Auswahl

aus

Fanny Tarnow's

Schriften.

Erſter Band.

Leipzig, 1830.
Verlag von Carl Focke.

BIBLIOTHECA
[illegible]
[illegible]SIS

Inhalt.

Subſcribenten-Verzeichniß.
Vorrede.
Thekla.
Leo, Graf von Tönsberg.

Subſcribenten-Verzeichniß.

	Expl.
Ihro Kaiſerliche Majeſtät Alexandra Feodorowna, Kaiſerin von Rußland	2
Ihro Majeſtät die Königin von Würtemberg	2
Se. Majeſtät der König von Preußen	2
Ihro Königliche Hoheit die Kronprinzeſſin von Preußen	1
Ihro Königliche Hoheit Prinzeſſin Wilhelm von Preußen, geb. Prinzeſſin von Heſſen-Homburg	1
Ihro Königliche Hoheit Prinzeſſin Carl von Preußen, geb. Prinzeſſin von Heſſen-Homburg	1
Ihro Königliche Hoheit die Herzogin von Cumberland	2
Ihro Kaiſerliche Hoheit die Großherzogin von Weimar, geb. Großfürſtin von Rußland	1
Ihro Königliche Hoheit die verwitwete Großherzogin von Weimar	2
Ihro Königliche Hoheit Louiſe von Bourbon, vermählte Prinzeſſin von Sachſen	2
Ihro Kaiſerliche Hoheit Prinzeſſin Caroline von Sachſen, geb. Erzherzogin von Oeſtreich	1

	Expl.
Ihro Königliche Hoheit Prinzeſſin Amalia von Sachſen, geb. Prinzeſſin von Baiern	1
Ihro Königliche Hoheit P. A. v. S.	1
Ihro Königliche Hoheit Prinzeſſin Amalia von Sachſen	1
Se. Königliche Hoheit der Herzog von Cambridge	1
Ihro Königliche Hoheit die Herzogin von Cambridge	1
Ihro Königliche Hoheit die verwitwete Erbgroßherzogin Auguſte von Mecklenburg-Schwerin	1
Ihro Königliche Hoheit die Erbgroßherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin	1
Se. Königliche Hoheit Herzog Guſtav von Mecklenburg-Schwerin	1
Se. Königliche Hoheit Herzog Carl von Mecklenburg-Schwerin	1
Se. Durchlaucht der Erbprinz von Sachſen-Altenburg	1
Ihro Königliche Hoheit die Erbprinzeſſin von Sachſen-Altenburg	1
Ihro Königliche Hoheit die Herzogin Georg von Sachſen-Altenburg	1
Se. Durchlaucht der Herzog Georg von Sachſen-Altenburg	1
Se. Durchlaucht der regierende Fürſt von Hohenzollern-Hechingen	1
Se. Durchlaucht der Erbprinz von Hohenzollern-Hechingen	1
Ihro Königliche Hoheit die Erbprinzeſſin von Hohenzollern-Hechingen	1
Ihro Durchlaucht die Prinzeſſin Julie von Hohenzollern-Hechingen	1
Ihro Durchlaucht die regierende Fürſtin zu Schwarzburg-Sondershauſen	1
Ihro Durchlaucht die Erbprinzeſſin zu Schwarzburg-Sondershauſen	1
Ihro Durchlaucht die Prinzeſſin Charlotte zu Schwarzburg-Sondershauſen	1
Se. Durchlaucht der Prinz Carl zu Schwarzburg-Sondershauſen	1

	Expl.
Ihro Königliche Hoheit die Herzogin von Naſſau	1
Ihro Königliche Hoheit die Prinzeſſin Louiſe von Preußen, vermählte Fürſtin Radzivil	1
Ihro Königliche Hoheit die Fürſtin Thereſe von Thurn und Taxis	1
Ihro Durchlaucht die Fürſtin Wilhelmine von Thurn und Taxis	1
Ihro Durchlaucht die Fürſtin von Fürſtenberg	1
Ihro Durchlaucht die Fürſtin von Hohenlohe, geb. Prinzeſſin von Fürſtenberg	1
Ihro Durchlaucht die Herzogin von Dino, geb. Prinzeſſin von Curland	1
Ihro Durchlaucht die verwitwete Fürſtin Caroline von Schöneich-Carolath	1
Ihro Durchlaucht die Fürſtin Reuß LX.	1
Ihro Durchlaucht die Prinzeſſin Julie von Schönburg	2
Se. Durchlaucht der Fürſt zu Schaumburg-Lippe	1
Ihro Durchlaucht die Fürſtin zu Schaumburg-Lippe	1
Ihro Durchlaucht die Gräfin von Schaumburg-Lippe	1
Se. Durchlaucht der Erbprinz von Anhalt-Bernburg	1

Arnſtadt.

Frau Gräfin Auguſte von Treſſan	1
— Adolphine von Marſchall, geb. von Witzleben	1
Fräulein Herminie von Witzleben	1
Frau Räthin Meinhardt	1
Herr Landkammerrath Krieger	1

Augsburg.

Frau Obriſtin von Biber	1
Friederike Freifrau von Süßkind	1

	Expl.
Frau Laura von Schäzler	1
— Emilie von Schäzler, geb. von Frölich .	1
— Mariane von Schäzler, geb. von Liebert	1
— Friederike von Frölich, geb. von Wohnlich	1
— Henriette Sander, geb. von Lotzbeck .	1
— von Lotzbeck	1
Herr Louis von Wohnlich	1
Frau J. von Hoffnonß	1
— C. von Rad	1
— von Beſſerer	1
— J. von Lansberg	1
Zwei Ungenannte	2

Berlin.

Frau Gräſin Rende, Oberhofmeiſterin Ihrer Königl. Hoheit der Kronprinzeſſin von Preußen	1
— Generalin von Elsner	1
— Generalin von Boguslowsky . . .	1
Fräulein Albertine von L'Eſtocq, Stiftsdame zum heiligen Grabe	1
Frau Geheime Ober-Tribunalsräthin Müller	1
— Geheime Legationsräthin Varnhagen von Enſe	1
— von Romberg, geb. Gräſin von Wartensleben	1
— Baronin von Lichnowsky, geb. von Karſtedt	1
— von Render, geb. Gräſin Chazot . .	1
— Wallmann Frege	1
— Ulrike Martini, geb. Frege . . .	1
— Geheimeräthin Endall	1
— Gräſin von Dankelmann, geb. von Hertefeld	1
— Adelbine von dem Kneſebeck, geb. von Klitzing	1
Verwittwete Madame Bede	1
Frau Betty Rane	1
Herr Präſident von Scheve	1
— Criminal-Director Hitzig . . .	3
— Buchhändler Enslin	1
— Graf Wilhelm von Blankenſee auf Filehne	1
— von Puttkammer, Hauptmann in der reitenden Garde-Artillerie	1

	Expl.
Herr Hofrath Lanzizolle	1
— Doctor von Valentini	1
— C. Kabrun	1
— P. Ebers	1
— Joſeph Mendheim	2
— John Schleſinger	1
— M. J. Schleſinger	1
— Albert Mendheim	1
— J. A. Liebert	1
— Theodor von Tarnow	1
Frau Baronin Caroline La Motte Fouqué, geb. von Brieſt	1
— von Rochow, geb. von Merwitz	1
— von Stechow, geb. von der Reck auf Rotzen bei Rathenow	1
— von Rochow, geb. Gräfin Wartensleben	1
— von Ahlefeld, geb. von Bonim	1

Vollersdorf bei Dahme.

Frau von Heinecke, geb. Gräfin Vitzthum	1

Bonn.

Frau Commerzienräthin P. Weerth	1
— Senatorin L. Weſſel	1
Herr Profeſſor E. M. Arndt	1
— L. C. von der Heyden, med. stud.	1

Schloß Blitterswyck bei Geldern.

Frau von Häften auf Blitterswyck	1

Bremen.

Frau Doctorin Albers	1
— Pauline Adami	1
— Senatorin Klugkiſt	1
— Henriette Klugkiſt	1
Herr Senator Pavenſtädt	1

	Expl.
Herr P. H. Köpke	1
— Doctor Schild	1
— Senator Albers	1

Brieſe bei Oels.

Frau Gräſin Julie Kospoth, geb. von Poſer	1

Breslau.

Frau Gräſin Sophie Stoſch	1
— Julie von Tſchirſchky auf Domanz	1
Herr Rittmeiſter Hufeland auf Marksdorf	1
— Profeſſor Treviranus	1

Bützow.

Madame Seeler	1
Herr Doctor Hennemann auf Walde	1
— Hauptmann Tarnow	1
— von Stern auf Brockhauſen	1
— Baron von Meerheimb auf Giſchow	1
— G. F. von Langen auf Belitz	1
— von der Kettenburg	1
— von Wick	1

Bückeburg.

Herr Fr. Hespe, Kaufmann	1

Curland.

Herr Peter, Reichsgraf von Medem in Mitau	1
Frau Eliſe, Reichsgräſin von Medem in Mitau	1
— Geheime-Räthin von Schöpping, geb. Reichsgräſin von Medem auf Bornsmünde	1
— Gräſin Louiſe Kaiſerling zu Cabillen	1
— Caroline von Behr in Mitau	1
— Eliſabeth, Reichsgräſin von Medem in Mitau	2

Danzig.

	Expl.
Herr Negoziant John Simpſon	1
— Täubert	1

Dresden.

Frau Geheime-Finanzräthin von Zanthier, geb. Freiin von Gutſchmid	1
— Eliſe von der Reck, geb. Reichsgräfin von Medem	1
Fräulein Pauline von Brochowska, Hofdame .	1
Frau Bürgermeiſterin Pohland, geb. Hauſchild	1
Fräulein Thereſe aus dem Winkel . . .	1
Ihro Excellenz Frau Oberhofmeiſterin von Lubieniecka	1
Ihro Excellenz Frau Oberhofmeiſterin von Tümpling	1
Ihro Excellenz Frau Oberhofmeiſterin von Ende	1
Ihro Excellenz Frau Oberhofmeiſterin Gräfin Joſephine Bieſeynska	1
Ihro Excellenz Frau Miniſterin von Noſtitz-Jänkendorf	1
Frau Kammerherrin von Kleiſt, geb. von Tauentzien	1
— von Brochowska, geb. von Ende . .	1
— von Lamo, geb. von Hopfgarten . .	1
Freifrau Henriette von Ferber, geb. von Breitzen	1
Freifrau Auguſte von Ferber, geb. von Breitzen	1
Frau Gräfin zu Dohna, geb. Gräfin zu Dohna	1
Fräulein von Haza	1
Madame Vogler, aus Bahia in Braſilien .	1
Frau von B.	1
Freiin Charlotte von Leyſſer, geb. Gräfin Pötting-Peſſing	1
Freifrau Henriette von Drechſel . . .	1
Frau Henriette von Bordeleben . . .	1
Madame Eliſe Nevius, geb. von Borries .	1
Frau Gräfinn Schönburg, geb. Freiin Mac-Neven-O'Kelly	1
— Thereſe von Globig, geb. Gräfin Fontane	1

	Expl.
Madame Jenny Lattermann	1
Frau Thereſe von Mandelsloh, geb. Freiin von Pfiſter	1
Frau Gräſin Fontana	1
— Hofräthin Ottilie von Langenn, geb. von Zobeltitz	1
— Appellationsräthin Julie von Uechtritz .	1
— Gräſin Jarazewska	1
— Doctorin Julie Dittmar, geb. Merz .	1
Fräulein Eliſabeth Blacker	1
Madame Kloß	1
Fräulein Auguſte von Zedtwitz . . .	1
Fürſtin von Lyner, geb. Gräſin Boſe . .	1
Fräulein Thereſe von Tümpling, Hofdame .	1
Fräulein Thereſe von Noſtitz, Stiftsdame .	1
Frau Gräſin von Schlabrendorf, geb. Gräſin Kalkreuth	1
Fräulein von Watzdorf	1
Frau Kammerherrin von Schönburg . .	1
— Hofräthin Kreyſig	1
— Hofräthin Haſſe, geb. Kees . . .	1
Mademoiſelle Chriſtine Löffler	1
Frau Caroline von Zehmen	1
Madame Schröder-Devrient	1
Mademoiſelle Julie Gloy	1
Herr Landrath von Löwenſtern . . .	1
— C. A. Tiedge	1
— Oberſteuerdirector von Watzdorf . .	1
Se. Excellenz Herr Miniſter von Noſtitz-Jänkendorf	1
Herr Kriegsrath von Quandt	1
— von Zedtwitz, Hof- und Juſtizrath .	1
— Charles von Urruſſ	1
— Freiherr von Pfiſter	1
— Charles Laird Wigram	2
— Heinrich Schütze auf Schweta . . .	1
— Doctor A. Hedenus	1
— Hofrath Eduard Gehe	1
— General Kniacewitz	1
— Oberſt von Witzleben	1

	Expl.
Herr Profeſſor von Villers	2
— Kammerherr von Globig	1
— Major Serre	1
— F. A. Korezky	1
— C. Devrient	1
— Rudolph von Römer	1
— Graf Wolf Baudiſſin	1
— Graf Holſtein	1
— Graf Heinrich Vitzthum von Eckſtädt	1
— Baron Steuber, Kurfürſtlich Heſſiſcher Geſandter	1
— Freiherr von Gregorini	1
— Georg Heinrich Meuſel	1
— Senator Juſt	1
— Hofmedicus Kergel	1
Frau Majorin von Gröben	1
Fräulein Caroline Gehe	1
Frau Hauptmannin Keßler, geb. von Mannteufel	1
— von Pequeyſſie	1
— von George	1
— von Krauſe auf Weißtrupp	1

Dobrau bei Krappitz.

Frau Gräfin Schmer=Theß	1

Dombrowka bei Krappitz.

Frau Baronin C. von Dalwig	1

Düſſeldorf.

Herr J. H. C. Schreiner	1

Eichow bei Cottbus.

Frau von Zabeltitz, geb. von Langenn	1

Elberfeld.

Frau Eliſe Schleiden, geb. von Ruys	1

		Expl.
Frau	Paſtorin Marriat Groſſe, geb. von Nuys zu Clettenberg	1
—	Charlotte Becher, geb. von Binzer	1
—	Charlotte Heilmann, geb. Döhler	1
—	Köhler Beckmühl	1
—	Sophie Aders	1
—	Helene Aders Brink	1
—	Paſtorin Hülsmann	1
Herr	Heinrich Kamp	1
—	vom Rath	2
—	C. Feldhoff	1

Frankfurt am Main.

Frau	Pröbſtin von Fichard	1
—	Sophie Schloſſer, geb. Du Fay	1
—	Souchay	1
—	Gräfin Virginie Reinhard	1
—	R. Wilmans	1
—	Charlotte Gontard	1
—	Cecilie Gontard, geb. Gontard	1
—	J. Gontard, geb. d'Orville	1
—	Witwe Leſſing	1
—	Henriette Manskopf	1
—	Emma Borgnis	1
—	C. du Fay, geb. Thurnegſtein	1
—	A. Brentano	1
—	Nies du Fay	1
—	Baronin Adelheid von Rothſchild	1
—	J. C. von Fichard	1
—	Henriette von Mühlen, geb. von Lersner	1
—	Natalie von Malapert, geb. von Mühlen	1
—	Emilie von Günderode	1
—	C. von Stregen	1
—	Baronin Carl von Rothſchild	1
Fräulein	Mariane Hertz	1
Frau	Maria von der Mühle	1
—	Sophie de Neufville, geb. Gontard	1
—	Alexander Bernus	1
—	Nunten	1

	Expl.
Frau Manskopf Scheibler	3
— Wachs	1
— Mumm	1
— Pfarrer Stein	1
— Pfarrer Spieß	1
Fräulein C. Stricker	1
Frau L. Schmid	1
Herr Johann Martin Steuk	1
— M. Hertz	1
— Freiherr von Lindenau, Königl. Sächſiſcher Geſandter am Bundestage . . .	1
— Geheime Rath und General-Poſtdirector, Baron von Brints-Berberich . . .	1
— Baron A. B. Rothſchild. . . .	1
Eine Ungenannte	1

Gadebuſch.

Herr Wunderlich	1

Gießen.

Frau Profeſſorin Wilbrand, geb. von der Denken	1

Genf.

Madame Brindt	1
Herr Alexey von Wahl	1
— Rudolph von Brümmer . . .	1
— Moritz von Schiferli in Elfenau bei Bern	1

Glauchau.

Frau Gräſin Louiſe von Schönburg-Glaucha .	1
— Julie Herrmann, geb. Kunz . . .	1

Göttingen.

Fräulein Dorothea von Rodde-Schlözer . .	1

Grochwitz bei Herzberg.

	Expl.
Frau Baronin von Palombini, geb. Dabrowska	1

Greifswald.

Frau Baronin Amalia von Klat=Trautvetter, geb. von Both	1
— von Möller	1
Fräulein Emma Koſegarten	1
Frau Charlotte von Wahl	1
— Sophie, Gräſin von Hahn	1
— Louiſe von Wahl	1
— Wilhelmine Fabricius	1
— Sophie Grave	1

Güſtrow.

Frau Hofräthin Caroline Ziel, geb. Berkel	1
— Domainenräthin Frölich	1
— Steuerräthin Schultz	1
Herr Hofrath Piper	1
— Geheime Hofrath Trotſchke	1
— Profeſſor Kämerer	1

Guben.

Herr J. Cokeril	1

Haag.

Fräulein Jeannette Klügel, Vorleſerin Ihrer Königlichen Hoheit, Prinzeſſin Friedrich von den Niederlanden	1

Halle.

Frau Hofräthin Auguſte Warkey, geb. Sachſe	1
— Majorin von Kroſigk, geb. von Schurff	1
— Oberlandsgerichtsräthin Zepernick, geb. Glück	1

	Expl.
Frau Caroline Seiler, geb. Klügel	1
Herr Profeſſor Düffler	1
— Kaufmann Schlitte in Trotha	1

Hannover.

Gräfin Alexandrine von Benningſen	1
Fräulein Adolphine von Ahlefeld	1
Herr Oberſtlieutenant von Marſchalk	1
— Ober-Juſtizrath von Werlhof	1
— Regierungsrath von Werlhof	1

Hamburg.

Frau Doctorin Mayer, geb. Böhmer	1
— Jeannette Goldſchmidt, geb. von Jacobſen	1
— Emilie Simon, geb. Godeffroy	1
— Senatorin Fanny Jeniſch	1
Fräulein Bertha Jeniſch	1
Frau Charlotte Thierry, geb. Godeffroy	1
— Suſette Pariſch, geb. Godeffroy	1
— S. Meyer	1
Fräulein F. Meyer	1
Frau Suſanne Hahn	1
— A. Oppenheim	1
Fräulein Emma Schuback	1
Frau Witwe Herrmann	1
— Magdalena Rücker	1
— Charlotte Roß, geb. Hermann zu Louiſenburg	1
Fräulein Johanna Tiedemann	1
Verwitwete Frau P. Sprinkhorn	1
Frau A. C. Kähler	1
— Profeſſorin Calmberg	1
— Nanette Helbert	1
— Doctorin Mummſen	1
Herr A. H. Hartmeyer	1
— Peter Godeffroy	1
— J. H. Rücker	1
— Senator Rentzel	1

	Expl.
Herr Senator Spalding	1
— Senator Pehmöller	1
— Dr. Präſes Schönhütte	1
— Dr. Abendroth	1
— Wilken	1
— B. Goldſchmidt	1
— von Struve, Kaiſerlich Ruſſiſcher Geſandter	
— Commerzienrath H. Hasperg	1
— Doctor de Chaufepie	3
— M. Oppenheimer	1
— Herrmann Heine	1
— Martin Jankes	1
— Hartwig Heſſe	2

Heidelberg.

Frau Kirchenrath Ming	1
— Bechen	1
Herr Dr. Nabal	1

Heinrichsdorf in Weſtpreußen.

Herr Geheime Juſtizrath von Arnim	2

Jena.

Frau Conſiſtorialräthin Marezoll, geb. Mayenber	1
— Geheimeräthin Schmidt	1
Fräulein Julie Stark	1

Kiel.

Herr Advocat Balemann	1
Frau Erneſtine Burk	1

Königsberg.

Frau Generalin von Stülpnagel	1
— A. M. W. Gordack	1
— L. Hagedorn	1

	Expl.
Frau Stadträthin H. Hagedorn	1
— Criminalräthin Richter	1
Fräulein A. Sanio	1
Fräulein Fanny Aronſon	1
Frau Johanna Jüterbock, geb. Hirſch	1
— Medicinalräthin Hirſch	1
— Aſſeſſorin J. Gamm, geb. Tſchepius	1
— Stadträthin Hartung	1
Verwitwete Frau Juſtizräthin Johannſen	1
Frau B. Friedländer, geb. Oppenheim	1
— Amalia Friedländer, geb. Heine	1
— M. Schwartz, geb. Oppenheim	1
— von Czudnachowsky	1
Fräulein Friederike Friedmann	1
Frau J. Papendiek	1
— D. A. Dulk	1
— Criminalräthin Brand	1
— Oberlandsgerichtsräthin Thiel, geb. Möller	1
— Bankdirectorin Schlubach, geb. Cabrit	1
— Consul Brockmann, geb. Palowsky	1
— F. A. Touſſaint, geb. Dirkſon	1
— Stadträthin Laura Bittrich, geb. Maldzio	1
— Gräfin Angelika zu Dohna, geb. Gräfin Dänhoff auf Dänhoffſtädt	1
— von Auerswald, geb. Frey auf Faulen	1
— Gräfin zu Dohna, geb. Freiin von Vietinghoff auf Raudnitz	1
Herr R. Warſchauer	1
— Oberbürgermeiſter Liſt	1
— Medicinalrath Dr. Unger	1
— Carl Douglas	1

Kuhna.

Herr Carl Auguſt Meuſel	1

Leipzig.

Frau Henriette Weiſſe, geb. Schicht	1
— Auguſte Harkort, geb. Aders	2

	Expl.
Frau Hofräthin Rochlitz	1
— Stadthauptmännin Rummel	1
Madame Crayen	1
Frau Julie Schunk	1
— Gottlieb Clauß	1
— Gustav Harkort	1
— Hofräthin Henriette Kell	1
— Erneſtine Platzmann-Preuſſer	1
— Dr. Louiſe Pohl, geb. Dähne	1
— Eleonore Seyfarth	1
— Emilie Küſtner-Rode	1
— Doris Buchler	1
Herr Hofrath Friedrich Rochlitz	1
— Dr. W. Cruſius	1
— J. Albert von Jordan	1
— Georg Voß, Wechſel-Senſal	1
— Dr. R. Vollſack	1
— Dr. Alb. Braune	1
— Rudolph Weber	1
— Carl Albrecht Oehler	1
— Louis Mühlig	1
— Dr. Moritz Kind	1
— Carl Lippoldt	1

Liefland.

Helene, Baronin von Wolff auf Schloß Alt-Schwanenburg	1
Chriſtoph, Freiherr von Campenhauſen auf Weſſelshof	1
E. Baronin von Wolff, geb. von Villebois auf Neu-Laitzen	1
Fürſt Barclay de Tolly	1
Frau Baronin von Wolff, geb. Baronin von Meyendorf auf Lebtin	1
— J. von Blankenhagen auf Dobbruſch	1

Limburg an der Lahn.

Frau Liſette Trombella, geb. Oberſt	1

	Expl.

London.

Herr Major Charles Wilmer	1

Lübbenau.

Frau Gräſin zu Lynar, geb. Gräſin Voß .	1

Lübeck.

Herr Dr. jur. Klügemann	4
— Dr. Martini	2

Ludwigsluſt.

Frau Generalin von Penz	1
— Generalin von Voth, geb. von der Lane	1
— Generalin von Boddien	1
Ihro Excellenz, Frau Miniſterin von Pleſſen .	1
Frau Oberſtallmeiſterin von Bülow . .	1
Herr Viceoberſtallmeiſter von Rantzow . .	1
— Kammerjunker, Baron Stenzlin . .	1
— Rittmeiſter von Schack	1
— Major und Adjutant von Kahlden . .	1
— Major von Kleeberg	1

Lüneburg.

Fräulein Adolphine von Müller . . .	1
Frau Natalie von Müller, geb. Benningſen .	1
— Wilhelmine von Meding	1
— Abbatiſſin von der Wenſe . . .	1
— Landdroſtin von Decker	1
— Generalin von Wangenheim . . .	1
— Gräſin Eleonore Bothmer . . .	1
— Gräſin W. Jochmus	1
Herr Superintendent Dr. Chriſtiani . .	1
— Dr. jur. Chriſtiani	1
— Dr. jur. Th. Meyer	1
— Paſtor Genzken	1

	Expl.
Herr Paſtor Merikel	1
— Amtmann A. C. Wedekind	1
— G. Leppien	1
Die Direction der Lüneburger Leſegeſellſchaft	1

Mainz.

Fräulein Charlotte Pietſch	1

Magdeburg.

Frau Louiſe Nathuſius, geb. Engelhard in Althaldensleben	1
— Johanna Hillebrand, geb. Engelhard	1
— Bürgermeiſterin Coqui	1
— Henriette Coqui	1
— Emilie Weichſel, geb. Morgenſtern	1
Herr Wilhelm Denecke	1
— C. F. Gottſchald	1
— J. G. Marter	1
— Major, Freiherr von Maibem	1
— Kaufmann Morgenſtern	1

Meißen.

Frau von Vieth, geb. Gräſin Seyderlitz	1

Merſeburg.

Frau Emilie von Ganltin St. Blancard	1

Naunhoff bei Moritzburg.

Frau Droſtin von Egidy	1

Olbernhau.

Freifrau von Reitzenſtein, geb. von Voß	1
Frau von Feilitzſch, geb. Freiin von Reitzenſtein	1

	Expl.
Frau Thekla von Schletter, geb. von Trebra	1
Graf Wilhelm von Kleiſt	2
Herr von Schönberg auf Pfaffroda	2
— Amtshauptmann von Biedermann in Niederforchheim	1

Parchim.

Frau Präſidentin von Oertzen, geb. Gräſin Moltka	1
— Secretairin Scheel	1
Herr Vicepräſident von Hobe	1
— Geheime Medicinalrath Becker	1
— Oberappellationsrath Ronnberg	1

Paris.

Frau Ulrike von Quandt	1

Petersburg.

Se. Excellenz, der General-Lieutenant Friedrich Maximilian Klinger	1
Fräulein Friederike Kluger	1
Herr Buchhändler J. C. Höwert	1
— Buchhändler J. Brieſt	2
— Buchhändler Carl Lißner	2
Herr Conſulent Eduard Mövers	1

Poſen.

Herr Geheimerath von Micholsky	1

Rehna.

Herr Droſt H. von Pleſſen	1

Rinteln.

Frau von Hoffmann	1

Rogau bei Krappitz.

	Expl.
Frau Gräfin von Haugwitz, geb. Prinzeſſin von Carolath	1

Roſtock.

Frau Conſiſtorialräthin Wiggers	1
— von Walsleben auf Neuendorf	1
Fräulein Chriſtiane Wieſe	1
— — Eliſe Kuhl	1
— — Eliſabeth Janensky	1
— — Albertine von Flotow	1
Madame Sophie Weber	1
Frau Majorin von Elderhorſt	1
Fräulein Ida Meyenn	1
Frau Senatorin Havernick	1
Fräulein Clara Schulze	1
— — Sophie Klockmann	1
Madame Hommel	1
— — Friederike Schomann	1
Frau Hofräthin Johanna Frehſe	1
— Commerzienräthin Suſemihl	1
Madame Haſe	1
— — Frehſe auf Kuſſewitz	1
Herr Hauptmann von Stein	1
— Profeſſor Spitta	1
— Geheime Commerzienrath Levenhagen	1
— Commerzienrath Suſemihl	1
— Commerzienrath Hewitz	1
Herr Major von Vietinghoff	1
Frau Landräthin von Oertzen auf Roggow	1
Herr Droſt G. von Both in Suan	1
— Gerichtsdirector Crell in Suan	1

Schneeberg in Sachſen.

Frau Thereſe von Helldorf, geb. von Trebra	1

Schwerin.

	Expl.
Frau Oberlanddroſtin von Lehſten, geb. von Both	1
— Kammerherrin von Pritzbuer, geb. von Lehſten	1
Fräulein Charlotte von Both	1
Frau Oberjägermeiſterin von der Lühe, geb. Gräfin Brühl	1
— Ida von Pleſſen, geb. von Pentz . .	1
Herr Oberlanddroſt von Lehſten . . .	1
- Generalmajor von Kamptz . . .	1
— Juſtizrath von Bülow	1
— Obermedicinalrath Hennemann . .	1
— Geheime Kammerrath von Steinfeld .	2

Stade.

Herr Bürgermeiſter Lubbren	1

Stralſund.

Frau Commerzienräthin Eliſabeth Spalding .	1
— Caroline Struck	1
— Senaterin Johanna Reinke . . .	1
Fräulein von Thun	1
— — von Kemphen	1
— — F. von Schnitler	1
— — Louiſe Sager	1
Herr B. von Uſedom auf Carzitz auf der Inſel Rügen	1

Sulau in Schleſien.

Frau Baronin von Troſchke, geb. Gräfin Burghaus	1

Stuttgart.

	Expl.
Frau von Tautpheus	1
— Gräſin von Mühlenfels, geb. Gräſin von Andlau	1
Freiherr von Wirſing, Königl. Sächſ. Chargé d'affaires in Stuttgart	1

Tamkow bei Friedeberg.

Herr von Brand	1

Tamſel bei Küſtrin.

Gräſin Wilhelm Schwerin, geb. Gräſin Döhnhoff	1

Tharandt.

Frau Profeſſorin Reum	1

Tzſchernowitz bei Guben.

Herr Landesdeputirter von Kleiſt	1

Utrecht.

Herr van Zuylens Nyvel	1

Verden.

Herr Medicinalrath Carl Matthäi	1

Weimar.

Gräſin Caroline Egloffſtein	1

	Expl.
Gräſin Julie Egloffſtein	1
— Conſtanze Fritſch	1
Frau von Hopfgarten, geb. Freiin von Fritſch	2
— Gräſin von Hohenthal	1
— von Pogwiſch	1
— Gräſin Santi	1
Fräulein F. von Alten	1
Fräulein Froriep	1
Herr Geheimerath und Kanzler von Müller .	1
— Geheimerath und Oberkammerherr von Wolfskeel	1
— Dr. F. Soretz	1

Weißenfels.

Fräulein Betty Tarnow	1

Weſel.

Frau Cecilie von Spaen auf Ringenberg .	1
Herr von Rieſe	1
— J. M. Luyken	1

Wismar.

Frau Geheimeräthin von Baſſewitz, geb. von La Roche auf Schonhöf	1
— Kammerherrin von Vieregg, geb. von Oertzen	1
— Julie von Baſſewitz auf Schimm . .	1
Herr Oberhauptmann von Pleſſen . . .	1
— M. C. F. Crain	1
— Kammerherr von Langen auf Neuhoff .	1
— Karl von Both auf Pohlſtorff . .	1

Wittenberg.

Frau Obriſtin von Brockhuſen, geb. von Kleiſt	1

Wittmoldt in Holſtein.

	Expl.
Herr Ch. Eckard auf Wittmold	1

Wolgaſt.

Frau von Homeier	1

Zelle.

Frau Landſchaftsdirectorin von Ploto	1
— Vicepräſidentin von W.	1
— v. B.	1
— Landräthin von der Weuſe	1
— von Zerſſen	1
— von Anderten	1
Herr von Hammerſtein	1
— von Bremer	1

Zützen bei Schloppe in Weſtpreußen.

Fräulein Cecille von Beville	1

Naumburg.

(Nachträglich.)

Frau von Witzleben, geb. von Witzleben	1

Den mir Wohlwollenden.

Mit wehmuthsvoller Rührung ſehe ich jetzt am Ende meiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn auf dieſe Erzählungen zurück, welche ich als ein Vermächtniß der Dankbarkeit und der Liebe in die Hände der mir Wohlwollenden und Befreundeten lege, die ſich für die Beförderung ihrer Herausgabe mit eben ſo edler, als mich ehrender Theilnahme verwendet haben. Wie gern hätte ich Manches darin geändert! Wie Vieles ſcheint mir einer Verbeſſerung benöthigt! Aber ein ganzes Leben liegt zwiſchen der Jugendzeit, wo ich den größten Theil derſelben ſchrieb, und dem Zeitpunkt, wo ſie jetzt wieder erſcheinen, und es war mir in meiner jetzigen Stimmung nicht möglich, mich wieder in jene reiche Vergangenheit mit ihren Täuſchungen, mit ihren Schmerzen und Freuden ſo lebhaft zurück zu träumen, daß ich in dem eigenthümlichen Geiſt dieſer Darſtellungen etwas daran zu ändern vermocht hätte. So mußte ich mich denn auf das beſchränken, was ich in kleinen Verbeſſerungen der Schreibart zu leiſten vermochte, und dies habe ich ſo ſorgſam, als es mir möglich war, zu thun verſucht.

Meiner Ueberzeugung nach habe ich keinen Anſpruch auf dichteriſches Talent zu machen. Mein Gefühl war meine Muſe: daß ich tiefer und wahrer empfand als manche Andre; daß in jeder Beziehung und in jedem Verhältniß des Lebens Treue der Grundton meines Daſeins blieb, gibt meinen Schriften den einzigen Werth, den ſie in meinen Augen haben, den: daß ſie das Eigenthümliche weiblicher Sinnes- und Empfindungsweiſe in der vollen Wahrheit des Selbſtgedachten und Selbſtempfundenen ausſprechen. Daher habe ich auch alle Nachbildungen und Ueberſetzungen fremder Werke, die von mir erſchienen ſind, in dieſe Ausgabe meiner Schriften nicht mit aufgenommen; auch die „Prophetin von Caſchimir“ nicht, wenn mir gleich von mehreren Seiten der Wunſch geäußert worden iſt, daß ſie darin erſcheinen möge.

Ueber „Thorilde von Adlerſtein“ ſind bei ihrer erſten Erſcheinung von mehreren achtungswerthen Kunſtrichtern ſo ſchöne und ernſte Worte geſprochen worden, daß ich jede Rechtfertigung, dies Nachtſtück nicht zurückgelegt zu haben, für überflüſſig halte. Thorilde geht unter, weil ihr bei allem ſittlichen Adel ihrer Grundſätze und ihres Charakters die Kraft fehlt, ſich mit ihrem Schickſal zu verſöhnen, welche uns allein die feſte Zuverſicht geben kann, daß die Vorſehung mit göttlicher Liebe und Weisheit über uns wacht. Man kann darüber nichts Einfacheres und zugleich nichts Erſchöpfenderes ſagen, als: daß Denen, die Gott lieben und ihm vertrauen, alle Dinge zum Beſten dienen müſſen. Um mich ſelbſt in dieſer Zuverſicht zu ſtärken, um ſie lebendiger in mir zu entwickeln, ſchrieb ich Thorilde zu einer Zeit, wo ich mit einem furchtbaren Seelenſchmerz zu kämpfen hatte, und ich verdanke ihr viel von der freudigen Klarheit, die ſich in den Erzählungen des folgenden Bandes, und einigen der zweiten Abtheilung ausſpricht. Es iſt gewiß, daß das Erdenleben dem zagenden Herzen in der Verkettung von Tugend und Laſter und dem täuſchenden Anſchein ihrer Folgen zuweilen finſtre, furchtbare Räthſel vorlegt; ſoll man ſich aber von dieſen feige abwenden? — Nein, auch ihnen ſoll man muthig in's Auge blicken, denn es gibt hienieden keine Klage ohne Troſt, keine Frage an das Schickſal, auf die der Glaube nicht eine verſöhnende und erhebende Antwort zu geben hätte. In dieſem Sinn ſchrieb ich Thorilde; in dieſem Sinne möge ſie geleſen und beurtheilt werden!

Wären mir im Laufe dieſes Jahres nur einige ſchmerzensfreie Wochen oder Tage zu Theil geworden, ſo hätte ich die in Petersburg geſchriebenen Briefe noch mit einigen Zuſätzen vermehrt, da ich im Jahr 1817 das Intereſſanteſte was ich dort ſah, hörte und erfuhr, nicht ohne Indiscretion bekannt machen durfte, wohl aber Manches davon jetzt nach dem Verlauf von zwölf Jahren. Die Erfüllung dieſes Wunſches iſt mir aber nicht geworden, und mir wahrſcheinlich hienieden keine ſchmerzensfreie Stunde mehr beſchieden; ich habe mich daher begnügen müſſen, Einiges zu ſtreichen, was mir jetzt zu veraltet ſchien; z. B. den Brief über die ruſſiſche Literatur.

Und ſo geht denn hin, ihr leichten Blätter, und bringt mancher edlen, mir befreundeten Seele meinen Abſchiedsgruß und meinen innigen liebevollen Dank für alle die Freuden, die ich der Achtung und der wohlwollenden Theilnahme vieler guten Menſchen in unſerm theuren deutſchen Vaterlande zu verdanken habe. Die Hand, die euch niederſchrieb, wird bald in Staub zerfallen, aber die Liebe zum Guten, Schönen und Wahren, die das Herz beſeelte, welches ſich in euch ausſpricht, wird ein unvergänglicher Laut in der Harmonie der geiſtigen Welt bleiben. — Dieſe Zuverſicht des Ewigen und Unvergänglichen iſt der Hoffnungsſtern, der meine Erdennacht erhellt, und ſie wird auch der freudige Troſt meiner Todesſtunde bleiben.

Weißenfels
im December 1829.

Fanny Tarnow.

Thekla.

(Geſchrieben im Jahr 1807.)

Le bonheur céleste n'est que la durée dans l'enthousiasme et la constance dans l'amour.

Corinne.

Als ich vor zehn Jahren mit meinem Gatten U. verließ, um uns nach Amerika einzuſchiffen, führte uns unſer Weg nach St., wo wir einige Tage bei einem Jugendfreund meines Reinhard weilen wollten, dem das Schickſal hier ſeinen Heerd gebaut und das Glück ein holdes, liebes Weib beſcheert hatte. Ein Zug ſanfter Trauer, den Honorinens Geſicht trug, machte ſie mir noch intereſſanter, und bald erfuhr ich, die Trauer gelte der Krankheit einer Freundin, von deren Liebreiz, ſo wie von der Freudigkeit, mit der ſie in ihrem ſechzehnten Jahre ſich zum Tode bereite, beide Gatten nicht müde werden kennten, zu erzählen. Am Nachmittag kam die Mutter der Kranken zu uns; ſie hatte die Ankunft meines Mannes erfahren; und da die Aerzte der Stadt wenig Hoffnung zu Thekla's Herſtellung gaden: ſo haſchte ſie deſto ſehnlicher nach dem Rath und der Hülfe, die ihr dieſer vielleicht noch zu gewähren vermochte. Wir nahmen ihre Einladung, den Abend bei ihr zuzubringen, an, und Honorine und ich begleiteten ſie gleich hinüber. Die Kranke ruhte, in reinem Weiß gekleidet, auf dem Sopha. Nie ſah ich früher oder ſpäter zartere, über die Seele gleichſam nur gehauchte Formen; Alles, was Empfindung Süßes, was Frömmigkeit Holdes und Jungfräulichkeit Unnennbares hat, ſprach aus dieſen Zügen, dieſer zarten ſchönen Geſtalt, um die der Zauber himmliſchen Friedens ſchwebte. — Ihre Krankheit war Folge einer Erkältung nach ſtarker Erhitzung, und, wie alle Bruſtübel, ſehr ſchmerzvoll; doch bei ihrer Jugend und der Stille ihres Gemüthes faßte Reinhard die Hoffnung, ſie noch ganz wieder herſtellen zu können, und, hingeriſſen von dem Antheil, den mir ihr erſter Anblick eingeflößt hatte, vereinigte ich mich mit der Mutter und unſern Freunden, ihn zur Verlängerung ſeines Aufenthaltes und zu dem Entſchluß zu bereden, St. nicht eher zu verlaſſen, als bis er ſie außer Gefahr wiſſe. Der Werth, den Thekla auf den Bewegungsgrund unſers Bleibens legte, erwarb meinem Gatten ihren

Dank, mir ihre Liebe; und da auch ich mich immer näher und immer inniger zu dem zarten Weſen hingezogen fühlte; ſo verließ ich mehrere Wochen hindurch ihr Zimmer faſt gar nicht.

Auf dem Krankenbette fällt ſo manche Verzierung des Charakters, ſo manche erkünſtelte und angenommene Verſchönerung deſſelben weg, daß der Blick des Beobachters dann leicht in die verborgenſten Tiefen des Herzens dringt. Manche traurige Erfahrung dieſer Art hatte ich ſchon gemacht; am Krankenbette dieſes Engels wurden ſie mir alle vergütet. In ſechs Wochen der angreifendſten, peinlichſten Schmerzen, in ſechs Wochen der Ungewißheit über Leben und Tod, keine Klage, keine Miene des Unmuths und keine Spur von übler Laune! Immer nur mit der Sorge für Andere beſchäftigt, immer bedacht, der Mutter zu verbergen, daß ſie leide, immer ſorgend, denen, die ſie umgaben, ihre Pflege und Wartung zu erleichtern — und dabei ſo voll Dank für jede Erquickung, jede ſchmerzensfreie Minute! So willig ſie ſich auch allen Vorſchriften des Arztes unterwarf, entging es mir doch nicht, daß ſie eigentlich den Tod mehr liebte als das Leben, und ein ſtilles Sehnen nach der Stunde ihrer

Auflöſung im Herzen trug, das nicht blos Folge körperlicher Ermattung war. In einer unſrer einſamen Unterredungen geſtand ich ihr, daß ich mir bei ihrer Jugend dieſe Vorliebe für den Tod nur durch einen großen Schmerz zu erklären wiſſe, der ſie von der Erde und vom Leben abgelöſet habe.

„Nein,“ antwortete ſie mir, „mein Daſein war bisher ſtill und friedlich; doch habe ich, ſeit dem früheſten Aufdämmern meines Bewußtſeins, in banger Ahnung das Leben gefürchtet, und ein grauenvolles Dunkel ruht für mich auf der Zukunft. In tiefer Einſamkeit erzogen, kenne ich die Welt und das Leben nicht; aber ich weiß, daß das Böſe in ihnen faſt allmächtig herrſcht, und ich zittere im Gefühl meiner Hülfloſigkeit und Wehrloſigkeit gegen die Menſchen und das Schickſal vor ſeiner Macht.“ —

Mich rührte dieſe Anſicht des Lebens; und wenn ich ihre Sanftmuth, ihre kindliche Frömmigkeit, ihre widerſtandloſe Ergebung in jeden fremden Willen und jene Zartheit des Sinnes ſah, die ach! in unſerm rauhen Erdenklima zu ſehr der Krankheit gleicht! — ſo mußte ich mir ſelbſt geſtehen, es fehle dieſer Himmelsblume der ſchützende Dorn, und jede rauhe Hand habe unbeſchränkte Macht, ſie verletzen zu können. Man konnte nicht um ſie ſein, ohne von dem Gefühl ergriffen zu werden, daß jenſeits ihre Heimath, und dieſe Erde nur ein Ort der Verbannung für ſie ſei.

Mit der Gewißheit ihrer Geneſung kam ein tiefer Ernſt in ſie. „Ach,“ ſagte ſie mir einmal, „wie glücklich wäre ich geweſen, wenn mir jetzt nach dem ſchuldloſen Genuß einer frohen Kinderzeit ein ſanftes Entſchlafen, der Vorbote eines ſeligen Erwachens, vergönnt worden wäre! — Doch, Herr, nicht mein Wille geſchehe, ſondern der deine! — ich fühle es, ich bin zum Leiden beſtimmt; laß aber meine Ergebung darein ſtets eine freudige Ergebung ſein!“ —

Nach einigen Wochen führte ich ſie an einem ſchönen Morgen zum erſten Mal wieder in die freie Luft. Ihr Auge ruhte mit ſeelenvollem, ſegnendem Ausdruck auf der vor uns liegenden, im Schmucke des Frühlings neu aufblühenden Erde. „Ergreift Sie nicht,“ fragte ich ſanft, „in dieſem Augenblick ein frohes Gefühl des Daſeins? Dünkt es Sie nicht ſüß, dieſer Erde und dem freundlichen Leben wieder neu anzugehören?“

„Ja wohl,“ antwortete ſie mir gerührt, „iſt ſie ſo ſchön, dieſe Erde, aber doch iſt auf ihr die Tugend ein ewiger, ſchmerzlicher Kampf, wo eine Niederlage den Glanz Jahre langer Siege auf immer verdunkelt, doch bedarf auf ihr der Glücklichſte Ergebung in ſein Schickſal, der geliebteſte Menſch früher oder ſpäter unſere Verzeihung. — Jede freundliche Erſcheinung, jedes beglückende Gefühl ſtreuet den Samen eines aus ihnen aufkeimenden Schmerzes aus. — O wahrlich! ich ſcheue dieſen nicht, ich werde ihm willig mein Herz öffnen, mag er es brechen; nur lege nie die Reue ihre Schlangen daran, nur berühre es der Tod einſt rein und ſchuldlos, wie ich es jetzt an Gott zurückgebracht haben würde!“ —

Hier füllten ſich ihre Augen mit Thränen; ſie ſank in meine Arme und weinte lange eben ſo ſanft als tief betrübt. Ich bot Alles auf, ſie zu ermuthigen und Vertrauen auf die Kraft und den Herrſcherwillen des menſchlichen Gemüths in ihr zu wecken; aber die Zeit unſers Zuſammenſeins war zu kurz, um einen günſtigen Erfolg meiner Bemühungen hoffen zu können. Wir durften, wenn wir nicht den zu unſerer Ueberfahrt günſtigen Zeitpunkt verfehlen wollten, nicht länger in St. weilen. Mit Wehmuth und inniger Beſorgniß ſchied ich von Thekla. Welchen Zauber mußte die Liebe einſt dieſem Weſen verleihen, das jetzt ſchon für den Dank und die Freundſchaft Blicke, Thränen und Worte hatte, die ſich dem Herzen unvergeßlich einprägten! Ich erkannte bei dieſer Trennung die tiefe Leidensfähigkeit, die die Natur dieſem Herzen gegeben hatte; ich begriff nun erſt, wie ſie ihre Zukunft in prophetiſcher Ahnung errathen hatte, da ich ſelbſt auf der Erde das Glück nicht zu nennen wußte, das die Gewalt, die der Schmerz über dieſes Gemüth hatte, zu vergelten vermochte. O gewiß, das höchſte Glück erinnert uns immer an die Unvollkommenheit und die Beſchränktheit unſerer irdiſchen Natur, aber es gibt Einen Schmerz, der die Schranken dieſer Endlichkeit niederreißt, in unſerer Seele eine unermeßliche, unergründliche Tiefe ausfüllt, und ſie ſelbſt vernichten würde, wäre ſie nicht ein unſterbliches Weſen.

Ich durfte bei meiner Trennung von Thekla nicht darauf rechnen, ſie je wieder zu ſehen; und die Weite der Entfernung, die Abgelegenheit der Coloniſtenwohnung, die ich bei meiner Ankunft in

Amerika mit meinem Manne bezog, beraubte mich auch der Freude ihres Briefwechſels. Doch treu bewahrte mein Herz das Bild des holden Mädchens, das ſo geduldig, ſo gefaßt auf tiefes Weh, am Morgen ihres Lebens und in der Blüthe der Jugend und Schönheit keinen andern Wunſch hatte, als Schuldloſigkeit und ein friedliches Grab; und nie gedachte ich ihrer, ohne bange Sorge für das Geſchick eines Herzens, das, in ſeiner zu großen Weichheit, der Gleichgültigſte zu verwunden und ein geliebter Menſch in einem Seufzer zu brechen vermochte.

Mein Leben geſtaltete ſich in dem fremden Lande zu einer Reihe harter Prüfungen, in denen ich mit dem Schickſal um das edelſte Kleinod des Menſchen, Ruhe der Seele, einen ſchweren Kampf zu beſtehen hatte. Mein Charakter gewann Feſtigkeit, mein Geiſt vielleicht Stärke, aber mein Herz ward weicher, je mehr es blutete. Ich hatte Vaterland, Freunde und das Grab meines Kindes verlaſſen, um meinem Gatten nach Amerika zu folgen. Er fand in dem fremden Welttheil ein frühes Grab. Sein Tod ließ mich einſam und verlaſſen; mein Herz ſehnte ſich nach der geliebten, nie vergeſſenen

Heimath, nach den Sitten und Gewohnheiten meiner Jugend zurück. Ich ſchiffte mich ein, und nach einer ſehr glücklichen Fahrt ſah ich das blaue, neblichte Gebilde der vaterländiſchen Küſte aus den Wellen emporſteigen. Welch ein Moment für mein Herz! — Aber ach, um wie viel verarmter, als ich es ahnte, betrat ich mein Vaterland wieder!

Der Tod hatte die theuerſten meiner Freunde hinweggerafft, eine zehnjährige Trennung mir die übriggebliebenen entfremdet. Allein und hülflos ſtand ich, die beginnende Matrone, da, denn auch den letzten Reſt meines einſt ſo großen Vermögens verlor ich in den erſten Wochen nach meiner Ankunft, in dem S — Banquerot. Ohne alle Verbindungen, ohne alle Hülfsmittel, mir eine ſorgenfreie Zukunft zu ſichern, ergab ich mich einer muthloſen Reſignation, als der Hofrath R., mein Rechtsconſulent, vorſchlug, die Stelle einer Geſellſchafterin bei der Frau von Freiſing, einer reichen jungen Witwe, anzunehmen. Ich mußte in meiner Lage dieſen Vorſchlag als ein mir von der Vorſehung geſandtes Rettungsmittel anſehen, und unterwarf mich willig der Nothwendigkeit, die mir befahl, meinen Widerwillen gegen ein Verhältniß, das mich von den Launen und den Eigenheiten einer mir fremden Perſon abhängig machte, zu beſiegen. Wer beſchreibt aber meine Ueberraſchung, mein freudiges Erſtaunen, als genauere Erkundigungen mich überzeugten, ich werde in dieſer Frau von Freiſing Thekla, meine theure, nie vergeſſene Thekla wieder finden! — Doch konnte mir der Hofrath R. auf meine vielen Fragen faſt gar keine befriedigende Auskunft geben. Er kannte Thekla nicht perſönlich, und Alles, was er von ihr wußte, beſchränkte ſich darauf, daß ſie vor ſechs Jahren einen pommerſchen Gutsbeſitzer geheirathet habe, jetzt ſeit einem Jahre Witwe ſei und in M. lebe, umgeben von alle dem Wohlſtand, zu dem die reiche Verlaſſenſchaft ihres Mannes und ihr eignes Vermögen ſie berechtige.

Ich bat den Hofrath, ihr nichts von meiner früheren Bekanntſchaft mit ihr zu ſchreiben, ſondern ſie in dem Wahn zu laſſen, in ihrer Geſellſchafterin eine ihr ganz unbekannte Frau empfangen zu müſſen. Reinhard hatte bei ſeiner Ankunft in Amerika ſeinen Namen verändert, und ſo konnte der Name, den ich jetzt führte, keine Erinnerung in ihr wecken.

Nach einigen Wochen kam ich in M. an, und ließ mich als Madame Cäſar bei ihr melden. Mit welchem Herzklopfen betrat ich ihr Haus! Ich flog die Treppe hinauf — ſie öffnete ihr Zimmer und trat mir zum Empfange entgegen — ich ſah ſie, meine zarte, gefühlvolle Thekla wieder, und ein Schrecken ergriff mich, als habe ich das verſteinernde Meduſenhaupt ſelbſt geſehen! Sie war es, ſie — nur größer, blaſſer, ruhiger; aber welche Ruhe! nicht die Ruhe des Todes, des Grabes, nein! man denke ſich das kalte Erſtarren des Eiſes, das alles Leben in ewige Feſſeln, gegen die es nicht mehr ringt, gebunden hält und man hat einen Schatten des Eindrucks, den ihr Anblick auf jedes fühlende Herz machen mußte; und nun auf mich, auf mich, die ich das Bild dieſer Züge, von ihrem ehemaligen Zauber, dieſem Wiederſchein von Seele und Empfindung erhellt, eben ſo treu als lebhaft in meiner Phantaſie bewahrt hatte! — Sie trat mir entgegen; dies himmliſche Auge, ehemals der Spiegel der zarteſten, gemüthvollſten Weiblichkeit, nicht erloſchen, nicht verweint, ſondern leblos, todt! — O was ſind alle Ruinen verſunkener Erdenpracht, bei denen wir ſo oft, vom beugenden Gefühl der Vergänglichkeit tief ergriffen, trauern, gegen eine ſolche Seelenruine!

Ohne irgend eine Spannung der Erwartung

kam ſie mir mit dem Ausdruck kalter Gleichgültigkeit entgegen, aber im Moment des Erkennens warf ſie ſich, nicht mit Herzlichkeit, ſondern mit verzweifelungsvoller Heftigkeit in meine Arme. — Sie erröthete nicht, ſie vergoß keine Thränen; zur Lilie erbleichend, zeigte nur ihr gewaltiges, die Bruſt faſt zerſprengendes Herzklopfen die Heftigkeit ihrer Bewegung an. Ich drückte ſie ſtumm und heißweinend an mein Herz, ſie ſah zu mir auf, ihre Züge erhielten einen Ausdruck von Schmerz, Sonnenſchimmer auf dieſem Geſicht! — Doch ſchnell verflog dieſer, und ſie ſank in ihre kalte Erſtarrung zurück. Sie wurde höflich gegen mich, und führte mich zu der bei ihr verſammelten Geſellſchaft, der ſie mich als eine theure, ſeit einem Jahrzehend nicht geſehene Freundin vorſtellte. Ich war ſo erſchüttert, daß ich nur durch gewaltſame Anſtrengung die Kraft gewinnen konnte, mit dieſen mir fremden Menſchen in die conventionellen Formen der Höflichkeit und der Unterhaltung einzugehen. Mein Gefühl war das, mit dem man eine Stätte, wo man früher in einer unvergeßlich ſchönen Lebensſtunde Blumen pflückte und Kränze wand, wieder betreten würde, wenn ein Lavaſtrom ſie zur Wüſte verheert hätte.

Spät am Abend erſt fand ich einen einſamen Augenblick, ihr zu ſagen, wie treulich ich, während unſrer Trennung, ihr Andenken bewahrt; wie oft mich die Sorge um ſie beſchäftigt habe, und mit welcher ſchönen Zuverſicht, mit welcher tröſtenden Hoffnung ich jetzt Tag und Nacht geeilt ſei, ſie wieder zu ſehen und ihr den Reſt eines Lebens zu widmen, das nur noch durch dieſe Freundſchaft Reiz und Werth für mich habe.

Ein bittrer Schmerz durchzuckte ſie; ſie legte ſich matt in meine Arme. „Es vollendet mein Schickſal,“ ſagte ſie mir im ſtillen Jammerton, „daß ich Ihnen eine ſo treue, ſo edle Freundſchaft mit dem Schmerz vergelten muß, mich derſelben ſo unwerth wiederzufinden. — Nur die entſeelte und entſtellte Geſtalt Ihrer Thekla irrt noch wie ein Geſpenſt um die Bilder jener Zeit; — ſie ſelbſt iſt längſt begraben.“ —

Ehe ich aber zu antworten vermochte, war ſie mir entwichen und zog an der Klingel. Die Kammerjungfer trat ein; ſie begleitete mich mit ihr nach meinem Zimmer und ihre Gegenwart unterſagte mir jedes traulichere Wort.

Faſt ängſtlich vermied Thekla, ſowohl am nächſten Morgen, als in den erſten auf ihn folgenden Tagen, jedes Geſpräch, das uns auf ihre Vergangenheit hinleiten konnte. Ich ſah ſogar, daß ſie es ſcheute, mit mir allein zu ſein, und beſchloß, dieſe Scheu zu ehren, und zu harren, bis meine Liebe und die Begünſtigung des ſchicklichen Moments dieſe Rinde um ihr Herz löſen würde. Sah ich doch an der Sorgfalt, mit der ſie mir den Aufenthalt in ihrem Hauſe ſo angenehm als möglich zu machen ſuchte, und an ihrer Erfindſamkeit, mir jede Bequemlichkeit, jede Zierlichkeit des Lebens zu verſchaffen, von der ſie wußte, daß ich ſie früher gern gehabt hatte, daß ſie mich noch liebte; fühlte ich doch, daß nur Unglück, nicht Schuld auf ihrer Seele laſtete. Auch gewöhnte ſie ſich in kurzer Zeit wieder ſo an meine Nähe, daß ſie ſich ungern, wenn gleich nur auf einige Stunden, von mir trennte; ob ſie gleich, ſowohl im Zweigeſpräch, als in der gemiſchtern Unterhaltung, höchſt einſylbig war und blieb. Vergebens berührte ich alle Saiten, die ehemals ſo rein in dieſem harmoniſch geſtimmten Gemüth anſprachen: ſie ſchien auch nicht das leiſeſte Intereſſe für irgend einen Gegenſtand der Kunſt und der Natur, für irgend eine Anſicht des Lebens gerettet zu haben. Kalt und antheillos bei Allem, ſchien ſich die Kraft ihres Lebens einzig nur noch in dem Beſtreben zu äußern, mehr und mehr zu erſtarren.

Vergeblich hoffte ich, daß ſich ihr Herz der Freundin ihrer ſchöneren, frömmeren Jugend öffnen, und in dem Vertrauen zu ihr Balſam für die Wunden ſuchen würde, die dieſem Herzen geſchlagen waren. Da ich aber fühlte, daß meine Liebe mir täglich gültigere Anſprüche auf ihr Vertrauen gab: ſo benutzte ich die erſte einſame Stunde, um mit der ganzen Innigkeit meines Herzens die Rechte einer ſo bewährten Treue, als die meinige, geltend zu machen, und ſie um die Erzählung der Begebenheiten ihres Lebens zu bitten.

„Wie werde ich es Ihnen begreiflich machen,“ antwortete ſie bitter, „daß ich nichts zu erzählen und noch weniger über etwas zu klagen habe! Mein Leben war, als Mädchen und als Frau, das allergewöhnlichſte; nur lag in mir die Fähigkeit und der Wunſch, etwas Anderes zu ſein und zu werden, als die mir von der Vorſehung aufgelegten Pflichten zu ſein vergönnten. Jede ſchuldloſe Neigung, jede Liebhaberei, der ich, in andern Verhältniſſen, mir und Andern zur Freude hätte nachhängen können, wurde durch meine Verhältniſſe zur Sünde, und, um mich vor dieſer, die ich haſſend ſcheute, zu retten, mußte ich ſo werden, wie ich nun bin. Es mußte Alles in mir untergehen, was nicht für den Kreis der Pflichten, den das Schickſal mir angewieſen hatte, paßte. Auch hatte ich es ſchon vergeſſen, daß dieſer dumpf hinbrütende Lebens-Mechanismus nicht den ganzen Kreis der Lebensweiſe in ſich faßt, ich war ruhig. Unſer Wiederſehen hat von Neuem Erinnerungen in mir erweckt, die Sünde ſind, weil ſie zu Vorwürfen gegen Gott werden, der mich zu dieſem öden, qualvollen, freudenloſen Daſein beſtimmte. Ich fühle oft in meiner Seele eine Bitterkeit, die mich zur Gottesläſterin machen könnte; und dann wäre Verzweiflung mein Loos. Darum, o Pauline, ſchonen Sie mich! Ich kann Ihnen nicht wieder werden, was ich Ihnen früher war; ich weiß es, daß Sie mir jetzt Ihre Freundſchaft nur noch wie ein vom Mitleiden erhaltenes Almoſen gewähren können; aber es liegt für mich in Ihrer Nähe, in Ihrer Theilnahme etwas ſo Linderndes, ſo Wohlthätiges, daß ich Sie flehentlich bitte, mich nicht zu verſtoßen, ſondern bei mir auszuharren, und mir nicht in ſich meinen letzten, meinen einzigen Troſt zu rauben."

Tief gerührt, drückte ich ſie an mein Herz und gelobte ihr Treue bis in den Tod. „Gewiß," ſagte ich ihr, „gewiß iſt mir das Glück beſtimmt, Sie wieder zum Leben aufblühen zu ſehen! Vor zehn Jahren litt Ihr Körper; jetzt iſt Ihr Gemüth krank. Aber ein Herz, wie das Ihrige, kann nur auf der Oberfläche erkaltet ſein, in ſeiner Tiefe ruht noch die Liebe, aus der der Menſch wieder geboren wird, wenn er ein Raub des geiſtigen Todes geworden zu ſein glaubt."

„Um Gottes willen," fuhr ſie heftig auf, „nichts von dieſer Hoffnung! Sie wiſſen nicht, wie ich es ſeit Kurzem einſehen gelernt habe, daß jede Arznei meinem kranken Gemüth zum zerſtörenden Gifte wird."

Sie riß ſich hier los und entfloh. Ihre letzten Worte erhellten mir die Bemerkungen, die ich in der bisherigen Zeit meines Aufenthalts bei ihr, bei Beobachtung ihres Thuns und Treibens, und der Menſchen, mit denen ſie lebte, gemacht hatte, ohne ſie bis jetzt zu einem Ganzen ordnen zu können. Thekla ſah viel Geſellſchaft in ihrem Hauſe und brachte jeden Abend in einem Zirkel zu, der zur Hälfte aus jungen Mädchen und Männern beſtand. Sie war ſechs und zwanzig Jahre alt. Die Regelmäßigkeit ihrer Züge, die Schönheit ihres Wuchſes war ihr geblieben; ſie war Witwe, ſie war reich, und alle dieſe Eigenſchaften hätten vereint doch wohl in einem zahlreichen Männerkreiſe anziehende Kräfte äußern ſollen. Doch nein! Sie trat kalt und ernſt, ohne alle Anſprüche auf Liebenswürdigkeit, wahrhaft matronenhaft auf, und man näherte ſich ihr auch nur mit den Rückſichten, die man einer Matrone zeigt, ohne ſelbſt das Auffallende zu bemerken, eine ſo junge und ſchöne Frau ganz und in jeder geſelligen Beziehung den alten Damen zugeſellt zu ſehen. Nur einen Mann ihres Zirkels ſchien ſie zu bemerken; das heißt, ihn durch noch abgemeſſenere, berechnetere Kälte zurückzuſchrecken, wenn er ſich ihr einmal näherte. Er hieß Otmer und war ein Fremder, deſſen Verhältniſſe in M. Niemand genauer kannte. In Thekla's Hauſe war er zuerſt erſchienen und dadurch nach und nach in mehrern Häuſern bekannt geworden, ſo daß wir ihn faſt allenthalben trafen, wie er bei Thekla zu den für immer eingeladenen Gäſten gehörte.

Der junge Mann hatte ſich mir von dem erſten Augenblick meiner Ankunft an mit einer Befliſſenheit genähert, die ihren Grund nur in ſeinem Intereſſe für meine Freundin haben konnte. Ich ſpielte ſelten; er auch, und dieſer Umſtand verſchaffte uns manche Stunde zur Unterhaltung, in der ich ſeine heitre Lebensanſicht, ſeine raſche Thätigkeit und die ſelbſtſtändige Klarheit ſeines Sinnes kennen und lieben lernte. Die Spannung zwiſchen ihm und Thekla konnte mir nicht entgehen, wenn ich ſie gleich nicht zu deuten vermochte. Er war wie in ihre Nähe gebannt und blieb ihr doch ſtets fern. Nur aus der Bitterkeit, der Empfindlichkeit, die Beide gegen einander zeigten, konnte man auf ein geheimes Intereſſe für einander ſchließen; und Thekla's letzte Worte erhoben meine früher gehegte Vermuthung zur Gewißheit. Von ihm konnte ich am erſten Aufſchluß über dies Räthſel erwarten, und ich beſchloß, die nächſte ſich darbietende Gelegenheit zu nutzen, dieſen von ihm zu erhalten.

Am Abend dieſes Tages begleitete ich Thekla auf einen Ball. Er war ſchon ſehr voll, als wir ankamen und wir wurden bald von einander getrennt. Als ich ſie mit meinen Blicken wieder aufſuchte, fand ich ſie am obern Ende des Saals, wo ſie, in Erwartung der noch nicht angeordneten Spielpartien, im Zirkel der ältern Damen ſaß. Man ſah es ihr an, wie antheillos ſie dem fröhlichen Gewimmel der Tanzenden zuſah. Nicht fern von ihr lehnte ſich Otmer an eine Säule, die ihn ihren Blicken verbarg, und ſeine Augen ruhten mit ernſtem, wehmuthvollem Ausdruck auf ihr. — Jetzt ſah er mich, und da er noch einen leeren Platz neben mir bemerkte, eilte er ihn einzunehmen.

„Wie ſehr," ſagte ich zu ihm, „weiß ich Ihnen den Antheil Dank, mit dem Ihr Blick eben auf meiner Freundin weilte. Wie viel inniger würde aber dieſer Antheil ſein, wenn Sie ſie, wie ich, in ihrer früheren Jugend gekannt hätten, ehe der Druck eines unglücklichen Verhängniſſes ſie niederbeugte."

„O wie ganz anders war ſie noch vor vier Jahren!" rief er mit einer tief klagenden Wehmuth aus, die an dem ſonſt ſo heitern feſten Manne doppelt auffiel.

„Sie kannten ſie ſchon damals?"

„Ich lernte ſie auf der Inſel Wollin kennen, wo ſie mit ihrem Manne wohnte."

„Werden ſie es mir für Unbeſcheidenheit auslegen," fragte ich nach dem Schweigen einer Minute, „wenn ich Ihnen den Wunſch ausſpreche, durch Sie genauer von einem Verhältniß unterrichtet zu werden, deſſen Kenntniß mir meine Freundſchaft für Thekla höchſt wichtig macht?"

„Kommen Sie doch nur mit dieſer Bitte meinem Wunſch entgegen. Ich muß M. in dieſen Tagen verlaſſen und mein Gefühl macht es mir zur Pflicht, Ihnen vor meiner Abreiſe Alles zu entdecken, was ich von dieſem unglücklichen Opfer einer gemachten Moral weiß. — Laſſen Sie uns, um ungeſtört und unbehorcht zu bleiben, in ein Nebenzimmer gehen."

„Als ich vor vier Jahren," fing er, als wir uns geſetzt hatten, ſeine Erzählung an, „der Revüe bei Stargard beiwohnte, fiel es mir ein, das erſt kürzlich eingerichtete Seebad in Swinemünde zu beſuchen. Ich fand die Gegend ſchön, den Ort ſelbſt aber ſo einſam, das Bad ſo unbeſucht, daß ich meine Zeit zu nichts, als zu Ausflügen in die benachbarte Gegend zu benutzen wußte. Der Zufall führte mich auch nach der nahe gelegenen Inſel Wollin. Ich fand eine öde, Meilen lang mit Tannenwäldern bedeckte Sandwüſte, auf der nur ſpärlich elende Hütten zerſtreut liegen. In der Mitte dieſes deutſchen Sibiriens liegt ein Flecken, den man eine Stadt zu nennen beliebt, und wo man mich zu einem Brauer, als dem einzigen Gaſtwirth im Orte, wies. Ich fand in der Wirthsſtube eine dicke, vierſchrötige Figur, die mit ſeltner Geſprächigkeit begann, mir meinen Namen und den Zweck meiner Reiſe abzufragen. Es war Herr von Freiſing. Das Jagdkleid, das ich trug und ein ſchöner Hühnerhund, mein einziger Begleiter auf dieſer Ausflucht, beſtärkten ihn in ſeinem Wahn, ich ſei gekommen, die Jagdreviere der Inſel zu ſehen. Er ſchien großes Behagen an meinem Hund, und auch, wenn gleich im geringeren Maße, an mir zu finden, und ſchlug mir mit treuherziger Gaſtfreiheit vor, mit ihm nach ſeinem Gute zu fahren, um am morgenden Tage einer großen, von ihm veranſtalteten Jagd beizuwohnen. Ich nahm ſein Anerbieten an. Unterweges erzählte er mir viel von ſeinem Gute, ſeinen Pferden, Hunden, Ochſen und mitunter, ganz in demſelben Tone, auch von ſeiner Frau."

„Es iſt 'n gar gutes Weib," ſagte er, „und auch eine fleißige Wirthin, wenn ſie nur ein wenig quicker und lebendiger wäre, doch übrigens ein kreuzbraves Ding, der ich in den zwei Jahren, daß ich ſie habe, kaum einmal ein hartes Wort geſagt habe. Sie hat's auch ſehr gut bei mir; ich thue ihr alles Gute und Liebe, und laſſe ihr aus Stettin ſo viel Kleider und Firlefanz kommen, als ſie nur immer haben will. Der liebe Gott hat's mir ja gegeben, und ſo muß man's meiner Frau auch anſehen können, daß ich der reichſte Mann auf der Inſel bin."

„Sie können denken, daß mich dieſe Schilderung eben nicht auf die Bekanntſchaft ſeiner Frau neugierig machte, und der Anblick des Hauſes und des Wohnzimmers war nun gar nicht geeignet, mir Intereſſe für die Mitbewohnerin deſſelben einzuflößen. Ein halbes Dutzend großer Jagdhunde ſprangen uns bei Eröffnung der Thür mit lautem Gebell entgegen; Tabackspfeifen aller Art waren an den Wänden und vor den Fenſtern hingeſtellt, eine dunkle, räuchrige Tapete, eine große hölzerne Schenke voll Bier- und Weingläſer ſtimmten ganz zu der Unterhaltung und der Geſtalt des Hausherrn. Da er ſeine Frau nicht im Zimmer vorfand, rief er dem Mädchen und befahl, ihr zu ſagen, er habe einen

Gaſt mitgebracht, einen fremden Herrn, auf den ſie ſich mit dem Abendbrod einrichten ſolle. Eine halbe Stunde darnach erſchien der Thee und mit ihm die Frau vom Hauſe. Nie hat mich wieder eine Geſtalt ſo ergriffen! Dieſe Züge, die jetzt einen ſo kalten, jedem Gefühl unzugänglichen Ernſt ausdrücken, trugen damals noch das Gepräge der allerſchmerzlichſten Ermattung und einer hoffnungsloſen Geduld, die ſich aufgegeben hat, und nichts mehr vermag, als die Sklavenarbeit ihres Tagewerks mechaniſch zu verrichten. Mit ſchüchterner Unterwürfigkeit hieß ſie ihren Herrn willkommen; mein Anblick ſchien ſie, wie der einer ungewöhnlichen Erſcheinung, zu überraſchen. Die Unnatur aller ihrer Verhältniſſe ward mir gleich vom erſten Augenblick an klar. Freiſing behandelte ſie mit der gutmüthigen Zufriedenheit eines Hausherrn gegen ſeine Untergebene, und ach! wie glücklich wäre ſie geweſen, wenn ſie ihm nichts als Haushälterin, nichts als Magd, hätte ſein dürfen! — Alles, was ſie umgab, war plump, roh und gemein. — Wenn mich aber dieſer Geiſt ihrer Umgebungen ſchon am erſten Abend verletzte: ſo ward meine ganze Seele durch die Scenen des folgenden Tages empört, wo ſie, das einzige Weib, im der Geſellſchaft dieſer rohen Jäger aushalten mußte, und durch den Willen ihres Mannes gebunden, der durchaus keine Ahmung davon hatte, daß ſie dadurch verletzt werden könne, und jedes Widerſtreben für Kinderei, für durchaus läppiſche Ziererei erklärt haben würde, nicht weichen durfte, als die Unterhaltung zur pöbelhafteſten Zotenreißerei wurde, die wiehernde Gelächter reizte und lohnte. Ich hatte mich neben Thekla geſetzt; ſie rang nach ununterbrochener Unterhaltung mit mir, um nur zu verbergen, daß ſie höre, und um mich, wo möglich, am Hören zu hindern; aber das leiſe Zucken ihrer Lippen, der ſchnelle Wechſel ihrer Farbe, der immer trübere, immer vollere Schimmer des Auges, der ſich nicht zerdrücken laſſen wollte, ſondern als Thräne in das Glas Wein ſank, mit welchem ſie ſie ſtill herunter trank, verriethen die Anſtrengung, die ſie dieſer Zwang koſtete. Ich hätte vor ihr niederknieen, mein ganzes Weſen ihr hingeben mögen in dem unausſprechlich qualvollen Mitleiden, das ich für ſie empfand; und doch war dies Alles noch nichts gegen die Auftritte des Abends, wo ihr Herr, im Nachrauſch des genoſſenen Weins, zärtlich gegen ſie zu werden begann, ſie vor meinen Augen auf ſeinen

Schooß zog, ſie in ſeine Arme ſchloß — o was iſt alle Qual des Körperſchmerzes gegen die Seelenfolter, mit der dies Weib in ſeiner Umarmung wie ein Lamm auf der Opferbank zuckte! — Meine Seele ward davon zerriſſen, mein innigſtes Gefühl ſchreiend verletzt; und ſie ſeufzte nun ſchon ſeit drei Jahren in dieſer Sklaverei, war erſt zwei und zwanzig Jahr alt, und dabei ohne Hoffnung auf Befreiung, ohne Ausſicht auf Veränderung! Für ſie gab es keine Zukunft mehr!"

„Ich brachte eine ſchlafloſe Nacht zu; der frühe Morgen trieb mich hinaus; ich durchſtrich den Garten, auch da kein Plätzchen, von dem ſich hätte vermuthen laſſen, es ſei ihr traut und lieb. So war es auch im Hauſe; ſie hatte nicht einmal ein eigenes Zimmer, und in keinem einzigen fand man Spuren der allen Frauen ſo natürlichen und lieben Zierlichkeit. Ich fühlte es; ſie war hier ſchon wie ein willen- und widerſtandloſes Opfer ihres Schickſals angekommen."

„Freiſing drang in mich, noch einige Tage bei ihm zu verweilen; ich that es und ſuchte vorzüglich Thekla's Geſellſchaft und Unterhaltung, in der ſie einen gebildeten, durch den Geiſt unſrer beſten Schriftſteller geläuterten Sinn für das Schöne entfaltete. In meiner Freude darüber äußerte ich, daß die Abgeſchiedenheit ihres Lebens ihr, vorzüglich im Winter, wohl nur durch Lectüre erträglich werden könne. „Dieſer Genuß iſt mir verſagt,“ antwortete ſie mir ſanft. — „Ehemals las ich ſo gern, nach den erſten Monaten meines Hierſeins habe ich kein Buch wieder geſehen; auch hätte ich keine Zeit, es zu leſen. Die Wochentage nehmen mich ganz für die wirthſchaftliche Thätigkeit einer wenig bedienten Hausfrau in Anſpruch; des Sonntags habe ich des Morgens, außer der Beſchickung des Hausweſens, auch noch die wöchentliche Berechnung mit den Tagelöhnern und ihren Frauen, die mein Mann mir übertragen hat; dann fahren wir zur Kirche, und von dort bringen wir entweder Geſellſchaft mit nach Hauſe, oder wir fahren zu einem unſerer Nachbarn. Des Montags beginnt der alte Kreislauf von Neuem, und man iſt am Abend ſo zufrieden, den Tag zur Ruhe gebracht zu haben, daß“ — Ihr Verſtummen hier war ſo rührend, daß mein Mitleiden, meine heiße Theilnahme in Worte ausbrach, die ich freilich ſchonender und zarter verſchwiegen hätte. Sie erſchrak vor der Leidenſchaftlichkeit meines Tons, vielleicht auch vor der Heftigkeit, mit der ihre Thränen ſtrömten. „Ich muß mich ſelbſt anklagen,“ unterbrach ſie mich, „wenn ich Sie zu einer gegen meinen Mann ungerechten Anſicht meiner Lage verleitete. Freiſing iſt gut und bieder; wo wir in unſern Neigungen und in unſerm Geſchmack von einander abweichen, iſt es für mich als Frau gewiß und entſchieden Pflicht, mich nach ihm zu richten. Auch iſt die Einförmigkeit unſerer Lebensweiſe darin wohlthätig, daß ſie mich bis jetzt vor jedem neuen Schmerz bewahrte und es mir verbarg, daß man auf andere Art glücklich ſein kann, wie man es in dieſem Kreiſe iſt.“ — Hier verließ ſie ihre Faſſung. Sie ging ſchnell aus dem Zimmer, und die Entfernung und die Einſylbigkeit, in der ſie ſich nach dieſem Auftritt gegen mich erhielt, ließ mich fühlen, daß auf dieſer Seele ſchon ihre vor einem fremden Manne geweinten Thränen als eine Schuld laſteten.“

„Eine innere Stimme ſagte mir, ich müſſe ſcheiden, und ich beſchloß, ihr zu gehorchen, ſo wehe es mir auch that, ſie verlaſſen zu ſollen. Aber irgend ein beſänftigendes Gefühl, irgend eine wohlthuende Erinnerung ſollte ſie mir noch verdanken. Ich ſchlich mich nach Mitternacht in den Garten. Ueberzeugt, daß kein Flötenlaut den Schlaf ihres Mannes zu unterbrechen vermöge, lehnte ich mich nicht fern von ihrem Schlafzimmer an einen Baum, und blies eine herrliche Canzone, die im Ton tiefer Empfindung, mit einer leiſen, wehmüthigen Melodie beginnt, und in ſanften Modulationen zu tröſtendem, erhebendem Ausdruck übergeht. Mich ſelbſt beruhigte dieſe Muſik, ſo ſtürmiſch gepreßt auch meine Seele war, als ich ſbegann; ich umfaßte den Baum, ich drückte meine Lippen auf ſeine rauhe Rinde, meine Augen wurden naß bei dem Gedanken, daß ihr Blick nach meiner Abreiſe zuweilen ihn ſuchen, und mein Andenken dann im geiſtigen Nachhall dieſer Töne um ſie ſchweben würde. — Ach, meine Freundin, ſie war meine erſte Liebe!

Ihr Auge war am andern Morgen ſo trübe geweint, ihre Wange noch blaſſer; aber mit der alten Stille und dem gewohnten Eifer beſorgte ſie ihre täglichen Geſchäfte. Beim Abſchied bat ich ſie, in Gegenwart ihres Mannes um die Erlaubniß, ihr einige Bücher, die ich bei mir hatte, als ein Andenken zurücklaſſen zu dürfen. Mit bittender, furchtſamer Erwartung ſah ſie ihren Mann an; er war gutmüthig; er liebte ſogar die Frau nach ſeiner Art. Wäre in ſeiner Seele ein Ton geweſen, der bei dieſem Blick anzuſprechen vermocht hätte, er hätte Ja geſagt. „Nein, nein,“ rief er jetzt arglos und freundlich, „damit bleiben Sie mir vom Leibe! Das Bücherweſen kann ich gar nicht vertragen. Meine Frau iſt ein braves Weib; aber ſie wäre mir nicht halb ſo gut eingeſchlagen, wenn ich ihr nicht im Anfang gleich die verteufelten Bücher weggenommen hätte, bei denen ſie des Sonntags immer ſaß und dann ausſah wie ein Bußpſalm. Nein die Dinger da darf ſie mein Seel' nicht behalten. Sonſt kann ſie Alles von mir kriegen, und wenn ſie, wie die franzöſiſche Kaiſerin, ein Kleid von Spitzen haben wollte, ſie ſollt's kriegen, aber Bücher? daraus wird nichts. Eine tüchtige Wirthin hat genug im Hauſe zu thun; und iſt das beſchickt, kann ſie ſpinnen, daß die Kiſten voll werden. Gottes Wort mag ſie auch Morgens und Abends leſen, doch nicht ſolche weltliche Narrenspoſſen, nicht wahr, Theklachen?“

„Gewiß,“ ſagte ſie fromm, „du meinſt es gut mit mir!“ und mit einer dankenden Verbeugung gab ſie mir die Bücher zurück. Auch ich küßte ſtumm zum Abſchied ihre Hand, die leiſe in der meinigen zitterte; doch er, als ob er ſein Verſagen gegen mich wieder gut machen wolle, erinnerte ſie ſcherzend, mich, nach dortiger Sitte, zum Abſchiede zu umarmen. Sie erblaßte, zauderte und bot mir dann ſanfterröthend die zarten Lippen, auf denen vielleicht nie der Dank und die Liebe eines Geliebten geglüht hatten.“

„Ich verließ ſie; doch ihr Bild blieb in meinem Herzen und das Andenken an ſie verlor im Lauf der Jahre nichts von ſeiner ſchmerzlich ſüßen Gewalt über mich. Unerwartet erfuhr ich vor einigen Monaten, ſie ſei Wittwe geworden. Auf den Flügeln der Hoffnung und der Liebe eilte ich hierher. Wie ſchlug mein Herz dem Augenblick des Wiederſehens entgegen! Ich liebte ſie ſo wahr, ſo treu, ich traute mir die Kraſt zu, ihr ihre Vergangenheit zu vergüten, ihr eine fröhliche Zukunft verbürgen zu können, es war Alles nur ein Traum!“

„Ich fand ſie durch und durch verändert wieder, und, was noch bitterer ſchmerzte, ſie beſtrebte ſich, mir noch veränderter zu erſcheinen, als ſie es vielleicht in der Tiefe ihrer Seele iſt. Wiſſentlich und vorſätzlich ſtieß ſie mich jetzt zurück, wie ſie mich früher unwiſſentlich angezogen hatte. Was ich auch ſagte und that, nie gelang es mir, den Punkt zu treffen, wo ſich unſre Gemüther freundlich begegneten. Ihre ganze frühere Vergangenheit und mit ihr meine Liebe iſt für ſie ſpurlos untergegangen, iſt todt! Alles, was ich in ihr vergöttert hatte, war nur eine vergängliche Jugendblüthe! — Ich habe viel um ſie gelitten; Kopf und Herz hatten einen ſchmerzlichen Kampf mit einander zu beſtehen; aber jetzt iſt er entſchieden und unwiderruflich mein Entſchluß gefaßt, ſie in jeder näheren Beziehung zu mir völlig aufzugeben. Ich werde in dieſen Tagen M. verlaſſen, um mir die Ruhe wieder zu gewinnen, die ihr Anblick und ihre Nähe zu peinlich gefährdet."

Lebhaft beſtritt ich dieſen Entſchluß, und legte es ihm als heilige Pflicht der Liebe an's Herz, ſie durch ſeine Ausdauer, ſeine Treue wieder mit dem Leben zu verſöhnen, und ſie zur Wirklichkeit und zum Glück zurückzuführen. Ich glaubte, es ihm verbürgen zu können, daß er ihr nicht gleichgültig ſei, und ſich daher früher oder ſpäter das dunkle Widerwärtige ihres Benehmens aufklären, und die Disharmonie ihres Weſens in Friede und Liebe ſich auflöſen werde.

„Glauben Sie," fragte er traurig, „daß die

Liebe hier noch zu ſiegen vermag? Thekla iſt nun einmal ein zerriſſenes Weſen, und nie ſprechen in einem ſolchen Daſein Natur, Liebe und Weiblichkeit wieder rein an. Nur Leidenſchaft, glühende Leidenſchaft würde ſie aus ihrer Erſtarrung zu wecken und zu einem ganz neuen Weſen umzuſchaffen vermögen. Dieſe aber, die faſt immer von der Macht des erſten Eindrucks abhängt, werde ich ihr nie einzuflößen vermögen; und könnte ich es: ſo würden mir doch meine Grundſätze und mein Charakter nicht erlauben, von einer Leidenſchaft Glück zu erwarten und ihr den Gehalt meines Lebens anzuvertrauen. *Unglück* hätte Thekla's Seele *gekräftigt*; *Elend* hat ſie *verbittert*, und ihr angeborner Adel dient nur dazu, dieſe moraliſche Entſtellung für unſer Gefühl noch ſchmerzlicher zu machen. „O glauben Sie nicht, meine Freundin, daß ich kalt von ihr ſcheide! Mein Herzblut wollte ich darum geben, ſie wieder zu dem zu machen, was ſie einſt war. Doch mich ihr, wie ſie jetzt iſt, liebend nähern, von ihr Glück erwarten, ihr Glück gewähren, das kann ich nicht."

Ich konnte ihn nicht tadeln, ich fühlte ſelbſt, daß die Lebenswege Beider ſich getrennt hatten; aber mir war bange vor dem Eindruck, den in Thekla's gereiztem und ſonderbar geſpanntem Zuſtande ſeine Abreiſe auf ſie machen konnte. Ihr Benehmen gegen ihn war mir unerklärlich. Liebte ſie ihn: woher denn dieſe abſchreckende, unnatürliche Kälte? Liebte ſie ihn nicht: woher die heftige Bewegung, mit der ſie ſeine täglich zunehmende Entfremdung trug? Auch fühlte ich lebhaft, wie ganz anders doch ein Weib zu lieben verſteht, als die Männer! — Er rechnete ihr die Folgen ihres Unglücks als eine Schuld an, und verließ ſie. Ein Weib hätte im ähnlichen Fall getragen, geduldet, ausgeharrt und vielleicht geſiegt. —

Am andern Morgen war ich bei Thekla in ihrem Zimmer, als Otmer erſchien, um von uns Abſchied zu nehmen. Man ſah, daß dieſe Nachricht ſie überraſchte, wenn ſie ihr gleich nicht unerwartet zu ſein ſchien. Sie ſprach ruhig und gefaßt mit ihm, und nur, als er ihr in wenigen wehmuthsvollen und ernſten Worten Lebewohl ſagte, ſah ich ſie erblaſſen und ihr Auge naß werden. Sie kämpfte, ihm ihre Rührung zu verbergen; aber kaum ſchloß ſich die Thür hinter ihm: ſo ſah ich ſie bleich in's Sopha zurückſinken. Sie bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen, und ich hörte ſie ſanft weinen. Bewegt, näherte ich mich ihr. Wie leicht konnte ich da verwunden, wo ich tröſten wollte!

„Möchte mir doch ein guter Gott,“ ſagte ich, ihre Hand faſſend „eingeben, wie ich das Herz meiner Thekla dem Vertrauen zu öffnen vermag; da ich nach ſo langer Trennung nicht weiß, wie es behandelt werden muß!“

„Als hoffnungslos krank,“ antwortete ſie mir, „aber in dieſer Stunde iſt mir wohl, ſehr wohl. Ich fühle Schmerz, ich kann wieder weinen, ſeit Jahren vergoß ich keine Thräne mehr.“

„Und in dieſen Thränen, meine Freundin, liegt die verſöhnende und ausgleichende Kraft, die Otmer zu Ihnen zurückführen und Ihnen die Möglichkeit einer ſchönen, Sie Beide durch Liebe beglückenden Zukunft verbürgen wird.“

„Nein, liebſte Pauline, dieſe Thränen dürfen keine ſolche Illuſion hervorrufen. Es gab einſt eine Zeit, wo ſeine Theilnahme und der Eindruck, den ſie auf mich machte, mich als ein Unrecht drückten, und wo mir dies Gefühl unfreiwilliger Schuld die letzte Kraft der Seele, die letzte Stütze raubte. Als er nun hier mit allen Hoffnungen ſeines ſchönen, freudigen Jugendlebens vor mich trat, erkannte ich gleich, daß er mich, wie ich jetzt bin, um ſeines Friedens willen nicht mehr lieben dürfe, und daß es ungerecht und grauſam von mir ſein würde, die Macht der Erinnerung über ihn zu benutzen, um auf ſein heitres Leben den Wiederſchein meines verkümmerten, elenden Daſeins zu werfen. Ich habe nie geliebt, ihn hätte ich lieben können, wäre er, der Freie, einſt der Freien begegnet, jetzt kann ich nicht mehr lieben. Ich habe gewünſcht, daß er ſcheiden ſollte; aber in ſeinem Schmerz fühle ich den Fluch meines jetzigen Daſeins, jede ſchöne Seele, die Antheil an mir nimmt, verwirren und beklemmen zu müſſen."

„Wie können Sie, liebſte Thekla, die finſtre Atmoſphäre um Sie her ſo ganz mit der Welt verwechſeln, um die ſie ſich bildet? Vertrauen Sie ſich ſelbſt! — In Ihrem Innern allein kann ſich das Licht entwickeln, das Ihnen das Leben und die Erde wieder freundlich zu erhellen vermag."

„Wenn ich die Flügel, die mich jetzt empor tragen ſollten, nur früher nicht ſelbſt hätte knicken müſſen! — Man kann nicht verarmter an Geiſt und Kraft ſein, wie ich es werden mußte, um die Pflichten, die mir auferlegt waren, treu erfüllen zu können. Ich habe mich bei vollem Bewußtſein geiſtig ſterben fühlen, und durfte nicht dagegen kämpfen, weil jeder Funke von Seele, Geiſt und Herz bei mir vom Uebel war. Zu alledem, was ich zu thun und zu leiſten gehabt habe, gehörte nur der Mechanismus eines aufgezogenen Uhrwerks, und jede freiere Thätigkeit war, wie jede Thräne, Sünde. Mein Schickſal, liebſte Pauline, iſt ein Räthſel, das ich nicht zu entwirren vermag, und das mich in dieſem Dunkel, finſter und ängſtigend, enger und enger umflicht. Ich habe nie etwas Böſes gethan; meine Seele iſt frei von jeder wiſſentlichen Schuld, und doch drückt und quält mich mein Unglück ganz wie ein ſchweres Unrecht. Jeder Menſch hat doch wenigſtens einen Troſt, einen Wunſch, einen Schmerz; mein Daſein allein iſt eine ganz öde Leere, und ich darf nicht einmal klagen; denn Tauſende würden ſich in den Verhältniſſen, worin ich gelebt habe, glücklich preiſen; was hatte ich denn für ein Recht, vom Leben etwas zu erwarten und zu hoffen, was ſo viele brave, rechtliche Menſchen nie darin ſuchen? Ich konnte nicht anders, ich mußte mich zuletzt, wenn der bloſe Thierdienſt und die Thierweide dieſes Lebens meiner Seele nicht genügte, als die einzige

Kranke unter lauter Geſunden anſehen lernen, und ſo ward ich denn auch von jeher behandelt.“

„Wie kamen Sie aber dahin, ſich dieſe unverzeihliche Ertödtung ihres beſſern Selbſts als Pflicht aufdringen zu laſſen?“

„Sie wurde mir nicht als ſolche aufgedrungen; ſie war es klar und beſtimmt für mich. Die Pflichten gegen mich ſelbſt haben mich nie intereſſirt; ich kannte und ehrte nur Pflichten gegen Andere. Es war Gebot meiner innerſten Natur, dieſe letztern den erſtern vorzuziehen, und gibt es ein Schickſal und eine Beſtimmung; ſo ſind ſie mit dieſer unſrer angebornen Natur Eins. Um mir ein ſchöneres, freieres Daſein zu erhalten, hätte ich in ewigen Kampf mit allen von Gott ſelbſt geheiligten Verhältniſſen treten müſſen; dies konnte ich meiner Natur nach nicht; und bei der Obermacht roher Gewalt, die mir ſtets entgegen ſtand, hätte mein Sinn ſich doch endlich wohl auch in feindlicher Verſtockung brechen müſſen, wo er ſich jetzt in willenloſer Verläugnung bog. Gewiß, Pauline, es konnte mit mir nicht anders kommen, als es gekommen iſt: Es war meine Beſtimmung unterzugehen, und es wäre Sünde geweſen, mich dagegen auflehnen zu wollen.“

„Der Kampf um das höchſte Kleinod des Menſchen, um den Glauben an ſich und um die Wahrheit ſeines Lebens kann, gegen welche Verhältniſſe er ſich auch wendet, nie Unrecht ſein. Ich weiß aber zu wenig von dem Gange Ihres äußern Lebens, um die Erſcheinungen Ihres inneren richtig würdigen zu können.“

„Ungern, wie die verjährte Leiche eines geliebten Menſchen, ziehe ich meine Vergangenheit an's Licht. Auch vermöchte ich nichts von ihr zu erzählen; aber in früheren Zeiten war es mir oft Bedürfniß, mit mir ſelbſt über mein Schickſal zu reden; und was ich von dieſen Blättern bewahrt habe, wird Ihren Wunſch beſſer erfüllen, als ich es jetzt mündlich zu thun vermöchte.“

Sie ſtand auf und reichte mir aus ihrem Schreibtiſch einige Rollen Papiere. Dankend eilte ich damit nach meinem Zimmer, und fand in ihnen das Gemälde eines verkümmerten Lebens, das ſich, wie eine vom Froſt getroffene Knoſpe, nie zur Blüthe eines freudigen Daſeins entfaltet hatte.

Es gibt Menſchen, die keinen Einfluß des äußeren Schickſals auf die geiſtige und ſittliche Bildung anerkennen wollen, und behaupten, der

Menſch dürfe und ſolle dadurch in der höheren Harmonie ſeines Daſeins nicht geſtört werden; nur ſein Wille, ſeine Schwäche trage die Schuld, wenn er die Richtung ſeiner Bildung und ihre Entwickelung dem äußern Verhältniß ſklavenartig unterwerfe. Auch ich glaube an die Kraft, mit der die Parze den Menſchen ausrüſtet; auch ich glaube, daß in der geiſtigen Natur des Menſchen das Vermögen liegt, ſich zu reinigen und ihr fremdartige Krankheitsſtoffe auszuſtoßen; aber ich weiß auch, aus vielfältiger Erfahrung, daß dieſer Naturinſtinct des Rechts und der Wahrheit eingeſchläfert werden kann durch eine Gewalt, die, wenn ſie den angebornen Adel nicht zu vernichten, doch ihn zu unterdrücken und in ſeiner Entwickelung zu hemmen vermag. Solche moraliſche Wickelkinder lernen den freien Gebrauch ihrer Glieder nie kennen, und nur wenige ausgezeichnete Geiſter vermögen es ſpäter, die Form abzuſtreifen, in die man ſie frühe hineinſchalt und hineinzüchtigte.

Thekla war die einzige Tochter ſtiller rechtlicher Eltern, denen der Beſitz eines mittelmäßigen Landgutes einen ihren Wünſchen und Forderungen angemeſſenen Wohlſtand ſicherte. Die Mutter, eine brave, tüchtige, geſchäftige Frau, ohne Weiblichkeit und Zierlichkeit, wie man ſie unter den Landleuten des Mittelſtandes oft findet, der Vater etwas rauh und hart; doch bei dieſer Derbheit gutmüthig und wohlgemuth. Das Leben dieſer Menſchen konnte nur das Gute und Nützliche haben und darſtellen. Die Natur aber hatte Thekla'n mit Anlagen ausgeſtattet, die Schönes und Zartes forderten. Bis zu ihrem zehnten Jahre wuchs ſie faſt ohne allen Unterricht, ohne alle Auſſicht auf. So ward ihr eine ſchöne Kindheit, voll Träume und Bilder; eine Blumenzeit, in der das innere Leben ungeſchreckt aus ſeinem Keim erblühen konnte. Morgenglanz und Abendröthe, Blume und Schmetterling, Mond und Sonne, Dämmerung und Licht, jeder Naturklang wirkte auf ſie ein und ſpiegelte ſich in ihrem Gemüth. Das Aufbrauſen des Vaters ſchadete ihr, weil (da er es gegen Alle hatte, ſie Alle ihm unterworfen ſah) blinde, willenloſe Unterwürfigkeit unter dem Befehl des gebietenden Mannes der erſte unauslöſchliche Eindruck des Verhältniſſes beider Geſchlechter zu einander wurde, der ſich in ihr Gemüth eingrub. In ihrem zehnten Jahre fing man an, ſie zu unterrichten; doch der Kreis des Wiſſenswürdigen ward für ſie von der

Beſchränkung der Eltern ſo enge gezogen, daß ihr hinlängliche Freiheit und Muße zur Selbſtbeſchäftigung und zu den ſtillen Träumen ihrer Phantaſie blieb. Der einzige Zweck, deſſen ſich die Eltern bei ihrer Erziehung dunkel bewußt waren, war Willigkeit des Gehorſams gegen göttliche und menſchliche Gewalt, bis zur Ertödtung aller Selbſtſtändigkeit. Der Vater fand ſie in früher Kindheit eigenſinnig, und unterwarf ſie nun der ſtrengen Diſciplin des Gegenſatzes alles deſſen, was ſie wünſchte, und aus Neigung und mit Luſt hätte thun mögen. Der unmotivirte Wechſel von Liebe und Zorn, mit dem das geſchah, verwirrte das kindliche Gemüth, und raubte ihm die Kraft des Widerſtrebens, mit der es die Natur vielleicht zur Bewahrung ſeiner Eigenthümlichkeit ausgeſtattet hatte.

Thekla ward vierzehn Jahr alt, und ihr Herz begann, ſich mit ſich ſelbſt zu verſtändigen. Natur, Einſamkeit und Poeſie hatten ihrer Seele eine ſeltne Zartheit des Gefühls und des Gewiſſens gegeben. Vom Leben, wie ſie es kannte, liebte ſie nichts als den Schmerz, den ſie als Bildungsmittel und als Läuterung ehrte, fürchtete ſie nichts, als daß es ihr die Laſt eines Fehltrittes aufbürden könne. Ohne allen Muth, zu ſuchen, was ihr fromme, entſchloſſen, leidend zu erwarten, was die Vorſehung über ſie beſchließe, war ihr jeder Wunſch, jede Hoffnung unbekannt, die uns mit der Macht der Liebe an das irdiſche Leben zu binden vermögen, und es bemächtigte ſich ihrer mehr und mehr eine bange Furcht vor der Zukunft und eine wehmüthige Ahnung ihres Schickſals. Sie hatte manches vernünftige, kalt beſonnene Buch geleſen, und daraus gelernt, daß das Leben und die Menſchen ganz anders ſeien, als die Jugend und die Dichter ſie ſich malen; Alles, was ſie umgab, ſtand auch mit ihrem Sinn in ſo grellem Contraſte, daß ſie den ſchneidenden Gegenſatz der Wirklichkeit und einer poetiſchen Anſicht des Lebens und ſeiner Verhältniſſe mit einer Wahrheit fühlte, die ſonſt nur die Frucht gereifter Erfahrung und erworbener Beſonnenheit iſt. So weit ihre Blicke reichten, ſah ſie den Menſchen vom Heißhunger körperlicher Bedürfniſſe unterjocht; und dieſe Anſtrengung der Arbeit und des Schaffens und Erwerbens erſchien ihr in ihrem Kreiſe durch keinen Strahl höherer Humanität erhellt. Von ihren Eltern, die ſie innig liebte, durchaus unverſtanden, fühlte ſie ſich von ihnen, von den Menſchen, die auch ſie ſo herzlich liebten, oft am tiefſten verletzt; und das tödtete in ihr die Hoffnung und den Glauben an das Glück der Liebe. Ihr zarter Körper nährte ihre ſanfte Traurigkeit, die wieder auf ihn zerſtörend zurückwirkte. Sie wurde in ihrem ſechzehnten Jahr gefährlich krank.

Damals lernte ich ſie kennen. Bald nach meiner Abreiſe und ihrer Geneſung ging ſie zu ihren Eltern zurück und verlebte hier den Sommer in der gewohnten, jetzt noch durch die erneuerte Freundſchaft Honorinens verſchönerten Einſamkeit. Gegen den Winter beſuchte ſie dieſe, um einige Monate bei ihr zuzubringen.

Hier lernte Armand de Caſtelbaine ſie kennen, ein Mann, den ein gräßlicher Augenblick ſeines Lebens unſtät und flüchtig, als jage ihn ein Fluch, umhertrieb.

Wer vermag die Disharmonien, die ſtreitenden Kräfte einiger Naturen zu erklären, die, wie Kometen, nach uns unbekannten Regeln, die Kreiſe ihrer Lebensbahnen beſchreiben? Zum Streit, zum convulſiviſchen Wechſel von Finſterniß und Licht wie beſtimmt, fahren ſie im Leben wild einher, und jagen nach einem Frieden, den ſie nie zu bewahren vermögen; ſie ſind gleichſam die Orkane der geiſtigen Welt.

Die Revolution riß bei ihrem Ausbruch den glühenden, begeiſterten Jüngling mit ſich in den Strudel ihrer Gräuel. Was er hier ſah, erlebte, und zum Theil mit beförderte, entfremdete ihn jedem frommen, einfachen Glück der Natur und der Menſchlichkeit, und ätzte die Geſtalten entarteter Menſchheit mit Scheidewaſſer in ſein Herz.

Aus dieſen dunkeln Wetterleuchtungen fremder Frevel und des Mißbrauchs eigner, ungezügelter Kraft ging ihm in der Liebe die Morgenröthe eines ſchönern Daſeins auf. Adele du Corſe erſchien ihm und die wilde Kraft des feurigen Gemüthes wurde von der Anmuth und Milde dem Geſetz unterwürfig gemacht. Er liebte, er ward geliebt; doch vergebens rang er mit Löwenmuth um den Beſitz der Geliebten. Sie ward die Gattin eines Mannes, den er ſchon früher brennend haßte, und der in ihr auch nur ein Opfer für dieſen Haß beſitzen wollte. Die Piſtole war ſchon geladen, die ſie von dem ihr aufgezwungenen Gatten befreien ſollte. Vor Adelens Thränen, vor Adelens Flehen ſank der aufgehobene Arm. Er ging zur italieniſchen Armee. Wo er früher mit Heldenmuth gekämpft hatte, trieben ihn jetzt Unglück und Lebenshaß zu einer Tollkühnheit, die nicht bewundert, ſondern nur angeſtaunt werden konnte. Der Säbelhieb eines öſtreichiſchen Huſarenofficiers ſchloß dieſe Laufbahn vor ihm. Sein rechter Arm war auf lange unbrauchbar. Auf dem Rückwege nach Frankreich führten ihn Sehnſucht und Liebe in die Gegend, wo Adele auf einem Schloß ihres Gatten wohnte. Er kam in dem nahgelegenen Dorfe an. Seine erſte Frage war ſie — ſie war todt — am Morgen dieſes Tages begraben!

Noch einmal mußte er ſie ſehen. Die Nacht war dunkel und ſtürmiſch. Ein ſchwarzes Gewitter hing drohend am Himmel, deſſen Blitze ihm auf dem Wege zu ihrem Grabe leuchteten. — Jetzt ſprengte er die Thür der einſam liegenden Capelle, und o barmherziger Gott! innen vor der Pforte des Grabgewölbes lag ſeine angebetete Adele, erſtarrt, im Leichengewand, in ihren Armen das Kind, daß ſie hier, lebendig begraben, mit unnennbarem Entſetzen geboren hatte!

Fort von dieſem Anblick, der ihn an die fernſte Grenze des Bewußtſeins nahe zum Wahnſinn führte!

Er ſchwor einen gräßlichen Eid, ſie, die freventlich Hingeopferte, zu rächen, und löſete ihn noch gräßlicher. Jedes Band zwiſchen ihm und der Menſchheit war zerriſſen. Er hätte ein furchtbarer

Böſewicht werden können, wenn er nach befriedigter Rache, im Leben noch ein Intereſſe gefunden hätte, für das er hätte thätig ſein mögen. So blieb er ein Verlorner, ohne ein Teufel zu werden.

Als läge ein Kains-Fluch auf ihm, durchirrte er unſtät und heimathlos die Erde. In St. lernte er Thekla kennen. Ihre auffallende Aehnlichkeit mit Adele ergriff ihn, und machte die ewigbrennende Wunde ihres Verluſtes noch brennender. Jede, auch nur augenblickliche Beſchwichtigung ſeiner Qual ſchien ihm ein Verbrechen gegen Adelens Schatten, und durch dieſe Eigenheit ſeiner Empfindungsweiſe ſtieß ihn Thekla's Aehnlichkeit mit ihr in der einen Minute eben ſo zurück, wie ſie ihn in der nächſten unwiderſtehlich anzog. Noch ehe ſie ihn liebte, gaben ihm ihre Unerfahrenheit, ihre Sanftmuth, ihre Furchtſamkeit und mehr noch wie dies Alles, ihr Mitleiden mit ihm, eine Gewalt über ſie, die er nur gebrauchte, ihr wehe zu thun, und das um ſo giftiger und ſchonungsloſer, je theurer ſie ihm ward. Thekla liebte und litt, litt unendlich. In einem glücklicheren Verhältniß, leicht und herrlich bildbar durch Liebe, mußte in dieſem der Wechſel und die Miſchung von Haß und Liebe eines ſo durchaus erbitterten Gemüthes, wie das ſeinige, zerſtörend auf ſie wirken. Ihre immer noch ſchwache Geſundheit erlag. Er, der ſie gequält, gemartert hatte, um ſich an der Sanftmuth zu weiden, mit der ſie das ohne Vorwurf, ohne Klage, in ſtiller, rührender Betrübniß ertrug, und in ſeiner unbarmherzigſten Härte nur ſein Unglück fühlte, wich jetzt nicht von ihrem Krankenlager. In ihren heftigen Fieberphantaſien, wo ſie nur ihn ſah, nur mit ihm redete, genoß er das Glück und den Schmerz dieſer Liebe in vollen Zügen. Er fühlte, daß er ſie, als ſein Opfer, bis an den Rand des Grabes gebracht hatte; er mußte es ſich eingeſtehen, daß ſie, wie er war, in keinem Verhältniß zu ihm etwas anders als ſein Opfer werden konnte. Sein beſſeres Selbſt erwachte. Er beſchloß, wenn ſie zum Leben wiedererwache, ihre Kette zu löſen und ſie zu fliehen.

Wohl ihr, wenn ihr Auge ſich nie wieder geöffnet hätte! Als ſie es nach einer höchſt gefährlichen Kriſis, nach vierzehn hoffnungsloſen Tagen zum erſten Mal wieder aufſchlug, ſchwamm ihr Zimmer im goldenen Duft der Morgenröthe, und ihr erſter Blick fiel auf Armand, der vor ihrem Lager kniete. Er hatte ſie in dieſer Nacht ſchon als todt geſehen und betrauert. Jetzt drückte er ihre Hand an ſein Herz, ihr Blick ruhte mit unausſprechlichem Ausdruck auf ſeinen vom Kummer um ſie erweichten Zügen; es war der glücklichſte Augenblick ihres bisherigen Lebens, Vorempfindung des Erwachens im künftigen.

„Du biſt gerettet," ſagte er ihr ſanft und ernſt, „danke Gott dafür!" Leiſe bog er ſich nieder, ihre Stirn zu küſſen, und ſtand dann auf, Honorine zu wecken, die im Nebenzimmer, von vielen Nachtwachen erſchöpft, ruhte. In der Thür blickte er noch einmal zurück, ihr Auge war ihm gefolgt, es war der letzte Blick, nie ſah ſie ihn wieder. Ihn trieb es noch einmal ſtürmend hinaus in's getümmelvolle Leben, Kampf der Männer in heißer blutiger Feldſchlacht wurde mehr denn je der einzige Wunſch ſeiner Seele. Er fand ihn; ſein Schickſal führte ihn nach Schweden, als der letzte Krieg mit Rußland ausbrach. Er ging zur finnländiſchen Armee, und machte als Freiwilliger im Regiment Kronenberg den Feldzug mit. — In Sikajoki's Felſenſchluchten thürmte ihm, nach alter nordiſcher Sitte, die Liebe ſeiner Waffengefährten ſein Grab. Mit ſieben und zwanzig Wunden geziert, fanden ſie ihn, nach einem mörderiſchen nächtlichen Gefechte auf einem Haufen erlegter Feinde niedergeſunken, den Säbel noch feſt in der erſtarrten Hand haltend. Die Stelle ſelbſt ward ſein Grab.

Man verbarg ihr ſeine Abreiſe einige Tage, und dann erſt gab ihr Honorine folgenden für ſie zurückgelaſſenen Brief:

> „Ich bin verloren, war es ſeit lange, und Du, Unſchuldige, wärſt es mit mir geweſen, wenn dieſe fürchterliche Krankheit Dich nicht gerettet hätte. Wie ein Raubvogel hätte ich Dich von den Thälern der Erde weg auf meine ſteilen Felſenhöhen entführt, wo Du verſchmachtet wäreſt, aber dieſe Krankheit hat mir eine zu harte Vorempfindung des Gefühls gegeben, mit dem mich das Bewußtſein, Dein Mörder zu ſein, ergreifen würde.“
>
> „Arme, arme Thekla, jetzt fühle ich erſt recht, wie gut und lieb Du warſt! — Ich hätte es Dir wohl gegönnt, daß Dein Leben ein durch meine finſtre Erſcheinung ungeſtörter Traum geblieben wäre, ſanft und ſtill wie Du. Rechte aber darüber mit dem Schickſal, das mich in Deinen Weg ſtellte! O dieſer Friede der Schuldloſigkeit, dieſe Engelsſanft-

muth — Thekla! wie oft haben ſie mich ergriffen, daß ich haſſend und grimmig von Dir hinwegeilen mußte, um Dir zu verbergen, wie ſie mich, den Ruheloſen, zum Verwüſten reizten!“

„Sieh, in Deiner Krankheit, wenn ich Dich in meinen Armen hatte, Du den glühenden Kopf an meine Bruſt lehnteſt, Du mich riefeſt, mich mit dem unwiderſtehlichen Flehen der Liebe beſchworſt, zu Dir zu eilen, nur für mich ſorgteſt, für mich beteteſt: Thekla, es warf mich nieder, mich ergriff als tiefe, namenloſe Wehmuth die Sehnſucht, werden zu können, wie Du, mich wieder auszuſöhnen mit der Menſchheit, mich mit Dir einzuſchließen im engen Kreiſe Deines Lebens, verſenkt in Deine Liebe, Deinen Beſitz.“

„Der Zephyr fragte einſt den Sturmwind: bin ich nicht glücklicher als Du? Sanft koſe ich mit den Blumen; Düfte wallen lieblich um meinen friedlichen Hauch. Sei wie ich, Lieber, und werde glücklich!“

„Glücklich! ſeufzte der Sturmwind, ich werfe Wälder um, weil ich hindurch muß.“

„Auch ich muß! o ewig nagender Geier im Herzen des Menſchen, auch ich muß! Fahr denn wohl, Himmelsbild! Du kannſt nur ſegnen, nicht fluchen. — Nie ſehen wir uns wieder.

Armand de Caſtelbaine.“

Es erſchien Thekla'n ganz einfach, daß ihr aus der theuerſten Hand der ſchmerzendſte Pfeil komme. Geduldig und fromm trug ſie ſchweigend den herben Kummer dieſes Findens und Verlierens; und hätte ſie ihre ſanften Thränen für Unrecht gehalten, ſie hätte auch dieſe nicht geweint.

Im Aeußern wenig verändert, nur noch blaſſer und ernſter kam ſie zu ihren Eltern zurück. Das Leben war ihr nun gar nichts mehr, als eine ſtrenge Pflichtübung; ihr ſchon früher, wie die Senſitive, bei jeder rauhen Berührung furchtſam ſich verſchließendes Herz, war nun durch die wilde Leidenſchaftlichkeit Armands, durch den Unfrieden ſeines Gemüths völlig verſchüchtert. Sie hatte ihn eigentlich nie geliebt; aber ſie trauerte mit unendlicher Sorge um ihn und ſein freudenloſes Leben.

Nach wenig Wochen ward ihre Mutter krank, und in der Einſamkeit dieſes Sterbezimmers, im ſchweren Kampf des an die Erde befeſtigten, in ihr feſtgewurzelten Lebens mit dem Alles löſenden Tode, verdunkelten ſich Thekla'n völlig alle Lebensbilder. Sie hing unter allen Lebenden am innigſten der Mutter an, deren Liebe ſie ſo oft erquickt hatte. Doch auch hier bewahrte ſie im Schmerz Geduld und kindlichfromme Ergebung in Gottes Willen. Sie hatte es ja auch ſchon erfahren, um wie viel ſchmerzlicher das Leben, als der Tod ſcheidet!

Der Vater war einige Wochen nach dem Tode der Mutter recht betrübt, und ehrte ſo lange die ſanfte aber tiefe Trauer der Tochter, und ihr Auge, das bei der leiſeſten Hindeutung auf den erlittenen Verluſt in Thränen überfloß. Dann fing er aber an, ſich zu zerſtreuen, und von Thekla Empfänglichkeit für den Troſt zu fordern, den er ihr bot. Als ſie ihm auf ſeine Gemeinſprüche ſelten anders, als mit ſtärker fließenden Thränen antwortete, machte ihn das verdrießlich und böſer Laune. Ihm fehlte in ſeiner Wirthſchaft die betriebſame Hausfrau, in ſeinem täglichen Leben die Geſprächigkeit der Verlornen. Thekla konnte ihm troß der mühſamen Anſtrengung, mit der ſie ſich ganz den häuslichen Geſchäften widmete, dieſen Verluſt nicht erſetzen, und es war daher natürlich, daß er ſich außer dem Hauſe nach Erſatz umſah, und nach kaum verfloſſenem Trauerjahr unſerer Thekla eine Stiefmutter gab. Madame Fels war keine böſe Frau; ſie hätte ſogar in andern Verhältniſſen eine gute Stiefmutter abgegeben, aber Thekla's Thränen, die ſie am Hochzeitstage des Vaters nicht verbergen konnte, der Schmerz, mit dem ſie die Verlorne nicht nur ſo ſchnell erſetzt, ſondern auch im Grabe noch durch die größere Zärtlichkeit des Vaters gegen ſeine zweite Frau, und durch ſeinen erneuerten Frohſinn gekränkt fühlte, machte auf die Stiefmutter einen ſehr unangenehmen Eindruck. Sie ſuchte Thekla auf die einzige Art, die ihr zu Gebot ſtand, zu gewinnen, nämlich durch Geſchenke, und durch eine an Gemeinheit grenzende Vertraulichkeit. Thekla blieb wie ſie war, gehorſam und höflich, aber fremd, ſtill und traurig. Nun glaubte ſich die Stiefmutter im Vortheil; ſie galt ihr nun für eine undankbare Seele, eine ſtörrige, trotzige Tochter. Man weiß, wie leicht ein ungebildetes Gemüth zu Härte und Ungerechtigkeit hingeriſſen wird, wenn es mit einem ihm durchaus fremdartigen Weſen in Colliſion kommt. Wäre Thekla ihr ähnlich geweſen, ſo hätten ſie ſich jede

Woche wenigſtens einmal tüchtig gezankt, verſöhnt, einen förmlichen kleinen Krieg mit einander geführt, und darin ohne Haß und eigentliche Bitterkeit Unterhaltung, und eine ganz heilſame Aufriſchung ihrer Lebensgeiſter gefunden. Thekla's willenloſe Güte, ihre ſtumme Befolgung des härteſten Gebotes, und ihre ſanfte Ergebung, reizten die Mutter und erbitterten ſie, weil ſie ihr keinen Grund zur Klage, und doch immer Anlaß zum Mißvergnügen gaben. Sie wollte Thekla aufgebracht, böſe, erzürnt ſehen, wie ſie es ſelbſt war, und ging nun von Vorwürfen und Neckereien zum pöbelhaften Schelten, von dieſem zu wirklichen Mißhandlungen über. Jetzt lernte Thekla fühlen, was es heißt, zerſchlagenen Herzens ſein. Sie wurde zu den härteſten Arbeiten angehalten, und aller Muße zur Lectüre und zur Muſik beraubt. Der Vater bemerkte den Druck dieſer häuslichen Tyrannei nicht, und hielt die Tochter, da ſie nicht klagte, für zufrieden mit den neuen Verhältniſſen. Der Zufall machte ihn aber einſt zum Zeugen eines ſolchen Auftrittes: er ſah Thekla, von einem Paar derben Ohrfeigen betäubt, gegen die Wand taumeln. Wüthend vor Zorn ſtürzte er auf die Frau zu, und Thekla ward Zeugin einer

Scene, welche ſie rauher, wie jede früher erlebte, verletzte, den häuslichen Frieden auf Wochen zerſtörte, und ſie, wenn ſie nun gleich von ähnlichen Mißhandlungen befreit wurde, doch unglücklicher denn vorhin machte. Das Bewußtſein, die Urſache des Unfriedens zwiſchen Mann und Frau, zwiſchen Vater und Mutter zu ſein, laſtete wie eine Schuld auf ihr.

Die Mutter, der es nicht an Schlauheit fehlte, beſchloß, ſie aus dem Hauſe zu entfernen. Eine Heirath war hierzu das einzige Mittel, da der Vater auf keine andre Weiſe in eine Trennung gewilligt haben würde. Freiſing war ein alter Bekannter von ihr. Sie wußte, daß er eine Frau ſuchte, und trug es einem gemeinſchaftlichen Bekannten auf, ihm ihre Stieftochter vorzuſchlagen. Der Handel ſchien ihm einer Reiſe werth; er kam, ſah Thekla, und warb um ſie. Dem Vater war dieſer Antrag ſehr willkommen; er glaubte, für das Glück ſeiner Tochter nicht beſſer ſorgen zu können, als wenn er ihr einen reichen Mann gäbe, von dem er nur Gutes wußte. Doch hätte er Thekla zu dieſer Heirath nicht gezwungen, wenn ſie Muth zum Widerſtand gehabt hätte, aber dieſer war längſt gebrochen, des

Vaters Wille war ihr Gottes Finger, ſie ward Freiſing's Weib.

Bis zu dieſem Zeitpunkte hatte ſie mit frommer Treue das Andenken an Armand bewahrt, und es war in aller ſeiner Herbe ihr einziges Glück, ſo wenig ſie auch die furchtbare Erſcheinung des Unglücklichen zu begreifen, oder ſich zu deuten vermochte. Aber von dem Augenblick an, wo das Ja, das ſie für Dieſſeits in unbedingter Treue an Freiſing band, vor dem Altar über ihre Lippen glitt, hieß ihr dieſer Schmerz, dieſes Andenken, Sünde, und die letzte Kraft, der letzte Funke von Lebensſinn, ging in dem Kampf unter, es aus ihrer Seele zu reißen. Es gelang ihr; aber nun dieſe furchtbare Leere in einem Herzen, das ſo ganz zur Liebe geſchaffen war! dieſe Winteröde nach der Ahnung eines ſolchen Lenzes! Es gelang ihr; aber der Friede ihrer Seele ward das Todtenopfer dieſer Liebe; ſie konnte den Glauben und die Tugend, die ſo grauſam zwiſchen ihr und jeder Milderung ihres Geſchicks ſtanden, nicht mehr lieben. Sie fühlte nun unausfüllbare Lücken zwiſchen dem Schöpfer und ſeiner Creatur. Religion und Liebe hatte bisher ihr Gemüth wie zwei ſchweſterliche Strahlen eines Lichtpunktes durchglüht; beide verlöſchten jetzt mit einander, und es ward Nacht um ſie und in ihr.

Und dieſes wunde Gemüth war jetzt mit der unzerreißbaren Kette der Pflicht an den Fluch der Exiſtenz im Kreiſe roher, pöbelhafter Naturen geſchmiedet! Die erſten Jahre ihrer Ehe waren noch voll Kampf, voll Thränen, voll hoffnungsloſer Sehnſucht, doch nach und nach verblutete das arme Herz und ward ſtill. Ihr Vater ſtarb bald nach ihrer Heirath; Honorinens Gatte zog in eine weit entfernte Stadt; ſie war ganz allein auf der Welt. Grabesſtille lag auf ihrer Seele. Sie erfüllte alle Pflichten mit vollkommener Treue, aber ohne Liebe, und alſo auch ohne Freudigkeit der Pflichterfüllung, etwa wie der Sklave das ihm von ſeinem ſtrengen Gebieter aufgelegte Tagewerk.

Jetzt erſt verſtand ich, was Otmer mir über ihre Ehe geſagt hatte; jetzt erſt lernte ich ſie auch in ihrem Benehmen gegen ihn verſtehen. Bei ſeiner erſten Erſcheinung hatte er einen ſie beunruhigenden Eindruck auf ſie gemacht. Vor der Bekanntſchaft mit ihm hatte ihr das Leben nie die Möglichkeit des Glückes gezeigt, nun trat dieſe im ſchönen Colorit ſeiner Liebe vor ſie; aber ſie war Gattin, ſie hatte die ſtrengſten Begriffe vom Umfang ihrer Pflichten, und ſo ließ ſie es ſich auf das ernſtlichſte angelegen ſein, dieſen Eindruck und den Schmerz, den er in ihrem Buſen weckte, zu bekämpfen. Wo ſie ſich aber früher im Leben nur verwaiſet gefühlt hatte, fühlte ſie ſich jetzt verſtoßen, und ihre bisherige ſanfte Hoffnungsloſigkeit ward Bitterkeit und Verzweiflung. Zu dieſer führt allein das Verfehlen deſſen, was unſere innerſte Natur als ihr eigenſtes Recht und Glück fordert: und was dieſes für ſie ſei, hatte ſie erkannt, ſeit ſie Otmer ſah.

Jahre verſtrichen, der Tod ſprengte ihre Kette. Sie ward frei, und der letzte Wille des Mannes, der ein ſchuldloſes Werkzeug ihres Verderbens geweſen war, ſicherte ihr Reichthum und Unabhängigkeit. Es war zu ſpät. Ihr Sinn war jetzt ſchon verſtockt, ſie ſich ſelbſt in dem bittern Unmuth der letzten Lebensjahre ſo unähnlich geworden, daß ſie Alles fürchtete, was die Gewohnheit der kalten Maſchinerie des ſeelenloſeſten Lebensſchlendrians, in der ſie ſich, wie in einem Grabe eingebaut hatte, zu unterbrechen vermochte. Es hatte alles Intereſſe für ſie verloren, jetzt noch gerettet zu werden.

Unerwartet ſah ſie Otmer wieder. Sein Anblick erſchütterte ſie gewaltig. Sie war jetzt frei; er liebte ſie noch, aber ihr Herz war kalt und erſtorben, und ſie glaubte, es ihm ſchuldig zu ſein, keinen Verſuch zur Wiederbelebung ihrer Empfindung machen zu wollen. Sie fühlte ſich geiſtig zu veraltet, um dem jugendlichen, heiteren Manne noch ein ungetrübtes Glück gewähren zu können. Wie fern lagen alle Rechte und Anſprüche eines liebenswürdigen Weibes hinter ihr! — wie krank war ſie an Geiſt und Herz! wie durfte ſie ihn, den einzigen Menſchen, der ihr in jenen langen ſechs Jahren ihrer Ehe Sinn für ihr Unglück, ja zärtliche Theilnahme gezeigt hatte, zum Lohn dafür, jetzt an ihr elendes Daſein binden, ihn um den Genuß und den Werth des Lebens betrügen, wie ſie, wenn gleich auf andere Art, darum betrogen worden war! — Die Disharmonie ihrer Lebensanſichten, ſein friſcher, jugendlicher Lebensmuth, und ihre Erſtorbenheit für Glück und Freude trennten ſie um ſo mehr, da er ihr nicht zu verhehlen vermochte, daß er in ihr die Huld und Weiblichkeit zerſtört fand, die ihn früher entzückt hatte.

Großmüthig und mit uneigennütziger Selbſtverläugnung hatte ſie ihn von ſich entfernt gehalten und es gewünſcht, ihn ſcheiden zu ſehen; aber mit ihm entſchwand ihr die letzte Möglichkeit der Rettung. — Wer konnte ſie noch lieb gewinnen, da ihn, der ſie einſt liebte, ihr jetziges Weſen von ihr entfernte, und ihn zwang, ſie aufzugeben? Wen kennte ſie noch lieben, da er nicht vermocht hatte, dieſe Eisrinde um ihr Herz zu löſen? — Und nun im ſechs und zwanzigſten Jahre, bei einer ſolchen Vergangenheit, die Ausſicht auf ein langes, nächtliches, von keinem Strahl der Liebe und der Freude je erhelltes Leben! —

Ich hoffte indeſſen viel für ſie von der Erſchütterung ſeines Abſchieds, die mächtig genug geweſen war, mir ihr Herz im alten Vertrauen aufzuſchließen. Ueberzeugt, daß ſie, wie ein anderer Kranker, zu ihrer Geneſung Einſamkeit und Stille bedürfe, drang ich in ſie, die Stadt zu verlaſſen, und den Frühling mit mir auf dem ehemals von ihren Eltern bewohnten Landgut, das ſie ſeit ihrer Verheirathung nicht wieder geſehen hatte, zuzubringen. In mir fühlte ich die Kraft, ihr den Glauben an Liebe und Treue wieder geben zu können. Bei jeder Verſtimmung des Gemüths bringt der Wechſel der Zeit und der Gegenſtände nur eine äußere Veränderung hervor, die auch nur eine ſcheinbare Geneſung iſt; aber Liebe, recht fromme, unermüdliche Liebe, löſet die Verſtimmung auf, und heilt das wunde Gemüth.

Sie entſchloß ſich, meinem Rathe zu folgen. Wir reiſeten ab, und in der Einſamkeit dieſes Aufenthalts, in dieſen Umgebungen, die alle Bilder ihrer frommen Jugend wieder in ihr erweckten, wich die Bitterkeit ihres Gemüths bald der Milde einer ſanften, ſchwermüthigen Wehmuth, die ihren Empfindungen alle Zartheit und Innigkeit der Jugendlichkeit wieder gab. Sie fühlte ſich noch immer hoffnungslos unglücklich; aber ſie verläugnete ſich den Schmerz nicht mehr, mit dem ſie das fühlte. — Um ſie von dem einſamen Reflectiren über ſich ſelbſt abzuziehen, was geiſtreiche Weiber gemeiniglich ſo ſehr lieben, und doch ſo ſehr fliehen ſollten, da es, abgerechnet, daß das Leben eine Tiefe hat, die nicht ergründet ſein will, auch für die Wahrhaftigkeit und die Reinheit des Gemüthes höchſt gefährlich iſt, fing ich an, ihr viel vorzuleſen. Nach ſo langem Entbehren und bei gänzlicher Unbekanntſchaft mit den neueren Meiſterwerken unſrer Zeit wirkte der Zauber der Poeſie auf ſie mit einer uns Allen, die wir zu früh und zu viel leſen, unbekannten Gewalt.

So wurden unſre Tage immer friedlicher und ſchöner, und mein Herz öffnete ſich der freudigſten Hoffnung für Thekla's Zukunft, als das Schickſal unerwartet die Stunde herbei führte, die den Gehalt derſelben unwiderruflich beſtimmte.

An der nicht fernen Grenze hatte ſich ſeit einigen Wochen ein Armeecorps verſammelt, deſſen Anführer der durch ſeine Hochherzigkeit und Liebenswürdigkeit gleich berühmte Prinz ** war. Da es Truppen einer befreundeten Macht waren, blieb Alles furchtlos in ihrer Nähe; und die damalige Neuheit eines ſolchen Schauſpiels reizte Thekla und mich, uns einer Geſellſchaft anzuſchließen, die das Lager, in dem die Truppen ſtanden, beſuchen wollte. Der Ruf des Prinzen ging als ein zu glänzendes Panier vor ihm her, als daß wir nicht auch die Gelegenheit, ihn in der Nähe zu ſehen, hätten herbei wünſchen ſollen. Der Zufall begünſtigte uns; er trat, von einem ſeiner Adjutanten begleitet, in das Zelt, wo wir Frauenzimmer raſteten, um mit Jemand aus unſerer Geſellſchaft zu reden. — Der erſte Blick auf ihn entſchied Thekla's Schickſal. — Sie erröthete und erblaßte im ſchnellen Wechſel; und als der Feuerblick, mit dem er unſere Reihe durchflog, wie feſtgezaubert an ihr haften blieb, ſank ihr Auge, und zwei volle Thränen zeugten von der tiefen Erſchütterung ihres Gemüthes.

Wohl war die Erſcheinung des Prinzen geeignet, dieſen Eindruck zu erklären und zu rechtfertigen. Eine der edelſten und herrlichſten Geſtalten, die die Natur je aus der Fülle ihres unerſchöpflichen Lebens hervorzubringen vermocht hat, trat er vor Thekla. Ein kühnes Heldengeſicht, voll der friſcheſten Jugendblüthe; eine Stirn, worauf die Hoheit, der Befehl und die Begeiſterung ruhten; ein großes, flammendes Auge, voll funkelnder Blitze, und in einzelnen Momenten voll ſo durſtender, unauslöſchlicher Sehnſucht, daß man fühlte, der Erdkreis könne ſie, ihm zu Füßen gelegt, nicht ſtillen. Zum Herrſcher und Feldherrn geboren, war er der Liebling des Volks, der Abgott der Krieger, der geweihte Freund der Muſen, dem auch die Grazien keine ihrer köſtlichen Gaben verſagt hatten; und der Zauber dieſer königlich ſchönen Erſcheinung ward noch durch alle die Anmuth und Würde erhöht, die fürſtlicher Sinn und fürſtliches Leben in ihrer bedeutungsvollen Freiheit zu geben vermögen.

Sein Blick haftete auf Thekla, und wie unwillkürlich fortgeriſſen, trat er ihr einige Schritte näher; — ihre ſichtbare Erſchütterung hielt ihn wieder zurück; er faßte ſich ſchnell, grüßte ſie ehrerbietig und verſchwand. Ich war ängſtlich um Thekla beſorgt, da ich mir dieſe Scene nicht zu erklären vermochte. „Sie ſind krank, theure Thekla?" fragte ich bange. — „O," antwortete ſie mir leiſe, „nie war mir ſo wohl! Ein Strahl des Himmels iſt wie ein ſüßer Tod in meine Seele niedergefahren!"

Ohne ſich näher darüber zu erklären, war ſie den übrigen Tag ſtill, und blieb auch nach unſerer Zuhauſekunſt in ein träumendes Sinnen verſenkt, das ihren Zügen einen gar lieblichen Ausdruck gab. Ich ſuchte ſie zu zerſtreuen, und vielleicht wäre es mir gelungen; doch ſchon nach einigen Tagen entladete ſich plötzlich der politiſche Himmel ſeiner Gewitterwolken, und das Corps des Prinzen wälzte ſich, wie ein Sturm drohend, daher. Viele unſrer Nachbarn entſchloſſen ſich zur ſchnellen Abreiſe; Thekla zog es vor, zu bleiben, und war auch bald dazu genöthigt, da der Prinz ihr Gut zu ſeinem Aufenthalt gewählt hatte und für ihn und ſein Gefolge das Quartier bei uns angeſagt wurde.

Thekla empfing ihn ohne Verlegenheit, aber mit zarter Schüchternheit im jungfräulich geſenkten Blick und in den leiſen und ſüßen Sprachlauten. Ihr ſtolzer, durch den ganz ſchwarzen Anzug noch gehobener Wuchs bei dem jugendlich-ſchüchternen Anſtand; der trübe Ernſt, der auf ihrer Stirn ruhte, bei dem ſanften Erröthen, ja, ich könnte wohl ſagen, dieſer Kampf des Lebens mit dem Tode in ihrer Seele, der ihrer Phyſiognomie einen ganz eigenen wunderbaren Ausdruck gab, gewannen ihr des Prinzen ungetheilte Aufmerkſamkeit, wenn auch anfänglich nur durch die Neuheit der Erſcheinung.

Die Unterhaltung bei Tiſche nahm einen anziehenden Gang und ſpielte ſich ſchnell in's Gebiet der Lebensphiloſophie und der Lebensanſichten hinüber. Der Prinz entwickelte in ihrem Lauf höchſt anmuthig ſeinen heitern, glänzenden Witz und die Vielſeitigkeit und Gewandtheit ſeines Geiſtes. Die Kunſt, mit der er jedes Wort von Thekla hervorzuheben, jeden ihrer Gedanken zu ergänzen und geltend zu machen verſtand, beſiegten allmählig ihre

Schüchternheit. Sie ſprach nicht viel; aber ihr ſteigendes Intereſſe an dem, was geſprochen wurde, war unverkennbar. Von allen Feſſeln entbunden, die im Geſpräch mit Menſchen, welche zu unſerm täglichen Geſellſchaftszirkel gehören, durch tauſend eben ſo kleinliche als nothwendige Rückſichten unſer Gemüth verhindern, ſich auszuſprechen, entfaltete ſich in dieſer Unterhaltung Thekla's Eigenthümlichkeit in voller Wahrheit.

Noch vor Ende der Mahlzeit erhielt der Prinz einen Courier, der ihm den Befehl brachte, mit ſeinem Corps Halt zu machen. Er fragte Thekla, ob ſie ihn für die wenigen Tage dieſes Verzugs beherbergen wolle, und entfernte ſich, nach ihrer gewiß gern und freudig gegebenen Einwilligung, um die nöthigen Befehle zu ertheilen. Die heitere Thätigkeit, mit der Thekla die Veranſtaltungen zu ſeiner Aufnahme traf, machte mich durch ihre Ungewöhnlichkeit noch aufmerkſamer auf den Eindruck, den der Prinz auf ſie gemacht hatte, und der mich nur ängſtigend beunruhigen konnte, da der Sinn des Prinzen in ſeinen Verhältniſſen zu unſerm Geſchlechte eben ſo weltbekannt war, als ſeine übrigen großen Eigenſchaften.

Früh der Abgott der Weiber, und von ihnen in gewiſſer Hinſicht erzogen und verzogen, hatte ſeine Phantaſie in dieſer Schule eine eben ſo verführeriſche als glänzende Bildung erhalten, die, ehe er ſich noch ſeines Herzens in Wahrheit und Treue bewußt geworden war, die Blüthe der Empfindung in ihm tödtete. Er lernte, in ſeinen Verhältniſſen zu ihnen, die Weiber nie ehren, wie der Mann ſie ehren muß, um durch ſie beglückt zu werden. Die unruhige Thätigkeit ſeines Geiſtes, die den Wirkungskreis des Kriegers und des Staatsmanns, für den er ſich geſchaffen fühlte, noch nicht gefunden hatte im Leben, verwickelte ihn in Intriguen und Liebeleien ohne Zahl, die ihn beſchäftigten, ohne ſeinem Herzen je zu genügen. Der Reiz des Widerſtandes hatte ihn einige Mal bis zur Leidenſchaft aufgereizt; aber nie hatte er geliebt. Mit Geiſt und Feuer, mit Sturm und Gluth riß er jedes Weib eben ſo gewaltſam als unwiderſtehlich zu ſich hin. — Doch in der Menge dieſer Eroberungen, und in der Einförmigkeit des Ganges und des Endes dieſer Intriguen war ihm die Fähigkeit verloren gegangen, ſich über ſeine eigene und die fremde Empfindung täuſchen zu können; und das elende

Triebwerk der kleinlichen Motive lag offen vor ihm da. Er fühlte die Leere eines ſo entgötterten, bis in ſeine gemeine Blöße enthülſeten Genuſſes, und durſtete nach dem nie gekoſteten Zauber, ſich von einem edlen Weibe mit voller Wahrheit, und mit der Begeiſterung hoher Schwärmerei geliebt zu wiſſen. Von der Natur eines ſolchen Genuſſes hatte er durchaus keinen klaren Begriff; und eben in dieſer Dunkelheit lag für ihn die Ahnung eines magiſchen Zaubers, der ihm ganz friſches, neues Lebensglück zu bereiten vermöge.

Höher denn je war in dem Zeitmoment, wo ihm Thekla erſchien, ſeine Sehnſucht nach ſolcher Liebe geſtiegen. Wie ein gebundener Löwe hatte er, voll edlen Grimmes gegen die Unthätigkeit ſeines Lebens, bis jetzt im heißen Durſt nach großen Thaten geeifert. Jetzt endlich ſchien der Augenblick da zu ſein, der ihm die ſo lange verſchloſſene Bahn öffnete. — Ruhm, Liebe, Glorie, Luſt loderten, in einer hellen Flamme vereinigt, auf, und erfriſchten und erquickten alle Quellen ſeines Lebens. In ſeiner Bruſt, in ſeinem großen Herzen fühlte er die Kraft, in Millionen die Flamme ſeines Muthes hauchen, und ſeine Laufbahn, auf der ihm die Geiſter ſeiner großen unſterblichen Ahnen vorſchwebten, mit dem glorreichen Heiligenſchein des Sieges erleuchten zu können.

Jetzt führte ihm das Schickſal Thekla entgegen. Ihre Bewegung bei ſeinem erſten Anblick entging ihm nicht; er fühlte die Wahrheit derſelben, und ſie ließ ihn in Thekla jene Fähigkeit errathen, unendlich zu lieben und unendlich zu leiden, die Gott in ihr Herz gelegt hatte. Er näherte ſich ihr, und fand die Energie der Seele, die Tiefe der Fühlbarkeit, die er bei ſo unzählig vielen Weibern mit den gewöhnlichen Schmetterlingsſeelen vergeblich geſucht, und das Bewußtſein der Gewalt, die er über dies Gemüth zu erhalten vermöge, veredelte und erhöhte das Intereſſe, welches die ſchöne Geſtalt ihm eingeflößt hatte.

Wir tranken im Garten Thee. Es war einer jener warmen, ſanft bewölkten Frühlingsabende, wo faſt ſichtlich Segen und Liebe auf die bräutlich geſchmückte Erde herabthauen. Thekla ward ſtiller; der Prinz immer lebendiger. Eine, von Jemand aus der Geſellſchaft hingeworfene Reflexion über Genuß und Entbehrung reizte den Prinzen zum lebhaften Widerſpruch.

„Welche Mönchsphiloſophie!“ rief er lächelnd; „entbehren, um ſchöner zu genießen, iſt ein Epikuräismus der Vernunft, den auch die Natur gut heißt, weil ſie an jedes Uebermaß Strafe band; — aber den Genuß durch Entbehrung erſt erkaufen und verdienen zu wollen, iſt eine Vorſchrift jener Moraliſten, die im Dachſtübchen, bei einer Rinde Brod, nie erfahren haben, wie es ſich an einer Göttertafel ſchwelgt, und uns gern glauben machen möchten, daß der freudenreiche Genuß des Lebens dieſes ſelbſt geiſtig und körperlich conſumirt. Aber gerade in ihm liegt eine ſo beſeelende Kraft, daß er jede Quelle des Lebens erfriſcht und vermehrt.“ —

Thekla ſah ihn hier mit einem Erſtaunen an, das ihm unwillkürlich ein Lächeln abnöthigte. — Zu uns Andern gewandt, fuhr er fort:

„Davon ſchweigen freilich die Moraliſten; aber vermögen ſie zu würdigen, was ſie nie genoſſen haben? Nur wer die Fülle des Genuſſes, deſſen der Menſch fähig iſt, im eignen Bewußtſein zu umfaſſen vermag, darf über den Reichthum oder die Dürftigkeit des Lebens urtheilen. Kann es etwas Unweiſeres geben, als weiſer ſein zu wollen, als die Natur? verächtlich auf Genüſſe herabzublicken, für die ſie den Menſchen ſchuf, indem ſie Geiſt und Körper ſo innig vereinte, daß wir das Gebiet beider nie klar zu trennen vermögen? und vor dem ſinnlichen Reiz des Lebens zu erröthen, als müßten wir uns ſeiner ſchämen, da doch die geiſtigen Reize deſſelben öfter, als es Schwärmer und Moraliſten ahnen, mit ihnen aus einer Quelle fließen? Weſſen Herz bleibt z. B. an einem Abend, wie der heutige, vom Zauber deſſelben ungerührt? Weſſen Herz klopft unter dieſen Blüthenbäumen, bei dieſem Brautfeſt der Natur, nicht raſcher und voller? — Und würde dies Gefühl, ſelbſt wenn es ſich zur Andacht verklärte, nicht noch immer der Erde angehören, die es erzeugte?"

Thekla erröthete und ſchien an dem fernern Gang des Geſprächs, in ſtilles Sinnen verſenkt, keinen Theil zu nehmen. Der Prinz, dem einige Einwendungen gemacht wurden, fuhr fort, und wurde im Reden immer ſchöner und feuriger. „Das iſt der ſchwerſte Druck unſers nordiſchen Himmels, daß denen, die unter ihm wandeln, der natürlichſte und ſchönſte Genuß des Jugendlebens faſt immer nur als Sünde kommt, und jede Freude durch das Verbot zum Unrecht wird. Bei armſeliger Beſchränkung des innern und äußern Lebens mag dieſe verſtümmelnde Reſignation den Werth einer Illuſion haben, die eine harte, traurige Nothwendigkeit zur verdienſtlichen Pflichtübung macht. Wen aber die Natur freundlicher ausſtattete, wem ſie Herz, Geiſt und Sinn aufſchloß für den reichen, unverſiegbaren Strom der Luſt, der die Erde und den Himmel und das Leben umfaßt und alles Erſchaffene aus tauſendmal tauſend Quellen tränkt, deſſen Geſetz ſei Freiheit, Liebe und Natur. Eine ſchöne Seele bedarf keines andern; was iſt das Leben ohne ſie? Schäumend füllen ſie uns den Becher des Genuſſes an — ewiger Durſt iſt darin; aber das Leben reicht auch nicht hin, ihn zu leeren und zu genießen; und durch ihn im Vollgenuß innerer, ewiger Jugend erhalten, fluthet der Menſch dankend mit dem Strom hinunter, der, wenn gleich ſchon Myriaden aus ihm ſchöpften, doch in ewig unverminderter Paradieſesfülle für Jeden ſtrömt, der aus ihm ſchöpfen will.“ —

Thekla konnte hier ihre Bewegung nicht mehr verbergen. Ihr Leben — wie ein dunkles, graues, kaum von der Ahnung irgend eines Glückes erhelltes, Gemälde lag es da! — Und nun dagegen im ſchillerndſten Glanze der Schönheit, die höchſte, blühendſte, üppigſte Fülle geiſtig gewürzten Lebensgenuſſes: — welch ein Contraſt! — Und war es denn kein Traum? War die Möglichkeit eines ſolchen Glückes noch nicht für ſie verloren? — Sie erbebte in namenloſer Ahnung des Erwachens aus dem öden Winterſchlafe ihres bisherigen Lebens zu einem Daſein, das die Liebe im Glanz des höchſten Glückes verklärte.

Der Prinz, deſſen Auge ſie nicht verlaſſen hatte, zog ſie jetzt in das Geſpräch. „Ich zweifle,“ ſagte ſie ihm ernſt, „daß Ew. Königliche Hoheit und ich in unſrer Anſicht des Lebens zuſammentreffen können und kann Ihren Glauben an Glück nur bewundern. Ich habe dieſes von jeher nur für eine Täuſchung der Jugend gehalten, die, wie jene buntfarbigen Blaſen, mit denen Kinder ſich ergötzen, einen Moment glänzt und dann ſpurlos verſchwindet.“

Der Prinz faßte mit warmer Innigkeit ihre Hand. „Nein, meine gnädige Frau, Sie dürfen nicht ſo denken! Die Natur, die Ihnen Geiſt, Jugend und Schönheit gab, legte Ihnen die Verpflichtung auf, glücklich zu ſein. Sie konnten an der

Wirklichkeit des Glückes zweifeln, Sie, die Sie ſelbſt die ſüße Gabe deſſelben zu ſpenden vermögen?“

Seine ſchönen Augen ruhten hier mit einem ſo ſprechenden, ſo verführeriſchen Ausdruck auf Thekla, daß ſie in dieſem Blick ſelbſt die Verheißung und die Bürgſchaft dieſes Glückes finden mußte. Er erſchien in allen ſeinen Aeußerungen wie der entſchiedenſte Gegenſatz ihrer eigenen bisherigen Denk- und Empfindungsweiſe; aber eben in dem Reiz dieſes Gegenſatzes ruhete das Geheimniß dieſer Liebe. Das Gleiche und ſich Aehnliche kann nie im Zuge ewig neuen Bedürfniſſes ſich ſuchen, um ſich zu vollenden.

Der Abend verging ſchnell, wie eine Minute. Ich durchwachte die Nacht in ängſtlicher Sorge um Thekla. Oft hatte ich es mir ſchon früher geſagt, daß nach ſo bitterm Schmerz und unnatürlicher Erſtarrung ihr Herz ſich einem neuen Gefühl nur in leidenſchaftlicher Erſchütterung zu öffnen vermögen würde; aber ich fürchtete das Zurückſinken in ihre ehemalige Verſtockung, wenn die ihr bevorſtehende baldige Trennung von dem Prinzen, wie ein Froſt, die kaum hervorgeſproßte, von mir mit ſo treuer Liebe gepflegte Blüthe eines friedlichen Daſeins wieder tödtete. Der Prinz war, aller Wahrſcheinlichkeit nach, nur eine ſchnell vorübereilende Erſcheinung in ihrem Leben; ein Meteor, das, kaum in ſeinem Glanz erblickt, ſchon wieder verſchwindet; und um ihrer Ruhe willen mußte ich auch lebhaft wünſchen, daß er nur dies für ſie bliebe. Wie konnte, wie mußte indeſſen die Trennung von ihm auf ſie wirken?

Sehr früh kam ſie am andern Morgen zu mir, und lud mich ein, mit ihr im Garten zu frühſtücken. Wie überraſchte mich ihr Anblick! Welch ein mächtiger Zauber iſt die Phyſiognomie im weiblichen Geſicht! Sie iſt die Seele der Schönheit und kann ſelbſt Erſatz für dieſe werden. Das waren noch ihre Züge, ihre Augen; aber welche Verklärung von Seele und Glück ſtrahlte aus ihnen meinem Blick entgegen! Welch ein frohes, geiſtreiches Leben klang aus dem Ton ihrer Stimme!

Der Prinz brachte den größten Theil des Tages bei uns zu. Es fiel meiner Freundin nicht ein, ihm verbergen zu wollen, wie ſehr ſie ſich zu ihm hingezogen fühlte; aber doch genoß ſie mit einer in ſolcher Lage ſeltenen Ruhe und Unbefangenheit ſeiner Unterhaltung, des Ausdruckes ſeiner Blick-

und des Werthes, den er auf jede, in ihrer Nähe verlebte Minute zu legen ſchien. Dieſe Natur und Wahrheit in ihrem Betragen, dieſe Offenheit bei ſo zarter, ſittlicher Würde erhöhten den Reiz, den ſie für den Prinzen hatte. Alle ihre Anſichten und Meinungen lagen ſo fern von dem Kreiſe ſeiner Erfahrungen über unſer Geſchlecht, daß ihre Unterhaltung für ihn den piquanten Reiz der Originalität hatte, und er ſich zu ſeinem Erſtaunen angezogen fühlte, wo er nur darauf gerechnet hatte, anzuziehen. Es mußte für einen Mann, wie er, dem die Unverdorbenheit des weiblichen Geſchlechts im Mittelſtande ganz unbekannt geblieben war, höchſt intereſſant ſein, bei einer Frau von Thekla's Geiſtesbildung und Reife den ganzen Zauber der zarteſten Jungfräulichkeit zu finden; und ſie bot ihm in der Vereinigung dieſer Contraſte einen Genuß, zu deſſen Schätzung ſeine Erinnerung ihm keinen Maßſtab zu geben vermochte.

Am Abend des folgenden Tages trank ich mit Thekla allein in ihrem Cabinette Thee. Ein Courier hatte dem Prinzen wichtige Depeſchen gebracht und ihn von uns entfernt. Unſer Geſpräch war bei ihm, und ich konnte ihr meine Beſorgniß über den Eindruck, den er auf ſie gemacht hatte, nicht verhehlen.

„Ich fürchte nichts,“ antwortete ſie mir, „es liegt für mich in ſeiner Erſcheinung etwas Wunderbares, das mir unbedingtes Vertrauen auf meine Zukunft gibt. Erinnern Sie ſich noch der Wirkung, die im Lager ſein erſter Anblick auf mich machte? — Sie war eine Miſchung himmliſchen Glückes und ſeligen Schmerzes. — Der Zeit nach war es nur eine Minute; aber ich habe in ihr lange gelebt und mir das Daſein in einem ganz neuen Sinn für immer angeeignet. Ich fühle jetzt, daß meine Fähigkeit zum Glück noch nicht erſtorben, und alle meine Anſprüche darauf noch vollgültig ſind. Eine unbekannte Macht zieht mich ſüß in's Leben hinein. Noch kenne ich es nicht, noch habe ich ſeine Reize nicht genoſſen, noch hat es mir ſeinen Reichthum ungetheilt zu bieten. Ich lebe, ich empfinde, ich denke wieder; alle Kräfte meiner Seele erblühen in friſcher, froher Thätigkeit, und ich finde in der glühenden Tiefe meiner Empfindung die Bürgſchaft für die Wahrheit und die Dauer dieſes neuen, herrlichen Daſeins.“ —

Hier trat der Prinz zu uns. Der Courier

hatte ihm die Nachricht von einer für das Schickſal Europa's höchſt entſcheidenden Kataſtrophe gebracht. Er war ſehr ernſt, und aus dem dunkeln Unmuth, der ſein Auge wölkte, leuchtete das Gefühl fremder Schmach und eigener Thatenloſigkeit. „Ich muß noch in dieſer Nacht mit meinem Corps aufbrechen,“ ſagte er in einem Ton, dem man den Mangel innerer Ruhe anhörte. „Alles iſt ſchon entſchieden — leſen Sie!“

In ſolchen Momenten, wo das Schickſal der Menſchheit im grauſenvollen Dunkel furchtbarer Erſcheinungen an uns vorüberzieht, enthüllen ſich Tiefen des Gemüths, zu denen ſonſt kein fremder Blick dringt. Nie hat mich etwas ſo erſchüttert, nie iſt die geheimſte Tiefe meiner Seele ſo zu Gefühlen aufgeſchloſſen worden, die mir bis dahin unbekannt geweſen, als durch den Schmerz des großen, fürſtlichen Feldherrn in dieſer Stunde, wo die Zukunft in dunklen Umriſſen und im finſtern Gigantenſchritt vor ihm vorüber zog.

„Auch wir werden jetzt früher oder ſpäter fallen,“ ſagte der Prinz, „doch keine Schmach der Feigheit wird uns treffen, und die Heldenſchatten vergangner Zeit werden uns lehren, mit Ehren zu fallen, wenn wir nicht länger mit Ehren zu ſtehen vermögen.“ —

Manches ernſte Wort voll tiefen Sinnes ward noch gewechſelt; doch über das furchtbare Gewicht laſtender Gegenwart erhob ſich Thekla's Seele in der ſchönen Hoffnung der Begeiſterung und des Glaubens. „Dürfen wir denn,“ fragte ſie, „der Liebe vergeſſen, die unſer Volk hat, und durch die es wiedergeboren werden wird? Die Zeit iſt einer gewaltigen Gährung entgegen gereift. Das regelloſe Machwerk der Verfaſſungen, das der Zufall aus der Anarchie barbariſcher Zeiten zuſammenflickte, muß zuſammenſtürzen; der Strom des Weltalls iſt aus ſeinen Ufern getreten, und vergebens ſtrebt ein Rieſengeiſt ihn zu dämmen. Die gewaltigſte Erdenmacht wird ſich hier den kommenden Geſchlechtern als Ohnmacht zeigen, damit der Erdkreis erkenne, wem die Macht und das Reich und die Herrlichkeit gebühre. — Mögen denn jetzt dieſe Blitze lodern und verzehren, wie ſie wollen: ſie verkünden uns doch nur einen verjüngenden Phönixbrand der Menſchheit, und die Gegenwart iſt das kadmäiſche Schlachtfeld, aus deſſen Leichen das neue Leben hervorblühen ſoll. Und, o, mein Prinz, wie erhaben iſt Ihre

Beſtimmung, dieſen lebenden Geſchlechtern als ein heiliges Omen der Erlöſung vorzuleuchten, und durch That und Geſinnung den edelſten Heroen der Vor- und Nachwelt anzugehören!“ —

Der Prinz blickte ſie mit Bewunderung an. Ihr Auge blitzte, und wie eine Seherin ſtand ſie groß und ernſt und begeiſtert vor ihm. „Thekla,“ ſagte er raſch, und drückte ihre Hände leidenſchaftlich an ſein Herz, „welch ein tiefes herrliches Gemüth enthüllt mir dieſe Stunde! O welche Weihe zu ſo hohem Beruf müßte die Liebe eines ſolchen Herzens ſein!“ —

Sie ſenkte hier heißerröthend ihre Augen, die ſich mit Thränen füllten, auf die Hände des Prinzen nieder, in denen die ihrigen ruhten; doch in demſelben Augenblick traten die Adjutanten des Prinzen ein, ſeine Befehle zu empfangen und er verließ mit ihnen das Zimmer.

Sie ſah den Prinzen in den wenigen Stunden bis zu ſeiner Abreiſe nicht wieder. Von Geſchäften überhäuft, neben denen jedes andre Intereſſe kleinlich und tändelhaft erſcheinen mußte, kam er erſt wenige Minuten vor ſeiner Abreiſe zu ihr, um Abſchied zu nehmen. Die Anweſenheit mehrerer Officiere aus ſeinem Gefolge, die gleichfalls gekommen waren, ſich den Damen des Hauſes zu empfehlen, unterſagte jedes bedeutendere Wort, und erhielt auch Thekla in der ruhigen Faſſung, mit der ſie ſein ſehr herzlich geſagtes Lebewohl annahm und es erwiederte.

Ihr Auge folgte ihm, als er ſich entfernte. Jetzt grüßte er beim Einbeugen in die große Allee zum letzten Mal, und entſchwand dann ihren Blicken. „Fahr wohl,“ fliſterte ſie leiſe und zärtlich, und flog, als nun ihr Blick mich traf, in meine Arme.

„Warum ſo traurig, ſo beſorgt, meine Freundin?“ fragte Thekla mich ſchmeichelnd, „Sie ſehen ja, wie ruhig und heiter ich bin!“

„Ich werde mich Ihrer Faſſung erſt dann zu erfreuen vermögen, liebe Thekla, wenn die Zeit mich überzeugt, daß ſie nicht die Folge einer leidenſchaftlichen Spannung iſt, die nur zu leicht im troſtloſen Wechſel gänzliche Muthloſigkeit herbeizuführen vermag.“

„Dann müßte jetzt doch wohl ein Wunſch, eine Hoffnung in meiner Seele ſein, deren Nichterfüllung mich zu betrüben vermöchte. Aber ich erwarte nichts von der Zukunft; ich habe nichts zu fordern. In mir iſt eine ſolche Fülle von Glück und Leben, daß ich, wie die Götter im Olymp, der Sehnſucht unzugänglich bin, weil ich keine Entbehrung fühlen kann. Was ich in meinem eignen Herzen habe und beſitze, reicht aus für dies Leben.“

Sie hatte Recht. Tage wurden zu Wochen und dieſe zu Monaten, und immer ſah ich ſie gleich heiter, gleich ruhig. Oft und gern ſprach ſie mit mir vom Prinzen, und dann nie ohne Rührung und Entzücken; aber nie verrieth ſie den Wunſch, nie die leiſeſte Hoffnung des Wiederſehens. Einzig als ihr Gefühl, ihr Beſitz, war ihr dieſe Liebe die theuerſte Gabe der Gottheit, deren Genuß hinreichte, ihr die Welt und das Leben jugendlich ſchön zu erhalten.

Spät im Herbſt kehrten wir nach M. zurück. Allgemein war das Erſtaunen über die Veränderung, die man an Thekla bemerkte. Sie ſchien nicht nur um ein Jahrzehend verjüngt, in der friſcheſten Jugendblüthe zu prangen, ſondern auch ihr Geiſt hatte ſich ſo reizend und anmuthig entfaltet, daß er allein ſie liebenswürdig zu machen vermocht hätte. Ihre Unterhaltung war ſtets anziehend, oft glänzend; ihr

Scherz fein und ſinnig; was ſie aber unwiderſtehlich machte, war die ſchöne Herzlichkeit ihres Weſens. In ihr war eine Fülle von Liebe und Wohlwollen, die ſich, erfreulich wie das Sonnenlicht, Allen mittheilte, die ſie umgaben.

Die Begebenheiten der Zeit machten M. zum Sammelplatz vieler Fremden, und Thekla's Haus wurde dieſen Winter das glänzendſte und geſelligſte der Stadt. Ihr wurde das erhebende Gefühl, den Ruhm des Mannes, den ſie vergötterte, in immer lichterer Glorie ſtrahlen zu ſehen. Die Hoffnungen und Wünſche der Nation lenkten ſich mehr und mehr darauf hin, ihn als den Feldherrn zu bezeichnen, der, mit der Aegide des Vertrauens und der Liebe der Krieger gedeckt, das Heer zu Sieg und Ehre zu führen vermöchte. Sein Name war auf allen Lippen; ſein Bild fand man in jedem Hauſe, jede Zeitung nannte ihn; und wie auch die Meinungen und das Intereſſe getheilt ſein mochten: ſo vereinigte ſich doch Alles, ſeinen Muth, ſeinen Geiſt, und die ſeltne Verbindung ſo vieler großer Eigenſchaften mit jeder Liebenswürdigkeit, womit die Muſen und Grazien zu begaben vermögen, wetteifernd zu preiſen.

Wenigen Frauen nur wird im Laufe ihres Lebens das Glück, ſich für eine große Idee begeiſtert, und durch die Liebe zu ihr ihr Leben veredelt zu fühlen. Wenn nun aber das Bild des Geliebten ſie uns vergegenwärtigt, und die edle Begeiſterung und das Entzücken der Bewunderung in unſrer Seele mit der Liebe zu Einem Gefühl werden: ſo wird unſer Herz durch daſſelbe an die Grenze geführt, die die Seligkeit höherer Geiſter von der menſchlichen Natur trennt.

Thekla genoß dieſes Glückes; aber die Ungewöhnlichkeit deſſelben entwickelte in ihr immer ſelbſtſtändiger eine Freiheit des Sinnes, deren kühne Aeußerungen mich oft erſchreckten, wenn ich ſie gleich nur für ein Spiel hielt, mit dem ſich ihr Geiſt beluſtigte, ohne es als Ernſt im Leben geltend machen zu wollen.

Das Gerücht führte den Prinzen zuweilen in unſere Gegend zurück. In der Erwartung ſeiner Ankunft ſah ich dann wohl ihr Auge heller ſtrahlen und ihr ganzes Weſen einer ſüßen Unruhe hingegeben; aber nie verdüſterte die Fehlſchlagung dieſer Hoffnung ihre Heiterkeit.

„Ich bin,“ ſagte ſie mir einſt darüber, „mit dem Gedanken vertraut, ihn nie wiederzuſehen, und würde mir thöricht erſcheinen, wenn ich wähnte, ihn ſo lebhaft intereſſirt zu haben, daß er meiner noch gedenke. Es konnte ihm in ſeiner Größe und Liebenswürdigkeit nicht fehlen, einen unauslöſchlichen Eindruck auf mich zu machen; wie ganz unbeachtet würde ich aber von ihm geblieben ſein, wenn er mich in der Mitte anderer Frauen erblickt hätte! Unter dem Druck ſolcher Umgebung und der Formen leerer Convenienz würde ich nie den Muth haben, ihm anders als höchſt alltäglich zu erſcheinen. Vergeblich würde ich dann in meiner Seele dieſe Macht über ihn fühlen, der er nicht zu widerſtehen vermögen würde, ſobald ich ihm dies Herz in der ganzen Energie meiner Liebe zeigte. Der Augenblick aber, wo er mich als eine gleichgültige, faſt vergeſſene Bekannte wiederſähe, würde mein jetziges Glück ganz zerſtören und mich ſo elend machen, daß ich keinen Begriff von der gewaltſamen Erſchütterung habe, in der dieſer Moment meine Seele auf ewig lähmen würde. Von ihm getrennt, wie ich es jetzt bin, ſind wir dagegen mit einander in der Wahrheit und Innigkeit meiner Empfindung unauflöslich verbunden.“

„Liebe Thekla, wie kann man ſich ſo unbedingt einer Illuſion hingeben, die doch früher oder ſpäter in ihr eignes Nichts zurückſinken muß, und die Ihr ganzes Leben gewiſſermaßen zu einer Traum-Exiſtenz macht?“ —

„Gibt es denn im Leben etwas Wirklicheres, als dieſe Liebe für mich iſt? — Wiſſen Sie etwas, das mir Erſatz für ſie zu werden vermöchte? Alles Andre iſt nur Friſtung des Lebens, nicht Genuß deſſelben, nur Bedürfniß, nicht Reichthum. Ohne ſie wäre ich mir immer fremd geblieben, und hätte nie erfahren, wie ich meinem angebornen Sinne nach handle. Alles Andre in mir und meinem Leben iſt Menſchenwerk — nur in dieſer Liebe offenbart ſich unverſtellt meine mir von Gott angeſchaffne Natur, und darum iſt ſie mir auch das Höchſte im Leben, und nie ſoll mein Herz wieder in den Feſſeln kleinlicher Menſchenſatzungen ſeufzen. Frei ſoll es ſchlagen, und ſich ſelbſt ſein einziger und höchſter Richter ſein.“

„Sie erſchrecken mich, Thekla! Dieſe Freigeiſterei der Weiblichkeit hat noch jede unſers Geſchlechts, die ſie zur Regel ihres Lebens erwählte, in's Verderben geſtürzt.“ —

„Doch nur, weil ſie mehr als einen Wunſch, eine Hoffnung, eine Furcht hatten, und es nicht zu fühlen vermochten, wie frei der Menſch iſt, wenn er klar und feſt nur Eines will im Leben, und an dieſes Eine Alles ſetzt. Ich gehe der Zukunft kühn entgegen, wie ſie ſich auch enthülle; nie ſoll ſie Gewalt über mein Leben erhalten. Ich weiß, daß meine Natur nichts Unwürdiges ertragen, ſondern die Kraft haben würde, es von ſich auszuſtoßen, wo es ſich ihr aufdrängte; und darum ſoll mich nie fremde Meinung überreden, dorthin gehe der Weg zum Glück, wenn mein Herz ihn mir, ohne Widerſpruch meines Gewiſſens, auf der entgegengeſetzten Seite zeigt."

„O Sie ahnen nicht, wie viel wahrhaft Heiliges ein Weib daran wagen muß, wenn es die Kette löſen will, die Sie abgeſtreift zu haben glauben. Die haarſcharfe Linie, auf der Sie bei ſolchen Grundſätzen wandeln, zum Lebenswege wählen zu wollen, iſt wahrlich ein Seiltänzer-Kunſtſtückchen, vor dem der Genius ſchöner Weiblichkeit erröthet."

„Die Liebe erſcheint mir als der ſchönſte Beruf des Weibes, zu heilig, um ihr nicht darin zu vertrauen, daß die Bildung, die von ihr ausgeht, und der Lebensweg, den ſie uns andeutet, die richtigſten ſein müſſen. Welch ein elendes Spiel iſt dieſe Geſchlechts-Profeſſion der Weiblichkeit, die man uns ſo gern als das Höchſte in der weiblichen Natur anpredigt, wenn die Liebe ſie nicht adelt und beſeelt! Wie viel Verzerrtes und Unnatürliches, alſo auch Sündliches, iſt nicht in manchem von der Neigung und vom Staat anerkannten Verhältniß zwiſchen Weib und Mann! — Liebſte Pauline, ich bin mir darin ſo klar und feſt in meinem Willen: führt das Schickſal mich dem Prinzen wieder zu, ohne daß die Alltäglichkeit trennend zwiſchen uns ſteht; ſo bin ich ſein, wie ich es ſein muß, wenn ich den Ruf meiner innerſten Natur nicht überhören will; und auf welchen Standpunkt mich dann auch die Meinung ſtellen dürfte, ſo würde mir doch die innere Stimme verbürgen, daß ich nicht unwürdig und erniedrigt auf ihm ſtehe, ſo lange ich, im klaren Bewußtſein, im vollen Gefühl des Rechts, mit Freiheit und Liebe auf ihm ſtehe."

„Wie wenig aber paßt dieſe Schwärmerei zu dem Ideal, dem ſie huldigt! Der Prinz iſt ein herrlicher Menſch, aber in welcher üppigen Lebensluſt blüht er! — Wie fremd iſt ihm jenes ſtille, ſchöne

Daſein, das Zärtlichkeit und tiefes Gefühl zur Bedingung ſeines Glückes macht! — Noch hat er nie einer Einzelnen, immer in ihr nur dem Geſchlechte angehört, und wahrſcheinlich iſt es auch keinem weiblichen Herzen beſtimmt, ſich ihn ganz und auf immer zu gewinnen.“

„Und daraus wollen Sie ihm einen Vorwurf machen, der zugleich Warnung für mich ſein ſoll? Nie dürfte mir freilich der Gedanke kommen, ihn ewig halten zu wollen; aber eben ſo wenig würde ich den Nektarbecher des himmliſchen Glückes ſeiner Liebe von mir weiſen, weil ich fürchten müßte, ihn nicht bis auf die Hefen leeren zu können. Nein, Pauline, wenn er mich liebte, wenn meine Seele durch ihn zum vollſten Bewußtſein, zur herrlichſten Aeußerung aller ihrer Kräfte gelangte — ein Daſein, deſſen Fülle ich jetzt nur, wie die Raupe ihr Schmetterlingsdaſein, zu ahnen vermag — wenn er mich liebte, und wenn dann in dem Gefühl, daß Er der Schöpfer, der Spender meiner Seligkeit wäre, immer noch neue, höhere Seligkeit läge — o Gott, Gott! dieſe Erde hat keinen Jammer, mit dem ich nicht eine Stunde dieſes Glückes jauchzend erkaufte.“

Sie drückte hier beide Hände in leidenſchaftlicher Bewegung auf ihrer Bruſt zuſammen, und ihre Augen erhoben ſich mit einem ſo heiß flehenden Ausdruck zum Himmel, daß ich verſtummte, als müſſe ich ihre Beſtimmung, das Opfer dieſer Leidenſchaft zu werden, ehren.

Die Stille und die Heiterkeit ihres Weſens bei ſolcher Leidenſchaftlichkeit blieben mir immer gleich räthſelhaft. Sie zeigte in dieſer unbedingten Hingabe an Ein Gefühl eine Kraft, die ſie nie gehabt haben würde, es zu bekämpfen. Sie las viel, und beobachtete auch die Menſchen, mit denen ſie lebte; aber in Allem, was ſie las, ſann und hörte, waren es nur die Geheimniſſe, und die Leiden und Freuden des Herzens, die ſie anzogen und beſchäftigten. Die Hoffnung, den Prinzen wieder zu ſehen, wurde mehr und mehr zur Unwahrſcheinlichkeit; doch in immer gleicher Heiterkeit blieb ſie freudig und ſchön, wie ein hell ſtrahlender Frühlingstag.

Auch in unſerm geſelligen Zirkel erzeugte die Rückkehr der ſchönen Jahreszeit manchen Reiſeplan, und wir wurden von mehreren Seiten zur Theilnahme an einem derſelben dringend aufgefordert. Ich hatte den Winter über viel gekränkelt, und ſollte daher auf Befehl des Arztes den Brunnen trinken, welches mich zum Zuhauſebleiben zwang; aber ich beredete Thekla, ſich an einer Geſellſchaft anzuſchließen, die das Gebirge zu ihrer Reiſe erwählt hatte. Die hier folgenden Bruchſtücke aus ihrem Tagebuche werden uns mit den Begebenheiten dieſer Wochen bekannt machen.

Den 6. Mai.

Welche herrliche unvergeßliche Tage lebe ich jetzt! ſie ſind ſo reich an Freuden und erhebenden Empfindungen, daß ich bei aller Fülle des Genuſſes in mir doch nur Beſchränktheit finde, wenn ich meine Fähigkeit zu empfinden, mit dem unendlich reichen Gebiet vergleiche, das uns gegeben iſt, ſie zu entwickeln und zu üben.

O du, dem die Vorſehung das Geheimniß meines Lebens anvertraute, du, deſſen hohes Bild mir tief im Herzen wohnt und eins iſt mit jeder meiner Empfindungen, du allein vermochteſt mir dieſe Quellen des Genuſſes zu öffnen! Nur in der Liebe für dich ging mir der Sinn für die Welt auf, und jede Freude an ihren Erſcheinungen wird durch dies dankbare Andenken an dich geheiligt. Wie ſchnell würde mir dieſe große reiche Natur wieder zur unverſtändlichen, lebloſen Hieroglyphe werden, wenn ich nicht mehr einzig in dir lebte! — Jetzt aber iſt ſie mir Bild und Laut der Liebe in jedem Anblick, jedem Säuſeln — iſt mir eine Melodie des Ewig-Schönen, zu der mein ganzes Weſen ſich rein und harmoniſch zu ſtimmen ſtrebt.

Und nun zu dieſem innern, unſterblichen Frühling noch dieſe Tage, dieſe Nächte! — Ich ſitze hier um Mitternacht am offenen Fenſter und blicke hinaus auf die blühende Flur. Ohne Mondlicht iſt der Himmel ſo hell von ſeinen tauſend Mal tauſend Sternen durchblitzt, der Nachtwind geht durch die Zweige der hohen Ulmen vor meinen Fenſtern, und der Wellenſchlag des Sees tönt melodiſch darein, alle Blüthen ſenden mir, der Liebenden, ihre ſüßeſten Düfte herauf. — O dieſe Herrlichkeit der Nacht, dies Schweigen der Natur vor ihrer Feier; wie lange hatte ſich mir dieſer Gottesdienſt entfremdet! wie lag ich ſo gebückt, geſchmäht und entwürdigt vor dem eiſernen Schickſal in den Staub geworfen da!

Da erſchien **Er**, ſein erſter Blick ſtreifte meine Feſſeln ab, ich liebte und war frei und glücklich!

O wie erwachen ſie jetzt alle wieder in meinem Herzen, dieſe lieben Gefühle herrlicher Jungfräulichkeit! wie weine ich oft vor ſtiller Seligkeit, daß ich ſie wieder habe, ſie wieder mein nenne! Dieſe tiefe Fülle inniger, beglückender Empfindung in meiner Bruſt iſt unausſprechlich ſüß. So glücklich war ich auch in den ſchönſten Zeiten meiner Vergangenheit nie. Nie war mir früher die Natur ſo beſeelt, nie war ſie früher ſo meines Herzens Vertraute! — Und iſt ſie nicht auch beſeelt, iſt ſie nicht voll des regſten, geheimnißreichſten Lebens? Regen ſich dieſe Bäume nicht recht mit Luſt in dem friſchen Nachtwind? Sollten ſie gar nicht wiſſen, wie ſchön Alles iſt? Sprechen wir ihnen nicht vielleicht nur darum die Empfindung ab, weil uns das Organ fehlt, ſie bei ihnen zu erkennen? — Liegt nicht in uns Allen eine Ahnung von empfindungsvollem Leben der Pflanzen? Woher z. B. die ganz verſchiedene Empfindung, mit der ich Blüthen und Früchte breche? Oft ließ ich die erſtern ungepflückt, weil mir eine innere Stimme ſagte, die Pflanze miſſe ſie ungern, da mir hingegen beim Brechen der Früchte immer iſt, als freue ſie ſich, ſich mir geben zu können. Iſt nun dieſe innere Empfindung nicht ein geheimnißvolles, vermittelndes Organ zwiſchen uns und der lieben frommen Pflanzenwelt? Als Kind ſprach ich oft Stunden lang mit meinen Blumen, und verſtand ihre Antworten. Später wird es zu laut um uns, aber ſie lieben mich noch, wie ich ſie. O ich möchte jetzt hinauseilen, und meine Arme ausbreiten, um die Erde und den Himmel und den Nachtwind und die Blumen an mein Herz zu ziehen! Ich möchte niederſinken und die Erde küſſen, die Alles ſo mütterlich, ſo unermüdet, treu und ſtill nährt und pflegt!

Den 14. Mai.

Ganz unerwartet ſind in dieſer Nacht alle Beurlaubten einberufen. Boten und Ordonnanzen treffen von allen Seiten hier zuſammen. Ich bin ſonderbar bewegt. Das Wort Krieg tönte mir von jeher ſo grauſend feierlich, und doch glitt es wohl unverſtanden vor meinem Ohr vorüber. Ich fange jetzt an, ſeinen tiefen Sinn zu ahnen. Wir ſind wegen der Fortſetzung unſerer Reiſe beunruhigt. Eben erhalten wir einen reitenden Boten. Die * * * Regimenter ſind alle aufgebrochen. In dem drei Meilen von hier gelegenen D. iſt für ein ſtarkes Truppencorps Quartier angeſagt, und wir werden alſo unſern Reiſeplan wohl ändern müſſen. H. iſt nach D., ſich nach Allem näher zu erkundigen, und ſich Päſſe für uns geben zu laſſen. Mir iſt ſonderbar, ſehr ſonderbar zu Muthe!

Den 15. Mai.

O mein weiſſagendes Herz! Er iſt hier, in meiner Nähe, in D. und bleibt heute noch da. Morgen führet ihn ſein Weg hier durch, ich werde ihn alſo vielleicht ſehen. Als H. uns dies bei ſeiner Rückkunft erzählte, klopfte mir das Herz entſetzlich; ich wurde traurig, und mußte Abends, als ich allein war, viel weinen. Der Moment unſerer Bekanntſchaft war der wichtigſte und ſchönſte in meinem ganzen Leben, in wunderſchnellem Zauber entwickelte ſich die Blüthe meines Gefühls — ſie iſt mein Glück, mein ganzes Glück — welkt ſie mir je unter dem

Eindruck eines kalten Wiederanblickes: ſo bin ich geweſen.

Wir gingen heut ſpazieren. Man konnte die Thürme von D. ſehen; die Luft, die mich umgab, kam mir vielleicht von ihm, und ich athmete ſie mit einem Nachgefühl jenes ſüßen Schauers ein, den mir damals ſeine Nähe gab. Morgen werde ich ihn ſehen; der Gedanke durchzuckt mich, ſo oft ich ihn denke, wie ein elektriſcher Funke. Ich kann es nicht faſſen, wie mir nach dieſem Augenblick des Wiederſehens ſein wird; aber Seligkeit iſt in dem Gedanken, ihn wieder zu ſehen. Schwerlich dürfte er mich im Vorübereilen erkennen, und doch — wie reich könnte mich ein Blick, ein Wort von ihm machen! —

Den 16. Mai.

Was iſt unmöglich? Das Unwahrſcheinlichſte hat der Himmel für mich wahr gemacht. Der Prinz war heute hier auf dieſem Zimmer faſt drei Stunden bei mir! — Als ſchon eine Viertelſtunde verfloſſen war, als ich das glücklichſte und geliebteſte aller Weiber ſchon an ſeinem Herzen lag, ſchon die Seligkeit empfunden hatte, ihn ſagen zu hören, daß er mich liebe, mich, ſein Geſchöpf, mich, ſeine Thekla, ewig lieben werde, fragte ich mich und ihn, ob es kein Traum ſei? —

Und noch jetzt, noch jetzt betet meine Seele: Vater im Himmel, wenn dieſe Seligkeit ein Traum iſt, ſo ſei der Augenblick des Erwachens auch der meiner Vernichtung; denn ſeine Schrecken vermöchte wohl ſelbſt deine Allmacht dem ſterblichen Weſen nie zu vergüten! —

O Muth, Muth mein Herz! — haſt du doch eine Ewigkeit vor dir, die Seligkeit dieſer Wirklichkeit, dieſer Gewißheit des höchſten Glückes auszukoſten, und ſie faſſen zu lernen. O Gott! vermag denn der ſterbliche Menſch gar nicht zu zeigen, wie tief er die Unermeßlichkeit ſeines Glückes fühlt?

Ja, der Menſch iſt ein endliches Weſen, meine Seele reicht nicht, dies Gefühl zu faſſen, -ſie iſt bis in ihre innerſte Tiefe davon durchdrungen, aber ihr Empfindungsvermögen reicht nicht hin, es zu ergründen; ſie fühlt ſich im Beſitz einer unnennbaren Fülle von Glück und Freude, und doch iſt ihr noch unendlicher Reichthum, unendliches Glück zu ergründen übrig, das ſie, und wenn ihre Kraft hundertfach ſich verdoppelte, ſo wenig zu erſchöpfen vermöchte, wie das Weſen der Gottheit! —

Ich möchte ſo gern erzählen, mir ſelbſt erzählen, wie das Alles ſich begeben hat, werde ich's aber können?

Unſere ganze Geſellſchaft war nach dem Pavillon im Garten gegangen, um die Truppen vorbei marſchiren zu ſehen. Mehrere der Officiere, Bekannte und Verwandte der Frau vom Hauſe, ſprengten heran, ſie zu begrüßen; ſie bat ſie zum Frühſtück, und wir gingen, ohne die Ankunft des Prinzen zu erwarten, der mit ſeinem Gefolge zurückgeblieben war, nach dem Hauſe zurück. Ich konnte den Wunſch des längern Verweilens nicht ausſprechen; eine unüberwindliche Schüchternheit band mir die Zunge: aber in ſtilles, wehmüthiges Sinnen verloren, nahm ich an dem Geſpräch eben ſo wenig Antheil, als ich die fremden Gäſte beachtete. Sie verließen uns bald, um ihre Regimenter wieder einzuholen; und eben wollte ich erröthend vorſchlagen, nach dem Pavillon zurückzukehren, als einer der Bedienten meldete, der Prinz ſei auch ſchon vorbeigeritten. Verwirrt, beklemmt und mir ſelbſt in einem

Chaos wogender Gefühle nicht klar, ging ich nach meinem Zimmer, und lehnte trübſinnig am Fenſter, als mir ein Officier gemeldet wurde, der mich zu ſprechen wünſche. „Sein Name?“ fragte ich bewegt. — Den würde er die Ehre haben, der gnädigen Frau ſelbſt zu ſagen. Ich nahm den räthſelhaften Beſuch an, die Thür öffnete ſich, und unvergeßlicher Moment! es war der Prinz!

Ströme der wärmſten Lebensgluth wären kein würdiger Preis für dieſe Minute, ich verſtumme von ihrer Erinnerung, aber die reinſte Seligkeit des Himmels kann vor ihr nur den Vorzug der Dauer haben.

Liebe, Entzücken und die ſüße Unruhe einer unerwarteten Freude in jedem Zuge ſeines Geſichts trat er ein, er faßte meine Hände, drückte ſie an ſeine Lippen, mich an ſein Herz, ich hörte keine Worte, ſein erſter Laut war mein Name, ausgeſprochen mit jenem Ton der Liebe, der aus dem Herzen kommend, ſich des Herzens ſo unwiderſtehlich bemächtigt. —

Er hatte die bei uns geweſenen Officiere unterweges angetroffen. Einer von ihnen, der als der Prinz im vorigen Jahre in meinem Hauſe weilte, in ſeinem Gefolge geweſen war, erzählte ihm, daß ich jetzt bei der Beſitzerin des Guts, wo er gefrühſtückt, zum Beſuche ſei. Der Prinz gab darauf die nöthigen Befehle, hieß ſein Gefolge ihn am nächſten Orte erwarten, und ſprengte ohne alle Begleitung zurück.

Beinahe ein Jahr lag zwiſchen uns. Wie hätte ich mich erkühnen können, zu hoffen, daß ich noch in ſeinem Andenken lebe, und doch war für mich die ganze Zeit unſerer Trennung nur ein einziger Gedanke an ihn geweſen, und ſein Bild mir ſo lieb, ſo traulich geworden, daß ich ihn nicht fremd, wie im Moment unſers damaligen Abſchieds, zu empfangen vermocht hätte. Aber als habe auch er im Geiſte mit mir fortgelebt, als müſſe das ſo ſein, ſchloß er mich in ſeine Arme, drückte mich mit einer ſo leidenſchaftlichen Innigkeit und mit ſo entzückten Blicken an ſein Herz, daß ſich die Gewißheit, geliebt zu ſein, wie eine Verheißung vom Himmel in meine Seele ſenkte.

„Thekla," rief er, „meine Thekla, bedarf es noch der Worte unter uns? — Biſt Du mein, wie ich Dein bin? — Fühlſt Du, daß ich in Dir mein ſüßeſtes und eigenſtes Glück umfaſſe?"

Der Schleier, der die Gottheit und ihre Seligkeit irdiſchen Augen verhüllt, ſchwand bei dieſen Worten vor meinen entzückten Blicken, und ich begriff den Himmel mit ſeiner ganzen Herrlichkeit. O, und wenn ſtatt dieſes Tod und Verderben über meinem Haupte geſchwebt hätten, ich hätte doch das Wort ausgeſprochen, in dem meine ganze Zukunft ruht, und wäre dann lächelnd in der himmliſchen Wolluſt dieſes zagenden, bebenden Geſtändniſſes verſunken!

„Süßes, ſeelenvolles Weſen,“ ſagte er mir, „gewiß, ich habe die Liebe bis jetzt noch nicht gekannt. Nimm ſie denn hin, meine ganze Seele, fülle ſie aus, dieſe Leere meines Herzens, die mich oft ſo wild und unmild machte, und verhülle mir in dem heiligen Frieden Deiner Liebe den Unfrieden, der mich quält.“

Stunden verflogen wie Minuten. Die Gegenwart lag wie eine lange Zukunft vor mir; ich hatte keinen Gedanken für den nächſten Morgen. Er mußte endlich ſcheiden, doch nur nachdem wir verabredet hatten, daß ich meine Geſellſchaft beſtimmen ſolle, nach H. zu gehen, wo er mehrere Tage verweilen muß.

Wie kalt und todt iſt Alles, was ich hier ſchreibe! — und doch iſt in mir eine Unruhe des Glückes, die mir nicht vergönnt, mich ſtill im Bewußtſein deſſelben zu verſenken. Morgen werde ich ihn wieder ſehen! O wie ſchnell iſt dieſe Liebe aus einem friedlichen Kinde zum Rieſen geworden! Ein Blick, ein Wort von ihm waren heut Morgen noch meine kühnſte Hoffnung — Jahre hätte ich damit ausgereicht für mein Herz, und nun würden mir Welt und Leben freudenlos verſinken, wenn ich ihn nicht morgen wiederſähe.

Den 17. Mai.

Er war geſtern Abend der letzte Gedanke beim Einſchlummern, heute der erſte beim Erwachen. Die Sonne fuhr ſtrahlend herauf, *ihm* zu leuchten, der Morgenwind ſäuſelte, *ihn* zu erquicken. Er nur in der ganzen Schöpfung, im kleinſten Thautropfen, wie im ganzen All nur ſein Bild.

Länger als eine Stunde war ich früher fertig, als die Andern. Mit ungeduldiger Eile trieb ich zur Abreiſe, und ärgerte mich über den Schneckengang des Thuns und Treibens um mich her. Endlich ſtiegen wir ein. Raſch eilten wir fort, und gegen 4 Uhr Nachmittags erblickte ich die Thürme von H. „Sehen Sie, ſehen Sie!“ jauchzte ich bei ihrer Erblickung ſo laut und freudig auf, daß die Baronin herzlich darüber lachte, weil es ihr unerklärlich war, wie mich der Anblick dieſer gar nicht großen und unanſehnlichen Stadt ſo entzücken konnte.

Eine Viertelmeile vor der Stadt kam er uns entgegen. Sein erſter Blick war Gruß der Liebe. Dann ſprengte er raſch, als ob er uns nun erſt erkenne, an den Wagen, begrüßte mich und meine Reiſegefährtin, die er oft in B. geſehen hatte, freute ſich des unvermutheten Zuſammentreffens, und verſicherte ihr gleich, ſie dürfe, ſo lange er in H. bleibe, an keine Abreiſe denken, und er werde Alles aufbieten, uns den Aufenthalt dort ſo angenehm wie möglich zu machen. Geſchmeichelt von ſeiner Artigkeit wandte ſie ſich an mich, und ſuchte mich zur Einwilligung in dieſen Vorſchlag zu bereden. Ich erröthete und überließ ihr völlig die fernere Beſtimmung unſerer Reiſe.

Am Thor trennte er ſich von uns; aber nur um uns in unſerer Wohnung zu empfangen und uns für den Abend einzuladen. Wir fanden eine große Geſellſchaft vor; doch ohne alle Spur meiner ſonſtigen Blödigkeit trat ich heiter in den Saal. Ach, wo ich ihn finde, wo ich auch nur ſeinem Schatten begegne, wird ſtets Himmel um mich und in mir ſein!

Woher hätte mir in meinem vergangenen Leben eine Ahnung kommen ſollen, wie hoch ſich das Leben an Entzücken, an Freude und an Glück ausbringen läßt? Eine Minute dieſes Abends, wo Er nur für mich anweſend war, wo ſein Herz, ſein Geiſt ſich eine neue Sprache ſchufen, die allen Andern unverſtändlich, nur von mir erwiedert wurde, würde hinreichen, den Wermuthskelch ganzer Jahre zu verſüßen; und für mich reihten ſich dieſe Augenblicke an einander zu Stunden, denen morgen wieder ein Tag und noch einer folgen wird! Dieſe Fülle des Glücks wird mich tödten, oder Alles, was man von der Dürftigkeit unſerer irdiſchen Natur ſagt, iſt Wahn, und die Liebe, dieſer magiſche Zauber des Daſeins und des Schickſals, vermag uns auch hienieden ſchon Kraft zu geben, die Seligkeit höherer Geiſter zu ertragen.

Den 19. Mai.

Wie iſt es möglich, Gott zu lieben, wenn man nicht auf Erden ein Weſen mit allen Kräften, Wünſchen, Ideen und Empfindungen ſeiner Seele geliebt hat? Nur eine ſolche uns ganz durchdringende und erfüllende Liebe vermag uns das Geheimniß unſers Daſeins in ſeiner Unſterblichkeit zu enträthſeln.

Der Aufſchwung meiner Seele zur Gottheit iſt mir immer das Heiligthum meines Lebens geweſen, doch erſt ſeitdem ich liebe habe ich beten gelernt, und darum, o Vater! ſende mir, wenn du willſt, den bitterſten Leidenskelch, dein glückliches Kind wird ihn leeren, ohne zu murren, nur bleibe mein Herz bis zum letzten Schlage von dieſer Liebe beſeelt; und wenn der Tod es berührt, ſo ſtehe es ſtill, ohne auf Erden etwas Anderes als ihn, irgend etwas neben ihm, geliebt zu haben!

Ich fühle es ſelbſt, ich bin zu glücklich. Eine ſolche Seligkeit kann nicht dauern; ſie darf es vielleicht nicht; aber nie werde ich dem Schickſal die Macht einräumen, dieſe Liebe zu entwürdigen, und mein Daſein wieder in die kalte Tiefe der Gleichgültigkeit unterzutauchen. Nie werde ich mich der Gefahr ausſetzen, in meiner Seele dieſen Abglanz des himmliſchen Paradieſes erlöſchen zu fühlen, und mir ſelbſt geſtehen zu müſſen: ich habe geliebt! — Der Augenblick, wo ich ihn nicht mehr mit dieſer unendlichen Kraft des heißen Herzens, dieſem ewig neuen Entzücken, dieſer ewig jugendlichen Begeiſterung aus voller, voller Seele, mit aller Angſt und Wonne meines Lebens liebe, darf nie erſcheinen. Ich ſetze Alles, was ich bin und was ich habe, an dieſe Liebe; aber wie unendlich wenig iſt dies Alles gegen das Glück, das ſie mir gewährt! —

Nein, Du Liebling meiner Seele, Du täuſcheſt mich nicht! Mein Herz iſt frei von jeder Heuchelei, jeder Verſtellung; klar, wie der Himmel über uns, liegt es vor Deinen Blicken da. Wie? ich, die ich nur lebe, um Dich anzubeten, ſollte Dich betrüben wollen? ſollte freiwillig die Macht, Dich zu erfreuen, wenn ſie mir verliehen worden wäre, ungenutzt laſſen? — Nein, dieſes Verbrechens gegen die Liebe bin ich nicht fähig; aber ach, wenn Du noch nicht glücklich geweſen biſt, wenn Du es an dieſem Herzen, das nur Liebe, unausſprechliche Liebe für Dich, klopft, nicht biſt: o wirſt Du es durch das, was Du vermiſſeſt, nie werden. Ehre den zarten Schmetterlingsſtaub auf den Flügeln des himmliſchen Amors, löſe nicht den Zauber, der uns jetzt über die Enge des Lebens und ſeine Beſchränktheit erhebt! Warum der irdiſche, brennende und erweckende Tropfe auf den himmliſch träumenden Gott? — Ich, mein Einziger, bin ſo unendlich, ſo ganz unbeſchreiblich glücklich, daß jede Nüancirung dieſes Glückes mich, wie das löſende Wort dieſes ſeligen Zaubers, ſchreckt. Ich brauche Zeit, mich von der Wirklichkeit deſſelben zu überzeugen. Sage ſelbſt, bedarf ein Weſen, wie ich, nicht Muth, um den Gedanken, von Dir geliebt zu ſein, denken zu dürfen? Nur Du kannſt ihn mir geben, indem Du die Blüthe meines Glückes zart und ſchonend pflegſt. — Und gibt es denn ein anderes Glück als Liebe? — Genügt es Dir nicht, geliebt zu ſein? Oder weißt Du noch nicht, wie ich Dich liebe? Fühlſt Du nicht, daß ich Dein bin mit jeder Wallung, jeder Regung des Herzens in mir? Gibt es im Umkreiſe meines Daſeins noch eine Empfindung, einen Gedanken, einen Wunſch, eine Hoffnung, die nicht Dein ſind? Und wenn mich die Ewigkeit von Aeonen zu Aeonen bis vor den Thron Gottes führt, um ihn im Kreiſe der Engel anzubeten und ſeine Herrlichkeit anzuſchauen; o mein Geliebter! kann das Gefühl, mit dem ich dann verſtummend niederſinken werde, ohne Aehnlichkeit mit dem ſein, was ich für Dich empfinde?

Ich habe nichts, gar nichts für Dich, als dieſe Liebe, aber in ihr bin ich ungetheilter Dein, wie je ein Weib des Mannes geweſen iſt. Wenn Du aber in dem Beſitz dieſes Herzens noch etwas vermiſſeſt, um ſo glücklich zu ſein, als ich Dich zu machen vermag, ach, dann weiß ich nicht, was Glück iſt, dann habe ich Dir nichts mehr zu geben!

Den 30. Mai.

Morgen verlaſſen wir H. Der Prinz geht mit ſeinem Corps weiter, und ich gehe mit der Baronin über P. zurück, wo ſie ihren Bruder beſuchen und einige Tage bei ihm weilen will. Das Schickſal ſelbſt iſt freundlich wie mein Glück; unter allen möglichen Zufällen führt es den herbei, der mich am chnellſten wieder mit dem Prinzen vereinigt. M. iſt zu ſeinem Hauptquartier beſtimmt, und wenn ich nach Hauſe komme, darf ich darauf rechnen, ihn dort ſchon vorzufinden. Ach, wie könnte ich auch ohne die Gewißheit des baldigen Wiederſehens dieſe Trennung ertragen! Schon jetzt beklemmt ſie mein Herz, und erinnert mich an die Vergänglichkeit aller Erdenſeligkeit. Ihn zu lieben, ihn lieben zu dürfen, iſt ſchon ſo reiches, unverhofftes Glück, daß ich nicht zu hoffen wage, auch geliebt zu ſein. Woher ſollte mir die Macht kommen, dem Lorbeer ſolchen Ruhmes, ſolcher Größe, vor Gott und vor Menſchen die Myrte beglückender Liebe einflechten zu können? Er iſt die Sonne, ich bin die Blume, deren Blüthe der himmliſche, ſegensvolle Strahl entfaltete, und die nun dankend dem Geſtirn ihren Duft empor ſendet. Was kann aber die Blume dem Geſtirn gelten, das eine Welt erleuchtet, und dem die Erde mit ihrem Frühling und allen ſeinen Blumen huldigt?

Am Abend.

Ja, er liebt mich! nicht blos meine Liebe zu ihm iſt es, die ihn erfreut; er liebt mich, er bedarf meiner zu ſeinem Glück! Höre es, du ganze herrliche Natur! hört es, ihr ſeligen Geiſter, ich hin geliebt! Beugt euch vor mir, all' ihr Frauen und Mädchen! ich bin eure Königin! bin von ihm geliebt!

O wie ſtolz macht mich dieſe Liebe! wie hoch erhebt ſie mich über alle Erdenherrlichkeit! wie klein liegen alle Thronen, aller Glanz der Macht und Hoheit zu meinen Füßen da, und doch auch wieder, wie fromm, wie demüthig macht ſie mich! Wie erröthe ich ſelbſt vor der Größe meines Glückes, dem höchſten, was einem ſterblichen Weibe zu Theil zu werden vermag!

Er war heute Abend bei mir; wir Beide im ſtillen, traulichen Geſpräch der Liebe, ſo ruhig, ſo friedlich, glücklich, der Glanz, den ſeine Gegenwart dem Leben gibt, ſanft gemildert vom Vorgefühl der morgenden Trennung. Von ihm umfaßt, ruhte ich an ſeinem Herzen, und ſeine ſchönen Augen ruhten mit ſeelenvoller Zärtlichkeit auf mir; die ganze Fülle meines Glückes lag in dem Blick, mit dem er ſich herabneigte, meine Stirn zu küſſen. Plötzlich füllten ſich meine Augen mit Thränen, die ich nicht verbergen konnte, und nach deren Urſache er zärtlich forſchte. „Ich weiß nicht,“ antwortete ich ihm, „ob es die Erinnerungen meines vergangenen Lebens ſind, die mir das Gefühl und das Daſein meines jetzigen Glückes zu einem Wunder machen, das mich immer neu, als eine dem Leben ganz fremdartige Erſcheinung überraſcht. ‚Mein jetziger Zuſtand widerſpricht Allem, was ich je von der Unvollkommenheit irdiſcher Seligkeit gehört habe. Ich habe früher die Liebe nicht gekannt; ich habe von ihrer Göttergewalt über unſer Daſein keinen Begriff gehabt! Wie iſt es aber möglich, daß die Menſchen noch eine Quelle des Glückes aufſuchen, wie ſie? Wie kann es einen Gottesdienſt, eine Hoffnung, einen Schmerz geben, der nicht von ihr ausgeht? Und o, ſollte es möglich, ſollte es wahr ſein, daß dieſer Zauber vergänglich iſt? Hat man wirklich Beiſpiele, daß Menſchen, die geliebt wurden und liebten, den Verluſt ihres Glückes zu überleben vermochten? Und war dies Folge einer Seelenkraft, deren Daſein ich in mir nicht begreiſe, oder iſt der Menſch wirklich ſo klein, ſo verächtlich, daß die Zeit ihm zum Linderungsmittel eines ſolchen Schmerzes zu werden vermag?“

„Reines Herz!" ſagte er gerührt, „Du haſt das Recht, an die Ewigkeit der Liebe zu glauben; denn Deine Seele fühlt ihre ganze Göttlichkeit unentweiht. Was ich für Dich empfinde, empfindet man nur einmal im Leben, und doch iſt es vielleicht dem Menſchen nicht vergönnt, in ewiger Treue zu bewahren, was er als ſein ſüßeſtes Lebensglück anerkennt, und nur zu oft iſt das Schönſte im Leben auch die zarteſte Blüthe deſſelben. O Thekla, welchen Vorwurf müßte ich mir machen, wenn ich Dein treues Herz einſt in Schmerz bräche, Dich wie ein Raubvogel nur erbeutet hätte, damit Du mein Opfer würdeſt!"

„Woher der Frevel dieſes Mißtrauens gegen das edelſte Herz, das je in der Bruſt eines Mannes ſchlug? Warum aus dieſer himmliſch ſchönen Gegenwart den Blick hinweg auf jene Zukunft wenden! Fürchten Sie, es bereuen zu müſſen, mich geliebt zu haben? Ich habe keinen Anſpruch aufzuweiſen, der mich berechtigen könnte, vom Schickſal eine Stunde zu fordern, wie ich jetzt Wochen gelebt habe, und ich ſollte mich erkühnen, ein ganzes Leben mit dem Götterglück dieſer Liebe ausgefüllt ſehen zu wollen? Nein, nein! nie ſoll Ihnen eine Klage die Erinnerung dieſer Liebe trüben! Wollen Sie aber meinem Glück noch den himmliſchen Zuſatz ungetrübter Sicherheit geben, ſo geloben Sie mir Wahrheit, und daß Sie ſelbſt, und nie ein Andrer es mir verkünden, wenn die Macht, Ihr Leben erheitern zu können, von mir auf ein anderes Weib übergegangen iſt.“

„O Thekla,“ ſagte er ernſt und gerührt, „Du weißt nicht, wie ich Dich liebe! Mag ich auch früher gegen die Liebe gefrevelt haben, die ich nicht kannte; mag meine Vergangenheit auch jedes Mißtrauen gegen mich rechtfertigen, ſo kann ich doch in Deinen Armen nur an die Ewigkeit der Liebe glauben. Nie werden meine Augen mit dieſem Entzücken auf einem andern Weibe ruhen, nie ein andres Bild mir ſo tief im Herzen wohnen. Thekla,“ fuhr er ernſter fort, „ich habe Dir keine Form für unſer Verhältniß zu bieten, die uns zur Bürgſchaft ſeiner Dauer zu werden vermöchte; es darf nur das werden, wozu Liebe, Wahrheit und Treue es zu bilden vermögen; aber nimm dieſen Ring, an ihn bindet das Ehrenwort des Kriegers und des Fürſten jedes Gelübde, zu deſſen Sinnbild ihn der ſchönſte Bund gewählt hat.“

Ernſt und ſchön wie ein Gott ſtand er vor mir, eine Empfindung, die ich nicht zu beſchreiben vermag, riß mich hin; ich ſank vor ihm auf die Kniee nieder; er ſteckte den Ring an meinen Finger, und zog mich dann in ſeine Arme. Mit einem himmliſchen, über Tod und Leben ſiegenden Vertrauen ſank ich an ſein Herz, und fühlte es, daß die Liebe keine Rechte hat, weil ſie ſelbſt das höchſte Recht, das einzige unverfälſcht gebliebene göttliche Geſetz iſt!

Thekla's Briefe machten mich mit ihrem Glück bekannt; doch ihre Hoffnungen vermochte ich nicht zu theilen. Ich ehrte den Prinzen als einen der ausgezeichnetſten und liebenswürdigſten Männer ſeines Jahrhunderts; aber ich war feſt überzeugt, daß er durchaus nicht fähig ſei, das Glück eines zart und tief empfindenden weiblichen Weſens zu machen. Die Liebe durfte nie der Kampfpreis ſeines Lebens werden, das ſo großen Zwecken geweiht war; und Thekla mußte ihrer ganzen Individualität nach ſein Opfer werden, und früher oder ſpäter unter dem

Fluch ihres Geſchlechts erliegen. Er blieb, wenn er auch ihr Herz in namenloſem Jammer brach, doch immer der große Feldherr, der gefeierte Fürſt, der Stolz und die Hoffnung ſeiner Zeitgenoſſen. Was bedeutet auf der Wage eines ſolchen Lebens das Schickſal eines Weibes? Vor welchem irdiſchen Richterſtuhl werden die Seufzer unſers gebrochenen Herzens zur Anklage? Wir ſollten wie die Kindheit und die Hülfsloſigkeit heilig und unverletzlich ſein, ſtatt deſſen benutzt ein ſtärkeres Geſchlecht dieſe Schutzloſigkeit nur, um uns ungeſtraft wehe zu thun. Wo lebt ein Weib, nur ein einziges, dem Männerhärte, Männerrohheit, Männerleichtſinn keine Thräne gekoſtet haben? Und ach! dieſe Thränen, ſie verſteinern nur zu leicht das Herz, das ſie vergießt, und rauben ihm mit ſeinem Glück auch ſeine Wärme!

Der Prinz kam einige Tage früher als Thekla in M. an, und da er um meine Freundſchaft für ſie und um ihr Vertrauen zu mir wußte, ſah ich ihn ſchon am Abend ſeiner Ankunft bei mir. Sein Anblick erneuerte lebhaft in mir das Gefühl, daß Beide nicht für einander gehörten; und doch würde es mir, nachdem ich ihn von ihr hatte reden hören, Sünde gedäucht haben, ſie von einander zu trennen.

Mit rührender Innigkeit und leidenſchaftlicher Zärtlichkeit ſprach er von ihr und von dem Glück, das ihm ihre Liebe gewähre. „Ich wüßte,“ ſagte er, „kein einziges weibliches Weſen, das ich ihr nur einigermaßen vergleichen möchte; und doch habe ich keinen Namen für das, was ſie von allen andern Frauen unterſcheidet. Ihre ganze Seele iſt Begeiſterung und Liebe, fern von jeder Schwäche, jeder Berechnung, jeder Künſtelei, folgt ſie mit edler Zuverſicht dem Zuge ihres tiefen Gefühls, und man fühlt, je genauer man ſie kennen lernt, daß man ſie nie ganz faßt, nie den Zauber und das Geheimniß ihres Weſens ganz ergründet. Ein magiſcher Schleier verhüllt ihre Reize wie ihren Werth; wir errathen immer mehr als wir ſehen, und das ausſchließliche Recht der Liebe auf den Beſitz des Geliebten gilt bei ihr vom Geiſt, wie vom Herzen.“

Es entging ihm im Laufe unſers Geſpräches nicht, daß ich von dieſem Verhältniß ſehr nachtheilige Folgen für Thekla's Glück fürchtete.

„Ich werde es,“ ſagte er ſtolz, „hoffentlich immer in meiner Gewalt haben, die öffentliche Meinung meiner Geliebten unterthan zu machen, und ich fürchte nicht, daß irgend eine Frau dadurch an Anſehen und Achtung verlieren könnte, wenn man erfährt, daß ich ſie liebe, und daß ich von ihr geliebt werde."

„Auch ich," erwiederte ihm ernſt, „empfinde hier nur die größere Furcht für Thekla's Glück. Ew. königliche Hoheit fühlen gewiß ſelbſt, wie wenig bei der Tiefe und Innigkeit ihres Gefühls dazu gehört, ein Herz zu brechen, deſſen ganzes Schickſal unwiderruflich in dieſer Liebe ruht und in ihr beſchloſſen iſt."

„Ich vergebe Ihnen dieſe Furcht, weil ſie mich ſelbſt in einzelnen Momenten ergriffen hat. Doch ich ſtehe in der Wahrheit meiner Liebe zu ihr feſt, und ſchöpfe daraus die Zuverſicht, daß ſie von Gott und Rechts wegen mein iſt. Ich würde es verwünſchen, ſie gefunden zu haben, wenn ich ſie je durch leichtſinnige Flatterhaftigkeit zu kränken vermöchte, und mein heiliges Wort hat ihr die Zukunft verbürgt, in ſo fern ſie ſich verbürgen läßt. Ich habe nie geliebt, wie ich ſie liebe; ich bin nie geliebt worden, wie ſie mich liebt; und ſo wollen wir uns hüten, von der Vergangenheit den Maßſtab zur Beurtheilung der Zukunft hernehmen zu wollen. Am Ende,“ fuhr er lächelnd fort, „möchte ich wohl überhaupt nicht ſo ſchlimm ſein, als mein Ruf, und ich darf es meiner Thekla ruhig überlaſſen, mir das Vertrauen ihrer theuerſten Freundin zu gewinnen.“

Zwei Tage darauf ſah ich Thekla wieder. Sie prangte jetzt in der vollſten Blüthenpracht des Daſeins, die ſich hienieden ſo ſelten entfaltet; und die Verklärung des reinſten vollendetſten Glückes gab ihren Zügen einen ſo ſtrahlenden Ausdruck, daß Einem wohl wurde, wenn man ſie nur anſah. Auf mich wirkte ihr Anblick wie der eines herrlichen Meteors, das man bewundernd, aber doch nur mit der bangen Erwartung ſeines augenblicklichen Verſchwindens anſtaunt, weil es für unſre Erdenatmoſphäre zu ſtrahlend leuchtet.

Wunderbar ſelbſtſtändig und unbefangen, ohne alles Geheimniß, ohne alle Intrigue, frei von jeder berechnenden Rückſicht, zeigte ſie ſich dem Publicum in einer ſo ſanften Würde züchtiger Sittlichkeit, daß es das Ungewöhnliche ihres Verhältniſſes gerecht anerkannte. Ihr makelloſer Ruf und ihre Engelsgüte erhielten auch jetzt ihr Glück im Frieden mit der

Meinung, obgleich der Geiſt deſſelben, und ſeine Reinheit von der Menge nicht gefaßt werden konnte.

Nach einigen Monaten mußte der Prinz M. verlaſſen, um nach —n zurück zu gehen. Thekla, die nur Ein Glück, nur Eine Pflicht kannte, folgte ihm dahin. Sie richtete ihr Haus mit einer eben ſo geſchmackvollen als eleganten Einfachheit ein, und verſammelte bald einen Zirkel der ausgezeichnetſten Menſchen jedes Standes um ſich, in deren Mitte der Prinz bei ihr ſeine ſchönſten Abende verlebte, und die mich oft an jene Sympoſien der Griechen erinnerten, deren Andenken wir noch nach Jahrtauſenden als das der lieblichſten, je den Grazien gefeierten Feſte ehren.

Ich wage es nicht, Thekla's Leben in dieſer Periode mit irgend einem Zeitmaß bezeichnend zu meſſen. Wie mancher einzelne Augenblick derſelben wiegt an Werth und Gehalt ein ganzes Leben auf? Sie war glücklich, unausſprechlich glücklich. Der Prinz war noch immer gleich feurig, gleich zärtlich, und Thekla's Liebe zu ihm war ſo eins geworden mit ihrem Daſein, daß es ſowohl im Raum als in der Zeit keinen Punkt mehr für ſie gab, den er nicht, oder doch ſein Bild und das Andenken an ihn ausgefüllt hätte.

Doch mit des Geſchickes Mächten,
Iſt kein ew'ger Bund zu flechten;
Auch das Herrlichſte verblüht.

Einige Zeit vor des Prinzen Bekanntſchaft mit Thekla hatte dieſer in F. die wegen ihrer Schönheit und ihrer Coquetterie gleich bekannte Gräſin H. kennen lernen. Sie hatte ihn lebhaft beſchäftigt; aber noch ehe der Roman völlig in Gang kam, mußte er F. verlaſſen, und Thekla's Bekanntſchaft hatte das Bild der ſchönen H. ganz in ſeiner Erinnerung verbleicht. Nicht ſo bei ihr. Der Prinz war die glänzendſte Eroberung, die ſie im Laufe ihres Lebens gemacht hatte; und da ſie voll Vertrauen auf ihre allgemein geprieſene Schönheit und im vollen Bewußtſein ihrer Macht über Männerherzen ſich nur zeigen zu dürfen glaubte, um zu ſiegen, und den einmal gemachten Eindruck zu erneuern: ſo kam ſie nach — n nach, um am dortigen Hofe den Winter zuzubringen. Sie wollte gefallen und gefiel; ſie wollte erobern und eroberte; allein die allgemeine Huldigung, die man ihrer Schönheit zollte, verlor für ſie den gewohnten Werth, da der Prinz ihr nur höfliche Gleichgültigkeit, und eine ganz herzloſe Artigkeit zeigte. Er ſchien ſich ſeiner frühern Bekanntſchaft mit ihr kaum zu erinnern, und ohne ſie zu vermeiden und die Artigkeit zu verletzen, die er ihrem Range und ihren Reizen ſchuldig war, wußte er ihr auszuweichen, und jeden ihrer Verſuche, ihn ſich wieder näher zu führen, zu vereiteln.

Sie war feſt überzeugt, daß ein Mann gegen ſie in dieſer Art nicht gleichgültig bleiben könne, und am wenigſten der Prinz, wenn er nicht durch eine Andere gefeſſelt ſei. Vielleicht hätte ſie ihn aufgegeben, oder doch ruhig den Zeitpunkt abgewartet, wo er ſelbſt ſie aufſuchen würde; allein Major N., einer von des Prinzen Vertrauten, deſſen Huldigung ſie bei ihrer erſten Bekanntſchaft mit dieſem, im Triumph über eine ſolche Eroberung, übermüthig zurückgewieſen hatte, konnte es ſich nicht verſagen, ihr, da er ihr verſtecktes Spiel, den Prinzen wieder an ſich ziehen zu wollen, bemerkt hatte, mit leiſer Ironie dieſe Bemerkung, und ſein Bedauern über die Vergeblichkeit ihrer Bemühungen zu verrathen. Das reizte ihre Eitelkeit, die einzige Leidenſchaft, deren dieſe kleine Seele fähig war, und ſie beſchloß von Neuem Alles aufzubieten, um den

Prinzen als ihren erklärten Anbeter, vor N.'s Augen aufführen zu können.

Der Prinz ſah ſie oft; er konnte ihr nicht ausweichen, und hielt ſich auch ſeiner ſelbſt für zu ſicher, um es zu wollen. Sie hatte ſeine Liebe für Thekla erfahren, und in ihr das Hinderniß erkannt, das ihr bei ihren Planen im Wege ſtand. Häufig neckte ſie den Prinzen mit der Gewalt, die die Empfindlichkeit jetzt über ſein Herz habe, und mit dieſer ernſthaften Zärtlichkeit, die ihn in ſo gewaltige Unkoſten von romanhafter Thorheit ſetzen müſſe. Es gibt gewiß nur wenig Männer, die vor dieſer Art von Spötterei, aus dem Munde einer ſchönen und geiſtreichen Frau, ihr Herz nicht verläugnen würden. Auch der Prinz that dies gewiſſermaßen; und der Witz und die allerliebſt muthwillige Art dieſer Neckereien hielten ſeiner Empfindlichkeit darüber ſo das Gegengewicht, daß er Unterredungen dieſer Art nicht ſo ſchnell endete, und nicht ſo vermied, wie er es um Thekla's willen hätte thun ſollen. Kaum aber glaubte die Gräfin, auf dieſem Wege ſeines Gefallens an ihr ſicher geworden zu ſein, als ſie ihm geſtand, ſie glaube freilich nicht an ſeine Liebe für Thekla; aber noch weit gewiſſer ſei ſie, daß Alles das, was man ihr von Thekla's Liebe zu ihm geſagt habe, Uebertreibung ſei; ſie begreiſe recht gut, daß man den Prinzen liebenswürdig finden könne, aber wie er Liebe, ja ſogar Leidenſchaft einzuflößen vermöge, ſei ihr unbegreiflich, und nur einfältige Unerfahrenheit und ein Mangel an Welt- und Menſchenkenntniß, den ſie bei Thekla nicht vorausſetzen könne, würde dieſe zu erklären vermögen, da ein nur einigermaßen geiſtreiches und gewandtes Weib ihm, dem Prinzen, gegenüber gewiß ihres Herzens ſicher ſein dürfe.

Dieſe dem Anſchein nach ganz treuherzig und unverſtellt ausgeſprochenen Aeußerungen verdroſſen den Prinzen. Ihm dünkte die Gräfin durchaus nicht berechtigt, ihm gegenüber dieſe Sicherheit zeigen zu dürfen. Er beſchloß, ſie dafür zu ſtrafen. Sie errieth aber ſeine Abſicht, lachte darüber, und ſchonte ſeiner in ihren Spöttereien ſo wenig, daß er, da er mit der ſchönen Frau leicht und gefahrlos ſpielen zu können glaubte, ſie ſcherzend warnte, weil er recht ernſtlich anfangen werde, ihr den Hof zu machen. Leider war aber auch bei ihm, wie bei ſo vielen Männern, ſein Herz nicht ſeine ſtärkſte Seite. Ehe er es ſelbſt ahnte, ſah er ſich in einem

Netz gefangen, das zu zerreißen, ihm bald mit dem Willen auch die Kraft fehlte.

Die Gräfin war indeſſen nicht die Frau, die einen Mann, den Thekla liebte, dieſe ſo bald vergeſſen machen konnte. Das geheime Gefühl des Unrechts gab ſeinem Betragen gegen dieſe oft den Zauber der erſten Schüchternheit, die Unruhe und Heftigkeit der erſten Liebe zurück. Angebetet von ihr, deren Herz an Treue und Liebe nie übertroffen werden konnte, von ihr, die kein andres Glück kannte, als das ſeinige, kein Vergnügen als das, was er empfand, und der die Liebe ſelbſt den magiſchſten ihrer Reize mitgetheilt hatte, diente jetzt das Gefühl ihrer Trefflichkeit oft nur dazu, ihn zu beſchämen, und ihm die ſchönſten Minuten ihres Zuſammenſeins zu verbittern. So viel Liebe, die er verrieth, ſo unbedingtes Vertrauen, das er mißbrauchte, und die Vergleichung dieſer Engelsſeele mit der liſtigen Klugheit der Nebenbuhlerin, die er ihr gegeben hatte, bewegten ihn oft ſo tief, daß er auf dem Punkt ſtand, Thekla'n ſein Herz zu entdecken und mit der Gräfin zu brechen. Aber nie gewohnt, gegen unſer Geſchlecht wahr und offen zu ſein, hielt ihn jetzt auch noch die Furcht zurück, Thekla's Frieden zu verletzen; und wenn er dann zur Gräſin zurückkehrte, verſtand dieſe die Kunſt, ihn immer mehr zu bethören, ob ſie gleich den innern Vorwurf, den einzigen Eid, den Thekla je von ihm gefordert hatte, unerfüllt zu laſſen, nie zu übertäuben, noch die Liebe, mit der er an ihr hing, aus ſeinem Herzen zu reißen vermochte. Selbſt in ihren Armen hörte er den Seufzer der klagenden, verrathenen Liebe.

Die Gräſin, die nur in ſo fern der Freude über dieſe Eroberung fähig war, als ſie dieſelbe zur Schau führen konnte, ſuchte der Bewerbung des Prinzen alle Oeffentlichkeit zu geben, die der Anſtand nur immer erlaubte. Sein bisheriges Verhältniß zu Thekla hatte in ſeiner Dauer Allen, die ihn kannten, für ein wahres, durch die unwiderſtehliche Zaubermacht von Thekla's hoher, reiner Liebe bewirktes Wunder gegolten. Seine Untreue wurde jetzt die Neuigkeit des Tages, und wahrſcheinlich kam ſie — wenn auch nur als dunkles, unbeſtimmtes Gerücht — zu Thekla's Ohren; doch der Augenblick, wo der Zauber, der ſie an den Prinzen und an den Genuß eines einzig ſchönen Glückes band, ſich löſete, mußte für ihr Herz ſo zerſchmetternd werden, daß ihre Natur gewiß inſtinctartig Alles ausbot, dieſen Moment der höchſten Qual von ſich zu entfernen.

Schon oft hatte die Gräfin den Wunſch geäußert, Thekla's Bekanntſchaft zu machen. Jetzt erfuhr ſie, der Dichter K. werde in der nächſten Woche in Thekla's Hauſe ſein neueſtes, noch ungedrucktes Werk vorleſen, und wandte ſich mit der Bitte, dabei gegenwärtig ſein zu dürfen, ſchriftlich an Thekla ſelbſt. Ich bemerkte, daß dieſe, als ſie es am Abend dem Prinzen erzählte, ihn feſt in's Auge faßte. Er konnte ſeine Betroffenheit nicht ganz verbergen; aber die Gräfin hatte ihm ihren Wunſch ſo beſtimmt ausgeſprochen, daß er nicht umhin konnte, ihre Bitte jetzt zu unterſtützen. Thekla unterbrach ihn bei den erſten Worten. „Ich werde ſie gern hier ſehen, ſobald Sie es wünſchen,“ ſagte ſie ſanft und ruhig, und lenkte nun ſchnell das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand.

Thekla war den ganzen folgenden Tag ſehr ernſt; aber mit einer mir noch unbegreiflichen Kraft hielt ſie das gewiß tief und ſchmerzlich blutende Herz unter der Gewalt des Willens ſo feſt gebunden, daß keiner die Angſt ihrer Seele zu errathen vermochte. Der Prinz kam zeitig. Er war in unruhiger Spannung, zärtlicher gegen Thekla, als ich ihn, wie mich dünkte, in den letzten Tagen geſehen hatte. Thekla ſtand zufällig mit ihm am Fenſter, als der Wagen der Gräſin vorfuhr. Ich ſah ſie tödtlich erblaſſen, und raſch mit der Hand nach dem Herzen fahren; der Prinz, der ihr Errathen ſeines Verhältniſſes zur Gräſin durchaus nicht ahnte, faßte erſchrocken ihre Hand: „Was iſt Dir, Thekla?“ fragte er beſorgt und zärtlich. — Sie ſchlug ihr Auge zu ihm auf — mit ſolchem Blick ſegnet die Liebe ihren Mörder! — aber ehe noch der Schimmer dieſes Auges zur Thräne wurde, wendete ſie ſich ab, der Gräſin entgegen zu gehen.

Betroffen blieb der Prinz zurück. Sein Blick fiel auf mich, die ich den ſchmerzlichen Eindruck dieſes Moments nicht zu verbergen vermochte. Raſch trat er auf mich zu und fragte: „Was war das?“

„Ein gebrochenes Herz, mein Prinz!“ antwortete ich ihm, „das ſich auch mir früher durch keinen Seufzer verrathen hat.“

„O bei Gott,“ ſagte er, „das habe ich nicht vermuthet und noch weniger verdient, da ſie keins ihrer Rechte auf mein Herz verloren hat.“

Hier trat die Gräfin ein. Ich habe in meinem Leben wenig ſo ſchöne Frauen geſehen, und vielleicht nie eine ſchönere. Mit jenem, nur ſolcher Schönheit erlaubten, aber auch bei ihr ſo verführeriſch hinreißenden Selbſtvertrauen trat ſie in den Saal, und ihr erſter Blick ſchien Thekla ihr ganzes Uebergewicht fühlbar machen zu ſollen. Alle Kunſt des Putztiſches war aufgeboten, ſie für den Triumph, den ſie zu feiern gedachte, zu ſchmücken. Dieſer Putz, dieſer Anſtand, dieſe Sicherheit zu gefallen, und dieſer Anſpruch darauf contraſtirte höchſt auffallend mit dem ſtillen Adel und der edlen Würde in Thekla's Betragen. Man merkte es, daß die Gräfin alle ihr zu Gebot ſtehenden Mittel anwandte, um ſich geltend zu machen; es war Keiner in der Geſellſchaft, den ſie nicht mit ſich zu beſchäftigen, dem ſie nicht zu gefallen ſuchte; doch die Umſtände waren ihr nicht günſtig. Die Geſellſchaft beſtand nur aus den vertrauten Bekannten Thekla's; und wenn dieſe gleich nicht, wie die Gräfin, beim erſten Anblick Bewunderung erregte, ſo war ſie dafür von Allen geliebt, die ſie kannten. Es war unmöglich, gegen dieſe reine, anſpruchloſe Güte, gegen dies Engelherz voll Liebe und Wohlwollen gleichgültig zu bleiben. Ohne es zu wiſſen, herrſchte ſie unbeſchränkt über Alles, was ſie umgab; und Keiner genoß ihres Umgangs, ohne ſich durch die Gewalt ihres ſtillen Zaubers ſanfter, zufriedner und beſſer zu fühlen. Es war allgemein bekannt, daß der Prinz der Gräfin den Hof mache, und ſie ſelbſt legte, wenn ſie mit oder von ihm ſprach, in jedes Wort den Anſpruch, zu dem ſie ſich berechtigt glaubte. In dieſem Zirkel konnte dies nur mißfallen; und da jede Frau ihrer Art, um ſich liebenswürdig zu zeigen, des Anerkennens ihrer Liebenswürdigkeit bedarf: ſo mußte die Gräfin hier, wo ihr dieſe Anerkennung fehlte, ein gewiſſes Mißbehagen empfinden, welches ſie nicht ganz zu verbergen vermochte, und das faſt alle Waffen, mit denen ſie ausgerüſtet war, unbrauchbar machte.

Der Prinz blieb gegen ſie im Ton ſeiner Artigkeit und geiſtreicher Schmeichelei; allein ſein Betragen gegen Thekla war ſo achtungsvoll, ſo zart und innig, daß ihre Seele noch einmal wieder ganz von dem Strome ihres Glückes und ihrer Seligkeit erfüllt ward. Die Vorleſung, zu der man ſich verſammelt hatte, leitete manches gehaltvolle Geſpräch ein, in dem ſie mit den Geheimniſſen, den

Freuden und Schmerzen des menſchlichen Herzens ſo innig vertraut, Worte voll tiefen ſchönen Sinnes ſprach, die Jeden ergriffen und rührten. Sie war unbeſchreiblich liebenswürdig und vielleicht hatte der Prinz den Zauber dieſer Liebenswürdigkeit nie unwiderſtehlicher empfunden, als an dieſem Abend.

Voll ſchlecht verhehlten Verdruſſes entfernte ſich die Gräfin zeitig. Es war, als ob der Prinz Thekla durch die leidenſchaftlichſte Zärtlichkeit zu verſöhnen ſuchte. Der Name der Gräfin wurde ſo wenig von Thekla, als von dem Prinzen genannt. Unbedingtes Vertrauen und eine offne Erklärung hätten vielleicht dieſen ihrem Glücke eingeimpften Giftkeim noch zu vernichten vermocht, ſtatt daß er jetzt unter der bergenden Hülle dieſes gefährlichen Schweigens die Kraft behielt, mächtiger denn je empor zu ſchießen.

Auch mit mir ſprach ſie über dieſen Vorfall keine Sylbe. Der Prinz ſchien in ihrer Liebe neu beglückt zu leben, und auch ſie ſchien ſo glücklich wie ehemals. Sie ſchien es zu ſein, obgleich, wie ich glaube, für eine Seele, wie die ihrige, der Augenblick, wo wir dem Geliebten etwas zu verzeihen haben, der letzte eines ungetrübten Glückes iſt. —

Kann er uns je den Glauben an die heilige Wahrheit und an die Ewigkeit ſeiner Liebe zurück geben? Und vermag die Liebe, die um ihre Vergänglichkeit weiß, noch Liebe zu beglücken?

Die Gräfin, weit entfernt, den Prinzen aufzugeben, fand in der erlittnen Demüthigung noch einen neuen Antrieb. Sie haßte Thekla ſeit jenem Abend mit giftiger Bitterkeit; ſie wollte Rache und einen Sieg, deſſen Opfer ihre Nebenbuhlerin war, und — o Männerherz! — der Prinz fand ſich bald von Neuem und ernſtlicher denn vorher in ihre Netze verſtrickt.

Menſchlich bot er indeſſen alle Hülfsmittel ſeines Geiſtes auf, um Thekla in der ungeſtörten Illuſion ihres Glückes zu erhalten. Ich weiß nicht, ob es ihm gelang; ihr Herz hat Keiner ergründet, und nie hat eine Miene, nie ein Blick die leiſeſte Klage ausgeſprochen. Sie liebte ihn noch mit der ganzen Kraft ihrer Feuerſeele, und dieſe Liebe war ihr ein Allerheiligſtes, das ſie gegen jedes Leiden ſchirmend ſchützte.

Die Fürſtin K. gab in dieſer Zeit einen Maskenball, zu dem auch wir geladen wurden. Eine Unpäßlichkeit verhinderte mich hinzugehen, und

Thekla entſchloß ſich, trotz der Bitte des Prinzen, bei mir zu Hauſe zu bleiben. Spät erſt am Abend beredete ich ſie noch zur Aenderung ihres Entſchluſſes, und ſie fuhr mit einer unſrer Bekannten hin. Gleich nach Mitternacht hörte ich einen Wagen vorfahren; ein ungewöhnliches Hin- und Herlaufen im Hauſe machte mich völlig wach. Ich zog die Klingel und erfuhr von meinem Mädchen, die gnädige Frau ſei ſehr krank wiedergekommen. Erſchrocken eilte ich nach ihrem Zimmer, und fand Thekla in einer todtenähnlichen Ohnmacht, bleich und entſtellt auf dem Sopha liegen und den Prinzen in heftiger Bewegung zu ihren Füßen. Er drückte ihre Hände an ſein Herz, an ſeine Lippen; er rief ſie mit tauſend ſüßen Namen und mit einem ſo leidenſchaftlichen Ton, daß jeder Laut zum heißen Angſtgebet wurde. Lange blieben unſere Bemühungen vergeblich; endlich öffnete ſie die Augen, und ihr Blick traf auf den Prinzen. Ihre erſte Bewegung war, ſich zu ihm niederzubeugen; aber als faſſe ſie ein unnennbares Grauſen, flog ihr Körper convulſiviſch zuſammen, und ſie barg ihr Geſicht mit einem lauten Schrei an meinem Buſen. Tief erſchüttert beugte er ſein Haupt auf ihre Hände nieder, und ſie fühlte ſie von ſeinen Thränen naß werden.

„O Gott,“ rief ſie flehend aus, und in demſelben Moment ſchlang ſie ihre Arme um ſeinen Hals, und drückte ihn mit unausſprechlicher Zärtlichkeit an ſich. — „Vergib, vergib mir!“ bat ſie ſanft und leiſe; „nur eine unbekannte, unvorhergeſehene Empfindung konnte mich ſo hinreißen, Dir einen Schmerz zu zeigen, in dem Du edel genug biſt, keinen Vorwurf ſehen zu wollen.“

Er umſchlang ſie hier mit ängſtigender Gewalt, und nannte ſich ſelbſt den barbariſchſten und grauſamſten aller Menſchen. Sie, ſie tröſtete und beruhigte ihn. Es ſchien als ſei ein Andrer die Urſach ihres Kummers, und als ob ſie ſich allein wegen des ſeinigen anklagen müſſe. „Wenn Du nur glücklich biſt, glücklich bleibſt,“ ſagte ſie ihm beruhigend; „muß es denn nicht der Liebe gleichviel gelten, ob Du es durch mich, oder durch eine Andre biſt? — Nie, Liebling meiner Seele, ſoll Dir eine unangenehme Empfindung das Bewußtſein verbittern, mich zum Glücklichſten aller ſterblichen Weiber gemacht zu haben.“ —

Endlich beredete ich den Prinzen, ſie zu verlaſſen und ihr die Ruhe zu gönnen, die ihr ihre durch die gewaltſamſte geiſtige Anſtrengung allein mit einer Ohnmacht kämpfende Erſchütterung nothwendig machte. Nach ſeiner Entfernung ſank ſie in hülfloſe Mattigkeit zuſammen. Sie bat mich dringend, ſie allein zu laſſen. „Morgen, meine Freundin, morgen ſollen Sie Alles wiſſen,“ ſeufzte ſie leiſe und kaum hörbar.

Ach! was konnte ſie mir noch zu ſagen haben! Wer kannte dieſe Seele in der Energie ihrer Leidenſchaft ſo wie ich? Wußte ich nicht, daß die Sammlung aller ihrer Kräfte und Fähigkeiten in dieſer Liebe ihr Schickſal unwiderruflich in dieſer einen Empfindung begrenzte?

Am andern Morgen fand ich ſie zwar blaß, aber ruhig und in ſtiller Faſſung. „Ich ſuchte,“ fing ſie mir an zu erzählen, „bei meinem Eintritt in den Saal den Prinzen auf, und fand ihn im Geſpräch mit der Gräfin. Mir wurde in banger Ahnung weh um's Herz; ich ſetzte mich unbemerkt in ihrer Nähe nieder. Es konnte mir nicht entgehen, wie lebhaft er mit ihr beſchäftigt war, und wie er ſich den Lockungen der ſchönen Frau immer mehr hingab. — Ach! ich kannte den Zauber der Blicke, die er auf ſie warf, zu gut, um ihre Bedeutung mißverſtehen zu können! Er tanzte mit ihr, und die Gräſin, die mich erkannt haben mußte, kam nachher zu mir. Ich kann Ihnen den Hohn, die Bitterkeit, mit der ſie mir das Gift tropfenweiſe einflößte, nicht beſchreiben. Es war mir unmöglich, ihr ein Wort zu erwiedern. — Lächelnd ſtand ſie endlich auf, mit ihm einen neuen Tanz zu beginnen, und er war ſo von ihr berauſcht, ſo ganz in ihren Anblick verloren, daß auch nicht ein Blick auf die arme Thekla fiel, die ſein Herz ehemals unter jeder Verhüllung erkannt hätte. Was ich empfand, kann ich nicht ſagen. Man ſprach mit mir; ich antwortete mechaniſch, ohne gehört zu haben, was man mir ſagte, oder zu wiſſen, was ich antwortete. Die Muſik verlor ſich in ein dumpfes Summen; die Menſchenmenge floß vor meinen Blicken in eine bunte, formloſe Maſſe zuſammen. — Ich ſah ihn nicht mehr; ich ſah ſie nicht mehr! — den letzten Reſt meiner Beſinnung wandte ich an, den Saal zu verlaſſen. Ich habe keine klare Vorſtellung deſſen, was ich wollte und that; ich erinnere mich nur, daß ich durch eine Seitenthür, von der ich glaubte, ſie werde mich an die friſche Luft führen, in ein Cabinet trat. — Er lag zu ihren Füßen; ich hörte ihn ſchwören, daß er ſie liebe, ſie anbete, daß ihn an mich nur noch Gewohnheit und ein übereilt gegebnes Wort bänden. — Ein gräßlicher Blitz durchzuckte mich! — Ich ſchrie laut auf; er wandte ſich um; o Pauline, ſeine erſte Empfindung war Zorn gegen mich, von der er glaubte, ich habe ihn hier vorſätzlich aufgeſucht! Er ſagte mir harte, harte Worte; ich zitterte, taumelte und würde zu Boden geſunken ſein, wenn er nicht auf mich zugeflogen wäre. — Pauline, ich lag an ſeinem Herzen, in ſeinen Armen, und war nicht mehr glücklich! — Dies Gefühl riß meine Seele los vom Leben; nur mein Herz ſchlug noch langſam und ſchmerzend, ich ſah auf, ſie ſtand lächelnd, höhniſch lächelnd vor mir, da ſtand auch mein Herz ſtill, und ich erwachte erſt hier wieder in Ihren Armen, meine Pauline!“

Ich weinte bei dieſer Erzählung heiße Thränen, und meine Theilnahme wurde zu Worten des Tadels für den Prinzen. „Ich bitte Sie,“ ſagte ſie mir ernſt, „verletzen Sie mich nicht dadurch! Nur ich habe hier über Recht und Unrecht zu entſcheiden, und wer darf es ſich herausnehmen ihn anzuklagen, wenn mein Herz ihn frei ſpricht? Der einzige Anſpruch, den ich je an ihn zu machen berechtigt geweſen bin, war die mir von Gott verliehene Macht, ihn beglücken zu können; über ihn hinaus habe ich kein Recht mehr, und ich müßte das undankbarſte Geſchöpf ſein, wenn ich ihm die freie Gabe ſeiner Liebe, durch die er mich vor Tauſenden meines Geſchlechts verherrlichte, jetzt durch feige Klagen und ungerechte Vorwürfe vergällen wollte. Was iſt mein Leben, was mein ganzes Daſein, wenn ich es gegen das Glück abwäge, das ich genoſſen habe, und deſſen Schöpfer und Geber er war! Er liebt mich nicht mehr; aber nie ſoll er mich unwürdig ſehen, von ihm geliebt worden zu ſein!“

Bewundernd verſtummte ich vor der Gewalt dieſer Liebe. Was konnte ich ihr auch antworten? Sie war ſo ruhig und gefaßt, und ich fühlte es, daß zu der Tiefe, wo ihr Schmerz in ſeiner Unſichtbarkeit wohnte, kein Zureden der Vernunft, kein Wort der Theilnahme und des Troſtes zu dringen vermochte.

Der Prinz, der ſich am Morgen mehrere Male nach ihrem Befinden hatte erkundigen laſſen, kam am Abend zur gewöhnlichen Stunde ſelbſt. Er war bei ſeinem Eintritt verlegen; aber mit der Offenheit, die das nie verſcherzte Vorrecht dieſer ſchönen Seele war, lenkte ſie das Geſpräch auf den Vorfall des geſtrigen Abends; und nachdem ſie ihm die ſtille Ergebung, mit der ſie in ſeiner Untreue durchaus keine Schuld, ſondern nur das Werk einer vielleicht unwillkürlichen Nothwendigkeit ſah, gezeigt hatte, mahnte ſie ihn an das Gelübde der Wahrheit, das ſie einſt von ihm empfangen hatte.

Er mußte ihr jetzt ein Geſtändniß ſeiner neuen Leidenſchaft ablegen; ihr geſtehen, daß er die Gräfin liebe. Nicht ohne tiefe Bewegung ſprach er ein Wort aus, deſſen Gewicht für Thekla er fühlte. „Wirſt Du mir aber," fragte er dann zärtlich, „nicht in Dir die Freundin erhalten, deren ich zu meinem Glücke bedarf? Die Zeit hatte über meine Liebe nur in ſo fern Macht, als ſie ihren unwillkürlichen Zauber zu beſiegen vermochte. Jede Regung ſchöner freier Willkür, inniger Achtung und zärtlicher Freundſchaft iſt in meinem Herzen noch Dein, und wird es immer bleiben. O könnte der Wille dem Herzen gebieten, ich wäre Dein geblieben auf ewig! Ich verachte die Liebe, da ich Dir untreu zu werden vermochte; aber nie ſollſt, nie kannſt Du in mir den treueſten, den liebevollſten Freund verlieren.“

Die ganze Tiefe und Gewalt ihres Gefühls zeigte ſich hier in dem Ausdruck ihres Geſichts. Es muß, wenn man ſo liebt wie Thekla, unnennbar gräßlich ſein, es aus dem Munde des Geliebten ſelbſt zu hören, daß man nicht mehr geliebt iſt. Doch hielt ſie ſich in der furchtbaren Erſchütterung dieſes Augenblicks mit bewundernswürdiger Kraft aufrecht. Es war ihr eigen, daß ſie bei einer heftigen Gemüthsbewegung nicht erröthete, ſondern zum Marmorbild erblaßte, welches ihren Zügen im Schmerz einen ganz eignen Ausdruck gab, der mit geheimnißvoller Gewalt zum Herzen ſprach.

„Sie bieten mir in Ihrer Freundſchaft, mein Prinz,“ erwiederte ſie nach dem erſten Schweigen einer Minute, „ein großes, ein wahrhaft fürſtliches Geſchenk an. Doch Sie ſelbſt werden die Würde eines Herzens, welches das Götterglück genoſſen hat, von Ihnen geliebt zu werden, nicht ſo entadeln, zu glauben, daß es in Ihrer Macht ſteht, ihm eine Schadloshaltung für ſein verlornes Glück bieten zu dürfen. — Wenigſtens werde ich Zeit gebrauchen, mich in dies neue Verhältniß fügen zu lernen; und da Einſamkeit mir dazu am behülflichſten ſein wird, ſo erbitte ich mir von Ew. Königlichen Hoheit die Erlaubniß, einige Monate auf meinen Gütern zubringen zu dürfen.“

Er wollte dieſen Entſchluß beſtreiten; allein trotz der heldenmüthigen Verläugnung ihres Schmerzes ängſtigte ihn doch jetzt gewiſſermaßen ihre Nähe, und es ſchien ihm grauſam, das Opfer, das ſie ihm mit ihrer anſcheinenden Ruhe brachte, auf die Dauer von ihr zu fodern. Er kannte ihr Herz. Seine Hand hatte den Dolch hineingeſtoßen, und die letzte Kraft des verblutenden bot ſie nun auf, ihn zu überreden, daß es nicht ſchmerze. Ihr Anblick trat, wie ein erwachtes Gewiſſen, jedesmal zwiſchen ihn und ſeine neue Geliebte, und ſo willigte er nach einigen Tagen in die von ihr vorgeſchlagene Entfernung. Sie betrieb die Anſtalten zur Abreiſe mit großem Eifer, und ſetzte dieſe auf den Jahrestag ihres ehemaligen unverhofften Zuſammentreffens mit dem Prinzen in G. feſt.

Alle ihre Freunde freuten ſich der Kraft und des Muthes, mit dem ſie in dieſer Trennung von dem Prinzen das einzige Mittel ergriff, von dem wir Rettung für ſie hoffen durften. Sie ſelbſt war nicht nur ruhig, ſie war ſogar heiter und uns in dieſer Faſſung ein unerklärliches Räthſel.

Der Prinz kam, wie ſonſt, jeden Abend zu ihr. Wenn irgend ein Gefühl, das nicht Liebe iſt, für Liebe ſchadlos zu halten vermöchte: ſo wäre Thekla getröſtet worden. Man ſah, daß ſeine Seele an ihr hing, und nur ſein angeborner, im Lauf der Jahre unwiderſtehlich gewordener Hang zum Wechſel und zur Liebelei ihn in ſein neues Verhältniß verflochten hatte. Doch der Zauber war nun einmal gelöſet, und es nicht mehr in ſeiner Gewalt, dem Herzen, das nur ihn liebte, einen Moment ungetrübten Glückes gewähren zu können.

Thekla legte in manche Anſtalten zu ihrer Abreiſe einen Ernſt, der mich auf den Gedanken brachte, daß ſie eine längere Abweſenheit bezwecke, als der Prinz glaubte. Auch von gleichgültigen Bekannten nahm ſie mit unverkennbarer Rührung Abſchied, und Alle, die zu dem Zirkel ihres vertrauten Umgangs gehörten, und auf den Namen ihrer Freunde Anſpruch zu machen hatten, lud ſie ein, den Abend vor ihrer Abreiſe bei ihr zuzubringen.

Wer von uns, die wir an dieſem Abend um ſie verſammelt waren, vermag von den Gefühlen und Empfindungen dieſer Trennungsſtunden Rechenſchaft abzulegen! — Ich weiß, daß nicht meine Thränen allein bei dieſer Erinnerung fließen; ich weiß, daß Thekla's Gedächtniß noch heute hoch und heilig bei Allen ſteht, denen Liebe und Treue das Heiligthum der Menſchheit ſind.

Jeder ihrer Blicke war dieſen Abend in Seele und Empfindung getaucht; jedes ihrer Worte Nachhall des zarteſten geiſtigen Lebens. Hohe Ruhe ſchwebte wie eine Verklärung um ſie, und ſie erſchien uns Allen, wie ein ſeliger, nach den Gefilden des Friedens zurückkehrender Geiſt; nur wenn ſie mit dem Prinzen ſprach, nur wenn ihr Auge auf ihm ruhte, fühlte man, daß ſie in ihrem Schmerz, wie in ihrer Seligkeit, durch die Liebe zu ihm, dieſer Erde noch angehörte.

Der Prinz war bewegt. Der Gedanke der nahen Trennung verlebendigte in ihm das volle Gefühl ihres Werthes und ihrer Reize. Thekla war ganz Liebe gegen ihn; ungetheilt und ohne Vor- und Rückblick gab ſie ſich der ſüßen Gewalt des für ſie unwiderſtehlichen Zaubers ſeiner Gegenwart hin; aber es war in dieſem Genuß des einzigen Glückes, das ſie auf Erden kannte, keine Hoffnung, keine irdiſche Zuverſicht mehr.

Sie theilte zum Abſchied an Jeden ein Andenken aus. Man ſah, mit welcher herzlichen Wehmuth ſie aus dem Kreiſe ſo theurer Freunde ſchied, und ihre himmliſche Sanftmuth bei ſo unendlichem Schmerz erſchütterte Seelen, die vielleicht noch nie bis zu Thränen erweicht worden waren. Jeder fühlte es in ſeinem Herzen, wie unvergeßlich und unerſetzlich ſie ihren Freunden bleiben werde; von allen Seiten hörte ſie die wärmſten, innigſten Wünſche für ihr Wohl, und für ein baldiges, glückliches Wiederſehen.

Ein Tropfen der Seligkeit Gottes, das Gefühl, allgeliebt und werth, allgeliebt zu ſein, floß durch ihr Herz, und erhielt es in heldenmüthiger Faſſung, feſt und groß und heiß.

Alle ſchieden, nur der Prinz war noch zurück geblieben. Bewegt breitete er ihr, als ſie von der Begleitung der Weggehenden zurück kam, die Arme entgegen. „O Thekla!“ rief er, und drückte ſie leidenſchaftlich an ſein Herz; „kannſt Du mich wirklich verlaſſen wollen?“

„Ja,“ antwortete ſie, „ich kann es, Geliebter meiner Seele, weil ich weiß, daß Du ſelbſt es erkennen wirſt, daß ich das Würdigſte erwählt, und nur durch dieſe Trennung das Allerheiligſte meines Lebens vor Entweihung zu ſchützen vermochte. — Komm,“ fuhr ſie fort, und zog ihn zum Sopha; „ich habe noch viel mit Dir zu ſprechen. Es iſt die letzte Stunde unſers Zuſammenſeins für diesmal, laß mich in ihr noch einmal alle Wonne meines Lebens zuſammen drängen, und ſie in einem Zuge ſeliger Erinnerung zum fröhlichen, dankbaren Abſchied genießen.“

Sie malte ihm jetzt im lebhafteſten Colorit der höchſten Begeiſterung das Glück, das ſie genoſſen hatte; ſie rief ihm jedes Lächeln, jeden Blick, jeden Laut der Liebe, jeden Traum ihrer ſeligen Vergangenheit zurück. Man mußte bei dieſer Schilderung fühlen, wie unausſprechlich glücklich ſie geweſen war; man ſtaunte mit ihr, daß ihr Herz eine ſolche Fülle von Seligkeit zu faſſen vermocht hatte, ohne vor Uebermaß der Lebenskraft ſtill zu ſtehen.

„Und das Alles,“ ſchloß ſie, „war Dein Werk, ich nichts als Dein Geſchöpf, nur durch Deine Liebe in's Daſein gerufen, nur von ihrem Hauch beſeelt, nur durch ſie lebendig — Du liebteſt mich! — Mir ward der Vollgenuß des höchſten Glücks, das meine Phantaſie zu ahnen, meine unſterbliche Seele zu faſſen vermag. — Dein erſter Blick ſprengte die Raupenhülle der armen eingekerkerten Pſyche, und in ſtolzer Freudigkeit trank ſie den Sonnenäther, der ihr Element geworden war. — O,“ fuhr ſie in hoher, leidenſchaftlicher Bewegung fort, und ſank vor ihm nieder, „o, nie komme in Deine Seele der Gedanke, daß eine Regung des Lebens in mir nicht Dank, heißer unvergänglicher Dank gegen Dich geweſen ſei! Nie erlaube ſich Dein großes Herz eine Klage über mein Geſchick! Nie habe ich auf die lebenslängliche Dauer meines Glückes gerechnet, und ich danke dem Schickſal, daß es mich jetzt in der vollen Kraft meiner Liebe für Dich hinweg reißt, und daß ich zu ſcheiden vermag, ohne daß in meinem Herzen mehr als

Ein Bild, in meiner Seele mehr als Eine Empfindung iſt."

Der Prinz riß ſie hierauf in ſeine Arme und an ſein Herz. Unter heißen Küſſen ſchwor er ihr, daß er nur ſie liebe, nur bei ihr alle Wonne, alle Freude ſeines Lebens ſei, und ſie ihn nicht verlaſſen dürfe.

„Es gab einſt eine Zeit," antwortete ſie ihm, „wo Dein Wort hingereicht haben würde, mich zu überzeugen, daß die Erde um Mitternacht im vollen Sonnenglanze ſtrahle. Dieſe Zeit iſt hin und kann nie wieder kommen! Traure nicht darüber, Liebling meiner Seele! — wir wußten ja Beide ſchon früher, daß es dem ſterblichen Menſchen nicht beſchieden iſt, das Geliebte mit ewiger Treue zu umfaſſen. Dein Wille, und wenn er Berge zu verſetzen und Meere auszuſchöpfen vermöchte, vermag mir doch nicht die Macht zu erhalten, Dein Leben im Zauberglanz der Liebe zu verklären. Dem Weibe aber, das Du geliebt haſt, liegt es ob, dafür zu ſorgen, daß ihre Liebe für Dich in ewiger Reinheit und unverminderter Stärke ſich erhalte und, erröthend geſtehe ich es Dir, ich habe einen Moment erlebt, der mich fürchten gelehrt hat, dieſe Liebe, dieſe Seele meines Daſeins, um derentwillen es ſich allein zu leben lohnt, könne ihn nicht beſtehen, wenn er wiederkehre. Darum trenne ich mich jetzt von Dir, nicht im bleichen Nachſchimmer verſunkener Herrlichkeit, ſondern im vollen ſtrahlenden Sonnenglanz meiner Liebe; auf dieſe Minute unſers Scheidens fällt noch ihr leuchtender Strahl. Er weihe mein Andenken in Deinem Herzen und erhalte Dir die Ueberzeugung, daß kein andres Weib ſo den ganzen Zauber Deiner Liebe in ſeliger Begeiſterung zu empfinden vermochte, kein Herz Dich je ſo vergötterte, wie das Herz Deiner Thekla.“

Sie ſank hier zu einer langen ſchweigenden Umarmung an ſein Herz, dann entwand ſie ſich ihm ſanft und trat an's Fenſter.

„Wie die Sterne,“ hob ſie nach einer langen gedankenvollen Pauſe an, „ſo fromm in ihrer ewigen reinen Klarheit ſchimmern! — Wie ſtill iſt Alles dort oben! Wie oft hat dieſer Wiederſchein himmliſcher Ruhe mein Herz ergriffen, daß es in Wonne bebte! Geiſt der Liebe,“ fuhr ſie fort und ſchlug das große Auge auf zum funkelnden Sternenhimmel, „wie ſoll ich dir danken, daß du mich würdigteſt, dich in ihm zu erkennen! — Geiſt der Liebe, zu dem alle Erſchaffenen mit ihrem Glück und ihrer Sehnſucht zurück kehren, du gabſt mir dieſes Herz. Es hat geliebt, Vater! in dieſer Liebe liegt ſein Leben und ſein Schickſal, ſie werde auch ſeine Rechtfertigung, wenn es einſt vor deinem Richterſtuhl ihrer bedürfen ſollte!" —

Raſch wandte ſie ſich nach uns, und bot dem Prinzen ſein Glas, indem ſie mit der andern Hand das ihrige faßte: „Noch einen Abſchiedstrunk, auf heitres Wiederſehen und liebevolles Andenken!" —

Langſam leerte ſie ihr Glas, und nun „leb wohl! leb wohl!" rief ſie, und warf ſich in die Arme des Prinzen. „Der Himmel beglücke Dich, wie Du mich unausſprechlich glücklich gemacht haſt!"

Er konnte ſie nicht aus ſeinen Armen laſſen, ſich nicht von ihr trennen. Heiß weinend lag ſie, bleicher und immer bleicher werdend, an ſeiner Bruſt. „O," rief ſie mit einem Ton, der nie wieder in meinem Ohr verhallen wird, und mit einem Blick, in dem Tod und Leben, Seligkeit und Schmerz mit einander kämpften, „dies Herz wird nur Dich auf Erden lieben! — vergiß mich nicht! — und nun geh, geh, wenn Du nicht willſt, daß ich hier vor Deinen Augen ſterbe!“

Noch einmal drückte ſie der Prinz mit naſſen Augen an ſein Herz, und dann verließ er das Weſen, von dem er ſich allein geliebt gefühlt hatte, und das auch er vielleicht allein geliebt hat.

Sie ſah ihm lange nach, und ſank dann zum ſtillen Gebet auf ihre Knice nieder. Ich eilte zu ihr, ich ſchloß ſie in meine Arme, und ſuchte ſie mit den ſüßeſten, liebkoſendſten Worten aufzurichten. Kraftlos ſank ſie zuſammen, eine Todtenbläſſe verbreitete ſich auf ihrem Geſicht. Erſchrocken hob ich ſie auf, ſie lächelte mich ſanft an: „Meine theuerſte, liebſte Freundin!“ ſagte ſie mir, „ich habe für die nächſte Stunde ſehr auf die Stärke Ihrer Seele und Ihrer Liebe für mich gerechnet. Mir ſind nur noch Minuten übrig, meine Pauline! und zwar die letzten, die ich hienieden der Freundſchaft und der Liebe zu geben habe.“

Ich erbebte im tödtlichen Schrecken. „O! warum haſt Du mir das gethan?“ rief ich händeringend und verzweifelnd aus; „doch noch iſt Hülfe möglich!“ —

Sie hielt mich zurück. „Meine Maßregeln ſind dazu gut getroffen; laſſen Sie uns Alles vermeiden, was den Argwohn zu wecken vermöchte. Nie darf man die Art meines Todes erfahren. Seit dem erſten Tage unſerer Liebe trug ich das Gift, das mich tödtet, ſtets bei mir; und die Gewißheit, daß ich den Verluſt meines Glückes nie zu überleben brauche, welche mir ſein Beſitz gewährte, gab mir die Ruhe, die Sie oft bewundert haben. In meinem Schreibtiſch finden Sie meinen letzten Willen und Alles, was ich Ihnen jetzt zu ſagen, keine Zeit mehr habe. O! meine Freundin, meine theure, theure Pauline! ich konnte Ihnen Ihre Liebe nie lohnen; aber ich habe dieſe letzten Minuten der Liebe entzogen, um ſie Ihnen zu widmen und unſrer Freundſchaft, der einzigen Empfindung, vor der ich nie gezittert habe. — Faſſen Sie ſich, Liebſte, Beſte! — ich bin unendlich glücklich geweſen; aber ich hätte mich ſelbſt verloren, wenn ich länger gelebt hätte. Jetzt ſcheide ich als Gottes dankbarſtes und fröhlichſtes Kind. In meiner Seele iſt es ſo ſtill, ſo ruhig, wie an den ſchönen Abenden der Vergangenheit, wo ich mich ſo innig glücklich niederlegte, und über die lieblichen Bilder genoſſener Freuden lächelte, die ſich um mich ſammelten, mich im Schlafe zu umſpielen. — Liebſte Pauline, daß es Sie ſo ſchmerzen muß, mich ſterben zu ſehen! — O! rufen ſie den Muth zurück, den ich von der Kraft Ihrer Liebe für mich zu hoffen wagte! Laſſen Sie mein Herz nicht in Jammer, ſondern in der ſüßen Wehmuth der Liebe brechen!"

Gott gab mir Kraft, ihre Zuverſicht zu mir nicht zu täuſchen, und mich unter der Laſt meines Schmerzes aufzurichten. Sie wurde ſchwächer und ſchwächer, blieb aber ruhig und heiter. Wir ſandten jetzt zum Arzt, deſſen wir bedurften, um das Vorgeben eines ſchnell tödtenden Zufalls zu beglaubigen. Er fand ſie noch lebend und ſtark genug, ihm zu bedeuten, daß Manches von dem, was er beobachten würde, Geheimniß bleiben müſſe.

Gegen drei Uhr fingen die Schmerzen an, heftiger zu werden. Das friſche, üppige Leben begann mit dem Tode zu kämpfen. In ſchon faſt unhörbaren Tönen forderte ſie das Bild des Prinzen. Sie richtete ſich auf, und drückte es mit der letzten Macht des fliehenden Lebens an ihre Lippen und dann an ihr Herz. Ihr gebrochnes Auge hob ſich zum Himmel, ihr letzter Gedanke war ein Gebet für ihn!

Schonend ging der Tod vorüber, unentſtellt lag die gebrochene Blüthe in meinen Armen.

Nichts von meinem Schmerz, nichts von dem Wehklagen ihrer Diener, von den Thränen ihrer Freunde, von der allgemeinen Theilnahme, die ihr in's Grab folgte. Ich habe dafür keine Worte, nur Thränen, die ihrem Andenken fließen werden, bis ſich dies müde Auge ſchließt.

Der Prinz litt ſchweigend und von der Menge unerrathen, in der Tiefe ſeiner großen Seele. Nie hat er ſie vergeſſen, nie iſt er über ihren Verluſt getröſtet worden. Heißer denn je dürſtete er nach einem wackern Kampf in ſtürmender Feldſchlacht. Ihm ward, wonach er ſich geſehnt hatte. Der Krieg brach aus. Er fiel; das erſte Opfer, und ein hohes Beiſpiel, das die Krieger lehren ſollte, zu ſiegen oder zu ſterben, wie er. Er fiel; aber ſo lange in Germanien die Eiche, der einſt freie Baum, grünt, wird ſeinem blutigen Haupt der friſche Kranz unvergänglichen Ruhmes nicht fehlen.

Leo,

Graf von Tönsberg.

Einſam und ernſt wandelte der Feldherr Leo, Graf von Tönsberg, in der ſterndurchfunkelten Nacht durch die Reihen ſeiner ſchlafenden Krieger, die er als Herolde eines glorreich erkämpften Friedens morgen in die Hauptſtadt ſeines Vaterlandes zurückführen ſollte. Dort erwartete ihn Olaf, ſein König, der zugleich ſein Jugendfreund war; dort ſeine Braut, die er glühend wie Ruhm und Ehre liebte; dort ſeine Mutter, die edelſte Frau ihres Landes; dort die Huldigung der Dankbarkeit eines Volkes, das ihm, dem Helden und Erretter, in bewundernder Liebe ergeben war, und doch zogen keine heitre Bilder vor des Feldherrn ernſtblickendem Auge vorüber. Gleich Waſſervögeln, die, über das noch ruhige Meer hinſtreifend, dem Seefahrer den kommenden

Sturm verkündigen, ſchwebten auch um Leo düſtre Ahnungen, vor deren Deutung er ſein Vaterland erbeben zu fühlen glaubte. Als er den König verlaſſen hatte, waren Liebe, Muth und Gerechtigkeit die Stützen ſeines Thrones, und die Träume ihrer jugendlichen Herzen, und die ſchöne Begeiſterung ihrer tugendliebenden Seelen hatte Beiden die Bahn klar und feſt vorgezeichnet, die ſie zu wandeln hatten, Olaf, um ein großer König, Leo, um ein Held zu werden. Jetzt aber drangen von allen Seiten Klagen eines gemißhandelten und gedrückten Volkes zu Leo's Ohren. Vergraben in ſeinem Pallaſt, war der König Allen unzugänglich geworden, und unbeſchränkt herrſchte Arbino, ſein Günſtling und erſter Miniſter, über das Reich. Was mußte vorgegangen, was geſchehen ſein, um dieſem feilen Höfling ſolchen Einfluß auf Olafs Herz zu verſchaffen? Was konnte den Mann, den Leo wie ſeine eigne Seele, wie den zweiten Sohn ſeiner großen Mutter liebte, ſo verändert haben, daß ſolche Klagen über ihn möglich geworden waren? Ein dumpfes, entſetzliches Gerücht ſummte ſeit Wochen um Leo her; ſein Glaube an Olaf erlaubte ihm nicht, demſelben Gehör zu geben, aber Furchtbares zu erfahren, mußte er gefaßt ſein, denn darauf bereitete ihn der Brief vor, den er nach langem Schweigen von ſeiner Mutter, der Gräſin Guſtava, erhalten hatte. Er enthielt folgende Zeilen:

„Mit Stolz und Liebe drücke ich in meinem Sohne den Helden und Retter des Vaterlandes an mein Herz; doch den Kranz des Ruhmes, der den Feldherrn ſchmückt, winden nur zu oft Glück und Zufall um die Stirn; es gibt edlere Kränze, und Du biſt würdig und berufen, ſie zu erringen. Zu einem Mann habe ich Dich erzogen, der mit den Edelſten aller Zeiten um den Preis des vollen Werthes veredelter Menſchheit zu ringen verdient, und jetzt erwartet Dich die Prüfung, zu beweiſen, daß er Dir gebühret. Aufopferung und Selbſtverläugnung zum Heil des Vaterlandes füllt die Seele im tiefſten Leid des irdiſchen Schmerzes mit einem Gefühl, ſchöner noch als das Glück im Arm der Liebe erträumt werden kann. Ich zweifle nicht, ich zage nicht; ich bin gewiß, in meinem Sohn einen Helden zu finden, dem keine Pflicht zu ſtrenge, kein Opfer für Tugend und Vaterland zu ſchwer ſein wird, und deſſen Seelengröße der Troſt des Mutterherzens werden muß, wenn es über das zerſtörte Lebensglück des einzigen Lieblings weint."

Gräfin Guſtava Stawangar war die Erbtochter eines Geſchlechts, das ſich ſeit Jahrhunderten durch Tapferkeit, Vaterlandsliebe und reine Sitte ausgezeichnet hatte. Auf Guſtava, der letzten Blüthe dieſes Stammes, ruhte der Geiſt ihrer Ahnen; ſie war die edelſte, die ſchönſte Jungfrau ihres Landes, fähig, den Mann ihrer Liebe durch die Begeiſterung ihrer hohen Seele zu großer That zu entflammen. Der Graf von Tönsberg ward ihr Gemahl, doch ſchon nach wenig Jahren eines reinen und friedlichen Glückes zog das düſtre Ungewitter herauf, deſſen erſte Blitze den Königsthron ihres Landes trafen, deſſen Umſturz dann die Edelſten des Reichs mit ſich hinabzog. Ein kühner, mächtiger Eroberer fiel in das Land ein; Verrath und Verbrechen waren in ſeinem Sold: am Vorabend des Tages, an dem eine Schlacht das Schickſal des Reichs entſcheiden ſollte, fiel der rechtmäßige Herrſcher deſſelben unter Mörderdolch. Er hinterließ keine Kinder; ſein Thronerbe war ein weitläuftiger Verwandter, gut und brav, aber ohne jene Seelenhoheit und Heldenkraft, die in ſolchen Verhältniſſen ſich Glück und Schickſal dienſtbar zu machen vermögen. Die Schlacht wurde unter ſeiner Anführung geſchlagen, viele Edle des Landes fielen in ihr, und unter dieſen auch der Thronerbe. Sterbend empfahl er dem Grafen Tönsberg ſeinen Sohn Olaf, einen nur wenige Monate alten Knaben, deſſen Leben die Mutter mit ihrem Tode erkauft hatte, und deſſen Recht auf den Thron jetzt das Verderben des ſchuldloſen Knaben zu werden drohte. Tönsberg's Heldenmuth hatte in dieſer Schlacht dem Uebermuth und dem Kriegsglück des Eroberers glänzend die Wage gehalten; in der Nacht kamen Boten zu ihm, die ihm für ſich und ſein Haus eine Fürſtenkrone als Kaufpreis für die Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes boten. Der freigeſinnte Mann war erhaben über dieſe Verſuchung; allein er benutzte den Antrag des Feindes, Zeit für das erſchöpfte Heer, Zeit für ſich zu gewinnen. Todeswund lag er auf ſeinem Lager, ein Eilbote war ſchon zu ſeiner Gattin geſandt, ſie zu ihm zu berufen, weil er nur in ihrer Seele das Vermächtniß ſeiner letzten Wünſche und den Preis, für den ſein Blut gefloſſen war, niederlegen wollte. Guſtava kam; ſie war ein großes

Weib; ohne Thränen ſtand ſie am Sterbebette des für ſein Vaterland gefallenen Gatten, der die erſte und einzige Liebe ihres Herzens war, und ſchwor ihm, in ihrem Sohn einen Helden, in Olaf einen Herrſcher zu erziehen, werth, die Rächer der Schmach des Vaterlandes und die Befreier deſſelben zu werden. Auf den Fittichen dieſes Schwurs entfloh die Seele ihres Gatten dem irdiſchen Leben. An ſeiner Leiche verſammelte Guſtava die Führer des Heeres; wenige Worte hohen Sinnes ſprach ſie zu ihnen, Ehre, Todesverachtung, Vaterlandsliebe flammte in Allen hell auf; ſie zogen ihre Schwerter und ſchworen, ihr Land frei zu machen, vom Joche des fremden Tyrannen, oder zu fallen, wie der Todte vor ihnen. Wäre noch ein Tönsberg unter ihnen geweſen, der dieſen Augenblick zu benutzen gewußt hätte, um die Krieger gegen den Feind zu führen, ſo würde das heilige Recht vielleicht geſiegt haben, allein dieſer fehlte. Der Eroberer war ſchlau genug, die Kräfte, die zur Einheit verbunden, ihm Gefahr drohten, durch Unterhandlungen zu zerſplittern; denn wer, wo er es mit Vielen zu thun hat, nur Zeit zu gewinnen weiß, zerreibt die Kraft und den Muth ſeiner Gegner, da nur der Einzelne, nie die Vielheit durch Ausdauer den erwünſchten Zweck zu erreichen verſteht. Während Guſtava den Leichnam ihres Gatten nach Tönsberg in das Erbbegräbniß ſeiner Väter führte, wurden von den Häuptern des vaterländiſchen Heeres Friedensbedingungen erwogen und beſprochen, die ſich nach wenig Wochen mit ihrer Unterwerfung endigten. Der Eroberer kehrte geſchmückt mit der Königskrone dieſes Reichs in das ſeine zurück, und ſeine Günſtlinge beherrſchten nun Jahrzehnde durch als Statthalter das eroberte Land, das allen Druck willkürlicher Gewalt von ihnen zu erleiden hatte.

In tiefer Einſamkeit erzog Guſtava ihren Leo und den um drei Jahre jüngern Olaf, im unverrückten Hinblick auf das ihrem ſterbenden Gatten gethane Gelübde. Seelengröße und Vaterlandsliebe können freilich nicht gelehrt werden, allein ſie können wie eine heilige Geſinnung aus dem Beiſpiel edler Eltern in jungen Seelen aufgehen, und dann durch Religion und das Studium der Geſchichte genährt werden. Guſtava gewöhnte vorzüglich beide Knaben von ihrem erſten Stammeln an, wahr zu ſein, und ſo wie ihre Vernunft erwachte, übte ſie in ihnen die herrliche Fähigkeit des menſchlichen Gemüthes, ſich ſelbſt in ſeinen Affecten, Neigungen und Wünſchen um des reinen Guten willen, frei von aller Selbſtſucht, beſiegen und beherrſchen zu können. Der Same ihrer Lehren fiel in Beider Herzen auf reinen guten Boden, aber doch trug er ganz verſchiedene Früchte. Leo war zum Helden geboren; von der reinen, hohen Stirn des Knaben ſtrahlte ſchon der Abglanz einer großen Seele, und verlieh ihm jenen Zauber, der ihm beim erſten Blick das Herz jedes edlen Menſchen gewann. Auch Olaf war gut, aber zu weich, zu hingebend und ſchwach, um das Gute rein und unbedingt zu lieben und zu üben, nur weil es gut war. Ernſt und ſorgend blickte Guſtava auf Olafs Zukunft hin. Ihrem Volke, ihrem Lande, künftigen Geſchlechtern, künftigen Jahrhunderten glaubte ſie Rechenſchaft ſchuldig zu ſein von der Bildung und der Erziehung, die ſie ihm gab, und doch mußte ſie der Hoffnung entſagen, ſeiner Seele jene Herrſcherkraft einimpfen zu können, die in Leo das Naturerzeugniß ſeines innerſten und eigenſten Weſens war. Guſtava's Zuverſicht zu Olafs künftiger Regentengröße konnte ſich nur auf Leo gründen, und auf die Freundſchaft, die, ſtark und innig wie Bruderliebe, in Beider Herzen für einander erblühte, und von Tag zu Tag tiefere Wurzeln in ihren Seelen ſchlug. Alles, was die Natur Olaf verſagt hatte, hatte ſie an Leo gegeben; ſo lange ſie Beide in Liebe und Kraft, in Willen und That Eins waren, durfte Guſtava auf den Dank ihres Vaterlandes rechnen, ihm einen Herrſcher wie Olaf erzogen zu haben.

Leo war zweiundzwanzig, Olaf neunzehn Jahr alt, als der Uſurpator ſtarb. Die Kühnheit, die in dieſem mit Heldenmacht verbunden war, ſchien ihm während ſeines langen Lebens die eiſerne Gewalt des Schickſals gegeben und geſichert zu haben; doch eben um der gewaltigen Perſönlichkeit willen, die in ihm unterging, erſchütterte ſein Tod alle die Reiche und Provinzen, die ſein Schwert zu Einer großen Monarchie vereinigt hatte. Der Zeitpunkt ſchien zu günſtig, um unbenutzt bleiben zu dürfen. Wie ein glänzendes Zweigeſtirn traten Olaf und Leo aus ihrer bisherigen Verborgenheit hervor. Das Volk und ſeine Edlen erkannten Olaf mit unendlichem Jubel als ihren rechtmäßigen Beherrſcher an, und die Schätze, die Guſtava's weiſe Sparſamkeit viele Jahre durch geſammelt hatte, gewährten jetzt dem jungen Monarchen die Mittel, den Glanz der

Krone, die er ſich wieder erkämpfen ſollte, im Voraus zu behaupten. Leicht und ſchnell wurden die fremden im Lande anweſenden Truppen überwältigt; doch der Erbe des Eroberers war nicht geſonnen, das köſtlichſte Juwel ſeiner Monarchie ſo leicht aufzugeben. Mit furchtbarer Heeresmacht näherte er ſich; Olaf beeilte ſich auch, ſein Heer zu ſammeln und zu rüſten, doch immer zu ſpät für den raſchen Siegergang der feindlichen Macht würde er in's Feld gerückt ſein, wenn ſich nicht Leo an der Spitze ſeiner Vaſallen der Uebermacht entgegen geworfen, und eben ſo kühn als muthig in den Bergpäſſen, die von jener Seite ſein Vaterland deckten, das Vordringen des Feindes verhindert hätte. Der allerglänzendſte Erfolg lohnte ſeine Tapferkeit, und gewann ihm das Vertrauen der Seinigen in ſo hohem Grade, daß, als Olaf nach Wochen langer Friſt ſein Heer zum Beiſtand herbeiführte, dieſes Leo zum Feldherrn forderte. Leo war geboren, dieſes zu ſein. Auch Olaf war brav und tapfer; ſeine Schönheit, ſeine jugendliche Lebendigkeit und der blendende Glanz, der den Herrſcher umſtrahlt, gewannen ihm die Liebe der Krieger; jeder Einzelne hätte willig für ihn ſein Blut vergoſſen; allein die

Zuverſicht des Sieges, die kühne Todesverachtung, die Leo dem Heere einflößte, hätte Olaf nicht in demſelben zu wecken vermocht. In vier blutigen Schlachten ſchlug Leo den ihm an Heeresmacht dreimal überlegnen Feind, und während Olaf dann nach der Hauptſtadt ſeines Reiches zurückging, ſich mit der wiedererfochtenen Krone ſeiner königlichen Ahnen krönen zu laſſen, folgte Leo dem fliehenden Feinde bis vor die Thore ſeiner wehrloſen Reſidenz, wo er ihm die Friedensbedingungen dictirte, die von dieſer Seite her ſeinem Vaterlande auf viele Jahre die Ruhe ungeſtörten Friedens ſichern zu müſſen ſchienen.

Als Leo ſein Heer in's Vaterland zurückführte, glich der Zug deſſelben einem Triumphzug. Aus fernen Gegenden ſtrömten die Bewohner herbei, in dem Sieger den Befreier des Vaterlandes zu begrüßen. Greiſe ſegneten ihn, Mütter hoben ihre Säuglinge zu ihm empor, daß ſein Blick ſie weihe, Jungfrauen brachten ihm Blumen und Früchte, Männer gelobten ſeiner erſten Aufforderung folgſam zu ſein, mit ihm, unter ihm zu kämpfen, ſobald er ſie rufe. In der Einfachheit wahrer Größe erfreute ſich Leo dankbar dieſes Anblickes, und die Pflicht, für ſein Vaterland zu kämpfen, zu leben und zu ſterben, wurde dadurch zur feurigſten, zur erhabenſten Liebe ſeines großen Herzens.

Unter den Edlen, die ihm entgegen gezogen kamen, war auch der Freiherr Löwenſchwerdt, deſſen Name ſein Ehrendenkmal in der Geſchichte ſeines Vaterlandes war. Jugendfreund und Waffenbruder des tapfern Tönsberg's, ſank er in der Schlacht, wo dieſer die Todeswunde erhielt, ſchwer getroffen an ſeiner Seite nieder; als er nach mehreren Wochen das Bewußtſein des Lebens wieder erhielt, war das Schickſal ſeines Vaterlandes ſchon entſchieden, und im finſtern Unmuth darüber, zog er ſich in die Einſamkeit ſeiner Bergfeſte zurück. Die wieder gewonnene Freiheit des Vaterlandes beſeelte den Greis mit neuer Lebenskraft, mit neuer Lebensluſt; er eilte Leo entgegen und drückte den Sohn ſeines theuerſten und edelſten Freundes mit inniger Liebe und froher Rührung an ſein Herz. Dringend lud er Leo ein, in ſeinem Schloſſe einzukehren und dieſer, der ſo dem Heere einige Ruhetage in der Gegend deſſelben zugeſtehen wollte, willigte ein.

Am Eingang der großen Schloßhalle empfing ihn Olga, die Nichte des Freiherrn, die ſeit dem Tode ihrer früh verlornen Eltern hier bei ihrem Oheim lebte. Sanft und lieblich wie die Träume und Ahnungen, die um ihre jungfräuliche Seele ſchwebten, war auch Olga's Geſtalt, ihre Rede und ihr Thun, und doch erkannte Leo bei ihrem erſten Anblick in ihr die Seele, die mit dem Schönen und Zarten auch das Große zu faſſen und zu lieben vermochte, und ihm war, als ſie das lichte Auge ſanft erröthend beim Willkommen zu ihm emporhob, als dränge ſich ſeine ganze Seele, mit aller Macht des Lebens in ihm, in ſein Herz, um ſie ewig und unausſprechlich zu lieben. Leiſe ſchien die Jungfrau vor ſeinem Heldenruhm, vor dem Ernſt auf ſeiner Stirn, vor der Tieſe ſeines Blickes zu zagen; aber in dieſem ehrfurchtsvollen Beben vor ſeiner Heldengröße ging ihr auch bald die Wonne des Gefühls auf, dieſem Gewaltigen in Liebe und durch Liebe anzugehören und ſich, als ſein, in dieſer Liebe mit ihm kühn und groß und muthig zu empfinden.

Wer vermag den Zauber jener linden Stille zu ſchildern, mit dem die Sehnſucht und die Vorahnungen der erblühenden Liebe in reinen Herzen die Beſchränkung des irdiſchen Daſeins verhüllen, damit die zarten Klänge hoher Himmelsmelodien heller um ſie her ertönen? So ſenkt die Blume, vom feurigen Sonnenſtrahl getroffen, dem Scheine nach die Blätter, doch nur um in der Abendkühle ſüßer aufzuduften, im neuen Morgenroth ſich reizender zu färben.

Nach einigen Tagen mußte Leo ſein Heer weiter führen. Nur in Blicken hatten er und Olga ſich das ſüße Geheimniß ihrer Herzen ausgeſprochen, das ſie in Worten kund zu geben, mit aller Schüchternheit der erſten ſeligen Jugendliebe blöde ſcheuten; doch das Weh dieſer Trennung wurde ihnen durch die Gewißheit des baldigen Wiederſehens erleichtert, da Olga ihren Oheim nach der Hauptſtadt begleiten ſollte, wo dieſer dem Könige die Huldigung ſeiner Treue perſönlich darzubringen entſchloſſen war.

Mit Bruderzärtlichkeit empfing Olaf ſeinen Freund. Er ſchien ſich der Königsmacht, Gnaden und Belohnungen austheilen zu können, nur erſt in dem Beſtreben freudig bewußt zu werden, Leo mit allen Beweiſen der Huld und der Gunſt zu ſchmücken, die er zu verleihen vermochte; doch unbeweglich ſchlug Leo Alles aus, was Olaf mit ſo inniger Luſt und Liebe ihm zu geben wünſchte. „Als König,“ ſagte er zu ihm, „hat Deine Gunſt nicht die Macht, mich beſſer oder glücklicher zu machen, als ich es jetzt bin, und warum ſollte ich mich denn der Gefahr ausſetzen, ſtatt Deiner vielleicht Deine Macht lieben und in Dir den Monarchen fürchten zu lernen, deſſen Willkür mir Alles wieder zu rauben vermag, was ſeine Gunſt mir gegeben hat? — So lange Du mich als Freund liebſt, gibt mir keine That einen Anſpruch, von dem König belohnt zu werden; oder glaubſt Du Dich als Herrſcher reicher, mich lohnen zu können, wie Du es als Freund durch Liebe biſt?“

Die Wundermacht der Liebe, ihr inneres, reiches, glühendes Leben durchſtrahlte Leo's Weſen, ſeit er Olga ſah, ſo herrlich, daß Olaf dieſe Entfaltung des Daſeins in der Seele des Freundes nicht verborgen bleiben konnte, und Leo war auch fern von dem Gedanken, ihm das Geheimniß ſeines Glückes verhehlen zu wollen. Mit flammender, heiliger Begeiſterung ſchilderte er ihm die Geliebte, und mit

Zaubergewalt erſchloß ſich vor Leo's Worten, vor ſeinen verklärten Blicken, ſeinem Erröthen, ſeinem Verſtummen in Olafs Seele der bis jetzt ſchlummernde Sinn für Frauenſchönheit und Liebesglück. Ihm war, als umwebe ihn ein magiſcher Traum, und wie aus farbiger Nebelferne ſtrahlten ihn zwei liebestrunkene blaue Augen an; bei ihrem Blicke wurde ihm jeder Tropfen ſeines Blutes fühlbar und Alles, was er bisher gewünſcht, empfunden und erſehnt hatte, ſchien vor der Flamme, die ihm aus dieſen Augen entgegen leuchtete, in Dunkelheit zu verſinken. „O mein Leo,“ rief er, ſich mit naſſen Augen an ſeine Bruſt werfend, „wie ſelig mußt Du ſein, dieſen Engel gefunden zu haben, und wie zaubergewaltig die Liebe, wenn ſie Deine Heldenſeele ſo zu beſiegen, ſo zu durchdringen vermochte!“

Ach wie weit waren Beide entfernt zu ahnen, welchen Samen unheilſchwangern Verderbens dieſer Augenblick in Olafs Gemüth geworfen hatte! Olga erſchien und mit ihr an einem Tag traf auch Guſtava in der Hauptſtadt ein. Leo's ſtiller Herzensbund mit der edlen Jungfrau erhielt die Weihe des Mutterſegens, und ſtolz darauf, ihm die Schuld des Vaterlandes durch die Hand ſeiner Nichte zahlen zu können, feierte der alte Freiherr ihre Verlobung durch ein Feſt, das auch durch die Gegenwart des Monarchen verherrlicht wurde. Hier ſah dieſer Olga zum erſten Male, ſah ſie in dem Verklärungsglanz des holden Erröthens bräutlicher Liebe. — Was er empfand, war ihm, dem Unerfahrnen, ein Räthſel, das aber klar von denen in ſeiner Umgebung verſtanden wurde, die nur aus den Schwächen des Herrſchers die Feſſeln zu ſchmieden hoffen durften, mit denen ſie ihn zu umwinden ſtrebten.

Neunzehn Jahre lang hatte das Land unter dem Joche eines unrechtmäßigen Herrſchers geſeufzt, und die geſetzloſe Willkür dieſes Verhältniſſes auf das Volk, und vorzüglich auf die Großen des Reichs verwirrend und entwürdigend eingewirkt. Die Reichen und Vornehmen werden von dem ſittlichen Verderben, das die Ausartung einer Staatsverfaſſung unausbleiblich nach ſich zieht, darum ſchneller und mächtiger als das Volk ergriffen, weil ihre Bildung ſie fähig macht, die üppigen Gefühle ihrer ſinnlichen Neigungen, durch Vernünfteleien mit dem falſchen Glanz der Lebensklugheit und des Weltverſtandes zu umweben, und wer das zu thun verſteht, kehrt ſelten mehr zurück von dem ſteil abſchüſſigen Pfad des ſittlichen Verderbens. So fand ſich denn auch Olaf bei dem Antritt ſeiner Regierung von feilen Höflingen umringt. Der Gefährlichſte unter ihnen war der Graf Arbino, weil er der Geiſtreichſte und der Liebenswürdigſte war. Günſtling des letzten Statthalters, hatte ihm der Tod des Uſurpators die Frucht Jahre langer Bemühungen, den Preis ſeines ganzen bisherigen Lebens geraubt; er hatte, wie dies immer der Fall iſt, um als Günſtling herrſchen zu können, damit anfangen müſſen, Sklave zu ſein und ergrimmte, jetzt erſt von Olafs Schwächen und von ſeiner Gunſt mühſam wieder erringen und erſchleichen zu müſſen, was ſchon ſein geweſen war. Die Jugend des Königs berechtigte ihn, Alles zu hoffen, aber feindlich ſtand zwiſchen ihm und der Erfüllung ſeiner Wünſche — Leo, deſſen Charakter und deſſen Leben ein ſo reines Gewebe war, daß ſelbſt das Auge des Neides und der Bosheit keinen dunkel gefärbten Faden darin zu entdecken vermochte. So lange es Arbino nicht gelang, ihn von dem Herzen des Königs fortzureißen, war dieſer gegen die Fallſtricke geſchützt, die er ihm zu legen wünſchte. Dem Geierblick, mit dem er die Schwächen des Menſchenherzens und die in der Tiefe deſſelben ſchlummernde Möglichkeit, zu Verbrechen hingeriſſen zu werden, auszuſpüren verſtand, entging der mächtige Eindruck nicht, den Olga's Anblick auf den König machte, und hell ſtand es vor ihm, wie er dieſe aufflammende Leidenſchaft ſeinen Planen dienſtbar zu machen vermöge. Der Zufall begünſtigte ſeine Entwürfe. Von allen Seiten zogen gefahrdrohende Wolken am politiſchen Horizont herauf; die Lage des Reichs machte die Sendung eines Geſandten an einen fernen mächtigen Hof ſehr wichtig, und wem konnte Olaf das Intereſſe ſeines Volkes und ſeiner Krone ſicherer anvertrauen, als ſeinem zweiten Ich, ſeinem Leo? Mit unbedingter Vollmacht verſehen, reiſete dieſer ab, und ließ ſeine Geliebte unter dem Schutz ihres Oheims zurück, da der Entſchluß deſſelben, mit ihr bis zu Leo's Rückkehr nach ſeinem Bergſchloß zurückzugehen, auch Gräfin Guſtava bewog, die Hauptſtadt zu verlaſſen, und während der Abweſenheit ihres Sohnes in ihrem geliebten Tönsberg zu leben.

Leicht gelang es jetzt Arbino, ſich die Zuneigung und das Vertrauen des jungen Königs zu erwerben, der, ſüßberauſcht vom Taumelkelch der erſten Jugendleidenſchaft, im Entzücken des reichſten, wonnevollſten Lebensgefühles glühte. Ohne ſich ſelbſt einer unlautern Abſicht bewußt zu ſein, ſuchte er den Freiherrn durch die kindliche Zuneigung, die er ihm bewies, und durch die Verſicherung, daß er ſeines Rathes, ſeiner Weisheit und ſeiner Erfahrung bedürfe, um ihn auf der ſchlüpfrigen Bahn der Herrſchergewalt zu leiten, an ſeinem Hofe feſtzuhalten. Olaf glaubte nichts als Olga's Anblick, nichts als ihrer Gegenwart und ihrer ſchweſterlichen Freundlichkeit gegen ihn zu ſeinem Glücke zu bedürfen: doch dieſe Stille der Genügſamkeit reiner Empfindung ſchwand bald dahin. Durch alle Kunſtgriffe der liſtigen Verführungskunſt fachte Arbino die Flamme, die in Olafs Herzen brannte, zur verderblichen, gluthvollen Leidenſchaft an; er ſtahl dem König das Geheimniß derſelben aus dem noch unentweihten Herzen, und die furchtbare Gewalt, die wir einer ſtrafbaren Leidenſchaft durch das ausgeſprochene Wort geben, rächte ſich auch hier, indem jedes Geſprach mit Arbino von und über dieſe Leidenſchaft des Königs ſittliche Kraft verzehrte, und ihn zu einem immer widerſtandloſern Raub der Verführung machte. Ernſt mahnend und ſtrafend trat freilich oft des fernen Freundes, trat ſeines Leo Bild vor ihn hin; doch berauſchender und gefährlicher als jeder andere Zaubertrank iſt der der Königsgewalt und Königsmacht, und auf eine faſt furchtbare Weiſe ſcheidet das Diadem den, der es trägt, nur zu leicht von allen reinmenſchlichen Verhältniſſen ab. Auch Olaf ſah jetzt in dem ehemaligen Freund ſeiner Seele, und dem Bruder ſeines Herzens doch auch den Unterthan, und lich gern Arbino ſein Ohr, wenn dieſer ſpöttiſch fragte, ob der Mann denn der Gunſt ſeines Königes werth ſei, der ihm nicht einmal den Beſitz eines Weibes aufzuopfern vermöge? Unmöglich fuhr er fort, kann Tönsberg, wenn er wirklich der Held iſt, den mein König in ihm ſucht, ein Mädchen mehr lieben, als ſeinen Monarchen. Was kann ſolcher Heldenkraft, ſolcher Heldengröße der Beſitz eines Weibes gelten? Wie reichen Erſatz für eine verlorne Blume wird er in dem Kranze finden, mit dem ihn die Gunſt ſeines Monarchen zu ſchmücken vermag?

Während daß ſo Bosheit und Verbrechen Leo's Lebensglück zu untergraben ſuchten, krönte der glücklichſte Erfolg ſeine Unterhandlungen mit dem mächtigen Monarchen, zu dem er geſandt war. Ein Friedens- und Freundſchaftsbündniß, das er mit ihm abſchloß, ſicherte Olaf für ſein Reich die bedeutendſten Vortheile, und zum Unterpfand deſſelben bot man dem jungen König die Hand einer Tochter jenes Hauſes an. Dieſe Verbindung war zu ehrenvoll, und in Hinſicht auf die Schönheit und den Seelenreiz der Prinzeſſin zu wünſchenswerth, um ausgeſchlagen werden zu können; Olaf willigte ein, und während dieſe Unterhandlung eine Verlängerung von Leo's Aufenthalt an jenem Hofe forderte, zog ſich unerwartet ein Kriegsungewitter zuſammen, das in Folge des geſchloſſenen Bündniſſes Olafs Theilnahme an dem Krieg forderte, zu dem ſich jener Hof gezwungen ſah. Olaf gab ſeinen Truppen Befehl, ſich an der Grenze zu ſammeln, und Leo, den er zum Oberbefehlshaber derſelben ernannte, mußte, ohne die Zeit zu einem Beſuch in der Hauptſtadt erübrigen zu können, gleich von dem Orte ſeines jetzigen Aufenthaltes weg, zu dem Heere eilen.

Dieſen Zeitpunkt, wo Leo für Olaf in glorreichen Schlachten kämpfte und blutete, benutzte Arbino, um dieſen immer verderblicher mit dem Netz ſeiner Schwäche und ſeiner Leidenſchaft zu umweben. Es war nicht mehr ſein Plan, Leo ſtürzen zu wollen, ſondern Olafs Leidenſchaft für Olga ſollte ihm jetzt nur noch den Weg bahnen, Leo zur Rache gegen Olaf aufzureizen. Der Sohn des Uſurpators konnte es nicht verſchmerzen, ſich ſeine Herrſchaft über ein Reich entriſſen zu ſehen, das er von ſeiner Kindheit an als einen Theil des väterlichen Erbes, als ſein Eigenthum anzuſehen gewohnt war. Verrätherei ſollte ihm wieder gewinnen, was das Schwert verloren hatte. Ein ſchlauer Unterhändler ſchlich ſich verkleidet in Olafs Reſidenz und fand Zutritt bei Arbino, der ſich durch das Verſprechen, ihn zum lebenslänglichen Statthalter des Reiches zu ernennen, bald erkaufen ließ. Leicht war es, den König aus dem Wege zu räumen, ſchwer, das Volk, vorzüglich das Heer zu gewinnen; konnte aber Leo in die Verſchwörung gezogen werden, fiel Olaf als ein

Opfer ſeiner beleidigten Ehre, ſo waren alle Schwierigkeiten geebnet, und ein meuchelmörderiſcher Dolchſtoß, der dann Leo traf, mußte aller Wahrſcheinlichkeit nach dem Uſurpator die verlorne Krone blut- und kampflos wieder verſchaffen. Doch nur ein unverſöhnbarer Frevel Olafs konnte feindlich trennend zwiſchen ihn und Leo treten, und darum wurde von dem Laſter Olga's Unſchuld dem Verderben geweiht. Arbino's teufliſche Bosheit verſtand es, die verbrecheriſche Flamme der Sinnenluſt mächtiger und mächtiger anzufachen, und Feſte zu erſinnen und zu bereiten, wo Muſik, Tanz und Vergötterung und die berechnetſte, feinſte Aufreizung der Sinne Olga berauſchten und ſie in die Arme des Königs lieferten.

Furchtbar war für Beide das Erwachen aus dem Herz und Sinne bethörenden Taumel. Lautlos, aber den Tod im Buſen, ſtürzte Olga fort aus Olafs Armen, für den ſich jetzt der Zaubertrank der Wolluſt in der Reue Gift verwandelte. Er hatte das Verbrechen begangen, ohne es vorher beſtimmt gewollt zu haben, und noch waren in üppiger Sinnlichkeit die beſſern Empfindungen ſeiner Seele nicht ſo erſtorben, daß er nicht die elende Nichtigkeit des Genuſſes zu fühlen vermochte, dem er alle edlern Güter des Lebens aufgeopfert hatte. An ſeiner Verbindung mit der ihm verlobten Prinzeſſin hing das Wohl ſeines Reiches; allein das ritterliche Ehrgefühl des Mannes ſiegte in ihm über alle Rückſichten der Staatskunſt, die dem König Pflicht waren, und er ſandte Arbino zu Olga, ihr ſeine Hand anzubieten. Ein Blick der tiefſten Verachtung war ihre Antwort. „Kein beſcholtenes Weib,“ ſprach ſie, „darf den Thron meines Vaterlandes beſteigen, und ich habe das Recht, mich ſelbſt achten zu dürfen, noch nicht bis zu der Verächtlichkeit verſcherzt, je meinem Verderber die Hand zum Lohn für ſeine Schandthat zu reichen. Sagt das Eurem König.“

Olafs Leidenſchaft für Olga war nicht ganz unbemerkt, nicht unbeobachtet geblieben; Guſtava, die, glücklich in dem Ruhme ihres Sohnes und den freudigen Siegesnachrichten, die als ſeine Boten zu ihr kamen, einſam auf Tönsberg lebte, erfuhr aus treuem Warnemunde genug, um ſie wachſam zu machen; ſie eilte nach der Reſidenz, um der Braut ihres Leo und ihrem Pflegeſohn rettend und ſchützend zur Seite zu ſtehen, ſie kam zu ſpät. Als ſie bei ihrer Ankunft vor dem Hauſe des alten Freiherrn vorfuhr, empfing ſie der Greis mit einem Ernſt und mit einem Schweigen, vor deſſen Düſterheit ſie erſchrak. Von ſchaurigen Ahnungen durchbebt, trat ſie in Olga's Zimmer: ein Opfer der Schande, Tod in jedem Zug ihres Angeſichts, in jedem Blick des erloſchenen, trübverweinten Auges, ſank dieſe vor ihr nieder.

Arbino ſelbſt hatte dem alten Freiherrn die Schmach enthüllt, die ſein Haus getroffen hatte. Rache der befleckten Ehre ſeines Stammes, Rache der gemordeten Unſchuld ſchwor der Greis, und Arbino verhieß ſie ihm. Den Plan zu ſeinem Verrath an Olaf ſchmückte er jetzt mit der gerechten Empörung beleidigter Tugend aus, und enthüllte dem Freiherrn die Verſchwörung, als bilde ſie ſich nur, um Olga an ihrem Verderber zu rächen.

Löwenſchwerdt's Name und ſein Einfluß zog nun die Mächtigſten des Reichs in dieſen Bund,

und nur Lee's Rückkunft wurde erwartet, um zur Ausführung zu ſchreiten, zu der Alles vorbereitet war. Guſtava's heller und reiner Blick durchſchauete bald das ganze Gewebe der ſchwarzen Bosheit, die Olga's Fall herbeigeführt hatte, um ſich der durch ihr Verderben empörten Leidenſchaften zu bedienen, den Blick der wahren Vaterlandsfreunde zu trüben, und Olaf in der Achtung ſeiner Edlen die Stützen ſeines Throns zu rauben. Tief und ſtark empfand ſie mit jeder Kraft ihrer hohen Seele Olafs Unwerth und das Unglück ihres Sohnes; allein dieſe Seele war auch fähig, ſich, ſobald es das Wohl des Vaterlandes galt, über jede Rückſicht perſönlichen Glückes und Wehes zu erheben, und gewohnt, ihr Thun und Wollen nur nach Recht und Pflicht, nicht nach Neigung und Glück abzumeſſen, bot ſie auch jetzt, mit der zarteſten Schonung Alles auf, Olga zu tröſten und aufzurichten. Mit der unendlichen Kraft des tiefſten, hoffnungsloſeſten Jammers ſtrebte dieſe das Band zu zerreißen, das ihren Geiſt an das irdiſche Daſein gefeſſelt hielt, und die Lebensquelle vollends zu untergraben, deren langſam rinnende Tropfen das brechende Herz in ihrer Bruſt noch immer nicht zum Verſchmachten des Todes kommen ließen. Der Tod war ja, wie ſie fühlte, der einzige Preis, um den ſie ihre Wiedervereinigung mit Leo erkaufen konnte. Nur der ſterbliche Theil ihres Weſens war ſtrafbar, und wenn gleich hienieden keine Buße das finſtere Geſpenſt ihrer Schande hinwegzubannen vermochte, das trennend zwiſchen ihm und ihr ſtand, ſo durfte ſie doch hoffen, wieder ſein zu werden, wenn ſie mit dem jungen blühenden Leben ihre Schuld und ihre Schwäche gebüßt hatte. Guſtava aber überzeugte ſie, daß ſie noch leben und Leo wiederſehen müſſe, um ihren Fall zu ſühnen, indem ſie ſeiner Hand den Rachedolch entwinde und ihr Vaterland ſchütze, daß er es nicht im gerechten Grimme mit in den Flammenſtrom des Haſſes und des Zornes reiße, den ihr Schickſal über Olaf zu ergießen drohe.

Jetzt kam die Nachricht des geſchloſſenen Friedens und der Annäherung des Heeres, das Leo, auf Arbino's Veranſtaltung, nach der Hauptſtadt zurückzuführen den Befehl erhielt. Der König war ſeit der Unglücksſtunde des begangenen Frevels von allen Qualen eines böſen Gewiſſens verſtört; jede Siegesnachricht von Leo's Heer hatte wie ein Schreckensruf der Rachefurien ſein Herz getroffen. Die Reue, des Freundes Lebensglück ſo unheilbar vergiftet zu haben, nagte an ſeinem Leben; ſie hatte ſein edles Selbſtgefühl getödtet, ſeinen Muth gebrochen und dagegen in ſeiner Seele Furcht und Argwohn und Zaghaftigkeit erzeugt. Mehr als den Tod ſcheuete er die Rückkehr Leo's, und doch wußte er keinen Vorwand zu finden, dieſe länger verzögern zu können.

Langſam näherte ſich Leo den Thoren der Reſidenz. Düſter war es in ſeiner Seele, und ein ſtilles Grauen ſchlich auch durch alle Feſtlichkeiten, die man zu ſeinem und ſeines Heeres Einzug bereitet hatte. Die Freude des Volkes war zu ſtürmiſch, das Willkommen der Edlen zu ernſt, zu bedeutungsſchwer, um ihm nicht den Brief ſeiner Mutter, der auf ſeinem Herzen ruhete, zurückzurufen und ihn zu mahnen, die Kraft ſeiner Seele zu ſammeln, um den Blitz zu beſtehen, der aus dieſer unſichtbaren und doch ſo drückend ſchwül empfundenen Wetterwolke ſein Haupt zu treffen drohete. Vergeblich ſuchte ſein Blick unter den zu ſeinem Empfang verſammelten Jungfrauen und Frauen ſeine Braut und ſeine Mutter; ſchwerer und ſchwerer fühlte er ſein Blut zum Herzen dringen, und als er jetzt vor der Königsburg hielt und die Oberſten des Heeres ſich um ihn ſammelten, ihn in den Saal zu geleiten, wo der König auf ſeinem Thron ihrer harrete, war ihm, als ſauſe der Flügelſchlag eines ungeheuern Entſetzens bei ihm vorüber, und grauſe Todesbilder ſtarrten ihm aus allen Winkeln der königlichen Prunkgemächer entgegen.

Er ſtand vor Olaf. Vergeblich verſuchte dieſer in der Angſt ſeines Herzens ſeine Verwirrung und die Scham ſeines ſchuldbefleckten Gewiſſens in Königsglanz zu hüllen; ſie dämmerte durch all den äußern Schein hindurch, und dieſer ſank vor Leo's erſtem Blick in ſein eitles Nichts zurück. Das bisherige verſtohlne, räthſelhafte Zuliſpeln des Gerüchts wurde in dieſer Minute für Leo furchtbare Wahrheit. Mit einem Blick des Verderbens ſchied er von dem König, und ſein Gefolge entlaſſend, ſtürmte er zum Freiherrn hin. „Wo iſt Olga?“ rief er ihm beim Eintritt zu. „Kommſt Du, um ſie ſterben zu ſehen?“ antwortete dieſer dumpf und eintönig, ohne aufzublicken. „Löwenſchwerdt,“ rief Leo mit gewaltiger Stimme, „von Euch fordre ich Wahrheit: iſt ſie noch werth, mein Weib zu werden?“ — Hoch hob ſich die Bruſt des alten Freiherrn, ſeine Hände ballten ſich, ſein Auge flammte. „Die Antwort mußt Du Dir vom König holen!“ knirſchte er endlich.

Leo's Zunge war unfähig geworden, ſeinem Gefühl Worte zu geben; vergeblich hatten ſeine Ahnungen ihn auf dieſen Schlag vorbereitet, die Gewißheit übermannte ihn mit namenloſem Grauen und Schrecken. Sie allein liebte er mit aller Kraft ſeines Herzens, ihres Gleichen hatte die Welt nicht mehr für ihn, und ſie war ihm geraubt, und von wem! — Seine Sinne erſtarrten, ſeine Seele erzitterte, und alle Geiſter der Liebe in ihm wandelten ſich zu Geiſtern des Haſſes und des Entſetzens, wenn er ſich dachte, was ſie jetzt war. Rache! Rache! brauſte es, wie Meereswogen, mit Sturmgewalt durch alle Tiefen ſeines Weſens. Der Freiherr ſah ſeine Blicke, ſah, wie von ſeiner Stirn Tod und Verderben drohten und reichte ihm die Hand. „Wir ſind Männer,“ ſagt er ihm, „und darum bedarf es nicht der Worte zwiſchen uns. Nur Blut kann unſere Ehre wieder rein waſchen, das fühlen die Edelſten des Bandes mit uns; komm, ſie erwarten uns.“ Hier führte er ihn in das Zimmer, wo Arbino mit den übrigen Verſchwornen ihrer harrete. Verletzte Freundſchaft, beleidigte Ehre, verführte Unſchuld, namenloſer Liebesſchmerz lagen auf der Wage, mit der Leo in dieſer Stunde Olafs Schickſal wog, es wurde beſchloſſen, daß ſchon die Mitternachtsſtunde des folgenden Tages ihm Leben und Krone rauben ſolle.

Den furchtbaren Ernſt eines zum Verheeren geſandten Todesengels auf der Stirn und im Auge, trat Leo aus dem Kreiſe der Verſchwornen in das Gemach ſeiner Mutter. Was er an dieſem Tage, erlebt hatte, wob um ſeine Seele eine ſo düſtre Nacht, daß kein Strahl der Kindesliebe mehr hindurch zu bringen vermochte; allein er mußte wiſſen ob Olga's Loos ein ſelbſtverſchuldetes und ſie, vielleicht vom Glanz der Krone geblendet, willig in Olafs Arme geſunken war, und nur die große, heilig wahre Seele ſeiner Mutter wollte er darum befragen. Guſtava's Blick drang durch das empörte Chaos ſeiner Gedanken und Gefühle in das zerriſſene Herz ihres Sohnes, und ſtatt der Antwort auf ſeine Frage, öffnete ſie ſchweigend die Thür des Nebenzimmers, und aus ihm hervor ſchwankte Olga, marmorbleich, das ſchöne Auge, aus dem ihm ſonſt das reinſte Licht der Schöpfung entgegen ſtrahlte, ſchon vom Schleier des Todes umdunkelt.

Ihr Anblick brach ſein Herz; weinend ſtürzte er in die Arme ſeiner Mutter. „Unſchuldig! unſchuldig!" rief er laut zum Himmel empor, „ſo ſtirbt kein ſchuldiges Weib! Im Augenblick der Schuld wäre untergegangen in ihrer Seele, was dieſe in's Grab zieht! Aber," fuhr er furchtbar drohend fort und trat zu Olga, „jede Deiner Thränen ſoll wie Feuer auf ſeinem Herzen brennen, der Wurm, der die Blüthe Deines Lebens verzehrt, ſoll giftig an ſeinem Daſein nagen und Deine Seufzer in ſeiner Seele die Verzweiflung wiederhallen!“

„Nein, Leo,“ hauchte Olga mit jenem Ton, deſſen Gewalt über ſeine Seele von jeher unwiderſtehlich geweſen war, „er iſt nicht ſo ſtrafbar, ich nicht ſo ſchuldlos, wie Du wähnſt; aber ich bin unglücklich und geſtraft genug, um von Dir den Frieden meiner Sterbeſtunde knieend erflehen zu dürfen. Mit unglaublicher Kraft habe ich mein entfliehendes Leben für dieſe meine letzte Bitte an Dich feſtgehalten, ſo ſehr ich mich auch ſehnte, es freizugeben; verſage mir nicht Ruhe im Grabe, laß Deine Seelengröße nicht mein Todtenopfer werden. Beklage mich, traure um mich, aber keine Rache, Leo, keine Rache, die die Reinheit Deiner Seele entwürdigt. Was wiegt auf der Schale unſrer Schickſale mein jetziges tiefes Leid gegen die Verſchuldung, von Dir, auf Koſten Deiner Tugend, gerächt zu werden? — Laß Deine Rache die edelſte, die ſchwerſte That Deines Lebens ſein; dann werden die Bande meines Lebens ſanft ſich löſen, und der Engel des Todes mir die Hoffnung zulächeln, Dich jenſeits wieder mein nennen zu dürfen.“ —

„Meine Olga, mein Weib, mein Alles!" rief Leo, und zog ſie, die hingebeugt im Staube weinend vor ihm lag, an ſein Herz: „o Mutter, Mutter, was habe ich mit ihr verloren!"

„Mehr als die Welt Dir erſetzen kann," antwortete Guſtava, „aber eben darum darf Deine Tugend nie der Kaufpreis Deiner Rache werden. Rufe in dieſer ernſten Stunde die Kraft auf, die ich Dir angeboren und eingeübt habe, und Du wirſt fühlen, wie wenig es Dir geziemt, Dich Verräthern zuzugeſellen und Dein perſönliches Schickſal mit in die Wage zu legen, womit Du das Schickſal Deines Vaterlandes wägen willſt. Höre mich wenigſtens, ehe du handelſt."

Leo's Genius erwachte. Guſtava entfaltete nun vor ſeinem reinen Blick das Gewebe, welches das Laſter gewebt hatte, ihn zu fangen, damit ſein edler, unbefleckter Name dem Verbrechen zum Schutzbrief dienen ſollte. Sie zeigte ihm in Olaf den Gefallenen, den Unglücklichen, von allen Qualen der Reue Gemarterten, ſie enthüllte ihm die

Gefahr des Vaterlandes, indem ſie ſeinen Blick auf die Folgen hinlenkte, die Olafs Sturz nach ſich ziehen mußte, und ihn daran erinnerte, was die Geſchichte aller Völker lehrt, daß noch nie aus dem giftgeſchwängerten Samen der Verſchwörung das Glück eines Landes erblüht iſt; ſie rief in ihm den Helden, den Sohn zur erhabenen Selbſtverläugnung auf, dem es zieme, in der Gefahr der Retter und der Beſchützer ſeines rechtmäßigen Monarchen zu werden, und Leo küßte auf Olga's bleiche Lippen das Gelübde, es ſein zu wollen.

Göttliche Tugend! Du biſt kein Wahn, kein ſelbſtgeſchaffenes Gebilde des edelſtolzen Menſchengeiſtes! Die Himmelskraft, die du dem Menſchenherzen zu geben vermagſt, iſt die unſterbliche Beglaubigung deines Urſprungs!

In der Mitternachtsſtunde des folgenden Tages ſollten ſich die Häupter der Verſchwornen in der Behauſung des Freiherrn einfinden und mit dem Schlage derſelben aufbrechen, jeder zu dem ihm angewieſenen Platz. Leo berief die Führer des Heeres zu ſich und traf alle Anſtalten, die erforderlich waren, den Todesblitz auf die zurück zu ſchleudern, die ihn zu verſenden gedachten. Dann trat er in der Dunkelheit des Abends, tief in ſeinen Mantel verhüllt, den Gang an, der nicht über den Werth und den Gehalt ſeiner That, wohl aber über die Heilſamkeit ihrer Folgen entſcheiden mußte.

Ruhelos ging Olaf, allein mit ſeinem Gewiſſen, in ſeinem Gemach umher. Leo's Anblick hatte mit ganz neuer Schärfe alle Stacheln der bitterſten und ſchmerzlichſten Reue in ſein Herz gedrückt; in ſeinem wärmſten Lebensblut hätte er ſich rein waſchen mögen von der Beleidigung des Freundes, der die erſte, die heiligſte Liebe ſeines Herzens, an den er mit allen frommen und ſchönen Regungen des menſchlichen Gemüthes ſo unzerreißbar gebunden war, daß er ihn nicht aufgeben konnte, ohne der Tugend ſelbſt für immer zu entſagen. Da hörte er auf der geheimen, nur ſeinen Allervertrauteſten zugänglichen Treppe, die in dies einſame Gemach führte, Männertritte; erſchrocken horchte er auf; die Thür öffnete ſich; Leo ſtand vor ihm.

„Du kommſt, um mich zu tödten?“ fragte Olaf leiſe und betäubt, ohne den Blick zu erheben. „In dieſer Frage,“ antwortete Leo ernſt und düſter, „liegt das Urtheil Eures Gewiſſens; doch ich komme jetzt nicht, um mit dem Mann zu rechten, der meiner Ehre und meinem Herzen eine entſetzliche Wunde ſchlug; ich ſtehe jetzt, der Sprecher Eures Volkes, vor Euch, dem König meines Landes, um die Klagen deſſelben vor Euer Ohr zu bringen. Als Ihr den Thron beſtiegt, empfing Euch die Liebe Eures Volkes; Ihr beſaßet das Vertrauen deſſelben, und die erſten Monate Eurer Regierung rechtfertigten glänzend die Hoffnungen, die es von Eurer Gerechtigkeit, Eurer Weisheit und Milde gefaßt hatte. So verließ ich Euch, und wie finde ich Euch wieder! Das Königsſiegel reinen Männerwerthes auf Eurer Stirn iſt verſchwunden; die Kraft Eures Willens, Eures Muthes iſt gebrochen, und Ihr ſeid ein Spielzeug feiler Günſtlinge und Verräther geworden, die darauf ausgehen, durch Bedrückung und Ungerechtigkeit Euch verhaßt und Euer Volk von Euch abwendig zu machen. Die edelſte Jungfrau Eures Landes liegt, ein Opfe

Eurer Lüſte, auf dem Sterbebette, ihren Schmerz, ihre Schande haben Männerſeelen in ſich geſogen, mit jedem Gedanken, jeder Empfindung ihres Menſchſeins; und jetzt ſtehe ich hier, Euch zu fragen, womit Ihr Euch zu entſchuldigen, zu rechtfertigen vermögt.“

„Mit nichts,“ antwortete Olaf. „Wenn der Menſch die Kraft zum Kampf aufgegeben hat, ſo bürdet er gern dem Schickſal ſeine Schwäche und ſeine Niederlage auf; allein ich fühle nur zu tief, daß dieſe meine Schuld iſt, und kein Dolch vermag tiefer in mein Herz zu dringen, als der Dolch der Reue, der es durchbohrt. Ich könnte Dir viel davon erzählen, wie ſie es angefangen haben, die ſchlummernden Leidenſchaften meiner Seele aufzureizen; wie ſie mich bethört, verlockt, berauſcht haben, weil ſie nur zu gut wußten, daß ein Monarch, der ſich ſelbſt nicht zu beherrſchen vermag, das heilige Recht der Majeſtät und die Fähigkeit, über Andre zu herrſchen, verliert, und wie dann die Schuld mich feig und muthlos machte, und der Gedanke, in Dir den Schutzgeiſt meiner Tugend, die Stütze meines Thrones auf nie zu ſühnende Weiſe beleidigt zu haben, meine Kraft brach; allein der Wurm, der an meiner Seele nagt, verleidet mir mein entadeltes Daſein. Komm, laß Dein Schwert das Verſühnungsmittel zwiſchen Dir und mir werden, ich gebe Dir willig mehr noch als Leben und Blut, nur fluche meinem Andenken nicht."

Ein unnennbares Gefühl ſiegte in dieſem Augenblick in Leo's Seele über Schmerz und Rache; er fühlte es in ſeine Macht gegeben, den Gefallenen wieder aufrichten, ihn frei machen zu können von den unwürdigen Banden der Sündenſchmach, damit er als König ſühne, was er als Menſch gefehlt hatte. Die Reue des Gefallenen, ſie, die die zürnende Gerechtigkeit des allmächtigen Gottes zu verſühnen und den ſtrafenden Blitz vom Haupte des Verbrechers wegzulenken vermag, ließ auch Leo in Olaf nur noch einen Unglücklichen erblicken, den er zu treu, zu innig geliebt hatte, um ihm jetzt nicht die Hand zu reichen, damit er ſich aus dem Abgrund hoffnungsloſer Buße erhebe.

In wenig Worten enthüllte er dem König die Gefahr, die ihm drohete, und den Plan der Verſchwornen, ihm in der nächſten Stunde ſchon Krone und Leben zu rauben, und zugleich unterrichtete er ihn von den getroffenen Maßregeln zur Sicherheit beider. Die Seelengröße eines erhabenen Menſchen wirkt mit unwiderſtehlicher reinigender und erhebender Wunderkraft auf Herzen, fähig, ſie zu faſſen. Leo's Selbſtverläugnung und das wehmuthsvolle Mitleid, das dem Jugendfreund gegenüber in der unvergänglichen Treue echter Bruderliebe unwillkürlich in ſeiner Seele wieder aufging, wurden für Olaf zur Weihe eines neuen, durch feſtre Willensmacht, durch Mißtrauen gegen ſich und neu gewonnene Zuverſicht zur Tugend, zum Königsrecht und zur Königspflicht veredelten Daſeins, und als das ferne leuchtende Siegspanier ſeines Erſtehens von ſo tiefem Fall, glänzte ihm die Hoffnung entgegen, durch das Glück des Vaterlandes den Jugendfreund mit ſich verſöhnen, ſich ihn wieder gewinnen zu können.

Tief bewegt, erhaben über die Erde und das Erdenſchickſal, ging Leo zu dem Pallaſt des alten

Freiherrn zurück, deſſen Vorderſeite unerhellt in dunkler Finſterniß da lag, bis auf einen ſchwachen Lichtſchimmer, der ihm aus dem Zimmer entgegen ſtrahlte, wo Olga ſterbend lag. Ihr letzter Lebenshauch rief ihn mit der unendlichen Sehnſucht der Liebe zu ihr hin. Todtenbleich und in leiſen Zuckungen ſchwer aufathmend, lag ſie auf ihrem Lager; ſeinen Namen auf ihren Lippen, ſuchte ihr erblindetes Auge nach ihm, und ihre kalte Hand ſtrebte die ſeine zu faſſen. Ernſt ſtand Guſtava neben ihr, groß dem Tode entgegen blickend, deſſen dunkle Schleier ſich tiefer auf Olga herabſenkten. Leo kniete am Sterbebette nieder, ſeine Lippen auf Olga's Herzen, als wolle er mit dem letzten Schlag deſſelben ihre Seele in ſich ziehen. Es ſchlug Mitternacht; Leo hörte den dumpfen Schall nicht, denn eben hauchte Olga ihren letzten Seufzer aus, da kam ein Bote der Verſchwornen, ihn zur Vollziehung ſeiner Rache abzurufen. Langſam erhob er ſich, noch einen Blick, noch einen Kuß auf dieſe bleichen, nun auf ewig geſchloſſenen Lippen und er ging, das Gelübde zu löſen, das ihren entſchwebenden Geiſt zum Himmel geleitet hatte, und das ihn verpflichtete, für Olafs Tugend und für das Glück ſeines Vaterlandes zu leben. Weihend und ſegnend legte Guſtava, ehe er ſchied, ihre Hand auf das Haupt des ſchwergeprüften, ſchmerzgeläuterten Sohnes.

Kein Blut entweihte die Todesfeier dieſer Nacht. Arbino wurde verbannt, alle Andere begnadigt und in Zeit von wenig Jahren Olafs treueſte Freunde; denn über Olga's Grab erblühete das Glück des Landes, das Glück des Volkes, deſſen Vater Olaf wurde.

Leo's edles Leben blieb ruhm- und ſieggekrönt, doch das Glück ſeines Herzens war mit der geliebten Braut in die Gruft geſenkt. Nie ruhete ein anderes Weib in ſeinen Armen, mit ihm erloſch das edle Geſchlecht der Tönsberge, und vom grauverwitterten Felſen herab mahnen nur noch die Ruinen ſeiner Stammburg an die Heldengröße der Söhne, die es einſt dem Vaterlande gab.

Bei Carl Focke in Leipzig iſt erſchienen und durch jede gute Buchhandlung zu beziehen:

Bibliothek
hiſtoriſcher Romane und Erzählungen
in
Originalwerken der vorzüglichſten vaterländiſchen Schriftſteller,

mit Beiträgen von:

W. Blumenhagen, L. Halirſch, C. Herloßſohn, Fr. Laun, Fr. Lohmann, W. v. Lüdemann, L. Schefer, H. Smidt, C. Spindler, L. Storch, A. v. Tromlitz, C. v. Wachsmann u. A. m.

Nur das Vorzüglichſte, was Deutſchland in dieſem Zweige der Belletriſtik zu bieten vermag, und nur durchaus Neues, früher noch nirgend Gedrucktes wird dieſe „Bibliothek" ſtets liefern, wofür die allgemein geachteten Namen, die ſie an der Stirn trägt, wohl die hinlänglichſte Bürgſchaft geben.

Die bis jetzt (October 1829) davon fertigen 9 Bände à 12½ Thlr. oder 22 Fl. 30 Kr. rh. enthalten:

1r u. 2r Das Opfer. Ein hiſtoriſch-romantiſches Gemälde aus dem 16. Jahrhundert, von A. v. Tromlitz; wobei zugleich zur Nachricht dient: daß zufolge Reſolution der wohllöbl. Bücher-Commiſſion allhier d. d. 11. Auguſt 1829, dieſer Roman, bei

Strafe ſofortiger Confiſcation, unter ſieben Jahren! in die jetzt erſcheinende Ausgabe von: Tromlitz ſämmtlichen!! Werken nicht aufgenommen werden darf.

3r u. 4r **Die Kuruzzen.** Ein hiſtoriſch-romantiſches Gemälde aus der Geſchichte Ungarns, von **Ludwig Storch.**

5r u. 6r **Die Foscari.** Ein hiſtoriſch-romantiſches Gemälde, von **W. v. Lüdemann.**

7r **Hamburg's Catonen.** Eine hiſtoriſche Erzählung aus dem ſiebzehnten Jahrhundert, von **Heinrich Smidt.**

8r **Das Schlachtengemälde von Fehrbellin.** Eine hiſtoriſche Novelle, von **Demſelben.**

9r **Maria von England.** Eine hiſtoriſche Novelle von **Fr. Laun.**

Auswahl

aus

Fanny Tarnow's Schriften.

Zweiter Band.

Leipzig, 1830.
Verlag von Carl Focke.

Inhalt.

Erinnerungen aus Graf Guſtavs Jugendleben.

Kleopatra, Königin von Aegypten. Eine Skizze.

Amala.

Erinnerungen

aus

Graf Guſtavs Jugendleben.

(Geſchrieben im Jahr 1811.)

Erſter Brief.

Ich ſchreibe Dir, im Begriff St. zu verlaſſen und eine Reiſe nach den Gütern zu machen, die der Kaiſer meinem Vater bei ſeinem Abgang von P. geſchenkt hat. Dieſe Reiſe kommt mir ſehr gelegen. Meine Seele iſt in dem Strudel von Vergnügen und Genuß matt und ſchal geworden, in den ich mich während der zweijährigen Abweſenheit meines Vaters geſtürzt habe, und der mit einem großen Theil meines Vermögens auch meinem Gemüthe ſeine Jugendblüthe und Friſche geraubt hat. Strudel des Vergnügens und des Genuſſes! — wie ſinnlos gebraucht der Menſch doch noch oft die gewohnten Worte, wenn gleich mit der Empfindung, die ſie einſt belebte, ihre Bedeutung längſt erſtorben iſt! — Nicht eine herzerfreuende Erinnerung vermag ich aus dieſer langen Zeit aufzuweiſen, nicht eine Stunde, deren Bild ich für immer weilen heißen möchte! Du hatteſt wohl Recht, mein Leo, in der treuen Sorge um mich, die Dein letzter Brief ſo liebevoll ausſpricht, und tief haben mich die Erinnerungen an Stawangar — an ſeine ſtillen Felſenthäler — an die Züge kräftiger, reiner Menſchennatur, die uns in ihnen das Herz erfriſchten — an meine Mutter, meine Schweſter — an meine früheren Jünglingsträume, die Du mir zurück rufſt, ergriffen und ein nie ganz erloſchnes Ahnen in mir wieder erweckt. O hätte ich bei meinem Eintritt in die Welt das Weib gefunden, das ich früher, im Feuer der Jugend und in der erſten Begeiſterung des Herzens, ſo ſicher war, im Leben anzutreffen! Unwiederbringlich riß aber das Schickſal den Augenblick hinweg, wo die Liebe mein Daſein zu adeln und zu geſtalten vermochte. Die üppige Frivolität des hieſigen Lebens ergriff mich, und das Geſchlecht, das der Jüngling einſt vergötterte, erniedrigte ſich ſelbſt zum Spielwerk des Mannes. Meine Reiſen, und die genaue Bekanntſchaft mit den Verhältniſſen der großen Welt, die bei meiner

Beſtimmung zum Diplomatiker der Hauptzweck derſelben war, flachten meine Empfindung, und mit ihr meinen Charakter ab. Ich ſtand allein; mein Vater, mein edler, gütiger Vater, war fern — Du auch — meine Schweſter? — Leo, Feodore iſt ein großes, ein ſeltenes Weib; aber wie unähnlich iſt ſie der ſtillen Jungfrau geworden, die Du einſt liebteſt! Sie durfte dieſe Liebe nicht erwiedern, und ſo ward die Richtung ihres Lebens ganz geiſtig. Ihr Einfluß erſtreckt ſich weit über die Grenzen gewöhnlicher Weiberthätigkeit, und ihre Rolle am hieſigen Hofe iſt eine der bedeutendſten; ſie und ihr Mann ſind Freunde geworden, im eigenſten Sinn des Wortes — ſtolz, feſt und groß ragt ſie unter ihrem Geſchlecht hervor, doch der Zauber der Weiblichkeit und der Liebe fehlt ihr, und was kann ein Weib noch unſerm Herzen ſein, wenn das ihre dem Kopfe unterthan geworden iſt? Nie hätte ſie, die Stolze, dem Bruder und dem Mann eine Bedürftigkeit des Herzens verziehen, die ſie ſelbſt als Schwäche beſiegt hatte. So ſtand ich alſo allein. Meine Lage verſetzte mich in die Mitte von Allem, was unſer Vaterland Schönes und Glänzendes aufzuweiſen hat, und Glück und Gunſt vereinigten ſich, mich in einen Traum einzuwiegen, der mein Daſein ſüß, ſchnell und ſpurlos, wie ein Kuß, mit ſich fortführte. Ich war jung und kühn genug, mich über Manches wegzuſetzen, was in einer beſchränkten Lage kleinmüthig und kraftlos macht, und meine jugendliche, friſche Lebensluſt und Lebensüppigkeit ward mir, ſelbſt von ſtrengen Cenſoren der Sitte, als etwas nachgeſehen, das meinen Stand und mein Alter ſehr gut kleidete. Noch nicht 18 Jahr alt, war ich ſchon Major und Kammerherr; mein Ehrgeiz, dieſer kalt brennende Geiſt, begann ſein Spiel. Du kennſt ja unſern Hof und die hohe geiſtige und verführeriſche Bildung, die die Weiber hier auszeichnet, und ihnen auf alle Geſchäfte ſo bedeutenden Einfluß verſchafft. Was Wunder alſo, daß ich mich ihrem Dienſt faſt ausſchließlich ergab, da ihre Gunſt mir eine glänzende Laufbahn öffnete und die Schwierigkeiten derſelben ebnete. Im Laufe weniger Jahre erhielt ich ein Regiment, mehrere Orden, und ward zum Oberadjutanten des Königs ernannt. Das Alles wirkte auf mich, wie ein Rauſch, und auch noch iſt der Fortgang auf dieſer Bahn das Einzige, für das ich Intereſſe bewahre. Alles Andere hatte ich bald bis zum Widerwillen ausgekoſtet.

Ueberſättigt von Genüſſen, die ich doch nicht geneigt war, aufzugeben, matt und ſchal und verdroſſen in Allem, was ich that und wollte und wünſchte, ſtürzte ich mich immer tiefer in dieſe Lebensweiſe, ohne daß mich das Gefühl üppig kräftigen Jugendgenuſſes mehr für die nüchternen Stunden deſſelben entſchädigte. Vergeblich ſtrebte mein Geiſt, den eitlen Sinnenrauſch durch Verfeinerung und Abenteuerlichkeit zu würzen; nie gelang es dieſen Weibern, nie mir ſelbſt, mein Herz in's Spiel zu bringen. Immer und ewig hatte ich nur die Reizbarkeit der Leidenſchaftlichkeit, da mir der Gegenſtand fehlte, der meinem Gefühl Seele einzuhauchen vermochte.

So, im Innerſten kalt und todt, traf mich die Erſcheinung der ſchönen Roſa Collinet, die als erſte Tänzerin auf unſerm Theater auftrat. Sage nicht, daß ich ſie geliebt habe — ich bin ein Unſinniger, ein raſender Thor geweſen; aber, bei dem Andenken meiner Mutter, keine Liebe zu dem verführeriſchen Geſchöpf hat mein Herz entweiht, ſo groß auch die Gewalt war, die ſie über mich zu gewinnen wußte; eine Gewalt, verderblicher und unwiderſtehlicher, wie ſie je ein andres Weib über mich gehabt hat. Friſch wie Hebe; blühend, wie die ſüßlächelndſte der Grazien, trat ſie auf, und eroberte Alles, was durch Jugend und Reichthum um ſie werben zu dürfen glaubte. Auch lag für mich ihr gefährlichſter Zauber in dem Beifall, den man ihr allgemein zollte. Dieſer Enthuſiasmus, den ihre Erſcheinung jedesmal erregte, dieſe anſteckende Trunkenheit, dies jubelnde Beifallrufen, berauſchten mich. Es war doch Affect und erhöhtes Lebensgefühl, wenn mir dann das Herz klopfte, und ich des Neides aller dieſer Tauſende gewiß, als Beſitzer des ſchönen Geſchöpfs, mit einſtimmen konnte in dieſen lauten Jubel.

Ich machte für ſie und um ihretwillen raſenden Aufwand. Mein Schwager ſprach mit mir, meine Schweſter; es erſchien mir, als wolle man mich bevormunden, und wie ein eitler, unmündiger Knabe, war die Verdoppelung meines Aufwandes meine ganze Antwort.

Da traf mich die Nachricht von der bevorſtehenden Rückkunft meines Vaters. Im Innerſten meiner Seele erröthete ich in brennender Scham, vor ihm erſcheinen zu ſollen; aber dies Gefühl der Schuld wurde in mir zum hartnäckigen Trotz. Zu feige, das Beſſere zu thun, beſchloß ich feſt, Roſa nicht fahren zu laſſen, durchaus nicht, und um keinen Preis.

Er kam. Einen ſtrengen Richter hatte ich zu finden erwartet und ich fand einen Vater. Mit voller Wärme ſeines Herzens umarmte er mich; kein Blick, kein Wort, keine Anſpielung berührte die wunde Stelle. Er war nur Güte und Liebe, nur Freude, ſich wieder im Kreiſe ſeiner Kinder zu ſehen. O wie oft zog es mich zu ihm hin, ihm Alles zu geſtehen, ſeine Verzeihung zu erbitten, und ihm zu ſagen, wie ſehr mein Herz ihrer bedürfe; aber der Unglaube an mich ſelbſt hielt mich zurück.

Am Morgen des neunten Tages ließ er mir ſagen, zu ihm zu kommen. „Ich habe Dich rufen laſſen, lieber Guſtav, ſagte er mir bei meinem Eintritt, um mit Dir als Sohn und als Freund eine Angelegenheit in Rath zu ſtellen, die ich mir nicht allein zu entſcheiden getraue. Du weißt, daß mir der Kaiſer die Güter des Staroſten N. geſchenkt hat: ſie ſind ſo beträchtlich, daß ſie Dein übriges Erbe mehr als verdoppeln. Viele der angeſehenſten * — ſchen Großen haben ſich auf ähnliche Art bereichert, doch in mir iſt ein reges Widerſtreben, mir das Eigenthum eines Andern, deſſen ihn die Gewalt der Willkür beraubte, anzueignen. N. war einer der tapferſten und gerechteſten Vertheidiger ſeines Vaterlandes; bei der Zerſtückelung deſſelben ward er geächtet, ſeine Güter eingezogen, und alle Bemühungen, Kunde von ſeinem jetzigen Aufenthalt einzuziehen, ſind vergeblich geweſen. Man vermuthet, daß er nach Amerika gegangen iſt. Kramenskoy, das Stammſchloß ſeiner Familie, das Erbe ſeiner Ahnen, iſt jetzt mit allen ſeinen Beſitzungen mein. Ich bin ein alter Mann, der wenig mehr bedarf und wenig mehr zu gebrauchen weiß. Du biſt jung, lebensluſtig und ehrgeizig — leicht möglich alſo, daß Du den Werth dieſes Reichthums höher und anders anſchlägſt, wie ich, und darum halte ich es für billig, Dir die Entſcheidung über ſeine Rechtmäßigkeit und ſeine Verwendung zu überlaſſen.“

„Und könnten Sie, mein Vater, Ihren Sohn ſo gering achten, hier bei ihm die Möglichkeit einer von der Ihrigen verſchiedenen Meinung anzunehmen! Verflucht ſei die Hand, die nach dem Beſitzthum dieſes Mannes griffe! — R—s Aufenthalt kann nicht immer unbekannt bleiben, wir erforſchen ihn, und der Ertrag der Güter komme dann in ſeine Hände, bis es der Wechſel der Zeit erlaubt, den edlen Mann ſelbſt wieder in ſein Eigenthum einführen zu dürfen.“

Mein Vater ſah mich hier lange und ernſthaft an. „Weißt Du auch, Guſtav,“ hob er dann an, „was Du von Dir weiſeſt? Mein Aufenthalt in P. iſt ſehr koſtbar geweſen, und ich habe in meiner dortigen Lage dem Vaterlande einen beträchtlichen Theil meines Vermögens opfern müſſen. Haſt Du auch wohl bedacht, welche Mittel Dir dieſer Reichthum bieten würde, Alles zu erlangen, was dem Ehrgeiz und den Sinnen des Jünglings zu ſchmeicheln vermag.“

„So ſei der Augenblick der letzte meines Lebens, und auf ewig verlöſche in ihm mein Name, wo der Wunſch in meine Seele kommt, anders entſchieden zu haben. Auch unſer Geſchlecht gab ſeinem Lande Helden und kühne Vertheidiger ſeiner Freiheit; auch uns iſt ſeit Jahrhunderten die Ehre das höchſte und das heiligſte Geſetz, und ich ſollte nun von der frommen Rechtlichkeit der Vorfahren ſo weit abweichen, mich von einem fremden Fürſten mit dem Eigenthum eines Andern belohnen zu laſſen, deſſen ganzes Verbrechen freier Kampf in offener Feldſchlacht für das heilige Palladium der

Selbſtſtändigkeit ſeines Volkes war! Nein, und wenn alle Völker feige Knechte werden, ſo muß der Schwede doch nicht verlernen, zu fühlen, was er der Ehre und dem unveräußerlichſten aller Menſchenrechte ſchuldig iſt.“

Ich war in Zorn und Unmuth hell entbrannt. Mein Vater reichte mir mit würdevoller Milde die Hand: „Ich bin mit Dir zufrieden, mein Sohn, und es bleibt bei der Entſcheidung. Nun noch Eines. Du haſt Schulden, deren Bezahlung Dir, ſo lange ich lebe, ſchwer fallen muß, und die ſich doch, jetzt nicht getilgt, auf eine lange Zukunft hinaus, wie Blei an Dich hängen würden. Hier ſind Deine ausgeſtellten Wechſel zurück, und dieſe Bankzettel werden, wie ich glaube, hinreichen, die übrigen zu decken. Sie ſind die Pfandſumme für Stawangar, das einzige meiner Güter, über das ich zu ſolchem Behuf frei verfügen konnte.“ Ein Zug leiſer Wehmuth flog bei Nennung dieſes Gutes über ſein Geſicht. Stawangar, der Lieblingsſitz meiner Mutter, der Ort, wo mein Vater ſie kennen lernte, ſie, die um dem Vaterlande den Frieden zu erhalten, die Hand ihres Königs ausſchlug und ſich in hoher Treue meinem großherzigen Vater ergab. Stawangar, wo meine Eltern in ſtiller Verborgenheit zehn glückliche Jahre lebten, wo meine Schweſter und ich geboren wurden. —

Erſchüttert warf ich mich in ſeine Arme. „O mein Vater, welch ein Opfer haben Sie der unverzeihlichen Thorheit Ihres Sohnes gebracht! Nie kann, nie werde ich es annehmen!“

„Sobald Du dieſe Thorheit fühlſt, iſt es ſchon vergolten. Ich kenne Dich, Guſtav, ich weiß, wie gefährlich Dir der leidenſchaftliche Flug Deines Gemüthes werden kann; aber ich vertraue Dir. Dieſe Nachgiebigkeit gegen die ſeit einiger Zeit Deiner moraliſchen Kraft übermächtig gewordenen Neigungen des Welt- und Lebensmannes wird ſich bald wieder aus Deinem Charakter verlieren, da die Laſter deſſelben Deiner innerſten Natur fremd und zuwider ſind. Der Sohn einer Mutter, wie die Deinige es war, kann nie zu fühlen verlernen, daß Treue, wahre Liebe, Ehre und die ſtrengſte Rechtlichkeit die Beſtandtheile jedes ſeiner würdigen Glückes bleiben müſſen.“

Ich verließ ihn, und mein erſter Gang war zu Roſa, mit ihr zu brechen. Die Gewißheit, meine Stelle gleich wieder beſetzen zu können, erleichterte es mir, bei ihr unſer Verhältniß zu löſen. Ueberhaupt gelang es mir, mich aus dem kreiſenden Strudel meines wüſten Lebens herauszureißen; aber ich fühlte nun auch, wie meine Seele matt geworden war, und mein Geiſt ſeine Schwungkraft verloren hatte. Höchſt willkommen iſt mir daher der Auftrag meines Vaters, nach P. zu gehen, und wegen R — s Gütern die nöthigen Anſtalten zu treffen. Ich habe auf ſechs Monate Urlaub erhalten, und bitte Dich, mir Deine Briefe nach Schloß Kramenskoy zu ſenden, wo ich den größten Theil dieſer Zeit zuzubringen gedenke.

Zweiter Brief.

Es war gegen Abend, als ich das Schloß Kramenskoy erblickte, das, vom Abendroth beleuchtet, mit ſeinen grau bemoſ'ten Thürmen, in ehrfurchtgebietender Alterthümlichkeit vom Berge herab auf das freundliche Thal niederſchaute. Die Zugbrücke fiel —

die öde Stille, die in den weiten Hallen und lange nicht beſuchten Gemächern lag, ward durch den Ruf meiner Leute unterbrochen, die die Ankunft des neuen Herrn verkündigten und den Caſtellan herbeiriefen, mir die Zimmer zu öffnen. Ein Greis wankte langſam mit dem großen eiſernen Schlüſſelbund hervor. Stumm begrüßte er mich, und kaum verhaltener Unmuth funkelte in den tief eingeſunkenen Augen, als er den Blick auf mich richtete, in dem er den Uſurpator des Vermögens ſeines rechtmäßigen Gebieters haßte. Mir war zu Sinn, als trete ich in ein Grabgewölbe. Feſt in meinen Mantel eingewickelt, folgte ich dem Greiſe, der mich in ein weites, mit blitzendem Waffengeſchmeide ausgeziertes Gemach führte, das mir die ehemalige Hoheit und Pracht der Beſitzer verkündigte. Die Abendſonne brannte noch durch die faltenreich verhängten Fenſter, während es im Hintergrunde ſchon dunkelte. Ich entließ meinen Führer, und gab mich im Schweigen dieſer ernſt feierlichen Einſamkeit den Eindrücken hin, die meine Seele feſt zu faſſen und zu halten ſtrebte. Glaube mir, Leo, wir haben in der Ferne das Wollen dieſes Volkes zu wenig verſtanden, ſeinen Kampf zu kalt gewürdigt. Hier, auf dieſem

Boden, wo Männer bluteten, Männer in der edelſten Bedeutung des Wortes, erglüht meine Seele in reger Theilnahme an dem Kampf, den ſie kämpften, und fühlt die Flamme gleicher Sinnesweiſe hoch in ſich auflodern. — Gibt es denn auch etwas Höheres im Leben, als dieſen Heiligenſchein, der auf den Thaten und dem Willen eines für ſeine Freiheit kämpfenden Volkes ruht?

Viel und oft habe ich bisher nach R. und ſeinem jetzigen Geſchick geforſcht. Die Art, wie ich fragte, gewann mir Zutrauen, vorzüglich bei den Jünglingen dieſes Volkes, die ſich von mir verſtanden fühlten. Wähne doch ja nicht, daß dieſe Nation beſiegt iſt; für den Augenblick, aber wahrlich auch nur für dieſen, iſt ſie unterjocht; doch die Flamme des gerechteſten, unvergänglichen Haſſes glüht in allen dieſen Herzen, und er wird ihnen erſcheinen, der Tag der heiligen Rache! Die Namen der für das Vaterland gefallenen Helden ſind das Heiligthum ihres Volkes geworden, und ihren blutigen Schatten werden die Sühnopfer nicht immer fehlen. R—s Name ſtrahlt hell unter ihnen hervor. Seine vier hoffnungsvollen Söhne fielen ſchon im Beginn des Kampfes; von einer ſchweren Krankheit nur erſt halb geneſen, ſtellte ſich der Vater nun ſelbſt an die Spitze des Corps, das er geſammelt, ſeine Söhne befehligt hatten. Siegreich in mehreren Gefechten, erlag es endlich der Uebermacht, es mußte weichen, und der edle Führer ward gefangen. Von dem ganzen Heldenſtamm war nun nur noch eine Tochter übrig, aber der Muth ihres alten, erlauchten Geſchlechts lebte auch in der Bruſt der Jungfrau. Stephanie R. ſammelte die zerſtreuete Schar, führte ſie noch einmal gegen den Feind, und befreiete ihren Vater. Bald darauf kam aber der Tag, wo Kosciusko fallend das Schickſal ſeines Vaterlandes ausſprach: es war geweſen! — R. ward geächtet, ſein Vaterland zerſtückelt, ſeine Güter eingezogen. Ihm blieb von ſo großem Beſitzthume nicht ein Stein, auf dem ſein wundes Haupt ruhen konnte. — Von Allen verlaſſen, nur von ſeiner Tochter begleitet, wanderte er aus.

Leo, was muß er empfunden haben, als er über die Grenze ſeines Vaterlandes ſchritt! Ich weiß nicht, wo er weilt, und alle meine Bemühungen, es zu erfahren, ſind vergeblich; vielleicht hat er ſich ſchon, wie Arabiens berühmter Wundervogel, ſein Grab ſelbſt bereitet; aber ehren will ich den edlen Mann in dem Unterpfande, das mir zur Bewahrung für ihn anvertraut iſt. Keine fremde Hand greife frevelnd in ſein Eigenthum, und ſtille Trauer walte in dieſem Hauſe, bis einſt mit ihm die Freude wieder darin einzieht.

Es waren Menſchen hierher geſandt worden, die ſich in ihrem elenden Wahn dem neuen Herrn nicht beſſer empfehlen zu können glaubten, als wenn ſie das Andenken des alten Beſitzers zu ſchmähen und die Spuren ſeines Waltens ſo viel als möglich zu vertilgen ſuchten. Ich habe ſie Alle entfernt, und der Anleitung des alten Caſtellans zu Folge, deſſen anfänglich gegen mich gehegten Haß meine Ehrfurcht für R—s Andenken in Zuneigung verwandelt hat, Alles hergeſtellt, wie es früher war. Die alten Diener des Hauſes ſind wieder geſammelt und in ihren Dienſt eingeſetzt; der Gottesdienſt in der Capelle, wo Stephaniens Mutter ruht, wird wieder gefeiert; die frommen Spenden, die die edle Jungfrau an gewiſſen Tagen vertheilte, ſind verdoppelt, und im dunkelſten Theil des Gartens erhebt ſich ein einfaches, aber deutungsvolles Monument für ihre gefallenen Brüder. Du glaubſt nicht, wie lebendig oft das Bild der Heldin vor mir ſteht, deren kühner Muth und edle Hochherzigkeit wohl manchen Mann beſchämen. Von ihrer ganz unvergleichlichen Schöne ſprechen alle Männer des Landes mit Entzücken, und bei jedem Gelag iſt noch ihr Name die Loſung zum lauten, feiernden Jubel. In keinem Lande wird aber auch das Weib ſo vergöttert, als in dieſem, wo auf eine mir ganz neue Weiſe der Gedanke von Ehre und Ruhm nur unter dem Bilde der Liebe wirkt, und die edelſten Männer den Werth ihrer Thaten nach Weiberbeifall abwägen.

Lebe wohl, mein Freund. Bald werde ich auf meine Rückreiſe denken müſſen, und ich denke gern daran, da mir hier, unter dieſen Umgebungen, aus der Nichtigkeit meines vormaligen Strebens, ein edlerer Beruf, in würdiger Kraft, friſchblühend aufgegangen iſt.

Dritter Brief.

Die Nachricht meiner Verlobung hat Dich befremdend überraſcht? Iſt es mir doch auch noch zuweilen ſonderbar, wenn ich mich dem ſchönen, geiſtreichen, witzigen Geſchöpfe gegenüber ſehe, mit ihr ſcherze, lache, lieble, plaudere, und es mich dann auf einmal überfällt, daß ſie mein werden ſoll, mein Weib, mein Eigenſtes und Theuerſtes auf Erden! — Ach, Leo, im Begriff auf immer von mir zu ſcheiden, erwachen ſie noch einmal wieder, jene Träume, von wahrer, heißer, den Tod und das Leben beſiegender Liebe, und mich dünkt, ich wolle Alles darum geben, meine ſchöne Braut mit, wenn ſie mir je mehr als Träume geworden wären. Dann aber ſchelte ich mich, und ſage mir ſtrenge und ernſt, wie ein ſolches idealiſches Streben und Sehnen nach dem Unmöglichen und Unerreichbaren den Mann erniedrigt, und ſeine Kraft in weibiſche Bedürftigkeit und Schwäche auflöſt. Die Liebe iſt ihrer Natur nach keine Leidenſchaft, und wir thun ihr und uns Gewalt an, wenn wir ſie dazu erheben. Treue und Beſtändigkeit ſind bei beiden Geſchlechtern nur ein Werk der Gewohnheit oder der Vernunft, aber nie der Empfindung. Wenn der Zufall ſich nicht zu feindlich in's Spiel miſcht, ſo können Pflicht und Ehre einen Mann treu erhalten: doch ſein Herz wird ſtets mit dem Reiz der Neuheit und dem Bedürfniß der Abwechſelung ſchwer zu kämpfen haben. Auch ich bin wohl eher recht heiß, recht jugendlich verliebt geweſen, und ſo lächerlich ich mir auch jetzt ſelbſt in der hochtrabenden und ungeheuern Zärtlichkeit erſcheine, mit der ich mich bei meinem Eintritt in die Welt den Weibern näherte, ſo geſtehe ich doch frei, daß ich gar nicht gelebt haben möchte, oder noch leben möchte, wenn es keine Weiber gäbe. Alle Verhältniſſe zu ihnen gehen freilich denſelben Gang und nehmen daſſelbe Ende: man kann beinahe immer auf Tag und Stunde voraus ſagen, wie es kommen wird, aber es kommt doch immer etwas Hübſches, und dieſe Liebesverſtändniſſe mit artigen, fein gebildeten Frauen entwickeln in unſerer Seele ein Zartgefühl, das ſich ſelbſt vor der Ausartung dieſes geiſtig gewürzten Rauſches ſchützt. Der Beſitz entblättert indeſſen doch unvermeidlich die Blüthe dieſes Genuſſes, und wie man ſich auch ſträubt, den allmähligen Uebergang von Entzücken zu Lauheit — Vernachläſſigung — Zänkereien — Ueberdruß und Vergeſſenheit ,kann man nicht entgehen. Iſt nun gleich dieſe Wankelmüthigkeit und eitle Flüchtigkeit in den Verhältniſſen zum weiblichen Geſchlechte gerade keine Tugend, ſo verträgt ſie ſich doch mit allen andern und thut der Freundestreue, der Ehre und der feſten Rechtlichkeit in der Seele des Mannes keinen Eintrag; ſie kräftigt ſie vielmehr, denn, um im ganzen Sinne des Wortes ein Mann zu werden und zu bleiben, müſſen einem die Weiber wohl nie mehr gelten als liebenswürdige Kinder, mit denen man ſich die Zeit vertreibt, ohne daß Einen ihre Unarten ernſtlich böſe machen. Jede ernſtere Beziehung zu ihnen führt da, wo es im Leben Männerthat und Männerwillen gilt, leicht zur Verweichlichung.

Freilich ſage ich mir auch zuweilen, daß ich eigentlich nur zwei Claſſen von Frauen kenne, und daß das menſchliche Herz vielleicht mir unbekannt gebliebene Geheimniſſe des Glückes und der Treue hat. Vielleicht hat die Einfalt der unverkünſtelten Unſchuld Reize, die alle Künſteleien der geiſtreichen Coquetterie unſerer vornehmen Damen übertreffen. Was könnte mir aber ſelbſt die Liebe ſein und gelten, wenn ſie mir geiſtlos erſchiene? und wie kann ſich in einem Weibe Unſchuld und Einfalt mit der vielſeitigen Bildung und dem ſelbſtſtändigen Ideenreichthum vereinen, die ich durchaus bei einem Weibe finden muß, das ich zu feſſeln vermag? Das Eine macht das Andere unmöglich, und es iſt gut ſo, Leo, wenigſtens für mich, der ich, wie ich glaube, in unendlicher Leidenſchaft aufzulodern vermöchte, würde ihre Flamme je in mir angefacht. Ich habe mit den Frauen viel verkehrt und viel Liebes und Freundliches von ihnen genoſſen — daher werde ich ſie nie ſchmähen; aber fragen muß ich Dich: warum fehlt den Unbeſcholtenen faſt immer jene Anmuth, jener verführeriſche Zauber, jene Leichtigkeit des Ausdrucks, jener neckende grazienvolle Muthwille, die man bei den Frauen antrifft, die unſerem Geſchlecht viel Gewalt über ſich und ihr Leben eingeräumt haben? Liegt nicht in den dadurch herbeigeführten Schwächen ein Zauber der Weiblichkeit, deſſen ein Weib zur Ausbildung ihres Geiſtes und zur Entwickelung ihres Gefühls nicht entbehren kann, wenn ſie in der reizendſten Bedeutung des Wortes ganz Weib ſein will? — Was kann ſie denn gedacht haben, wenn ſie nicht geliebt hat? welche Menſchenkenntniß kann ſie beſitzen, wenn ſie nicht im Mann ſich und ſein Geſchlecht kennen und begreifen gelernt hat? — Was ich ſo von Tugendheldinnen habe kennen lernen, eignete ſich recht gut, ein Häuflein Kinder zur Welt zu bringen und den Haushalt zu führen;

aber noch fand ich keine darunter, die mir als Gattin Erhöhung und Verfeinerung des Lebensgenuſſes zu gewähren, mein Herz auf die Dauer zu feſſeln, meinen Geiſt im anmuthigen Wechſel von Scherz und Ernſt zu beſchäftigen vermocht hätte. Oft habe ich dies in Unmuth, oft in zürnender Wehmuth gefühlt, wenn ſich mein Herz von ſolchen Frauen in widriger Erkältung abwandte und mein Verſtand mir dann demonſtrirte, daß die Ehe, wie jedes andere bürgerliche Verhältniß, ruhige Beſonnenheit und kühle Berechnung fordere, und ich mich von den romanhaften Ideen entwöhnen müſſe, ſie als ein großes, leidenſchaftliches Intereſſe im Gehalt meines Lebens aufnehmen zu wollen.

Mein Vater wünſchte mich verheirathet zu ſehen. Ich war nicht dafür und nicht dagegen, und beſchaute mir mit ruhigem Gleichmuth die Töchter des Landes, als Laura Silverhjelm bei Hofe erſchien. Ihr Vater war einer der treueſten Anhänger des verſtorbenen Königs, deſſen Sohn jetzt der Tochter vergelten wollte, was ihr Vater dem ſeinen geweſen war. Sie iſt ſchön, ihr Geiſt iſt hell und glänzend, ihr Witz ſcharf und treffend, und da man allgemein wußte, der König wünſche ſie anſtändig zu verheirathen, und ſei Willens, viel für ſie zu thun, ſo ſammelte ſich bald eine Schar Bewerber um ſie her. Ich beſchäftigte mich viel mit ihr, da ſie ſchon durch ſich ſelbſt eine bedeutende Erſcheinung war; ſie zog mich nicht blos an, ſie feſſelte mich ſogar, wenn Du willſt, doch hatte ich den Gedanken einer nähern Verbindung unter uns noch nie ernſthaft in's Auge gefaßt, als der König, der mir ſehr wohl will, ſie meinem Vater für mich vorſchlug. Alles ſprach für dieſe Verbindung; ich ſelbſt hätte durchaus nichts Nennenswerthes dagegen einzuwenden vermocht, und ſo war denn, ehe ich mir es verſah, das Loos über uns geworfen, und unſere Verlobung ward am Geburtstage des Königs bekannt gemacht. Ich war am Morgen dieſes Tages ſehr heiter, und behandelte die ganze Sache, wie ſie behandelt ſein wollte; als ich aber, noch ehe ich zu meiner ſchönen Braut fuhr, ihr für das erhaltene Jawort zu danken, in das Zimmer meines Vaters trat, o Leo, da löſete ſich vor ſeinem Segen, ſeiner frommen Rührung die Rinde um mein Herz, und mit naſſen Augen trat ich in zärtlicher Erweichung bei Laura ein. Hätte ſie mich in den Gefühlen dieſer Stunde verſtanden, hätte ſie mich nur geſchont, ſo wäre jetzt wohl Manches anders unter uns. Sie empfing mich aber mit einem beißenden Epigramm, und als ich, ihre Hand faſſend, ihr Worte der Herzlichkeit und der Liebe ſagte, ſpottete und lachte ſie mir die heiligſte und frommſte Regung meines Lebens hinweg. Da verſchloß ich mein Herz, und barg den Schlüſſel in irgend eine unbekannte Tiefe meiner Seele, mir ſelbſt gelobend, ihn ihrer Unheiligkeit nie wieder preis zu geben.

Später habe ich es eingeſehen, daß ich ein Thor war, von ihr zu fordern, ſie ſolle mir in gleicher Empfindung entgegen kommen, und wir ſind auch ſeitdem, ſowohl in der Meinung des Hofes, als auch, wie ich immer mehr einſehe, in Laura's eigener Anſicht, ein vollkommen glückliches Brautpaar. Sie iſt heiter, luſtig, neckend und gefällig — ich galant, freigebig, artig und verliebt. Auch weiß ich es ja ſelbſt nicht zu nennen, was ich an ihr vermiſſe und wünſche, und ſo wird es ſich ja auch mit meiner Unruhe geben, die nur eine Thorheit — vielleicht der letzte Abſchiedsgruß meiner Jugendſchwärmerei — iſt.

Unſere Hochzeit iſt bis zur Rückkehr aus Deutſchland aufgeſchoben, wohin ich, mit meinem Regiment, den König begleite. Ich freue mich des regen Lebens, das uns dort erwartet, und des ernſten Kampfſpiels, zu dem ſich Alles bereitet.

Vierter Brief.

Unſere Ueberfahrt war langweilig; deſto angenehmer und reicher an Abwechſelungen iſt unſer Marſch. Allenthalben werden wir mit einnehmender Herzlichkeit als Gaſtfreunde aufgenommen, und unſer Zug iſt eine ununterbrochene Reihe von Gaſtmählern und Feſten. Die Frauen ſind hier hübſch und anziehend, und, trotz der Verſchiedenheit der Sprachen, kann man ſich ſehr gut mit ihnen unterhalten, da ſie ohne Ausnahme franzöſiſch ſprechen. Daß es dabei nicht an anmuthigen und ergötzlichen Abenteuern fehlt, kannſt Du Dir leicht denken. Mir ſelbſt iſt auf unſerem Zuge, vom Geiſt des allgemein herrſchenden Frohſinns ergriffen, eine Jugendlichkeit angeflogen, die den Gegenſtänden eine friſchere, lebendigere Färbung gibt, als ich in ihnen ſeit Jahren geſehen habe, und die mich auch für den Eindruck und das Feſthalten einer Erſcheinung empfänglich macht, die mich in ihrem wunderbaren Zauber ſeit einigen Wochen beſchäftigt. Ein Landmädchen, mein Freund, aufgewachſen in tiefer Einſamkeit, ohne alle großſtädtiſche Bildung, und doch Allem fremd, was man ſich als ungebildete Einfalt denkt, hat einen Eindruck auf mein Herz gemacht, den, ſeit meiner Trennung von ihr, der Anblick ſo vieler andern hübſchen Frauen und Mädchen nicht zu ſchwächen vermag. Kaum bin ich allein, ſo ſteht ſie auch wieder vor mir in dieſem, nur ihr eigenen Reiz, deſſen Zauber ihre makelloſe Schönheit nicht ganz zu erklären vermag. Ich habe vielleicht noch nie ein ſo ſchönes Frauenzimmer geſehen; aber ich fühle, daß Manche mir eben ſo ſchön hätte erſcheinen können, ohne mein Gemüth, wie ſie, in ſeiner geheimſten Tiefe zu ergreifen.

Eine Abtheilung unſerer Flotte landete bei P., die andere, auf der ich mich befand, bei M. Man hatte uns die beſten Quartiere, die auf dieſer nur von Bauern bewohnten Inſel zu haben waren, angewieſen. Abgeordnete der Ritterſchaft empfingen uns, und luden mich und die andern zum Hauptquartier gehörenden Officiere ein, während unſers dortigen Aufenthalts ihre Gäſte zu ſein. Das Predigerhaus war der Verſammlungsplatz, wo wir eſſen ſollten, und wo man, um dieſer Urſache willen, keinen von uns in's Quartier gelegt hatte. Herzlich froh, nach der langweiligen Seefahrt wieder am Lande zu ſein, nahmen wir dieſe Einladung dankbar an. Die Abgeordneten ſtellten mich bei meinem Eintritt der Predigerfrau, einer alten, ehrwürdigen Matrone, vor. Der Mann war vor einigen Wochen geſtorben. Mich befremdete die ungezwungene Höflichkeit, mit der mich in dieſem von der übrigen Welt ganz abgeſonderten Winkel die Matrone anredete; aber wie angenehm erſtaunte ich erſt, da nach einiger Zeit ihre Tochter eintrat, mir, nach der auch hier gekannten Sitte unſers Vaterlandes, den Imbiß zu reichen. Es waren unſerer wohl an vierzig Männer in dem nicht ſehr geräumigen Zimmer verſammelt, die wir alle ſeit Wochen nur Himmel, Waſſer und Matroſen geſehen hatten; kein Wunder daher, daß die ausgezeichnete Schönheit dieſes Mädchens uns beim erſten Anblick Alle wie elektriſirte. Groß, ſchlank, ſtolz und doch zart an Sittlichkeit, trat Deborah, in tiefe Trauer gekleidet, eine fremdartig ſchöne Geſtalt, unter uns. Sie verneigte ſich bei ihrem Eintritt ohne aufzuſehen. Die Mutter, neben der ich ſtand, rief ſie, um mir, den ſie als den Anführer hatte kennen lernen, zuerſt den Becher zu reichen. Jetzt erſt, als ſie ſo nahe vor mir ſtand und ich ſie deutſch anredete, hob ſie ihr Auge, über das ſich die reine, weiße Stirn mit dem Ausdruck ſtillen Ernſtes ſenkte. — Leo, von dieſem Augenblicke an habe ich vergeſſen, daß ich wohl ſchon früher ein ſchönes Weiberauge ſah. Mich dünkt, wenn Alles um mich her verſänke, ich im öden, leeren Chaos allein bliebe, ſo würde noch das heilige Licht dieſes Auges um mich leuchten, ich noch immer den ſüßen Eindruck dieſes unvergeßlichen Blickes empfinden, der zu einer noch nie erſchloßnen Gegend meines Herzens drang. Und nun in allen ihren Zügen dieſer ſchnelle Uebergang von unbefangener Ruhe zu lieblicher Verwirrung, dies ſüße, holde Erröthen. — Leo, eine Aſpaſie ſelbſt könnte mit Allem, was ſie wäre, und was ſie zu ſpenden vermöchte, nicht dieſen unausſprechlichen Reiz des Erröthens über den erſten Eindruck aufwiegen und keine Kunſt ihn je der Natur abſtehlen. Die Gefallſucht ſchon zerſtört ihn, weil ſie in ihrem unſchuldigſten Wiſſen um ſich ſelbſt doch Erfahrung vorausſetzt, und dadurch der Jugend den zarten Schmetterlingsſtaub dieſes Erröthens abſtreift.

Der ſchöne Moment flog ſchnell vorüber. Sie wandte ſich zu meinen Gefährten, Jeder beeiferte ſich, ihr etwas Schönes zu ſagen, und in den Blick, womit er dankte, den ſprechendſten Ausdruck zu legen. Deborah ſchien aber den Eindruck, den ſie machte, gar nicht zu beachten, und wenn es möglich wäre, von irgend einem Frauenzimmer auf der Welt zu glauben, es wiſſe ſelber nicht um ſeine Schönheit, ſo müßte man ſich verſucht fühlen, dies bei Deborah anzunehmen. Sobald ihr Geſchäft geendet war, verſchwand ſie, die Mutter folgte ihr, und wir wurden eingeladen, in's Eßzimmer zu treten. Vergebens ſuchte ſie beim Eintritt mein Blick, ſie erſchien nicht, und als ich den Abgeordneten, der unſern Wirth machte, fragte, ob unſer Mahl ſeiner ſchönſten Zierde, der Geſellſchaft der Damen, beraubt ſein ſolle, hieß es, ſie werde mit ihrer Mutter im Nebenzimmer eſſen, wo noch ein kleinerer, zum Vorlegen beſtimmter Tiſch gedeckt war. Ich ſprach lebhaft dagegen und ging zu ihr, ſie um ihre Gegenwart an unſerem Tiſche zu bitten. Das kleinere

Zimmer war gedrängt voll, weil Alle ſich beeifert hatten, einen Platz darin zu erhalten, und Guſtavſkiold und Cederſtröm hatten ſich ſchon in Beſitz der Plätze neben Deborah geſetzt, der ich meine Bitte angelegentlich vortrug. Sie zögerte nur eine Secunde — ein Blick entſchied die Sache; ſie ſtand auf, mir die Hand zu reichen, die ich dankbar an meine Lippen drückte, und ſie zu der Oberſtelle an unſerm Tiſche führte, wo ſie zwiſchen dem alten Duc de P. und mir ſaß. Ich würde es ſehr natürlich gefunden haben, wenn eine, wahrſcheinlich nur unter Bauern aufgewachſene Predigertochter ſich, an dieſer Tafel, unter lauter ihr unbekannten Männern und an der Seite eines mit ſo vielen Orden behängten Ducs, verlegen gezeigt hätte; doch Deborahs Betragen überzeugte mich, daß die Natur den feinen Tact, der die Quinteſſenz des guten Tons iſt, den Frauen oft als freie Gabe in ſeiner höchſten Vollendung ſchenkt. Da ich, wie Du weißt, ſehr geläufig deutſch rede, ſo ſagte mir ihr anderer Nachbar im Scherz einige Worte darüber, die zugleich ſein Bedauern verriethen, durch die Unkenntniß dieſer Sprache von unſerer Unterhaltung ausgeſchloſſen zu ſein. Sie nahm darauf das Wort und redete ihn in ſo reinem und zierlichem Franzöſiſch an, wie man es nur immer an der Seine hören kann, und ſetzte das Geſpräch in dieſer Sprache fort. Als ich ihr mein Befremden über ihre ſeltene Fertigkeit verrieth, ſagte ſie mir, daß ſie dieſe ihrem verſtorbenen Vater verdanke, der ſich als Hofmeiſter eines jungen Grafen mehrere Jahre in Paris aufgehalten habe. Je länger ich ſie aber ſprechen hörte, je unwahrſcheinlicher erſchien es mir, daß ſie in dieſer Abgeſchiedenheit ſolche Bildung, ſolche Feinheit des Ausdrucks könne gewonnen haben; allein ſie kannte, als ich ſie darum befragte, nicht einmal das nächſte Dorf jenſeits der Halbinſel — ſie hatte keine Freundin, keine Geſpielin; das Haus ihrer Eltern, die Bauern ihres Kirchſpiels waren Alles, was ſie von der Welt kannte. Mir fielen die Zeilen eines deutſchen Dichters ein:

Die Alpenroſ' auf Bernhards wilden Höhen
Glüht einſam oft in ſchwarzer Klüfte Moos,
Und ſenkt der Schönheit Purpur ungeſehen,
Vom Sturm entwurzelt, in der Fluthen Schooß.

Es ſchien mir ſo hart, daß ſie hier in dieſer Wildniß leben müſſe, ungeſehen, unbekannt mit den

Freuden und Genüſſen des Lebens, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihr dies Gefühl auszuſprechen.

„Und woher,“ fragte ſie mich ernſt, „wollen Sie den Maßſtab zur Beurtheilung der Freuden nehmen, die mir dies ſtille, einſame Leben gewährt? Hat die Kunſt mit allen ihren Schätzen etwas aufzuweiſen, das ſich mit dem Anblick des Sternenhimmels und des gewaltigen, unſere Inſel umgürtenden Meeres vergleichen läßt? und die Freuden der Geſelligkeit, der Verkehr mit Menſchen — ich habe Bücher, und die Welt: die mir dieſe aufſchließen, iſt wohl reicher und ſchöner, als die, in deren Thun und Treiben Sie ſich ſo wohl gefallen. Ich glaube wenigſtens nicht, daß das Hof- und Weltleben geeignet iſt, uns den höchſten Reichthum der menſchlichen Natur und ihr reinſtes Glück zu enthüllen.“

„Aber die Liebe,“ fragte ich, tief ergriffen von dem einfach großen Sinn ihrer Worte, „dieſe Blüthe des Daſeins und ſein höchſter Zauber! wie wollen Sie ſich hier in dieſer einſamen Abgeſchiedenheit mit den Forderungen abfinden, die ſie an Sie zu machen berechtigt iſt?“

„Ei nun,“ entgegnete ſie lächelnd, „im achtzehnten Jahre iſt man dafür eben nicht bange, und wenn die Liebe wirklich die Götter und Menſchen beherrſchende Macht hat, von der die Dichter ſingen, ſo werden mich auch hier Berg und Meer nicht vor ihrem Zauber ſchützen.“

Hier begegnete ſie meinem Blick; ſie wollte lächeln, aber ſie erröthete, und wandte ſich bang und ſchnell zu dem alten Duc. Ich wollte, daß ich ſie Dir in den feinen Abſtufungen ihres Betragens gegen uns Alle malen könnte. Gegen den Duc, der ihr ſeine ganze altfranzöſiſche Galanterie auskramte, voll einer zarten, achtſamen Höflichkeit, wie ſie die Schönheit, ohne ſich von ihrer Würde zu vergeben, dem Alter zeigen darf, war ſie gegen alle Andere ruhig, unbefangen und kühl, und nur gegen mich war ſie anders, ganz anders. Ich fühle es, ich war ihr nicht gleichgültig. Der erſte Blick hatte das entſchieden, und ferne war von dieſem reinen Herzen jede Künſtelei, jede Verſtellung, mir verbergen zu wollen, was ſie empfand. Nur mit mir ſprach ſie gern, nur ich allein war für ſie da; nur in meine Ideen, meine Unterhaltung ging ſie mit Antheil ein. Ihre Wahrheit machte auch mich wahr. Ich ſagte ihr, was ich wohl mancher Andern auch geſagt hätte; aber ihr ſagte ich es nur, weil ich es fühlte. Sie zweifelte nicht, ſie forderte keine Betheurung, heuchelte keinen Unwillen; ihr eigenes Gefühl wurde ihr zum Bürgen für die Wahrheit des meinigen.

Unſer weiterer Marſch war noch nicht beſtimmt. Es hieß, wir ſollten 8 bis 14 Tage auf der Inſel raſten; doch ſchon am dritten Tage erhielt ich den Befehl, mit dem Hauptquartier aufzubrechen. Es war mir unangenehm; aber ich ahnete damals noch durchaus nicht die Tiefe des Eindrucks, den ſie auf mich gemacht hatte. Ich hielt meine Empfindung für ſie für eine jener lebhaften, ſchnell verlöſchenden Neigungen, die ich für ſo manches Weib empfunden habe, und die Zeit, Abweſenheit und Zerſtreuung immer noch früher, als ich es ſelbſt wünſchte, wieder zerſtörten. Sobald es meine Geſchäfte erlaubten, eilte ich zu ihr, ihr unſern morgenden Marſch bekannt zu machen. Ihr Auge wurde naß; ich zog ſie in meine Arme, und bat ſie mit Tönen und Worten, wie ſie mir nur das ſchmerzlich ſüße Beben aller meiner Empfindungen einzugeben vermochte, dieſen letzten Abend allein bei ihr zubringen zu dürfen. Sie ſah mir ruhig und ernſt mit einem Ausdruck in's Auge, vor dem mein Blick ſich ſenkte;

ich fühlte mich in dem Augenblick klein gegen ſie; dann aber faßte ſie mit einer himmliſchen Freundlichkeit meine Hand, und führte mich in ihr Zimmer, das ich früher nie betreten hatte.

Es war Mitternacht, als ich ſie verließ. Sie liebte mich, Leo, glaube mir, ſie liebte mich. Es war der erſte, einweihende Accord auf dem nie berührten Saitenſpiel ihrer Empfindungen. Ein reines, ſich ſelbſt nährendes Feuer brannte dieſe Liebe in ihrem Herzen, und doch, wie groß, wie ruhig blieb ſie, wie einig mit ſich ſelbſt im Moment der Verſuchung, wo der nächſte den Mann ihrer Liebe auf immer aus ihren Armen riß!

Ich ſinne und grüble und klügle; ich vergleiche ſie mit allen andern Weibern, ich faſſe zuſammen, was ich von Weiberſinn und Weiberſchwäche ergründet zu haben glaube; aber ſie bleibt mir ein Räthſel. Was war die Furchtloſigkeit, mit der ſie in meinen Armen lag und in mir ein Gefühl weckte, das mir ſeit den Ahnungen meiner Jugend zum Traume geworden war? War ſie blos kindiſche Unbekanntſchaft mit der Gefahr? — woher denn die Kunſt, mit der ſie mich ſo einzulullen, ſo hinzuhalten, mich durch Kleinigkeiten, kaum von einem

Nichts unterſchieden, ſo glücklich zu machen wußte, daß ich Mehreres zu wünſchen vergaß? War es denn Sicherheit, Vertrauen auf eigne Kraft? Woher ſollte die dem Mädchen in dem einſamen Leben kommen, dem Mädchen, von dem ich ſo überzeugend fühlte, mein Kuß ſei der erſte, der je auf dieſen friſchen, roſigen Lippen geglüht habe? — bürgerliche Moral, bürgerliche Zucht? hätte ſie denn nicht gezürnt, geſchmollt, ſich entſetzt? und Kälte, unempfindliche Amphibiennatur, die ſo manches Weib ſich für Stärke anrechnet? — O, Leo, kniee nieder und bitte ihr, bei der aller Wonnen ſüßeſte Fülle wohnt, die Läſterung ab!

Und ſoll ich denn an Größe in einer Weiberſeele glauben, an Tugend, die nicht von der Furcht, nicht von der Gewohnheit, nicht vom Mangel an Gelegenheit bewacht, Tugend iſt, weil ſie iſt, und in ſich ſelbſt ein vollendetes, freies und ſelbſtſtändiges Daſein hat?

Warum ſah ich ſie nur in ſo ſchnell entfliehenden Stunden! — ſie wäre doch endlich mein geworden; die Alles beſiegende Macht der Liebe hätte ſie mir gegeben, und in ihr das Glück, nach dem meine Seele bis zum Verſchmachten dürſtet, und das den matten Lechzenden auffriſchen würde zum göttlichſten und freieſten Jugendleben. Was ſind alle meine bisher genoſſenen Freuden, was jedes andere Glück, jeder andere Genuß? einzelne Thautropfen, kärgliche Friſtung des Lebens — nur bei ihr iſt Genüge, volle Genüge irdiſcher und himmliſcher Seligkeit!

Durch und durch hat ſie mich verwandelt, und ſchal iſt mir Alles, was nicht ſie iſt. Vergebens rufe ich meinen alten Leichtſinn zurück, vergebens tändle ich mit dieſen Weibern; was ich auch erreiche, immer regt es die Sehnſucht nach der Einen nur brennender und heftiger auf, und drückt den Widerhaken des Pfeils noch tiefer in das verletzte Herz.

Fünfter Brief.

Ich bin von meiner Reiſe nach B. zurück, und ſeit acht Tagen auf dem Landgut einer alten, eben ſo gutmüthigen als redſeligen Baronin einquartiert. Meine ſogenannte Ambaſſade hat mir des Königs

Gunſt noch entſchiedener gewonnen; ich habe in dieſer letzten Zeit viel um ihn ſein müſſen; aber eben deßhalb fürchte ich den Ausgang unſers tragiſch-komiſchen Heldenſpiels mehr denn je. Wie des edlen Ritters Don Quixote großſinnigem Irrthum, liegt auch dieſem Unternehmen ein kühnes, für Recht und Ehre ſchlagendes Herz zum Grunde, bereit, Alles an das Werk zu ſetzen, zu dem es ſich berufen glaubt. Die Feſtigkeit des Willens wird aber in unſerer Lage zum verderblichen Starrſinn, und ſelbſt das, was würdig geſchehen könnte, unterbleibt, oder gelangt auf die verkehrteſte Weiſe zur Ausführung, weil nur Wenige von denen, die den König umgeben, treu und feſt ſind, wie es dem Mann von Ehre gegen den zu ſein geziemt, deſſen Zutrauen er geſtrebt hat, ſich zu erwerben.

Sehr willkommen war mir daher die Erlaubniß, zu meinem Regiment zu gehen, und mit ihm Cantonirungsquartiere zu beziehen. Soldaten und Officiere freuen ſich des Aufenthalts in dieſem freundlichen Lande, und das alte, luſtige Leben beginnt von Neuem. Die Gegend hier herum iſt herrlich, das Schloß meiner Wirthin ſchön, die Nachbarſchaft zahlreich, die Lebensweiſe faſt üppig. Außer meinem Adjutanten habe ich noch zehn Officiere bei mir, und die Baronin hat für die übrigen, in der Nachbarſchaft umher Verlegten, täglich offene Tafel. Man kann ſich keinen zu übertriebenen Begriff von der Gaſtfreiheit in dieſen nördlichen deutſchen Provinzen machen. Eine Einladung reiht ſich an die andere, ein Feſt verdrängt das andere, und Tanz und Geſang und Scherz und Liebesabenteuer ſind fortwährend an der Tagesordnung. Die Frauen ſind liebenswürdig, und gegen uns Fremdlinge freundlich, kurz es fehlt uns hier nichts zu einem vergnügten Leben. Auch ſehe ich nur heitere Geſichter, und doch, Bruder, iſt in mir eine Unruhe, die nichts zu ſtillen vermag. Alle dieſe Vergnügungen haben ihren Reiz für mich verloren, und von ihnen bis zur Trunkenheit berauſcht, würde die Sehnſucht meines Herzens nur noch peinlicher auflodern. Was hat mich ſo verwandelt? Was hat in meine Seele dieſen Ernſt gebracht, den ich früher nicht kannte? Woher kam der wunderbaren, ſchnell enteilenden Erſcheinung die Macht, ſolchen unvergänglichen Eindruck auf mich zu machen? Ihr Name iſt der Schlüſſel zu allen Geheimniſſen meines Herzens; in jeder einſamen Minute, ja oft im lauteſten Geräuſch leuchten mir ihre Augen entgegen, und ich verſinke in dem Meere ſtillen Glanzes, der von ihnen ausſtrömt. Der Gedanke, ſie nie wieder ſehen zu ſollen, würde meine ganze Zukunft vernichten. Sobald ich kann, eile ich zu ihr zurück. Sie ſoll, ſie muß mein werden. Dieſe ihre Unentbehrlichkeit zu meinem Leben begründet mein Recht auf ſie.

Meine Cameraden ſind heute in neugieriger Erwartung, noch lebhafter als gewöhnlich. Unſere gute, alte Baronin beklagte es oft, daß ihre Geſellſchaft uns ſo wenig genügen könne, da ſie recht gut wiſſe, wie wenig jungen Officieren mit der Unterhaltung einer ſechzigjährigen Frau gedient ſei; ſie erwarte indeſſen täglich die Ankunft einer Geſellſchafterin, die man ihr als ein junges, hübſches Mädchen empfohlen habe. Geſtern kam nun ein Brief, worin dieſe Geſellſchafterin ihre Ankunft auf heut beſtimmte. Du kannſt leicht denken, wie intereſſant der Gedanke an ein hübſches, junges Mädchen in einem Hauſe iſt, wo ſelbſt die Zofen, nach dem Beiſpiel der Gebieterin, ſchon alle das große Stufenjahr zurückgelegt haben.

Welch ein Tumult in den Nebenzimmern! Alle ſtürzen an die Fenſter — ein Wagen fährt vor. Wundershalber muß ich die neue Hausgenoſſin doch auch ausſteigen ſehen. —

Am Abend dieſes Tages.

Sie iſt hier, Leo, mit mir unter einem Dache. Ich werde ſie täglich ſehen, ſprechen, mich am Anſchaun ihrer himmliſchen Schönheit erfreuen! Dieſe Arme haben ſie wieder umſchlungen — dies Herz ſchlägt noch verdoppelten Schlag im Nachgefühl des Augenblickes, wo ich die lebenswarme, in ihrer Jugendfriſche ſo herrlich blühende Geſtalt an meine Bruſt drückte, und der leiſe Druck ihrer Lippen meinen glühenden Kuß erwiederte. —

Wir waren Alle an die Fenſter getreten, die Neuangekommene ausſteigen zu ſehen: der Diener öffnete den Schlag — eine edle, ſchlanke, ſchwarz gekleidete Geſtalt in weißem Schleier ſtieg leicht und raſch aus dem Wagen, und ehe wir ſie recht in's Auge zu faſſen, ehe wir noch mit der Bewunderung des zierlichen, uns ſichtbar gewordenen Füßchens fertig waren, war ſie ſchon entſchwunden. Es wurde unter uns viel über ſie geſcherzt und geſprochen, und wir erwarteten ungeduldig die Theeſtunde, die uns in das Zimmer unſrer Wirthin hinunter rief, um dort bei ihr den Abend zuzubringen. Sie ſchlug endlich, und nie waren wir ſo pünktlich bei der Baronin erſchienen, die uns lächelnd empfing, und dem Bedienten befahl, die Mamſel zu rufen. Von allen Officieren meines Regiments hatte ich, als ich Deborah kennen lernte, nur Cederſtröm als Adjutanten bei mir, weil ich damals das Hauptquartier führte, und meine Dragoner auf der andern Abtheilung unſrer Flotte waren. Mit ihm ging ich auch jetzt in dem matt erleuchteten zweiten Zimmer auf und ab, als ſie eintrat. Der Eindruck ihrer unvermutheten Erſcheinung war ſo heftig, daß er mich durchſchütterte; ich drückte Cederſtröm die Hand, er ſolle ſchweigen, und trat erſt ein, als alle Uebrigen ihr ſchon vorgeſtellt waren, und ſie auf die Einladung der Baronin an den Theetiſch trat, den Thee zu bereiten. Eine unbändige Freude, die, ſeltſam genug, der Rührung glich, bewegte mich; ſtumm trat ich vor ſie hin — noch ehe die Baronin mich ihr nannte, hob ſie das Auge auf, und ihr Blick begegnete dem meinen; — erröthend erbebte ſie leiſe, wie der Lerchenbaum im Hauch der Abendluft. Kein Wort entweihte den ſtillen Herzensgruß dieſes Blickes, mit dem wir uns wieder fanden. — Wo möglich, iſt ſie noch ſchöner geworden in dieſem halben Jahre. Auch jetzt war ſie einfach gekleidet, doch nicht mehr ſchlicht bürgerlich, in modiſcherem Schnitt des Kleides, deſſen ſchwarze Seide den roſigen Silberſchimmer ihrer Haut glänzend hervorhob. Sehr zart gebildet, iſt doch jeder ihrer Pulsſchläge Leben und blühende Jugend; ganz makellos in vollendeter Schönheit ſteht die himmliſche Geſtalt da, und jede ihrer Bewegungen iſt voll Zauber und Anmuth. Aus den roſigen Lippen blitzen die weißeſten Perlenzähne hervor; unnachahmlich iſt die Grazie ihres Lächelns, und dann ihr Auge! was iſt der ſtrahlende Lichtglanz des reinſten Aethers gegen ſeine blaue Klarheit! — O Leo, laß ſie mein ſein, nur eine Woche, einen Tag, und ich erkaufe ihren Beſitz mit allen Hoffnungen der Seligkeit,

Und ſpaltete ſich dicht vor mir ein Grab,
Und ſäh' ich Blitz auf Blitz die Tiefe röthen,
Ich ſtürzte mich beglückt hinab!

Schweigend ſtanden wir Alle um ſie her. Es war, als wenn die Göttin der Schönheit ſelbſt unter uns ſichtbar geworden wäre, und wir nur in einem Wink die Vergünſtigung erwarteten, ſie knieend anbeten zu dürfen. Deborah allein war nach dem erſten Augenblick unſers Erkennens bald wieder geſammelt und in ruhiger Unbefangenheit, als habe ſie gar keine Ahnung, wie ihr Anblick uns ergreife, fing ſie mit der Baronin ein Geſpräch an, in welches dieſe bald Mehrere zog, und das allgemein wurde. Ich allein ſaß ihr gegenüber, viel zu befangen, viel zu vertieft in die Wonne ihres Anblicks, um an der Unterhaltung Theil nehmen zu können. Bald wurden auch die Spieltiſche geſetzt, und da ich bisher alle Abende in der Partie der Baronin geweſen war, durfte ich es auch dieſen Abend nicht ablehnen. Nie hat aber wohl irgend Jemand zerſtreuter geſpielt. Sie war mit mir in demſelben Zimmer; Rehbinder und Uſedom, die nicht ſpielten, ſaßen neben ihr, und ſuchten angelegentlich ſie zu unterhalten. Wie lauſchte meine Seele dem ſüßen Ton ihrer Stimme; wie ergötzte ſich mein Geiſt an dem lebendigen Witz und dem geiſtreichen Muthwillen, mit dem ſie ihre Schmeicheleien perſiflirte, und dabei doch ſo ſicher, ſo zart auf der Linie blieb, die ein Weib in dieſer Art von Wortgefecht nie überſchreiten muß! Ich brannte; es zog mich hin zu ihren Füßen, ich konnte in dieſer Ferne von ihr nicht ausdauern — da kam die Nachricht, es ſei ein großes Feuer zu ſehen, von dem man noch nicht wiſſe, wo es lodre. Die

Partien wurden unterbrochen; Alle ſtürmten hinaus, ſich darnach umzuſehen, ich war zögernd der Letzte. Auch ſie war aufgeſtanden, und da die Baronin fragte, ob ſie es nicht auch ſehen wolle, lächelte ſie mich ſüß erröthend an, und nahm meinen Arm, den ich ihr mit Herzklopfen bot. Unſer Weg ging in der dunkeln Dämmerung des Herbſtabendes durch den Garten. Ich drückte ihren Arm an mein Herz, und zog ihre weiche, warme Hand an meine glühenden Lippen. — „Herr Graf!“ rief ſie ſtrafend, und ſtrebte, ſie mir zu entziehen. Bis jetzt hatte ich meiner innern Bewegung nicht Herr werden können: aber der Laut dieſer ſüßen Stimme in der traulichen Dunkelheit gab mir Worte. „Deborah,“ ſagte ich, und alle Leidenſchaft meiner Empfindung für ſie klang aus dem Ton meiner Stimme, „Guſtav, Ihr Guſtav iſt es, der dieſe Hand an ſein vor Entzücken klopfendes Herz drückt; können Sie dieſe Huldigung einer Seele ſtrafen wollen, deren einziger Gedanke Sie ſeit der Minute Ihres erſten Anblicks geweſen ſind?“ —

Sie ſchwieg; aber ihre Finger legten ſich feſter auf mein Herz — da umſchlang ich ſie, und wagte es, ſie an meine Bruſt zu drücken — dieſer Augenblick, Leo, war mehr werth, als mein ganzes vergangenes Leben. — Geräuſch der Näherkommenden rief mich in dieſe Welt zurück; aber der Nektar dieſes Kuſſes, und mit ihm die Seligkeit des Olymps blieb in meinem Herzen. Ich kenne mich ſelbſt ſeitdem nicht mehr. Jede Empfindung, die ſie in mir erweckt, iſt unbegreiflich wie ſie ſelbſt, und ähnelt nie dem, was ich für irgend ein andres Weib empfunden habe. In mir iſt eine Neuheit ſüß und überraſchend, als hätte ich noch nie ein Mädchen außer ihr gekannt, als wäre ſie die Einzige ihres Geſchlechts auf dem ganzen Erdenrund. Ich konnte keinen unbemerkten Augenblick mehr erhaſchen, und mußte mich am Abend, wie alle Uebrigen, von ihr trennen, ohne ihr noch ein Wort der Liebe ſagen, ohne nur noch einmal ihre Hand faſſen zu dürfen. Aber mir gehört ſie, und mein ſoll ſie werden, und wenn ſich Welt und Himmel trennend zwiſchen uns würfe. Meine Seele kann eher von ihrem Daſein, als von dieſem Wunſche ſcheiden.

Sechster Brief.

Seit acht Tagen lebe ich nun mit ihr in einem Hauſe, ſehe, höre ſie, berauſche mich mit jedem Augenblicke mehr in dem Zauberkelch ihrer Nähe, ihres Lächelns, ihres Athmens, ihrer Blicke, ohne einen Augenblick einſamer, ungeſtörter Unterhaltung mit ihr erbeuten zu können. Bin ich denn ſo ganz ein Neuling? Aber es iſt wahr, ſo ungeſtüm, fern von ihr, die Sehnſucht in jedem meiner Pulſe klopft, ſo vergeſſe ich doch, ſobald ich ſie ſehe, wie Vieles mir dieſe Nähe noch zu wünſchen übrig läßt. Mit jedem Tage entwickelt ſie neue Reize, neue Vollkommenheiten, und noch hat kein Mann ſie erblickt, ohne ihr erklärter Bewunderer geworden zu ſein.

Den Tag nach ihrer Ankunft war hier große Geſellſchaft; doch ſuchte ich bei meinem Eintritt in's Zimmer Deborah vergeblich, und ich fand ſie erſt im Speiſezimmer, wo ſie, in ihrem einfachen ſchwarzen Kleide, nur durch ihre Schönheit ſchön, am untern Ende des Tiſches ſtand. Ich ließ den Arm meiner Dame fahren und näherte mich ihr.

„Warum,“ fragte ich, „ſieht man Sie erſt jetzt? Sie ſind doch wohl nach Ihrer geſtrigen Reiſe?“

„Recht wohl,“ antwortete ſie mir mit ſtillem Ernſt, aber das bürgerliche Mädchen wird in dieſen Zirkeln nur da zugelaſſen, wo es etwas für daſſelbe zu thun gibt, und ich muß heute anfangen zu lernen, wie ein frei gebildeter Geiſt die Feſſeln ſolcher Abhängigkeit muthig zu tragen vermag. Eine Wolke flog über ihre Stirn, und ſie ſtand ſtolzer und höher, denn ſonſt, vor mir; aber ehe ich noch zu antworten vermochte, ſammelte ſich die Geſellſchaft, und ich mußte hinauftreten, um zwiſchen zwei alten Damen die Oberſtelle einzunehmen, die kein anderes Verdienſt aufzuweiſen hatten, als die vornehmſt Betitelten in der Geſellſchaft zu ſein. Zum Glück ſaß mir Deborah am unterſten Ende der Tafel gegenüber. Die beiden Plätze zu ihrer Seite waren überzählig und blieben leer, da die untern Enden des Tiſches mit zwei Damen beſetzt waren, von denen keine die Artigkeit hatte, das bürgerliche Mädchen einzuladen, ſich zu ihr zu ſetzen. Mich ärgerte dieſe Unart, und doch mußte ich ſie ihnen Dank wiſſen. Deſto unverholner huldigten ihr aber in ſtiller Bewunderung die Blicke aller

Männer. Auf keinem derſelben ſchien aber doch ihr Anblick tiefern Eindruck zu machen, als auf unſern kleinen Cederhjelm, der es ſich nicht enthalten konnte, mich laut über den Tiſch hinüber zu fragen: ob ich mich erinnere je etwas Schöneres geſehen zu haben, als ſie? „Kaum," ſagte ich leicht hin, „und Du?" Bei Amor und ſeiner himmliſchen Mutter, und allen Grazien ſchwur er, es gebe ihres Gleichen nicht mehr, und ſein Herz ſei unwiederbringlich an ſie verloren. Mehrere unſerer Landsleute ſtimmten in dieſen Preis ihrer Schönheit ein, und prieſen mich glücklich, das wunderherrliche Frauenbild täglich zu ſchauen. „Ja," ſagte Hompus Mörner, der mit ſeinen Huſaren gleichfalls in dieſer Gegend cantonirt, „er iſt wohl glücklich; was würde aber das ſchöne Fräulein Silverhjelm zu dieſem Glücke ſagen, wenn ſie darum wüßte?" Mich traf dieſer Scherz ſehr unangenehm; ich weiß ja recht gut, daß mein Wort und meine Hand verpfändet ſind, und der Wunſch, daß es nicht ſo ſein möge, iſt mir auch noch nicht einmal durch den Sinn gefahren, da ich weiß, was ich meinem Geſchlecht und meinen Verhältniſſen ſchuldig bin; aber eben ſo wenig hatte ich auch bisher daran gedacht, daß Deborah und Laura's Gatte je mit einander in Colliſion kommen könnten. Es koſtete mich daher Mühe, ihn in ſcherzhaftem Ton zu fragen, ob er wirklich glaube, daß ſie mir die Ehre erzeigen werde, eiferſüchtig zu ſein? Alle ſtimmten nun überein, daß eine Schönheit jenſeits des Meeres unmöglich das Recht haben könne, auf eine Schönheit dieſſeits des Meeres eiferſüchtig zu werden; als aber mein Blick auf Deborah fiel, ſah ich an ihrer lebhaften Röthe, ſie habe errathen, daß unſer Geſpräch ſie betreffe, und ihr Auge ruhte ernſt und forſchend auf mir, als wolle ſie das Innerſte meines Herzens erſpähen. Tief fühlte ich es in dieſem Augenblick, daß nur die Liebe Rechte gibt, nur die Liebe Rechte anerkennt, und jedes andre Bündniß todte Form iſt. Wie wenig würde aber dies herrliche Mädchen ihre Gewalt über mich kennen, wenn ſie je eine Nebenbuhlerin fürchten könnte! Wie vor der aufgehenden Sonne alle Sterne erlöſchen, ſo, in meinem Herzen, vor ihrem Bilde die Erinnerung an jedes andre Weib! Nach Tiſch begleitete ſie uns hinüber, den Caffee einzuſchenken, wo ſich denn faſt alle Männer der Geſellſchaft um ſie ſammelten; nie ſah ich aber eine ernſtere, ehrfurchtgebietendere Haltung, als die, womit ſie die, die ſich ihr ohne Umſtände, als ſei es für ſie eine Ehre, von ihnen beachtet und angeredet zu werden, ohne Worte in die gehörigen Schranken der Unterwürfigkeit zurück wies. Dagegen war ſie gegen mehrere Damen, die mit ihr ſprachen, ganz das freundliche, beſcheidene Weſen, das ſie in ihren Verhältniſſen ſein mußte, um ihnen zu gefallen. Die Spielpartien wurden geordnet, ich verlor ſie aus den Augen, und konnte auch ſpäterhin nicht Gelegenheit zu einer traulichern Unterhaltung mit ihr finden, da ſie ſich in fremder Scheu von mir entfernt hielt, und erſt am Abend, als ich im zürnenden und klagenden Unmuth Abſchied nehmend vor ihr ſtand, leuchtete mir ihr Himmelsblick, in ſeiner freundlichen Klarheit, wieder ſüßen Frieden in die Seele, und ich ging ſtill beglückt nach meinem Zimmer.

Unſere hieſige Lebensweiſe iſt ſo eingerichtet, daß wir unſre Wirthin erſt des Mittags, kurz vor Tiſch, zu ſehen bekommen. Nun waren wir an einem dieſer Tage in der Nachbarſchaft zum Mittagseſſen geladen, und die Baronin ließ mich am Morgen fragen, ob ich mit ihr in ihrem Wagen fahren wolle. In der Zuverſicht, daß Deborah mit dabei ſein würde, nahm ich dies Anerbieten freudig an. Denke Dir aber meine unangenehme Ueberraſchung, als ich, da ich zu der Baronin eintrat, ſie zum Wagen zu führen, nur ſie geputzt, und Deborah in einem Hauskleide fand, deſſen Einfachheit mir ihr Zuhauſebleiben verkündigte. Mein Geſicht mochte den Unmuth getäuſchter Hoffnung deutlich ausſprechen, und was mich völlig unwirſch machte, war, daß Armfeld und Weſtrall unter irgend einem Vorwand die Einladung abgelehnt hatten, und nun den ganzen langen Tag in ihrer Geſellſchaft zubringen durften. Ich ſtieg ſo übellaunig als möglich in den Wagen, und verhehlte der alten Dame mein Befremden über Deborahs Zuhauſebleiben nicht. „Mein Gott, lieber Herr Graf," antwortete ſie mir ganz ernſthaft, „bedenken Sie doch, eine Predigertochter in unſern Geſellſchaften! Wenn es noch ein Nachmittagsbeſuch wäre, ei ſo läßt man das auf dem Lande wohl mal ſo hingehen, und ich dürfte es um ſo eher wagen, meine Mamſell mitzunehmen, da ſie ein artiges, wohlerzognes Mädchen iſt; aber ein Diner! eine gebetene Geſellſchaft! nie würde man mir es vergeben, wollte ich es wagen, eine Bürgerliche darin einzuführen."

„Wenn alſo Demoiſelle Lerſon, ſtatt wie jetzt, eine der gebildetſten und geiſtreichſten Perſonen ihres Geſchlechts zu ſein, das albernſte, ungezogenſte und widerlichſte Geſchöpf, aber doch ein Fräulein wäre, ſo würde ſie heut mit von der Geſellſchaft ſein?" fragte ich ſie ganz ruhig, und ob ſie gleich ſelbſt über die Folgerungen lachen mußte, und es fühlte, zu welchem beißenden Epigramm auf den Geiſt und den Ton ihrer Geſellſchaften ihre Antwort wurde, mußte ſie meine Frage doch bejahen. Sie gab mir in Allem, was ich ihr über die Unſinnigkeit dieſer Unterſcheidung ſagte, vollkommen Recht; allein ich ſeh' es ein, daß es mir, trotz ihrer beſſern Einſicht und des warmen Wohlwollens, das ſich Deborahs unwiderſtehlicher Zauber in dieſen wenigen Tagen ſchon von ihr gewonnen hatte, doch nicht gelingen würde, ſie zu irgend etwas Entſcheidendem für meinen Zweck zu führen. Ich würde aber in dieſem Fall, abgeſehen davon, was Deborahs Theilnahme an dieſen Geſellſchaften, die ohne ſie keinen Reiz mehr für mich haben können, mir gelten muß, auch für jedes andre fein gebildete Frauenzimmer in ähnlicher Lage alles Mögliche gethan haben, die Rechte ihres Geſchlechts und ihrer Liebenswürdigkeit geltend zu machen. Mein Standpunkt in der Geſellſchaft ſichert mir viele Mittel, meinen Endzweck zu erreichen, und ich habe damit angefangen, die ganze Geſellſchaft zu einem Ball einzuladen, den ich ſo glänzend wie möglich einzurichten ſuchen werde, und deſſen ehrfurchtsvoll gefeierte Königin ich Dir wohl nicht zu nennen brauche. Deborah ſcheint meine Abſicht zu errathen. Als ich ſie heut in Gegenwart der Baronin um den erſten Tanz bat, ſagte ſie mir lächelnd: „Sie wagen viel, Herr Graf, denn wer verbürgt Ihnen, daß ich einfaches Landmädchen einen Pas kenne? — Ich werde indeſſen ſuchen, Ihr Vertrauen zu rechtfertigen,“ ſetzte ſie muthwillig hinzu, „wenn Sie vorlieb nehmen wollen.“ Sie verneigte ſich hier mit einer komiſchen Naivetät, die ſie ſo allerliebſt kleidete, daß ich mich, trotz der Anweſenheit der Baronin, nicht enthalten konnte, ihre ſchöne Hand mit dem Ausdruck lebhafter Leidenſchaft zu küſſen.

Siebenter Brief.

Glaubſt Du an Feen und ihre Zaubereien? Nein — o ſo komm und ſieh dieſe Deborah, wie ſie in mannigfach wechſelnder Geſtalt jeden Reiz, jede Hoheit ihres Geſchlechts in ſich vereinigend, immer unnachahmlich nur mit ſich ſelbſt zu vergleichen iſt, und wenn Du dann gläubig vor dem Zauber ihrer himmliſchen Schönheit Dein Knie beugſt, ſo lerne den Geiſt kennen, der ſie belebt, und der, mit den erhabenſten Ideen, mit dem edelſten Heroismus befreundet, nur mit ihrer großen, tief und feurig fühlenden Seele ſich vergleichen darf, und Du wirſt huldigend bekennen, in ihr das Meiſterſtück der Schöpfung und ihr ſchönſtes Wunder erblickt zu haben.

Vorgeſtern war der Tag des Balls, von dem ich Dir in meinem letzten Briefe ſchrieb, und den ich in R. gab. Als ich den Wagen vorfahren hörte, der uns dorthin bringen ſollte und eilig aus meinem Zimmer trat, öffnete ſich in dem Gang vor demſelben eine Thür, von der ich geglaubt hatte, ſie führe zu einem unbewohnten Zimmer, und heraus trat

Deborah. Gott, wie ſchön war ſie! Ihr Gewand ein leichter Silberflor — Haar und Bruſt mit jungen, halbaufgeblühten Roſen geſchmückt — die blendend weißen Arme mit Perlen umwunden — ich glaubte ſie noch nie geſehen zu haben, und ſank wie geblendet, unwillkürlich vor ihr nieder.

In ſtolzem Triumph führte ich ſie hinunter. Ihre Erſcheinung traf alle meine zum Abfahren verſammelten Officiere, wie die eines Götterbildes; ſelbſt die alte Baronin konnte ſich nicht enthalten, ſie wohlgefällig zu betrachten, und ihr etwas recht Freundliches über ihre Geſtalt und ihren Anzug zu ſagen. Mit unbeſchreiblichem Liebreiz beugte ſie ſich erröthend nieder, die Hand der alten Frau zu küſſen, deren Herz ihr dieſer Abend vollends gewonnen hat. Sie thut ſich ordentlich auf die Schönheit ihrer Deborah und den Beifall, den man ihr allgemein zollt, etwas zu Gute, und hat einen wahrhaft mütterlichen Ton gegen ſie angenommen. Keine Tochter kann aber auch achtſamer und zärtlicher ſein, wie Deborah es gegen ſie iſt, und dieſe jungfräuliche Kindlichkeit im Betragen gegen ihre Beſchützerin iſt ein Reiz, der mich um ſo lebhafter anzieht, da er einzig ihrem Herzen angehört. Entzückt hob ich ſie in den Wagen. Ich ſaß ihr gegenüber, ſo nah, ſo enge in einem ſo kleinen Raum, und doch war dieſer Raum jetzt meine Welt! Der freundliche, liebreiche Ton, mit dem die Baronin ſie mein Kind und liebe Deborah nannte, befreiete ſie von dem drückenden Zwang, den das Gefühl dienſtbarer Abhängigkeit bis jetzt ihrem gebildeten, edelſtolzen Geiſt angelegt hatte. Sie wurde lebhaft, munter, glücklich, und die Grazien ihres Scherzes und ihres Muthwillens hätten ihr ſelbſt dann mein lebhafteſtes Intereſſe gewonnen, wenn ich auch nicht in ihr die blühende Braut meines Herzens vergöttert hätte. Ich konnte mein Entzücken, meine unbeſchreibliche Freude an ihr nicht verbergen; meine Blicke ſagten ihr, was ich empfand, und ihre ſchönen Augen ruhten zuweilen mit einem ſo ſeelenvollen Ausdruck auf mir, daß ich davon wie von einem Wonneſchauer erbebte. Als wir in R. vor dem Gaſthauſe, wo die Geſellſchaft ſich verſammeln ſollte, vorfuhren, ſah ich einen Reiſewagen im Hofe ſtehen, an dem ich das Wappen der Fürſtin L. erkannte. Ich habe dieſe wegen ihres Geiſtes und ihres Kunſtſinnes berühmte Frau in Paris kennen lernen, wo ich meine angenehmſten Abende in ihrem Hauſe verlebte, und mich ihrem engern Umgangszirkel anſchließen durfte. Sie war jetzt auf der Rückreiſe nach W., und ich freuete mich des Zufalls, der mich hier mit ihr zuſammen führte, um ſo mehr, da es mir gleich einleuchtete, wie trefflich ſie meinen Plan, Deborah in dieſer Geſellſchaft die ihr gebührende Stelle zu verſchaffen, zu unterſtützen vermöge. Ich ließ mich bei ihr melden, ward angenommen, mit der gewohnten freundlichen Güte von ihr empfangen, und erhielt das Verſprechen, dem Ball beiwohnen zu wollen. „Dies iſt um ſo mehr Pflicht, gnädigſte Frau,“ ſagte ich ihr, „da ich im Geiſt echter Ritterlichkeit dieſen Ball nur gebe, um der Schönheit zu ihrem Recht zu verhelfen.“ Ihre Neugierde ward gereizt; ich erzählte ihr von Deborah, und ſie verhieß mir lächelnd, daß, wenn dieſe nur halb ſo liebenswürdig ſei, wie ich ſie ihr ſchildere, ſie gern das Beiſpiel geben wolle, wie Geiſt und Adel der Sitte zu ehren ſei. Sie entließ mich, und ich ging meine nach und nach ankommenden Gäſte zu empfangen. Die Nachricht von der Anweſenheit der Fürſtin verbreitete ſich wie ein Lauffeuer, und es beluſtigte mich ſehr, dieſelben Frauen, die meiner Deborah ſo unhöflich als übermüthig begegnet hatten, jetzt in der Erwartung des

Eintritts der Fürſtin in verlegener Haltung zu finden. Endlich, als die ganze Geſellſchaft verſammelt war, erſchien ſie mit all dem vornehmen Ernſt ihres ehrfurchtgebietenden Anſtandes, reich und geſchmackvoll gekleidet. Ich ſtellte ihr die angeſehenſten Damen der Geſellſchaft vor. Deborah ſtand im Hintergrunde ganz vereinzelt, da ſich ihr die Fräulein alle vorgedrängt hatten. Das Auge der Fürſtin ſuchte ſie, und ein ſchnell auf mich gewandter Blick belehrte ſie, daß ſie ſie aufgefunden hatte. „Herr Graf," fragte ſie mich halblaut, doch ſo, daß alle Umſtehenden es hören konnten, „wer iſt denn die wunderſchöne junge Dame dort?" — „Demoiſelle Lerſon, gnädigſte Frau, die Geſellſchafterin der Frau Baronin Eblauch." — „Wahrlich," ſagte ſie, zu dieſer gewandt, im Ton der Bewunderung, „wenn der Geiſt dieſes jungen Frauenzimmers nur einigermaßen dem ſeelenvollen Ausdruck ihres Geſichts entſpricht, ſo muß ich Ihnen, Frau Baronin, zum Beſitz eines ſolchen Schatzes Glück wünſchen." Die Baronin lobte den Charakter und die Talente Deborahs mit vieler Herzlichkeit, und die Fürſtin wandte ſich zu mir mit der Bitte, ſie mit Deborah näher bekannt zu machen. Ich ging zu dieſer, ſie der Fürſtin zuzuführen, und mit einem Anſtand, von dem ich bis jetzt geglaubt hatte, nur das Leben in der großen und feinen Welt könne ihn geben, trat Deborah vor, die Fürſtin zu begrüßen. Dieſe redete ſie ſehr verbindlich an, und Deborahs freiſinnige, geiſtvolle Antworten verwickelten Beide in ein Geſpräch, das nur von der beginnenden Tanzmuſik unterbrochen wurde.

Ich eröffnete den Ball mit der Fürſtin. „Wahrlich, Graf," ſagte ſie, indem ſie mir die Hand zum Beginn des Walzers reichte, „nie hätte ich geglaubt, daß ein Mädchen noch ſchöner ſein könnte, als ſie die feurige Begeiſterung ihres Anbeters malt; doch Ihre Deborah hat mich davon überzeugt. Glauben Sie nur nicht, daß ſie Ihnen ferner das Geringſte von der Freundlichkeit meines Betragens gegen ſie zu danken hat; es geſchieht Alles auf Deborahs eigene Rechnung, und Ihrer wird dabei nicht mehr gedacht."

Die Artigkeit der Fürſtin hatte auch wirklich ſchon ſo viel gewirkt, daß man es kaum mehr befremdend fand, als ich bei der erſten Ecoſſaiſe allen dieſen hoch- und hochwohlgebornen Damen vorüber ging, um ſie mit Deborah zu tanzen. Die

Fürſtin war gegen Alle ſo artig, wußte jeder Einzelnen etwas ſo Verbindliches zu ſagen, daß es unmöglich war, ſie nicht liebenswürdig zu finden; und doch mußte dieſe Freundlichkeit gegen Alle nur dienen, ihr Betragen gegen Deborah noch mehr hervorzuheben. Wenn die Frauen es überhaupt einmal unternommen haben, Jemand in einer Geſellſchaft zu heben und ihn geltend machen zu wollen, ſo haben ſie dazu eine Gabe, deren Feinheit wir Männer nur bewundern, aber nie uns aneignen können. Ihr Beiſpiel riß alle Damen fort; Deborah wurde *beachtet*, und glaube mir, wo es auch ſei, im glänzendſten Zirkel oder in der einfachſten Umgebung, immer wird dies ihren Triumph entſcheiden. Sie iſt durchaus unwiderſtehlich, und ihre Gewalt über Alles, was Menſch heißt, bewährte ſich auch an dieſem Abend. Zuerſt redete man ſie nur aus Neugierde, nur um das Beiſpiel der Fürſtin nachzuahmen, an; aber man endete damit, ſie ganz um ihrer ſelbſt willen auszuzeichnen.

Nach einigen Stunden äußerte die Fürſtin den Wunſch, einen Contretanz zu tanzen. Es wurde bei allen Damen herumgefragt, aber es fanden ſich nur zwei, die, kürzlich erſt aus einer Koſtſchule zurück gekommen, dieſe Art Tänze kannten. Deborah bot ſich an, den vierten Platz als Figurantin einzunehmen, wozu ſich keine der anweſenden Tänzerinnen verſtehen wollte. Ich tanzte mit der Fürſtin, deren Grazie oft ſelbſt in den Pariſer Sälen bewundert worden iſt, Deborah mit Hüpken. Die Fürſtin begann den Tanz, und Hüpken übertraf ſich ſelbſt der ſchönen Frau gegenüber. Du erinnerſt Dich noch wohl, daß er an unſerm Hofe, wo der Tanz faſt zur ſchönen Kunſt erhoben iſt, für einen der beſten Tänzer gilt, und ſchon oft ein kleiner Wetteifer unter uns Statt gefunden hat. Der Beifall, den er hier allgemein erntete, verdroß mich, weil ich es in Deborahs Zügen las, daß ſie ihm mit Vergnügen zuſah, und ihre Unkunde des Tanzes mich, da ſie mir gegenüber ſtand, gegen ihn in Schatten ſtellen muſte. Urtheile aber von meinem Erſtaunen, als ich, da ſie die Reihe traf, ſie leicht, wie die jüngſte der Grazien, und kunſtvoll und geübt, als ſei ſie Terpſichore ſelbſt, zu mir heranſchweben ſah. Es iſt nicht möglich, daß ſich eine reizende weibliche Geſtalt anmuthiger darſtellen kann, als in dieſem Tanze, und eben ſo wahr iſt es, daß ich nie in einem Geſellſchaftsſaal ſchöner habe tanzen ſehen, wie Deborah tanzt. Keiner in dem ganzen, uns umſtehenden Zirkel wandte einen Blick von ihr, und wir Andern tanzten Alle nur, ihr zur Folie zu dienen.

Ich näherte mich ihr nach Endigung des Tanzes, und ſagte ihr einige Worte des Entzückens über dies neu entdeckte Talent, von dem ich nicht begriff, wie ſie es entwickelt und geübt haben könne. „Erſt jetzt,“ ſagte ſie mir mit leichtem Spott, „da ich ſehe, welch' einen Werth dieſe mir höchſt gleichgültige Fertigkeit in Graf Guſtavs Augen hat, freue ich mich des Zufalls, der vor einigen Jahren einen franzöſiſchen Ausgewanderten in das Haus meiner Eltern führte, und ihn antrieb, ihre Gaſtfreiheit mit dem Unterricht, den er mir im Tanzen gab, zu vergelten.“

Am Abend bei Tiſche ſaß ich zwiſchen Deborah und der Fürſtin. Witz, Scherz, heiterer Muthwille, alle Grazien der Unterhaltung ſchwebten um die Tafel. Die Fürſtin konnte es nicht müde werden, Deborah anzuſtaunen und anzuhören. „Von allen Wundern der Natur und der Kunſt,“ ſagte ſie mir, „die ich in den verſchiedenen Ländern Europens geſehen habe, wird Deborah mir das unvergeßlichſte bleiben, und meine an ſchönen Bildern ſo reiche Erinnerung bewahrt doch keins, das nicht durch den Zauber ihrer Schönheit und ihrer Anmuth überſtrahlt wird.“

Spät in der Nacht trennte ſich die Geſellſchaft. Die Fürſtin umarmte Deborah mit herzlicher Innigkeit. Als ich ſie nach ihrem Zimmer führte, ſagte ſie mir ernſt: „Graf, Sie lieben Deborah, und ich begreife wohl, daß man ſie mit unendlicher Leidenſchaft lieben kann; aber ehe Sie als der ſchwarze Genius ihres Lebens vor ſie treten, und dies unendlich liebenswürdige Weſen zum Opfer einer eben ſo grauſamen als verführeriſchen Täuſchung weihen, bitte ich Sie, ſich ernſt zu fragen, welch ein Glück denn der letzte, ſtolze Sprößling eines ſo berühmten Geſchlechts, der Verlobte von Laura Silverhjelm, Deborah Lerſon zu bieten hat?“

Ich ſtand betreten vor ihr. Zum erſten Mal trat die Unſicherheit der Zukunft vor mich, und ich erbebte vor ihren finſteren Geſtalten. Die Fürſtin hob noch einmal warnend ihre Hand gegen mich, und verſchwand. Von einem Heer geſtaltloſer Schrecken umſtürmt und umfluthet, lehnte ich mich einſam an einen Pfeiler; aber bald hob ſich die Gewißheit und Wahrheit meiner Liebe ſiegend aus dieſem Nebelmeer hervor, und jeder Zweifel ſchwand vor ihrer Allmacht. Noch hatte ich von Deborahs Lippen nie ein Wort der Liebe gehört, und doch war ich im lebendigſten Gefühl meines Daſeins nicht gewiſſer, als des Beſitzes ihres Herzens. So eine Ueberzeugung durchdringt die ganze Seele und ſchafft einen neuen Menſchen. Welches Opfer vermag Liebe nicht zu vergelten? Für jedes, das Liebe, wahre Liebe fordern und annehmen kann, muß auch in ihr Lohn und Erſatz ſein. Ich kehrte zu Deborah zurück, und ihr holder Anblick verjagte bald ganz dieſe kleinliche Verzagtheit an meiner eigenen Macht.

Ich führte ſie zum Wagen. In der kalten, finſtern Winternacht ſaß ich — ihre Hand in der meinigen — ſie mir ſo nah, daß ihr Athem mich umſäuſelte, wenn ſie ihre Rede an mich wandte. Die alte Baronin ſchlief bald ein; unſer Geſpräch ward leiſer und verſtummte endlich ganz. Ein heftiger Stoß warf Deborah an meine Bruſt; den glücklichen Augenblick benutzend, umſchlang ich ſie mit meinen Armen und drückte ſie an das glühende, nur für ſie allein klopfende Herz. Sie widerſtrebte ſanft; aber ſie nicht laſſend, lehnte ſie endlich den

Kopf ſanft an meine Bruſt, und ihre Hand ruhte warm in der meinigen.

So ſie in meinen Armen, an meinem Herzen haltend, verſunken im reinſten Genuß einer mir bis dahin unbekannten Wolluſt, war in mir überſchwängliche Fülle, und eine Stillung und Befriedigung aller Sehnſucht, deren Köſtlichkeit ich Dir nicht zu beſchreiben vermag. Es war 4 Uhr des Morgens, als wir zu Hauſe kamen. Die Baronin bot mir an, noch in ihrer Geſellſchaft Thee zu trinken, und als habe der Schutzgeiſt meines Glückes es ihr eingegeben, ſtand ſie gleich nach der erſten, ſchnell getrunkenen Taſſe auf, weil ſie ihrer Müdigkeit nicht länger Herr zu werden vermochte, und ihre Entfernung ließ mich mit Deborah allein. Mein Herz klopfte ſo ungeſtüm, daß es mich am Sprechen verhinderte; ſtumm warf ich mich in der heftigſten Leidenſchaft zu ihren Füßen — ich hob den Blick zu ihr empor — in ihren Augen glänzten Thränen — eine tiefe Bewegung ſprach aus ihren Zügen, und doch fühlte ich es, daß ſie keine Ahnung des Sturmes hatte, der in mir tobte. Dieſer heilige Friede ihrer Unſchuld weckte in mir ein Gefühl der Ehrfurcht gegen ſie, das ich nie geglaubt hätte, in ſolcher Lage empfinden zu können. „Deborah,“ ſagte ich ihr, „Du mußt es fühlen, wie ich Dich liebe, und kann mich die Hoffnung täuſchen, daß Dein Herz das meinige lange errathen hat, weil es mit ihm gleich zu fühlen vermag?“

Sie ward unruhig; bewegt wandte ſie ihren Blick auf mich, und ſenkte ihn dann erröthend nieder; doch plötzlich faßte ſie meine beiden Hände, drückte ſie an ihr Herz, und mit einem Blick, der tief in meine Seele drang, richtete ſie ſich ſtolz empor. „Nein,“ ſagte ſie, „dies Herz, das von jeher zu ſtolz war, um vor Gott und Menſchen je die leiſeſte ſeiner Regungen verläugnen zu wollen, ſoll jetzt bei dem heiligſten ſeiner Gefühle nicht von dieſer Wahrheit abweichen. Ja, Guſtav, ja ich liebe Dich unausſprechlich!“

Mit einem unendlichen Entzücken, mit einer ſeligen Rührung drückte ich ſie an mein Herz, und meine Lippen ſtammelten ihr mein Glück und meinen Dank. „Du weißt es nicht,“ fuhr ſie fort, „wie reich Dich dieſe Minute gemacht hat; aber Du wirſt dieſe Seele kennen lernen, die nur Dein iſt, und deren Schickſal auf eine Ewigkeit hinaus in dieſer Liebe begründet iſt.“

Seit dieſem Augenblick weiß ich nichts mehr von dieſer Erde, als daß Deborah mein iſt. Die Liebe zu dieſem göttlichen Geſchöpf hat ihre Myſterien, die ich früher nicht einmal geahnet habe. Nie empfinde ich das, was ich empfinden zu müſſen glaubte, und mein Gefühl wird oft da, wo ich gewähnt hätte, Sturm und Gluth zu werden, eine ſtille Innigkeit, deren Natur und Weſen ich nicht begreife, die aber himmliſchen Urſprungs ſein muß. Wenn ich ſie in unſern einſamen Zuſammenkünften oft mit einer Sehnſucht, einer Inbrunſt erwarte, die mir die Bruſt zu zerſprengen drohen, ſo wird doch, ſo bald ſie erſcheint, mein Gefühl reine Anbetung, und ihr unerklärlichſter Zauber iſt dieſe Gewalt, die ſie über mich übt. Ich ſehe, ich höre ſie nie, ohne zu vergeſſen, wie unendlich viel mir noch zu wünſchen übrig iſt; doch kaum von ihr getrennt, erwacht auch die Gluth der verzehrendſten Leidenſchaft wieder, und meine Seele lodert in ihrer heißeſten Flamme. — Nein, kein Anderer könnte ſie lieben, wie ich ſie liebe! Vielleicht lieben nur Götter von Ewigkeit zu Ewigkeit, und es iſt dem Menſchenherzen nicht vergönnt, in dieſer hell ſtrahlenden Opfergluth fortzulodern bis zum Tode; aber das fühle ich, ſollte dieſe Leidenſchaft einſt in meinem Herzen erlöſchen, ſo iſt es auch von ihr verzehrt, und für immer kalt und todt!

Achter Brief.

Die Fürſtin L. an Deborah Lerſon.

Ihre Bekanntſchaft, meine liebenswürdige Deborah, hat einen zu tiefen Eindruck auf mich gemacht, als daß er mir nicht den lebhafteſten Antheil an Ihrem Schickſal einflößen ſollte; einen Antheil, deſſen Wahrheit Sie nicht verkennen werden, wenn er mich gleich bewegt, Ihnen für den Augenblick der Gegenwart vielleicht wehe zu thun.

Sie ſind ſchön, liebe Deborah, ſo ſchön, daß ich mich nicht erinnere, je ein Frauenzimmer geſehen zu haben, das ich Ihnen vergleichen möchte; Sie ſind dabei geiſtvoll, liebenswürdig, talentvoll und gebildet, und die Natur hat alſo in dem ſeltenſten Verein Alles gethan, Ihnen die Ungerechtigkeit des

Glückes zu vergüten, das Sie ſo früh zur Waiſe machte, und Sie durch den Mangel des Vermögens in die, für einen Geiſt wie den Ihrigen, gewiß drückende Abhängigkeit von fremder Willkür ſetzte. Nie konnte auch ein Weib mehr zum Herrſchen und weniger zum Gehorchen beſtimmt ſein, wie Sie. Ich habe aber auch erkannt, welch eine Gewalt die Liebe über Ihr Daſein zu gewinnen vermag, und wie ſich in Ihrer gegenwärtigen Lage Alles vereinigt, dieſe Leidenſchaft zu Ihrem gefährlichſten Feind zu machen. Graf Guſtav liebt ſie; ich kenne den verführeriſchen Mann und ſeinen Leichtſinn in Bezug auf unſer Geſchlecht zu gut, um mir träumen zu laſſen, er werde Ihre Ruhe ſeinem Glück vorziehen, und doch kann die Erwiederung ſeiner Leidenſchaft Sie nur in's Verderben ſtürzen. Er iſt der Verlobte eines ſchönen, ſehr geiſtvollen und reichen Frauenzimmers, mit dem ihn der Wunſch ſeines Königs verbunden hat. Ein Bruch mit ihr würde alſo dem Grafen, mit der Gunſt deſſelben, beſtimmt alle die glänzenden Hoffnungen rauben, zu denen ihn ſein Stand, ſeine Talente und die Stufen, die er in ſolcher Jugend ſchon erſtiegen, berechtigen. Ehrgeiz war, ſo lange ich ihn kenne, die herrſchende Leidenſchaft dieſer ruhmſüchtigen Seele; es wäre möglich, daß Ihr Zauber dieſen auf einige Zeit überwältigte, und den Gedanken in dem Grafen erzeugte, Ihnen Alles dies opfern zu wollen; allein Ihr heller Verſtand läßt es Sie gewiß einſehen, wie unglücklich Sie Beide durch die Annahme eines Opfers werden würden, das ihn vom Hofe entfernen, mit ſeiner Familie, deren Stolz ich kenne, entzweien, und ihn zur Dunkelheit eines ruhmloſen und entadelten Lebens verdammen würde. Wie unglücklich müßten Sie ſich fühlen, wenn Sie im ehrwürdigen Irrthum eines ſchönen, aber unerfahrnen Herzens ein Opfer angenommen hätten, das er während der Nüchternheit eines langen Lebens bereuen würde, dem Götterrauſch flüchtiger Stunden gebracht zu haben. Nein, Deborah, Sie ſind zu edel, um durch ein ſolches Opfer ſich und ihn zu erniedrigen. — Oder glauben Sie an eine ewige Liebe? — Vielleicht, ich ſollte ſagen, gewiß, widerſpricht Ihr Herz der Stimme meiner Erfahrung, aber es iſt doch unumſtößlich wahr, daß die Liebe mit all ihrem Schmerz und ihrem Glücke nur eine Jugendtäuſchung, nur ein Traum iſt, und daß noch nie die Reue ausblieb, wenn man ihr die Entſcheidung unſers Schickſals überließ. Das Leben iſt ſo lang. — Die Zeit der Jugend und der Liebe darf nicht dem Lebenslauf eines Verſchwenders gleichen, der in wenig Minuten einen Reichthum verpraßt, mit dem er bis an ſein fernſtes Lebensziel ſich Wohlſtand und Genuß zu ſichern vermögen würde.

Und wird ſich ohne Ausſicht, ohne Wahrſcheinlichkeit einer rechtmäßigen Verbindung dieſe Liebe je mit Ihrem Glück vereinigen laſſen? Sie haben keine Mutter, keine ältere Schweſter; laſſen Sie dann, bei der lebhaften Theilnahme, die Sie mir eingeflößt haben, mich Sie warnen, und Ihnen den Abgrund zeigen, an deſſen Rand Sie ſo ſorglos wandeln. Die Gefahr iſt dringend. Ich bin ſtolz darauf, daß Welterfahrung und Weltleben mir nicht die Fähigkeit geraubt haben, die Friedlichkeit der Liebe in einem reinen Weiberherzen ganz zu begreifen und gerecht zu würdigen. Als Frau kann ich das; nur erwarten Sie nie von einem Mann eine gleich gerechte Würdigung; dies Geſchlecht iſt derſelben ſeinem ganzen Sinn und Weſen nach durchaus unfähig, und das Edelſte bleibt ihnen nicht unentadelt, das Reinſte nicht rein. Sie werden zu leidenſchaftlich geliebt, der Graf iſt zu liebenswürdig, als daß nicht

Unſchuld und Jugend ſelbſt Ihre gefährlichſten Feinde werden ſollten. Es gibt in Ihrer Lage nur ein einziges Rettungsmittel, und das heißt Flucht. Jedes Vertrauen auf Ihre eigene Kraft, auf Ihre Entſchließungen, Ihre Tugend, jede Erinnerung an die Reinheit Ihres bisherigen Lebens iſt hier ſtrafbare Kühnheit. Nach und nach werden Ihre Vorſätze ſchwinden, Ihre Kraft einſchlafen; die Liebe und die Verführungskunſt des Grafen werden Sie mit Ideen vertraut machen, die Sie mit Ihrer bisherigen Denkungsart und Anſicht der Dinge durchaus unvereinbar halten, ſo werden Sie ſich allmählig fortgeriſſen fühlen, bis Sie nichts mehr zu verſagen, nichts mehr zu opfern haben, und dann, Deborah, entreißt Sie nichts dem ſchrecklichen Fluch unſers Geſchlechts, nichts der grauſamen Barbarei des männlichen. Es iſt ein fürchterliches Naturgeſetz, aber ein unausweichbares, daß wir Frauen da, wo wir einen Glücklichen zu machen hoffen, ſtets einen Undankbaren finden. Daſſelbe Opfer, für das, ſo lange er es fordert und erwartet, dem Mann kein Preis zu hoch dünken würde, verliert, ſobald es gebracht iſt, allen Werth für ihn, und er glaubt ſich noch großmüthig zu zeigen, wenn er in der

Reſierien ein dankbares Andenken davon bewahrt, von dem ſein Herz aber nichts mehr weiß. Ein Mann kann ſich, verrathen, verlaſſen und betrogen, doch noch mit Vergnügen der Zeit erinnern, wo er geliebt wurde, da ihm in ihr die Erinnerung eines Sieges bleibt; aber eine Frau iſt gedemüthigt und ihr Selbſtgefühl geknickt, ſobald ſie ſich nicht mehr geliebt fühlt, da ſie ihren ſüßeſten Reiz, ihren anziehendſten Zauber verloren hat. Was bleibt ihr noch? ihre Schönheit? — Dies iſt ein Vorzug, den wir gerade mit dem verächtlichſten Theil unſers Geſchlechts am häufigſten theilen, und auf den allein wir, ohne zunſrer Würde zu vergeben, nie einen Anſpruch gründen dürfen. Unſchuld, Reinheit, Treue und Wahrheit, das iſt der Zauber, der den Gaben unſers Herzens Werth gibt, und iſt er nicht zerſtört, ſobald wir ſchuldvoll erröthen gelernt haben? ſobald in unſerm Herzen und in unſerm Leben ein Punkt iſt, über den wir nie ganz wahr ſein können, ohne unſern Anſpruch auf vollkommene Hochachtung aufzugeben? Alle unſere Tugenden ſind Schweſtern; jedes von der Meinung und vom Geſetz nicht anerkannte und geheiligte Verhältniß der Liebe zwingt uns zu einer Verſtellung, die als letzte Huldigung der beleidigten Tugend ſogar Pflicht iſt, aber nur zu leicht in Heuchelei ausartet, und dieſe verdirbt langſam, doch unausweichbar, den ganzen innern Menſchen. Deborah, ich wiederhole es noch einmal: Sie dürfen ſich die Kraft nicht zutrauen, mit dem mächtigſten Feind im Buſen des Menſchen ſcherzen, und mit der verderblichſten Flamme ſpielen zu wollen. — Hüten Sie ſich auch vor dem Wahn, von der Liebe ſelbſt Entſchädigung für die ihr gebrachten Opfer zu erwarten. Wir Frauen dürfen nie auf die Treue unſerer Geliebten hoffen, und Graf Guſtav iſt dazu nun noch ein ſo verzärtelter Liebling unſers Geſchlechts, daß es ihm nie an den gefährlichſten Verſuchungen fehlen wird, und der Schmerz, ihn zu verlieren, nur zu bald in Ihrer Seele das Glück, ihn beſeſſen zu haben, überwiegen würde.

Ich kenne Ihre Ausſichten in die Zukunft nicht; aber mich dünkt, daß Ihre gegenwärtigen Verhältniſſe Ihnen keine wahrſcheinliche Hoffnung zu einer Ihrer würdigen Veränderung Ihrer Lage geſtatten, da ich eine ſo ſeltene Schönheit nicht beſtimmt halten kann, einſam und unbemerkt zu verblühen, oder wohl gar die Frau eines Landpredigers oder eines einfachen Landmanns zu werden. Trotz dem, was man mir von Ihrer Erziehung und Ihren Eltern geſagt hat, die Beide ihre Jugend in der großen Welt verlebten, iſt es mir doch ein Räthſel, wie Sie das Weſen haben werden können, was Sie ſind. Alles an Ihnen ſteht mit Verborgenheit und Bürgerlichkeit im Widerſpruch, und ich finde zwiſchen Ihnen und Ihrem Stande ein Mißverhältniß, das, wie mich dünkt, nur auf eine einzige Art ausgeglichen werden kann. Weihen Sie ſich der Kunſt, die Ihnen mit gänzlicher Unabhängigkeit zugleich die genußvollſte und glänzendſte Zukunft verbürgt. Sie wiſſen vielleicht, daß mein Mann, in Verbindung mit mehreren unſerer Großen, die Leitung unſers Hoftheaters übernommen hat, und daß ich Ihnen die vortheilhafteſte Anſtellung zuſichern kann. Ihre Schönheit, Ihr Anſtand, Ihr herrlicher Sprachton und Ihre Geiſtesbildung ſichern Ihnen einen Ehrenplatz unter den erſten Künſtlerinnen Europa's. Jedes Mittel, Ihre Talente auszubilden und Ihren Geiſt mit Kenntniſſen zu bereichern, ſteht Ihnen dann in hoher Vollkommenheit zu Gebot; jede Huldigung, die der Weiblichkeit zu ſchmeicheln vermag, iſt Ihnen dann ſicher. Die Kunſt beſiegt jedes

Vorurtheil, mit dem Sie jetzt in Ihrem geſelligen Leben zu kämpfen haben, und Ihre Grundſätze und Ihr Charakter werden Ihnen auch als Frau die hohe Achtung ſichern, die man der echten Künſtlerin nie verſagt.

Ich liebe das Theater leidenſchaftlich, und der Genuß ſeiner Kunſtdarſtellungen iſt der einzige, zu dem ich mit immer gleicher Liebe und Freude zurückkehre; doch iſt mein Rath uneigennützig und mir liegt mehr daran, Sie zu retten, als Sie unſerer Bühne zu gewinnen, ſo viel ich mir auch darauf zu Gute thun würde, der Kunſt eine ſolche Geweihte gewonnen zu haben.

Ich bleibe acht Tage in N. Schreiben Sie mir ein Wort, und ich ſende Ihnen eine meiner Kammerfrauen zu Ihrer Abholung, und Sie gehen dann mit mir nach W., wo die Zukunft Sie, wie ich fühle, von der Wahrheit meiner achtungsvollen Theilnahme an Ihrem Geſchick überzeugen wird.

Neunter Brief.

Deborah an die Fürſtin L.

Vermöchte ich es doch, Ihnen, gnädigſte Frau, den Dank meines durch Ihre Theilnahme tief gerührten Herzens ſo lebhaft auszudrücken, wie ich ihn empfinde! Die edle, großſinnige Fürſtin L. wird mir aber auch verzeihen, wenn ich, trotz der Unvergänglichkeit, mit der ſich Ihr ſchönes Bild und Ihre edle Sorge meiner Seele eingeprägt haben, den Willen bewahre, dem Ideal des Glücks, das ich allein zu erſtreben wünſche, treu zu bleiben.

Zu ſtolz, um ein Gefühl, das ich mir ſelbſt eingeſtanden habe, vor irgend Jemand verläugnen zu wollen, am wenigſten vor Ihnen, der ich in inniger Verehrung und Liebe mein Herz und mein Leben ganz enthüllen zu können wünſchte, geſtehe ich es offen, ja, ich liebe Graf Guſtav, wie ich von ihm geliebt werde, und wenn das Glück der Zweck des Menſchenlebens ſein dürfte, ſo würde ich mit Entzücken die Seinige, trotz dem, was Sie für den Adel des menſchlichen Herzens leider mit zu vieler Wahrheit über die Vergänglichkeit dieſer himmliſchen Blüthe aller Erdenſeligkeit ſagen. Jetzt aber ſteht ein unüberwindliches Hinderniß zwiſchen uns, mein Wille, und dieſer kann, glauben Sie mir, edle Fürſtin, nie gebrochen werden. Nie werde ich von Graf Guſtav ein Opfer annehmen, das ihm die Ehre, dies höchſte Geſetz des Mannes, zu bringen verbietet, da ſein Wort und ſeine Hand für eine Andere ſeinem König verpfändet ſind. Vielleicht werde ich deßfalls aber doch nie die Kraft haben wollen, dieſe Liebe äußern Verhältniſſen zu opfern; beſtimmt aber habe ich die, meinen Grundſätzen und meinem Willen treu zu bleiben. Wenn Sie je das Gegentheil erfahren, ſo treffe mich die Schmach Ihrer verwerfendſten Nichtachtung.

Empfinden nur heißt mir leben, und je tiefer und ſtärker meine Empfindung wird, je kräftiger und edler wird in mir das Gefühl des Lebens, je mehr ſtärkt ſich meine Seele, je vertrauter wird ſie mit wahrer Größe, und je mehr verlieren die Zufälligkeiten des Glückes ihre Macht über mich. Eine ſtille, ruhige Gleichförmigkeit leitet die meiſten Menſchen am ſicherſten und beſten durch das Leben; ich fühle das mit gerechter Anerkennung ihres Werthes; aber ich will die Tiefe des Lebens, das wunderbare Geheimniß unſers Daſeins, anders erkennen, anders ergründen, als ſie. Nur in der Fülle eines tief bewegten Herzens, nur in der Begeiſterung des Glückes, oder im vollen Gefühl des Schmerzes erfaſſe, empfinde, begreife ich mich am klarſten, und ſage mir ſtolz und feſt: ich bin's, — weil meiner Seele, in ihrem hoffnungsloſeſten Weh, dann noch das himmliſche Gefühl reger Kraft und Freiheit bleibt.

Auch ich, verehrte Fürſtin, fühle den Widerſpruch zwiſchen meiner äußern Lage und mir ſelbſt, deſſen Sie in ihrem Briefe erwähnen; aber er verwirrt mich nicht, weil es nur ein äußerer Widerſpruch iſt. Vom Leben habe ich nie etwas anders gefordert, als einige erhabene Ideen für meinen Geiſt, und einige unvergeßliche Erinnerungen für mein Herz. Die Erſtern hat mir die Vergangenheit gegeben; die Letztern ſammle ich in der Gegenwart ein — ich fürchte die Zukunft nicht mehr. —

Die Laufbahn, die Sie mir eröffnen, reizt mich eben ſo wenig, als ſie mich blendet. In einem höhern Range würde ich den mir vom Schickſal angewieſenen Platz würdig zu behaupten wiſſen; aber jetzt vom blinden Glück erſchmeicheln und erliſten zu wollen, was es mir an den Zufälligkeiten äußern Schimmers entzieht, und ihm dadurch einräumen, daß es die Macht habe, mich höher zu heben, als ich durch mich ſelbſt zu ſtehen vermag — nein, nein, nie und in keiner Lage würde ſich mein Stolz dazu erniedrigen, und ſtets würde ich es verſchmähen, von meinen Reizen und meinen Talenten einen Standpunkt zu erborgen, auf den mich meine Seele und mein Charakter nicht zu heben vermöchten.

So bin ich, ſo fühle ich, und nun entſcheiden Sie ſelbſt, gnädigſte Frau, ob ich für die Beſtimmung paſſe, für die Sie mich geſchaffen glauben. Wie aber auch Ihr Urtheil über mich laute, ſo erwarte ich von Ihrer Großherzigkeit die Gerechtigkeit des Vertrauens, daß ſich mein Herz Ihrer Achtung werth zu erhalten wiſſen wird.

Zehnter Brief.

Graf Guſtav an Deborah.

Du biſt fern von mir, Abgott meiner Seele, und fern iſt von mir jeder Gedanke an Ruhe bis ich Dich wiederſehe. Seit 24 Stunden erſt biſt Du abweſend, und ſchon dünken ſie mich eine Ewigkeit. Wie ſchmachte ich nach Deiner Rückkehr, nach dem Augenblick, Dir in glühenden Umarmungen wieder ſagen zu können, wie ich Dich anbete! Trotz der Abweſenheit bin ich bei Dir — ich ſehe Dich — ich höre Dich — ich drücke Dich an meine Bruſt, und die Liebe lodert in ihrer feurigſten Gluth, in ihrer verzehrendſten Sehnſucht in meinem Herzen!

Wie lange habe ich denn um Dich, bei Dir gelebt, meine Deborah? Acht Wochen! iſt das möglich! in acht Wochen konnte ſo viel Seligkeit ſich zuſammenhäufen! Allmacht der Liebe, das iſt Dein Werk! O Deborah! Du mußt ſelig ſein wie ein Engel des Allerhöchſten, im Bewußtſein, mich ſo ganz, ſo unausſprechlich glücklich gemacht zu haben.

Warum kann ich Dir nicht ſagen, wie ich Dich liebe! Zauberin, Engel, Schönſte aller Erdentöchter! Du, um deren Beſitz Unſterbliche die Erde zu beneiden vermöchten, wie ſoll ich es Dir ſchildern, dies neue Daſein, das Du mir gegeben haſt! Alle meine Empfindungen ſind Glück — ſelbſt die Unruhe, die Tantalus-Qual, in der Du mich verſchmachten läſſeſt, iſt Wolluſt. Das Leben brauſet kühn und ſtolz in allen meinen Adern, und wie der Donnerſturz meiner vaterländiſchen Dal-Elf möchte ich mich freudig in Gefahr und Kampf ſtürzen. Zu Allem, was nur je dem Menſchen als Heroenthat, als Heroenwille erſchienen iſt, fühle ich in mir Kraft und Muth, und dann mitten in dieſem Brauſen, dieſem ſtolzen Titanenjubel wird es in mir ſanft und ſüß und ſtill, wie Nachtigallgeſang und Mondesſchimmer. Deine heiligen Augen — der Zauber Deines Friedens, Deiner Liebe — Deborah, eine Welt könnt' ich erobern, mit Löwen möchte ich kämpfen, und doch iſt mein Auge naß.

Nein, nie gab die Natur einem weiblichen Weſen größere Fülle des Reichthums, einen Mann zu beſeligen, als Dir, ihrer Auserwählten, ihrer erkornen Lieblingin. Und Du ſollteſt nicht mein ſein, mein werden? Du ſollteſt den Ruf Deiner wahrſten und beglückendſten Beſtimmung ſo ganz verkennen? Wir ſollten wieder von einander getrennt werden, und mein ganzes künftiges Leben dahin ſchwinden, ohne daß einer jener Augenblicke wieder käme, in denen das überwallende Entzücken Gott dankte, daß er mich geſchaffen hatte! Nein, Du gehörſt mir, und mein mußt Du werden, ganz mein, mit allen Deinem Zauber, mein für Zeit und Ewigkeit! O, Deborah! ich habe früher nicht gelebt! Alles iſt vergeſſen, Alles ausgelöſcht aus meinem Gedächtniß, was ich früher zu genießen und zu empfinden geglaubt habe. Nur Du biſt in meinem Herzen; nur Dein Bild in jedem Blutstropfen, der in meinen Adern wallt! Ich habe nur Leben, nur Empfindung und Muth, nur Kraft und Jugend, um Dich zu erringen. Verſenken will ich mich in all Deine Liebe, in all Deine Schönheit, ſie um mich ſammeln dieſe Bilder der köſtlichen Lebensmomente, und ſo Dich in das Innerſte meines Herzens und meines Daſeins aufnehmen, damit die friſche, lebendige Gluth meiner Liebe Dich erfaſſe, und alle Deine Kälte, all Dein Widerſtand mit ihrem Strom dahin fluthe.

Du mußt es wiſſen, Du mußt es fühlen, Deborah, wie durchaus unentbehrlich Du mir geworden biſt! Wie ich nur in Dir, nur für Dich lebe, und ungetheilt Dein bin ich mit jeder Wallung, jeder Regung des Lebens in mir.

Die Zeit meines Abmarſches rückt heran; vielleicht zwingt mich der nächſte Tag, von hier zu gehen. Kannſt Du es Dir denken, daß wir von einander getrennt noch fort zu leben vermöchten? Wiederklingt in Deiner Seele keine Saite den Seufzer meines Verlangens? Fühlſt Du nicht mit mir dieſelbe Sehnſucht, denſelben Schmerz? Gibt es für uns in unſern Wünſchen noch ein getrenntes Daſein?

Und was ſteht denn trennend zwiſchen uns? — Menſchenſatzung und ein leeres Vorurtheil, das, da es mit allen von Gott ſelbſt uns eingepflanzten Trieben und Neigungen im Widerſpruch ſteht, nicht Tugend ſein kann. Wirſt Du weniger mein Weib ſein, weil die Welt nicht weiß, daß Du es biſt? Gilt Dir Gottes allſehendes Auge, gilt Dir die Treue und die Ehre Deines Geliebten nicht ſo viel, als eine leere Ceremonie? Deborah, meine angebetete Deborah, fehlt Dir der Muth, glücklich ſein zu wollen? Fehlt Dir der Wille, mich, den Mann Deines Herzens, glücklicher machen zu wollen, wie es je ein Staubgeborner war? Wähnſt Du, daß das Hirngeſpinſt einer erlogenen Moral Dir je Erſatz werden kann für das Bewußtſein, mich von Dir geſtoßen zu haben? — Oder fürchteſt Du, unſre Liebe ſei einer jener vergänglichen Jugendträume, deren Nichtigkeit der Menſch nicht ein ganzes Leben mit allen ſeinen Wünſchen und Hoffnungen aufzuopfern berechtigt ſei? — Könnte ich dies mit Dir fürchten, ich wollte verſtummen und fern von Dir der Gottheit fluchen, die das Heiligſte in uns zum ſpottenden Betrug erniedrigte — aber, nein! wenn es in der Natur Kräfte gibt, die im ewigen Wechſel auf einander wirken; wenn ſie, die Mächtige, Bande hat, die unzerreißbar feſſeln, ſo ſind wir unzertrennlich verbunden, und wer uns von einander ſcheiden wollte, müßte die ewigen Geſetze der Schöpfung ſelbſt zerſtören. Kannſt Du die Luft ſpalten, die wir vereint einathmen? Kannſt Du die Erde von einander reißen, auf der wir ſtehen? Und ſind unſre Herzen nicht unauflöslicher vereint, als es das Lebloſe und Irdiſche mit einander zu ſein vermag? — Vertraue doch Deinem Geliebten, vertraue der Liebe. Rufe es zurück das Andenken des erſten, unbewußt und doch zitternd empfangenen Eindruckes — des erſten Aufblitzens der ſeligen Hoffnung geliebt zu ſein — des Wonneſchauers der erlangten Gewißheit — des erſten Kuſſes — der erſten ruhigen Umarmung — gedenke der heiligen Stunden, wo Du tief in meine Seele blickteſt, wo das Herz dem Herzen anvertraute, was ihm nie vertraut worden war, und dann, wenn Deine Seele alle dieſe ſeligen Erinnerungen in ſich belebt hat, dann empfange den Schwur Deines Geliebten, Dein zu ſein für dieſſeits und jenſeits — nur mit Dir, nie ohne Dich lebend und ſelig. —

Du weißt um alle meine Verhältniſſe; Du weißt, daß der Wille des Königs und der Wunſch meines Vaters ein Band um mich geſchlungen haben, das ich nicht zerreißen kann, ohne von der Ungnade des Königs meinen Abſchied zu erhalten, und meinen edlen Vater tief zu betrüben. — Was bedeutet das Alles aber gegen Deinen Beſitz? Sage mir, daß Du den Mann, der ſein Wort und ſein Vaterland der Liebe opfert, noch achten kannſt, und ich zerreiße ſie alle dieſe läſtigen Feſſeln, um Dein zu ſein. Das Wort, das Dich ihm zu eigen gibt, kann Dein Geliebter unter jeder Bedingung nur mit Entzücken hören, und keine Reue kann ein Herz ergreifen, das in Dir Alles findet, was das Leben zu adeln und zu beglücken vermag.

Willſt Du dies aber nicht, ſo willige ein, mir zu folgen. Ich habe am Ufer des Mälar-Sees ein kleines Gut — ſchattenreich, freundlich und einfach iſt das Häuschen — die Gegend himmliſch — Deborah, weihe es ein zum Tempel des ſeligſten Glückes, und der unvergänglichſten Liebe. Laß einer Andern den Namen, den kalten, den nichts bedeutenden Namen, der ihr meinen Rang ſichert; nie, ich ſchwöre es bei dem ewigen Gott, und ſein gräßlichſter Fluch treffe mich, wenn ich dieſen Eid breche, nie ſoll mein Herz eine Andre als Gattin anerkennen, nie meine Arme ſie umfaſſen, wenn Du mein biſt. Nur Dir will ich in heißer Liebe und feſter Treue angehören.

Deborah, täuſche Dich nicht; es iſt hier nicht blos von dem Glücke Deines Geliebten die Rede; ſein ganzes Daſein ſteht auf dem Spiel. Du haſt meiner Seele ihre Schwungkraft wieder gegeben, und in Deinen Armen habe ich den Werth des Berufes, ein freier, zuverläſſiger Sohn meines Vaterlandes zu ſein, neu erkennen und höher würdigen gelernt. Zerſtöre nun nicht ſelbſt, was Deine Liebe geſchaffen hat. Ich kann Dich nicht verlieren, ohne mich ſelbſt zu verlieren. Bedenke das. Sei nicht grauſam! Höre die Stimme der Liebe in Deinem Herzen; ſie verkündet Dir den Beruf, den Dir der Himmel gab. Alle dieſe bis jetzt ungenoſſen entflohenen Stunden, ſind ſie nicht ſchon ein Verbrechen an dem Heiligthum unſers Glückes?

Eile, o eile zurück, Seele meines Lebens, meine Gottheit, mein Schickſal, mein Alles! Kehre wieder, laß Dich an dies klopfende Herz drücken, blicke mir in's Auge — ſie muß, ſie muß in Dich übergehen, dieſe Gluth meines Herzens; ſie muß Dich ergreifen, und zu einer Flamme vereint, müſſen wir zuſammen, ein Dankopfer der Gottheit, die uns ſchuf, empor lodern!

Elfter Brief.

Deborah an Graf Guſtav.

Dein Brief, Guſtav, hat mich ſo reich gemacht, wie es nur immer hienieden ein Herz zu werden vermag; aber mit der vertrauenden Freudigkeit der innigſten Liebe ſage ich es auch, ich war werth, Dich zu finden! Was iſt alle Menſchengröße, wenn ſie nicht zur innern Anſchauung wird, und was wird ſo zur Anſchauung, als Liebe? —

Mein Einziger, was vermöchte uns zu trennen? Ich bin Dein, wie Du mein, und wenn wir an den fernſten Polen lebten, würden wir nicht in Einer Liebe vereint bleiben? — Möchteſt Du Dich aber ſo erniedrigen, den Werth meines Herzens ausſchließlich an meinen Beſitz binden zu wollen, dann weh Dir! weh mir! denn zwiſchen uns ſteht das Verhängniß, deſſen Gewalt über das äußre Leben dem Widerſtrebenden furchtbar feindlich werden würde. —

Die Umgebung, in der Du mich kennen lernteſt, hat Dich über mich getäuſcht; ich bin nicht das unerfahrene, in einſamer Abgeſchiedenheit aufgewachſene Landmädchen, wofür Du mich nahmſt, weil ich mich Dir dafür geben mußte; der Lebenskreis, in dem Du mich fandeſt, nicht der, den mir das Schickſal bei meiner Geburt anwies; allein ein Schleier, den mir ein Eid zu lüften verbietet, liegt über meiner Geſchichte; er verbindet mich, meinen Namen und mein Vaterland zu verbergen, und ich darf Dir daher nur den Gang meiner Bildung, nur die Richtung meiner Empfindungen, nicht die Begebenheiten meines äußern Schickſals entdecken.

Meine Mutter war eine ſeltene Frau. Groß durch ihren Geiſt, vor dem die ſcharfſinnigſten Männer ſich bewundernd beugten, und der die Zügel eines Reichs glorreich zu führen verſtanden haben würde; noch größer durch die fleckenloſe Reinheit ihres Lebens auf einem Standpunkt, wo die Meinung und das allgemeine Beiſpiel dieſer Schuldloſigkeit durchaus keinen Werth beilegten, und wo man Weiberſchönheit und Weiberwerth nur in dem Maß achtete, als der Geiſt ſie für ſeine Pläne zu benutzen, und durch ſie die Männer für dieſe zu gewinnen wußte. Es ſchien mir beſtimmt, einſt in denſelben Verhältniſſen leben zu ſollen, und man ſah in der Schönheit, die man früh in dem Kinde zu entdecken glaubte, gleichfalls nur ein Mittel zur Beförderung dieſer Zwecke. Ich ward wie ein Knabe unterrichtet, und nur in den zarteren Rückſichten, in den Schmeicheleien, die man mir ſagte, und den Auszeichnungen, die mir zu Theil wurden, lernte ich mich als Frauenzimmer kennen und fühlen.

Meine Mutter konnte mir den Anblick der rund um uns allgemein herrſchenden Freigeiſterei, der feinſten und alſo auch verderbteſten Sinnlichkeit nicht entziehen; es war daher ihre erſte Sorge, mir durch unausgeſetzte Uebung unbedingte Herrſchaft des Willens zur eigenthümlichſten Natur zu machen, und meinen Verſtand in eben dem Maß aufzuklären, als mein Herz ſich erwärmte. Sie überzeugte mich, daß es für unſer Geſchlecht nur ein Glück gebe: ungetrübte Reinheit des Bewußtſeins. Um uns dieſes Glück zu erhalten, gebe es zwei Wege; der eine ſei der Weg der Natur und der Einfalt, und glücklich das Mädchen, deſſen unbemerktes, in der Umſchirmung des elterlichen Hauſes ſanft verfließendes Leben ungeſtört auf ihm vergleite. Dieſe Unſchuld und Einfalt ſei der eigenthümlichſte Reiz des Weibes, und ſein holdeſter Zauber, der durchaus ſo wenig um ſich ſelbſt, als um irgend eine Gefahr, eine Verſuchung wiſſe; er könne deßhalb aber auch nur der Unwiſſenheit und der von keinem Nachdenken über ſich ſelbſt und das Leben je geſtörten Kindlichkeit eigen ſein, und daher auch nur in der Stille des Landlebens, oder in der glanzloſen Beſchränkung des Mittelſtandes, bewahrt werden. Mich, beſtimmt in der großen Welt zu leben, und gewiß, mich jedem Kunſtgriff männlicher Verführung ausgeſetzt zu ſehen, dürfe ſie nicht in dieſem goldnen Alter der Kindlichkeit erhalten, nicht für den ſtillen, in ſich ſelbſt geſchloſſenen Cyklus eines ſo einfachen Lebens bilden. Grundſätze, Menſchenkenntniß und bis zur Unüberwindlichkeit geſtärkte Willenskraft waren die ſchützenden Führer, die ſie mir zuzugeſellen ſtrebte.

Ich ward frühe in die Welt eingeführt, und lernte in ihr das ganze Gewebe weiblicher Eitelkeit und Schwäche, und alle Kunſtgriffe männlicher Verführungskunſt kennen und mit ihnen ſpielen, um ſie deſto ſicherer zu beherrſchen. Mein Herz war ſtumm, und eben daher konnte mein Geiſt dieſe Verhältniſſe deſto ſchärfer und richtiger auffaſſen, und in ihnen das Gemachte von dem Wahren unterſcheiden.

Zu früh verlor ich die edelſte der Mütter. In ihrer Todesſtunde empfing ſie mein Gelübde, die Grundſätze, die ich ihr verdankte, nie der Liebe opfern zu wollen, und der Unverbrüchlichkeit meines Wortes gewiß, entſchlief ſie ſanft in meinen Armen.

Nichts von meiner Trauer um ihren Verluſt. Ich hatte noch viel zu verlieren. Das Schickſal entriß mir Alles; doch ſeine Größe verſöhnte mich mit ſeiner Härte.

Guſtav, ich hatte ein Vaterland! ein Vaterland, das ſeine Töchter lieben durften wie ſeine Söhne, und wie ſie, gleich dieſen, ja auch Gott lieben. Als Kind ſchon war ich Zeugin von Seenen, wo Tauſende ſich im lauten Jubel der Begeiſterung vereinigten, und das volle herrliche Daſein eines glorreichen Kampfes für daſſelbe alle Herzen erhob.

Ich habe Männer bluten und fallen ſehen. Ihr Tod war das Kleinod ihres großherzigen Lebens; ihr letzter Blick fiel auf fliehende Feinde, und die Stelle, wo ſie ruhen, wird ewig ein Heiligthum der durch ſie geadelten Menſchheit bleiben.

Aber ich verhülle mein Haupt und ſchweige. Frage mich nicht, welcher Wechſel mich von dieſen Auftritten hinweg nach dem einſamen M. führte. Dem regſten Gewühl, der lebendigſten Thätigkeit mit einem Mal entriſſen, war ich hier allein mit der Natur, die ich hier zuerſt verſtehen und lieben lernte. Ein ſtilles Leben der Sehnſucht und der Frömmigkeit war in mir entglommen — da ſah ich Dich!

Seit dem erſten Blick habe ich Dich mit der ungetheilten Kraft eines ſtarken Herzens geliebt, deſſen Energie ſich früher ſchon in Gefahr und Schmerz und Schickſalswechſel, in allen heiligen und frommen Regungen des Gemüths, doch nie in der Liebe zu einem Mann erprobt hatte. Als ich Dich, von dem ich in M. auf immer zu ſcheiden gewähnt hatte, nach dem Tode meiner Pflegemutter hier ſo unvermuthet wieder fand, glaubte ich dies als einen Wink des Schickſals ehren zu müſſen, das dieſe Liebe zu meiner Beſtimmung machte. Zu ſpät erfuhr ich, Du ſeiſt einer Andern verlobt, und auch von meiner Seite warf das Verhängniß auf eine Weiſe, die Du nie errathen wirſt, ein unüberſteigliches Hinderniß zwiſchen uns. Da, Guſtav, da prüfte ich mich ernſt, ob ich Dich fliehen und unſere Liebe der Berechnung fremder Pläne und einer kalten Vernunft opfern ſolle — aber ich fühlte mich ſo wahr, ſo heiß von Dir geliebt; — im weiten Reich der Dinge und der Möglichkeit gab es durchaus nichts, was uns je Vergütung dieſes Opfers zu gewähren vermochte, und möchteſt Du mich jetzt darum ſtrafen wollen, daß ich dies glaubte und fühlte? — — aber doch, Guſtav, würde mir die Macht dieſer Liebe nie eine Rechtfertigung für die Freiheit gedäucht haben, mit der ich mich ihr hingab, wenn ich mir nicht gegen mich ſelbſt, gegen Herz, Liebe und Schwäche, eine ſichere Schutzwehr gegeben hätte.

Ich kann nie Deine Gattin werden. Nie darfſt Du mir ein Opfer bringen, das ich erröthen müßte anzunehmen und das meine Liebe ſelbſt in ihrem Heiligſten, in meiner Achtung für Dich verletzen würde; doch auch die Liebe darf Dir nie gewähren, was Du forderſt, und Du fühlſt gewiß, wie wenig es Deiner Deborah ziemen würde, entadelt vor der Meinung und ihrem eigenen Bewußtſein zu leben.

Nie bin ich gegen die Gefahr blind geweſen, der mein Herz und die verführeriſche Macht, Dich beglücken zu können, mich ausſetzten; aber in der Seligkeit des erſten Kuſſes, mit dem Dir meine bebende Lippe das Geſtändniß meiner Liebe ſtammelte, habe ich mir ſelbſt mein Ehrenwort gegeben und gebe es jetzt auch Dir, daß die Stunde meines Falles die letzte meines Lebens ſein ſollte. Ich weiß, Du achteſt Deine Deborah, und kannſt alſo keine Minute wähnen, daß ſie verächtlich genug werden könne, ein feſt und freiwillig gegebenes Ehrenwort unerfüllt zu laſſen. Welchen Bürgen könnte ich Dir für meine Treue bieten, wenn ich gegen mich ſelbſt treulos zu werden vermöchte? —

Begreifſt Du nun die Ruhe, mit der ich oft in einſamer Mitternacht in Deinen Armen lag und die Macht des unbeſiegbaren Entſchluſſes in mir? — Noch einmal, Guſtav, ich liebe Dich, und fühle es tief im Herzen mit Schmerz und Entzücken, daß ich nur in Deinem Glück das meinige zu finden vermag. Meine Kraft zum Widerſtand kann ſich erſchöpfen, und welche Heilige dürfte, mit der Gewißheit des Sieges, in ſolchen Kampf zu gehen wagen? Aber Du kennſt nun den Kaufpreis, um den Du mich von mir ſelbſt erkaufen mußt. Ich kann für Dein Glück ſterben, aber nie entwürdigt leben. Gewiß iſt es, daß ich von heut an jeden andern Schutz von mir weiſe, als den, den ich nach dieſem Geſtändniß von Dir ſelbſt zu hoffen habe.

Und die Zukunft? — Ja, Guſtav, es iſt furchtbar, aber wahr, ſie wird uns von einander entfernen, aber kann ſie uns trennen? und möchteſt Du die hohe Seligkeit dieſer Liebe nicht genoſſen haben, weil ihr Kelch Deiner Lippe entſinkt, ehe er geleert iſt? — Das Leben ſelbſt iſt klein; aber es hat göttliche Minuten, die in uns das Gefühl höherer Menſchenwürde wecken und ſtärken, und durch die Harmonie der Liebe uns zu Bürgern einer beſſern Welt weihen. — Und haſt Du dieſe Weihe höherer Thatkraft und unerſchütterlichen Muthes nicht in meinen Armen, an dieſem Dich ſo unausſprechlich und einzig liebenden Herzen empfangen, ſo haſt Du mich nie geliebt, und dann wäre der Fluch des Unglaubens an Menſchenwerth mein ſchreckliches Loos

Morgen reiſen wir ab. Der erſte Blick auf Dich wird mir mein Schickſal verkünden — möge er mir ein Blick der Liebe und der Freude ſein!

Zwölfter Brief.

Guſtav an Leo.

Kannſt Du es begreifen, wie gewaltſam mich Deborahs Antwort durch und durch erſchüttert hat? — Unwiederbringlich dahin ſind nun jene ſchönen Minuten der Liebe, wo ſich Hoffnungen an Erinnerungen reihen, und jede Erfüllung neue, ſchon im Entſtehen ſüßere Hoffnung erregt! Sie, blühend wie der Frühling, voll warmen Lebens wie der Sommer; ſie, das ſchönſte und vergöttertſte aller Weiber; ſie, mein, mein mit all ihrem Zauber, all ihrer Liebe, mein, mit dieſer großen Seele, dieſem ſtolzen, feſten Geiſt, mein, und doch mir auf ewig entrückt! — Sie hat das ſcheußlichſte, das drohendſte aller Geſpenſter zwiſchen uns geſtellt, vor deſſen Gräßlichkeit mein wärmſtes Blut zu Eis wird. — Sie hat mein ganzes Leben einem Kampfe geweiht, deſſen Siege nur mit Dornen zu lohnen vermögen. Die Blüthe meiner Hoffnungen und meines Glücks iſt geknickt, und was ſie mir auch in der Fülle ihres Liebreizes und ihres Seelenwerthes iſt, ſo iſt doch nie an Friede zwiſchen dieſer Liebe und mir zu denken. Morgen kehrt ſie wieder! wie ſoll ich in dieſer gewaltſamen Spannung, dieſem Aufruhr ihren Anblick, ihre Nähe tragen? Wie es über mich gewinnen, ihr ernſt und gefaßt entgegen zu gehen? — O ſtände nur mein Leben auf dem Spiele! Auch ich weiß zu ſterben, und wie lüſtern könnte man nach ſolchem Tode in der höchſten Fülle des Daſeins werden! — Aber nein, Deborah, Du haſt für Dich nichts zu fürchten. Ich werde es erfahren, wie weit Ehre, Liebe und Wille Kraft zu geben vermögen, und lieber zehnmal in namenloſer Sehnſucht ſtumm vergehen, als mich dieſer Seele gegenüber muthlos und feige zeigen.

Kennſt Du ſie nun aber, dieſe Deborah? Faſſeſt Du nun, wie es ihr gelungen iſt, mich ſo durch und durch zu verwandeln? Wie ganz Huld und Liebe in ihrer Hingebung, und dann wieder dieſe ſtille, ruhige Größe, dieſe flammende Begeiſterung in der

Tiefe ihrer heiligen Seele! Auch ohne von ihr geliebt zu ſein, wäre es doch ſchon Wonne, um ihr Daſein zu wiſſen, und es zu erkennen in ſeiner Trefflichkeit — und nun die hohe Seligkeit, die erſte und einzige Liebe eines ſolchen Weſens zu ſein! — Bruder, ich war ein Thor? ein unverzeihlicher, raſender Thor! Habe ich nicht doch in ihr mehr, als mir alle andern Weiber zuſammengenommen zu geben vermöchten?

Dreizehnter Brief.

Guſtav an Leo.

Fürchte nichts, mein Freund, ich bin glücklicher denn je, und was mir auch die Zukunft bringt, verzagen kann ein Herz nicht, das einmal von dem Strahl ſolcher Himmelswonne durchglüht worden iſt. O, wie ſie wiederkehrte, wie ich ſie nach vierzehn ewigen Tagen zum erſten Mal wieder in meine Arme ſchloß und an meine Bruſt drückte! — Mit welcher himmliſchen Sicherheit, welchem ehrenden Vertrauen gab ſie ſich mir hin! Sie kannte das Herz, das in der Opfergluth dieſer Liebe ſich gereinigt hat, beſſer, als ich ſelbſt, und in ihr liegt auch ein Zauber, der mit jedem Verſagen, jedem Entbehren zu verſöhnen vermag. Thöricht glaubte ich, ehe ſie wiederkam, die ſchönſten Tage meines Glücks gelebt zu haben, und kann es mir nicht verzeihen, von ihr, von mir und von unſerer Liebe ſo klein gedacht zu haben. Leo, es ſind ſelige Tage, die ich Glücklicher jetzt lebe! es iſt, als wenn all die früheren himmliſch ſchönen Stunden dieſer Liebe mir jetzt den feinſten, lauterſten Geiſt ihrer Freuden in einem Trunk zu koſten geben, ſüßer und geiſtiger geläutert als Alles, was ich irgend einmal von Seligkeit zu träumen gewagt habe. Es wäre Entheiligung, von dieſen Tagen viel reden zu wollen; keine Empfindung, die man darzuſtellen und zu vergleichen wagen darf, kann zur Bezeichnung ihres Zaubers dienen; ſie ſind einzig, wie Deborah es iſt!

Und die Zukunft? — Nenne ſie mir nicht. Warum ſollte es nicht bleiben können, wie es jetzt iſt? — ſie iſt mein, unverlierbar mein; das Uebrige ſei des Schickſals. Kraft und Muth gehören immer zum Leben, und Beide werden dem Geliebten Deborahs nicht fehlen. In der Unſterblichen Kreis darf ja hienieden der Sohn des Staubes nicht eintreten;

koſten darf er ihren Nektar, doch nur als Würze des Lebens kann er ihn ertragen. Sich in ihm berauſchen wollen, wäre ein Frevel, mit deſſen Begehung er der ſtrafenden Nemeſis verfallen wäre.

Vierzehnter Brief.

Deborah an Guſtav.

Mein Freund, mein Guſtav, Einziger, Unvergeßlicher, wird Deine Liebe ausreichen für dieſe ſchwere Stunde der Prüfung? Wirſt Du das unendliche Vertrauen, das die Liebe im Buſen des Weibes weckt, wirſt Du es faſſen und theilen? Wird Deine große Seele die Kraft haben, den Schmerz zu beherrſchen, dem in dieſer Stunde mein Muth faſt erliegt?

Aus dem Gleiſe meiner früheren Lebensverhältniſſe herausgeriſſen, in allen meinen Umgebungen nichts, das mich an ſie zu erinnern vermochte, entriß meine Liebe dem Schickſal die Zügel, und mein Herz trat an die Stelle der Nothwendigkeit. Aber dieſer Zeitpunkt, wo kein anderes Geſetz, kein Gebot für mich da war, iſt vorbei; der Ausſpruch einer heiligen Pflicht iſt mir wieder verkündet, und gebietet mir Trennung von Dir. Wie meine Seele vor dieſem Ausſpruch erbebt, weiß nur Gott — aber, o mein Guſtav, was wäre unſere Liebe, dies höchſte Kleinod meiner unſterblichen Seele, wenn ſie mir nicht das Gebot der Pflicht noch heiliger und unverletzlicher machte? — Mit unendlichem Schmerz verlaſſe ich Dich, den ich heißer liebe, wie irgend ein Wort auszuſprechen vermag; doch ſelbſt in dieſer Stunde wird meine Seele durch das Bewußtſein gekräftigt, die höchſte irdiſche Seligkeit ganz rein und lauter genoſſen zu haben.

Ich werde um unſere Liebe, um dies Heiligthum meines innern Lebens, mit einem gerechten Haß gegen Dich kämpfen müſſen; aber bis zu ihr reicht keine andere Pflicht, und mein Herz iſt in dieſem Fall über dem Geſetz. Fühle es, daß ich Dein bin, und Dein bleiben werde, ohne Wandel, ohne Wanken; daß aber die Gewißheit ſolcher Liebe uns auch Kraft geben muß, das Leben nach unſerm Willen, und nicht nach dem Gelingen zu würdigen. Ich habe Dir keine Hoffnung auf Wiederſehen zu geben; vielleicht ſind dieſe Zeilen die letzten, die Du von mir erhältſt — aber wenn es uns nicht beſtimmt iſt, glücklich zu werden, ſo laß uns groß ſein im Entſagen und im Sieg über das blutende Herz. — O Guſtav, weſſen Auge dürfte ſich bittend und vertrauend zum Himmel heben, wenn er unſrer Liebe, unſerer Treue ſeinen Segen verſagen könnte?

Funfzehnter Brief.

Guſtav an Leo.

Sie iſt fort, verloren für mich, und das vielleicht auf ewig! Nicht gewaltſam iſt ſie mir entriſſen, freiwillig hat ſie mich verlaſſen, um einem Andern zu folgen. — Alles klagt ſie an; aber es iſt eher möglich, daß ſich ein Teufel zum Engel lüge, als daß ſie mich betrogen haben könnte. Es gibt keine Wahrheit mehr, wenn ſie falſch iſt — es gibt im Himmel und auf Erden keine Tugend mehr, wenn ihre Liebe Lüge war!

Der König hatte mich zu ſich fordern laſſen. In vierzehn Tagen konnte ich zurück ſein, und wie zählte ich die Minuten! — Ich komme endlich an, fliege die Treppen hinauf, öffne das Zimmer der Baronin — und erblicke nur dieſe, die mir blaß und verſtört entgegen tritt. „Wo iſt Deborah?“ fragte ich, im furchtbaren Schrecken erbleichend. — „Gott weiß es,“ antwortete ſie mir traurig; „ſeit vorgeſtern iſt ſie verſchwunden und wahrſcheinlich von einem jungen Mann entführt, der am Tage vorher hier ankam, ſie zu beſuchen.“

Am Tage meiner Abreiſe iſt Deborah bei der Baronin im Zimmer, als man ihr einen jungen Mann meldet, der ſie zu ſprechen wünſche. Bei ſeinem Eintritt erblaßt ſie und ſinkt mit dem Ausruf: „großer Gott! was führt Sie hierher?“ auf ihren Sitz zurück. Mit ſichtlicher Rührung neigt er ſich vor ihr, den Saum ihres Gewandes zu küſſen, und antwortet ihr in einer der Baronin unbekannten Sprache. „Genug!“ unterbricht ſie ihn, mit der Hand winkend, ihr nach ihrem Zimmer zu folgen. Nach einer Stunde ſieht man ihn wieder vom Hofe ſprengen; ſie erſcheint aber erſt bei Tiſche wieder, blaß, verweint und ſchweigend. Vergeblich ſind alle Fragen nach dem Grund ihrer Betrübniß; am Abend, als ſie der Baronin gute Nacht ſagt, wirft ſie ſich heiß weinend in ihre Arme: „Sie ſollen einſt Alles erfahren; jetzt darf ich nicht reden; doch die Zeit wird kommen, wo Ihr Herz es ſich nicht vergeben würde, mich nach dem Schein beurtheilt zu haben.“ — Am andern Morgen erwartet die Baronin ſie vergeblich zum Frühſtück; ſie ſchickt endlich nach ihrem Zimmer, es iſt leer, Deborah iſt verſchwunden. Auf dem Tiſche findet man zwei Briefe, einen an mich, den andern an die Baronin. Alle angeſtellten Nachforſchungen ſind vergeblich geweſen; man weiß nur, daß der junge Mann den Tag in dem nur eine Stunde von hier entfernten Poſthauſe zugebracht hat; von dort iſt er um 11 Uhr des Abends fortgefahren, und um 2 Uhr des Morgens hat man ihn, mit einem Frauenzimmer im Wagen, zurückkommen und den Weg nach H. einſchlagen ſehen.

Es gibt einen Grad des Schmerzes, der eben ſo wenig einer Beſchreibung fähig iſt, als er deutliche Spuren im Gedächtniſſe zurück läßt. Mir ſchwebt von dieſen erſten Stunden nur ein Grauſen vor, über Alles, was ſonſt Grauſen heißt, wild, dumpf und dunkel. Aber glaube nicht, daß in dieſem mangelnden Bewußtſein eine Milderung der Qual liegt. Tauſendmal lieber will ich allen Gram, der je einen Namen gehabt hat, erdulden, als dieſen, für den es keine Worte gibt, und deſſen herbe Bitterkeit das eigene Herz nicht zu ergründen vermag.

Und doch hebe ich meine Hand gen Himmel, und ſchwöre es: wenn es einen Gott gibt, ſo iſt auch ihre Seele rein und ohne Makel. Dieſe Welt kann in Flammen auflodern, Millionen um mich her in Jammer und Verzweiflung untergehen, und ich ſtehe doch noch kühn auf den Trümmern der vergehenden Welt, und rufe tröſtend: es iſt ein Gott! — nimm aber die Wahrheit dieſer Liebe hinweg aus der Kette der Dinge, und der Thron des Ewigen fällt in Trümmer, und in ſtummen, namenloſen Jammer verſinkt die Menſchheit vor der Vernichtung, die mit eiſernem Tritt durch die Natur wandelt. —

* * *

Lange rang in Graf Guſtavs Gemüth die Jugend mit der durch Deborahs Verluſt ihm aufgezwungenen Entſagung auf Glück; doch das Andenken an die himmliſche Wonne der mit ihr verlebten Tage, und ſein reiner, edler Glaube an den Werth und an die Treue der Geliebten erhoben ſeinen Schmerz zum lebendigſten Gefühl der Erhabenheit dieſer Liebe.

Was ihn als ein rauher Eingriff in das Heiligthum ſeines Herzens ſchmerzte, war das Urtheil der ihn umgebenden Menſchen über Deborah, und die oft unzarten Scherze ſeiner Cameraden. Stehe gleich der Mann in ſeinem eigenen Bewußtſein noch ſo feſt gegründet da; würdige er, in jeder perſönlichen Beziehung auf ſich, die Stimme der Meinung ganz nach ihrem wahren Gehalt, nie wird er doch für die Erwählte ſeines Herzens die Billigung und die Achtung der Menge entbehren wollen, und jeder laut ausgeſprochene Tadel über ſie wird ihn tief verletzen. Dies Gefühl wurde in Guſtav, bei der Ritterlichkeit ſeines Sinnes, noch bitterer und ätzender, als es gewöhnlich — wenn auch nur langſam und ſpät nachwirkend — in jedes Mannes Seele iſt. Willkommen war ihm daher der Befehl des Königs, mit geheimen Aufträgen nach P. zu gehen.

Hier fand er ſeinen Jugendfreund Leo, und ihr Beieinanderſein veranlaßte die Lücke ihres Briefwechſels, die unſere Erzählung hier auszufüllen ſich beſtreben muß.

Das Geſchäft des Grafen erforderte helle Geiſtesgegenwart, und eben ſo feine als kluge Umſicht.

Er traf dabei aber noch auf manche ihm eben ſo unerklärliche als unerwartete Schwierigkeit, und gab beinahe ſchon die Hoffnung eines glücklichen Erfolgs auf, als er von der Prinzeſſin P. eine Einladung zu einem Maskenball erhielt. Der ganze Hof, die erſten Staatsbeamten und die fremden Geſandten wurden dazu durch mit dem Namen des Empfängers bezeichnete Karten eingeladen, deren Uebereinſtimmung mit der Perſon des Erſcheinenden der im Vorgemach befindliche Polizeiofficier zu unterſuchen hatte. Der glänzendſte Zirkel der großen Kaiſerſtadt war hier verſammelt, und unſer Graf wandelte ſchon ſeit einer Stunde antheillos in dem bunten Gewühl umher, als eine hohe, weibliche Geſtalt in der Nationaltracht ſeines Landes ſeine Blicke auf ſich zog, wie ſie am Arm eines groß und ſtolz geſtalteten Seraphinenritters ernſt durch die Menge ſchritt, ohne die Aufmerkſamkeit, die ihre Erſcheinung erregte, zu beachten. Sie ſtrich einige Male am Arm ihres Führers hart an dem Grafen vorbei, und ihrem Begleiter einen bejahenden Wink zuwerfend, hieß ſie Guſtav in den lange nicht gehörten lieblichen Tönen ſeiner vaterländiſchen Sprache ihr folgen. Er ſtutzte einen Augenblick; doch der Zauber dieſer Laute und ihrer Tracht wirkten zu mächtig, und er folgte ihr zu einem einſamen, fern gelegenen Cabinette, an deſſen innerm Eingang ihr Führer ſtumm, aber mit einem langen, bedeutenden Blick ihren Arm los ließ. Ein ſtiller Schrecken ſchien ſie zu faſſen; erbebend nahm ſie auf dem im Hintergrund ſtehenden Sopha Platz, und winkte dem Grafen, ſich neben ſie zu ſetzen. Ernſt und ſchweigend lehnte der Seraphinenritter am Eingang; ſo oft Guſtav den Blick auf ihn warf, ſah er durch die Maske in ſeinen dunkeln Augen ein ſtolzes Zürnen flammen, und doch zog ihn ein geheimer Zug zu der finſtern Geſtalt hin. Die Schwedin drückte die Hand feſt auf die hochfliegende Bruſt; ſie ſchien vergebens nach Worten zu ringen, und Guſtav ſtand räthſelhaft befangen vor ihr — da hob ſie mit unſicherm, leiſem Ton an, von der Lage ſeines Vaterlandes und von dem ihm aufgetragenen Geſchäfte zu reden. Mit eben ſo viel Geiſt als Klarheit entwickelte ſie ihm die Cabale, mit der er zu kämpfen hatte, und deutete ihm die Mittel an, ſie zu beſiegen. Die Wichtigkeit des Gegenſtandes zog den Grafen bald ganz von dem Räthſelhaften der Erſcheinung ab, das Geſpräch ward immer ernſter und tiefer. Da zog der Seraphinenritter ſeine

Uhr, und ließ ſie den Schlag der dritten Morgenſtunde wiederholen; die Schwedin ſtand auf, indem ſie dem Grafen ein Papier überreichte; deſſen Beſitz ihm den Erfolg ſeiner Sendung aller Wahrſcheinlichkeit nach verbürgen mußte; aber er faßte mit dem Papier die Hand, die es ihm bot, und bat innig, ihn den Namen ſeiner unbekannten Freundin erfahren zu laſſen — ſtatt der Antwort traf ihn der ſüße Blitz eines Blickes voll unendlicher Wehmuth und Liebe; doch ehe noch dieſe Bebung zur Ahnung der ſeligſten aller Möglichkeiten werden konnte, ſtand der Seraphinenritter gebietend zwiſchen ihnen. „Gedenke Deines Schwurs!“ rief er ernſt und mit heißem Zuck und Druck riß ſie blitzſchnell ihre Hand aus Guſtavs ſeiner, um ſie dem Ritter zu reichen, der ſie in demſelben Augenblick durch eine verborgene Seitenthür mit ſich fortriß. Vergeblich eilte Guſtav ihnen nach. Die Thür war verſchloſſen, und als er in den Saal zurückflog, beide Geſtalten verſchwunden. Sein Herz nannte ihm Deborah; nur ihr Auge konnte ſo ſtillend und beſeligend in ſeine Seele blicken, und doch erſchien es ihm wieder ſo unwahrſcheinlich, ſie hier unter den erſten Großen des Kaiſerhofes zu finden — und dann die Töne der Heimath! dieſe magiſchen Laute, die er früher nie aus ihrem Munde gehört hatte! Er verlor ſich in ein Labyrinth von Ahnung und Zweifel, Furcht und Hoffnung. Das Gefühl, ſie ſei es geweſen, konnte ihn täuſchen; aber wie ſollte er ſich denn die Erſcheinung des Ritters erklären? Welche Macht durfte ſo bedräuend zwiſchen ihn und die Geliebte treten? — Alle ſeine Nachforſchungen blieben vergeblich, bis er ſich endlich eine Liſte der zu jenem Ball eingeladenen Perſonen zu verſchaffen wußte, und unter lauter ihm bekannten Namen auch den ihm fremden des Grafen Douglas und ſeiner Gemahlin fand, und es erfragte, daß dieſer mit ſeiner engelſchönen, ihm ach, der Beſchreibung nach, nur zu bekannten, jungen Frau den Tag darauf nach Schottland zurück gereiſet ſei. Er konnte nicht länger zweifeln, er hatte Deborah wieder geſehen, ſie als Gattin eines Andern wieder geſehen!

Der tiefe, unbeſchreibliche Gram über ihren Verluſt gewann nun eine Macht über ihn, der er nicht mehr zu gebieten vermochte, weil er alle Hoffnung ausſchloß. Wer je einen jener Augenblicke erlebt hat, wo mit dem Glauben an das Geliebte alle freundliche Bilder des Lebens von uns ſcheiden, der weiß auch, wie mit unſerm Glück dann unſer Stolz und unſer Gemüth welkt.

In dieſer Stimmung verließ er P. Sein Rückweg führte ihn durch die Provinz, wo er Deborah im Hauſe der Baronin wiedergefunden hatte, und er konnte es ſich nicht verſagen, dieſe zu beſuchen. Alle Bilder ſeiner vergangenen Seligkeit ſammelten ſich hier noch einmal in ihrer blühenden Fülle um ihn. — Er durchſtrich im einſamen Dunkel der Nacht alle Gänge des Gartens, wo er ſo oft mit Deborah gewandelt war. Ein Grad des Schmerzes, wie er ihn hier empfand, muß betäuben oder tödten. Als er am Morgen das Schloß verließ, war ihm, als falle das Thor des Todes zwiſchen ihm und ſeiner Zukunft nieder.

In ſeinem Vaterlande angekommen, fand er ſeinen Vater auf dem Sterbebette, und das ihm ehemals ſo freundliche Leben ſchien in immer drohenderer Geſtalt vor ihn treten zu wollen. Statt des Dankes, auf den er für die glückliche Ausrichtung ſeines Geſchäfts rechnen durfte, fand er bei dem König Kälte und Mißtrauen. Die Gährung ſtieg immer höher. Alle ſeine Verwandte und Freunde waren in Factionen getheilt, deren keiner er ſich in der Reinheit ſeines Willens ganz anzuſchließen vermochte. In ſeiner Schweſter unterjochte der Geiſt immer despotiſcher das Herz, das einſt auch in Liebe und Wehmuth weich geweſen war. Wer aber einmal Fülle, reine Fülle der Liebe gekoſtet hat, der kann es dann nicht mehr tragen, allein und vereinzelt unter den Menſchen dazuſtehen. Die ſchmerzlich empfundene Bedürftigkeit der Theilnahme trieb Guſtav zu Laura Silverhjelm. Sein Wort band ihn ja an ſie, ſeine Hand war ihr verpfändet, und ſein Herz ſehnte ſich, dies Verhältniß mit dem ſchönen Geiſt des Vertrauens und des Wohlwollens zu beſeelen. Doch ihre eitle Wolluſt, ihr ſchneidend kalter Geiſt und die Schärfe ihres Witzes legten ſich wie Eis auf ſeine Wunde. Er mißfiel ihr in dem Ernſt ſeines jetzigen Weſens durchaus, da ſie ihn nur galant und geiſtreich, wie er ehemals war, liebenswürdig zu finden vermochte.

Wie in den Sagen der Alten die Geſtorbenen als Schattenbilder, einzig noch der weichen Sehnſucht nach dem freundlichen Erdenlicht zugänglich, in den ſtillen Thälern des Todes umherwandeln, ſo glitten auch ihm jetzt die Bilder des irdiſchen Thuns und Treibens vorüber. Doch die Seufzer ſeines

Vaterlandes klangen ſtrafend und mahnend in ſein Herz, und erweckten ſeinen Genius wieder zu edler That und kühnem Wollen. Rein und edel ging Guſtav in dieſen Kampf; als aber das, was er ſo würdig wollte, in blinder Empörung That werden ſollte, und die Schlechtigkeit derer, denen er zum Werkzeug dienen mußte, ihm offenbar wurde, wandte er ſich entſchieden ab. Der Augenblick der Rettung und Befreiung ſeines Vaterlandes war in den Jahrbüchern des Schickſals noch nicht verzeichnet. Von Allen verlaſſen und verrathen ward Verbannung und Verluſt aller ſeiner Güter Graf Guſtavs Loos. Laura zerriß jetzt mit kaltem Gleichmuth ein Band, das ihr kein glänzendes Loos mehr zu ſichern vermochte. Feodore umarmte freudig den Geächteten und verhieß ihm die Nähe des Zeitpunktes, wo ſein Vaterland ihn dankbar und glorreich zurückrufen würde.

Die Flamme eines furchtbaren Krieges leuchtete damals über halb Europa. Graf Guſtav ging nach P — g und bat um Dienſte, die ihm gern gewährt wurden. Ehe er aber zu dem Regiment abging, zu deſſen Anführer er ernannt worden war, hatte er noch ein ihm wichtiges Geſchäft abzumachen.

Es betraf die R—ſchen Güter. Die Einkünfte derſelben waren ſo wenig von ſeinem Vater als von ihm je berührt, ſondern in einer fremden Bank von Jahr zu Jahr ſicher belegt worden. Jetzt in P—g erfuhr er, die Kaiſerin Mutter, mit der verſtorbenen Fürſtin R. durch das Band der Jugendfreundſchaft verbunden, intereſſire ſich noch lebhaft für das Schickſal der Tochter, dem ſie nachforſchen laſſe, um ihr an ihrem Hofe einen ihrer würdigen Aufenthalt anzubieten. Graf Guſtav bat um Gehör, und als ihm dieſes gewährt wurde, und er vor der an Geiſt und Herz wahrhaft kaiſerlichen Frau ſtand, erbat er ſich den Schenkungsbrief der R—ſchen Güter in ihre Hand zurückgeben zu dürfen, da er ſie nie als ſein Eigenthum betrachtet habe, und bei der Ungewißheit ſeines Schickſals der rechtmäßigen Erbin für die Zukunft den Beſitz derſelben zu ſichern wünſche. Das Auge der Kaiſerin blickte gnädig auf ihn. „Ich nehme in der Fürſtin R. Namen Ihre Entſagung an,“ ſagte ſie ihm huldvoll, „und nach Allem, was ich von der Schönheit und dem Charakter dieſes jungen Frauenzimmers gehört habe, möchte ich wünſchen, daß ſie ſelbſt Ihnen zum Lohn für Ihre ſeltene Uneigennützigkeit werden möge.“

Ach, jede Empfindung der Liebe, jede Hoffnung des Glücks war für ihn, im unauflöslichen Zauber, an den Beſitz der Einen gebunden, deren Verluſt er täglich neu, mit immer tieferm Schmerz empfand.

Bald ward bei der Armee ſein Regiment als eins der bravſten, ſein Name als der eines der tapferſten Krieger genannt. Aus Schlacht und Kampf erblühte ihm ein neues, kräftiges Leben, und ſeine Seele ward im Vollgenuß ihres Muthes wieder kühn und freudig. Der Tod erſchien ihm in hoher Freiheit, und dann iſt das Leben immer edel.

Wie manche ſchöne That, wie manches Leonidas-Wort voll hohen Ehrgefühls geht in dem Laufe eines Feldzugs ſtumm mit den Gefallenen zu Grabe! Ein grauſend blutiger Tag endete den deutungsſchweren Krieg, und folgender Brief gibt uns von Guſtavs Schickſal Kunde.

Graf Guſtav an Leo.

— Schon war die Hoffnung eines glücklichen Ausgangs verſchwunden, und uns blieb keine mehr, als die, mit Ehren zu fallen. Ein Adjutant brachte mir den Befehl, mit meinem Regiment eine Batterie zu ſtürmen, die den Rückzug unſerer Heeresabtheilung erſchwerte. Viermal griffen wir unerſchrocken an — viermal warf uns der Feind zurück. Ganze Reihen meines herrlichen Regiments ſtürzten, von dem mörderiſchen Kartätſchenfeuer getroffen, nieder. Da warf ich mich in wilder Todesluſt noch einmal auf den Feind; ich ſah ihn weichen, ſah die Meinen die Anhöhe erſtürmen; aber in dieſem Augenblick ſank ich auch vom Pferde, und Todesohnmacht umfing mich.

Es war Nacht, als ich die Augen wieder aufſchlug. Das fürchterliche Schweigen um mich her ward nur durch das Geröchel der Sterbenden unterbrochen. Die Gegend lag im zweifelhaften Dämmerlicht graulicht und geſpenſtiſch da; ich wollte mich aufrichten und um mich her blicken, aber das Blut aus meinen Wunden war zu Eis gefroren, meine Lebensgeiſter ſanken in erſtarrender Mattigkeit wieder hin, und auch die brennende Trockenheit in meiner Bruſt und der Schmerz der Wunden ließen mich empfinden, daß ich noch lebte.

Eine Zeit, für die ich kein Maß habe, verging mir in dieſer furchtbaren Einſamkeit und in dieſem Gefühl des Sterbens. Meine Augenlider fingen an, von einer unbeſieglichen Schwere niedergedrückt zu werden — mir war, als wollten meine Augäpfel ſich herausdrängen, um ihre Höhlen zu zerſprengen. Bewegungslos lag ich da, körperlich gefoltert von verzehrendem Schmerz — doch dachte ich nicht an die nahende Minute des Scheidens vom freundlichen Leben; in meiner Seele war nur ein einziger, langer Gedanke, und das war Deborah. Ihr Bild ſtand vor meinem innern Auge und lächelte mir engelmild Troſt und Wärme zu; aber nun begann es in geſtaltloſe Regenbogenfarben zu zerfließen, und mein ganzes Sein ward zu einem dumpfen Hinbrüten, das nur zuweilen der als Todeskrampf in meinem Herzen flatternde wilde Kampf des Lebens durchzuckte.

Da ward die grauſe Stille um mich her von den Tönen menſchlicher Stimmen unterbrochen. Das brechende Auge ſah einen fernen Lichtſchimmer, der ſich ſchnell näherte, und wie mich dünkte, zur lodernden Flamme ward, vor der ſich mein Auge, tödtend getroffen, verſchloß. Eine Stimme, deren Laut wie warmes Leben in meine Seele drang, rief laut durch die Nacht hin meinen Namen. Es war Deborahs Stimme!

Aller Schmerz, alle Bewußtloſigkeit wich; ich genoß die reinſte und höchſte Seligkeit meines Lebens. Vergebens aber mühten ſich meine Lippen, ihren Namen zu ſtammeln, vergebens ſtrebte ich, meine Augen zu öffnen; ich vermochte Beides nicht, aber ich empfand ihr Näherkommen, und die wunderbare Zauberkraft der Liebe hielt mein entfliehendes Leben auf. Ich empfand es, wie ſie mich unter den um mich herum liegenden Todten erkannte, neben mir hinſtürzte, mich in ihre Arme ſchloß, mich an ihren Buſen drückte — ich fühlte ihre warmen Thränen, ihre Küſſe — mein Auge öffnete ſich, ich ſah ſie! leiſe fliſterte ich ihren Namen, und über jedes Wort hinaus ſelig, ſank ich in Nacht und Bewußtloſigkeit zurück.

Als ich erwachte, fand ich mich in einem hellen, warmen Zimmer, ich fühlte keinen Schmerz mehr, und mein erſter Blick traf auf Deborah, die vor meinem Lager kniete. Bleich, mit aufgelöſetem Haar, mit inbrünſtig zum Himmel erhobenen Augen lag ſie da und betete für mich! Ich richtete mich auf, und ſtreckte ihr mit unausſprechlichem Entzücken die Arme entgegen. Verſchwunden war jeder Schmerz, jede trübe Erinnerung. Ihre Stimme war Himmelsmelodie, ihre Nähe Lebenshauch — ich war ganz vollkommen und ungetrübt glücklich.

Ich wollte fragen, ſprechen, aber ſie legte mir ſanft ihre Hand auf den Mund. „Schweige, mein Einziggeliebter," ſagte ſie mir im ſüßeſten Flötenlaut, „Du bedarfſt jetzt Ruhe und Stille. Du biſt mir, ich Dir wiedergegeben; nichts wird und kann uns künftig trennen. Sei ruhig, bleibe ruhig, und vertraue der Liebe, die für Dich wacht."

Sie reichte mir hier einen Trank, der mich bald wieder in Schlummer verſenkte. Die nächſten Tage vergingen mir in Fiebergluth und Fieberwahn. In einem meiner hellern Augenblicke ſah ich Deborah in Reiſekleidern an meinem Lager ſtehen. Sie weinte ſchmerzlich, und drückte in heißer Angſt und Liebe ihre Hände an mein Herz. Ein mir unbekannter Mann ſprach ihr Muth ein, und verbürgte ihr im Ton ruhiger Sicherheit die Gewißheit meiner Geneſung. Wie mich auch ſpäterhin noch die Gluth des Fiebers faßte, nie vergaß ich dieſes Auftritts, der mehr als Traum geweſen war, denn vergebens ſuchte ſie bei der klaren Rückkehr meiner Beſonnenheit mein Blick; vergebens rief ich ihren Namen. Der Mann, den ich in jenem Augenblick an ihrer Seite geſehen hatte, trat zu mir, ſich mir als meinen Arzt bekannt zu machen. Ich ſah ihn lange mich beſinnend an — alle Umgebungen erſchienen mir ſo bekannt — wo bin ich? fragte ich ihn endlich ſehr geſpannt.

„Im Schloſſe Kramenskoy,“ antwortete er mir, „wohin Sie die ehemalige Beſitzerin deſſelben, die Fürſtin Stephanja R., von dem nahen Schlachtfelde hinweg, hat bringen laſſen.“

„Stephanja R.!“ rief ich in einer Bewegung, die alle meine Wunden aufzureißen drohte, „Stephanja R. war es, die mich rettete, und die ich hier in dieſen Zimmern wieder ſah! Wo iſt ſie?“

Er zog einen Brief hervor, und überreichte ihn mir ſchweigend. Es war ihre Handſchrift; ich erkannte die Züge, die mir ſchon früher einmal Verkündiger unerwarteten Schickſalswechſels geworden waren, und las:

„Mein Vater iſt gefährlich verwundet und gefangen. Er bedarf meiner Pflege, und ich darf nicht zögern, zu ihm zu eilen. Ich laſſe Dich in den Händen eines mir bekannten, ſehr geſchickten Wundarztes, deſſen Wort mir die gefahrloſe, baldige Heilung Deiner Wunden verbürgt; ich weiß Dich von Deinen eigenen, Dir ſo treu ergebenen Leuten umgeben, und doch iſt es mir, als ſolle ich vom Leben ſcheiden, da ich Dich, unausſprechlich geliebter Guſtav, von Neuem verlaſſen ſoll.“

„Mein Name wird Dir meine Geſchichte aufklären. In der furchtbar ernſten Lebensſtunde, wo ich auf unſerer Flucht am Grabe meiner, im Kampf für die Freiheit und Selbſtſtändigkeit meines Vaterlandes gefallenen Brüder kniete, forderte mir mein edler Vater den Eid ab, meinen Namen und meinen Stand zu verbergen, bis daß unſer Vaterland wieder erſtehe von ſeiner Schmach. Zugleich gelobte ich, mein Schickſal ſtets unbedingt ſeinem Willen unterwürfig zu erhalten, und meine Hand nie an einen ſeiner Feinde zu reichen. Er brachte mich darauf nach M. zu ſeinem ehemaligen Hofmeiſter, dem Prediger Lerſon. Hier ſah ich Dich. — Bald darauf verlor ich meine Pflegemutter; von meinem Vater hatte ich lange keine Nachricht, und ſo allein und hülflos, in einer mir ganz fremden Gegend, nahm ich das Anerbieten an, zu der Baronin Eblauch als Geſellſchafterin zu gehen. Ich fand Dich wieder, ich liebte Dich, und verhehlte das meinem Vater nicht, als ſeine Verhältniſſe wieder Mittheilungen unter uns möglich machten. Er erfuhr, was ich früher nicht wußte, daß Dein Vater jetzt Beſitzer der Güter unſers Stammes ſei, und entbrannte in heftigem Zorn gegen Dich. Eben ſo bitter ſtimmte es ihn, mich, die Fürſtentochter, in ſo abhängiger Lage zu wiſſen, und mir unerwartet, ſandte er mir einen ſeiner Vertrauten, den ich als einen der treueſten Anhänger unſers Hauſes kannte, als Ueberbringer des Befehls, Dich und die Baronin ſogleich zu verlaſſen. Ich konnte nur gehorchen. Er nahm mich mit ſich nach P., wo ihm ein neuer, hellleuchtender Hoffnungsſtern aufgegangen war. Die That und das Leben gab ich ihm unbedingt zu eigen hin; aber mein Herz erhielt ich im muthigen Kampfe frei. Unterrichtet von den Nachforſchungen, die Du thateſt, Kunde von ſeinem Schickſal und Aufenthalt zu erforſchen, ſah er in Dir nur den Agenten einer ihm feindlichen Macht, und dies machte ſeinen Zorn noch bitterer. Wir lebten unter einem fremden Namen in P., ich erfuhr Deine Ankunft, doch der Gräfin Douglas ward jede Gelegenheit benommen, Dich zu ſehen, und ihr Wort verpflichtete ſie, dieſe nicht aufſuchen zu wollen. Mein Vater ſah Dich mehrere Male, und durch den Ernſt und die Anmuth Deines Betragens wider ſeinen Willen gewonnen, lernte er unſere Liebe milder und gerechter würdigen. Ich wußte nun alle Deine Schritte, und erhielt die Begünſtigung, für Dich thätig ſein zu dürfen, um ſo eher, da das Gelingen Deines Planes in den ſeinigen eingriff. Guſtav, welch ein Augenblick, als ich Dich auf jenem Maskenball wieder ſah! ich hatte vorher feierlich verſprochen, mich Dir nicht zu erkennen zu geben; aber mit welchem bittern Todesſchmerz löſete ich dieſen Eid!"

„Für mein Vaterland begann bald darauf ein neuer Morgen zu tagen. Die Seele meines Vaters erblühte noch einmal in herrlicher Jugendkraft zu Thätigkeit und Hoffnung. Er eilte zur Armee; ſein Name war von den Söhnen unſers Landes noch nicht vergeſſen, und bald ſah er ſich an der Spitze einer Schar, die er in jedem Gefecht zu Ruhm und Sieg führte. Ich war ihm gefolgt. Mein Herz ſchlug hoch — Guſtav, ich verdiene es, ein Vaterland, ein freies Vaterland zu haben, denn mein Muth für daſſelbe blieb auch da noch freudig, als ich erfuhr, Du befindeſt Dich bei der feindlichen Armee." —

„Die Unſrigen drangen ſiegreich immer weiter vor. Schloß Kramenskoy wurde meinem Vater zum

Hauptquartier angewieſen, und als freudiger Sieger ſah ich den hochherzigen Mann wieder in die Hallen einziehen, die er als ein Geächteter hatte verlaſſen müſſen. Mir waren ſie ehrwürdiger und lieber denn je, da ich Spuren Deines Waltens vorzufinden hoffte. Ueber alle Erwartung reich und ſchön ward mir dieſe Hoffnung erfüllt. Wir erfuhren hier, wie Du das Andenken meines Vaters geehrt, ſeine alten Diener verſorgt, und die Spuren ehemaligen Glanzes im Geiſt der ehemaligen Beſitzer erhalten hatteſt. Tiefgerührt ſtand mein Vater an dem durch Dich geſchmückten Grabmal meiner Mutter — und als er im Garten an ſeinem ehemaligen Lieblingsplatz das Monument fand, das nur ein dem ſeinen verwandter Geiſt meinen gefallenen Brüdern ſo errichten konnte, da ſah ich ſein Auge naß, und Stephanja lag als Guſtavs glückliche Geliebte am Herzen des beſten Vaters!“

„Doch um den Vollgenuß meines Glückes ganz würdigen zu lernen, ſollte ich es noch mit dem furchtbarſten Todesſchrecken erkaufen. Alles verkündete die Nähe einer entſcheidenden Schlacht. Als ich ihre Donner ſo dumpf und ernſt tönen hörte, lehrte mich die Angſt um Dich und meinen Vater ein meiner Seele bis jetzt unbekanntes Gefühl kennen, die Furcht. Spät erſt erhielt ich Kunde von ihrem Ausgang. Mein Vater war gefangen. Ich erfuhr, Dein Regiment habe nicht fern vom Schloſſe gekämpft, den Rückzug der einen feindlichen Colonne zu decken. Mit hoher Achtung ſprachen die Unſrigen von der Tapferkeit, mit der es gefochten hatte. Ich ließ einige der Gefangenen vor mich kommen — Guſtav, ſie hatten Dich fallen ſehen!“ —

„Das Uebrige weißt Du. Der Waffenſtillſtand iſt geſchloſſen, der Friede wird ihm, ſichern Nachrichten zufolge, bald folgen. Ich eile zu meinem Vater. In P—g ſehen wir uns wieder. Sorge jetzt nur für Deine baldige Wiederherſtellung, und ſage Dir, daß ich von nun an vor Gott und Menſchen unverlierbar Dein bin.“

„Stephanja N.“

Fühlſt Du den Strom allmächtiger Lebenskraft, mein Bruder, den dieſe Zeilen in mein Herz ergoſſen? Sie iſt mein, ſie war nie eines Andern, ſie liebt mich noch, wie ich ſie liebe, und ſegnend wird ihr Vater unſern Bund einweihen. Meine

Wunden ſind faſt geheilt. Die Unterhandlung wegen meiner Auswechſelung iſt im Gange und findet bei der ſichern Nähe des Friedens durchaus keine Schwierigkeit. In wenig Tagen denke ich nach P — g abzureiſen, wo meiner Liebe eine ſo mächtige Beſchützerin lebt.

* * *

Und ſie wurden erfüllt dieſe Hoffnungen eines edlen, durch die Liebe zur Liebe geläuterten Herzens. Auf einer Reiſe, die er in den erſten Jahren ſeiner Verbindung machte, ſtellte er in W. der Fürſtin L. in ſeiner Gemahlin, Deborah Lerſon, die geborne Fürſtin R., als jene, auch ihr von der bewundernden Stimme des Rufs oft genannte Stephanja vor, und die achtungsvollſte Freundſchaft verband die beiden großſinnigen Frauen in edler Treue. Auch der Baronin Eblauch ward die Freude, beide Gatten bei ſich zu ſehen, und ihre mütterliche Liebe für Deborah durch die Aufklärung ihrer Geſchichte glänzend gerechtfertigt zu wiſſen. Die Stimme eines königlichen Helden rief bald darnach Graf Guſtav in ſein Vaterland zurück, das jetzt ſeinen Namen mit liebevoller Achtung als den eines ſeiner würdigſten und tapferſten Söhne nennt.

Kleopatra, Königin von Aegypten.

Eine Skizze.

Die alte und neue Geſchichte ſtellt uns das Bild mancher in Sinn und That großherzigen Frau auf. Auch Herrſcherinnen und Fürſtinnen nennt ſie uns, die im Krieg und Frieden ruhmvoll um den Lorbeer- und Oelzweig ſtritten, aber ihrer Aller Glorie verſchwindet vor dem Götterglanz, der Kleopatra's Leben entſtrahlt, und den man als den Triumph jener geheimnißvollen Zaubermacht des weiblichen Reizes anſehen muß, vor der ſich jede andere Erdengröße in anbetender Bewunderung beugt.

Kannſt du aber, arme Sprache, den Götterreichthum dieſes Lebens und die Fülle ſeiner glanzreichen Herrlichkeit in Worte faſſen? — Kannſt du darſtellen, was der kühnſte Sinn, die feſſelfreieſte Phantaſie in einer ſo eng beſchränkten Welt, wie die jetzige, kaum mehr zu erahnen vermag, weil es

Alles überfliegt, was der romantiſche Zauber des Märchens je erſonnen, und die Wirklichkeit ſpäter oder früher je dargeſtellt hat?

In ihrem ſiebenzehnten Jahre beſtieg Kleopatra den durch den Tod ihres Bruders erledigten königlichen Thron von Aegypten. Selten durch ihre unvergleichliche Schönheit, noch ſeltener durch den hohen Geiſt, der dieſe Schönheit beſeelte, faßte ſie mit ſicherer Hand die Zügel eines Reiches, das ſeit dem Tode Alexanders unter der Herrſchaft der Ptolemäer allem Unheil eines ohnmächtigen Regiments Preis gegeben geweſen war. Vor Kleopatra's Willen, vor ihrem Herrſchergenius ebneten ſich die ſtürmiſchen Wellen eines an Fürſtenmord und Empörung gewohnten Volksgeiſtes. Die Götter hatten ihr der Gaben höchſte und gefährlichſte, ſtolze Macht über das menſchliche Gemüth, gegeben, und Aegypten lag in ſtummer Ehrfurcht gehorchend zu den Füßen ſeiner Herrſcherin.

Der Ruhm ihrer göttergleichen Schönheit, ihrer Macht und ihrer Kenntniſſe wurde der Stolz des ganzen Morgenlandes. Keine Wiſſenſchaft war ihr fremd, und nach dem einſtimmigen Zeugniß ihrer Zeitgenoſſen vermochte kein Inſtrument den

Wohllaut ihrer Stimme zu erreichen. Den Geſandten dreier Welttheile, die vor ihrem Thron erſchienen, gab ſie ohne Dolmetſcher einem Jeden in der Sprache ſeines Landes Gehör. Venus trug ſeit ihrer Geburt keinen Gürtel mehr, und zu dieſer Vereinigung von Allem, was Menſchen ſchön, groß und herrlich nennen, kam noch jene myſtiſch räthſelhafte Kenntniß verborgener Naturkräfte, die in dem geheimen Tempeldienſt der Aegypter gelehrt wurde, und zu der ihr, der gebornen Fürſtin, der Zutritt erlaubt war.

Noch fehlte ihr aber die ſchönſte Weihe des Lebens; ſie hatte noch nicht geliebt. Vergebens warb der Sohn des großen Pompejus um die Gunſt der Göttlichen. Die Welt hatte damals einen Cäſar, und dieſer Einzige kam jetzt nach Aegypten. Nur er war ihrer, nur ſie ſeiner werth, und nie verband die Liebe zwei kühnere Herzen.

In Cäſars Armen erſt lernte Kleopatra ihre ganze Macht, ihre ganze Größe kennen und fühlen. Bald aber überflog ihr Rieſengeiſt ſeine kühnſten Träume, ihr Genius begeiſterte den ſeinen, und von ihren Lippen ſog er jene Flamme, deren Wiederſchein mit dem Glanze ſeines Ruhmes die fernſten Grenzen der damals bekannten Welttheile erleuchtete, und noch durch Jahrtauſende, ein flammendes Meteor, zu uns hernieder ſtrahlt.

Den feſſelfreien Römer band das Geſetz, das ihm unauflösliche Vereinigung mit der ausländiſchen Fürſtin unterſagte. Beide ſchieden von einander; allein die Gewißheit, das Höchſte an Lebensluſt und Lebensglück genoſſen zu haben, wurde ihnen zur Weihe erhabener Großheit in Sinn und That. Eine Erinnerung göttlich ſchöner Zeit blieb Cäſarion der herrlichen Mutter.

Cäſar ging nach Rom zurück. Nur Ungeheures konnte dem genügen, der aus Kleopatra's Armen kam, nur eine bezwungene Welt das Herz befriedigen, in dem die Fülle ſolcher Götterſchönheit gethront hatte. Die erſtaunte Roma bog ſich vor ihrem Herrn, und der Erdkreis huldigte dem Weltmonarchen.

Da, im Vollgenuß ſo triumphirender Macht, erſchien der Idus des Märzes. Jenes alle Räthſel des Menſchenlebens umfaſſende Wort: „auch Du, Brutus!“ glitt über Cäſars Lippen, und ſtumm und verhüllt ſank er an der Bildſäule des großen, von ihm beſiegten Pompejus, unter dem Dolchſtoß des Menſchen, der ihn am höchſten ehrte, den er am meiſten liebte. Nur Brutus Dolch konnte Cäſars Leben der Sterblichkeit vermählen.

Jahre kamen voll blutigen Kampfes. Auf der Ebene von Philippi entſchied Cäſars Geiſt noch einmal das Schickſal ſeiner Welt, die dann ſeine Rächer unter ſich theilten.

Marcus Antonius, ein Heros an Schönheit, Tapferkeit, Heldenmuth und Feldherrnwürde, erhielt Aſien und den größten Theil von Afrika zu ſeinem Antheil. An 170,000 ſeiner entlaſſenen Krieger vertheilte er vor ſeinem Abgang aus Europa Landgüter und Häuſer, eine Gabe von 20,000 Seſterzen für jeden ungerechnet, und dann zog er, von ſechs Legionen Fußvolk und 10,000 Reitern begleitet, nach Aſien, deſſen Könige zu ihm eilten, ſich in den Strahlen ſeiner Gunſt zu ſonnen.

Auch an die Königin von Aegypten ſandte er Dellius ab, ſie nach Cilicien zu beſcheiden, damit ſie vor ſeinem Richterſtuhl ſich perſönlich wegen der von einem ihrer Statthalter dem Caſſius zugeführten Unterſtützung verantworte. Kleopatra empfing den römiſchen Geſandten mit all der Achtung, die ſie, die Schutzverwandte, dem mächtigen Rom ſchuldig war. Als aber die erſten Worte ſeiner Anrede ihr verriethen, daß er der Botſchafter eines Gebieters zu ſein glaubte, ſchlug ſie den Schleier zurück, der ihr Diadem und ihre Reize verbarg, und von dem Zauber der herrlichen Erſcheinung verblendet, ſtand der ſtolze Römer verſchüchtert vor ihr, wohl fühlend, ſie ſei nur geboren, dem Herrſcher der Welt Befehle zu geben, nicht ſie zu empfangen.

Seine Bitte, ihn nach Tarſis zu begleiten, wo Antonius ſich damals aufhielt, ward ihm bewilligt. In kleinen Tagereiſen näherte ſie ſich dieſer Stadt, und verließ, noch einige Meilen von ihr entfernt, ihren Trageſeſſel, um eine goldene, mit purpurnen Segeln geſchmückte Gondel zu beſteigen. Silberne Ruder ſchlugen nach dem Klange der Flöten und Cymbeln die ſanften Wellen des himmelblauen Cydnus. Unter einem Himmel mit goldenen Sternen beſäet ruhte Kleopatra in allem Glanz ihrer Schönheit; eine Schar lieblicher Amoretten wehete ihr mit Roſenzweigen Kühlung zu, während die ſchönſten Frauen ihres Gefolges, als Grazien und Nereiden gekleidet, das Steuer und die Segel regierten. Wolken des köſtlichen Weihrauchs ſtiegen von beiden Ufern des Fluſſes in die Luft, während

Tauſende von jubelnden und entzückten Zuſchauern dieſen Einzug der Göttin der Freude und der Schönheit feiernd begleiteten.

Antonius ſaß eben zu Gericht, als ſich das Gerücht ihrer Annäherung verbreitete. In wenig Minuten war die zahlloſe Menge um ihn her verſchwunden, und er ſah ſich allein. Noch hatte er ſie nicht geſehen, noch konnte er der Macht widerſtehen, die auch ihn mit einer ihm bis dahin unbekannten Gewalt ihr und ſeinem Verhängniß entgegen zu eilen antrieb. Er blieb und begnügte ſich, ſie zur Tafel laden zu laſſen.

Die Hochherzige verweigerte auch dies, und ließ ihn auffordern, bei ihr zu erſcheinen. Er kam, und ihr erſter Blick legte ihn, den Mann, deſſen Gleichen ſeit Cäſars Tode der bewundernde Erdkreis nicht geſehen hatte, in unzerreißbare Feſſeln und der Lorbeer, den Antonius mit dem Blut von Hunderttauſenden erkämpft hatte, ward jetzt gleich einer vergänglichen Blüthe der Macht geopfert, die ſelbſt die vergänglichſte aller Blüthen, doch ſtets das unvergänglichſte aller Reiche zu behaupten wiſſen wird.

Aber nicht blos der Held ſollte ſich von der

Schönheit beſiegt fühlen; auch in ſeinem Eigenthümlichſten und Innerſten mußte er ſich übertroffen und bezwungen erkennen, denn mit der Pracht und Freigebigkeit, die Kleopatra in dieſen Tagen entfaltete, vermochte er nicht zu wetteifern. Das Kühnſte, was er zu erſinnen vermochte, blieb, ſeinem eigenen Geſtändniß nach, nur kindiſche Nachäfferei eines unerreichbaren Vorbildes.

Jedes Feſt, das ſie Antonius gab, war an Pracht und Erfindung neu. Sie verſchenkte dabei jedesmal Alles, was zum Schmuck des Saales und der Tafel an goldenen mit edlen Steinen verzierten Gefäßen, an Purpurdecken und goldgewirkten Tapeten gebraucht worden war. Jede Perſon ſeines bei ihr an zwölf Tafeln ſpeiſenden Gefolges empfing noch außerdem reiche Gaben, an prächtigen Tragſeſſeln mit den dazu gehörenden Sklaven, reich geſchmückten Roſſen und durch Schönheit ausgezeichneten Fackelträgern.

Was war aber alle dieſe Pracht, was war ſelbſt ihre Schönheit, die die Natur im Feiermoment ihrer göttlichſten Schöpferkraft doch nur einmal in dieſer idealiſchen Herrlichkeit zu geſtalten vermochte, gegen den Geiſt, der dies Wundergebilde beſeelte, und deſſen Ideenkühnheit und hoher Gedankenflug Heldengeiſter zur Bewunderung zwang, und dann wieder in Witz und Scherz, lieblicher Anmuth und unnachahmlichem Muthwillen unwiderſtehlich entzückte, und in ewiger Jugend jede Stunde ſich neuer und reicher entfaltete? — Wie die Sonne, war auch ſie einzig an Glanz und Licht, Leben und Wonne.

Antonius war nicht geſchaffen, ſolchem Zauber zu widerſtehen, und als ſie, von ihm in dem freien und unabhängigen Beſitz Aegyptens beſtätigt, in ihr Reich zurückkehrte, blieb mit der Erinnerung an ſie ein Stachel der Sehnſucht und des Verlangens in ſeiner Seele zurück, der jede Ruhe, jeden Genuß, jeden Gedanken an Ruhm, Nachwelt und Weltherrſchaft in ihm unterdrückte, bis er wieder in ihrer Nähe Nahrung für die flammende Größe ſeines Heldengeiſtes fand.

Mit Sturmwindseile durchflog er Syrien, entſagte der Eroberung Palmyras, legte ſein Heer in die Winterquartiere, und eilte nach Alexandrien. In der Feier ihres Wiederſehens und ihrer Ergebung an ſo heiße Liebe war es, daß Kleopatra jene geheimnißvolle Geſellſchaft ſtiftete, der ſie den Namen der Vereinigung zum unnachahmlichen Leben gab. Keines Sterblichen glühendſte Phantaſie hat je wieder, im elyſiſchſten der Träume, den Götterrauſch gekoſtet, den Antonius ſich hier aus dem Becher der Liebe trank. Das verglimmende Abendroth der gluthvollen Sonnenpracht dieſes Lebens würde hinreichen, das Daſein eines ganzen lebenden Menſchengeſchlechts zu vergolden.

Unruhen in Italien riefen Antonius zu neuen Thaten auf. Bei ſeiner Ankunft dort flogen ihm alle Herzen zu, aber er war groß genug, der Welt den Frieden ſchenken zu wollen. Eine neue Theilung endete den kaum zwiſchen ihm und Octavian begonnenen Krieg, und ſicherte jenem den Beſitz der Abend-, dieſem den der Morgenwelt. Antonius kehrte nach dem Orient zurück, wo Kleopatra bald darauf gleichfalls in Syrien eintraf, und mit ihr die Götter ſeiner Lebensfreuden. Doch die Eröffnung des Feldzuges gegen die Parther gebot bald eine neue Trennung, und während Kleopatra nach Alexandrien zurückkehrte, ging Antonius nach

Armenien, welches der Hauptſammelplatz ſeiner Völker war.

Der Ruhm der Königin von Aegypten ſtieg höher und höher. Noch prangte ſie in voller Jugendſchönheit, und wo ſie ihrem Volke ſichtbar ward, genoß ſie der Huldigung ihrer Vergötterung. Iſis-Kleopatra nannte ſie das ganze Morgenland. Tempel und Altäre wurden ihr errichtet, in denen Tag und Nacht der jüngern Iſis Opfer flammten. Aber auch dem Antonius brachte dieſer Feldzug neue Siegeskronen, und, glänzender denn je, entwickelte ſich während deſſelben ſein Feldherrngenius. Nie kämpften Seelengröße und Heldenmuth glorreicher gegen Natur und Element, als in ſeinem Verlauf, und nie empfing ein Herrſcher rührendere Beweiſe der Liebe und der ſelbſt im Tode unerſchütterlichen Treue ſeiner Krieger, als dieſer Gewaltige. In 21 Tagen ſiegreich in achtzehn blutigen Gefechten betrat er endlich Armenien wieder, nachdem ihm nicht die Pfeile des Feindes, ſondern Hunger und Seuchen 30,000 ſeiner Tapferſten weggerafft hatten. Auch hier ließen Sehnſucht und Verlangen ihn nicht raſten. Ueber Schnee und Eis bahnte er ſich für ſeine Armee Wege, und kam endlich, dieſer zuvoreilend, in Sidon an, wo er mit Kleopatra den Winter zubrachte. Der Frühling rief ihn zu neuen Thaten; er eroberte Armenien, und bereitete dann dem erſtaunten Alexandrien ein Schauſpiel, wie es bis dahin nur Rom geſehen hatte, indem er als Triumphator in ſeinen Mauern einzog.

Auf einem goldenen Thron mit ſilbernen Säulen, umgeben von den Großen ihres Reiches, umwogt vom jubelnden Volke, ſaß Kleopatra im Glanz der Schönheit und der königlichen Hoheit, und ihr Blick wurde dem Sieger Lohn, der ihr den König von Armenien mit ſeinem ganzen Hauſe, von goldenen Ketten gefeſſelt, als Trophäen ſeines Sieges übergab. Nur für ſie hatte er gekämpft, nur ihr Beifall war ihm Lohn — Antonius, der große Antonius, war untergegangen in dem Geliebten Kleopatra's! So beſteht Männergröße und Heldenruhm vor Weiberſchönheit und Liebeszauber! —

Dieſer Auftritt war aber nur die Vorbereitung zu der vergötternden Huldigung, mit der er das Andenken ſeiner Liebe zu verewigen erſann, und durch die er Kleopatra, den Göttinnen an Reiz und Zauber gleich, dieſen auch ganz zuzugeſellen ſtrebte. Ein Feiertag, einzig in den Annalen der Weltgeſchichte, verſammelte die Bewohner Alexandriens in einer großen ungeheuren Halle, in deren Mittelpunkt ſich auf ſilbernem Boden zwei goldene, mit Edelſteinen reich verzierte Throne erhoben. Zum erſten Mal erſchien Kleopatra an dieſem Tage öffentlich im Götterſchmuck der Iſis, geziert mit allen Attributen dieſer erhabenſten aller ägyptiſchen Gottheiten. Auf dem zu ihrer Linken errichteten Throne ſaß Antonius, zu beiden Seiten, auf niedrigeren Sitzen, die Kinder der Königin. Hier erklärte nun Antonius vor allem Volke Kleopatra für ſeine Gemahlin und zur Königin von Aegypten, Lybien, Cypern und Cöleſyrien; Reiche, die er zugleich als das Erbe Cäſarions bezeichnete. Seine beiden Söhne aber, Alexander und Ptolemäus, begrüßte er als Könige der Könige, und gab dem älteſten, als Verlobten der Tochter des Königs von Medien, Armenien, dem jüngſten aber Syrien, Phönicien und Cilicien. Die Könige der Könige, Alexander in mediſcher Tracht, geſchmückt mit der perſiſchen Tiare, Ptolemäus mit dem Diadem des großen Alexanders, nahten ſich, der göttlichen Mutter zu huldigen, und wurden dann, zu ihren Sitzen rückkehrend, von der aus den Jünglingen der edelſten Geſchlechter ihrer Reiche gebildeten Leibwache empfangen.

Welche Mutter genoß je eines ſolchen Tages? welches Weib je eines ſolchen Triumphes der höchſten Vergötterung, die ein erdgebornes Weſen zu empfangen vermag, und das als reine Huldigung makelloſer Schönheit und durch ſie entzündeter unſterblich lodernder Liebesflamme?

Aber die erſtaunte Welt hatte noch einen Herrſcher außer Antonius, und die Idee einer Weltherrſchaft entſprach dem gigantiſchen Gedankenflug in der Seele der Vergötterten zu ſehr, gehörte als eigenthümlich zu innig zu ihrem Sein und Weſen, dem zu Folge ſie in keiner irdiſchen Beſchränkung mehr eine Scheidewand zwiſchen ſich und den Unſterblichen anzuerkennen vermochte, als daß ſie den Funken in der Bruſt des Geliebten nicht zur Flamme hätte anhauchen ſollen. Der Krieg zwiſchen Antonius und Octavian brach aus.

Kleopatra begleitete Antonius in dieſen Feldzug, und während ihre Truppen ſich zu Epheſus ſammelten, führte ſie in ewig neuer Jugend ein Leben herauf, wie es im Wechſeltanz lachender Horen bis dahin nur den Bewohnern des Olymps in den Träumen der Dichter zu Theil geworden war. Alles, was das Leben Süßes und Verführeriſches, die Liebe Entzückendes und Berauſchendes, die Pracht Glanzvolles, die Verſchwendung Ungeheures, die Kunſt Begeiſterndes zu ſchaffen und zu geſtalten vermag, ward hier dem Sinn und dem Herzen in ſo reicher Mannigfaltigkeit dargeboten, daß aus dem Genuß ſelbſt ewig neu der Wunſch und der Reiz ſich erzeugten. Ein unnachahmliches und unausſprechliches Leben erblühete hier in einer Ueppigkeit und Freudigkeit, deren geiſtigen Gehalt der jetzigen verarmten Welt, die es kaum zu faſſen vermag, wie eine dieſer Abendmahlzeiten drei Millionen zu koſten vermochte, zum Räthſel geworden iſt.

Zahlreichere und furchtbarere Kriegsheere hatte die zitternde Welt noch nie verſammlet geſehen. Der ganze Orient ſtand gegen den Occident in Waffen. Auch galt es nicht den Beſitz eines Königreichs, nicht die Herrſchaft über einige Provinzen — Weltherrſchaft hieß der Preis des Kampfes, und der Erdkreis war bereit, in dem Sieger ſeinen Ueberwinder anzuerkennen. Einen ähnlichen Moment hat ſpäter die Weltgeſchichte nicht wiederholt, und jetzt iſt er unmöglich geworden. Man fühlt die drückende Schwüle, die ſich vor dem ausbrechenden Gewitter über die Natur zog, und die Phantaſie vermag den Entſcheidungsmoment noch nicht zu erfaſſen, ohne daß unſer Herz vor innerer Bewegung zu ſtocken ſcheint.

Endlich führte die Sonne des zweiten Septembers bei Actium den Tag der Entſcheidung herauf.

Nie fühlt der Menſch das Räthſel ſeiner Abhängigkeit tiefer, als wenn er das Schickſal einer Welt an das unerklärbare Haar des Zufalls geknüpft ſieht. Ein noch von keinem Geſchichtsforſcher erhelltes Dunkel ſchwebt über Kleopatra's ſogenannter Flucht. Sie hätte nichts entſchieden, wenn nicht Antonius, von ihrem allmächtigen Zauber ſich ſelbſt entführt, Alles aufgegeben hätte, um ihr nachzueilen.

Mit echt menſchlicher Trauer verweilen wir bei dem Sturz dieſes hohen Gemüthes, und nur mit dem Geſunkenen ſelbſt vermögen wir uns wieder zu erheben, wenn wir ihn wenige Stunden darauf durch Blick und Wort die ihm nachſetzende feindliche Flotte in die Flucht jagen, dann ſeine Freunde um ſich ſammeln, mit der ihm eignen großherzigen Freigebigkeit reiche Geſchenke unter ſie vertheilen ſehen, verbunden mit dem Befehl, ihn zu verlaſſen, und ihr eignes Schickſal unabhängig vom Wechſel des ſeinigen zu ſichern.

Kleopatra's an kühnen Adlerflug gewohnte Seele erzeugte auch jetzt eine Idee, die als eine der herrlichſten und ſchöpferiſchſten in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes erſcheint. Sie entſchloß ſich, mit ihrer ganzen Flotte durch die Landenge von Suez in's rothe Meer zu ſegeln, dort eine neue Welt aufzuſuchen, und mit allen ihren Schätzen in ihr ein neues Reich der Herrlichkeit zu gründen. Antonius verwarf dieſen Plan, und Kleopatra, die nun nur Sieg oder Tod vor ſich ſah, bot Alles zu ihrer Vertheidigung auf, was Klugheit erſinnen und Geiſtesgröße auszuführen vermag. Die Ungleichheit des Kampfes war aber zu auffallend, um ſie nicht mit dem Gedanken des Todes vertraut zu machen, und freier denn je erblühte ihr Leben in der Umſchattung dieſes Gedankens.

Jetzt nahete ſich der Geburtstag des Antonius, den ſie mit ſo ungeheurer Pracht feierte, daß Tauſende, die als Bettler zu dieſen Feſten gekommen waren, reich von dannen gingen. Wie die Sonne, ehe ſie in's Meer untertaucht, noch einmal im blendenden Strahlenglanz aufflammt, ſo Kleopatra's herrliches Freudenleben in dieſen Tagen. —— Dann ließ ſie alle Koſtbarkeiten ihres Pallaſtes an Gold, Silber, Juwelen, Elfenbein, wie auch alle Kunſtſchätze deſſelben, in ihr ſchon früher von ihr mit der höchſten Pracht des Morgenlandes erbauetes Grabmal bringen, und zugleich die nöthigen Anſtalten treffen, daß es ihr mit allen dieſen Schätzen zum Flammengrab werde, ſobald es Octavian gelinge, als Sieger in Alexandrien einzuziehen.

Sein Schickſal auf die ſteilſte und äußerſte Spitze ſtellend, beſchloß Antonius, an einem Tage zu Lande und zu Waſſer eine Schlacht zu liefern. In der Nacht vor dieſem Tage war es, wo, nach den geheimnißvollen Sagen der Alten, der Gott, deſſen Liebling er bisher war, ihn verließ. Das erſtaunte Alexandrien hörte ſeine menſchenleeren Gaſſen zur Nachtzeit von rauſchender Muſik und allem Jubel von Bacchus glänzendem Gefolge ertönen, ohne daß es dem Auge ſichtbar wurde, wenn gleich das Ohr, durch mehrere Straßen, bis zum Thor hinaus zu folgen vermochte.

Nicht ſein Muth, nicht ſeine Tapferkeit, ſondern nur Verrath öffneten dem feigen Weichling Octavian die Thore von Alexandrien. In demſelben Augenblick, wo Antonius ſeine letzte Hoffnung, ſeine Flotte, zur feindlichen übergehen, und ſich mit dieſer vereinigen ſah, traf ihn die falſche Nachricht, Kleopatra habe freiwillig ihr Leben geendet.

Er klagte nicht über ihren Tod — hatten ſie doch einen Weg zu gehen! — Aber als er jetzt Eros, einen ſeiner getreueſten Sklaven, aufforderte, ſein früher gegebenes Verſprechen zu halten, und ihn zu tödten, zog dieſer auch den Dolch, aber nur um ihn in die eigene Bruſt zu ſtoßen, und todt ſank der Treue zu den Füßen ſeines Gebieters nieder. Da zog Antonius ſein Schwert und warf ſich hinein.

Die Wunde war tödtlich, doch dies nicht augenblicklich. Kleopatra, von der Verbreitung des falſchen, ihren Tod verkündenden Gerüchts unterrichtet, ſandte Diomedes ab, Antonius hiervon zu benachrichtigen. Dieſer kam zu ſpät, den Helden zu retten, aber früh genug, ſein entfliehendes Leben aufzuhalten, und ihn in die Arme der Königin zu geleiten. — Ihr Grab öffnete ſich, ihn zu empfangen.

Antonius letzte Worte waren Preis der Götter, die ihn vor allen Sterblichen reich beglückt und hoch begabt hatten, indem ſie ſeinem Leben Kleopatra's Liebe, ſeinem Andenken unſterblichen Heldenruhm ſchenkten, und ihn beſiegt, doch glorreich fallen ließen, da er, ein Römer, nur von Römern überwunden worden war.

Kaum war Antonius todt, ſo erſchien ſchon bei Kleopatra ein Abgeordneter Octavians, ſie unter den gleißneriſchſten Verheißungen zur Ergebung an den Sieger zu bereden. Doch auch hier ſiegte feige Liſt; denn während Kleopatra um den Thron von Aegypten für ihre Söhne, als Löſegeld für ihre Schätze unterhandelte, erſtiegen die feindlichen Soldaten ein Fenſter des Gebäudes. Durch das Geſchrei ihrer Frauen hiervon benachrichtigt, zog Kleopatra den Dolch, den ſie in ihrem Gürtel trug — er wurde ihr entriſſen, und mit der ängſtlichſten Sorgfalt alles Lebenverletzende von ihr entfernt.

Viele Könige warben um den Ruhm, dem

Leichnam des Antonius die letzte Ehre zu erweiſen. Kleopatra behauptete ihr Recht als Gemahlin und als Königin, und mit aller Pracht, die der Größe des Verewigten zu entſprechen vermochte, ward ſein Leichenbegängniß von ihr gefeiert. Dann befahl ſie, ein großes Feſt zu veranſtalten, bei welchem ſie ſich den dazu geladenen Römern in aller Hoheit ihres Ranges und in allem Glanz ihrer noch immer einzigen und unvergleichlichen Schönheit zeigte. Nach aufgehobener Tafel ſandte ſie Octavian einen Brief. Er erbrach ihn, und fand darin nur die Anweiſung, ſie neben Antonius begraben zu laſſen. Erſchreckt eilte er gleich ſelbſt zu ihr, aber die Feſſeln ihres irdiſchen Lebens waren ſchon gelöſet, und leblos fand man ſie im prachtvollſten königlichen Schmuck auf ihrem goldenen Lager ruhen. Die eine ihrer Vertrauten, Iros, lag ſchon entſeelt zu ihren Füßen; die andere, Charmio, wankte noch, bemüht das Diadem in Kleopatra's Locken feſter zu ſchlingen. „Unglückliche, was ging hier vor?“ fuhr ſie einer der Hereintretenden an. — „So geziemt es einer Königin zu ſterben,“ erwiederte ſie, und mit dieſen Worten ſank auch ſie todt zu den Füßen ihrer königlichen Herrſcherin.

Alle Verſuche zur Wiederbelebung Kleopatra's waren vergeblich, ſo wie man die Art ihres Todes auch nicht mit Zuverläſſigkeit anzugeben vermag. Das ſtolze Rom ſtellte ihre goldne Bildſäule im Tempel der Venus als das Bild dieſer Göttin auf, und bog vor ihr ſein Knie, und auch wir können nur im Götterkreiſe des Olymps ihres Gleichen an Herrlichkeit und kühnem, ſich zu den Göttern aufſchwingenden Lebensmuthe finden.

Amala.

Von Fürſten und Freiherren umgeben, vom Jubelgeſchrei des Volkes umwogt, näherte ſich die Prinzeſſin Olga der Grenzſtadt des Reiches, deſſen Thronfolger ihr zum Gemahl beſtimmt war. Acht ſchneeweiße, roſenroth mit Silber aufgeſchirrte Roſſe zogen den kryſtallnen Wagen, in dem, ſtrahlend von Juwelen, noch ſtrahlender von Hoheit und Jugendreiz, die königliche Braut im mild verklärenden Schimmer freundlicher Holdſeligkeit ſaß. Neben dem Schlage des Wagens ritt Graf Leo von Leoni, von der Monarchin des Landes geſandt, ſich in dieſer Grenzſtadt, als Stellvertreter ihres Neffen und Thronerben, die ſchöne Fürſtentochter antrauen zu laſſen. Ein geborner Lebensfürſt, heldenmüthig und ſchön, wie die blühendſte Phantaſie ſich nur den herrlichſten von Hellas Götterſöhnen zu geſtalten vermag, theilte er mit der Prinzeſſin die Bewunderung der Menge. Da, als der Zug ſich der vor den Thoren der Stadt aus Blumengewinden erbaueten Ehrenpforte nahete, ſchwiegen plötzlich die Trompeten, die bis jetzt in den Jubelruf des Volks ſchmetterten, der Donner der Pauken verhallte — unſichtbare Harfenchöre erklangen, und eine Schar von Amorinen flatterte herbei und umgab den Wagen der Fürſtenbraut, die ſich dem lieblichen Kinde entgegen neigte, das, auf den niedergelaſſenen Tritt des Wagens hüpfend, ihr einen Kranz überreichte, und mit einem für dies Alter ungewöhnlichen Ausdruck der Empfindung ein Gedicht ſprach, deſſen Innigkeit die Prinzeſſin rührte. Sie neigte ſich, den Kranz zu faſſen, den die Kleine ihr darbot und ſie dankend auf die Stirn zu küſſen; dieſe aber hob den Blick zu dem Grafen empor, der ſtolz auf ſeinem hohen Roſſe ſo nahe an dem Schlag des Wagens hielt, daß die Kleine zwiſchen ihm und der Fürſtin ſtand, und flüſterte dieſer leiſe zu: „Hüte Dich vor ihm, er raubt Dir Herz und Krone, wenn ich Dich nicht rette.“

Ueberraſcht flog der Blick der Fürſtin zu ihm auf und traf begegnend dem ſeinen; Auge flammte in Auge; erröthend ſenkte Olga vor dem hell flammenden Blitz ſeines Blickes den ihrigen, und ſchnell ihrer Hand entgleitend wich das Kind in den Kreis ſeiner Geſpielinnen zurück.

Als ſich am Abend dieſes geräuſchvollen Tages die Prinzeſſin in ihr Schlafgemach zurückgezogen hatte und die Bilder deſſelben ihr in der Erinnerung vorüberglitten, gedachte ſie auch der räthſelhaften Worte, die das Kind ihr zugeflüſtert hatte. Sie konnte die Kleine nur für ein Werkzeug halten, und da es ihr wichtig war, zu erfahren, wer ſich erkühnen durfte, ihr eine ſolche Warnung zuflüſtern zu laſſen, befahl ſie ihrer Hofdame, das Kind, welches ihr den Kranz überreicht habe, am andern Morgen zu ihr zu bringen, weil ſie der Kleinen das ihr beſtimmte Geſchenk ſelbſt übergeben wolle.

Die Kleine hieß Amala, und war die einzige Tochter des Präſidenten von G. In dem Kinde wohnte der Geiſt eines räthſelhaften Ahnungs-, eines wunderbaren Anſchauungsvermögens, von dem Keiner Rechenſchaft abzulegen vermochte, woher? und wie es dem Kinde komme. Oft erzählte ſie den Eltern merkwürdige Vorfälle aus entlegenen Gegenden, als ſei ſie Augenzeuge derſelben geweſen; oft verkündete ſie ihnen Begebenheiten kommender Tage kindlich unbefangen voraus. — Wurde ſie genauer darüber befragt, weg war der Blitz dieſer Anſchauung, und ſie vermochte ſich nur ſelten des eben Verkündeten zu erinnern; es wurde ihr dann zu einem fremden, ihrem Sinn deutungsloſen Worte. In ihrer Familie beſchäftigte man ſich eben nicht mit Beobachtung und noch weniger mit Ergründung dieſer Seltſamkeit; man führte ein zu thätiges Leben, um zum Grübeln darüber Zeit zu haben. Auch verlor Amala früh ihre Mutter; der Vater, ein ernſter Geſchäftsmann, freudelos ſeit der Gattin Tode, ſah das Kind ſelten, und die alte Tante, der er ſie zur Aufſicht anvertraute, beachtete die Kleine außer den Lehrſtunden wenig, und hinderte ſie nicht, die übrige Zeit einſam im Garten des väterlichen Hauſes zuzubringen. So blieb die zarte Pſyche ungeſtört in der Hülle der Kindlichkeit, und wunderbare Gebilde zogen der Kleinen oft, vorzüglich in den Dämmerungsſtunden, vorüber, wenn ſich das irdiſche Leben um ſie her in ſtille Ruhe verſenkte, und ſüße Stimmen flüſterten ihr leiſe Deutungsworte zu.

Als die Prinzeſſin am Morgen erwachte, wartete Amala ſchon im Vorzimmer und ließ ſie, als ſie es erfuhr, zu ſich an ihr Lager kommen. Die Furchtſamkeit des Kindes hatte ſich ſchon verloren, da die Kammerfrauen ſich aufmunternd und koſend mit ihr im Vorgemache beſchäftigt hatten, und ſie ging freundlich und artig auf die Prinzeſſin zu, ihr, wie es ihr von der Tante eingeſchärft worden war, ehrerbietig die Hand zu küſſen; als dieſe ſie aber zärtlich umarmte und auf das Lager zu ſich emporhob, um mit ihr zu ſchwatzen, verſchwand vollends bei Amala die Scheu des Eindrucks, den der feenartige Glanz, in dem ihr geſtern die fürſtliche Braut entgegengeſtrahlt war, auf ihre kindliche Phantaſie gemacht hatte; ſie ſchlang die kleinen Arme um den Hals der Prinzeſſin, küßte ſie zärtlich und beantwortete ihre Fragen mit der lieblichen Unbefangenheit reiner Kindlichkeit. Vergeblich aber forſchte die Prinzeſſin nach Auskunft über die von ihr erhaltene Warnung; Amala war es ſich nicht bewußt, ſie ausgeſprochen zu haben, und da ihr Weſen keinen Zweifel an ihre Wahrhaftigkeit verſtattete, ſo begann die Fürſtin jene Aeußerung für ein Spiel des Zufalls zu halten, das keine ernſte Beachtung verdiene. Um aber mit dem Kinde fortzuplaudern, das ihr in ſeiner Schönheit und Lieblichkeit gefiel, fragte ſie, was ihr denn geſtern am beſten gefallen habe? „Ei, Sie ſelbſt,“ antwortete Amala, „Sie ſahen in dem goldenen Kleide und der juwelnen Krone ſo ſchön wie eine Königin aus.“ Die Prinzeſſin lächelte — „und wie,“ fragte ſie weiter, „gefiel Dir denn der Herr, der Dir vom Pferde herab die Hand reichte, Dich auf den Tritt des Wagens zu heben?“ — „O, den habe ich ſchon oft geſehen,“ fliſterte Amala ſtill vor ſich hinblickend, — „und wo?“ fragte die Prinzeſſin neugierig. — „Ich weiß nicht,“ antwortete Amala, „einmal war es in einem großen hellen Saal; am Ende deſſelben ſaß auf einem goldenen Thron eine alte freundliche Frau, und Sie waren auch da und lächelten ihn freundlich an, aber Sie waren blaß, und neben Ihnen ſtand ein recht häßlicher, böſer Mann; und dann ein andermal war es dunkel und kalt, als ich zu ihm eintrat und die ſchweren Ketten löſete, die er trug.“ — „Kind!“ rief hier die Prinzeſſin erſtaunt, „Du träumſt!“ — Aufgeſchreckt fuhr Amala zuſammen, und den Blick hell auf die Prinzeſſin richtend, fragte ſie lächelnd und befremdet, „was habe ich denn geſagt?“

Tief in ſich verſunken blieb die Prinzeſſin ſtumm; endlich ſich aufrichtend und ihre Kammerfrau herbeiwinkend, ließ ſie ſich ein Schmuckkäſtchen reichen, aus dem ſie eine goldne Kette nahm, deren diamantnes Schloß ſie um Amala's Hals zudrückte. „Trage ſie zu meinem Andenken, räthſelhaftes Kind," ſagte ſie, einen Kuß auf ihre Stirne hauchend, „und zum Unterpfand, daß ich Dich nie vergeſſen und gern einſt in Dir meinen Schutzgeiſt ſehen werde."

Olga's Gemahl, der Kronprinz, war bösartig von Charakter, dumpfſinnig von Geiſt; die Rohheit ſeines Gemüthes und die widrige Häßlichkeit ſeiner Geſtalt erweckten in ihr gegen ihn eine unüberwindliche, ſie qualvoll peinigende Abneigung, und ſie empfand tief die Grauſamkeit des Geſchickes, mit allen ſchönen Hoffnungen ihres blühenden, jugendlichen Lebens ein Opfer dieſer Verbindung geworden zu ſein. Mit einem reinen, liebebedürftigen Herzen war ſie in ſein Land gekommen; allein wie Schwefeldampf die eben aufgeblühte Roſe entfärbt, ſo ſchwand auch die Schönheit ihrer angebornen Sinnes- und Empfindungsweiſe vor der Nothwendigkeit, von der ſie in ihren neuen Verhältniſſen gefaßt wurde, und die ſie zwang, die reinſten Empfindungen ihres Herzens, die edelſten Fähigkeiten ihrer Seele gewaltſam in ſich zu ertödten. Vieles wurde in ihr auf dieſem Pfade zerſtört; doch bewahrte ſie die Kraft, ſich Keinem von denen hinzugeben, die ihrem edleren Weſen feindlich entgegen ſtanden. Ihr Geiſt erſtarkte im Kampf mit ihren Verhältniſſen, und bildete ſich männlich, muthig und ernſt aus; ſelbſt ihre Schönheit gewann im Laufe der Jahre einen Ehrfurcht gebietenden Charakter. Der Schutz der Monarchin ſicherte ſie, ſo lange dieſe lebte, gegen die despotiſche Grauſamkeit ihres Gemahls, und zwang dieſen, in ſeinem Betragen die Formen des äußern Anſtandes zu beobachten, die ihr allein Schutz gegen ſeine ſittliche Gemeinheit zu gewähren vermochten; doch die Monarchin war alt und kränklich; ihr Tod ließ Olga ſchutzlos, wenn ſie es nicht verſtand, ſich während ihres Lebens eine Macht zu gründen, die ihr erſetzen konnte, was ſie mit ihr verlor. Sie wußte, daß ihr die Neigung der Großen des Reichs zugewandt war, und daß dieſe ſie, ſtatt ihres Gemahls auf den Thron zu ſetzen wünſchten; allein ſie erkannte auch die Gefahr eines ſolchen Unternehmens, und daß es, um zu gelingen, durchaus eines kühnen, geiſteshohen Mannes bedürfe, der es leiten, unternehmen und ſich an die Spitze ihrer Partei ſtellen könne. Einen ſolchen Mann fand ſie unter den Höflingen nicht, aber wohl ſtieg aus dem Spiegel der Vergangenheit Leo's Bild vor ihr auf. Ach, als er ihr einſt an der Grenze eines neuen Lebens, in der blühenden Schönheit eines Götterſohns entgegen trat, waren in ihrem Herzen Ahnungen eines Glückes erwacht, die ſie nie wieder vergeſſen konnte, wenn ſie gleich wie Nachtigallentöne, die in dem Reif einer kalten Frühlingsnacht ungehört verklingen, traurend wieder in ihrer Bruſt verſtummen mußten. Auch wurde er ihren Blicken damals ſchnell entzogen. Er war, als ſie ihn kennen lernte, der Verlobte eines ſchönen, von ihm in friſcher leichter Jugendneigung erwählten Mädchens, und verließ gleich nach ſeiner Vermählung mit ihr den Hof, weil er zum Statthalter einer fernen Grenzprovinz ernannt worden war. Jetzt aber, nach acht Jahren, rief ihn die Monarchin an den Hof zurück. Seit Kurzem war er Witwer, und wie verblich das Bild, das Olga's Erinnerung von ihm bewahrt hatte, vor dem Eindruck, den ſeine Wiedererſcheinung auf ſie machte! Alle ſeine Züge hatten den Reiz eingeernteten Ideenreichthums gewonnen, die hellen Blicke der dunkeln Augen ſprüheten Blitze, und man fühlte, daß er durch Hoheit des Gemüths, Tapferkeit und Seelengröße von der Natur geweiht war, auf dem erſten Platz, zunächſt dem Thron zu ſtehen. Was bis dahin in der Seele der Prinzeſſin wohl nur verſchwebender Gedanke geweſen war, geſtaltete ſich jetzt zum Wunſch, und Beide verſtanden ſich bald in Einem Gedanken, Einem Plan.

Ein glorreiches Zeitalter, ein herrlich aufblühendes Volk, ein reiches Leben voll Kampf und Sieg und Luſt, waren einſt als Jüngling Leo's Träume geweſen, und muthig trat er in die Schranken, um für die leidenſchaftliche Sehnſucht, mit der er Großes zu thun und zu leiten begehrte, einen würdigen Schauplatz zu finden; doch ſein Zeitalter konnte die Begeiſterung nicht vergelten, mit der er es erfaßte; ja, es vermochte ſie nicht einmal zu erkennen, und ſo begann auch er ſich allmählig dagegen zu verhärten. Die Zeit, in der er lebte, war leer an großen Begebenheiten, und ſo wenig auf- und anregend, ſo lähmend, ſo naßkalt, daß man mit den alltäglichſten Geiſtes- und Seelenkräften zu Allem ausreichen konnte, was ſie ihr zu leiſten vergönnte. Der Graf hielt ſich berufen, ſie aus dieſem Winterſchlaf zum verjüngenden Erwachen zu wecken, und da ſie, wie er wähnte, keine würdigere Kraft als die des klugen Ehrgeizes, der zu herrſchen verſteht, zu lohnen vermochte, ſo ergab er ſich dieſem. Aber eine ſo reiche Natur, wie die ſeine, die ihn in Hochſinn und Liebe den Edelſten aller Zeiten hätte zugeſellen ſollen, konnte ſelbſt durch das Unheil eines ſo gefährlichen Irrthums nicht ganz entadelt werden; es blieb in ihm eine Fülle ſittlicher Kraft, deren edler Ernſt ſeinen gefährlichen Ehrgeiz lange vor verbrecheriſcher Ausartung ſicherte; nur um ihrer Herrlichkeit willen war die Luſt des Herrſchens in ihm mächtig, und er blieb für die Zwecke niedriger Selbſtſucht auch ſelbſt in ſeinen Verirrungen noch zu groß. Die Monarchin, deren Unterthan er war, hatte ſeinen Vater zu ſehr durch ihre Gunſt ausgezeichnet, um nicht auch dem Sohne die Bahn zu den höchſten Staatsämtern zu öffnen, und als jetzt der Tod ſeiner Gemahlin die Bande zerriſſen hatte, die ihn an eine von dem häuslichen Leben unzertrennliche Beſchränkung gefeſſelt hatten, lag ſein Blick wieder frei und kühn auf Allem, was im Leben gewonnen und erſtrebt werden kann. Olga's Neigung entging ſeinem Blicke nicht, und er glaubte in ihr das Mittel zu erkennen, ſein Vaterland von dem Unglück einer despotiſchen Regierung zu retten, und ſeinen Durſt nach Thaten zu befriedigen. Umringt von Spähern, umſchlichen von Argwohn und Verrath, bedurften die Prinzeſſin und er einer Vertrauten, und in Olga's Seele, die allem Wahn des Wunderglaubens ergeben war, ſtieg das Bild des räthſelhaften Kindes wieder auf, das ihr einſt Rettung für ſie und den Grafen in der Stunde der Gefahr verheißen hatte; ſie erzählte dieſem jenen Vorfall, und da ihn eine Reiſe an den benachbarten Hof durch die Stadt führte, in der Amala lebte, trug ſie ihm auf, ſich nach ihr und ihren Verhältniſſen zu erkundigen, und ſie, wenn dieſe den Vorſchlag begünſtigten, aufzufordern, Hofdame bei ihr zu werden.

Der Graf fand Amala am Sterbebette ihres Vaters, deſſen Tod ſie zur hülfloſen Waiſe machte.

In der Einfachheit ihres bisherigen kindlichen Lebens hatte ſie noch keinen Mangel, wie auch keine Bedürftigkeit empfunden, und dankbar zufrieden mit den leichten Gaben und den kleinen Freuden, die ihr der eng beſchränkte Kreis ihrer Umgebungen bot, glich ſie einer Knospe, der noch der Sonnenſtrahl, in dem ſie ſich zur Blüthe entfalten ſoll, nicht geleuchtet hat, und keine Liebesneigung, keine höhere Lebensanregung hatte ihrem jungen Gemüthe bis jetzt Freude oder Schmerz bereitet. Auch ihre Geſtalt war noch nicht völlig entwickelt; ihr freundliches Geſicht mit ſeinen ſanften Zügen und ſeinem feinen Farbenwechſel hatte noch keinen beſtimmten Ausdruck, und nur aus ihren dunkeln Augen ſtrahlte die Tiefe der Schwärmerei und der Liebe, die für dieſe reiche, empfindungsvolle Seele das Element war, in dem allein ſie ſich entfalten konnte. Die Menſchen kannte ſie nicht; allein von dem Menſchen trug ſie im Herzen ein Ideal, das ſie an fremde Tugend glauben und ihre eigene bewahren lehrte. Das Ahnungsvermögen, das ihr als Kind eigen war, war vor dem geſunden, kräftigen Lebensgefühl fröhlich erblühender Jugend verſchwunden; doch hatten ſich die Geſtalten der Fürſtin und des

Grafen ihrer Phantaſie ſo tief eingedrückt, daß ſie ihr im Laufe der Jahre ſtets gegenwärtig blieben, und ihr aus der Dämmerung der Ferne und der Zukunft winkten, als gehöre ſie zu ihnen, als ſei ihr Schickſal unwiderruflich an das ihrige geknüpft, und als ihr der Graf nun in der bangſten Schmerzensſtunde ihres bis jetzt ſo kindlich einfachen Daſeins am Sterbebette ihres Vaters erſchien, und ſeine Worte ihrer Zukunft Geſtalt und Bedeutung gaben, da fühlte ſie ſich plötzlich wie in eine neue Welt verſetzt, und nahm ſeinen Antrag als ein höchſt willkommenes Glück an. Ihrer Einwilligung verſichert, machte er ihren Vormund im Namen der Fürſtin mit ihrer Ernennung zur Hofdame bekannt, und da ihn ſein Weg auf der Rückreiſe wieder durch dieſe Stadt führte, wurde beſchloſſen, daß Amala, von ihrer Kammerjungfer begleitet, die Reiſe zur fernen Reſidenz dann unter ſeinem Schutz und in ſeiner Begleitung machen ſolle.

Unglaublich ſchnell entwickelten ſich jetzt bei Amala, in dem Zeitraum weniger Wochen, Geiſt und Herz, und noch ein halbes Kind, als der Graf ſie im Sterbezimmer des Vaters wiederſah, vermochte dieſer das Bild, das ſich ihm von ihr in jener Stunde eingedrückt hatte, nicht wieder in der Jungfrau zu erkennen, die ihm bei ſeiner Rückkehr entgegentrat. Ihr Weg führte ſie in der ſchönſten Jahreszeit durch die blühendſten Provinzen ihres gemeinſchaftlichen Vaterlandes, und wie ein fröhlicher Frühling voll Geſang und Blüthen prangte Amala ſelbſt in der Friſche ihrer Jugendlieblichkeit und dem Reiz einer zarten, in ihr mit einem ſinnvollen Verſtande vereinten Empfindung, von einzelnen geheimnißvoll durchbrechenden Strahlen erwachender Liebe durchleuchtet. Vieles von dem, was ſonſt nur Bildung und Kenntniſſe geben, war ihr eigenthümlich, wie ein angebornes Talent, und es entzückte den Grafen, wie ſich ihr Geiſt in der Klarheit ſeiner Anſchauungen, und ihr Herz in der Reinheit kindlicher Unſchuld immer mehr vor ihm entfaltete und ſie ſelbſt ſich zuweilen über die Offenbarungen verwunderte, die ihr durch ihre eignen Worte wurden und die den Schleier lüfteten, der ihr die Geheimniſſe des Menſchenherzens und die Räthſel des Lebens bisher verborgen hatte. Es ſchien ihm zuweilen gefährlich, ſie die glatte Bahn, auf der ſie künftig wandeln ſollte, ungewarnt betreten zu laſſen; aber er war ſelbſt edel genug, um dem Adel des Gemüths zu vertrauen, den ſie in allen ihren Aeußerungen, wie in allem ihren Thun offenbarte, ihr Sinn erklärte ſich ſtets gerecht und wahr für das Schöne und Gute, auch da, wo ihr Urtheil nicht zu richten vermochte, und er fühlte, daß es der Zeit allein überlaſſen bleiben mußte, ihre Ideen und Anſchauungen von der Welt und ihren künftigen Lebensverhältniſſen zu berichtigen. Umſpielte doch ihn ſelbſt, den Welterfahrnen und Klugen, ihre Nähe wie ein milderes, wärmeres Element, als die Luft, in der er zu athmen gewohnt war, und ſo ließ er ſie ungeſtört, ſich ſelbſt gelobend, treu über ſie zu wachen und ihr Beſchützer und Freund zu bleiben.

Der Graf hatte ihr das Bild der Fürſtin, in dem vollen Glanz der Hoheit, der jugendlichen Gemüthern ſo ſehr imponirt, und obendrein auch noch in dem romantiſchen Zauber des Unglücks, auf einem Thron allein zu ſein, ſo tief, ſo glühend an's Herz gedrückt, daß alle Regungen deſſelben ſich in unbedingter Treue und Hingebung der hohen Gebieterin zugewandt hatten, und ihr Anblick vollendete dieſen Eindruck. Olga war vollkommen ſchön, doch ehrfurchtgebietend, ſtolz und kalt in ihrer Erſcheinung; allein deſto unwiderſtehlicher wurde ſie, wenn dieſe ſtrengen Züge von ſanften Regungen milde erhellt wurden. Amala erinnerte ſie an ihre ſchönere Jugend; ſie empfing ſie überdies als eine Gabe aus des Grafen Hand, ſie ſah in ihr ein brauchbares Werkzeug für ihre Plane, und die Rührung, mit der Amala vor ihr niederknieend die ſchöne, ihr zum Empfang gereichte Hand an ihre Lippen drückte, während ihre Augen ſich mit Thränen füllten, that dem Herzen der Fürſtin menſchlich wohl, und ſie nahm ſie huldvoll auf. Doch noch gnädiger wurde Amala von der alten Monarchin empfangen, die, von Natur liebreich und gütig, ſich des Anblicks und der jugendlichen Schüchternheit des reizenden Kindes erfreute. „Der ſieht man es an,“ ſagte ſie zu der Oberhofmeiſterin, „daß ſie vom Baum der Erkenntniß des Guten und des Böſen noch nicht gekoſtet hat. Arme Kleine,“ fuhr ſie fort,

„möge Dir das Schickſal keine zu harte Lebensſchule beſtimmt haben!“

Amala fand ſich leicht in ihre neuen Verhältniſſe, und ahnete nicht, daß es die innige Hinneigung ihres Herzens zu dem Grafen war, die ſie ſo ſchnell mit ihnen befreundete. In der ſtillen Wonne ihrer jugendlichen Träume verſenkt, blieb ſie unangefochten von Allem, was auf ſie ſtörend und verletzend hätte einwirken können. Es iſt ja auch das himmliſche Vorrecht der Liebe, daß ſie den Glanz eines ſchöneren Daſeins auf die Dürftigkeit der Wirklichkeit zurückwirft, und es iſt keine Täuſchung, wenn dieſe, von ihrem Zauber angeſtrahlt, uns reicher und edler erſcheint; denn die Liebe weckt in uns den Sinn, das Ewigſchöne mit der Hülle des Vergänglichen zu empfinden und zu erkennen. Ja, es bedarf nicht einmal der vollen Offenbarung ihrer Kraft und Herrlichkeit, um dieſe ſchöne Fähigkeit, dieſe Bürgſchaft der Unſterblichkeit, in uns zu entwickeln; ſchon die erſten heiligen Ahnungen der Liebe üben, wenn ſie in unſerm Herzen erwachen, dieſe Gewalt über das Leben und das Gemüth.

Der Graf lernte im Umgange mit ihr immer mehr einſehen, wie zur reinen Auffaſſung des Großen ein Kinderauge und ein Kinderherz gehöre. Ruhig ließ Amala die Erſcheinungen des Lebens vor ſich vorüberziehen, ſie jung und einfältiglich, aber wahr und lebendig erfaſſend; die Weltgeſchichte war ihr ein Weltgericht, und in angeborner Kraft legte ſie in den Gang des Schickſals, wie ſich dieſes in der Entwickelung des Menſchengeſchlechtes offenbart, eine geheimnißvolle Hoheit; doch auch das Wirkliche, das rein und menſchlich Empfundene und Dargeſtellte war ihr lieb und verſtändlich, wie der klare Strom den Wiederſchein des Himmels trägt, aber auch die Blumen und Gebüſche ſeiner Ufer abſpiegelt. In Jahresfriſt war ſie, ohne doch um ſein Herzensverhältniß zur Fürſtin zu wiſſen, die Vertraute ſeiner Plane; ſie ſah in ihm nur den Mann, der für ſein Vaterland, für Freiheit und unſterblichen Ruhm, für Unſchuld und Schönheit dem Tode kühn in's Auge ſchaute, entſchloſſen, für Alles Alles zu wagen, und alle Kraft ihrer

Seele flammte in Liebe und Begeiſterung auf bei dem Gedanken, ſich mit ihm zu gleicher Gefahr für Leben und Tod verbunden zu fühlen.

Die Fürſtin ſtand zu hoch im Selbſtbewußtſein ihrer Reize, ihrer Macht und ihrer Hoheit, um dem jungen Mädchen die Zuneigung des Grafen zu beneiden, oder dieſe ſelbſt falſch zu deuten. Von einer mächtigen Leidenſchaft für ihn ergriffen, wünſchte ſie jetzt nur den Thron zu beſteigen, um ihn mit dem Glanz der Herrſcherhoheit ſchmücken zu können. Wenn die Liebe zu dem Grafen in Amala wie die beſeelende Lebenskraft ihrer edlen Natur freudig erblühte, ſo hielt auch eben die Klarheit des Liebeäthers, in welchem ſie athmete, alle Unruhe der Eiferſucht und der Leidenſchaft von ihr entfernt; das heilige Dunkel ihrer Empfindung für ihn erhellte ſich ihr allmählig, ſo wie ihr Geiſt ſich entfaltete und bildete, als der frei gewordene Grundtrieb ihrer Natur, allein ihre Liebe blieb ruhig und anſpruchlos, da hingegen die Leidenſchaft der Fürſtin glühend und ſiegfordernd in das äußere Leben einzutreten begehrte. Der Graf ſtand, wie ſo oft Männer im Leben, mit getheiltem Herzen zwiſchen Beiden, und hätte Keine von ihnen aufgeben mögen, um die Andere deſto ſicherer zu gewinnen. Amala's ſtille, innige Liebe hatte einen ihn oft bis zur Rührung überwältigenden Zauber für ihn; allein die Liebe der Fürſtin verhieß ihm die Herrſchaft über ein großes Reich, und die Erfüllung der kühnſten Lebenswünſche; das Glück, das ſie ihm bot, berauſchte ihn, und Schönheit, Kraft und Weltverſtand mit Herrſchermajeſtät verbunden, verherrlichten ſich ihm ſo in dem Bilde der Prinzeſſin, daß ſein Herz vor Verlangen brannte, ſie auf dem Throne zu ſehen.

Jetzt wurde die Monarchin, die ſchon lange gekränkelt hatte, ernſtlich und gefährlich krank; der Augenblick ihres Todes mußte für das Schickſal der Prinzeſſin der entſcheidende werden, da ſie der Verſtoßung gewiß ſein konnte, wenn es ihr nicht gelang, ihrem Gemahl zuvorzukommen, ihn zu entfernen, und ſtatt ſeiner den Thron zu beſteigen. Alles war von dem Grafen und den Häuptern der Partei, an deren Spitze er ſtand, vorbereitet, Alles klug berechnet; eine dumpfe Stille lag über Hof und Stadt; die Prinzeſſin durfte nicht von dem Lager der ſterbenden Monarchin weichen, von der ſie geliebt wurde, und die ſie nicht von ſich laſſen wollte, und Amala war die Einzige, durch deren Vermittlung ſie in dieſen bangen Tagen Briefe mit dem Grafen wechſeln, und von ihm Nachrichten erhalten konnte, da ihre Jugend und Unbefangenheit den Verdacht der Theilnahme an politiſchen Planen von ihr entfernte. Da vernichtete ein Zufall das ſchlau berechnete Werk mehrerer Jahre; der Kronprinz erhielt Beweiſe, daß ein geheimes Verſtändniß zwiſchen dem Grafen und ſeiner Gemahlin Statt fand; doch die Vermuthung, daß ihrem Briefwechſel und den geheimen Zuſammenkünften, die ſie gehabt hatten, ein politiſcher Plan zum Grunde liege, wurde aus Mangel von Beweiſen nicht zur Gewißheit. Er eilte zur Regentin, bewies ihr, was bewieſen werden konnte, und drang auf Beſtrafung, die ſie nicht verweigern durfte. Der Graf wurde gefangen genommen, die Prinzeſſin erhielt vorläufig Zimmerarreſt und keine ihrer Damen ward zu ihr gelaſſen.

Amala war von dem Augenblicke an, wo ſie die Verhaftung ihrer Gebieterin und des Grafen erfuhr, auf blutige Entſcheidung gefaßt, und feſt entſchloſſen, mit ihnen zu ſterben, wenn ſie ſie nicht zu retten vermöge. Die Monarchin ließ ſie zu ſich fordern, um ſie über das Verhältniß des Grafen zu der Prinzeſſin zu befragen, da es kein Geheimniß war, daß der Graf Amala vor allen andern Damen des Hofes ausgezeichnet hatte. Sie hatte einſt Leo's Vater geliebt; der Tod hatte ihn ihr geraubt, allein dem Grabe nahe, ſprach die Stimme des Herzens nur um ſo lauter für das Ebenbild und den Sohn des Geliebten ihrer Jugend. Amala's Thränen, ihr Flehen, die Macht der Verzweiflung und der Liebe in dem reinen, ſtarken Jugendherzen erſchütterten die Monarchin vollends, als ſie zu ihren Füßen niederſank und ſie beſchwor, dem Grafen ein Engel des Erbarmens und der Gnade zu werden. „Nein!“ ſagte die Monarchin, und hob das Auge gen Himmel, „kein Blut ſoll mehr fließen, ſo lange ich noch athme, und frei von allen den irdiſchen Rückſichten, denen ich oft mein Glück und meinen Frieden habe opfern müſſen, will ich wenigſtens ſterbend meinem Herzen folgen, und ſegnen ſtatt zu tödten.“ — Sie klingelte und befahl dem Eintretenden zu dem Kronprinzen zu gehen und ihn zu bitten, gleich zu ihr zu kommen. „Und Du,“ ſagte ſie zu Amala, „bereite Dich auf eine Reiſe, wahrſcheinlich hörſt Du noch vor Abend das Weitere.“

Beim Einbruche der Nacht wurde Amala wieder auf geheimen Wegen zu der Monarchin geführt. „Das Leben der Prinzeſſin und des Grafen," ſagte ſie ihr, „iſt dem Geſetz verfallen und für die Welt müſſen Beide aus der Zahl der Lebenden verſchwinden; allein ein Schwur des Kronprinzen ſichert mir das Leben der Prinzeſſin, und ſtatt des Giftbechers, der ihr beſtimmt war, wird ſie nur einen Schlaftrunk erhalten, ſtatt des Grabgewölbes wird ſie die, fern im Meere, auf einer Felſeninſel gelegene Feſtung Z. empfangen. Als Staatsgefangene ſoll ſie dort jede Milderung ihres Unglücks finden, die ich ihr noch zu gewähren und zu ſichern vermag." Bewegt hielt hier die Monarchin inne — „und der Graf?" fragte Amala erblaſſend und ihr Geſicht tiefer auf die Füße der Monarchin niederneigend.

„Ich ſchenke Dir ſein Leben, Mädchen, geh und löſe ſeine Feſſeln, aber auf ewig muß er das Reich meiden, wo ſein Haupt dem Schwert des Henkers verfallen iſt. Das Schiff iſt bereit, das Euch Beide unter fremdem Namen nach Amerika führen ſoll. Hier," fuhr ſie fort, und übergab Amala eine Brieftaſche, „hier iſt Deine Ausſteuer, ſucht Euch jenſeits des Meeres ein neues Vaterland, und gedenkt meiner, wenn Ihr glücklich ſeid!“ —

Wer vermag die ſtreitenden Gefühle in Amala's Herzen zu ſchildern! Das Leben des Geliebten war gerettet, eine Verkündigerin der goldenen Freiheit, war es ihr vergönnt ſeine Feſſeln zu löſen — jenſeits der Meere winkte ihm ein neues Vaterland, und ſie, die, als ſie von der Monarchin zum erſten Mal das Geheimniß ihrer Liebe für ihn ausſprechen hörte, es ſich auch zum erſten Mal geſtand, daß ſie ihn über Alles liebte, und daß ſie ihr Leben an das ſeine gebunden fühlte, durfte es nun für ihren Beruf halten, für ihn zu leben! Der Wille der Monarchin beſtimmte ſie zur Gefährtin ſeiner Flucht, zu ſeiner Gattin! — Aber ſie empfand auch in der Wonne dieſer Hoffnungen tief das dunkle Grauſen in Olga's Schickſal, die mit der Krone Freiheit und Ehre verlor, und die es für eine Milderung ihres Schickſals halten ſollte, lebend in das Grab eines Kerkers hinab zu ſteigen. Sie mußte einräumen, daß die Monarchin nicht mehr für die Unglückliche zu thun vermochte, und ein neuer Beweis, wie ſchwer dem brechenden Herzen am Rande des Grabes die Strenge wurde, war die Vergünligung für Amala, die Fürſtin ſehen und ſie mit dem Schickſal bekannt machen zu dürfen, das ihrer und des Grafen harrte. Tiefbewegt eilte ſie zu ihr; Olga's Muth war durch die Gefahr, die dem Geliebten drohete, gebrochen; ihr eigenes Leben galt ihr nichts, aber ihn ſterben zu wiſſen, war mehr, als ſie zu ertragen vermochte, und Amala war ihr ein himmliſcher Bote der Gnade und der Rettung. Das Geſtändniß ihrer Liebe flog über Olga's Lippen — ein dumpfer Schmerz betäubte Amala; das hatte ſie nicht zu hören erwartet, das hatte ihre fromme Seele nicht geahnet! — Großſinnig ergab ſich die Prinzeſſin in ihr eigenes Schickſal, deſſen Unabwendbarkeit ſie erkannte; ſie ſchrieb an die Monarchin, ihr zu danken, und als den letzten Wunſch noch die Bitte auszuſprechen, daß es Amala vergönnt werden möge, ſie bis zu ihrem künftigen Aufenthalte zu begleiten. Die Monarchin genehmigte dies Geſuch und es wurde beſtimmt, daß das Schiff, auf welches der Graf noch in dieſer Nacht gebracht werden ſollte, an den Küſten jener Felſeninſel kreuzen ſolle, um dort Amala einzunehmen, wenn ſie die Fürſtin bis an den Ort ihrer Beſtimmung begleitet habe.

Der Morgen begann ſchon zu dämmern, als Amala in den Kerker trat, um Leo's Feſſeln zu löſen. Ein Handbillet der Monarchin benachrichtigte ihn, daß er Amala's Flehen ſein Leben zu verdanken habe, und daß ſie dieſe ſeinem Schutz anvertraue, da ſie ſie nach ihrem Tode in ihren bisherigen Verhältniſſen nicht für geſichert halten könne, weil man ſie als Vertraute zu wichtiger Geheimniſſe kenne. Mit rührender, faſt mütterlicher Güte nahm ſie Abſchied von ihm, und legte Amala's Schickſal an ſein Herz, indem ſie es als gewiß vorausſetzte, daß er ihr ſeine Hand reichen werde. Tief erſchüttert ſah Leo den Ahnungstraum des Kindes ſich verwirklichen, und Amala als Befreierin in ſeinen Kerker treten. — Er konnte ſie jetzt ſein nennen — ſie war ihm nie ſo theuer geweſen als in dieſem Augenblick — doch nicht blos ſeine Neigung, auch die Ehre band ihn an die Fürſtin, und ſein unausſprechlicher Schmerz um ihr Schickſal drang Amala die Ueberzeugung auf, daß auch er dieſe liebe, wie er von ihr geliebt werde. — Ihr Entſchluß war gefaßt — ihn nur wollte ſie glücklich wiſſen und für die Schwärmerei ihrer Liebe und Treue gab es kein zu ſchweres Opfer. — Schweigend führte ſie den Grafen aus dem Kerker und begleitete ihn bis an das Schiff. Ehe er es beſtieg, zog er ſie an ſein Herz und nannte ſie ſeinen frommen, geliebten Engel, und ſchwur ſie glücklich zu machen und ihr Liebe durch Liebe zu lohnen. — Still weinend vergönnte ſie es ſich, eine Minute an ſeinem Herzen zu ruhen. „Leb' wohl," rief ſie dann, ſich von ihm wendend, „Du ſollſt erfahren, daß ich zu lieben weiß!"

Jahre vergingen; Olga's Gemahl ſtarb und vor ſeinem Nachfolger erſchien der ehrwürdige, alte Kanzler, um ihm das Daſein der todt geglaubten Fürſtin Olga und ihre Gefangenſchaft in der fern gelegenen Felſenfeſte, als ein Staatsgeheimniß zu offenbaren, das ihm allein vielleicht nur noch unter allen Lebenden bekannt war, da Olga's Leichenbegängniß zur Zeit ihres vorgeblichen Todes öffentlich mit aller üblichen Feierlichkeit begangen worden war. Keiner der Bewohner des öden Eilandes wußte um den Aufenthalt der bei Nacht in die Feſtung gebrachten Gefangenen, deren wahrer Stand ſelbſt dem Befehlshaber derſelben ein Geheimniß war, wenn er gleich die Weiſung erhalten hatte, ihr ehrfurchtsvoll zu begegnen, und die Fürſtin ſelbſt war durch einen furchtbaren Eid gebunden, nie ihren Namen und ihr Schickſal zu verrathen. Der neue Monarch glaubte ihr die Freiheit nicht zurück geben zu dürfen, allein er beauftragte den Kanzler, zu ihr zu eilen und ihr jede Erleichterung anzubieten, die ihr Schickſal zu mildern vermöge. Wie groß war aber das Erſtaunen des Kanzlers, als er in der Gefangenen ſtatt Olga Amala erkannte, die er, der Vertraute der verſtorbenen Monarchin, jenſeits des Meeres in Amerika lebend und mit dem Grafen verheirathet glaubte! — Amala hatte, wie ſchon erwähnt, die durch Olga von der Monarchin erbetene Erlaubniß erhalten, ihre Gebieterin bis zu dem Eiland zu begleiten, deſſen Felſenfeſte beſtimmt war, dieſer zum Grabe dunkler Vergeſſenheit zu werden; das Schiff, das dem Grafen und Amala zur Ueberfahrt nach Amerika dienen ſollte, lag bei jener Feſtung vor Anker, um die letztere aufzunehmen, und darauf gründete ſie den Plan, ſich für die Gefangene auszugeben. Er gelang, und während Olga in Leo's Armen dem Glück der Freiheit und der Liebe entgegen eilte, das ihr in dem fernen Welttheil erblühete, ſtieg die achtzehnjährige blühende Amala für ſie in den dunklen Kerker hinab, der ſich über ſie zum Grabe zu wölben beſtimmt war.

Jahre vergingen; Amala war in der einförmigen Einſamkeit ihres Gefängniſſes verblüht wie eine geknickte Lilie, da ſchlug ihre Erlöſungsſtunde. Tief ergriffen von der heiligen Treue, der ſie ſich zum Opfer gebracht hatte, eilte der Kanzler zu ſeinem Monarchen zurück, und dieſer, deſſen Herz allen frommen, ſchönen Regungen der Menſchlichkeit zugänglich war, ſchenkte ihr die Freiheit wieder. Doch ſprach er den Wunſch aus, daß ſie, abgeſchieden von der Welt, noch einige Jahre in ſtiller Einſamkeit verleben möge, bis die Begebenheiten, deren Theilnehmerin und Vertraute ſie geweſen war, im Strome der Zeit und ihres raſchen Wechſels verjährt ſeien.

Amala fühlte ſich, als ſie den Kerker verließ, durchaus und in jedem trüben Sinn des Wortes verwaiſet im Leben und in der Welt, und doch hatte ihr ihr Schickſal eine Furchtſamkeit eingeflößt, die ihr die Hülfsbedürftigkeit eines Kindes gab. Der Kanzler, der im Begriffe ſtand, ſich, überhäuft von Beweiſen der Gnade und des Vertrauens ſeines Monarchen, auf ſeine in einer der entlegenſten Grenzprovinzen des Reichs gelegenen Güter zurückzuziehen, bot ihr ſeine Hand an, die ſie, eine Epheuranke ohne Schutz und Stab, dankbar annahm. Sie wurde dem edlen Greis eine ſorgſame, liebevolle Pflegerin und gehorſame, dankbare Tochter; allein ihre Seele hätte, um ſie wieder mit dem Leben zu befreunden, der Flammenläuterung einer Liebe bedurft, wie ſie ihre Verhältniſſe nicht zu erzeugen vermochten, da ſie mit allen Anſprüchen und Bedürfniſſen ihres Herzens auf Ergebung und Verläugnung angewieſen blieb. Die Einſamkeit ihres ländlichen Lebens bewahrte ſie indeſſen vor aller Zwietracht zwiſchen ihrer Neigung und ihrer Pflicht, und klaglos unterwarf ſie ſich dem Schickſal, vollends zu verblühen, ohne je der Liebe und dem Glück geblüht zu haben.

Nach einigen Jahren wurde Amala Witwe, und als ſie dem Monarchen den Tod ihres Gemahls meldete, forderte dieſer ſie in ſeiner Antwort zur Rückkehr in die Reſidenz auf. Sie ſehnte ſich in die Welt zurück, von der ihr nur jugendlich ſchöne Erinnerungen geblieben waren, und fühlte ſich bei ihrer Ankunft in der Reſidenz durch die Veränderung ihrer Verhältniſſe und ihrer bisherigen Umgebungen innerlich wunderbar verjüngt. Das gebildete Leben der großen, vornehmen Geſellſchaften, die Achtung, mit der man ihr entgegen kam, der herrſchende Modeton, ſich, wenigſtens dem Scheine nach, für Kunſt und Literatur zu intereſſiren, weckten in Amala manche eingeſchlummerte Seelenfähigkeit wieder auf, und die Jugendfriſche ihrer Anſichten, bei der Reife ihres Verſtandes und ihres Charakters, gab ihrer Unterhaltung einen eigenthümlichen Reiz. Allein bei der Vergeiſtigung des Lebens, der frommen Würdigung des Schickſals, der Unſchuld der Sitte und der zarten Innigkeit der Empfindung, die ihr ihr einſames Leben in jungfräulicher Schönheit erhalten hatte, mußte ſie bald in der großen Welt vermiſſen, was dieſe nun einmal nicht zu geben hat. Die

Ruhe, in deren Stille ſie bis jetzt, von ihrer Pflicht beſchirmt, freudenlos, aber friedlich gelebt hatte, vermochte ſie in ihren jetzigen Verhältniſſen, wo ſo Manches ſie anzog, ohne ſie zu feſſeln, nicht zu bewahren; ihr Herz ſehnte ſich nach Liebe, und ihr Alter machte dieſe Sehnſucht zur Thorheit. Sie war verſtändig genug, den Contraſt zwiſchen ihren Empfindungen und ihren Jahren einzuſehen; allein die Ueberzeugung, daß nur kalte, ſtrenge Vernunft ihre Führerin und Gebieterin für's Leben ſein durfte, machte ſie unglücklich. Sie fühlte die Nothwendigkeit der weichen Sehnſucht, der ſchwermuthsvollen Wehmuth zu entfliehen, die ſich ihrer in einſamen Stunden bemächtigte, und doch wurde ihr mit jedem Tage das geſellige Leben peinlicher, da ſie, trotz der äußerlichen ſichern Haltung, die ihr der Ernſt und der Gehalt ihres Charakters gab, doch unfähig war, ſich im Vollgefühl ihrer Seelenſtärke ſelbſt zu genügen, und jeden Zug, der bei den Menſchen, mit denen ſie lebte, Mangel an wahrer Empfindung, Entwürdigung der Liebe verrieth, ſchmerzlich und verletzend empfand. So ſehr ſie auch gegen ſich ſelbſt kämpfte, wurde ihre Sehnſucht nach einem Weſen, dem ſie mit rückhaltloſem Vertrauen ihr Herz und ihr Daſein unbedingt hätte übergeben mögen, immer mächtiger und kummervoller, und ſie empfand in unendlicher Kränkung die Traurigkeit des Looſes, ſich unter vielen Menſchen lebend und umgeben von Bekannten, die ein Recht zu haben glauben, ſich unſere Freunde zu nennen, in tiefſter Seele einſam und verlaſſen zu fühlen. Die Liebe ſelbſt war ihr zu einem Traume geworden, weil das Andenken des Grafen ihr Herz und ihr Leben nicht mehr auszufüllen vermochte und mit dem Glauben an die Ewigkeit und Heiligkeit der Liebe verliert für ein Herz, wie ſie es im Buſen trug, das Leben ſeine Bedeutung und ſeinen Reiz.

Ernſt geſtimmt trat Amala eines Abends in eine Geſellſchaft, in der ſie das Geſpräch ungewöhnlich belebt fand. Es drehte ſich um die Ankunft des Grafen Marabelli, eines Fremden, der in der Reſidenz angekommen war, und denſelben Abend noch in der Geſellſchaft erwartet wurde.

Man erzählte ſich die wunderbarſten, abenteuerlichſten Sagen über ihn, und ſchilderte ihn als einen Menſchen, der, Allen furchtbar, als eine unheimliche Erſcheinung von Allen gemieden werden würde, wenn man ſich nicht eben aus Furcht genöthigt fühlte, ſich artig und duldſam gegen ihn zu beweiſen. Amala fühlte ſich, als Marabelli mitten in dieſem Geſpräch eintrat, ſonderbar von ſeinem Anblick ergriffen. Wie intereſſant dachte ſie, würde dies Geſicht ſein, wenn man nicht die Geſchichte eines wild bewegten Lebens darauf läſe, wenn die ſchönen, edlen Züge unentſtellt von Hohn und Bitterkeit wären, und dies düſtre Auge klar und friedvoll blickte! — Der Graf bemächtigte ſich gleich der Unterhaltung; Alles, was er ſprach, zeugte von einem das Leben und die Welt ſcharf und hell auffaſſenden Geiſt, der aber mit der Ironie, als dem Gegenſatz aller Begeiſterung, ein bis zur Frechheit keckes Spiel trieb, und ſich in ſchroffer Kühnheit erlaubte, Allen Alles zu ſagen; unverkennbar laſtete aber auf dieſer mächtigen Seele die finſtre Strenge innern Unfriedens und eines Grauſens, das, von jedem Reiz des Lebens feindlich ſich abwendend, nur im Bewußtſein der Kraft freiwillig alle Huld und alle Schönheit deſſelben zu zertreten, ſich wohl gefiel. Der größte Theil der Anweſenden ergötzte ſich an dem kalten Wetterleuchten und dem ſprühenden Racketenfeuer ſeines nichts verſchonenden und oft bis zur Bosheit ſich ſteigernden Witzes; Amala dagegen empfand ein ſie ſchmerzlich betrübendes Mitleid mit ihm; ſie hatte von der Natur einen wunderbaren Tiefblick der Empfindung für jede fremde Gemüthsſtimmung erhalten, und konnte daher auch in dieſer Stunde nur fühlen, wie unglücklich man ſein müſſe, um ſo ſpotten zu können. Marabelli erſchien ihr wie die von Neſſeln und Unkraut umrankte Ruine eines Göttertempels, deren zerſtörte Herrlichkeit die Seele des Wandrers mit der ſchwermuthsvollen Trauer über die Vergänglichkeit des Schönen hienieden füllt. Sie nahm wenig Antheil an dem Geſpräch, aber ihr Auge ruhte zuweilen auf ihm, wenn er ſprach, und als ſein Blick einmal dem ihrigen begegnete, faßte dieſer ſie ſo ſcharf und forſchend, daß ſie erröthend ihr Auge ſenkte und es nicht wieder zu erheben wagte. Von dieſem Augenblicke an wandte Marabelli das Geſpräch vorzugsweiſe an ſie, und es gelang ihm, ſie darein zu verflechten.

Als Amala am andern Morgen erwachte, war ihr, als habe ſich Alles um ſie her anders geſtaltet, und die bisherige öde Einförmigkeit ihres Lebens ſei von einem neuen erfriſchenden Reiz durchblüht. Sie fragte ſich ſelbſt, woher das Gefühl in ihr ſo lebendig ſei, dieſer Tag müſſe und werde ſich von allen andern Tagen unterſcheiden, allein ſie blieb ſich die Antwort ſchuldig. Freilich gedachte ſie des Grafen, doch dieſer hatte ſich ihr nicht beſonders vorſtellen laſſen, und noch weniger ſie um Erlaubniß gebeten, ſie beſuchen zu dürfen. Eigentlich konnte ſie gar nicht erwarten, ihn am heutigen Tage zu ſehen, und doch erröthete ſie nur vor Freude, nicht vor Ueberraſchung, als er ihr noch vor der gewöhnlichen Beſuchsſtunde des Vormittags gemeldet wurde. Er trat mit der Sicherheit eines alten Bekannten ein, und die ſorgloſe Ungezwungenheit, mit der er ſie unterhielt, als kenne er ſie ſeit Jahren, bannte auch bei ihr die Scheu des Fremdeſeins. Er blieb einige Stunden bei ihr, die Beiden ſchnell verflogen und als eine gleichgültige, ſich von ſelbſt verſtehende Sache erwähnte er, daß er am Abend wieder kommen werde. Amala blieb bewegt zurück. Er, der in jedem würdigen Streben, in jedem Aufſchwung der Seele, in jeder Regung der Andacht und der Begeiſterung nur Trug und Schatten ſah, und das Geheimniß und die Deutung des Lebens in den ſchauerlichſten Myſterien des Unglaubens und der Verzweiflung gefunden zu haben glaubte, erſchien ihr nur unglücklich, nicht ſtrafbar, und ihre Phantaſie fand freien Spielraum, ſich ihn in dem für weibliche Herzen ſo gefährlichen Zauber tragiſcher Größe zu idealiſiren. Auch trug Marabelli unverkennbar das Gepräge eines außerordentlichen Menſchen, und man konnte ſich ihm gegenüber nicht des geheimnißvollen Eindruckes erwehren, den jede gewaltige Naturkraft auf uns macht. Am andern Morgen kam er noch früher, als am erſten Tage, blieb bis zur Tiſchzeit, kam am Nachmittag wieder, begleitete Amala in die Geſellſchaft, in die ſie ging, und das Alles wurde von ihm als ſo unbedeutend, ſo gleichgültig behandelt, daß ſie ſich geſchämt haben würde, es bedeutend zu finden und ihn errathen zu laſſen, daß dieſe täglichen Beſuche und ſeine auffallende Vernachläſſigung jedes andern Umgangs von ihren Bekannten für Anzeichen eines innigern, ſich zwiſchen ihnen begründenden Verhältniſſes gehalten wurden. Die entſetzliche Angſt, daß er es als eine eitle Thorheit verlachen werde, wenn ſie ſeinem Wohlgefallen an ihrem Umgang eine ernſtre, zärtliche Bedeutung unterlege, verſtrickte ſie in Selbſttäuſchung und ſie mühete ſich um den Schein einer Unbefangenheit, die bei ſeinem Benehmen gegen ſie und ihrer eignen Empfindung für ihn nicht in ihr ſein konnte. Auch wußte ſie ſeit ſeinem erſten Beſuch, daß er nur vierzehn Tage in der Reſidenz bleiben werde und ſeine Abreiſe mußte ja jedem Gerede von ſelbſt ein Ende machen und es widerlegen, warum ſollte ſie ſich nun die auf einen ſo kurzen Zeitraum zuſammengedrängte Freude davon verkümmern, daß er ſo gern bei ihr war, und daß ſie augenſcheinlich die Macht über ihn gewonnen hatte, ihn milder und heiterer zu ſtimmen, als er es im Anfange ihrer Bekanntſchaft war.

Der Tag ſeiner Abreiſe kam. Ihr that es ſehr weh, ihn wieder in eine öde, für ihn freudenloſe Welt hinausziehen zu ſehen, in der, ſeiner eignen Aeußerung nach, kein Menſch wohnte, deſſen Auge eine Thräne, deſſen Herz einen Seufzer für ihn bewahrt hätte, allein Marabelli's Art und Weiſe machten es faſt unmöglich, ihm die Theilnahme zu äußern, die man für ihn empfand. Er ſprach es oft aus, daß er nicht geliebt ſein wolle, daß alle Menſchenfreundſchaft ihm ein Gräuel ſei, weil er zu gut wiſſe, daß die Beſſern ſich ſelbſt unwiſſentlich, die Andern wiſſentlich, etwas damit weiß machten, wenn ſie das hohle, erbärmliche, menſchliche Leben mit den ſchönen Wörtern: Treue, Liebe, Tugend, aufputzten, die Alle in ſich nichts mehr und nichts weniger als Lügen ſeien. Amala empfand tief, wie verletzend es für ein zartes Herz iſt, an Jemand Theil zu nehmen, der für die Macht der Liebe, für ihren Troſt und ihre Erhebung todt, dieſe verſchmäht; ſie verhehlte ihm daher auch die Betrübniß, die ſie bei dem Gedanken, ihn nie wiederzuſehen, empfand; aber es verletzte ſie, daß er am Abend des letzten Tages, den er bei ihr zubrachte, ungewöhnlich luſtig und ſogar nach ſeiner Weiſe ſcherzhaft war, und ihr zum Abſchied die Hand ſo leichthin küßte, als komme er morgen wieder. Nicht ein Wort hatte er ihr geſagt, an das ſie eine tröſtende Erinnerung, eine Hoffnung, daß er ihrer eingedenk bleiben werde, knüpfen durfte. Fahre wohl, ſeufzte ſie leiſe, als die Thüre ſich hinter ihm ſchloß, fahre wohl, wilder, mächtiger Menſch, du wirſt meiner, aber ich nicht deiner vergeſſen! Freilich ſtürmſt du wie ein reißender Bergſtrom durch das Leben, und ſpülſt die Blumen deiner Ufer und dieſe ſelbſt mit dir fort — aber du eilſt doch auch dem Meere zu, in deſſen heiliger Stille einſt alle deine Wellen ſich ebnen werden. —

Alles um ſie blieb nach ſeiner Abreiſe unverändert, allein ſie empfand nun erſt ganz, wie reich er durch ſeine Gegenwart ihr Leben gemacht hatte. In einem Strahl der Liebe geſammelt, war ſie ſich erſt, als dieſer milde und wohlthuend in Marabelli's düſteres Gemüth fiel, des Reichthums des eignen Herzens wieder bewußt geworden. Nicht in ſeiner, nein in ihrer eignen Seele war ihr der Glaube an Liebe wieder erblüht; ſie rechnete nicht auf Glück, ſie hoffte, ſie wünſchte nichts, ſie liebte nur und war ſich wieder der Fähigkeit zu jedem Opfer, zu jeder edlen Geſinnung, jeder edlen That bewußt. Sie begriff auch, wie Marabelli's ungeheure Kraft ſich in ſich ſelbſt freuden- und thatenlos verzehren müſſe; weil ihr der Mittelpunkt

Einer Erkenntniß, Einer Liebe fehle — aber ſie fühlte auch, daß er des ſchönſten Glaubens und der ſchönſten Liebe werth ſei, und ſagte ſich tröſtend, alles Heilige ſei in ihm; nur habe er es nicht.

Die Einſamkeit war jetzt für Amala Bedürfniß geworden, und ſie verließ die Stadt, um ein Landhaus zu beziehen, das ſie in der Nähe derſelben gekauft hatte. Es war im Frühling; die ganze Gegend ein Blüthenhain, durchſungen von Nachtigallchören. Inniger denn je empfand Amala den Zauber der Natur und der Jahreszeit — Alles um ſie her ſo wunderſchön und ſie allein, ganz allein! Spät Abends irrte ſie noch wehmuthsvoll im Garten umher; der Mond trat aus dem leichten Silbergewölk hervor, das ſeinen Aufgang verſchleiert hatte; die Gegend verklärte ſich, als ſei es Freudenſchimmer, Wonneſchauer, was er auf ſie hingieße. — Amala hob mit unendlichem Schmerz ihre Hand empor zum Himmel, und ihr ganzes vergangenes Leben drängte ſich in dem Gefühl zuſammen, daß er nie, nie eine Stunde des Glückes für ſie erleuchtet habe, daß ſie, mit dieſer Empfänglichkeit für jede reine Seligkeit des Daſeins ſterben werde, ohne je Glück gekannt, je Glück empfunden zu haben! —

Plötzlich trat aus einer Beugung des Ganges, in dem ſie wandelte, eine Geſtalt auf ſie zu, ſie erkannte Marabelli! Freudebebend mußte ſie ſich an einen Baum lehnen, um nicht zu ſinken. Er eilte auf ſie zu, küßte ihr die Hand und ſagte in einem Ton, der ſcherzhaft ſein ſollte, deſſen Unſicherheit aber ſeine Rührung verrieth: „Da haben Sie mich wieder. Sie ſind die geſcheidteſte und liebenswürdigſte Frau, die ich kenne; ich ſchwatze mit keinem Menſchen ſo gern, als mit Ihnen, und da ich hier ſo gut als ſonſt irgendwo meinen Lebensfaden abhaſpeln und auf die Menſchen ſchimpfen kann, fiel es mir plötzlich ein, daß ich nichts Geſcheidteres thun könne, als zu Ihnen zurückzukehren.“ Vor dieſen Worten verſchloß ſich Amala's Herz; ſie erröthete vor dem Gedanken, daß er den Eindruck ſeiner Wiedererſcheinung auf ſie bemerkt haben könne, und beſtrebte ſich, ihrer Empfindung Herr zu werden, und ihn ruhig willkommen zu heißen. Aber doch behielt im Laufe dieſes Abends ihre Unterhaltung einen eigenthümlichen, Amala ſtill beglückenden Zauber. Die Rührung, die Innigkeit ihrer beiderſeitigen Stimmung, die ihnen die Freude der Wiedervereinigung gab, brach unwillkürlich durch, und das Anziehende, das in der Nothwendigkeit ſich zu beobachten, die Bedeutung, die ſo reizend in einzelnen, wie verloren hingeworfenen Worten lag, gab der Unklarheit ihres Verhältniſſes einen Reiz, der für Amala's Herz den Zauber des Glückes hatte.

Die Natur legte in das Frauenherz Gefühle, deren Reichthum dies Erdenleben nicht zu erſchöpfen vermag, und die von den Männern ſelten gewürdigt und noch ſeltener rein aufgefaßt werden; zu dieſen gehört die Fähigkeit, ohne alle Hoffnungen auf Glück, ohne alle Anſprüche und Forderungen an das geliebte Weſen, nur um der Liebe willen zu lieben. Marabelli fühlte, was Amala ihm war und ahnete, was er ihr galt, doch ſie war ihm zu theuer, um ſie ſich gewinnen zu wollen, wie er allein noch ein Weib ſich zueignen zu können glaubte. Unter ſeinen Tritten loderte, wie er wußte, der Vulcan, der früher oder ſpäter für jedes Weſen, das er an ſein Herz nahm, in Flammen hervordonnern und es unter ſeinem Lavaſtrom begraben werde. Dies Schickſal glaubte er Amala erſparen zu können; er war nicht großmüthig genug, ſie zu meiden; aber er umſtrickte ſein Bewußtſein mit ſelbſtgeſponnenen Täuſchungen und glaubte, ſie durch ſein bittres Verhöhnen der Liebe und aller ſanften Regungen des Gemüths gegen ihn, der ihr auch nie in Worten Liebe geſtand, nie ein Geſtändniß ihrer Liebe begehrte, ſchützen zu können. Er beachtete nicht, daß ein Herz, wie es in Amala's Buſen ſchlug, nie darauf ſinnt, ſich irgend einem Leiden um ſeiner Liebe willen entziehen zu wollen, ſondern ſich dieſem um der Süßigkeit des Bewußtſeins für Liebe und um Liebe zu leiden, gern hingibt und vom Schickſal nichts begehrt, als daß es ihm vergönnt werden möge, das dunkle Gramgewölk, welches das Leben des Geliebten überſchattet, durch den lichten Bogen unvergänglicher Treue erhellen zu dürfen. Amala war fähig, für den Geliebten ſich ſelbſt unbedingt zu verläugnen, da ſie ſogar die ſeltene Kraft beſaß, gegen ſeine oft herzloſe Bitterkeit, gegen ſeine Kälte, gegen ſeine Rauheit, mild und treu und warm zu bleiben. Hätte Marabelli noch dem Glück des Seelenfriedens wiedergewonnen werden können, ſo hätte ſie ſeinen Lebenshaß und ſeine furchtbare, faſt teufliſche Menſchenverachtung beſiegt; allein er gehörte leider zu den Menſchen, die nur noch zerſtörend oder vergiftend auf das Herz einzuwirken vermögen, das ſich ihnen ergibt.

Je inniger Amala's Liebe für ihn wurde, je ſchmerzlicher empfand ſie den Eiſeshauch der Verneinung, den er über Alles verbreitete, was groß, was edel und ſchön genannt werden kann, und der ſie um ſo tödtender traf, da ſie der innigſten Begeiſterung für die Ideale der ſittlichen Welt zu ihrem Leben, wie der Luſt zum Athemholen bedurfte. Marabelli dagegen verachtete die Menſchen und ſpottete trotzend der Vorſehung; Geiſt und Seele waren ihm nur Blüthen des materiellen Organismus, und die ſittliche Welt in ihren Idealen und Geſetzen ein Hirngeſpinſt eitler Träumer. Nie fühlte ſich Amala durch eine ſeiner Aeußerungen erhoben, gekräftigt oder getröſtet; Alles, was er ſagte, that wehe, es quälte und zerriß, und doch erwachte nie in ihr der Gedanke, ihn aufzugeben. Sie trauerte um ihn, wie hienieden um nichts Vergängliches getrauert werden kann; allein ſie erkannte auch in immer feſtrer Treue und Hingebung, daß es eine hohe Kraft der Liebe war, die ſich in ihm als Haß und Zerſtörungswuth offenbarte.

Auf einzelne Minuten brach auch durch die Nacht, die auf ſeiner Seele lag, Amala's Liebe in ihrem edlen Ernſt und ihrer frommen Glaubensfreudigkeit, wie ein Mondſtrahl durch düſtres Gewittergewölk; aber gerade in dieſen mildern Stunden, wenn er ſie in der kindlichen Zutraulichkeit ihrer Seele zur Innigkeit aufgeſchmeichelt hatte, und ihr ganzes Herz nun Friede, Liebe und unſchuldsvolle Heiterkeit war, dann kam gewöhnlich ſein böſer Geiſt über ihn, und er ſchreckte ſie mit aller Furchtbarkeit ſeiner Verzweiflung und Verſtockung wieder auf aus ihrer Ruhe, und die Harmloſigkeit ihres Herzens und ihres Glaubens verhöhnend, riß er ſie auf den ſtürmiſchen Wellen ſeines Zweifels, ſeines Hohnes und ſeiner Vorwürfe hin, bis ſie in Thränen und banger Muthloſigkeit verſtummte, oder körperlich bis zur Ohnmacht erſchöpft, in geiſtiger, fieberhafter Anſpannung kraftlos zuſammenſank. Sah er ſie nun aber in ſolchem Zuſtande, dann wüthete er gegen ſich ſelbſt, und klagte ſich vor ihr ſo furchtbar und ſchauerlich an, daß ſie, des eignen Schmerzes vergeſſend, ſich wiederfand in dem Beſtreben, ihn zu beſänftigen, und auf ſich zürnte, daß ſie ein ſolches Kind geweſen ſei, ſich durch ſeine Redensarten ſchrecken zu laſſen, und ihm durch ihre Angſt Aergerniß zu bereiten.

Amala glaubte ſich nicht von ihm geliebt, und war frei von jedem Anſpruch, es ſein zu wollen; aber daß ſie bei aller ihrer Liebe für ihn nichts, durchaus nichts für ihn zu thun vermochte, daß alle Kraft der Liebe in ihrem Herzen machtlos wurde an dem ſeinen, fühlte ſie als das ſchmerzlichſte Unglück, das ſie zu treffen vermochte. Wenn ſie oft nach einer ſchlafloſen, ohne Klagen ſtill im Gebet für ihn verweinten Nacht am Morgen aus kurzem Schlummer erwachte, nichts empfand, als die Sehnſucht, ihn wieder zu ſehen, dann wurde jeder Herzensſchlag in ihrer Bruſt zum Gelübde, ihm die Kränkung des Gedankens zu erſparen, daß er auf ihr Schickſal betrübend eingewirkt habe. Sie liebte ihn unendlich, unbeſchreiblich; ſie hätte, wie eine Blume nur ihm duften und von ihm gebrochen, an ſeinem Herzen welken mögen.

Die ununterbrochene Spannung, in der Amala lebte, griff aber ihre Lebenskraft an, und ſie begann ſichtlich hinzuwelken. Ein ſchleichendes Fieber zehrte ſie auf, und die erhöhete Reizbarkeit und Lebendigkeit, die es ihr gab, konnte Marabelli nicht täuſchen, er vermochte ſich nicht gegen die Gefahr zu verblinden, in der ſie ſchwebte und fühlte, daß ihm nur die Wahl bliebe, ſie zu verlaſſen, oder ſie langſam hinſterben zu ſehen. Er wählte das Erſtere; da er aber glaubte, ſie werde die Trennung von ihm leichter überwinden, wenn er ſie, ohne mündlich von ihr Abſchied zu nehmen, verlaſſe, ſo traf er alle Anſtalten zu ſeiner Einſchiffung, und beſchloß ihr ſchriftlich zu ſagen, warum er ſcheide. Vergeblich aber glaubte er ſeiner eignen Empfindung unbedingt Herr bleiben zu können. Wenn er auch Amala vielleicht nicht liebte, ſo fühlte er ſich doch von ihr verſtanden, wie er nie verſtanden worden war, und die von ihm tief empfundene Wahrheit ihrer Theilnahme an ihm, ihr Errathen ſeiner Individualität, ihre Fähigkeit, aus den Trümmern ſeines Weſens die urſprüngliche Geſtalt deſſelben zu erkennen, zogen ihn mächtig zu ihr hin. Er wollte ſie verlaſſen, aber nun ſollten auch nicht Länder, nein Welttheile ihn von ihr trennen, und menſchenleere Wüſten wollte er durchſtreifen, wenn er ſie nicht mehr ſehen konnte. Unwillkürlich aber verſchob er ſeine Abreiſe von einer Woche zur andern; endlich aber war Alles dazu bereitet, er eilte zu Amala, um ſie zum letzten Mal zu ſehen. Sie lag bleich, aber heiter lächelnd auf dem Sopha, als er eintrat, und kam ihm mit der Verſicherung entgegen, daß ſie ſich heut ungewöhnlich wohl fühle, und ſich ſehr auf ſeinen Beſuch gefreut habe. Erſchüttert ſetzte er ſich neben ihr nieder, und der Gedanke durchzuckte ihn, wie die Wolke ſchon ſo nahe über ihrem Haupte ſchwebe, aus der, von ihr ungeahnet, der Blitzſtrahl ſie treffen werde, wenn ſie am Morgen ſeine Abreiſe erfahren werde. Furchtbar war der Kampf in ſeiner Seele; er hätte ſich bis zur Vernichtung verſenken mögen in ihrem Anſchaun, ihrem Lächeln und dem Blick der Liebe, mit dem ihr Auge auf ihm ruhete — plötzlich wurde ihm, als ſchieße eine Schlange nach ſeinem Herzen, und umſchlinge es drückend — der Arm, den er ausgeſtreckt hatte, Amala's Hand zu faſſen, erſtarrte, das halb ausgeſprochene Wort verſtummte — unbeweglich, wie gläſern blieb ſein Auge auf ſie geheftet. — In einer Stunde vertraulicher Mittheilung hatte er einſt Amala'n entdeckt, daß er in den Erſchütterungen gewaltſamen Seelenkampfes zuweilen vom Starrkrampf ergriffen worden ſei; daß aber nur eine furchtbare Erſchütterung ihn bis zu dieſem Grade zu überwältigen vermöge, und er ſich auch gegen jede Rückkehr dieſes Anfalls geſichert glaube, weil die Kraft der Leidenſchaft in ihm ertödtet ſei, die allein dieſen herbeizuführen vermögen würde.

Amala's Angſt war unausſprechlich, doch nur für ihn beſorgt, kam ihr kein Gedanke, ihn zu verlaſſen, und noch viel weniger, ihn den Blicken eines Dritten in dieſem Zuſtande preis geben zu wollen, der den Anſchauer deſſelben, im Graus des Entſetzens bis an die Grenze des Wahnſinns zu führen vermag. Dies verſteinerte Leben, dies Abbild des Todes, ohne den verhüllenden Schleier des Schlafes und der Ruhe, iſt vielleicht das Furchtbarſte, was hienieden an einer geliebten Geſtalt erſchaut werden kann. Amala ſank unwillkürlich vor Marabelli nieder, und ohne zu ahnen, daß er in dieſem Erſtarren das Bewußtſein des eignen Zuſtandes, und die Fähigkeit zu ſehen und zu hören bewahre, rang ſich aus ihrem Herzen in Schmerzenslauten das Geſtändniß ihter Liebe hervor. „O warum!“ rief ſie weinend, „kann ich nicht alle Deine Schmerzen zu meinen machen! warum Dich nicht mit meinen Thränen rein waſchen von jeder Erinnerung, die Deinen Frieden ſtört! warum nicht für Dich ſterben, wenn es Dich nicht zu beglücken vermag, daß ich nur für Dich lebe! Welches neue Schrecken iſt denn mit dieſer überwältigenden Macht in Dein Leben getreten? welches neue Entſetzen lauſcht hinter dem Graus dieſer Stunde? — O Vater im Himmel, kann ich die Schauder deſſelben nicht für ihn mildern, ſo laß mich wenigſtens für ihn büßen — gib mir ſeine Thränen, gib mir ſeine Qual — Vater, gib mir ſeine Sünde, laß mich, o laß mich für ihn bluten und ſterben!“ —

Hier wand ſich ein Seufzerhauch aus Marabelli's Bruſt hervor. Amala ſprang auf, und ihn ſanft umfaſſend und ſein Haupt an ihre Bruſt lehnend, ſah ſie ihn langſam in das Leben zurückkehren. Todesmatt und doch innerlich gewaltſam bewegt, zog er ſie an ſein Herz, „weißt Du,“ fragte er dumpf, „daß ich Dich verlaſſe, daß das Schiff, auf dem ich Dir entfliehe, heut Abend noch die Anker lichtet?“ — „Grauſamer!“ rief Amala. — „Und kann ich Dich denn anders vor mir und dem Fluche meines Schickſals ſchützen,“ rief er verzweifelnd aus, „bleibt mir eine andere Wahl, als Dich zu fliehen, oder Dich zu morden? Weißt Du, wen Du liebſt? weißt Du, welche Furien mich verfolgen?“ — „Nein,“ ſagte Amala, „aber ich liebe Dich, und die Liebe iſt mächtiger als Haß und Fluch, ſie gibt mir die Kraft, mit dieſen um Dich zu ringen.“ — „Armes Kind!“ rief er höhnend aus, „was ſollte aus Dir im Kampf mit dem Rieſen meines Schickſals werden? Glaube mir, es gibt für Dich keine Rettung, wenn ich länger in Deiner Nähe weile, und Dein Untergang laſtet dann wie ein neuer Fluch auf meiner ſchuldbeladenen Seele. Doch Du ſollſt, ehe ich ſcheide, erfahren, was ich noch nimmer zu erzählen vermochte — laß uns aber in's Freie gehen, mir iſt, als müßten mich die Wände dieſes Gemachs erdrücken.“

Es war ein ſchwüler Sommerabend, kein Lüftchen rührte ſich, kein Vogel ſang, ſchwer ruhte in Weſten ein Gewitter, das ſeine ſchwarzen Wolkenberge immer drohender vor der ſinkenden Sonne aufthürmte und nicht Labung, ſondern Verderben zu verkünden ſchien. Amala folgte bebend dem Grafen, der ſelbſt noch bis zum Schwanken ermattet, ſie ſtumm zu einem Felſenſitz führte, welcher hoch auf einer weit in's Meer hineingehenden Klippe gegründet, den Blick auf dieſes frei ließ.

„Mein Vater,“ hob Marabelli düſter an, „war ein ernſter und ſtrenger, aber durchaus rechtlicher Mann, meine Mutter ein Engel an Schönheit und Holdſeligkeit; ich wurde als das einzige Kind von Beiden geliebt, aber die Natur hatte in mein Gemüth Diſſonanzen gelegt, die Beide nicht verſtanden, und daher auch nicht aufzulöſen und mich in den ſtürmiſchen Ausbrüchen ungeſtüm lodernden Jugendfeuers zu zügeln vermochten. Der Vater, im Unfrieden mit ſeiner Zeit und der Mitwelt, ſah in der Keckheit meines Geiſtes und in meinem Eigenſinn nur eine Aeußerung des revolutionairen Princips, das er in jenen Beiden als vorherrſchend haßte, und hielt Zwang und Strenge für die zweckmäßigſten Zuchtmittel, mich kirre zu machen; mich aber empörten und verhärteten ſie; ſie entfremdeten mich dem väterlichen Herzen, und im ſtummen, aber bittern Unmuth ſtand ich trotzig dem Vater gegenüber; mit unendlicher Leidenſchaft hing ich dagegen der Mutter an; ſie war die Einzige, die ſich gegen mich Unbändigen freundlich und liebevoll erwies; ich bedurfte aber Liebe, mein innerſtes Weſen war Gluth der Liebe, ſo wurde ſie der einzige Abgott meiner Seele. Mein Vater verbannte mich endlich aus ſeinem Hauſe; ich legte mir das Gelübde ab, ſeine Achtung erzwingen zu wollen, und geſpornt von dieſem Eifer, gelockt vom Durſt nach Ruhm, gekräftigt durch geiſtige und körperliche Lebensfülle, weihete ich mich der Erlernung der Wiſſenſchaften. Vielfach und allergreifend arbeitete mein Geiſt auf Univerſitäten und Reiſen faſt ein Jahrzehend fort, und es gelang mir, ein Menge gelehrter Kenntniſſe einzuſammeln; allein im Verlauf dieſer Zeit ſtarb ich auch dem friſchen, geſunden Gefühl, das der Jugend eigen iſt, ab: die Liebe zur Kunſt und Wiſſenſchaft war mit der Freude am Leben in mir verglüht; ich fühlte mich überſättigt, ohne je befriedigt worden zu ſein, und ein mir angeborner Abſcheu vor der Nichtigkeit des Lebens und der Armſeligkeit alles menſchlichen Thuns fing an, wie ein ſchleichendes Gift das Mark meines Daſeins zu verzehren. Mir war, je tiefer ich mich in das ſtürzte, was die Menſchen Lebensluſt nennen, und je mehr ich mich in ihre Geſchäftigkeit verflechten ließ, als ſei ich von Nachtwandlern umgeben, und mit immer entſetzlicher werdendem Schauder faßte mich der Gedanke, daß ich ihnen gleich ſei, und daß es für mich wie für Alle ein weckendes Wort gebe, vor dem die ganze Lüge des Lebens in ein hohles Nichts zuſammen fallen müſſe, wenn es ausgeſprochen werde. Dieſe innerliche Angſt, dieſe finſtere, hoffnungsloſe Qual machte mir jedes ruhige bürgerliche Verhältniß zum dumpfen Lebenskerker; ich zog in den Krieg und kämpfte als Freiwilliger im ruſſiſchen Heer einen Feldzug gegen die Türken mit. Das achtloſe Einſetzen des Lebens, das mein neuer Stand von mir forderte, that mir wohl; die kräftige Beweglichkeit des Krieges zerſtreute mich, aber retten konnte es mich nicht vor der immer heller in mir werdenden Erkenntniß, daß Alles, was edel und gut genannt zu werden verdient, von dem Schickſal, das über die Menſchen waltet, zum Untergang beſtimmt iſt, und eigentlich nur das Laſter im Menſchenherzen und im Menſchenleben gedeiht und die Verzweifelung ſolcher Erkenntniß machte mich immer wilder und verworrener. Da fiel ein lichter Strahl in mein Leben! — ich hatte noch nie wahrhaft geliebt, ich ſah Pauline, die Gattin eines polniſchen Fürſten, und alle Angſt meines bisherigen Lebens ſchien wie ein böſer Traum von mir weichen zu wollen. Einer meiner Cameraden, dem ich einſt das Leben mit Gefahr des eigenen gerettet hatte, der mir durch Alles, was Menſchen heilig nennen, zur Treue im Leben und im Tode verbrüdert war, war mein Vertrauter, und dann, von Paulinens Gatten durch Geld erkauft, mein Verräther. Flucht blieb nun unſer einziges Rettungsmittel; ſie gelang, nachdem ich an dem Elenden blutige Rache genommen hatte, allein jetzt im Beſitz eines von mir angebeteten Weibes, faßte mich die Nemeſis: zu wild hatte ich das Leben durchſtürmt, zu unbändig alles Maß überſchritten, als daß ich die Fähigkeit hätte bewahren können, ein zartes, gefühlvolles Weib zu beglücken. Ich riß Pauline in den verheerenden Strom meiner Leidenſchaft hinein — ſie ging darin unter und beſiegelte mit ihrem Tode den Bund unſerer Herzen. Taub habe ich mich gehorcht an ihrem letzten Seufzer, mich dumpf und ſtumpf gedacht an dem Gedanken, daß dies liebeſtrahlende Auge ſich auf ewig geſchloſſen habe, daß ſie ein Raub der Verweſung den Elementen zurückgegeben war, die den Stoff zu ihrer Erſcheinung gegeben hatten; allein die Zeit, die allmächtige, bändigte endlich auch in mir die Wuth meines Schmerzes. Ich durchſtreifte ferne Welttheile, um mir Vergeſſenheit zu erjagen; da traf mich, als ich in Amerika war, die Nachricht von dem Tode meines Vaters. Ich hatte ihn mehr und mehr achten und erkennen gelernt, und empfand tief den Schmerz, daß er unverſöhnt und unzufrieden mit mir in's Grab geſunken war. Mächtig zog es mich nach Europa, zu der Mutter zurück, die immer das Ideal meines Herzens, meine heiligſte und tiefſte Liebe geblieben war. Ein Jahr nach dem Tode meines Vaters kam ich auf unſerm Stammſchloß an, das meine Mutter noch bewohnte, und fand ſie mit einem Menſchen verheirathet, den ich früher als den Diener meines Vaters gekannt, und ſtets wegen ſeines feilen, unwürdigen Charakters verachtet hatte. Ihr Gefühl bei meinem Anblick war auch Schrecken und nicht Freude; vergeblich beſtrebte ich mich, meiner Empörung Herr zu werden, es war mir unmöglich, ihr dieſe Verbindung zu verzeihen; ich durfte nicht haſſen, nicht ſtrafen, konnte nicht achten, mußte aber noch lieben, mit unſäglicher Qual die gefallene entadelte Mutter lieben. Unſer Zuſammenſein war peinlich; meine Nähe ſchien ſie wie ein Verbrechen zu drücken; ich glaubte, ſie ſchäme ſich vor dem Sohne ihrer Erniedrigung, und um ſie zu ſchonen, entfernte ich mich, ſobald meine Geſchäfte nur einigermaßen geordnet waren, und ſtreifte zwecklos im Vaterlande umher. Auf einer dieſer Wanderungen traf ich ſpät Abends im Gaſthof eines kleinen Städtchens ein; ich trat in das Gaſtzimmer, wo mehrere Männer um eine Punſchbowle verſammelt ſaßen, deren Geſpräch meine Aufmerkſamkeit erregte; es betraf vaterländiſche Angelegenheiten, und bald hörte ich den Namen meines verſtorbenen Vaters nennen, der für das Land viel gethan, viel Gutes gewirkt hatte, und deſſen Andenken von den Bewohnern deſſelben in Ehren und Segen gehalten wurde. „Und ein ſolcher Mann!“ rief einer der Anweſenden, „mußte das Opfer einer hölliſchen Büberei werden, ſein edles Leben durch Meuchelmord verkürzt werden, ohne daß er einen Ankläger und Rächer findet!“ — Das Entſetzen der Hölle ſchlich ſich, als ich dieſe Worte hörte, todeskalt durch meine Adern. Alle bisherigen unheimlichen Ahnungen meines Herzens wurden mir klar. Die Einſamkeit, in der meine Mutter, geſchieden von allen ihren ehemaligen Bekannten und Freunden, lebte, ihr Erbleichen bei meinem Anblick, ihre Furcht vor jeder einſamen Unterhaltung mit mir, ihr Ausweichen, wenn ich nach Kunde von den letzten Lebenstagen meines Vaters forſchte — Alles wurde mir klar! Ich hörte nun im Fortgang des Geſprächs, wie im Publicum kein Zweifel darüber Statt finde, daß das Leben meines Vaters gewaltſam durch die Hand des jetzigen Gatten meiner Mutter verkürzt worden ſei. Ueberführt von ihrer Treuloſigkeit ſtand er im Begriff, ſich von ihr zu trennen, als er plötzlich auf eine Weiſe ſtarb, die den Verdacht eines unnatürlichen Todes weckte. Doch der Reichthum meiner Mutter, ihr Stand, ihre nahe Verwandtſchaft mit dem regierenden fürſtlichen Hauſe hatten ſie gegen jede gerichtliche Unterſuchung geſchützt, wenn ſie gleich in der öffentlichen Meinung durch das Schandmal der Theilnahme an dem Verbrechen gebrandmarkt war.“

„Laß mich von den Stunden ſchweigen, die für mich dieſer Entdeckung folgten und von denen ich noch nicht faſſe, wie ſie mich nicht, durch die furchtbare Gewalt ihrer Schrecken, wahnſinnig gemacht haben. Ich flog nach dem Schloß meines Vaters zurück; unerwartet trat ich vor das verbrecheriſche Paar; mit Rieſenkraft warf ich den Mörder zu den Füßen meiner Mutter nieder und erpreßte von ihm das Geſtändniß ſeines Frevels — ſie lag zu meinen Füßen, flehend um ſein Leben, um Gnade und Erbarmen für ſie und ihn — ich ſah den Schatten des Ermordeten, fühlte nur, Blutrache ſei dem Sohne Pflicht, der gegen den Gemahl der Mutter das Geſetz nicht aufrufen durfte, ohne auch dieſe dem Henkerſchwert zu überliefern — ſie ſah das Piſtol in meiner Hand, warf ſich der Mündung entgegen, und die Kugel, die ihm das Gehirn zerſchmettern ſollte, fuhr in ihre Bruſt. Ihr letztes Wort war Fluch über mich.“ —

Todtenbleich lehnte ſich Marabelli hier zurück; der Abend war während ſeiner Erzählung niedergeſunken, der ganze Himmel ſchwarz bezogen, loderte nur auf Secunden in ſich kreuzenden Blitzen auf — dumpf rollte der noch ferne Donner, der Sturm fuhr heulend durch die Wipfel der Bäume, und die empörten Meereswellen ſchlugen tobend an die Klippen des Ufers. Amala umfaßte ſchweigend ihren unglücklichen Freund. „Ein Schickſal, wie das meinige,“ fuhr er nach langem Schweigen fort, „iſt nicht zu verſöhnen, und Frevel wäre es, die Kette nicht zu löſen, die Dich, den Engel, an den Gefallenen und Verfluchten, an den Muttermörder bindet?“

„Nein,“ unterbrach ſie ihn, „mich ſcheidet nichts von Dir — ich habe Muth, mit der Hölle ſelbſt um Dich zu kämpfen, Dein Schickſal zu theilen, welches es auch ſei. Willſt Du in menſchenleeren Wüſten leben, ſo ſind mir die Eisſteppen Sibiriens, der glühende Sand Afrika's gleich willkommen — ich will nichts als Dich lieben, mit Dir trauern und mit Dir untergehn, wenn ich Dich nicht retten kann. Aber glaube mir, es gibt Einen Troſt, dem Deine Seele nicht ewig verſchloſſen bleiben wird — der Strahl des göttlichen Erbarmens wird Dich treffen, der Thau der göttlichen Gnade Dich erquicken — wenn meine Liebe, die Liebe des endlichen Herzens, ſchon ſtärker iſt, als Dein Schickſal, o Geliebter, wie könnte dann die ewige Liebe ſich Dir unbezeugt laſſen? wie dürfte eine Seele wie die Deinige ihr verloren gehen? — Im Namen des Gottes des Friedens verheiße ich Dir Frieden, und daß Du nicht von hinnen ſcheiden wirſt, ohne die verſöhnende Wunderkraft des Glaubens und der Gnade empfunden zu haben!“

Sie war aufgeſtanden, und die eine Hand auf Marabelli's Schulter legend, hob ſie die andere betheuernd gen Himmel — er blickte zu ihr auf — heiliger Ernſt und erhabene Begeiſterung ſtrahlten aus ihren Blicken, ſeine Augen füllten ſich mit Thränen! — er ſank vor ihr nieder, und ihre Hände an ſeine Augen drückend, flüſterte er leiſe: „Amala, ich kann wieder weinen!“

„Und mit dieſem Segen,“ fuhr er fort, „entlaß mich, Du Heilige — mein Herz bringe ich Dir zurück, ſobald es den Frieden gewonnen hat, den Du ihm verheißeſt.“

Als Amala im Morgenroth wieder auf der Klippe ſtand, flog das Schiff, das ihn trug, ſchon am fernen Horizont dahin, und ihre Thränen folgten ihm nach.

Zwei Jahre nach Marabelli's Abreiſe erhielt Amala von einem aus Indien kommenden Schiffer eine goldene Kapſel und folgenden Brief:

> „In der Stunde, wo ich Dich verließ, gelobte ich, Dir mein Herz zurück zu bringen, wenn es den Frieden gefunden habe, den Dein Gebet für mich erflehete, und wenn Du dieſes Blatt erbrichſt, iſt es nun in Deinen Händen; es hat Ruhe gefunden und ſchlägt nicht mehr. Erſchrick nicht vor dieſen Worten, freue Dich, daß mein Friedensengel zugleich mein Todes-

engel war. Liebe! ich könnte Dir viel ſagen von dem, was ich tief innerlich erlebt habe ſeit dieſer Trennung: allein die Minuten ſind mir nur noch ſparſam zugetheilt; denke Dir mich wie einen Elenden, der ſich nach hoffnungsloſem Herumirren doch endlich ein Eiland der Ruhe erkämpft hat, aber ein menſchenleeres. Das Meer bricht ſich tobend an ſeinen Küſten, der Sturm durchheult es und kalte Schauder durchſchütteln den Einſamen, dem es zur Ruheſtätte geworden iſt — und ferne, ferne tief unten am Horizont, ihm unerreichbar und doch ſeiner Sehnſucht ſo nahe, dämmert das Land, wo ſeine Palmen grünen, und tröſtend kommt in ſeinen Träumen ein Engel zu ihm und geleitet ihn hinüber, und er kann wieder dieſen Engel lieben und vor ihm weinen.“

„Tief möchte ich es in Deine Seele drücken, was Du mir geworden biſt. Keins Deiner Worte, keiner Deiner ſonſt trauernden und doch ſo unendlich liebevollen, innig ſegnenden Blicke iſt mir verloren gegangen, ich trage ſie noch alle im Herzen und vertraue ſterbend dem Urquell, aus dem die Liebe in Deine Seele ſich ergoß. Ja, Du haſt mich geliebt; nicht mit jener Liebe, wie ſie auf Erden wohl zuweilen in heißer Gluth Herzen mit einander zu unendlicher Wonne, zu unendlicher Qual verbindet, ſondern heilig, wie Engel ihre Schützlinge lieben, haſt Du mich geliebt, und die Macht Deiner Liebe hat die Hölle zu beſiegen vermocht, der ich zur Beute verfallen war. So ohne alle Selbſtſucht, ſo im Schmerz ſelig lächelnd, ſo tief, ſo heilig, nur um der Liebe willen, kann kein Weſen lieben, das der Vergänglichkeit zum Raub beſtimmt iſt. Du haſt mich geliebt, wie der Verſöhner die Menſchen — wie er für Alle, ſo wärſt auch Du für mich geſtorben — wie er die Sünder, ſo haſt Du mich geliebt.“

„Und auch gerettet. Mein brechendes Auge hebt ſich zu Gott empor — ich glaube, liebe und vertraue.“

„Der Friede meines Todes bleibe der Segen Deines Lebens! Leb' wohl für dieſe Erdennacht — der Morgen tagt — leb' wohl!“

Oft hatte Amala's Herz in den Stunden ſchmerzlicher Trauer um Marabelli ihrem Geiſt eine Frage über die Räthſel des Verhängniſſes vorgelegt, auf die er ihr verſtummend die Antwort ſchuldig blieb; allein aus dem Heiligthume ihres Gemüths rang ſich in eigener Kraft der Glaube hervor, in deſſen Klarheit ſich alle Dunkelheiten unſerer Erdenſchickſale löſen. Ihre Liebe zu Marabelli wurde für ſie, was jede wahre Herzensliebe ſtets wird, eine Offenbarung der göttlichen Liebe, die ihr das Leben frei und den Tod ſchön machte. Sie erkannte, daß nicht das Glück des Beſitzes, ſondern die Liebe ſelbſt das höchſte Gut iſt, was hienieden erſtrebt werden kann. Der ſchönſte Inhalt unſers geiſtigen Lebens iſt auf Erden ſelten mehr als Traum und Ahnung, deren wir uns aber erfreuen ſollen, im Vorgefühl der ewigen Erfüllung deſſen, was die Sehnſucht unſers Geiſtes und unſers Herzens uns verheißt. Marabelli's Tod heiligte und reinigte Amala's Herz — ihr Leben blieb dem Frieden geweiht, den wir gewinnen, wenn uns die Verwirrung des Lebens losläßt, und Alles das mild beſänftigend als höhere Fügung vor uns tritt, was uns als Zufall und Willkür tief verletzte. Dieſer Friede blieb das Glück und der Lohn ihres Herzens, und gewährte ihr Troſt für das, was für ſie im Leben untergegangen war, um für ſie zur himmliſchen Hoffnung zu werden.

Auswahl

aus

Fanny Tarnow's Schriften.

Dritter Band.

Leipzig, 1830.
Verlag von Carl Focke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Natalie.

Ein Beitrag

zur

Geſchichte des weiblichen Herzens.

Schwölle Lethe auf zu Ozeanen,
Unterging in ihr die Liebe nicht.
E. M. Arndt.

Erſter Abſchnitt.

Mit ungehemmten Flügeln dringen
Wir jung, als Adler in die Luft —
Doch jeder Tag kürzt uns die Schwingen
Und endlich ſinken wir gelähmt zur Gruft.
E. M. Arndt.

Natalie war die älteſte Tochter des Geheimenraths Alberti, der, in einer ziemlich anſehnlichen Provinzſtadt Deutſchlands von ſeinen Zinſen lebte, und ein großes Haus machte. Schon ſehr früh kam in das tief empfindende, und faſt unauslöſchlich bewahrende Gemüth des Kindes der erſte Mißlaut, der greller und greller darin forttönte, bis Nataliens ganzes Weſen verſtimmt war. Der Vater liebte das Kind außerordentlich; aber die Kleine wandte ſich mit unerklärbarer Scheu von ihm. Er durfte ſich ihr nicht nähern, als ſie noch auf dem Arm der

Amme ihr verſtandloſes, nur vom Inſtinct geleitetes Leben führte, ohne daß ſie ihm den lebhafteſten Widerwillen zeigte. Erbittert darüber, wollte er ihre Neigung erzwingen, und ihr — wie viele Thränen und Flüche erzeugte nicht ſchon dieſer noch bei vielen Eltern geltende Begriff! — den Sinn brechen. Die Ruthe wurde die Zuchtmeiſterin Nataliens, ſo oft ſie bei ſeinen Liebkoſungen weinte, und die Wirkung entſprach natürlich dem gewählten Mittel: die Abneigung der Kleinen wurzelte tiefer, und als er ſie einſt in ihrem dritten Jahre zwang, bei Tiſch neben ihm zu ſitzen, und bei hundert kleinen Poſſen, die ſie auf ſein Geheiß vornehmen mußte, freundlich zu bleiben, erlag die zarte Natur dem unzart angeſtrengten Geiſte, und ſie brachte den Reſt des Tages in Verzuckungen und Krämpfen hin. Die Mutter, äußerſt duldſam und nachgebend, konnte nur von ihrer ſo ſchmerzlich aufgeregten Mutterliebe den Muth erhalten, ihrem Gatten Vorwürfe zu machen, die vielleicht jetzt, nach ſo oft und ſo lange unterdrücktem Gefühl, zu unfreundlich wurden. Dies und die eigne unangenehme Empfindung, mit der er an Nataliens Wiege den Convulſionen zuſah, die ihren Lebensfaden zu zerreißen drohten, wirkten wie oft im ähnlichen Fall. Das Bewußtſein des eignen Unrechts wurde Bitterkeit gegen die arme kleine Natalie, die er aus ſeinem Herzen verſtieß. Ihren Platz nahm ein ſpäter geborner Knabe ein, dem alle Liebkoſungen, alle Vorzüge des Lieblings zu Theil wurden, während Nataliens ungewöhnlich früh ſich entwickelnder Geiſt den Druck unverdienter Strenge und Härte erleiden mußte. Die Mutter ſuchte ihr dies heimlich und verſtohlen durch innigere Liebe zu erſetzen, ob ſie gleich in Gegenwart ihres Mannes das Kind kaum zu beachten ſchien. Unbeſchreiblich tief wurde das junge Gemüth hiervon ergriffen, und der trübe Anklang, den es in Natalien weckte, tönte durch ihr ganzes Leben fort.

In ihrem vierten Jahre wurde ſie zu einer alten Demoiſelle in die Schule geſchickt, die keine andern Hülfsmittel des Unterrichts kannte, als die Fibel und Luther's Katechismus. Die Bequemlichkeit der Mutter, die es läſtig fand, das Kind zu Hauſe zu beſchäftigen und zu hüten, und keine Ahnung davon hatte, daß es auch in der Schule ſchlecht aufgehoben ſein könne, ſpannte die Kleine in dies Joch. Trotz der erbärmlichen Anweiſung, lernte ſie in acht Wochen fertig leſen, und diente nun der pädagogiſchen Eitelkeit der Erzieherin zum Spielwerk. Aber ſo wie die Leidenſchaftlichkeit ihres Gemüthes, durch das Gefühl unverdienter Härte, und unſchuldig erduldeten Wehs im elterlichen Hauſe aufgeregt wurde, ſo ward jetzt in der Schule ihre Phantaſie zu einer noch verderblichern Thätigkeit gereizt. Von den ſechs Stunden, die ſie täglich in einem kleinen, engen Zimmer zubringen mußte, war nur eine dem Herſagen ihrer Lection und dem Leſen ihrer Blattſeite beſtimmt. Die übrige Zeit mußte ſie unthätig und ſtill ſitzend, mit der Fibel in der Hand, zubringen. Nur das rege Spiel ihrer Phantaſie vermochte dieſe Stunden auszufüllen, und zu dieſem Nachtheil geſellte ſich ſpäter noch der des vielen Auswendiglernens von Geſängen und Sprüchen, welches, da ſie dem Gelernten keinen Sinn geben konnte, ihrem Gedächtniß die gefährliche Fähigkeit erwarb, auch unbegriffen zu faſſen und zu bewahren.

Unter dieſen Umgebungen wurde der ſanften Pſyche bald die Mondſcheindämmerung der erſten, ſüßen Kindlichkeit entriſſen; ein Verluſt für das innre Leben, der auch der Matrone noch fühlbar bleiben muß. Natalie erfuhr in dieſem Zeitpunkt, als Grund der Abneigung ihres Vaters, ihre frühere

Antipathie gegen ihn, und dieſe Unnatur legte ſich wie eine Schuld auf die junge Seele. Sie glaubte nun ſeine Härte zu verdienen, und duldete ſie mit ſanfter Ergebung, die aus der Innigkeit hervorging, mit der ſie ſich ſeit dieſer Entdeckung an den Vater hing. Aber eben dieſe Liebe machte ſie gegen ſein hartes Zurücktreten doppelt empfindlich. Oft fiel ſie in einem einſamen Moment ihrer Mutter, die ſie unausſprechlich liebte, weinend um den Hals. Dieſe verſtand ſie nicht, ließ dies unbemerkt hingehen, oder nannte ihr Weinen wohl gar Unart. Viel Güte mußte aber die Natur in Nataliens Herz gelegt haben, weil ſie, ſo von allen Seiten gepreßt, doch unverſtockt und weich, und ſogar gegen den vorgezogenen Bruder, dem ſie ein willenloſes Spielwerk ſeiner Unarten ſein mußte, liebevoll blieb. Nur eine ſonderbare Verſchloſſenheit, und eine für ihr Alter ungewöhnliche Tiefe und Leidenſchaftlichkeit der Empfindung kam in ſie.

So ward ſie ſechs Jahr.

Eines Tages wurde ſie wegen einer zerriſſenen Schürze von ihrer Mutter beſtraft. Der Vater trat unerwartet in's Zimmer, und, ohne ſich nach der Urſache zu erkundigen, entriß er der Mutter die

Ruthe, und ſchlug unbarmherzig auf das zu ſeinen Füßen nur noch winſelnde Kind los. Empört fiel ihm die Mutter in den Arm, und während er ſich von ihr loszumachen, und ſie aus dem Zimmer zu drängen ſtrebte, floh die arme Natalie zum Fenſter, und ſtürzte ſich vor den Augen der Eltern aus dem zweiten Stock des hohen Hauſes auf die Gaſſe hinab.

Ein Wunder erhielt ſie unbeſchädigt, aber die feineren Lebenstheile hatten durch die heftige Erſchütterung gelitten, und ſie fiel in eine lange, gefährliche Nervenkrankheit. Ihr Vater ſchwur der Mutter, Natalie nie wieder zu züchtigen, und ihr die Erziehung derſelben allein zu überlaſſen; allein mit dieſem Schwur war auch der Vater ganz für ſie verloren. Nie vergab er ihr die Empfindung, mit der er ſie für todt von der Straße aufgenommen und der Mutter entgegengebracht hatte.

Noch vor Weihnachten warf ſie jene Krankheit nieder, und als ſie zum erſten Mal wieder von ihrer Mutter, die ſie mit der treueſten Zärtlichkeit pflegte, an die Luft getragen wurde, ſtanden die Pfirſichbäume des Gartens hinter dem elterlichen Hauſe in voller Blüthe, und die Sonne lächelte das kleine

Weſen aus dem blauen wolkenloſen Frühlingshimmel freundlich und erquickend an. Nie vergaß Natalie dieſe Stunde.

Kann aber der Menſch hienieden ſchon getröſtet und freundlich einig mit dem Leben werden, wenn er als Kind ſolche Thränen weint? — Natalie wenigſtens ward es nie.

Sie genas; aber eine große Nervenſchwäche blieb in ihr zurück, und von der Schönheit, welche ſie vor dieſer Krankheit unter allen Kindern der Stadt auszeichnete, ſah man keine Spur mehr. Lange noch mußte ſie aus Schwäche auf Krücken gehen, und über ein halbes Jahr blieb ſie völlig taub. So von jeder Freude, jedem Spiel der Kindheit geſchieden, öffnete ſich ihr in der Lectüre eine neue Quelle des Genuſſes. Ihre Eltern lebten rauſchend geſellig, ſahen viel Geſellſchaft in ihrem Hauſe, und waren noch öfter abweſend. Die Mutter konnte, wenn ſie auch gewollt hätte, dieſe Lebensweiſe nicht ändern, und da Natalie nicht auf dem gemeinſchaftlichen Kinderzimmer bleiben konnte, räumte man ihr ein kleines Stübchen ein, deſſen Fenſter auf einen nur ſechs Ellen großen Hof gingen, gab ihr ein eignes, altes, treues Mädchen zur Pflegerin, und überließ ſie ſo ſich ſelbſt. Ihren Vater ſah ſie in dieſem kleinen Stübchen nie; ihre Mutter alle Tage mehrere Male, aber außer dieſer und ihrem Arzt weiter keinen Menſchen. Ach, die gute Mutter brachte ihr faſt täglich etwas, woran ſie ſich freuen ſollte, und das leidende Kind war ihrem Herzen näher, denn je. Das Einzige, was Natalie liebte und forderte, waren Bücher. Sie erhielt deren ſo viel ſie wollte, aus einer Leihbibliothek, und Keiner bekümmerte ſich darum, was ſie las.

Unerſättlich gab ſie ſich dieſem Genuß hin, der ihr eine Welt neuer Bilder zuführte, und in dieſes ſo reizbare, ſo unnatürlich aufgeregte und verletzte Gemüth zogen nun die Heroenbilder der griechiſchen und römiſchen Welt ein. Ihr Inneres erhob ſich in der Begeiſterung für dieſe Geſtalten, die ihr nicht fremdartig erſchienen; aber ſie lernte ſie nicht aus Schriften kennen, die für ihr Alter berechnet waren, und ſo traten die Gräuel entarteter Menſchheit, Laſter und Verbrechen, in einem Zeitpunkte vor ſie hin, wo der jugendlichen Seele noch Alles als reizende Dichtung erſcheinen ſoll, aus der ſich dann ſpäter die Blüthe des Ideals entwickelt. Für Natalie hatte das Ideale dieſer Heroengeſtalten der Vorweit auch noch den Nachtheil, daß es ihren Sinn für einfache Güte und ſchimmerloſe Tugend ſchwächte, und ſie ſpäter oft verleitete, Ueberſpannung mit Größe, Ungewöhnlichkeit mit Originalität zu verwechſeln. Alle ihre Gedanken und Empfindungen nahmen eine hohe, ſtolze, begeiſterte Geſtalt an, weil ſie glaubte, nur ſo könne und müſſe die Tugend ſich äußern.

Nach ihrer gänzlichen Wiederherſtellung ſandte man ſie in eine franzöſiſche Schule. Auch hier ward Prunk mit ihr getrieben, da ſie ſchon nach Verlauf von vierzehn Tagen richtig las; und ihre Mutter erfuhr nun, daß Natalie ausgezeichnete Geiſtesanlagen habe. Eifrig ſorgte ſie jetzt für Lehrer aller Art, und zweifelte keineswegs, daß ſie ihrer Tochter nicht allein eine glänzende, ſondern auch eine Erziehung gebe, die nach ihrer Anſicht nichts zu wünſchen übrig ließ.

Auch jetzt in der Schule blieb Natalie ſehr einſam. Alles, was ſie umgab, drängte ſie mehr in ſich ſelbſt zurück, und ſie verſank ſo in die innere Welt ihrer dämmernden Phantaſien und Träume, daß die Erſcheinungen der äußern unbeachtet an ihr vorüber glitten. Alle ihre Freiſtunden füllte Lectüre aus, und ihr Kopf wurde ein wahres Chaos von dichteriſchen Ideen und einzelnen wiſſenſchaftlichen Notizen. Ihr Gedächtniß faßte ungeheuer viel, und bei Allem, was ſie las, dachte ſie an ihr künftiges Leben, und ſuchte es darin zu verweben. So war ſie nur noch den Jahren nach Kind; aber ihrer Phantaſie, ihrem Herzen, ihrem Gemüthe nach ein ſechzehnjähriges, tieffühlendes Mädchen. Schwärmeriſche Religioſität und eine ſtille Wehmuth waren die Grundtöne ihres Weſens, mit denen eine trübe, namenloſe Sehnſucht innig verſchwiſtert war. Die vielen Romane, die ſie las, vorzüglich Lafontaine's Werke, die ſie in dieſem Zeitpunkt allen andern vorzog, machten ſie früh mit dem Glück und mit der Gewalt der Liebe bekannt, und der tägliche Beſuch des Schauſpiels vermehrte noch das Unheil, das ihr unausbleiblich aus dieſer vorzeitigen Kenntniß erwachſen mußte. Einzig in den Träumen ihrer Phantaſie lebend, entfremdete ſie ſich ganz der Wirklichkeit, und bald gelang es dieſer Zauberin, ihr eignes Leben, das drückende Verhältniß zu ihrem Vater, die verſtohlne Liebe der Mutter, mit einem Colorit auszuſchmücken, deſſen Reiz ihr Erſatz für die Bitterkeit deſſelben wurde. So verlor ſie ſchon als Kind die

Wahrheit der erſten Gefühle an leere Phantaſien, die ſie auf die Grenzlinie führten, wo ein dichteriſches Leben ſich von der Wahrheit ſcheidet, mit der es vereint bleiben muß.

Ihr Vater nannte ſie ſeit jenem Sprung aus dem Fenſter nie wieder Tochter — nie hörte ſie ſeit jenem Tage ein freundliches Wort von ihm; kaum ſeine Hand durfte ſie küſſend berühren, und noch nie hatte ſie erfahren, wie es ſich in Vaterarmen und an einem Vaterherzen ruhe. Bei Tiſche nur ſah ſie den ihr allein Unfreundlichen, der gegen ſeinen Sohn und die kleine Eliſe, ihre Schweſter, der liebevollſte Vater war. Alle ihre Bedürfniſſe erhielt ſie aus der Hand ihrer Mutter, und wenn der Vater Spielzeug oder Näſchereien kaufte, war Natalie nie mit in der Austheilung derſelben begriffen. Sie war ausgeſtoßen aus dem Kreiſe ſeiner Kinder, und ihr Herz wurde unter dem Schmerz dieſes Gefühls ſo weich, daß Alles ſie verletzte. Sie glaubte ſich von Keinem geliebt; ſelbſt die Zärtlichkeit ihrer Mutter ſchien ihr nur Mitleid, und der Glaube an Menſchenherz, den Kinder ſo rein und ungetheilt haben, war ihr fremd. Die Furcht, zurückgeſtoßen zu werden, machte ihr jede Annäherung unmöglich, und ihr ſchüchternes, oft für Einfalt gehaltenes Weſen, ihr gänzlicher Mangel an Kindlichkeit und an jugendlicher Lebhaftigkeit, zog auch nicht zu ihr hin. Aber wo ihr ein Laut der Liebe, eine Miene milden Wohlwollens entgegen kam, da hing ſie ſich denn auch faſt immer unerrathen von dem Gegenſtande, mit unausſprechlicher, leidenſchaftlicher Innigkeit an. Dieſe fand ſie nie erwiedert, und ſo grub ſich das ſchmerzliche Gefühl des Allein- und Verlaſſenſeins immer tiefer in das jugendliche, verſtimmte Gemüth, das keinen andern Troſt hatte, als ſich in ſeiner eignen Tiefe immer heißer zu ſchmerzlichen Gefühlen aufzureizen.

Aber auch im äußern Leben ward ſie nur zu oft unzart angefochten. Ein Beiſpiel davon werde aus vielen hier angeführt.

Ihr Vater kaufte ein nur wenige Meilen von ſeinem Wohnorte gelegenes Gut. Es wurde verpachtet, doch mit dem Vorbehalt, daß die Familie jeden Sommer einen Monat dort leben wolle. Natalie liebte, wie faſt alle jungen Leute, das Landleben, das ſie bis dahin nur aus Dichtern kannte, und der erſte in Foſerin verlebte Monat wurde der glücklichſte ihres Lebens. Das Gut hatte eine ſehr angenehme Lage am Ufer eines mit Holz bekränzten Sees, und dieſer Aufenthalt wurde für Natalie zur Quelle eines ihr ganz neuen Genuſſes, der ihr Herz mehr befriedigte, ſie ſtiller und in ſich heiterer machte, als Alles, was ihr bis dahin geboten war. Weinend ſchlich ſie am Morgen der Abreiſe im Garten umher, und küßte verſtohlen die Blätter und Blumen der Gänge und Lauben zum Abſchied. Mit jedem Monat wurde in der Stadt das Bild der zu Soſerin verlebten Zeit in ihrer Seele heller, und mit froher Sehnſucht erwartete ſie im folgenden Jahre die Reiſe dorthin. Der Sommer kam, und mit der erſten kindlich frohen Empfindung ihres Lebens hörte ſie den Tag zur Abreiſe beſtimmen, und ſah die Koffer packen. Der Wagen fuhr vor — Alle waren ſchon eingeſtiegen; nur Natalie ſtand noch am Schlage, als der Vater ganz unerwartet das harte Wort ſprach: ſie ſoll nicht mit! In's Auge der Mutter ſtieg eine Thräne. Natalie fühlte ſich durch dieſen despotiſchen Befehl ängſtlich beklemmt — ohne jene Thräne der Mutter wäre ihr Herz daran verſteinert. — Jetzt trat ſie mit der unbeweglichen Miene, die ihr den Augen des Vaters gegenüber die lange Uebung ihre Gefühle zu verſchleiern, gegeben hatte, nur näher, um mit ſtummer Unterwürfigkeit ſeine Hand zum Abſchied zu küſſen. Doch als ſie ſich nun zur Mutter wandte, und in ihrer innigen, wehmüthigen Umarmung fühlte, wie weh dem Mutterherzen war, wurden ihre Augen naß — ſchnell rollte der Wagen fort, und Natalie blieb von der ganzen Familie allein zurück. — O, wie ſchwer legte ſich das eiſerne Gewicht dieſes grauſamen Wortes auf ihr Herz! — Ihr Gefühl war zu bitter für Thränen, und das mitleidige Bedauern der Dienſtboten verhärtete ſie noch mehr, weil ſie ſich dadurch gedemüthigt fühlte. Als ihre Mutter ihr aber am folgenden Tag durch einen Boten ihre mit eingepackten Kleider, und zugleich Geld zu einem Dutzend Komödienbillets ſandte, erweichte ſie dies Zeichen der Liebe und der Theilnahme, und ſie weinte viel. Die gute Mutter that noch mehr; zu klug, um Natalien offne Mißbilligung des väterlichen Betragens zu zeigen, ſchrieb ſie an eine ihrer Freundinnen, und bat ſie, ſich der Kleinen während ihrer Abweſenheit anzunehmen. Dieſe kam und fand Natalie in dem einſamſten, verſteckteſten Winkel des Hauſes ſtill weinend. Vor dem Anblick der fremden Geſtalt ſtockten Nataliens Thränen — aber der milde, tröſtende Ton der fremden Stimme zerſprengte die Hülle der tiefen Verſchloſſenheit, die gewöhnlich das wunde Herz der armen Kleinen deckte, und ſie weinte ſich an dem fremden, theilnehmenden Herzen recht ſanft aus. Aber keine Klage, kein Vorwurf kam über ihre Lippen — ſie hatte nur Thränen, die aber noch lange, noch viele Jahre nachher, ſchmerzend bei dieſer Erinnerung floſſen.

Das erſte Wiederſehen der Mutter und Tochter bei der Rückkehr vom Lande war rührend. Die Ungerechtigkeit des Vaters, und das Monat lange Entbehren des geliebten Kindes machten die Mutter muthiger, ihre Liebe für Natalie zu zeigen, deren dankbares Herz dieſer erhöhten Zärtlichkeit einen Werth gab, der ihre eigne Liebe zur heißeſten Schwärmerei erhob. Auch ihre Schweſter Eliſe wurde ihr immer theurer. Sie trennte ſich wenig von ihr, und obgleich ſie ſelbſt nie mit einer Puppe geſpielt hatte, nähte ſie doch jetzt häufig und viel für die Puppe der Schweſter. Dabei lehrte ſie ſie leſen und erzählte ihr Geſchichten, die ſie für das Alter der Schweſter artig und faßlich einzukleiden wußte. Auch war ihr die Kleine faſt ganz übergeben, und

Mutter und Wärterin ruhig, wenn ſie ſie unter ihrer Aufſicht wußten.

Bis zum eilften Jahr rang Natalie noch mit der von ihrer Krankheit zurückgebliebenen Nervenſchwäche; aber da entfaltete ſich ihr bis dahin verſpäteter Wuchs ſo ſchnell, daß ſie in Jahresfriſt ihre das Mittlere überſteigende Größe erhielt. Man glaubte ſie nun nicht länger wie ein Kind anſehen und behandeln zu dürfen, und ihre Mutter beſchloß, ſie confirmiren zu laſſen, wodurch ſie nach der noch beſtehenden Sitte ihrer Vaterſtadt geſellſchaftsfähig wurde, da bis zu dieſem Zeitpunkt die jungen Mädchen ſtrenge von allen öffentlichen Vergnügungen und großen Geſellſchaften ausgeſchloſſen ſind. Natalie ward alſo dem Prediger vorgeſtellt, deſſen Religionsunterricht ſie gemeinſchaftlich mit den andern Katechumenen einen Winter lang beſuchen ſollte. Der religiöſe Anklang ihres Innern hoffte hier Nahrung zu finden, und fand ſie. Was ihr gepredigt ward, war ſtreng orthodoxe Glaubenslehre, deren Myſticismus Natalie aber wie Poeſie ergriff. Von dieſer Seite war ſie noch unangefochten, unſchuldig und ſelig wie ein Kind. Auch lag eine religiös-moraliſche Tendenz tief in ihrem Gemüthe. Sehr früh fing ſie an ſich zu beobachten, zu prüfen, und nach dem Einen, was ihr Noth ſchien, zu ſtreben. Myſtik und Glaube waren ſo durch alle Adern ihres Gemüths gegangen, daß man ſie nicht von dieſem löſen konnte, ohne es unheilbar zu verwunden, und auch hier trat jetzt ein feindſeliges Weſen zu ihr, und führte ſie aus den Blumengefilden ihres lebendigen Glaubens in die Wüſte einer todten Speculation. Dieſe Religionsſtunden beſuchte mit Natalien die Tochter eines ſehr angeſehenen Kaufmanns, Emma Buſch. Die beiden Mädchen kannten ſich bis zu dieſem Zeitpunkt wenig, kamen ſich aber jetzt näher, und Natalie, deren Weg zum Hauſe des Predigers bei Emma's Wohnung vorbei führte, holte dieſe gewöhnlich ab. Hier lernte Emma's Vater ſie kennen. Dieſer, ein Spötter alles Heiligen und Schönen, und der Apoſtel einer Lehre, die Alles frech verlacht, was die Farbe eines tieferen und ſeligeren Lebens trägt, fand Natalie mit ihrem ſinn- und geiſtvollen Blick, und ihrem zu ihrem Alter ſo wenig paſſenden trüben Ernſt ſo auffallend, daß er ſich ihr näherte. Emma theilte ihm einige Aufſätze mit, worin Natalie niedergelegt hatte, was ſie von den Lehren des Predigers in ihrem Herzen bewahrte, und er fand in ihnen eine ſo feſte Zuverſicht des Unſichtbaren, ein ſo ſehnſuchtvolles Ergreifen des Ueberirdiſchen, eine ſo liebevolle Schwärmerei für jedes Gebet der Glaubenspflicht, daß es ihm der Mühe werth ſchien, den Geiſt und das Herz, dem ſie entfloſſen, näher kennen zu lernen. Emma bat jetzt, von ihm geleitet, Natalien häufig zu ſich; der Vater geſellte ſich dann auf dem einſamen Zimmer der Tochter zu ihnen, und fand Mittel, Natalie zum Reden zu bringen. Ihre Religioſität hatte ſie ihm in einem faſt lächerlichen Lichte gezeigt, und nur die Sonderbarkeit der Erſcheinung ihn angezogen. Jetzt lernte er ihren Geiſt und die mannigfaltigen Kenntniſſe, die ſie ſo ſpielend eingeſammelt hatte, daß ſie ſelbſt ſie für höchſt unbedeutend hielt, achten, und bedauerte, daß dieſe nur für den Aberglauben wuchern ſollten. Großmüthig beſchloß er ſie aufzuklären, und ſie für ſein Syſtem und ſeine Philoſophie des Lebensgenuſſes anzuwerben.

Der Spott, mit dem er jetzt das Heiligſte angriff, das gutmüthige Bedauern, daß ſie mit ihrem hellerer, höherer Erkenntniß ſo fähigen Geiſte auf einer Bahn wandle, wo ſie nur den Pöbel der Geiſterwelt zu Gefährten habe; die Zuverſicht, mit der er behauptete, ſie werde ſich früher oder ſpäter von dieſer geiſtigen Unmündigkeit losſprechen, und ſich den denkenden Menſchen aller Nationen zugeſellen, die es ja einſtimmig ſchimpflich fänden, zu *glauben*, wo die Vernunft zu *wiſſen* fordre, erregten bald in Nataliens Gemüth — deſſen Selbſtſtändigkeit noch nie der Beifall eines geachteten Menſchen weckte — eine Zwietracht, die Buſch künſtlich nährte und immer giftiger machte. Eine leiſe warnende Stimme trieb ſie von ihm hinweg; aber ſein Witz ſein glänzender Geiſt und die Anerkennung des ihren, die er zuerſt ihr zeigte, zogen ſie immer wieder zu ihm, der ihr jene warnende Stimme bald als Stimme des Vorurtheils verdächtig zu machen wußte. Frech zerriß er den Iſisſchleier, der das Heiligſte im Menſchen, die Myſtik deckt — wie eine Leiche zergliederte er ihr ihren frommen Wahn, und vertröſtete ſie bei ihren bangen Zweifeln und Klagen, bei ihrem Ringen nach Wahrheit, immer auf das helle Sonnenlicht, das dieſer Nacht, in die er ſie hinabſtieß, folgen ſollte.

Lange und ſchmerzlich kämpfte ſie gegen dieſe neue Lehre; aber allmählig erkaltete ihr Herz gegen das Weſen, das nur noch in ihrem Begriffe wohnen ſollte und gefühllos ſelig blieb, wenn die Creatur hienieden verging in unnennbarem Schmerz. Sie erbaute ſich jetzt ein Syſtem, dem der edle Ernſt einer ſtrengen Pflichterfüllung inwohnte; aber mit dem Glauben verlor dieſe Pflicht ihre Huld, und die Tugend wurde ihr zu einer ſtrengen Disciplin, die keine freie, freudige Uebung des Schönen duldete. Sie hatte dieſes — wie es in ihrem Alter auch ſein ſoll — bis jetzt mehr begeiſtert empfunden, als geiſtig begriffen, und es war noch nicht durch ihr ganzes Weſen gedrungen, um ſich unzertrennlich mit ihm zu verbinden. Daher hatte ſpäter ihr Gemüth einzelne lichte Punkte, ihr Charakter treffliche Seiten; aber dem Ganzen fehlte Einheit und Harmonie. Von frühſter Jugend an verworren und angefochten durch Alles, was ſie umgab, trat jetzt in einem für ihre innere Bildung entſcheidenden Zeitpunkt Buſch zu ihr, und was er ihr als die Lehre einer neuen geiſtigen Offenbarung gab, trennte die Hauptkräfte ihres Gemüthes; ihre Seele floh verſchüchtert zurück, und der Geiſt eignete ſich, der Natur entgegenſtrebend, die Natalie beſtimmt hatte, ſchöner in ihrem Herzen, als in ihm zu leben, faſt ausſchließend ihre fernere Bildung zu. Wo in den nächſtfolgenden Jahren Kindlichkeit und Wahrheit in ihr aufgingen, war es als wehmüthiger Anklang einer Zeit, die ſie nie klar genoſſen hatte.

Dieſer Gang ihrer Bildung zog ſich durch viele Jahre verderblich fort, und traf mit den Begebenheiten ihres äußern Lebens zuſammen, deren Faden wir hier wieder aufnehmen müſſen.

Das Oſterfeſt kam, und mit ihm der Tag ihrer Einſegnung. Tief erſchüttert legte ſie in der Kirche an der Spitze von achtzig jungen Mädchen im Namen Aller ihr Glaubensbekenntniß öffentlich ab, und ſank faſt ohnmächtig zu den Füßen des Predigers, als er ihr das Gelübde abforderte, im Leben und im Tode einer Lehre treu zu bleiben, die ihr ein Gewebe von Pfaffentrug und Pfaffenwahn zu ſein dünkte, und deren wahrhaft göttlichen Geiſt ſie nicht von den ihn umhüllenden und verdunkelnden Menſchenſatzungen zu ſondern wußte.

Der Abend dieſes Tages war beſtimmt, ſie in die geſelligen Zirkel ihres Wohnortes einzuführen. Ihre Mutter ſtattete den Nachmittag mit ihr Beſuche ab, und fuhr am Abend in eine ſehr zahlreiche Aſſemblée. Hier trat nun die kaum vierzehnjährige Natalie in einen Zirkel von Mädchen, deren faſt keins unter ſechzehn Jahr war, und die, von Jugend auf mit dieſer Lebensweiſe vertrauter und bekannter denn ſie ſich darin leicht wie in einem angemeſſenen Element bewegten.

Natalie dagegen verſtand nichts ſchlechter als die Kunſt zu figuriren. Die Welt und der ſogenannte Weltton waren ihr nicht fremd; ſie kannte beide aus ihren Romanen ziemlich richtig; aber die Befangenheit der jugendlichen Schüchternheit lag auf ihr, und genirte ſie in Allem. Ihr Herz zog ſie zu keinem von dieſen Menſchen hin; es waren ihr Geſtalten aus einer ihrem Sinn fremdartigen Welt, und keine Glanz- und Gefallſucht reizte ſie, ſich ihnen gleichſtellen zu wollen. So blieb ſie von den Herren unbemerkt, von den jungen Mädchen für einfältig, oft auch für ſtolz gehalten, allein, und nur bejahrte Männer ſah man zuweilen im freundlichen Geſpräch mit ihr, ſo wie auch manche ältere Frau für ſie das Lob eines guten, beſcheidenen Mädchens hatte.

Die Liebe hatte von jeher eine zu wichtige Rolle in den Träumen ihrer Phantaſie geſpielt, als daß ſie jetzt nicht unwillkürlich unter den jungen Männern nach einer Aehnlichkeit mit ihrem Ideal hätte umherblicken ſollen. Aber Keiner kam ihm nahe, und ſie war zu ſtolz, einem Manne gefallen zu wollen, den ſie nicht ganz vorzüglich achtete. Natürlich fand ſie unter dieſen Umſtänden das geſellige Leben ſehr fade, und zog ſich bald ſo viel als möglich in ihre ſtille, geliebte Einſamkeit zurück, die ihr der gehaltvollern Freuden ſo viele bot. Nur Concerte und Schauſpiele verſäumte ſie ſelten. Wie muſterhaft ſie aber ſelbſt das Pianoforte und die Harfe ſpielte, wie kunſtmäßig ausgebildet ihre ſchöne Contra-Altſtimme war, wußte, ihre Lehrer ausgenommen, Niemand, da ſie vor ihren Eltern, die ſelbſt nicht muſikaliſch waren, und vor Fremden höchſtens einen leichten Tanz, eine gewöhnliche Arie ſpielte und ſang. Muſik, Lectüre, Malerei, feine weibliche Handarbeiten und der Unterricht ihrer Schweſter, deren einzige Lehrerin ſie in dieſem Zeitpunkt war, füllten ihre Zeit ſo angenehm aus, daß ſie die Stunden für verloren achtete, die ſie der Geſellſchaft opfern mußte. Ihre Rolle darin wurde ihr bald ſo langweilig, daß ſie ſich den Spielpartien anſchloß, weil ihr dieſe Art der Langeweile noch die erträglichſte zu ſein ſchien. Ihre Mutter überließ ſie in der Wahl ihrer Lebensweiſe und ihres Umgangs ganz ſich ſelbſt, und lernte ſie immer mehr lieben und achten. Der Vater blieb kalt und fremd gegen ſie, und mancher ſchmerzliche Auftritt zog noch durch ihr Leben; doch die Hoffnung, durch Liebe, Treue und Gehorſam früher oder ſpäter noch ſeine Abneigung zu beſiegen, ſtärkte nicht allein ihren Charakter, ſondern erhielt auch ihr Herz weich und liebevoll.

Um dieſe Zeit ſtarb ihr Bruder Georg, mit dem ſie in den letzten Jahren recht freundlich zuſammen gelebt hatte. Sie hatte ſein Krankenbett nicht verlaſſen, ob er gleich an einem ſehr bösartigen Fleckfieber ſtarb, und der Arzt dringend ihre Entfernung gefordert hatte. Der Gedanke und das Bild des Todes waren ihr nicht fremd; ſeit frühſter Jugend hatte ſie ihn oft liebend angeſchaut — aber dieſe Zuckungen des entfliehenden Lebens, dieſer verzerrende Krampf der Krankheit, eh' er, der ſanfte, tröſtende Genius, die Bande löſet, die die Seele an den Körper feſſeln, war für ſie neu und ſchreckenvoll. Doch nur tief empfindend und durchaus nicht empfindelnd, hielt ſie bis zur letzten Minute bei ihm aus, und ihre Lippen küßten ſein entfliehendes Leben auf.

Der Ernſt in ihrem Weſen wurde durch dieſen Verluſt und durch den Eindruck, der bei ihm einſam zugebrachten Sterbeſtunde, wo die Nachtlampe matter und matter aufloderte, wie ſein Röcheln leiſer und leiſer wurde, dann mit ihm zugleich erloſch, und ſie ohnmächtig bei dem Todten niederſank, noch finſtrer, und ſie verlor das Vertrauen zu den Menſchen ganz, als ſie ſich mit ihrer Trauer verſpottet fühlte.

Ihre Eltern beſaßen nicht fern von dem Kirchhofe, wo Georg ruhte, ein Gartenhaus. Natalie hatte dort ſchon öfter einige Tage allein mit Eliſen und ihrem Mädchen zugebracht, und that es auch jetzt, weil ſie gern einmal in früher Morgenſtunde das Grab ihres Bruders einſam beſuchen wollte — und gibt es auch einen ſchönern, beruhigendern Anblick, als der Aufgang der Sonne über den Gräbern unſerer Geliebten? — Auch Natalien ward hier eine ernſte Stunde voll erhebender Blicke über das Grab hinaus, und voll edler Vorſätze für ein Leben, das ſie nur zu lieben vermochte, wenn ſie fühlte, es heilige ſie für ein höheres. Tiefes, wahres Gefühl zog ſie auf die Kniee nieder; ſie betete innig, und fühlte ſich wieder ganz in der hellen, lichten Welt ihres früheren Glaubens einheimiſch.

Zu ihrem Unglück hatte ſie Zeugen gehabt. Einige junge Wildfänge, die eine Brunnencur ſo früh herausgelockt hatte, ſahen durch die Thorgitter des Gottesackers ihr weißes Gewand ſchimmern; neugierig ſchlichen ſie näher, und ſahen Natalie nun weinen, niederknien und beten. Nach vier und zwanzig Stunden war dieſe Erzählung zur lächerlichen Burleſke verdreht in Jedermanns Munde. Nataliens gegen den Schein des Lächerlichen krankhaft empfindliche Seele würde ſchon dadurch gekränkt worden ſein, hätte ſie auch nicht von ihrem Vater die bittere Weiſung erhalten, ſolche Narrheiten künftig zu unterlaſſen, und ihre Familie nicht, wie ſich ſelbſt, durch ihre Romanenſtreiche zu proſtituiren.

O wie verſchüchtert, wie blöde und geängſtet floh ihre Seele nach ſolchen Auftritten in ihre Verborgenheit zurück! — Wie ſcheu und ſorgſam verhüllte ſie ihr Herz, das ſo tief fühlte, wie einſam und ungeliebt es auf der Erde ſei, und doch mit der leidenſchaftlichſten Schmerzensſehnſucht an dem Ideal eines Weſens hing, in deſſen Schutz ſie ſich zu einem freudigeren Sein hätte aufrichten können und mögen!

Der einzige Umgang, für den ſie Intereſſe bewahrte, war das Buſchiſche Haus. Sie verbarg jetzt auch dem Vater ihr Gemüth und ihr inneres Leben, da ihr eine geheime Stimme ſagte, er werde ſie damit nur verhöhnen; aber gern und willig traf ſie mit ihm im Umtauſch geiſtiger Ideen zuſammen. Die Tochter Emma bildete ſich nach und nach zur feineren Coquette, und war auch ohne allen höhern Anklang. Ihr Verhältniß zu Natalie war jenes, das man ſo häufig unter jungen Mädchen dieſes Alters findet, und das oft Freundſchaft genannt wird, ſo wenig es auch auf dieſe Benennung Anſpruch machen kann, da es nichts als flüchtiges, jugendliches, aus dem öftern Zuſammenſein entſtandenes Wohlwollen iſt, dem in der Regel nicht die geringſte Aehnlichkeit des Geiſtes und des Herzens zum Grunde liegt. Auch galt dies Verhältniß Natalien für nichts mehr, als was es wirklich war, bis ſich ihm ein Intereſſe anderer Art zugeſellte.

Emma war die einzige Tochter ihrer reichen Eltern, und ſeit früher Jugend von ihrem Vater ſeinem Schweſterſohn Rudolph Holm beſtimmt, damit das Vermögen hübſch in der Familie bleibe. Rudolph hatte vor acht Jahren ſeine Vaterſtadt als ein fähiger, talentvoller Jüngling verlaſſen, um ſich auf Univerſitäten und Reiſen für ſeine künftige Beſtimmung als Arzt auszubilden. Bei ſeiner Abreiſe verſprach ihm Buſch Emma's Hand, wenn er ſich durch ſeine Kenntniſſe und ſeine Aufführung derſelben werth machen werde, und nahm es über ſich, als künftiger Vater jetzt ſchon zu ſeinen Studienkoſten beizutragen, da Rudolph nur ein ſehr mäßiges Vermögen beſaß. Dankbarkeit, Erinnerung an Emma's aufblühende Reize, die er als zehnjähriges Kind bei ſeiner Abreiſe verlaſſen hatte, und die Ausſicht auf den Beſitz ihres großen Vermögens machten ihm mit jedem Jahr den Gedanken dieſer Verbindung lieber. Nicht ſo Emma, der ſein Bild ganz fremd geworden war, und die in ihm nur das Hinderniß einer Verbindung mit ihrem Geliebten, dem Hofrath M . . ., ſah. Jetzt, da die Zeit der Zuhauſekunft Rudolphs ſich nahte, bat er ihren Vater um Erlaubniß, mit ſeiner reizenden Couſine Briefe wechſeln zu dürfen, und Emma erhielt nun einen Brief, der zu ihrem gehaltloſen Weſen und zu ihrem ungebildeten Geiſte einen ihr ſelbſt fühlbaren Contraſt bildete. Sie theilte ihm Natalien mit, und da dieſe ſich durch den Geiſt, der daraus ſprach, eben ſo angezogen, wie Emma abgeſchreckt fühlte, ſo ließ ſie ſich nicht lange bitten, dieſer bei der Antwort zu helfen. Die Hülle eines fremden Namens ſchützte ſie vor der ſchüchternen Verlegenheit, mit der ſie unter ihrem eignen auftrat, und Rudolph fühlte ſich lebhaft von dem geiſt- und gefühlvollen Weſen angezogen, das ſich ihm im Spiegel dieſer Briefe zeigte, die Natalie bald ganz allein ſchrieb, und Emma nur copirte. Die Zartheit des Verhältniſſes zwiſchen Rudolph und dieſer geſtattete für alles Künftige nur leiſe Andeutung, und ſo berührten ſeine Briefe nur Gegenſtände der Kunſt, der Literatur und der Natur Italiens, wo er ſich eben aufhielt, und von wo er nach St. zurückkehren ſollte. Natalie begleitete ihn in ihren Antworten auf allen ſeinen Wanderungen durch dies Land der Herrlichkeit, und welcher Anklang auch dort durch Kunſt, Natur und Geſchichte in ihm geweckt wurde, immer wurde er von ihr verſtanden, und traf auf Sinn und Gefühl für das, worüber er ſich entzückt, gerührt, begeiſtert, gezeigt hatte. Er lernte ſo Nataliens gebildeten Geiſt und ihre Kenntniſſe kennen, wie ihm die elegiſche Stimmung, mit der ſie ihn vorzüglich gern zu den Ruinen verſunkner Größe, und den Denkmalen einer herrlichern Vorzeit begleitete, ihr tiefes Gefühl verrieth. — Schwärmeriſch, begeiſtert für Liebe, Vaterland und Freiheit, wie er ihr erſchien, mußte er Nataliens ganze Seele mit deſto unwiderſtehlicherer Macht ergreifen, da ſie bisher fremd und einſam unter Menſchen gelebt hatte, die ihres Herzens heiligſte Melodien nur mit dem Schellengeklingel eines ſeelenloſen Leichtſinns zu begleiten vermochten. Selbſt der excentriſche Sinn, den Rudolph zeigte, mußte auf Nataliens romantiſches, zum Ueberſpannten ſich hinneigendes Gemüth tiefer wirken, als wenn er ihr in der ſtillen Ruhe eines auf edle Selbſtſtändigkeit gegründeten Charakters erſchienen wäre. —

Rudolph war einer jener Menſchen, welche die Natur nicht für die Mittelmäßigkeit beſtimmte; doch ſchon in der frühſten Jugend erhielten ſeine Anlagen eine ſchiefe Richtung, die ihn den Schein mit dem wirklichen Sein ſo verwechſeln lehrte, daß er beide ſpäter nie wieder klar zu ſcheiden vermochte. In ſeinen Univerſitätsjahren ſank er einmal als Spielwerk eines tiefgefallnen Weibes bis zur niedrigen Gemeinheit. Dies Bewußtſein raubte ihm jene jugendliche Illuſion der Phantaſie und des Herzens in Hinſicht auf das wirkliche Leben, das er nur noch in einer Beleuchtung aufzufaſſen vermochte, die einen tiefen Schatten auf die Menſchheit warf, da ihm die Kraft fehlte, den verlornen Glauben und die verlorne Liebe wieder gewinnen zu können. Nach und nach ſtarb auf dieſem Wege jedes höhere Bedürfniß der Menſchheit in ihm ab, und ward ihm zur Fabel. Seine ganze Cultur war nur verfeinerte, glänzend ausgebildete Thierheit, und er vermochte mit der Leerheit dieſes entgötterten Lebens zu ſpielen, und war eitel auf die Verruchtheit, mit der er alle ſeine geiſtigen Kräfte nur für den Genuß und die Auszierung des äußern Lebens wuchern ließ, indem es ihm das Höchſte geworden war, zu glänzen. Die Menſchen betrachtete er nur als Maſchinen zu ſeinen Experimenten, und jede Leidenſchaft war ihm blos Aufgabe für ſeine ſeltne Kunſt der Darſtellung. Doch nicht blos gegen Andre war er Schauſpieler, er war es auch im geheimſten Zuſammenſein mit ſich ſelbſt, und dieſe Selbſttäuſchung gab jeder von ihm geſpielten Rolle einen Zuſatz von Wahrheit, der auch das unbefangne Urtheil über ihn leicht beſtach.

Gefühl, Witz, Humor, Alles war bei ihm nur eine elektriſche Exploſion, zu der er ſich wiſſentlich vollud. — So mußte er, um nicht unter dem Gefühl eigner Erbärmlichkeit zu Boden zu ſinken, die Menſchen verachten; er konnte nur zu ſtehen wähnen, ſo lange ihm jede moraliſche Kraft Spannung der Leidenſchaft — die reinſte Liebe gewürzte Sinnlichkeit — die Tugend ein Epikuräismus der Vernunft hieß, der freiwillig entbehrt, um länger, ſicherer und gefahrloſer zu genießen.

Sein Aeußeres war anziehend. Eine große edle Figur, ein römiſch geformter Kopf mit ernſten Zügen, dunkelblaue, ſehr ſinn- und geiſtvoll blickende Augen, eine reine, für den höchſten Affect der Leidenſchaft, wie für die Nüancen der leichteſten, witzigſten Unterhaltung kunſtmäßig ausgebildete Stimme, und eine Gabe ſich darzuſtellen, die der Würde an Wirkung glich — bildeten ein Ganzes, dem man mit Achtung für den Geiſt, der es beſeelte, näher trat. Auch mißlang es ihm nur ſelten, Menſchen für ſich einzunehmen, die er gewinnen wollte; oft reizte es ihn aber, vor ſich zurückzuſchrecken, um dann ſpäter den Triumph des Sieges über dieſen ungünſtigen Eindruck zu genießen. Natalie ergriff unter Emma's Namen ſeine Phantaſie — der einzige Weg, auf dem ihm Eindrücke zukommen konnten, die er ſich ſelbſt als Gefühle anzulügen vermochte — und er gefiel ſich in der Ueberzeugung, ein ſo gehaltvolles Weſen zur gewaltigen Leidenſchaft für ſich aufreizen zu können, ſo wohl, daß er lebhaft auf ihren erſten Anblick geſpannt war.

Emma fuhr ihm bei ſeiner Ankunft mit ihren Eltern und ſeiner Familie bis zu einem nahe bei St. liegenden Dorfe entgegen. Sie war früher voll Scheu und Widerwillen gegen ihn geweſen; allein Nataliens begeiſterter Glaube an Rudolphs Charakter, die ſiegende Beredtſamkeit ihres heißen, vollen Herzens hatten endlich Emma Vertrauen zu ihm eingeflößt. „Sei nur wahr gegen ihn, ganz wahr," bat Natalie oft. „O Emma, wenn Du dieſem edlen Menſchen, dieſer großen, liebevollen Seele Gerechtigkeit widerfahren ließeſt; ſo würdeſt Du Dein Schickſal freudig in ſeine Hände niederlegen, überzeugt, daß er für Dich und ſich nur das Edelſte wählen kann." Von ihr ermuntert und beredet, beſchloß Emma ſich ihm offen zu entdecken, wie ſie ſich auch verpflichtete, ihm Nataliens Antheil an ihren Briefen ganz und auf immer zu verheimlichen.

Natalie forderte und wünſchte dieſe Verſchwiegenheit aus Blödigkeit und Demuth; das heitere Vertrauen, mit dem ſie in ihren Briefen zu ihm geredet hatte, wurde jetzt bei dem Gedanken an ſeine perſönliche Bekanntſchaft zur ehrfurchtsvollen Scheu gegen ein in ihrem Sinn ihr ſo weit überlegenes Weſen. Emma ſchwieg gern, weil ihrer Eitelkeit die hohe Achtung gefiel, die Rudolphs Briefe ausſprachen, und ſie ſich, von ihren Reizen unterſtützt, fähig glaubte, ſich ihm gegenüber auf der Höhe erhalten zu können, auf die der Freundin Geiſt ſie geſtellt hatte.

Rudolph hatte ſich auf ihren erſten Anblick ſentimental einſtudirt, und ſeine Phantaſie hatte mit dieſem Moment ſo oft und lange geſpielt, daß er jetzt wirklich bewegt zu ſein glaubte, als er in der Ferne ſeine Mutter, ſeine Brüder, Buſch, und neben dieſem eine weibliche, jugendliche Geſtalt erblickte. Raſch ſprang er aus dem Wagen, und ſein erſter Blick ſuchte das Auge voll Seele, die Geſtalt voll Adel und Anmuth, mit der ſeine Phantaſie Emma geſchmückt hatte, die jetzt als eine reizende Blondine mit einem Ausdruck von Coquetterie und Verſchmitztheit, den ſelbſt die Verlegenheit dieſes Augenblicks nicht zu verhüllen vermochte, vor ihm ſtand. Die Worte, womit er ſie begrüßen wollte, verſtummten unwillkürlich, und er ſtand ſichtbar befangen vor ihr. Schnell wurde er indeſſen ſeines Aeußern wieder mächtig, wenn gleich in ſeinem Innern die Wirkung des erſten Anblicks widrig forttönte. Er knüpfte ein Geſpräch mit ihr an, und berührte die Saiten, die ihn in ihren Briefen ſo harmoniſch angeſprochen hatten; aber die paar Floskeln, mit denen Emma ſich für dieſe Unterhaltung ausgeſchmückt hatte, wurden von ihm bald für das, was ſie waren, erkannt, und es drängte ſich ihm die Ueberzeugung auf, ſie habe den von ihr erhaltenen Briefen nur ihren Namen geliehen, und ein andrer Geiſt, ein andres Herz habe daraus zu ihm geredet. Das Romantiſche dieſer geheimnißvollen Unſichtbarkeit verſtärkte noch bei ihm den früher erhaltenen Eindruck, und dieſe Stimmung wurde Emma ſehr günſtig, da ſie ihm einige Tage nach ſeiner Ankunft ihre Liebe für den Hofrath geſtand, und die Entſcheidung über ihre Zukunft in ſeine Hände legte, weil nur die Zurückgabe des von ihrem Vater erhaltenen Verſprechens dieſen zur Einwilligung bewegen konnte. Galant und gern gab er ſich die Miene, als opfre er ihrem

Glück und der Freiheit ihrer Wahl eine ſehr geliebte Hoffnung, und verwandte ſich bei Buſch ſo dringend für die beiden Liebenden, daß er ſeine Einwilligung in ihre Verbindung bewirkte. Geſchickt entlockte er aber bei dieſer Gelegenheit Emma'n das Geſtändniß, daß eine ihrer Freundinnen Antheil an ihren Briefen gehabt, ſie jedoch durch einen Eid verpflichtet habe, ihm nie ihren Namen zu nennen. Er hoffte indeſſen, ſeine unbekannte Freundin bald auszufinden, und die Spannung, die ihm das Sonderbare dieſes Verhältniſſes gab, contraſtirte ſo angenehm mit der gewöhnlichen Erſchlaffung ſeiner Empfindungen, daß er ſich ſelbſt mit dem Erwachen einer ihm längſt verloren gegangenen Wahrheit und Innigkeit des Gefühls ſchmeichelte.

Die erſten Tage lebte er im Familienzirkel, dann erſchien er in den größern Geſellſchaften, wie auch an öffentlichen Verſammlungsorten, und unterjochte bald Männer und Weiber durch den Ernſt ſeines Weſens, der ſo viel tiefen Gehalt anzudeuten ſchien, und den alle jene Talente und Annehmlichkeiten verlieblichten, ohne deren Schimmer Tugend und Seelenwerth in der Welt nur wie eine ſeltne Schaumünze gelten, die man begafft, ohne ſie in Handel und Wandel aufzunehmen. Natalie vermied ihn in den erſten Tagen voll wehmüthiger Ahnung und einer bangen Sehnſucht, die ſie ſelbſt nicht verſtand. Der allgemeine Beifall, den er erhielt, und ſeine Reſignation auf Emma's Hand, die ſie im Colorit eines ſchönen, edlen Opfers ſah, machten ſie noch ſchüchterner, weil ſie ſich unbeſchreiblich unbedeutend neben ihm fühlte und ängſtlich fürchtete, daß er ſie bei perſönlicher Bekanntſchaft unwerth finden möge, ſeine Achtung, ſeine Freundſchaft, ſeinen Briefwechſel ſo lange unter fremdem Namen genoſſen zu haben. Noch immer von Allen gemißbilligt, getadelt, verkannt, oft ſogar verhöhnt, war ſie äußerſt mißtrauiſch gegen ihren eignen Werth, da ihr aus der Liebe eines verehrten Weſens noch nie das Gefühl der Billigung ihrer Individualität aufgegangen war; ſie wußte, wie ſie dies von gleichgültigen, ungeachteten Menſchen geſchmerzt hatte, und dieſe Erinnerung wurde ihr zum Maßſtab des unendlichen Schmerzes, mit dem ſie Rudolph, den ſie über Alles ehrte, ſich gleichgültig und achtungslos würde von ſich wegwenden ſehen. Es ſchien ihr ſo kühn, ſo unglaublich, daß er — der Größte, der Edelſte — gerade ſie, die Ungeachtete, Ueberſehene, ſeiner Achtung, ſeiner Freundſchaft würdigen ſolle. — Emma war ihm ſo gut als verlobt, Emma war ſo hübſch, ſo witzig, ſo klug; unter der Hülle ihres Namens war es ſo leicht, ihm zu ſchreiben — aber ihm nun als die reizloſe, verlegene, im Leben oft unbeholfene Natalie unter die Augen zu treten — ihr Stolz, ihr Herz, ihr Mißtrauen — Alles ſprach dagegen. Nein, dachte ſie, von ihm unerkannt, bleibe es mein ſchönſtes Glück, ihm ſchweigend durch das Leben zu folgen, und nie verrathe ihm ein Blick, ein Wort das Herz, das ihn ſo unausſprechlich ehrt, und dem er einſt ſo freundlich geſinnt war. In dieſer Stimmung vergingen ihr einige Wochen, ehe ſie den Muth erhielt, ihre Mutter in eine der Aſſembléen zu begleiten, wo ſie gewiß ſein konnte, ihn zu treffen. Er war bei ihrer Ankunft noch nicht da, und ſie nahm wie gewöhnlich eine Karte. Aber unwillkürlich erzitterte ſie, ſo oft ſich die Thür hinter ihrem Sitze öffnete, und als ſie endlich ſeinen Namen nennen hörte, der Ton ſeiner Stimme zu ihr drang, wechſelte ſie die Farbe, und verlor faſt ſichtlich ihre Faſſung. Er ging unter den Spieltiſchen umher, ſprach hier und da einige Worte, und ſie gewann Zeit, ſich für den Augenblick zu ſammeln, wo er ihr, nach Endigung ihrer Partie, von der Frau des Hauſes vorgeſtellt wurde. Natalie zog ſeine Aufmerkſamkeit nicht auf ſich; die ſtumme Verbeugung, mit der ſie ſeine Anrede beantwortete, empfahl ſie ihm auch nicht, und er vergaß bald, daß er ſie überhaupt geſehen hatte. Ja, ſie blieb ihrem Vorſatz, ſich ihm durch nichts bemerklich machen zu wollen, treu, und änderte auch ihre Lebensweiſe keineswegs. Selten nur ſah er ſie in Geſellſchaften, noch ſeltner in dem Kreiſe junger Mädchen, und wenn er ſie denn einmal antraf, war es am Spieltiſch, oder bei Tiſche an der Seite älterer Männer, unter denen es Einige gab, die ſich lebhaft und achtungsvoll für ſie intereſſirten. Ihre Kenntniſſe und Talente waren und blieben ihm, wie allen ihren andern Bekannten, ein Geheimniß, und nie hörte er ihrer anders, als wie eines ganz gewöhnlichen Mädchens erwähnen, dem der Muthwille in ſeinen Aeußerungen oft einen Anſtrich romanhafter Thorheit lieh.

Natalie hingegen war eine deſto aufmerkſamere Beobachterin ſeines Lebens, und der Schein von Ungewöhnlichkeit, den er Allem gab, was er ſagte und that, wurde dem Bilde, das ſie von ihm mit wahrer Andacht in ihrem Herzen trug, zum immer ſtrahlenderen Heiligenſchein. Sie liebte ihn unausſprechlich, und mit der Stärke, die die erſten erwachenden Gefühle einer ſo glühend leidenſchaftlichen Seele, wie die ihrige, bezeichnen mußte. In dieſem ſchönen Zeitpunkt, wo ihr Herz zum erſten Mal das Gefühl des höchſten Lebens inne ward, ließ ſelbſt ſeine Kälte ſie nicht unbefriedigt, weil es ihr genügte, den Gegenſtand für dies Gefühl gefunden zu haben. An eigentliche Liebe dachte ſie auch nicht, und dieſe Gottheit feierte, wie faſt immer in reinen Seelen, ihren erſten Einzug in die ihrige unter einem fremden Namen. Natalie nannte ihr Gefühl Ehrfurcht, Anerkennung ſeines Seelenwerthes, Freude des Anſchauns der geiſtigen und ſittlichen Schönheit ſeines Charakters, und kaum erlaubte ſie ſich den leiſen Wunſch, daß ſeine Freundſchaft einſt der Lohn ihres ſtillen Strebens, derſelben werth zu werden, ſein möge. In das Buſchiſche Haus kam ſie jetzt ſelten, da Emma ſeit ihrer Verlobung faſt ausſchließlich in der Natalien fremden Familie ihres künftigen Gatten lebte, und weil ſie im Bewußtſein, wie gern ſie in Rudolphs Nähe war, voll Jungfräulichkeit jeden Ort mied, wo ſie gewiß ſein konnte, ihn zu treffen.

Deſto emſiger ſuchte Rudolph nach ſeiner unſichtbaren Geliebten, und trat faſt jedem Mädchen von Emma's Bekanntſchaft näher, um die Erſehnte zu entdecken. Keine wich ihm aus, Jede ſtand dem ſchönen Manne gern Rede; aber von Jeder wandte er ſich bald nachläſſig und getäuſcht ab, bis er auf Gabriele Wieſe traf, die mit dem Zauber ſeltner Schönheit den Glanz eines nicht allein brillanten, ſondern auch brillantirten Geiſtes verband. Sie nahm den allgemein gefeierten Mann zuvorkommend auf, und that, als ſie den Irrthum erfuhr, der ihn ihr näher führte, Nichts, um ihn zu vernichten, ſondern Manches, das Rudolph darin beſtärken mußte. Die Entfernung, in der ſie Rudolphen bis jetzt geblieben war, ihr wörtliches Abläugnen jedes Antheils an Emma's Briefen, den ſie doch oft in unwillkürlichen Aeußerungen zu verrathen ſchien, erklärten ſich ihm durch ihre Verlobung mit einem Manne, dem ſie, wie man allgemein wußte, nur in Rückſicht auf ſein Vermögen und den Wunſch ihrer Eltern, ihre Hand verſprochen hatte. Gabrielens Geiſt vermochte den ſeinen zu faſſen; ſein Witz beluſtigte ſie; ihre Eitelkeit gefiel ſich in ſeiner Auszeichnung, und unmerklich gewann ſie wahres Intereſſe an ihm;

aber die tiefe Empfindung, die Flamme ſchöner Begeiſterung für Alles, was den Menſchen erhebt und veredelt, die Natalie ihm gezeigt hatte, galt Gabrielen nur für eine halb tragiſche, halb romanhafte Poſſe, und ſo ließ ſie Rudolphen bald unbefriedigt. Die ſchönſten, geiſtvollſten Weiber mehrerer Länder waren ja ſchon ſein geweſen — was er jetzt ſuchte, und in der Schreiberin jener Briefe zu finden glaubte, war ein weibliches Weſen, welches mit hoher Geiſtesbildung die Reinheit des Herzens, die Unbefangenheit des Sinnes und das tiefe, leidenſchaftliche Gefühl verband, von dem er ſich verſprach, daß es ſeine eigne erſtorbene Empfindung wieder wecken, und ihm einen Genuß gewähren werde, um deſſen Art und Weſen er nicht beſtimmt vorher wußte. Das weibliche Geſchlecht war ihm in allen ſeinen Schwächen und Eigenheiten bekannt, und eben darum langweilig geworden. Nur fremde Leidenſchaft konnte ihn noch reizen und ſpannen, und je ſeltener man mit der Biegſamkeit der meiſten weiblichen Charaktere jene Stärke des Charakters, jene Energie der Seele, die alle Kräfte und Empfindungen unzertheilt, wie Sonnenſtrahlen in einen Brennpunkt in dem geliebten Weſen ſammelt, vereint findet, je mehr dürſtete er ſie zu finden. Er fühlte, Gabrielens Liebe für ihn werde in ihrem Leben nie mehr als eine Epiſode werden, und ſo ſpürte er, ohne doch das mit ihr angeknüpfte Verhältniß aufzugeben, von Neuem wieder, wie ein Raubvogel, nach dem Herzen umher, das er zu ſeinem Opfer auserſehen hatte. — Das Schickſal trieb jetzt Natalien aus der Unſichtbarkeit, die ſie ſo lange geſchützt hatte, hervor: er erblickte ſie, und tief und blutig ſchlug er ſeine Krallen in ihr weiches, wehrloſes Herz.

Von allen Vergnügungen liebte Natalie nur die Maskeraden. Hier ſchwand ihr das drückend Einengende des gewöhnlichen Lebens, und frei zeigte ſie oft unter der Maske ihren Witz und ihre Laune, die aber faſt immer nur verhüllter Unmuth über die Leere des Lebens und über die Schalheit der Menſchen war. Jetzt erneuerte der Winter die Maskenbälle, und es vereinigte ſich Manches, den erſten dieſes Winters glänzend und zahlreich zu machen. Natalie fuhr, als Pilgerin gekleidet, mit ihrer Mutter hin, und trieb ſich unter dem Gewühl herum, als plötzlich ein feierlicher, ſchauerlicher Marſch die Tanzmuſik unterbrach. Eine Reihe ſeltſamer, ſchauererregender Geſtalten traten ein. Die blutgefärbten, entblößten Arme, die finſtern, fantaſtiſchen Gewänder, die Schlangen um's Haupt und auf der Bruſt, die Feuerbrände, und der aus Menſchengebeinen gethürmte Altar, den ſie in der Mitte des Saals aufſtellten, kündigte ſie als dem Schönen und der Freude abholde Weſen an. Die Feier ihrer Myſterien begann, und plötzlich ſtand in gigantiſcher Größe und furchtbarem Ernſt der Gebieter unter ihnen. Ein Wink von ihm, und die Flamme des Altars ſchlug praſſelnd in die Höhe; ein zweiter Wink ordnete dieſe Gruppen zu einem Tanz, den aus der Ferne eine Muſik begleitete, in der man den Schrei der Verzweiflung, den Seufzer ewiger Hoffnungsloſigkeit zu hören wähnte. — Ein ſtilles Entſetzen ſchlich durch den weiten Saal — unwillkürlich erweiterte ſich der Kreis, der dieſe Geſtalten, für die man keinen Namen hatte, einſchloß. Plötzlich wie er erſchienen war, verſchwand der Gebieter, und, als rufe ein ſtummer Befehl ſie in ihre Welt zurück, ſtürzten Tänzer und Tänzerinnen in unordentlicher Eile und Verwirrung zum Saale hinaus, und ein ſtürmiſches Allegro der wieder einfallenden Tanzmuſik folgte ihnen auf ihrer Flucht.

Das Ganze war Rudolphs Erfindung, der ſich in ſolchen düſtern Spielen einer furchtbaren Phantaſie, und in dem ſchneidenden Contraſt dieſer Erſcheinung zu dem frohen Treiben der verſammelten Menge gefiel. Eine Theaterverſenkung entzog ihn ſchnell den Blicken, und ſchon nach einigen Minuten trat er, im ſchwarzen Domino verhüllt, wieder in den Saal. Seine eben geſpielte Rolle hatte ihm eine Spannung zurückgelaſſen, mit der er nicht ſogleich in die luſtigen Neckereien der übrigen Masken einzuſtimmen vermochte. Einſam lehnte er ſich an einen Pfeiler, und gedachte der Namenloſen, die höchſt wahrſcheinlich mit dieſer bunten Menge unerkannt bei ihm vorüberzog, als der Eintritt der drei Parzen ihn aus ſeiner Träumerei zog. Still und ernſt, wie es den unſterblichen Töchtern des Orkus ziemt, wandelten die drei Schweſtern durch den Saal; doch bald feſſelte eine derſelben ſeine Blicke ausſchließlich. In dunkles Grau gekleidet, umfloß ſie ein ſchwarzer Schleier, aus dem ein Geſicht hervor blickte, deſſen hoher Ernſt zu dem Göttlichen hinwies, wo es das Menſchliche verläugnete. Erhaben und geiſterartig ſchritt ſie durch die Verſammlung, und deutete dem, der ſich ihr näherte, ſein Schickſal in geheimnißvollen Worten. Rudolph folgte ihr und hörte einige der ſinnvollen Antworten, in denen ſie ſich als Dienerin der ernſten, heiligen Nothwendigkeit, deren Gewalt ſich jedes Erdenſchickſal beugen müſſe, ankündigte. Bald indeſſen verlor ſich die Menge, der ſie überdies auszuweichen ſuchte, und er konnte ſich ihr ungeſtört nähern.

„Wird man Dich, ernſte Göttin,“ fragte er, „hier im Saal der Freude willkommen heißen?“

Ein großes dunkles Auge wandte den Blick auf ihn — milde ſenkte es ſich nieder, und nach einer kleinen Pauſe antwortete ſie ihm in leiſem gedämpften Tone.

„Weh dem Frohen, deſſen Freude bei meinem Anblick erbleicht und deſſen Herz kein Vertrauen zu mir bewährt!“

„Kann die Bewohnerin der Unterwelt dieſes von dem im Lichte Gebornen, im Lichte Lebenden erwarten? Liebe, Vertrauen und Freude wohnen nur auf der Oberwelt — aber was die Erde deckt, was keine Sonne erhellt, iſt finſter und ſchauerlich, und mit namenloſem Grauen faſſen die Schrecken der Unterwelt auch den Muthigſten.“

„Und doch ſendet Euch meine Welt Schatten und Träume; doch iſt ſchon auf der Erde das

Schönſte und Heiligſte unſichtbar wie die Muſik, und ruht wie ein heiliger Traum in Seelen, die es ahnend erkennen, daß Liebe und Schönheit im Lethe nicht untergehen."

„O wenn Du, Ernſte, die Liebe kennteſt, dann würdeſt Du auch um den Schmerz der Sehnſucht, um das unendliche Weh in der Bruſt des armen Menſchen wiſſen, und uns erhören, wenn Liebe und Jugend um Schonung eines theuren Lebens flehen?"

„Iſt denn dem Menſchen das Geliebte verloren, ſo lange er es mit Schmerzen beweint? — Das Leben iſt grauſam — es entreißt mit der Geliebten auch die Liebe; ich dagegen löſe ſanfter und ſchonender das Band der Herzen nur, um es in meiner Welt feſter zu ſchlingen und es vor der Entweihung zu ſchützen, der es im Leben preis gegeben ſein würde."

„Ja Du haſt Recht — das Leben iſt grauſamer als Du: — hält es doch auch mir die Geliebte ſchmerzlicher verborgen, als Du es zu thun vermöchteſt?"

Natalie hatte Rudolph beim erſten Blick erkannt. Nur die Maske verbarg ihm das Beben ihrer Stimme und ihr Erröthen bei ſeiner Annäherung. Dieſe letzten Worte rührten ſie innig — ach vielleicht, vielleicht ſuchte er ſie — ſie fühlte, der erſte Laut ihrer Stimme müſſe ſie in dieſem Moment verrathen, und ſtand ſchweigend neben ihm.

„Ungeſehen,“ fuhr er fort, „als gehöre ſie der Geiſterwelt an, wandelt die Geliebte mit mir im Lichte — gekannt, geliebt, und doch vielleicht nie von mir erblickt, nie gefunden.“

„Suche ſie in Deinem Herzen,“ ſtammelte Natalie leiſe, „dann wirſt Du ſie auch in Deiner Nähe finden.“

„O wenn Du die Schmerzensſehnſucht kennteſt, mit der ich ſie, ſie allein ſeit frühſter Jugend geſucht habe — wie ich immer ſo voll Ahnung war, ſie zu finden — ſie ſo oft rief — Antwort zu vernehmen glaubte — der Stimme nacheilte über Land und Meer, und dann fand, ſie ſei nur der Wiederhall meiner eignen klagenden Sehnſucht geweſen! — Ich ging mit ihrem Bilde durch die ganze Natur, und ſah, wie ſelbſt das Lebloſe nach der ſchönſten Form ringet und ſie findet, die Perle in der Tiefe des Meers, wie der Kryſtall im Schooß der Erde — und nur der Menſch ſollte ausgeſchloſſen ſein vom allgemeinen Geſetz der Schönheit, zu dem Alles hinſtrebt? Nein, ſagte mein Herz, was die Form für das Seelenloſe iſt, das iſt die Liebe für den Menſchen, und von Neuem zog die Hoffnung in mein Herz. Vergeblich! Kein liebendes Weib trat zwiſchen mich und die geſunkene Menſchheit! Keine edle weibliche Seele verhüllte mir mit ihrer Schönheit die Mißgeſtalt der Welt, die mein Wirken empfangen ſollte! — da ward ich rauh und hoffnungslos und bitter; aber mir blieb doch noch ein Traum von ihr in der Seele — ein Traum – und er ward mir gedeutet — doch auch das nur wieder im Traum, und ich ſtehe auf der entlaubten Stätte meiner frühern Jugend, wo ich die Geliebte zu finden wähnte, einſamer und hoffnungsloſer denn je."

„Als Du einſam auf dem Veſuv ſtandeſt, und Deine Arme der flammenden Morgenröthe entgegen breiteteſt, da riefſt Du ihren Namen durch die feiernde Natur, und hellere Gluthwolken ſandte der ewig jugendliche Gott des Tages vor ſich her. — Jene Minute ſei Dir Sinnbild Deines Lebens — unter Dir der gährende Krater einer geſunkenen Welt — über Dir der Himmel eines ſchönern Landes, und vor Dir die Morgenröthe der Hoffnung."

Natalie fühlte, daß dieſe Anſpielung auf einen ſeiner Briefe ſie ihm verrathen mußte, und wandte ſich daher bei den letzten Worten leiſe ab, um ſich im Gewühl zu verlieren. Aber er faßte raſch und feurig ihre Hand. „O ſo trog mich,“ rief er aus, „mein Herz nicht! ich habe gefunden, was ich ſo lange, ſo ſehnlich ſuchte. Sie ſind es, Sie — o Gott, Sie können mir nun nicht mehr unſichtbar bleiben wollen -- Sie — o Gott, wie ſoll ich Sie nennen? — mein Einziges, mein Alles?“

Natalie war tief erſchüttert, ein ſanftes Weinen unausſprechlicher Seligkeit machte ſie einige Minuten ſtumm. Mit ſehr edler Haltung wandte ſie ſich dann zu ihm: „Ich werde Ihnen nicht immer namenlos bleiben,“ ſagte ſie ihm mit den ſchönen Tönen der Liebe; „ich lebe in Ihrer Nähe, und Sie haben mich oft geſehen, wie ich Sie. Aber daß Sie mich nicht auffanden, berechtigt mich nach meinem Gefühl, Ihnen auch heute, in der ſchönſten Stunde meines Lebens, meinen Namen zu verſchweigen.“

Raſch entwich ſie und verlor ſich in der Menge. Noch durchſuchte Rudolph alle Nebenzimmer, wie ſie ſchon wieder als Pilgerin gekleidet neben ihrer Mutter ſtand, und ſich mit einigen Bekannten unterhielt. Eben ſo vergeblich waren ſeine ſpätern Nachforſchungen. Nataliens beide Schweſterparzen waren zwei ſehr fern wohnende, in St. ganz unbekannte Mädchen, mit denen ſie ſchriftlich Alles verabredet hatte, die erſt am Tage der Maskerade eintrafen, im Ballhauſe abſtiegen, wo Natalie ſich auf ihrem Zimmer umkleidete, und die am andern Morgen St. zeitig wieder verließen. Man hielt, da man dies erfuhr, die dritte Parze auch für eine Fremde, nur Rudolph traute der erhaltenen Verſicherung, daß ſie in ſeiner Nähe lebe, und er ſie oft ſehe. Von Neuem begann er nun wieder ſeine Nachforſchungen, ob ihm unter den Mädchen ſeiner Bekanntſchaft nirgends ein Wiederſchein dieſes Geiſtes begegne. — Doch vergebens war alle ſeine Mühe, da Natalie, ſtill und ſelig in ſich ſelbſt verſunken, ihm mit einer ihr ſelbſt unerklärlichen Schüchternheit ſorgfältiger denn je auswich.

Eines Abends fiel in einem ziemlich vertrauten, um eine Bowle Punſch verſammelten Männerzirkel das Geſpräch auf weibliche Geiſtesbildung. Die Meiſten der Anweſenden wollten ſie auf bloße Toiletten- und Geſellſchaftskunſt beſchränken, welches Rudolph mißbilligte. Man kam endlich von den allgemeinen Sätzen zur Anwendung auf einzelne Frauen und Mädchen, und fing an, Preiſe auszutheilen. Buſch, der an dem Geſpräch nur wenig Antheil genommen hatte, ſagte leiſe zu Rudolph: „Da Du es ſo gut aufnimmſt, wenn die Grazien unter Minervens Helm Verſteckens ſpielen, ſo hätte ich wohl Luſt, Dich auf ein Mädchen aufmerkſam zu machen, das, faſt von Allen unbemerkt und ungekannt, ihren Geiſt und ihre Talente eben ſo ſorgfältig verbirgt, wie andre Mädchen ihre Gebrechen.“

„Und dies Mädchen heißt?“ fragte Rudolph mit der geſpannteſten Erwartung.

„Natalie Alberti.“

„Wie, dieſe Natalie, von der ich mich kaum entſinne, drei Worte gehört zu haben, die ich faſt nie anders als beim Spiel- und Eßtiſch geſehen habe, dieſe ſtumme, allenthalben überſehene, unbeachtete Natalie? unmöglich!“

„Sie hat einen kleinen Anſtrich ſentimentaler Thorheit, und bei vielem Verſtande fehlt ihr durchaus die Gabe, ihn geltend zu machen. Ich ſelbſt ſchelte ſie oft einfältig; allein nie rede ich eine Viertelſtunde mit ihr, ohne dieſen Mangel an Feinheit und Gewandtheit zu vergeſſen. Il y a du radotage dans ses sentiments; mais c'est le radotage de l'enthousiasme; à un caractère, plein de vigueur, elle joint une sensibilité qui ne goûtera jamais le bonheur que par l'organe d'un amour passioné.“

Rudolph ging unruhig nach Hauſe. An dem, was Buſch ihm geſagt hatte, erkannte er ſeine Unbekannte, und Natalie hatte er bis jetzt ſo ganz überſehen, daß er ſich nun nicht einmal ein klares Bild ihres Aeußern zu entwerfen vermochte. Nach einigen Tagen erſt traf er ſie in einer Geſellſchaft, und konnte nun nach dem erſten Blick das Auge kaum wieder abwenden von dieſem jugendlichen Geſicht, voll Züge ſanfter Wehmuth und eines ſtolzen Ernſtes, der mit der einfachen, kindlichen Demuth ihres Weſens ſonderbar verſchmolzen war. Er ſah jetzt den geiſtvollen Blick ihres großen dunklen Auges, das ſich unter der langen Wimper ſo ſinnvoll hob und ſo zart jungfräulich ſenkte, und wenn er ſich gleich einräumen mußte, man könne dies Geſicht überſehen, ſo blieb es ihm dafür deſto unbegreiflicher, wie ein Auge, das einmal auf dieſer Geſtalt geweilt habe, nicht immer unwillkürlich zu ihr zurückkehre. Er näherte ſich ihr und knüpfte ein Geſpräch an; ihr Erröthen, das Beben ihrer Stimme, das Senken ihrer Augen vor ſeinem Blick, und mehr noch, die tiefe, innige Empfindung, die jedes ihrer Worte beſeelte, beſtätigten ihm, was er ſich beim erſten Blick geſagt hatte: Sie iſt es!

Am andern Morgen ging er zu ihrer Mutter, ſie zu einer Schlittenpartie für den Nachmittag einzuladen, und bat zugleich um die Erlaubniß, Natalie fahren zu dürfen. „Sehr gern,“ erwiederte dieſe, „wenn Sie meine Tochter nur bereden können mitzufahren.“ Sie klingelte und ließ Natalie rufen. In ihrem einfachen, weißen Morgenanzug, in der noch ungeregelten Fülle ihrer braunen Locken, in der holden Verlegenheit bei ihrem Eintritt und in dem noch holdern Erröthen, mit dem ſie ſeine Bitte bewilligte, erſchien ſie ihm ſehr reizend. Natalie war jetzt gewiß, von ihm erkannt und geliebt zu ſein, und dies Bewußtſein hob ſie mit Wunderkraft zu einem ſtillen Selbſtgefühl, das ihr die Würde und die Anmuth lieh, die das Mißtrauen gegen ſich ſelbſt bis jetzt in ihr unterdrückt hatte.

Rudolph fuhr ſie am Nachmittag und fand ſie in den ſinn- und gemüthvollen Aeußerungen ihres Geſprächs ganz dem Bilde entſprechend, das er ſich früher von ihr entworfen hatte. Je mehr er dies aber erkannte, je mehr ſtaunte er über ſie, da es ihm, der Alles für den äußern Schein berechnete, und der die Eitelkeit für das erſte Lebensprincip der weiblichen Seele hielt, unbegreiflich war, daß man Tugenden und Talente vorſätzlich verſchleiern, und ſich an ihrem Beſitz genügen laſſen könne, ohne Prunk damit treiben zu wollen. Er zeigte ihr eben ſo fein als gefühlvoll die zarteſte innigſte Liebe, und ſie genoß des unausſprechlich ſüßen Glückes, ihren Werth und ihre Bildung von dem Manne geehrt zu ſehen, deſſen Achtung das höchſte Ziel ihrer Wünſche war. Er ſprach viel von ſich; und ſie faßte ihn ganz in dem wunderbaren, romantiſchen Lichte auf, in deſſen Beleuchtung er ſich ihr zu zeigen für gut fand, und wurde ſo mehr und mehr ein freudiges williges Opfer eigner Verworrenheit und fremder Verruchtheit.

In Natalie tönte die Unterredung auf der Hinfahrt den ganzen Nachmittag und Abend nach. Sie war bewegt durch die leidenſchaftliche Sehnſucht nach einem Herzen voll Liebe, die Rudolph ihr gezeigt hatte, und hielt ſich für betrübt, da ſie doch eigentlich nur glücklich war. Die Freude unterſchied ſich in ihr vom Schmerze nur durch die ſüßere Thräne, und ihr Herz war mit dem Kummer ſo vertraut, daß ſie jetzt auch der ſchönſten Stunde ſeinen Trauerkranz gab. Und als ſie am Abend wieder mit Rudolph nach Hauſe fuhr, wurde ihr der geſtirnte Himmel, das eilige Hinfliegen über die beſchneiete, eingefrorne Erde, das Geläute der andern voraufgeeilten Schlitten, Alles zu bedeutenden Bildern, die ihr Herz noch ſchwerer machten und beklemmter. Rudolph erweichte ſie noch mehr durch den Vergleich ihrer heutigen Fahrt mit dem Leben, wo man auch bei heiterm Sonnenſchein ausfahre und die Nacht dann ſo ſchnell komme — und wie der Menſch nur durch die innere Wärme ſich in der Jugend gegen die äußere Kälte ſchütze, und dann allmählig zur Eisſtatue erſtarre, weil ja kein zweites Herz das ſeine decke und erwärme.

Nataliens Thränen floſſen — in ihrer Seele ſtand der Gedanke: o ſage ihm heute, wie er geliebt iſt — aber als er, ehe noch das ſprachloſe Herz Worte finden konnte, ſich zu ihr herunter bog und fragte, ob ſie, die er ſeit Jahren ſo heiß, ſo treu und einzig liebe, auch noch jetzt ihm unbekannt bleiben wolle? — da —

Selige Natalie — verhülle nach dem leiſen zitternden Laute Deiner Antwort nur immer das überfließende Auge tiefer in den herabgeſunknen Schleier! — Ach, Du warſt ja nur ſo ſelig, weil Du einen Glücklichen gemacht zu haben glaubteſt! —

Ja wohl rollt ihr hinweg, ihr ſchönen, himmliſchen Minuten der jungen Liebe und des friſchen Lebens — doch wohl dem, der euch heilig genoſſen hat! Ihm wird das Morgenroth ſeiner frühern unvergeßlichen und unerſetzlichen Hoffnungen und Wünſche dann im öden Lebenswinter zum Abendroth, das ſich wie eine höhere Aurora um das kalte, einſame Grab legt. —

Von dieſem Abend an lebte Natalie nur für ihn, und auch er fand ſich in dieſem ungetheilten Beſitz ihres Herzens befriedigter denn je. Mit ſchwärmeriſcher Vergötterung hing ſie mit allen ihren Gedanken, Gefühlen und Empfindungen, mit allen Wünſchen, Hoffnungen und Freuden ihres Lebens an ihm. Die Freiheit, deren ſie im elterlichen Hauſe genoß, gab Rudolph Gelegenheit, ſie täglich auf ihrem Zimmer zu ſehen, und in dieſen Stunden ſtiller Unterhaltung entfaltete ihr Geiſt ſeine ſchönſten Blüthen. Kam die Mutter einmal herauf, ſo fand ſie Natalie am Flügel, wo Rudolph mit ſeiner Flöte oder Violine ihr Spiel begleitete, oder vor Nataliens Staffelei, oder Rudolph las ihr vor, und unterrichtete ſie im Engliſchen, das er ſehr ſchön und fertig ſprach. Die Mutter dankte ihm dann herzlich für ſeine Bemühung, und Rudolph ging, mit ſeiner gewöhnlichen Leichtigkeit, ſo ganz in ihre Anſichten ein, daß dieſe ihre Tochter bald nirgends ſo gut aufgehoben glaubte, als in ſeiner Geſellſchaft. Auch trug er wirklich nicht wenig zu der hohen, ſeltenen Geiſtesbildung bei, die Natalie ſpäterhin unter den Weibern ſo vereinzelte, aber für ihr eigentliches inneres Leben, das bei dem Weibe doch nur im Gemüth ſchön gelebt wird, trug dieſer Umgang nur ſchädliche Früchte. Die ungetrübte, kindliche Unſchuld und Demuth des Mädchens, die ſtille jungfräuliche Würde ihres Benehmens, ihre Begeiſterung für Alles, was ihrem Sinn als ſchön, edel und groß entgegen kam, und ihr Herz voll der innigſten, reinſten Liebe, wurden für ihn eine Schule weicher Menſchlichkeit, die oft einen Abglanz wahren Gefühls auf ihn warf; aber für Natalie wurde die gewaltſame Spannung ſeiner geiſtigen Kräfte, in der ſein Inneres immer fortbebte und in der er oft von der weichſten Sentimentalität zur Luſtigkeit, von Begeiſterung zur poſſenhaften Laune überging, und mit allen Affecten nur ein Spiel trieb, ſehr gefährlich. Bewundernd, wo ſie nicht faſſen konnte, eignete ſie ſich von ihm unvermerkt die Fähigkeit an, Genuß darin zu finden, Andere über ſich zu täuſchen, und einen angenommenen Charakter wie eine Rolle mit Kunſt und Feinheit, durchzuführen. Der Uebergang von der bisherigen Wahrheit ihres Charakters — ihre Verſchloſſenheit war nie Verſtellung — bis zu dieſem Punkt war ſo langſam, daß er von ihr faſt unbemerkt blieb, und wo dann in ihr ein Reſultat dieſer Aenderung an's Licht trat, da nannte er es Ausbildung und Entwickelung — und wie ſollte ſie es nicht auch dafür halten, da es ihr von ihm, den ſie als den Erſten der Menſchen in ihrem Herzen trug, gekommen war? —

Doch ein ſo tief geſunkner Menſch wie Rudolph konnte nicht mehr die Fähigkeit beſitzen, durch Tugend, Liebe und Wahrheit beglückt zu werden. Auf Stunden konnte er ſich mit ſeinen erlogenen Gefühlen täuſchen; aber das Band zwiſchen ihm und jenen Gottheiten war zerriſſen, und in ſeiner Seele nichts mehr, woran es ſich von Neuem hätte knüpfen können: denn in ihm war keine Wahrheit mehr. So wurde es ihm denn bald Bedürfniß, durch Nataliens treue einfache Liebe ſeiner Eitelkeit zu fröhnen, die leidenſchaftliche Innigkeit derſelben zur Schau auszuſtellen und ihre Bildung für ſein Werk auszugeben. Von ſeiner Liebe, von ſeinem Beifall beſeelt, ſollte das bis jetzt ganz unbeachtete Mädchen plötzlich Alle überſtrahlen, und bald bittend, bald gewaltſam, entriß er Natalien den Schleier, worin ſie ihre Tugenden, ihr Herz, ihre Talente hüllte. Er ſprach jetzt laut und bewundernd von ihr, zeigte in Geſellſchaften gern und nicht immer zart ſeinen Einfluß auf ſie, verrieth ihre Kenntniſſe, ihre Talente, und zwang ſie, da Andere zu verdunkeln, wo ſie bis jetzt freiwillig im Schatten geſtanden hatte. Für ſie wurde ihre Liebe zur Sonne, die alle bis dahin ſchlummernden Kräfte ihres Geiſtes und ihrer Seele zur freudigſten Thätigkeit weckte, und ſie wurde durch die plötzliche, von Rudolph herbeigeführte Aenderung ihres Standpunktes im geſelligen Leben durchaus nicht eitel, weil ſie ſich alle ihr dargebrachte Huldigungen nur als ein von ihm entlehntes Eigenthum aneignete, und nur ſeine Freude daran, ſeinen Stolz darauf genoß. Ihre Demuth wurde Beſcheidenheit, aber in ihren Reden und in ihrem Benehmen blieb ſie das einfache, freundliche Mädchen, voll Achtung für jedes fremde Talent, welches ſie neidlos ehrte und noch immer gern dem ihrigen vorgezogen ſah. Sie ſang jetzt in mehreren Concerten mit dem entſchiedenſten Beifall; ihre Gemälde und Stickereien prangten in der Kunſtausſtellung der fernen Reſidenz; einzelne ihrer Gedichte und Compoſitionen erſchienen in mehreren der geleſenſten Journale, und Rudolph ſorgte trefflich dafür, daß die Chiffre, mit der ſie ihre Arbeiten unterzeichnete, nicht unbekannt blieb. Er erreichte ſeinen Zweck, die Augen der ganzen Stadt wandten ſich auf Natalien, die man als ſein Werk, ſein Geſchöpf anſtaunte. Fremde ſuchten die Bekanntſchaft des geiſtvollen Mädchens, und wer ſich Natalien nur mit Neugierde genaht hatte, verließ ſie mit Achtung für die Güte des Herzens und für die Innigkeit des Gefühls, die alle ihre Handlungen beſeelte, und Kleinigkeiten oft einen zauberiſchen Werth lieh, der ſie dem Herzen unvergeßlich machte. Sogar ihr Vater hörte jetzt ſo viel von ihr ſprechen, wurde auf ſeinen häufigen Reiſen ſo oft nach ihr befragt, daß er die Neugierde nicht unterdrücken konnte, ſeine Tochter kennen zu lernen. Sein Ton gegen ſie verlor das Harte, das Geringſchätzende, und ohne zärtlich zu werden, ward er anſtändig und höflich, da ſie ihm auch noch außer ihren Talenten, für die er wenig Sinn hatte, in gewiſſen, ihn intereſſirenden Fächern zu genügen, und ihm ihre Unterhaltung angenehm zu machen verſtand. Die Landwirthſchaft war ſeit einigen Jahren ſein Steckenpferd: Natalie las viel darüber, machte für ihn Auszüge aus neuen, in fremden Sprachen für dies Fach geſchriebenen Werken, und fand bald ſelbſt Intereſſe daran. Hierdurch gewann ſie außerordentlich bei ihm; er fing ordentlich an, ſich auf dieſe Tochter etwas zu Gute zu thun und ſie zu achten. Die Mutter hing mit unausſprechlicher Zärtlichkeit an ihr und hatte unbedingtes Vertrauen zu Nataliens Charakter und zu ihrem Herzen, deſſen Weichheit ihr allein bekannt war.

So verrannen einige glückliche Monate. Allgemein glaubte man Natalie mit Rudolph verlobt, und er lebte ſelbſt mit ihren Eltern in der Sicherheit eines ſolchen Verhältniſſes, da er ſeine Liebe für Natalie gar nicht verhehlte, und ſeine Hoffnung, ihre Hand zu erhalten, oft und deutlich ausſprach. Ihre Jugend und von ſeiner Seite die Nothwendigkeit, erſt ſeinen Ruf und ſeine Praxis zu gründen, ehe er an eine häusliche Einrichtung denken konnte, ſchienen es zu rechtfertigen, daß er ſeine förmliche Anwerbung noch verſchob. Natalie lebte in dieſer Hinſicht in der ſorgloſeſten Ruhe, feſt überzeugt, er werde zur rechten Zeit darüber reden, und ſo lange er ſchweige, müſſe es ſchöner und beſſer ſein, darüber zu ſchweigen. Auch ſprach ſich in ihrem Verhältniß zu ihm die Zartheit ihrer Empfindungen ſo ſchön aus, daß das Wort Liebe nur ſehr ſelten unter ihnen genannt wurde, und daß er, trotz des täglichen ungezwungenen Beiſammenſeins, kaum einmal ihre Lippen berührt hatte. Er ehrte zuweilen das Sittlichſchöne, wenn es ihm äſthetiſch ſchön erſchien — darum ließ er Natalie in dieſer zarten Reinheit, die auch für die Minute des höchſten Vertrauens und der zärtlichſten Liebe nur ſeelenvolle Blicke, nur eine gefühlvolle Thräne, ſelten Worte, aber nie mehr, hatte.

Rudolph, der faſt keinen Unterſchied zwiſchen der Bühne und dem wirklichen Leben kannte, intereſſirte ſich lebhaft für die Errichtung eines Liebhabertheaters. Es kam zu Stande; aber alle ſeine Verſuche, Natalie zur Annahme einer Rolle zu bewegen, blieben fruchtlos, da ihr Vater ſich durch einen Machtſpruch beſtimmt dagegen erklärte, und Rudolph mußte die Hoffnung aufgeben, ſeine Natalie auch auf der Bühne glänzen zu ſehen.

Hier traf er wieder mit Gabriele zuſammen, die er bis zu ſeiner nähern Bekanntſchaft mit Natalie auszeichnete, und dann auf eine für ihren Stolz ſehr demüthigende Art verließ und vernachläſſigte. Sie war jetzt die Verlobte des Jägermeiſters Rhode, eines guten, ſchlichten, ſehr reichen Mannes, der ſtolz darauf war, das ſchönſte Weib im ganzen Lande ſein zu nennen. Und das war Gabriele unwiderſprechlich! — ein Meiſterſtück der ſchaffenden Natur, werth durch Pinſel und Meißel den ſchönſten Kunſtidealen zugeſellt zu werden. Auch der Geiſt, der dieſen Körper belebte, war nicht alltäglich, doch von Jugend auf für Glanz und Gefallſucht erzogen, kannte ſie kein höheres Glück, als von ihrem Geſchlechte beneidet und bewundert, von dem männlichen vergöttert, beide die übermüthige Herrſchaft ihrer Schönheit empfinden zu laſſen. Dies war der Zweck, für den ſie Alles berechnete, an deſſen Erreichung ſie ihr ganzes Leben ſetzte, und auf dieſem Wege war ihr Natalie feindlich begegnet! — Wie ſie unter den Weibern, ragte Rudolph unter den Männern hervor. Gewohnt, Alles in Bewunderung ſich vor ihr beugen zu ſehen, war er, deſſen Blick, Benehmen und Miene ſo deutlich verriethen, ich laſſe nie über mich herrſchen, eine neue Erſcheinung für ſie, die ihr einer nähern Beachtung werth ſchien. Er näherte ſich ihr — ſie that Alles, um ihn zu feſſeln, ließ ſich ſogar herab, die Täuſchung, die ihn ihr zuführte, zu benutzen, ohne die Gefahr zu ahnen, der ſie ſich preis gab. Die ſtolze, gefühlloſe Gabriele empfand ihm gegenüber, zum erſten Male, daß ſie ein Herz habe. Sie war im Begriff, ſich zu verheirathen, und nicht modiſch genug erzogen und geſinnt, um ſich vor oder nach ihrer Heirath eine ernſtliche Intrigue erlauben zu wollen, ſo wenig ſie auch auf der andern Seite willens war, auf den Genuß, ſich gehuldigt zu ſehen, Verzicht zu leiſten. So nahm ſie dies Erwachen ihres Herzens für Gefühl befriedigter Eitelkeit, obgleich der leiſe Wunſch: ach ſtände Rudolph an Rhedens Stelle! ihr wohl hätte verrathen können, was ſie fühlte — aber eine bittre, ſchmerzliche

Empfindung ſollte ſie erſt ſpäter mit dem Geheimniß ihres Herzens bekannt machen.

Es war in einem von Rudolph veranſtalteten Liebhaber-Concert, wo Natalie zum erſten Male öffentlich auftrat. Gabriele ſang eine recht hübſche Romanze — ſie endigte; jetzt führte Rudolph aus einer der letzten Reihen Natalie vor. Mit ſittſamer Anmuth trat ſie zum Orcheſter, und ihr holdes Erröthen ſicherte ihr im Voraus die Nachſicht, mit der die Zuhörer einen jugendlichen Verſuch aufnehmen zu müſſen glaubten. Welches Erſtaunen ging aber durch den Saal, als ſie, mit ihrer reinen, vollen, kunſtmäßig ausgebildeten Stimme eine der glänzendſten und ſchwerſten italieniſchen Arien mit einer Sicherheit, Präciſion und Rundung vortrug, die bei einer Dilettantin Bewunderung erregte und verdiente. Ihr Geſang erweichte und gewann alle Herzen; ſie erhielt ungetheilten Beifall, und Gabriele wurde darüber mit ihrer Romanze ganz vergeſſen. Dieſer koſtete es Mühe, in das allgemeine Lob mit einzuſtimmen. Aber als Rudolph, deſſen Eitelkeit ihren Haß gegen Natalie forderte, zu ihr trat, dieſe enthuſiaſtiſch lobte, und ſie mit einer an Unart grenzenden Kälte verließ, weil er nur Auge, nur Ohr für Natalie hatte, fuhr ſie mit einer ihr bis dahin fremden Bitterkeit im Herzen nach Hauſe. Unwillig riß ſie beim Auskleiden die Blumen aus dem Haar. „Ich liebe ihn nicht!“ rief ſie heftig, „ich haſſe ihn, ja wahrhaftig, ich haſſe ihn! aber ungeſtraft ſoll er mich nicht mit ſeiner Vorliebe für dies Gänschen verhöhnen. Ich will ihn zu meinen Füßen ſehen, und mein ſpottender, triumphirender Blick ſoll mich dann rächen!“

Sie verſuchte jetzt Manches, ihn wieder an ſich zu ziehen; aber jeder Verſuch mißlang, und das Gefühl gekränkter Eitelkeit, gekränkter Liebe rächte jetzt alle die, mit deren Herzen ſie früher oft im Bewußtſein ihrer Macht grauſam geſpielt hatte. Sie wollte Rudolph jetzt vergeſſen, und beredete Rhode, mit ihr gleich nach ihrer Verbindung eine Reiſe zu machen, von der ſie erſt beim Eintritt des Winters zurück kamen. Ihr Stolz hatte ihr nie erlaubt, ſich zu geſtehen, daß ſie Rudolph liebe; nur ihre Eitelkeit wähnte ſie durch dieſen Abfall von ihr, der Roſe, zu der farb- und geruchloſen Feldblume gekränkt, und glaubte es ſich ſelbſt ſchuldig zu ſein, ihm fühlbar machen zu müſſen, wie er ſich in unbegreiflicher Blindheit vergriffen habe. Willkommen war ihr daher das Liebhabertheater, das ihn ihr wieder näher führen mußte. Es wurde mit Menſchenhaß und Reue eröffnet. Rudolph ſpielte den Baron Meinau, Gabriele ſeine Gattin. Ihr kunſtvolles, richtiges Spiel, gehoben durch den Wiederſchein eines ihr ſelbſt unbekannten Gefühls, und durch den Zauber ihrer auf dem Theater unwiderſtehlichen Schönheit, erwarb ihr den rauſchendſten, an Vergötterung grenzenden Beifall, den Rudolph in ſeiner Rolle mit ihr theilte, und der Beiden für die Folge die erſten Rollen ſicherte.

Beide waren eitel, Beide fanden Genuß in dieſer trunkenen Anerkennung ihres Kunſttalents, und das Gefühl, daß ſie ſich auf der Bühne als Folie gegenſeitig nicht entbehren konnten, führte ſie bald auch im Leben näher zuſammen. Sie wollte ihm gefallen — und er? — o Gabriele, um deinetwillen ziehe ich einen ſchonenden Schleier über dies Gewebe weiblicher Schwäche und männlicher Buhlerei. Das erſte erwachende, von dir ſelbſt verkannte Gefühl deines Herzens führte dich irre, und du wurdeſt, wo du dich geliebt glaubteſt, nur das Opfer beſonnener Unwürdigkeit!

Natalie ſah ihn anfänglich weniger oft, dann ſelten und immer ſeltener; doch ſie wußte, daß er als Director des Liebhabertheaters viel zu thun habe, und daß das Studium ſeiner Rollen ihm gleichfalls Zeit koſte. Seine häufigen Beſuche im Rhodiſchen Hauſe galten ihr für das, wofür er ſie ihr gab, für Privatproben. Auch theilte ſie — ſo ſehr gerecht gegen jedes fremde Verdienſt, enthuſiaſtiſch für Kunſt und Talent eingenommen — ſeine Bewunderung Gabrielens, und ſprach dieſe oft lauter und wärmer aus, als er es zu thun wagen durfte. Sah ſie ihn doch noch zuweilen, und dann zärtlicher als er je geweſen war! Ihr Vertrauen zu ihm blieb ungetrübt vom leiſeſten Zweifel, und ſie gegen ihn arglos und leichtgläubig wie ein Kind.

O, wäre er nur wahr gegen ſie geweſen! ſie wäre mit tiefer Trauer von ihm geſchieden; aber ſie wäre dann ſanft und kindlich geblieben; ſie hätte ihn entſchuldigt, um ihn auch getrennt fortlieben zu können. — Ach, verlornes Glück der Liebe thut wehe — doch Wolluſt iſt dieſer Schmerz gegen das Gefühl betrognen Glaubens und gemißbrauchten Vertrauens — und kommt der Pfeil aus der Hand des Geliebten, dem wir unſer ganzes Herz gaben —

ach dann bringt uns keine irdiſche Zukunft den geraubten Frieden wieder zurück! —

Rhode wurde auf Gabrielens häufigen Umgang mit Rudolph aufmerkſam. Man brauchte einen Deckmantel dafür, und wer taugte dazu mehr, als Natalie? Ihr argloſes Vertrauen hatte Gabriele gegen Rudolph ſo oft Dummheit geſcholten, ihm ſeinen Feuergeiſt ſo oft im lächerlichen Contraſt mit Nataliens heiliger Einfalt dargeſtellt, daß er anfing, ſich der Achtung zu ſchämen, die er bis jetzt für dieſe gefühlt hatte. Die Idee, ſeine Verbindung mit Gabrielen unter Nataliens Schutz fortzuführen, erſchien ihm im Lichte einer feinen geiſtreichen Intrigue, und er führte Gabriele bei Natalie ein, welcher ſie auf ſeine Empfehlung mit zärtlicher Zuvorkommenheit empfing. Zum erſten Mal genoß Natali der Annehmlichkeit, mit einem geiſtvollen, liebenswürdigen Weibe nicht blos Worte, ſondern auch Ideen zu wechſeln, und ſie gab ſich daher mit voller Herzlichkeit der ſchönen Frau hin, die ſie an Werth und Reiz ſo hoch über ſich ſtellte, daß ſie in ihr ein Vorbild zum Nachſtreben ſah. Ihre Liebe für Rudolph ſprach ſich ſo unverkennbar in jedem Blicke, jedem Worte aus, er war ſo ſichtlich die Seele ihres Lebens und ihres ganzen Daſeins, daß Rhode in ihrer Verbindung mit Gabrielen die gründlichſte Widerlegung ſeines Argwohns zu finden glaubte. Nataliens Güte, ihre einfache Anſpruchsloſigkeit, ihre Beſcheidenheit, ihre Achtung fremden Verdienſtes auch dann, wenn es ſchimmerlos war, machten ſie ihm, der ſich von ſeiner Frau oft überſehen, und durch ihren Geiſt überflügelt fühlte, ſehr theuer. Sie war jetzt faſt täglich in ſeinem Hauſe, und Rudolph fand in dieſen verwickelten Verhältniſſen eine neue Würze ſeines Verſtändniſſes mit Gabrielen und konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, den Faden dieſer Intrigue noch feiner und künſtlicher auszuſpinnen, wobei er auf Rhodens ſichtbar werdende Neigung zu Natalien rechnete. Die Unfähigkeit dieſer, irgend Jemand zu täuſchen, die heilige Treue ihres eignen Herzens erhielt ſie noch im Frieden unumſchränkten Vertrauens zu dem Geliebten und der Freundin, als Treuloſigkeit, Verrath und Argliſt ſie ſchon mit unzerreißbaren Fäden umſponnen hatten.

Nataliens Vater entſchloß ſich jetzt, mit dem Frühjahr ſein Gut ſelbſt zu beziehen, und ſie wurde nun von den Eltern ernſtlich über ihr Verhältniß mit Rudolph befragt. Erröthend bat ſie die Mutter, ihr jede fremde Einmiſchung zu erſparen, deren ſein Herz nicht bedürfe und die das ihrige verwerfe. Schonend und leiſe deutete dieſe auf ſeine ſeltneren Beſuche, und ſeine ſichtliche Auszeichnung Gabrielens, die ja ſchon der Stoff allgemeinen Stadtgeſprächs ſei. Natalie ſtritt, aber ſie fühlte ſelbſt das Unbefriedigende ihrer Antwort auf die einfache Frage der Mutter, warum er jetzt bei der Annäherung ihrer bevorſtehenden Trennung von ihm nicht die Einwilligung der Eltern ſuche? — Doch erhielt ſie das geforderte Verſprechen, ihr allein die Löſung des Knotens zu überlaſſen.

Dieſe Unterredung hatte ſie ſchmerzlich angegriffen. Sie fing an, ſich zu geſtehen, was ſie ſchon lange mit ſtillem Gram gefühlt hatte, ohne ſich Rede darüber ſtehen zu wollen, daß es zwiſchen ihm und ihr nicht mehr ſo ſei, wie ehemals, ohne daß ſie dem, was ſich zwiſchen ihre Herzen gezogen hatte, einen Namen zu geben wußte. Es war wie ein Nebel — wollte ſie es in's Auge faſſen, es unterſuchen, ſo war es fort — und doch wieder da, ſo ängſtigend, ſo beklemmend. Sie geſtand es ſich ungern, und nur verſteckt und geheimnißvoll, daß er ſie vernachläſſige — aber warum? — Unmöglich, unmöglich konnte ſie den Argwohn erregenden Verdacht ihrer Mutter theilen — ſie ſchämte ſich ſeiner — ſie hätte ſich verachtet, hätte er nur einen Moment in ihr haften können. Lieber gab ſie ſich alle Schuld, wähnte, nur in ihr wohne der Argwohn, der Freund ſei rein, edel und feſt, und ſie ſchon unwürdig, wenn ſie dem leiſeſten Zweifel an ihm, dem Trefflichen, dem ach! ſo unausſprechlich Geliebten, auch nur ihr Ohr leihe. Dann trat ſie ihm zuweilen mit Blicken ſo voll innigen Vertrauens, ſo voll treuer, unwandelbarer Liebe entgegen, daß die Rinde um ſein Herz zerſprang, und er wieder der Alte ſein wollte. Doch eben dieſe Erweichung, dies Gefühl des Unrechts gegen ſie machte ihn dann ſo leidenſchaftlich heftig, daß Natalie ſchüchtern vor ſeinen ſtürmiſchen Ergießungen zurückwich. So kamen ſie immer weiter aus einander; nur die todte Form ihrer Verbindung beſtand noch; die Seele der Liebe und des Vertrauens war ihr entflohen, und um Natalie wurde es unbeſchreiblich trüb und einſam.

In dieſer Stimmung war ſie, als Rhode eines Morgens mit funkelndem Blick, mit blaſſen, verſtörten Zügen zu ihr eintrat, und ihr Rudolphs Briefe an ſeine Frau zuwarf. Ein Kammermädchen dieſer hatte ſich mit ihr überworfen, und in der erſten Aufwallung ihrer gereizten Bosheit Rhoden entdeckt, was ſie von dem Verſtändniß ſeiner Frau mit Rudolph erlauſcht, errathen und gewußt hatte. Er forderte Beweiſe und erhielt die Briefe, die er jetzt Natalien brachte. Sie entfaltete ſie mit der höchſten Seelenangſt; aber bei den erſten Zeilen ſchon umhüllte eine Ohnmacht ſchonend das gebrochene Herz, und ſie ſank erbleichend in Rhodens Arme. Das ſchmerzlichſte Mitleiden mit ihr, die ihm viel theurer war, als er ſelbſt wußte, regte ſeine Wuth noch heftiger auf. „Bube!" rief er knirſchend, „den Schmerz dieſes Engels ſollſt Du mir, ſo wahr Gott lebt, ſchwer büßen!" und ohne ihr Erwachen abzuwarten, klingelte er ihrem Mädchen und ging.

Natalie ſchlug die Augen wieder auf, und ſchauderte, daß es Tag und Sonnenſchein um ſie war. Stumm und ohne Thränen las ſie jetzt langſam die Briefe durch, und erhielt die Ueberzeugung, daß Rudolph nicht nur, treulos gegen ſie, das Weib eines Mannes, den er Freund nannte, verführt, ſondern auch planmäßig darauf gerechnet habe, Rhode durch ſie zu beſchäftigen, und ihn dadurch gegen ſein Verhältniß mit Gabrielen blind zu machen.

Da ſtand ſie nun an einem Abgrund, in den ſie ſich mit der ganzen Gewalt ihrer Empfindungen hineinſtürzte. Grenzenlos wie ihre Liebe war auch ihr Schmerz; ohne Thränen, ohne Klage, ohne Vorwurf, wühlte er in ſeiner eignen Tiefe, und alle freundlichen Geſtalten des Lebens ſchieden von ihr.

Sie blieb den Tag einſam auf ihrem Zimmer, und ſaß gegen Abend wie vernichtet in der Ecke des Sopha's, als ſich leiſe die Thüre öffnete, und Rudolph eintrat. Mit dem Ausdruck des Schreckens ſtand ſie auf, blaß, von Scham und Demüthigung entſtellt, ſah ſie ihn zögernd ihr näher treten, die ernſt, ſtolz und kalt vor ihm ſtand.

„Ich fühle, wie unwürdig ich vor Ihnen ſtehe,“ fing er mit jener leiſen, tiefen Stimme an, deren Gewalt über Nataliens Herz er kannte; „daß ich aber trotz dieſes Gefühls hier erſcheine, beweiſet, daß ich nie aufgehört habe, Sie für größer als Ihr Geſchlecht zu halten.“

„Erſparen Sie ſich jede fernere Unwürdigkeit, mir jedes Wort, und verlaſſen Sie mich.“

„Nicht eher, als bis ich die Bitte ausgeſpro-

chen habe, die mich herführt, und die mein und
Gabrielens Schickſal in Ihre Hände legt.“

„In meine Hände?“ fragte Natalie ernſt.

„In Ihre, weil ich weiß, daß da, wo die
Pflichten der Tugend enden, die der Größe und des
moraliſchen Heroismus beginnen, und welches Herz
war je mit dieſen vertrauter, als das Ihre? —
Wäre Gabriele Ihnen fremd, Sie würden Ihr rei-
nes Auge von ihr abwenden; aber jetzt, wo Sie von
ihr beleidigt ſind, ſteht der Mann, der das Herz
eines Engels verwundete, mit der Zuverſicht der Er-
füllung ſeiner Bitte vor Ihnen.“

Die ungewöhnlichſte Handlungsweiſe war für
Natalie da, wo es auf Selbſtverläugnung, Opfer
und Edelmuth ankam, nur die gewöhnlichſte, und
in dieſe Seele konnte nie ein Gefühl des Haſſes
oder der Rache kommen. Rudolph fand ſie ganz
anders, wie er ſie ſich, da er ihre Liebe für ihn und
die Weichheit ihres Herzens kannte, gedacht hatte.
Nur die ſchmerzliche Bläſſe des Geſichtes deutete
auf Kampf und Gram; ihr Ton, ihre Haltung,
ihr ganzes Weſen ſprach ſtrengen, ehrfurchterregenden
Ernſt aus.

„Reden Sie,“ ſagte ſie, und ſetzte ſich. Nicht ſo ſehr ſein Anblick, als die Entwürdigung des früher ſo hochverehrten Mannes, erſchütterte ſie. Hätte er entſeelt zu ihren Füßen gelegen, es hätte ſie nicht ſo peinlich ergriffen, als dieſe moraliſche Entſtellung, in der er jetzt gedemüthigt ihr gegenüber ſtand.

„Rhode iſt entſchloſſen, ſich ſo öffentlich als möglich zu rächen, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, daß er in Gabrielen ſich ſelbſt mit beſchimpft. Morgen ſchon ſoll ſie ſein Haus verlaſſen, und die Scheidungsklage dann gleich beim Conſiſtorium eingereicht werden. Mir hat er eine Ausforderung zugeſandt; es bedarf keiner Verſicherung, daß ich es nicht aus Feigheit ſcheue, ſie anzunehmen, obgleich, wenn man ſich, ſo wie er und ich, in dieſem Fall gegenüberſteht, um Tod und Leben geſpielt wird; aber Nataliens Herzen lege ich die Frage vor, welches Loos des Ueberlebenden und Gabrielens wartet? — Kann dieſe, wenn er fällt, die Hand des Mörders annehmen, ohne auf ewig mit der Meinung zu zerfallen? — Kann ich ihr die meine reichen, wenn dieſer blutige Schatten ſich zwiſchen uns ſtellt? — Falle ich, ſo wird Rhode vielleicht im Gefühl geſättigter Rache einige Zeit Befriedigung finden; aber iſt er, der weiche, einfache Menſch geſchaffen, dies Bewußtſein auf die Dauer zu tragen? — Soll ich ſterbend noch den Fluch auf ihn legen, ihn heimathlos durch die Welt zu jagen? — Sie kennen die Strenge unſerer Duellgeſetze, und ich weiß auch, wie Ihr heller Geiſt über Duelle denkt."

„Haben Sie mir einen Ausgang aus dieſem Labyrinth zu zeigen?"

„Rhode iſt beleidigt; ich will mich nicht rechtfertigen; der leidenſchaftliche Irrthum weniger Augenblicke koſtet mich das einzig wahre Glück meines Herzens; doch darf hier ſo wenig von meinen Empfindungen, als von meiner Schuld die Rede ſein, ſondern nur von der Verpflichtung, mein Unrecht zu vergüten, ſo viel ich kann. Nur in Gabrielen kann ich Rhoden Vergütung anbieten, und ich bin bereit, mir die von Schande und Reue geſchmiedeten Feſſeln der ſchimpflichſten Leibeigenſchaft anlegen zu laſſen; aber, ſo wahr ich lebe! wenn Rhode ſeinen Plan, Gabriele durch die öffentliche Bekanntmachung ihres Fehltrittes zu beſchimpfen, nicht aufgibt, ſo iſt ſie verloren. Entehrt darf meine künftige Gattin vor den Augen der Welt nicht ſein, wenn ſie je meinen Namen führen ſoll, daher hier mein Vorſchlag. Rhode kommt unter irgend einem Vorwand beim Cabinette um die Scheidung ein; Gabriele geht bis zu ausgemachter Sache zu ihren Eltern zurück. Daß Beide geſchieden werden, koſtet Sie bei Ihrem Onkel, dem Präſidenten, nur ein Wort, und ich gebe Gabrielen meine Hand, wenn dieſe Wahl der Welt Werk der Freiheit und keiner erniedrigenden Nothwendigkeit zu ſein ſcheint. Glücklich werden wir nicht mit einander ſein — doch werde ich nie die Schonung vergeſſen, die ich ihr ſchuldig bin. Schlägt Rhode aber dies Anerbieten aus, ſo treffe ich morgen mit ihm an der Grenze zuſammen, und das Grab deckt dann entweder meine Schuld, oder verſchlingt auch ihn mit ſeiner Rache. In beiden Fällen lege ich Gabrielens Ruf in Ihre Hände. — Auch Sie, Natalie, werden verſöhnt ſein, wenn ich falle, und vielleicht dann den Mann bedauern, dem, wenn er leben ſollte, Ihr Bild zur unerbittlichen Nemeſis werden würde. — Ja, Natalie, haſſe mich, verachte mich; nur fühle, wie es mich treibt, mein Leben als Sühnopfer für Dich entſtrömen zu fühlen.“

Heftig weinend war er vor ihr niedergeſunken; ſie trat in ſtiller, ernſter Faſſung einen Schritt zurück. „Noch heute," ſagte ſie, „werde ich mit Rhoden reden, und Sie ſollen am Abend um den Erfolg dieſer Unterredung wiſſen."

Mit einer ausdrucksvollen Neigung des Kopfes verabſchiedete ſie ihn bei dieſen Worten. Er wollte fortreden, ſich entſchuldigen, da faßte ſie ihn mit einem Blick, vor dem er wie die feige Schuld vor dem Blick des unbeſtechlichen Richters erröthete, und ihr gehorchend hinweg floh.

Die Kraft, mit der ſie ihm ihren Schmerz verbarg, der feſte, edle Stolz in ihrem ſonſt ſo kindlich weichen Betragen, und die reine Güte, mit der ſie bereit war, wohlzuthun, wo Tauſende an ihrer Stelle geflucht hätten, liehen ihr in ſeinen Augen neue Reize. Er ſchwor ſich, ſie in die alten Feſſeln zurückzuführen, und zweifelte nicht, ſie verſöhnen zu können, da ſie ihm auch jetzt noch blieb, was ſie ihm immer geweſen war: ein Spiel für ſeine Eitelkeit, eine reizende und ſeltene Erſcheinung für ſeine Phantaſie, deren poetiſche Natur und idealiſches Weſen ihm ein äſthetiſches Wohlgefallen einflößten, das er ſelbſt zuweilen, wie z. B. in dieſer Stunde, für Liebe hielt.

Natalie ſprach Rhode noch denſelben Abend, und da er ſeine Frau wirklich geliebt hatte, und zu den Menſchen gehörte, die nur in der erſten Aufwallung des Zornes die Energie feſter Entſchloſſenheit haben, wurde es ihr leicht, ihn zur Milde und Schonung zu ſtimmen. Ihre Fürſprache ſelbſt wurde ihm zum Beiſpiel, und da er ſie unbeſchreiblich achtete, zur Regel ſeines Betragens. Gabriele, deren Ehrgefühl vor dem Gedanken einer öffentlichen, für ſie ſo ſchimpflichen Scheidung zurückbebte, und die von guten Eltern erzogen, nur leichtſinnig, nur verſunken, nicht verloren, ein Opfer ihrer Leidenſchaft für Rudolph geworden war, fühlte jetzt die ganze Unwürdigkeit ihres Fehltrittes und den Werth der großmüthigen Schonung ihres Gatten. Sie erfuhr, daß ſie dieſe Natalien verdanke, und ſchrieb ihr einen Brief voll Reue und tiefer Rührung. „Laß mich Dich,“ bat ſie am Schluß deſſelben, „vor Deiner Abreiſe noch einmal ſehen, damit Dein Anblick mir den Glauben ſchenke, daß die Tugend ſich nicht auf ewig von ihrer gefallnen Tochter zürnend abgewandt habe.“

Natalie antwortete ihr freundlich, ſchlug es aber ſo ſchonend als möglich ab, ſie zu ſehen. „Ich muß,“ ſchrieb ſie ihr, „alle Erweichungen und Spannungen meiden — darum darf ich Dich nicht ſehen. Allein die Verſicherung kann ich Dir geben, daß ich Deiner ohne Groll und ohne Bitterkeit gedenken werde. Nicht fallen, Gabriele, darf und ſoll vielleicht nicht der Stolz des ſchwachen Menſchenherzens ſein; vom Fall wieder erſtehen, iſt ſchwerer und oft ſchöner. Ueber mein Schickſal mache Dir keine Vorwürfe. Glaubſt Du mir aber einigen Erſatz ſchuldig zu ſein, und war ich Dir je wirklich theuer: ſo laß Dich durch dieſen Verfall nicht zum Verzweifeln an Dir ſelbſt bringen. Deine Reue bethätige ſich durch ein künftig ſchöneres, fleckenloſes Leben. Als gute Gattin, treue Mutter kannſt Du noch einſt achtungswerther werden, als Du es je als Gabriele Rhode warſt, und mein inniger Antheil wird Dich durch ein ſolches Leben begleiten.“

So milde ſie aber auch gegen Gabriele geſtimmt war, ſo fruchtlos war jedes Bemühen Rudolphs, von ihr ein Zeichen der Theilnahme, des heftigen Schmerzes, oder nur des Haſſes zu erzwingen. Nach einigen Wochen ſchon ſollte ſie ihre Eltern auf's Land begleiten, und er bot für dieſen kurzen, ihm noch vergönnten Zeitraum ſeine ganze Kunſt auf; aber alle ſeine Bemühungen ſcheiterten an dem

Ernſt und der fremden Höflichkeit, mit der ſie ihm nicht einmal auswich, aber jeder Erinnerung an die Vergangenheit abgeſtorben zu ſein ſchien. Zu tief, zu ſchmerzlich war ſie verletzt; zu viel alte Wunden hatte er wieder aufgeriſſen, als daß ſie es ſich ſelbſt hätte abgewinnen können, um die Tiefe, die zerſtörende, bodenloſe Tiefe ihres Schmerzes wiſſen zu wollen. Nicht ſeine Untreue, ſein Unwerth gab ihr Kraft. Der Stolz ihres Bewußtſeins hob ſie zu hoch über ihn, und ſie fühlte ſo oft: dieſer Mann iſt nicht werth, dein Herz zu brechen, dein Charakter darf nicht ſein Raub werden, daß es ihr das Vertrauen auf ihre Kraft und jene Herrſchaft des Willens gab, die in ſolchem Kampf den Sieg zu erringen vermögen. Man ſah ſie in ihrem äußern Benehmen wenig verändert; der Ernſt in ihrem Weſen war noch immer milde, und der etwas ſichtbarere Ausdruck deſſelben konnte füglich auf Rechnung der bevorſtehenden Trennung von ihrem bisherigen Wohnort geſetzt werden. Willig barg ſie auch die tiefen Wunden ihres blutenden Herzens im Gewühl der Abſchiedsfeſte, die die letzten Wochen ihres Aufenthalts ausfüllten, und die ganze Kraft ihrer Seele wucherte für die Ueberzeugung, daß mit ihrer Achtung auch ihre Liebe erſtorben wäre. Ihr Gram war kein Wurm, der den Boden umwirft und die Staude umkehrt, ſondern ein Inſect, welches in den feinen, verborgenen Röhren der Pflanze nagt, bis die Blume verbleicht, abfällt und ſtirbt.

Rhode war täglich bei ihr, und die große Sorgfalt, mit der er und ſie gemeinſchaftlich Alles unterdrückten, was Gabrielens Ruf nachtheilig werden konnte, verſchaffte dem Gerücht Eingang und Glauben, daß Rhode's Scheidung Folge einer ganz freundſchaftlichen Uebereinkunft zwiſchen ihm und Rudolph ſei, Braut und Frau mit einander zu vertauſchen. Natalie fühlte, wie ſehr Rhode's täglich ſichtlicher werdende Anhänglichkeit, und ihr häufiger Umgang mit ihm dies für ſie höchſt kränkende Gerücht zu beſtätigen ſcheinen mußte, und ſchlug ihm eine Reiſe vor. Er errieth ihre Bewegungsgründe, und willigte zart und liebend ein, ſie auf zwei Jahre zu verlaſſen, ohne ihr ſelbſt zu verrathen, wie ſchwer ihm dieſe Trennung wurde.

Natalie liebte ihn wie einen Bruder, und ſie verſank nach ſeiner Abreiſe, die ſie ganz vereinzelt zurückließ, in einen Zuſtand finſterer Betäubung und ſtarrer Fühlloſigkeit, der ihr das Bewußtſein des

Schmerzes nahm. Sie ſchien ruhig, und glaubte ſelbſt es zu ſein. Ohne Thräne, mit kalter Faſſung ſchied ſie von dem Schauplatz ihres bisherigen Lebens. Am Morgen ihrer Abreiſe rief ſie vor Sonnenaufgang ihrem Mädchen, ſie noch einmal nach dem Kirchhof zu begleiten, wo ihres Bruders Grab war. Dieſer Abſchied erweichte ſie; wehmüthige, hoffnungsloſe Sehnſucht nach ſeinem tiefen feſten Schlaf ergriff ſie, und die Ahnung, ihr Herz werde nie wieder ruhig und leicht werden, ſo lange es in ihrer Bruſt ſchlage. Der Rückweg führte ſie vor Rudolphs Hauſe vorbei; alle Fenſterladen der Straße waren noch uneröffnet; alle Thüren verſchloſſen. Nur auf dem Fenſter ſeines Schlafzimmers lag golden der Wiederſchein deſſelben Morgenrothes, das eben das Grab ihres Bruders erleuchtet hatte. Unter dem Vorwand der Müdigkeit — ach ſie war es im andern Sinn ganz! — ſank ſie auf die hohe, ſteinerne Thürſchwelle nieder, und hier löſete ſich plötzlich ihre ſtarre Unempfindlichkeit in grenzenloſen, leidenſchaftlichen Schmerz auf. Sie kühlte die brennenden Augen an dem kalten, feuchten Stein, und fühlte es mit zerreißendem, plötzlich ſie mit Qual der Verzweiflung durchzuckendem Bewußtſein, daß er wiſſentlich ihr Herz, ihr Glück, ihre Liebe in den Staub getreten habe, wie morgen unwiſſentlich dieſe Thränen, die ſie um ihn weinte.

Und in dieſem Gefühl erkannte ſie ſchreckend, daß ſie ihn, den Verachteten, noch liebe! — Dieſe Minute traf ihr inneres Leben. —

Zweiter Abſchnitt.

> Der Jugend Glück entflieht mit Beben
> Vor des Gedanken ſtrengem Blick,
> Und furchtbar rauſcht um unſer Leben
> Dein Köcher, eiſernes Geſchick!
>
> E. M. Arndt.

Nataliens neuer Wohnort war lieblich und angenehm; aber ſie hatte keinen Sinn mehr für ſeine ſtille, reizende Ländlichkeit. Der Geiſt ſanfter Gefühle und milder Schwermuth war ihr entwichen, und ihr Gemüth rang gewaltſam mit dieſer Umſchaffung ihres innerſten Weſens. Durch und durch war ſie verändert. Stumm, verſchloſſen und kalt gegen Alles, was ſie umgab, ſchien ſie auch alle Liebe zur Kunſt und Wiſſenſchaft verloren zu haben, und mit ihrem Denk- und Empfindungsvermögen nur auf wenige herzzerreißende Erinnerungen und

Gedanken beſchränkt zu ſein. Die einzelnen verlornen Worte und Aeußerungen, die wie Blitze zuweilen ihr verſtörtes Gemüth enthüllten, deuteten den finſterſten Gram und den bitterſten Unmuth gegen das Leben an. Ihr Geiſt, der im Umgang mit Rudolph unvermerkt von der ſchönen Wahrheit des Gefühls und der Idee abgewichen war, deren ein Weib bei ungeſtörtem Frieden ſo wohlthätig genießt, gab ſich nun ſpitzfindigen Grübeleien hin, die ſie mehr und mehr verleiteten, das Leben und ſeinen Zweck ſo verächtlich als möglich aufzufaſſen.

„Weg,“ ſagt ſie auf einem, damals von ihr niedergeſchriebenen Blatte, „weg mit jedem Troſt, mit jeder Hoffnung, weg mit aller Reſignation. Soll ich mir durch dieſe geiſtige Medicin noch Farbe und Leben anlügen, wenn ich den Tod im Buſen trage? Der Schleier, der mir die Welt und das Leben ſchonend barg, iſt zerriſſen; ich habe die Wirklichkeit hinter ihm erblickt, und werde von ihrem Anblick nie wieder geſunden. Leben, deine Vampyren lauſchen unter Roſen verſteckt. — Deine Freuden wehen uns Kühlung zu, damit der Stachel unbemerkt deſto tiefer in das argloſe Herz dringe, und uns deſto ſchmerzlicher verwunde. Aber ich habe dieſe Roſen ſich entblättern ſehen, und kenne dich nun, du höhniſcher, ſpottender, lügender Traum, den ich jetzt mit Ekel nur fortträume, weil ich muß, und weil es mich nicht reizt, ihn auf einer andern Erde noch einmal von Neuem zu träumen. Die armſeligen Zufälligkeiten des Glücks haben meine Blicke, meine Wünſche nie auf ſich gezogen; einem ſchöneren, höheren Traume vertraute ich den Gehalt meines Daſeins, und die Ideale meines Herzens waren zugleich ſeine Idole. Wenn es eine Vorſehung gäbe, wenn Tugend und Liebe ein wirkliches, außer meiner Vorſtellung gegründetes Daſein hätten: ſo müßten ſie erröthen vor meinen Hoffnungen, und vor der Treue, mit der ich ſie umfaßt hatte — nur für ſie lebte ich; vor den Phantomen meiner eignen Phantaſie bog ich die Knie und betete an, was ich ſelbſt erſchaffen hatte!"

„Schreckliche Stunden, in denen ich begreifen lernte, daß unſere Irrthümer und Verbrechen wohl mehr als unſere Tugenden, die Abſicht des Schickſals ſein mögen! — denn warum ſonſt dieſe jämmerliche Welt voll Kummer und Verzweiflung, dieſe Wüſte des Elends ohne Hoffnung? — Was kann mir das Weſen gelten, deſſen Wille in ihr das

Gute ſtatt des Schlechten hervorbrachte, und Fluch und Verzweiflung austheilte, wo es in ſeiner Macht ſtand, Segen und Liebe zu ſpenden? — Der Menſch muß nun ſo leichtſinnig, ſo blind, ſo ſchwach ſein, damit er nur nicht ſeine Blicke auf das Geheimniß ſeines Daſeins wende, und durch ſeine eigne Hand die Erde wieder entvölkere. Die Vernunft würde den Selbſtmord heiligen, wenn die Thierheit ſie nicht unterjochte — doch ach! dem Unglücklichen bietet ſelbſt das Grab keine Zuflucht dar; für ihn iſt keine Rettung, keine Hoffnung, ſo weit Zeit und Ewigkeit reichen: er kann ſich nicht vernichten! — Stürze dich in das Weltmeer, ſpringe in die lodernde Flamme: die tyranniſche Macht, die dich zum willenloſen Spiel ihrer Willkür ſchuf, hält dich an unzerreißbaren Fäden, und erweckt Dich wieder zu demſelben jämmerlichen, und doch in ſeiner Jämmerlichkeit ſo furchtbar ernſten Spiel, das man auf Erden Leben nennt! — Ewig daſſelbe Einerlei, nur mit den Decorationen einer andern Sonne, und vielleicht auch einer andern Organiſation; denn, wenn es anders, edler, ſchöner ſein kann, ſein ſoll: warum denn nicht ſchon hier, da die Allmacht zum Guten in der Hand des ſchaffenden Weſens lag?"

„O, hätte er dieſer Welt nur die Liebe gelaſſen: was wäre dann alles Weh der Erde? Sie würde uns mit Allem verſöhnen, und jede Diſſonanz des Lebens in himmliſchen Frieden auflöſen! — Aber du biſt mir untergeſunken, holder Stern, und kannſt nie wieder heraufleuchten aus deiner Nacht — du warſt nur ein täuſchendes Irrlicht. Vertrauen dürfte der Menſch nur dann deinem Zauber, wenn er ein Werk der Willkür, ein Tribut der Tugend wäre, dann hätte er in dir das Diplom ſeines Adels, die Bürgſchaft für die Wahrheit ſeines Glaubens an die geiſtige Welt. Jetzt aber buhlſt du mit dem Laſter, und grollſt mit der Tugend: ich verwerfe dich!"

„Ich bin jetzt ruhig. Der Sturm der Leidenſchaft iſt vorüber, und gefallen ſind ſeinem Wüthen alle Blüthen ſeligen Wehes und ſüßer Schwärmerei, die ehemals mein Leben ſchmückten. Ich bin ruhig und ſtill wie das Grab, das auch die Geſtalt des ehemals Lebenden empfängt, und Moder und Verweſung ausſpeiet, wenn es geöffnet wird. — O, wenn ich zuweilen um Mitternacht noch mein

Fenſter öffne, meine brennenden Augen an der kühlen Nachtluft zu erfriſchen, und die weite unendliche Ferne, in der nichts mehr wohnt, das ich an mein Herz ziehen dürfte, in ſtillem Sternenlichte vor mir liegt, dann überfällt mich eine ungeſtüme, hoffnungslos in mir laut aufſchreiende Sehnſucht nach den entblätterten Gefilden meiner Vergangenheit. Ich möchte dann zu ſeinen Füßen ſinken und flehen: gib mir meinen Glauben zurück; täuſche mich noch einmal, aber tödte mich, eh die Täuſchung ſich enthüllt.“

„Ich kann nie wieder werden, wie ich war. Noch könnte ich ſterben für eine einzige Minute der Vergangenheit, wie ich Stunden an ſeiner Hand, ſeinem Herzen gelebt habe. Ich möchte all meinen Schmerz, all meine Verzweiflung in Ein Wort, Einen Schrei zuſammenfaſſen, und damit entſeelt zu ſeinen Füßen niederſtürzen!“

„Was ſoll mir das Leben? Was ſoll ich der Welt? — Wie ein übergrüntes Schlachtfeld liegen beide vor mir. Tauſende wandeln heiter und ſorglos auf dem aus Blut aufgeſproßten Raſen; aber mir deckt er ſeine Todten auf, und den ſtummen Jammer, der unter ihm begraben liegt, und ich irre, ſchaudernd auf ihm umher. Nur du, letzter einſchlingender Strudel dieſes Lebens, du Erdenge zwiſchen Dieſſeits und Jenſeits, dunkles, einſames Grab, bieteſt mir freilich keine Hoffnung, keinen Troſt, aber doch eine Zuflucht, die mich mit einem Bilde der Ruhe und des Schlummers täuſcht. — O öffne dich mir bald — zieh mich hinab — verhülle das gebrochene Herz — ſchließe das Auge, das keine lindernde Thräne mehr hat, ſondern nur ſtummen Jammer!"

In dieſer finſtern Stimmung verrannen ihr Monate. Ihre Eltern glaubten ſie krank, und die Todtenbläſſe ihres Geſichtes, das in lesbaren Zügen die Geſchichte ihres gebrochenen Herzens zeigte, beſtätigte dieſen Wahn. Man zog einen Arzt zu Rathe; ſie klagte über nichts, und nur die Thränen ihrer Mutter erhielten es von ihr, daß ſie von den verordneten Mitteln Gebrauch machte. Schon ſeit einigen Monaten hatte ſie Eliſe ganz von ſich entfernt, und ihre Eltern dringend gebeten, ſie der edlen Rudolphi anzuvertrauen, die das holde Weſen, das ſo ganz Natur und Liebe war, gern unter ihre Zöglinge aufnahm. Natalie ſollte jetzt, da der Arzt es zur dringendſten Nothwendigkeit gemacht hatte, für ihre Aufheiterung und Zerſtreuung zu ſorgen, ihre Mutter auf dieſer Reiſe nach Heidelberg begleiten. Die Veränderung des Schauplatzes, und der Anblick der herrlichen Main- und Neckargegenden, durch die ihr Weg ſie führte, wurden für Natalie ſehr wohlthätig, und die vielen Thränen, mit denen Eliſe von der geliebten Schweſter ſchied, wirkten noch wohlthätiger auf ihr Herz. Sie konnte, wenn ſie das holde Kind mit dem weichen, liebevollen Herzen an ihren Buſen drückte, nicht verzweifeln an Menſchenherz, und was ſie in ſpätern Jahren ſo unauflöslich an Eliſe band, war die dankbare Erinnerung an die vielen trüben Stunden, in denen ſie, wie ein Genius, Natalie durch die Gewißheit ihrer Liebe und Treue emporgehalten hatte.

Die zärtliche Sorge der Mutter, die liebevolle Schonung, mit der ſie Natalie zart und milde, wie nur eine Mutter es zu thun vermag, zu erheitern und zu tröſten ſuchte, ohne je durch eine Frage das wunde Herz zu preſſen, konnte für dieſe nicht verloren gehen. Die Ueberzeugung, die ſich ihr mit der unwiderſtehlichen Kraft der Wahrheit aufdrang, daß die Mutter ihrer zu ihrem Glück bedürfte, gab Nataliens verblichenem Leben wieder, durch den Beruf, für ein fremdes Glück zu leben, Farbe und Gehalt. Die Mutter glaubte, zweckmäßige Thätigkeit werde ſie am erſten heilen, und folgſam gegen ihre Wünſche, trat Natalie nach ihrer Zuhauſekunft, in eine ihr bisher fremde Laufbahn häuslicher Geſchäftigkeit und thätiger Sorge für Andre. Die Ungebundenheit, mit der ſie bis jetzt unumſchränkt Herr ihrer Zeit geweſen war, verſchwand, da ihre Mutter ihr die Beſorgung der innern Wirthſchaft übergab. Doch zog dieſe Thätigkeit ſie mehr von der Beſchauung ihres Innern, der Enthülſung des Lebens ab, als daß ſie ſie zu heilen, und zu einer würdigeren Anſicht deſſelben zurück zu führen vermocht hätte.

Natalie führte den Haushalt unter der Anleitung ihrer Mutter mit muſterhafter Ordnung, und erwarb ſich bald eine ziemlich vollſtändige Kenntniß deſſelben. Auch die Feldwirthſchaft, von der ſie früher manche theoretiſche Kenntniſſe eingeſammelt hatte, lernte ſie nun praktiſch kennen, da ſie, dem Wunſch ihres Vaters zu Folge, ſich an das Reiten gewöhnte; ihn täglich auf ihrem flinken Pferdchen zu den Arbeitern begleitete, mit und für ihn viele zu dieſem Fach gehörende Werke las, und noch mehr mit ihm und andern erfahrnen Landwirthen darüber ſprach. Auch vertraute ihr der Vater bald die Berechnung eines beträchtlichen Theils ſeiner Einnahme und Ausgabe mit Beſtimmung eines anſehnlichem Gehaltes an. Ihr Steckenpferd aber wurde die Obſtbaumzucht, die ſie als Mittel, den armen Unterthanen ihres Vaters wohlzuthun, liebte, ſo wie ſie auch die ganz vernachläſſigte Schulanſtalt dieſer Güter zu heben wünſchte, und gemeinſchaftlich mit dem Prediger dafür ſehr thätig war. Dieſe mannigſache Beſchäftigung, die jede Kraft ihres Geiſtes in Anſpruch nahm, und ſie vor aller leeren Träumerei und Grübelei bewahrte, wirkte vortheilhaft auf ihr Inneres; auch ihr Aeußeres gewann durch den Genuß der reinen Landluft, durch die viele Bewegung, und durch die übertünchte Ruhe ihres Herzens. Sie wurde jetzt wirklich ein ſehr reizendes Mädchen, mit einem ſtolzen, edlen Wuchſe, einer ſeelenvollen Phyſiognomie und dem ſchönſten Colorit blühender Jugend. Gewiß hätte ſie ſich auch auf dieſem Wege wohlthätiger Güte und zweckmäßiger Thätigkeit wieder zurecht gefunden im Leben, wenn ihr Genius ſie vor der verderblichen Macht eines fremden Einfluſſes bewahrt hätte, für deſſen Gift ſie, wie ſie es nach ihrem bisherigen Schickſal ſein mußte, nur zu empfänglich war.

Dem leidenſchaftlichen, verheerenden Sturm in ihrem Innern war jetzt eine Ruhe der Erſchlaffung, eine Apathie der Gefühlloſigkeit gefolgt, die ſie ſich zu prüfen ſcheuete, weil das Andenken der erduldeten Qual ſie von jedem feſten Blick auf ihr inneres Leben zurückſchreckte. Ihre Eltern ſahen viel Geſellſchaft in ihrem Hauſe, und bildeten ſich zwei ſehr verſchiedene nachbarliche Zirkel, in denen Natalie auf dringendes Zureden der Mutter oft erſchien.

Der Eine beſtand aus mehreren Beamten, Pächtern, Predigern und bürgerlichen Gutsbeſitzern; der Andre aus dem Adel der Gegend und den Officieren eines in einer nahen Stadt ſtehenden Regiments. In dem erſten Zirkel gefiel ſich Natalie ſehr gut; ſie fand die Frauen anſpruchlos, die Mädchen munter und gutmüthig, die Männer mitunter geſcheidt und kenntnißreich. Das ungekünſtelte Wohlwollen, mit dem ſie einfachen Menſchen herzlich und freundlich entgegen kam, gewann ihr bald alle Herzen, und entfernte die Scheu, die ihre höhere, feinere Bildung im Anfang eingeflößt hatte. Sie ſprach mit den Müttern ſo verſtändig, war zu Rath und

That immer ſo rein gutmüthig ohne alle Anſprüche, bereit, wo ſie dazu aufgefordert wurde; ließ ſich ſelbſt ſo willig und dankbar belehren, daß ſie Allen lieb wurde. Den jungen Mädchen flößte ſie bald Vertrauen ein; ſie zeichnete ihnen Muſter zu ihren Stickereien, lehrte ſie feine Handarbeit machen, ſchnitt ihnen die neueſten Kleidermuſter zu — kurz, wer ſie in dieſem Zirkel ſah, wo ſie oft in einer Stunde mit den Männern von Kleebau und Stallfütterung, auch wohl mit einem der Prediger über Gegenſtände der Literatur und der Kunſt, und mit den Frauen und Mädchen von Kohl und Wurzeln, Gänſen und Eiern, Mähen und Erntecollationen mit Intereſſe und freundlicher Aufmerkſamkeit ſprach, mußte ſie lieb gewinnen. Auch war ſie in dieſem Zirkel allgemein geliebt, und galt jedem Einzelnen, in ſeinem Sinn, für ein Muſter weiblicher Vollkommenheit.

In dem andern Zirkel ihres nachbarlichen Umgangs fand ſie hingegen Eitelkeit, Sinnlichkeit, Kleinlichkeit und das jämmerliche Weſen des engherzigſten Egoismus, wie es allenthalben, wo man ſich zur großen Welt rechnet, angetroffen wird, und auch, wie gewöhnlich in dieſem Kreiſe, mit dem

Firniß äußerer Cultur überdeckt, und mit Sinn für Kunſt und Talent aufgeputzt. Ihr Geiſt fand hier oft angenehme Nahrung, und ſie lernte jetzt das Laſter und das Unrecht in ſeiner glänzenden, ſchimmernden Hülle kennen, die es in der Jugend ſo ſchwer macht, es als Laſter und Unrecht zu erkennen. Der Ruf ihres Geiſtes und ihrer Talente war ihr voran gegangen, und die beiden glänzendſten Meteore dieſes Zirkels, Mariane von Polliet und Graf N., kamen ihr mit achtungsvoller Auszeichnung entgegen, damit bei der Verbindung mit ihr Nataliens Licht mit ihrem blendenden Schimmer Eins werde und Keiner ſeine eigenthümliche Helle bemerke.

Mariane verband mit einem kalten Herzen heißes Blut; aber mit der feinſten Buhlerei wußte ſie Beides unter dem Schleier ſtrenger Decenz und tiefen Gefühls zu verhüllen. Die Geſchmeidigkeit ihres Geiſtes verſtand ſie als Feinheit, ihre Unbeſonnenheit als Offenheit, ihre Malice als Witz geltend zu machen. Sie beſaß einen äußerſt leiſen Tact für jede fremde Individualität, und paßte derſelben ihre Pläne künſtlich und verſchlagen an. Nataliens Ernſt im Benehmen gegen Männer, ihre Gleichgültigkeit gegen den Eindruck, den ſie machte, reizten oft Marianens Spott, die ihr dann ihr Syſtem der Liebe und des Lebensgenuſſes anpries.

„Die Liebe,“ wiederholte ſie ihr unermüdet, „die Liebe, wie Sie ſie ſich denken, macht uns Weiber, immer unglücklich. Wir ſtehen unter dem Druck eines harten Naturverhängniſſes, welches unſer Herz durch ſeine größere Reizbarkeit, Fühlbarkeit und Weichheit von der Herrſchſucht der Männer abhängig macht, wenn wir nicht die Kunſt verſtehen, uns, und dadurch ſie, zu beherrſchen. Glauben Sie mir, liebe Natalie, je reiner, zarter und treuer wir ſind, je weniger paſſen wir für die heutigen Männer, denen die Liebe zur Fabel geworden iſt, und die nur ihre Sinnlichkeit, oft ſogar nur ihre Eitelkeit gereizt fühlen, wo ſie uns gern überreden möchten, daß wir geliebt ſind. Im erſten Fall täuſchen ſie ſich oft ſelbſt, und wer darf mit ihnen darüber rechten, da die Natur nun einmal bei ihnen dieſe nahe Verwandtſchaft zwiſchen Herz und Blut ſtiftete? — aber im letztern wollen ſie nur täuſchen. Unter tauſend Männern gibt es kaum Einen, dem die Ruhe, das Glück eines Weiberherzens heilig iſt; dagegen fünfhundert vorſätzliche planmäßige Verfüh rer, — und von den übrigen haben nur Wenige den Vorſatz, einer Verſuchung widerſtehen zu wollen, alle Tauſend aber die gemeinſchaftliche Aehnlichkeit, daß ſie auch der ſchwächſten unterliegen.“

„So laſſen Sie uns denn,“ ſagte Natalie ernſt, „unſer Herz für die willkürlichen, ſchöneren Regungen der Menſchenliebe und der Freundſchaft aufbewahren, und uns nicht der Gefahr ausſetzen, es zum Spielwerk eines Unwürdigen zu verſchleudern.“

„Im Ernſt, Liebe, das wäre eben ſo häßlich und tragiſch, wie ein Frühling ohne Blüthen und Nachtigallen. Laſſen Sie uns lieber den Geſichtspunkt für die Liebe aufſuchen, wo wir gefahrlos mit ihr ſpielen können, wie die ägyptiſchen Damen mit den Schlangen, die ſie zur Kühlung im Buſen tragen. Es iſt ja unſre Schuld, wenn wir vergeſſen, daß Amor ein Kind iſt, und wir alſo mit ihm ſpielen ſollen und müſſen, ohne mit dem muthwilligen Buben altklug thun, oder ihm gar — wie Sie mir Luſt zu haben ſcheinen — eine Alongenperrücke aufſetzen, und ihn darin eine Heldenrolle ſpielenlaſſen zu wollen. Das rächt ſich wie jede Unnatur, und paßt höchſtens für eine einfältige Landnymphe die mit ihrem zärtlichen Schäfer nach dem verjüngten Maßſtab von Herkules und Herkuliska ihren Roman ſpielt. Ein ſolches Gänschen mag ihr Herz in Thränenwaſſer aufweichen, und es ihrem Geliebten mit Seufzern und Vergißmeinnicht zierlichſt empfindſam garnirt überreichen; dem denkenden Weibe aber ſei die Liebe nur eine vorübergehende Thorheit, ein zum angenehmen Lebensgenuß nothwendiger Zuſatz, durch Geiſt und Grazie verfeinert und pikant gemacht. Unſre Unſchuld, unſer Ruf, unſre Ehre ſind das Eigenthum des künftigen Gatten, wodurch wir von ihm Rang und Vermögen erkaufen, und Pflicht ſei es uns, ſie ihm zu bewahren, wenn auch nur aus Dankbarkeit, daß er uns die Judengaſſe unſrer Mädchenetiquette aufſchließt. Gefallſucht iſt aber als Quinteſſenz der weiblichen Liebenswürdigkeit erlaubt, und ein ganz nothwendiges Ingredienz reizender Weiblichkeit, die nichts als eine weiſe geiſtig-körperliche und körperlich-geiſtige Kunſt iſt, den Männern zu gefallen und ſie zu beherrſchen."

„Nein," unterbrach ſie Natalie ſchmerzlich entrüſtet, „Sie läſtern die Liebe und das reine Gemüth des Weibes; die Männer mögen ſein, wie Sie ſie ſchildern — ich weiß es nicht — aber unter uns gibt es noch Herzen, die lieber brechen, als ſich von unheiligen Empfindungen entweiht fühlen möchten.“

Sie ſchwieg hier, und ihr nur auf der Oberfläche erſtarrtes, in der Tiefe noch für alles Große und Schöne der Menſchheit glühendes Herz ſpiegelte ſich in der Thräne, die ſie Marianen zu verbergen ſuchte. Dieſe ſah ſie mit einem gutmüthig ſpottenden, höchſt reizenden Lächeln an. „Wiſſen Sie,“ fragte ſie, „wie ich mir dieſe Schwärmerei empfindſamer Seelen erkläre? Sie heißt mir der Fanatismus der Empfindelei, und ſie iſt auch mit den Erſcheinungen jeder andern Art von Fanatismus ſo übereinſtimmend als möglich. Je mehr der Fanatiker für ſeine Wolkengöttin thut und leidet, deſto theurer wird ſie ihm, und die Gewohnheit, ſie anzubeten, däucht ihm bald ſo Geſetz ſeiner höheren Natur zu ſein, daß er es für Schande halten würde, zu fühlen und zu denken, wie andre geſunde, vernünftige Menſchen. Eben ſo geht es den Schwärmern und den Schwärmerinnen in der Liebe; die reine Geiſtigkeit, die vorgebliche Ewigkeit ihrer Gefühle, der göttlich ſeinſollende Urſprung derſelben, wird ihnen zum point d'honneur — aber — aber

— armes Kind, wenn Sie wüßten, wie irdiſch ſich der geiſtig geſchlungene Knoten gemeinhin löſet! — Die Natur, die früher oder ſpäter über dieſe Unnatur ſiegt, bewirkt, daß dieſer Kothurn doch nur für den Zweck, den ſie der Liebe gab, wuchert. Iſt dieſer erreicht, ſo wird aus der tragiſchen Epopöe eine burleske Poſſe, und es iſt daher ſehr rathſam, die Stelzen gleich Anfangs wegzuwerfen. Es gab vielleicht einſt eine Zeit, wo die Liebe ſich in dieſer Geſtalt zeigen mußte, wo das ſchalkhafte Kind zum Götterjüngling herangereift zu ſein ſchien — das war aber am Ende doch nur ein poetiſcher Traum; wir ſind erwacht, und dieſe alte Zeit wird nie wieder neu werden. Die höhere Bildung, die gereifte Vernunft unſrer Zeiten, hat aus der einförmigſten, übellaunigſten Leidenſchaft eine allerliebſte, luſtige Thorheit gemacht, und unſre Schuld allein iſt es, wenn ihr heitrer Schein uns zum Irrlicht wird."

Natalie ſchauderte vor der Frechheit dieſer Aeußerungen zurück, und wandte ſich dann zu N., den ſie ſchon vor der perſönlichen Bekanntſchaft als ſentimentalen, für die uneigennützigſte Tugend, für Liebe, Wahrheit und einfachen Lebensgenuß begeiſterten Dichter geliebt und geſchätzt hatte. Aber mit unbeſchreiblichem Erſtaunen lernte ſie jetzt in ihm einen praktiſchen Epikuräer und den gefälligſten Verfechter jeder eignen und fremden Schwäche kennen.

Als er ſie einſt bei einem Beſuche allein zu Hauſe traf, fand er ſie leſend, und als ſie den Kopf, bei dem Geräuſch ſeines Eintrittes wandte, ſah er in ihren Augen noch die Thränen der ſchönen Rührung, mit der ſie gerade einen Aufſatz von ihm über die wahre Schönheit geleſen hatte. Erröthend legte ſie das Buch weg; doch verſtimmter als je für den geiſtreichen, galanten Ton ſeiner Unterhaltung, der ihr heute wehe that, zeigte ſie ihm, was ſie geleſen hatte, und fragte ihn offen und traulich, wie er dieſen Widerſpruch ſeines innern und äußern Lebens in ſich dulden könne?

„Es wäre ſchlimm,“ antwortete er ihr, „wenn die Poeſie mich dem wirklichen Leben entfremdete, und ich von ihren bunten Schmetterlingsflügeln die Kraft fordern wollte, mich durch die Welt zu tragen.“

„Alſo,“ fragte Natalie beſtürzt, „gilt Ihnen dieſe Begeiſterung für Schönheit und Wahrheit, dies Suchen und Ergreifen des Unwandelbaren im wandelbaren Leben für nichts mehr, als für ein leeres Spiel der Phantaſie ohne alle Realität?“

„Wahrlich,“ ſagte er nach einigem Schweigen, „wenn ich nicht ſo feſt überzeugt wäre, daß jede Täuſchung über dieſen Punkt ſich unausbleiblich ſelbſt zerſtört, und dann viel ſchmerzlicher, als es die warnende Stimme des Freundes zu thun vermag; wenn ich es nicht für bedeutenden Gewinn hielte, die Welt und Menſchen, ſo früh als möglich, in ihrer wahren Geſtalt kennen zu lernen: ſo würde ich es mir zum Vorwurf machen, den Zauber zu zerſtören, den Ihre holde Phantaſie dem Leben leiht. Ach, meine Freundin,“ fuhr er inniger fort, „es iſt noch keinem Menſchen vergönnt worden, an dieſe Träume zu glauben, bis das Grab ihn vom Lande der Träume ſcheidet. Früher oder ſpäter tritt die Wirklichkeit in ihrem abſchreckenden Ernſt vor uns, und zeigt uns die geträumten Ideale als Götzenbilder, bei deren abenteuerlicher Geſtalt der reifere Menſch nur weilen kann, wie bei dem Schaukelpferde und der Puppe, die ihn in der früheren Kindheit ergötzten. Auch Ihre Stimmung, Ihre Reinheit, Ihre Schwärmerei werden Ihnen, liebe Natalie, nicht bleiben, wie ſie noch Keinem geblieben ſind, der, mit ihnen ausgerüſtet, in die Welt trat. Dieſe Tugenden ſind liebliche Chimären, Erzeugniſſe des heißen jugendlichen Herzens, die, wie jede andre Blüthe, mit der Jugend verſchwinden würden, wenn auch keine Erfahrung und Einwirkung von außen ſie zerſtörte. Der ältere Menſch wird kühler, beſonnener — ſeine Pulſe klopfen milder, ſeine Phantaſie malt blaſſer, und ihm bleibt von ſeiner Jugendſchwärmerei nur eine ſüße — oft aber auch ſehr bittre — Erinnerung, und zuweilen der ſtille Seufzer, daß ſie nicht dauern konnte. Weh alſo dem, der ſein ganzes Leben an dieſe Träume vergaukelt! — Nie können ſie *dauerndes* Glück gewähren und das Bedürfniß des Glückes wird mit jedem Jahre ſtärker und leidenſchaftlicher im Menſchen. — Bei Ihrer jetzigen Sinnesweiſe können Sie, liebe Natalie, nicht der Gefahr entgehen, irgend einmal, von allen Ihren Schwärmereien verlaſſen, dazuſtehen, ohne alle Mittel, ſich wieder mit dem Leben und Ihrer Erkenntniß der Wirklichkeit zu verſöhnen. Jetzt ſcheint es Ihnen leicht und groß, ohne alle Anſprüche auf Lebensgenuß nur für kalte Pflichten und fremdes Glück zu leben — aber es wird eine Zeit kommen, Natalie, wo Sie Ihre Rechte und Forderungen an Glück und Genuß tief, tief fühlen werden; wo von dem ganzen Syſtem Ihrer jetzigen Gefühle, die Sie zum Theil für Grundſätze halten, nichts in Ihnen zurück bleiben wird, als die ſchmerzliche Reue, ſo viele Vorzüge, ſo viele Geiſteskräfte, die Sie zu einem heitern frohen Genuß des Lebens empfingen, für dieſen Zweck unbenutzt gelaſſen zu haben. Sie können in dieſem Augenblick ſo wenig die Denkungsweiſe eines ſpätern Jahrzehends verbürgen, als der Träumer ſeinen Zuſtand nach dem Erwachen.“

„Sie glauben alſo nicht,“ unterbrach ihn Natalie, „daß in der moraliſchen Natur des Menſchen eine Hinweiſung auf ein Gebot der Pflicht liegt, das, wie mich dünkt, allein dem kleinen Leben Werth zu geben vermag? Das Paradies meiner Jugendträume, in deſſen Beſitz Sie mich noch glauben, iſt ſchon hinter mir verſunken — aber eben das erſcheint mir als das finſterſte, hoffnungsloſeſte Geſchick, was Sie mir als Lebensweisheit preiſen. Gibt es in und außer uns nichts Höheres, als die Freudenblumen irdiſchen Genuſſes: ſo haben wir wahrlich für den Gaumen und den Hunger eines Halbgottes nur Thierweide und Thierſpeiſe erhalten.“

„Gibt es denn eine Geiſteskraft,“ fragte er, „deren Zweck nicht durch die Ausbildung und Verſchönerung des Genuſſes dieſes Lebens erreicht wird? — Wie hoch ſtanden nicht die Griechen in Luſt und Schmerz, deren geiſtiger Geſichtskreis ſich doch auf dies Leben beſchränkte, und deren Tugend, deren Freude, von der Erde ausging und zu ihr zurückkehrte, wie jene Bäume, deren Gipfel ſich herabſenken, um zu neuen Wurzeln zu werden. Die Sentimentalität der Neueren, ihr Hinüberſpielen dieſes Lebens in ein Reich der Ideen und der Träume iſt eine Frucht der Entbehrung und der Sehnſucht. — Der glückliche Grieche, der das Leben wirklich genoß und zu genießen verſtand, konnte ſie daher nicht haben. Die Natur gab uns Geiſt und Blut; all das Dunkle unſrer Organiſation, was wir ſo gern in ſeiner Unergründlichkeit heilig nennen, ſind Aufwallungen des letztern, farbige Seifenblaſen des erſtern, und die ſchöne moraliſche Welt, in der man, ſo lange man jung iſt, Anlage hat, den Don Quixote zu ſpielen, verſchwindet wie ein Nebelgebild in farb- und geſtaltloſen Duft, wenn uns die reifende Vernunft durch das Glas der Erfahrung die Dinge zeigt, wie ſie ſind, und in der Wirklichkeit ſein ſollen. Genießen Sie immerhin Ihrer jetzigen Träume als einer Jugendblüthe; nur vergeſſen Sie nicht Schiller's eben ſo ſchönes als gehaltvolles Wort:

Was man von der Minute ausgeſchlagen
Gibt keine Ewigkeit zurück."

Natalie bebte, und lange rang ſie mit Ernſt gegen den Einfluß dieſer Menſchen auf ſich; aber der Schein des Lächerlichen, den man auf ihre Vertheidigung jedes edlern Zweckes unſers Daſeins warf, machte ſie ſtumm, und ach! dieſe Menſchen waren glücklich und ihr Glück ſchien die Richtigkeit ihrer Anſichten zu verbürgen. Ermattet vom vorhergehenden Kampfe, ließ ſie endlich das Gift dieſer Sophiſtereien unbeachtet in ſich fortwirken. Sie faßte das Leben und das Treiben der ſie umgebenden Menſchenmenge ſchärfer in's Auge, und ihr Blick, der bis jetzt die äußern Erſcheinungen wenig beachtet und nur in der Tiefe eigner Selbſtbeſchauung geweilt hatte, lenkte ſich jetzt auf jene hin. Sie ſah nun, wie die Feinheit und Sentimentalität, die äſthetiſche Cultur, worauf die, die ſie beſaßen, ſo eitel waren, und die ſie ſelbſt bis jetzt für die zarteſte Blüthe geiſtiger Bildung geachtet hatte, ohne innern Gehalt nie in das Gemüth drang, ſondern nur auf der leichten Oberfläche des Lebens und des

Charakters weilte. Ihr ernſtgeſtimmter Geiſt bemerkte mit tiefem Unmuth, wie die Wahrheit ſelbſt zum Vorurtheil herabgewürdigt wurde, weil man in ihr nur den Wiederſchein eigner kleiner Perſönlichkeit liebte und vertheidigte. Sie ſah, wie man ſich einander häßliche Gebrechen unter ſchönen Namen als Tugenden anrechnete; ſie ſah das allgemeine Streben nach Glanz und Schein; die knechtiſche Herabwürdigung des Verdienſtes vor den Reichen und Mächtigen; das leidenſchaftliche Jagen nach Geld, als dem Kaufpreis alles Würdigen, und ihr Gefühl dabei war finſtrer, bittrer, verachtender Unmuth. Aber tiefer noch, als dieſe Unwürdigkeit der Schlechten und Mittelmäßigen verwundete und ſchmerzte ſie die Verkehrtheit der Beſſeren, die genug zu haben und zu thun wähnten, an einer Speculation des Gedankens, die nie in das thätige Leben eingriff, und bei dieſem leeren Ideenſpiel zufrieden waren, wenn ſie ſich und Andern ihre allmählige Abkühlung gegen das höhere Intereſſe der Menſchheit, für Ruhe und Reife, ihre Kälte für verſtändige Beſonnenheit, und ihren Mangel an Begeiſterung für Klarheit anrechnen konnten.

Sie ſtürzte ſich jetzt in's Gewühl der Welt und der Menſchen, um nach einem Anklang zu horchen, der ſie Befriedigung für die immer wieder neu erwachende Sehnſucht ihrer Seele hoffen laſſen könnte — vergeblich! — Immer mehr verarmend an jeder ſchöneren Hoffnung, gereizt durch Beiſpiel, betäubt durch die Sophiſtereien eines eben ſo falſchen als blendenden Raiſonnements, hingeriſſen von dem Schimmer eines ſchuldloſen, fröhlichen Leichtſinnes, der nichts Höheres wollte, als angenehm tändeln, gab ſie ſich nach und nach einem rauſchenden, eitlen Leben hin, im Wahn, dies, ſobald ſie wolle, wieder von ſich weiſen zu können, wie ſie es jetzt ſich aneigne. Das geſellige Leben wurde nun ein glänzender Schauplatz für ihre geiſtigen Kräfte, und ſie bildete es zum reizenden Kunſtwerk aus. Was Geiſt, Feinheit, Grazie und Talente Liebliches und Anmuthiges im flüchtigen Vorübergleiten des Lebens darzuſtellen vermögen, ſtellte ſie in ſich dar, und empfand den Schmerz, daß es Allen, die in ihren Kreis traten, für das Höchſte galt, was ein Weib in ſich darzuſtellen vermöge. Ihr ſelbſt konnte es dies aber nie werden, weil ſie, da ihr Gemüth eine Tiefe hatte, die dies Leben nicht zu füllen, das Gefühl höherer Bedürfniſſe nicht zu erſticken vermochte.

Natalie, und mit ihr jede edlere weibliche Seele, kann wohl als Figurantin in dem bunten Gewühl des eitlen Weltlebens auftreten, und deſſen flüchtige Erſcheinungen an ſich vorübergleiten laſſen — aber ſich ihm hingeben und eine Rolle darin übernehmen, kann ſie nicht, ohne jene ſchöne Kindlichkeit einzubüßen, die, wie die Unſchuld, nur einmal verloren wird. Nur aus dem Herzen des Weibes keimt ſein wahres Leben fröhlich und fromm hervor, wie die Pflanze durch Sonnenſchein und Luft ſich aus dem Keime entfaltet; wo es aber aus Eitelkeit und Weltfreude, oder auch aus dem Geiſt, aus Raiſonnement und Wiſſenſchaft aufgehen ſoll, wird es ein Product aus dem Treibhauſe der Unnatur.

Auch an Natalie rächte ſich der Irrthum, mit ihrer neuen Lebensweiſe gefahrlos ſpielen zu können. Sie fühlte ſelbſt, wie viel Gekünſteltes und Falſches ſich ihr wie Kletten anheftete, und was von Andern als die feinſte Blüthe ihres Geiſtes und ihrer Liebenswürdigkeit geprieſen wurde, machte ſie mit ſich ſelbſt immer uneiniger. Sie hatte nicht den fröhlichen Leichtſinn, mit dem manches weibliche Weſen eben ſo gedankenlos als heiter durch's Leben geht, und wo ſie ihn erkünſtelte, blieb ihr immer das

Gefühl, daß ſie etwas treibe, wovon ihr Gemüth unmuthig ſich abwende. Je lauter es um ſie, je größer und glänzender der Kreis ihrer Bewunderer ward, dem ſie Tonangeberin, Freudenſpenderin hieß: deſto finſtrer wurde es in ihr, und deſto trüber die geheime Wehmuth, mit der ſie dem, was ſie einſt geweſen zu ſein fühlte, nachblickte.

So verſtrichen zwei Jahre.

Rudolph war ſchon ſeit achtzehn Monaten Gabrielens Gatte, und jetzt wurde ſein Bruder der Verlobte einer nahen Verwandtin Nataliens, und dieſe mit ihren Eltern zur Hochzeit deſſelben nach der Stadt geladen, die ſie ſeit ihrem Aufenthalt auf dem Lande noch nicht wieder beſucht hatte. Rudolph hatte ſich nach ihrer Entfernung oft unedel über ſie geäußert, und auch jetzt lag in dem Briefe, worin er ſie als ernannter Marſchall bei der brüderlichen Hochzeitsfeier zu derſelben einlud, unter dem Schein der ehrerbietigſten Höflichkeit ein leiſer triumphirender Spott, der es verrieth, wie er ſie noch nicht fähig halte, die an ſeinen Anblick gebundenen Erinnerungen ohne tiefe, ſchmerzliche Erſchütterung zu ertragen. Natalie war entſchloſſen, die Eitelkeit dieſes Menſchen, der mit ihrem Herzen ein ſo grauſames Spiel getrieben hatte, zu demüthigen. Ihr Haß, ihr Unwille konnten ihm ſchmeicheln, wie er es unmuthig empfinden mußte, wenn ſie ihn überſah, oder ganz unbefangen ſich gegen ihn zeigte, und wiſſentlich und vorſätzlich bot ſie Alles auf, ihre Erſcheinung in S . . . ſo reizend und glänzend als möglich zu machen.

O, Natalie, was war aus der ſchönen frommen Einfalt, aus der Demuth geworden, mit der du ehemals deine Tugenden verhüllteſt, und um deinen eignen Reiz nicht wußteſt! Ach, du hatteſt nicht allein gelitten, du warſt auch geſunken!

Die ehemals ſo ſtille, ſchimmerloſe, veilchenähnliche Natalie trat jetzt im Zirkel ihrer alten, ſtädtiſchen Bekannten als feine gebildete Weltdame, und in der reizenden, faſt üppigen Blüthe jugendlicher Friſche und Geſundheit auf. Sie zog durch die Neuheit ihrer Erſcheinung und durch die geſchmackvolle Pracht ihres Anzuges alle Augen auf ſich, und ihr Geiſt, ihr Witz, ihr zur höchſten Feinheit ausgebildeter Converſationston boten ihr, vereint mit der Grazie ihres Benehmens, unerſchöpfliche Hülfsmittel dar, zu feſſeln, was ſie einmal angezogen hatte. Am Tage ihrer Ankunft ſchon trafen ſie Rudolph mit ſeiner Frau in einer Geſellſchaft an. Er näherte ſich ihr, ſie zu bewillkommen; als ſie ihm aber ſo ſtolz, ſo leicht und unbefangen, ohne die leiſeſte Spur von Verlegenheit und Zwang entgegentrat, fühlte er ſich unerwartet gedemüthigt. Bald indeß nahm er ſich zuſammen, wollte vor ihr durch ſeinen Witz und Humor glänzen, und ſie das alte Uebergewicht wieder fühlen laſſen; ſie begegnete ihm aber ſo gewandt, wußte den Gang des Geſprächs ſo ganz in ihrer Gewalt zu behalten, daß ſie auch in dieſem Wortgefecht und Witzſpiel als Siegerin erſchien. Mit einer ihrer ganz unwürdigen Kunſt ſchien ſie ihn dann ferner gar nicht zu beachten, und wußte doch unvermerkt in ſeiner Nähe, und wo ſie ſich von ihm bemerkt fühlte, von neuen Seiten zu glänzen. Täglich fühlte er ſich durch ſie von einem neuen Zauber umſtrickt, deſſen Macht die Huldigung, die man ihr allgemein darbrachte, verſtärkte. Und von ihr, die ehemals nur für ihn lebte, und voll anbetender Ehrfurcht zu ihm aufſah, fühlte er ſich jetzt ganz unbeachtet überſehen, wo er ihr nicht vorſätzlich in den Weg trat, und dann aufgenommen, wie jeder andere gleichgültige Bekannte. Seine tief verletzte Eitelkeit brachte ihn zu dem Gefühl, welches früher Nataliens gebrochenes Herz, ihre zahlloſen Thränen, ihr unermeßlicher Schmerz, ihre unendliche Liebe nicht in ihm zu wecken vermocht hatten: zur Reue über die Vergangenheit. Jeden Morgen ſah er ſie von Neuem mit der Hoffnung, in einem von ihr unbewachten Augenblick zu entdecken: ihre Gleichgültigkeit gegen ihn ſei nur Maske; aber jeden Abend ſchied er betrogen in dieſer Erwartung; Natalie war nicht ſo ganz geheilt, als ſie früher es zu ſein gewähnt hatte, die Wunde war geſchloſſen; aber ſein Anblick und das häufige Zuſammenſein mit ihm, dem noch immer ſo liebenswürdigen und verführeriſchen Manne, machten ihr auf's Neue die Narbe fühlbar, und ihre einſamen Augenblicke waren nicht ſo friedlich und heiter, wie ſie ſelbſt es in Geſellſchaften zu ſein ſchien. Was ihr Kraft gab, ihre Rolle durchzuführen, war Gabrielens bleiche, verweinte Geſtalt. Natalie hatte ihr längſt vergeben, und ſie war dieſer Verzeihung würdiger als je. In dem Manne, den ſie aus Liebe geheirathet hatte, fand ſie den Tyrannen ſeines Hauſes. Mutter einer Tochter, der ſie Nataliens Namen gegeben hatte, ſuchte ſie ihre früheren, jetzt von ihr ſo ſchmerzlich gebüßten Verirrungen durch die treueſte

Erfüllung ihrer Mutterpflichten zu vergüten. Es erſchütterte Natalie namenlos ſchmerzlich, als Gabriele ſie bei einer großen Geſellſchaft in ihrem Hauſe nach der einſamen Kinderſtube führte, und ihr dort die kleine Natalie in die Arme legte.

Gewiſſe Saiten der weiblichen Empfindung ſind ſo fein, daß ſie nur in den unſichtbarſten Schwingungen anſprechen, ihre Bebung aber durch kein Wort ausgeſprochen werden darf.

Nataliens Augen wurden naß, als ſie das kleine holde Geſchöpf, das ſchmeichelnd ſeine Arme um ihren Nacken ſchlang, an ihr Herz drückte; ſchluchzend ſank Gabriele in ihre Arme — und in dieſer Umarmung ohne Worte fanden ſich zwei Herzen wieder, die beide eines ſchöneren Looſes würdig geweſen wären. Gabrielens Unglück ſchärfte Nataliens Verachtung gegen Rudolph auf's Bitterſte, und ſie hätte ihr Herz lieber zerdrückt, als ihn auch nur auf einen Moment errathen laſſen, daß das Gewicht der alten Ketten ſie noch zuweilen drücke. Wochen lang hatte ſie ja auch ſchon im Voraus auf ihre Rolle ſtudirt, und der ihr bis zu dieſem Zeitpunkt fremde Genuß der Kräfte, die ſie jetzt nützte, wurde ihr Entſchädigung für den Zwang, den ſie ſich auflegte.

Der Hochzeittag ſeines Bruders nahte. Am Polterabende deſſelben erſchien ſie in einem dazu von ihr verfertigten Singſpiel reizender als je. Die theatraliſche prachtvolle Kleidung, die vortheilhafte Beleuchtung, ihr himmliſcher Geſang und das ſinnvolle Spiel ihrer glänzenden Rolle hüllten ſie in einen Nimbus, der alle Augen blendete. Die ganze Verſammlung ſah nur ſie, und Alles, was ſie umgab, ſchien ſeine Stelle nur einzunehmen, um von ihr überſtrahlt zu werden. Rudolph fühlte mit bitterm Unmuth, was er in ihr von ſich geſtoßen hatte, und als ſie am Schluß allein vortrat, und das Stück mit einer Anrede an das Brautpaar ſchloß, ruhte ſein dunkler Blick leidenſchaftlicher glühend, als in den ſchönſten Tagen ihrer Vergangenheit, auf ihr. Unwillkürlich fortgeriſſen wurde das Lob, das er ihr ſagen wollte, zu ſo leidenſchaftlichen Worten, daß es ſie berechtigte, ihre tiefe Verachtung ſeiner und den ſo lange bezwungenen Unmuth in den Blick zu legen, mit dem ſie ſich ſchweigend von ihm wandte.

Sie ſah den Uebermüthigen wie vernichtet vor ſich ſtehen; ſie hatte ſich dieſen Triumph gewünſcht, darnach geſtrebt; aber mit dem Augenblick ſeines

Genuſſes entfloh ihr der Genius ſchöner zarter Weiblichkeit, und ſie hörte auf, beſſer zu ſein, als ihr Schickſal.

Natalie kehrte mit ihren Eltern zurück, aber ihr verletztes Selbſtgefühl, das Bewußtſein, unwürdig gehandelt zu haben, verfolgten ſie; ſie haſchte, um es zu betäuben, immer eifriger nach dem Genuß befriedigter Eitelkeit, und ihr früheres Beruhen auf eignem Werth entfremdete ſich ihr ganz. In dem Zirkel von Hof- und Weltleuten, worin ſie jetzt faſt ausſchließlich lebte, konnte ein Geſchlecht, das ſie in Rudolph verachten gelernt hatte, ihre Achtung nicht wieder gewinnen; ſie hielt ſich berechtigt, die Männer zum Spiel ihres launenvollen Uebermuthes zu machen, und fühlte nicht, daß ſie ſich ihnen zum Spiel hingab, weil der Beifall dieſes Geſchlechts ihr durch den Aufwand von Geiſt und Kunſt, den ſie es ſich koſten ließ, ihn zu erwerben, zum Höchſten ihres gehaltloſen Lebens geworden war.

Ihre Eltern wünſchten ſie verheirathet zu ſehen, und mehrere der angeſehenſten und rechtlichſten Männer warben um ihre Hand, die ſie Allen verſagte, voll des entſchiedenſten Widerwillens, ſich je ein Verhältniß dieſer Art anzueignen. Unter der Schar ihrer Anbeter zog Mancher ſie an; aber bis zum Herzen drang dieſer Eindruck nie. Alle beugten ſich unterwürfig vor ihrem Geiſte, und huldigten der Herrſchaft, mit der ſie mehr eroberte und unterjochte, als einnahm und gefiel, und dieſe Unterwürfigkeit, dies Eingehen in ihre Launen, und die Anſichten, die ſie zur Schau trug, ohne daß es wahrhaft ihre Anſichten waren, haßte ſie. In ihrer Seele lag die Ahnung eines Weſens, von dem ihr Glück, Geneſung, Troſt, Veredlung kommen könne, deſſen Liebe die Verſtimmung ihres Innern in Einklang aufzulöſen vermöge. Sehr beſtimmt fühlte ſie, dieſem Weſen noch nicht begegnet zu ſein; aber ſie hielt ſich auch nicht mehr der Hoffnung werth, es zu finden. Was konnte ſie einem ſolchen Weſen noch ſein und werden? — Zu edel einſt, um nicht ſelbſt ihre jetzige Unweiblichkeit zu fühlen, die Genuß darin ſuchte und fand, nicht Einem, ſondern Allen zu gefallen, ſagte ſie es ſich ſelbſt, der Mann, den ſie ihrer Liebe würdig fände, könne nur noch mitleidig in ihr auf die Spuren deſſen herabblicken, was ſie ehemals war.

Von allen ihren männlichen Bekanntſchaften wurde auch nur eine zur bleibenden Erſcheinung ihres Lebens, und zugleich Beweis, wie zart ſie, trotz der eignen Verſtimmung, jede Blüthe einer fremden ſchönen Individualität ehrte. Der Prediger ihres Dorfes hatte einen jüngeren Bruder, Auguſt, dem die Natur zu einem heißen ſchwärmeriſchen Herzen das Gegengewicht eines tiefdenkenden Geiſtes, und ein seltnes Gleichgewicht zarter reiner Empfindung und der Anlage zu ernſter Charakterfeſtigkeit ſchenkte. In ländlicher Stille und Einſamkeit von ſeinem Vater erzogen, trat er jetzt in ſeinem achtzehnten Jahr in eine ihm nur aus ſeinen Büchern bekannte Welt. Er ſollte, ehe er die Akademie bezog, noch einige Monate bei ſeinem Bruder zubringen, um von deſſen Einſichten ſeine geſammelten Kenntniſſe ordnen, und ſich zur Benutzung der neuen Quellen des Wiſſens, die ihm binnen Kurzem geöffnet werden ſollten, Anleitung geben zu laſſen. Hier lernte er Natalie kennen. Dem mit Dichterideen vertrauten Jüngling, der von ihrem Geſchlecht nichts, als einige ungebildete Prediger= und Pachtertöchter kannte, erſchien ſie wie ein höheres, durchaus idealiſches Weſen. Ihr Stand und der Luxus ihrer Umgebungen vergrößerten noch die Scheidewand zwiſchen ihnen, und ſicherten ihn vor jedem gefährlichen Eindruck. Natalie fand ihn bald in ſeinen Kenntniſſen und ſeiner rein poetiſchen Natur auf, und zeichnete ihn durch freundliche Güte aus. Der Prediger, der ſie ſehr ſchätzte, bat für Auguſt um die Erlaubniß, ihr elterliches Haus oft beſuchen zu dürfen, damit er künftig nicht ganz als Neuling in das geſellige Leben eintrete, und Auguſt fand nun Gelegenheit, Natalie faſt täglich zu ſehen, und das nicht blos im größern Zirkel, wo ſie nur blendete und ihm immer fremd geblieben ſein würde, ſondern auch im Familienkreiſe, und mitunter auf ihrem einſamen Zimmer. Sie ließ ſich oft von ihm vorleſen, und knüpfte an das Geleſene Geſpräche, in denen ſie ihm mit der zarteſten Achtung für ſeine poetiſche Anſicht des Lebens, die ſie an dem friſchen, jugendlichen Gemüth liebte und ehrte, den Schatz ihrer Welt- und Menſchenkenntniß öffnete, und mit Verhüllung ihrer düſtern Anſichten und bittern Erfahrungen ihn nur darauf hinwies, poetiſche Menſchen von den beſten, Weichheit von Zartheit des Gefühls, Spannung der Leidenſchaft von Kraft und Energie unterſcheiden zu lernen. Die innere Beſtimmung des Menſchen, den hohen Werth des Selbſts, die Kleinlichkeit des Ichs zeigte ſie ihm aus den mannigfaltigſten Geſichtspunkten als das höchſte Kleinod aller Speculation des Gedankens, aller Bildung, und benutzte die rege Empfänglichkeit des Jünglings für die Lehren eines reizenden, weiblichen Weſens, um ſeine Begeiſterung für Liebe, Wahrheit und Pflicht zu läutern und zu nähren. Es that ihr unbeſchreiblich wohl, Wahrheiten, deren Läugnen ſie nur im Begriffe mit ſich herumtrug, ohne daß ihr innerſtes Gefühl ihnen je untreu wurde, das Wort zu reden, und ſie gewann den Jüngling in dieſer Sorge für ſeine Bildung ſchweſterlich lieb, und freute ſich der Unbefangenheit, mit der ſie ihm das zeigen durfte.

Eliſe war in der langen Entfernung dem Herzen ihrer Schweſter nicht fremd geworden. Natalie beſuchte ſie jährlich, und hing mit mütterlicher Sorge und Liebe an dem Wunſch, ſie vor den Abwegen zu bewahren, auf denen ſie ſelbſt verirrt war, und ſie ganz für einfaches häusliches Glück zu bilden. Zufällig erwähnte ſie ihrer einige Male mit großer Innigkeit im Geſpräch mit Auguſt, und dieſer, den die zärtliche Ehrfurcht, die Begeiſterung, mit der er an Natalie hing, in einen ihm bisher fremden Rapport mit dem ganzen Geſchlecht geſetzt hatte, faßte Eliſens von ihr entworfenes Bild mit einer Wärme auf, die in Natalien zuerſt den Gedanken an die Möglichkeit einer künftigen Verbindung Beider weckte, mit dem ſie, je öfter er ſich ihr darſtellte, deſto vertrauter ward. Vorſätzlich heftete ſie jetzt die Phantaſie des Jünglings auf Eliſens Bild, und führte ſie auch ſeinem Herzen näher, indem ſie ihm einige ihrer Briefe leſen ließ, in denen das Herz eines Engels und die Kindlichkeit der ſüßeſten Unſchuld ſich ausſprach. Nataliens Schweſter hätte ihn immer intereſſirt, aber die Schreiberin dieſer Briefe würde er geliebt haben, wäre ihm auch ihr Name unbekannt geblieben. Natalie freute ſich dieſes ſichtlichen Eindrucks, und ſorgte jetzt mit der vollen Unbefangenheit und Freimüthigkeit einer Schweſter für ihn. Sie verſchaffte ihm, als er zur Univerſität abging, Empfehlungen an mehrere der angeſehenſten Häuſer, und an einige der geſchätzteſten Profeſſoren, und man war es zu gewohnt, ſie mit Rath und That wirken zu ſehen, wo ſie nützen konnte, als daß man dieſe Theilnahme befremdend gefunden und ſie mißverſtanden haben ſollte. Auguſt fand daher durch ihre Vermittlung Zutritt in die gebildetſten Zirkel ſeines neuen Aufenthalts, und Nataliens Andenken und Eliſens Bild gingen mit ihm als Schutzengel durch Jahre, die nur zu oft des Jünglings Werth und Glück zerſtören. Er ſchrieb Natalien oft, und die Rechenſchaft ſeines Lebens und des Fortgangs ſeiner Bildung, die er in dieſen Briefen niederlegte, erhielt ihm eine Grazie der Sittlichkeit und der Empfindung, die in dieſer Reinheit den meiſten Männern zur Fabel geworden iſt.

Rhode kam jetzt nach mehrjähriger Entfernung in ſein Vaterland zurück, und kaufte ſich in der Nähe von Nataliens Wohnort das ſchöne, romantiſch gelegne Gut Nepernitz. Nataliens Bild hatte ihn auf ſeinen Wanderungen begleitet, und führte ihn jetzt in ſeine Heimath zurück, wo er ſie, wie ihm dünkte, reizender und liebenswürdiger, als er ſie verlaſſen hatte, wiederfand. Auch Natalie ſah mit Vergnügen den älteſten und treueſten Freund ihrer Jugend wieder; aber trotz der größeren Gewandtheit und Politur, die dieſe Reiſe Rhoden gegeben hatte, ging die ſtille, herzliche Liebe, zu der ſich ſeine Neigung für ſie ausbildete, in ihrer einfachen Wahrheit für Natalie verloren, die es zu gewohnt war, das häusliche Leben und die Ehe mit dem häßlichen Zuſatz von geiſtloſen Umgebungen und gänzlichem Mangel an ſchöner Natur und Poeſie, in der langweiligen Einförmigkeit zu ſehen, die leider nur zu oft das reinſte und ſchönſte aller Erdenverhältniſſe entſtellt.

Wie tief ſie überhaupt verletzt war, wie ſchmerzlich ſie die Disharmonie ihrer Lebensweiſe und ihres Gemüthes, ihrer Anſichten und ihrer Empfindungen fühlte, und welche ſtille, hoffnungsloſe Sehnſucht an der Blüthe ihres Lebens nagte, mag uns ein Blatt aus ihrem Tagebuche enthüllen, das ſie am Morgen ihres zwanzigſten Geburtstages ſchrieb.

Den 17. December.

„So ſind denn alſo ſchon zwanzig meiner Lebensjahre entflohen! — Die erſte ſchöne Jugend, die Blüthe des Lebens iſt mit ihnen dahin — ach! hat denn dieſe Blüthe mir geduftet? Fallen ihre Blätter jetzt nur, damit die Frucht ſich entwickle und reiſe? Nein, ungenoſſen entflieht ſie, und nie kehrt ſie wieder!“

„Ohne Wunſch, ohne Hoffnung, ohne Sehnſucht, verarmt an Glauben und Liebe trete ich in dies neue Lebensjahr ein. Mein Inneres liegt in Ruinen, über denen der Geiſt finſtrer Lebensbeſchauung ſchwebt.“

„O wie kann der Menſch ſo mit Bewußtſein, ſo bei vollem, phyſiſchem Leben ſich ſelbſt geiſtig ſo abſterben! Woran ſoll ich in mir das Weſen wieder erkennen, das ich vor ſechs bis ſieben Jahren war? Ein widriges Gift nagt an meinem Geiſte, ich fühle, wie es meinem Herzen, dem Mittelpunkt des Lebens, näher und näher ſchleicht; aber mir fehlt mit der Kraft der Wille, ſeinen Sitz aufzuſpüren, und das Gegenmittel, ihm zu begegnen.“

„Nichts gleicht dem Schmerz, mit dem wir in der Natur einſam und geſpenſterartig umherwandeln; wenn wir den Glauben an die Seele derſelben verloren haben, und ſie uns nun nichts mehr iſt, als ein zweckloſes Maſchinenweſen, ein Kreislauf, der nur Leben ſchafft, damit der Tod zu würgen habe. Was iſt die Harmonie des Weltalls ohne einen Hörer? — Und wenn ſie dieſes Hörers bedarf, um Seele und Bedeutung zu erhalten, ach, dann ſind ja dieſe wieder nur von ihm entlehnt? — Ich habe ihr nichts mehr zu geben, was mir aus ihrem Spiegel zurückzuſtrahlen vermöchte, und ſo iſt ſie für mich nur ein todtes Farben- und Sinnenſpiel, aus dem mich kein heiliger Geiſt der Liebe mehr anredet. Ich fühle mich von ihr geſtoßen, von ihr geriſſen, und darf nirgends, nirgends fragen, warum ich es bin? — Wer kann, wer mag mit einer blinden, willenloſen Nothwendigkeit rechten?"

„Aber wenn neben meinem jetzigen Verſtummen die Erinnerung der Zeit vor mich tritt, wo ſie mir Hieroglyphe des ſeligſten, vertrauungsvollſten Glaubens war, dann möchte ich Flügel nehmen, und von Himmel zu Himmel, von Orionen zu Orionen fliegen und ſuchen, Dem ich klagen könnte, klagen dürfte, möchte niederſinken und ſtammeln: Vater, hier bin ich! verſtoße mich nicht wieder!"

„Doch ſie ſind zerſchnitten die Bande, die mich an dieſen Glauben knüpften, das verrätheriſche Spiel der Kräfte iſt in mir geweckt, und kein Machtſpruch meines Willens vermag es mehr zu enden."

„Daß der Menſch beim Eintritt in dies Leben vom Schmerz empfangen wird, daß tauſend Leiden ihn umringen, daß der Tod ſeinem Herzen Wunden ſchlägt, die unvernarbt bluten, bis er ſie ſchließt, ſollte mich nicht an der unſichtbaren Hand irre machen, die unſer Schickſal leitet. Aber der Zweifel, vor dem der Glaube erſtarrt, die Farbe des Lebens ſchwindet, und die ganze große Natur nur ein Abgrund wird, in dem alles Daſein zwecklos untergeht, iſt der, daß der Menſch elend iſt, elend wird durch ſein Sehnen nach Tugend und Liebe, daß beide ihm nie erſcheinen, die edelſten Wünſche ſeiner Seele unbefriedigt, ſeine edelſten Anlagen unentwickelt bleiben, daß er, um das einzige ihm erreichbare Glück zu erreichen, nichts als Thier ſein und bleiben muß.“

„Wahrheit, Tugend, Liebe — ein heiliger Traum von eurer himmliſchen Dreieinigkeit war einſt in meinem Herzen — ihr waret das Ziel, deſſen Erreichung ich jede Kraft meines Geiſtes, meiner Seele weihte, wie Geiſterſonnen erhelltet ihr mir den Pfad; aber da ſtiegen die Nebel des Lebens vor mir auf, und ſie zogen ſich ſchwärzer und ſchwärzer zwiſchen euch und mich, bis ihr, verdunkelt und verſchwunden, mir zu trügeriſchen, phantaſtiſchen Schöpfungen des eignen Herzens wurdet.“

„Wahrheit! Deine Göttlichkeit ſchwand mit dem entſchleierten Wahn, der mir für dich gegolten hatte. Was unſchuldig und einfältig in meiner Seele ruhte, ward durch die Weiſen und Philoſophen unſerer Zeit frech an's Licht gezogen, und vom allem Wahn geſichtet und geläutert, bis ihm die Seele entfloh, und nur ein todtes Wiſſen zurückblieb, das keines der Bedürfniſſe meines Herzens zu befriedigen vermochte.“

„Da wollte ich dieſen Weg verlaſſen, und zu meinem Gefühle zurückkehren. Wo und wie aber ſeine Wahrnehmungen von den Täuſchungen der Phantaſie ſondern? — Wahrheit des Gefühls war es, als früher meine Seele die Welt in der ſchönen Verklärung der Liebe, des Glaubens und der Hoffnung ſah. Wahrheit des Gefühls war es, als es ſpäter wie ein höhniſcher, ſpottender, verächtlicher Traum vor mir lag. Beide Anſichten gingen aus demſelben Herzen, demſelben Gemüth hervor, welche Anſicht iſt nun die wahre? Wie kann ich einer Welt trauen, deren Anſicht von dem Wiederſchein einer ihr ganz ungleichartigen abhängt? Wie kann das Gefühl, von dem beide Anſichten ausgingen, zwiſchen ihnen über Richtigkeit und Wahrheit entſcheiden?“

„Ach! keine Rückkehr in's Paradies des Glaubens iſt möglich, wenn der Engel der Erkenntniß mit ſeinem feurigen Schwerte den Eingang verbietet!“

„Tugend — auch das Streben nach ihr iſt

vergeblich, und ſie ſelbſt ein Reſultat von Umſtänden, die der Menſch ſo wenig herbeizuführen vermag, als die Verhältniſſe, die ihm ſein Eintritt in die Welt anweiſet. Die Welt um uns her iſt ihr zu feindlich, und das Leben weit entfernt, ſie zu dulden, zerſtört ſie unausbleiblich. Die Geſchichte zeigt uns an einigen Menſchen einzelne tugendhafte Fähigkeiten, einzelne große, edle Handlungen — aber nur ein ganzes großes Leben kann Tugend heißen; und dies lebte Keiner. Schwäche und Thorheit bemächtigten ſich des Menſchen bei ſeinem Eintritt in die Welt, und keiner, keiner, bleibt von ihnen unangefochten und ſelbſtſtändig, rein und fleckenlos. Erſt zeigt ſich das Unwürdige außer uns in tauſend mannigfachen Formen; es folgt uns auf jedem unſerer Tritte, und das oft in ſo verdachtloſer, wohl gar anmuthiger Geſtalt, daß wir ihm das Herz öffnen, worin es dann wohnt, bis das nicht mehr ſchlägt.“

„Und Liebe? — ach, von allen Träumen, die mein früheres Leben verſchönten, war der himmliſchſte auch der vergänglichſte! — Wo ich ihr außer mir zu begegnen glaubte, wurde mein reines Hingeben durch den Unwerth des Gegenſtandes zur lächerlichen Poſſe, mit der Jeder mich auslachen konnte, der davon hörte.“

„Einſt ſah ich in täuſchender Aehnlichkeit das Ideal meines Herzens außer mir, und da hatte das Leben Götterglanz, mein Herz den ſüßen Frieden des ſeligſten Glücks; aber es war nur der Wiederſchein der eignen Geſtalt, auf der fremden, kalten Waſſerfläche, die, als ich ſie umfaſſen wollte, mich zu ſich in die betrügeriſche Tiefe zog.“

„Erſtarrt kehrte ich in's Leben zurück, mein Daſein hing an der Hoffnung, daß Liebe mir noch begegnen würde, und ſieh! unter ihrem Namen trat mir Eitelkeit, Begierde, Habſucht, Sinnlichkeit entgegen. — Da verſteinerte ſich mein Herz, damit keine unheilige Empfindung es entweihe!“ —

„Aber nur den Glauben an dieſe himmliſche Dreieinigkeit konnte mir das Leben rauben, nicht die tiefe, flammende Sehnſucht darnach, die mich aufreibt und verzehrt. O könnte ich, wie Tauſende um mich her, dieſe Sehnſucht von mir abſtreifen! — könnte ich Güte, Wahrheit, Liebe ohne dieſen ſchmerzlichen Widerſpruch meines Gemüths leere Trugbilder ſchelten, und ſie von mir weiſen, wie die Geſpenſter, die meine Amme um meine Wiege ſtellte! — könnte ich mir wohl ſein laſſen im nichtigen Spiel des Lebens, mir aneignen den fröhlichen Leichtſinn gehaltloſer Unbefangenheit, und mich gedankenlos der Woge des Augenblicks anvertrauen! Aber ich kann auch das nicht! Jene Träume ſind Eins geworden mit meinem Bewußtſein, das ſie mir wie einen Spiegel vorhält, ſo oft ich zur Beſchauung meines Innern zurückkehre.“

„Und kein Ausweg, keine Hülfe! Einſam und unerrathen ſteh’ ich da, und jede Frage an das Schickſal bleibt ungelöſet. Jeder Monat macht mir das Gefühl innerer Verworrenheit peinlicher, und doch führt jeder mich weiter auf dem troſtloſen Pfad.“

„Einſt hätte ich noch aus eigner Kraft umkehren können; einſt konnte ich wieder einfach, milde, gut und glücklich werden; nun iſt es zu ſpät. Und ſo nur vorwärts ohne Zweck, ohne Ziel, immer vorwärts wie das Thier, das mit verbundenen Augen das Spiel, einer ihm unbekannten Macht, die fremde Maſchine im ewigen Kreiſe treibt.“

Ach laßt uns milde bleiben gegen dies zerrißne Gemüth, dieſe in Unfrieden mit ſich ſelbſt verſunkene Seele! Wahrlich, es ſind nicht die Schlechteſten unter uns, die auf dieſem Wege verloren gehen!

Vielleicht konnte nur ein großer und heiliger Schmerz Natalie von dem betretenen, immer abſchüſſiger werdenden Irrpfade zurückführen, und er ward ihr.

Ihre Mutter ward gefährlich krank, und an ihrem Sterbebette fand die geliebteſte der Töchter alle ihre Tugenden wieder. Natalie wich Tag und Nacht nicht von ihrem Lager, dieſem Schauplatz des rührendſten Schmerzes, und der ſchönſten, edelſten Liebe. Mit einer über das Grab hinausreichenden Zärtlichkeit ſchloſſen ſich Mutter und Tochter inniger und inniger an einander, je näher ihnen die unerſetzlichſte aller Trennungen trat. Als ein heiliges Vermächtniß legte die Mutter ihre Sorge für Eliſe an Nataliens Herz, und als dieſe mit tauſend Thränen die treueſte Erfüllung der letzten mütterlichen Erdenwünſche gelobte: da faßte die Sterbende die verlöſchende Kraft ihres Lebens in Einen Blick der Liebe zuſammen, und bat: „gib Rhode Deine Hand;

er hat Dich ſo lange und ſo treu geliebt, iſt ſo gut; gib mir für ihn Dein Ja, und ich habe keinen Wunſch mehr!"

Natalie ſank ſchluchzend an das treue Herz, deſſen Liebe ſie erſt jetzt ganz fühlen und ſchätzen gelernt zu haben glaubte, und gelobte Alles zu thun, was die Mutter wolle; und in dieſer Umarmung trat der von ſeinen Schrecken entkleidete Tod als milder Genius zur Sterbenden und berührte ihr Herz. — Da war ſie geweſen, und nur die kalte Hülle noch umſchloſſen Nataliens Arme; nur auf ewig verſtummenden Lippen ruhten die ihrigen.

Heilige Thränen, die der Menſch um ſeine geſtorbenen Lieben weint! ihr ſeid befruchtender Himmelsthau für jeden Keim des Guten und des Schönen in unſerer Seele, und euer Schmerz hebt uns über alle Fußangeln und Dornen der Erde empor! Wie eine Gottheit leben die Heimgegangenen in unſerm Herzen fort, und das Andenken an ſie gibt dem Leben Würde, dem Herzen einen Wiederhall aus Eden, und jeder Freude einen leiſen veredelnden Schauer.

Nataliens Schmerz war groß, aber fromm und der Verlorenen würdig. Sie ſchwur in die Hand der Todten, dem Vater, der Schweſter, dem Liebenden zu vergelten, was ſie ihr ſchuldig geblieben, und ihre Trauer um ſie zu heiligen durch reineren Willen und größere Kraft zur Erfüllung jeder Pflicht.

Der letzte Wunſch ihrer Mutter blieb in ihrem Herzen, und als Rhode nach einiger Zeit, begünſtigt von ihrem Vater, um ihre Hand warb, ward ihm Gewährung ſeiner Bitte. Als nun der biedre, ihr in der Wahrheit und Rechtlichkeit ſeines Charakters ſehr achtungswerthe Mann am Verlobungstage ſo froh beglückt, ſo unausſprechlich zufrieden von ihr ſchied, fühlte ſie, daß ſie ihm ein ſchöneres Glück gewähren könne, als ſie ſich zugetraut hatte, es geben zu können. Sie hatte ſich ſeit dem Tode ihrer Mutter ganz aus ihren glänzenden Zirkeln zurückgezogen, und erneuerte jetzt das Gelübde, Rhode glücklich zu machen, allen Schimmer überflügelnden Wiſſens und eitlen Glanzes von ſich zu werfen, und nur für den Gatten und für ſtilles einfach-häusliches Glück zu leben. Ihre Verbindung ward auf ein Jahr ausgeſetzt, damit ſie Eliſe bei ihrer bevorſtehenden Rückkehr aus der Penſion in dieſem Zeitraum zur Führung des väterlichen Haushalts anweiſen könne.

Nataliens Leben hatte nun wieder einen Zweck, und ſie ward von Woche zu Woche in ihrem Innern ruhiger, und einfacher in ihrem Aeußern. Ihre Freundſchaft für Rhode wurde in ihrem jetzigen Verhältniß zu ihm eine klare, ſanfte Neigung, der ſie mit ungetrübter Zuverſicht ihr künftiges Leben anvertraute.

Einige Monate nach ihrer Verlobung kam Auguſt zum Beſuch nach Nataliens Wohnort. Sie fand den Jüngling edel und rein, wie er von ihr geſchieden war, und empfing ihn mit achtendem Vertrauen und ſchweſterlicher Neigung. Die vortheilhafteſten Zeugniſſe ſeiner Lehrer bürgten für ſeine Talente und ſeinen Fleiß, und in ſich ſelbſt trug er die Bürgſchaft für ſeinen Charakter und für ſein Leben. Mit weiblicher Feinheit forſchte Natalie nach ſeinen weiblichen Bekanntſchaften und nach dem Grad des Intereſſes, den er für ſie fühle; er geſtand ihr erröthend: ſein Herz bewahre ſeit lange ein Bild, welches ihn gegen den Eindruck jedes andern weiblichen Reizes ſchütze, ob er gleich nicht hoffen könne, es je anders als ſtumm und unerrathen lieben zu dürfen. — Nataliens Auge ruhte voll milden Ernſtes auf ihm, die Hoffnung, in ihm den künftigen Gatten ihrer Eliſe zu ſehen, war bei ſeiner jetzigen Anweſenheit beſtimmter Wunſch geworden.

„Ich habe Ihnen auch noch etwas Schönes zu zeigen,“ fing ſie wie ablenkend an, und trat zu ihrem Schreibtiſch: „Können Sie rathen, was?“ fuhr ſie lächelnd fort.

Ahnend ergriff er die dargebotene Kapſel, und verſank nach Oeffnung derſelben im Anſchaun eines holden jugendlichen Geſichts, mit dem Zauber herzgewinnender Unſchuld und Sanftmuth geſchmückt.

„Und Sie fragen nicht einmal nach dem Namen des Originals?“ fragte Natalie nach dem Schweigen einiger Minuten.

„Glauben Sie, es bedürfe für mich noch eines Namens, um es zu erkennen? Unter Tauſenden hätte ich ſie beim erſten Blick erkannt.“

Ueberraſcht von der Wärme ſeines Tons und dieſer Aeußerung ſchlug er heiß erröthend ſein Auge nieder.

„Was dieſem Gemälde,“ fuhr Natalie fort, „für mich den größten Werth gibt, iſt, daß Eliſe es ſelbſt gemalt hat.“

„Sie beſitzt alſo alle Talente, wie alle Reize und Tugenden? — doch ſie iſt ja Ihre Schweſter! Aber welchen unſchätzbaren Werth muß dann dies Bild für Sie haben?“

„Und doch denke ich es nicht zu behalten; Eliſe ſoll ſich künftig noch einmal an der Seite ihres Geliebten malen, wenn ihr Herz gewählt hat, und dann will ich von ihm jenes Gemälde für dieſes eintauſchen.“

„Eliſens Geliebter!“ rief Auguſt bewegt; „o der Glückliche, den ſein Loos berechtigt, um dieſen Preis zu werben!“

Natalie ſah ihn ernſt an, der beklemmt und ſchmerzlich befangen vor ihr ſtand.

„Auguſt,“ fing ſie nach einer Pauſe an, „ich leſe in dieſem Augenblick in Ihrem Herzen und that es vielleicht ſchon früher. Meine Eliſe ſoll einſt frei von jeder Zufälligkeit des Standes und des Reichthums wählen; aber der Mann, der nach ihrem Beſitze ſtrebt, darf kein gewöhnlicher Menſch ſein. Der Beifall der Menge wiegt leicht: ſchwerer, als ihn zu erwerben, iſt es, ein Herz zu verdienen, das ſich mit reiner, edler Liebe einem Manne hingibt, indem es nicht nur die Tugenden liebt, die es an ſich billigt, ſondern auch alle, die ihm abgehen. Nur eine lange fortgeſetzte Uebung des Charakters in Allem, was gut, was ſchön iſt, kann dieſes Preiſes werth machen. Mit dieſem Händedruck verbürge ich Ihnen meine Achtung und den Wunſch, daß der Mann einſt die Hoffnungen rechtfertigen möge, zu denen jetzt der Jüngling berechtigt."

Entzückt drückte er ihre Hand an ſeine Lippen, und ſchwor, feuriger als je, der Tugend und der Liebe ewige Treue. „Auguſt," ſagte ſie ihm gerührt, „dieſe Verſicherung aus meinem Munde berechtigt Sie zu ſchönen Hoffnungen; mein Herz und das Vermächtniß meiner unvergeßlichen Mutter geben mir auf das theure, geliebte Weſen Mutterrechte, und der einzige Weg, Eliſens Hand zu erhalten, iſt der Beſitz meiner höchſten Achtung, die ich nur der Herrſchaft eines reinen, feſten Willens über alle Triebe und Neigungen zolle. Ich fordre daher von Ihnen die ſtrengſte Wachſamkeit über ſich ſelbſt, daß Ihre Liebe nie Leidenſchaft werde, und dann das Leichtere, mir von heut an nie unaufgefordert von Eliſe zu reden."

„Ach," ſagte er langſam, „das Letztere iſt hart, aber das Erſte unmöglich. Kann ich meiner Empfindung einen Damm aufwerfen und zu ihr ſagen: Bis hierher und nicht weiter?“

„Lieber junger Mann, was wäre die moraliſche Würde des Menſchen, wenn er das nicht zu thun vermöchte? — Ich weiß, wie das heiße jugendliche Herz Genuß darin findet, ſich in die geglaubte Unendlichkeit ſeiner Empfindungen hineinzuſtürzen, und nur von der grenzenloſeſten Leidenſchaft der Liebe Befriedigung hofft. Aber noch nie hat Leidenſchaft beglückt! Ich ehre die Liebe als das reinmenſchlichſte Band zwiſchen der Sinnen- und Geiſterwelt — als den ſchönſten Traum, der vom Paradieſe her in der Seele des Menſchen zurück blieb. — Wie könnte auch ich, die früher ſchwer Erkrankte, vergeſſen, was ſie mir geworden iſt? — Ihr Zauber verſchönert das Alter wie die Jugend; er mildert alle Leiden, erhebt und veredelt alle Freuden, verdeckt uns die Aermlichkeit des Lebens, und erhält uns ſanft, milde und menſchlich, was man ohne Liebe ſo leicht zu ſein aufhört. — Doch weh dem weiblichen Weſen, dem auf dem Pfade inniger, beglückender Empfindung Leidenſchaft begegnet! Unerſättlichkeit iſt ihr Gepräge, und nie kann ſie mit der Liebe im friedlichen Genuß einer heitern Gegenwart zuſammentreffen. Leidenſchaft zeigt nur die Ueberſpannung des Gefühls, wie Liebe den Adel deſſelben an. Faſt allgemein, mein Freund, wird von Euch Männern in unſern Tagen die klare Tiefe eines liebenden, weiblichen Gemüths verkannt, und Euch leidenſchaftlich geliebt zu ſehen, iſt Euch zur höchſten Gabe des weiblichen Herzens geworden. Vor dieſem verderblichen Irrthum möchte ich Sie gern bewahren, und meine Eliſe ſchützen, daß Sie nicht künftig in ihr wie der blaue Himmel wolkenloſes Gemüth den Nebel eines leidenſchaftlichen Affects werfen. Glauben Sie es meiner beſonneneren, erfahrungsreichen Anſicht, dieſe gewaltigen, ſo oft in Romanen, ſo ſelten in der Wirklichkeit ſpukenden Leidenſchaften entſpringen nur aus einer ungezügelten Phantaſie, und die heißeſten Menſchen dieſer Art haben faſt immer ſehr kalte Herzen. Aber auch in der tugendhafteſten, gefühlvollſten Seele folgt der Leidenſchaft im günſtigſten Falle doch die bittre Trauer über die Zerſtörung einer Täuſchung, die die Zeit unausbleiblich vernichtet. Gegen dies Weh iſt es mir heilige Pflicht, Eliſe zu ſchützen, und wenn Sie einſt durch ſie ſo glücklich werden wollen, als es dem lieben Geſchöpf Bedürfniß werden wird, den Mann ihres Herzens zu ſehen: ſo ſcheiden Sie von heute an von dieſen Idealen einer heißen, despotiſch über Willen und Vernunft herrſchenden Leidenſchaft. Gründen Sie die Hoffnungen Ihrer Liebe nur auf die ſanften Empfindungen eines reinen ruhigen Herzens, eines Gemüthes voll ungetrübter Harmonie innern Friedens, und der Mann und der Greis werden mir danken, wo jetzt der Jüngling mich zu kühl und zu ſtrenge findet."

Dies Geſpräch gab Auguſt nicht nur einen Anklang für ſein Leben und wurde zum Grundton ſeiner Verbindung mit Eliſen, ſondern es gibt uns auch erklärende Winke über die Art und Weiſe, wie Natalie in ihren neuen Verhältniſſen Manches und Vieles in ſich auszugleichen ſtrebte, und deutet uns den Weg an, auf dem ſie glücklich zu werden hoffte.

Auguſt nahm bei ſeinem diesmaligen Abſchied die Gewißheit mit ſich, Eliſe im künftigen Jahr bei Natalie anzutreffen, und die Hoffnung einer Zukunft, deren Glück verdienen zu wollen, ſein ernſter Vorſatz war.

Bald darauf kam Eliſe nach Hauſe. Ganz Liebe und Natur, trug ihr Sinn und Weſen das

Gepräge echter Weiblichkeit. Sie konnte in keines Menſchen Auge glänzen; aber ſie gewann alle Herzen, ſo hell ſtrahlte Jedem ihre Güte, ihre Anſpruchsloſigkeit, ihr freundlicher Sinn, und die ſchöne Wahrheit ihres Charakters entgegen. Mit dem Frohſinn und der heitern Unbefangenheit ihres Alters verband ſie die Kenntniß der Regeln des Anſtandes und der äußern Höflichkeit, deren Befolgung ihr durch Gewöhnung daran ſeit frühſter Jugend zur Natur geworden war, ohne darauf einen Werth zu ſetzen, der ſie zum Verdienſt erhoben hätte. Mit kindlicher Liebe und ſchweſterlichem Vertrauen hing ſie an Natalie, die mit unbeſchreiblicher Sorgſamkeit und Zartheit Alles von ihr zu entfernen ſtrebte, was ſie ſich ſelbſt untreu zu machen vermocht hätte, und mit einer Verläugnung, deren wenig Weiber in ähnlichen Lagen fähig ſein würden, es ſich verſagte, in den Gang ihrer Bildung thätig einzugreifen, und ihr irgend eine Aehnlichkeit mit ſich geben zu wollen. Sie übertrug ihr gleich einen Theil des Haushalts, und gewöhnte ſie zur ſtrengſten Ordnung und Thätigkeit. Es war nicht das Verweilen bei unwichtigen Kleinigkeiten, welches manche Hausfrau, die nie mit ihren Blicken das Ganze einer Haushaltung umfaßt, ausſchließlich beſchäftigt, ſondern die helle, geiſtvolle Thätigkeit eines nicht nur auf das ſparſame Ausgeben des Erwerbs, ſondern auf den Erwerb ſelbſt gerichteten Geiſtes.

Wahrlich, wir Weiber tragen ſelbſt die Schuld, wenn wir dieſe Sphäre häuslicher Wirkſamkeit nur mit der Lauheit des proſaiſchen Pflichtgedankens, oder auch mit dem Mechanismus einer dazu abgerichteten Maſchine zu betreiben wiſſen, und ſie nur im kleinlichen, den Geiſt einengenden Lichte ſehen. Ein unverſchrobener, dem Müßiggang — der leider mit einem gewiſſen äſthetiſchen Luxus der Zeit und der Thätigkeit nur zu nah verwandt iſt — feindlicher Sinn findet leicht *ohne Reſignation* in der Beſorgung des Haushalts den heitern Schauplatz nützlicher Thätigkeit, die ſich ſelbſt zum Lohn wird, ohne dieſen von dem Gedanken treuer Pflichterfüllung entlehnen zu wollen, der uns nur bei Pflichten anderer Art kräftigen, und nicht an ſolche natürliche Tugenderzeugniſſe weiblicher Natur verſchwendet werden muß.

Der Zeitpunkt von Nataliens Verheirathung näherte ſich jetzt, und ſie ſah ihm mit heitrer Ruhe und froher Zuverſicht entgegen. Die Ueberzeugung, daß Rhode ſich ohne alle Ueberſpannung in ihrem Beſitz ganz glücklich fühle, gewährte ihr einen Genuß, deſſen ſie würdig ſein mußte, um ſeinen Werth ſo innig empfinden zu können.

Da kam der Graf Gimborn, ein Jugendfreund ihres Verlobten, von ſeinen vieljährigen Reiſen auf ſeine in der Nachbarſchaft gelegenen Güter zurück. Rhode führte ihn bei Natalien ein, von der er ſich die Vergünſtigung erbat, ihn ihr auf einige Tage entführen und ihn zu einer großen Jagd nach einem ſeiner entfernteren Güter mit ſich nehmen zu dürfen. Scherzend, wie er ſeine Bitte vortrug, wurde ſie ihm gewähret; und Rhode nahm am Abend auf acht Tage Abſchied.

Am andern Morgen, als Natalie früh um fünf Uhr mit ihrer Eliſe im Garten frühſtückte, und ſich des ſchönen Reiſewetters für den geliebten Freund freute, trat er unerwartet zu ihr in die Laube.

„Vergeben Sie mir, liebe Natalie,“ bat er ſanft; „wenn ich Sie ſo früh überraſche. Eine ſonderbare Ahnung ängſtigte mich, und da ich erſt um ſechs Uhr bei dem Grafen eintreffen ſoll, zog es mich unwiderſtehlich noch vorher zu Ihnen hin. Nun werde ich ruhiger ſein, da ich Sie wohl und munter geſehen habe.“

Er war wirklich etwas blaß; Natalie wollte daher nicht genauer nach dem Grund ſeiner Unruhe fragen, und ſagte ihm lächelnd: „Zur Strafe für ſeinen Aberglauben ſolle er von ihrem Frühſtück nur eine Taſſe Kaffee, und zur Belohnung, daß ſie ihn ſo unerwartet vor ſeiner Abreiſe noch einmal ſehe, einen Kuß bekommen.“ Dankend empfing er Beides; aber vergebens ſuchte er ſeiner Beklemmung Herr zu werden, und als er zum Abſchied Natalie an ſein Herz drückte, ſah ſie ſein Auge naß werden, und er riß ſich von ihr los, als ſolle und müſſe er ihr auf immer Lebewohl ſagen.

Natalie blieb wehmüthig zurück, und fühlte es lebhaft, wie lieb er ihr ſei. Am dritten Tage ſeiner Abweſenheit kam ſein Jäger auf den Hof geſprengt, Roß und Reiter dampften. Natalie durchzuckte eine furchtbare Ahnung, und mit immer ängſtlicher, immer ſchwerer werdenden Herzensſchlägen harrte ſie ſeines Eintritts. Verwirrt und verſtört überreichte er ihrem Vater einen Brief. Sie wagte keine Frage; aber das Erblaſſen ihres Vaters mehrte noch ihre Angſt.

„Was iſts?“ fragte ſie, als er den Brief zuſammen faltete und ſichtbar beängſtet nach Worten ſuchte; „ſagen Sie mir gleich Alles; ich bin auf das Schrecklichſte gefaßt.“ Todtenbleich und zitternd ſetzte ſie hinzu: „Er iſt gewiß ſehr krank, vielleicht ſchon —“

„Nein, mein Kind, er iſt auf der Jagd geſtürzt, und ſein bei dem Sturz losgegangenes Gewehr hat ihn verwundet. Der Graf ſchreibt mir dies, um uns auf ſein längeres Außenbleiben vorzubereiten.“

„O ſeine Ahnung!“ rief ſie ſchmerzlich, „ich beſchwöre Sie, Vater, laſſen Sie mich hin, gleich — den Augenblick müſſen wir fort, mein Herz ſagt mir's, er ſtirbt, und das vielleicht ſchon in dieſer Minute.“

„Es iſt auch ſein Wunſch, liebes Kind, Dich zu ſehen, aber wirſt Du für das Mögliche dieſer Zuſammenkunft Kraft und Faſſung haben?“

„Faſſung? — o Gott, ich fürchte, es wird mir nur zu viel Zeit zu Thränen bleiben!“

Der Vater begleitete ſie zu ihm. Sie war auf dem ganzen Wege tief in ſich gekehrt und von unnennbarem Gram gefoltert.

Wer es erfahren hat, was es heißt, einen entfernten Geliebten ſterben zu wiſſen, jede Stunde ſecundenweiſe mit dem Gedanken verrinnen zu fühlen: jetzt vielleicht ſtirbt er! der weiß, was Natalie während dieſer Reiſe litt. Wer es nicht erfahren hat, faßt es nicht, daß die ſterbliche Natur ſolche Stunden, die an die äußerſten Grenzen ihrer Kraft führen, zu tragen vermag.

Nataliens einziger Wunſch war, ihn noch lebend anzutreffen; aber ſie fand bei ihrer Ankunft nur ſeine Leiche. Ihr Name war ſein letzter Erdenlaut geweſen.

Gewaltſam mußte man ſie am andern Tage von der geliebten Leiche fortreißen; zum letzten Mal ruhte ihr Auge auf dieſen unter dem Froſt des Todes erſtarrten Zügen; ſie ſchnitt eine ſeiner blonden Locken ab, und wie ſie dieſe an ihrem Herzen verbarg, ergriff ſie der Gedanke: ſo wird dir ewig Alles ſchwinden, was du liebſt, auch Er war nur eine fliehende Erſcheinung, und weil deine Hand, Unglückliche! ihn faßte, mußte er von ihr abfallen in's düſtre Grab hinein! — ſo furchtbar in ſeinem düſtern Grauſen, daß ſie bewußtlos niederſank.

O wie gern hätte ſie ihr Leben als Todtenopfer mit in ſeine Gruft geſenkt! — Sie wurde ungerecht gegen ihre bisherige ſchöne, ruhige Liebe, und glaubte ihn nicht genug geliebt zu haben. Es erſchien ihr daher jetzt als Pflicht, jedes Zureden der Vernunft, jeden Troſt der Ergebung von ſich zu weiſen, und ſie gab ſich nach ihrer Zuhauſekunſt, ganz und ohne Rückhalt dem ſtummen, gewaltigen Schmerz hin, mit dem ſie in Rhode nicht allein den Geliebten, ſondern auch den Mann verlor, an deſſen Leben jeder edlere Plan des ihrigen gebunden war, und fand nur in der Freiheit, ihre Thränen unverſiegbar ſtrömen zu laſſen, Linderung.

Ach ſie wußte noch nicht, daß dieſe nicht blos phyſiſch ſchaden! Der Menſch ſchätzt die Gabe, Thränen vergießen zu können, nicht eher, bis er dieſen Wundbalſam wunder Herzen entbehrt und dann von den früher vergoßnen Thränen wie von den Thränen ſeiner Kinderjahre ſagen muß: ich hätte euch für einen tieferen Schmerz, für eine unvergänglichere Trauer aufſparen ſollen! — Es kommt hienieden eine Zeit, deren ſparſamere Thränen nicht mehr zu Tropfen aus dem Lethe werden und wo, ſo wenig im Gemüth als im Geſicht, die Züge des Kummers ſich wieder verwiſchen. Ach, für dieſe dunkle, finſtre Zeit, wo der Menſch mit thränenloſem Auge auf die entblätterten Gefilde ſeiner jugendlichen Vergangenheit und in die Irrgänge einer hoffnungsloſen Zukunft blickt, ſollten wir unſre Thränen ſparen, und in der Jugend, deren Wunden ſich, wie die der Homeriſchen Götter, leicht und ſpurlos ſchließen, lieber einen unterdrückten Schmerz hinnehmen, als eine Thränenquelle erſchöpfen! —

Natalie hatte Neigung, Vertrauen, innige, herzliche Achtung für Rhode empfunden; ſie hätte wahrſcheinlich glücklich gemacht und wäre glücklich geworden; aber ſie täuſchte ſich jetzt über ihre Gefühle, indem ſie die Leidenſchaftlichkeit ihres Schmerzes für Leidenſchaftlichkeit der Empfindung nahm, und ſich ſelbſt ſagte: ſterben mußte er, damit mein verſtocktes Herz erfahre, wie es ihn liebte! — Aber wenn dem Lebenden die Fülle meiner Liebe verborgen blieb, ſo ſoll ſie ihn nun in ſein Grab begleiten, und mein ganzes Leben werde ein einziger, langer Trauergedanke an ihn!

Dieſe gewaltſame, durch die ganze Macht ihrer Phantaſie faſt wiſſentlich verſtärkte Spannung ihres Gemüths konnte nicht dauern; die Natur kämpfte um ihre Rechte, und eine gefährliche Krankheit drohte mehrere Wochen ihrem Leben Gefahr. Die Kunſt eines geſchickten Arztes, ihre Jugend und

Eliſens Pflege retteten ſie. Sie genas; aber die Leidenſchaftlichkeit ihres Schmerzes hatte ſich an der körperlichen Ermattung dieſer Krankheit gebrochen, und ihr blieb nur ein zärtliches Andenken, eine ſtille, wehmüthige Erinnerung an den Verlornen zurück, die ohne jene frühere Spannung für ihr inneres Leben zum Segen geworden ſein würde. Allein mit jenem erſten gewaltigen Schmerz verglichen, ſchien ihr ihre jetzige Trauer eine Kälte, die ſie ſich zum Vorwurf machte, und die wieder einen finſtern Schatten auf ihr Leben warf.

„Alſo auch mein Herz,“ ſagte ſie ſich ſelbſt, „iſt keiner Liebe fähig, und vergeblich hoffte ich von ihm eine Treue, die dem Menſchen nicht gegeben iſt. — O wenn je eine Liebe auf Ewigkeit ihrer Empfindungen rechnen durfte, ſo war es dieſe, die ein Verklärter, wie eine Blüthe aus jener Welt, ſcheidend in mein Herz ſenkte. — Vergeſſen werde ich ihn nie, werde noch lange Thränen um ihn haben, wie ſie die Freundſchaft, die Zärtlichkeit weint; aber jene ſchönere, heißere, die ganze Seele ausfüllende Liebe, mit der ich vor dieſer Krankheit um ihn trauerte, iſt dahin, und ich ſtrecke vergeblich meine Arme nach ihr als nach dem edelſten, köſtlichſten

Gefühl meines Lebens aus! — Wie viel lieber möchte ich, daß ihre Stärke mein Herz bräche, als daß es wie jetzt heilt, weil ſie ſich ihm entfremdete.“

Natalie irrte. Nicht dieſe für das fliehende Leben zu ſchmerzliche Trauer um den Verſtorbenen war es, was ſie jetzt vermißte, ſondern jener gefährliche und doch ſo verführeriſche Genuß, den die Leidenſchaft einem kräftigen Gemüth bietet, und der uns, einmal gekoſtet, jedes friedlichere Glück verleidet. Sie hatte dieſes Gift nun noch dazu unter der anziehenden Hülle des geiſtigen Schmerzes kennen gelernt. Auch trauerte ſie jetzt noch um Rhode, wie ſie ihn im Leben geliebt hatte, ohne Schwärmerei, mit ſtiller, wahrer Empfindung. Aber die Aenderung ihres Sinnes, die Erhebung ihrer Seele, die Rückkehr zu ihren alten Tugenden, die am Sterbebette ihrer Mutter in ihr aufging, war nur begonnen, nicht vollendet, und die Verläugnung aller ſanften, einfachen Gefühle, zu der ſie ſich früher gezwungen hatte, rächte ſich nun an ihr, und ſie ging, das gewöhnliche Loos des Menſchen, von einem Irrthum zu dem entgegengeſetzten über, ohne die in der Mitte liegende Wahrheit zu berühren. Ehmals lebte ſie nur in ihrem Geiſte und in fremdem Beifall; jetzt hingegen, wo ihr Herz aus ſeiner langen Unterjochung mit jugendlicher Neuheit und Kraft der Empfindungen erſtand, und ſeine ſo despotiſch verkannten Rechte geltend machte, wurden ihr dieſe zum höchſten und einzigen Gut des Lebens.

Doch verdankte ſie dem Schmerz, den ſie empfunden hatte, den unverrückten Blick auf das Ziel moraliſcher Erhebung, das ſie nie wieder aus den Augen verlor, ſo oft ſie auch noch irre ging. Die zunehmende Kränklichkeit ihres Vaters, und die Trauer, die ſie um Rhode trug, berechtigten ſie, in ihrer Familie und in einem kleinen Kreiſe geprüfter Freunde ſehr einſam zu leben. Rhode hatte ſie in ſeinem Teſtament zur Erbin ſeines Gutes ernannt, und ſie fühlte die Verpflichtung, ihm durch den Wohlſtand und die ſittliche Cultur ihrer neuen Unterthanen ein ſeiner würdiges Monument zu ſetzen. Da ſie jetzt in ihrem zwei und zwanzigſten Jahr für mündig erklärt wurde, hatte ſie auch mit keinem Hinderniß bei der Ausführung ihrer wohlthätigen Plane zu kämpfen.

Auguſt wurde nunmehr, nach geendigten Univerſitätsjahren, von ſeinem Bruder erwartet, um mit ihm den Plan zu ſeinem künftigen Leben zu verabreden. Natalie forderte ihm jetzt mit feſtem Hinblick auf ihren für Eliſens Glück entworfenen Plan das Verſprechen ab, daß er dieſe ſeine Liebe ſo wenig errathen als ahnen laſſen wolle.

„Eliſens Ruhe,“ ſchrieb ſie ihm, „iſt ein heiliges, mir anvertrautes Gut, von dem ich meiner ſeligen Mutter und meinem eignen Herzen die ſtrengſte Rechenſchaft ſchuldig bin. Ich wünſche Sie Beide mit einander vereinigt zu ſehen: aber Sie, lieber Auguſt, ſind noch weit von dem Zeitpunkt entfernt, wo Sie ihr Ihre Hand werden bieten können. Ihre Kenntniſſe, Ihre Talente ſollen Ihnen erſt den Weg zu einem Amte bahnen; wir ſind berechtigt, das Beſte hoffen zu dürfen; aber dem ungewiſſen Erfolg dieſer Hoffnung dürfen Sie und ich die Ruhe meiner Schweſter nicht preis geben. Sie werden ſie nach erfolgtem Geſtändniß verlaſſen, um in die Schranken zu treten und um den Preis zu ringen. Dieſe Thätigkeit ſichert die Geſundheit Ihres innern Lebens, nicht ſo bei Eliſen in der Stille ihrer Exiſtenz. Die Empfindung, die für Sie eine Schule der ſchönen Menſchlichkeit ſein würde, deren Blüthe, von der Liebe ungepflegt, leicht in der Seele des Mannes verdorrt, würde für

Eliſen zur verzehrenden Flamme werden. Aber auch um Ihrer ſelbſt willen fordre ich dies Opfer. Herrſchaft der Vernunft bei Reichthum des Herzens, Licht mit Wärme gepaart, kann allein meine Achtung für Sie ſo erhöhen, daß ich mit froher Zuverſicht Eliſens Schickſal in Ihre Hände lege.“

Auguſt kam, und fand ſein Ideal von der liebenswürdigſten Wirklichkeit übertroffen. Die Zärtlichkeit, mit der Eliſe an Natalie hing, ließ ihn fühlen, welche Rechte einſt die Liebe auf dies ſanfte, gefühlvolle Herz haben würde. Strenge hielt er ſein Natalie gegebnes Wort; aber ihm unbewußt, und von Eliſen nicht verſtanden, ſprach ſeine Liebe zu ihr aus ſeines Lebens leiſeſter Bewegung. Nataliens Freundſchaft und die ausgezeichnete, achtungsvolle Traulichkeit, mit der ſie den jungen Mann empfing, wurden für Eliſe leiſe Schickſalswinke. Der Mann, dem ihre Natalie ſo wohlwollte, konnte von ihr nicht unbeachtet bleiben, er erſchien ihr bald als der liebenswürdigſte ihrer Bekanntſchaft, und ſein Umgang wurde ihre ſüßeſte Freude. Allein die jungfräuliche Schüchternheit ihrer Empfindungen verhinderte ſie, den Eindruck, den er auf ſie machte, zu beachten, ſich damit zu beſchäftigen, und ihn ſo durch die Gewalt ihrer eignen Phantaſie zu verſtärken, wie dies gewöhnlich das Geſchäft einer romantiſirten Einbildungskraft iſt.

Natalie war im Stillen für das Glück der beiden Liebenden thätig. Ihr Vermögen erlaubte ihr, für die fernere Ausbildung des jungen Mannes zu ſorgen, und ſeinen ſeit lange genährten Wunſch, vor dem Eintritt in's bürgerliche Leben eine Reiſe durch Deutſchland und England machen zu können, zu verwirklichen. Er ſollte nach ihrem Plan noch zwei Jahre abweſend ſein, nach ſeiner Rückkehr in einen angemeßnen Wirkungskreis treten, und die Hand der dann achtzehnjährigen Eliſe erhalten.

Am Morgen ſeiner Abreiſe, als er Natalien gerührt den Schmerz dieſer Trennung ausſprach, gab ſie ihm das Gemälde ihrer Schweſter, und das beſtimmte Verſprechen, ihre Hand für ihn aufzuheben und ſein Andenken in ihrem Herzen zu pflegen. Er hatte noch überdies den Troſt, Eliſe bei ſeinem Abſchied tief bewegt zu ſehen. Die Innigkeit, mit der Natalie von ihm ſchied, ſchien ihrer Schweſter Rechtfertigung für die Thräne, die ihr Auge verdunkelte, als er zum Abſchied ihre Hand küßte, und ſie wünſchte ihm ſo herzlich, ſo innig, daß er froh und wohl bleiben und bald wiederkommen möge, daß Auguſts Feſtigkeit faſt an dieſer ſüßen, verführeriſchen Herzlichkeit geſcheitert wäre. Natalie beobachtete ihre Schweſter in den Stunden, die ſeiner Abreiſe folgten, genau; ſie fand ſie den ganzen Tag träumeriſch und erröthend, wenn man ſie aus dieſen wehmüthigen Träumen aufrief; aber ſie verſtand die Kunſt, unbemerkt ihre Geſchäfte zu verdoppeln, und ihre Empfindungen ſo ſanft auf andere Gegenſtände hinüber zu leiten, daß Eliſe mit den Erſcheinungen ihres eignen Herzens unbefreundet, und frei von der Unruhe der Liebe blieb. Ihr Andenken an Auguſt war heiter und ſüß; ihre Sehnſucht nach ihm ruhig, und ſo blieb der ſchöne Friede ihres Gemüths ungeſtört.

Natalie ward in dem Zuſammenleben mit ihr von Tag zu Tag friedlicher und liebevoller, aber eben dieſe Stille ihres Weſens machte es ihr fühlbar, wie viel ſie noch vom Leben zu fordern habe. Sie verſank nicht wieder in Unmuth und Verzweifelung; doch eine geheime, hoffnungsloſe, und doch ſo innig ſehnſüchtige Wehmuth, vor der die Geſundheit der Seele, der Friede des Herzens ſchwanden, ergriff ſie; ſie bebte, von Neuem irre zu gehen, und ſuchte ernſtlich einen Ausweg aus dem Labyrinth ihrer innern Verworrenheit. Sie wollte gerettet ſein, wie ſie vor dem Tode ihrer Mutter zu Grunde gerichtet ſein wollte; doch vergeblich forſchte ſie nach einer Hoffnung, auf die ſie liebend und vertrauend das Glück ihres Lebens gründen könne. Die Klippe, an der die Ruhe, der Werth der edelſten weiblichen Naturen ſo oft ſcheitert, und ſie zum Spielwerk derer macht, die ihnen nie hätten nahen dürfen, iſt dieſe nie erſterbende Sehnſucht nach Liebe, im reinſten edelſten Sinn des Wortes, die im Buſen des Weibes wohnt. Der Mann hat ohne das Weib im Leben die feſte Haltung voraus, ohne Grazie, ohne Schönheit, doch edel, feſt und groß, geht er, der Starke, auch einſam durch das Leben; aber was iſt ein Weib ohne Liebe? — ein Räthſel, das nur ſie zu entwirren, ein Weſen, das nur ſie zu erklären und zu verklären vermag. — Welches Weib bliebe auf der Höhe eines Standpunktes, wo es das ruhige Beſpiegeln in der Liebe des Mannes, das Einswerden zweier Naturen in Liebe und durch Liebe zu entbehren vermöchte, noch Weib? Und ohne dieſe tiefere myſtiſche Einswerdung zweier Seelen wird kein weibliches Weſen je erfahren, wozu es gebildet und entfaltet werden kann. Liebe in dieſem Sinn bleibt der höchſte Gewinn für das innere geiſtige Leben des Weibes, den die Erde zu bieten vermag, und dies Höchſte, Schönſte und Freieſte im Leben lag nur als dunkle Ahnung in Nataliens vergeblich nach Licht und Harmonie ſtrebender Seele.

Ihr jetziges Leben war auf Reſignation und Entbehrung gegründet, und glich ſo wenig der geiſtigen Geſundheit, wie der Zuſtand eines durch Arznei erhaltenen Kranken der körperlichen.

Ach, durch die ganze Schöpfung floß ein Quell, aus dem die Natur jedem empfindenden Weſen Tropfen zutheilte; ſollte ſie allein auf immer von ihm verwieſen ſein? — Sie ging zu allen andern Quellen zurück, aus denen ihr nach der Anſicht der Menge Glück fließen konnte, aber ihre ganze Seele ſträubte ſich jetzt gegen den armſeligen Genuß von Schimmer und Glanz, und wenn eine Welt bewundernd zu ihren Füßen gelegen hätte, ſo hätte dieſe Huldigung die Sehnſucht ihres Herzens auch nicht auf eine Minute nur zu betäuben vermocht. Auf der einen Seite ſah ſie im Leben jene Geiſtigkeit ohne Glauben, ohne Liebe, welche ſie einſt irre geführt hatte, und auf der andern, die Beſchränkung einer unbefangnen Kindlichkeit und einer zufriedenen Einfalt der ſie nun einmal entwachſen war. — Aber aus der Mitte dieſer Extreme, deren Bild ihre Vergangenheit ihr bot, ſtrahlte ein heller unvergeßlicher Zeitpunkt ihres Lebens hervor; ach, wenn die Liebe ſchon als Schmerz um einen Todten die ſchönſte, göttlichſte Erſcheinung ihres Lebens war, was konnte, was mußte ſie ihr dann nicht werden, wann ſie lebend der Lebenden begegnete? — Sie erkannte es jetzt, daß ſie Rudolph nie geliebt hatte, daß nur innige, zärtliche Freundſchaft ſie an Rhode gebunden, und fühlte es in der Einſamkeit und Stille ihres jetzigen Lebens tiefer und tiefer, daß nur Liebe ihr Herz zu heiligen, und ſie zur Einigkeit mit ſich ſelbſt, zum Frieden mit der äußern Welt zurückzuführen vermöge.

Sie hörte ſich von Allen, die ſie umgaben, geliebt nennen, allein man nahte ſich ihr nur mit Anerkennung ihrer Ueberlegenheit, und raubte dadurch dieſer Annäherung den ſchönſten Reiz für Naliens Herz, das ja unter der fremden Bewunderung früher ſchmerzlich erkältet war, bis ihre heißen Thränen es wieder aufthauten. — Sie that

Vielen wohl, ſie half in der Nähe, wie in der Ferne, und jeder Unglückliche, jeder Bittende konnte bei ihr auf Theilnahme und Gewährung rechnen; die Wohlthätigkeit vermag aber nur das Glück eines befriedigten Herzens zu erhöhen; nie wird ſie die Sehnſucht eines unbefriedigten anders als augenblicklich zu beſchwichtigen vermögen. Man muß die Menſchen, denen man wohlthut, lieben und achten, um ſich in der Sorge für ſie glücklich fühlen zu können, und das that Natalie nicht. Wer in den Kreis fremder Bedürfniſſe tritt, wird den Menſchen faſt immer klein finden, und wer Vielen Gutes thut, wird ſelten Achtung vor den Menſchen bewahren, weil er jedes höhere Bedürfniß von dem Mangel des niedern ſo erſtickt findet, daß er faſt an dem Daſein deſſelben zum Zweifler werden muß.

Auguſts und Eliſens Liebe trat jetzt mit dem Zauber der ſchönſten Wirklichkeit vor ſie hin, und ſchmerzlich ergriff ſie das Gefühl, was das Leben ihr hätte gewähren können, wenn ſie nicht um ſeinen ſchönſten Gehalt betrogen, denſelben zu früh verloren gegeben hätte. — Jetzt hatte ſie keine Hoffnung mehr, den ſeligſten Göttertraum des Lebens hienieden zu träumen. Sie konnte noch lieben; aber konnte ſie noch geliebt werden?

Das üble Befinden ihres Vaters und ihre eigne Kränklichkeit vermehrten ſich mit dem Frühling, und der Arzt verordnete Beiden den Gebrauch des Doberaner Seebades. Natalie trat dieſe Reiſe mit einer ihr durchaus räthſelhaften, freudigen Bangigkeit an, die ihr oft als Ahnung erſchien.

Ihr Vater fand in Doberan zufällig mehrere alte Bekannte, und gleich in den erſten Tagen wurden ſie in einen Zirkel von Menſchen und Vergnügungen gezogen, der ſich täglich erweiterte. Nataliens Reiz, ihr Geiſt und der Ruf ihres anſehnlichen Vermögens erwarben ihr vielen Beifall, und ſie ſah ſich bald von einem Männerſchwarm umgeben, unter dem ſie vergebens nach einem antwortenden Laut auf die Stimme ihrer Seele umher horchte; ſo ward ſie von Tag zu Tag ſtiller und wehmüthiger.

Nirgends überraſcht den Einſamen das Gefühl ſeines Einſamſeins ſo ſchmerzlich, als wenn er fremd unter eine große Menſchenmenge tritt, mit der er nur zufällig eine kurze Zeit fortgleitet, wie der einzelne Tropfen mit der rauſchenden, brauſenden Waſſerwoge. Es iſt für Seelen und Herzen immer ſchwer, ſich in der Ueberhüllung irdiſcher Verhältniſſe und Körper aufzufinden; in der lauten geräuſchvollen Menge aber verſtummt auch der leiſeſte Laut der Sympathie, der Liebe und der Sehnſucht.

Natalie ſah hier nur das eitle Spiel eines eitlen Lebens noch eitler erneuert, und ihr Widerwille, es ferner mitzumachen, ward noch entſchiedener und feſter. Auch Eliſe trat hier zum erſten Mal auf die Scene der täuſchenden Operauftritte, die man große Welt nennt. Oft wurden ſie ihr langweilig; allein der kindliche Frohſinn, die unbefangene Unſchuld ihres Sinnes wurden ihr zum Schutz gegen alle ſchädliche Eindrücke. Wie ein Spiel glitt ihr das Getümmel vorüber, und machte ihr die Einkehr in ſich ſelbſt, und die einſamen Stunden, die ſie mit ihrer Natalie lebte, nur noch lieber.

Die ſchönen Gegenden des freundlichen Doberans, die beide Schweſtern eben ſo eifrig aufſuchten, als ſie in der Regel von den Badegäſten vernachläſſigt werden; der ihnen neue Anblick des Meers, der nie den Geiſt ermüdet, nie die Phantaſie leer läßt, und die zuweilen geiſt-, wenn auch nicht ſeelenvollen, kleineren Zirkel, die ſich aus dem größeren geſondert, zuſammenfinden, verlieblichten ihren Aufenthalt, und Nataliens Wangen fingen wieder an, ſich im Glanz der Geſundheit zu röthen, während ihr Herz mehr und mehr einem warmen Boden gleich wurde, angefüllt mit den Keimen der innigſten, ſeelenvollſten Liebe, die nur auf die Sonnenſtrahlen einer fremden edlen Liebe warteten, um ihre Blüthen zu entwickeln.

Unter den gemachten Bekanntſchaften zeichnete Nataliens innigſte Hochachtung den edlen Domherrn von Rochow aus, der ſo unermüdet ein ganzes reiches Leben hindurch Gutes wollte, Gutes wirkte, und für Deutſchlands niedere Stände der Schöpfer und Verbreiter einer neuen, beſſeren Lehrmethode ward. Seine faſt ſchon vergeſſenen und vernachläſſigten Schriften enthalten einen ſo großen Reichthum populärer Wiſſenſchaft und Moral, daß man ſie eine Encyklopädie beider für den Landmann nennen könnte. Natalie traf mit ihm in dieſer Sorge und Liebe für die Bildung deſſelben wenigſtens in ihrem Streben zuſammen, ihren Gutsunterthanen das Glück eines guten Schulunterrichts zu verſchaffen. Sie hatte ſchon im Frühling dieſes Jahres ein geräumiges, bequemes Schulhaus erbauen und einen Garten anlegen laſſen, und war jetzt nur beſorgt, einen geſchickten Schullehrer zu finden, der ihre Unterthanen für Wohlſtand, und die Freiheit, die ſie ihnen zu ſchenken Willens war, empfänglich bilde. Ihre Unterhaltungen mit dem edlen Greiſe lenkten ſie häufig auf dieſen Gegenſtand hin, und erhellten ihre Anſichten im Spiegel ſeiner reifen Erfahrung zu höherer Lebensklugheit. Er erbot ſich, einen jungen Mann, der ſeit einiger Zeit in ſeinem Hauſe lebte, und deſſen Charakter und Kenntniſſe er ihr mit Wärme rühmte, zur Annahme der Schullehrerſtelle bei ihr zu bereden, da dieſer ſich für dies Fach gebildet habe, und die Anſtellung in einer von ſeinem bisherigen Aufenthalt entfernten Gegend wünſche. Auch ſchrieb er noch von Doberan aus an ihn, und konnte Natalie ſchon vor ihrer Abreiſe der Einwilligung des jungen Mannes, dem ſie ihrer würdige Bedingungen gemacht hatte, verſichern.

Das Schickſal hatte dieſer aber noch eine Bekanntſchaft aufgeſpart, die ihr mit der höchſten Freude auch den tiefſten Schmerz ihres Lebens bereitete, und die ſie bis zur letzten Minute ihres Lebens als die freundlichſte Erſcheinung deſſelben ſegnete.

Schon in den erſten Tagen ihres Aufenthalts, in Doberan fiel Natalien unter der Menge der anweſenden Fremden ein junger, ausgezeichnet groß und edelgeſtalteter Mann auf, den ſie an der Seite eines lieblichen weiblichen Weſens, voll herzgewinnender Anmuth, oft unten am Bade, oder in den einſamern Spaziergängen, nie aber in dem größern Gewühl ſah. Nach mancher vergeblichen Frage erfuhr ſie, es ſei ein Maler Willot aus Dresden mit ſeiner Gattin; lebhaft fühlte ſie ſich zu dem Wunſch, ihre Bekanntſchaft zu machen, hingezogen, allein die Gelegenheit dazu wollte ſich in den erſten Tagen nicht finden, und der tägliche Wechſel von neuen Geſichtern und hinzukommenden Fremden drängte ſpäter das intereſſante Paar in Nataliens Erinnerung zurück, und ihre gegenſeitige Bekanntſchaft ſchränkte ſich auf den ſtillen Antheil ein, mit dem ſich ihre Blicke zuweilen begegneten, oder im Vorübergehen durch einen bedeutenderen Gruß ſich auszeichneten. Jetzt war die Zeit von Nataliens Aufenthalt bis auf einige Tage verſtrichen, von denen ſie den ſchönſten zum Beſuch des Gutes D. wählte, deſſen Lage und Ausſichten man ihr gerühmt hatte.

Sie fuhr allein mit Eliſen hin und rechnete auf einen einſamen Tag, da D. faſt nie von den Doberaner Badegäſten beſucht wird, allein der Zufall führte hier heute mehrere Menſchen zuſammen, die Alle einzeln gekommen, und ſich bis jetzt in dem großen Gewühl fremd geblieben waren. So einzeln und getrennt durchſtrich man auch jetzt die ſchöne Gegend, bis ein Platzregen Alle in dem kleinen Stübchen des nächſten Bauerhauſes verſammelte, deſſen Bewohner ihren Gäſten wenig zur Bewirthung anzubieten hatten. Die Meiſten dieſer hatten indeß kalte Küche und Getränk bei ſich; man trug das zuſammen; die Männer ſchlugen einige Bänke auf, da es an Sitzen fehlte; die Frauen ordneten den Tiſch; man kam ſich während dieſer Beſchäftigungen im heitern Scherz näher, wurde bekannt, und nun ſehr froh und munter.

Natalie traf zu ihrer Freude Willot und ſeine Gattin unter den Anweſenden, und fand ſich mit ihm und dieſem einfachen, lieblichen Weſen ſo leicht und ſchnell zuſammen, daß man ihnen Allen bei den erſten Worten die Freude anſah, ſich endlich näher kennen zu lernen.

Willot war ein ſehr gebildeter Menſch; aber es war nicht die flache Geiſtigkeit der Welt- und Hofbildung, was Natalie fand, ſondern die Fülle eines reichen, poetiſchen Lebens, das auch in ſeiner Höhe noch zeigte, wie hold befreundet es mit der Erde ſei, an die es befeſtigt war, um ſich deſto ſicherer groß und frei in die Unendlichkeit hinein geſtalten zu können. Holder Ernſt und ſchöne Begeiſterung bezeichneten ſeinen Sinn, deſſen äußere Darſtellung ein reiner Spiegel des Innern war.

Natalie vermochte, dieſen Charakter zu faſſen und ſich innig mit ihm zu befreunden. — Was ſie aber mit dem lebendigſten Antheil an ihm auffaßte, war ſein Verhältniß zu ſeiner Gattin, das, bisher ohne Vorbild in der Wirklichkeit, nur als ſchönes Ideal in ihrer Seele heiligſter Tiefe geſchlummert hatte. Er ſo kühn, ſo frei, ſo feſt, ſo beſtimmt, ſie ſo weich, ſo zart, ſo kindlich, faſt ehrerbietig gegen ihn, und doch ſo voll herzlicher, vertrauungsvoller Zärtlichkeit ſich dem geehrten Mann anſchmiegend, der ſich nicht zu ihr hinunterließ, ſie nicht zu ſich hinaufheben wollte, ſondern, ſo wie ſie war, in ihr ſein höchſtes Glück, ſeine ſüßeſte Freude, ſein Theuerſtes auf Erden liebte.

Natalien wurde in ihrer Mitte, als wenn ſie nach langem Umherirren in der Fremde endlich die geliebte Heimath wieder vor ſich dämmern ſähe, und ſie erſchien ihnen gegenüber, unwillkürlich ſtiller und einfacher, als ſie ſeit Jahren geweſen war. Der ſchöne Geiſt ihrer frommen Jugend kehrte ihr ſegnend zurück, und beglückte durch ſeine Rückkehr eine reinere, feſtere Seele, als er einſt durch ſein Scheiden betrübte. Natalie war unbeſchreiblich ſanft und wohlthätig bewegt, und ihr ſonſt ſo ſtolzer Geiſt beugte ſich voll ehrfurchtsvoller Demuth vor dem anſpruchsloſen Werth Mariens, deren Herz ſich liebend dem ihren entgegen neigte, und der man ſo hell die Freude anſah, ihren Carl einem Weſen gegenüber zu ſehen, dem er ſo gerührt und begeiſtert von ſeinen theuerſten Gefühlen und Ideen ſprach. Sie miſchte ſich mit Eliſen unter die übrige Geſellſchaft und ließ ihren Gatten und Natalie, im ernſten Geſpräch vertieſt, am Fenſter zurück. Doch liebend wandte ſie oft ihren hellen, klaren Blick auf ſie, oder trat ſchweigend einen Augenblick zu ihnen, ihre Hand zu drücken.

Willot war einer der Glücklichen, dem das Schickſal ſchon in früher Jugend einen großen Menſchen für ſein Herz, und einen geliebten ſchönen Zweck für ſein Leben geſchenkt hatte, und der, von dieſen Schutzgeiſtern geleitet, die Bürgſchaft ewiger Jugend in ſich trug. Die Begeiſterung für ſeine Kunſt, die er Natalien zeigen durfte, weil ſie ſie mit ihm theilte, entriß im Geſpräch mit ihr ſeiner Feuerſeele den Schleier, und er zeigte ihr den Himmelstempel und den Altar, den er darin für ſeinen Freund, Moritz Waluda, errichtet hatte.

O wie wurde ſie erſchüttert, erweicht, aufgeregt zu Flammen edler Begeiſterung, als er ihren alten himmliſchen Traum von Freundſchaft ihr lebendig verwirklicht vorführte, und ſie die Flügel ihrer entflohenen Ideale wieder rauſchen, ihre Götterbilder die Hülle von ſich werfen, und in ewig friſcher Jugend und Schönheit in ihr Herz wieder einziehen fühlte! — So hatte ſie noch nie Jemand geehrt, als nach dieſer Stunde den edlen Menſchen, den ihr Willot in großen feſten Umriſſen zeichnete, wie er in ſeiner höhern Reinheit, in ſeinem edlern Ernſt, ſeiner erhabenen Feſtigkeit und der göttlichen Milde des liebevollſten aller Herzen, mit ihm, als der ewige Bruder ſeiner Seele durch ein Leben gehe, das Beiden geheiligt ward durch dieſe Freundſchaft.

Valuda hatte das Leben in ſeiner höchſten Luſt, in ſeinem höchſten Schmerz kennen gelernt; aber eben aus dem tiefen Leid dieſes Wechſels war ihm eine Harmonie beider geworden, die ihm jetzt das Leben frei, den Tod ſchön machte. Eine höhere Tugend, als gewöhnliche Menſchen zu faſſen vermögen, gab ihm für alle Erſcheinungen der Zeit unerſchütterlichen Muth und Glauben. Seine Seele voll unendlicher Liebe ordnete alle durch den Geiſt getrennte Theile des Irdiſchen wieder zu einem Ganzen, für das ſein Herz die Freudigkeit des Wirkens, Hoffens und Glaubens bewahrte; und nie genoß ein Mann einer ſchönern Einheit des innern und äußern Lebens, wie er. Jahre lang hatte er mit einer Liebe, wie ſie nur ein ſo großes energiſches Gemüth zu empfinden vermag, an einem ſchönen, holden Mädchen gehangen, dem ein ſeltnes Schickſal eine ſeltene Bildung gab, welche ſie in einer oft verkannten Originalität von ihrem Geſchlecht abſonderte, und ſie auf einen Standpunkt ſtellt, der ſie vielen unfreundlichen Blicken preis gab. Seine Treue, ſeine Feſtigkeit, ſeine Liebe beſiegten alle Hinderniſſe; ſie ward endlich ſein Weib, machte glücklich, war glücklich, und jetzt ſtand er an ihrer Bahre, und neben ihm wimmerte ſein Erſtgeborner, dem ſie mit ihrem Tode das Leben erkaufte.

Und in dieſen Stunden des allerheiligſten Schmerzes ſah ihn Natalie jetzt, und die Worte, mit denen die Seele des Freundes ihn ihr darin ſchilderten, gewannen ſie Baluda auf ewig. Ihrer Rührung, und der nie empfundenen Erweichung ihres Herzens nicht länger mächtig, reichte ſie Willot ſchweigend die Hand, und entwich in den Garten. Hier ſank ſie mit Thränen, die die Schuld einer trüben Vergangenheit von dem wunden Herzen, der beklemmten Seele nahmen und ſtrömten, als ob ſie nie wieder verſiegen könnten, nieder, und dankte Gott — inniger hat ihm nie ein ſterbliches Weſen gedankt — daß er ſie gerettet, ſie geſchützt habe, im reichen Leben zu verſchmachten, wie der Schiffer auf der weiten Waſſerfläche oft durſtend verſchmachtet. Was ſie empfand, vermochte ſie ſich ſelbſt nicht zu deuten. Sie fühlte aber in ſich das Erblühen eines neuen Lebens, und flehte zu Gott, ſie für daſſelbe zu heiligen, und dann verſtummte ſie, und nur ihre Thränen waren noch Gebet.

Wiedergeboren, getauft mit ſeinem Geiſt, ſeiner Liebe, kam ſie wie verklärt zur Geſellſchaft zurück. Und wenn ſein Name nie wieder vor ihr genannt worden, kein Laut von ihm je zu ihr gedrungen wäre: ſie wäre doch ſein geblieben auf ewig.

O, da es eine Liebe gibt, die zu ihrem Daſein nichts bedarf, als das Bild des Geliebten, die ohne Hoffnung, ohne Wunſch, in ſeliger Stille nichts fordert, als dies Erkennen fremder Trefflichkeit: ſo laßt uns nicht zweifeln, daß wir, Pilgrime hienieden, das Bürgerrecht in einer ſchöneren Welt beſitzen.

Natalie nahm bei der Rückreiſe Willot und Marie mit in ihren Wagen, und ſie gewannen ſich gegenſeitig immer lieber. Willot, der das Gute und Schöne, wo es ihm erſchien, enthuſiaſtiſch und im Colorit einer dichteriſchen Phantaſie auffaßte, und dem ſein edler Freund unvergänglichen Glauben an die Würde der menſchlichen Natur gegeben hatte, beſaß das himmliſche Vermögen, einem Menſchen ungeſtört vom leiſeſten Zweifel der Erfahrung vertrauen zu können. Er gab ſich hin, ehe noch Zeit und Prüfung die Ahnung des fremden Werthes zur Einſicht erhoben hatten, und Natalie war dieſes Vertrauens, das ſie ihm gegenüber wieder fand, werth. Unzertrennlich für die wenigen noch übrigen Tage ihres Aufenthalts, fanden ſie ſich mehr und mehr in gleichen Anſichten, Ideen und Empfindungen zuſammen. Dann ſchieden ſie, wehmüthig, aber ohne Schmerz, da Jeder in ſeinem eignen Herzen die Bürgſchaft trug, von dem Andern unvergeſſen zu bleiben.

Ihr Vater, der ſeine täglich zunehmende Schwäche fühlte, und kaum den Frühling zu erleben hoffen durfte, wünſchte ſeine Vermögensumſtände in Ordnung zu bringen. Sein Gut fiel nach ſeinem Tode an einige ihm faſt ganz fremde Lehnsvettern, mit denen er mündlich Abrede zu nehmen wünſchte, um ſeine Töchter in der Zukunft gegen die habſüchtige Einmiſchung der berüchtigten Advocaten ſeines Vaterlandes zu ſchützen. Er machte daher auf der Rückreiſe von Doberan einen Umweg über Lübeck, den Wohnort ſeiner Lehnsvettern, und fand in ihnen ein Paar ſehr brave, geſcheidte Männer, die ihn mit zuvorkommender Artigkeit aufnahmen, und Alles aufboten, ihm und ſeinen Töchtern den Aufenthalt bei ſich angenehm zu machen. Man hatte Sinn genug, dies nicht durch das Zuſammenbitten einer großen, ſteifen Geſellſchaft, ſondern durch kleine von Traulichkeit und Scherz beſeelte Zirkel erreichen zu wollen. Die ſchöne Jahreszeit begünſtigte die Streifereien in die umliegende Gegend, die Natalie ſichtlich jedem andern Vergnügen vorzog, und Muſik und Tanz beſchloſſen gewöhnlich den Abend. Nataliens Geſang trug nicht wenig zur Verſchönerung dieſer Abende bei, und man bewunderte die Reinheit und den ſeltnen Umfang ihrer Stimme eben ſo ſehr, als die Fertigkeit und Sicherheit, mit der ſie ſchwere, ihr ganz fremde Sachen vortrug.

Den Abend vor ihrer Abreiſe brachten ſie in dem Garten des einen Vetters zu, der allen Bekannten zu jeder Tageszeit offen ſtand. Auch heute waren mehrere nicht zur geſchloſſenen Geſellſchaft gehörende Perſonen da; dieſe verſammelten ſich gegen Abend in dem Gartenſaal, wo Julie, die Tochter des Hauſes, Natalie, Eliſe und mehrere der anweſenden jungen Mädchen ſich in Geſang zum Spiel der Guitarre und des Pianoforte's ablöſeten. Ein aus der Stadt nachkommender Bedienter brachte die eben mit der Poſt angekommenen Briefe, und unter dieſen ein Packet ſchöner neuer Muſikalien für Julie mit. Neugierig eröffnete man es gleich, fand aber leider nur zweiſtimmige Sachen, die, Natalie ausgenommen, Keiner von der Geſellſchaft ſich getrauen durfte, vom Blatte vorzutragen. Arnold, Juliens Verlobter, der ſehr angenehm ſang, und dadurch wahrſcheinlich die Wahl dieſer Singſtücke veranlaßt hatte, nahm die Stimme, aber ſchon nach dem erſten Blick darauf legte er ſie nieder, und erklärte die Unmöglichkeit, ſie uneingeübt ſingen zu können. Natalie hatte während dieſer Zeit die ihrigen nachgeſehen, und das Accompagnement durchgeſpielt. Es wehte ihr aus dieſen Compoſitionen eine ſo liebliche Melodie, eine ſo reiche Harmonie entgegen, daß ſie den Wunſch lebhaft äußerte, es möge ſich Jemand finden, der die zweite Stimme ſingen wolle und könne; doch vergeblich!

„Wenn ich nicht irre,“ ſagte Julie endlich mit muthwilligem Ton zu ihrem Freunde, „ſo habe ich vorhin am Baſſin Ihren Weiberhaſſer wandeln geſehen, deſſen Geſang Sie mir ſo oft gerühmt haben; wie wäre es, wenn Sie den Verſuch machten, ihn herzuführen, und zu ſehen, ob er Muth genug hat, einem halben Dutzend Mädchen unter die Augen zu treten?“

„Ich will mein Glück verſuchen,“ antwortete der junge Mann lächelnd, „und hoffe das Beſte; denn wahrlich, Couſinchen, weiberſcheu iſt er nicht.“

Natalie fragte Julie, von wem die Rede ſei? „So recht weiß ich es ſelbſt nicht; es iſt ein Jugendfreund Arnold's, der ſich ſeit einigen Tagen hier aufhält, und nach Allem, was ich von ihm gehört habe, ein ſehr genialiſcher Menſch, den der empörende Unwerth einer von ihm vergötterten Frau zum entſchiedenſten Weiberhaſſer gemacht hat. Doch wahrlich, da kommt er mit Arnold gegangen; nur Einen Blick, liebe Natalie — welch intereſſantes Geſicht! wer ſollte glauben, daß dieſer jugendliche blühende Mann ſo bitter mit unſerm Geſchlecht zerfallen ſei?“

Natalie ſah auf, und ihr Auge traf auf ein dunkles, leidenſchaftlich glühendes Augenpaar, das ſeinen Blick, wie überraſcht, von ihr wegſenkte, und es dann nicht der Mühe werth zu finden ſchien, die übrige Geſellſchaft auch nur mit einem Blick zu überfliegen. Arnold ſtellte ihn ſeiner Braut vor, die er mit einigen artigen, aber im gleichgültigſten

Ton geſagten Worten begrüßte. Da es in die Augen fiel, daß man eben muſicirt hatte, wandte ſich das Geſpräch ſchnell darauf, und Alle vereinigten ſich zu der Bitte an den Fremden, das eine wunderſchöne Duett zu ſingen, das Keiner aus der Geſellſchaft ſich vorzutragen getraue. Natalie allein ſaß ſtumm und von der Geſellſchaft abgewandt am Flügel, und ihr feines, geübtes Ohr unterſchied in den Antworten und in der Weigerung des Fremden, der nun erſt erfuhr, warum er hierher gelockt worden war, ſeinen beleidigten Stolz, und einen Ton, deſſen Modulation den Mangel feiner geſellſchaftlicher Bildung verrieth; ſo wie die Wahl ſeiner Ausdrücke dagegen auf Geiſt und Lectüre deutete. Selbſt die Nachläſſigkeit ſeines Benehmens gegen die bittenden Mädchen wäre durch einen geübtern Tact für das geſellige Verhältniß der höhern Stände gemildert und verkleidet worden. Doch eben dieſer ſonderbare Contraſt der Sprache und des Benehmens zog ſie an, und ſie fühlte unmuthig, daß mehr Gewandtheit, als der Fremde beſitze, dazu gehöre, um nach ſo langem Widerſtand mit Anſtand nachzugeben, und doch wünſchte ſie ſo ſehr, ihn ſingen zu hören. Schnell riß ſie alle Züge des Flügels auf — ein rauſchendes Allegro ſtörte die Unterhaltung, und mit unnachahmlichem Blick und Ton, mit unwiderſtehlicher Grazie und der ſeltſamſten Miſchung von Bitte, Befehl und Frage wandte ſie ſich zu ihm um: — „Sie ſingen!?“

Sichtbar betroffen trat er ihr mit einer ſtummen, bejahenden Verbeugung näher. Daß er mit ihr, deren Blick ihn bei ſeinem Eintritt ſo milde entgegen ſtrahlte, ſingen ſollte, hatte er ja noch nicht gewußt. Mit dankendem, ausdrucksvollem Blicke gab ſie ihm nun ſeine Stimme, er durchlief ſie und ſenkte ſein Auge zweifelnd zu ihr herab; aber ſie ſah ſo freundlich aufmunternd zu ihm hinauf, ſie verſtändigte ſich ſo hold mit ihm über einige der ſchwerſten Paſſagen — ſonderbar, daß er gar keine Worte finden konnte, mit ihr zu reden — er fürchtete, dies könne ihr als Unart erſcheinen — als ob in irgend einer Sprache etwas Ausdrucksvolleres geſagt werden könnte, als für Natalie in dieſem ſtummen Gehorſam, dieſer beklommenen Befangenheit lag! Oft hatte ſie beim erſten Anblick gefallen, und welchem Weibe entgeht dieſer Eindruck? aber die, denen ſie gefiel, wußten immer eben ſo ſchnell, und oft noch früher als ſie um dieſen Eindruck, und ſuchten dann ſehr angelegentlich ſie auch damit bekannt zu machen. Hier aber ſtand ſie, wie ſie fühlte, einem Gemüth gegenüber, das ſich ſelbſt in dem empfangenen Eindruck nicht verſtand; und die Neuheit dieſer Erſcheinung verdoppelte das Intereſſe, das die Beiwörter, unglücklich, genial, dieſe wahren Talismane für Weiber, in ihr geweckt hatten.

Sie ſang! Mit ſo ſeelenvollem, dem innerſten Herzen ſich entreißendem Ausdruck hatte ſie nie geſungen, — und ſie fühlte in ſeinem Geſang, wie ſie ihn allmählig mit ſich fortriß, er alle Umgebungen vergaß, und ſich von dieſen Tönen zu irgend einem goldnen, geheimnißvollen Feenlande fortziehen ließ. — Jetzt hatte ſie geendet; ſie ſtand auf, dankte ihm mit einer Verbeugung, und ließ ihn, wie träumend am Inſtrumente zurück. Noch immer hörte er ſie in Sirenentönen ſingen:

All' eccesso del contento
Sento il core in tale istante
Anelante
Palpitar.

Der ſchöne Abend lockte die Geſellſchaft wieder in den Garten zurück. Man vertheilte ſich paarweiſe, und Natalie blieb, nicht ganz unvorſätzlich, mit dem Fremden, der ſich wieder zu ihr gefunden hatte, allein. Niemand verſtand beſſer als ſie die Kunſt, den mit äußrer Rohheit kämpfenden Geiſt im Geſpräch von ſeinen Feſſeln zu entbinden, und ihn zur klaren, ſelbſtgenügenden Anſicht ſeiner ſelbſt zu führen. Mit der Sicherheit und Unbefangenheit, die ihr ihre höhere Bildung in dieſem Geſpräch geben mußte, ging ſie in die Ideen ihres Geſellſchafters ein, und leitete ihn, ſeine Gedanken mit einer Klarheit auszuſprechen, die ihm als eigenes Verdienſt erſchien. Der gewaltige Eindruck, den ſie auf den jungen Mann machte, entging ihr nicht; allein Valuda's Bild, das heilig in ihrem Herzen ruhete, und keinen Götzen darin neben ſich duldete, ſchützte ſie vor der Unwürdigkeit, mit dieſem Eindruck ſpielen zu wollen, und ſie wünſchte, dem jungen Manne in dem Andenken dieſes zufälligen Zuſammentreffens einen Keim zu hinterlaſſen, aus dem ſich früher oder ſpäter, von freundlichen Händen gepflegt, der Glaube an Weibertugend und Weibergüte leichter zu entwickeln vermöge. Sie fühlte, daß es Gleichheit des Schickſals war, was ſie zu ihm zog; getäuſcht, hintergangen, um ihre Hoffnungen, um Liebe, Glaube, Glück betrogen, wie er, ſah ſie, wie in einem finſtern Spiegel, ihre Vergangenheit, die ihr nicht blos Schmerzen, auch Flecken gegeben hatte, in der unharmoniſchen Leidenſchaftlichkeit dieſes Mannes, die früher wahrſcheinlich auch nur gehaltvolle Sentimentalität war.

In den gewöhnlichen Irrthum leidenſchaftlicher Menſchen verſunken, hielt ſich der Fremde ſelbſt für einen ausgebrannten Vulcan, und glaubte ein Leben ohne Huld und Freude, wie das menſchliche, könne nur durch den entſchiedenſten Stoicismus gewürdigt werden. Er zertrat daher und verachtete alle Freude, und der Schmerz ſchien ihm auch nur da zu ſein, um durch Gefühlloſigkeit beſiegt zu werden. Natalie ſah aber, daß er wie ein Metallguß nur auf der Oberfläche erkaltet, in ſeinem Innern verzehrend fortglühe und eben durch dieſe erkünſtelte Kälte für die höchſte, gewaltigſte Leidenſchaft immer empfänglicher werde, und ſich ihr wahrſcheinlich ohne Maß und Schranken hingeben werde, ſobald ihm ein blumenübergrünter Abgrund erſcheine.

Ein inniges Mitleiden mit ihm ergriff ſie, das, verbunden mit der Achtung, welche ſie der Energie eines ſolchen Gemüths nicht verſagen konnte, zu milden, erhebenden Worten wurde, die ſie ſelbſt, indem ſie ſie ausſprach, auf ihrem neuen Wege kräftigten. Sie führte ihn darauf hin, wie leicht man bei einer für das Große begeiſterten Phantaſie dahin komme, die kleinen ſtillen Tugenden zu verkennen, an die das Wohl des Einzelnen, wie des Ganzen gebunden iſt; wie man vorzüglich in der Jugend ſo geneigt ſei, die Alltagspflichten unter die Füße zu treten, um dem Ideal eines moraliſchen Heroismus nachzuſtreben, dem die Vorſehung neben tiefer Verworfenheit ſeine Stelle angewieſen habe, damit der Contraſt beider den friſchen Lebensſtrom der Menſchheit vor dem Schlammichtwerden ſchütze. Darum ſeien aber nur Wenige berufen, ihn zu üben; Jeder hingegen könne in ſeinem Kreiſe das Schlechte meiden, das Beſte wollen und das Gute thun; und wer dieſem Ziel mit Treue und feſtem, ernſtem Willen nachſtrebe, finde auch ſicher die Straße des Friedens wieder, die im verworrnen Leben allein zum Heil führe. Sie ſagte das Alles ohne beſondre Beziehung, wie im Allgemeinen; aber ſie fühlte ſich verſtanden in dem Feuer, mit dem er ſie zur genauern Zergliederung ihrer Ideen leitete, als ſeien ſie ihm ein Licht auf dunklem, troſtloſem Pfade.

Niemand fühlt den Beruf, Irrende zurecht zu weiſen, lebhafter und inniger als der, den eben eine ſchützende Hand auf den rechten Weg zurück führte, und der nun nach herausgeriſſenem Unkraut das Aufgehn des edlern Blumenflors in ſich fühlt und ihn pflegt. Was auf die menſchliche Seele in Fällen dieſer Art wirken ſoll, muß nie aus abſtracten, allgemein gültigen moraliſchen Geſetzen, ſondern aus individuellen Empfindungen hergenommen ſein. Dieſe theoretiſchen Principien ſind gut und paßlich für die Stunden unbefangener Prüfung und ernſten Sammelns; ſie können uns ſchützen, uns kräftigen, dem rechten Wege treu erhalten, aber nie werden ſie vom unrechten zurückführen, weil in der Verirrung des Einzelnen faſt immer ſo viel Eigenthümliches liegt, daß ſie zur Ausnahme von der Regel wird, und der Verirrte ſich außer dem Geſetz fühlt, das auf ſeine Lage keine Rückſicht nahm und nehmen konnte.

Ach, unter allen Trauerſtunden des Lebens ſchmerzt keine mehr, als die, wo der Menſch, der am Morgen ſeines Daſeins ſeinen Lauf ſo voll edlen Muthes, ſo voll feſten Willens, nur dem Edelſten nachſtreben zu wollen, begann, tödtlich ermattet niederſinkt, und die Kraft verloren hat, ſich ſelbſt wieder aufzurichten gegen die Aurora, die um die bedeckte Erde als Wiederſchein des Geiſterreichs liegt. Fordert nicht, ihr ſtrengen Richter fremder Schwäche, von dem müden, durch Thränen verdunkelten Auge des Unglücklichen, daß es durch den finſtern Nebel dringe, der ihm den ewig reinen, von jedem irdiſchen Dunſt unumwölkten Himmel verbirgt. Gerade den Beſten unter uns ſaugt das Leben gern, wie ein Vampyr, das warme Herzblut aus, und treibt ſie dann in den Irrgarten der Alltäglichkeit, wo man, der höheren Bedürfniſſe der Menſchheit uneingedenk, vom Leben nichts fordern darf, als Wohlſein bei Speiſe und Trank und Allem, was dem Körper behagt. — Nicht der vom Blitz des Unglücks *entſeelte* Menſch iſt zu beklagen, aber wohl der durch ihn *entſtellte*, deſſen Fall nicht unwürdige Schwäche, ſondern Verirrung der edelſten Kräfte war. Die Menge weiſet ja allen Kampf von ſich und vergaukelt an die erbärmlichſten Armſeligkeiten ein Leben, deſſen Gehalt ſich an unzerreißbaren Fäden durch die ganze Stufenfolge unſers Daſeins fortſpinnt. Die Mehrzahl der Beſſeren ſiecht dagegen ein freudenleeres Leben hin, auf das nur die negativen Tugenden der Geduld und der Reſignation einen lichten Strahl werfen, und, wahrlich, ich liebe und achte dieſe ſchönen, weichen Seelen, deren vorzüglich mein Geſchlecht ſo viele hat, die ohne Freude und doch ohne Klage fromm und gelaſſen durch das Leben gehen; aber die Erde ſoll doch ſo wenig ein moraliſches als ein phyſiſches Siechhaus ſein. Das Ideal wahrer Menſchenbildung iſt Geſundheit der Seele und des Körpers; denn auch auf die letztere ward im geiſtigen Weltplan mit gerechnet. Nur ein freudiges Handeln beſtimmt den wahren Werth des Menſchen, und ſo iſt die Geduld auch ſchon edler als Reſignation; jene hat Hoffnung, dieſe nicht.“

„Wie Viele aber von denen, die jetzt ſo hinſchlendern, unbekümmert, ob ihre Seele im Blute wohne oder nicht, waren doch auch einſt voll Glauben, Liebe und Hoffnung! — Wie Viele von ihnen würden nicht gerettet werden, wenn wir uns untereinander zur Ermunterung und zum gemeinſchaftlichen Fortgange auf gleichem Wege treuer die Hand böten, oder den Verirrten williger an unſer Herz zögen und ſchonend ſeine Wunden mit unſerer Liebe bedeckten. — Nur zu oft aber ſtoßen wir ihn ganz hinunter, unbekümmert, ob nicht ſein Herzblut den ſchlüpfrigen Pfad netze, den er, mit der letzten, verzweiflungsvollen Anſtrengung ſeiner erſterbenden

Kräfte erklimmt, und von dem er zurückgleitet, weil keine Hand ſich ausſtreckt, ihn zu halten. Gott! ein Strohhalm könnte das oft, und doch iſt man ſo taub gegen den Schrei der höchſten jammervollſten Seelenangſt, mit der der Menſch um ſein herrlichſtes Kleinod, den Glauben an ſich und die Menſchen ringt!“ —

„O laßt uns lieber zehn Unwürdigen liebend und tröſtend mit Warnung und Ermunterung an die Hand gehen, als einen Unglücklichen nicht beachten, der vielleicht nicht mehr den Muth hat, uns aufzuſuchen, aber uns als ſeinen Schutzengel aufnimmt, wenn wir uns ihm nähern. Soll denn nur der Heißhunger körperlicher Bedürfniſſe unſer Mitleid, unſre Hülfe anſprechen? Iſt es denn nicht unendlich mehr werth, den edleren Theil eines Menſchen zu retten? Und was iſt aller körperliche Schmerz, alles übrige Weh der Erde gegen die im Vergehen noch aufzuckende Seelenangſt, mit der man ſich täglich tiefer ſinken fühlt, ohne eigne Kraft, dieſem Verſinken entgegen arbeiten zu können?“

„Ja, es iſt ſchrecklich, aber wahr: der Menſch kann ſo weit kommen, ſich ſelbſt aufzugeben! — Er kann das, aber kein Andrer darf es; denn, wie kann das, was göttlichen Urſprungs iſt, vernichtet werden in einer Seele, deren Leben eben dies Göttliche iſt? wie dürfte der Menſch den Menſchen je verloren geben?“ —

„Und wenn nun ſo ein Unglücklicher ſtumm und entſtellt unter uns wandelt, und vergebens nach einem Auge ſpähet, das ihn tröſtend anblicke, nach einem Laut, der ihn kräftige, einer Hand, deren Druck ihm leiſe ſage, vertraue: wollt ihr ihn denn ſteinigen, weil er, von Allen verlaſſen, ſich ſelbſt verläßt? — Stumm und ſchweigend wird er unter euren Würfen zu Boden ſinken; aber wer nicht begreift, was er leidet, begreift auch nicht den unendlichen Jammer deſſen,

„Der ſich Menſchenhaß aus der Fülle der Liebe trank!“—

Nataliens ſanfte aus dem Herzen kommende Wärme theilte ſich dem Fremden mit. „Sie laſſen mich fühlen,“ ſagte er ihr, „daß der Menſch nicht für einen immerwährenden hoffnungsloſen Streit zwiſchen den Grundtrieben ſeiner moraliſchen und fühlenden Natur, dem Gebot der Pflicht und dem Durſt nach Glück, beſtimmt iſt, wie ich es ſeit einiger Zeit glaubte. Aber das Leben hat doch Momente, die den Quell heitern Lebensſinnes auf immer vergiſten. Nur der Durſt, der heiße Durſt nach dem Glück, das das erſte Bedürfniß unſers Herzens war, bleibt uns zurück, und der kann dann nie geſtillt werden. Wenn unſer Weh in unſrer Empfindung liegt, ſo iſt ja die eine Quelle des Lebens ſelbſt vergiftet und es bleibt dem Menſchen nur das Rettungsmittel, ſein Gefühl zu ertödten, und einen Theil ſeines Weſens dem Ganzen aufzuopfern, wie der Wundarzt auch zuweilen den Körper verſtümmelt, um das Leben zu retten.“

„Darf aber der geringere Theil unſers Weſens durch Aufopferung des edleren erhalten werden? — Auch ich ehre die Vernunft als einen Funken aus dem ewig reinen Licht; aber das Gefühl erſcheint mir als ein noch ſchönerer, beſeelenderer Abglanz deſſelben, und nie wird man mich überreden können, daß der Menſch edler iſt durch ſeinen Geiſt, als durch ſein Herz. Nur aus dieſem entſpringt die Schönheit des Willens, die ihn aus der Macht des irdiſchen Verhängniſſes hebt, denn der Geiſt kann das Sittlichſchöne erkennen; doch geliebt wird es nur mit dem Herzen. Freilich gelangen nur Wenige ohne Kampf und Streit zu jener ſeligen Einheit beider, aus der der Friede geboren wird, der höher iſt als alle Vernunft. Doch müſſen wir darum dieſen nicht für unerreichbar halten und den Kampf nicht zum Zweck erheben. Was der Menſch ſich im ſchuldloſen Freudengenuß des Lebens aneignet, iſt Gewinn für ſeine höchſte Bildung. Eine verlorne Hoffnung, eine geraubte Täuſchung kann den Menſchen nie berechtigen, bitter gegen das Leben zu werden; dem Menſchen, der dieſes nicht nur zu genießen, ſondern auch zu würdigen verſteht, welken nie alle Freudenblumen deſſelben; — und wer trägt die Schuld, wenn er aus dem reichen, duftenden Kranze nur die Roſe wählte, und entblättert ſich dieſe, ihre einfachen, aber an Duft und Werth mit ihr wetteifernden Schweſtern nicht zu würdigen verſteht und ſie von ſich wirft? darf er es dem Leben aufbürden, wenn er in dieſer Verſtockung aus der Sittenlehre eine ſtrenge despotiſche Rechtslehre bildet, die ihm nur Pflichten aufbürdet, ohne ihm Rechte, Wünſche und Hoffnungen zu geſtatten? — In der Kälte dieſes Syſtems gedeihen dann freilich die zarten, frommen Blüthen freudiger Pflichterfüllung nicht, die dem Menſchen ſo labend und erquickend duften, wenn des Lebens Schwüle ihn drückt. Der Menſch ſoll das Gute thun, weil es gut iſt; aber er darf es auch lieben, weil es ihn heiter, fromm und zufrieden macht, und kann er dieſes ſein, wenn er nur Vernunft, dieſen einzelnen Schößling der reichbegabten menſchlichen Seele, hat und haben will? — Wer für einfache Güte, für Menſchenliebe, für aus dem Herzen entſpringende Thätigkeit für fremdes Wohl nicht verloren iſt, der iſt es auch wahrlich nicht für das Glück, das ſich früher oder ſpäter, aber gewiß unausbleiblich, freundlich wieder zu ihm wendet."

„Ich betrat heut," antwortete er ihr „dieſen Garten mit einem Widerwillen gegen das ganze Leben, von dem ich jetzt bekenne, daß es der Unmuth finſtrer Hoffnungsloſigkeit war. Einem Glück, das mir zu Gift geworden war, gab ich jedes wohlthuende Gefühl zum Geleit mit, als ich es von mir ſtieß, weil ich fühlte, mein Herz habe mich elend gemacht. Ich wollte nun nur noch feſt und hart und ſtark ſein, und war vielleicht durch dieſe mir aufgezwungene Unnatur noch unglücklicher, als durch mein Geſchick. In wenig Tagen trete ich in einen Kreis einfacher, nützlicher Thätigkeit, wo ich unendlich viel Gutes ſtiften kann; mir ſchaudert ſelbſt vor der Erſtorbenheit, mit der ich an meine künftigen Pflichten dachte, aber jetzt, in Ihre Hand will ich das Gelübde legen, ſie als Quelle meines Glücks zu lieben und gewiß werde ich dies Gelübde löſen.“

„Und mit dieſem Händedruck,“ ſagte Natalie, „gebe ich Ihnen die Verſicherung, daß Ihre frühere Empfänglichkeit für Lebenswerth und Lebensgenuß Ihnen dann veredelt und verſchönt wiederkehren wird.“

Er drückte die dargebotene Hand an ſeine Lippen, aber die Worte, mit denen er für dieſe Verheißung danken wollte, verſtummten vor den Perſonen, die in dieſem Augenblick aus einem Nebengange zu ihnen traten. Man ging gemeinſchaftlich weiter; die Geſellſchaft fand ſich mehr und mehr zuſammen, und erſt im Eßzimmer vermißte Natalie den Fremden. Sie wandte ſich mit ihrer Erkundigung nach ihm an Arnold.

„Er iſt,“ antwortete dieſer, „der Sohn eines Predigers, der von ſeinem Vater einen berühmten Namen und eine treffliche Erziehung erhielt. Leider verlor er dieſen Führer zu früh; die Vormünder gaben ihn auf eine hohe Schule, und beſtimmten ihn, dem früheren Plan ſeines Vaters zu Folge, für den Stand deſſelben. Er hatte aber die ſonderbare Schwärmerei, durchaus nur Landſchullehrer werden zu wollen. Alles, was er zu dieſem Berufe zweckmäßig und nützlich glaubte, lernte er mit großem Eifer; aber ſein Widerwille gegen alle Sprach- und höhere Wiſſenſchaften war, trotz ſeiner ausgezeichneten Fähigkeiten ſo entſchieden, daß alle Verſuche, dieſen zu bekämpfen, fruchtlos blieben, und er endlich, als man ihn mit Strenge dazu anhalten wollte, entfloh, und zu dem Domherrn von Rochow, einem Freunde ſeines verſtorbenen Vaters, ſeine Zuflucht nahm. Dieſer nahm ſich ſeiner an, und wirkte ihm die Einwilligung ſeiner Vormünder aus, das H... Schullehrer-Seminar beziehen zu dürfen. Hier erwarb er ſich die Liebe und die Achtung ſeiner ſämmtlichen Lehrer, und war ſchon zu einem einträglichen Dienſt vorgeſchlagen und ernannt, als er plötzlich die Vocation zurückſandte, H... verließ, und ein Jahr ſehr menſchenſcheu und einſam im Hauſe ſeines alten Gönners Rochow lebte, auf deſſen Empfehlung er jetzt in einer entfernten Provinz eine Stelle erhalten hat. Ueber ſein Schickſal iſt er ſehr verſchloſſen; doch machen es mir ſeine Weiberverachtung und ſein Trübſinn ſehr wahrſcheinlich, daß der Unwerth eines vergötterten Weibes ſie bewirkte."

„Und ſein Name?" fragte Natalie geſpannt.

„Wilhelm Buri."

Ihre Ahnung hatte ſie nicht betrogen; der Fremde war ihr neuer Schullehrer.

Eine ſonderbare Empfindung goß ſich erkältend durch Nataliens Adern; ſie fühlte zu ihrem eignen Erſtaunen, daß ſie erblaßte.

Natalie, es war die Warnung Deines Schutzgeiſtes!

Dritter Abſchnitt.

Es lag dies Herz für alle Pfeile offen
Und mancher gift'ge trank ſein Blut.
E. M. Arndt.

Wenig Wochen nach ihrer Rückkehr von Lübeck ſtanden Natalie und Eliſe am Grabe ihres Vaters. In ſeinem Teſtament hatte er Natalien die Vormundſchaft über Eliſe aufgetragen und die verdoppelte Thätigkeit, zu der ſie dadurch verpflichtet ward, half ihr den Schmerz dieſes Verluſtes feſter und ernſter ertragen, als ſie es ſonſt zu thun vermocht hätte. Sie ſchrieb an Auguſt und forderte ihn auf, ſeine Zuhauſekunft zu beſchleunigen. Ein günſtiger Zufall machte ihn mit dem Kammerpräſidenten bekannt, welcher an den Kenntniſſen und dem ſchönen Eifer des jungen Mannes, der das Gute innig liebte und verſtändig wollte, ſo viel Gefallen fand, daß Auguſt in kurzer Zeit eine der angenehmſten und einträglichſten Beamtenſtellen ſeines Vaterlandes erhielt. Von Natalie gebilligt, blühte die ſtille Neigung Eliſens jetzt wunderbar ſchnell zur innigſten Liebe auf, und da ſeine Beförderung jedes Hinderniß ihrer Verbindung beſeitigte, genoß Natalie des Glückes, die Hand ihrer Schweſter dem Manne geben zu können, den ſie ihrer wahren Achtung und ihres vollen Vertrauens werth gefunden hatte.

Mit mütterlicher Freude und Sorgſamkeit war ſie unermüdet geſchäftig, ihre Eliſe auszuſteuern und ihr ihre neue Wohnung auszuſchmücken; aber alle Bitten ihrer Geſchwiſter, künftig bei ihnen zu wohnen, waren vergeblich. Sie begleitete ſie nach ihrem neuen Wohnort; doch ſchon nach einigen dort zugebrachten ſehr glücklichen Wochen ging ſie nach ihrem Gute zurück, wo ſie künftig zu wohnen entſchloſſen war.

Dieſe Trennung war theils Folge ihrer immer lebhafter werdenden Sehnſucht nach Einſamkeit und ſtiller Einkehr in ſich ſelbſt, theils ihres Grundſatzes, daß im erſten Eheſtandsjahr die Anweſenheit einer vertrauten Freundin der jungen Frau für ihr eheliches

Glück ſelten heilſam iſt, indem ihre Gegenwart verhindert, daß Denkungsart und Handlungsweiſe beider Gatten ſich zu jenem unauflöslichen Gewebe in einander ſchlingen, welches das Glück und das Heiligthum der Ehe genannt zu werden verdient.

Natalie kam in Gremlin, ſo hieß ihr von Rhode ererbtes Gut, an. So unabhängig ſie auch bisher gelebt hatte, war ihr doch das Gefühl, in eignem Hauſe zu leben, ſich ganz als Gebieterin deſſelben zu fühlen, und unumſchränkte Herrin ihrer Zeit, und der Anwendung derſelben zu ſein, neu, und die Süßigkeit deſſelben ging nicht für ſie verloren. Eine entfernte, bejahrte Verwandtin, welche der Tod ihres Mannes hülflos und allein gelaſſen hatte, Madame Brandt, ward ihre Geſellſchafterin, unter deren Schutz Natalie, ohne den Tadel der Welt und die Verletzung eingeführter Sitte fürchten zu dürfen, allein und unabhängig leben konnte.

Am Tage nach ihrer Ankunft, als ſie gegen Abend einſam am Flügel ſaß, meldete man Natalie Herrn Buri, der der Beſitzerin des Gutes ſeine Aufwartung machen zu müſſen glaubte. Der Gedanke an ihr früheres Zuſammentreffen mit ihm hatte ſich ihr durch die ſchnelle Folge intereſſanterer

Ereigniſſe ganz entfremdet. Jene finſtre, warnende Schreckensahnung, die einſt bei Nennung ſeines Namens durch ihr Herz zog, war längſt vergeſſen, da in ihrer Seele kein Gedanke, keine Empfindung war, die ſie daran zu erinnern vermocht hätte. Unbefangen erhob ſie ſich auch jetzt bei ſeinem Eintritt; aber er verlor alle Haltung, als er beim erſten Blick auf ſie jene Unbekannte, das Heiligenbild ſeines Herzens, wieder erkannte. In der Abgeſchiedenheit ſeines gegenwärtigen Lebens hatte er den gewaltigen Eindruck, den Natalie auf ihn gemacht, mit der ganzen leidenſchaftlichen Kraft ſeiner Phantaſie genährt und ausgebildet. Von der Beſitzerin des Gutes hatte er gleichfalls, ſo lange er in Gremlin lebte, als von einem Engel an Güte und einem Wunder der Bildung und des Geiſtes reden hören; er war Zeuge der Wohlthaten, die ſie ihren Unterthanen ſpendete; er verdankte ihr ſelbſt nicht allein ſeine Stelle, ſondern auch die Einrichtung ſeines Hauſes, das er bei ſeiner Ankunft möblirt und mit allem Nothwendigen verſehen vorfand; und in dieſer im Voraus verehrten und bewunderten Gebieterin fand er jetzt ſeine Unbekannte, dies Idol aller Schwärmereien ſeines Kopfes und ſeines Herzens wieder. Vom Strahl der Abendſonne beleuchtet, trat ſie ihm wie verklärt entgegen, und er konnte ſich kaum enthalten, vor der holden Erſcheinung die Knie zu beugen.

Natalie freute ſich des Wiederſehens des Jünglings, den ſie viel heitrer und blühender fand, und ſeines Geſtändniſſes, daß jene Unterredung mit ihr den erſten Strahl auf ſein verdüſtertes Leben geworfen habe, das ſich nun durch Liebe zu ſeinem Beruf und Treue in demſelben immer freundlicher erhelle. Aber die Erinnerung an jenes frühere Zuſammentreffen füllte doch jetzt die weite Kluft aus, die ſonſt den Untergebenen von der Herrin getrennt haben würde. Sie wollte und konnte auch nicht, ohne wehe zu thun, den Ton geſellſchaftlicher Gleichheit ändern, den ſie früher, die Unbekannte dem Unbekannten gegenüber, beim Zuſammentreffen in Einer Geſellſchaft angenommen hatte, und ſie glaubte um ſo mehr, dieſen Ton beibehalten zu können, da er ihr eine tiefere Ehrfurcht zeigte, wie ſie der Unterſchied des Standes je zu erzeugen vermag.

In voller Ruhe, erhaben über jede Brandung der Leidenſchaft, jede ſtürmiſche Wallung des Gefühls war ſie ihm zuerſt erſchienen; ſo hatte ſich ihr

Bild ihm eingedrückt, und ſo glaubte er auch jetzt ſie zu ſehen. Ihr je begegnen zu können in Einem Gefühl, Einer Empfindung; ihr vergelten zu können, was ſie ſpendete; zu wähnen, ſie könne in den engen Kreis kleiner Schmerzen und Freuden, kleiner Bedürfniſſe und Wünſche mit eintreten, hielt er für unmöglich.

Für Natalie kam jetzt eine ſchöne Zeit des Friedens mit ſich und Andern; Muße und häusliche Thätigkeit, heitre Geſelligkeit und frohe Einſamkeit in weiſem Wechſel füllten ihre Stunden aus. Der Zirkel ihres nachbarlichen Umgangs breitete ſich nach und nach aus, aber die wirthſchaftliche Thätigkeit des ländlichen Lebens bewahrt den Theilnehmer daran vor der Zerſtreuungsſucht des Städters. Dieſer macht aus der Geſelligkeit ein Geſchäft, dem er oft ſein ganzes Leben widmet; jenem iſt ſie nur Erholung, nur Genuß für Feiertage und Feierſtunden.

Auch für Natalie war ſie nur dies, und am froheſten war ſie nach vollbrachtem Tagewerk, in ihrem Zimmer bei Lectüre und Muſik, oder auch im traulichen, verſtändigen Geſpräch mit dem ſchätzbaren Prediger und ſeiner Frau, welche in den langen

Winterabenden täglich zur Theeſtunde zu ihr kamen. Oft erwiederte ſie auch dieſen Beſuch und fand dann immer Buri dort, der im Hauſe der alten wackern Leute wie ein Sohn einheimiſch war. Sein ausgezeichnetes muſikaliſches Talent verſchaffte ihm auch häufigen Zutritt in ihrem Hauſe, da ſie, wie faſt alle Sängerinnen, ſich lieber accompagniren ließ, als ihren Geſang ſelbſt begleitete. Ein anderes, zufällig bei ihm entdecktes Talent machte ihr ſeine Geſellſchaft noch angenehmer: er las gut; und mit dem Ausdruck eines eben ſo zarten als tiefen Gefühls.

Unvermerkt ward er ſo näher und näher in ihren Lichtkreis gezogen, und ach! er ſuchte die herrliche, ihn ſo himmliſch beſeelende Flamme nur zu ſehnſüchtig auf! — Früher hatte er nur die Gluth heißer, leidenſchaftlicher Sinnlichkeit kennen lernen; hätte ſein jetziges Gefühl jenem früheren geglichen, ſo hätte er ſich ſelbſt verſtanden und ſich vielleicht ſelbſt beherrſcht. Aber dieſe reine anbetende Huldigung, mit der er Natalie verehrte, ſchien ihm höchſt unverdächtig. Er lebte in ihrer Nähe, wie in dem Element eines höhern geiſtigen Lebens, das von Tag zu Tag alle Kräfte ſeiner Seele zu einem unausſprechlich gehaltvollen und glücklichen Daſein aufjubelte.

Natalie freute ſich oft des ſchönen Jünglings, der jetzt ſo freudig im Leben einherſchritt. Sie fühlte, das ſei ihr Werk; aber ſie hatte keine Ahnung des Unſegens, der daraus für ihn und für ſie hervorgehen würde. — Ihre reine Seele kannte von der Liebe nur die höchſte Freude und den edelſten Schmerz.

Um dieſe Zeit erhielt ſie Briefe von Willot und ſeiner Frau, die ihr die willkommene Nachricht brachten, daß ſie ihren Wohnort verändern, und ſich in G., wo auch Auguſt und Eliſe wohnten, niederlaſſen würden. Dieſen Brief begleitete ein Werk von Valuda, welches damals, bei ſeinem Erſcheinen die Aufmerkſamkeit aller Gebildeten auf den Mann lenkte, der noch an der Grenze des reiferen Jünglingsalters darin edel, ſtreng und feſt wie eine Heldenerſcheinung aus längſt verſunkener Vorzeit erſchien, und milde, fromm und menſchlich, wie wahre Größe es immer iſt.

Schöne, unvergeßliche Stunden, in denen die edlen gewichtigen Worte Nataliens Seele begeiſterten, und ihr innerſtes Gemüth ſich mit dem Verfaſſer auf's Innigſte befreundete! — So hatte ſie ſich ihn früher gedacht, ſo lebte er in ihrem Herzen, und nach Leſung dieſes Werkes, in welchem ſich ſein Geiſt, ſein Gemüth, und die Eigenthümlichkeit ſeines Sinnes mit unverkennbarer Wahrheit ausſprachen war ſie mit den innigſten Empfindungen ihrer Seele, mit den theuerſten Ideen ihres Geiſtes, und mit jeder beſſern Kraft ihres Gemüthes ſein, und blieb es auch bis zum letzten Schlage ihres gebrochnen, treuen Herzens.

Sie beantwortete Willot's Brief, und erwähnte ſeines Freundes und des ihr überſandten Werkes mit Worten des Dankes, und einer Bewunderung, die ein ſo klares und gemüthreiches Eingehen in Baluda's Sinn verriethen, daß Willot ſie in der Freude darüber dieſem mittheilte, und dadurch auch in ihm jene Sympathie aufregte, die Beide für einander geſchaffne Weſen in ſchöner Ahnung zu einander zog.

In dieſem ſtillen häuslichen Leben, und dem faſt täglichen, traulichen Zuſammenſein konnte es Natalie nicht entgehen, wie Buri ſich immer feſter und wärmer an ſie ſchloß, und mehr und mehr nur von ihren Blicken, ihren Worten zu leben ſchien. Es ſchien ihr aber auch, als wenn die Reiſe, die ihr Charakter gewonnen hatte, und der Ernſt ihres Weſens ſie davor ſchützen müſſe, auf einen ſo jungen Mann jugendlichen Eindruck zu machen, und ſie genoß ſeiner unverkennbaren Anhänglichkeit nicht eitel, ſondern mit dem ruhigen, ſich der Ueberlegenheit bewußten Wohlwollen einer ältern Freundin gegen den Schützling, über deſſen Gefühle ſie ſich einer unbedingten Herrſchaft ſicher glaubt.

Kam ſie um Mitternacht, oft noch ſpäter, von einem Beſuch in der Nachbarſchaft nach Hauſe, ſo fand ſie ihn doch gewiß noch jedes Mal, auch bei dem heftigſten Schneegeſtöber, bei Sturm und Regen wach und vor ſeiner Hausthüre, oder am offenen Fenſter, wo ein Schlagbaum ſie einige Minuten zum Verweilen nöthigte, und er ihr dann noch eine gute Nacht wünſchen konnte. Daß ſie ſich gewiſſermaßen beredete, auch dies ganz leicht und unbedeutend zu nehmen, war ihr erſtes und ihr größtes Unrecht gegen ihn. — Nataliens Urtheil ward hier, ohne daß ſie es wußte, von der alle Weiber ſo ſüß berauſchenden, verführeriſchen Gewißheit, geliebt zu werden, beſtochen, und, wahrlich, wenig Frauen werden geliebt, wie Natalie in dieſem Zeitpunkt von Buri geliebt wurde.

Er beſaß nicht jene Tiefe der Empfindung, jene innige Begeiſterung, jene unendliche Treue, die allein wahre Liebe erzeugen; er konnte daher auch dieſe im eigenſten Sinn des Wortes nicht in ſich aufnehmen; er hatte keinen Frieden mit ſich und dem All, aber was er für Natalie im vollſten Umfang ſeines Empfindungsvermögens empfand, war jene ſüße, verderbliche, der Erde angehörende Leidenſchaft, die im weiten Reich der Dinge nur ein Glück anerkennt, und für den Beſitz der Geliebten ſich tauſendmal in's tobende Meer, in's lodernde Feuer ſtürzte; ein Gefühl, vergänglich wie alles Irdiſche, aber in ſeiner Vergänglichkeit ſo unwiderſtehlich bezaubernd, ſo alle Kraft des Geiſtes, die nicht für daſſelbe wuchert, betäubend, daß es, einmal gekoſtet, doch als die höchſte irdiſche Seligkeit nie vergeſſen wird, ſo wenig von dem Herzen, das es durchglühte, als von dem, das es einflößte.

Natalien war dieſe Leidenſchaft noch nicht erſchienen, und ſie wußte ſo wenig um ihr Daſein, als um ihre Wirkungen. Ihr war die Liebe ein Band zwiſchen dieſer und jener Welt, die Vermittlerin zwiſchen Gott und den Menſchen. Buri konnte ihre Phantaſie auf Momente beſchäftigen; zu ihrem

Herzen gab es für ihn keinen Weg. Der bürgerliche Abſtand zwiſchen dem Jüngling und ihr war ihr auch in jedem Augenblick ſo gegenwärtig, daß ſie den kleinſten Verſuch von Seiten des Jünglings, ihn überſpringen zu wollen, für unmöglich hielt. Ruhig in dem Bewußtſein, ihre Gewalt über ihn nur zu ſeinem Beſten, zu ſeiner Bildung und Veredlung benutzen zu wollen, wußte ſie es nicht, wie leicht in einem ſolchen Verhältniſſe das Kind zum Rieſen erwächſt, deſſen roher Macht jedes zarte Gefühl erliegt.

Monate vergingen indeſſen, ohne daß Buri ſich ſelbſt in dem Wechſel von Jubel und Weh verſtehen lernte, der jetzt ſein Leben ausfüllte. Das Herzklopfen der Freunde, wenn er zu ihr ging, die öde Abgeſtorbenheit der ganzen Welt für ihn, wo ſie nicht war, ſein Erröthen, wenn ihr Blick den ſeinen traf, das ſchmerzliche Entzücken, wenn ihr Gewand vorüberrauſchend ſeinen Fuß berührte, ſeine Beklommenheit, wenn ſie, neben ihm ſtehend, ſich zum Pianoforte herab beugte, an dem er ſaß, um die Noten deutlicher zu leſen, er ihren Athem an ſeiner Wange fühlte, und nun alles Leben in ihm ſtillſtand, um nach Secunden, wie ein brauſender

Strom, mit tauſendfach vermehrter Kraft, durch alle Adern ſeines Herzens hinzuſtrömen, waren ihm noch Hieroglyphen, zu denen kein Wunſch, keine Hoffnung ihm den Schlüſſel bot.

Als ſie aber einſt, da er ihr beim Ausſteigen aus dem Wagen die Hand bot, ausglitt, und dadurch auf eine Secunde in ſeine Arme, an ſein Herz ſank, durchglühte ſeine früher vom Hauch der Wolluſt vergiftete Seele blitzesſchnell das Selbſtgeſtändniß ſeiner Leidenſchaft. Von dieſem Augenblick an wich der ſtille Genius des Friedens und der Unſchuld von ihm, und er ward ein Raub ſträflicher, frevelnder, nicht mehr zu beſchwichtigender Wünſche, an deren Erfüllung er im ſtillen Wahnſinn der Leidenſchaft entſchloſſen war, ſein Leben zu ſetzen.

Das Oſterfeſt war nahe. Der Prediger war ſeit vielen Jahren gewohnt, am zweiten Feiertage deſſelben die Pächter des Kirchſpiels zu ſich einzuladen, und fragte Natalie, ob er es wagen dürfe, ſie auch zu bitten. Sie nahm die Einladung gern an. Zum erſten Mal ſah Buri ſie hier, fern vom Gepränge ihres Ranges und ihres Reichthums, höchſt einfach gekleidet, unter ſeines Gleichen. Natalie ſuchte in ihrem Betragen Alles zu vermeiden, was die Anweſenden erinnern konnte, daß ſie nicht zu ihrem Zirkel gehöre, und dadurch die Freude dieſer guten, einfachen Menſchen zu ſtören vermocht hätte. Sie war ſo gut, ſo freundlich, ſo zuvorkommend gegen Alle, und merkte nicht, daß ſie es heute mit ſo heiterm herzlichem Wohlwollen war, weil ſie es nun auch, ohne mit ſich ſelbſt rechten zu müſſen, gegen Buri ſein durfte, der ihr in dieſen letzten Wochen unvermerkt lieber geworden war, und den ſie eben darum oft abſichtlich das Gewicht ihres Standes hatte fühlen laſſen. Er war unbeſchreiblich glücklich dadurch, und das rührte und erweichte ſie. Alle freueten ſich ſeines heitern Witzes, und ſeines, bei ſo ſchöner blühender Jugend doppelt anmuthig erſcheinenden Frohſinns.

Nach dem Caffee, als die Bejahrten der Geſellſchaft ſich an die Spieltiſche ſetzten, fingen die jungen Leute an, Pfänderſpiele zu ſpielen, von denen Natalie ſich nicht füglich ausſchließen konnte. Zum Beſchluß wurde Blindekuh vorgeſchlagen. Das Loos, ſich die Augen verbinden zu laſſen, traf Buri. Ein junges Mädchen übernahm dies Geſchäft: aber die übrige Geſellſchaft war mit der Ausrichtung deſſelben nicht zufrieden; man behauptete, er könne noch ſehen, und Natalie, die zufällig nahe bei ihm ſtand, ward erſucht, den ſtreitigen Fall zu unterſuchen, und den Knoten feſter zu ſchürzen. Genannt wurde ſie nicht bei dieſer Aufforderung, aber konnte er es verkennen, daß ſie es war, die jetzt nahe, ganz nahe vor ihm ſtehend, mit den zarten Fingern ſeine Wangen berührte, um die Binde tiefer über das Auge herabzuziehen. Natalie ſah, wie er bei dieſer flüchtigen Berührung erbebte, und welche Gluth über ſeine Wangen flog; auch ſie war befangen, und in dieſem Moment fühlte ſie ſich von ihm umſchlungen und an ſein Herz gedrückt. „Ich kann nicht ſehen, Mamſell Horſt, gewiß nicht,“ ſagte er raſch und heftig, um ihr und den andern Anweſenden die Kühnheit dieſes Umfaſſens zu verdecken. Alle wurden getäuſcht und belachten den Irrthum, und auch Natalie fand es gerathen, daran zu glauben. Sie faßte, ſich ihm raſch entwindend, ſeinen Arm, um ihn, dem Spielgebrauch gemäß, im Zimmer einige Male auf- und abzuführen, und ſuchte bei den Worten, mit denen ſie ihn entlaſſen mußte, die Stimme des von ihm genannten Mädchens nachzuahmen; doch ſie ſelbſt war nicht getäuſcht. Sie fühlte, nur ſie könne er ſo umſchlingen, nur ihre

Nähe könne ihn ſo trunken machen, und — o Räthſel des weiblichen Herzens! — ſie vermochte nur wohlwollend, keineswegs zürnend, im Gefühl der Macht dieſes Moments bei ihm zu verweilen.

O Natur, wie reich mußteſt du ſein, um in einzelne Momente ſolche Seligkeit legen zu können! Eine Secunde nur hatte er ſie umfaßt, einmal nur ihr Herz an ſeiner Bruſt ſchlagen fühlen, und doch wird dieſe Erinnerung noch einſt das Herz des Greiſes mit ſüßer Wehmuth zu füllen, und ſeine Züge mit frohem Lächeln zu erheitern vermögen.

Natalie hatte Herrſchaft genug über ſich, nach Endigung des Spiels, ganz unbefangen gegen ihn zu ſein, und ihm dadurch ihr Wiſſen um das Vorſätzliche ſeines Irrthums unerrathbar zu machen. Doch derſelbe Abend führte noch einen Augenblick herbei, der ſie mit dem Geheimniß ihrer Schwäche gegen ihn hätte bekannt machen können, wäre ſie nicht beſtimmt geweſen, jede Erfahrung, jede Warnung mit einem ſchmerzlich verwundeten Herzen erkaufen zu müſſen.

Ihr Wagen kam, ſie abzuholen; bei dem Umwenden auf dem eben nicht ſehr geräumigem Pfarrhofe brach die Deichſel, und Natalie beſchloß, den kurzen Weg nach ihrem Hauſe lieber zu gehen, als noch länger auf einen andern Wagen zu warten. Der Prediger erbot ſich, ſie zu begleiten, was ſie aber ausſchlug, da er ſchon den Abend über Erkältung und Heiſerkeit geklagt hatte; dieſer rief nun Buri und noch einen andern jungen Mann aus der Geſellſchaft, um die Damen den Richtweg durch ſeinen Garten über den Kirchhof zu führen. Madame Brandt, der in dieſer finſtern Mitternachtsſtunde der Weg über den Kirchhof einiges Bedenken machte, faßte ſchnell den Arm des andern jungen Mannes, da ſie Buri's Spott über ihre, ihm ſchon bekannte Geſpenſterfurcht ſcheuete, und ſo fiel dieſem das Loos, Natalien zu begleiten. Beide gingen ſtumm neben einander, bis beim Eingang zu dem Kirchhof ein Hund mit lautem Gebell auf ſie zufuhr. Natalie hatte die Schwachheit, vor Hunden ängſtlich zu ſein; auch jetzt ſchreckte ſie zuſammen und faßte mit dem Angſtruf: „ach, lieber Buri!“ den Arm ihres Begleiters. Zum erſten Male hörte dieſer von ihr dieſe trauliche Benennung; zum erſten Male bot ſie ihm die Hand, und ließ ſie ihm ſogar, als er ihren Arm in den ſeinen legend, auch dieſe Hand in der ſeinen behielt. Natalie fühlte durch den Handſchuh ſein fieberhaftes Glühen; ſie fühlte ihr Unrecht; aber beſiegt von der hoffnungsloſen und doch ſo gewaltigen Liebe des Jünglings, ermattet von der Unwahrheit, mit der ſie ſich die wachſende Gewalt derſelben ſo lange verläugnet hatte, gab ſie ſich in dieſer Minute dem Genuß hin, der für ſie in dem Glück lag, das Wilhelm dadurch empfand. Sie bedachte nicht, wie viel ſie ſich damit gegen einen Mann vergab, deſſen Liebe ſie nie erfahren durfte, und der von dieſem Augenblick an berechtigt war, ſie als die Vertraute derſelben anzuſehen.

Das Verhältniß zwiſchen Beiden ward von dieſem Tage an eben ſo ſonderbar als ungleich. Sie war oft ſtolz und herriſch gegen ihn; wenn er dann tief gekränkt, beſchämt, im bittern Unmuth oder ſtillem Zürnen gegen ſich ſelbſt, zurücktrat, ſo konnte ſie es nicht laſſen, ihm wieder mit Einem Blick, Einem Worte die Unart vieler Tage zu vergüten. Ueber ihn gewann dieſe Leidenſchaft eine furchtbare Gewalt. Immer heißer, immer hoffnungsloſer, bald zum Sterben betrübt, dann zum Himmel entzückt, kamen doch Minuten, die ihm dieſen hölliſchen Himmel voll ſeliger Qual theurer, wie jedes andre Glück der Erde machten. Sein höchſter Wunſch war der, ihr nur einmal ſagen zu dürfen, wie er ſie liebe, ſie nur noch einmal wieder an ſeine Bruſt drücken zu dürfen, und dann in der Minute ſelbſt zu ſterben.

Nataliens ſchwer errungener Friede ward durch ihn von Neuem geſtört, und doch konnte ſie die Störung und den Störer nicht haſſen, doch gab ſie ſich der Hoffnung hin, irgend ein Zufall werde in's Spiel treten, und es ihr erſparen, dies Gewebe mit harter Hand zu zerreißen. Auch war es ihr durchaus nicht klar, was ſie zu thun habe. Sollte ſie ihn entfernen? ihn, der früher ſo einſam und unglücklich war, und für den die ganze Welt zur freudenleeren Wüſte ward, ſobald ſie ihn verſtieß. — Womit hatte er dieſe Härte verdient? wog das, was ſie durch dieſe Entfernung an Ruhe gewinnen konnte, den Schmerz auf, den er empfinden mußte? und warum auch ein ſolcher Gewaltſchritt? es war ja auch möglich, daß bei einem ſo excentriſchen Menſchen blos Dankbarkeit und Bewunderung ſich ohne Einmiſchung von Liebe ſo excentriſch ausſprachen; und, wenn er ſie nun auch wirklich liebte, ſo wußte er doch höchſt wahrſcheinlich ſelbſt noch nicht darum, und die Gefahr, den Nachtwandler zu wecken, war dann größer, als jede andre. Liebe ohne alle Hoffnung iſt ſo nur ein Phantom, und welche Hoffnung konnte er haben?

Mit dieſen Grübeleien und Trugſchlüſſen betäubte ſie die warnende Stimme in ihrem Herzen, und Monate verfloſſen Beiden noch in dieſer Unbeſtimmtheit und Verworrenheit ihres Verhältniſſes.

Eines Abends war er allein mit ihr. Sie ſangen ein Duett von den zwei Grazienlieblingen, Metaſtaſio und Pergoleſe, zu einem Geſange für zwei Selige gemacht. Jeder Ton war Harmonie der Liebe, und gab dem Herzen Wonneſchläge.

Alles Leben in Buri's Weſen ward zu einem Taumel, nie hatte er ſo ſehr empfunden, wie glücklich er ſein würde, wäre ſie, die Angebetete, ſein.

Es war während des Geſanges traulich dämmernd geworden. Ueberwältigt von der Stärke ſeiner Empfindung, wollte Buri gehen. Er ſtand auf; in dieſem Augenblick fiel Nataliens Taſchentuch zur Erde — Beide bückten ſich, es aufzuheben. Wange ſtreifte an Wange, und in demſelben Moment fühlte ſie ſich an ſein Herz geriſſen, und der heiße, leidenſchaftliche Druck ſeiner Lippen glühte auf den ihren.

Ueberraſcht, außer aller Faſſung ſchwankte ſie in ſeinen Armen, „Buri!" rief ſie bewegt — er hielt ſie noch umſchlungen — „Buri!" rief ſie ernſt, da ſtürzte er zu ihren Füßen; mit heißen Thränen, mit Zittern, mit Entzücken, mit aller Gluth und Furchtſamkeit der erſten Jugendliebe geſtand er ihr eine Leidenſchaft, um die ſie lange wußte, ohne ſich je die Möglichkeit zugegeben zu haben, daß ein Geſtändniß derſelben erfolgen könne, auf deſſen Empfang ſie durchaus nicht gefaßt war.

„Sie gehen, Buri!" ſagte ſie ihm ſtolz und gebietend; gehorchend entfernte er ſich; an der Thüre wandte er ſich um, mit Blitzen in den Augen, und mit vieler Sicherheit im affectvollen Ton, ſagte er ihr: „Sie können mein Leben als Sühnopfer dieſes Augenblicks fordern; nur glauben Sie nicht, daß Gott ſelbſt mich zur Reue darüber bringen kann!" Verwerfend winkte ſie mit der Hand, er eilte weg.

Betäubt, verwirrt und zitternd blieb Natalie zurück. Vergebens ſtrebte ſie nach Ruhe und nach dem Geſichtspunkt, aus dem ſie den Vorfall betrachten mußte. Sie wollte kalt urtheilen, und der blühende, ſchöne Jüngling ſtand vor ihrer Phantaſie, wie er ſie an ſein Herz drückte, wie er dann zu ihren Füßen ſank; ſie fühlte das Entzücken, mit dem er ſie, die Vergötterte, umfaßt hatte, und eine Ahnung zahlloſer neuer Senſationen, deren Natur ihr dunkel blieb, weil ſie ihr ganz unbekannt waren, ergriff ſie. An der Wahrheit ſeiner Liebe konnte ſie nicht zweifeln, und ſie, die früher ſo oft fruchtlos geſtrebt hatte, Steine zu erwärmen, ſie, deren einziger Wunſch, deren einzige Forderung an das Schickſal von jeher nur Liebe, wahre uneigennützige Liebe geweſen war, ſollte nun kalt und hart das Herz von ſich ſtoßen, das mit ſo heißer, dem Tode und der Verwerfung trotzender Leidenſchaft an ihr hing? Sie fühlte, daß ſie Buri nicht liebe; ſie konnte ſeinem Umgang entſagen; aber was wurde ſein Loos, wenn ſie ihn verſtieß? Ihr war, als habe dieſe Stunde ihr die Verpflichtung auferlegt, das Glück des Jünglings wie ihr eignes im Herzen zu tragen; in ihrer Seele war keine Ahnung irgend einer andern Gefahr, die ihm und ihr aus dieſem Verhältniß aufgehen könne, als die des geſtörten Herzensfriedens, und ſo beſchloß ſie, ohne alle Rückſicht auf ſich, nur die Maßregeln zu ergreifen, die ihr für

Buri's Glück die zweckmäßigſten zu ſein ſchienen. Dieſe Liebe ſollte ihr Mittel werden, ihn weiſer und glücklicher zu machen; ſie wollte ihm im vollſten Sinn des Wortes Freundin und Schutzgeiſt werden; ſeine durch ſie und dieſe Liebe begonnene moraliſche und äſthetiſche Bildung vollenden, und ihn dann einer für ihn paſſenden Gattin zuführen.

Natalie täuſchte ſich hier, indem ſie die Illuſion eines gerührten Herzens und einer rege gewordenen Phantaſie für Eingebungen und Prüfungen kalter, ruhiger Vernunft nahm. Hätte dieſe ihr Betragen wirklich geleitet, ſo würde ſie nach jenem Oſtertage ſchon den Jüngling auf irgend eine Art aus ihrem Kreiſe entfernt haben. Ihr jetziges Betragen war ſehr tadelnswerth, und wohl dem Weibe, das in ähnlicher Lage ähnlicher Verſchuldung entging! — Gönnet aber, meine weiſeren und beſſeren Schweſtern, der armen Natalie den Troſt, den ihr ihr innerſtes Bewußtſein auch in ihren trübſten Stunden gewährte, den Troſt, Buri's Liebe nur geduldet und gut geheißen zu haben, weil ſie in ihr das Mittel zu ſehen und zu ehren glaubte, ſeine moraliſchen Anlagen zu entwickeln, die Disharmonie ſeines Weſens aufzulöſen, und ihn beſſer und glücklicher zu machen. —

Am Abend des folgenden Tages ſah ſie ihn, einer früheren Einladung zu Folge, mit dem Prediger und ſeiner Frau zu ſich eintreten. Sie empfing ihn mit ruhigem, ſicherm Ernſt. Er zitterte ſo ſichtlich, daß ſie es ſchon aus Schonung vermeiden mußte, das Geſpräch an ihn zu richten, aber ſie konnte trotz ſeines Erröthens und ſeines Verſtummens die Trunkenheit nicht verkennen, mit der er in der Erinnerung der genoſſenen Seligkeit den Muth fand, Alles, ſelbſt ihren Unwillen, zu ertragen, ohne das Vorgefallene zu bereuen. Die Energie der Leidenſchaft gab ihm jetzt, ihr gegenüber, eine Mündigkeit, die er früher nie gezeigt hatte. Einem feſt entſchloſſenen, muthvollen Manne gegenüber, fühlt das Weib immer ſeine Schwäche, die dann nichts iſt, als reines Gefühl der Weiblichkeit. Natalie vermochte ihre anfängliche Unbefangenheit im Laufe dieſes Abends nicht zu bewahren. — Einmal ſtreifte vorübergleitend ihr Blick an ihm hin, aber ihr Auge traf auf einen ſo glühend, ſo unerſättlich an ihr hangenden Blick, daß ſie zagend erröthete. Nur ſie konnte jetzt, wie ſie fühlte, dieſen Sturm beſchwichtigen; nur ſie vermochte, den erwachten Löwen zu zügeln, und eben dies Gefühl zog ſie noch mehr zu dem Jüngling hin.

Seit mehreren Monaten war es eingeführt, daß Buri am Mittwoch Nachmittag zu ihr kam, um neue, ſchwere Singſachen mit ihr einzuüben. Auch jetzt erſchien er, als dieſer Tag kam, und fand, wie gewöhnlich, Natalie allein. Sie hatte ſich auf dieſe Unterredung vorbereitet, und fing auch jetzt an, ihm ernſt und beſonnen, ohne Zorn, aber mit der Strenge kalter Vernunft die Thorheit und das Strafwürdige ſeines Betragens zu zergliedern. Doch der Damm war einmal durchbrochen, und ſie dem Erguß des heißeſten, leidenſchaftlichſten Herzens, das je in der Bruſt eines Mannes ſchlug, preis gegeben, eines Herzens, das ohne Hoffnung, ohne Streben, ein ähnliches Gefühl in ihr zu wecken, nichts, durchaus nichts von ihr und vom Leben wollte, als die Vergünſtigung, ſich in ihrer Nähe ſonnen, oder ſterben zu dürfen. Nataliens Thränen floſſen; zum erſten Mal fühlte ſie ſich geliebt; geliebt mit allen Kräften, allen Wünſchen und Empfindungen dieſer Feuerſeele, und eine unendliche Theilnahme, ein Gefühl wehmüthiger Seligkeit füllte ihr Herz mit Dank gegen den Mann, der ſein Glück und ſein Leben ſo freudig an die Erlaubniß ſetzte, ſie lieben zu dürfen.

Sie fragte ihn ernſt und innig, ob er der Herrſchaft über ſein Herz gewiß genug ſei, um dieſe Liebe ewig als eine Flamme zu betrachten, die ſein Leben erwärmen, aber nie verzehren dürfe? — Von ihr könne und werde er nie etwas erhalten, als Freundſchaft; dieſe gelobte ſie ihm aus voller Seele, ſo lange er ſanft, vernünftig und beſonnen ſein, und ſich mehr und mehr mit dem Gedanken befreunden wolle, bald eine Gattin zu wählen.

Feierlich gelobte er ihr die Erfüllung aller ihrer Forderungen, und wirklich fand er auch in dem Glück, ihr ſagen zu dürfen, daß er ſie liebe, eine ſo überſchwengliche Genugthuung, daß er, zu jedem Opfer bereit, in dieſer Stunde nicht begriff, wie ſeine Wünſche je über dieſe ſchöne Wirklichkeit hinausgehen könnten.

Von dieſem Tage an war Buri viel öfterer in Nataliens Hauſe, und ihr Umgang wurde immer traulicher und herzlicher. Der ſüße, unwiderſtehliche Zauber, ſich ſo geliebt zu wiſſen, die ungetrübte Reinheit dieſes Verhältniſſes, die noch jeden freundlichen Blick von ihr zur ſeltenen, beglückenden Gunſtbezeigung machte, und der ſchöne, verwirklichte Traum, veredelnd auf den Freund zu wirken, und ihn zu immer richtigerer Würdigung des Lebens, zu immer freudigerer Thätigkeit in ſeinem Beruf zurückzuführen, verleiteten Natalie zur Verletzung mancher Sitte der Convenienz und Etiquette, die trennend und abſondernd zwiſchen ihr und dem Freunde ſtand. Es ſchlich ſich nach und nach ein, daß Buri jede ſeiner Freiſtunden bei ihr zubrachte, jeden Abend bei ihr aß, und Natalie, zu ſtolz und zu rein, um vor der Welt den Freund zu verläugnen, blieb auch vor Zeugen in ihrer freundſchaftlichen Traulichkeit gegen ihn ſich gleich, was ſie, von ihr ungeahnet, zum Gegenſtand des allgemeinen, mißbilligenden Geredes machte.

In den Stunden ihres einſamen Zuſammenſeins deckte ihr Buri ſein ganzes Herz auf, und ſie erfuhr ſeine frühere Geſchichte. In ſeinem ſiebzehnten Jahr lernte ihn die wegen ihrer Schönheit und ihrer Buhlerei gleichbekannte Gräfin P. kennen. Der Jüngling mit dem neuen Herzen und der nie geweckten Sinnlichkeit gefiel ihr; ſie zog ihn in ihr Haus. Er liebte ſie mit der heiligen, reinen

Schwärmerei eines unſchuldigen jungen Herzens, und fing ſich um ſo leichter in allen den Schlingen, die ſie ihm künſtlich gelegt hatte. Doch nur Monate dauerte der Rauſch, da erwachte die beſſere Seele des Jünglings; er erkannte ſchreckensvoll, was er ihr galt, und riß muthig den Pfeil aus der tiefen Wunde. —

Natalie lernte in dieſer Erzählung nur den Muth kennen und die Kraft ehren, die Buri den Sieg über die Leidenſchaft erkämpft hatten; was ihr unbekannt blieb, war, daß ſein Glaube an Weiberreinheit und an das ſelige, himmliſche Glück der Unſchuld der Raub dieſer unwürdigen Verführerin geworden war. Die gefährlichſten Sophiſtereien über Liebe und Genuß blieben, wie ein verborgenes Gift, in ſeiner Seele haften, und wirkten ſchleichend darin fort. Der ſtille Abglanz aus dem Paradieſe, der in einer unverdorbenen Weiberſeele ruht, dieſes Nichtwiſſen, Nichtahnen der Begierde, dieſes Schweigen jeder Leidenſchaft, dieſen tiefen, ſeligen Frieden, der ſich nur mit der Bläue des wolkenloſen Himmels vergleichen läßt, konnte er kaum mehr in der Vorſtellung faſſen, und noch weniger in der Seele der Geliebten ſchonen und ehren.

In Nataliens Herzen war dagegen keine Ahnung des Sturms, der in ſeiner Bruſt tobte. In ſtiller, freundlicher Klarheit genoß ſie mit zarter Jungfräulichkeit der Gewißheit, geliebt zu ſein, und den Liebenden glücklich zu ſehen. Nie vermochte ſie, in ihm zu finden, was im Leben Leben vollendet; aber ſie hing mit reinem Wohlwollen an ihm, und hätte ſeinem Glücke freudig die ſchwerſten Opfer zu bringen vermocht. Er gewann ihre Phantaſie; doch ihr Herz füllte er nur in ſo weit aus, wie Nataliens Herz durch die Sorge für ein fremdes Glück, und die Freude daran ausgefüllt werden konnte. Dieſe Sorge aber, verbunden mit der Macht der Gewohnheit des täglichen Umgangs, der Freude an ſeiner Liebe, und ihrer faſt leidenſchaftlichen Dankbarkeit für dieſe vereinten ſich in ihrer Seele zu Einem unnennbaren, aber ſehr mächtigen Gefühl.

Dieſe Sabbathzeit ihres Verhältniſſes dauerte lange, da Natalie in ihrem Geiſt und in ihren Talenten reiche Hülfsmittel hatte, Wilhelm in den Stunden ihres Beiſammenſeins zu beſchäftigen und zu erheitern. Auch ſtillte ihr Anblick oft die Unruhe ſeines Buſens, die ihm, fern von ihr, zur Qual wurde. Aber endlich kam die Stunde, wo der Anblick der Wirklichkeit Natalien die Illuſionen raubten, die ſie beglückten; — die ſich Wilhelm immer mehr aufdringende Gewißheit, das von ihm ſo heiß, ſo leidenſchaftlich geliebte Weſen nie ſein nennen zu können, brachte im Wechſel von Genuß und Qual, von Seligkeit und Elend in ihm eine Disharmonie hervor, die den Frieden ſeines Gemüths und das Glück dieſes Verhältniſſes vergiftete.

Buri hatte Grundſätze; fromm erzogen, hatte er der Macht der Verführung unterliegen, und die ganze giftige Süßigkeit des ihm gewordenen Rauſches auskoſten können, ohne das Gefühl für die Immoralität deſſelben zu verlieren. Er hatte Natalie achten, unbedingt achten gelernt. Wie offen lag oft ihre ganze Seele vor ihm, in Minuten, wo ſie an keine Enthüllung derſelben dachte! Sein forſchender, geübter Blick drang bis in die geheimſte Tiefe derſelben, und verzweifelnd fühlte er: ein Fehltritt werde die Ruhe ihres Lebens auf ewig vergiften, und nur ein Teufel könne, von ihr geliebt, dies Herz dem Looſe preis geben wollen, von der giftigſten aller Furien, der Scham vor ſich ſelber, gebrochen zu werden.

Er achtete ſie zu hoch, um ihr die rohen

Wünſche ſeiner Bruſt je zu verrathen; aber oft trieb es ihn wie ein Kainsfluch hinweg aus ihrer Nähe, weg von dem Herzen, das ihn liebte, rein und treu, wie Engel ihre Schützlinge lieben.

Was ſeine Lage noch peinlicher machte, war die Eiferſucht, die er empfand, ſo oft er Natalie in Geſellſchaft wußte, und die aus dem Gefühl entſtand, daß er, an Feinheit und geſellſchaftlicher Bildung weit unter ihr, leicht in einem Mann ihres Zirkels einen ihrer würdigeren Nebenbuhler finden könne. Es war ein eigner Zug in ſeinem Charakter, daß er alle ihm mangelnden Vorzüge der feinen Erziehung und des guten Tons in ſeinem geheimſten Bewußtſein eben ſo überſchätzte, als er ſie in Worten, und, wie er glaubte, auch in ſeinem Sinn mit der äußerſten Geringſchätzung beurtheilte. Natalie war jetzt in ihrem vier und zwanzigſten Jahr noch ſehr reizend. Die Liebe hatte ſie verjüngt, und ihr jenen Wiederſchein zarter Weiblichkeit zurückgegeben, der magiſcher wie irgend ein andrer Reiz Männer anzieht. Jede Spur von Gefallſucht war aber aus ihrem Charakter verſchwunden; ſie lebte eigentlich nur für Buri — doch ihre Verhältniſſe und ihr Stand führten ſie in Zirkel, zu denen er keinen Zutritt hatte. Ein ungemeßner Stolz und daraus entſpringendes Aufbäumen gegen allen Unterſchied der Stände war ihm eigen, und jetzt, wo dieſer Unterſchied des Ranges, in ſeinen Augen ein leeres Phantom, zwiſchen ihn und die Geliebte trat, die er als ſein einziges und eigenſtes Glück anſah, für die er Alles hinzuopfern bereit war, weil er für nichts mehr Sinn hatte, als für ſie, wurde ſein Armuth darüber oft zum Zorn, oder zur wilden, Natalie verletzenden Leidenſchaft.

Noch hatte ſie immer die Macht gehabt, durch ein mildes, freundliches Wort, einen Blick der Trauer oder der Bitte dieſen Sturm beſchwören zu können; aber es kam ein Tag, wo ſie an der Grenze dieſer Macht ſtand, und zum erſten Mal einen Blick in ſein Herz, dieſen gährenden Abgrund wilder Wünſche, that.

Natalie fühlte ſich in dieſer Minute nur beleidigt. Stolz und zornig befahl ſie ihm, ſie zu verlaſſen, und ihr Blick ſprach ihr Gefühl ſeines Unwerths aus.

Sie war für dieſen Abend zu einem Ball in der Nachbarſchaft geladen, und warf ſich noch mit dem bittern, faſt haſſenden Unmuth des Eindrucks dieſes Auftritts in den Wagen. Aber bald beſiegte der Schmerz jede andre Empfindung, und ſie erleichterte ihr gepreßtes Herz durch heiße, dem Jüngling geweinte Thränen.

Buri fühlte, als er ſie verlaſſen hatte, wie ſehr er gefehlt habe, und wie er durch dieſen Mangel an Maß und Zartſinn bei ihr verlieren mußte, und zürnte nun mit aller der [illegible], die in ihm [illegible] ſelbſt. [illegible] die Ecke [illegible] einer [illegible] belaſtet mit [illegible] wie er [illegible] lens, hinaus [illegible] ternacht, und [illegible]

Marie kam [illegible] und ward vom [illegible] empfangen, der [illegible] ſchickt, um [illegible] plötzlich [illegible] heftiger [illegible]

[illegible]

ßeſten Gebeten zu! und nun, in ſolchen Stunden und den Tagen, die ihnen folgten, ſolche Liebe, ſolche Angſt verläugnen zu müſſen vor den Menſchen, ach! nur ein Weib kann ganz begreifen, was ein Weib zu leiden vermag!

Buri rang mehrere Tage mit Tod und Leben. Seine Jugend und eine ſeltne Fülle kräftiger Geſundheit retteten ihn; aber ſeine Bruſt hatte ſehr gelitten, und jede nur etwas heftige Gemüthsbewegung konnte nach dem Ausſpruch des Arztes leicht einen tödtlichen Rückfall verurſachen.

Sein erſter Ausgang war zu Natalien. Als er am Abend unerwartet ſo blaß, ſo ſanft, und doch noch ſo furchtſam, ſo ſchmerzlich bewegt vor ſie hintrat und leiſe, mit naſſen Augen fragte: „darf ich Verzeihung hoffen?“ da ſank ſie zum erſten Male freiwillig an ſein Herz und umarmte ihn mit heißen Thränen, und Alles, was er gelitten hatte, ward ihm überſchwänglich vergolten durch dieſe Umarmung.

In der Seligkeit dieſes Wiederſehens und dieſer Verſöhnung nach gefürchteter Trennung auf immer empfing Natalie das gefährlichſte Geſtändniß, das ein weibliches Herz empfangen kann. Wilhelm vertraute ihr, um ſich zu rechtfertigen, den langen Kampf der ſtürmiſchen Gluth dieſer Liebe, wie er kein Ende dieſes Kampfes vor ſich ſehe, als nur den Tod.

Ein bleiches Entſetzen ergriff Natalie. Sie ſah ſich am Rande eines Abgrundes, wo ihr nur die Wahl zwiſchen Tod und Entwürdigung übrig zu ſein ſchien. Hätte ſie ihn geliebt, ſo hätte ſie ihm ihre Hand angeboten; jetzt aber lag dies Anerbieten ſo weit aus dem Kreiſe ihrer Ideen, daß ihr die Möglichkeit deſſelben nicht einfiel. Sie kannte auch ſeine Anſichten von der Ehe, und wußte, daß er ſich in ſeiner künftigen Frau ein einfaches natürliches Weſen denke, das in keiner Art über ihm in Hinſicht auf Geiſt, Kenntniſſe und moraliſchen Werth ſtände. Er hielt dies für eine Unnatur, die ſich mit Eheglück nicht vertrage. Sie fühlte, daß ihre höhere Bildung jetzt ſeine Liebe veredle und vermehre; daß er ſie aber, bei übrigens gleichen Verhältniſſen, doch um dieſer Urſache willen nie zu ſeiner Gattin wählen würde, und nur Leidenſchaft, nie klare ruhige Vernunft ihm den Beſitz ihrer Hand als höchſtes Erdenglück zeigen könne. Ohne ihr Wiſſen um dieſe ſeine Anſicht hätte Natalie doch vielleicht von ihrem Herzen, dem jedes Opfer für fremdes Glück Genuß war, und von dem Druck ihrer unverſchuldeten Schuld gegen ihn zu jenem Gedanken hingeführt werden können. Jetzt ſah ſie aber ihr Verhältniß zu ihm ſcharf begrenzt, und litt bei der Entdeckung, daß es in dieſen Grenzen ihn nicht zu beglücken vermöge, und Gift ſtatt Heil für ihn geworden ſei.

Sie ſelbſt in ihrer eigenſten Individualität ſtand zwiſchen dem Geliebten und ſeinem Glücke, und um ihm und ihrem eignen Herzen dies zu vergüten, gab ſie Alles, was außerdem zu geben in ihrer Macht war. Sie brach allen andern Umgang ab, und zog ſich ganz in die ſtille Einſamkeit ihres Hauſes zurück, um nur für Buri zu leben, und ihn durch die Liebe ſelbſt mit der Entſagung zu verſöhnen. Aber noch jedesmal iſt die Ruhe eines Weibes das Opfer eines ſolchen Verſuchs geworden.

Ihr Ruf wurde angefochten; ſie erfuhr und trug dies im Bewußtſein ihrer Schuldloſigkeit für den Liebenden, und um ſeinetwillen heldenmüthig. Sie hatte es ſich geſchworen, kein irdiſches Opfer ſolle ihr zu groß ſein, um es ihm nicht zur Sühne ſeines Kampfes und ſeiner Hoffnungsloſigkeit zu bringen. Als ſie aber auch die ſtille Mißbilligung inne ward, mit der ihre Hausgenoſſen, und ſelbſt der alte redliche Prediger auf dies ſich immer deutlicher ausſprechende Verhältniß blickten, und als ſie, ſtatt im wiedergewonnenen Frieden Buri's, den Lohn für alle dieſe von ihr tief empfundenen Leiden zu finden, dieſen vielmehr immer verworrner und zerrißner werden ſah, als dieſer Kampf zwiſchen Leidenſchaft und Sittlichkeit immer giftiger in ihm aufgährte, als ſie ſich dadurch immer verletzter, vielleicht auch ermatteter fühlte: da brach ihr Muth.

An eine würdige, edle Löſung dieſes ſie ängſtigenden und marternden Verhältniſſes war nicht zu denken. Alle Regeln der Sitte, jeder Ausſpruch der Meinung, und noch weit gewichtiger, ihre gegenſeitige Individualität war gegen eine öffentliche Verbindung mit ihm, und eben ſo entſchieden war ihr Gemüth mit ungetheiltem Willen, und mit allen ſeinen Wünſchen und Entſchlüſſen dagegen, je ohne bürgerliche Anerkennung dieſes Verhältniſſes ſein zu werden. Der Friede ihres Innern, die Ruhe ihres Bewußtſeins, die Achtung ihrer Freunde, ihr Ruf, Alles war ein Raub dieſer Leidenſchaft geworden. Für ſein Glück konnte ſie nichts mehr thun ein

Opfer war noch übrig, das, ihn von ſich zu entfernen. Aber der leiſeſte darauf hindeutende Wink brachte ihn zur Verzweiflung. Hätte ſie alle ihre Gewalt über ihn zuſammendrängen und benutzen wollen, ſo hätte ſie doch ſeine Einwilligung dazu erhalten; ſie unterließ es, weil es ihr ſchien, dies Opfer werde ihr allein zu Gute kommen, und weil es nicht in ihrem Charakter lag, grauſam zu ſein.

Nur in weiter Ferne ſah ſie Rettung für ſich: den Tod! — und o wie gern wäre ſie geſtorben, hätte ſie irgend hoffen dürfen, er werde ſie überleben!

In dieſer Stimmung war ſie, als Auguſt und Eliſe zum Beſuch nach N**** kamen. Seit einem Jahre hatten ſie die theure Schweſter nicht geſehen; alle Bitten, zu ihnen zu kommen, und ſich an dem Anblick ihres Glückes zu freuen, waren unerfüllt geblieben. Sie ahneten irgend eine verborgene Urſache dieſer Weigerung, und Nataliens ſichtlich verfallene Geſtalt, die trübe Mattigkeit, die an die Stelle ihrer ehemaligen raſchen Lebhaftigkeit getreten war, verbunden mit der unverkennbar ſchmerzlichen Rührung, mit der Auguſt und Eliſe von ihr empfangen wurden, überzeugte Beide, ſie ſei krank, und habe ihnen das aus Schonung verhehlen wollen.

Ach, es waren ſehr ſchmerzliche, bittre Thränen, mit denen Natalie ihre Eliſe an ihr Herz drückte; ſie floſſen dem verſcherzten Glück, ihr ferner Vorbild, Lehrerin, Warnerin ſein zu können. Rein und in gewiſſem Sinn geläuterter und bewährter ſtand ſie Eliſen gegenüber, und doch mußte ſie vor dem himmelhellen Blick dieſer Seele voll Unſchuld und Liebe beſchämt das Auge ſenken. — Auch regte der Anblick von Auguſts und Eliſens Glück in Nataliens Buſen ein bis jetzt ſchlummerndes bittres Gefühl auf; Beide waren vereint; ſie liebten, ſie durften lieben, ihre Pflicht war ihr Glück, ihr Glück ihre Pflicht; aber für Natalie waren die Anſprüche auf dieſes Glück für immer verſcherzt; ſie hatte ſie einem Mann geopfert, deſſen Charakter ihr keine Entſchädigung für das Gefühl verfehlter Beſtimmung zu gewähren vermochte.

Natalie hatte, wie erwähnt, faſt allen Umgang mit ihren Nachbarn abgebrochen, doch forderte ſie Auguſt und Eliſe dringend auf, dieſelben nicht zu vernachläſſigen, und einige ſchon früher gemachte Bekanntſchaften zu erneuern. In ihrer Kränklichkeit fand ſie den gewünſchten Vorwand, zu Hauſe bleiben zu können, und benutzte ihn um ſo lieber, als ſie Buri's Zuſammentreffen mit ihren Geſchwiſtern ſcheuete, und die Abweſenheit Beider ihm die Gelegenheit gab, ſie wieder zu ſehen.

Es konnte Eliſen und ihrem Gatten nicht entgehen, daß in den meiſten Fragen nach Nataliens Befinden und dem Grund ihres Zuhauſebleibens, die man bei dieſen Beſuchen an ſie that, ein leiſer Hohn lag, der Beide ſehr unangenehm traf, ſo wenig ſie auch ſeine Urſache zu enträthſeln vermochten. Einige Tage nach ihrer Ankunft wurden ſie in eine zahlreiche Geſellſchaft eingeladen, unter deren Mitgliedern ſich ein Mann befand, der es Natalien nie vergeben konnte, daß ſie einſt ſeine Hand ausgeſchlagen hatte. Sein tückiſches, boshaftes Gemüth hatte Jahre lang auf den Moment der Rache gelauert; und glaubte, ihn jetzt gefunden zu haben. In giftig perſiflirendem Tone fragte er gegen das Ende der Mahlzeit, als der Wein die Geiſter feuriger geſtimmt hatte, Auguſt ganz laut über den Tiſch hinüber, ob er ſchon Glückwünſche zur Verlobung ſeiner Schwägerin mit ihrem Schulmeiſter annähme? In heißem Jugendfeuer, in edlem Zorn, fuhr Auguſt auf, raſch wurden Worte gewechſelt, die nach der gewöhnlichen Anſicht nur durch Blut verſöhnt werden konnten; man verabredete es, ſich am andern Morgen zu treffen.

Natalie war ſchon in ihrem Schlafzimmer, als ihre Geſchwiſter nach Hauſe kamen. Ihre täglich hinfälliger werdende Geſundheit war an dieſem Nachmittag durch das Zuſammenſein mit Buri von Neuem ſchmerzlich angegriffen. Geſpannt und gereizt durch die Tage lange Entfernung von ihr, hatte er ihr ſeinen Mangel an Herrſchaft über ſich wieder einmal recht rauh und verletzend gezeigt. Sie fühlte ſich an die Gewalt einer fremden Leidenſchaft verkauft, die ſie nur durch die Schuld, ſie gut geheißen zu haben, theilte, und beweinte ihr Unrecht und ihr Unglück mit den bittern Thränen vergeblicher Reue. Ach, ſie ahnete nicht, welch ein neuer, noch größerer Schmerz ihrer beim Erwachen harrte!

Eliſe hatte den Muth, ihren Gatten gefaßt in einen Zweikampf gehen zu ſehen, den ſie mit frommer Zuverſicht als ein Gottesurtheil anſah; aber als er am Morgen ruhig, doch ernſt von ihr Abſchied nahm, ward ihr das Herz zu ſchwer, und ſie eilte zu Natalie, um in ihrem Anblick Troſt und Beruhigung zu ſuchen. Auguſt hatte von dieſer Abſchied genommen, als mache er nur einen Spazierritt; doch fühlte ſich Natalie von der Ahnung irgend eines Geheimniſſes befangen, als er zum Lebewohl ihre Hand ſo innig an ſein Herz drückte, welches in dem Gefühl, er gehe, die Ehre der von ihm angebeteten Schweſter, der Schöpferin ſeines Glückes, der Schutzgöttin ſeiner Tugend, zu rächen, freudig und ſtolz ſchlug. Auch Eliſe fand ſie, ſo ſehr ſich dieſe auch beſtrebte, ganz unbefangen zu ſcheinen, bewegt und geſpannt. Sie drang in ſie; dieſe läugnete; aber es konnte Natalien nach ihren eignen früheren Erfahrungen nicht ſchwer werden, den Zuſammenhang eines Vorfalls zu errathen, der ſie als die fürchterlichſte Strafe für das Unrecht, deſſen ſie ſich in ihrem Verhältniß zu Buri immer mehr bewußt ward, treffen mußte.

Ihre Angſt war grenzenlos. Das Athemholen unter Henkershand iſt vielleicht noch Wolluſt gegen das Gefühl, mit dem ſie jede Minute dieſes ewigen Vormittags einzeln vorüber ſchleichen fühlte. —

Endlich riß Eliſens jubelndes Freudengeſchrei ſie auf aus dieſer fürchterlichen, wort- und thränenloſen Verzweiflung. Er war wieder da, ſein Gegner war bedeutend, doch, wie man hoffte, nicht gefährlich verwundet; Auguſt nur leicht an der Hand verletzt.

Was Natalie ſo tief fühlte, was ihre Angſt ſo namenlos, ihren Dank ſo heiß, was ihr Selbſtgefühl zum unerbittlich ſtrengen Richter machte, war, daß in ihrer Geſchwiſter Herzen auch nicht der Schatten eines Verdachtes, nicht die leiſeſte Spur von Mißtrauen oder Argwohn gegen ſie war.

Dieſer Vorfall machte zu viel Aufſehen, als daß Natalie ohne die auffallendſte Verletzung des Anſtandes ihren bisherigen Umgang mit Buri fortſetzen konnte. Eliſe drang in ſie, mit ihr nach G. zu gehen, damit ſie ſie dort unter der Aufſicht eines geſchickten Arztes recht pflegen und warten könne. Natalie fühlte, daß ſie es auch ohne alle Rückſicht auf ſich ſelbſt ihren Geſchwiſtern ſchuldig war, dieſe Bitte zu erfüllen.

Sie ließ Buri am Abend zu ſich kommen, und legte ihm die ganze Lage der Sachen offen vor, damit er entſcheide. Ihre Bläſſe, ihre Thränen, das gekränkte Ehrgefühl, das ſie verbergen wollte, und deſſen Schmerz doch ſo unverkennbar hervorbrach, die Willigkeit, auch noch jetzt zu bleiben, ſobald er es fordre, gaben ihm den Muth, in die

Trennung zu willigen. Auch war die Entfernung nicht ſo groß, um ihm die Hoffnung zu rauben, ſie wenigſtens alle Vierteljahre ſehen zu können.

Die Minute des Scheidens kam; ſo bitter hatten Beide ſie ſich nicht gedacht; ſo erſchüttert, ſo zerſtört, ſo vernichtet in herzzerreißendem Schmerz, wie Wilhelm es war, hatte Natalie nie einen Menſchen geſehen. Sie litt unendlich, und doch lag in ſeinen Thränen für ſie eine ſo ſchmerzliche Wolluſt, daß ihr Herz ſie kaum faſſen konnte, ohne zu brechen, und durch ſie mit aller Qual dieſer Liebe verſöhnt wurde.

In dieſer Stunde forderte er ihr die Einwilligung ab, ſterben zu dürfen, wenn ſie aufhöre, ihn zu lieben, oder das Eigenthum eines Andern werde. Aufgelöſet in Liebe und Wehmuth ſank ſie in ſeine Arme, und gelobte ihm vor Gott, das Andenken dieſer Stunde in ihrem Herzen zu bewahren, bis es nicht mehr ſchlagen würde, und nie ein Opfer zu groß zu finden, wenn ſie es ſeinem wahren Glücke, ſeinem Werthe bringen ſollte.

Am andern Morgen verließ ſie N****.

Vierter Abſchnitt.

Du kenneſt ihn: ein eiſernes Geflechte
Wand die Natur um ſeine Bruſt;
Doch für der Freundſchaft hohe Rechte,
Für eure ſüßen, Lieb' und Luſt,
Für jenes Heil'ge, das die Völker ſchützt,
Sind ſeine Thränen auch gefloſſen. —
Arndt.

Nichts iſt ſchwerer, als ſich wieder an eine einfache Exiſtenz zu gewöhnen, wenn man einmal den Zauber gekoſtet hat, ſich lebhaft und leidenſchaftlich beſchäftigt zu fühlen. Wie ſehr wird nicht das Gefühl unſers Daſeins durch eigne oder fremde Leidenſchaft erhöht und vervielfacht, wenn dieſe keine Kraft unſrer Seele müßig und ungeübt läßt, ſondern uns im reichſten Wechſel durch die Tonleiter aller Empfindungen führt, die in Schmerz und Freude, in Jubel und Verzweiflung das Menſchenherz zu faſſen vermag. — Die Flamme, die, einmal angefacht, keine Nahrung von außen mehr erhält, ergreift dann unſre eigne Seele, und verzehrt die Kraft derſelben.

Auch Natalie fand in G. nirgends für den Umgang mit Buri Entſchädigung. „Armer Wilhelm!“ ſeufzte ſie oft, „dieſer kalten, gehaltloſen Alltäglichkeit, dieſer aufgeputzten Erbärmlichkeit muß ich dich opfern!“ — Sie kämpfte mit der Bitterkeit gegen die Menſchen, die ihr ein ſolches Opfer abforderten, um ſie zu achten, und die es ihr doch durch nichts zu vergüten vermochten, und ſuchte mehr und mehr in ihrer zunehmenden Kränklichkeit den Vorwand, ſich von allem Umgang und jeder Geſellſchaft zurückzuziehen.

Sie war ſehr unglücklich, und jeder Brief von Buri untergrub ihre Ruhe und ihre Geſundheit ſchmerzlicher. Seine Verzweiflung, ſein gänzlicher Mangel an Energie, und die bei einem Manne an Unwürdigkeit grenzende Kraftloſigkeit, ohne ſie ſehen zu können, die er in dieſen Briefen zeigte, zerriſſen ihre Seele. Er verlor in ihrer Achtung, was er durch ſeinen Schmerz an innigem, unendlichem Mitleiden bei ihr gewann. Das Bewußtſein, ſich ſo geliebt, ſo gebunden zu wiſſen, und es doch bei jedem Anlaß neu zu fühlen, daß der Geliebte die Forderungen ihres Gemüthes an den Mann ihres Herzens nie und in keinem Augenblick zu befriedigen vermochte, wurde jetzt, wo ſeine Gegenwart dies Gefühl nicht mehr beſchwichtigte, zur namenloſen Qual.

Es kamen aber auch wieder Stunden, wo ſie dies Gefühl der Nichtbefriedigung durch ihn als Unrecht gegen den Mann fühlte, dem ſie nun doch in wahrer Neigung, in ſtiller Treue und Theilnahme angehörte. Dann wichen alle trüben Bilder in den Hintergrund zurück, und in ihrem Herzen lebte nur die Erinnerung der vielen ſchönen, unvergeßlichen Stunden dieſer Liebe. Aber dieſe beklemmende Verworrenheit ihrer Empfindungen, dieſer gänzliche Mangel an Rath, Hülfe, Troſt und Hoffnung vereinigten ſich mit dem durch jeden ſeiner Briefe neu erwachenden Bewußtſein, ihn unglücklich gemacht zu haben, um ihre Geſundheit zu zerſtören. Ihre Bruſt fing an zu leiden, und ein ſchleichendes, nächtliches Fieber zehrte an ihrem Leben. Sie ſah nur einen Ausweg vor ſich, den Tod, und ſo weidete ſie ſich mit wehmüthiger Ergebung an der Bläſſe ihres Geſichts, und an jedem Schmerz, der ihr Leben ſchneller zu zerſtören drohte. Aber mit erſchöpfender Anſtrengung ſuchte ſie es Allen, die ſie umgaben, zu verbergen, wie matt ſie war, und wie ſie litt.

Auguſt und Eliſe boten Alles auf, ſie zu zerſtreuen, und ihr den Aufenthalt bei ihnen angenehm zu machen. Zu ihrem Bedauern war Willot mit ſeiner Frau auf mehrere Monate verreiſt; Natalie war aber mit ihrer Abweſenheit ſehr zufrieden. Sie hatte Beide nicht vergeſſen, und eben ſo wenig war Waluda's hohes Bild aus ihrer Seele gewichen; wie unwürdig fühlte ſie ſich aber jetzt, vor den theuren Freunden des edlen Mannes zu erſcheinen!

An einem ſchönen Sommertage entlockten Eliſens ſüße Bitten Natalien ihre Einwilligung zur Theilnahme an einer Waſſerfahrt, die mehrere Familien mit einander verabredet hatten. Die Geſellſchaft verſammelte ſich in Auguſts Hauſe, und Natalie ging mit mehreren Frauen in dem Lindengang vor demſelben auf und nieder, als ſie beim Umwenden einen Fremden bemerkte, der eben ihrer Eliſe vorgeſtellt wurde. Nataliens Blick blieb, wunderbar angezogen, auf dieſer Geſtalt haften. Der Feuerblick des ſo muthig und klar ſtrahlenden Auges, von dem man hätte ſchwören mögen, es habe nie eine Thräne geweint, contraſtirte eben ſo anziehend mit dem Zug weichen, rührenden Ernſtes um Schläfe und Wangen, als der raſche und lebendige Sprachton mit den Zügen erlittnen Wehs und tiefgefühlten Leids um den ſchönen Mund. Auch er ſah jetzt auf, und ſein erſter Blick auf Natalie wurde zur Sprache des ſchnellen Erkennens einer uns theuren Perſon. Raſch trat er auf ſie zu, faßte ihre Hand und ſagte: „Willot ſendet Ihnen durch ſeinen Freund Valuda einen herzlichen Gruß!“

Er war es!

Das Vertrauen, welches er Natalien mit ſeinem erſten Blick einflößte, hatte ſie früher, außer ihm, nur zu Gott gehabt. —

Solche Momente, wahrſcheinlich Momente des Wiedererkennens, ſind heilig, und müſſen heilig genoſſen werden. Sie ſind die ſchönſten und zarteſten Blüthen des geiſtigen Lebens, und ihre Erinnerung bleibt das reinſte Glück des Herzens, das ſie fromm genoſſen hat.

Hofrath Weber, der Valuda in dieſe Geſellſchaft eingeführt hatte, verſprach, bald mit ihm nachzukommen, und ſo ſchiffte man ſich ohne dieſe ein.

Das herrlichſte Wetter begünſtigte die Fahrt. Die lachenden Ufer zu beiden Seiten des klaren, blauen Fluſſes, der wolkenloſe Himmel, die raſchen, ſo freudig in die Ferne lockenden Töne der vorausſegelnden Muſik vereinigten ſich, die Geſellſchaft heiter zu ſtimmen. Scherz und Lachen führte jene milde Trunkenheit des Muthwillens herbei, vor der die Grazien nicht zu fliehen brauchen, und die ſich nie erzwingen läßt, ſo oft ſie auch kleine, der Freude geweihte Zirkel verſchönt.

Natalie allein blieb in ernſter Feierlichkeit tief in ſich verſenkt, und als man an dem grünen Platz, dem Ziel der heutigen Fahrt, landete, und nun in froher Geſchäftigkeit anfing, Sitze zu bereiten und Caffee zu kochen, entwich ſie in ein nahgelegenes Gehölz. Von einer Anhöhe entdeckte ſie das Meer, in welches ſich der Fluß ergoß. Wie ſtill, wie friedlich und einladend lag die blaue Fluth vor ihr!

Hinaus aus dieſer Schwüle,
Hinunter in die Kühle! —

murmelte ihr jede Welle zu. Sie fühlte, wie dieſe Melodie ihr Bewußtſein einlullte, tiefer und tiefer beugte ſie ſich über den Abhang, da hörte ſie von einer Stimme, die ſie ſchon nicht mehr verkennen konnte, ihren Namen rufen. Er hatte ſie bei ſeiner Ankunft vermißt, und kam nun mit Eliſen, ſie aufzuſuchen. Wie gern folgte ſie dem Ruf, in dem ihr volles, ſchweres Herz die Stimme des Schickſals zu erkennen glaubte!

Die Geſellſchaft wurde ſehr munter; man ſang, tanzte, jubelte, lachte und trank, und die Männer wurden faſt Alle ein wenig berauſcht. Bei Baluda zeigte ſich dies letztere nur als eine höhere Begeiſterung, die ſeinem edleren Leben die Hülle der Gewöhnlichkeit entzog. Gegen neun Uhr mußte man auf den Rückweg denken, weil Mehrere aus der Geſellſchaft zum Begräbniß eines Jünglings geladen waren, der, der einzige Sohn, die einzige Hoffnung ſeiner armen Mutter, vor wenig Tagen bei dem Baden im Fluß ertrunken war.

„Geſellen Sie ſich zu uns,“ bat Baluda, und dieſer Einladung folgend, ließ Natalie ſich von ihm in das kleine Boot heben, in welchem er mit Weber nachgekommen war. Sie ſaß neben dieſem; Baluda ihr gegenüber, vor und hinter ihnen tönte lauter Jubel des Geſanges und der Luſt, und ſo zogen ſie den ſtillen, ſilberhellen Fluß entlang, auf dem ſo zart der Wiederſchein des Abendrothes lag, dem

Begräbniß eines Jünglings entgegen, deſſen Leben derſelbe Fluß vor Kurzem in ſeine betrügeriſche Tiefe hinab gezogen hatte. Natalie fühlte das mit tiefer Bewegung. Ernſt und ſchweigend blickte ſie in die Abendröthe, als Weber ſie mit der Frage weckte: „gibt es in der Natur noch etwas Schöneres, als die Stille eines ſolchen Abends?“

Mit einem Blick voll Seele und Empfindung antwortete ſie leiſe: „ja, mein Freund, dieſelbe Stille in uns!“

Baluda blickte ſie hier lange an. Das Geſpräch verſtummte; ſchweigend glitten ſie weiter, und nur erſt nahe vor der Stadt fiel er wieder in den Geſang der übrigen Geſellſchaft ein, die Schiller's unſterbliches Lied an die Freude angeſtimmt hatte; und als er ſang:

Was den groſen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie!

reichte er Natalien die treue, feſte Hand, die nie aus Wankelmuth und leerer Vergeſſenheit losgelaſſen hatte, was ſie ergriff, und behielt die ihre auch, als ſie anlandeten.

Aus der Ferne leuchteten ihnen ſchon die Fackeln des Leichenzugs entgegen. Die Geſellſchaft vertheilte ſich, um ihn bequemer vorbeiziehen zu laſſen. Valuda ſchlug Natalien vor, ihn in der Kirche ankommen zu ſehen, und abgeſondert von den Uebrigen, trat ſie mit ihm in den hohen Dom, deſſen finſtre Kreuzgänge im ſchauerlichen Halbdunkel der angezündeten Kerzen ſich endlos vor ihnen auszudehnen ſchienen.

Einzelne ſchwarz gekleidete Geſtalten wallten, jede einſam, unten im Schiff der Kirche umher, von der Orgel hallte zuweilen ein verlorner Ton durch das weite Gewölbe hin. Einſam neben Valuda auf einem dunklen Chor zog ſich dieſe Maſſe von Halbdunkel und Finſterniß wie die heilige Nacht des Grabes um Natalien her, und erſchütterte ihre Seele in all ihrer Tiefe.

Und hier an dieſer Stätte, umgeben von den ernſten, feierlichen Bildern des Todes und des Grabes, begann ein Geſpräch, wie es allein aus jener heiligen Tiefe des Gemüths, die nur Gott und die Liebe zu erhellen vermögen, in den Weiheſtunden des höheren Lebens hervorzugehen vermag.

Ein ſtiller Friede ſenkte ſich in Nataliens Herz, und mit himmliſchem unendlichem Vertrauen gab ſie Valuda ihre ganze Seele hin.

Er geleitete ſie ſpät nach Mitternacht nach Hauſe, und ſchon früh am andern Morgen kam er wieder zu ihr. Willot's Abweſenheit, dem eigentlich ſein Beſuch galt, verſchaffte Natalie den Genuß einiger einſamen, von ihm nur in ihrer Geſellſchaft verlebten Tage.

So ſchön auch das Bild, welches ſie früher von ihm in ihrem Herzen getragen hatte, mit jenem zauberiſchen Colorit geſchmückt war, das aus der Welt der Ideale zu uns herniederſtrahlt, ſo wenig ward es jetzt im täglichen, perſönlichen Umgang mit ihm bleicher oder weniger edel, ſondern es erhielt jetzt noch den höhern und ſeltnern Zauber der Wahrheit. Valuda's Charakter hatte ein Leben und eine Fülle, eine Tiefe der Begeiſterung, eine einfache Größe und ein beſonnenes Maß für die Wirklichkeit und die Gegenwart, wie ſie den Männern unſerer kleinen Zeit faſt zur Fabel geworden ſind.

Einzelne Stellen in Valuda's Werken waren freilich Früchte jener ſeltenen Momente, wo der Geiſt, von höherer Begeiſterung durchglüht, ſein reichſtes Leben entfaltet; aber die Größe und Erhabenheit der Geſinnung, die den Schriftſteller einſt zum Stolz eines aufblühenden edlen Geſchlechts machen wird, fand man auch in ſeinem Leben wieder, weil ſie, wie alle Wahrheit, einfach und menſchlich war.

Dieſe Wahrheit und Einfachheit, die ſich in ſeiner Rede, wie in ſeinem Thun, in ſeinem Charakter, wie in ſeinen Werken ausſprachen, waren es auch, die Natalie am innigſten zu ihm hinzogen, weil ſie einen weſentlichen Mangel in ihr ergänzten. Die künſtliche Verfeinerung ihrer Gedanken und Empfindungen hatte ihr jene ſchlichte Einfalt der Natur und der Wahrheit geraubt, die dem gebildeten Menſchen nur dann bleibt, wenn ſeine Bildung nicht Werk der Energie einzelner Kräfte iſt, ſondern mit der Bildung der Menſchheit in Weg und Ziel zuſammentrifft. Die klare Anſchauung von Valuda's Charakter und die Wahrheit ihres Gefühls wurden ihrer Begeiſterung für ihn zum feſten Grunde, auf dem nichts Ueberſpanntes und Verwirrtes mehr zu wurzeln vermochte. Sich ihm ganz und innigſt hingebend, erhielt ſie von ihm, was ihr fehlte, und ſie ſich ſelbſt ſchenkend, ſchenkte er ſie auch der Welt, indem er ſie ihr Verhältniß zu derſelben klar überſehen lehrte.

Dieſem Manne mußte ein Weib, ſtill, einfach, fromm und demüthig erſcheinen, wenn er ſich zu ihm hingezogen fühlen ſollte, und daß Natalie ohne alle Künſtlichkeit, ohne alles Wiſſen darum, ſich ihm ſo zeigte, weil ſie es wirklich im Herzen und in der Wahrheit durch ihn geworden war, bewies, daß ihre Seele ſich nicht täuſchte, wenn ſie ſich für ihn geſchaffen glaubte.

Ihr Umgang mit Wilhelm hatte ſie gegen alle andre Menſchen erkältet, ſelbſt gegen Eliſen; aber nie war ſie frommer, milder, liebevoller geweſen, als ſeit der Stunde, wo ſie Valuda kennen lernte.

Nein, ich werde, ich kann es nicht verſuchen, zu ſchildern, wie ſie ihn liebte. Auch noch in der Stunde des Todes, wo das brechende Herz ſich von dem Geliebten zu Gott wendet, würde meine Seele vergeblich nach dem Begriff einer ſtilleren, treueren, anſpruchloſeren und ewigeren Liebe ringen, als die war, womit Natalie Valuda liebte.

Willet und ſeine Gattin kamen nach Hauſe und der Kreis der Freunde erweiterte ſich. Natalie blieb ernſt und in ſich gekehrt; ihre Verhältniſſe waren ja nicht gelöſet und mußten ihr immer fremder und drückender werden. Oft kam ſie auf den Gedanken, Valuda ihre ganze Lage zu entdecken und ihm die Entſcheidung ihres Schickſals zu überlaſſen — — aber, ach! ſie war in ſeiner Freundſchaft, ſeiner Achtung ſo glücklich, dieſe Erzählung mußte ihr ſo viel koſten — — verzeiht ihr, wenn ſie ſie von Tage zu Tage, von [illegible] zu Woche verſchob. Im Allgemeinen bewies [illegible] gegen ihn und äußerte gegen Valuta, [illegible] wie uneinig ſie mit dem [illegible]. Es befremdete ihn aber nicht, daß in einer Zeit, wo Männer wanken, und die kräftigſten Gemüther in Zweifel und Muthloſigkeit verkümmern, ein Weib die Klarheit der Lebensanſichten und den Frieden ungeſtörten Vertrauens eingebüßt habe. Er glaubte, nur die Liebe eines edlen Mannes vermöge das Weib im Leben zu ſichern und zu bewahren, und verglich das Gemüth deſſelben oft einem Spiegel, der das Bild des Mannes zurückſtrahle, wie er es empfangen habe. Natalie galt ihm für eine ſo anziehende Erſcheinung im Gebiet der Weiblichkeit, daß er in ihren Klagen ſelbſt die Widerlegung des in G. umherſchleichenden Gerüchts fand, ſie ſei Braut, oder doch wenigſtens durch Liebe an einen Mann gebunden. Sein Herz ſagte ihm, daß ſie keinen andern Mann liebe. —

Von ihrem Arzt erfuhr er, Veränderung des Klima's und des Aufenthaltes würden am Beſten ihre Geſundheit herſtellen. Er ſelbſt beſchäftigte ſich mit dem Plan einer Reiſe in das ſüdliche Spanien, von welcher er in Jahresfriſt zurückkehren und ſich dann in G. häuslich niederlaſſen wollte, und ſchlug nun Natalie vor, dies Jahr bei ſeiner Freundin, Sophie von La Roche, in Offenbach zu verleben. Er ſelbſt wollte ſie dorthin begleiten, und ſie auf ſeiner Rückreiſe wieder abholen, und ihrer Familie zurück bringen. Natalie ergriff dieſen Vorſchlag wie ein ihr vom Himmel ſelbſt gebotenes Rettungsmittel. Sie gab ſich dem herrſchenden Wahn hin, als könne das Zerreißen aller äußeren Verhältniſſe und das Heraustreten aus ſolchen, die uns durch eigne Verkehrtheit drückend geworden ſind, uns den Frieden wieder geben, den ſie uns raubten, ohne zu bedenken, daß auf dem äußern Leben ſtets der Wiederſchein unſers innern liegt. An Liebe und irgend ein näheres, beſtimmtes Verhältniß zu Valuda dachte ſie nicht: auf der einen Seite fühlte ſie ſich durch Pflichten, zu zart für Worte, an Wilhelm feſt gebunden, und auf der andern Seite erſchien ihr der Beruf, Valuda ſein Haus zum Aſyl des Glückes zu machen, das der liebſte Wunſch ſeines ſchönen Herzens und ewig das Bedürfniß deſſelben bleiben mußte, als ein ſo heiliges Glück, daß ihr ſelbſt im Traum der Gedanke, er könne einſt der Ihrige werden, zu kühn erſchienen ſein würde. Nur die Wirklichkeit hätte ihr den Muth und das Vertrauen geben können, es ſich anzueignen. Aber ein Jahr, ach, das konnte ſo Vieles ändern! — Buri's Liebe konnte durch Zeit und Trennung allmählig und ohne ſchmerzlichen Kampf erkalten, ſie ſelbſt ſtiller, ruhiger, beſonnener werden, und dann — Baluda hatte ihr dieſe Reiſe vorgeſchlagen; von ihm empfohlen, als ſeine Freundin aufgenommen, ſollte ſie, wie unter ſeinem Schutz, bei der edlen Frau leben, deren ſchönen Sinn und ſtilles Wirken ſie ſo innig verehrte, der Gedanke an dieſe Zukunft beglückte ſie unausſprechlich.

Mit innigem Entzücken und noch inniger Dankbarkeit nahm ſie daher dieſen Vorſchlag an, und erwartete mit Sehnſucht die Antwort auf den Brief, in dem Baluda der Frau von La Roche dieſe Bitte vorgetragen hatte. Sie ſchrieb noch immer wöchentlich an Wilhelm, gewiß nicht kalt; das konnte ſie nie gegen ihn ſein; aber beſonnener und reiner freundſchaftlich, als im Anfang ihrer Trennung. Seine Klagen darüber, ſein durchaus unmännliches Betragen und ſeine faſt kindiſche Hülfloſigkeit, ſich, ungeleitet von ihr, im Leben zu bewegen, mußten ſie immer ungünſtiger gegen ihn ſtimmen, da ſie jetzt im Spiegel der edelſten, männlichſten Selbſtſtändigkeit das Weibiſche derſelben immer richtiger erkannte.

An einem Weibe kann man es ſchön finden, wenn es nach verlornem Liebesglück keinen andern Troſt anerkennt, als den, ſich dem Schmerz ganz hinzugeben; aber der Geiſt eines Mannes darf ſich nicht in Klagen und Jammern über den Verluſt eines Weibes verzehren. Der Mann gehört der Welt, das Weib dem Mann.

Zu offen und zu wahr, um Wilhelm den tiefen Eindruck zu verhehlen, den Valuda auf ſie gemacht hatte, ſprach ſie in ihren Briefen oft und viel von ihm. Schon früher wußte Buri um ihre hohe Achtung für ihn, und das eiferſüchtige Gefühl, ihr nie werden zu können, was Valuda ihr war, hatte in ſeinem Herzen eine Bitterkeit erzeugt, die nun immer giftiger wurde. Eine Eiferſucht, die er durchaus nicht berechtigt war, zu zeigen, nagte geierartig an ſeinem Innern, und raubte ihm den letzten armſeligen Schimmer von Glück und Ruhe, den er noch aus dem verheerenden Sturm dieſer unglücklichen Leidenſchaft gerettet hatte. Jetzt erhielt er Nataliens Brief mit der Nachricht von ihrer bevorſtehenden Reiſe, auf der Baluda ſie begleiten werde. Ach, er liebte ſie damals wohl wirklich recht innig! Wie alle äußere Umgebungen dazu beitrugen, in ihr die Bilder der Vergangenheit zu ſchwächen, ſo wurde ihm jeder Baum, jede Laube, jedes Plätzchen zur Erinnerung an die ſelige Zeit, wo er hier mit ihr lebte. Tag und Nacht nur mit ihrem Bilde, nur mit dem Gedanken an ſie beſchäftigt, hatte ſein Gefühl gerade die höchſte Stufe ſeiner Exaltation erreicht, und nun ſollte er ſie verlieren. Ihr Brief enthielt nicht einmal eine Einladung, ſie noch vor ihrer Abreiſe zu ſehen. Alles ſchien ihm entſchieden, und ſein Entſchluß war gefaßt.

Er that Natalie Unrecht. Die Sorge um ihn verließ ſie keinen Augenblick, und ſie weinte der Trennung von ihm manche Thräne. Was er ihr eigentlich von jeher gegolten hatte, galt er ihr noch, ja ihr Gefühl läuterte ſich, getrennt von ihm, zu einem treuen, freundſchaftlichen Wohlwollen, das ſie jedes Opfers für ihn fähig machte. Ach, das Herz des Menſchen iſt ein ſo tiefes, unerforſchbares Räthſel, wer vermag es zu ergründen!? —

Sie war übrigens jetzt in dem täglichen Umgang mit Waluda und in der immer lebendigeren und umfaſſenderen Erkenntniß ſeines Werthes ſehr glücklich. Im Umgang mit Buri war ſie oft geſpannt und leidenſchaftlich bewegt worden, und das nicht ohne Genuß für ihre Phantaſie; aber jedes Geſpräch mit Waluda machte ſie ruhiger und kindlicher. Auch in der Unterhaltung zeigte er die hohe kühne Darſtellung, den unbeugſamen Sinn der Gerechtigkeit, und den edlen Zorn, die mit Geniusblitzen ſeine Schriften erhellten, und oft ergoſſen ſie ſich in ſo begeiſternden, ergreifenden Worten, daß man ſie, niedergeſchrieben, als Reden bewundert haben würde. Dieſe Worte waren aber bei ihm ſo Abdruck des innern Sinnes, er ſelbſt ſo fern von allem Haſchen nach kühnem glänzendem Ausdruck, daß man ſie in ſeinem Munde natürlich fand, wie es natürlich iſt, daß der Strom nicht wie die Quelle rieſelt, ſondern mit ſeinen ſtolzen Fluthen mächtig daherrauſcht. Jede Aeußerung von ihm ging auch, dem alten ſchönen Ausdruck nach, zu Herzen, wie ſie vom Herzen kam.

Es war Natalie ganz neu, daß ſie mit ihm im Kreiſe des alltäglichſten Lebens immer auf einer Höhe blieb, die durch ihre Wahrheit und Einfachheit der Wirklichkeit, wie durch ihre Schönheit der Poeſie angehörte. Es war ein Leben, wie es in der Welt, wie ſie iſt, von zwei innig verbundenen, ſich im Geiſt und in der Wahrheit angehörenden Menſchen wirklich und auf die Dauer gelebt werden kann.

O, welche Tage waren das für unſre Natalie! Ohne Hoffnung, ohne Wunſch, ohne Furcht, ohne Vor- und Rückblick genoß ſie ihres Zaubers ſo beglückt, wie es nur Kinder und Himmliſche zu ſein vermögen. Jeden Abend, wenn er von ihr ging, fühlte ſie ſich inniger an ihn gebunden und glücklicher, und wenn das morgen nun heute wurde, immer daſſelbe Gefühl erhöhten Glücks, größeren Vertrauens, reinerer, unvergänglicherer Liebe ....

Eines Abends kam er, ſie zu fragen, ob ſie die amerikaniſche Fackeldiſtel aufblühen ſehen wolle, deren herrliche, aber ſchnell verwelkende Blüthenpracht ſich, der Sonne ihres Mutterlandes getreu, in unſern

Gewächshäuſern nur um Mitternacht, wie dort im Glanz der vollen Mittagsſonne, entfaltet. Sie ſagte ja, und er kam zur feſtgeſetzten Stunde, ſie und Eliſe abzuholen. Die Geſellſchaft vermehrte ſich noch um einige Perſonen. Der botaniſche Garten war aber noch verſchloſſen, und man benutzte dieſe Zwiſchenzeit zu einem Gang auf den nahe gelegenen Wall. Natalie und Valuda erſtiegen den obern Rand deſſelben, der ihnen einen freien Blick auf das blitzende, ſilberhelle Nachtſtück der Gegend gewährte. Herzlicher als je vorher ſchloß Valuda in dieſer Nacht ſein Inneres vor ihr auf; es war eine Stunde voll jenes Vertrauens, wo wir dem geliebten Menſchen unſer ganzes Leben aufdecken möchten; ſie kommt auch zwiſchen den innigſten Freunden oft nur einmal im Leben. Er ſprach viel von den Verhältniſſen, in denen er zum Mann gereift war, und wie auch ihm ſein Leben einſt zerſchnitten, ſein Daſein zerriſſen worden ſei, und er doch in inniger heißer Liebe die Welt und das Leben trage und halte. Alles durch Liebe und um Liebe, ſo geſtalte ſich ihm die Welt, und anders möge er ſie nicht ſehen. Sie beleuchte ihm die dunkle Nothwendigkeit und mache ihn ſtark durch dieſe Nothwendigkeit. Dem Menſchen ſei das Schöne ſichtbar geworden, damit er das Göttliche ahnen und das Heilige im Glauben und Offenbarung ſchauen lerne; und dann ſprach er von ſeiner Mutter, der er in ihrer Einfachheit und ihrer lautern Frömmigkeit viel verdankte, und die er recht kindlich liebte und ehrte, und wie ſie, ohne alle Anſprüche an das Leben, doch ſeltene Kraft beſeſſen und bewieſen habe, viel dafür zu thun, und dann kam er auf ſeine verſtorbene Gattin.

Natalie fühlte, welch ein Heiligthum er ihr aufſchloß.

Da tönte die mitternächtliche Stunde vom Thurme herab, und Alles eilte zur geöffneten Gartenpforte. Der Gärtner, der Waluda kannte, nöthigte dieſen, die Blume näher zu betrachten. Natalien an der Hand, folgte er dem erhaltenen Wink, und da die Menge ſich immer dichter um ſie drängte, umfaßte er ſie ſchützend mit ſeinem Arm. Im reinen Nachklang der verſloßnen ſeligen Stunde ruhte ſie, vom ſchnellen Gehen ermattet, mit hingebender Vertraulichkeit an ſeiner Bruſt, und ließ ſich von ihm die Eigenheit und die ſchnelle Vergänglichkeit der ſchönen Blüthe erzählen. Die letztere rührte ſie, ihre Augen füllten ſich mit Thränen, ſie neigte ſich zu der Blume hin und ſeufzte leiſe: „o welch ein Sinnbild unſers Glückes!“ da ſäuſelte plötzlich, leiſe wie Geiſterhauch, ihr Name an ihr vorüber; ſie ſchreckte auf und blickte ſpähend umher; ihr gegenüber ſtand im fernſten, dunkelſten Winkel des Zimmers Wilhelm, bleich, verſtört, das Auge mit unendlichem Schmerz auf ſie geheftet. Es riß ſie aus Valuda's Arm zu ihm hin.

Krampfhaft faßte er ihre Hände: „Sprich es, ſprich es nur aus, damit Alles ſchnell ende, es iſt Valuda, in deſſen Armen ich Dich eben ſah!“ — „Ja,“ ſagte ſie bewegt, „er iſt es.“

„O ſo lebe wohl, mache Dir nie Vorwürfe, ſei glücklich, und weine nicht um mich!“

Erſtaunt über Nataliens ſchnelles Hinwegeilen, hatte Valuda ſich ihr durch die Menge nachgedrängt. Buri, der ihn erblickte, wandte ſich mit den letzten Worten raſch um, und ſtürzte aus der nahen Thüre. Von der höchſten Seelenangſt gefoltert, floh ihm Natalie nach; ſie ereilte ihn am Ende des dichtbelaubten Ganges. „Barbar,“ rief ſie, in ſeine Arme ſtürzend, „habe ich das um Dich verdient?“ — Sie rang, ihm die Piſtole zu entreißen, deren Anblick ihre Ahnung ſeines Vorſatzes zur grauenvollen Wirklichkeit machte, das Gewehr ging los, und ſinnlos ſtürzte ſie zur Erde.

Als ſie erwachte, fand ſie ſich in Valuda's Armen wieder; Buri lag zu ihren Füßen, und netzte ihre Hände mit ſeinen heißeſten Thränen. Sie wollte ſich aufrichten, ſprechen, aber tödtlich ermattet ſank ſie zurück.

„Wer Sie auch ſind, mein Herr,“ ſagte Valuda gefaßt und ernſt, „und in welchem Verhältniſſe Sie auch zu dieſer Dame ſtehen, ſo iſt es doch in dieſem Augenblick Ihre erſte Pflicht, ſie zu ſchonen, und dieſen Auftritt der Deutung unſrer Geſellſchaft zu entziehen. Soll ich Sie nach Hauſe bringen, theure Natalie?“ fragte er, ſich ſanft zu ihr wendend. Sie winkte ihm ihr Ja zu, und reichte Buri die Hand: „Wir ſehen uns morgen wieder; gelobſt Du das?“

„Bei Allem, was mir heilig iſt!“

Die zurückgebliebene Geſellſchaft näherte ſich hier; Buri entwich unbemerkt in einen Nebengang, und eine Anwandlung von Uebelbefinden mußte Nataliens ſchnelle Entfernung aus dem Zimmer und ihre Bläſſe entſchuldigen. Stumm wankte ſie, von

Valuda mehr getragen als geführt, nach Hauſe. Auch er ſchwieg, vielleicht ſchonend, vielleicht zürnend. Sie drückte beim Abſchied ſeine Hand innig an ihr Herz, und zwei große ſchwere Thränen, die einzigen, die ſie vergoß, rollten auf ſie hinab; dann eilte ſie in ihr Zimmer, um fern von allen Blicken, die Tiefe ihres Schmerzes zu ergründen.

Aber ihr Körper war ſo angegriffen, ihre Nerven ſo erſchüttert, daß ſie, betäubt und krankhaft verworren, keines Gedankens, noch weniger eines Entſchluſſes oder des Ueberblickes ihrer Lage fähig war. Sie war ein ganz hingegebenes, widerſtandloſes Opfer des Grames, der ihre Seele füllte.

Unbeſchreiblich ermattet und erblaßt ſtand ſie am andern Morgen mit dem Bewußtſein auf, dieſer Tag werde über ihre ganze irdiſche Zukunft entſcheiden, und ſie ſei ſo niedergedrückt, ſo geknickt an Geiſt und Seele, daß dieſe Entſcheidung durchaus kein Werk ihrer Willkür, ſondern nur das Reſultat fremder Einwirkung ſein werde.

Eliſe war mit noch einer Freundin bei ihr im Zimmer, und ängſtlich um ſie beſorgt, als nach eilf Uhr Valuda hereintrat. Raſch, ohne die Anweſenden zu begrüßen, ging er auf Natalie zu, und drückte ihre Hand an ſeine Lippen. „Ich komme, Ihnen Lebewohl zu ſagen; noch heute reiſe ich nach Schweden ab.“

Stumm ſah ihn Natalie eine Secunde an, ſchlug dann das Auge zum Himmel, und drückte mit rührender Ergebung die beiden Hände feſt gefaltet auf ihr Herz, als habe es den Todespfeil erhalten, und ſie wolle ihn tiefer hineindrücken, um ihn zu verdecken. Sie hatte nichts erwartet, nichts gehofft; doch dieſer Schlag traf ſie mit zu ſchmerzlicher Erſchütterung. Ihr Gefühl war das, mit dem wir einſt am Tage des Gerichts das Buch unſrer Schuld werden öffnen ſehen.

Eliſe, die es wußte, daß früher von dieſer Reiſe nie die Rede geweſen war, und Waluda als den einzigen Mann ehrte, den ſie des Beſitzes ihrer Natalie würdig hielt, forſchte theilnehmend nach der Veranlaſſung dieſes unerwarteten Entſchluſſes, worauf er aber wenig, und nichts Erläuterndes erwiederte. Er hatte überhaupt etwas Unſtätes und Eiliges in ſeinem Weſen, und blieb auch nur wenige Minuten.

Bewegt faßte er zum Abſchied Nataliens Hand, und als ſie mit dem erlöſchenden Blick der Liebe und des tiefſten Kummers zu ihm aufſah, da wurde auch ſein Auge naß.

„Gottes beſter Segen ſei mit Ihnen und Ihrem Leben!“ Er drückte ſeine Lippen lange und feſt auf ihre kalte Hand. „Werden Sie glücklich, machen Sie glücklich!“ Sie wurde immer bleicher, der Schmerz durchzuckte ſichtlicher und gewaltſamer ihre Bruſt. „Natalie, liebe Natalie, Sie ſollen noch von mir hören!“

Keines Wortes mächtig, ringend mit einem Weh, von dem ſie wähnte, es müſſe ſie gleich augenblicklich tödten, blieb ſie ſtarr und unbeweglich; aber als er ſich nun wandte, als die Thür ſich hinter ihm ſchloß, auf ewig, da floh ſie ihm nach. Als habe er ſie erwartet, ſtand er noch an der Treppe ſtill; „meine Natalie!“ rief er, als ſie ſich jetzt nahte, mit einem Ton, deſſen Nachhall auch im Himmel noch in den ſchönſten Momenten ihrer Seligkeit um ſie tönen wird, und breitete ihr die Arme entgegen.

O nur einmal an ſeiner Bruſt zu ruhen, alle ihre Liebe ausſtrömen zu laſſen in heißen Thränen, ihm nur ein Lebewohl, tief aus der unendlichen

Fülle ihres Herzens, ſagen zu dürfen, wäre ihr zur nie verſiegenden Quelle des Troſtes geworden.

Buri's Erſcheinung unten an der Treppe brachte ſie um dieſe Minute. Valuda eilte ſchnell bei ihm vorbei, laut weinend wandte auch ſie ſich ab, und floh. Noch in derſelben Stunde verließ Valuda G...

Von Wilhelm erfuhr ſie, er ſei am Morgen zu ihm gekommen, ihn um ſein Verhältniß zu Natalien zu befragen. Dieſer hatte ihm geſagt, daß er ſeit Jahren von ihr geliebt werde, und das Verſprechen von ihr erhalten habe, daß ſie nie das Eigenthum eines andern Mannes werden wolle. Er habe aber ſeit Kurzem gemuthmaßt, daß ſie ihm untreu geworden ſei, und die Verzweiflung darüber habe ihm den Entſchluß eingegeben, den er geſtern Abend auszuführen willens geweſen ſei. Die Unrichtigkeit dieſer Antwort konnte Valuda um ſo weniger muthmaßen, da Wilhelm ihm mehrere von Natalien im Ton traulicher Liebe an ihn geſchriebene Briefe zeigte, und ſo ſah er in Nataliens bisheriger Verheimlichung ihres Verhältniſſes zu Buri nur eine Untreue gegen dieſen, und eine Falſchheit gegen ſich, die kein Bewegungsgrund in ſeinen Augen zu rechtſertigen vermochte. „Offenheit gegen Offenheit,“ ſagte er zu Wilhelm; „ich bin Ihnen das Geſtändniß ſchuldig, daß zwiſchen Natalien und mir nie ein Wort der Liebe oder irgend einer andern nähern Verbindung gewechſelt iſt, und ich nicht zu dem kleinſten Anſpruch auf ihr Herz oder ihre Hand berechtigt bin.“ Beim Abſchied fügte er noch folgende Worte hinzu, die für Natalie, als Buri ſie ihr wiederholte, ſehr entſcheidend wurden: „Ich zweifle nicht, daß Natalie edel genug iſt, früher oder ſpäter einzuſehen, wie wenig es ihr ziemt, den Mann ihres Herzens vor der Welt zu verläugnen.“

Sie bat Wilhelm, nach Anhörung dieſer Erzählung, ſie zu verlaſſen, weil ſie zu krank ſei, ihn heute länger bei ſich zu ſehen, und blieb dann den Tag ganz einſam in ihrem Zimmer. Sie rang nach Kraft, und fand ſie in dem Gedanken an Baluda. Sie war für immer von ihm getrennt; ihr Verhältniß zu Buri ſtand als eine nie zu verſöhnende Unwürdigkeit zwiſchen ihr und dem Mann ihrer einzigen wahren Liebe. Gegen Wilhelm lag das Gefühl einer Schuld, für die ſie keine Worte hatte, auf ihrer Seele. Dies Unrecht auf die möglichſt großmüthigſte Art zu vergüten, war ihr Wunſch und Valuda's letzte Worte an Wilhelm deuteten ihr den Weg an, den er für den richtigſten erkannt hatte, und auf dem ihr ſein Segen folgte, wenn ſie ihn in treuer Pflichterfüllung wandelte. Mit ſich ſelbſt mußte ſie erſt ganz verſöhnt ſein, ehe ſie hoffen durfte, Valuda einſt mit ſich verſöhnen zu können. Auch war es ein ſtark hervortretender Zug in ihrem Charakter, daß ſie gern in zweifelhaften Fällen das Schwerſte ergriff, und es dann mit höchſter Selbſtverläugnung ausübte.

Sie fragte Wilhelm am andern Tage, ob er glaube, durch das Geſchenk ihrer Hand glücklich werden zu können. Der Triumph einer für ihn ſo glänzenden Verbindung und der Stolz, ſeiner Meinung nach, einen Nebenbuhler, wie Valuda, beſiegt zu haben, betäubten die innere Stimme, die ihn vor einer in jeder Hinſicht ſo ungleichen Verbindung hätte warnen müſſen, und er nahm ein Opfer an, das nur die, welche es brachte, zu ehren vermochte.

Seine Freude, ſein Dank, ſeine Liebe wurden Nataliens Lohn und erweckten in ihrem Herzen die Wärme wieder, die ſeine grauſame Selbſtſucht faſt erſtickt hatte. Sie ſchwur ſich und ihm, ihn glücklich zu machen, und that von dieſem Augenblick an mit eiſerner Feſtigkeit Alles, was ſie der Löſung dieſes Gelübdes näher führen konnte. Daß ſie dem Ideal, welches er ſich von ſeiner künftigen Gattin entworfen hatte, nicht entſprach, wußte ſie; ſie war nicht einfach, nicht häuslich, nicht arbeitſam genug für ihn, und es war zu ihrem beiderſeitigen künftigen Glück durchaus erforderlich, ſie zu ihm, ihn zu ihr, harmoniſcher zu ſtimmen. Nataliens Kränklichkeit entfernte ohnehin den Gedanken an eine baldige Verbindung, und ſie ſetzte dieſe auf zwei Jahr hinaus, die Buri zu einer Reiſe benutzen ſollte, während ſie in tiefer Einſamkeit lebend, dieſe Zeit benutzen wollte, ſich für ihre künftigen Verhältniſſe zu bilden und Kraft zur freudigen Pflichterfüllung zu ſammeln.

Froh und glücklich ging Wilhelm nach einigen Tagen nach N * * * * zurück, um zu ſeiner Abreiſe die nöthigen Anſtalten zu treffen. Natalie rang nach ſeiner Entfernung heldenmüthig mit dem Weh in ihrer Bruſt. Sie mußte auch noch den Schmerz erfahren, daß Valuda's ſchnelle Abreiſe, und ſein raſcher Entſchluß, nach Schweden zu gehen, Willot und ſeine Frau von ihr entfernten. Willot liebte ſeinen Valuda über Alles, und es konnte von ihm nicht unerrathen bleiben, daß Natalie mit ein Bewegungsgrund ſeiner plötzlichen, überraſchenden Abreiſe geweſen. Dieſe wurde dadurch noch befremdender, daß er zu einem einige Meilen von G... wohnenden Bekannten gefahren war, um von dortaus die nöthigen Anſtalten zu ſeiner Reiſe zu treffen, welches doch in G..., wo er ſich nicht einmal die Zeit genommen hatte, Abſchied zu nehmen, viel leichter und beſſer geſchehen konnte. Dies verſtimmte Willot gegen Natalie, und die Entfremdung, in welche dieſe Verſtimmung überging, nahm ihr den Muth, mit ihm über ihre Verhältniſſe, und die Begebenheiten der letzten Wochen zu ſprechen. Wo Valuda's Freunde zürnten, trauerten Auguſt und Eliſe, und die Letzte ſchloß ſich noch zärtlicher an die täglich freundlicher und bleicher werdende Natalie. Valuda's Abſchiedswort: „Sie ſollen noch von mir hören!“ war als ein Wort der tröſtenden Verheißung in ihrem Herzen geblieben. Manches Unerklärliche lag noch für ſie in ſeinem Betragen und in ſeiner ſchnellen Abreiſe; auch war der für ihre Reiſe nach Offenbach entworfene Plan, und die noch nicht erfolgte Antwort der Frau von La Roche ein Faden, an den ſie die Hoffnung knüpfte, er werde vor ſeiner Einſchiffung noch an ſie ſchreiben, und ſie ihm dann in ihrer Antwort Alles ſagen dürfen, was jetzt ihr Herz bis zum Brechen belaſtete. Nur mit einem Worte des Troſtes und der Ermunterung ſollte er von ihr Abſchied nehmen, dann wollte ſie gern ſtill zurückweichen, und ihn ziehen laſſen in die Ferne, wo er ihr vielleicht nie wieder begegnete.

Einige Wochen waren vergangen, da ſtand Natalie eines Morgens am Fenſter, ein Wagen kam raſch die Straße herauf gerollt, und ſie erkannte, wie dieſer näher kam, Baluda. — Laut rief ſie ſeinen Namen, indem ſie das Fenſter aufriß, er grüßte; doch ſelbſt in dieſem eiligen Vorüberfliegen entging es ihr nicht, daß er bei ihrem Anblick erblaßte, und ſie mit dem Ausdruck peinlicher Verlegenheit begrüßte. Sie war voll Unruhe und doch ſo innig, ſo fromm glücklich, da ſie ſich der Erfüllung ihres höchſten Wunſches, ihn noch einmal zu ſehen und zu ſprechen, nahe glaubte.

Es ward Mittag, und er war noch nicht da; noch war indeſſen Hoffnung und Zuverſicht in ihrem Herzen; als aber Auguſt, der ihn bei Willot getroffen hatte, zu ihr eintrat, ihr einen Gruß von ihm zu bringen, weil er für die wenigen Stunden ſeines Aufenthalts zu beſchäftigt ſei, um zu ihr zu kommen: da, arme Natalie, zog die finſterſte Minute deines Lebens herauf, und ihr dunkler Schatten verſchwand nie wieder, und ſank mit dir in dein frühes, einſames Grab.

Wie konnte ein ſo edler, ein ſo milder Mann wie er, ſo hart ſein, von ihr, von der er ſich doch ſagen konnte, wie viel ſie zu leiden und zu kämpfen hatte, ſo ſtumm, ſo gleichgültig, ja, man kann ſagen, ſo geringſchätzig zu ſcheiden? —

War denn die Hingabe ihrer ganzen Seele, ihr unendliches Vertrauen, ihre ewige Liebe keiner andern Vergeltung werth? — ahnete er gar nicht, was dieſer Tag ſie koſte? —

Bleich und unbeweglich ſaß ſie den ganzen Tag am Fenſter, und zählte die Minuten, die er noch in ihrer Nähe war. Ihr Herz ſtand ſtill, ihr Leben war wie gehemmt; ihr war als müſſe ſie ſterben, wenn ſie die kleinſte Bewegung machte. Am Nachmittag ſah ſie ihn zu ihm gleichgültigen, ihr gegenüber wohnenden Menſchen gehen, ſah ihn dort im Zimmer auf- und abwandeln; ach, kein Blick fiel auf ſie! — Gegen ſechs Uhr kam ſein Wagen, und ſie hörte ihn bald darauf fortrollen.

Sie litt und fühlte, daß ſie den Tod empfangen habe, aber ſelbſt in ihrem geheimſten Bewußtſein erlaubte ſie ſich keine Klage über ihn.

In der Nacht, die dieſem Tage folgte, ſprang eine Ader in ihrer Bruſt. Ein heftiger Blutſturz brachte ſie dem Tode nahe; vierzehn Tage lag ſie in todtenähnlicher, ſinnloſer Betäubung. Als ſie ihr Bewußtſein wieder erhielt, hatte ſich Baluda ſchon eingeſchifft.

Sie erſtand von dieſem Krankenlager; aber nie ward ihr wieder das Gefühl voller Geſundheit.

Auch Wilhelm trat jetzt ſeine Reiſe an, zu der ſie ihm den größten Theil ihrer jährlichen Einkünfte überließ. Sie ſelbſt zog, nur von ihrem treuen Mädchen begleitet, nach einem kleinen, weit entfernten Landſtädtchen, wo ſie ganz unbekannt war, und wo ſie in der unfreundlichſten Jahreszeit, in der Mitte des Decembers, ankam.

Fünfter Abſchnitt.

Nicht kann rauben des Mächtigſten Hand
Den letzten Segen des ewigen Vaters,
Den herrlichen Tod!

Mahlmann.

Wir finden unſere Natalie nach Verlauf von zwei Jahren in demſelben kleinen Landſtädtchen wieder, wo wir ſie verließen, und wo ſie dieſe Zeit allein mit Gott, im heldenmüthigen Kampf mit ſich verlebt hatte. Sie hatte ſich *Frieden* errungen, einen Frieden, der ihr nicht mehr geraubt werden konnte. In der Verpflichtung, Buri's Gattin zu werden, hatte ſie die Beſtimmung ihres künftigen Lebens klar erkannt, und muthig aus ſich herausgeriſſen, was ſich mit ihr nicht vertrug. Ihre Liebe zu Valuda war ihr als höchſtes, geiſtiges Lebensprincip geblieben; aber in der Beruhigung ihres Herzens, in der Stillung ihrer Sehnſucht, und der Beſchwichtigung des bittern Schmerzes, ſich von ihm verkannt und auf immer geſchieden zu wiſſen, entwickelte und bewährte ſich in ihrer Seele eine Kraft, deren Quelle eben dieſe Liebe war. Das Andenken an ihn wurde ihr zum Segen jedes edleren Strebens, jedes ſchönen, feſten Entſchluſſes, und mit ſanfter Rührung brachte ſie ihm am Abend den ſtill, fromm und fleißig verlebten Tag zum Opfer dar. Buri's Briefe erheiterten ihre Einſamkeit; ſie gewann ihn von Tag zu Tage lieber. Ihm ein gutes, treues, fleißiges Weib, eine würdige Hausfrau zu werden; ſich im verdienten Beſitz ſeiner höchſten Achtung und Liebe zu fühlen, und ihn im Laufe des alltäglichen Lebens dem Guten und Schönen treu zu erhalten, war ein Beruf, deſſen Werth und Glück ſie lebhaft erkannte. Baluda's Bild ſank ſtill und heilig in ihre innerſte, frommſte Seele zurück; im Leben und für daſſelbe faßte ſie Wilhelms Bild zärtlicher und inniger auf, und die durch die wahrſte und höchſte Liebe in ihr geweckte und gereifte Fühlbarkeit und Treue kam ganz Buri zu Gute. Sie gab ſich ihm liebevoller und wahrer hin, wie ſie es je zuvor gethan hatte, und auch in ſeinen Briefen ſprach ſich ein ruhiges, aber eben darum ſchöner werdendes Gefühl ſeines Glückes und ſeines Dankes, ſie ſein zu nennen, aus.

Natalie hatte von jeher Kinder geliebt, und ſich gern mit ihnen beſchäftigt. Getrennt von allem Umgang mit Erwachſenen, ſammelte ſie jetzt einige dieſer holden Weſen um ſich, und die Beſchäftigung mit ihnen ward ihr zu einer Quelle der reinſten Freuden. Wer eine Zeit lang nur mit Kindern und allein unter ihnen lebt, hat das goldene Alter der Menſchheit durchlebt. Von ihnen geht eine Kindlichkeit, eine Lauterkeit, eine Heiterkeit auf uns über, deren Daſein man im Getriebe des Weltlebens verflochten, und vom Schellengeklingel der Thorheit und Albernheit betäubt, kaum in der Ahnung begreift.

Auch aus der Arbeitſamkeit, zu der ſich Natalie zwang, bis ſie ihr zur lieben Gewohnheit geworden war, ging ihr ein ſtiller, ſchöner Segen für ihr inneres Leben auf. Sie erfuhr es, wie kein Zureden der Vernunft, keine Lectüre, keine Freude des Wiſſens unſre Seele ſo beruhigt, als das Gefühl eines fleißig und angeſtrengt vollendeten, beſtimmten Tagewerkes.

Dieſe zwei einſamen Jahre waren eine ſchöne Zeit in Nataliens Leben, und die Erinnerung an ſie blieb in ihrem Herzen, wie die ſanft ſchimmernde Abendröthe eines gewitterſchwülen Tages.

Mit dem zweiten Frühling näherte ſich jetzt der Zeitpunkt von Buri's Rückkunft und ihrer Vermählung mit ihm. Es war brieflich unter ihnen verabredet, daß ſie ſich in Nataliens jetzigem Wohnort wollten trauen laſſen, der Sommer ſollte dann zu einer gemeinſchaftlichen Reiſe in's ſüdliche Deutſchland benutzt werden, und mit dem Herbſt wollten ſie ſich in Gremlin häuslich niederlaſſen.

Natalie rechnete auf Glück. Daß ſie daran ſich wieder Glauben und Zuverſicht erkämpft hatte, und dieſe in heitrer Freudigkeit feſtzuhalten wußte, war die Frucht eines Kampfes, über deſſen Schwierigkeit und Werth nur derjenige entſcheiden darf, der in das Innerſte ihrer Seele geblickt hat.

Plötzlich blieben Buri's Briefe mehrere Wochen aus. In der ganzen Zeit ihrer Trennung hatte er wöchentlich zweimal geſchrieben, und ſo mußte dies Außenbleiben aller Nachrichten von ihm, Natalie lebhaft beunruhigen. In der bangen Sorge um ihn fühlte ſie ſelbſt zum erſten Male ganz, wie ſie ihn liebte, und wie feſt ſie an ihn gebunden war. Sie ſchrieb und klagte ihm mit der ganzen Fülle ihrer Herzlichkeit und Liebe ihre Angſt, ihre Sorge, ihren Kummer um ihn. Endlich kam ein Brief; er war krank geweſen, wie er ſchrieb; aber der Ton dieſes Briefes war ſo leidenſchaftlich, ſo glühend, daß Natalie von der Ahnung eines finſtern Ereigniſſes ängſtigend ergriffen ward.

Ein Ungewitter nöthigte Buri auf einer ſeiner Fußwanderungen, in einem Meierhofe Schutz zu ſuchen, deſſen angenehme Lage und einfach zierliche Bauart den Blick jedes Reiſenden auf ſich ziehen mußte, der dieſe Straße wandert. Böttcher, der Beſitzer deſſelben, nahm den durchnäßten Wanderer mit der freundlichſten Gaſtfreiheit auf. Er war ein gebildeter Mann, der nach einem unruhvollen Leben hier den Abend ſeiner Tage in ländlicher Abgeſchiedenheit mit ſeiner einzigen Tochter verlebte. Caroline war ein reizendes funfzehnjähriges Mädchen, voll Naivetät und Anmuth. Ohne allen Umgang, in der Umgebung einer romantiſchen Natur groß geworden, und durch Romanlectüre gebildet, war ſie für den Eindruck ſehr empfänglich, den Buri's Erſcheinung auf ſie machen mußte. Sie beeiferte ſich, den Fremdling ſo gut als möglich aufzunehmen, und freuete ſich des Regenwetters, das ihn nöthigte, mehrere Tage zu verweilen. Als er am vierten Morgen hinunter kam, Abſchied zu nehmen, fand er den Vater krank und Carolinen in Thränen. Beide baten ihn, ſie jetzt noch nicht zu verlaſſen, und er verſprach gern, die Geneſung ſeines Wirthes abzuwarten. Die Sorgfalt und Ausdauer, die er jetzt bei der Pflege des Vaters zeigte, gewann ihm bald ganz das Herz der dankbaren Tochter. Sie hielt ihn für frei und ungebunden, ſie wußte von ihrem Vater, daß es ihr vergönnt ſei, unbedingt ſelbſt zu wählen, und ſo gab ſie ſich ungewarnt und unbeſorgt der ganzen Gewalt dieſer Liebe über ſie hin. Konnte Buri nicht fliehen? wollte er es nicht? wußte er ſelbſt nicht um die Größe und Nähe der Gefahr? — genug, er blieb; blieb auch nach der Geneſung des Vaters, bis eine ſchwache Stunde Carolinen Rechte auf ihn gab, denen vor dem Richterſtuhl der Ehre und der Menſchlichkeit Nataliens Rechte ſich nicht vergleichen konnten. — Sein Erwachen aus dem Rauſch war ſchrecklich! —

alle Furien der Selbſtverachtung und des Meineids erwachten in ſeiner Bruſt. Caroline erfuhr, er ſei verlobt; ſei ſeit Jahren das Eigenthum einer Andern, der er Glück, Ruhe, Geſundheit koſte, die ihm Alles geopfert, Alles für ihn gelitten und getragen, ohne daß er ihr bis jetzt je ein Opfer mit einem andern zu vergelten gehabt habe; ſie gebot ihm, ſie zu fliehen, und ſein früheres Gelübde zu ehren. Er gehorchte, und verließ das Haus, deſſen Gaſtfreiheit er durch ſo leichtſinnigen Verrath gelohnt hatte.

In der letzten Zeit ſeines Aufenthaltes bei Böttcher hatte er es unterlaſſen, an Natalie zu ſchreiben; aber als er jetzt, von Carolinen entfernt, nach und nach aus ſeinem Rauſch erwachte, trat ihr Bild wieder in ſeine alten Rechte, und das Gefühl des begangnen Unrechtes gab ſeiner Empfindung für ſie alle Gluth, alle Unruhe, alles Stürmiſche wieder, was die erſte Zeit ſeiner Leidenſchaft bezeichnete. Ach! Natalie ahnete bei Leſung jenes Briefes nicht, aus welcher giftigen Quelle der ſüße Zaubertrank floß, deſſen magiſche, unheilbringende Gewalt über ſie noch nicht vernichtet war, wenn ſie gleich den Unterſchied zwiſchen dieſer gluthvollen Flamme und dem heiligen reinen Lichte wahrer Liebe im eignen Herzen hatte erkennen und würdigen lernen.

Die tiefe Schwermuth, in die Caroline nach Buri's Abreiſe verſank, konnte von ihrem Vater eben ſo wenig unbemerkt bleiben, als ihm die Verſtörung entgangen war, in welcher Buri von ihnen ſchied. Da er der Freund und Vertraute ſeiner Tochter ſeit ihrer frühſten Jugend geweſen, ſo vermochte ſie auch hier ſeinen Bitten nicht zu widerſtehen: er erfuhr Alles, und auch was den Jammer des armen Mädchens zur Verzweifelung machte, daß ſie Mutter werden ſollte.

Er reiſete Buri nach, und traf ihn auf dem Wege zu Natalien in X... Der Zorn des ſchwer beleidigten Vaters verſchwand vor dem Schmerz, und vor der Reue des Jünglings, der ihm ſein ganzes Verhältniß mit Natalie, und die Geſchichte deſſelben offen darlegte. Böttcher ergriff den einzigen hier möglichen Ausweg: er wandte ſich voll edlen Vertrauens an Natalie ſelbſt, ſchilderte ihr in einem Briefe den ganzen Vorgang, und forderte ſie auf, zu entſcheiden. „Ich würde,“ ſchloß er ſeinen Brief, „das Schickſal meiner Tochter als ein Unglück tragen, und nie darauf ein Recht begründen, welches zwiſchen Sie, Verehrungswürdige, und den Mann treten dürfte, der Ihnen ſo viel, ja Alles, zu verdanken hat, aber was ich nie für meine Tochter allein thun würde, muß ich für das Kind thun, das ſonſt ernſt und ſtrafend einſt von ſeiner Mutter den Vater fordern würde. Entſcheiden Sie daher unbedingt über das Schickſal der Mutter und des Kindes. Keine Pflicht, kein Geſetz verbindet Sie zur Entſagung, meine Hoffnung ruht nur auf Ihrer Güte, Ihrer Großmuth.“

Natalie antwortete ihm mit rückgehender Poſt achtungsvoll und theilnehmend, und legte ihm einige Zeilen für Buri ein, in denen ſie ihn für frei, ſich für ewig von ihm geſchieden erklärte. Sie ſchrieb ihm dies ohne Klage, ohne Vorwurf; machte es ihm aber als den letzten Beweis ſeiner Achtung zur Pflicht, ihr durchaus nicht zu antworten.

Buri ward Carolinens Gatte. Er vergaß Natalie ſehr bald, und lebt noch auf dem Meierhofe ſeines Schwiegervaters ein alltägliches, ſtill bürgerliches Leben, ohne höheren Gehalt, aber doch nicht ohne innern Werth. Carolinens erſtes Kind ſtarb, und ihre Ehe blieb kinderlos.

Wie Natalie dieſe Trennung ertrug, wie ſie litt, und wie unnennbar ſchmerzlich und vielſeitig ihr ganzes Herz dadurch verletzt wurde, hat nie ein Menſch erfahren, nie ein Wort von ihr ſelbſt ausgeſprochen. Doch ſicherte ſie der Sinn für das Heilige, der ihr in ihrer Liebe für Valuda aufgegangen war, dafür, ſich irgend einem Schmerz, irgend einem irdiſchen Leiden mehr widerſtandlos hinzugeben. Geübt im Kampf mit ſich ſelbſt, bewährte ſich ihr auch jetzt die Kraft des Willens. Sie trat ihrem Schmerze kühn entgegen, und rang mit ihm. Ernſtes Nachdenken und fromme Einkehr in ſich ſelbſt gaben ihr Flügel, die ſie über ihn weghoben, und das Kleinod, das ſie in dieſem Kampf erbeutete, wurde ihr zum herrlichen Lohn: es hieß Freiheit ihrer Gefühle für Valuda!

Ein ſchöner Abend des Spätherbſtes dieſes Jahres lockte ſie in's Freie. Von einem Berge, der den zu ihrer Wohnung gehörenden Garten begrenzte, überſah ſie eine weite, reizende Landſchaft. Am Fuß deſſelben lief die Landſtraße neben einem ziemlich tiefen Abgrund hin. Ein zierlicher Reiſewagen — hier eine ſeltne Erſcheinung — zog Nataliens Blicke auf ſich. Zu ihrem Schrecken ſah ſie aber die Pferde nahe bei der gefährlichen Stelle ſcheu werden, der Wagen ſchlug um, Natalie unterſchied das

Angſtgeſchrei einer weiblichen Stimme, und flog blitzesſchnell den Berg hinab, den Reiſenden zur Hülfe. Zum Glück ſtanden die Pferde, und während der Poſtillon ſich beſchäftigte, die Stränge zu löſen, bemühete ſich Natalie, die Thür des Wagens zu öffnen. Der Verſuch gelang; ein Mann von hoher vornehmer Geſtalt ſprang heraus, und hob eine junge in Ohnmacht geſunkene Dame empor. Natalie vereinte ihre Bemühung mit der ſeinigen, ſie trugen ſie wenige Schritte davon nach einer grünen Raſenſtelle, und hatten die Freude, ſie nach einigen Minuten die Augen aufſchlagen zu ſehen. Mit dem Ausdruck banger Zärtlichkeit ſuchte der erſte Blick der ſchönen Fremden ihren Gefährten, der neben ihr knieend ſie in ſeinen Armen hielt, während Natalie ihr die Schläfen mit dem Kölniſchen Waſſer aus ihrem Flacon rieb, dann ſah ſie zu dieſer mit einem ſo rührenden, ſo dankbaren Blick auf, daß er den Antheil, den Natalie gleich für ſie empfunden hatte, verdoppelte. Aus einigen Worten des jungen Mannes und aus ſeiner Unfähigkeit, ſich mit dem Poſtillon verſtändigen zu können, errieth ſie das Vaterland der Reiſenden, und redete ſie jetzt in der Sprache deſſelben an, um der jungen Dame mit jenem unverkennbaren Ausdruck des Wohlwollens, dem das Herz nie widerſteht, ihr Haus anzubieten, ſich darin von den Schrecken ihres Unfalls zu erholen. Die ſchöne Fremde ſchien angenehm überraſcht, ſich in dieſem Winkel Deutſchlands, wo die Fertigkeit, eine fremde Sprache zu reden, ſehr ſelten angetroffen wird, in ihrer Mutterſprache anreden zu hören, und nahm Nataliens Anerbieten dankbar an. Wie groß war aber ihrer Aller Schrecken, als es ſich jetzt, da die Fremde ſich erheben wollte, zeigte, daß der eine Fuß gebrochen war. „O Gott," rief ſie mit einem Ausdruck des Schreckens und des Entſetzens, der Nataliens Herz traf, „wir ſind verloren! Laß uns ſterben, mein Freund, Rettung iſt jetzt unmöglich!"

„Nur Muth," ſagte Natalie raſch, „nur Vertrauen, ich hole Hülfe, und mein Haus," ſetzte ſie gerührt hinzu, da ſie zu errathen anfing, wen ſie vor ſich hatte, „ſichert Ihnen Verborgenheit und Ruhe."

Die Geſchichte dieſer beiden intereſſanten Flüchtlinge greift zu tief in eine der geheimnißvollſten Begebenheiten unſerer Zeit ein, um jetzt ſchon enthüllt werden zu können. Aus einem der edelſten Geſchlechter Europens entſproſſen, Erbe unermeßlicher

Reichthümer, mit allen Verfeinerungen des Luxus allen Raffinerien des Wohllebens ſeit frühſter Kindheit ſo vertraut, daß ſie ihm zum Bedürfniß, zur einfachen Nothwendigkeit geworden waren, irrte Theophil jetzt heimathlos und geächtet mit ſeiner Gattin umher. Auf ſeine Habhaftwerdung war im Geheimen ein großer Preis geſetzt, und der Verrath ſchlich ihm hier, wo er vor offenbarer Gewalt vielleicht geſchützt war, doch heimlich auf jedem Schritt nach. Ein fernes Land bot ihm einen Zufluchtsort, aber jeder Weg dorthin war verſperrt, und bei ſeiner gänzlichen Unkenntniß deutſcher Sprache und deutſcher Verfaſſungen mit faſt unüberſteiglichen Schwierigkeiten verbunden. Victorine, die ſchöne, ſeit frühſter Jugend von Allen, die ſie umgaben, vergötterte Victorine, ſeine Gattin, ſollte jetzt in wenig Wochen Mutter werden. Ohne Obdach, ohne Geld, in einer rauhen Jahreszeit, in einem fremden, unwirthlichen Lande, erlag ihre Seele faſt dem Gewicht ihrer troſtloſen Verzweiflung, als die Vorſehung ihr Natalie zuführte.

Wenig Stunden reichten hin, um dieſer das volle Vertrauen ihrer Gäſte zu erwerben, und als Erſatz für manchen herben Kummer ward ihr das Glück, dies Vertrauen rechtfertigen zu können.

Es gelang ihr, Wege und Mittel ausfindig zu machen, die Theophil ſicher nach dem Orte ſeiner Beſtimmung führten. Victorine blieb bei ihr. Im November ward ſie Mutter eines lieblichen Knaben, und Natalie ſah unter ihrer Pflege Mutter und Kind ſchön und freudig dem Frühling entgegen blühen, der Beide mit dem Gatten und Vater vereinigen ſollte. Sie begleitete Victorine auf der Reiſe durch die unwirthbaren Gegenden, durch die ſie ihr Weg führte, und verließ ſie erſt an der Grenze, wo Theophil ſie erwartete.

Auch die Dankbarkeit kann in ſchönen Seelen zu einer Leidenſchaft werden, die an Energie keiner andern weicht. Der Abſchied, den Victorine und Theophil von Natalien nahmen, war erſchütternd und feierlich. Die Erſtere legte ihren Sohn in Nataliens Arme, wie man Heiligen die Kinder zur Auflegung der Hände darreicht, damit ſie ihn ſegne. Sie konnte ſich nicht von ihr trennen, immer kehrte ſie zurück, ſie noch einmal an ihr Herz zu drücken, endlich mußte ſie ſcheiden; aber Nataliens Andenken blieb in ihrem Herzen, und täglich erbat ſie ſich vom Himmel die Gelegenheit, ihr einſt vergelten zu können, was ſie für ſie gethan.

Natalie ging auf einige Wochen zu ihrer Schweſter, und dann nach Gremlin. Die Erinnerungen, die dieſer Aufenthalt in ihr wecken konnte, brauchte ſie nicht mehr zu ſcheuen, den Tadel der Welt nicht mehr zu fürchten. Ihre Seele war reif geworden in den Schmerzen und Erſchütterungen dieſer letzten Jahre. Wie ein ſchwindendes Traumbild verſank das Nachtſtück ihres Lebens in den Strom der Vergangenheit; das innere geheimnißvolle Leben der Liebe entfaltete ſich in ihr tiefer und reicher, und alle Erſcheinungen des äußeren verklärten ſich ihr zu heiligen Sinnbildern; mit langen Zügen trank ſie aus dem Quell der frommen, reinen Begeiſterung, die ſie von den irdiſchen Dingen ſchied, und ſie ſich als eine Geweihte des Todes fühlen lehrte.

Abgezogen von der Außenwelt fand ſie in ſich, was ſie zur Glückſeligkeit und zum harmoniſchen Verſtändniß mit ſich und der Welt bedurfte, und das Gefühl, daß ihr dieſe Klarheit des Gemüths, dieſer himmliſche Friede der Seele, dies Schweigen des Verſtandes einzig aus der Liebe für Waluda aufgegangen waren, lehrte ſie dieſe immer richtiger als das Schönſte und Göttlichſte ihres Daſeins würdigen. Ihr ganzes Leben war ein ſtiller Gottesdienſt dieſer Liebe, die immer mehr Eins werdend mit der Liebe des Ewigen, und in ihr ſich, wie der Strom im Weltmeer verlierend, ihr Herz langſam, ſanft und freundlich von der Erde löſete, und die Sehnſucht ihres Buſens nach dem Tode zur echten Tochter der Liebe und der Unſterblichkeit veredelte.

Aber wie eine Lichterſcheinung aus jener Welt trat zu der Einſamen noch hienieden der ſchönſte Engel des Troſtes und der Verheißung, der Engel der Freundſchaft, und Natalie wußte nicht, ob der Glanz, in dem ſich, von ihm erhellt, ihr Leben verklärte, das Abendroth dieſer, oder das Morgenroth jener Welt war.

Während ihrer Abweſenheit hatte ſich in der Nähe von Gremlin eine Familie angeſiedelt, in deren älteſter Tochter, Charlotte, Natalie bald eine Seele auffand, wie ſie reiner, treuer, frommer, ungefärbter und zarter nie in einem Weibe gewohnt hat. Demüthig und einfach, wahr und kindlich, froh und ſtill war der Sinn des Mädchens, ihr Geiſt hell und klar, und in dem ſanften, kindlichen Gemüth ruhte eine Kraft, die dem Leben gewachſen war. Alle Liebe, die Natalie ſeit frühſter Jugend ſo unverſtanden und unerwiedert hingegeben hatte, ward ihr hier als köſtliche Himmelsgabe zurückgegeben, und in ihrer ganzen Heiligkeit von ihr genoſſen und empfunden.

Der fromme Friede, deſſen Natalie jetzt genoß, und das ſelige Glück dieſer Freundſchaft wurden dem zarten und ermatteten Körper zur Stärkung. Da ſie ohne eine eigentliche Krankheit, nur an dem geiſtigen, langſam nachwirkenden Schmerze früherer Jahre verging, ſo ſchlichen Wochen und Monate langſam vorüber, ohne daß irgend eine ſichtbarer werdende Desorganiſation ihres Körpers einen ſchnellen Tod herbeizuführen drohte. Im Gegentheil ſchien ſie, unter Lottens Pflege und im Sonnenſchein ihrer Liebe neu aufzublühen; aber es gibt Zeitpunkte im Leben, wo nicht die Krankheit, ſondern die Seele ſelbſt ihre Hülle zerſtört, weil ſich, zu mächtig für dieſe, in ihr die Flügel eines freieren Daſeins entfalten. Nataliens Gefühl, ſie ſei dem Tode geweiht, täuſchte ſie nicht. In einzelnen hellern Momenten fühlte ſie aber auch eine unſichtbare Gewalt, die ſie an das Leben, wie an ein noch nicht vollendetes Tagewerk feſſelte.

Sie ehrte dieſe Ahnung als den Wink eines heiligen Schickſals, und harrte in ſtiller Ruhe ihrer Deutung. Monate verrannen aber und wurden zu Jahren, ohne daß irgend eine Pflicht, irgend eine Sorge ſie wieder zu einer nähern Befreundung mit den Angelegenheiten der Erde genöthigt hätte. In ſanfter Stille, ohne Anſprüche an das Leben, geliebt von Allem, was ſie umgab, ohne Furcht, doch nicht ohne Hoffnung, floß ihr Leben ungetrübt dahin, und die Morgenluſt, die ſie umwehete, wurde immer reiner und erquicklicher.

Oft ſehnte ſie ſich, der Liebe heilige Welt, die ſie in ſich aufgenommen hatte, dem Manne ihres Herzens darzuſtellen, ehe ſie ſcheide, damit er wiſſe, wie ſie ihn geliebt habe vom erſten Blick an, wie ſie ihn noch liebe, und welchen Segen dieſe Liebe in ihr Daſein gelegt habe. Aber ſie wußte, daß er verlobt, und jetzt vielleicht ſchon der Gatte des von ihm gewählten Mädchens ſei, und daß er nie nach ihr gefragt, nie irgend eine Erkundigung nach ihrem Schickſal eingezogen, ſchien ihr ein Beweis, daß er das Andenken an ſie ganz verbannt habe, und es nicht zu erneuern wünſche. Sie brachte alſo ſeinem muthmaßlichen Wunſche ihre letzte Freude zum Opfer dar.

Dies Schweigen wurde Natalie dadurch ſehr erleichtert, daß ſie durch ſeine von Zeit zu Zeit erſcheinenden neuen Werke mit ihm innig im Geiſte fortzuleben vermochte, und in jedem Buche den Schlüſſel zu ihm, wie in ſeiner Individualität den Schlüſſel zum Buche fand. Sie gewann auf dieſem Wege eine ſo richtige Anſicht ſeines Charakters und ſeiner Eigenthümlichkeit, ſeiner Grundſätze und Meinungen, wie ſie ihr der Jahre lange perſönliche Umgang mit ihm nicht anſchaulicher zu geben vermocht hätte.

Wer kennt nicht die ungeheuren Begebenheiten der letzten Jahre? — ſie erneuerten in Baluda's Gemüth einen Kampf, den er früher ſchon einmal ſiegreich beſtanden hatte. Aus ſeinem Ernſt wurde Strenge; aus ſeiner Feſtigkeit Schärfe, es ward fühlbar, daß jene Bildung des Mannes, die ihm allein das Zuſammenleben mit einem liebenden und geliebten Weibe zu geben vermag, bei ihm unvollendet blieb, und daß er, der Starke, auf ſeine Herzenswunde doch vielleicht ein eiſernes Pflaſter gelegt hatte. — So ward ſein großer, freier und in ſeiner ſtrengen Gerechtigkeit doch noch ſo edel milder Sinn, mit dem er früher die Zeit und die Menſchen richtete, zum Grimm — freilich nur zum Grimm, wie er in einem ſo edlen, zum Haß wie zur Liebe gleich energiſchen Gemüthe wohnen kann, aber doch immer zum Grimm.

Der Glaube, das Vertrauen und die Liebe, die ehemals als freie Gabe in ihm wohnten, hielt er jetzt im Kampfe nur mit gewaltiger Kraft feſt. Und wo die fromme, heilige Entzückung ſchönerer, freudenvollerer Zeit noch wieder aus der heiligen Tiefe dieſer großen Seele aufſtieg, und ſich wie ein himmliſcher Duft über die Natur und das Leben zog, da erſchien ſie wie der helle Blitz einer ſüßen, vorübereilenden Verzückung.

Da kam eine Sorge um ihn in Nataliens Herz, eine Sorge, zu zart für Worte, aber dieſe Sorge war die höchſte, die innigſte, treueſte Liebe, die je das Herz eines Weibes gefühlt hat. Hätte er ſich geliebt gewußt, wie ſie ihn liebte, ſo wäre die Gewißheit ſolcher Liebe die Vermittlerin zwiſchen ihm und einer in Unfrieden verſunkenen Welt geworden.

Es kam aber ein Zeitpunkt, wo die von ihm früher mit heißer Liebe umfaßten, ſpäter mit unvergänglichem Schmerz verlornen Hoffnungen für ſein Vaterland noch einmal einen neuen Strahl in ſeine Römerſeele ſandten. Er griff zum Schwert, und ſchloß ſich an den kühnen Führer, deſſen abenteuerliches Unternehmen durch den Willen geadelt wird, wenn gleich der Erfolg es verdammt. Ein Tag entſchied das Schickſal von tauſend Heldenherzen, der tapfre Führer fiel; Valuda, der verzweifelnd an ſeiner Seite gefochten hatte, ſank ſchwer verwundet vom Pferde, und ward gefangen.

Mit Sturmwindseile flog die düſtre Kunde dieſer Kataſtrophe durch das Land, und kam auch bald zu Natalien. Ein dunkles Gerücht ſagte Valuda gefangen, wenn andre ihn den wackern Tod im Schlachtgewühl finden ließen. Ihr Entſchluß, ihn, wenn er noch lebte, zu retten, oder mit ihm zu ſterben, war ſchnell gefaßt, und klar ſtand es nun vor ihrer Seele, was ſie bis jetzt in ſo wunderbarer Dunkelheit an das Leben, als an eine noch nicht gelöſete Aufgabe gebunden hatte. Sie raffte zuſammen, was ſie an Geld und Geldeswerth aufbringen konnte, und eilte in die Gegenden, wo die feindlichen Armeen ſtanden.

Ein guter Engel war mit Natalien, und führte ſie durch mannigfache Gefahren, unangefochten dem Ziel ihrer Reiſe zu.

Sie fand Valuda nicht mehr; aber ſie erfuhr mit Gewißheit, daß er noch lebe, und mit mehreren ſeiner Gefährten nach der Feſtung Weſel abgeführt ſei, wo man nur ſeine Geneſung erwarte, um das ſchon gefällte Todesurtheil zu vollziehen.

Der Tag dazu war ſogar ſchon feſtgeſetzt und nahe. Natalie eilte Tag und Nacht. Kein Schlummer ſchloß ihr Auge, keine Nahrung kam über ihre Lippen. Die Liebe gab ihr Muth, die Liebe gab ihr Kraft; der Kampf zwiſchen der tiefſten Hoffnungsloſigkeit und der inbrünſtigſten Hoffnung erhielt ſie aufrecht, weil er ihr keine Minute übrig ließ, ihre Ermattung und Anſtrengung inne zu werden. Sie war in dieſen ewig unvergeßlichen Tagen nur Seele.

Ein neues Leben drang wie eine geiſtige Arznei durch alle ihre Adern, als ſie erfuhr, Theophil, er, dem ſie einſt mit ſo viel Gefahr und Aufopferung Gattin und Kind rettete, ſei Commandant der Feſtung und Victorine zum Beſuch bei ihm.

Ihr Weg führte ſie durch B., wo Baluda's Braut wohnte. Ein heißer Schmerz durchzuckte Natalie, als ſie daran dachte und ſich eingeſtehen mußte, die Glückliche habe den näheren Beruf, ihn zu retten, und es ſei für ſie Pflicht, ihr zu weichen, wenn ſie ihr Recht auf dieſes Glück gültig machen wollte.

Schriftlich bat ſie ſie um eine Unterredung ohne Zeugen, und ging dann, der erhaltenen Einladung gemäß, zu ihr. Natalie fand ein ſehr reizendes Mädchen, und ihr Herz öffnete ſich der Liebe zu dem Weſen, das dem Manne, den ſie mit der lauterſten Uneigennützigkeit liebte, das Glück ſeines Lebens gewähren ſollte. Sie redete ſie mit unverſtellter Herzlichkeit an:

„Entſchuldigen Sie es, wenn ſich Ihnen in ſo finſteren Trauerſtunden eine Unbekannte zur Vertrauten aufdringt. Sie ſind Waluda's Verlobte?“

Sie faßte bei dieſen Worten des Mädchens Hand, und ſah ihr mit voller Liebe in das Auge, das ſich ſchnell mit Thränen füllte.

„Ja,“ antwortete ſie, „ich werde den edlen Mann auch jetzt nicht verläugnen, wo der Tod uns auf ewig zu ſcheiden droht.“

„Nein,“ ſagte Natalie raſch und heftig bewegt, „er wird leben, ich bringe Hoffnung, und wenn es noch Schutzgeiſter des Guten gibt, Rettung.“

Sie zergliederte ihr hier ihren ganzen Plan, und die an Wahrſcheinlichkeit grenzende Möglichkeit ſeines Gelingens, und forderte ſie auf, ſie nach Weſel zu begleiten, um in dieſem Fall mit Waluda das Schiff zu beſteigen, das ihn nach Amerika zu führen ſchon bereit lag.

Die Seele der Braut bebte vor den Gefahren und der Ungewöhnlichkeit dieſer Schritte zurück. Sie weinte, zagte, doch vergebens ſuchte ihr Natalie ihren Muth, ihre Begeiſterung und ihren feſten

Vorſatz, das Leben an die Rettung des geliebten Mannes ſetzen zu wollen, einzuhauchen.

„Ich bin ſein,“ rief ſie händeringend aus, „und will gern Vaterland und Alles verlaſſen, um ihm zu folgen, ſobald er dort angeſiedelt iſt, aber ihn aus ſeinem Kerker entführen helfen, und ihn auf ſeiner Flucht begleiten, nein, das kann ich nicht. Meine Angſt würde mich tödten.“

„Nun,“ ſagte Natalie, „ſo unternehme ich es allein. Ich rette Ihren Verlobten, oder —“

Hier ſtürzte ſich Lotte in ihre Arme, und ergoß ſich in den feurigſten Dankſagungen. Natalie ſtaunte bei dieſer Miſchung von Liebe und Schwäche, aber ihr Herz ſchlug froher und ſtolzer bei dem Gedanken, um wie viel inniger ſie den Werth des ſeltenen Mannes zu würdigen wußte.

„Was ſoll ich ihm denn von Ihnen bringen?“ fragte ſie beim Abſchied.

„Sagen Sie ihm, daß ich ihn liebe und ihm treu bleiben werde, und dann bringen Sie ihm dies.“ Es war ihr Gemälde, das ſie für ihn ſchon früher hatte malen laſſen. Sie ſchnitt jetzt auch eine ihrer ſchönen, blonden Haarlocken ab, und gab ſie Natalien, die beide Gaben an ihrem Herzen verbarg. „Aber Sie,“ fuhr ſie fort, „wer ſind denn Sie, die Sie mir als ein Engel der Rettung erſcheinen, wo jede Hoffnung verloren war?“

„Eine längſt von Valuda vergeſſene, und nie von ihm geliebte Freundin," ſagte Natalie ſtill betrübt, und drückte ſie ſanft weinend an ihr Herz. „Gott laſſe mir ſeine Rettung gelingen, und dann gedenkt meiner zuweilen, wenn Ihr glücklich ſeid."

Zwei Tage darauf kam ſie in Weſel an. Sie ließ ſich bei Victorinen melden, und ward von ihr mit jubelndem Entzücken aufgenommen. Zitternd und todtenbleich ſank ſie bei ihrem Eintritt vor ihr nieder. „Ich komme," ſagte ſie ihr in Tönen, denen kein Herz zu widerſtehen vermochte, „Dich an eine Schuld zu mahnen, die Du jetzt mit der Seligkeit meines Lebens löſen kannſt."

Aufſchreiend vor Schmerz, ſie in dieſem Zuſtand zu ſehen, ſank Victorine neben ihr nieder, und flehte ſie an, nur zu reden, und auf ſie zu rechnen im Leben und im Tode.

Da vertraute ihr Natalie ihre Liebe und ihren Schmerz und ihren feſten Entſchluß, Waluda zu retten, oder hier mit ihm zu ſterben.

Victorine eilte zu ihrem Gatten, und führte ihn herbei. Ein langer, harter Kampf begann, ehe Natur, Menſchlichkeit und jene ewigen, in die Bruſt des Menſchen gegrabenen Geſetze, die keine Menſchenſatzung aufzuheben vermag, ſiegten, und er ſeine Mitwirkung zur Ausführung des von Natalien entworfenen Planes, der ſie ſelbſt der größten Gefahr preis gab, verſprach.

Von allen ſeinen Unglücksgefährten lebte Waluda nur noch allein, ſeine noch nicht geheilten Wunden hatten ihm das furchtbar grauſame Glück verſchafft, ſie Alle zu überleben. Nataliens Plan und ihre getroffenen Anſtalten konnten hier allein Rettung möglich machen.

Nach unzähligen, beſiegten Schwierigkeiten und Gefahren ſah Natalie endlich die Mitternacht hereinbrechen, die zu ſeiner Befreiung beſtimmt war. Tod und Seligkeit im Herzen folgte ſie, tief verhüllt ihrem Führer zu dem grauſigen, dumpfen Kerker, wo ſie beim Schein der mitgebrachten Leuchte Waluda auf Stroh gebettet, und in ſchwere Feſſeln geſchmiedet, erkannte. Stumm ſank ſie vor ihm nieder, ſeine Feſſeln zu löſen. „Sie ſind frei,“ ſagte ihr Begleiter zu ihm; „was keine andre Macht vermocht hätte, iſt der Macht der reinſten Güte und der edelſten Liebe gelungen.“

„O Wunderwerk der Liebe!“ rief Waluda, und zog ſie mit dem ſchon befreieten Arm an ſein Herz, „o meine Lotte, wie ſoll ich Dir danken!“

Nach ſechsjähriger Trennung ſah Natalie jetzt den Mann wieder, dem ihre Seele angehörte und dem ihr ganzes Leben geweiht war, ſie lag in ſeinem Arm, ſie fühlte ſich von ihm mit inniger Liebe an ſein Herz gedrückt, aber nur, weil er in ihr eine Andre, ſeine Geliebte, ſeine Braut zu umfaſſen glaubte.

„Nein,“ ſagte ſie leiſe, und ſchlug ihren Schleier zurück, „ich bin's, Waluda.“

während trat vor ſeine Seele jetzt ſich entſchwundenen Zeit, und er er- und ihre Liebe; da umfaßte er ſie in einer langen ſtummen Umar- weinend an einander.

willen," rief hier ihr Führer, „wie Augenblick zu verlieren! Jede Minute droht mit dem Tode."

Dieſe Erinnerung an Balnda's Gefahr gab Nata- ihre Faſſung wieder. Sie ſagte ihm in wenig Wor- was er wiſſen mußte, und gab ihm ihr Taſchen- in dem er ferner Anweiſung, Wechſel und Lo- Gemälde fand. Dann faßte ſie zum Lebewohl Hand, drückte ſie noch einmal an ihr Herz, noch Blick, und nun, ehe er mit einem Worte Abſchied von ihr nehmen konnte, war ſie durch die eine Thür verſchwunden, während ihr Begleiter ihn raſch durch die andre fortzog.

Natalie verweilte noch einige Wochen bei Victorinen und ihrem Gatten, dann kehrte ſie nach Gremlin zurück, um dort in den Armen ihrer Charlotte die Stunde ihres Todes mit ſtiller Freudigkeit zu erwarten.

Sie fühlte es, daß ſie jetzt am Ziele ſtand, und ſehnte ſich in der Blüthe und der Fülle der geiſtigen Kräfte mit unendlicher Liebe nach der Stunde der Vollendung.

Mit großer Ruhe und Heiterkeit ordnete ſie ihren Nachlaß, und wandte alle ihr noch übrige Zeit an, ihre

Auswahl

aus

Fanny Tarnow's

Schriften.

Vierter Band.

Leipzig, 1830.
Verlag von Carl Focke.

Inhalt.

Allwina von Roſen.
Das getheilte Herz.
Jugendanſichten.
Ottilie.

Allwina von Roſen.

„Unſer Herzog wird hier erwartet und mit ihm der ruſſiſche Prinz . . . Die hieſige ſchöne Welt ſieht ihrer Ankunft ſehnſuchtsvoll entgegen, und auch ich freue mich darauf, weil ſie mich des Verſprechens, Dich bis zum künftigen Monat in R. zu laſſen, entbindet. Die Wochen Deiner Abweſenheit ſind mir zu Jahren geworden, und da dieſer Vorfall mir die Nothwendigkeit auflegt, viel Fremde bei mir zu ſehen, macht er mir Deine Gegenwart unentbehrlich. Deine Eltern werden Dich daher mir wiederſchenken. Ich ſende dieſen Brief durch einen reitenden Boten, und übermorgen gehen Dir meine Pferde bis D. entgegen.“

So ſchrieb mir meine Tante, die Gräfin L. Sie hatte keine Kinder, und mir wurde daher der ganze Reichthum ihres Herzens an Liebe. Seit meinem zehnten Jahre war ſie mir Pflegerin und Erzieherin, und mein Herz liebte und ehrte ſie wie eine zweite Mutter. Nur auf dringendes Bitten meiner Eltern hatte ſie mich dieſen auf zwei Monate überlaſſen. Sie ſelbſt hatte mich ihnen in den letzten ſchönen Tagen des Aprils auf ihr Landgut gebracht. Meine Freude war um ſo größer, da ich ſeit früheſter Jugend eine Vorliebe für das ländliche Leben, für ſeine Stille und Einfachheit in mir trug, die durch das Geräuſch und den Glanz der Stadt nur betäubt, aber nie erſtickt wurde. Jenes Dörfchen war mir noch überdies als Schauplatz meiner Kinderjahre unbeſchreiblich lieb. Freundlich ſah ich es jetzt aus dem Kranze grüner Bäume hervorſchimmern und begrüßte es froh. Ich verſprach mir von meinem diesmaligen Aufenthalt viel Freude, und dieſe Hoffnung wurde, wie ſelten eine jugendliche, erfüllt. Schöner als in dieſem Jahre hielt auch der Frühling nie ſeinen Einzug, und nie war meine Seele empfänglicher für ſeinen Zauber. Duftend, blühend kam der ewig jugendliche Mai; aus allen Gebüſchen girrte, aus allen Gehölzen flötete es — überall, rund um mich, Leben und Freude! Tage lang ſchwärmte ich umher, im Garten, Feld und

Hain, ſah die Sonne aufgehen, das Abendroth erlöſchen, und war dabei ſo glücklich! Gleichwohl fühlte ich mich, zu meinem Erſtaunen, täglich ſtiller und heimlicher werden. Eine ſüße, liebliche Wehmuth feuchtete oft unwillkürlich meine Augen; aber vergeblich fragte ich mich: was fehlt dir?

Da kam der Brief meiner Tante, und, es ſei nur ehrlich geſtanden, der Abſchied von Eltern, Blumen, Nachtigallen, den ich mir ſo unausſprechlich ſchwer gedacht hatte, wurde mir durch die Ausſicht auf ſo viele Feſte ziemlich leicht. Schelte mich darum nicht leichtſinnig; ich war es nicht mehr und nicht minder, als man im ſechzehnten Jahre berechtigt iſt es zu ſein; aber leicht hätte ich es mehr werden können. Meine Tante war eine Frau von vortrefflichem Herzen und ſehr gebildetem Geiſte; aber die Natur, die ihr dieſe Gaben zutheilte, verſagte ihr Jugendreiz und äußere Anmuth. Ihre Güte erwarb ihr Freunde, ihr Geiſt Bewunderer; doch die Wünſche und Anſprüche ihres Herzens blieben unerfüllt. Liebe nur ſchien ihr wünſchenswerth; Liebe nur hieß ihr Glück: und zwiſchen ihr und dieſem Glück lag eine Kluft, die alle ihre Tugenden, alle ihre Talente nicht auszufüllen vermochten. Ihre

Verhältniſſe zwangen ſie, in der großen Welt zu leben: bei unzähligen Gelegenheiten fühlte ſie ſich hier vernachläſſigt, zurückgeſetzt; die Zeit vernarbte endlich dieſe Wunde, aber es blieb eine ſtille Bitterkeit in ihrem Innern, die ſie ſelbſt für Reſignation hielt und darum hegte. Gezwungen gab ſie ihre Hand dem Grafen L., der bei einer Auſternſeele nichts beſaß, als einen höchſt mißgeſchaffenen Körper, viel Geld und einen berühmten Namen. Im dreißigſten Jahre ward ſie Witwe. Ihr großer Reichthum ſammelte jetzt eine Schar Bewerber um ſie; aber ihr Herz war der Gefahr entwachſen, ſich über die Urſachen ihrer Annäherung zu täuſchen, und ſie erklärte ſehr beſtimmt, ſie werde nie heirathen. Ihr Haus war das glänzendſte in R.; ihre Talente, ihr Witz, ihre Güte erwarben ihr allgemeine Achtung und Erkenntlichkeit; doch blieb ihr der Rückblick auf ihre Vergangenheit ſchmerzlich, bis ihr in mir dieſe ihr verkümmerte Jugend zurückkehrte. In mir wollte ſie nun die Huldigung genießen, um die ſie ſich betrogen fühlte, und der ſo ſelten ungetrübte Genuß befriedigter Eitelkeit wurde der Zweck, den ſie meiner Erziehung gab, und für den Geiſt, Talente, Güte wuchern ſollten. Aber das Andenken des ſtillen Glücks meiner Eltern, der ſchimmerloſen Tugenden, die meine Mutter als Hausfrau und Gattin übte, erhielt meinem Herzen die Ahnung von etwas, das meinem Weſen näher und höher war, als was befriedigte Eitelkeit zu geben vermag; und reizender, lockender als je lag dies geahnete Glück in ſeinen unbeſtimmten Umriſſen jetzt, bei der Rückkehr vom Lande, vor meinen Blicken da.

Meine Tante empfing mich mit der herzlichſten Freude, und die zwei Tage bis zur Ankunft des Herzogs verſtrichen mir unter Beſuchen und Ordnen meines Anzugs für die Zeit ſeines Aufenthalts. Für den dritten Tag waren wir vom General L—s-hauſen zu einem Diner gebeten, dem in einem andern Hauſe eine Aſſemblée folgen ſollte. Ermüdet von dem langen Sitzen bei Tiſche und von der faden Unterhaltung meiner Nachbarn, bat ich meine Tante, in der Aſſemblée das Spiel für mich zu verbitten und mir zu erlauben, auf einige Stunden nach Hauſe fahren zu dürfen.

Wie einladend erſchien mir mein einſames Zimmer und die Dämmerung ſeiner herunter gelaſſenen Vorhänge nach dem läſtigen Gewühl, dem ich entwichen war! Oft hatte mich der bunte Schwarm ergötzt; zum erſten Mal fühlte ich mich heute leer, ungeſchäftig, einſam in dieſer ſchimmernden Menge, und eine wehmüthige Sehnſucht, für die ich keinen Namen wußte, füllte meine Bruſt. Ich öffnete meinen Flügel: der leiſe Seufzer meines Herzens wurde von dem Einklang der Töne zur Thräne, und ich verſank in ein tiefes Träumen. Plötzlich öffneten ſich die Thüren des Vorzimmers; ich hörte Männertritte und ſtand auf, den Kommenden entgegen zu gehen. Es waren einige Bekannte aus dem Gefolge des eben angekommenen Herzogs, und ein fremder Officier, der mir als ein Graf Potocki vorgeſtellt wurde. Das Gerücht hatte ihn mir ſchon als Freund und Liebling des ruſſiſchen Prinzen genannt, dem bei der Rückkehr nach Norden eine glänzende Laufbahn beſtimmt ſei. Vielleicht hab' ich früher oder ſpäter ſchönere Männer geſehen, aber nie Jemand, dem mein Herz ſo beim erſten Blick entgegen geflogen wäre. Mir war, als erneuere ich nur eine alte Bekanntſchaft, als ſei dieſe Geſtalt ſchon in dem dämmernden Nebelgemälde meiner Kindheit um mich geweſen. In ſeiner Nähe wurde mir mein Leben klar und ſchön; alle meine Träume, Ahnungen und Wünſche, von mir ſelbſt bis dahin nicht verſtanden, traten mir näher und fliſterten: erkennſt du uns nun?

Die Unterhaltung wandte ſich bald auf den morgenden Ball. „Herr Graf,“ ſagte der Kammerherr R—pe, „das iſt die Dame, deren ich in unſerm geſtrigen Geſpräch erwähnte.“ Potocki erröthete ein wenig, und ich warf einen fragenden Blick auf R—pe. „Der Herr Graf,“ fuhr er, ſich zu mir wendend, fort, „gibt in Hinſicht auf Tanz faſt unbedingt ſeinen Landsmänninnen, den Polinnen, den Vorzug, und ſcheint zu glauben, ihre Grazie werde von keinem deutſchen Frauenzimmer erreicht; auch hat er auf mehreren Bällen nur die Rolle des Zuſchauers geſpielt, und wir geriethen geſtern über dieſen Punkt in einen Streit, der unentſchieden bleiben mußte, ſo lange mein Gegner Sie noch nicht hatte tanzen ſehen, welches aber, wie ich hoffe, morgen der Fall ſein wird.“

„Ich werde morgen,“ fiel Potocki ein, „nur wiederholen können, was ich jetzt ſchon ſage: die Grazien ſind an keinen Himmelsſtrich gebunden. Mit noch größerem Vergnügen werde ich indeſſen meinen bisherigen Irrthum ablegen, wenn Fräulein Roſen mir die Ehre erzeigen will, morgen eine

Gavotte mit mir zu tanzen. — „Um Ihren Landsmänninnen zur Folie zu dienen?“ fragte ich lächelnd. „Da erſchiene ich ja wohl eitel, wenn ich nicht ja ſagte!“ — Seine Antwort gab dem Geſpräch eine feinere Wendung und ernſtern Gehalt. Die Zeit verflog ſchnell, mein Wagen fuhr vor und die Herren nahmen Abſchied. Noch einmal erinnerte mich Potocki an mein Verſprechen und drückte, als ich es wiederholte, dankbar meine Hand an ſeine Lippen. Wie oft war das nicht ſchon von andern Männern geſchehen, ohne mir mehr als eine alltägliche Höflichkeitsbezeigung zu gelten; aber wie anders jetzt! Dieſe leichte, flüchtige Berührung ſeiner Lippen und der noch leiſere Druck, mit dem er meine Hand fahren ließ, färbte meine Wangen und ich fühlte ihn den übrigen Theil des Abends auf ihnen nachglühen.

Ich fand bei der Gräfin S — m, wohin ich fuhr, volle Zimmer. Man war ſehr munter, Scherz und Lachen empfing mich; aber in mir fand es keine antwortende Saite mehr. Die Menſchen waren dieſelben, mit denen ich bis dahin gelebt hatte; nur ich war nicht mehr dieſelbe. Die Wünſche und Freuden ſelbſt noch dieſes Morgens lagen wie meine

Kinderſpiele hinter mir und es däuchte mir eben ſo unmöglich, zu ihnen, wie zu dieſen, zurückzukehren. Der weibliche Zirkel war nur mit dem fremden ruſſiſchen Prinzen beſchäftigt, dem der Ruf des Schönen und Unwiderſtehlichen vorangeeilt war. Man machte Anſchläge über Anſchläge, ihn noch früher, als auf dem Ball des morgenden Abends, zu ſehen. Frau von R — ld endete dieſe Verlegenheit, indem ſie den größten Theil der anweſenden Weiberwelt für den andern Morgen zum Dejeuner einlud, das der Herzog mit ſeinem Gefolge bei der Rückkehr von der Muſterung in ihrem Hauſe einnehmen ſollte. Auch ich erhielt eine Einladung, die ich gern annahm.

Sehr einfach gekleidet und tief in meinen Schleier gehüllt, ſtand ich am andern Morgen unter meinen Geſpielinnen, als der Herzog eintrat und, uns freundlich grüßend, nach den innern Zimmern ging, wohin ihm nur der ältere Theil der Geſellſchaft folgte. Seine Begleiter vertheilten ſich in die übrigen Zimmer, und Potocki, deſſen Blick mich bei ſeinem Eintritt unter der Menge ausfand, kam zu mir. Unſre Unterhaltung war ſo unbefangen und zwanglos, als hätte ſchon eine gemeinſchaftlich verlebte Kindheit unſre Herzen zum Vertrauen vereinigt. Der Herzog verweilte nicht lange; ein Officier in fremder Uniform kam aus den innern Zimmern, Potocki von ſeinem Aufbruch zu benachrichtigen, und da er ihn neben mir fand, entſpann ſich ein flüchtiges Geſpräch unter uns, das die Entfernung des Herzogs endete. Sie mußten ihm folgen; aber Potocki's Lippen und Augen ſagten, was mein Herz heimlich wiederholte: wir ſehen uns wieder! —

„Nun, wie gefällt er Ihnen? Was ſagte er? Wird er heute Abend tanzen? Haben Sie ſein ſchönes Auge bemerkt? Welche prachtvolle Uniform!“ ſo ſtürmten Alle mit Fragen auf mich ein, und ich erfuhr, der fremde Officier, den ich faſt gar nicht beachtet hatte, ſei der Prinz . . . ſelbſt geweſen. Gern vergab ich mir, ihn überſehen zu haben, und befriedigte die Neugier der Fragerinnen mit einigen jener überall paſſenden Gemeinſprüche, die die Gehaltloſigkeit erfand und das Bedürfniß im Umlauf erhält.

Mein Ballkleid war prächtig; aber unvermerkt wurde während der Toilette mein Anzug ſehr einfach. Ich legte alles Glänzende, dann auch alles Reiche bei Seite; einfacher konnte kein Gewand ſein, mein Schmuck kaum noch Schmuck heißen. So trat ich vor meine Tante, die mir dieſe Phantaſie, wie ſie's nannte, kaum vergab und endlich doch geſtehen mußte, ſie habe mich nie ſo reizend geſehen. „Ja," ſagte ſie, und ihr Auge ruhte wohlgefällig auf meiner Geſtalt, „dieſe wenigen auf dem Lande verlebten Wochen haben Dich auffallend verſchönert. Deine Augen haben einen Glanz, Deine Phyſiognomie einen Ausdruck von Seele erhalten, den ich an Dir früher nie geſehen habe." Erröthend küßte ich ihr die Hand; ach, ich fing an zu ahnen, welcher Gott mir dies Leben eingehaucht habe! —

Der Ball wurde auf dem Brunnen gegeben — ſo heißt ein romantiſcher Park, nahe bei der Stadt, am Ufer des See's. Die Geſellſchaft war faſt eine Stunde verſammelt, ehe der Herzog erſchien. Der Prinz näherte ſich mir und die Bekanntſchaft des Morgens half uns ſchnell über das hinweg, was gewöhnlich in den erſten Minuten eines Geſprächs der Etiquette zum Opfer dargebracht wird. Wir geriethen ſchnell in ein Wortgefecht, in dem die Geſchmeidigkeit und Feinheit ſeines Geiſtes ſich glänzend entfaltete. Ihm gegenüber konnte ich witzig ſein, konnte lachen, ſcherzen und plaudern:

wie ganz anders ſtand ich dagegen neben Potocki! wie ärmlich dünkte mich da der Behelf der Sprache für den Einklang unſrer Ideen und Gefühle! Der Prinz war ſchön, ſehr ſchön? das ſah ich jetzt. Auch ohne Stern und Orden, ohne Fürſtenrang und Fürſtenglanz, würde ihm von den Weibern der Name des Unwiderſtehlichen geworden ſein. Viele meiner Schweſtern haben ihn nun geſehen und erinnern ſich ſeiner ausgezeichneten, die mittlere Größe überſteigenden Geſtalt, der Uebermacht der ſanften Würde, die aus jeder ſeiner Bewegungen ſpricht — der Würde, die mehr dem Menſchen, als dem Prinzen angehört; ſo wie der Anmuth ſeiner Sprache und der Feinheit ſeines Benehmens, das in jedem Lande Europa's den gebildeten Weltmann bezeichnet. Vor dem Brillantfeuer ſeiner Augen ſenkte ſich jeder Blick; ſeine Farbe war blühend; heitres, unbefangenes, jugendliches Leben war der Ausdruck ſeines ganzen Weſens. Tauſend Herzen flogen ihm entgegen; tauſend wären ſein geworden beim erſten Laut der Liebe: aber ich fühlte es ihm gegenüber, daß mein Herz einen andern Zauber, als den der vollendeten Schönheit forderte, um ſich hinzugeben. Wer nennt das Unſichtbare, das beim erſten Blick Seele zu [illegible] Ausſpruch erfahren, daß ſie das Frühjahr nicht [illegible] erleben würde.

Den 4. Januar.

„Ich ſtehe alſo am Ziele, aber noch iſt es mir vergönnt, mich nach Euch, Ihr Geliebten meiner Seele, Troſt und Stolz und Freude Eurer Natalie, im Tode wie im Leben umzuſehen. Noch erreicht Euch meine Stimme, aber wenn das Siegel dieſes Blattes einſt gelöſet wird, dann tönt ſie nur noch aus meinem Grabe dumpf zu Euch empor. Doch was der Raub dieſes Grabes wird, iſt nicht das, was Ihr an mir liebtet, und was Euch lieben wird, ſo lange mein Ich, dies innere, wahre, anerkannte Ich, in irgend einer Form des Daſeins beſtehen wird. O, wie habe ich Euch geliebt! wie liebe ich Euch! Wie ſelig gerührt verſammelt Euch mein Geiſt in dieſer Minute um mich; wie glücklich macht es mich, ſagen zu können, daß ich immer in meinem Leben, und in jedem Verhältniß deſſelben treu war! O, wenn Ihr Alles von mir vergeſſen könnt, ſo werden doch gewiß Minuten kommen, wo jeder von Euch ſich ſagen wird: das Herz, das mich am innigſten und treueſten liebte, ruht nun im Grabe.“

[illegible] Hingebung waren bei mir nie ein Verdienſt, nie eine Tugend, ſie ſind mein Weſen ſelbſt. In Liebe habe ich gelebt, in Liebe werde ich ſterben, und auch, ſo wahr Gott die Liebe iſt, in Liebe einſt wieder auferſtehen."

„Ich weiß, wie heilig Euch Allen meine letzten Wünſche und Bitten ſein werden, und möchte Euch, meine einzig Lieben, ſo Vieles, Vieles ſagen. Mein Herz iſt voll, meine Seele ſtark, mein Geiſt freudig, aber mein Leben iſt matt, meine Bruſt wund und hohl."

„Nimm Du mich zuerſt an Dein Herz, Du meine reinſte, beſte Freude, Du frommes, reines Herz, Du Seele ohne Makel und ohne Schuld, meine Charlotte. Mein letzter Seufzer wird noch Dein Name ſein, und Dank gegen Gott, der mir in Dir mehr gab, als ich je verdient habe. Liebſte Charlotte, Seele meiner Seele, o dieſe Trennung von Dir, ich fühle es in dieſem Augenblick, ſie iſt wie ein Riß durch ein lebendiges Herz. Du wirſt mich nie vergeſſen, in mancher trüben Stunde wirſt Du zu meinem Bilde gehen, und getröſtet und gekräftigt davon zurückkehren. Du haſt in unſrer Freundſchaft eine Gewißheit, wie Himmelsluft, in Dich geſogen, daß nun nie Unwerth und Treuloſigkeit Deinen Glauben an

chen iſt mehr geeignet, in beiden Verhältniſſen
ſpiel der edelſten, beglückendſten Pflichterfüllung zu
ben? — ſo gib Deiner älteſten Tochter meinen Namen,
und liebe mich in dem Kinde fort, wie ich gewiß auch
auf irgend eine Art mit Dir verbunden bleiben werde.
Verſprich mir auch, ſo lange Du lebſt, meinen Geburtstag zu feiern, ſollte ich dort oben den ſiebenten April
wohl vergeſſen lernen?“

„In Hinſicht Deiner Trauer über meinen Verluſt
vertraue ich Deinem frommen Gott ergebenen Sinn. —
Ich habe zuweilen geſehen, daß man Kindern Verletzungen mit friſcher Erde kühlt, auch mir, auch meinem armen wunden Herzen wird ſie wohl thun. Von allen
Fähigkeiten meiner Seele iſt nur eine ganz entwickelt,
ganz geübt worden: die Fähigkeit zu leiden. Weine daher um mich, aber laß es ſanfte Thränen ſein. Schone
Dich, hänge Deinem Gram nicht nach. Es iſt meine
letzte Bitte; ſie wird Dir heilig ſein.“

„Und ſo empfange denn mein letztes Lebewohl, Gottes beſter, beſter Segen über Dich, ich lege meine ganze
Seele, mein Herz voll unausſprechlicher Liebe in dieſes
Lebewohl. Wo ich auch ſei, wie ich auch fortdaure, ich
will nie mehr mein ſein, als ich Dein bin und bleibe.“

[illegible] beſtimmten Platze [illegible] Garten begraben zu laſſen. Ihr Vermögen [illegible] ſie zwiſchen ihre Geſchwiſter und Charlotten. [illegible] hatte ſie ein Capital gegründet, von deſſen Zinſen die Schule erhalten werden ſollte. Ueberhaupt war in ihrem Teſtamente Keiner vergeſſen, der auch nur entfernten Anſpruch auf ihr Andenken und ihr Wohlwollen zu machen hatte. An Buri ſchickte ſie mit einem freundlichen Lebewohl ſeine an ſie geſchriebenen Briefe zurück.

Schön und freundlich kam dieß Jahr der Februar, und brachte einen herrlichen blauen Himmel und keine Blüthen, aber einen reichen Segen von Knospen mit. Ihrer alten Liebe zu Blumen und Kräutern getreu, ließ ſich Natalie auch jetzt noch in das Gartenzimmer tragen, wo ſie immer ſo gern geweſen war.

Die Abendſonne brannte glühend durch die Fenſter; bleich und ſchwer athmend ruhte Natalie in ihrem Krankenſtuhle; vor ihr kniete ein ſanfter, holder Engel, deſſen Herz zu fromm war, um dieſe ernſte Stunde der Wiedergeburt für ein höheres Leben durch lauten Schmerz zu entweihen.

Seinen ſtarken Erretter, den Tod, den freund
Welcher zertrümmert jegliche Feſſel der Erde,
Und aufträgt die ſchwachen Müdebeladnen
Zu der ewigen Freiheit Sonnenglanz
Und zu des unendlichen Vaters
Hochheiligem Angeſicht! —

Siehe, da öffnete ſich leiſe die Thür — Natalie konnte das müde Haupt nicht mehr erheben, aber ihr brechendes Auge erkannte noch die theure Geſtalt — „o ſieh," ſagte ſie zu Charlotte leiſe, „ſieh den Todesengel, freundlich erſcheint er mir in der theuerſten Geſtalt, o tritt nur näher, und berühre das Herz, das Dich liebt." —

Erſchüttert trat Valuda näher. Er hatte die Vergünſtigung erhalten, ſein Vaterland wieder zu betreten, und kam, die treue Freundin zu ſehen; das Schickſal führte ihn herbei, um Nataliens letzten, innigſten Erdenwunſch zu erfüllen.

Sie ſtarb in ſeinen Armen. Friede ſei mit ihrem Andenken!

An ihrem Grabe gewann Valuda die Gewißheit einer unvergänglichen Liebe und einer himmliſchen Treue, die ihm das ſchwache Menſchenherz und das kleine Leben veredeln, und mit denen er jetzt freudiger und ſicherer denn je durch die Räthſel einer finſtern Zeit geht.

Seele zieht? deſſen Magie ſich nicht gründet auf Körperreiz — auch nicht auf Anerkennung geiſtiger Verwandtſchaft, indem es jedem Erkennen zuvoreilt? deſſen Blüthen Achtung, Vertrauen, Treue ſind, die ihm in ſchöner Freiheit entſprießen und, von ihm Leben und Gedeihen empfangend, an's Licht treten, während der mütterliche Stamm, geheimnißvoll und unerforſcht, wie die Natur, ſich in tiefem Dunkel unſrer Seele verbirgt? — Potocki trat jetzt zu uns — eine von jenen, erworbene Ruhe zeigenden Geſtalten, die man nur einmal zu ſehen braucht, um ſie dann nie wieder zu vergeſſen! Man ſah es ihm an, daß er gelitten hatte, daß dies dunkelblaue, ſeelenvolle Auge Thränen des Schmerzes kannte; aber man hätte alle Freude der Jugend und der Welt hingeben mögen, mit ihm weinen zu dürfen. Alle Flitter meiner Erziehung und meiner Verhältniſſe fielen, ihm gegenüber, von mir ab und machten dem Gefühle Raum, daß ich für dieſen Mann nichts Anderes haben dürfe und zu haben wünſche, als ein Herz voll einfacher Güte und unendlicher Liebe.

Der Tanz begann und ich trat mit Potocki zur Gavotte an. Gar bald ſammelte ſich ein Kreis von Zuſchauern um uns, der dichter und dichter, wie das Murmeln des Beifalls lauter und lauter wurde. Von einem Pariſer Tanzmeiſter Jahre lang unterrichtet, konnte ich unſern ſinn- und bedeutungsloſen Tänzen nie Geſchmack abgewinnen und tanzte nur ſehr ſelten auf unſern Bällen. Zum erſten Mal tanzte ich jetzt mit Vergnügen und dem Beſtreben, einem gültigen Richter zu gefallen. Potocki's ausgezeichnet ſchöner Tanz, ſeine Nähe, ſeine Gegenwart und die herrliche, balletmäßige Muſik voll Leben und Ausdruck veredelte mir dieſen Tanz zur kunſtvollen Darſtellung.

Ein Schwarm von Lobrednern und Schmeichlern folgte mir, als wir endeten, zu meinem Sitze. Auch R—pe kam, mir für den erhaltenen Sieg zu danken, da Potocki ihm eingeſtanden, daß er nie ſchöner habe tanzen ſehen. Scherzend vertheidigte ich mich gegen ihn und mehrere der anweſenden Tänzer wider die Vorwürfe, die man mir über meine wenige Tanzluſt machte, und die Folgerungen, die man daraus zog; aber Potocki allein geſtand ich, als der Tanz die Andern wieder entfernt hatte, der Mangel an Grazie bei unſern Tänzen ſei der Grund meiner Enthaltſamkeit. „Ich will noch gar nicht erwähnen,“ ſagt' ich, „daß jeder Tanz doch wohl eigentlich eine beſtimmte Idee oder eine beſtimmte Empfindung ausdrücken müßte, wenn er als Tanz Leben und Bedeutung haben ſoll; aber eine Forderung kann ich — wenigſtens meinem Geſchlecht — nicht erlaſſen: daß ſeine Tänze den Ausdruck unbeſtimmter Heiterkeit, jugendlicher Freude und ſittſamer Anmuth haben ſollen.“ — — „Was nie ſo ſelten, als jetzt, zu entdecken geweſen!“ ſagte er. „Aber nur ein Mädchen, in deſſen Seele die Grazien wohnen, vermag ihr Gebot im Leben ſo zart zu ehren. Doch wo dies iſt,“ fuhr er leiſer, aber mit beziehenderm Ton und Blick fort, „wo dies iſt: wer müßte da nicht von dem Zauber hingeriſſen werden, den der Abglanz hoher ſittlicher Grazie der Jugend und der Schönheit verleiht!“ Mir war, als ob dieſe Worte mich zur Prieſterin jener Göttinnen weihten, deren Daſein ich bis jetzt mehr fromm geahnet, als klar erkannt hatte, und der Wunſch, dieſes Lobes werth zu ſein, wurde in meiner Seele zum Gelübde.

Unſer Geſpräch blieb ernſt und anziehend. Er fragte viel nach meiner Erziehung und meiner frühern Jugend. Mit Dank und Liebe ſprach ich von meiner Tante, mit Begeiſterung von meiner Mutter und mit Entzücken von den wenigen Wochen, die ich jetzt bei ihr verlebt hatte. Mich ſelbſt ergriff dieſe Erinnerung tiefer als je. Die Liebe berührte mit zarter Hand die Saiten meines Gemüths, und rein erklangen die ſchlummernden Grundtöne deſſelben: Sehnſucht nach Liebe und nach dem einfachen Glück häuslicher Stille. Die Verkehrtheit und Gehaltloſigkeit des Weltlebens wurde mir klar, und ich fühlte, daß ich mich nie damit in Einklang würde bringen können. Zum erſten Mal fühlte ich mich verſtanden und von einem hellen Geiſte, einer ſchönen Seele ergänzt und mir ſelbſt gedeutet. Von einer unwiderſtehlichen Macht fühlte ich das Beſte in meinem innern Menſchen berührt und zur Sprache gebracht; eine beſeligende und, wie ich beſtimmt empfand, mich adelnde Begeiſterung ergriff mich; ohne zu wiſſen, wie mir geſchah, durft' ich mir ſagen: du biſt ſeit dieſem Moment beſſer, dem Schönen und Guten mehr geheiliget — und dies kann nie ganz verſchwinden!

Nach dem Abendeſſen wurde ein Feuerwerk abgebrannt, und die Geſellſchaft vertheilte ſich in viele kleine Gruppen. Potocki blieb mir auch hier nahe. Wir waren nur wenig Schritte von der uns begleitenden Geſellſchaft voraus. Unſer Geſpräch knüpfte ſich wieder an, und er erzählte mir von ſeiner frühern Jugend, wie er dieſe auf dem Lande, am Herzen ſeiner Mutter verlebt habe, und wie das Andenken dieſer ſanften, reinen Seele als ſein Schutzgeiſt mit ihm durch das Leben gegangen ſei; wie er trotz der Gräuel, in denen ſein Vaterland untergegangen, vor ihrem Bilde Liebe zu den Menſchen, Glauben an das Gute, und Willen, dafür thätig zu ſein, bewahrt habe. Auch ſei in ſeinem Herzen die ſchöne Hoffnung geblieben, daß der Ton, der ſeiner Kindheit ſo reine Harmonie gegeben, ihn auch dereinſt in einer geliebten Seele anſprechen werde, der er dann ſein ganzes Leben, alle ſeine Wünſche und Freuden geben dürfe. „O wie oft,“ ſagte er mit einer Stimme, deren milde, bebende Laute tief in meine Seele drangen, „wie oft war mir dies holde Weſen in meinen Träumen nahe! wie oft erwärmte mich dies mit geiſtigem Auge angeſchaute Bild, wenn mein Herz an der kalten Wirklichkeit um mich her erſtarren wollte! Und wenn nun meine Träume wahr würden, wenn ich dieſe Hand faſſen und Allwinen die Gefühle deuten dürfte, die ſie in meinem Herzen geweckt hat? wenn . . .“

Er ſchwieg hier, tief bewegt, erſchüttert. Die Geſellſchaft näherte ſich uns; ſtumm drückte er mir die Hand und verſchwand. Auch mich riß es gewaltſam aus dem Gewühle heraus. Begleitet von einer meiner Geſpielinnen, floh ich nach dem einſamſten Theil des Parks, zum Ufer des See's hinab, und warf mich auf eine einſame Raſenbank. In dieſe Gegend drang das Geräuſch des Jubels nicht. Der Wiederſchein des Mondes lag glänzend und rein auf der Oberfläche des See's. Ein leiſer Nachtwind kräuſelte ſeine kleinen Wellen. Feierlich rauſchte es in den Gipfeln der hohen Ulmen. Wie Geiſtertöne zog der verlorne Nachhall der fernen Muſik durch den wolkenloſen Nachthimmel und ſank aus ihm in das bewegte Herz zurück, das, mehr und mehr erweicht, vor den zerſtreuten Klängen zerging in Thränen unermeßlicher Liebe und des Schmerzes hoher Seligkeit.

Hier fand mich Potocki. Unerwartet ſtand er vor mir und mit dem Ton der innigſten Liebe fragt' er leiſe: „Sie weinen, Allwina?" — „Ich bin nur ſehr bewegt," antwortete ich. „Alles um mich her, die Erde, der Himmel, der See, Alles iſt ſo ſchön und ſo ſtill; ich ſelbſt bin ſo glücklich — und doch hab' ich die Erde nie ſo enge, das Leben nie ſo beſchränkt gefühlt, als in dieſer Stunde, wo mir iſt, als müßte ich mich zu den Sternen aufſchwingen." — „Und müſſen nicht," fragt' er, „vor dieſer Stille, vor dieſer Unermeßlichkeit des Nachthimmels die Wünſche laut werden, die einer ſchönern Welt als unſerer von fremdem Licht erleuchteten angehören? Die kleinen Wünſche der Erde falten ſich wie die Blumen in der Nacht zuſammen; aber die größern, für die Ewigkeit, ziehen im reinen Herzen herauf mit dem unveränderlichen Leuchten des Firmaments. Doch gibt es einen Punkt, wo ſich dieſe Sehnſucht nach Ewigkeit mit dem heiligen Genuß einer ſchönen Gegenwart vermählt; und dies Höchſte in unſerm, zwei Welten verbindenden Leben, dies Höchſte, deſſen Accorde nie wieder in meiner Bruſt verſtummen werden — Allwina! hat Ihr Herz keinen Namen dafür?"

Mein Auge begegnete hier dem ſeinen, meine Seele lag in dieſem Blick, und er ſchloß ein Bündniß, welches zu löſen jedes Erdenſchickſal zu ohnmächtig war. Wie ich mich fühlte? Welche Seligkeit der Erde kann ſich der eines liebenden Weibes vergleichen, wenn es ſich als Spenderin der ſüßeſten Lebensfreuden des Geliebten fühlt! —

Meine Geſellſchafterin band unſere Zungen; aber bedürfen ſolche Momente der Worte? Ich bat Potocki mit halben Blicken und halben Worten, uns zu verlaſſen, und gehorchend entfernte er ſich. Noch wohl eine Stunde irrte ich mit meiner Gefährtin in den Gängen des Parks umher, und ſchloß mich dann mit ihr einer Geſellſchaft an, die nach dem Tanzſaal zurückkehrte.

Ich ſehnte mich nach Einſamkeit und bat meine Tante, ſich mit mir zu entfernen. Unſer Wagen fuhr vor. Der Prinz bot mir ſeinen Arm, Potocki begleitete uns, und nur ein verſtohlener, geflügelter Händedruck ſagte mir ſein Lebewohl. — In der Einſamkeit meines Zimmers wurde das Gefühl meines Glücks Dank gegen den, für den der Geiſt nur Gedanken, das Herz nur Gefühle, das Auge nur Thränen braucht, um vernommen zu werden. — — Wie gehaltlos war mein Leben, eh' ich Potocki ſah, und mit welchem Reiz, mit welchem Werth ſchmückte es jetzt ſeine Liebe! Sechzehn Jahre alt, geliebt und geſchmeichelt von Allem, was ſich mir näherte; in voller Freiheit, jede Laune, jeden Einfall zu befriedigen, hätte ich wahrſcheinlich ohne ihn, zu ſpät für mein inneres Leben, den Ueberdruß und die Gehaltloſigkeit kennen lernen, die das Leben für die große Welt unausbleiblich herbeiführt, wenn man von der Natur den Anklang edlerer Bedürfniſſe erhielt. Die leiſe Stimme meines Herzens wäre vor den Schmeicheltönen der Eitelkeit verſtummt; das Bild des einfachen Glücks meiner Eltern in meiner Seele verblichen; die faſt unwiderſtehliche Gewalt der Gewohnheit und des allgemeinen Thuns und Treibens um mich her hätte mich ergriffen und mich wahrſcheinlich, wie die Mehrheit meiner Schweſtern, einem Kampf zwiſchen meinem Gemüth und meinem äußern Leben preis gegeben, der in einer Weiberſeele — weil wir mehr als der Mann Eins ſind und jede einzelne Wirkung daher bei uns das Ganze ergreift — unausbleiblich die Harmonie des Daſeins zerſtört. Nichts macht der Liebe unwürdiger und zugleich für ihre reine Flamme unempfänglicher, als Unwahrheit des Empfindens und des Thuns — alſo auch Glanz und Gefallſucht, die ſich nicht mit Wahrheit des Charakters vereinen laſſen. Die Liebe, deren Bande dies Leben an ein zweites, den Menſchen an die Tugend und dieſe an das höchſte, reinſte Glück der Menſchheit knüpfen, wird nur dem weiblichen Herzen, das ihr den ganzen Schatz ſeiner Empfindungen unentwürdigt und unzertheilt aufſpart und für den Gegenſtand derſelben ſeine Seele ſchmückt. Das Mädchen, das, glänzend beim Ball und der Aſſemblée, für Dieſen ein Lächeln, für Jenen einen freundlichen Händedruck hat und darnach ſtrebt, ſich bewundert, begehrt zu wiſſen — muß, ſeinem beſſern Weſen nach, untergehen im Strom der Eitelkeit und der Weltfreude; oder die Leerheit eines ſo verſchleuderten Lebens wird ſie ergreifen — aber erſt, wenn ihr ſchon die Kraft mangelt, ſich ihm zu entreißen, und am fürchterlichſten dann, wenn ihr unbefriedigt gebliebenes Herz endlich den Mann findet, in deſſen Liebe ſich früher ihr Leben, ihr Glück, ihre Pflicht zur ſchönen Einheit hätte bilden, ihr zerriſſenes Daſein vielleicht noch heilen können — und er wendet ſich dann ab und ſie bleibt für ihr übriges Leben allein, mit dem Gefühl: ſein, und nicht mein. —

Auch ich ſtand an dieſem Abwege, als er, der Herr meines Daſeins und meines Geſchicks, mir Potocki entgegenführte, und mit ihm das holde Bild eines der Liebe und den ſtillen Tugenden einfacher

Güte geweihten Lebens! Und ich hätte mich nicht vor ihm, eben jetzt, da dies Bild in entzückender Glorie vor mir ſtand, niederwerfen und Thränen der Freude, Thränen des Danks darbringen ſollen?

Am andern Morgen ſah ich Potocki bei der Revüe; Mittags bei Cour und Tafel. Umgeben von einer bunten Menſchenmenge und unter dem Druck höfiſcher Etiquette, fanden unſere Herzen eine eigene Sprache und einzelne Momente zu Worten der Zärtlichkeit und des Glücks. Ich verſprach ihm, am andern Morgen für ihn zu Hauſe zu ſein, und ſah ihn früher noch, als ich erwartete, zu mir eintreten. Unſere Herzen fanden nun Worte; er erhielt das Geſtändniß meiner Liebe und meine Einwilligung, um meine Hand werben zu dürfen. Eine Stunde verrann mit Secundenſchnelle; da verließ er mich mit der Verabredung, am Nachmittage zu meiner Tante kommen zu wollen, zu der ich gleich nach ſeiner Entfernung eilte, um ihr das Geſtändniß meiner Liebe zu ſtammeln. Mit der Begeiſterung des Entzückens warf ich mich an ihren Buſen; aber wie erſchrak ich, als ich ſie todtenbleich in's Sopha zurückſinken ſah. „O mein Kind!" rief ſie im ſchmerzlichſten Tone: „iſt das der Lohn, den Du mir für meine Liebe aufſparſt?“

„Gott!“ ſagt' ich erſchrocken; „ich glaubte Ihrer Freude an meiner Wahl ſo feſt verſichert ſein zu können! Nur Freudenthränen hofft' ich fließen zu ſehen. Oft verſprachen Sie, mich frei wählen zu laſſen; oft äußerten Sie den Wunſch, daß mein Herz bald ſich entſcheiden möchte: woher denn nun Ihr Widerſtreben?“

„Arme Unerfahrene! ſo blind hat Dich die Liebe ſchon gemacht? Dein Herz, dies dankbare, gefühlvolle Herz hofft dauerndes Glück von einer Verbindung, die Dich von mir, von Deinen Eltern, Deinen Freunden auf immer entfernen würde? Deine Hand, um die die edelſten Männer Deines Vaterlandes werben, ſollten wir an einen Mann verſchleudern, der Dich in ein fernes Land, zu einer rohen Nation, in ein rauhes Klima führen würde? an einen Mann, über deſſen Scheitel das Schwert der Hofgunſt ſchwebt? den Laune vielleicht nur erhob, um ihn nach kurzer Zeit deſto tiefer fallen zu laſſen? Gott! wie könnten Deine Mutter und ich uns jemit dem Gedanken ausſöhnen, Dich in Rußland zu wiſſen! Haſt Du die Gräuel vergeſſen, die dieſer Name in unſer Gedächtniß zurückruft? O Helena Petrowna! deinen Henkern ſollte auch dieſe preis gegeben werden?"

Die Familie meiner Mutter ſiedelte ſich unter Peter dem Großen in Rußland an, und ihr Name glänzt unvergänglich in den Annalen der Geſchichte dieſes Reichs. Mein Großvater, der Feldmarſchall Weide, beſaß die Gunſt der Kaiſerin Anna und das Vertrauen des Herzogs von Kurland in einem ſo ausgezeichneten Grade, daß die Erinnerung daran ihm, als Eliſabeth den Thron beſtieg, gefährlich wurde. Er fing an, für ſein Leben und für das Schickſal ſeiner Familie beſorgt zu werden, und ſuchte dem drohenden Ungewitter durch freiwillige Entfernung zu entgehen. Heimlich ſchaffte er einen Theil ſeines Vermögens außer Landes und bat, unter dem Vorwand ſchwächlicher Geſundheit, um Urlaub zu einer Reiſe nach dem ſüdlichen Europa. Er erhielt ihn, weil der Plan zu ſeinem Untergange noch nicht reif war und man, unbekannt mit ſeinen geheimen Anſtalten, den Zeitpunkt der Abreiſe noch entfernt genug glaubte, um dieſe erhaltene Erlaubniß ſelbſt zu ſeinem Verderben benutzen zu können. Wider alles Erwarten erſchien er aber ſchon am folgenden Tage mit ſeiner Gattin und ſeiner ſiebzehnjährigen Tochter, Helena Petrowna, vor der Kaiſerin, um ſich zu beurlauben. Finſter blickte die Kaiſerin auf ihn. „Verdankt es Euren langen Dienſten,“ ſagte ſie ernſt, „daß ich Euch den erbetenen Urlaub bewilligt habe. Man ſagt, ihr ſeid ſtrafbarer Plane angeklagt, zu deren Unterſtützung ihr große Summen Geldes außer Land geſchafft haben ſollt. Ich will kein Ohr für dieſe Anklage haben; aber als Unterpfand Eurer Treue und Eurer Rückkehr bleibt Helena an meinem Hofe zurück.“ — Flehend ſank meine Großmutter vor ihr nieder; die große Kaiſerin hatte kein Maß für den Schmerz einer Mutter. „Sie bleibt!“ rief ſie in einem Tone, der jeden Widerſpruch zum Verbrechen geſtempelt hätte, und troſtlos entfernten ſich meine Großeltern. Ihr Schmerz ſelbſt hatte ſie verrathen, und jeder Augenblick längern Verweilens in St. Petersburg vergrößerte jetzt die Gefahr. Wie aber konnten ſie ohne Helena fliehen? wie ſie an einem Hofe zurücklaſſen, wo man nur zu häufig das Vergehen des Vaters an den Kindern ſtrafte? — Es wurde Abend und noch kämpften meine Großeltern mit ihrer Unentſchloſſenheit, als ſich in der Dunkelheit ein Mann zu ihnen ſtahl, dem mein Großvater einſt von Birons Grauſamkeit das Leben erbat, und der jetzt im Sonnenſchein der Gunſt eines höhern Günſtlings ſtand. „Fliehen Sie,“ ſagte er bei ſeinem Eintritt; „für dieſe Nacht hoffe ich Ihnen die Möglichkeit dazu noch verbürgen zu können, aber der morgende Tag fände Sie wahrſcheinlich ſchon im Gefängniß. Noch iſt die Kaiſerin unentſchloſſen, aber bei längerem Hierſein würde Ihre Schale von Stunde zu Stunde ſteigen, da hingegen, aller Wahrſcheinlichkeit nach, Ihre Tochter und Ihr zurückgelaſſenes Vermögen Ihre Reiſe und dieſe Gegenſtände ſelbſt ſichern werden.“ Die Angſt meiner Großeltern ſtieg; aber jetzt warf ſich Helena zu ihren Füßen und beſchwor ſie mit heißen Thränen, zu fliehen und ſich nicht, um ſie von einer nur möglichen, aber nicht einmal wahrſcheinlichen Gefahr zu retten, in unvermeidliches Verderben zu ſtürzen. Sie brachte ihre Schweſtern, damals nur drei- und vierjährige Kinder, herbei, bot für dieſe den Muth des Vaters, die Liebe der Mutter auf und ſiegte. Ihre Eltern reiſeten ab und erreichten unverfolgt die Grenze; denn ach! nicht die Habſucht allein hatte an ihrem zurückgelaſſenen Vermögen ihr Opfer, auch die Rache fand es! Helena Petrowna, die unſchuldige, blühende Helena wurde es! Man zog das Vermögen des Vaters ein und ſandte die Tochter nach Sibirien. Gram und Kummer zerriſſen ihren zarten Lebensfaden; ſie betrat das Land der Verbannung nur, um dort ihr Grab zu finden. — Ihr Andenken blieb gleich dem einer Heiligen in der Familie. Ihre Mutter pflanzte in das Herz meiner Mutter und Tante ſchwärmeriſche Vergötterung der Verlornen und Haß des Landes, in dem ſie, eine Deutſche von Geburt, ſich nie einheimiſch gefühlt hatte und für das ſie jetzt nur noch Thränen und Verwünſchungen hatte. Früh wurde auch ich mit dieſer Anſicht vertraut und tief eingewurzelte Vorurtheile der Kindheit banden auch in meiner Vorſtellung an den Namen Rußland alle Schrecken der Barbarei und des Entſetzens roher Gewaltthätigkeit. Nur mit meiner Liebe beſchäftigt und in der vollen Unbefangenheit jugendlicher Lebensanſicht hatte ich an die äußern Verhältniſſe, die eine Verbindung mit dem Geliebten mir aneignen würden, noch nicht gedacht. Auch jetzt fand ich freilich den Abſcheu meiner Tante vor dieſem Lande natürlich, wie ihren Widerwillen, mich dorthin ziehen zu laſſen, da es mir ſelbſt faſt lieblicher gedäucht haben würde, Potocki nach den brennenden Sandwüſten Afrika's, als nach Rußland zu folgen: aber das Glück, ihn mein zu nennen, überſtrahlte alle Bilder des Schreckens, die meine Tante mir vorführte. Mochte immerhin der Himmel ſeines Landes rauh und kalt ſein, unter dem Schutze unſerer Liebe mußte auch dort die Blume der Zufriedenheit für mich blühen! Mochte immerhin ſein Rang und ſein Vermögen in den Händen willkürlicher Gewalt ruhen; beide waren mir nur äußere, gleichgültige Verzierungen des wahren Glücks! Mochte man ihn ſelbſt tödten; konnte man mich denn zwingen, ihn zu überleben? Ich fühlte es mit lebendiger Wahrheit, daß dieſe Liebe mich außer der Gewalt des Erdenſchickſals auf einen Standpunkt hob, wo ich vom Leben nur ſie, Tugend und Unſterblichkeit forderte. — Aber meine Tante hatte andere Waffen. Sie ſchilderte mir den Schmerz meiner Mutter; ſie führte mich an das Sterbebett dieſer unausſprechlich Geliebten; ſie zeigte ſie mir, vom Gram um mich langſam verzehrt; ich ſah ſie ihre Arme vergeblich nach mir ausſtrecken, ich hörte ihre bleichen, ſterbenden Lippen meinen Namen ſtammeln, und Alles um ſie her ſtumm bleiben; eine fremde

Hand ſchloß ihre Augen, eine fremde Bruſt empfing ihre letzten Seufzer! — Ich zerfloß in Thränen und beſchwor die Tante, meiner zu ſchonen; aber ſie drückte mich feſter an ihr Herz und fuhr fort: „Und dann wirf auch einen Blick auf mich! Seit ſechs Jahren lebe ich nur für Dich, und kann es nicht mehr lernen, ohne Dich zu leben. Ich würde Dir nach Rußland folgen und Du würdeſt keine Klagen, keine Vorwürfe von mir hören; aber würdeſt Du ſelbſt ſie Dir erſparen, wenn ich dort unter Deinen Augen langſam verginge? Wird das Glück der Liebe Dir noch Glück bleiben, wenn der Gedanke es vergiftet: der Beſitz dieſes Mannes koſtete meiner Mutter das Leben und gab meiner Tante zum Lohn für ihre Liebe in dieſem fremden Lande ein Grab?“

Ich ſank zu ihren Füßen nieder und ſchwor, dieſe Liebe — ach das einzige, höchſte Glück des jugendlichen Herzens — zu opfern und Potocki's Hand zu entſagen. Mit einer Macht, die meine Seele bis in ihre geheimſten Tiefen erſchütterte und ſie dem Schmerz vermählte auf immer, ergriff mich das Gefühl, *was* ich hingab; aber dieſe Liebe war zu ſchön, um zu ihrem Glück nicht des ungetrübten Friedens eines ſchuldloſen Herzens zu bedürfen. Ihre Blüthe wäre von dem Hauch der Pflichtverletzung gewelkt und Potocki hätte unmöglich durch die Liebe eines Mädchens beglückt werden können, welches, um ſein zu werden, die heiligen Bande der Natur und der Dankbarkeit zerriſſen hätte.

„Sieh ihn nicht wieder,“ bat meine Tante; „laß mich ihm heut Nachmittag ſein Schickſal und Dein Lebewohl ſagen! Er ſcheidet dann und die Wunden Eurer Herzen heilen leichter und ſpurloſer, als wenn Ihr gegenſeitig durch den Anblick des fremden Schmerzes ſie heftiger zu bluten reizet!“

„Nein,“ antwortete ich entſchieden; „ſehen muß ich ihn noch einmal, und nur aus meinem Munde darf er hören, was kein andrer ihm ſo milde zu verkünden vermag.“

„Aber, liebe Allwina,“ ſagte die Tante zögernd, „wird er nicht ſeine Gewalt über Dich für ſich zu nutzen ſuchen? Ach, mein Kind, ich fürchte . . .“

„Wenn Sie ihn kennten, würden Sie nichts für mich fürchten. Seine Nähe kann mich zu dem, was gut iſt, nur kräftigen, und von ihm muß mir die Stärke des Willens kommen, es zu üben; und was den Schmerz des Abſchieds betrifft, ſo wäre mir wahrlich beſſer, wenn mein Herz von ihm in dieſer Stunde gebrochen würde, als wenn ich mir ſchon jetzt ſagen müßte: ich ſehe ihn nie wieder!"

Sie gab nach; aber je näher der Nachmittag und mit ihm die Stunde kam, in der ſie ihn erwartete, je höher ſtieg ihre Unruhe. Laut und rührend ſprach ihre Liebe aus dieſen kummervollen Blicken, dieſen verſtohlnen Thränen und halben Worten. Mir gab ihre Angſt, ihre ſchmerzliche Trauer Muth, und gefaßter wie ſie blieb ich, als der Bediente eintrat, Potocki zu melden. Noch einmal ſchloß ſie mich in ihre Arme; ſtill und ſinnig küßte ſie meine Augen, riß ſich dann mit gewaltſam hervorbrechenden Thränen los und verſchwand.

Er trat ein. Mit welcher ſüßen, reinen Zärtlichkeit flog ſein Auge mir entgegen! wie froh deutete er es, mich ſtatt meiner Tante zu finden!

„Sie irren nicht, Potocki. Meine Tante erhielt, ſobald Sie mich heut Morgen verließen, das Geſtändniß unſrer Liebe von mir; ſie legte die Entſcheidung darüber in meine Hände, und mit ihrer Bewilligung bin ich jetzt hier, von Ihnen die Billigung dieſer Entſcheidung zu erhalten."

Meine Stimme bebte und leiſe fing ich an zu erzählen; aber die Nähe des verehrten, geliebten Mannes ſtärkte mich, und mit immer feſter werdendem Ton theilte ich ihm die Unterredung des Morgens mit. Meine Mutter, meine Tante kannte er ſo, wie ſie in meinem Herzen lebten, ſchon früher und fühlte es daher mit mir, daß ich Deutſchland nicht verlaſſen konnte, ohne dieſe beiden liebevollen, weichen Herzen zu brechen, die mit dem meinen zuſammengewachſen waren durch alle Adern der Liebe und der Tugend. „Um mich Ihrer Liebe werth fühlen zu können,“ endete ich, „bleibt mir kein andres Mittel, als Ihrem Beſitz zu entſagen. Ueberzeugt, daß Sie ſelbſt, wo Pflicht und Glück ſich trennen, mich nicht Ihrer Liebe, ſondern den heiligen Pflichten kindlicher Dankbarkeit weihen würden, hab' ich den Muth zu dieſem Opfer in mir gefunden. Ihre Tugend, Potocki, hat mir dieſe Entſagung abgenöthigt; aber nur Sie können ihr Werth geben, wenn Sie ſie zu einem freudigen Opfer durch Ihre Billigung, Ihr Beiſpiel, Ihren Muth erheben.“

„So reißt das Schickſal aus einander, was die Liebe vereinte!“ ſagte er finſter. „Nein,“ fuhr er fort und ſchloß mich in ſeine Arme, „in die Harmonie Deines Weſens darf kein Mißlaut kommen und ungeſtört bleibe der Friede Deines ſchuldloſen Herzens! Aber warum bin ich nicht frei? Warum darf ich nicht meine Arme um Dich ſchlingen und ſagen: an Deinem Herzen iſt meine Heimath? — Mit welchem Entzücken würde ich für Dich hingeben, was nur gemeine Seelen blendet! Mein höchſtes Glück iſt Dein Beſitz und fern von mir die Sünde, den Ehrgeiz mit mir darum rechten laſſen zu wollen! Doch Dankbarkeit und mein Ehrenwort feſſeln mich an den Prinzen, meinen Freund, und durch ihn an die Laufbahn, die mich bei meiner Rückkehr nach Rußland erwartet.“

Die Revolution in Polen koſtete Potocki ſein Vermögen und ſeine Freiheit, da er bei einem Gefecht mit den Ruſſen von ihnen gefangen ward. Die Tapferkeit, mit der er ſich vertheidigte, bis er, von der Menge überwältigt, gefährlich verwundet vom Pferde ſank, erwarb ihm die Bewunderung des Prinzen. Seine Pflege, ſein Schutz, ſeine Fürſorge retteten Potocki's Leben. Er genas und war frei; allein ſein Bruder, Alexander, durch Freiheitsliebe und glühenden Haß der Zerſtückler ſeines Vaterlandes, in gefährliche, zu früh verrathene Plane verwickelt, ſaß im Kerker und erwartete die Vollziehung des ſchon über ihn ausgeſprochnen Todesurtheils. Ihn zu retten galt Potocki'n mehr, als ſein eignes Leben. Er entdeckte ſich dem Prinzen und dieſer that und wagte viel, um den Bruder ſeines Lieblings zu retten. Des Prinzen Gold ſprengte Alexanders Kerker und ſicherte ſeine Flucht, die vom Prinzen erhaltene Päſſe deckten. Mit dem Enthuſiasmus, der in einer ſtarken Seele die Dankbarkeit zur Leidenſchaft erhebt, ſchloß ſich Potocki nun an den Prinzen, brennend, ihm ſeine Schuld zu zahlen. Da forderte dieſer das Verſprechen, ſich nie von ihm zu trennen. Dieſer Schwur band meinen Freund nun an das Land, wo ich nicht wohnen durfte, und die ſtrenge Nothwendigkeit der Pflicht trat auch von ſeiner Seite zwiſchen uns und gebot Scheidung.

„Der Prinz," ſprach Potocki, „iſt ein trefflicher, herrlicher Menſch, und gern brachte ich ihm bis jetzt das Opfer, am Hofe zu leben, obgleich er mir ein moraliſches Sibirien iſt, wo unter dem Eiſe des Egoismus jede Blüthe ſchöner Humanität erſtirbt. Aber die Hoffnung, daß das Schickſal die mächtige Sehnſucht meines Herzens verſtehen und befriedigen würde, erhielt mich aufrecht da, wo auch der Edleren viele an Glaube und Liebe verarmen. Feſt vertraute ich der Ahnung, daß meiner Seele eine Seele geſchaffen ſei, die die Liebe mir früher oder ſpäter, aber gewiß, als Nährerin und Pflegerin jeder milden, ſanften Tugend zuführen würde. Die Welt zeigte mir nicht, was ich im Anfang thöricht genug war, in ihr zu ſuchen; doch ſorgſam ſparte mein Herz ſich und ſeine Liebe für die Einzige, Fromme, Sanfte auf, die noch zu finden meine Seele mir wahrſagte. Jahre ſind mir in dieſem ſtillen, unbefriedigten Sehnen hingeſchwunden. Schon ward es düſter um mich, trüber in mir, und mehr und mehr fing die Verworrenheit des Lebens und die Kleinlichkeit der Menſchen an, mir zu widern: da erſchienſt Du mir im ſtillen Zauber ungetrübten Friedens und anmuthsvoller Milde. In froher Ahnung flog Dir mein Herz beim erſten Blick entgegen, meine Seele erkannte Dich, und wie Du mir, ich Dir begegnete in jedem Gefühl, in jedem Schlage des Herzens, und ich es wie einen Götterſpruch in mir fühlte, Du ſeiſt für mich geſchaffen und unvollkommen ſei mein Erdendaſein geblieben, hätte ich Dich nicht gefunden — Allwina, da war ich unausſprechlich glücklich! Und dies Glück ſoll mir nun entſchwinden, wie ein Traum? ich ſoll es tragen, Dich in die Unſichtbarkeit zurückſinken zu ſehen, in der Du bis zu unſerm Begegnen um mich warſt? Soll mit dem Himmelsbilde im Herzen nun wieder einſam und verlaſſen und ohne alle Hoffnung durch's Leben gehen?" — —

„Gilt es Dir denn nichts," unterbrach ich ihn, „daß wir uns gefunden haben und nun wiſſen, dieſe Sehnſucht unſers Herzens ſei kein leerer, ſpottender Traum? Haben wir in dieſer Gewißheit vom Daſein der Liebe nicht einen unverſiegbaren Quell des wahren Lebens erbeutet? Sieh, ich bin ein ſchwaches, leicht verletzliches Weſen: aber in dieſer Liebe iſt mir Muth und Kraft geworden. Und wenn wir uns nie wieder ſehn, werde ich doch das Schickſal ſegnen, das uns einander zuführte! Und wenn meine Thränen ewig dieſer Trennung fließen, ſo werde ich doch, ſo lange ich bin, Gott danken, daß er mir die Gewißheit ſchenkte, wo Tauſende an hoffnungsloſer Sehnſucht und betrogner Hoffnung vergehen! Sag', was heißt es denn, daß wir getrennt werden? Kann man unſre Seelen ſcheiden? Wird für die Liebe nicht die weiteſte Ferne zur Gegenwart, wie ſie ſelbſt allgegenwärtig iſt? Du biſt mir kein fremdes, meinem Daſein nur angeeignetes Weſen: ich finde in Dir erſt mich ſelbſt — wie mein eignes Ich biſt Du meinem Bewußtſein, meiner Liebe unverlierbar, und nie werde ich mich anders, als mich Dein und Dich mein fühlen.“

Potocki ſchloß mich in ſeine Arme und wir gelobten, auch getrennt mit einander vereint zu bleiben in Liebe und im Streben nach Wahrheit und Güte. Meine Tante unterbrach durch ihren Eintritt unſer Geſpräch. Ruhig ging ich ihr mit Potocki entgegen: „Umarmen Sie, beſte Tante, den Freund Ihrer Allwina, dem ſie den Muth verdankt, Ihnen ſtandhaft ſeine Liebe zu opfern!“

Sie nahm ihn mütterlich in ihre Arme und mit ſchönen Thränen ſagte ſie ihm, wie ſehr es ſie ſchmerze, unſerm Herzen ein Opfer abfordern zu müſſen, für deſſen Größe ihr nicht das Gefühl fehle. „Wenn Sie aber meine Allwina lieben,“ fuhr ſie fort, „wie ſie werth iſt geliebt zu werden: ſo ſiedeln Sie ſich bei uns an. Koſtet Ihnen dies Heraustreten aus Ihren jetzigen Verhältniſſen nur Ihr Vermögen, ſo werde ich Sie vielleicht dafür entſchädigen können. Sie werden dann mein Erbe, wie Allwina die einzige Erbin ihrer reichen Eltern iſt.“

Er bog ſich gerührt auf ihre Hand! „Ich darf nicht hoffen mit Allwinens Hand je den Titel Ihres Sohnes zu erhalten; aber mein Herz, theure Frau, wird nie aufhören, Sie als Mutter zu ehren und zu lieben. Frei von Ehrſucht und Ehrgeiz habe ich nur einen Wunſch: Allwinens Beſitz, und ganz glücklich würde ich, der als Pole kein Vaterland mehr hat, mich fühlen, wenn die Liebe mir ein neues ſchenkte: aber heilige Pflichten der Ehre und der Dankbarkeit binden mich unauflöslich an den Prinzen und zugleich an Rußland.“

Meine Tante ſeufzete: „Sie erhöhen meine Achtung für ſich und mein Bedauern für Allwina. Ach, mein Kind,“ fuhr ſie fort und umarmte mich zärtlich, „ſoll mir denn das traurige Schickſal aufgeſpart ſein, Dich hier unter meinen Augen langſam an dem Schmerz dieſer Trennung vergehen zu ſehen? O da wir nicht vereint glücklich ſein können, ſo iſt es doch vielleicht vorzuziehen, wenn Deine Mutter und ich mit dem Bewußtſein, Dich glücklich zu wiſſen, trauern, als wenn der Kummer

Dich und uns mit Dir tödtet, weil Du unglücklich wurdeſt.“

Potocki faßte meine Hand; unruhige Erwartung lag in dem Blick, den er auf mich warf; eine Secunde lang berauſchte er ſich in der ſüßen, verführeriſchen Hoffnung, die meine Tante ihm zeigte; aber mich ergriff die Täuſchung nicht. Ich fühlte, daß hier von keiner Wahl die Rede ſein dürfe und zog die Hand meiner Tante inniger an meine Lippen. „Fürchten Sie nichts für mich, geliebte Tante. — In der Erinnerung dieſer Liebe wird ſich mein Charakter bilden und entfalten; ſie legt mir die Verpflichtung auf, mich der Alltäglichkeit zu entwinden, und hier in ſeiner Gegenwart ſchwöre ich, mein Leben nicht dem Schmerz dieſer Liebe, ſondern der freudigen Uebung jeder Pflicht der Dankbarkeit und der kindlichen Liebe zu weihen. Ja, Guſtav,“ wandte ich mich zu ihm, „ſegnend ſollen meine Eltern, meine Tante noch oft Deinen Namen nennen, wenn ich in Deinem Andenken die Kraft ſchöpfe, ſie durch Liebe, Gehorſam und die Uebung jeglicher Tugend zu beglücken!“

Potocki mußte jetzt ſcheiden und da er R . . .

am andern Morgen verlaſſen ſollte, war dieſer Abſchied Abſchied für dieſes Leben. Wer nie den Schmerz verlornen Erdenglücks in den Zügen eines edlen Mannes mit Kraft und Feſtigkeit kämpfen ſah, kennt die Würde dieſes oft verkannten, noch öfter entwürdigten Bürgen des zweiten Lebens nicht. Zum letzten Male ruhten meine Augen auf dieſen Zügen; zum letzten Male zogen dieſe gedämpften, rührenden Sprachtöne in mein Herz; nur noch Minuten waren mein und mit ihrem Nachgenuß ſollte ich dann für mein ganzes Leben ausreichen für mein Herz! — Ich erblaßte; er zauderte, kämpfte, wollte ſprechen und ſank ſtumm vor mir nieder. Schweigend drückte er meine Hände an ſein Herz, an ſeine Lippen; ich ſah Thränen in ſeinen Augen und, aufgelöſet in Liebe, Wehmuth, Schmerz, ſank ich in ſeine Arme, an ſein Herz. „Auch ſcheidend bleib' ich Dir vereint,“ flüſterte er, und überwältigt von ſeinen Gefühlen legte er mich ſanft in den Arm meiner Tante — noch ein Blick — und er verſchwand! — Meine Kraft war mit ihm entwichen; zum Schatten, der ſeinen Schritten folgte, hätte ich werden, mein Weſen auflöſen mögen in ſeinem letzten Blick voll tiefen Wehs und unermeßlicher Liebe!

Unvergeßliche Tage folgten dieſer Stunde. In Rieſengeſtalt ſtand der Schmerz dieſer Trennung vor mir und ich ſah furchtſam an ihm auf; aber ich beſtand ſeine Nähe, kämpfte mit ihm und ſieh! er wandelte ſich um in eine ſtille, freundliche Geſtalt, die ich gern um mich ſah, ſie an mein Herz nahm, wie man ein ſchlafendes Kind nimmt, um mit ſanfter Melodie ſeinen Schlummer zu erhalten. Ernſte, anhaltende Thätigkeit wurde meine Gefährtin; Kunſt und Wiſſenſchaft öffneten mir ihre Schätze; mein Geiſt genoß und meinem Herzen erſetzte fremdes Glück den eignen Mangel. Der Reichthum meiner Tante bot mir Mittel dar, Elend zu mildern und Thränen zu trocknen; aber mein Herz hing mit zarterer Theilnahme an dem Kummer, den Gold nicht mindern konnte, und eine geheime Sympathie erwarb mir das Vertrauen der Unglücklichen, die Troſt und Thränen ſtatt Gold brauchten. Meine Tante glaubte, Zerſtreuung werde mir heilſam ſein, und willig lieh ich mich ihren Planen. Ich beſuchte Bälle und Aſſembléen; ich tanzte, ich ſpielte, ich putzte mich. Die Zärtlichkeit für ſie gab mir in ihrer Gegenwart Heiterkeit, und der Geiſt, der mit dieſer Liebe über mich gekommen war, hielt auch meinen Körper aufrecht. Ich ſchien mir ſelbſt nicht bedauernswerth und täuſchte mich wie meine Tante, wenn ich ihr auf ihre ängſtlichen Fragen zuſicherte, ich ſei wohl, ohne Schmerz und ohne andere Wünſche, als ſie mit mir zufrieden zu ſehen. Meine Worte, meine Blicke, meine Seufzer beherrſchend, ſanfter, freundlicher gegen Alles, was mich umgab, ging doch eine Veränderung mit mir vor, die Jedem auffiel, der mich früher gekannt hatte. Leiſe und unmerklich fing meine Jugend an zu welken, mein Auge wurde trüber und matter, meine Sprache leiſer, und in mein ganzes Weſen kam ein Ernſt, vor dem die jugendliche Freude erbleichte und das irdiſche Leben in's Grab ſank. Mir ſelbſt war oft in ſtillen, mitternächtlichen Stunden, als wenn meine Seele zu reif würde in der Begeiſterung der unendlichen Liebe, mit der mein ganzes inneres Leben nur ein Gedanke an den Geliebten war. Manches Auge fand ich oft mit Antheil auf mich geheftet, manche Thräne ſah ich mir fließen; aber ich ſelbſt war ohne Klage. Und war ich denn wirklich bedauernswerth? Wahr iſt es, das Andenken des Geliebten löſete mich von der Erde ab; der Schmerz ſeines Verluſtes höhlte mein Grab täglich tiefer aus:

aber iſt es nicht unendlich ſchöner, zu ſterben, weil man geliebt hat, als fortzuleben, weil man die Liebe nie kannte?

Eine meiner Geſpielinnen, die mir vorzüglich werth war, Julie Bl., wurde durch äußere Verhältniſſe von einem Manne, deſſen Liebe ihre Eltern früher gebilligt hatten, getrennt. Es gelang mir, den Weg zu ihrem Glück zu ebnen; ſie wurde Braut, liebende und geliebte Braut. Mein Antheil an ihrem Glücke war rein; aber wenn ſie ſich mit dem Feuer der glücklichen Liebe in meine Arme warf und mir Stunden lang ihre Seligkeit malte, oder wenn ich ſie mit ihrem Geliebten im kleinen traulichen Zirkel zuſammen ſah und aus ſeinen Blicken das Entzücken leuchtete, ſie endlich nach ſo banger Hoffnungsloſigkeit doch noch ſein zu nennen: dann bedurfte ich oft einer einſamen Stunde, und meine Nächte wurden ſchlafloſer.

Ihr Hochzeittag kam; es war der Jahrestag meiner Trennung von meinem Freunde. Freundlicher denn je erſchien ich, und ein erborgtes Roth deckte das mattere Erbleichen meiner Wangen. Aber als am andern Morgen meine Tante ungewöhnlich früh in mein Zimmer trat, erſchrak ſie vor der entfärbten, ermüdeten Geſtalt, und keine Verſicherung meines Wohlſeins konnte ihre ängſtliche Unruhe mindern. Sie ließ den Arzt rufen und dieſer beſtätigte, nachdem er mich einige Tage beobachtet hatte, ihre Furcht. Er nannte mich gefährlich krank und meinte, Reiſen, Zerſtreuungen, Diät und Bäder ſeien Alles, was ſeine Kunſt für mich zu rathen vermöge, da der Sitz meines Uebels ihm außer ihrem Gebiete zu liegen ſcheine. Willig unterwarf ich mich allen ſeinen Vorſchriften, und zu meiner Freude verordnete er mir das Sagarder Bad auf der Inſel Rügen.

Koſegarten hat dieſe Inſel mit dem Zauber romantiſcher Dichtung, die Natur mit unbeſchreiblicher Schönheit, die Zeit mit der Magie geſchmückt, die die Denkmäler einer hinter Jahrtauſenden verſunkenen Vorwelt für jede fühlende Seele haben. Ich lebte und genoß dort Stunden, deren Erinnerung mir nie fremd, nie alltäglich werden wird. Auf dem Gipfel des grauen Rugards ſah ich die Sonne aufgehen und ſinken, Tage lang irrte ich umher in Putbus reizenden Gegenden; aber du, blaues Jasmund, wurdeſt mir lieb und theuer vor Allen! Deine himmelanſtrebenden Ufer, deine heiligen Haine und das allgewaltige Meer, das dich umgürtet, füllten meine Seele mit Ehrfurcht und heiligem Schauer: Nie, nie vergeß' ich dein! —

Es war gegen Abend, als wir von Saſſenitz ab zu Waſſer nach Stubbenkammer fuhren. Ach, daß ich Worte hätte, nur ein dämmerndes Bild deſſen zu geben, was auf dieſer Reiſe in unvergeßlicher Hoheit ſich mir darſtellte! Aber nur der Geiſt umfaßt kühn dieſe Gebilde, die Phantaſie ermattet, wenn ſie darſtellen ſoll, was ihre Schöpfungen an Pracht und Größe übertrifft! — Lieblich weicht das Ufer zurück, wenn man ſich vom Lande entfernt, lieblich nähert es ſich wieder: aber kühner und kühner thürmt es ſich empor, ſeine Schluchten werden tiefer, die Wälder ſeiner weißen Gipfel werden dem Auge zum Gebüſche — und immer ſteiler, jäher, zackichter, in tauſend abenteuerlichen Geſtalten thürmt es ſich empor und bietet in jedem Moment eine neue Anſicht dar, bis plötzlich der Königsſtuhl ſeine Eichen den Wolken entgegenhebt und die Blicke des Schauenden mit der Gewalt des Erhabenen an ſich zieht. — Und als wir ihn erſtiegen hatten und nun in dieſem uralten Haine die Nacht kam, alles Leben vor ihr verſtummte, nur die Wipfel der Bäume feierlicher rauſchten und die Wellen in der ſchwindelnden Tiefe ſich lauter am Ufer brachen: da traten dieſe weißen Felſenmaſſen wie koloſſale Geiſtergebilde aus der Finſterniß hervor und weckten in meiner Seele ernſte Gedanken des Wechſels alles Vergänglichen und Sehnen nach dem Ewigen. Ein Gewitter hing ſchwarz und düſter am Nachthimmel, der Sturm machte ſich auf und jagte es vor ſich her. Finſterer wurde es um mich, lauter brauſte das Meer und ſchauerlich ſchlug die Flamme, die unſere Leute angezündet hatten, durch die Dunkelheit. Da ſchoß der erſte Blitz, wie eine gekrümmte Schlange, vom Himmel zur Erde, und in erſchütternder Pracht trat das hohe Felſenufer eine Secunde lang aus ſeinem Dunkel hervor. Feierlich rollte der Donner, und der Wiederhall rief ihn von Schlucht zu Schlucht, von Ufer zu Ufer, bis ein neuer Donner ihn mit geſtärkter Macht aufforderte.

So groß, ſo kühn hatte ich die Natur noch nicht gekannt. In den friedlichen Ebenen meines Vaterlandes, am Ufer ſeiner klaren Bäche und kleinen Flüſſe erſchien ſie mir nur wie eine liebliche Geſpielin. Ihre Göttlichkeit, ihre furchtbare, geheimnißvolle Macht, welcher jede Erdengröße ſich beugt, ging mir erſt in dieſer hehren, heiligen Nacht auf, wo aus allen ihren Erſcheinungen eine namenloſe, unendliche Kraft zu meinem Herzen ſprach, von der ich ſelbſt ein Ausfluß, ein Hauch zu ſein fühlte. Die Jahrtauſende der Vorwelt ſchienen mir jetzt nur ein Triumphzug, durch den die Natur ihren ewigen Sieg über Tod und Zerſtörung feiert, und mit dieſem ewigen, unzerſtörbaren Leben, mit dieſer Seele der Welt fühlte ich mich Eins und fähig, in dieſem Gefühl furchtlos auf den Trümmern einer verſinkenden Erde zu ſtehen.

Im blendenden Feuerglanz hob ſich die Sonne am andern Morgen aus dem Meer, und ihre jugendlichen Strahlen fielen auf eine friſche, wie neu aufgrünende Erde. Unmöglich konnte ich ſchon ſcheiden, und meine Tante ließ ſich bereden, mit mir einige Tage in der Stubnitz zu weilen. Der Pfarrherr Willich in Sagard hat nah am Königsſtuhl eine einfache Hütte erbauen laſſen, die den Reiſenden Schutz vor Regen und ein Nachtlager gewährt. Die Frau des am Eingang der Stubnitz wohnenden Jägers beſorgte unſere Küche, und ich fühlte mich in dieſen einfachen Umgebungen und dem zwangloſen Umgang mit der herrlichen großen Natur heiterer und muthiger, denn lange.

Zwei Tage blieben wir einſam. Am Morgen des dritten ging ich früh mit meiner Tante nach Hertha-Burg. Wir lagerten uns am Ufer des ſchwarzen See's und ich weckte mit meiner Guitarre und Stimme das ſchöne Echo des Burgwalls. Ich ſang:

„Es ſinkt die Nacht, und lichte Morgen gehen
Im Roſenſchimmer auf, die Lüfte wehen
Fern aus dem Buſen meinen düſtern Schmerz.
Die ſtille Ruhe ſchwebt zur Seele nieder,
Wohlthätig waltend, ach! beherrſcht nun wieder
Der Friede ſanft das wellenloſe Herz.“

Da fiel von der Höhe herab eine Flöte in die Melodie des Geſanges ein und begleitete ihn. Ich endete und eine ſchöne Tenorſtimme ſang, uns näher kommend, meine Worte nach. Mit einer dunkeln, durch den Laut der Stimme geweckten Ahnung ſah ich dem Sänger entgegen und erkannte ſchon in der Ferne den Prinzen . . . Sein erſter Blick auf uns beflügelte ſeine Schritte und durch unſer Zuſammentreffen ſichtlich angenehm überraſcht, bezeigte er uns ſeine Freude darüber. „Aufträge ſeines Hofes,“ erzählte er, „hätten ihn bei ſeiner bevorſtehenden Rückreiſe nach Rußland genöthigt, in Berlin zu verweilen, um dort die Wiederkunft eines nach St. Petersburg geſandten Couriers zu erwarten, und er habe dieſe Zwiſchenzeit zu einem Durchflug durch Rügen benutze, welches er nun ſchon ſeit einigen Tagen unter dem Namen Löwenhjelm durchſtreife. Potocki ſei mit ſeinem ganzen Gefolge in Berlin zurückgeblieben, und er genieße alſo ganz allein der doppelten Belohnung ſeiner Reiſe, indem ihm zu dem Genuß dieſer ſchönen Gegend auch noch das Glück werde, uns ſo unvermuthet wieder zu ſehen.“

Meine Tante antwortete ihm, und ich gewann Zeit, mich zu faſſen. Sein Anblick hatte mich erſchüttert, ſeine Anrede mich von dem Minuten langen Traum von der Nähe des Geliebten zu der Wirklichkeit unſerer ewigen Trennung in ſchnellem Uebergang zurückgeführt. Der Prinz bat ſich auf den Mittag zu uns zu Gaſte, und wir ſetzten unſern Spatziergang bis dahin gemeinſchaftlich fort. Unſer Zuſammenſein wurde durch ſein Incognito und die Aermlichkeit unſers ſparſamen Mahls zwanglos und vertraulich, und ich ſcheute es nicht, nach Tiſch ſeine Führerin nach Kleinſtubbenkammer zu werden, da er ſichtlich darnach ſtrebte, mich allein ſprechen zu wollen. In ſchnellem Uebergange lenkte er nun das Geſpräch auf Potocki. „Ich vermiſſe,“ ſagte er, „meinen

Freund unbeſchreiblich auf dieſer kleinen Reiſe und fühle das Unrecht tief, ſo ſchöne Stunden ohne ihn zu verleben, der der Erheiterung ſo ſehr bedarf.“

Ich warf einen ängſtlichen, fragenden Blick auf ihn; er fuhr fort: „Seit einem Jahre hat ſich ſeiner eine Schwermuth bemächtigt, die, trotz ſeines ſorgfältigen Beſtrebens, ſie zu verbergen, ſo tief in ſeiner Seele ruht, daß ſie unwillkürlich aus jedem Worte, aus jeder Bewegung hervorleuchtet, und mir in jedem unbewachten Augenblicke das wunde Herz verräth, das er meinen Bitten geheimnißvoll verſchließt. Er läugnet mir ſein Geheimniß ab, und doch darf ich ſein Schweigen keinem Mangel an Vertrauen Schuld geben; denn nie war er liebevoller und hingebender gegen mich, als ſeit dieſem Zeitpunkt. So empfinde ich den Schmerz, den Edelſten, Beſten der Menſchen vor meinen Augen leiden zu ſehen und bei dem innigſten Wunſch, ſein Glück mit jedem Opfer zu erkaufen, nicht einmal erfahren zu können, was ihm fehlt.“

„O!“ ſagte ich ihm gerührt, „wie werth zeigt Sie dieſer Schmerz des edelſten Freundes!“

„Ich beſitze ihn in Potocki, und wenn die

Sprache noch ein vielſagenderes, heiligeres Wort hätte, als den Namen Freund, ſo würde ich ihn damit nennen. Sie kennen ihn, Fräulein Roſen, und die Achtung, die ſie ihm eingeflößt haben, iſt mir Bürge Ihres Werths; aber, trotz des feinen Sinnes des edlen Weibes für Männerwerth und Männergröße, möchte ich behaupten, daß Sie Jahre brauchen würden, den ganzen Werth dieſes Mannes zu erkennen, in deſſen Charakter Licht und Wärme ſich im ſchönſten Verhältniß einen. — — Wie wandelbar auch das Schickſal ſei,“ fuhr er lebhafter ergriffen fort, „die Gewißheit, in ihm einen Schatz zu beſitzen, der außer der Gewalt der Zeit und des Zufalls ruht, ſtählt mich gegen ſeine Macht.“

Tief bewegt, mit Thränen, die ſich nicht länger zurückpreſſen laſſen wollten, mußte ich ſeine Hand feſter faſſen. „Nehmen Sie meinen Dank, daß Sie mich werth achteten, in das Heiligthum dieſer Freundſchaft zu blicken! Es ſoll die reinſte Wonne meines Herzens bleiben, zu wiſſen, daß das ſchönſte Heroenbild der Vorwelt noch im Bilde ſolcher Freunde unter uns wandelt.“

„Ich ahnete es, daß ich hier verſtanden werden mußte! Sie fühlen, was er mir gelten muß; aber weh mir! wenn dieſe Freundſchaft je in furchtbar ernſter Geſtalt zwiſchen ihn und ſein Glück träte! Allwina, ich möchte Ihnen nicht gern unzart erſcheinen; aber als ich heut bei Ihrem Anblick, ſtatt des vor einem Jahre in höchſter Fülle der Jugend und blühender Geſundheit ſtrahlenden Mädchens, das Bild einer frommen, blaſſen Heiligen fand, kehrte mir eine Ahnung wieder, die ſchon früher mich ergriffen hatte — die, daß Sie mir zu deuten vermögen, was Potocki's Leben verdüſtert!"

„Mein theurer Prinz, was ſoll ich antworten? Ich kann Ihnen nicht unwahr ſein; aber laſſen Sie mich das Schweigen Ihres Freundes als eine Warnung, als die Regel ſeiner ſchönen Seele ehren, die auch mir Geſetz wird."

Er ſchwieg und ging lange ſinnend neben mir. Dann knüpfte er raſch und heiter ein anderes Geſpräch an, das die Rückkehr zu meiner Tante belebte und fortſpann. Am Abend ſchied er und den andern Tag kehrten auch wir nach Sagard zurück. Meine Tante war ſeit der Anweſenheit des Prinzen ſehr heiter und auch in meinem Herzen hatte er neues Leben geweckt. Leiſe und langſam erhob ich mich, wie eine vom Regen niedergeſchlagene Blume ſich im freundlichen Sonnenſchein aufrichtet, und von namenloſen Hoffnungen zitterte mir die Bruſt ſo ſelig, daß ich vergaß, mich zu fragen, was ich eigentlich hoffe? Holde Träume umgaukelten mich im Schlafe, blieben, wenn ich erwachte, in meinem Herzen, und machten das Halbdunkel der Zukunft noch magiſcher.

Wittow wurde das letzte Ziel unſerer kleinen Reiſen. Wir wünſchten Koſegarten kennen zu lernen und ihm mündlich für den mannigfachen Genuß dieſer Tage zu danken, da ſeine Schriften zuerſt die Aufmerkſamkeit auf die ſchöne Inſel gelenkt hatten. Die freundliche Gaſtfreiheit, die der Charakter ſeines Hauſes iſt, lud uns ein, dort einige Tage zu verweilen, und ſein Geiſt, ſein Dichtergenius, ſein feiner Sinn für das Schöne der Natur und der Kunſt gaben jeder mit ihm verlebten Stunde Genuß und Werth. Früher hatte ich den Dichter geliebt, nun lernte ich den Menſchen hochachten. Unter der düſtern Außenſeite, die die Natur und das Schickſal ihm gab, ruht ein Geiſt voll Anhänglichkeit an das Schöne und Gute, und ein Herz, zu hell von den Strahlen einer zweiten Welt erleuchtet, als daß ihm nicht die Erde zuweilen finſter erſcheinen müßte!

Unſerer Trennung von Wittow ſollte bald der Abſchied von Rügen folgen, den jetzt noch Briefe meiner Eltern beſchleunigten, welche die dringende Bitte enthielten, unſere Rückreiſe ſo einzurichten, daß ich meinen achtzehnten Geburtstag mit ihnen feiern könnte. Meine Mutter ſchrieb mir: „Du wirſt den Zirkel unſers nachbarlichen Umgangs durch einen ſehr intereſſanten Mann vermehrt finden, der ſeit Kurzem die Baronie D—hoff gekauft hat. Wenn ich mich der Vorliebe erinnere, die Du von jeher für dieſen reizenden Ort hatteſt: ſo kann ich mich des Wunſches nicht erwehren, daß die Vorſehung ihn beſtimmt haben möge, die Wunde Deines Herzens zu heilen. Komm nur; das Uebrige thue dann das Schickſal, das oft die düſtere Verworrenheit des Lebens freundlich löſet.“

„Gute Mutter!“ ſeufzte ich leiſe, „meine Liebe zu dem Einen muß mir bleiben, und freudig nähre ich die ſchöne Flamme, in der Herz und Geiſt ſich läutern.“

Mit wehmüthigem Dank ſchied ich von der durch Natur und Menſchen mir ewig theuren Inſel. „Lebe wohl!“ rief ich, als unſer Boot vom Ufer abſtieß,

„Mit deinen heiligen Bergen,
Mit deinen rauſchenden Hainen,
Mit deinen freundlichen Thälern,
Mit deinen trauten Bewohnern,
Mein holdes, liebliches Rügen,
Lebe wohl!“

Am Vorabend meines Geburtstages erreichten wir R—. Lange, lange hielt mich meine Mutter umſchlungen, ſeit einem Jahre ſahen wir uns nicht, und die Spuren der Krankheit auf meinem Geſichte rührten ſie tief. Gewaltſam nur ſchien ſie ihren Gefühlen Worte zu verſagen. Auch mein Vater bewillkommte mich weicher, feierlicher, als ich es von dem guten, aber ſtrengen Manne gewohnt war. Ich fühlte mich in dieſem Empfang von etwas Geheimnißvollem umſponnen, das ich nicht zu enträthſeln vermochte. Unſere Unterhaltung war oft abgebrochen, meine Eltern und die Tante wechſelten bedeutende Blicke, heimliche Winke; ich fing an, eine Ueberraſchung zur Feier des kommenden Tages zu ahnen, da ich es gewohnt war, daß die freundliche

Liebe der Meinigen mir den Tag meiner Geburt feſtlich vor allen andern heraushob.

Nach Tiſche eilte ich in den Garten. Ach wie ganz anders war es, als ich im vorjährigen Frühling, Tage lang, voll des erſten Ahnens und Sehnens nach Liebe, in ſeinen Gehölzen und Gängen umherſtrich! Damals hing mein jugendliches Leben voll ſchwellender Roſenknospen heiterer Freuden; ſchön blühten ſie auf, aber wie bald ſanken ihre Blätter und wie tief drückte das Schickſal ihre Dornen in mein Herz! — Die Mitternacht fand mich noch in meiner Lieblingslaube und das erſte Morgenroth nahm ſchon wieder den Schlaf von meinen Augen. Mit ernſter Rührung ſah ich in die Vergangenheit und mit kindlicher Ergebung in die Zukunft. Meine Seufzer und Wünſche wurden Gebet zu dem, deſſen Daſein ich lebendig in meinem Herzen fühlte; vor dem ich voll des Vertrauens, voll des Glaubens wandelte, er ſei die unendliche Liebe, und jeder Seufzer ſeiner Geſchöpfe löſe ſich einſt vor ihm in entzückenden Wohlklang des Dankes auf. Heiter ging ich zu meinen Eltern und empfing ihre Glückwünſche. „Ich hatte darauf gerechnet,“ ſagte mein Vater beim Frühſtück, „den heutigen Tag recht froh und einſam unter uns zu verleben; allein eine eben erhaltene Einladung vereitelt dieſen Plan und wir müſſen zu Mittag nach D—hoff fahren."

Als ich ſpäter nach meinem Zimmer zurückging, begleiteten mich Mutter und Tante. Scherzend ordneten ſie meinen Anzug, und trotz meines Widerſtrebens kam ich glänzend geſchmückt aus ihren Händen. Der Wagen fuhr vor, und nach einer Stunde glänzte uns aus den dunkeln Kaſtaniengängen das hohe, weiße Schloß D—hoff entgegen. Mein Blick fiel auf meine Mutter und Tante, die mir den ganzen Morgen ſonderbar bewegt erſchienen waren. Jetzt bei dieſem Anblick reichten ſie ſich die Hände, ſie lächelten und doch ſtanden Thränen in ihren Augen. Meine Mutter warf die zärtlichſten Blicke auf mich; ſie wollte reden — ihre Lippen öffneten ſich, aber ein ſanftes Weinen unterbrach ſie, und mit innigem Ausdruck reichte ſie mir die Hand. „Allwina," ſagte endlich meine Tante, „Du biſt bis heute das beſte Kind geweſen; ohne Klage, ohne Seufzer opferteſt Du uns Beiden das Glück Deines Herzens: aber der Lohn für Deine kindliche Liebe iſt Dir nahe. Bewahre den Muth, den Du für die Hoffnungsloſigkeit hatteſt, jetzt auch für das Glück!"

Die ſeligſte aller Ahnungen durchflog mich. Ich zog die Hände der beiden Theuren vereint an mein Herz, an meine Lippen; ich wollte fragen — da öffnete ſich das Thor. Ein ältlicher Herr empfing uns und bot meiner Mutter und Tante den Arm. An der Hand meines Vaters folgte ich ihnen durch einige reich verzierte Zimmer und trat jetzt in einen zierlich geſchmückten Saal, der mir auf allen Seiten in blühenden Blumengewinden meinen Namen wies. Ueberraſcht ſtand ich ſtill. „Ich bin Dir noch ein Angebinde ſchuldig," ſprach mein Vater, „allein dies wirſt Du aus einer andern Hand erhalten; wir haben heute nichts für Dich, als unſern beſten Segen." Die Flügelthüren des Nebenzimmers ſprangen auf — es näherten ſich zwei Geſtalten: ich erkannte den Prinzen und — o unvergeßlicher Moment, ſchönſte Blüthe meines Erdenlebens! — an ſeiner Hand war Petecki! — Er war es, er lag zu meinen Füßen, ich las in ſeinen Augen die ſüße Trunkenheit der Liebe und des Entzückens. „Nimm ſie hin, dieſe Hand," ſagte der Prinz, „ich habe ſie für Dich geworben, und mit ihr das Glück, das die Freundſchaft nur zu verſüßen, nicht zu gewähren vermag.“

Guſtav ſchloß mich in ſeine Arme und drückte den Verlobungskuß auf meine Lippen. Dann warf er ſich ſtumm an die Bruſt des Prinzen, der ihn feſt umſchloß. Ihre Seelen verſtanden ſich in dieſer Umarmung ohne Worte. Edel dankte Potocki dann meinen Eltern für das Vertrauen, mit dem ſie mich ihm übergäben, und dieſe Stunde wurde ein ſchönes Feſt der heiligſten Empfindungen der Menſchheit.

Trompeten und Pauken riefen uns nach dem Speiſeſaal, wo wir den Adel der umliegenden Gegend verſammelt fanden, dem der Prinz Potocki'n als neuen Nachbar, mich als deſſen Braut vorſtellte. Spät erſt erfuhr ich, daß das heutige Feſt für Potocki wie für mich eine Ueberraſchung war. Die Ahnungen des Prinzen über den Grund der Schwermuth ſeines Freundes waren ihm auf Stubbenkammer zur Gewißheit geworden. Feſt entſchloſſen, dem Glück dieſer Liebe kein Hinderniß zu werden, warb er bei meinen Eltern für den Freund um meine Hand. Der Ankauf der Baronie D—hoff räumte jede Schwierigkeit aus dem Wege. Schriftlich wurde

Alles für die Ueberraſchung des heutigen Tages verabredet, und erſt eine Stunde vor unſerer Ankunft erfuhr Potocki unſer Glück.

Der Abend kam und rief uns in den Garten, wo tauſend Lampen einen neuen Tag ſchufen. Unausſprechlich beglückt durchwandelte ich ihn in einer wahrlich überirdiſchen Stille des Gemüths an Potocki's Hand. Wir erſtiegen die Terraſſe, die den Garten öſtlich begrenzt, und die weite Gegend lag, vom Monde erhellt, friedlich und verklärt, wie unſer künftiges Leben, vor uns. — Und hier vor dem ſtillen Nachthimmel und der Sternenſchrift deſſen, der ihn ſchuf und auch uns, und der uns den vergänglichen Schmerz gegeben hatte und die ewige Liebe, erneuerten wir das Gelübde ewiger Treue, nicht allein glücklich, ſondern auch gut ſein zu wollen.

Wenige Wochen darauf feierten wir unſere Verbindung, die mich zur glücklichſten Frau gemacht hat und mit jedem Jahr meinem Gatten neue Rechte auf meine innigſte Verehrung und meine unausſprechliche Liebe gibt. Alle Jahre bringen wir einige Zeit in Petersburg bei dem Stifter unſers Glücks zu, und die harmoniſchen Töne der edlen

Freundſchaft beider Männer tönen rein und hell in Beider Seelen fort und werden nie verhallen, weil ihr Ziel Eins iſt mit dem Ziel der Menſchheit.

Meine Tante lebt bei uns, meine Eltern ſind mir nahe, und mein Erſtgeborner lallt ſchon den Namen ſeines Vaters. Alles, was mich umgibt, iſt durch Liebe und Wohlwollen mit mir verknüpft, und jeder Tag bewährt mir die ſchöne Wahrheit, daß Liebe und Güte unverſiegbare Quellen reinen Glücks ſind.

Das getheilte Herz.

Eine wahre Erzählung aus der großen Welt.

J'aime pour vivre et je vis pour aimer.
Julie de l'Espinasse.

Julie de l'Eſpinaſſe war das Kind einer geheimen, von dem Geſetz und der Meinung nicht als gültig anerkannten Verbindung. Ihren Vater lernte ſie nie kennen; ihre Mutter, Frau von Albon, ließ ſie fern von Paris in einem Kloſter erziehen. Von der Natur mit jenem Prometheusfunken glühenden Gefühls begabt, der, indem er die Seele läutert, das irdiſche Leben raſch verzehrt, empfand Julie tief das Unglück, von den Urhebern ihres Daſeins verläugnet zu werden. Ihr Charakter war eine bewundernswürdige Miſchung von Vernunft und Schwärmerei, von Milde und Gluth, von Beſonnenheit und Begeiſterung; ſie verſchmähete es, ſobald ſie den Kinderjahren entwachſen war, länger von einer Frau, die ihr Mutterliebe und Kindesrecht verſagte, Geldunterſtützung anzunehmen. Frau von

Deffand nahm ſie als Geſellſchafterin zu ſich und bald wurde ſie die Seele des geiſtreichen Zirkels, den dieſe kluge, aber herzloſe und boshafte Frau um ſich zu verſammeln wußte.

Vielleicht hat nie eine Frau ein glänzenderes Talent für die geſellige Unterhaltung beſeſſen, als Julie nach dem einſtimmigen Zeugniß ihrer Zeitgenoſſen beſaß. Durch ein hingeworfenes Wort, eine Bemerkung, eine Frage verſtand ſie, das Geſpräch fortzuleiten, zu beleben, oder auch ihm eine andere Richtung zu geben. Kein Ideenflug war zu hoch für ihre Faſſungsgabe; im ganzen unermeßlichen Reich des Gedankens gab es keinen Gegenſtand, für den ſie ſich nicht intereſſirte und dem ſie nicht eine auch Andre intereſſirende Anſicht abzugewinnen wußte. Politik, ſchöne Wiſſenſchaften, Philoſophie, Kunſt, Tagesneuigkeiten, witzige Einfälle, Anekdoten, heitrer Scherz, Alles gehörte zu dem Gebiet, in dem ſie mit eben ſo viel Geiſt, als Grazie einheimiſch war, und ſelbſt das Unbedeutende erſchien, von ihr erzählt oder beſprochen, anziehend und geiſtreich. Mit dem Talent, den Geiſt Andrer geltend zu machen, verband ſie die Blüthe des feinſten Welttons, der anmuthigſten Höflichkeit; aber der eigenthümlichſte

Zauber ihres Weſens lag in der Wahrheit des Wohlwollens, mit dem ſie Allen entgegen kam, die ſich ihr näherten. Dieſelbe Flamme, die ihren Geiſt mit ſo viel Glanz und Leben durchleuchtete, brannte auch in ihrem Herzen, und dieſe Fülle der Liebe zog Alles an, was in ihren Kreis trat. Nie hat Jemand mehr Freunde gehabt, als ſie, und jeder von dieſen war ihr werth, als ſei er ihr einziger Freund.

Man muß in der großen Welt leben, um des eignen Talents zur Unterhaltung inne zu werden und es zu entfalten; der Aufenthalt bei Frau von Deſſand verſchaffte Julien die Gelegenheit dazu, doch die Eiferſucht dieſer Beſchützerin, ihr Neid über die Anerkennung, die Juliens Liebenswürdigkeit bei Allen fand, die ihr Haus beſuchten, entzweite die beiden Frauen, und Frau von Deſſand forderte, daß Julie ſie verlaſſen ſolle.

Madame Geoffrin, die Julie kannte und liebte, ſetzte ihr einen Jahrgehalt von tauſend Thalern aus, und dies Einkommen reichte für ſie hin, ſich eine unabhängige Lage zu ſichern, und ihr Haus zum Sammelplatz der beſten und geiſtreichſten Geſellſchaft zu machen, der es alle Abende von 6 bis

9 Uhr offen ſtand. Man fand bei ihr die ausgezeichnetſten Männer jedes Standes, Prinzen, Hofleute, Geiſtliche, Gelehrte, Dichter und Freunde. Gleichheit des Schickſals und der Verhältniſſe hatten Julie mit D'Alembert verbunden; ſie lebte mit ihm in einem Hauſe, doch die Reinheit der wahren, ſeelenvollen Freundſchaft, die Beide an einander knüpfte, wurde ſelbſt in Paris nie von der Verleumdung geſchmäht, und Jeder, der, durch D'Alembert's Ruf angezogen, dieſen aufzuſuchen kam, fand ſich durch Julie feſtgehalten und gefeſſelt. Die Seele und der Reiz des geſelligen Kreiſes, der ſich um ſie ſammelte, widmete ſie ſich auch ungetheilt der Verfeinerung und Verſchönerung dieſes Vereins, und jede andere Neigung, jedes andre Verhältniß wurde von ihr dieſem Zweck untergeordnet. Sehr ſelten beſuchte ſie das Schauſpiel, noch ſeltener brachte ſie auf andre Art einen Abend außerhalb ihres Hauſes zu, und wenn einmal eine Ausnahme von dieſer Regel Statt fand, war dies eine Begebenheit, von der halb Paris in Voraus unterrichtet wurde.

Dieſe Lebensweiſe entſprach nicht Juliens Neigungen, allein durch kein tieferes Intereſſe angeregt und beſchäftigt, nährte ſich ihre Thätigkeit durch einen Erfolg, der ihre Eitelkeit befriedigte, ohne ſie beglücken zu können. Es iſt immer Schwäche, wenn wir aus Glanzſucht und Menſchenfurcht mehr für die fremde Meinung, als für unſre eignen Neigungen leben; Julie fühlte das, allein ſie wußte, daß Frau von Deffand auf einen glänzenden Standpunkt in der Geſellſchaft großen Werth ſetzte, und es war Julien wichtig, dieſer Frau, von der ſie ſich gehaßt, verfolgt und gekränkt fühlte, zu beweiſen, wie ſie, ohne Rang und Vermögen, einzig durch ſich ſelbſt, ſich dem Dunkel der Vergeſſenheit und der Vernachläſſigung zu entreißen wiſſe. Sie erfreuete ſich der Annehmlichkeit ihrer Lage mit ruhigem Sinn, die Freundſchaft gab ihrem Leben Intereſſe und Reiz, doch um ſich glücklich zu fühlen, fehlte ihr das eigenthümliche Element ihres Daſeins: hell flammende Begeiſterung mächtiger Empfindung.

Von allen Gaben, die der Himmel den Sterblichen verleiht, iſt nächſt der Weihe des echten Dichtergenius keine ſeltner, als die Fähigkeit, in heiliger Wahrheit mit Leidenſchaft lieben zu können. Sie wird unter Millionen kaum Einem zu Theil und dieſe Millionen ſterben hin, ohne auch nur in der

Ahnung ein Glück begriffen zu haben, das uns hienieden ſchon alle Wonnen der reinſten und vollkommenſten Seligkeit gewähren würde, wenn ihm nicht die Dauer fehlte. Die Menſchen glauben zu lieben, weil ſie aus Eitelkeit, Schwäche und Bedürfniß ſich mit einander verbinden; doch dieſe kleinlichen Regungen, die ſie Liebe nennen, machen das Leben nicht herrlich und den Tod nicht frei. Jede tiefe, wahre Liebe dagegen wird in der Menſchenſeele zur Offenbarung einer Fülle und Herrlichkeit des Daſeins, die wir nicht in unſrer Seele aufzunehmen vermögen, ohne uns zugleich frei zu fühlen, weil in ihr das Geheimniß alles Seins und die Gewißheit der Ewigkeit begründet iſt. Gott! wie unermeßlich reich iſt das Leben, wenn man liebt und ſich geliebt fühlt! In jedem andern Zuſtand, in jeder andern Gemüthslage laſtet unvermeidlich ſo oft der Druck der Lebensbürde auf uns! Unſre edelſten Fähigkeiten bleiben unentwickelt und ungeübt; wie von einem ſchweren Traum befangen, fühlen wir unſern Willen mit unſrer Kraft gebunden, und wie reicht dagegen alle Kraft der Jugend und des Herzens, der Seele und des Geiſtes kaum mehr aus für den Strom von Geiſt und Empfindung, der uns durchfluthet, wenn Welt und Leben ſich uns in Liebe offenbaren und verklären!

Julie hatte von der Natur dieſe Weihe zu ihrem Unglück empfangen, doch war ſie ſich ihrer noch nie bewußt geworden. Der Herzog von Vaudreuil liebte ſie ſeit mehreren Jahren, und was im Anfang nur flüchtige Neigung geweſen war, hatte allmählig bei ihm die Dauer und den Charakter eines ernſteren Gefühls angenommen, das aber nicht im Herzen ſeinen Urſprung hatte, ſondern einzig in ſeiner durch ihren Widerſtand gereizten Eitelkeit. Julie fand ihn als Geſellſchafter liebenswürdig; er gefiel ihr, er beſchäftigte ſie, ihm verdankte ſie es, daß ſie die Lücken ihres Daſeins nicht ſchmerzlicher empfand, allein er vermochte ſo wenig, ihr Herz zu rühren, als zu beglücken. Ihr Verhältniß zu ihm wurde zu einem Wettkampf, wie ihm in der großen Welt ſo oft männliche Eroberungsſucht mit weiblicher Eitelkeit kämpft.

Man ſollte glauben, ein ſolcher Kampf müſſe endigen, ſobald er in ſeinem Urſprung und in ſeinem Zweck den Kämpfenden klar geworden ſei; doch zur Beſchämung des menſchlichen Herzens ſieht man oft, daß die Leidenſchaft ſelbſt nicht mehr Ausdauer und Beharrlichkeit zu verleihen vermag, als die Eitelkeit, die noch dazu gemeinhin ſinnreicher iſt, als die Liebe, um ihren Zweck zu erreichen. Der Herzog brachte es nie dahin, daß Julie eines tugendhaften Entſchluſſes bedurft hätte, um ihm zu widerſtehen, und doch dauerte ihr Verhältniß mehrere Jahre. Oft entzweiten ſich Beide, aber ſie fanden ſich dann nach einiger Zeit, ohne Erklärung und ohne Verſöhnung, ganz ſo traulich wieder zu einander, als ſei unter ihnen nie von einem andern Gefühl, als von Freundſchaft die Rede geweſen, und die Gewohnheit eines freundlichen Verhältniſſes nie geſtört worden.

In dieſen Verhältniſſen lebte Julie, als das Schickſal ihr den Mann vorführte, der ſich ihres ganzen Daſeins mit dem erſten Blick bemächtigte und dem ſie das höchſte, das ſeltenſte Glück eines weiblichen Herzens verdanken ſollte, das, ſich mit dem letzten Schlage ihres Herzens noch ſagen zu können, ſie habe ihn nie mehr zu lieben vermocht, als er werth geweſen ſei, von ihr geliebt zu werden.

An einem Tage, wo Julie verſprochen hatte, bei dem Grafen Forbin zu Abend zu eſſen, fuhr ſie noch vorher zu der durch ihren Briefwechſel mit J. J. Rouſſeau bekannten Frau von Franqueville. „Schade," rief ihr dieſe beim Eintreten entgegen, „daß Sie nicht heut Abend bei uns bleiben können, Sie würden den jungen Marquis de Mora, den Sohn des ſpaniſchen Geſandten (Graf von Fuentes), kennen lernen, der einer der ſchönſten und liebenswürdigſten Männer iſt, die je in den Zirkeln unſrer Pariſer Salons geglänzt haben."

Jeder von den Anweſenden ſtimmte in das Lob des jungen Spaniers mit ein, und Julie, die, als man ihn meldete, ſchon im Begriff geweſen war, ihren Beſuch zu endigen, verlängerte dieſen noch, weil ſie dem Wunſch nicht widerſtehen konnte, den allgemein geprieſenen Mann zu ſehen. Er begrüßte bei ſeinem Eintritt die Geſellſchaft mit dem edelſten Anſtand, und nie dünkte es ſie einen ſchöneren Mann, nie einen ſo geiſt- und ſeelenvollen Ausdruck der Züge und des Blickes geſehen zu haben. Es war ſchon früher im Geſpräch erwähnt worden, daß er für den Anbeter der Frau von Poligny, einer der ſchönſten und gefallſüchtigſten Frauen der Hauptſtadt, gelte. Frau von Franqueville fragte ihn, ob er ſie im Lauf des Tages geſprochen habe und ob ſie hoffen dürfe, ſie noch bei ſich zu ſehen. Julie beobachtete ihn während dieſes Geſprächs, aber ſie ſah in ſeinen Zügen nichts von dem helleren Glanz, der ſich unwillkürlich über das Geſicht verbreitet, wenn man von dem Gegenſtand ſeiner Liebe redet. Er erzählte, daß er eben im Theater einen Streit mit Frau von Poligny gehabt habe, den er Frau von Franqueville zur Entſcheidung vorlegen wolle. Sie habe nämlich behauptet, daß Voltaire die Liebe und ihre Gewalt über Frauenherzen von allen franzöſiſchen Dichtern am Treffendſten geſchildert habe, da er ihm dagegen, gerade in dieſem Punkt, Racine weit vorziehe.

„Was ſagen Sie dazu?“ fragte Frau von Franqueville unſre Julie.

„Ich bin mit dem Herrn Marquis gleicher Meinung,“ antwortete ſie, „und ich glaube, ein einziger Grund iſt hinreichend, dieſe Meinung gültig zu rechtfertigen.“

„Wie ſehr würde es mich erfreuen,“ ſagte der Marquis lebhaft, „wenn Sie mir dieſen Grund mittheilen wollten, um damit den Ausſpruch jener Dame bekämpfen zu können, die ſchon, weil ſie

Frau iſt, in dieſem Punkt gegen mich Recht zu haben glaubt."

„Ich glaube," erwiederte Julie, „daß hier nicht von dem Geiſt und dem Talent beider Dichter die Rede ſein darf; aber Racine hat Demoiſelle Champmeslé unausſprechlich geliebt, und Voltaire hat die Liebe als eine glühende, die ganze Seele durchdringende Leidenſchaft nie gekannt. Das Herz ſelbſt iſt aber reicher, wahrer und erhabener, als es das Talent ſein kann, und die Geheimniſſe ſeiner zarteſten Wonnen und ſeiner tiefſten Schmerzen können nur von einem Herzen errathen werden, daß ſie ſelbſt zu empfinden vermag."

„O wie wahr iſt das!" rief Mora und ſein dunkles Feuerauge traf Juliens Blick. „Kommen Sie, Baron," rief er dem Herrn von St. Phar zu, der eben eintrat, „Sie hörten im Theater meinen Streit mit Frau von Poligny und waren bereit, als mein Gegner aufzutreten, allein das, was das Fräulein eben geſagt hat, wird ſie eines Beſſern belehren."

Julie ſtand jetzt auf, ſich zu entfernen. „Warum geht ſie denn ſchon?" ſagte Mora leiſe zur Frau von Franqueville, „bitten Sie ſie doch, länger zu verweilen.“ — „Hören Sie, was der Marquis bittet?“ fragte dieſe Julien. — „Nein, gnädige Frau, aber ich brauche auch nichts mehr zu hören, um Sie ungern zu verlaſſen.“ — Abſchiednehmend fiel ihr Blick auf Mora; er verneigte ſich tief mit dem unverkennbaren Ausdruck des Bedauerns, ſie ſchon ſcheiden zu ſehen, und erkundigte ſich, ſobald ſie ſich entfernt hatte, angelegentlich nach ihr. Man nannte ihm ihren Namen, man rühmte ihren Geiſt, ihre Bildung, ihre Liebenswürdigkeit und wie ſie, ohne jung und ſchön zu ſein, doch allen Männern, wie allen Frauen zu gefallen wiſſe. — „Sie iſt freilich nicht ſchön,“ ſagte er lebhaft, „aber ſie iſt gut gewachſen, ſie hat ſchöne Augen und ſo beſeelte Züge, daß man es beim erſten Blick auf ſie erkennt, daß ſie kein alltägliches Weſen iſt. Was mir aber ganz vorzüglich gefällt, iſt, daß ſie bei ſo viel Geiſt ſo natürlich geblieben iſt.“

Julie kam erſt nach neun Uhr zu dem Grafen Forbin, was in der damaligen Zeit ungewöhnlich ſpät war, und erzählte die Urſache ihres Verzugs. „Ich kenne den Marquis,“ ſagte der Graf, „und rühme es an Frau von Poligny, daß ſie ihm in dem Roman ihres Lebens eine Rolle zuzutheilen gewußt hat, das iſt denn doch ein Anbeter, mit dem man prunken kann! So jung, ſo ſchön und doch ſo edel, ſo würdevoll in ſeiner ganzen Erſcheinung!“

„Iſt er denn wirklich ſo ſchön?“ fragte der Herzog von Vaudreuil Julie. — „Ich möchte Höheres an ihm rühmen, als ſeine Geſtalt,“ antwortete ſie, „er ſcheint mir Geiſt, Anmuth und Gefühl zu beſitzen.“ — „Geſtehen Sie es nur,“ ſagte der Herzog, „dieſer Spanier hat gewiß einen romanhaften Anſtrich, der ihn für Sie ſo intereſſant macht.“ — „Sie haben vielleicht Recht,“ antwortete Julie lächelnd, „mir iſt allerdings noch nie ein Mann vorgekommen, der ſich mehr als er zum Helden eines Ritterromans zu eignen ſcheint.“

Dies war der Eindruck, den Beide beim erſten Anblick auf einander gemacht hatten.

Am folgenden Morgen kam St. Phar, den Julie oft ſah, zu ihr, ſie um die Erlaubniß zu bitten, ihr am Abend Mora vorſtellen zu dürfen, und erzählte zugleich viel von dem Werth, den dieſer auf die Gewährung ſeines Wunſches legte. „Es wird mir angenehm ſein, ihn zu ſehen,“ antwortete Julie, „allein der Marquis iſt noch zu jung, um eine Geſellſchaft, wie die unſrige, den rauſchenden Zerſtreuungen vorzuziehen, die Paris ihm ſo vielfach darbietet, und ich rechne darauf, daß er nur wenig einzelne Augenblicke für uns übrig haben wird.“ — „Er iſt nur den Jahren nach jung,“ erwiederte St. Phar, „das Leben hat ſehr ernſte Erfahrungen für ihn in einem kurzen Zeitraum zuſammengedrängt; er hat ſchon als Obriſt eines Cavallerieregiments einige Feldzüge mitgemacht, auf ſeinen Reiſen die vorzüglichſten Höfe Europa's beſucht, und alle Freuden wie alle Schmerzen der Jugend tief und leidenſchaftlich empfunden. Vielleicht gibt es wenig Männer von vierzig Jahren, die ein ſo reiches Leben gelebt haben, als es das ſeine ſchon im vierundzwanzigſten iſt.

Am Abend kam Mora; Julie ſtellte ihn D'Alembert vor; er redete viel mit dieſem, und ſo verbindlich und hochachtungsvoll auch ſein Betragen gegen Julie war, ſo ſchien es ihm doch am Meiſten darum zu thun, ſich das Wohlwollen ihres berühmten Freundes zu erwerben. Nach und nach fanden ſich mehrere Perſonen ein; die Unterhaltung wurde geiſtvoll und bedeutend. Man ſprach von Rußland, und der Herzog, der es wußte, daß Mora zur Zeit der Revolution, welche Katharina die Zweite auf den ruſſiſchen Thron ſetzte, in Petersburg geweſen war, bat ihn um Mittheilung der genaueren Umſtände einer Begebenheit, die damals ganz Europa beſchäftigte. Mora warf einen Blick auf Julie. „Wie vermöchte ich es,“ ſagte er einfach und beſcheiden, „in einem Kreiſe zu reden, wo das Zuhören für mich ſo unbeſchreiblichen Reiz und die Unterhaltung einen Zauber hat, von dem ich fühle, daß er ſelbſt in Paris einzig genannt werden muß. Laſſen Sie mich in der Rolle des Zuhörers bleiben, ich bitte innig darum.“ Man drang aber in ihn und er achtete Juliens Wunſch, ſobald ſie ihn ausgeſprochen hatte, als einen Befehl. Mit eben ſo viel Geiſt als Klarheit entwarf er nun ein Gemälde des ruſſiſchen Hofes, und zeichnete in einigen Meiſterzügen treffend den Charakter der Hauptperſonen. Nie hatte er beſſer erzählt, als in dieſem Kreiſe, wo es ſich ſo ſehr belohnte, geiſtreich und angenehm zu ſein, und wo ihm die ausgezeichnetſten Menſchen mit eben ſo viel Vergnügen als Theilnahme zuhörten.

Als er von Julien Abſchied nahm, bat er ſie um Vergünſtigung, die verlorene Zeit durch ſeine öfteren Beſuche einholen zu dürfen, weil er ſich ſonſt nicht würde tröſten können, ſchon vier Monate in

Paris zugebracht zu haben, ohne ſie kennen zu lernen. „Gern,“ antwortete ſie, „aber Sie leben in der großen Welt und für die große Welt, und da weiß ich im Voraus, daß Ihr heutiger Beſuch mir das Bedauern zurücklaſſen wird, Sie künftig doch gewiß nur ſelten bei mir zu ſehen.“ — „Wie unausſprechlich gütig ſind Sie,“ rief er, „aber ich verſichere Ihnen,“ fügte er leiſer hinzu, „daß dieſe geprieſenen Ergötzlichkeiten von heute an nicht mehr die Macht haben werden, mich zu zerſtreuen.“

Alle Anweſenden vereinigten ſich nach ſeiner Entfernung in dem Urtheil, nie bei einem jungen Mann mit ſo viel Liebenswürdigkeit ſo viel Adel vereint geſehen zu haben. Julie wußte ihnen ihr Urtheil Dank, doch vorzüglich mit dem Gedanken beſchäftigt, daß Mora's Verhältniß zur Frau von Poligny ihn abhalten werde, oft zu ihr zu kommen, fragte ſie den Herzog, der neben ihr ſaß, leiſe, ob er dieſe Frau der Liebe des Marquis werth halte. — „Keineswegs,“ antwortete er; „aber ſie iſt hübſch und in der Mode, und mehr bedarf es nicht, um einem jungen Manne den Kopf zu verrücken.“ — „Sie halten ihn alſo für ſehr eitel?“ — „Nein, ich glaube nur, daß es für einen Mann ſeines Alters keiner weitern Rechtfertigung bedarf, wenn er der Anbeter der Frau von Poligny iſt.“ — „Nun ja, ihr Anbeter mag er ſein, aber nach dem, was ich von ihr höre, kann ich ſie nicht von ihm geliebt glauben.“ — „Er braucht ihr freilich nicht gerade leidenſchaftlich ergeben zu ſein, allein ich halte ihn auch für zu welterfahren, um aus jedem hübſchen Verhältniß einen Herzensroman machen zu wollen. Sie, meine liebenswürdige Freundin, ſind nicht mit ihrer eigenen idealen Anſicht der Liebe zufrieden, Sie wollen auch alle Menſchen, die Ihnen gefallen und Ihnen bedeutend erſcheinen, auf denſelben Ton geſtimmt ſehen, und doch werden Sie in der wirklichen Welt ſelten eine Frau und nie einen Mann finden, dem auf die Dauer mit der Liebe, als einer hochfliegenden Begeiſterung, gedient wäre. Sie ſind jung, aber doch nicht mehr jung genug, um von Idealen und Illuſionen leben zu dürfen; früher oder ſpäter werden Sie dafür geſtraft und ich dann gerächt werden.“ — „Es liegt vielleicht etwas Wahres in dem, was Sie ſagen,“ antwortete Julie ernſt, „aber doch iſt Ihre Prophezeiung eben ſo liebloſ, als unbeſcheiden. Ich habe ja auf die Ehre, Ihnen zu gefallen, nie Anſpruch gemacht, und Sie können daher auch kein Recht auf meine Dankbarkeit dafür haben.“

Der Herzog fühlte durch dieſe Antwort ſeine Empfindlichkeit gereizt; er ſtand auf, um ſich zu entfernen; die übrige Geſellſchaft folgte ihm und Julie blieb mit D'Alembert allein. Dieſer redete mit großer Theilnahme von dem Marquis, und freuete ſich darauf, ihn künftig oft zu ſehen. „Rechnen Sie nicht darauf,“ ſagte ſie ihm, „er iſt ja in Frau von Polignỳ verliebt, und da wird es ihn mehr intereſſiren, ſie zu ſehen und ſie in Geſellſchaft zu begleiten, als hier bei uns ſeine Abende zuzubringen.“ — „Er ſcheint mir nicht der Mann zu ſein,“ antwortete D'Alembert, „den eine Frau, die ſchon zehn Liebhaber gehabt hat, ernſtlich zu beſchäftigen vermag. Sie iſt ſchön und jung, und das verfehlt auf einen jungen Mann des Eindruckes nicht, aber ſie iſt eitel, gefallſüchtig, ohne Herz, ohne Seele, und ſolche Frauen erobern nur, doch ſie feſſeln nicht.“

Nie hatte Julie ihrem Freund mit mehr Herzlichkeit gute Nacht geſagt, als an dieſem Abend, wo, ohne daß ſie es wußte, ihr Ton den Ausdruck von Dank und Vergnügen hatte, da ſie es that.

Als ſie am Morgen erwachte, war Mora ihr erſter Gedanke; ſie beſchäftigte ſich mit dem, was ſie ihm, wenn er wieder komme, ſagen wollte; ihr laſen hundert Fragen im Sinne, die ſie ihm vorzulegen wünſchte; ſeine Beſchäftigungen, ſeine Lebenspläne, ſeine Liebhabereien, ſeine geſellſchaftlichen Verhältniſſe, Alles dieſes hatte ſchon ein Recht auf ihre Theilnahme gewonnen. Vorzüglich aber intereſſirte es ſie, über die Natur ſeines Verhältniſſes zu Frau von Poligny Aufſchluß zu erhalten; es ſchien ihr unmöglich, daß er, dem Modeton huldigend, ſo leichthin zu liebeln vermöge; ſo wie ſie ſein Bild aufgefaßt, ſo wie es ſich ihrer Seele eingedrückt hatte, mußte die Liebe für ihn ein ernſtes, Leben und Glück umfaſſendes Gefühl ſein, und was ſie am erſten Abend ihrer Bekanntſchaft für Kaltſinn im Bezug auf Frau von Poligny genommen hatte, erſchien ihr nun, als Selbſtbeherrſchung, darauf berechnet, jeden Argwohn über ſein Verhältniß zu ihr zu verhüten. Doch führte dieſer Gang ihrer Gedanken ſie nicht zu der Selbſterkenntniß, daß er für ſie ſchon aus der Reihe aller ihrer anderen Bekannten herausgetreten war, und daß 24 Stunden hingereicht hatten, ihre Seele mit regerem Leben und höherer Theilnahme zu erfüllen, als je irgend ein ihr befreundetes Weſen in ihr erweckt hatte."

Sie ſaß noch an ihrem Putztiſch, als Mora ihr ein Buch ſandte, das ſie am vorigen Abend gern leſen zu wollen geäußert hatte, und das, wie er durch ſeinen Diener ſagen ließ, er ſelbſt zu überbringen Willens geweſen war; doch hierin durch Beſuche und Geſchäfte verhindert, ließ er fragen, ob ſie am folgenden Tage zu Hauſe ſein werde. Wie froh, wie ſchnell flog die bejahende Antwort von Juliens Lippen!

Sie ſah am Abend viele Menſchen bei ſich, und redete mit allen von Mora, weil es ihr natürlich ſchien, ſich bei Allen zu erkundigen, ob man einen ausgezeichneteren jungen Mann ſehen könne. „Wahrſcheinlich werden Sie ihn heut Abend hier ſehen," ſagte der Herzog zu Marmontel, der den Wunſch, ihn kennen zu lernen, ſehr lebhaft ausſprach. „Nein," fiel Julie ein, „er wird heut Abend nicht kommen." — „Woher glauben Sie das?" fragte der Herzog. „Wir ſind geſtern ſo liebenswürdig geweſen, wir haben unſere Freude über ſeine Bekanntſchaft ſo unverſtellt ausgedrückt, daß wir gar nicht auf Sie und den Eindruck, den

Sie auf ihn gemacht haben, zu rechnen brauchen um darauf zu hoffen, ihn hier zu ſehen.“ — „E hat mir aber ſagen laſſen, daß er nicht kommen kann.“ — „Das beweiſet alſo doch, daß er den Vorſatz und den Wunſch hatte, zu kommen.“ — „Die Schlußfolge iſt vielleicht nicht ganz richtig,“ ſagte Julie, „aber ich wünſchte, daß ſie es wäre.“

„Ich kann ihre Richtigkeit verbürgen,“ ſagte St. Phar, „ich komme eben von dem Marquis und habe ihn troſtlos gefunden, heute nicht kommen zu können. Er kennt, wie er ſagt, nichts in Paris, was ihn für den Verluſt eines in dieſem Kreiſe zugebrachten Abends ſchadlos zu halten vermöchte.“ — „Nun!“ rief der Herzog triumphirend. — Julie machte lächelnd aus ihrer Antwort einen heitern Scherz, aber ein geheimnißvolles, unausſprechliches Gefühl des Glückes durchdrang ihre Seele.

Am Nachmittag des folgendes Tages kam Mora ſchon um 5 Uhr. „Verzeihung,“ ſagte er, „wenn ich zu einer Ihnen vielleicht unpaßlichen Stunde erſcheine, aber ich habe nur die Sehnſucht, Sie wieder zu ſehen, um Rath gefragt. Um ſieben Uhr habe ich Geſchäfte, die mich für den ganzen Abend in Anſpruch nehmen.“ — „Ihr Beſuch,“

antwortete Julie, „iſt mir zu jeder Stunde angenehm, allein ich glaube mich verpflichtet, Ihnen zu ſagen, daß Sie, wenn Sie um dieſe Zeit kommen, Gefahr laufen ſich zu langweilen, da ich dann häufig allein bin.“ — „Ich werde nicht ſo linkiſch ſein, Sie darüber beruhigen zu wollen, doch aus innigſtem Herzensgrund will ich Ihnen für die Nachricht danken, daß Sie zuweilen um dieſe Zeit allein ſind.“ — „Sehr verbindlich; bedenken Sie aber, daß Sie, wie Sie eben noch ſelbſt erwähnten, nicht Herr über die Anwendung Ihrer Zeit ſind.“ — „Aber ich habe nicht alle Tage Geſchäfte, die mich binden. Heute z. B. muß ich um ſieben Uhr zu meinem Notarius gehen, und ich thue es gern, weil es zum letzten Mal geſchieht.“ — „Sollten denn nur Geſchäfte Ihre Zeit in Anſpruch nehmen?“ — „Wenigſtens ſind Sie es allein, die mich ſeit meinem Hierſein in der Freiheit, ſie anzuwenden, beſchränkt haben.“ — „Dieſe Aeußerung überraſcht mich; aber es iſt wahr, zu dem, was man aus Wahl und Neigung thut, fühlt man ſich hingezogen, und es iſt dabei von keinem Opfer, keiner Beſchränkung der Freiheit die Rede.“ — „Ach, mein Fräulein, wenn ich mir mit der Hoffnung ſchmeicheln dürfte, von Ihnen bei näherer Bekanntſchaft Ihrer Freundſchaft werth gefunden zu werden, ſo würde ich Ihnen das, was Sie mir zu verſtehen geben, ſehr aufrichtig beantworten; doch ich fühle, daß ich es nicht wagen darf, Sie mit mir beſchäftigen zu wollen. Ihrem Leben fehlt ja kein Intereſſe, das die Seele zu beglücken vermag. Sie ſind geſchaffen, Allen, die Sie kennen, die allerinnigſte Theilnahme einzuflößen, auch da, wo Sie ſie nicht erwiedern." — „Ja," ſagte Julie bewegt, „ich weiß Freundſchaft zu würdigen und zu empfinden; aber ſie hat mir keinen Glauben an irdiſches Glück gegeben." — „Und ich kenne hienieden nur Unglück und Hoffnungsloſigkeit; ſie ſind mein Loos, und Alles, was man in ſolcher Lage unternimmt, ſich zu zerſtreuen, iſt nicht blos vergeblich, ſondern auch gefährlich; das, was gleichgültige Menſchen uns als Glück anpreiſen, iſt dann nur ein Zuwachs von Pein und Qual für den Unglücklichen, deſſen äuſere Verhältniſſe ihn vielleicht für Manchen zum Gegenſtand des Neides macht. Verzeihung aber für dies Geſtändniß; es iſt ein Beweis von Vertrauen, der mich ſelbſt eben ſo überraſcht, wie Sie es nur immer dadurch ſein können. Es muß Ihnen auf die überzeugendſte Art beweiſen, welche Meinung ich von Ihnen habe, und welchen Zauber Sie über mich üben.“ — „Ich bin Ihnen dankbar dafür, aber es thut mir wehe, daß es mir den Anlaß gibt, mich in ſchmerzvoller Theilnahme mit Ihnen zu beſchäftigen. Sie fühlen ſich unglücklich! Sie leiden! Sie ſind troſtlos! Ich werde oft daran denken, aber ich darf es mir nicht erlauben, Ihnen die Frage vorzulegen, die meine Theilnahme gern beantwortet hörte.“ — „Wenn Sie nicht glauben, mir unbedenklich jede Frage vorlegen zu können, habe ich freilich zu viel geſagt.“

Hier trat D'Alembert mit noch einigen Bekannten ein, und die Unterhaltung ward allgemein. Julie wandte ſich im Verlauf derſelben zu D'Alembert, und ſagte ihm, daß er Herrn von Mora abhalte, zu ſeinem Notarius zu gehen. „Es iſt ſchon nach ſieben Uhr,“ fuhr ſie, ſich zu dem Marquis wendend, fort, „und die beſtimmte Stunde vorüber. Sollte ſie nun ganz verfehlt ſein, ſo würde es mich um ſo mehr freuen, da ich uneigennützig genug geweſen bin, Sie daran erinnert zu haben, und mich dann vielleicht durch Ihr längeres Verweilen belohnt finden würde.“ — „So viel Güte heiſcht meinen innigſten Dank, aber ich muß ſcheiden; man wird mich ſchelten, da ich ſchon ſeit länger, denn einer Stunde erwartet worden bin, doch wird man es nicht dahin bringen, mich dieſe Verſpätung bereuen zu machen.“ — „Ich laſſe alle dieſe ſchönen Worte unbeantwortet, allein ich erlaube mir eine Frage.“ — Hier lächelte Mora. — „Nein, nein,“ fuhr Julie fort, „meine Frage gehört nicht zu denen, die ich ſelbſt für indiscret erklärt habe, ich wünſche nur zu wiſſen, ob ich Sie morgen wiederſehen werde?“ — „Morgen iſt Freitag, da gibt es Oper, Beſuche, eine große Mittagsgeſellſchaft und noch hundert andere Dinge der Art, die ich nie ſo unausſtehlich gefunden habe, als eben jetzt. Glauben Sie wenigſtens, daß ich mich unglücklich fühlen werde, wenn es mir nicht gelingt, mich von ihnen frei zu machen, und,“ ſetzte er leiſer hinzu, „Sie ſind zuweilen um fünf Uhr allein; dies Wort nehme ich mit mir hinweg und werde im Lauf dieſes traurigen Abends oft daran denken.“ — „Warum nennen Sie den Abend traurig?“ — „Ach, ſind es nicht alle meine Abende? Doch ich vergeſſe von Neuem, daß man mich erwartet.“

Von jetzt an kam er täglich zu Julien; der Beifall, den er bei ihren Freunden fand, ſtieg mit jedem Tage, und nie waren ihr die Menſchen, mit denen ſie lebte, liebenswürdiger und anziehender erſchienen, als ſie ſie jetzt fand, wenn ſie ihn lobten. Ganz Paris war aber auch von ihm bezaubert; in allen Zirkeln ſprach man nur von dem ſchönen, geiſtvollen, ritterlich geſinnten Spanier und Alles drängte ſich zu Julien, um ihn bei ihr zu ſehen, zu hören und zu bewundern. Sie machte ihn eines Tages aufmerkſam darauf. „Die Unglücklichen,“ antwortete er ihr bewegt, „bedürfen eines Lobes nicht; der Beifall der Welt drückt ſie, ſtatt ſie zu berauſchen. Glauben Sie denn, daß eine tieferſchütterte Seele noch für die kleinlichen Freuden der Eitelkeit Sinn haben kann? Ich geſtehe Ihnen offen, daß ich einen tödtlichen Widerwillen dagegen empfinde, und daß es mich ſchmerzlich demüthigt, wenn Sie zu glauben ſcheinen, daß ich Gefallen daran finden könnte. Verzeihen Sie mir dies freimüthige Geſtändniß; aber ich kann Ihnen gegenüber nur ganz wahr ſein, da es mir zum dringendſten Bedürfniß geworden iſt, Sie in meiner Seele leſen zu laſſen, und mich von ihnen gekannt zu fühlen, wie ich wirklich bin.“

„Wie kann nur ein Herz, voll von allen

Schmerzen einer unglücklichen Liebe," fragte Julie, „noch mit der Fähigkeit auch die Freiheit bewahren, ſich für eine ſo neue Bekanntſchaft intereſſiren zu können, als ich es Ihnen bin?"

„Sie betrüben mich, wenn Sie mich daran erinnern, daß unſere Freundſchaft ſich erſt ſeit Tagen begründet hat. Das Wort Freundſchaft erſcheint Ihnen als Bezeichnung unſers Verhältniſſes vielleicht zu kühn, aber es iſt meiner Lippe nicht unbedacht entflohen; mein Herz hat es gewählt und wagt es, auf Ihre Billigung deſſelben zu hoffen. Sie haben geleſen, was Montaigne über die Freundſchaft ſagt; ſie iſt, wie jede wahre Liebe, ſtets die Blüthe Eines Augenblicks; wir werden uns durch die Zeit und mit der Zeit ihres Glücks mehr bewußt, aber ihre Kraft wird durch ſie nicht mehr verſtärkt. Sein Sie alſo nicht ſo grauſam, mir zu ſagen, daß ich erſt ſeit kurzer Zeit ſo glücklich bin, Sie zu kennen; laſſen Sie mich Sie lieber fragen, warum Sie vorausſetzen, daß mein Unglück mir den Sinn für Freundſchaft geraubt haben ſoll? Bedarf man nicht, wenn man leidet, am meiſten ihres ſanften, mildernden Troſtes? Ich fühle aber wohl, daß ich auf keine Erwiederung des Gefühls, das Sie mir einflößen, Anſpruch machen darf. Sie ſind glücklich; jeder Wunſch Ihrer ſchönen Seele iſt befriedigt, und in ſolcher Stimmung muß Ihnen jedes neue Bündniß läſtig werden; mein Vertrauen würde Ihnen drückend werden und ich ſollte mir aus Rückſicht auf Sie ſtündlich wiederholen, was Sie mir eben ſagten, daß ich für Sie nur ein neuer Bekannter und alſo keineswegs berechtigt bin, Troſt bei Ihnen zu ſuchen. Es iſt ja ſchon ſehr viel, mich Ihres Umgang und dieſes ſüßen Zaubers Ihres Geiſtes und Ihrer Unterhaltung erfreuen zu dürfen. Ach, hätte ich Sie doch gleich bei meiner Ankunft in Paris kennen gelernt! Wie vielen Kummer würde mir dies erſpart haben, wenn ich auch nicht des Glückes gedenke, deſſen es mich theilhaftig gemacht hätte!"

„Sie ſagen mir ſo Vieles," antwortete Julie, „was einer Erklärung bedarf, daß ich meines früheren Vorſatzes, Ihnen nie eine Frage zur genaueren Erforſchung Ihres Schickſals vorlegen zu wollen, ungeachtet, mich jetzt doch hingeriſſen fühle, es zu thun. Wozu bedürfen Sie, von Frau von Poligny geliebt, noch des Troſtes, den Sie von meiner Freundſchaft erwarten und mir zutrauen, Ihnen gewähren zu können?“

„Alles, was ſich in meinem Herzen auf Sie und Ihre Freundſchaft bezieht,“ ſagte er lebhaft, „kann nichts mit jener Frau gemein haben, die ſo himmelweit von Ihnen verſchieden iſt. Sein Sie überzeugt, daß das, was Sie die Liebe der Frau von Poligny zu nennen belieben, nichts zu meinem Glück beizutragen vermöchte, wenn ich ſie beſäße, und daß ein Gefühl dieſer Art, welches man nicht zu theilen und zu erwiedern vermag, Einem nur unerträglich langweilig und läſtig ſein kann.“

„Ich begreife Sie jetzt weniger denn je. Sie haben mir wiederholt geſagt, daß Sie unglücklich und troſtbedürftig ſind, und daß eine Ihre Seele tief erſchütternde Leidenſchaft die Quelle Ihrer Leiden iſt — nun iſt aber Ihre Liebe zu Frau von Polignÿ kein Geheimniß, ganz Paris weiß darum, muß ich da nicht an Ihnen irre werden und Ihre Wahrhaftigkeit in Zweifel ziehen? Oder fordern Sie vielleicht, daß ich Sie nur anhören ſoll, ohne aus dem, was Sie mir ſagen, Folgerungen zu ziehen, die Ihnen nicht blos mißfallen, ſondern die Sie, was noch ſchlimmer iſt, auch in Verlegenheit ſetzen?“

„Nie wird mich eine Frage, die ich als einen Beweis Ihrer Theilnahme anſehen kann, in Verlegenheit ſetzen, und Sie können mir keine vorlegen, auf die ich nicht ganz aufrichtig aus Herzensgrunde zu antworten bereit bin. Jetzt muß ich aber leider ſcheiden. Sie werden ſehnlich erwartet, und wenn der Herzog wüßte, daß ich ihm das Glück entzogen habe, Sie eine Stunde früher zu ſehen, ſo würde er es bereuen, ſich bis jetzt ſo gütig gegen mich gezeigt zu haben. Er iſt ſehr liebenswürdig, aber er iſt auch noch um Vieles glücklicher, als er liebenswürdig iſt.“

Er ſagte dieſe letzten Worte, indem er Julien zu ihrem Wagen führte. „Ja,“ antwortete ſie, „der Herzog iſt liebenswürdig und glücklich, aber nicht Alle würden es an ſeiner Stelle ſein. Adieu, wann ſehen wir uns wieder?“ — „Morgen, mein Fräulein, und was gäbe ich darum, daß es ſchon morgen wäre!“

Von dieſer Unterredung an begründete ſich zwiſchen Beiden von Tag zu Tag jenes zarte, ſüße Einverſtändniß feſter, welches in der zahlreichſten Geſellſchaft die Mittel zu finden weiß, nur für den geliebten Gegenſtand anweſend, nur mit ihm beſchäftigt zu ſein, indem man es für Alle und mit Allem zu ſein ſcheint. Unwillkürlich diente ihnen jede Unterredung dazu, ſich gegenſeitig ihre innerſte Geſinnung auszuſprechen und dieſe Art der Mittheilung war für Beide ſo anziehend und ſo verſtändlich, daß ſie im einſamen Zweigeſpräch ſich nie ſo klar auszuſprechen wagten, als in dieſem vor und mit Andern geführten Unterredungen. Je inniger ſich aber Mora zu Julie hingezogen fühlte, deſto weniger empfand er das Verlangen, mit ihr von ſeiner Vergangenheit zu reden. „Sie wollen mich,“ ſagte er ihr, als ſie an einem Nachmittag, wo er ſie allein traf, das Geſpräch darauf zu lenken ſuchte, „dahin bringen, mit Ihnen von mir ſelbſt zu ſprechen, um mir dadurch die Freiheit zu rauben, von Ihnen zu reden, mich dünkt aber, Sie müſſen mich ſchon ſo genau kennen, daß es durchaus überflüſſig iſt, Ihnen noch irgend etwas von mir zu erzählen. Werde ich Sie aber je ganz kennen lernen? Werde ich es je wagen dürfen, Sie zu fragen, ob Ihr Herz nie das Bedürfniß empfinden wird, dem Freunde ſeine Geheimniſſe anzuvertrauen?“

„Und warum nicht?“ fragte Julie, „warum ſollte Ihr Vertrauen nicht die Erwiederung bei mir finden, die es zu finden verdient?“ — „Weil es für den Unglücklichen eine Erleichterung iſt, ſein Herz auszuſchütten, aber die Blüthe des ſüßeſten Glückes iſt oft ſo zart, daß wir ſie verduften zu ſehen fürchten, wenn ſie an das Tageslicht gezogen wird; man bedarf dafür keines Zeugen, keines Vertrauten, und daher glaube ich mich beſtimmt, Ihnen Alles mitzutheilen, was ich empfinde, ohne je von Ihnen ein Gleiches hoffen zu dürfen.“

„Machen Sie den Verſuch,“ ſagte Julie lächelnd, „es iſt erſt fünf Uhr und wir ſind alſo noch eine Stunde vor Beſuchen ſicher.“

In dieſem Augenblick öffnete ſich aber die Thür und der Herzog trat ein. „Sie erwarteten ihn nicht?“ fragte Mora leiſe, indem er aufſtand, ſich zu entfernen. Zum erſten Mal fühlte ſich Julie dem Herzog gegenüber verlegen; ſie wollte ſcherzen, als ſie ſich mit ihm allein ſah, doch ſie fühlte, daß es ihr nicht gelang. Auch er ſchwieg einige Augenblicke. — „Wie kommt es,“ fragte er endlich, „daß ich Sie noch allein finde?“ — „Es iſt fünf Uhr und Sie wiſſen, daß ich in der Regel erſt um ſechs Uhr Beſuche annehme.“ — „Soll das heißen, daß ich Ihnen zur ungelegenen Stunde gekommen bin?“ fragte er gereizt. — „Ich habe mich noch nie eines

Umweges bedient, um Ihnen zu ſagen, was ich denke." — „Auch ich thue das nicht, und ſo muß ich Ihnen denn auch freimüthig geſtehen, daß Ihr häufiger Umgang mit Herrn von Mora Ihnen in Frau von Peligny eine gefährliche Feindin erweckt." — „Sie hat gewiß zu viel Verſtand dazu und ſie erzeigen ihr durch dieſen Verdacht zu wenig Ehre und mir zu viel. Sie liebt, ſie wird geliebt, ſie iſt eine der ſchönſten Frauen in Paris, Sie ſelbſt haben mir geſagt, ſie ſei liebenswürdig, ich bin überzeugt, daß ſie auch eitel und daher auch ſehr ſicher und ſehr ruhig über das Gefühl iſt, das ſie einflößt." — „Sie ſind zu beſcheiden," ſagte er ſtreng, „es iſt nichts natürlicher, als daß ſie auf Sie eiferſüchtig geworden iſt." — „Und ich kann Ihnen nur wiederholen, daß ich dies in keiner Art wahrſcheinlich finde, und daß ich, ohne zu eitel und ohne zu beſcheiden zu ſein, durchaus nicht fürchte, ſie zu meiner Feindin gemacht zu haben." — „Leider!" ſagte er bewegt, „weiß ich, daß Sie es nicht ſcheuen, ein liebendes Herz zu beunruhigen und zu betrüben; aber wenn Sie, auch ohne ſelbſt zu lieben, ſich nur daran erinnern wollten, wie Sie geliebt werden, ſo würden Sie gewiß behutſamer in Ihrem Betragen ſein.“ — „Das klingt ja ſehr ernſthaft,“ antwortete Julie, „allein ich kann nicht glauben, daß Sie im Ernſte fürchten können, Andere ſich vorgezogen zu ſehen. Wiſſen Sie nicht, daß Sie liebenswürdig genug ſind, denen ſtets zu gefallen, denen Sie einmal gefallen haben? Laſſen Sie ſich und auch mir mehr Gerechtigkeit widerfahren. Die Vergangenheit, die ſchon für unſere Freundſchaft ſo manches Jahr in ſich faßt, verbürgt Ihnen die Zukunft. Ich werde nie die Ihrige werden, aber auch nie das Eigenthum eines Andern ſein, und wenn es einer Bürgſchaft für die Feſtigkeit meines Willens und meiner Grundſätze bedürfte, ſo würden Sie ſelbſt ſie am Beſten leiſten können.“ — „Meine Ruhe hängt davon ab, dies zu glauben,“ ſagte er ſanfter, „ich werde nie einen Beweis bereuen, den ich Ihnen von der Treue und der Zärtlichkeit meiner Liebe gegeben habe, aber, glauben Sie mir, Ihr Betragen gegen mich iſt ohne Beiſpiel und wenig Männer würden es erdulden, ohne ihre Liebe in Haß verwandelt zu fühlen. Hätte ich Sie nur einmal dahin bringen können, mich zu mißhandeln, mich zu haſſen und Sie zornig und aufgebracht zu ſehen. Ihre Ruhe, Ihre Freundlichkeit iſt es, die mich zur Verzweiflung bringt. In dieſen Tagen muß ich verreiſen, ich werde ein Vierteljahr abweſend bleiben, und ich weiß es zu meiner Pein, ich finde Sie unverändert freundlich, wohlwollend, und doch unerbittlich wieder.“ — „Daß Sie mir aus der Beſtändigkeit meiner Freundſchaft für Sie einen Vorwurf machen, iſt eben ſo neu, als ſpaßhaft, aber wir wollen uns darüber nicht zanken. Es iſt ſchrecklich langweilig, ſich rechtfertigen zu ſollen, wenn unſer ganzes Unrecht darin beſteht, daß wir uns einem Mann gegenüber vor Reue und Selbſtvorwürfen zu ſchützen verſtehen.“ — „Ach! das klingt nach Moral, nach erhabenen Grundſätzen, und davor ergreife ich die Flucht.“ — „Ich ſehe Sie doch noch vor Ihrer Abreiſe?“ — „Oefter noch, als es Ihnen vielleicht lieb ſein wird. Zu meinem Unglück iſt es mir zum Lebensbedürfniß geworden, Sie täglich zu ſehen, aber ich kann es nicht ändern, ich kann und mag nicht leben ohne Sie. Adieu, geliebte Julie, Adieu!“

Es that Julien wohl, ſich allein zu ſehen. Mora's ſchnelle Entfernung beim Eintritt des Herzogs beſchäftigte ſie, da er doch vorher entſchloſſen geweſen war, den Abend bei ihr zuzubringen. Sie ſah es ein, daß er zwiſchen ihr und dem Herzog ein näheres Herzensverhältniß vorausſetzte, und ſo wichtig es ihr ſchien, ihn aus dieſem Irrthum zu ziehen, ſo fühlte ſie doch auch, wie behutſam ſie dabei verfahren müſſe. Das Geſtändniß, ihr Herz ſei frei, konnte von ihm für einen Zug von Gefallſucht, oder auch für ein aufmunterndes Entgegenkommen genommen werden und beides war ihr gleich drückend. Und dann, fühlte ſie gleich, daß er Frau von Poligny nicht wahrhaft liebte, ſo wußte ſie doch nicht, auf welchem Fuß er eigentlich mit ihr ſtand. In den erſten Tagen ihrer Bekanntſchaft hatte er ihr vertraut, daß er der Raub einer hoffnungsloſen Leidenſchaft ſei; freilich war, ſeitdem er ſie täglich ſah, nicht mehr die Rede von der ſchwermuthsvollen Stimmung, die er zuerſt gezeigt hatte; er war jetzt lebhaft, heiter, er wollte gefallen, und dies verbürgte Julien, daß er ſich nicht mehr hoffnungslos unglücklich fühlte. Sie faßte aber doch den feſten Entſchluß, ihm über ihre Verhältniſſe nicht eher Aufklärung zu geben, als bis ſie von den ſeinigen genau unterrichtet wäre.

Man glaube nicht, daß ſie ſich eines Zweckes, eines Glückes, das ſie erſtreben könne, klar bewußt war. Geſtand ſie es ſich doch noch nicht, daß ſie Mora liebe, und fern lag ihrer Seele die Hoffnung, daß er ſie liebe, ſie lieben könne. Eine milde Dämmerung hüllte alle ihre Gedanken und Empfindungen ein; ſie glaubte nur, die Vorausſetzung eines nähern Herzensverhältniſſes zwiſchen ihr und dem Herzog könne ihr in Mora's Achtung ſchaden und dieſer Gedanke reichte hin, ihr eine Liebe zu verleiden, die ſie ſich bis jetzt hatte gefallen laſſen; ſie wünſchte den Augenblick ſeiner Abreiſe inniger herbei, als ſie je, bei früheren Trennungen, den ſeiner Rückkehr erſehnt hatte.

Voll angenehmer Unruhe erwartete ſie am nächſten Abend Mora. Sie hatte ihn beim Scheiden nicht gefragt, ob er kommen werde, allein dieſe Frage war ja auch ſeit lange überflüſſig geworden; ihr war aber, als wenn ſie höheren Werth denn je darauf ſetze, ihn an dieſem Tage zu ſehen, als müſſe ſein Blick, ſein Ton ſie zu einer neuen, wichtigen Entdeckung führen. Sie aß zum Mittag außer dem Hauſe und nichts ſchien ihr wichtiger, als die Nothwendigkeit, noch vor 5 Uhr heim zu kehren, da es doch möglich war, daß er ſchon um dieſe Stunde kam. Es ſchlug 5 Uhr — er kam nicht; es ſchlug

6, es ſchlug 7 Uhr und er war noch nicht da. So oft Jemand an der Klingel des Vorzimmers zog, ſchlug ihr Herz ſchneller, ſie wechſelte die Farbe und wenn nun der Ankommende erſchien, und Er, der Erſehnte, Er, den ſie allein erwartete, für den allein ſie da zu ſein wünſchte, war es nicht, goß ſich ein ſchmerzlicher Schrecken fröſtelnd durch ihre Adern. Vielleicht gibt es keine fühlende Frau, deren Leben nicht durch ſolche Stunden und Minuten der Erwartung um Jahre verkürzt worden iſt.

Mit der peinlichſten Anſtrengung bemühte ſie ſich, die Geſellſchaft, wie gewöhnlich, zu unterhalten, doch unwillkürlich verſank ſie in einen Tiefſinn, der nicht unbemerkt bleiben konnte. Man fragte, ob ſie krank ſei? ſie bejahete es, und wirklich ſchlug auch ihr Herz ſo gewaltig, daß ſie kaum zu reden vermochte. Allein da ſie zugleich verſicherte, daß Schweigen und Zuhören ihr gut thun werde, blieb man verſammelt. Gegen 8 Uhr trat Mora ein. Er machte, ohne ſich ihr zu nähern, Julien eine Verbeugung und nahm fern von ihr Platz. D'Alembert redete ihn an und erwähnte zugleich Juliens Unwohlſein. Sogleich ſtand Mora auf und zu Julien tretend, fragte er leiſe: „Sie ſind krank? was fehlt

Ihnen?" Sein Blick hatte den Ausdruck einer ſo innigen, zärtlichen Beſorgniß, daß Juliens Augen ſich mit Thränen füllten. „Nein," antwortete ſie bewegt, „ich bin nicht krank, ich war nur angegriffen und verſtimmt, aber es geht vorüber und mir iſt ſchon um Vieles beſſer. Sagen Sie mir nur, wie es Ihnen geht, und warum Sie ſo ſpät kommen?" — „Ich wollte erſt gar nicht kommen. Als ich Sie geſtern verließ, fühlte ich es als unmöglich, andere Geſellſchaft beſuchen zu können, ich fuhr nach Hauſe und blieb den Abend einſam und allein. Alles, was man nur Betrübendes und Troſtloſes denken kann, habe ich in dieſer Zeit gedacht, und ich war noch in der allerſchwermüthigſten Stimmung, als ich heute bei Ihnen eintrat. Ihre Unpäßlichkeit beunruhigte mich, und doch bin ich nicht mehr ſo traurig. Um neun Uhr muß ich wieder fort, um bei Frau von Polignv zu eſſen; geſtern Abend blieb ich weg, ohne abſagen zu laſſen; ich habe mich heute Morgen damit entſchuldigt, daß ich krank geweſen ſei, nun muß ich aber heute hin, meine Eltern ſind dort, ſie werden es ihr verrathen haben, daß ich nicht krank war, und mich erwartet gewiß ein ſehr ſtürmiſcher Auftritt. Beklagen Sie mich."

„Und worüber? etwa, weil Sie zu ſehr geliebt werden?" — „Geliebt! Wie können Sie dies heilige Wort ſo entweihen! Man liebt mich nicht, aber man hat mich umſtrickt, gefeſſelt und ich weiß nicht, wie ich mich mit Anſtand frei machen ſoll; ich habe gefehlt, ich werde mein Unrecht noch vergrößern und gleich gepeinigt durch das, was ich gethan habe, und das, was ich nicht thun will, kann es keinen Menſchen geben, dem ſeine aufgezwungene Rolle läſtiger iſt, als mir die meinige. Ich werde den Knoten zerhauen, wenn es mir nicht bald gelingt, ihn zu löſen."

Er fragte Julie, ob er ſie nicht am andern Tage allein ſehen könne. Sie verſprach es ihm, und er verließ ſie mit der Verſicherung, daß die Augenblicke, in denen er ſie ſehe, ihm im tödtlichen Widerwillen Alles verleideten, was er heut noch werde ſehen müſſen. Julie lächelte; aber auch ſie fand, als er geſchieden war, die Geſellſchaft ihrer Freunde läſtig. Ueberhaupt hatte ſich ihre ganze Stimmung, ſeitdem ſie Mora kannte, verändert. Früher empfand ſie jenen bei ihr aus wahrem Wohlwollen entſpringenden Wunſch, zu gefallen, der uns an Allem, was wir hören, an Allem, was man uns ſagt, Theilnahme einflößt. Sie war heiter und ruhig; die klare Friedlichkeit ihres Seins that Jedem wohl, der ſich ihres Umgangs erfreuen konnte; jetzt war ſie nichts weniger, als unglücklich, aber tief innerlich bewegt und unausgeſetzt nur mit einem Gegenſtand beſchäftigt, wurde ſie untheilnehmend an Vielem, was ſie ſonſt intereſſirt hatte. Dies konnte ihren Freunden nicht entgehen; ihre Kränklichkeit mußte ihr zum Vorwand und zur Entſchuldigung dienen, und dieſe tieferen Regungen des Lebens wirkten auch höchſt nachtheilig auf ihre Geſundheit; ſie ſchlief wenig, nichts machte ihr mehr Freude, ſie ſehnte ſich unaufhörlich nach Einſamkeit, und wenn ihr dieſe ward, fand ſie in ihrer Seele nicht mehr den Frieden, der ihr dieſe in ruhigerer Stimmung verſchönert hatte. Und doch, welche Momente der reinſten Seligkeit wurden ihr nicht oft in aller dieſer Unruhe, dieſer oft qualvollen Beklemmung zu Theil! Welcher unausſprechliche Zauber der Wehmuth! des Verſenktſeins in Einem Bilde, Einem Gedanken! welche Sehnſucht, welches bange Erwarten des Augenblickes, in dem ſie den Mann ſehen ſollte, der ihr ganzes Daſein beſeelte! Welche ungetheilte Hingabe der Seele an ein Gefühl, dem ſie ſich nicht getraute einen Namen zu geben! — Julie mußte wohl anfangen, es zu ahnen, daß das Gefühl, welches dem armen Erdenleben einen ſo himmliſchen Zauber zu verleihen vermochte, Liebe ſei; allein ſie konnte es ſich auch nicht verbergen, daß die Vernunft dieſe Liebe ſtreng mißbilligte. Vorzüglich quälte ſie der Gedanke, daß er Frankreich bald verlaſſen mußte, ohne daß ihr mehr, als die Hoffnung blieb, ihn nach Jahre langer Trennung wieder zu ſehen. Wenn das Vorgefühl des Schmerzes dieſer Trennung ſie überwältigte, konnte ſie wohl in Gedanken mit ihm zürnen. Warum ſuchte er mich auf? fragte ſie ſich dann — wozu dieſe Hingabe des Vertrauens, dieſe innige Theilnahme, dies zärtliche Beſtreben, mir werth zu werden? Er weiß es ja, wie ſcharf trennend alle äußeren Lebensverhältniſſe zwiſchen uns ſtehen — er iſt Mann, er kann und muß ſeines Herzens ſichrer ſein, als ich es ihm gegenüber des meinigen ſein kann — ſein Gefühl für mich wird nie ſeinen Frieden ſtören, aber es iſt grauſam und ſelbſtſüchtig von ihm, daß er, um ſich meines Umgangs erfreuen zu können, mein Glück und meinen Frieden ſo ſorglos auf das Spiel ſetzt!

Vielleicht hätte Julie nur ſich anklagen, nur ſich verdammen ſollen; doch von einer unwiderſtehlichen Macht fortgeriſſen, war es ſchon zu ſpät für ſie, ſich noch retten zu können. Ihr Schickſal war ſchon längſt unwiderruflich entſchieden; ſie konnte aufhören zu leben, aber ſie konnte nicht mehr aufhören, Mora zu lieben.

Am Morgen erhielt ſie von Mora ein Billet, worin er ihr die Bitte wiederholte, ſie allein ſehen zu dürfen, weil er nicht länger leben könne, ohne ihr ſein ganzes Herz eröffnet zu haben. Sie beſchied ihn, um fünf Uhr zu kommen, und erwartete ihn unausſprechlich bewegt. Den ganzen Tag über vermochte ſie nicht zu leſen, nicht zu denken, ſich durchaus mit nichts zu beſchäftigen; ſie wußte nicht, was ſie von ihm hören, nicht, was ſie ihm antworten würde, ſie empfand nur, daß der Gehalt ihres künftigen Lebens an dieſe Zuſammenkunft geknüpft ſei, von der ſie ſich Aufſchluß über alle ſeine Verhältniſſe verſprechen konnte.

Mora kam noch vor fünf Uhr. Er fand Julie blaß. „Ich komme,“ ſagte er ihr, „um meine Seele bei Ihnen zu ermuthigen, aber ich finde Sie krank und angegriffen — bin ich ihnen da nicht läſig? werden Sie mir erlauben, den Abend bei Ihnen zubringen zu dürfen?" — „Ich glaubte, daß Sie, da Sie ſo früh kommen, nicht lange würden bleiben können." — „Ach, Julie," noch nie hatte er ſie ſo genannt, „warum wollen ſie mich ſo wenig verſtehen? Es gibt für mich nur noch ein Unglück auf der Welt, und gerade dieſes ſoll ich Ihnen nicht klagen. Sie wollen wiſſen, was ich gelitten und empfunden habe, aber Sie fragen mich nie, was ich jetzt leide und empfinde." — „Sie haben mir ja unbedingtes Vertrauen verſprochen und dies macht jede Frage von meiner Seite überflüſſig." — „Und wollen Sie nie die Frage errathen, die ich von Ihnen beantwortet wünſche, und doch nicht wagen darf, Ihnen vorzulegen?" — „Errathen kann ich nichts, aber ich verſpreche Ihnen, wahr zu ſein, wenn Sie mich fragen. Jetzt aber ſind Sie in der Abſicht gekommen, mir Ihr Schickſal und Ihre Verhältniſſe anzuvertrauen, fangen Sie alſo damit an."

Mora ſchien erſchüttert; er ging ſchweigend und unruhig einige Mal im Zimmer auf und ab. Julie fühlte ſich verlegen; ſie ſprach von einigen gleichgültigen Dingen, um ſich ſelbſt zu ſammeln, und ihn zu beruhigen. „Iſt es Ihnen geſtern Abend ſchwer geworden, den Zorn der Frau von Poligny zu verſöhnen?“ fragte ſie. — „Ich habe ihm getrotzt. Sie war, als ich kam, ſehr übellaunig und verſtimmt; wahrſcheinlich glaubte ſie, mich durch ihre Kälte zu ſtrafen, allein ſie entzückte mich. Ich näherte mich ihr, um mein Nichtkommen am vorigen Abend zu entſchuldigen; meine Unpäßlichkeit habe mich daran verhindert und auch heute komme ich nur ſelbſt, um ihr mein Bedauern auszudrücken, ihre Einladung nicht benutzen zu können, da ich gar nicht zu Abend eſſen, ſondern zeitig nach Hauſe fahren werde, weil ich mich der Ruhe und des Schlafes bedürftig fühle. Ich ſah ſie an, während ich mit ihr ſprach; Zorn, Unmuth und Verachtung malten ſich wechſelsweiſe in ihren Zügen; dies vermehrte meine Feſtigkeit. „Sie wollen alſo,“ ſagte ſie mit einem giftigen Lächeln, „auch heut Abend nicht hier bleiben?“ — „Mein Befinden verbietet es mir,“ antwortete ich ihr ruhig und ſehr höflich. — „Dann, mein Herr,“ unterbrach ſie mich mit einer Heftigkeit, die ſie ſchon um der Zeugen willen hätte unterdrücken müſſen, „haben Sie das Gedächtniß verloren, oder Sie gehen auch darauf aus, mich zu demüthigen und zu verſchmähen." — „Welch ein Wort, gnädige Frau! Sie laſſen gewiß Ihren Reizen die Gerechtigkeit widerfahren, daß es in Bezug auf Sie nie gefaßt werden kann, und daß es Sie beleidigen hieße, wenn ich mich gegen einen ſolchen Verdacht zu rechtfertigen verſuchen wollte." — „Ich laſſe mich nicht täuſchen, und dieſer kalte, förmliche Ton iſt eine Beleidigung mehr." — „Ihre Stimmung und unſre Umgebung zwingen mich, zu ſchweigen." — „Das iſt es nicht, aber die Unmöglichkeit, ſich rechtfertigen zu können, ſetzt Sie in Verlegenheit."

Ich wandte mich um, ohne ihr zu antworten, und trat zum Kamin. Frau von Calonne hatte nicht gehört, was wir ſprachen, aber ſie hatte es in den Zügen der Frau von Poligny geleſen, daß ſie auf mich erboßt war. „Sie haben ſich geſtern Abend vergeblich erwarten laſſen," flüſterte ſie mir zu, „ich zweifle nicht, daß Sie zu Ihrem Außenbleiben triftige Gründe gehabt haben, allein Frau von Poligny ſcheint andrer Meinung, und auf Sie ſehr erzürnt zu ſein." — „Sie erweiſen mir zu viel Ehre," antwortete ich, „wenn Sie mir ſo viel Einfluß auf Frau von Poligny zutrauen, daß mein

Außenbleiben ihr wichtig erſcheinen könnte.“ — „Ich weiß nicht,“ ſagte ſie lächelnd, „aber es kommt mir beinahe vor, als wenn auch ſie noch nicht der beſtändige Mann ſind, den Sie bis jetzt im Wechſel ſo unermüdet geſucht hat.“ — „Ich glaube es mit Ihnen, gnädige Frau!“ — Während dieſes Geſprächs war Frau von Poligny beſchäftigt, die Spielpartien anzuordnen. Sie kam zu Frau von Calonne, und ohne mich anzuſehen, ſagte ſie ihr: „Herr von Mora ſpielt nicht und ißt auch nicht zu Abend, weil er zu ſchwächlich iſt, um das ſpäte Aufbleiben vertragen zu können.“ — Frau von Calonne antwortete ihr, „es ſei allgemein bekannt, daß ich zu nichts in der Welt tauge.“ — „Das ſage ich nicht,“ erwiederte ſie trocken, „aber er iſt krank und matt, und es iſt natürlich, daß ihm in ſolchem Zuſtand die Geſellſchaft läſtig iſt.“ — Sie ſtand ganz nahe bei mir, und ich fliſterte ihr zu: „Hüten Sie ſich, von der Geſellſchaft, die mir keineswegs läſtig iſt, errathen zu werden.“ — „Ich nehme von Jemand, der mich beleidigt hat, keinen Rath an,“ antwortete ſie mir laut und ſo ſchneidend, daß es mir ſchwer wurde, ſchonend zu ſchweigen. Den ganzen übrigen Abend nahm ſie nun den

Schein der Heiterkeit an; ſie redete ſehr viel und verſuchte es auf alle mögliche Weiſe, mich durch Neckereien und Sticheleien zu reizen. „Geſtern Abend,“ ſagte ſie, „war Herr von Mora krank, ſo gefährlich krank, daß er nicht einmal daran denken konnte, abſagen zu laſſen; auch heut iſt er noch bedenklich krank, aber er iſt doch wenigſtens ſelbſt gekommen, es uns zu ſagen. Der gute Menſch!“ — „Was fehlt ihm denn?“ fragte man. — „Das muß er Ihnen ſelbſt ſagen; allein er ſchont ſich, er iſt ſo für ſeine Geſundheit beſorgt, daß er es ſeinen Freunden unmöglich macht, für ihn beſorgt zu ſein.“ — Das Alles ſagte ſie in einem ſo gereizten, ſo bittern Ton, daß es mich empörte, und mich tiefer denn je das Unglück empfinden ließ, an eine Frau ohne Zartgefühl und Seelenadel gebunden zu ſein.“

„Sie entwerfen aber,“ unterbrach ihn Julie, „ein ſo widriges Zerrbild von dieſer Frau, wie es gewiß nur der Unmuth eines leidenſchaftlichen, gekränkten Liebhabers zu thun vermag.“

„Um Gottes willen,“ bat er, „ſcherzen Sie nicht darüber. Es iſt mir ſo ſchon unerträglich, an dieſe Frau zu denken, und es iſt mir ſo ſüß, ſie bei Ihnen zu vergeſſen.“ — „Das ſollen Sie aber nicht; ich will, da wir nun einmal von ihr reden, wiſſen, ſeit wie lange Sie ſie lieben?“

„Geliebt habe ich ſie nie, und ich kann es nicht ertragen, wenn Sie glauben, daß mich je irgend eine Herzensempfindung mit ihr verknüpft hat. Sie wiſſen, daß ich ſeit meinem Eintritt in die Welt nur dreimal in Paris war, wo meine Eltern ſeit vielen Jahren leben. So oft ich hier war, ſah ich auch Frau von Poligny oft, da wir mit einander verwandt ſind; ſie war hübſch und ſehr in der Mode; alle jungen Männer, die auf guten Ton Anſpruch machen, umflatterten ſie, und ſie war ſo eroberungsſüchtig, ſo leichtſinnig, daß ich es unartig und ungefällig gefunden haben würde, ihr nicht den Hof zu machen, doch ihr damaliger Liebhaber, der Ritter de Launay, wußte mich geſchickt von ihr zu entfernen, und dies gelang ihm um ſo leichter, da ich immer nur auf kurze Zeit in Paris war. Meine Seele iſt nicht für die Freuden eines ruhigen Lebens geſchaffen; in London war ich Wüſtling, weil ich die Liebe noch nicht kannte; in Petersburg habe ich bis zum Wahnſinn leidenſchaftlich geliebt; dieſe Liebe hat mir faſt das Leben gekoſtet und die letzten acht Monate vor meiner diesmaligen

Ankunft in Paris habe ich in den Convulſionen der furchtbarſten Verzweifelung und aller Qual eines immerwährenden Todeskampfes verlebt. Ich war bei meinem Regiment, aber ich ſah und ſprach Niemand. Meine Officiere zitterten oft für meinen Verſtand, noch öfter für mein Leben. Die tiefſte Abgeſchiedenheit von der Welt und ſelbſt von der lebloſen Natur war mir Bedürfniß; doch meine Eltern beſtanden flehend und ernſtlich darauf, daß ich mich meiner Einſamkeit entreißen und zu ihnen kommen ſolle; ich mußte gehorchen. Den Abend vor meiner Abreiſe nahm ich Abſchied von meinen Officieren; ſie Alle hielten meine Geſundheit für ſo angegriffen, daß ich den Beſchwerden der Reiſe erliegen würde und mein Vater hatte aus gleicher Beſorgniß darauf beſtanden, daß ich zuerſt die mittäglichen Provinzen Frankreichs durchreiſen ſollte und mir zum Aufenthalt in ihnen ein Jahr Urlaub ausgewirkt."

„Wunderbare Macht der Jugend! Nach den erſten vierzehn in Montpellier zugebrachten Tagen athmete ich ſchon wieder ohne Schmerz, ich ſchlief, ich fing wieder an, zu leſen, zu ſtudiren und mich für die Gegenſtände zu intereſſiren, die mir die Fortſetzung meiner Reiſe vorführte. Ich war allein, von allem Zwang geſelliger Rückſichten entbunden und ſchon wieder fähig, den Werth dieſer Freiheit zu fühlen. Mit jedem Tag wurde der Druck meines Unglücks leichter; ich litt nicht mehr von jenen Anfällen der Verzweifelung, die mich oft in einen Zuſtand geſtürzt hatten, der viel ſchrecklicher war, als es Tod und Vernichtung je ſein können. Der Einfluß des ſchönen Himmels, unter dem ich lebte, verwandelte allmählig das Gift meiner bittern Schmerzen in eine Schwermuth, die für eine empfindungsvolle Seele Genuß iſt. In dieſer Stimmung kam ich in Paris an, wo ich von meinen Eltern, die mich ſchon als verloren beweint hatten, mit Entzücken bewillkommt wurde; ihre Freude durchdrang mein Herz und ließ mich wieder fühlen, wie ſüß es iſt, geliebt zu werden.“

„Frau von Poligny kam oft zu meiner Mutter; ſie war gegen mich ausgezeichnet artig und liebenswürdig coquett. Seit Jahren hatte ich es ganz vergeſſen, daß es hübſche Frauen in der Welt gab; das Andenken an die Eine, von der ich für immer getrennt war, hatte jedes andere Bild in mir vernichtet, und der Schmerz, den ich empfand, berechtigte mich zu dem Glauben, daß ich keiner Regung des Wohlgefallens an Frauenſchönheit mehr empfänglich ſei; allein im 25. Jahr iſt das vollkräftige Lebensgefühl der Jugend nicht immer in Uebereinſtimmung mit den Empfindungen unſeres Herzens. Genug, Frau von Poligny wollte mich erobern und ich ließ mich erobern. Der Hang zum Vergnügen, das Bedürfniß der Zerſtreuung ſchlug mich in dieſe Feſſeln, allein wie habe ich mich getäuſcht und wie bin ich beſtraft worden! Nehmen Sie meinen Unmuth für keinen Beweis eines erkünſtelten Stoicismus, der ſchlecht zu meinem Alter paſſen würde; es iſt nur ein Beweis des tiefen Gefühls eines Unglücks, welches weit entfernt, durch Zerſtreuungen ſolcher Art gemindert zu werden, nur noch ſchwerer laſtet, indem es meinem Schmerz den Vorwurf zugeſellt, ein ſolches Hülfsmittel gegen ihn aufgeſucht zu haben. Ach, kein galantes Verhältniß konnte mich tröſten! Das Gefühl, dem allein dieſe Macht über meine Seele vorbehalten war, wird wahrſcheinlich zu einem neuen Unglück für mich werden, und doch gebe ich ihm meine ganze Seele mit Entzücken hin. Verſprechen Sie mir aber jetzt, daß in den wenigen Augenblicken, in denen ich das Glück habe, Sie zu ſehen, nie wieder von Frau von Poligny zwiſchen uns die Rede ſein ſoll." — „Ich muß wohl darein willigen, ſobald Sie es fordern; wenn ich es nicht thäte, würden Sie mich eben ſo eigenſinnig nennen, als ſie es iſt, und da ich nicht gleiche Rechte auf Ihre Nachſicht habe, würden Sie mich dann ſtrenger beurtheilen." — „Ich bitte Sie flehentlich," ſagte er ernſt und betrübt, „ſtellen Sie nie wieder zwei Weſen zuſammen, die die Natur und mein Gefühl ſo ſcharf von einander ſcheiden; es verletzt, es kränkt mich, wenn Sie das, was ich für Sie empfinde, auch im Scherz nur einen Augenblick mit dem vergleichen, was Jene, die ich nie gekannt zu haben wünſchte, mir einflößt." — „Was Sie mir da ſagen, iſt eben ſo zart gedacht, als gütig für mich ausgeſprochen." — „Ach, Sie gebrauchen nicht das rechte Wort für die Empfindung, die es ſprach, und was mir noch weher thut, iſt, daß Sie es nicht von Ihren Lippen zurückgedrängt haben, ſondern, daß es ſich Ihnen nicht darbot." — „Dann freilich würde ich es ausgeſprochen haben; man braucht das Wort nicht zu wählen, wo Seele zur Seele redet." — „Dieſe Verſicherung ſollte mich glücklich machen, aber darf ich ihr vertrauen? Sie geben mir viel, weil Sie mir

Antheil an meinem Schickſal beweiſen; ich fühle den ganzen Werth Ihrer Güte, Ihrer Freundlichkeit gegen mich und ſchelte mich oft ſelbſt ungerecht, wenn ich mich, trotz dem, traurig und zu Klagen geſtimmt fühle. Ich verdanke Ihnen ſo viel! Sie haben den Schmerz in mir beſiegt, der mein Leben aufzehrte und meine Seele kraftlos machte, und doch, wie viel leide ich noch! Allein Sie können, Sie wollen mich nicht verſtehen. Würden Sie nicht, wenn Ihre Seele mit der meinigen redete, auch von dem geſprochen haben, was Sie beſchäftigt und beglückt? Ich ſehe Sie alle Tage, ich habe zu Ihnen das unbedingteſte Vertrauen, hat mir dies aber irgend eine Aufklärung über Ihr inneres Leben erworben? Sie halten mich ſo fern von Sich, daß ich nicht einmal weiß, ob Sie glücklich oder unglücklich ſind. Ich weiß Sie geliebt, aber nicht, ob dies Wonne oder Schmerz für Sie iſt, kurz ich weiß nichts, gar nichts von Ihnen und Sie Alles von mir. Tödtlich peinigt mich die Furcht, daß meine Hingebung Ihnen als Zudringlichkeit läſtig werden könne; ich möchte ſelbſt um den Preis meines Glückes keinen Augenblick Ihres Lebens trüben. Sie antworten mir nicht? Habe ich ſchon zu viel geſagt? Soll ich gehen und Ihnen dadurch die Verlegenheit erſparen, mir zu antworten, und vielleicht auch die Mühe, mich zu ſtrafen? Ach, ſobald ſie zürnen, habe ich gewiß Unrecht.“

„Ja, das haben Sie,“ antwortete Julie ſanft, „indem Sie mir Gedanken und Wünſche leihen, die nicht die meinigen ſind; ich höre aber kommen und muß es daher verſchieben, Ihnen zu antworten, glauben Sie aber, daß ich Vertrauen mit Vertrauen zu erwiedern weiß.“

Hier traten mehrere Beſuche ein, und Mora, zu tief bewegt, um an der Unterhaltung Theil nehmen zu können, verließ das Zimmer. Julie blieb ſanft und innig beglückt zurück; ſie hatte ſich nichts vorzuwerfen und empfand ungetrübt die Seligkeit der Ahnung, geliebt zu ſein. Am andern Morgen ſchrieb ihr Mora: „Ich kann die Ungewißheit, in der ich bin, nicht länger ertragen, ich muß mein Schickſal unwiderruflich entſchieden ſehen. Mit meinem Leben möchte ich einen Beweis Ihres Vertrauens erkaufen, den ich, wenn ich ihn erhalte, vielleicht nicht zu überleben vermögen werde. Vergeben Sie mir die Dunkelheit dieſes Billets; ſeit geſtern habe ich alle Herrſchaft über mich verloren. Darf ich heut Nachmittag zu Ihnen kommen?"

Julie ſuchte vergeblich, dies Billet ſchriftlich zu beantworten, ſie mußte ſich darauf beſchränken, ihm mündlich ſagen zu laſſen, „ſie werde erſt um ſechs Uhr nach Hauſe kommen und erwarte ihn dann." Dies war nicht wahr, allein ſie hatte dem Herzog, der am andern Morgen abreiſen wollte, verſprochen, den Nachmittag für ihn zu Hauſe zu ſein und konnte kein Mittel entdecken, dies Verſprechen zurückzunehmen. Dieſer kam auch um 4 Uhr und ihre Unterhaltung nahm, wie gewöhnlich, eine halb ſcherzhafte Wendung. Er ſprach mit Julien gern und viel von ſich, und das iſt immer der unfehlbarſte Prüfſtein für das Herz und den Sinn unſerer Freunde, ob ſie lieber mit uns von ſich oder von uns reden. Man kann oft Jahre lang mit Menſchen vertraulich umgehen und Alles wiſſen, was ſie betrifft, ohne daß es ihnen je einfällt, ſich um uns genauer zu bekümmern; allein wehe dem, der auf ſolche Freunde irgend eine ſeiner Hoffnungen auf Glück bauet!

Noch vor 6 Uhr hörte Julie Mora's Stimme, der im Vorzimmer fragte, ob ſie ſchon wieder zu Hauſe ſei? „Das Fräulein iſt gar nicht aus geweſen,“ antwortete der Bediente. Julie fühlte ſich verlegen, von Mora auf einer Unwahrheit ertappt zu werden, doch nichts glich ſeiner Beſtürzung, als er ihn bei ſeinem Eintritt allein mit dem Herzog fand; umſonſt verſuchte er zu ſprechen, die Stimme verſagte ihm, und auch Julie vermochte nicht, ihn anzureden. Dem Herzog entging indeſſen ihre beiderſeitige Verſtörung, er begann mit Mora von einer politiſchen Tagesneuigkeit zu ſchwatzen, und verſchaffte ihnen dadurch Zeit, ſich zu ſammeln. Bald traten auch mehrere Beſuche ein, und Julie ſah, wie es Mora erleichterte, nicht mehr reden zu müſſen; er ſetzte ſich in den entlegenſten Winkel des Zimmers und ſah höchſt niedergeſchlagen aus. Die Beſorgniß, daß der Herzog ihn errathen möchte, brachte ſie dahin, ſich mit dieſem beſonders zu unterhalten, und in Folge der Verlegenheit, in der ſie war, überſchritt ſie die Linie; ſie ſchien ſehr lebhaft zu ſein und ſcherzte viel, weil dieſer Ton dem Herzog am meiſten zuſagte. Auch der Herzog zeigte ſich ſehr liebenswürdig, und ſichtlicher denn je bemüht, ihr zu gefallen und ſich bei ihr geltend zu machen. Mora's Traurigkeit nahm zu; er ſah ſo leidend aus, daß D'Alembert ihn fragte, ob er krank ſei? — „Das nicht,“ antwortete er, „aber,“ ſetzte er hinzu, indem er die Hand auf das Herz legte, „ich empfinde hier einen ſehr heftigen Schmerz.“ — Ohne zu beantworten, was ihr der Herzog eben ſagte, ſtand Julie bei dieſen Worten auf und ging auf ihn zu. „Sie leiden, Herr von Mora?“ fragte ſie mit bewegter, zitternder Stimme. — „Ja, und das ſehr ſchmerzlich,“ antwortete er ihr mit einem Blick, der tief in ihre Seele drang; „beſchäftigen Sie ſich aber nicht mit mir; was ich empfinde, iſt kein augenblicklicher Schmerz, vergönnen Sie mir daher, zu bleiben, und vergeben Sie mir, wenn ich eine ſtumme, langweilige Perſon in dieſem belebten Kreiſe bin.“ — Julie wußte nicht, was ſie ihm antwortete, aber er hatte gewiß Urſache, mit ihrem Blick und dem Ausdruck ihrer Züge zufrieden zu ſein. Alle Anweſenden ſchlugen ihm irgend ein Hülfs- oder Linderungsmittel vor; der Herzog empfahl ihm Orangenblüthenwaſſer und erwähnte, daß er ſelbſt es einige Mal mit großem Nutzen genommen habe. — „Leiden Sie denn auch zuweilen?“ fragte Mora, „ich glaubte Sie dem Schmerz unzugänglich.“ — Dem Herzog, der wirklich glücklich war und auch dafür zu gelten begehrte, machte dieſe Aeußerung Vergnügen; er beantwortete ſie verbindlich. Seine Heiterkeit, die Vorzüge und Annehmlichkeiten ſeiner Verhältniſſe und ſeiner Lebensweiſe wurden jetzt der Gegenſtand der Unterhaltung. Mora nahm keinen Theil daran; er ſagte nur: „Ich bin von dem Glück des Herzogs ſo überzeugt, daß ich den Beſitz deſſelben in jedem Augenblick meines Lebens dem Thron von Frankreich, oder auch dem Ruhm Cäſars und Voltaire's vorziehen würde.“ Der Herzog ſcherzte ſehr anmuthig über die Meinung, die Mora von ſeinem Glück hatte, und meinte, „die Unvollkommenheit deſſelben offenbare ſich betrübend für ihn gerade in dieſem Augenblick, wo er ſich gezwungen ſehe, auf mehrere Monate von ſo theuren Freunden Abſchied nehmen zu müſſen.“ Er war gegen Julien ſehr zärtlich, als er ihr Lebewohl ſagte und ſie fühlte ſich durch ſeine Entfernung erleichtert; doch Mora fuhr fort, an der Unterhaltung durchaus keinen Antheil zu nehmen. Es kamen und gingen viel Beſuche und vorzüglich Damen, ſo daß ſein Schweigen nicht auffiel, aber Julien, die ihn beobachtete, entging es nicht, daß er in finſtere Schwermuth verſunken da ſaß. Um 9 Uhr ging er und wählte dazu einen Augenblick, wo mehrere Damen von Julien Abſchied nahmen und es ihr dadurch unmöglich machten, ihm noch ein Wort zu ſagen. Sie hatte verſprochen, noch außer dem Hauſe zu Abend zu eſſen, allein ſie ließ es unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit abſagen und ſchloß ſich in ihr Schlafzimmer ein.

Sie war ſehr traurig, ſehr bewegt, getheilt zwiſchen der heißen Sehnſucht, Mora ihr ganzes Herz zu öffnen und der Furcht vor den Folgen und dem Gewicht dieſes Geſtändniſſes. Vorzüglich ängſtigte ſie die Möglichkeit, ſich doch noch über ſeine Geſinnung gegen ſie zu täuſchen. Auf Augenblicke glaubte ſie freilich, ſie ſei geliebt, leidenſchaftlich geliebt, allein in dem nächſten fand ſie ſchon wieder tauſend Gründe, daran zu zweifeln. Falſch wollte ſie aber nicht gegen ihn ſein, nicht eine ihrem Herzen fremde Kälte heucheln — aber doch ſollte er auch nicht erfahren, daß ſie ihn liebte. Unter ſo widerſprechenden Entſchlüſſen ging die Nacht hin, und doch war es am Morgen ihr erſtes Geſchäft, zu Mora zu ſenden, um ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen und ihn fragen zu laſſen, ob er am Abend zu ihr kommen werde. Sie erhielt folgende Antwort:

„Sie überhäufen mich mit Güte und ich

bin nicht nur der unglücklichſte, ſondern auch der ungerechteſte aller Menſchen, aber eben deßhalb darf ich Sie nicht wieder ſehen, bis ich ruhiger geworden bin. Der Zuſtand meiner Seele iſt unbeſchreiblich — doch Sie ahnen ja nicht einmal, wie unausſprechlich ich leide. Der Tod würde Wohlthat für mich ſein.“

Zwanzig Mal las Julie dieſe Zeilen und ihre Beſtürzung hätte nicht größer ſein können, wenn ſie ihr Todesurtheil geleſen hätte. Die Worte: „ich darf Sie nicht wieder ſehen, bis ich ruhiger geworden bin,“ zerriſſen ihr Herz, als habe er geſchrieben: „ich ſehe Sie nie wieder.“ Der Gedanke, der Tag werde vergehen, ohne ihn zu ſehen, machte ſie troſtlos, ſie zerfloß in Thränen. Seit vier Monaten brachte er täglich 3 bis 4 Stunden in ihrer Geſellſchaft zu; noch wußte ſie aber nicht, wie unentbehrlich er ihr geworden war, weil er ihr nie Zeit gegeben hatte, deſſen durch Entbehrung inne zu werden. Er ſchrieb ihr alle Morgen, er ſah ſie alle Abende und ſie empfand, daß er ſie immer zu ſehen wünſchte — ſo hatte ſie alſo noch keine Gelegenheit gehabt, die Macht des Gefühls zu ergründen, das ſie an ihn band; dies war der erſte Augenblick, in dem er ſie ſich ſelbſt überließ, und ſie bebte vor der Leidenſchaft zurück, die ſie in ihrer Seele entdeckte.

Mit unwiderſtehlicher Kraft brach dieſe nun durch Alles, was ſie bis jetzt eingezwängt hatte. Die Einwendungen ihrer Vernunft, die Sorge für ihren Ruf, die Rückſicht auf ihre Freunde, Alles war in einem Augenblick wie vernichtet, wie verlöſcht in ihrer Seele — ihr ganzes Daſein drängte ſich in dem Gefühl zuſammen: du mußt von nun an für ihn leben oder ſterben! — Ihr perſönliches Intereſſe hatte ſich ihr durchaus entfremdet, alle Bedenklichkeiten der Eigenliebe, alle furchtſamen Zweifel verſchwanden, ſie ſah nur ihn in der Schöpfung, ſie liebte ihn und dies Gefühl reicht aus für Welt und Leben und Zeit und Ewigkeit — das empfand ſie. —

Drei Stunden lang blieb ſie unbeweglich, ſein Billet in den Händen, auf dem Platze ſitzen, wo ſie es erbrochen hatte, man klopfte endlich an ihrer Thür, es war ihre Kammerjungfer, die ſie benachrichtigte, die Uhr habe zwei geſchlagen und man werde ſie gleich zu Tiſche rufen. Kaum hörte ſie, was dieſe ihr ſagte, „ich will nicht eſſen, ich bin krank, ich will zu Bette,“ antwortete ſie. An

D'Alembert ließ ſie ſagen: „ſie wolle allein ſein und bitte ihn, nach ſeinem Belieben über die Anwendung des Tages zu verfügen, da ſie befohlen habe, Jedermann den Zutritt zu ihrem Zimmer zu verſagen.“

Sie wollte ſich in dieſer Stille ſammeln und ſich einen Plan für ihr Betragen vorzeichnen, aber ſie konnte nur an Mora denken, ſich nur ſagen, ſich nur wiederholen, daß er unglücklich war und ſie nicht ſehen wollte. Sie ſchalt ſich grauſam, ihm ihre Liebe verhehlt zu haben, und doch glaubte ſie auch wieder, befangen in einen jener Widerſprüche, die die Liebe allein im menſchlichen Herzen zu erzeugen vermag, er könne ſie nicht genug lieben, um durch ſie ſo unglücklich werden zu können, ſondern er habe gewiß aus Petersburg Nachrichten von ſeiner früheren Geliebten erhalten. Dieſer Gedanke überwältigte ihre Vernunft, ſie ſank in einen Zuſtand von Betäubung, der an Bewußtloſigkeit grenzte und in dem ſie von 3 Uhr Nachmittags bis Abends 10 Uhr unbeweglich lag. Nichts konnte ſie daraus ziehen, als die immer ſteigende, leidenſchaftliche Sehnſucht, von Mora Nachricht zu erhalten. Sie klingelte, und ihr erſtes Wort, als ſie Jemand ſich ihrem Bette nähern hörte, war: „Sende zu Herrn von Mora und laß fragen, ob er heute ausgegangen iſt, wie er ſich befindet und ob er morgen herkommen wird.“ — Sie hatte dieſe Worte zu D'Alembert geſagt, der, ohne von ihr bemerkt zu werden, ſchon ſeit länger denn einer Stunde im Zimmer war. „Ihr Auftrag ſoll ausgerichtet werden, meine Freundin,“ antwortete er; „ſagen Sie mir nur erſt, wie Sie ſich befinden?“ — „Und ich will wiſſen, was Mora macht!“ rief ſie heftig und ohne auf ihn zu hören, klingelte ſie und wiederholte, was ſie geſagt hatte. „Eilt, lauft, ſo ſchnell ihr könnt,“ ſetzte ſie hinzu, „doch wenn er wohl genug iſt, um ſchreiben zu können, ſo bringt mir ſchriftliche Antwort.“

Sie ſagte das Alles ſo heftig, daß D'Alembert ſie beſorgt fragte, ob ſie Fieber habe? Dieſe Frage gab ihr ihre Beſonnenheit zurück und ſie ſah ein, daß ſie ſich für krank ausgeben müſſe, um ihm die Erſchütterung ihrer Seele zu verbergen. „Ja,“ antwortete ſie, „ich habe Fieber, der Kopf iſt mir ſchwer und ich glaube ſelbſt, daß ich phantaſirt habe, aber jetzt iſt mir ſchon beſſer, ſein Sie nicht beſorgt, einige Stunden Schlaf werden mich völlig herſtellen.“

Er ließ Licht bringen und war ängſtlich um ſie bekümmert. Julie fühlte ſich aber dadurch mehr beläſtigt, als gerührt; er nöthigte ſie, ſich auch mit ihm zu beſchäftigen, und ſie wollte ganz in ſich und in die Erwartung von Mora's Antwort verſenkt bleiben. Der Diener brachte ein Billet mit zurück; D'Alembert erbot ſich, es ihr vorzuleſen; zu bewegt, um ihm antworten zu können, riß ſie es ihm haſtig aus der Hand und erbrach es. — „Ich erfahre eben,“ ſchrieb er, „daß ſie krank ſind, und wenn ich hoffen dürfte, Zutritt zu Ihnen zu erhalten, ſo würde mich nichts abhalten können, zu Ihnen zu eilen. Man hat mir heute zur Ader gelaſſen, doch morgen früh um 10 Uhr bin ich bei Ihnen, wenn Sie es mir nicht verbieten.“

Julie glaubte ſich in den Himmel verſetzt. Nur noch 12 Stunden und ſie ſollte ihn ſehen! Sie brachte die Nacht viel ruhiger zu, als ſie am Tage zu ſein vermocht hatte. Mora's Billet hatte ihre Seele wieder mit Glück und Wonne erfüllt; doch nun wurde ſie auch inne, wie heftig ihre Gemüthsbewegung ihren Körper erſchüttert hatte; ſie lag die ganze Nacht im Fieber und konnte ſich nicht bewegen, ohne ein ſo heftiges Herzklopfen zu bekommen, daß es ihr ein Vorgefühl von Todesangſt gab. Früher kannte ſie nie jene Fülle des innern Lebens, die die Seele überfluthet und es uns doch unmöglich macht, mehr als Einen einzigen Gedanken zu denken; jetzt aber lernte ſie alle Wirkungen der tiefſten und gewaltigſten Leidenſchaft kennen. Die Liebe ſchuf ihr ein ganz neues Daſein, alle kleinen Sorgen, Wünſche, Aengſten und Beſtrebungen ihres bisherigen Lebens verſchwanden aus demſelben; der ganze Reichthum ihres Denk- und Empfindungsvermögens ſammelte ſich in Einem Gefühl, das ihre Seele erhob und veredelte.

Um 8 Uhr früh klingelte ſie ſchon ihrer Jungfer; ihr war, als könne ſie dadurch den Augenblick beſchleunigen, wo ſie Mora ſehen ſolle. Jetzt aber fing ſie an, ſich über den Aderlaß zu ängſtigen, den der Arzt für ihn verordnet hatte; ſie fürchtete, er könne ernſtlich krank geworden ſein, und dadurch verhindert, zu ihr zu kommen; doch zu ihrer Freude meldete man ihr ſeinen Kammerdiener Dubois. — „Herr von Mora iſt doch nicht krank?“ rief ſie ihm bewegt bei ſeinem Eintritt zu. — „Nein, er wünſcht nur zu wiſſen, ob das Fräulein ſchon munter wären, und ob es ihm erlaubt ſei, gleich zu kommen?" — „Gern, aber warum hat man ihm denn zur Ader gelaſſen?" — „Er war geſtern den ganzen Tag ſo betrübt, ſo leidend, das Blut ſtieg ihm ſo zu Kopf, daß er ſich dazu entſchließen mußte. Dieſen Morgen befindet er ſich beſſer, ob er gleich die ganze Nacht nicht geſchlafen hat. Er war ſehr für Ihr Befinden beſorgt, gnädiges Fräulein, und ich beeile mich, ihm die Nachricht zu bringen, daß er kommen darf."

Von dieſem Augenblick blieb Julie dieſem treuen Diener wohlwollend geneigt; auch war nie Jemand ſeinem Gebieter treuer ergeben, als er. In Mora's letzter Krankheit hat er ihn Tag und Nacht keinen Augenblick verlaſſen und ſeinen Händen vertraute er ſterbend das Theuerſte an, was er auf der Welt beſaß, Juliens Bild, ihre Briefe und ſeine Abſchiedszeilen an ſie. Doch wurde Dubois nie der Vertraute ſeines Herrn. Mora's Seele war zu groß, zu edel, um ſich einem Diener gegenüber einem Vertrauen hinzugeben, deſſen nur die geprüfteſte Freundſchaft werth iſt. Er ſagte oft zu Julien: „Wir werden nie eines Vertrauten bedürfen, meine Freundin! — nur Furcht oder Eitelkeit machen dieſen nothwendig, und unſere Seelen ſind über die kleinlichen Regungen beider erhaben.“

Als Dubois fort war, fragte ſich Julie, was ſie nun Mora ſagen wolle, wenn er komme? — ſie hätte Jahre lang nachſinnen können, ohne eine Antwort darauf zu finden; aber ſie behielt dazu keine Zeit; es war, als wenn Mora Flügel gehabt hätte, ſo ſchnell öffnete er ihre Thür. Sie lag auf dem Sopha; entzückt eilte er, wie außer ſich, auf ſie zu, doch wie er nun vor ihr ſtand, ſah ſie ihn blaß werden, er zitterte ſo gewaltig, daß es Julien erſchreckte. — „Setzen Sie ſich,“ bat ſie ihn, „es ängſtigt mich, Sie ſo erſchüttert zu ſehen.“ — Sie reichte ihm ihre Hand, die er, vor ihr niederſinkend, unter Feuerküſſen an ſein Herz drückte; ſie fühlte ſie von ſeinen Thränen naß werden. „Nein, Julie,“ ſagte er mit dem allerinnigſten Herzenston, „ich hatte bis jetzt noch nicht geliebt. Mein ganzes Daſein iſt in Ihre Gewalt gegeben; es gibt für mich in der ganzen Natur nur Einen Gegenſtand, mein Leben hat nur Ein Intereſſe, ich kenne nur noch Einen Willen, und ewig gelobe ich, dieſen als die einzige Richtſchnur meines Lebens zu ehren, wenn ich es Ihnen auf ewig widmen darf.“

Ach, wenn man der Liebe hienieden die Treue zugeſellen, oder wenn man ſterben könnte nach den erſten reinen Wonnen ihres Geſtändniſſes, ſo würde man ſchon hienieden alle Geheimniſſe, alle Entzückungen der Seligkeit kennen! Keine Schilderung vermag ein Bild des Glückes zu geben, das Julie empfand; ſie verlebte die Tage ihrer Liebe in jener himmliſchen Trunkenheit der Seele, für die es in keiner irdiſchen Sprache ein bezeichnendes Wort gibt! Später übte der Schmerz eine gleich unbeſchreibliche Gewalt über ſie; ſie erſchöpfte in ſich ſelbſt alle Qualen einer zerriſſenen Seele, eines todtwunden Herzens, aber doch war ihr letzter Athemzug noch Dank gegen Gott, daß ſie Mora gekannt, daß ſie hn geliebt hatte!

Wer möchte Mora's und Juliens Glück nach er Dauer von Monden und Jahren meſſen wollen? Es blieb, ſo lange ſie vereint waren, ungetrübt; ſie ahen ſich täglich, und fühlten mit jedem Tage immer neu, wie glücklich ſie Eines in dem Andern aren, und wenn das Vorgefühl der Trennung durch eit und Raum einen Duft der Wehmuth über re ſchönſten Lebensſtunden breitete, ſo gehörte auch eſer mit zu den Wonnen ihrer Liebe, weil ſie empfanden, daß ſie ſich unzertrennlich auf ewig angehörten. Mora lebte nur für Julie; alle ihre Verbindungen, alle ihre Neigungen und Liebhabereien eignete er ſich an; jeder ihrer Gedanken, jede Regung ihrer Empfindung war ihm wichtig. Er fühlte, daß nie ein Mann unausſprechlicher geliebt worden war, als er von ihr, und dieſe Ueberzeugung, die ſo viele Männer zum Mißbrauch ihrer Gewalt über das liebende Herz verleitet haben würde, band ihn nur noch unauflöslicher an Julien. Mitten in allem Glanz, allen Zerſtreuungen des Hoflebens, der Gegenſtand allgemeiner ſchmeichelhafter Auszeichnung und Aufmerkſamkeit, umgeben von den ſchönſten Frauen Frankreichs, kannte er nur Einen Wunſch, nur Ein Glück, das, Julien anzugehören, und ihre Seele ganz auszufüllen.

Pflicht und Ehre zwangen Mora, nach Spanien zurückzukehren. Den 7. Auguſt 1772 verließ er Paris. Juliens Schmerz bei dieſer Trennung war unbeſchreiblich. Die gewaltige Leidenſchaftlichkeit ihrer Seele wandte ſich nun feindlich gegen ſich ſelbſt; oft fühlte ſie in ſich alle Muthloſigkeit der Todesermattung, und im nächſten Augenblick rief ſie die vollkräftigſte Qual der Verzweiflung zum Bewußtſein des Lebens zurück. Ihr Zuſtand war ein ununterbrochenes Seelenfieber. Dieſe Gemüthsſtimmung iſt ein Geheimniß der Natur, wodurch ſie in einen Tag des menſchlichen Daſeins mehr Leben zuſammenzudrängen weiß, als ein kaltes Herz in hundert Jahren zu verbrauchen vermag, aber im Unglück verdoppelt ſie unſere Leiden auf eine furchtbare Art. Dazu kam noch die herzzerreißendſte Sorge um Mora's Leben, das durch ſeinen Schmerz um ſie bedroht wurde. Oft glaubte ſie, die Ankunft eines Briefes von ihm nicht mehr erleben zu können; ſie erlag unter der Gewalt ihrer Qualen, deren Dauer ihre Kräfte überſtiegen haben würde. In dieſem Zuſtand, wo die Bedingung ihrer Erhaltung an die Erweckung irgend eines ſanften, wohlthuenden Gefühls geknüpft war, das ſie von ihrem Schmerz abzuziehen vermochte, führte ihr das Schickſal den Mann vor, der, nachdem ſie jede Tiefe des Schmerzes ergründet hatte, deſſen die glühendſte Seele, das tiefempfindendſte Herz empfänglich machen, ihr das furchtbare Loos bereitete, durch alle Qualen einer zerriſſenen Seele und eines im Glauben an den eigenen Werth unheilbar verletzten Selbſtgefühls gefoltert zu werden.

Im Anfang des Jahres 1773 lernte ſie den

Oberſt Guibert kennen. Anna Germaine von Staël-Holſtein hat uns in ihren Werken eine Lobſchrift auf ihn hinterlaſſen, die das glänzendſte Zeugniß für ſeinen Geiſt und ſeine Talente enthält, und hinreicht, ſein Andenken der Vergeſſenheit zu entreißen.

Seit ſeinem zwölften Jahr Soldat, hatte er ſich in einem Alter, wo man gemeinhin nur tapfer zu ſein pflegt, ſchon durch ſeinen militäriſchen Scharfblick in den Feldzügen des ſiebenjährigen Krieges ausgezeichnet, und in ſeinem dreiundzwanzigſten Jahr ſchrieb er jenes berühmte Werk über die Taktik, das Friedrich der Zweite allen ſeinen Feldherren zu leſen anempfahl. Kaum hatte er es vollendet, als er nach Corſica ging und ſich in dem Gefecht von Ponte-Nuova ſo tapfer bewies, daß er, was damals eine ſeltene Auszeichnung war, in ſeinem vierundzwanzigſten Jahr das Ludwigskreuz erhielt. Als er nach Frankreich zurückkam, und Alles den ſchönen jungen Helden feierte, betrat er die dramatiſche Laufbahn. Sein erſtes Trauerſpiel, der Connetable von Bourbon, zeichnete ſich vorzüglich durch Großheit der Geſinnung und durch die flammendſte Begeiſterung hohen Ehrgefühls aus. Man findet darin mehr als einen Verſtoß gegen die Regeln der dramatiſchen

Kunſt; allein es läßt in dem Gemüth des Leſers einen Eindruck zurück, wie ihn nur die Macht des wahren Genies zu erwecken vermag. Bei dieſem erſten Auftreten des jungen Dichters hatten Haß und Neid noch nicht Zeit gehabt, ſich gegen ihn zu waffnen. Guibert's Ruhm und ſeine Talente fanden bei ſeiner Jugend und ſeiner Schönheit allgemein günſtige Anerkennung. Sein zweites Werk war eine Lobſchrift auf Catinat; die Akademie erkannte La Harpe den Preis zu, doch die Stimme der öffentlichen Meinung ertheilte ihn an Guibert. Er ſchrieb dann noch eine Lobrede auf L'Hopital und zwei Trauerſpiele: die Gracchen und Anna Boleyn. In dem erſten von dieſen beiden Stücken ſpricht ſich die leidenſchaftliche Liebe für die Freiheit aus, die in jenem Zeitpunkt alle edlen Männer beſeelte; Anna Boleyn dagegen ſcheint ihm von Julie eingegeben zu ſein, und gehört mit zu der innern Geſchichte ihrer Liebe. Nie kann ſich das Gefühl mit dem Inhalt dieſes Stückes verſöhnen — aber hätte Guibert Julie nie gekannt, ſo hätte ein Mann, wie er, nie ein Trauerſpiel ſchreiben können, welches, wo es Gluth und Wahrheit der Leidenſchaft gilt, unter den dramatiſchen Werken den Platz einnimmt, den man unter den Romanen in dieſer Hinſicht Rouſſeau's Heloiſe zugeſtehen muß.

Mit den glänzendſten Talenten und hohem Geiſte von der Natur reich ausgeſtattet, war Guibert in den geſelligen Kreiſen der Hauptſtadt eine eben ſo angenehme als bedeutende Erſcheinung. Ihm fehlte für die Unterhaltung jene Feinheit, jene Gabe leichten Scherzes, die nur klaren, friedlichen Gemüthern eigen iſt; aber ſein Geſpräch war ſtets ideenreich; er ſagte immer etwas, das man noch nicht gehört, noch nicht gedacht hatte, und dabei war er vielſeitig genug gebildet, um jeden Stoff geſelliger Unterhaltung mit Antheil aufzufaſſen. Im großen Zirkel wie unter vier Augen, in jeder eigenen und fremden Seelenſtimmung war er ſtets freigebig mittheilend an Geiſt und Leben, und wenn man nicht von ihm rühmen konnte, daß er ſich herzlich, hingebend, liebevoll gezeigt habe, ſo ſprach man doch gewiß ſtets von einem mit ihm zugebrachten Abend als von dem geſellig angenehmſten, den man verleben könne. Er verſtand ſich nicht darauf, mit den Betrübten zu weinen; doch Keiner wußte wie er das Gefühl des Kummers durch Zureden und Ueberlegung zu beſänftigen — man fand in ihm nicht zu jeder Stunde, jedem Augenblick einen Freund, er war zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, um es anhaltend mit Andern ſein zu können; aber in wichtigen Fällen konnte man unbedingt auf ihn rechnen, und wenn er ſich einmal hingab, oder vielmehr ſich dem Freunde lieh, ſo knüpfte man dann in einer Stunde den ſcheinbar zerriſſenen Faden aller Ideen und Empfindungen unwillkürlich wieder an, weil er geboren war, Alles zu beherrſchen, was ihn liebte. Ein guter Sohn, ein treuer Bruder, ein zuverläſſiger Freund, vereinte er mit vielen Tugenden alle Eigenſchaften, die man als Beſtandtheile der Heldengröße ehrt; aber er gehörte auch zu den Männern, die man die Henker des weiblichen Herzens nennen kann. Ehrgeiz und Glanzſucht waren die herrſchenden Leidenſchaften ſeiner Seele, die dagegen der ſüßeſten und lebensvollſten aller Leidenſchaften durchaus unzugänglich war. Er kannte nur Sinnenreiz, nicht Liebe, und hielt dieſe nur für das Erzeugniß einer überſpannten Phantaſie. Liebenswürdig genug, um geliebt zu werden, ſetzte er keinen Werth darauf, es zu ſein. Er machte mehr denn eine Frau ſehr unglücklich, doch keine hatte das Recht, über ihn zu klagen, weil er ſich nie eine Indiscretion, nie eine Unhöflichkeit zu Schulden kommen ließ und man es nur der Natur, nicht ihm zur Laſt legen konnte, daß ihm Gefühl und Zärtlichkeit mangelten. Man konnte ihm auch nicht vorwerfen, daß er dieſe zu empfinden heuchelte; man konnte ſich im Gegentheil viel eher verſucht fühlen, ſich über die Härte ſeiner Offenherzigkeit zu beklagen, da er die Frau, die ihn liebte, mit keiner auch noch ſo verletzenden Wahrheit verſchonte, und ſobald ſie aufhörte, ihm zu gefallen, auch dafür ſorgte, daß ſie dies gleich erfuhr. So lange er ſelbſt ſich angezogen fühlte, war es ihm ganz angenehm, ſich geliebt zu wiſſen; war aber ſein Zweck erreicht, ſo begehrte er auch, daß man ihn nur nach ſeiner Weiſe und ſo wie es ihm bequem war, lieben ſolle. Sein Kaltſinn und ſeine Feſtigkeit raubten ſeiner Geliebten das Bewußtſein ihres Rechtes, ſich über ihn beklagen zu dürfen. Die Härte, mit der er die Frauen behandelte, entſprang mit aus der geringen Meinung, die er von ihnen hatte; er hielt ſie Alle für eitel, gefallſüchtig, falſch und ſchwach; nie hatte er Vertrauen zu ſeiner Geliebten, nie hielt er ſie für mehr, als für ein hübſches Kind, mit dem es ſich der Mühe verlohne, einige Augenblicke zu vertändeln; nie ſchloß er ihr ſeine Seele auf, nie kam für ihn in ihren Armen ein Augenblick, wo er aufhörte, gegen ſie auf ſeiner Hut zu ſein. Widerſtand erbitterte ihn, ohne ihn zu verletzen, weil es ſeine ſchwächſte Seite, ſeine Eitelkeit, beleidigte; ſeine Liebſchaften gehörten ewig nur in das Fach ſeiner Liebhabereien und es war das unvermeidliche Loos ſeiner Geliebten, in ihm Alles zu finden, was die Eitelkeit einer Frau, der es genügt, ſich vorgezogen zu ſehen, in ihrem Anbeter zu finden begehren kann, und ewig Alles in ihm zu vermiſſen, was ein weibliches, liebendes Herz zu beglücken vermag.

Julie war für Guibert, als er ſie kennen lernte, eine ſo anziehende und bedeutende Erſcheinung, daß er alle Hülfsmittel ſeines Geiſtes aufbot, um ihr zu gefallen und ſich ihr werth zu machen. Zu jeder andern Zeit würde ſie ſeinen Verſtand und ſeine Talente anerkannt und bewundert haben, allein fern von ihm geblieben ſein, weil ſie eine Scheu vor Allem hatte, was den Geiſt allein anſprach; jetzt aber glaubte ſie nicht dankbar genug gegen den Mann ſein zu können, dem es gelang, einen ſo zerſtörenden, ſo ſchneidenden Schmerz, wie den ihrigen, auf Augenblicke zu beſänftigen. Sein Umgang wirkte wie Opium auf ſie: er ſtillte ihre Leiden, aber er heilte ſie nicht. Sie hatte unbeſchreiblich gelitten, daß Seele und Körper durch die Dauer und Leidenſchaftlichkeit ihres Grames gleich erſchöpft waren. Guibert's Liebenswürdigkeit, ſein Beſtreben, ihr zu gefallen, ſein Werben um ihre Gunſt belebten ihre Seele wieder durch ein Intereſſe, dem ſie ſich ohne Vorwurf, ohne Unruhe hingeben zu können wähnte, und das Augenblicke für ſie herbeiführte, in denen das Daſein aufhörte, für ſie ein Schmerz zu ſein.

Bald aber vermochte ſie nicht mehr zu unterſcheiden, ob es ihr ſüßer war, dieſe Milderung ihres Geſchickes zu empfinden, oder, ſie ihm zu verdanken. Ihr eigenſtes, innerſtes Sein und Weſen machte ſie dem Mißtrauen in die Zuneigung, die man ihr zeigte, unzugänglich. Alles, was ihr ihre Freunde von Zärtlichkeit und Neigung zuwandten, nahm ſie wie eine Gunſtbezeigung an; ſie erwiederte es mit all der Aufrichtigkeit und tiefempfindungsvoller Fülle ihrer Seele, aber nie empfand ſie jene ſtolze Zuverſicht der Gewalt über ihre Freunde, die nicht aus dem Herzen, ſondern aus der Eigenliebe entſpringt, und die, voll Anſprüche an den geliebten Gegenſtand, ihn auf die Probe zu ſetzen wagt. Das Weltleben hatte keinen Einfluß auf die Wahrheit und die Einfalt von Juliens Empfindungen zu üben vermocht; ſie blieb ſtets über alle jene Berechnungen der Klugheit erhaben, die der Selbſtſucht im Betragen gegen Freunde zu Vorſchriften werden, ſie ließ ſich um ſo ſorgloſer in ihrer Hingebung an geliebte Menſchen gehen, weil ſie nichts zu verhüllen, nichts zu verſchweigen hatte. Unverhüllt zeigte ſie jede Regung ihrer Seele, und erröthete nicht davor, ihren Freunden ſchwach und liebebedürftig zu erſcheinen. Sie dachte nie darauf, ihre Achtung, ihre Bewunderung erobern zu wollen, ſie begehrte nichts, als ſie von ganzem Herzen lieben und ihnen vertrauen zu dürfen.

Dieſe Liebebedürftigkeit ihres Weſens machte es ihr faſt unmöglich, einem Weſen zu widerſtehen, das mit Innigkeit um ihre Freundſchaft zu werben ſchien, und nur von Freundſchaft redete Guibert. Doch war es ihm unmöglich, nicht zu verſuchen, was er einer ſo tiefbetrübten, ſo glühenden, leidenſchaftlichen Seele abzugewinnen vermöge, und ehe Julie ahnete, daß es je ſo weit kommen könne, fühlte ſie ſich durch ihr Verhältniß zu ihm beunruhigt. Es konnte ihr nicht lange verborgen bleiben, wie feindlich Guibert's Charakter dem ihrigen gegenüberſtand, und daß ſeine Freundſchaft für ſie wahrſcheinlich nur ein Unglück mehr für ſie ſein werde; aber er war ihr ſchon zu nothwendig geworden, um ſich von ihm trennen zu können, und wenn ſeine Gegenwart ihr nicht immer wohl that, ſo beklemmte ſie doch ſeine Abweſenheit. Unwillkürlich wandte ſich ſchon ihr Herz, wenn ſie litt, zu ihm, um von ihm Troſt zu fordern, und in ruhigeren Stunden zog ſie ein lebensvolleres Bedürfniß, das Bedürfniß der Erheiterung zu ihm hin, deren ſolche leidenſchaftliche Seelen zu ihrem Daſein, wie einige Pflanzen des Sonnenlichtes, bedürfen, wenn ihre Kraft ſich nicht feindlich gegen ſich ſelbſt wenden ſoll. Solche Unglückliche lieben mit inniger Dankbarkeit Alles, was ihnen Troſt gewährt. Ein unerklärlicher Zauber band ſie an ihn; er war nicht ihr Freund, er konnte dies nie werden, ſie hatte in keiner Art unbedingtes Vertrauen zu ihm, und doch gelang es ihm, ihr allmählig den einzigen Troſt zu rauben, der ſie bis dahin aufrecht erhalten hatte, die Zuverſicht zu ſich ſelbſt und zu der unwandelbaren Treue ihres Herzens. Nicht, als ob ſie aufgehört hätte, Mora zu lieben; freudig hätte ſie noch in jedem Augenblick ihr Leben für ihn hingegeben, kein Opfer wäre ihr für ihn zu groß, zu ſchwer geworden, allein ehe ſie Guibert kannte, hätte ſie nie ihm, nur ſich ſelbſt eins zu bringen vermocht, weil ſie durchaus Eins mit ihm war. Nie hatte ſie Mora heißer, wohl aber ſchöner geliebt. — Sie verabſcheuete, als ſie ſich dies geſtehen mußte, den Zug, der ſie zu Guibert zog, aber er hatte die Gewalt eines Fluches, eines unentfliehbaren Verhängniſſes, dem ihr Wille, ihre Vernunft, ihr Herz, ihre ganze Seele nicht zu widerſtehen vermochten. Keine Pein iſt aber ſchmerzlicher, als die der Entdeckung, daß wir einen edlen, treuen, würdigen Gegenſtand nicht mehr ungetheilt mit der vollen Kraft unſers Herzens lieben. Was uns aus dem fremden Herzen entgegen ſtrömt, was uns die Liebe des Geliebten gibt, macht uns nie ſo reich, ſo ſtark, ſo glücklich, als die Fülle der eigenen Empfindung es zu thun vermag.

Mora war zu gewohnt, in Juliens Seele zu leſen, und ſie zu wahr, als daß ihre Briefe nicht in ihm die Vermuthung hätten erwecken ſollen, ihr Herz ſei in Gefahr, ſich einer Untreue gegen ihn ſchuldig zu machen. Um ſie, um ſich davor zu retten, trat er, obgleich der Zuſtand ſeiner Geſundheit es lebensgefährlich für ihn machte, die Reiſe nach

Paris an. Von Bordeaux aus ſchrieb er ihr noch am 10. Auguſt 1774: „Ich fühle, daß Du unverlierbar mein biſt, und daß meiner Liebe die Macht gegeben iſt, Dich Alles vergeſſen zu machen, was Du um mich gelitten haſt;“ — und am Abend dieſes Tages bekam er einen Blutſturz, der ſein Leben endete. Weder Unglück, noch Zeit, noch Trennung und Krankheit hatten dieſe Feuerſeele zu erkälten, oder ſie in ihrer Liebe wankend zu machen vermocht. Er hatte ſein Leben gewagt, um Julie wieder zu ſehen — ſein letzter Herzensſchlag, ſein letzter Gedanke war noch Liebe für ſie — ihr Name der letzte Hauch, der ſeinen Lippen entfloh.

Nur wer die Verzweiflung, dieſe furchtbarſte und gewaltigſte aller Seelenqualen, kennt, kann ermeſſen, was Julie bei der Nachricht ſeines Todes litt. Sie hatte Mora bis zum Wahnſinn geliebt; ſie hatte alle Stufen, alle Uebergänge des Unglücks und der Leidenſchaft kennen gelernt, ſein Verluſt würde hingereicht haben, ſie auf immer unglücklich zu machen, doch noch ſchwerer, als dieſer, laſtete das Gefühl ihrer Schuld gegen ihn jetzt auf ihrer Seele. Jede Hoffnung auf neues Glück und neues Leben war für ſie zum Verbrechen geworden, und ſie fühlte ſich berechtigt, ſich von dem Zwang freizuſprechen, den es Herzen, wie dem ihrigen, auferlegt, ihren Leiden nicht zu erliegen.

Inbrünſtig erſehnte ſie den Tod, und fühlte es, daß die Gewalt ihres Grames und ihrer Leidenſchaft hinreichte, die Ketten zu ſprengen, die ſie an das Leben feſſelten — da drang Guibert zu ihr. Er, der ihr das Glück geraubt hatte, ausſchließend und einzig für Mora zu leben, entriß ihr jetzt auch die Freiheit, mit ihm zu ſterben. Seine Gewalt über ſie erhielt ihr ein Daſein, das ſie nicht zu haſſen vermochte, weil es ihr noch die Kraft ließ, zu lieben, und Mora mit unſäglichem Gram zu beweinen.

Unmöglich konnte ſie Guibert lieben, wie ſie Mora geliebt hatte und ihn noch im Grabe liebte, allein der Mann, der Juliens Herz treulos und ſtrafbar zu machen vermochte, und es über ſie gewann, daß ſie nach Mora's Tod leben zu wollen gelobte, war unſtreitig der Mann, der im Beſitz einer unbedingten Gewalt über ihre Seele war. Der Zauber, den er ſchon früher über ſie geübt hatte, verdoppelte ſich jetzt, wo er von ſeiner Liebe, von Juliens Unentbehrlichkeit zu ſeinem Glücke ſprach. Wechſelsweiſe zerriß und beſeligte er ihr Herz; von ihm geliebt, konnte ſie nicht ſterben, ohne ihn nicht leben. Seine Gegenwart raubte ihr das Bewußtſein ihrer Leiden; ſobald aber dieſe und der Gedanke an ihn ſie nicht berauſchend betäubten, wandte ihre ganze Seele ſich dem Gedanken an Mora zu, und ihr Schmerz wurde dann zum brennenden, verabſcheuenden Haß der Verirrung und der Leidenſchaft, die ſie gegen dies große, ihr bis zum Tode treu ergebene Herz ſtrafbar gemacht hatte. Eine tiefe, hoffnungsloſe Schwermuth blieb der Grundton ihres Weſens. Guibert allein beſaß die Macht, ſie dieſer zu entreißen; in ſeiner Gegenwart gab es für ſie keine peinliche Erinnerung, kein Leiden, keinen körperlichen Schmerz mehr. Im heftigſten Krampf fühlte ſie ſich erleichtert, ſobald er eintrat, und in Stunden, wo der Arzt für ihr Leben fürchtete, wo alle ihre Freunde für ſie zitterten, hörte ſie auf, krank zu ſein, und ſchien ſchmerzensfrei, ſo lange er gegenwärtig war. Guibert und ihr Schmerz waren Alles, was ihr von ihrem ganzen reichen Leben geblieben war — es gab für ſie keinen Wunſch, keine Furcht, keine Hoffnung mehr — ihr ganzes Daſein war in dieſen beiden Punkten zuſammengedrängt. Wie ſtreng wurde aber Mora durch ihn gerächt! wie hart mußte ſie die feindliche Gewalt büßen, die ſie zu ihm hingezogen hatte!

.... Ihr Herz, ihre Seele, Alles, was in uns denkt und empfindet, wurde unaufhörlich durch ſein Betragen empört, verwundet und beleidigt. Es war ſeinem Herzen durchaus kein Bedürfniß, geliebt zu werden, wie ſie ihn liebte — der kleinſte Theil von der Fülle ihrer Liebe und Empfindungen würde ſchon hingereicht haben, alle ſeine Forderungen an ſie zu befriedigen. Nie durfte ſie ihm daher ihre Seele ganz unverhüllt zeigen; bei der großen Verſchiedenheit ihrer Anſichten und Empfindungen mußte ſie im Geſpräch mit ihm ſtets Verzicht darauf leiſten, von dem zu reden, was ſie intereſſirte — ſie durfte nicht mit ihm von ihren Klagen, ihren Erinnerungen reden und — was das Härteſte für eine liebende Frau iſt — ſie durfte ihm nie ausſprechen, wie ſie ihn liebte. Selbſt ſein Verſtand errieth nicht, welche Liebe ſie für ihn im Herzen trug und wie ſie um ihn litt; man muß ſelbſt lieben, um den Schmerz zu errathen, den man denen verurſacht, die uns lieben. Das Herz wird allein vom Herzen verſtanden und beglückt. Jedes Mal, da Guibert zu ihr kam, hatte er, ohne daß er es wußte, irgend einen ungünſtigen Eindruck zu beſiegen, und ſie ihm neue Opfer zu bringen. Sie lernte in dieſem Verhältniß alle Qualen der Verdammten, Reue, Eiferſucht, Selbſtverachtung, und die peinlichſte von Allen, Geringſchätzung des Geliebten, kennen.

Wenig Menſchen iſt es gegeben, das Daſein einer Leidenſchaft begreifen zu können, die ſich nur von Thränen und Gewiſſensbiſſen nährt, und es erſcheint als ein Räthſel, wie Julie bis zum letzten Athemzug einen Mann lieben konnte, von dem ſie ſich nur zu oft eingeſtehen mußte, daß das Gefühl, welches er ſeine Liebe für ſie nannte, leer von aller wahren Theilnahme, Zärtlichkeit und Innigkeit war. Juliens Briefe an Guibert, von denen Jean Paul ſagt: „daß ſie an echter, treuer, einfacher Liebeswärme die Rouſſeauſchen der Heloiſe übertreffen und an Naivetät oft die der Sevigne erreichen," erklären uns dies Räthſel nicht, aber ſie ſind ein höchſt anziehendes Gemälde des allerſchmerzlichſten Kampfes, den je heiße Leidenſchaft mit fremdem Unwerth und kalter Herzloſigkeit gekämpft hat, und zeigen uns wie eine reiche, ſinnvolle Natur den unendlichen Schmerz eines ſolchen Kampfes trägt und zuletzt darin untergeht. „Wenn man dieſe Briefe lieſt,“ ſagt Jean Paul, „von denen die letztere Hälfte faſt ein einziger Schmerz iſt: ſo möchte man ſich wohl fragen, ob die Liebe nicht mehrere Leiden auf der Erde ausgeſäet hat, als der Haß, da ihre Erwiederung nur flüchtige, kurze Allerheiligentage hindurch entzücken, aber ihr Verſagen durch Marterwochen foltern kann. Wie lange ſtirbt die hohe Espinaſſe an ihrem Herzen! Und der Schutzengel ihres Lebens wird täglich dunkler und verfinſtert ſich zuletzt zum Todesengel! Guibert aber, immer unterwegs lebend und auf dem Muſenberge und im Ruhmtempel und in weiblichen Boudoirs, nähte, als ihr Herz in lauter Wunden zuckte, bald mit feiner weichen Seide einige zu, bald ſchnitt er die Naht wieder auf. So verlechte ſie ſich zwiſchen Heilen und Erſterben. Möge doch ein jeder Mann von hohem Werthe, der eben darum eine Frau von ähnlichem aufſucht, bedenken, daß ein Solcher mit einer Solchen nie ſpielen dürfe, wie etwa mit Andern — daß er wie andere Eroberer deſto leichter Mörder werden kann, und daß er ſich bei einer Espinaſſe nicht erlauben darf, um ihre Liebe zu werben, wenn er ihr nicht ſein Herz für das ihre geben kann und will.“

Nie aber gewann es Guibert über Julie, Mora's Bild in ihrer Seele zu verlöſchen. Sie liebte dieſen auch im Tode unausſprechlich fort, und nie konnte ſie ihr Gewiſſen beſchwichtigen, auf dem ihr Verhältniß zu Guibert fortdauernd wie ein Frevel an dem Heiligthum ihrer Liebe und Treue laſtete. Oft lag für ſie etwas Wohlthuendes in dem Gedanken, daß ſie allein durch Mora glücklich geweſen war; ſie fand ſich weniger ſtrafbar, wenn ſie ſich beſtraft fühlte. Ihre Gewiſſensbiſſe waren für die verletzte Treue eine Huldigung der Tugend, ihr unvergänglicher Schmerz eine Huldigung der Liebe für den Schatten des Verſtorbenen.

Guibert hatte in ſeinem Verhältniß zu ihr ſtets das Uebergewicht, das ein kaltes Herz ſo leicht über ein glühendes zu behaupten vermag, und dies gab bei Juliens tiefem Seelenleiden ſeinem Betragen gegen ſie zuweilen einen Anflug von Mitleid, der ihr Herz vollends brach. Leidend, unausſprechlich leidend, kann ein Weſen, wie Julie, doch noch das Daſein lieben und den Mann anbeten, um den ſie leidet, ſo lange ſie ſich nur geliebt glaubt, und das aus Zug des Herzens, nicht aus Dankbarkeit, oder aus ſchonender Rückſicht. Der Gedanke, dem Geliebten zu ſeinem Glück entbehrlich geworden zu ſein, entwürdigt eine gefühlvolle Seele in ihrem eignen Bewußtſein und lähmt alle ihre Fähigkeiten. Das heiligſte, das mächtigſte Gefühl des menſchlichen Herzens ſoll und darf nie als eine Gabe des Mitleids und der Pflicht erſcheinen, da es ſeiner Natur nach viel erhabener iſt, als dieſe.

Es kamen freilich Stunden, wo ihr war, als gelte er ihr nichts mehr, als ſei er ihrer Seele ſo fremd, daß ſie eine Art von Beſchämung darin fand, ihr ganzes Daſein in dieſe Liebe zu ihm verſenkt zu haben; ſie glaubte ſich dann gegen ihn erkältet, doch ſobald ſie ihn wieder ſah, reichte ein Wort von ihm hin, ihren Schmerz, ihr Unglück, ihren Willen und ihren Entſchluß zu beſiegen. Sie fand ſich dann ſtets von Neuem ſo gefeſſelt, ſo unauflöslich an ihn gebunden, daß ſie wohl erkennen mußte, es gebe für ſie keine andre Zuflucht gegen den Mißbrauch ſeiner Gewalt, als das Grab. Jede Leidenſchaft macht die Menſchen zu Sklaven, die ihre Ketten wechſelsweiſe lieben, oder haſſen, ohne je die Kraft zu haben, ſie zu brechen. Julie fand oft Glück darin, ſchwach zu ſein; ſie wollte doch noch lieber mit Schmerzen fühlen, daß ſie ihn liebe und es ihm wiederholen, als verläugnen, was er ihr gelte. Ihre Geſundheit erlag dieſen Erſchütterungen, ſie hatte oft Fieber, huſtete und fing an, Blut auszuwerfen.

Während dieſes Zuſtandes verließ Guibert Paris auf einige Monate, um ein Reiſe nach Straßburg zu machen, wohin ihn Geſchäfte und Familienverbindungen riefen. Die Herzloſigkeit, mit der er ſich von ihr trennte, empörte ſie, und ſie gelobte es ſich, keinen Brief von ihm mehr erbrechen, keinen mehr beantworten zu wollen. Acht Tage lang blieb ſie dieſem Entſchluß treu, allein ſie wurde in dieſen acht Tagen ſo blaß und ſo matt, als habe ſie eine ſchwere Krankheit überſtanden. Mit haſtigem Herzklopfen empfing ſie am zweiten Tag nach ſeiner Abreiſe den erſten Brief, aber ſie erzwang es von ſich, ihrem Vorſatz treu zu bleiben. Unzählige Mal las ſie die Aufſchrift deſſelben, unzählige Mal nahm ſie ihn in die Hand; ſelbſt in der Nacht wachte ſie mehrere Male auf, um ſich zu vergewiſſern, daß er auf ihrem Herzen ruhe, und daß ſie im Beſitz deſſelben ſei. So herzensſchwach, pries ſie ſich doch wegen der Stärke und der Selbſtbeherrſchung, mit der ſie dem mächtigen Verlangen, den Brief zu leſen, zu widerſtehen wiſſe. Sechs Tage lang vermochte nichts, ſie auch nur einen Augenblick von dieſem Brief abzuziehen; hätte ſie ihn gleich, als ſie ihn erhielt, erbrochen, ſo hätte er nie einen ſo erſchütternden Eindruck auf ſie zu machen vermocht, als jetzt ungeleſen. Sie wartete ſehnlichſt auf einen zweiten Brief; Guibert mußte doch durch ihr Verſtummen befrembet werden, und ihr eine Erklärung deſſelben abfordern; als nun aber dieſer zwei Poſttage lang ausblieb, kam ſie auf den Gedanken, er könne krank geworden ſein, und ohne zu wiſſen, was ſie that, war da ſein Brief erbrochen, geleſen, wieder geleſen und mit heißen Thränen benetzt. Dieſer Brief athmete eine Zärtlichkeit, die Juliens Entſchlüſſe in einem Nu vernichtete und ſie ganz wieder in die alten Feſſeln ſchlug.

Guibert lernte auf dieſer Reiſe ein Fräulein von St. Aignan kennen, und ſchrieb an Julien, ihr ſeine Verlobung mit dieſer bekannt zu machen. Julie liebte ihn zu wahr, als daß ſie nicht oft den Wunſch empfunden und auch gegen Guibert ausgeſprochen hätte, ihn mit einer edlen, liebenswürdigen Gattin verbunden zu ſehen. Die Vergeudung ſeiner Talente und ſeiner Fähigkeiten ängſtigten ſie. Dies unſtäte Umhertreiben in den Pariſer Salons, bei dem er, durch keine ernſte Thätigkeit beſchäftigt, durch kein tieferes Gefühl beſeelt, nur Befriedigung für ſeine Glanz- und Eroberungsſucht fand, mußten ihn an Geiſt und Gemüth allmählig verarmen, und ſo reich er auch von der Natur ausgeſtattet war, doch endlich verderben. Bei der Reinheit ihres Herzens und ihres Verhältniſſes zu ihm war es ihr auch kein ſchmerzliches Opfer, ihn verheirathet zu ſehen, und ſein Glück ihr in vollſter Wahrheit viel heiliger und theuerer, als ihr eignes — aber daß er wählen konnte, ohne ſich ihr zu vertrauen, daß ſie die wichtigſte Entſcheidung über ſein Leben nur zu gleicher Zeit mit allen ſeinen andern Bekannten erfuhr — das war mehr, als herzlos. Sie fühlte, daß er verpflichtet geweſen wäre, ihr bei dieſem Anlaß etwas Wohlthuendes und Milderndes zu ſagen, eben weil ſie empfand, daß es in ſeiner Macht geſtanden hätte, es thun zu können, und doch würde ihre Liebe noch über dieſe perſönliche Verletzung, wie über ſo viele frühere, geſiegt haben, allein nur ſeine

Größe konnte Julie mit ſeinem Mangel an Güte
verſöhnen und dieſe Verbindung zwang ſie, klein von
hm zu denken. Wahrheit war der Grundzug von
Juliens Charakter. Hätte Guibert Julien geſtan-
den, daß er, von der Schönheit ſeiner Gattin ge-
blendet, ohne Berückſichtigung aller Verhältniſſe einer
innlich aufflammenden Neigung Gehör gebe, indem
r ſich mit ihr verheirathete, ſo würde Julie ihn be-
lagt, aber nicht verdammt haben, ſo aber hatte er
ich in ein Gewebe von Lügen verſtrickt, um eine eben
o unwürdige, als unbeſonnene Wahl zu beſchönigen,
und dieſe Unwürdigkeit konnte Julie an dem gelieb-
en Mann nicht verſchmerzen. Guibert's Verheira-
hung hatte auch auf ſein ganzes Leben den nach-
heiligſten Einfluß; ſie wurde allen Planen ſeines
Ehrgeizes feindlich; die junge Frau war ſchön, aber
e blieb es nur ſehr kurze Zeit; dabei war ſie ganz
ngebildet; ihr Charakter hatte alle Fehler eines verzo-
enen Kindes, ganz Paris ſprach von ihrer Dumm-
eit und ihrer Ungeſchicklichkeit, ſich in den geſelli-
en Kreiſen dieſer Hauptſtadt zu bewegen. Guibert's
Familie und alle ſeine Freunde waren unzufrieden
mit einer Wahl, die er ſelbſt nur zu bald bitter
ereuete und die ihn troß ſeiner Talente und ſeiner

Anſprüche in eine Dunkelheit hinabriß, für die er nicht geeignet war, und die zu ſchmücken, ihm alle Tugenden der Häuslichkeit fehlten.

Julie fühlte, daß jetzt Schweigen allein ihrem Unglück, ihn nicht mehr achten zu können, gezieme, aber die furchtbare Erſchütterung dieſer Wendung ihres Verhältniſſes lähmte Wochen lang alle ihre geiſtigen Fähigkeiten, wie ihre körperlichen Lebenskräfte; ſie vergoß keine Thräne, ſie erlaubte ſich keine Klage, keinen Vorwurf, ſondern ließ ſeinen Brief ganz unbeantwortet, da es ihr als Erniedrigung erſchien, mit ihm, deſſen Unwerth ſie jetzt unglücklich machte, von dieſem Unglück zu reden. Er hatte ihr in ſeinem letzten Briefe geſchrieben: „Schonen Sie Ihre Geſundheit, meine Freundin, und bedenken Sie, daß ich es keineswegs werth bin, daß Sie um mich leiden.“ — Ja, freilich war er nicht werth, daß ſolche Thränen um ihn floſſen, ſolches Herz um ihn brach — aber eben das war es ja, was Julien, für die Leben und Liebe Eins geworden waren, das Todesurtheil ſprach!

Juliens Freunde nahmen die Erſchöpfung aller ihrer Kräfte für Ruhe, aber ſie war nur ein Vorbild von der Ruhe des Grabes, der dieſer Zuſtand ſie zuführte. Nichts von Allem, was ſie ſah, was ſie hörte und was ſie that, konnte in ihrer Seele eine Regung des Antheils erwecken. Dies negative und paſſive Daſein war für ſie, die, ſo lange die Fülle ihrer Empfindung ſie trug und über die Erde emporhob, das Bedürfniß, das Glück und den Wunſch, zu leben, ſo vollkräftig empfunden hatte, Vernichtung. In dieſen Tagen antwortete ſie einſt, als Diderot ſie fragte, wie es ihr gehe? — „beinahe ſo gut, als wenn ich ſchon geſtorben wäre;" — und als man von ihren ſchlafloſen Nächten ſprach, ſagte ſie, „man ſolle einen Unglücklichen um einen Maßſtab für ſeine Leiden zu haben, immer zuerſt fragen: kannſt du ſchlafen? und dann: wie alt biſt du?"

Am Jahrestag von Mora's Tode erhielt ſie noch zwei Briefe von ihm, einen aus Madrid vom 3. Mai, geſchrieben in dem Augenblick, wo er in den Wagen ſtieg, um zu ihr zu eilen, den andern aus Bordeaux, wo er ſchon ſterbend angekommen war, und in dem er es noch ausſprach, wie ſehr er das Leben liebte, weil es ihn glücklich machte, von ihr geliebt zu ſein. — Beide Briefe waren durch einen unerklärlichen Zufall ein Jahr lang auf der Poſt liegen geblieben, und ſie erhielt ſie jetzt an Guibert's Hochzeittage!

Trotz des Heilbalſams, den das Gefühl, ſich von edlen Menſchen geliebt und unverkannt zu ſehen, für Seelenwunden hat, boten Juliens Freunde — D'Alembert, Turgot, Marmontel, Diderot, Thomas, Henault, Chatelux und andere ausgezeichnete Menſchen mehr — Alles vergeblich auf, um ſie zu retten. Die Hoffnung allein erhält den Menſchen und ſein ganzes Daſein welkt unendlich ſchnell, wenn ſie erſtirbt. Julie war zu ſehr verletzt, um je wieder geheilt werden zu können. Dazu kam, daß Guibert ſie jetzt mit ſeinen Briefen verfolgte. Er, der nie etwas für ihr Glück zu thun verſucht hatte, war ein zu kalter Selbſtſüchtler, um ſich ſeines Einfluſſes auf ihr Schickſal und ihr Leben freiwillig zu begeben oder zuzulaſſen, daß ſie ihm entſagte. Er ſchrieb an ſie, um ſich über ſie zu beklagen; er nannte ihr Betragen gegen ihn Eigenſinn, ihr Verſtummen Herzloſigkeit und Treubruch, er glaubte ſich zu Vorwürfen gegen ſie berechtigt, gegen ſie, die ihn mit ſo unausſprechlicher Hingebung geliebt hatte, daß das glühendſte Herz ſich dadurch in ſeinen kühnſten Forderungen beſeligt gefühlt haben würde. „Nicht Unmuth, nicht Dankbarkeit,“ ſchrieb er ihr, „erzeugen meine Klagen und Vorwürfe, ſondern das Gefühl, daß Ihre Liebe mir zum Glück meines Lebens unentbehrlich geworden iſt, und daß mir nie erſetzt werden kann, was ich in Ihnen verliere.“ — Auch iſt es wahr, daß er, ohne Juliens Empfindung zu theilen, ohne daß es ihn beglückte, geliebt zu ſein, wie ſie ihn liebte, ohne auch nur ihre Liebe für ihn eigentlich zu begreifen, doch nicht der Befriedigung entſagen konnte und wollte, die für ſeine Eitelkeit darin lag, ſo ausſchließend und einzig von einer der ausgezeichnetſten und liebenswürdigſten Frauen ſeiner Zeit geliebt zu werden. — Keine ſeiner ſpäter geſchloßnen Verbindungen hat ihm auch je wieder erſetzt, was er mit ihr verlor.

Julie kannte ihn jetzt genug, um ihn in Sicherheit vor tiefen Schmerzen zu wiſſen, allein ſie konnte es ſich doch nicht verhehlen, daß ihr Todesröcheln ſtrenge mahnend an ſein Ohr ſchlagen werde, und um ihm dies zu erſparen, willigte ſie in die

Wiederanknüpfung ihres Umgangs und ihres Verhältniſſes. Doch ſah ſie ihn nie wieder unter vier Augen, ſondern nur in den Abendſtunden, wo alle ihre Freunde ſich um ſie verſammelten.

Sie liebte ihn, ſie litt um ihn bis zum letzten Schlage ihres Herzens, das mit allen ſeinen Flammen, immer ſchmerzlicher aufzuckend, den 30. Mai 1776, zwei Jahre nach Mora's Tode, in ſeine Phönix-Aſche zuſammenſank.

Jugendanſichten.

1.

Aus Julianens Tagebuch.

Nein, kein Weſen auf der Welt genießt doch den Reiz des Lebens ſüßer und berauſchender, als eine junge, ſchöne, geiſtreiche, von Allen gefeierte Frau! Was iſt Heldenruhm, was Königsgewalt gegen die Herrſchermacht der Schönheit? Geſtern wurde das glänzende, im voraus ſo viel beſprochene Feſt zur Feier der Rückkehr unſers Prinzen gegeben; alle Künſte waren aufgeboten, ihm zu huldigen und doch ſchien ich von dem Augenblick meines Eintrittes an die Königin des Feſtes zu ſein. Dieſe Jugendzeit iſt ein wahres Feenreich auf Erden; aber ach! warum iſt die Herrſchaft unſrer Reize ſo vergänglich, da ſie doch unausſprechlich ſüß, ſo glücklich berauſchend iſt?

Ich bin jetzt 25 Jahr und noch ſo blendend ſchön, wie ich es nur je war, da ich den erſten ſchon verflogenen zarten Jugendduft durch die Kunſt des Anzugs, durch regeres, geiſtiges Leben, durch eine zum Talent ausgebildete Unterhaltungsgabe und durch die Fähigkeit, mich geltend zu machen, zu erſetzen weiß; — aber wie lange werde ich noch ſchön ſein! wie bald wird man doch auch von mir das furchtbare Wort ſagen: die Frau conſervirt ſich zum Erſtaunen! und wie Vieles von meinem Leben, meinem Glück wird mit der Jugend der äußern Erſcheinung verſinken! Selbſttäuſchung iſt bei meiner Welterfahrung nicht möglich; Rang und Reichthum können mir den Einfluß nicht gewinnen, in der Geſellſchaft nicht den Standpunkt ſichern, den mir jetzt die Schönheit gibt; ich werde gegen Andere zurücktreten müſſen, ich werde mich verdunkelt, mich überglänzt finden, und das iſt ein entſetzlicher Gedanke. Ich bin jetzt ſo glücklich, ſo unausſprechlich glücklich und dies Glück verſchwindet unerbittlich mit der Jugend. Nur der unerſättliche, der nie zu ſtillende Hang nach dieſem Vollgenuſſe der Weiblichkeit bleibt zur Qual der Seele zurück, die dieſen Zauber gekoſtet hat, und die Erinnerung ſchärft ihn, ſtatt ihn zu mildern. Unſre Eitelkeit, unſre Gefallſucht, unſre Anſprüche bleiben dieſelben; das Alter verſtärkt ſie, wie den Wein, und ſie verlaſſen uns ſelbſt im Tode nicht. Oder ſollte es ein Weib geben, das nicht noch mit Grazie zu ſterben, nicht noch im Sarge einen angenehmen Eindruck zu machen wünſchte?

Himmel! was iſt es für eine ſchöne junge Frau ein verdrießlicher, unleidlicher Gedanke, daß man dieſem verwünſchten Alter nur durch den Tod entfliehen kann und daß jeder Tag uns etwas von dem raubt, um deſſen Beſitz es ſich allein der Mühe lohnt, zu leben. - Wie kann man ſich nur darüber wundern, daß die alten Jungfern und Matronen ſo übellaunig, ſo verſtimmt gegen Welt und Menſchen ſind! Sie haben ja vom Leben nichts mehr als den geſchmackloſen, widerlichen Bodenſatz zu genießen; es bleibt ihnen nichts mehr von jenen, unſrer Eitelkeit ſo angenehmen Huldigungen; nichts mehr von jener Sicherheit, blos durch unſre Erſcheinung allen Ueberdruß, alle Langeweile erjagen zu können; nichts mehr von jenen zarten Auszeichnungen, jenen leiſen Beziehungen, die die wahre Seele der Geſelligkeit ſind; ihr Blick weckt nicht mehr Geiſt und Leben in Jedem, der ſich ihnen naht; ihr Auge trifft nur noch auf zufällige, vorübereilende, anderwärts beſchäftigte Blicke; man redet mit ihnen nur im eiſigen Ton des Anſtandes, — keine Schmeichelei mehr, — vielleicht noch zuweilen ein ehrfurchtsvoller Handkuß, aber kein leiſer, verſtohlner Händedruck mehr, kein Erbeben der Wonne bei ihrer Annäherung, kein Erröthen der Freude mehr, — ſie hören nur noch die Seufzer der Langeweile; — von dem Augenblick an, wo ſie aufhören, durch ihre Reize zu intereſſiren, iſt Vernachläſſigung ihr unvermeidliches Loos. Geſundheit, Heiterkeit, Witz, Muthwillen, Grazie, dieſe Kinder der Jugend und der Liebe, — alle verſchwinden, alle verblühen. Das Geſicht, das ſie ſchmückten, dem ſie Leben und Ausdruck gaben, wird nun durch Verdruß und Alter entſtellt und keine geheime, noch ſo lange und kunſtreiche Toilette vermag das zu verſtecken und zu erſetzen. Die Liebesgötter haben einen unüberwindlichen Abſcheu vor grauen Haaren. —

Großer Gott! welch ein ſchrecklicher Zuſtand! welch ein ungeheurer Vorrath von Philoſophie gehört dazu, um den Gedanken daran ohne Verzweifelung denken zu können! Und doch wird dieſe Ferne unausbleiblich auch für mich einmal zur Gegenwart werden. Troſt über den Verluſt dieſer weiblichen Jugendvorrechte iſt gar nicht möglich; aber das Empörendſte iſt, daß die Blüthe, von der unſer Glück abhängt, ſo leicht, ſo ſchnell verwelkt. Die klügſten, geiſtreichſten Frauen verſtehen hierüber, trotz dem, was ihnen übrig bleibt, ſo wenig Spaß, als Alle, die es nicht ſind. Sie ahmen nur mit geziemendem Ausdruck dem Fuchs in der Fabel nach, der die Trauben ſauer ſchalt, von denen er nicht naſchen konnte. Erklärte ſelbſt doch die geborne Fürſtin aller geiſtreichen Frauen, die Frau von Staël, mehrere Male, daß ſie die Schönheit ihrer Freundin Recamier gern mit allem Glanz ihres Ruhms erkaufen würde, wenn es in ihrer Macht ſtehe, dies thun zu können. Sie hat ganz Recht, denn da uns im Himmel wahrſcheinlich nicht mehr die Cour gemacht werden wird, ſo bleibt es ein für die ganze Reihefolge unſers Daſeins empfindlicher und fühlbarer Verluſt, wenn wir dieſe eigenthümliche Wonne der Weiblichkeit in ihrer wunderbaren Verſchmelzung von Eitelkeit, Sinnlichkeit, Geiſt und Herz nicht voll und rein durchempfunden haben. Es iſt ein ſchönes, ein erhebendes Gefühl, ſich geachtet, ſich von einem edlen Mann hoch und werth gehalten zu fühlen; aber für unſre Weiblichkeit iſt es ein unausſprechlich ſüßer und gewiß ein wahrhaft rein und menſchlicher Genuß, ſich nur als Weib, nur als liebenswürdiges, Wonne und Glück ſpenden könnendes Weib angebetet zu fühlen, und wenn man nicht mehr jung und hübſch iſt, ſo hilft aller Seelenwerth, alle Geiſtesbildung nicht, ſondern Erfahrung und Beobachtung lehren uns, daß die Männer nie unſern Verdienſten, ſondern nur der Jugend und der Schönheit huldigen. Und gehuldigt wollen und müſſen wir nun einmal ſein, wenn wir uns glücklich fühlen ſollen! Es iſt und bleibt der einzige reelle Genuß für ein Weib. — —

Doch fort, fort mit dieſen finſtern Gedanken! raſch einen Schleier über dieſe furchtbare Zukunft! Warum durch ſo düſtre Vorahnungen, durch ſo gräuliche Reflexionen eine Zeit verdunkeln, von der man, eben wegen der Vergänglichkeit ihrer Blüthe, jeden Augenblick ſchätzen und benutzen muß?

2.

Aus Nataliens Tagebuch.

Wie ruhig, wie ſtill liegt die weite Winterlandſchaft vor mir! Schon werden die Sterne bleicher, der Morgenhimmel röthet ſich im Feuerglanze und das Schneegefilde färbt ſich in ſeinem Wiederſchein. Bald ſteigſt du herauf, goldene Sonne, und mit deinem erſten Strahle liegen 25 Lebensjahre hinter mir. Mit ihnen ſcheideſt du von mir, roſige Jugend, mit deiner ſüßen Schwärmerei des Herzens, mit deiner Sehnſucht nach Liebe, mit deiner Hoffnung auf Glück, mit deiner Zuſicherung unendlicher Lebensfülle! — Ich ſtehe am Scheidewege und blicke tief gerührt zurück auf die durchwandelte Bahn. Wie iſt ſie mit Blüthen jugendlichen Frohſinns, freundlicher Täuſchung, goldner Träume und unbegrenzten Vertrauens beſtreut! — Welche ſüße Thränen, welche geliebte Schmerzen, welche wehmuthsvolle Freuden! — Welche Friſche und Neuheit aller Anſichten und Erfahrungen, welcher Reiz des Lernens und des Suchens und des Findens! — Und das Alles liegt nun hinter mir! — Die geiſtige Dryade, die mit der Jugendhülle und in ihr aufblühete, wird ſie nun auch mit ihr welken? — werde ich nun, gleich einer Waſſerpflanze nach abgefallener Blüthe, verſinken in die kalte, öde Tiefe geiſt- und herzloſer Abgeſtorbenheit? —

Nein! mag gleich mit der Jugendblüthe das Reich der Eitelkeit und des Reizes enden, ich will dieſem vergänglichen Schmucke des Mädchenlebens nicht nachweinen und noch weniger mich ängſtlich mühen, die Fliehende zu feſſeln. — Früh habe ich mich an den Gedanken ihrer Flucht gewöhnt, früh mich darauf vorbereitet, ſie jetzt nicht als den Verluſt meiner ſüßeſten Gabe beweinen zu müſſen. Fahre denn wohl, du lieblicher Frühling des Lebens! Wohl warſt du ſchön, und deine farbigen Wundernebel ſchmückten Welt und Leben und auch mich mit holdem Reize; jetzt ſinken ſie und ſeine roſigen Erſcheinungen verſchwinden; aber auch die Gewitter ziehen heim; es wird lichter um mich und eine reinere Luft beginnt mich zu umfangen. Unerſetzlich bleiben deine Güter, und eben deßhalb laß ſie mich jetzt beim Scheiden noch einmal liebend und ſegnend überblicken.

Lieblicher Jugendreiz — o gewiß, dein unverkennbarer Einfluß auf die mich umgebenden Menſchen gewährte viel Freude, gewährte ſüßen Genuß! Das wird nun aufhören; ich werde mühſam verdienen und gewinnen müſſen, was du mir als leichte Himmelsgabe unverdient wie ein Glück ſichertest und Mancher, der mich nur um deinetwillen auszeichnete, wird ſich künftig von mir wenden. Aber die Gabe, mir edle Menſchen in Liebe und Vertrauen zu gewinnen, iſt nicht an deinen Beſitz gebunden; ſie wird mir in jedem Zeitpunkte meines Lebens bleiben. Mein Herz iſt nicht verarmt; — Treue, Liebe, Güte ſind die Elemente meines innerſten und eigentlichſten Seins, und wie ſich mein äußeres Leben auch geſtalte, ſo lange ich das Bedürfniß, die Menſchen zu lieben, ſo empfinde, wie jetzt, ſo lange werde ich mich auch vor Vereinzelung und Einſamſein im Leben geſchützt fühlen.

Doch auch du, froher Jugendſinn, mit deinem Reichthum an Hoffnungen, mit deiner köſtlichen Gabe des ſchnellen Verſchmerzens bitterer Erfahrungen, ſcheideſt! — Allein dein Element war Fröhlichkeit, nicht Heiterkeit. Dieſe iſt eine Tochter des Seelenfriedens und der innern Herzensruhe, und dieſe letztere kennt die Jugend, ſo ungeduldig in ihren Wünſchen, ſo unſicher in ihrem Streben, ſo maßlos in ihrem Schmerze, noch nicht. Jetzt aber kenne ich ſie. Das Leben hat meine Hoffnungen berichtigt, meine Wünſche beſchränkt, meinen Standpunkt in der Geſellſchaft beſtimmt und mein Verhältniß zur Außenwelt feſtgeſetzt; — ich habe erkennen lernen, was mir frommt. Nun wird mir ein ſtiller, ruhiger, aber feſt in dem eignen Sein begründeter Genuß des Lebens möglich; und ſollte er mir nicht Erſatz gewähren können für die hellere Lebendigkeit der Empfindung und für das jugendliche Uebermaß verſchwundener Hoffnungen und ſchöner Träume?

Wenn ich früher auf den gegenwärtigen Zeitpunkt meines Lebens blickte, fragt' ich mich oft mit unausſprechlicher Wehmuth: wie ſollſt du dein Herz vor einer troſtloſen Verarmung, vor dem Gefühl drückender Leere ſchützen? — Und nun fühle ich dies Herz treuer, wärmer, inniger denn je in meiner Bruſt ſchlagen; die Welt iſt mir nicht leer, das Leben nicht gehaltlos, nichts Heiliges iſt mir zum Mährchen geworden und freundliche Genien des Himmels ſchweben um mich; Menſchen, die ich unermeßlich, mit ganzer Seele und mit ungetheiltem Herzen liebte, ſind mir verloren; die Freundin meiner Jugend, meine edle, treffliche Lotte, iſt mir entriſſen; der Geliebte hat ſich mir durch ſeinen Unwerth entfremdet; aber die Liebe in meiner Bruſt iſt unvermindert, und ſie, für die ich alle blühende Hoffnungen meines Lebens hingab, ſie, der ich vertrauete, weil ich ihre Göttlichkeit fühlte, ſie hat die früher ſo heiß blutenden Wunden meines Herzens geſtillt und geheilt. Sie iſt mir jetzt der volle, aus unverſiegbaren Quellen fließende Strom des geiſtigen Lebens, von dem die Liebe zu dem Einzelnen nur ein Ausfluß iſt, der ihre reiche Fülle in der Menſchenſeele nie erſchöpfen kann. Der Menſch verliert den Menſchen, den er liebt; aber die Liebe iſt ewig, und müßte ſogar mein Herz ſich verſchließen gegen Alle, die mich umgeben, was doch undenkbar iſt, ſo würde ſie ſich doch bald einen neuen Weg bahnen; ſie würde mich zur Dichterin machen, oder mich auch ſo lebendig, ſo innig zu Gott hinziehen, daß ich der Liebe der Menſchen nicht mehr zur Vermittlerin zwiſchen ihm und mir bedürfte. Je mehr der Strom in ſeine Ufer eingezwängt wird, je tiefer gräbt er ſich ſein Bett und ſtrömt dann voller und reiner, als wenn er in weiter Fläche fortgleitet. Mein Herz wird nie erkalten; daß es geſchehen könnte, iſt mir undenkbar, wie Vernichtung. Mein Geiſt kann die Eine ſo wenig faſſen als das Andre, weil er ſich mit Liebe und Daſein Eins fühlt und von dem Bewußtſein beider ſo wenig ſcheiden kann, als von ſich ſelbſt.

Da tritt ſie hervor, die holde Morgenſonne, und ihr erſter Strahl fällt auf dies Blatt. Fahre wohl, du Jugend der äußern Erſcheinung! dankend ſehe ich dir nach, aber heiter erfreue ich mich der Gegenwart und hoffend blicke ich in die Zukunft. Geiſt und Liebe, bleibet die Schutzengel meines Lebens und verklärt noch als mildes Abendroth das Daſein der Matrone, wie ihr jetzt meines Lebens Mittag erhellt! —

Ottilie.

Schon ſeit acht Tagen hatte ich in Swinemünde auf guten Wind gewartet und mich in der für ein Mädchen ſo heilſamen Tugend der Geduld geübt, als man mir endlich die Nachricht brachte, morgen früh mit Sonnenaufgang ſolle ich am Bord ſein; der Wind habe ſich gedreht, und mein Schiffer wolle dann die Anker lichten. Eingepackt war ſchon lange; mein Vormund war vor zwei Tagen verreiſet, er hatte alſo ſchon mein Lebewohl empfangen, und ich konnte dieſen letzten Abend ganz ungeſtört der ſüßen Wehmuth weihen, mit welcher ich ein Land verließ, wo ich freilich manche Thräne geweint, aber auch den Zauber genoſſen hatte, den Jugendphantaſie und die reiche Unendlichkeit des eignen Herzens dem Leben zu verleihen vermögen.

Ich eilte in's Freie, um noch einmal vom Adlerberge die Sonne untergehen zu ſehen. Der

Gipfel dieſes Berges iſt mit Bäumen beſetzt; man überſieht alſo nicht den ganzen Horizont, ſondern nur auf drei Seiten öffnet ſich perſpectiviſch der Wald. Links die ſchöne, dieſen Abend ſo ruhige, blaue Oſtſee, in der die Sonne, im Scheiden noch ſegnend und liebend, eben verſank. Gerade vor mir die dem Meer abgewonnene, Meilen weit ſich erſtreckende Plantage, zu der ſich der Berg in ſanften Abhängen und den mannigfachſten Schattirungen ſchönen Baumſchlags bis zur Rhede herabſenkt, und Swinemünde ſelbſt mit ſeinen zierlichen rothen Häuſerchen und lebendigen Straßen; dahinter die Swine und die Inſel Wollin mit ihren finſtern Wäldern und vom Abendroth vergoldeten, blauen Hügeln; dann das friſche Haff und Pommern in ſeiner unüberſehbaren Fläche von Wieſen, Hölzern, blühenden Saatfeldern, den Thürmen von zehn Städten und dem ſchönen Vorgebirge Golmen; rechts im Vordergrunde die ſchöne Wolgaſt, welcher ganze Rudel Hirſche zuzogen, und über den See hinweg der Blick ſo frei in eine freundlich dämmernde, von der Peene und von Wolgaſts und Anklams Thürmen begrenzte Weite. — —

Nie werde ich dieſen Abend vergeſſen; nie der

Empfindung, mit welcher ich ſeinen Zauber genoß. Den Druck der getragenen Feſſeln fühlte ich erſt jetzt, da ſie zerbrochen waren, und unerträglich würden ſie mich gedünkt haben, wären ſie mir, nachdem ich das Glück der Freiheit gekoſtet, wieder angelegt worden. Aber nun, ſo frei, ſo glücklich im Augenblick der Gegenwart, und doch ſo voll Vorgefühl eines noch höheren Glücks, dem Wiederſehen von Mutter und Schweſter ſo nahe! morgen, morgen ſchon der Tag der Reiſe! —

Mein Vater, ein Beamter im M—ſchen, wurde mir entriſſen, da ich noch Kind war; aber der Himmel hatte mir und meiner Schweſter Amalie das größte Gut gewährt, das ſeine Güte einem Mädchen zu gewähren vermag: eine edle, treffliche Mutter.

Sie zog nach dem Tode meines Vaters in ein kleines Landſtädtchen, wo wir von ihrer Penſion ſehr eingeſchränkt, faſt dürftig lebten; doch wir waren zufrieden, heiter, arbeitſam und ſo glücklich, wie Kinder es nur immer ſein können. Ich war ſchon vierzehn Jahr alt, als die Schweſter meines Vaters meiner Mutter ſchrieb, der Tod habe ihr ihren einzigen Sohn geraubt, und ſie ſolle ihr daher eine ihrer Töchter ſenden, die ſie, wenn ſie ſich nach ihrem Sinne ziehen laſſe, an Kindes Statt annehmen und zu ihrer Erbin einſetzen wolle. Die Frau galt für böſe und geizig; ſie hatte ſeit vielen Jahren mit meinen Eltern in Unfrieden gelebt und uns, trotz ihres Vermögens, nie unterſtützt.

Meine Mutter konnte daher in ihrem jetzigen Anerbieten kein vollkommenes Glück für Eine von uns finden; aber ſie war auch zu beſonnen, um es ohne reifliche Ueberlegung zu verwerfen, da es das Schickſal ihrer Töchter zu ſichern ſchien, die ſie ſonſt bei ihrem Tode ganz ſchutz- und hülflos zurücklaſſen mußte. Ich, die ich ihre bange Beſorgniß wegen unſerer Zukunft ſchon theilen konnte, drang in ſie, dieſen Antrag anzunehmen. Amalien konnte und wollte ſie nicht von ſich laſſen, weil das zwölfjährige Kind zu leicht eine ſchiefe Richtung hätte bekommen können; in mir glaubte ſie mehr Sicherheit gegen ſchädliche Eindrücke vorausſetzen zu dürfen, und ſo ward es beſchloſſen, daß ich zu der Tante reiſen ſollte.

Der Abſchied von Mutter und Schweſter wurde mir durch den Gedanken erleichtert, daß ich ſie nur verlaſſe, um ihnen in der Zukunft ein ſorgenfreieres Leben zu ſichern. Voll fröhlicher Jugendhoffnung, voll Vertrauen auf Menſchenherz und Menſchenwerth, kam ich ganz wohlgemuth bei der Tante an, die ich auch gar nicht fürchtete, da mir von Härte und böſer Laune nur die Worte bekannt waren. Die Tante . . . ſie ruhe ſanft! — gar zu gern hätte ſie mich nicht ein wenig, ſondern recht viel gequält; aber ſo recht wollte ihr das nicht gelingen. Ihr Gut lag auf der Inſel Uſedom, in einer öden, ganz einſamen Gegend; das Haus war verfallen, die Meubles wurmſtichig, der Garten nur mit Kohl und Kartoffeln bepflanzt.

Die Tante hielt mich ſehr ſtrenge zum Fleiß und zur Wirthlichkeit an; ſie hieß mich aber auch, was ich dadurch zu Stande brachte, als mein Eigenthum anſehen, und das gab mir Freude am Fleiße, und Erfahrung deſſen, was Ausdauer und Emſigkeit bei der Arbeit fertig zu ſchaffen vermögen. Aber, aber . . . ich war an intereſſanten Umgang, an das belehrende, freundliche Geſpräch meiner Mutter, an das trauliche Geſchwätz meiner Schweſter gewöhnt, und hörte jetzt nur brummen und ſchelten. Ich beſaß manch kleines Talent, ich liebte die Lectüre; aber die Tante litt von Büchern nur Geſangbuch und Katechismus im Hauſe, und an ein Clavier, warum ich oft ſo innig bat, war nicht zu denken: ja, ich durfte nicht einmal ſingen! Das war hart; noch härter aber war es, daß ich nie mit ihr von Mutter und Schweſter, nie von der geliebten Heimath plaudern und nur alle Vierteljahre einmal ſchreiben durfte. Dann ſchrieb ich immer, ſo oft auch eine wehmüthige Thräne auf das Papier fiel, recht froh, und freute mich, wenn meine theure Mutter in ihren Antworten zeigte, ich habe ſie getäuſcht, ſie glaube mich zufrieden und glücklich. Unglücklich war ich aber auch nicht; ich hatte ein paar Roſenſtöcke, mehrere Tauben, viel, viel Veilchen; ich liſtete der Tante doch zuweilen ein Stündchen Einſamkeit oder ein wohlwollendes Lächeln ab, und konnte doch, wenn ſie den Rücken wandte, einige Male auf meine eigene Hand das Zimmer durchtanzen, oder ein Lied ſingen. Das machte mich denn ſo froh, daß die Tante ſelbſt wohl auf Minuten von ihrem Murrſinn aufthaute.

Umgang hatten wir durchaus gar nicht; aber nicht weit von unſerm Hauſe lag ein ſchöner, Meilen langer Forſt, und in dem Forſte der dunkle eichenumkränzte See Zarnin. Den ganzen Sommer über durfte ich nur drei- bis viermal dahin gehen; aber mit welchen vollen, durſtigen Zügen ſog ich dann auch Leben, Freiheit und Heiterkeit ein! wie belebt war mir dieſe Natur! wie bald kannte und liebte ich jeden Baum, jede Epheuranke, die ihn für mich, das einzige empfindende Weſen in dieſer Wildniß, ſchmückte! wie gab ich den Schwänen, die ſo ſtill und friedlich auf dem See wohnten, Grüße mit, wenn ſie nach dem wärmern, ſchönern Lande zogen! wie liebend hieß ich ſie bei der Rückkehr willkommen! — Unendliche Vorſicht, wer hat je dieſen Zauber ſchuldloſer, reiner Jugendfreuden genoſſen, ohne hoffend zu ahnen, er werde uns wiederkehren beim Eintritt in ein höheres Frühlingsleben! —

So verſtrichen zwei Jahre: da fühlte ich mich zum erſten Mal recht tief gekränkt und ſo ernſtlich betrübt, als man es nur immer im ſechzehnten Jahre, wo auch der tiefſte Schmerz poetiſch iſt, ſein kann. Meine Schweſter ward Braut eines jungen Kaufmanns, der in unſerm Städtchen wohnte, und deſſen Sitten und Rechtlichkeit meine Mutter bewogen, ihm die vierzehnjährige Amalie zu geben, beſonders da dieſe unter ihren Augen blieb. Schon lange war ein Beſuch bei den Meinen mein ſehnlichſter Wunſch geweſen; manche Thräne der Liebe und Sehnſucht floß, wenn ich in ſtillen Nächten die Zugvögel hin zur Heimath ziehen hörte: aber die Tante verweigerte mir ſtets hartnäckig die Erlaubniß dazu. Jetzt erhielt ich eine Einladung zur Hochzeit meiner Schweſter; meine Mutter ſchrieb ſelbſt an die Tante; ich bat mit heißen Thränen, mit Worten, die mich ſelbſt immer mehr erweichten, je unerbittlicher ſie blieb. — „Verläſſeſt Du mich, ſo lange ich lebe, ſo kehrſt Du nie wieder,“ war und blieb die Schlußformel ihrer Antwort, die einen Unmuth in mir weckte, dem die Erfüllung dieſer Drohung ſehr erwünſcht ſchien.

Der Gedanke: du biſt hier, um deiner Mutter ein ſorgenfreies Alter zu ſichern, kämpfte ihm zwar nieder; doch meine heitere Laune war dahin. Es war gegen den Frühling, und je herrlicher dieſer ſeine Blüthen entfaltete, je heimlicher und wehmüthiger ward mir. Ich hielt dieſe Stimmung für Vorgefühl einer Krankheit, und fing an, mich mit Sterbegedanken vertraut zu machen; aber ſtatt meiner wurde die Tante krank und am Johannistag ward ſie begraben. Der Arzt, den ich in ihrer Krankheit kennen gelernt hatte, nahm ſich meiner väterlich an und ſchlug mir vor, die Eröffnung des Teſtaments in ſeinem Hauſe in Swinemünde abzuwarten; ein

Anerbieten, das mir um ſo willkommener war, da ich mir nach dem Tode der Tante in dem alten, wüſten Hauſe mehr denn je mißfiel und doch nicht gleich an meine Rückkehr nach Hauſe denken durfte.

Das Teſtament ward eröffnet, und ich fand mich im Beſitz eines ſchuldenfreien Landguts und eines anſehnlichen Capitals. Das Gericht ernannte mir einen Vormund, das Gut ward verpachtet, und ſo ſtand nach einigen Wochen meiner Abreiſe nichts mehr im Wege. Meine Mutter ſchrieb mir, ich ſolle über Stettin gehen, wo ich meinen Schwager vorfinden würde, unter deſſen Schutz ich den übrigen Theil des Weges zurücklegen ſollte.

Und jetzt war dieſer ſo ſehnlich gewünſchte Tag der Reiſe da! Wind und Wetter begünſtigten die reizende Waſſerfahrt, und bei meiner Ankunft in Stettin fand ich meinen Schwager ſchon dort, in dem ich bald den redlichen, gutherzigen Gatten meiner Amalie ſchätzen und lieben lernte.

Schon hatte ich mit klopfendem Herzen die Grenze meines Vaterlandes wieder betreten, ſchon rechnete ich den Augenblick des Wiederſehens nach den Stunden des letzten Trennungstages aus, und verließ am Morgen deſſelben innig froh die Landſchenke, wo wir übernachtet hatten, ohne die einzelnen Regentropfen und den rundum bezogenen Himmel viel zu beachten, als der Wirth an unſern Wagen trat und uns bat, einen Fußgänger mitzunehmen, der geſtern Abend ſpät noch bei ihm angekommen ſei und nun in dieſem Regen nicht weiter zu kommen wiſſe. „Ei nun,“ ſagte mein Schwager, „auf dem Bock iſt ja noch ein Plätzchen, laß er ihn in Gottes Namen herkommen.“ Der Reiſende wurde gerufen. Er trug einen ſchlichten grünen Ueberrock und wiederholte ſeine Bitte in ſehr einfachen Ausdrücken; aber es lag in dieſer Einfachheit ein Etwas, das meinen Schwager wie durch einen Zauberſchlag auf den Rückſitz verſetzte, damit der Grünrock den Ehrenplatz an meiner Seite einnehmen könne; ein Anerbieten, das er aber ernſtlich ausſchlug. Er ſetzte ſich mir gegenüber, die Wagenthür flog in's Schloß, der Poſtillon knallte, und fort rollten wir.

Mein Schwager begann unſern Reiſegeſellſchafter etwas kleinſtädtiſch auszufragen, erfuhr, daß er Armand heiße, von Berlin komme, nach Hamburg wolle, und weiter nichts. Der Grünrock hatte eine verzweifelte Methode, ſeine Fragen zu beantworten; er ſchien dieſes ſo offen zu thun, und doch hatte man, wenn er geantwortet hatte, wenig oder gar nichts erfahren, und nun den Muth verloren, weiter zu fragen. Mich armes Kind ängſtigte er nun gar! Noch nie hatte ich mit einem jungen Mann etwas Bedeutendes geredet, kaum je einen ordentlich angeſehen; und nun ſaß dieſer mit einem Mal, wie vom Himmel gefallen, mir gegenüber! Ich war gewohnt, die Leute anzuſehen, wenn ſie ſprachen, und da trafen nun meine Augen, ſo oft ich ſie aufſchlug, auf ein Paar andere, und zwar ſo ſtrahlende, ſchwarze Augen, daß mir angſt und bange dabei ward. Doch hatten eben dieſe Augen, ihrer Schwärze und ihrer Strahlen unbeſchadet, zugleich einen ſo ſanften Ausdruck und ruheten von Zeit zu Zeit ſo mild und ſchonend auf mir, daß allmählig meine Angſt verſchwand und ich ſogar — zwar ſehr leiſe, aber doch ohne Stammeln — antworten lernte und nur ganz wenig dabei erröthete. In einer Stunde war das Geſpräch faſt ausſchließend unter uns Beiden im Gange, und nie hatte ich ſo viel und mit ſolchem Vergnügen geſprochen, als an dieſem Tage, deſſen Länge ich beim Erwachen ſo gefürchtet hatte, und der mir nun mit Minutenſchnelle entfloh.

Als wir in R. vor dem Gaſthofe vorfuhren, das Mittagsmahl dort einzunehmen, bemerkte ich einen ſehr reich gekleideten Bedienten, der beim Anblick unſers Geſellſchafters ehrerbietig herbeieilte, uns aus dem Wagen zu helfen, aber, wie es mir ſchien, auf einen Wink deſſelben ſich ſchweigend zurückzog. Ich beachtete das weiter nicht, und freute mich nur, als der Grünrock, der anfänglich nur bis hierher hatte mit uns fahren wollen, jetzt bat, ihn bis zu unſerm Städtchen mitzunehmen. Er hatte mir geſagt, daß er nach St. Petersburg wolle, und ich hielt ihn für einen jungen Menſchen, der dort etwa als Secretair oder Hofmeiſter angeſtellt zu werden wünſche. Es fiel mir durchaus nicht ein, daß das ſein Bedienter geweſen ſein könne; auch ſah ich ja kurz vorher, ehe wir wieder wegfuhren, dieſen Bedienten in einem eleganten, mit Poſtpferden beſpannten Reiſewagen abgehen!

Gegen Abend wurde mir die Gegend bekannter; im rothen Abendſchimmer ſah ich den Thurm unſers Städtchens blinken und konnte der Bewegung meines Herzens nicht mehr gebieten. Ich weinte, ohne es ſelbſt zu wiſſen. „Dort, dort!“ rief ich und drückte die Hand meines Schwagers an mein klopfendes Herz. Schweigend rollten wir weiter; ſchon erkannte ich den kleinen Bach, der hinter unſerm Garten wegfloß; nun den Garten ſelbſt, nun unſer Haus: meine Rührung, mein Entzücken war unausſprechlich — und doch was war dies gegen den Augenblick des erſten Wiederſehens meiner Mutter! Sie ſtand mit ausgebreiteten Armen vor der Thür; neben ihr meine blühende Amalie, die ich als zwölfjähriges Kind verlaſſen hatte, und die mir jetzt ihren lächelnden Erſtgebornen entgegenhielt. Sie Alle erblicken, mit Blitzesſchnelle aus dem ſchnell rollenden Wagen ſpringen und mich in die Arme meiner Mutter ſtürzen, war das Werk einer Secunde.

O dieſe Minute voll Vorgefühl der Auferſtehungsfreude, dieſe lange, ſtumme Umarmung, dieſe ſeligen Thränen, dieſe Himmelswonne: Ewiger, was wäre der Menſch, könnte er ſolche Minuten vergeſſen, und fände er in ihnen nicht den Bürgen ſeiner Unſterblichkeit! —

Keins von uns bemerkte in dieſem Freudentaumel den Reiſegefährten; und dann erſt, als er leiſe meine Hand faßte, gewahrte ich ſeiner und las in ſeinem naſſen Auge ſeine Theilnahme. „Nur wer ſolche Freuden verdient, vermag ſie zu genießen,“ ſagte er mir; „der Himmel erhalte ſie Ihnen!“ Meine Antwort ward durch das Rollen eines Wagens unterbrochen; ich erkannte den Reiſewagen und den Bedienten, die ich am Mittag hatte aus R. fahren ſehen. Noch eh' ich von dem Erſtaunen, mit dem ich ſie jetzt vor unſerm Hauſe halten ſah, zu mir ſelbſt kommen konnte, zog der Unbekannte meine Hand an ſeine Lippen; raſch küßte und drückte er ſie, raſch entzog er mir eine Roſe, die ich den Tag getragen hatte, und noch raſcher warf er ſich in den Wagen, der ihn im Fluge unſern Augen entführte. Wir waren indeſſen zu ſehr mit uns ſelbſt beſchäftigt, zu ſehr in den Genuß unſers Glücks verſenkt, um dieſem räthſelhaften Verſchwinden viel nachzuſinnen. Wurde ich doch eben im Triumphe im Hauſe wieder eingeführt; ſaß ich doch nun wirklich neben meiner Mutter; war wieder in der Heimath, in den Armen der Theuren, die ich ſeit dem erſten Schlage meines Herzens geliebt hatte, und genoß in der Wirklichkeit ein Glück, deſſen Fülle meine Phantaſie kaum geahnt hatte! —

Heitre, ſchöne Tage folgten dieſem Abend und reiheten ſich unvermerkt zu Monaten und Jahren. Das Andenken des Reiſegefährten, das in der erſten Zeit ſehr lebhaft war, wurde ſchwächer, blieb aber ein liebliches Spiel meiner Phantaſie. Nicht, als ob ich ihn zu lieben geglaubt hätte, nicht, als ob ſein Andenken mir je als Hinderniß einer andern Wahl erſchienen wäre: aber er war der erſte junge Mann, der mir im Leben näher trat; ſeine Geſtalt, ſeine Unterhaltung, ſeine Bildung waren keineswegs alltäglich; das Dunkel, worein ihn die Art ſeiner Entfernung hüllte, gab ſeinem Andenken einen eignen Reiz — kurz, es war der erſte Eindruck, den ich empfing, und dieſer iſt bei einem tieffühlenden, in einſamer Abgeſchiedenheit erzogenen Mädchen unauslöſchlich, und die ſpätere Geſchichte ihres Herzens nie mehr, als eine mehr oder weniger ähnliche Wiederholung deſſelben. Der Unbekannte war für mich eine ſo flüchtig vorübereilende Erſcheinung geweſen, daß es wahrſcheinlich für einen Andern nur einer ſehr feinen Aehnlichkeit mit ihm bedurft hätte, um ſich meiner Phantaſie ſtatt ſeiner unterſchieben zu können: aber dieſe Aehnlichkeit fand ſich nicht, und ich ſchränkte mich mehr und mehr auf meinen Familienzirkel ein, wo Gutmüthigkeit, Frohſinn, Fleiß, Häuslichkeit und Liebe jedem Einzelnen ein Glück gewährten, das wir genoſſen, ohne je zu klügeln und zu unterſuchen, worin es eigentlich beſtehe.

So vergingen zwei Jahre. Ich ließ mich jetzt mündig erklären, und fand Gelegenheit, mein Gut auf Uſedom zu verkaufen. Dies machte die Theilung zwiſchen meiner Schweſter und mir ſehr leicht. Mein Schwager wünſchte ſich jetzt bei dieſem Zuwachs ſeines Vermögens einen Kreis größerer Thätigkeit und wählte Lübeck zu ſeinem Aufenthalt. Ich hatte von jeher das Landleben ſehr geliebt; meine theure Mutter theilte dieſe Vorliebe, und wir kauften uns in meinem Vaterland ein kleines, niedliches, am Ufer der Oſtſee gelegenes Landgut.

Der Feldzug von 1806 begann, und der Nachricht ſeiner Eröffnung folgte in wenig Tagen die der ſchrecklichen Kataſtrophe des vierzehnten Octobers. Wen ließ ſie unerſchüttert? Für unſer kleines, friedliches, neutrales Ländchen ahnete man indeſſen keine Gefahr; ahnete noch weniger, daß ſich dieſer Strom ſo verheerend auch über unſere Felder ſtürzen würde. Doch nur zu bald wurden wir aus dem Traum dieſer eingebildeten Sicherheit geweckt. Das Blücherſche Corps zog durch unſer Land, und am dritten November kam es zwiſchen ihm und dem Bernadotteſchen Corps zu einem ernſtlichen Gefecht. Noch vor Sonnenaufgang weckte uns der Kanonendonner und erſt gegen Abend verſtummte er.

Wir ſchickten einige unſrer Leute aus, Nachricht einzuziehen; ſie trafen einige kleine Truppen fliehender Preußen und nachſetzender Chaſſeurs: aber Keiner brachte Auskunft des Weges, den die beiderſeitigen Truppen genommen hatten. Schrecken und Angſt hatten ſich aller Menſchen bemächtigt. Durchaus auf dieſen Fall nicht vorbereitet und bis zu dieſem Tage in ſorgloſer Sicherheit, ging jetzt faſt Allen die ruhige Beſonnenheit verloren, die hier allein rathen und ſichern konnte. Meine Mutter war nicht wohl und unfähig, nach dem Rath und Beiſpiel einiger Nachbarn in die nächſte Stadt zu fliehen; auch war dies nach dem Verlauf einiger Stunden für uns nicht mehr ausführbar. Das vom Blücherſchen Corps verſprengte Huſarenregiment U. kam mit der Morgendämmerung bei uns an und machte Halt. —

Warum ſollte ich es läugnen, daß mich, als der erſte Schrecken überſtanden war, die Neuheit des Schauſpiels anzog und für meine Angſt entſchädigte? — Artig nahmen wir den Herrn General auf, der ſich mit allen ſeinen Officieren in unſerm Hauſe einquartierte, und herzlich gern gab ich für ſeine Leute her, was Küche und Keller nur immer vermochten. Als gegen Abend die Wachtfeuer ſo hell herüber loderten, beredete mich der General, ihn nach dem Bivouak-Platz zu begleiten; und noch jetzt halte ich dieſe Stunde für eine der reichſten und gehaltvollſten, deren Bilder meine Phantaſie aufbewahrt.

Wir Weiber, durch unſre Lage an beſchränkte Anſichten gewöhnt, erhalten ſo ſelten eine klare Anſchauung deſſen, was der Menſch im Großen zu leiſten vermag; und doch liegt in uns, oft mehr wie in den Männern, eine romantiſche Begeiſterung für Alles, was am Menſchen heroiſch und ungewöhnlich erſcheint; und eben dieſer Schwung, den die Natur als Antrieb und Belohnung für den Mann in uns legte, iſt wohl größtentheils die Urſache der Vorliebe, die faſt alle Weiber für das Militär zeigen.

Begeiſtert ſtand ich neben einem Haufen, der Schiller's Reiterlied angeſtimmt hatte: da flammten plötzlich im Weſten die Wachtfeuer der Franzoſen auf, die Keiner ſchon ſo nahe glaubte. Ich erſchrak, aber die Huſaren jauchzten; ſie wußten, daß der Weg nach Schwediſch Pommern noch offen war, wo ſie aufgenommen zu werden hofften. Die Officiere, mit dem Schickſal, das ſie am morgenden Tage erwartete, bekannter, waren größtentheils in dumpfes Schweigen verſunken, und nur in einzelnen Lauten brach der tiefe Mißmuth, den der Unwerth ihres Führers in ihnen erweckte, hervor. Es hieß, man wolle den Feind am andern Morgen erwarten und ſich mit ihm ſchlagen; eine Nachricht, die mich um ſo mehr erſchütterte, da das Befinden meiner Mutter uns jetzt Entfernung ganz unmöglich machte. Ein alter Unterofficier, dem meine Angſt nahe ging, ſprach mir indeſſen Troſt ein und verſicherte, es werde zu keinem Gefecht kommen. Seine Vorherſagung traf ein: die Preußen ergaben ſich am andern Morgen.

Tage des Schreckens und der namenloſen Angſt folgten jetzt. Einzelne Streifcorps durchzogen das Land; meine Mutter wurde kränker und war ſchon bettlägrig, als wir die Nachricht von der Einnahme Lübecks erhielten. Dieſe vielleicht die furchtbarſte der Scenen des Entſetzens, welche dieſer Krieg dargeboten hat, vom tauſendzüngigen Gerücht noch ſchwärzer colorirt, war für meine um das Schickſal der zärtlich geliebten Tochter beſorgte Mutter eine Todesbotſchaft. Ein hitziges Fieber ergriff ſie. Jeder Verſuch, einen Arzt herbeizuſchaffen, mißlang. Der Kutſcher, den ich mit Wagen und Pferden zur Stadt ſandte, ihn zu holen, ward unterwegs requirirt; von einem zweiten Fuhrwerk kam nur der Knecht zurück; ein Bote zu Fuß, den ich mit Gelde erkaufte, brachte mir die Antwort des Arztes, er dürfe bei der Unſicherheit der Landſtraßen durchaus nicht wagen, herauszukommen. Dieſe Antwort brachte mich zur Verzweiflung und dieſe zum Entſchluß. Ich ließ die letzten zwei noch übrigen Pferde herausführen, warf mich in einen Männeranzug und ſetzte mich ſelbſt auf den Wagen, hoffend, der Arzt würde meinen Thränen nicht widerſtehen können. Nach einer halben Stunde war mein Wagen von Chaſſeurs umringt; ſie ſpannten mir die Pferde aus, wünſchten mir eine glückliche Reiſe und ritten lachend davon. Jetzt ſah ich keinen Ausweg mehr offen: nichts war nun übrig, als zu meiner Mutter zurückzukehren, um ſie ſterben zu ſehen. Mit einem Gefühl gräßlicher Empörung all meines Innern ſtand ich neben dem Wagen, als ich einen andern, viel größern Zug Reiterei heranſprengen ſah. Der Gedanke: es gilt das Leben deiner Mutter — Menſchen müſſen helfen! gab mir Muth, und ſiehe, ſchon aus der Ferne ſprengte ihr Führer auf mich zu, und fragte mich mit mildem Ton: „Was gibt's hier?“ — Ich ſah zu ihm auf, ich erzählte, ich bat: wer hätte dieſem Geſicht nicht vertraut? — „Sein ſie ruhig,“ ſagte er freundlich, „es ſoll Ihnen geholfen werden.“ Er befahl ſeinem Adjutanten, ein Paar andre Pferde herbei führen zu laſſen. Ich wollte danken: ein forſchender Blick, den er auf mich warf, und der, von einem faſt unmerklichen Lächeln begleitet, auf meinen vollen Haarflechten ruhete, die durch das Abnehmen des Hutes ſichtbar geworden waren, machte mich verſtummen. Ich war beſchämt, ich fühlte peinlich, wie ich erröthete, die Thränen traten mir in's Auge. „Fürchten Sie nichts,“ ſagte er mir mit einem Tone, der mich überzeugte, daß er mein Gefühl errathe und es zu ehren wiſſe; „ich werde Sorge tragen, daß Sie auch auf dem Rückwege ſicher ſind, und Ihnen einen meiner Bedienten zur Sauvegarde mitgeben. Möge der Zweck Ihrer Reiſe durch den Erfolg belohnt werden!“ — Er riß ein Blatt aus ſeiner Schreibtafel, ſchrieb einige Worte darauf, rief: „Lefevre!“ gab dem Manne das Blatt mit einigen leiſen Befehlen, und — da flog er ſchon, noch eh ich danken konnte, ſeinen vorbeigezogenen Reitern nach! —

Wir trafen auf unſerm Wege noch mehrere Truppen, aber mein Begleiter und ſeine ſchriftliche Autoriſation halfen uns unangefochten durch. Ich erfuhr von ihm den Namen ſeines Herrn, Oberſt

Cemolli. Ich hatte den Namen nie gehört, ich konnte den Mann früher nicht geſehen haben, und doch war in mir ein dunkles Streben, dieſen Sprachton, dieſe Augen, ſogar den Blick — eben dieſen Blick, mit dem er Abſchied nahm, in meinem Gedächtniſſe aufzuſuchen, als gelte es nur eine Wiedererinnerung. Mir war er ein ſichtbarer Schutzengel geweſen, und ich fühlte beſtimmt, daß mir dieſer Blick, dieſer Ton immer klar und beſtimmt vorſchweben würde. — Der Arzt machte wenig Schwierigkeiten, mich unter Lefevre's Schutz zu begleiten; wir fanden aber bei unſerer Ankunft meine theure Mutter ſehr krank. Ihre ſchrecklichen Fieberphantaſien waren jetzt einem noch quälendern Bewußtſein gewichen, das die Ungewißheit über Amaliens Schickſal zur angreifendſten Seelenfolter machte. Der Arzt geſtand mir, daß ich Alles fürchten, wenig hoffen dürfe, ſo lange dieſe ſchmerzliche Unruhe die Wirkung ſeiner Arzneien hindere. Ich litt unbeſchreiblich. Alles, was ich zu thun vermochte, war, einen Boten nach Lübeck zu ſenden, der aber erſt nach ſechs Tagen zurückkommen konnte, wo es, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ſchon zu ſpät war, als daß auch die glücklichſte Nachricht noch das Leben meiner Mutter retten würde; und ach! wer durfte nach allen Berichten auf eine glückliche Botſchaft rechnen?

Gegen Mitternacht ſank meine Mutter in einen unruhigen Schlummer. Ich kniete vor ihr Bett und ließ meinen Thränen freien Lauf. Ich fühlte unendlichen Schmerz, und doch hob ſich in mir das Vertrauen auf Hülfe rein und tröſtend hervor. Wie nahe war meiner Hoffnung die Gewährung! Ich hörte an das Hofthor pochen, ſah es öffnen und erkannte in den beiden Reitern, die heraufſprengten, zwei Chaſſeurs von dem Regimente, dem ich am Morgen begegnet war. Der eine brachte mir von ſeinem Oberſten eine Empfehlung und einen Brief. Ich erkannte Amaliens Handſchrift. Wer ſchildert meine Freude? Ich flog in's Zimmer zurück. Ein Billet von unbekannter Hand war beigelegt; es war unterzeichnet Armand St. Comolli. Er ſchrieb meiner Mutter, daß er ſich mit wahrem Vergnügen eines Auftrags meiner Schweſter entledige und, da es ihm unmöglich falle, jetzt ſelbſt unſre Bekanntſchaft zu machen, ſende er uns zwei ſeiner Leute, deren Anweſenheit hoffentlich alle

Unannehmlichkeiten von uns entfernen würde, welche im Kriege ſelbſt von dem beſten Willen der Officiere nicht immer verhindert werden könnten. Ich drückte dieſe Zeilen an mein Herz, welches in dem Schreiber dieſes Briefes meinen Schutzengel wiederfand; und als ich nun Amaliens Brief erbrach, als ich nun las, wie ſie mit den Ihrigen in der größten Gefahr heraus auf die Straße einem eben vorbeigehenden Officier zu Füßen geſtürzt ſei; wie dieſer ſie in ihr Haus begleitet, mit eben ſo viel Muth als Klugheit die trunkenen Soldaten daraus entfernt, ihnen Leben, Vermögen, Ehre geſichert und erhalten habe; wie jeder Verſuch, ihm einen Beweis ihrer Dankbarkeit aufzudringen, von ihm ſo ernſt als feſt zurückgewieſen worden ſei, wie er, als er ihre Sorge um unſere Mutter und mich geſehen, ſich beim Abſchied erboten habe, Briefe für uns mitzunehmen und uns ſo nützlich zu werden, als die Umſtände es ihm nur immer vergönnen würden: als ich das las, da ſtürzte ich auf meine Knie und flehte: „Vater, vergilt du ihm!

Ich flog zu meiner Mutter und las ihr dieſe Briefe vor, die neues Leben in ihre Adern goſſen.

Auch ihre Thränen floſſen; zu ſchwach für jedes Wort des Dankes, ſah ſie ſtumm auf gen Himmel, drückte mir die Hand und ſank bald in einen ſanften Schlummer, aus dem ſie am Morgen erwachte. Ich führte nun Lefevre vor ihr Bett. Er, der ſeinen Herrn nie verlaſſen hatte, war auch mit ihm bei Amalien im Quartier geweſen und ergänzte uns jetzt manche Lücke ihrer ſchriftlichen Erzählung.

Mit welcher Ehrfurcht, mit welcher Liebe ſprach er von ſeinem Oberſten, und wie ſorgſam bewahrte ich jedes Wort über ihn! Ich hatte dem Oberſten nur wenige Zeilen geantwortet, und dieſe wurden von Thränen der begeiſternden Rührung faſt verlöſcht. Er wußte jetzt, daß es Amaliens Schweſter war, die er mit ſo zarter Großmuth geſchützt hatte, und die ihm wahrſcheinlich das Leben ihrer angebeteten Mutter verdankte. Auch war mein Dank ein eben ſo tiefes als leidenſchaftliches Gefühl. In meinem bisherigen Leben war meine Empfindung, wie eine klare Quelle, ſanft und leiſe fortgeglitten. Die Begebenheiten dieſer letzten Wochen hatten das geändert. Reich und tief durchſtrömte ſie jetzt mein

Leben mit einer Kraft, deren Daſein ich früher nicht in mir geahnet hatte.

Meine Mutter erſtand bald von ihrem Krankenlager, und auch von außen wurde es ruhiger in unſerm Lande. Man fühlte denſelben Druck; aber es war doch Alles geordnet, und der Willkür die Herrſchaft genommen. Mecklenburg hatte ſeinen Fürſten verloren und ſeine Einwohner fühlten die Trauer verwaiſeter Kinder.

Einſamkeit und Schweigen herrſchten überall, Sorge und Kummer lagen auf jedem Geſichte; aber das Getümmel des Krieges hatte ſich entfernt, und die Stille eines drückenden Gewitterabends war ihm gefolgt. Nur von Pommern her ſchallte der Kanonendonner bis zu uns. Ach, dieſe Belagerung Stralſunds war für mich von dem höchſten Intereſſe; Comolli kämpfte dort, und es waren Schweden, gegen die er kämpfte! —

Die Schweden ſind ein tapferes, allgemein geachtetes, nie von der Schmach der Feigheit geſchändetes Volk. Kein anderes ſpiegelt auch in ſeinem Charakter ſein Klima treuer ab. Die langen Winter dieſes Landes entkleiden die Erde und das Leben von ſeinem Schmuck, und der Schwede kann, die größte Hälfte des Jahres von Bildern des Todes und der Vergänglichkeit umgeben, nicht heiter und ſpielend durch das Leben hüpfen. Die Fülle des Daſeins iſt aber in ihm; und da ſich dieſe in der äußern Natur nicht abſpiegelt; ſo richtet er das Auge hinauf zu ſeinem hellfunkelnden Sternenhimmel; ſo ſenkt er den Blick in die eigene Bruſt herab und fühlt und denkt und ſinnt und ahnet und glaubt und hofft, wo der in einem glücklichern Klima Geborne lebt und genießt. Ernſt, wie die finſtern Wälder ſeines Landes, feſt, wie ſeine kühnen Berge, tief, wie ſeine Sonne, wurzeln Glaube, Liebe, Ehre tief in ſeiner Seele. Ein Geiſt hat ſich gewaltig an dieſem edlen Volke verſündigt, indem er dem Sinne deſſelben eine ſeinem Charakter durchaus widerſprechende Form aufdringen wollte; der vornehmere Schwede, der nach Feinheit und Eleganz ſtrebt, trägt den Unſegen jeder Unnatur an ſich; aber die Nation ſelbſt ſteht an Einfalt, Treue, Rechtlichkeit, an Liebe und Ehre, mit auf der höchſten Stufe unverkünſtelten Menſchenwerths. Kein Volk hat auch je von ſeinen Feinden ausgezeichnetere Beweiſe der Achtung erhalten, als die, wodurch die Franzoſen ſich und die Schweden geehrt haben.

In der großen Kriegsgeſchichte unſerer Zeit war die Belagerung Stralſunds eine zu unbedeutende Epiſode, obſchon ihre Begebenheiten unter andern Umſtänden nicht unaufgezeichnet geblieben ſein würden. Ein Mann, den der grellſte Schickſalswechſel von der Seite ſeines Königs, der ihn als Freund liebte, fort, und dann im Wirbel der Begebenheiten zu dem Punkte hinriß, wo er, ſeinem Vaterlande (dem Anſehen nach) für immer entfremdet, verbannt, geächtet, in einem großen Theile Europa's heimathlos umherirrte, bis er am Fuß des Kaukaſus Verborgenheit fand; ein Mann, deſſen Privatleben den Stoff zu dem allerintereſſanteſten Roman liefern würde, ſo wie ſein öffentliches Leben ihn einſt den Blicken unſers Welttheils preis gab: dieſer Mann, Moritz Armfeld, war Anführer der Schweden.

Ich zitterte für Comolli's Leben, deſſen öftere Briefe mich indeſſen zu beruhigen ſtrebten. Uebrigens zog aber mein Auge und mein Herz ſich mehr von dem Schauplatz der Zeitbegebenheiten zurück, um einzig meiner Mutter zu leben, die nur geneſen war, um leiſer und allmähliger zu vergehen. Die Größe dieſes mir bevorſtehenden Verluſtes beugte mich darnieder. Sie, die Sanfte, die Fromme, vom Morgenroth jener Welt ſchon verklärt, ſchien nur noch auf Erden zu weilen, um die Herzen, die ſie liebte, zu tröſten und zu ſtärken. Mit Segen und unendlicher Liebe auf uns zurückblickend, war es ihr letztes Erdengeſchäft, mich zu lehren, wie ich ihren Verluſt tragen könne, tragen müſſe. Um dieſes Sterbebett war es für jede ungeſtüme Klage, für jeden heftigen Affect zu heilig und zu ſchaurig. An einem der ſchönſten Maiabende ſchloß ſich mit der ſinkenden Sonne ihr Auge. Ein Engel trat mit leiſem Friedenskuſſe zu ihr und nahm ſie mit ſich von der Erde. In meinem Garten wurde ſie begraben, und als ich mit Amalien an ihrem Grabe ſtand, fielen wir einander an's Herz und fühlten uns näher, unauflöslicher denn je mit einander verbunden; fühlten, daß wir ſie, die Eine in der Andern, ſo herzlich fortliebten. Amalie drang in mich, ſie nach Lübeck zu begleiten; aber die ſchmerzlich ſüße Wehmuth, das Zimmer zu bewohnen, wo die geliebte Mutter wohnte, und zu weinen, wo ſie ruhete, war mir viel zu werth. Amalie reiſete allein und ich blieb zurück.

Aus der Stille dieſes Schmerzes riß mich bald neues Kriegsgetümmel, von dem unſere Gegend ganz unvermuthet der Schauplatz ward. Die Franzoſen verließen Schwediſch-Pommern. Armfeld folgte ihnen mit ſeinem Corps.

Rittmeiſter P. von Mörners Huſaren übereilte R. und nahm die dortige Beſatzung gefangen. Einzelne Detachements ſchwediſcher Huſaren und Jäger durchzogen das Land. Es kam zu mehreren kleinen Gefechten. Auch in der Nähe meines Guts trafen ſich ein franzöſiſches und ein ſchwediſches Detachement. Es war eine finſtere Gewitternacht, und mit dem Donner zog ſich auch der Pulverdampf und Knall näher und näher. Da klopfte es an's Thor. „Ein verwundeter Officier!“ riefen mir meine Leute zu, und ich eilte ſchnell hinunter, ſelbſt Anſtalten zu ſeiner Verpflegung zu treffen. Der erſte Gegenſtand, den ich erblickte, war — Lefevre.

Ein Schauder ergoß ſich erkältend durch meine Adern; ſchwankend faßte ich das Geländer der Treppe. „Ach, Mademoiſelle,“ ſagte mir der treue Menſch mit Thränen, „ich bringe Ihnen meinen guten Oberſten! Bei Ihnen iſt er gewiß gut aufgehoben.“ — Die Flügel der Hausthür ſprangen auf; vier Chaſſeurs brachten ihn getragen. Bleich, mit geſchloſſenen Augen, mit Blut überdeckt, ſah ich den Schutzengel meiner Amalie, den Retter meiner Mutter, meinen eigenen Retter vor mir!

Der Wundarzt kam und nannte am andern Tage, als er den erſten Verband abgenommen hatte, ſeine Wunden gefährlich, aber nicht hoffnungslos tödtlich. Mit unausſprechlicher Angſt erwartete ich im Vorzimmer ſeinen Ausſpruch; mit Thränen der Freude und des Schmerzes drückte ich jetzt ſeine Hand dankend und fürchtend an mein Herz. Mein Betragen konnte ihn befremden; ich fühlte das und erzählte, was ich dem Oberſten zu verdanken hatte. Froh erwiederte er: „Dann hoffe ich ſelbſt; er bedarf der ſorgſamſten Pflege, und da ich jetzt weiß, daß dieſe ihm hier nicht fehlen wird, ſo rechne ich deſto zuverſichtlicher auf ſeine Jugend und meine Kunſt.

Vergöttert von ſeinen Soldaten, geliebt und geehrt von ſeinen Officieren, erhielt Comolli auch jetzt von Beiden die rührendſten Beweiſe zärtlicher Theilnahme. Mein Haus wurde in den erſten Tagen nicht leer von Beſuchen, und ich mußte mich, zurückgezogen in mein Zimmer, darauf beſchränken, zu erfragen, wie es mit ihm ſtehe. Bald aber verließen die Truppen unſere Gegend; nur der Wundarzt und Lefevre blieben zurück, und ich durfte nun dem Zuge folgen, der mich nach dem Krankenzimmer meines Wohlthäters leitete.

Ich fand ihn im heftigen Wundfieber phantaſirend — viel kränker, als ich ihn mir gedacht hatte: aber eben dieſe Bewußtloſigkeit feſſelte mich an ſein Lager. Lefevre konnte auch im Schmerze die Volubilität einer franzöſiſchen Zunge nicht verläugnen; und wovon konnte er mich beſſer unterhalten, als von ſeinem Herrn? Aus dieſen ungeſchmückten Thatſachen, aus dem Prunkloſen dieſer kleinen Züge ſtrahlte mir das Bild des trefflichſten, edelſten Mannes immer heller hervor; und dieſen Mann, an deſſen Schickſal ſich meine heiligſten Empfindungen knüpften, ſah ich jetzt in der Blüthe ſeiner Jahre auf einer Laufbahn, welcher kein Ziel zu hoch iſt, ſterbend vor mir! — Oft ſank ich dann in einſamen Minuten an ſeinem Lager nieder und flehte mit Thränen heißer Inbrunſt um Friſtung und Rettung dieſes reichen, ſchönen Lebens.

So ſaß ich auch einſt in wehmüthiger Trauer einſam ihm gegenüber, indem er, wie im Todesſchlummer da lag; da glitt durch eine Bewegung, die er machte, ein Medaillon hervor, das er an einer ſchwarzen Schnur am Halſe trug. Wahrſcheinlich, dachte ich, das Bild ſeiner Geliebten; und meine Thränen floſſen ſtärker. Unwillkürlich ſtreckte ich die Hand nach dem Medaillon aus, weil ich auf der Kehrſeite ein Gemälde zu finden glaubte. Statt deſſen fand ich eine Feder, deren Druck es öffnete. Erſchrocken über das, was ich gethan, und doch voll Begierde, die Züge des Weſens zu ſehen, dem Er angehörte, warf ich einen furchtſamen Blick darauf. Unter Glas gefaßt ſah ich eine Roſe, mit der Ueberſchrift: „Der Erinnerung ewig blühend!“ Darunter ſtand der Name meiner Vaterſtadt, ſtand Jahreszahl und Monatstag, an dem vor Jahren der unbekannte Reiſegefährte mir einſt beim Abſchied dieſe Roſe nahm.

O nur wer die Gewalt des erſten, geheimnißvollen Eindrucks empfunden und bewahrt hat, wie ich, kann es fühlen, mit welchem namenloſen Beben ich mich in dieſem Moment des Lautes ſeiner Stimme erinnerte, die mich, als er mir Schutz und Hülfe verhieß, wie das Echo einer in die Vergangenheit verſunkenen Melodie ergriffen hatte! Vorgefühl und Gegenwart, Traum und Wahrheit — Alles vereinte ſich jetzt in einer übermächtigen Empfindung, welche ſich endlich in Thränen der Wonne und Verzweiflung auflöſete. Er war es! — Er, im Gewühl des Lebens, im Getümmel des Krieges, ſo treu bewahrend das Andenken des Mädchens, das ihm einſt ſo ſchnell vorübereilend erſchienen war! Er mir, ich ihm nicht wieder begegnend, bis er mir nach Jahren, unerkannt, im Augenblick der höchſten Noth, Schutzengel ward! Und nun, ihn wiederfindend, theilnehmender an mir, als meine kühnſten Träume es hatten malen dürfen — aber am Rande des Grabes, deſſen Nacht ihn für immer zu verhüllen drohte!

Ich ſank an ſein Bett nieder, ich zog ſeine Hände an mein Herz, meine Thränen benetzten ſie. „Und Du willſt dieſe Welt verlaſſen," ſeufzte ich, „ohne zu erfahren, wie ich um Dich weine? ohne zu wiſſen, daß die Liebe, die den Lebenden nicht beglückte, dem Todten in's Grab folgen wird? O erwache, erwache, oder nimm mich mit Dir!"

Die Heftigkeit meiner Bewegung, dieſer Ton der leidenſchaftlichſten Trauer — und warum nicht die geheimnißvolle Wunderkraft der Liebe ſelbſt? — erweckten Comolli's ſchlummerndes Leben. Er ſchlug ſeine Augen auf: ſein erſter Blick fiel auf die weinende, vor ihm hingeſunkene Geſtalt. „Ottilie!" rief er mit jenem Ton, der, aus dem Herzen kommend, ſich des Herzens ſo unwiderſtehlich bemächtigt, und richtete ſich empor. Ohnmächtig ſah ich ihn aber wieder zurückſinken. Mein Angſtgeſchrei um Hülfe füllte das Zimmer mit Menſchen. Ich war außer mir. Entzückend aber und unvergeßlicher war dann der Uebergang von dieſer furchtbaren Todesahnung zur Gewißheit ſeines Lebens und ſeiner Geneſung, die mir der Arzt nach dieſem Moment der Kriſis verbürgte.

Es gibt Zeitpunkte im Leben, von denen man nicht ſprechen kann und nicht ſprechen darf; ſie ſind zu gehaltvoll für Worte, die nur die Oberfläche abſpiegeln, nicht ihren Gehalt zu ergründen vermögen. Comolli's Wiedergeneſung iſt ein ſolcher Zeitpunkt in meinem Leben. Genußvoll war für uns noch oft die Erinnerung unſers erſten Begegnens. Comolli, damals auf einer Geſchäftsreiſe nach St. Petersburg begriffen, ſah mich den Abend in dem Wirthshaus ankommen, wo ich ihn am andern Morgen zuerſt erblickte. Voll Jugendluſt und frohen Lebensſinnes, der gern nach jedem zeitkürzenden Abenteuer haſcht, ſandte er am andern Morgen ſeinen Wagen voraus, um ſich in dem unſern ein Plätzchen erbitten zu können.

„Die Liebe,“ ſagte er mir, „hat, wie die Andacht, ihre prophetiſchen Augenblicke und ihre myſtiſche Bürgſchaft des Wiederſehens für jede Trennung; ich ging von St. Petersburg nach Paris zurück in Begleitung Ihres Bildes und in der Zuverſicht, ich werde Ihnen irgendwo wieder begegnen. Als mich dieſer letzte Feldzug Ihrem Vaterlande ſo nahe führte, ward mir dieſe Möglichkeit zur Gewißheit, und es befremdete mich faſt gar nicht, als ich in Lübeck im Zimmer Ihrer Schweſter Ihr Gemälde fand. Unerſchöpflich war ich aber in Fragen, die ihrer guten Schweſter im Munde des fremden Mannes unverdächtig klangen und von ihr gern beantwortet wurden. Doch ſah ich Sie nachher, ohne Sie zu erkennen, und nur als Ihr Brief und Lefevre mich von dieſer Gunſt des Zufalls unterrichteten, fühlte ich den ganzen Werth jener unvergeßlichen Minute. Ihre Briefe waren jetzt mein ſchönſtes Glück; meine Wünſche und Hoffnungen mir ſelbſt immer klarer und verſtändlicher: doch hütete ich mich, Ihnen unſere frühere Bekanntſchaft in's Gedächtniß zurückzurufen. Wenn mein Herz mich nicht täuſchte, wenn dies treue, unwandelbare Gefühl deſſelben einem gleichen begegnete: ſo mußte auch Ihnen noch eine dunkle Erinnerung, ein leiſes Streben geblieben ſein, in mir, wenn wir jetzt zuſammentrafen, den früher Geſehenen auffinden zu wollen. Von dieſer Probe erwartete ich das Glück meines Lebens. Die Geliebte, die mir Vaterland, Familie, Freunde aufopfern ſollte, um ihr Schickſal an das Ungewiſſe der Lage eines Kriegers zu binden, den ſein Geſchick in der nächſten Minute vielleicht in einen fremden Welttheil ruft, mußte durch ein unſichtbares, geheimnißvolles Band mit mir verbunden ſein, wenn ich den Muth haben ſollte, ein ſolches Opfer von ihr zu fordern und es anzunehmen. So zwiſchen Furcht und Hoffnung getheilt, führte mich der Zufall Ihnen wieder nahe. Ich war feſt entſchloſſen, Sie auf dieſem Zuge zu ſehen, und müßte ich mir die Minuten dazu ſtehlen; es ſchien anders beſchloſſen zu ſein.“

„Der Gedanke an Sie war mein letzter, als ich ſchwer verwundet vom Pferde ſank, und der erſte dämmernde Lebensblick nach langer Todesnacht zeigte mir die weinende Freundin im Gebete vor meinem Sterbelager hingeſunken und verklärt vom Wiederſchein der Abendſonne.“ —

Bald ſah ich meinen Freund von ſeinem Lager erſtehen, blühender als jemals; und ſeiner Geneſung folgte bald der Tag, wo ein Band, das ſchon früher zwei Herzen zu Einem verknüpft hatte, durch Prieſterhand den Segen der Erde zu dem des Himmels erhielt. Noch lebe ich mit ihm in meinem Vaterlande; bald vielleicht muß ich es verlaſſen: aber keine Ahnung, keine Furcht verdüſtert meine Seele. Reich im Augenblick der Gegenwart bin ich über die Zukunft ruhig, wie es das Weib eines Helden ſein muß; gefaßt, wie jene Liebe, für die es keine Trennung gibt, es beim Gedanken des Todes iſt, der ihrem Glück Würde, ihren Freuden einen leiſen, veredelnden Schauer gibt.

Anzeige für Gebildete.

Bei Carl Focke in Leipzig iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Muntere Unterhaltung von St. Schütze. Sauber brochirt, Preis: 1¾ Thlr. oder 3 Fl. 9 Kr. rhein.

Jedem wahrhaft Gebildeten, der nicht blos eine flüchtige und oberflächliche Unterhaltung ſucht, ſondern bei ſeiner Lectüre auch denken will, wird dieſe neueſte Gabe des geſchätzten Verfaſſers gewiß ſehr willkommen ſein! — Statt aller Empfehlung ſei es vergönnt, den Inhalt des Werkes zu verzeichnen:

Die wohlthätige Stadt. — Der Vogel und der Menſch. — Ueber die Erziehung. Ein Geſpräch im Vorbeigehen. — Alles mit Maß! — Der Eſſer nach Gall'ſchen Principien. — Die Ehemänner und die Hageſtolzen. — Die Kunſt, alte Jungfern zu erziehen. — Gut und ſanft. — Bildungsmittel. — Verwechſelungen. — Aufrichtiges Heirathsgeſuch. — Der Tod, ein Friedensſtifter. — Das iſt ein Seehund. — Mittel, Andere kennen zu lernen. — Schreckliche Folgen einſeitiger Kenntniß des weiblichen Geſchlechts. — Der verdrießliche Enthuſiaſt. — Frommer Spaziergang. — Glaub' und Lehre. — Ueber den guten Mann. — Schreiben eines deutſchen Dichters an das Publicum. — Politik der Poeterei. — Ueber das Leben in der Wahrheit. — Lord Byron's

Ende. — Die Welt will betrogen ſein. — Erſter Unterricht im äſthetiſchen Urtheil. — Ueber die Bildung geſelliger Mittheilung. — Gemeinheit. — Mittel zur Erheiterung. — Ueber das Wiederſehen nach dem Tode. — Verehrung des Großen. — Erinnerung, die Verehrung des Großen betreffend. — Leidenſchaft. — Ueber die Täuſchungen des Temperaments. — Ueber die Erlaubniß des Nachdrucks. — Welche Richtung nimmt die Zeit? — Träumereien. — Ueber das verſchiedene Zuſammentreffen gleicher Charaktere. — Sitte und Geſetz. — Ehre und Vergnügen. — Ueber das Unvollkommene in den ſchönen Künſten. — Ueber das Gefährliche des Witzes — Wie gelangt der Deutſche zum Epos? — Warum wird über das Theater ſo viel geſprochen? — Ueber die Kunſt des Vortrags. — Der Improviſator Wolff in Weimar. — Das Schreiben. — Ueber die Stufen in der Bildung des Geſchmacks. — Ueber die Würdigung des Alters auf der Bühne. — Belehrende und ergötzende Dramaturgie. — Was iſt von Bearbeitung alter Luſtſpiele zu erwarten? — Gehört die Schauſpielkunſt zu den ſchönen Künſten? — Muſik für's Theater und Muſik für's Haus. — Ueber den deutſchen Geſchmack. — Wie muß ein Muſengönner beſchaffen ſeyn? — Ueber die Gefahren junger Dichter. — Johannes Falk. — Das Leben der Thüringer. — Die Seele und der Menſch.

Auswahl

aus

Fanny Tarnow's Schriften.

Fünfter Band.

Leipzig, 1830.
Verlag von Carl Focke.

[illegible]
[illegible]
[illegible]

Thorilde von Adlerſtein

oder

Frauenherz und Frauenglück.

Eine Erzählung
aus der großen Welt.

Für Alles Nichts — für Leben Sterben,
Für frommes Zutrau'n morſchen Stab,
Für Gluthen Eis, für Huld Verderben —
Das iſt's, was ihr die Liebe gab.

La Motte Fouqué.

Freundlich ſpielten die erſten Sonnenſtrahlen eines milden Herbſttages durch die reich verhängten Fenſter, und weckten die ſchöne, allgemein gefeierte und hochgeehrte Gräfin Thorilde von Adlerſtein. Es war der Morgen ihres achtundzwanzigſten Geburtstages, und zugleich der Morgen eines höchſt bedeutenden Lebenstages. Ernſt und wehmüthig ſinnend, hob ſie das große, dunkle Auge gen Himmel; da ertönten in dem angrenzenden Zimmer ſanfte Harfen- und Lautentöne, und mit ihnen von ſüßer Rührung gedämpfte Stimmen, die die Wünſche der Liebe, des Dankes und der Ehrfurcht für Thorildens Glück und Leben zum Thron der Gottheit hinaufſandten. Eine ſelige Empfindung durchdrang ihr Herz; Friede, Himmelsfriede, umfing ſie; vertrauend warf ſie einen Blick auf die Vergangenheit, ſie verbürgte ihr die Zukunft. Was konnte die fürchten, deren ganzes Leben Liebe, Treue und Güte war?

Noch ehe die letzten Töne des Geſanges verhallten, trat ſie in den Kreis der glückwünſchenden Freundinnen, der zugleich der Kreis der anerkannt edelſten und liebenswürdigſten Frauen der Reſidenz war. Als Lohn für manche Entbehrung, die heilige Pflichten ihr früh zum Geſetz machten, als Vergütung für verſagte Mutterfreude und verſagtes Liebesglück, ward Thorilden die Gabe, ſich die Edlen ihres Geſchlechts in treuer, zärtlicher Hingebung ſchnell zu gewinnen. Ihr die Verhältniſſe des geſelligen Lebens klar und vielſeitig umfaſſender Geiſt; ihr Talent, die Menſchen, von ihnen ſelbſt unbemerkt, zu leiten; ihr an jedem fremden Schmerz ſo zart theilnehmendes, zu Rath und That gleich bereites Herz, verbunden mit dem Einfluß, den ihr ihre Schönheit, ihr Reichthum, ihr Name, der zu den edelſten des Reichs gehörte, und die Fleckenloſigkeit ihres Rufes bei allgemeiner Anerkennung ihrer Gewalt über Männerherzen gab, vereinigten ſich, ihre Freundſchaft allen denen wünſchenswerth zu machen, die in der Geſellſchaft einen Platz zu behaupten oder zu erwerben hatten. Allein ſo groß auch die Zahl ihrer Bekanntſchaften, ſo viel umfaſſend auch der Zirkel ihres Umgangs war, ſo konnten ſich doch nur ausgezeichnete Vorzüge des Geiſtes und des Herzens das Recht erwerben, ihr näher zu kommen, da ſie in hoher, ſo vielen Frauen mangelnder Selbſtſtändigkeit die Linie zwiſchen Bekanntſchaft und Freundſchaft mit ſtolzer Sicherheit zu ziehen wußte. Von kleinen Seelen beneidet, von der Menge bewundert, von den Beſſeren geliebt, ſchien Thorilde durch ihr ſchönes, in ſich ſelbſt vollendetes Daſein, durch die Innigkeit ihres Herzens und ihre geiſtige Erhebung über kleinliche Bedürftigkeit zum Schutzgeiſt jüngerer und ſchwächerer Herzen beſtimmt zu ſein, und dieſen Beruf in der treueſten und liebevollſten Sorge für den Adel derſelben anzuerkennen und zu ehren. — Doch heute, als ſie in den Kreis ihrer verſammelten Freundinnen trat, und mit ihren Wünſchen zugleich die ſinnvollen Gaben ihrer Kunſtfertigkeit und ihres Fleißes zum Angebinde empfing, wölkte ſich, wie zarter Nebel, ſanfte Wehmuth über die ſonſt ſo heitre Klarheit ihrer ſeelenvollen Züge.

„O meine Theuren,“ ſagte ſie, von ihnen umringt, „möge ein guter Gott Euch in der troſtbedürftigſten Stunde Eures Lebens den Segen vergelten, den Eure Liebe heute auf das meinige legt! Unſre Freundſchaft bleibe, was ſie uns Allen iſt, Verſchwiſterung zum gemeinſchaftlichen Fortgange auf der Bahn des Guten und des Schönen, und da mir das Glück ward, bei den Meiſten von Euch das Band zu knüpfen, das Euch an einander bindet, ſo ſei es mir auch vergönnt, Euch zum Andenken dieſes Tages in dieſen Ringen ein Pfand zu reichen, daß Keine von Euch je an der Hand der Andern erblicken möge, ohne ſich unſers Bundes und meiner Liebe zu erinnern. Wer weiß, wie bald das Schickſal vielleicht trennend zwiſchen uns tritt; doch von ihm unangefochten, beſtehe die ſchöne Gemeinſchaft unſerer Herzen und unſers Strebens, und in ihr der beſte Theil meines Lebens und meines Glückes.“

Hier wurde der ſanfte Schimmer in Thorildens Augen zu Thränen, die rein und klar, wie die Thautropfen an einer Roſe, über ihre Wangen floſſen; ſie gewann indeſſen in den Umarmungen ihrer Freundinnen bald ihre heitre Ruhe wieder, wenn gleich die Unterredung während des mit ihnen eingenommenen Frühſtücks das Gepräge jenes gefühlvollen Seelen ſo wohlthuenden Ernſtes behielt, der gemeinhin die meiſten Herzensfreuden, die edelſten Geiſtesgenüſſe begleitet.

Gegen Mittag erſt trennte man ſich in der Erwartung, ſich am Abend bei dem Fürſten R. wieder zu ſehen, der, ein warmer Verehrer der Gräfin Adlerſtein, die Gelegenheit, ſie am heutigen Tage als die Königin eines ihr zu Ehren gegebenen Feſtes bei ſich zu ſehen, nicht unbenutzt laſſen wollte. Mit unbeſchreiblicher Innigkeit entließ Thorilde ihre Freundinnen. Es war, als lege ſie ihr innerſtes Herz und die tiefſte Fülle ihrer Liebe mit ganz neuer Wärme in den Dank für den heutigen Morgen, und die wenigen, aber ernſt beziehenden Worte, mit denen ſie jede einzeln umarmte. Sie klingelte, als ſie ſich allein ſah, und befahl, ihr die eingelaufenen Briefe zu bringen. Unter der Menge derſelben waren zwei, die ihre Theilnahme beſonders anregten; der eine enthielt die Zuſicherung einer Verſorgung für den alten Diener, den ſie ſeit zehn Jahren wegen ſeiner Treue und Anhänglichkeit werth hielt, und der andre die Nachricht, daß der Verlobte ihrer Kammerjungfer, die ſie als Waiſe zu ſich genommen und ſelbſt erzogen und gebildet hatte, auf einem ehemaligen Gute ihres verſtorbenen Gemahls zum Prediger gewählt worden war, und das einſtimmig, ſobald die Bauern es erfuhren, daß ihre ſo geliebte, und noch nicht vergeſſene Gräfin ihn dem Gutsherrn zur Anſtellung empfohlen habe. „Gott, du gibſt mir viel!“ rief ſie freudig, „ich kann heut noch zwei Glückliche machen — ach, vielleicht die letzten, die es mir vergönnt wird, zu ſehen!“ — Hier füllte ſich ihr Auge mit Thränen, und ſie verſank in ein tiefes, wehmuthvolles Sinnen, welches ihren Zügen allmählig einen bis zur Schwermuth ſich verdüſternden Ausdruck gab, als die Thür ſich öffnete, und der Präſident Likolf hereintrat, an jeder Hand eines ſeiner himmliſch ſchönen Kinder. „Ich bringe Ihnen hier meine Kinder,“ ſagte er mit dem Tone der zärtlichſten Ehrfurcht, „Sie haben ihnen den Vater wieder gegeben, laſſen Sie ſich dafür ihren Dank und ihre Wünſche zum heutigen Tage gefallen.“

Selig wie ein Engel, bog ſich Thorilde zu den Kindern nieder, um ſie an ihr Herz zu drücken. Nie war ſie Likolfen ſo überirdiſch ſchön erſchienen! ſeine Kinder in ihren Armen, an ihrem Herzen, beide holde Weſen mit der an Unwiderſtehlichkeit des Zaubers einzigen Lieblichkeit der Kindheit ſie ſchmeichelnd umfaſſend, und ihr die Worte wiederholend, die das Herz des Vaters ſie gelehrt hatte, und dieſe edle treffliche Frau, die nur Glück und Friede um ſich verbreitete, ſah er heut zum letzten Mal, und ihr, wie die Sonne Freude und Segen ſtrahlendes Daſein verſank mit dieſem Tag, vielleicht für immer, in die Nacht dunkler Verborgenheit! Er konnte ſich mit dieſem Gedanken nicht verſöhnen; ſie ſah ſeine tiefe Bewegung und reichte ihm mit der ſtillen Milde eines Engels ihre Hand. „Wie ſoll ich es Ihnen danken, mein theurer Freund,“ ſagte ſie ihm gerührt, „daß Sie mir den Weg, den ich künftig zu wandeln habe, ſo tröſtend erheitern, indem Sie mir die Gewißheit ſchenken, Sie im Genuß neu erworbenen Glückes, und in der Sicherung inneren Friedens zurückzulaſſen?“

Likolf war einer jener Männer, die in der Jugend der irdiſchen Luſt faſt unbegrenzte Gewalt über ihr Gemüth einräumen, weil ſie ſich durch ihren Genuß bilden zu können glauben. Zu edel jedoch, um aus ihr dauernde Befriedigung ſchöpfen zu können, erwachte in ſeiner Seele der Wunſch eines würdigeren Glückes, und die unbeſtimmte Begehrlichkeit ſeines Strebens richtete ſich in einem folgenden Zeitpunkte ausſchließlich auf jene Güter, die Kraft und Ehrgeiz zu gewinnen vermögen. Er mußte aber auch hier den Verluſt erleiden, der dem

Menſchen unvermeidlich droht, wenn er ſeinen Standpunkt im äußern Leben zum Ziel ſeines Strebens macht, und eben dadurch ſein Treiben zum Handwerk, das heißt, zum Mittel für den Nutzen erniedrigt. Der Kampf hatte für Likolf Reize, die dem Beſitz fehlten. Seine innerliche Sehnſucht nach einem unbekannten Gute, ſein Streben, ſich dieſe zu verdeutlichen, ſpielte ſich mehr und mehr traumartig in's Unendliche hinein. Ohne Freude an ſeinem Wirkungskreiſe als Staatsbürger, ſeinen Verhältniſſen als Gatte und Vater entfremdet, irrte er, uneinig mit ſich ſelbſt, ohne Liebe, ohne Glauben, matt und verdrießlich von Täuſchung zu Täuſchung, bis er Thorilde fand. Im Anfang zog ihn nur die hübſche, geiſtreiche Frau an; ſo wie er ſie aber genauer kennen lernte, erwachte auch in ihm mächtig das Gefühl, daß er ohne ihre Achtung nicht leben könne, nicht leben möge. Voll des regſten Sinnes für das innere Daſein des Menſchen, und wie alle edle Frauen größer durch das, was ſie zu ſein, als zu thun vermochte, erkannte Thorilde bald den edleren Gehalt ſeines Weſens, trotz der dumpfen Verworrenheit und trüben Befangenheit, die ihn einengte. Sie nannte ihn Freund, und dies Wort wurde ihm zur Weihe eines neuen Lebens. Sie führte ihn zu ſeiner, ſeit Jahren vernachläſſigten und von ihm im wahren Sinne des Wortes nie gekannten Frau zurück, und er fand in ihrer Liebe und in ſeinen Kindern nun ein ihm ganz neues, friedlich ſchönes Glück. Aus dieſer ſichern und verſtändigen Gründung und Anerkennung des Menſchlichen in ſeiner Beſtimmung ging ihm nun auch für ſeine bürgerlichen Verhältniſſe ein beſſerer Sinn auf. Was ihm aber auch nun im Leben gelang, wie kräftig auch ſein Selbſtgefühl und das Bewußtſein zweckmäßiger Thätigkeit in ihm erblühten, ſo blieb doch in ſeinem Herzen das Gefühl lebendig, dies Alles ſei und bleibe ein langes Echo des durch Thorilde in ihm geweckten Accordes, und er hing mit eben ſo reiner, als inniger Verehrung an ihr. Daher auch jetzt die tiefe und ſchmerzliche Bewegung, mit der er vor der Ausführung ihres, nur von ihm gekannten Entſchluſſes bangte, ſich nach dem Verluſt ihres Vermögens, und ehe dieſer noch bekannt werde, in irgend eine einſame Verborgenheit vor dem Mitleiden der Menge, der Theilnahme ihrer Freunde und dem Gefühl hülfloſer Abhängigkeit zu retten. Sie hatte ihm ihre Lage vertraut, weil ſie eines zuverläſſigen Freundes zum Ordnen ihrer Angelegenheiten bedurfte; aber ſeine innigſten, kummervollſten Bitten hatten ihr den Ort ihres künftigen Aufenthalts, und ihren Plan für ihr künftiges Leben nicht entreißen können. „Die Witwe des Grafen Adlerſtein,“ ſagte ſie ihm ernſt, „darf nie in der Welt als hülfsbedürftig, nie als ein Gegenſtand des Mitleids erſcheinen; es liegt mir ob, nach dem Verluſt ſeines Vermögens die Würde ſeines Namens zu behaupten, und dazu gibt es nur einen einzigen Weg, den der tiefſten Verborgenheit. Bande aber, wie die, die mich an die Welt knüpfen, wollen nicht gelöſet, ſie wollen zerriſſen ſein, und darum darf ich mir für die nächſte Zeit keinen Verkehr mit meinen Freunden erlauben. Wer weiß, welchen freundlichen Wandel des Schickſals die Zeit aber noch einſt wieder herbeiführt.“

„Und wie,“ fragte er ſie jetzt, als ſie mit ſo ernſt holder Milde ihn zu beruhigen verſuchte, „ſoll ich Ihren Verluſt und dies grauſame Dunkel, in das Sie Ihre Entſchlüſſe und Ihre Zukunft hüllen, ertragen lernen?“

„Durch ten Gedanken, daß mein Schickſal nicht ſo hart iſt, wie es Ihnen erſcheint, und daß nur

Unwürdigkeit und nicht Unglück mir den Frieden meines Gemüths zu rauben vermöchte. Ich bin keinesweges gleichgültig gegen den Verluſt meines Vermögens; wenn ich aber bedenke, wie klein die Zahl der Menſchen iſt, die das Glück zum Wohlleben und zum Ueberfluß beſtimmt, und wie ich, die Kinderloſe, die Witwe, ſo viel leichter, als viele Andre, den Anſpruch der Gewohnheit daran aufzugeben vermag, ſo bin ich ruhig ergeben in mein Loos, und voll Freude, daß ich jetzt, wo das Schickſal mir die geliehenen Güter abfordert, vor ihrer bisherigen Benutzung nicht zu erröthen brauche. Bleibt mir doch bei aller künftigen äußern Beſchränkung der Segen eines reinen Herzens, und das iſt viel, ja Alles, Likolf, für den, der es ſo tief, wie ich empfunden hat, wie wenig oft das, was die Welt Glück nennt, wahres Glück zu gewähren vermag, und wie die conventionellen Formen unſerer Lebensweiſe das Innere und Energiſche unſerer Seele in Ketten legen, die mich oft bis zum Ermatten wund gedrückt haben. Auch bleibt mir ein unverlierbarer Schatz ſchöner Lebensbilder und theurer Erinnerungen — zu ihnen gehört auch Ihr Bild, Likolf. Sie werden mich nie vergeſſen, und auch ich nie den würdigſten und theuerſten meiner Freunde.“

Sanft bog ſie ſich hier mit naſſen Augen zu ihm hin, und hauchte einen leiſen Kuß auf ſeine Stirn. Erſchütternd durchfuhr ihn eine bange Ahnung; doch ehe er ſich noch die Möglichkeit einer nahen Trennung klar zu denken vermochte, war ſie ſchon, nach einer innigen Umarmung ſeiner Kinder und einem Blick auf ihn zum Lebewohl in das Nebenzimmer entwichen, und vergoß dort ungeſehen und einſam die ſchmerzlichſten Thränen, die je ein reines, heißes Herz in dem Gefühl geweint hat, daß ſein Daſein nie zur Offenbarung des Glückes und der Herrlichkeit wurde, zu der ſein Adel und ſeine Treue es berechtigten.

Doch nur in verborgener Einſamkeit floſſen dieſe Thränen. Die tief und zart empfindende Thorilde, mit dem ſchmerzlichen Gefühl verfehlten Glückes, mit dem wunden Herzen voll unendlicher Sehnſucht und Wehmuth blieb in dem Cabinet zurück, und nur die ſchimmernde, in aller Pracht ihres Standes glänzende, von Geiſt, Witz und Munterkeit beſeelte Gräfin Adlerſtein trat am Abend in den fürſtlichen Pallaſt, wo alle Künſte aufgeboten waren, ihr zu huldigen. Von den Glückwünſchen der Geſellſchaft empfangen, trat ſie, von dem Herrn des Hauſes geführt, in einen Saal, deſſen Hintergrund ihr, als der verhüllende Vorhang aufflog, in täuſchender Aehnlichkeit den großen, mit Acacien eingefaßten Grasplatz zeigte, auf dem ſich im Garten des von ihr ehemals mit ihrem Gemahl bewohnten Gutes am Sonntag ihre Bauern zu verſammeln pflegten. Das Geſpräch, in welchem dieſe jetzt beim Auffliegen des Vorhangs begriffen waren, bezog ſich auf die Vergangenheit. Man ſprach von dem verſtorbenen Grafen, von der herrlichen, allgeliebten Gräfin. Jeder wußte einen Zug ihrer Milde, ihrer Freundlichkeit, ihrer Großmuth und der Klugheit, mit der ſie ſo manche nützliche Neuerung nach und nach ohne Widerſtreben eingeführt habe. Da wankte ein altes Mütterchen herbei, das ſie in einer ſchweren Krankheit einſt ſelbſt gepflegt, und dann ſeit Jahren verſorgt und unterhalten hatte, und erinnerte die verſammelten Bauern daran, daß heut der Geburtstag ihrer unvergeßlichen Wohlthäterin ſei. Mit Jubel ward dieſe Erinnerung aufgenommen und beſchloſſen, den ſchönen Tag zu feiern. Die ganze Dorfſchaft verſammelte ſich, Kinder, Greiſe, Männer, Frauen, und unter Geſang und Tanz fiel der Vorhang. Tief erſchüttert dankte Thorilde den Freunden, die durch Herz und Kunſt dem täuſchenden Spiel ſo innigen Reiz und herzbewegende Wahrheit gegeben hatten, ohne auch nur entfernt zu ahnen, welchen Trennungstag dieſe Feier in aller Erinnerung zu bezeichnen beſtimmt ſei. Aber für Thorilde ward es zu viel; ihr Muth zerſchmolz in Wehmuth und Trauer bei dem Gedanken, daß ſie alle dieſe ihr wohlwollenden Menſchen zum letzten Mal ſehe, und mit dem heutigen Abend für immer aus ihrem Kreiſe verſchwinde.

Sie konnte ihnen nichts zurücklaſſen, als ihre Wünſche und ihr anmuthiges, von Allen gern bewahrtes Bild, und das Verlangen, dieſes ſcheidend feſt in ihrer Aller Sinn zu drücken, lieh ihrem Weſen einen ſo ſüßen Zauber, daß alle ihre Freunde, alle Anweſenden es ſich eingeſtanden, ſie nie ſchöner und liebenswürdiger, als in dieſer Verklärung des Wiederſcheins innerer Rührung und liebevoller Hingebung geſehen zu haben. Erſt gegen Morgen trennte ſich die Geſellſchaft. Thorilde vertauſchte, ſobald ſie nach Hauſe kam, ihre prachtvolle Kleidung mit einem einfachen Reiſeanzuge, und ließ dann ihre ſämmtliche Dienerſchaft zuſammenrufen, der ſie ihren Lohn auszahlte und ihr die Verſorgung bekannt machte, die ſie für jeden von ihnen ausgemittelt habe, weil ſie, wie ſie ihnen ſagte, im Begriff, auf mehrere Jahre zu verreiſen, ihrer Dienſte nicht mehr bedürfe. Mit Thränen ſchieden Alle von der wohlthätigen, ernſt freundlichen Gebieterin; mit Thränen wurden ſie von ihr entlaſſen. Der beſtellte Wagen kam. Sie ließ den kleinen ſchon früher gepackten Koffer aufbinden, und, noch ehe der Tag dämmerte, lagen die Thore der Reſidenz ſchon geſchloſſen hinter ihr, und als man dort am Morgen ihre Abſchiedskarten erhielt, war ſie ſchon mehrere Meilen weit einer Zukunft entgegen geeilt, für deren unbekannte Leiden und Freuden ihr die Vergangenheit keinen Maßſtab zu bieten hatte.

Von altadeligen, aber unbemittelten Eltern geboren, ward Thorilde früh zur Waiſe. Ein entfernter Verwandter wurde zum Vormund des Kindes ernannt, deſſen kleines Erbtheil kaum die Koſten des Unterhalts zu decken vermochte, ſo daß Thorilde es ſich gefallen laſſen mußte, ſich ihren Aufenthalt in ſeinem Hauſe und ihre Theilnahme an dem Unterrichte, den ſeine Kinder erhielten, als eine Barmherzigkeit und ein unfreundlich gegebenes Gnadenbrod anrechnen zu laſſen.

Nichts lähmt in jedem Lebensalter ſo die Kraft und das Vertrauen, als die Gemeinheit derer, mit denen wir im täglichen, unausweichlichen Verkehr mannigfaltig verflochten ſind, und ſind wir nun gar von ſo rohen, dem Schönen feindlichen und es in Haß und Unglauben von ſich weiſenden Naturen abhängig; iſt Gehorſam gegen ſie, Ergebung in ihren Willen, Eingehen in ihre Launen unſre Pflicht, ſo iſt es für ein weibliches Gemüth faſt unmöglich, ſich das Gefühl der Menſchenwürde und in dieſem Selbſtſtändigkeit und Adel zu retten.

Auch Thorilde konnte dem unvermeidlichen Unheil eines ſolchen Schickſals nicht ganz entgehen. In einer ſpäteren Lebensperiode wäre ſie daran zu Grunde gegangen; doch in der Jugend, dieſem romantiſchen Lebensgedicht voll Zauber, Liebe, Hoffnung und Begeiſterung, beſiegt man jedes äußere Schickſal, weil man den Gruß der Natur verſteht, die uns in jeder Ahnung der Sehnſucht Liebe und Glück verheißt, und jeder Frühling, jede Blüthe, jeder Stern, jede Nachtigall uns zuflüſtert: hoffe und liebe, leide und du wirſt glücklich werden.

Vergebens zog daher eine gemeine entſtellende Wirklichkeit ihre Schranken um ſie her; ihr Geiſt entwickelte ſich größer, ihr Herz edler als Alles, was ſie umgab, und die Natur ſelbſt ſchützte ſie, indem ſie in ihre Seele Empfindungen gelegt hatte, die die Tugend für ſie zur Idee des höchſten Glückes machten und es ihr zugleich vergönnten, aus dem Gefühl der Schönheit Tugend zu lernen. Abhängig, arm, dürftig gekleidet, ward ſie bei jeder Gelegenheit zurückgeſetzt und ihre Jugend erblühte unter bittern Thränen und grauſamem Einſamſein; doch in ihrem ſechzehnten Jahre fühlte ſie es entſchieden, daß ſie beſſer war als ihre Verwandten, und daß ſie das Recht habe, ſich ihrer anmaßenden Gewalt über ſie zu widerſetzen; allein mit weiblicher Furcht vor einer Rohheit, deren Härte ſie oft erfahren hatte, verbarg ſie dieſe Erkenntniß tief in ihr Herz, da nur das Gefühl, nicht unbeſtraft beleidigt werden zu können, uns Zuverſicht zu unſrer Menſchenwürde zu geben vermag.

In dieſem Zeitpunkt kam der Graf Adlerſtein auf ſeine Güter zurück. Er hatte die größere Hälfte ſeines Lebens als Geſandter an den glänzendſten Höfen Europa's zugebracht; jetzt, in ſeinem ſechzigſten Jahre, wo ſeine Kränklichkeit ihm den Genuß des Weltlebens verleidete, zog er ſich auf ſeine Güter zurück. Von Natur edel geboren, hatte er, verflochten in dem Labyrinth einer herrſchſüchtigen Politik und verworrener Weltverhältniſſe, es früh einſehen lernen, wie viel leichter und ſicherer es in unſern Staaten iſt, durch Dienen und Schmeicheln, als durch wahren Werth und Aufopferung für Andre zu ſteigen, und ſo tödtete die ſtrenge Schule der Welterfahrung in ihm die zarten Blüthen der Humanität und lehrte ihn, das Herz in der Berechnung ſeines Willens und ſeiner Thaten nicht zu achten. Der Wachsthum an Klugheit und Anſehen erſchien dem fein gewandten Weltmann bald ausſchließend als der einzige Wachsthum an geiſtiger Kraft, den es im Leben der Mühe lohne zu erwerben.

Auf dieſem Wege ward er ſehr geiſtreich und gebildet; allein ihm fehlte doch jener Sinn für Wiſſenſchaft, jene Liebe zu den Muſen, die dem Staatsmanne wie dem Höflinge auf ihrer zerſtreuenden und ermüdenden Laufbahn allein zum Quell geiſtiger Erfriſchung werden können. Ohne dieſen Sinn lebt man aber, bei aller Klugheit und Geiſtesbildung, doch nur in einem ſehr eng beſchränkten Kreiſe und ermangelt, trotz aller äußern Thätigkeit, des geiſtigen Organs, die Welt anzuſchauen und zu genießen. Graf Adlerſtein ward auf ſeinem Wege mächtig, angeſehen und geehrt — ja er blieb ſogar edel genug, ſich laſterrein zu erhalten, was auf ſolchem Standpunkte viel ſagen will, und vor Gott, der das Menſchenherz in ſeiner Blöße kennt, noch mehr bedeutet; aber es blieb von ihm unbegriffen, wie jene Sammlung der innerſten Herzens- und Geiſteskraft, die wir Gemüth nennen, einzig und allein wahrhaft das Eine iſt und bleiben muß, für das wir in unwandelbarer Treue zu leben berufen ſind.

Gewandtheit und Klugheit ſind wohl als Dinge zu ſchätzen, auf denen der geſellſchaftliche Verkehr beruht und für die der politiſche berechnet iſt; als ſolche haben ſie eine große praktiſche Nützlichkeit und der Mann muß ſie als Weltverſtand achten und ſich ihre Reſultate aneignen; doch Alles, was die höhere Natur des Menſchen nicht durch die Idee des Ewigen, die das Herz unſers geiſtigen Bewußtſeins iſt, in Anſpruch nimmt, muß durchaus von ihm nur als Erkenntniß und Weltlichkeit behandelt und von ſeiner Innerlichkeit fern gehalten werden.

Bei einem nachbarlichen Beſuch im Hauſe ihrer Anverwandten ſah Graf Adlerſtein Thorilde, und zugleich, als ein feiner Kenner der weiblichen Schönheit, zu welcher herrlichen Blüthe dieſe Knospe ſich entfalten konnte, wenn ſie von Anmuth, Zierlichkeit und Reichthum gepflegt würde. Er war artig und verbindlich gegen ſie und dies machte einen tiefen Eindruck auf ſie, da er nicht allein der reichſte und vornehmſte Mann war, den ihr bisher das Leben vorgeführt hatte, ſondern ihr auch in der Würde ſeines Betragens und dem Gehalt ſeiner Unterhaltung und ſeiner Geiſtesbildung als ein höheres, über alle ſie Umgebende erhabenes Weſen erſchien.

Graf Adlerſtein ſah ſie öfter; der Druck, unter dem ſie lebte, gewann ihr ſeine Theilnahme, die Art, wie ſie ſich über dieſen Druck emporhob und im Adel einer höheren Natur ihren Verwandten gegenüber ſtand, ſein achtungsvolles Wohlwollen. Sie blieb im Geſpräch mit ihm einſylbig und doch errieth er, daß ſie Geiſt, viel Geiſt hatte. Er verſtand ihre Art zuzuhören, den Ausdruck ihres Geſichts und ihren wunderſchönen Blick voll Geiſt und Seele. Sein Betragen gegen ſie that ihr unbeſchreiblich wohl; er war der erſte Menſch, gegen den ſich ihr ſo lange und gewaltſam bang zuſammengepreßtes Herz in Ehrfurcht, Dank und Liebe öffnete, und ſie hing in dieſen Empfindungen an ihm mit mehr Seele, als manche heftige Leidenſchaft fordert. Allmählig fühlte er ſich dadurch zu immer wärmerer Theilnahme an ihr geleitet. Es war ſchon lange ſein Vorſatz, ſich eine junge, bildſame Gattin zu wählen.

Er blickte auf den Schatz von Welt- und Menſchenkenntniß, den er beſaß, als auf einen geliebten Schatz hin, von dem es ihn ſchmerzen müſſe, wenn er mit ihm unbenutzt in's Grab verſenkt werden ſolle. Seine Liebe zu den Frauen, ſeine genaue Kenntniß ihrer geiſtigen Eigenthümlichkeit, die ſie gerade zur Annahme einer Bildung, wie er ſie geben konnte und wollte, vorzüglich eigneten, hatten ihn mit dem Gedanken vertraut gemacht, am Abend ſeines Lebens eine Gattin zu wählen, die, ganz ſein Geſchöpf, ganz ſein Werk, in ihrem Kreiſe das anzuwenden wiſſe, was er geſammelt habe, und ihm durch Geiſt, Talente und Dankbarkeit ſeine noch übrigen Lebenstage verſchönere. Thorilde entſprach allen ſeinen Forderungen; von Natur edel geboren, wenn gleich im Laufe eines wirr verflochtenen Lebens heidniſch verwildert, waren die Grundzüge ſeiner angebornen Natur doch nicht ſo verlöſcht, daß nicht die Herzlichkeit ihrer Empfindung, die reine Einfalt derſelben und ihr unbedingtes kindliches Vertrauen zu ihm, wenn gleich ſein Verſtand ſie belächelte, einen Reiz für ihn gewannen, dem er ſich mit ſtiller Neigung zu dem anmuthigen Kinde überließ.

Ein Juſtizrath aus einer benachbarten kleinen Stadt, den Geſchäfte oft zu Thorildens Verwandten geführt hatten, warb jetzt um ihre Hand. Der Vormund, froh, daß ſich eine, ſeiner Anſicht nach, ſo gute Verſorgung für ſie fand, kündigte ihr dies als ein Glück an, das ſie mit beiden Händen ſchnell zu ergreifen ſich beeilen müſſe. Thorilde erklärte ihm aber kurz und entſchieden, ſie wolle den Juſtizrath nicht heirathen; und alles Schelten, alles Drehen, alles Zürnen und Bereden entlockte ihr keinen andern Grund dieſer Weigerung, als die einfache Antwort: „ich will ihn nicht.“

Am Nachmittag kam der Graf. Er vermißte Thorilde, die den Befehl erhalten hatte, auf ihrem Zimmer zu bleiben, und erfuhr auf ſeine Frage nach ihr den Antrag des Juſtizraths und die eigenſinnige Antwort des verſteckten Mädchens. Lächelnd bat er um die Vergünſtigung, zu ihr gehen zu dürfen, weil er gewiß hoffe, von ihr die Urſache ihrer Weigerung zu erfahren und die Familie mit ihr zufrieden zu ſtellen. Man erkannte dieſe Herablaſſung gegen das trotzige Ding mit gehöriger Unterthänigkeit und führte ihn zu ihr. Sie empfing ihn mit innigem Dank für dieſen Beweis ſeiner Theilnahme und hörte ihm gerührt zu, als er ſie freundlich ernſt bat, ihm zu vertrauen, da er entſchloſſen ſei, ſie gegen die Willkür ihrer Anverwandten in Beſtimmung ihres Schickſals zu ſchützen, ſobald er die Gründe ihres Widerſtrebens zu billigen vermöge. Er erwartete, daß ſie ihm den Mangel an Liebe zu dem Juſtizrath anführen werde; allein ſie ſagte ihm mit der Sicherheit eines unerſchütterlichen Entſchluſſes, ſie dürfe einem Manne, den ſie nicht achte, ihr Leben nicht anvertrauen, weil ſie bei ihrer Jugend fürchten müſſe, daß ſie, zu ſeiner Sklavin erniedrigt, unter dem Druck eines ſolchen Schickſals zuletzt zum Sklavenſinn herabſinken könne.

Die Schilderung von des Juſtizraths Charakter, die ſie ihm zur Erläuterung entwarf, war ſo wahr und treffend, daß er, der den Mann kannte, über den Scharfſinn und die Feinheit ihrer Beobachtungen erſtaunte. Was ihn aber noch mehr überraſchte, war die ſtill beſonnene, von aller Jugendſchwärmerei freie Anſicht der Ehe, die ſie in dieſer Unterhaltung ausſprach. Dieſe war nur eine Frucht ihrer Jugendlichkeit, da ſie, die nie einen Roman geleſen, nie ein paar Liebende geſehen hatte, noch zu jung war, um ſich einſam mit ihrem Herzen verſtändigt zu haben; allein dem Grafen erſchien ſie als eine eigenthümliche Klarheit des Geiſtes, die die Macht und den Beruf ihres Verſtandes beurkunde, über ihre Empfindung unbedingt zu herrſchen.

Dieſe Anſicht und die Kindlichkeit und Naivetät, mit der ſie ihm ganz unbefangen bekannte, ſie würde den Juſtizrath, wenn er auch noch einmal ſo alt wäre, mit Freuden heirathen, könne ſie ihn nur halb ſo aufrichtig ehren und werth halten, wie ſie ihn, den Grafen ehre, reiſten in ihm einen ſchon früher gehegten Gedanken zum Entſchluß, dieſen noch ſchneller zur That, und kaum war eine Stunde verfloſſen, als er Thorilde dem Kreiſe ihrer Verwandten zuführte und ſie ihrem Vormund, unter Vorausſetzung ſeiner Einwilligung, als ſeine Braut vorſtellte.

Die kriechende Unterthänigkeit, die grobe Schmeichelei, zu der jetzt dieſe feilen, der Glücksjägerei, der knechtiſchen Erniedrigung vor Geld und Rang gewohnten Seelen gegen ſie, die bis jetzt von ihnen mit ſo rohem Uebermuth Behandelte, übergingen, empörte Thorildens Seele und verkümmerte ihr das Vergnügen, ſich an ihnen durch die Großſinnigkeit ihres Betragens zu rächen.

Graf Adlerſtein, der die Lage ſeiner Verlobten im Kreiſe dieſer Familie klar überblickte, beſchleunigte ſeine Vermählung, und ſchon nach vier Wochen führte er die noch nicht ſiebzehnjährige Thorilde als Gräfin Adlerſtein auf das in einem benachbarten Fürſtenthum liegende Schloß Adlerſtein, welches er, um ſie des ferneren Umgangs mit ihren Verwandten zu überheben, zum Ort ihres künftigen Aufenthalts beſtimmte.

Thorilde fühlte ſich in ihren neuen Verhältniſſen ſehr glücklich und durch die Wahl des Grafen, den ſie mit der Begeiſterung eines noch durch keine Täuſchung verletzten Jugendgefühls bewunderte, hoch geehrt. Jung, reizend, voll Begierde, den Grafen durch ihre Fortſchritte zu erfreuen, ward ſie im Lauf eines Jahres aller Zierlichkeiten des vornehmen Lebens Herr. Der Graf ſcheuete keine Koſten, die erſten Meiſter in jeder Kunſt für ſie kommen zu laſſen. Sie tanzte wie eine Grazie, ſie vervollkommte ihr Harfenſpiel bis zur Fertigkeit, ſie ſang, ſie lernte mehrere Sprachen, doch die eigentliche Bildung ihres Geiſtes behielt er ſich ausſchließend vor.

Nicht für die Einſamkeit, nicht für ein glanzloſes, häuslich glückliches Leben, nein, für die Welt wollte er ſie bilden. Sie ſollte gewiſſermaßen ſein Leben fortſetzen, und all der Einfluß, den er ſich zu verſchaffen gewußt hatte, ſollte auf ſie übergehen, vom Zauber der Schönheit und der Jugend verſtärkt und beſeelt. Thorilde war jung, voll Wunſch zu gefallen und dabei ſchwankend in der Anſicht des Lebens, das ſie ja eigentlich noch nicht kannte, da man es nur durch das Leben ſelbſt verſtehen und würdigen lernt. Ihr Charakter war noch unentwickelt und ſie bisher durch nichts zur tiefern Einkehr in ſich ſelbſt zurückgedrängt.

Es iſt aber das Weſentlichſte aller weiblichen Erziehung und Bildung, daß ſie das innere Leben auf den Glauben und die Liebe zu Gott, als Vater, gründe; denn einzig auf dieſem Grunde entwickelt ſich in der weiblichen Seele die Blüthe des Sittlichſchönen, da dies Geſchlecht nicht die Kraft des Geiſtes, ſondern nur die himmliſche Kraft der Liebe hat. In jeder gutgearteten Seele liegt eine liebevolle Hinneigung zum Guten, die aber, wie jeder andre Jugendreiz, vergänglich iſt, wenn ſie nicht durch religiöſen Sinn entwickelt und gekräftigt wird. Man kann ſehr zart- und tieffühlend ſein, man kann treffliche Eigenſchaften beſitzen, man kann das Sittlichgute und Schöne ſehr äſthetiſch lieben, ohne deßhalb jenes Uebergewicht moraliſcher Kraft gegen irdiſchen Reiz, jene, alles Sichtbare beſiegende Liebe zu dem Unſichtbaren zu haben, die allein unſerer Tugend, unſerem Willen, unſern Neigungen, Wünſchen und Hoffnungen zur unerſchütterlichen Baſis werden können, wenn die Stürme und Verſuchungen des Lebens ſich uns nahen.

Der Graf theilte aber die Gleichgültigkeit, ja man kann wohl ſagen die Abneigung ſeines Standes und ſeines Zeitalters gegen alle religiöſe Zucht und alle kirchlichen Lehrſätze. Selbſt die Lehren der natürlichen Religion ließ er, ohne irgend ein Intereſſe dafür, auf ſich ſelbſt beruhen, und ein Gemüth, welches ſelbſt nie das Bedürfniß frommer Erweckung und Seelennahrung empfunden hatte, konnte dieſes, wo es ſich in Thorilden als dunkle Sehnſucht regte, nur mißverſtehen.

Mit Ernſt und klarer Beſonnenheit ging der Graf planmäßig an das Geſchäft, Thorilde gegen die Täuſchungen der Leidenſchaft, die Trugbilder der Jugend, zu waffnen und ihr das Herz, das Leben und die Menſchen ſo zu zeigen, wie er ſie hatte kennen lernen. Um ſie die Letztern kennen zu lehren, erzählte er ihr ſein Leben und ſein Wirken, und bald kannte ſie den Kreis, in dem er ſich bewegt hatte und der einen großen Theil der bedeutendſten Menſchen Europa's umfaßte, faſt eben ſo genau, als er ſelbſt. Entzückt von ihrer ſich täglich reicher entwickelnden Faſſungsgabe, ihrer Grazie und der glänzendem Vielſeitigkeit ihres Geiſtes, führte er ſie immer tiefer und tiefer in das Labyrinth ſeiner Anſichten und Erfahrungen hinein.

In der Entfernung und in der Einfachheit des Privatlebens idealiſirt man ſich das vornehme Leben und das Thun und Treiben bedeutender Menſchen, und glaubt, daß das Bedeutende in ſeinem Kreiſe auch von bedeutenden Triebfedern gelenkt, das Wichtige nur aus wichtigen Bewegungsgründen gethan werde. Wohl dem, dem dieſer Glaube und mit ihm eine der reinſten Freuden der Menſchheit, die der Bewunderung, nie getrübt wird! Erfahrungen gewiſſer Art ſollen auch durchaus ſelbſt gemacht werden und wer ſie beſonders einem jugendlichen Gemüth vorzeitig aufzwingt, verſengt nicht nur die ſchönſte und zarteſte Blüthe des Jugendglückes, ſondern es entſteht auch aus dieſem unnatürlichen Ueberſpringen eines wichtigen Lebensabſchnittes faſt immer größeres Unheil, als ſelbſtgewonnene Erfahrung uns bereitet haben würde. Der Zauberſchleier unſers Jugendwahnes ward von einer höheren Hand nicht gewebt, um zerriſſen, ſondern um leiſe und ſchonend allmählig gehoben zu werden. Mit unwiſſender Härte und Schärfe zerriß ihn aber der Graf gewaltſam und vor Theridens Blicken lag nun die Dürftigkeit des Lebens, die Gehaltloſigkeit der Menſchen unverhüllt da!

Zum Glück faſſen wir im Leben Vieles geiſtig begriffen auf, ohne daß es, unſer eigen geworden, mit den Wurzeln unſers innern Daſeins ſich ſo verflicht, daß es wirklich ein Theil deſſelben wird. Dies war bei Thorilden um ſo mehr der Fall, da ſie, bei der großen Verſchiedenheit des Alters, inſtinctartig eine gewiſſe Schüchternheit gegen ihren Gemahl behielt, die ihre innerſte Empfindungsweiſe ſeinen Blicken entzog. So wenig er aber auch ihre noch unentwickelte Eigenthümlichkeit klar zu durchſchauen und gerecht zu würdigen vermochte, ſo entging ihm doch die ſchwärmeriſche Weichheit ihres Gefühls und ihre Anlage, ſich das Leben und die Erſcheinungen um ſie her zu idealiſiren, keinesweges.

Ihr als Freund und Aufſeher mit kühler Beſonnenheit zur Seite ſtehend, mußte es ihm leicht werden, ihrem Betragen für das äußere Leben Schranken zu ziehen; aber er ſah es ein, welch einen gefährlichen Feind für alle ſeine Plane er an der Liebe haben würde, wenn ſich dieſe ihres Herzens bemächtigte. Bei ſeinen Anſichten und Erfahrungen würde er ſich lächerlich erſchienen ſein, wenn er ihrem Verhältniß zu ihm, oder wohl gar ihren Grundſätzen und der Reinheit ihres Herzens die

Macht hätte zutrauen wollen, ſie zu ſchützen; er kannte nur ein Schutzmittel gegen Herzensſchwäche, und dies war, durch eine kalt verſtändige Klarheit der Anſicht ſie gegen ein ſolches Jugendfieber des Herzens zu ſchützen, ihren Geiſt ſo vielfach zu beſchäftigen und ihre Eitelkeit ſo anzuregen, daß ihr die Vereinzelung der Liebe nur als Verkümmerung eines ſo reich mannigfaltigen Lebensgenuſſes erſcheinen könne.

Thorilde hatte, wie ſchon erwähnt worden iſt, nie einen Roman geleſen; ihr Herz war ganz neu und ſo hörte ſie jetzt ihren Gatten mit ruhiger Gleichgültigkeit von der Liebe als von einem Triebe ſprechen, deſſen Zweck unter den mannigfaltigſten Umhüllungen doch immer derſelbe ſei, und den nur eine lächerliche Albernheit, nur die Thorheit oder Dummheit mit Ernſt als eine wichtige Angelegenheit des Lebens behandle.

Alle moraliſch erkältete Menſchen ſind auch erkältend und das Froſtfieber ihrer Herzloſigkeit iſt oft noch anſteckender und wohl immer gefährlicher, als das hitzige der Schwärmerei und der Begeiſterung. Die Unterredungen des Grafen prägten es tief in Thorildens Seele, daß alle Weichheit des Herzens

Krankheit, und daß es Beurkundung der Geiſtesarmuth ſei, der Liebe die Entſcheidung über den Gehalt unſers Lebens anzuvertrauen. Sie war überzeugt, daß der moraliſche Werth des Menſchen nur in der Herrſchaft des Verſtandes, nur in der Klarheit der Anſichten, nur in der kalten Beſonnenheit der Handlung ſich begründen könne, und der Charakter ihres Gemahls, ſein an Thaten und Genüſſen ſo reiches Leben wurde ihr zum überzeugendſten Beweis von der Wahrheit ſeiner Behauptungen.

Da die Frauen in der Regel die Verhältniſſe des Lebens klarer durchſchauen, das eigenthümliche Daſein des Einzelnen richtiger ergründen und die geſammelten Beobachtungen und Erfahrungen praktiſcher anzuwenden wiſſen, als die Männer, ſo faßte auch Thorilde in den Unterhaltungen ihres Gatten die verwickeltſten Verhältniſſe, die ſchwierigſten Lagen und die Darſtellung menſchlicher Schwächen vorzüglich treffend auf und in ihr entwickelte ſich die Fertigkeit, die letztern ſchnell zu entdecken. Sie lernte begreifen, wie viel in ihrer Lage eine junge, ſchöne, geiſtreiche Frau zu wirken vermöge, und der Graf fand bald Gelegenheit, ihr Herz für dieſe Wirkſamkeit zu intereſſiren.

Thorildens Kammerjungfer war die Braut eines jungen Mannes, deſſen Vater eine kleine, zu den fürſtlichen Domainen des Ländchens gehörende Meierei gepachtet hatte. Die Pachtjahre waren aber jetzt verlaufen und das Glück der ganzen Familie hing an der Verlängerung derſelben, weil, ſobald es zum öffentlichen Verpachtungsaufgebot kam, der Pachter eines daran grenzenden größeren Gutes entſchloſſen war, es zu einem Preiſe hinaufzutreiben, für den es die Familie, welche von der Pachtung leben ſollte, nicht mehr brauchen konnte. Alle Verſuche, von dem Kammerpräſidenten die Erneuerung des bisherigen Pachtcontracts zu erhalten, waren fruchtlos, und ſelbſt die ſchriftliche Verwendung des Grafen ohne Erfolg geblieben.

Jetzt kam der Präſident auf einer Reiſe zufällig ſelbſt in dieſe Gegend und meldete ſich als ein alter Bekannter bei dem Grafen zum Mittagseſſen an. „Nun,“ ſagte dieſer lächelnd zu Thorilden, indem er ihr das Billet hinreichte, „iſt doch noch Hoffnung für unſre jungen Leute. Oſtheim war von jeher ein warmer Verehrer ſchöner Frauen und leicht wirkt jetzt ein freundlicher Blick von Dir mehr als alle meine Vorſtellungen. Thorilde erröthete; aber ſie war am andern Morgen doch vorzüglich ſorgfältig gekleidet und empfing den Gaſt mit einer ſo einnehmenden Artigkeit, unterhielt ihn bei Tiſche ſo angelegentlich, belächelte ſeine Scherze und Galanterien ſo freundlich, daß der alte Präſident, von ihr bezaubert, das Glück ſeines Freundes im Beſitz eines ſolchen Engels nicht genug zu rühmen wußte.

Und als nun nach Tiſche, beim Kaffee, die junge ſchöne Frau den alten Herrn ſo vertraulich fragte, wie er es über ſein Herz bringen könne, gegen die Pachterfamilie ſo hart zu ſein? wie ſie ſo zuverſichtlich äußerte, die Sache müſſe ihm nicht recht vorgetragen ſein und es nun übernahm, ſie ihm aus einander zu ſetzen und ihr Blick nun immer bittender, ihr Ton immer ſchmeichelnder wurde: da hätte die junge ſchöne Frau wahrlich noch ganz andre Sachen von dem Herrn Präſidenten erbitten können, als eine ſolche Kleinigkeit. Der Pachter wurde geholt, der Contract auf fünf und zwanzig Jahre verlängert und der Dank und die Freude der rechtſchaffenen Familie gaben Thorilden einen ſehr frohen, ſehr glücklichen Abend.

So unbedeutend und alltäglich auch dieſer Vorfall an ſich ſelbſt war, ſo wichtig wurde doch ſein

Einfluß auf die Richtung, die Thorildens geiſtige Thätigkeit nahm. Was ſie bis dahin eigentlich nur als ein Spiel angeſchaut, nur in der Phantaſie als Möglichkeit ausgebildet hatte, gewann nun für ſie Leben und Wahrheit und die unſtäte Begehrlichkeit ihres Sinnes einen feſten Halt.

Zwei Jahre war ſie ſchon Graf Adlerſtein's Gattin, als dieſer, um ſie in die Welt einzuführen, den Winter mit ihr in der Reſidenz zuzubringen beſchloß. Die achtzehnjährige, blühend ſchöne Gattin eines bejahrten Greiſes ſah ſich hier bald von einem Zirkel junger Männer umgeben, die ſie als ein ihnen zugehörendes Eigenthum betrachteten, auf das Alle gleiche Rechte zu haben wähnten und das unausbleiblich Einem von ihnen zu Theil werden müſſe; aber mitten unter allen Verführungen, ſowohl des Laſters als der Leidenſchaft, bewahrte ſie ihre Ruhe und ihre Unſchuld fleckenlos.

Sie verläugnete keineswegs ihren Wunſch zu gefallen und ihre Freude an der Erreichung dieſes Wunſches; aber alle ihre Eroberungskünſte waren ſo ohne tieferen Plan, und das Spiel, was ſie mit ihnen trieb, ſo arglos und kindlich, daß man gezwungen war, es eben ſo arglos zu deuten. Keck und kühn, aber dabei anmuthig und eben ſo entſchieden als freimüthig, ſtand ſie den Männern gegenüber; ſie war entſchloſſen, keinen ihrer Anbeter je zu begünſtigen; doch ſie wollte ſich mit ihnen die Zeit vertreiben, und die Gutmüthigkeit, mit der ſie ihnen das ſelbſt geſtand, die Offenheit ihres Betragens verſöhnte damit. Die leichte, geiſtreiche Galanterie, zu der in ihrem Betragen eine Aufforderung lag und die ſie als einen ihr ſchuldigen Tribut aufnahm, drang den Männern ihr gegenüber einen Ton auf, der ſie ihr gefahrlos machte, denn welches unverdorbene weibliche Herz iſt je ohne den Schein eines tiefern, mächtigen und unwillkürlichen Gefühls verſtrickt worden? welche Unſchuld ward je das Opfer eines Trugbildes, das ſie ſelbſt als Trugbild erkannte?

Thoriſde theilte überdies, ſowohl aus Grundſatz, als aus Gewohnheit Alles, was ſie erlebte, ihrem Gatten mit, der ihr dann in dem Spiegel ſeiner Erfahrung die Menſchen und die Bewegungsgründe ihrer Handlungen, den Urſprung ihrer Empfindungen zeigte — ein Mittel, dem an Wirkſamkeit, ein junges Herz zu erkälten, kein anderes gleich kommt.

Indeſſen konnte durch die Bildung, die Graf Adlerſtein ſeiner Gattin gab, die Entwickelung ihres angebornen Sinnes wohl unterdrückt, dieſer ſelbſt aber nicht vernichtet werden, und Thorildens Gemüth behielt eine Tiefe, zu der der Blick des Grafen nicht zu dringen vermochte. Eine fromme, leiſe Ahnung des Unendlichen erhob ſie in mancher ſtillen Stunde auf Geiſterfittichen zu einer Höhe, von der ſie ein ganz anderes Leben, ein ganz anderes Sein erblickte, als das, zu dem ſie gebildet wurde.

Aber, ſtatt dieſe Anklänge, wo ſie durch ihr Geſpräch und Weſen zogen, als Knospen des heiligſten Vertrauens, zart und liebend zu pflegen, behandelte ſie der Graf mit ſo feinem Spott, ſo leichter Neckerei, daß ſie ſelbſt davor wie vor einer Kinderei erröthete, und ihr Vertrauen, ihre dankbare Liebe, ihre Achtung für den Gatten führten ſie dann immer zu dem Wahn zurück, jene Ahnungen ſeien nur gehaltloſe Träume, leicht verſchwebende Gaukelbilder einer jugendlichen Phantaſie. Von allen Gefühlen unſerer Seele wird ja auch keines ſo leicht verſcheucht, als jenes namenloſe Sehnen der Andacht, das nicht allein der edelſte, ſondern auch der kühnſte Flug des Herzens und der Idee iſt. Vom geringſten ſtörenden Hauch ſinkt es hin und die Erde hat uns wieder.

Der innern Einigung der Liebe und des Glaubens ermangelnd, fehlte Thorilden jene Vermittelung, der der Menſch durchaus zur Entwickelung ſeiner Sittlichkeit, zur Vollendung ſeines Lebens bedarf. Aus der Erkenntniß des Verſtandes, die ihr der Graf aufzwang, konnte ihr dieſe Vermittelung nicht werden, da dieſe zu ihrer Wirkſamkeit durchaus die Anregung und das Ergreifen unſerer innerſten Natur fordert, und mit dieſer Vermittelung fehlte Thorilden natürlich auch die ideelle Anſchauung der Welt, die richtige Erkenntniß der menſchlichen Natur und des Verhältniſſes des Weibes zu dem Manne, die ihrer Reizbarkeit fromme Mäßigung, ihrer Jugendluſt ernſtere Lebenswürdigung, ihrer leidenſchaftlichen Reizbarkeit kluge Scheu zuzugeſellen und ſo die ſtreitenden Elemente ihres Weſens zu vereinigen und harmoniſch zu verbinden vermocht hätten.

Die ſchöne Jahreszeit führte den Grafen wieder auf ſeine Güter zurück, wohin ihm ſein Neffe, Baron Arthur, folgte. Arthur war einer der feingebildetſten Weltmänner, aber zugleich ein ſo verworfener Wüſtling, daß ſelbſt der Sinn für Schönheit und die Freude an ihrer Erſcheinung ſich in ihm nur noch als Raubgier und Zerſtörungsluſt unter der Maske der Wolluſt zu offenbaren vermochte. Reich, ſchön, von der Natur mit Geiſt und Talent ausgeſtattet, ward er ſo früh verdorben, daß ihm keine Ahnung von Schuldloſigkeit, keine Erinnerung von Unſchuld geblieben war.

Die Leidenſchaft des Spiels hatte in ihrer niedrigſten Geſtaltung, als Gewinnſucht, ſein Vermögen verzehrt; jetzt erhielt ihn nur die Unterſtützung ſeines Onkels, deſſen Lehngüter ihm einſt zufielen, wenn dieſer kinderlos ſtarb. Seit lange gewohnt, ſich als den dereinſtigen Eigenthümer dieſes Vermögens anzuſehen, hielt er des Grafen Verheirathung für eine gegen ihn begangene Ungerechtigkeit, die ihm das Recht gab, Thorilde zu haſſen und ſich von allen Pflichten der Dankbarkeit gegen ſeinen Oheim entbunden zu halten. Er ſah Thorilde, er fand ſie ſchön, er ſah ſie umgeben, geſchmeichelt, gehuldigt, und die kühne Sicherheit, mit der ſie ihren gefährlichen Pfad wandelte, erſchien ihm als Meiſterſchaft der Unwürdigkeit.

Was ihn vorzüglich erbitterte, war das Vertrauen des Grafen zu der jungen Gattin und die

Freiheit, die Thorilde genoß, da er ſich den Beſitz derſelben nicht ohne Mißbrauch in der Anwendung zu denken vermochte. Sich ſelbſt glaubte er es daher ſchuldig zu ſein, die Aufſicht über ſie zu übernehmen und ſich ſo Maßregeln zu ſichern, die ihm in dem Ehrgefühl des Grafen zum Bürgen gegen das Eindringen fremder Sprößlinge in der Familie wurden, welches er um ſo mehr fürchtete, da, nach den beſtehenden Familiengeſetzen, die Geburt eines Kindes Thorildens künftiges Witwengehalt verdoppelte, und ſie dann auch bis zur Volljährigkeit deſſelben im Mitbeſitz der Güter blieb.

Er wurde daher Thorildens Schatten und ihr unſichtbarer Aufſeher. Keiner ihrer Schritte entging ihm; er wußte ſich Wege zur Belauſchung ihrer geheimſten Geſpräche, zur Eröffnung aller ihrer Briefe zu verſchaffen; doch zu ſeinem Erſtaunen fand er ihr Betragen tadellos und alle ihre Verhältniſſe klar und öffentlich ſich ausſprechend. Begreifen konnte er ſie darin nicht; aber er glaubte ſich nichts deſto weniger verpflichtet, ſie nicht aus den Augen zu laſſen und bat ſeinen Oheim, den Sommer auf Schloß Adlerſtein zubringen zu dürfen, was dieſer um ſo leichter gewährte, da er den Neffen liebte und ſeine Unterhaltung gern mochte.

Der Graf hatte ſich in der Welt daran gewöhnt, die Sittenloſigkeit eines jungen, unverheiratheten Mannes, im Bezug auf das weibliche Geſchlecht, ganz ſo leicht zu nehmen, wie ſie dort in ſträflicher Erſchlaffung des Ehrgefühls und der Zucht faſt allgemein genommen wird, und rechnete Vergehungen dieſer Art dem Neffen um ſo weniger an, da dieſer Heuchler genug war, um mit kluger Gewandtheit Alles zu verdecken, was zum öffentlichen Aergerniß führen konnte. Deſto unzufriedener war er aber mit Arthurs Spielſucht, die dieſen in jeder beſſern Anwendung ſeiner Kenntniſſe und Geiſteskräfte lähmte, und Arthur benutzte dies, ihm ſeinen Entſchluß, mit nach Adlerſtein zu gehen, als einen Verſuch darzuſtellen, ſich aus allen auf das Spiel Bezug habenden Verhältniſſen loszureißen und in einem ſtillern, geräuſchloſeren Leben den Uebergang zum Geſchäftsleben zu ſuchen. Thorilde mochte den Baron eigentlich nicht, eine innere Stimme warnte ſie vor ihm; aber ſie wußte, daß der Verluſt ſeines Vermögens ihn von ihrem Gatten abhängig machte, und dies Wiſſen machte ihrem Zartgefühl ſeine freundliche Aufnahme zur Pflicht.

Einige Monate dieſer Hausgenoſſenſchaft überzeugten Arthur vollends, Therilde habe keinen Liebhaber; allein in der Ueberzeugung, die ſchöne, in ſo reizender Lebensfreudigkeit blühende Frau werde früher oder ſpäter doch ein ſolches Verhältniß anknüpfen, das ja, ſeiner Anſicht nach, ſelbſt die Klugheit von ihr fordere, führten ihn Langeweile, Gewöhnung zur Intrigue und durch ihre Schönheit gereizte Begierde allmählig auf den Gedanken, ſelbſt dieſe Rolle bei ihr übernehmen zu wollen und dadurch alle andern Bewerber von ihr zu entfernen.

Mit liſtiger Gewandtheit und ſchlau berechneter Feinheit bereitete er ſich auf den Uebergang zu dieſer Rolle und äußere Zufälligkeiten begünſtigten ihn nur zu ſehr in der Entwickelung ſeines Planes: denn jetzt, mit dem Eintritt des Herbſtes, ſtanden die franzöſiſchen Heere auf deutſchem Grund und Boden, und mit einer den Gedanken an ſolche Möglichkeit überfliegenden Schnelligkeit war auch das neutrale Ländchen, in dem Schloß Adlerſtein lag, von Freunden und Feinden überſchwemmt. Was vom Lande in die Städte fliehen konnte, floh; allein der Graf war bettlägerig krank und die furchtbare Erſchütterung, mit der er den ſcheinbaren Sturz einer Macht erfuhr, die die Deutſchen als das Palladium ihrer Freiheit und Selbſtſtändigkeit, als die Bewahrerin ihres Ruhms, ihrer Ehre, ihrer Glorie zu lieben und zu ehren gewohnt waren, gab dieſer Krankheit eine Schrecken erregende Gewalt.

Thorilde dachte nicht daran, ihren Gatten zu verlaſſen, der ſelbſt zu angefochten war, um mit Ernſt auf ihre Entfernung zu bringen; auch blieben zwiſchen dem Gedanken an Flucht und der gefahrloſen Möglichkeit ſeiner Ausführung nur wenige Stunden Zwiſchenzeit. Ein geſchlagener deutſcher Heerhaufen kam an, ein feindlicher folgte ihm; man ſchlug ſich in der Nähe des Schloſſes, das dann von den verhaßten Siegern zum Ruheplatz erwählt wurde. Thorilde fand jetzt Gelegenheit, die Thätigkeit ihres Geiſtes und die Richtigkeit ihres klaren Geſchäftsblickes eben ſo wohlthätig für Andere, als ehrenvoll für ſich ſelbſt zu zeigen. Mit heller Geiſtesgegenwart und klarer Umſicht wußte ſie nicht allein das Schloß vor Plünderung zu ſchützen, ſondern auch, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben, für die ganze Gegend viel und mancherlei Gutes auszuwirken.

Der Zauber ihrer Schönheit und Anmuth zügelte den frechen Uebermuth und milderte die rauhe Nothwendigkeit; ſie ward bei dem Marſchall, der im Schloſſe hauſ'te, nicht nur die Fürſprecherin der Gegend, ſondern auch des ganzen kleinen Landes, welches, ſeines Fürſten beraubt und der Gewalt der Willkür preis gegeben, unter der Laſt ſeiner Drangſale zu erliegen drohte. Das Gefühl dieſer Thätigkeit und die allgemeine dankbare Anerkennung derſelben regten Thorildens Geiſt auf eine ihr höchſt ſchmeichelhafte Weiſe wohlthuend an; die erhöhete Achtung ihres Gatten, deſſen väterlicher Ton unvermerkt mehr in den des ehrenden Freundes überging, wurde der Stolz ihres Lebens; aber eigentlich machte alle dieſe Thätigkeit, all dies Anerkennen ihres Werthes ſie doch um nichts reicher.

Sie konnte dadurch doch nur theilweiſe zum Gefühl eines Daſeins gelangen, das ſich nicht in Einem Gefühl zu ſammeln vermochte, und ſo blieb all dieſer Reichthum nur ein fremder Zufluß, der, ohne Erneuerung von außen her, wie der ſchimmernde Strahl eines Springbrunnens ſchnell verſiegt, da hingegen das, was aus der heiligen Quelle des

Glaubens und der Liebe in unſrer eignen Bruſt entſpringt, die Seele tief und bleibend füllt.

Nach einigen Wochen zog der feindliche Heerhaufen weiter; doch die Unruhe des Zeitenlaufs ſtörte fortwährend die bisherige Friedlichkeit der Lebensweiſe auf Schloß Adlerſtein. Der Graf genas, wenn gleich langſam, unter Thorildens Pflege; allein ſein Sinn blieb noch lange verdüſtert; alle geſelligen Zuſammenkünfte hatten aufgehört; die Nachbarn waren abweſend, man ſah ſich gar nicht; ſelbſt der Poſtenlauf war gehemmt; Briefe kamen ſelten und unordentlich, Zeitungen und Journale gar nicht, und doch war man der Zerſtreuung und Aufmunterung nie bedürftiger geweſen. Hier kam die erſte Zwietracht in Thorildens Gemüth; Arthur hatte ſich feig gezeigt, nicht nur bei Annäherung der Gefahr, ſondern ſpäterhin auch noch auf viel erniedrigendere Weiſe, indem er ſchmeichelnd, ja faſt kriechend ſich vor den Siegern demüthigte.

Thorildens Gleichgültigkeit gegen ihn war dadurch ſehr entſchieden Nichtachtung geworden; ſie glaubte ſich viel gegen ihn erlauben zu können und neckte ihn in ſtolzem Uebermuth und jugendlichem Muthwillen oft mit ſeinem Betragen und manchem

Verhältniß, was ihr im täglichen Beieinanderſein nicht entgehen konnte, mit der offenbarſten Enthüllung jener Nichtachtung. Er vertheidigte ſich im Scherz und Ernſt, doch ſtets mit Geiſt und Witz. So klein Thorilde aber auch von ihm in jeder ſittlichen Hinſicht dachte, ſo konnte ſie dagegen doch auch wieder ſeiner Unterhaltungsgabe, ſeinen Talenten und ſeinen Kenntniſſen ihr Gefallen daran nicht verſagen.

Die Zeit war ihr nie ſchneller vergangen, als gerade in ihrer jetzigen Abgeſchiedenheit und dem einſamen Umgange mit den zwei geiſtreichen Männern. Den Grafen beluſtigten die Wortgefechte zwiſchen ihr und Arthurn, und er reizte ſie oft dazu durch eine Bemerkung, ein hingeworfenes Wort auf. Arthur ſtahl ſich ihr Wohlwollen, ohne ihre Achtung gewinnen zu können, und ein ſo gebildetes Verhältniß iſt für ein Frauenzimmer ſtets ein gefährliches, dabei war er unerſchöpflich in kleinen Aufmerkſamkeiten, in Gefälligkeiten gegen ſie; es verging kein Tag, ja beinahe keine Stunde, in der er nicht etwas Angenehmes für ſie erſann; ſie mußte ſich ihm dankbar verpflichtet fühlen, und ſelbſt die Geduld, mit der er ihre oft bittern Neckereien, ihre ſchonungsloſen Aeußerungen über ihn hinnahm, zwangen ihrem Herzen Vergütung dafür ab.

Ein weit größerer Nachtheil dieſes einſamen, traulichen Zuſammenlebens entſprang aber für ſie aus der Zwangloſigkeit ihrer Unterhaltungen. Mag der Geiſt des Weibes ſich noch ſo reich und wiſſenſchaftlich ausbilden, es wird der Grazie der Weiblichkeit in ihr keinen Eintrag thun, wenn nur dem Herzen ſeine Kindlichkeit bewahrt wird. Der Graf ſprach aber mit Thorilden über manche Punkte wie der Freund zum Freunde, und dies kann nie und in keinem Verhältniß zwiſchen Mann und Frau Statt finden, ohne jene Grazie zu verletzen. Völlig unverzeihlich war es aber von dem Grafen, daß er Arthur in dieſe Unterhaltungen mit hineinzog; allein der Graf hatte viel für Frauen und faſt ununterbrochen mit und unter ihnen gelebt; er kannte die weibliche Natur von Seiten ihrer Schwäche und ihrer Gebrechlichkeit ſehr genau und ſeine Eitelkeit gefiel ſich in der Mittheilung ſeiner Beobachtungen, deren Scharfſinn und Muthwillen Arthur mehr zu erkennen und zu würdigen wußte, als die reine, unbefangene Thorilde. Beide Männer wetteiferten in ſolchen Unterhaltungen an Geiſt, Witz und Feinheit. Therilde mußte mit ihren beiderſeitigen Anſichten vom weiblichen Geſchlecht auf's Innigſte vertraut und eben dadurch zu nachſichtig gegen die moraliſche Verderbtheit und Sittenloſigkeit beider Geſchlechter werden.

Das Leben und das Menſchenherz haben eine Tiefe, von der es Wohlthat iſt, wenn ſie das weibliche Gemüth in der ſtillen, beglückenden Einfalt, die ihm die Natur zum Schutz anwies, gar nicht ahnet, geſchweige den Verſuch macht, ſie ergründen zu wollen, da vor der finſtern, der furchtbar ernſten Nothwendigkeit, die ſich in manchem Lebens- und Herzensverhältniß als unvermeidliches Schickſal ausſpricht, das Ideal verbleicht, dem es nie untreu werden darf. Das Schrecklichſte iſt hier aber nicht ſo gefahrdrohend, als jene ſeelenverderbende Frivolität, für die wir, Gott ſei gedankt! kein deutſches Wort haben und die, wie ein Gifthauch, allen Gehalt des Lebens tödtet.

In Thorildens Seele lag wohl als Ahnung der Glaube an die Heiligkeit der moraliſchen Willenskraft und an die himmliſche Treue, dieſen Schutzengel edler Liebe; aber ihr Geiſt ward durch die Sophiſtereien der beiden Männer geblendet, und dies um ſo mehr, da ſie an der Wirklichkeit der Thatſachen, von denen ſie ausgingen, nicht zu zweifeln vermochte. Alle fromme Zucht des weiblichen Gemüths galt Arthurn nur für einen vergänglichen Reiz jugendlicher Lebensneuheit und Mangel an Erfahrung, und er pries laut die Klugheit als das höchſte, allein gültige Geſetz für alle Geſchlechtsverhältniſſe. Der Graf dagegen verrieth bei einem faſt künſtleriſchen Schönheitsſinn für die Zartheit reiner Weiblichkeit doch auch den Glauben, daß der Reiz und der Zweck ihrer Blüthe im Brechen derſelben begründet liege.

Mit der Berechnung der ſchlaueſten Verführung benutzte Arthur dieſe Unterredungen, Thorilde auf einen Punkt zu führen, zu dem ſie, wenig Wochen früher, gewiß nicht geglaubt hätte, ihm gegenüber kommen zu können. Die Schuldloſigkeit ihres Lebens, die Reinheit ihres Herzens erbitterten ihn, dem ſo viel daran gelegen war, ſich nicht in ihr geirrt zu haben. Ihr Stolz beleidigte ihn; ihre ſo oft unverholen ausgeſprochene Nichtachtung ſeiner reizte ihn zur Rache, und ihre Jugend, das Leben ihrer ſchlanken, blühenden Geſtalt entflammte ihn in der Einſamkeit ihrer gegenwärtigen Abgeſchiedenheit immer brennender. Der Plan ihres Verderbens, den er früher nur als ein Gebot der Klugheit entwarf, beſchränkte ſich jetzt in ihm nicht mehr auf den Wunſch ihres Beſitzes; er wollte ſie auch unterjochen und beherrſchen, und kannte ſie genug, um die Gewalt beurtheilen zu können, die der Mann über ſie gewinnen werde, dem es gelinge, ihre ſtolze Verachtung jeder Verſuchung und die kühne Zuverſicht zu der Kraft ihres jeder Unwürdigkeit feindlichen Willens zu brechen und ſie dadurch zu ſeiner Sklavin zu machen.

Thorilde war für ihr Alter ausgezeichnet weltklug; aber ihr Herz hatte die ganze Unerfahrenheit und Selbſttäuſchung gänzlicher Neuheit; der eitle Weltſinn, die freche Spottluſt, der ſie allenthalben begegnet war, hatten dies Herz mit ihrem Geiſt entzweiet, und es war in dieſem geheimen Streite nicht nur verwundet, ſondern auch ſehnſuchtsvoll geworden. Das errieth ihr Gemahl nicht, wohl aber Arthur, der ſie in ſeinen einſamen Unterredungen mit ihr dahin zu bringen wußte, daß ſie ihm dieſen Kampf eingeſtand, weil er viel gewonnen zu haben fühlte, wenn er ihr Herz, war es gleich nicht *für* ihn, doch *durch* ihn in Bewegung brachte.

Thorilde erſchrak über ihr Geſtändniß; dem ſeelenloſeſten Menſchen, dem größten Wüſtling, den ſie kannte, hatte ſie ein Geheimniß, welches ihr ſelbſt, zum erſten Mal ausgeſprochen, auch zum erſten Mal ganz klar geworden war, verrathen — doch zu ihrem größten Erſtaunen machte es einen Eindruck auf ihn, der ihr von allen Erſcheinungen ihres bisherigen Lebens die unerklärlichſte war. Sie glaubte, er werde lächeln und ſpotten; allein er küßte, wunderbar gerührt, mit inniger Ehrfurcht ihre Hand; ſein Auge füllte ſich mit Thränen, und als ob er ſeiner eigenen Bewegung nicht trauen dürfe und ihm daran liege, ſie ihren Blicken zu entziehen, verließ er ſie ſtumm und ſchnell.

Sonderbar ergriffen blieb ſie zurück. Wie ſollte ſie ſich dies Betragen deuten? hatte ſie ihm bisher Unrecht gethan? lag in der Tiefe ſeiner Seele noch die Ahnung eines edleren Glückes und der Schmerz, es verfehlt zu haben? war die Nichtoffenbarung höheren Lebensgehaltes vielleicht nicht ſeine Schuld? Je länger ſie dieſen Fragen nachgrübelte, je anziehender und wichtiger erſchien ihr die Beantwortung derſelben.

Dieſer Augenblick verbürgte ihr die Möglichkeit, ihn noch einſt wieder von ſeinem tiefen Fall erſtehen zu ſehen, da ſeine Thränen, ſeine Bewegung bezeugten, daß ſeine Niederlage noch nicht ganz entſchieden, ſondern in ihm noch Kampf ſei. Sie ſah ihn wieder, ſie beobachtete ihn, ſie war auch abweſend mit ihm beſchäftigt und plötzlich war er aus ſeiner bisherigen Unbedeutendheit bedeutend für ſie herausgetreten.

Der Winter war indeſſen vergangen; ein Waffenſtillſtand beendigte den Feldzug und Graf Adlerſtein ward von einem auswärtigen großen Hofe, in deſſen Dienſten er früher geweſen war, berufen, dem Friedensabſchluß beizuwohnen, und die Veränderungen, die dieſer nothwendig mache, ordnen zu helfen.

Nahm er ſeine Gattin mit, ſo nöthigte ihn dies, in der Reſidenz ein Haus zu machen und der Krieg hatte ſeine Güter ſo belaſtet, daß es ihm die Rückſicht auf eine ſo bedeutende Vermehrung ſeiner Ausgaben zur Pflicht machte. Auch glaubte er nur zwei Monate abweſend zu ſein und es wurde daher beſchloſſen, er ſolle allein reiſen, Thorilde auf den Gütern bleiben und Arthur ſowohl ihr zur Geſellſchaft, als auch zum Rathgeber bei vorkommenden ökonomiſchen Vorfällen gleichfalls.

In ſchuldloſer Unbefangenheit blieb Thorilde zurück, ohne Ahnung irgend einer Gefahr, die ihr aus dieſer Einſamkeit aufgehen könne. Der Frühling und der Friede führten ihre verſcheuchten Nachbarn wieder auf ihre Güter; ſie lebte, von ihnen Allen werth gehalten, in heiterer Geſelligkeit bei der freundlichen Anerkennung ihres Werthes, im Vollgenuß aller Freuden, die Jugend, Reichthum, heiterer Sinn und Schuldloſigkeit zu gewähren vermögen. Ihr Umgang mit Arthuren ward aber unvermerkt freundſchaftlicher.

Er war der erſte Menſch, der ſie errathen und dies Errathen zart zu nehmen gewußt hatte, und das mußte ſie ihm ja wohl Dank wiſſen. Vertraute aller ſeiner Abenteuer und Intriguen, jetzt im einſamen Geſpräch wie vormals in Gegenwart ihres Mannes, wußte er ſich leicht und ſchicklich den Uebergang zu dem Geſtändniß zu bahnen, daß nur die Gewohnheit ihn noch in dieſe Lebensweiſe verſtricke, ſeitdem die Fähigkeit zu einem tiefer ausſchließlichen Gefühl mit dem Glauben an unüberwindliche Leidenſchaft in ihm, wenn gleich freilich nicht zu ſeinem Glücke, erweckt worden ſei.

Thorilde ging über ſolche Aeußerungen mit leichtem Spott flüchtig hin; aber als er in immer neuer Geſtalt und anziehender Mannigfaltigkeit dies Geſtändniß oft wiederholte und ihr zugleich mit ſtolzem Uebermuth ſeine unbedingte Herrſchaft über den empfangenen Eindruck und über ſein neu erwachtes Gefühl, als Kraft des Charakters, als ſeltene Tugend und Männergröße pries, ward ſie gereizt und unmuthig. Sie hatte in ſich jene Sicherheit der Liebenswürdigkeit und der Gabe zu gefallen, die ein reizendes, geiſtvolles Weib gewiſſermaßen dem Feldherrn gleichſtellt, dem der Ruf ſeiner Tapferkeit den Sieg verbürgt; ſie fand daher auch nichts natürlicher, als daß Arthur ſie hübſch und liebenswürdig fand und ſich, wie ſo viele andere Männer, in die Rolle ihres Anbeters warf; aber es empörte ſie, daß er ihr die Macht abſprach, ihm den Kopf, wenn es ihr beliebe, vollends zu verdrehen, und mit ſeiner Herrſchaft über ſich und der Abgemeſſenheit ſeines Betragens ſo heuchleriſch prahlte.

Sie wußte es ja recht gut, daß die Sinne eines Mannes um ſo weniger anſprechen, je mehr ſein Kopf und ſein Herz beſchäftigt ſind, und Arthur, der im täglichen Umgang ihren reichen, von Allen, die in ihrem Kreiſe lebten, bewunderten Geiſt in Ernſt und Scherz, in Witz und Neckerei ſo vielſeitig kennen lernte, mußte in ihrem Umgange ſich ja wohl geiſtig angeregt und befriedigt fühlen, da ſeine übrigen Verhältniſſe ihm die Rolle des Stoikers, ihr gegenüber, ſehr leicht machten. In dem Uebermuth, mit dem er ihr nun ſein Bleiben in den Grenzen einer ehrerbietigen Höflichkeit und Galanterie als Männerwürde und Charakterkraft pries, fand ſie nun gar eine Andeutung, als wähne er durch ein entgegengeſetztes Betragen ihr gefährlich werden zu können, ihr, die von ſo vielen andern liebenswürdigen und geiſtreichen Männern umgeben, doch ſo ſicher und ungeſtört blieb.

Ohne die empörendſte Niederträchtigkeit konnte er, wie ſie glaubte, doch nicht bei ruhiger Beſonnenheit darauf denken, ſie, die unbeſcholtene, von der Verleumdung ſelbſt noch nie erreichte Gattin ſeines Wohlthäters, ſeines zweiten Vaters, verführen zu wollen; nur Leidenſchaft, unwiderſtehlich gewaltige Leidenſchaft hätte ihn dieſe Scheidewand vergeſſen machen können, und daß ſein ausgetrocknetes Herz dieſer nicht mehr fähig ſei, wollte er ſich nun zum Verdienſt anrechnen! Und wenn dieſe Scheidewand auch gar nicht war, wenn er, der Freie, ihr, der Freien, im Leben begegnet wäre, durfte er ſich denn in irgend einem Verhältniß für den Mann halten, dem ſie ſich ergeben, den ſie vor allen Andern erwählen würde? — Und welch einen unwürdigen Geſichtspunkt hatte er überhaupt für die Möglichkeit eines ſolchen Verhältniſſes!

Von ſo manchem Manne fühlte ſie ſich ausgezeichnet, ſo mancher warb um ihre Gunſt; aber keiner hatte je die Frechheit gehabt, ihr den Gedanken eines durchgeſpielten Romans zu verrathen, und er, der es nun auch freilich bei ihrer früher erlangten Kenntniß ſeiner Anſichten nicht wagen durfte, ſie hierüber täuſchen zu wollen, zeigte ihr nun dagegen auch nicht einmal eine Ahnung von der Möglichkeit eines reineren Verhältniſſes! Sie fühlte ſich im Innerſten empört; ihre Eitelkeit, ihre Eroberungsſucht, ihr Trotz auf die Stärke ihres eigentlich doch noch nie verſuchten Herzens waren es; aber wahrlich auch edlere Gefühle in der Tiefe ihrer Bruſt theilten dieſe Empörung.

Die angeborne, bis jetzt ſchlummernde Reizbarkeit und Leidenſchaftlichkeit ihrer Natur entbrannte hier, wo ſich die Tiefe ihres Weſens zum erſten Mal recht entſchieden mit der ihr aufgezwungenen Gehaltloſigkeit ſtreitend begegnete, hell und verderblich. Kein Mann ſollte es in ſeiner Gewalt glauben, mit dem Eindrucke, den ſie auf ihn machte, ſpielen zu können; am allerwenigſten dieſer herzloſe Arthur, den ſie nie ſo gering geſchätzt, ſo bitter herabgewürdigt hatte, als jetzt; gerade als ſollte ihr in inſtinctartiger Ahnung, daß ſie einer Schutzwehr gegen ihn bedürfe, dieſe ſtrenge Härte dazu werden. Sie wollte ihn überzeugen, wie ſogar nicht es in ſeiner Macht ſtehe, ihr gefährlich werden zu können; dazu war es aber erforderlich, ihm zu beweiſen, nicht in ſeinem Willen, ſondern in dem ihrigen allein ruhe die Kraft, ihr Verhältniß zu geſtalten — und ach! ſie ahnete nicht, daß er ja nur dies, gerade dies Streben in ihr hatte wecken wollen!

Doch was ſie auch that, dieſem Geier gegenüber blieb ſie eine Taube, und ſo roh und begehrend er auch den Reiz des ſchönen Weibes empfinden mochte, ſo verrieth dies doch nie ein Wort, nie eine Bewegung. Dabei führte er ſie von einem Tage zum andern in ganz unmerklichen Uebergängen zu einer Vertraulichkeit, deren Schuldloſigkeit von dem innern Bewußtſein Beider abhing, da ſie, ſo wenig Sitte als Anſtand verletzend, in den Rechten einer durch ihre Verwandtſchaft gerechtfertigten Freundſchaft blieb.

Thorilde verlor jetzt den Frieden ihres Herzens, ohne klar zu erkennen, daß die Unwürdigkeit ihres Betragens ihn verletzte. Sie war oft verſtimmt, trübe, ungeduldig, bitter und dann wieder bis zu Thränen weich und ſehnſüchtig, und dieſe ſchnell wechſelnden Züge gefahrdrohender Reizbarkeit und erwachender Leidenſchaftlichkeit wurden ihr doch auch wieder zu einer Quelle ihr ganz neuen Genuſſes, indem ſie ihre Phantaſie lebhaft bewegten und ihr in dämmernden Ahnungen die Räthſel und die unergründliche Tiefe des Menſchenherzens vorführten.

Auf eine ihr bisher fremde Weiſe fühlte ſie dadurch ihren Geiſt und ihre Seele angeregt; auch war ſie in Geſellſchaften nie glänzender, nie geiſtreicher und lebendiger geweſen, als in dieſem Zeitpunkt, wo ſich ihr für Welt, Leben und Herz tauſend neue Beziehungen aufſchloſſen. Zum erſten Mal ergriff ſie jetzt auch das bisher in ihr unterdrückte Gefühl, daß die Freuden ihres vergangenen Lebens auf die Dauer nicht ihre Anſprüche an Glück und Daſein zu befriedigen vermochten und eine innere unvergängliche Sehnſucht in ihrem Herzen eine edlere Liebe, eine höhere Wahrheit, eine zuverläſſigere Treue als ihr eigenſtes Daſein forderte.

Erhebend iſt es, daß, ſo wie unſer Geiſt, von der irdiſchen Befangenheit des Wahnſinns oder der Altersſchwäche überhüllt, doch den Trieb nach höherer Entwickelung, als ſein ewiges Eigenthum, unter jener, ihn und dieſe unſerm Auge entziehenden, materiellen Verhüllung zu befriedigen vermag, und ihn dadurch als ſeinem Weſen unverlierbar eigen bezeichnet, ſo auch in unſerer innern Bildungsgeſchichte der moraliſche Irrthum oft zum leitenden Organ für die Offenbarung einer höheren Weltordnung und eines durch ſittliche Freiheit geadelten Daſeins wird.

Thorilde liebte Arthur nicht; ſie fühlte, daß ſie ihn, ohne eine Thräne zu vergießen, für immer könnte ſcheiden ſehen; allein er wußte den Gedanken in ihr zu nähren, daß er ſie mit mühſam bekämpfter Leidenſchaft liebe und ſie durch gleichſam verlorne Worte, durch verſtohlne Blicke und heimliche Seufzer in ununterbrochener Spannung und Erwartung zu erhalten. Seine Eitelkeit täuſchte ihn mit dem Wahn, er ſei von ihr geliebt; aber es lag in ſeinem Plan, ihr dies Geſtändniß nicht zu entreißen; es ſollte ihm, wie eine reife Frucht, ſelbſt entgegenfallen. Thorilde erröthete oft vor ſich ſelbſt, da ſie es ſich nicht verläugnen konnte, daß ihr Betragen ihn zu der Hoffnung, ihr nicht gleichgültig zu ſein, berechtigte, und gar zu gern wäre ſie zurückgetreten und hätte ihn ganz aufgegeben; aber einem Weiberkenner gegenüber bleibt ein Betragen, wie ſie es ſich erlaubt hatte, nie unbeſtraft, und faſt immer werden die Frauen in ſolchen von ihnen gelegten Schlingen ſelbſt gefangen.

Er wußte ſie, ohne je ihr Zartgefühl zu verletzen, von Tag zu Tag feſter in das Gewebe ſeiner Kunſtgriffe zu verſtricken; aber er ſelbſt ward auch immer geſpannter und leidenſchaftlich aufgereizt, und der Zwang, mit dem er dieſe Leidenſchaft in Ketten legen mußte, nährte in ihm den Haß, den er im ſonderbaren Verein mit ihr gegen Thorilde empfand.

Um dieſe Zeit kam der Baron Fries zum Beſuch eines Freundes in Thorildens Nachbarſchaft. Er kannte ſie und hatte ſie ſchon früher ausgezeichnet, wovon ihr eine angenehme Erinnerung geblieben war, da er, einer der bedeutendſten jungen Männer in der Reſidenz, bei ihrer erſten Erſcheinung daſelbſt durch ſeine Huldigung viel zur Feſtſtellung ihres glänzenden Standpunktes in den dortigen geſelligen Zirkeln beigetragen hatte.

Er ſah auch jetzt die ſchöne Frau mit vielem Vergnügen wieder; die tiefere Bedeutung ihres Weſens, die reichere Entfaltung ihres Geiſtes entgingen ihm nicht und gaben in ſeinen Augen ihrem Umgang neuen Reiz. Thorilde fühlte ſich durch ihr Verhältniß zu Arthurn, das ſie ſo wenig mehr zu löſen als zu geſtalten vermochte, geängſtigt; willkommen war ihr daher Alles, was ſie nach außen zog, ſie beſchäftigte, zerſtreute; ja eben dies innere kranke Bewußtſein gab ihr gegen Fries den Schein einer wärmeren Freundlichkeit, und die Bemerkung, daß Arthur ſeine eiferſüchtige Empfindlichkeit darüber ſo wenig zu bemeiſtern als ihr zu verbergen vermochte, ward ihr zur Verſuchung, Fries noch ſichtlicher auszuzeichnen.

Bei ihrer jugendlichen Unerfahrenheit ſah ſie in der Unvorſichtigkeit, mit der Arthur, gegen ſeine ſonſtige beſonnene Weltklugheit, bei mehreren Anläſſen ſeinen Unmuth und ſeine Bitterkeit gegen Fries verrieth, nur einen ſchmeichelhaften Beweis der Wahrheit ſeiner Leidenſchaft und ihrer Gewalt über ihn. Ein höchſt gefährlicher Irrthum, der eben nur zu viele Frauen verleitet, ein ſie bloßſtellendes Betragen des Mannes zu verzeihen und zu rechtfertigen. Arthurs Betragen führte einen ſehr leidenſchaftlichen Auftritt zwiſchen ihm und Thorilden herbei.

Dieſer ward jetzt der Triumph, den ſie ſich gewünſcht hatte; er geſtand ſich überwunden, geſtand, daß er ſie anbete und daß dieſe Leidenſchaft Herr ſeines Verſtandes und aller ſeiner Entſchlüſſe und Vorſätze geworden ſei; aber die Freiheit, die ſie nach einem ſolchen Geſtändniß bewahren zu können gewähnt hatte, war von ihr mit dem Recht verſcherzt, ihn jetzt mit ſtrengem Ernſt von ſich zu bannen; ſie wußte ſich keine Rettung, als das Verhältniß mit ihm auf den Ton einer leichten Galanterie zurückzuführen und die Furchtſamkeit ihres Herzens unter Scherz, Spott, Muthwillen und Neckerei zu verbergen; aber eben darin lag nach einem ſolchen Geſtändniß auch zugleich eine Anerkennung ſeiner als Liebhaber, und ſie ahnete nicht, welche Rechte ſie ihm dadurch zugeſtand und wie geſchickt er dieſe wie jede andere von ihr gegebene Blöße zu benutzen wiſſen würde.

Bei mehrerer Erfahrung hätte ihr die beſonnene

Planmäßigkeit ſeines Betragens nicht entgehen können, und dann wäre ihr auch die Ungleichheit des ihrigen, ſo wie die ſchnell wechſelnde, doch ſtets unruhige Verſtimmung ihres Innern zur Warnung geworden; aber nun gab ſie ſich widerſtandlos den Eindrücken des Augenblickes und den ſtreitenden Empfindungen ihres Innern hin und ward ſo immer feſter von einem Netz umſtrickt, zu deſſen Gewebe die Liebe keinen Faden lieferte.

In dem Wechſel aller dieſer Empfindungen und Auftritte blieb ihr aber doch im gewöhnlichen Sinne des Worts jede Ahnung der Verſuchung fremd; ſie fürchtete für ihre Ruhe, allein bis jetzt frei von jeder Schwäche, war ihr Stolz ungebeugt und mit einer, aus ihrer Unbekanntſchaft mit der Gefahr entſtehenden und durch ſie verzeihlichen Kühnheit unterließ ſie jede Vorſicht und wandelte mit der Sicherheit des Nachtwandlers am Rande des Abgrundes die ſteilſten Pfade.

Oft brachte ſie mit Arthurn halbe Nächte in den blühenden Gebüſchen ihres Gartens zu, wo Nachtigallgeſang und das Murmeln der rauſchenden Quellen jeden raſchern Schlag des Herzens begleiteten. In ſolchen Stunden ward ſie Arthurn zum

Räthſel. Den Frieden eines reinen Herzens und die Kindlichkeit ihrer Sorgloſigkeit vermochte er nicht in ihrer Seele zu erkennen; aber auch über das allerverderbteſte Herz hat die Wahrheit der Unſchuld doch noch oft in einzelnen Augenblicken eine Gewalt, die es nicht immer zu läſtern und zu verkennen vermag und die auch ihn zuweilen in allen ſeinen Schlüſſen und Beobachtungen irre machte.

Bald führten aber dieſe Verhältniſſe einen Augenblick herbei, deſſen entſcheidender Einfluß auf Thorildens künftiges Sein und Leben vielleicht am beſten durch einen Brief Arthurs gedeutet wird, den er an einen ſeiner Vertrauten darüber ſchrieb:

> „Es war eine der herrlichſten monderhellten Nächte dieſes in unvergleichlicher Schöne blühenden Frühlings, und Alles um uns her Liebe, Schweigen, Duft und Entzücken. Mit all der Gluth, all der Leidenſchaft, die für Frauen ihrer Art ſo viel Verführeriſches hat, deutete ich ihr dieſe Hieroglyphen der Natur, und im raſchen Uebergange vom Allgemeinen zu dem Beſondern, ſprach ich zu ihr von ihren Reizen und meiner Liebe. Ich fühlte ihre Hand, die

ich an mein Herz gedrückt hielt, zittern; ich ſah ſie bewegt und, ſie raſch umſchlingend, drückte ich ſie zum erſten Mal heiß und innig an mein Herz. Leiſe wie ein Gedanke glitt mein Name zärtlich über ihre Lippen und ihr Auge hob ſich mit ſüßer Verwirrung zu mir empor — ihr Kopf ſank auf meine Schulter und ihre Lippen duldeten die Gluth meiner Küſſe — doch unerwartet riß ſie ſich plötzlich und mit großer Gewalt von mir los und ſtieß mich, der ich, vor ihr niedergeſunken, ihr Gewand faßte, zurück. Vergeblich war mein Flehen, vergeblich alle Betheurungen, alle Schwüre — ſelbſt die Leidenſchaft, von der ich in dieſem Augenblicke wahrhaft ergriffen war, vermochte mir nicht bei ihr das Wort zu reden, ſie floh mit Windeseile und vergeblich hätte ich verſucht, ſie einzuholen, wenn nicht, noch ehe ſie aus den eng verſchlungenen Gängen in den hellern Theil des Gartens gelangen konnte, ihre Kraft ſie verlaſſen und ſie zu Boden geſunken ſein würde, hätte ich ſie nicht in meine Arme aufgefangen. Nie bot mir ein Weib einen intereſſanteren Anblick. Bleich, mit hochfliegender Bruſt lag ſie bebend an meinem Herzen; ſie hatte die Hände in höchſter Seelenangſt wie zum Gebet gefaltet; zum erſten Mal fühlte ſie, die Stolze, Uebermüthige, daß ſie ein Weib und ich ihr Herr ſei. Aber welche Energie in dem Weibe! welche Gewalt über ſich! welcher Heroismus im Augenblick dieſes Gefühls ihrer Hülfsloſigkeit! Sie hob die Augen mit einem Ausdruck gen Himmel, der wie ein Grauen durch jede Wallung meines heiß empörten Blutes ſchlich. Ich hätte ſie mir in dieſer Stunde nicht gewinnen dürfen, ohne mich ſelbſt zu beſtehlen; ſie konnte nur fallen, nicht ſich ergeben, und an dieſem Bewußtſein hätte ſie ſich wieder aufgerichtet. Das darf aber nicht ſein; ſie muß, einmal beſiegt, auch für immer unterjocht werden. Ich ſetzte ſie ſanft auf eine Raſenbank nieder. „Um Gottes willen," bat ich, „beruhigen Sie ſich, dieſer Zuſtand kann Ihnen das Leben koſten." Mit unverkennbarem Abſcheu wand ſie ſich aus meinem Arm und ſtieß mich zurück. Unwillkürlich hingeriſſen warf ich mich vor ihr nieder: „verdiene ich denn dieſen Abſcheu? ruheſt Du nicht an dem Herzen eines Mannes, der Dich anbetet und der Dir in dieſer Stunde ſelbſt im ſchwerſten Kampfe beweiſet, wie würdig er Deines Vertrauens iſt? Wie, darf Dich eine Gluth beleidigen, zu der Deine Reize mich entflammten?“ — Hier fingen ihre Thränen an zu fließen, als habe ſie mich gar nicht gehört, als ſei ich gar nicht da, fragte ſie ſich leiſe: „O mein Gott, wie war das möglich?“ In dieſem Augenblicke des Gefühls eingebildeter Schmach erhob ſich ihre Seele aber auch wieder in der vollen Gewalt ihres Stolzes; ſie ſtand auf und mit einer Verwerfung, die ich, ſo wahr ich lebe! dem tollkühnen Weibe noch einmal durch die tiefſte Erniedrigung wett mache, ſagte ſie mir kalt und entſcheidend: „ich verbiete Ihnen, mir zu folgen.“ Der Blick, den ſie dabei auf mich warf, traf mich, als müſſe das ſo ſein, zu ihren Füßen; dies Andenken brennt noch in meiner Seele, und wie gedemüthigt muß ich ſie einſt ſehen, um es mir zu vergeben! So wenig das nun auch eigentlich bedeutet, was unter uns vorgefallen iſt, ſo iſt es doch bei ihrer Unerfahrenheit genug, jeden ihrer Gedanken, jede ihrer Empfindungen im lebhaften Affect an mein Bild zu heften. Die gewaltige Leidenſchaftlichkeit in ihr, die ich ſelbſt jetzt erſt kennen gelernt habe, wird, da ſie ſich nun einmal in ihrem Gemüth Bahn gebrochen hat, bald meine thätigſte Bundesgenoſſin werden. Mag ſie nun gleich dieſe erhöhete Lebendigkeit ihrer Empfindungen für Haß gegen mich nehmen, da ſie bei all ihrer auf Treu und Glauben angenommenen Welt- und Menſchenkenntniß doch in Herzensangelegenheiten unſchuldig und neu iſt wie ein Kind, ſo weiß ich doch, was ich davon zu halten habe. Noch nie hat ein Weib den Mann, der zuerſt das Gefühl der Weiblichkeit in ihr weckte, im Ernſt gehaßt und nun noch dazu ſie mit ihrem friſchen, ſprudelnden Leben und den wie Sonnen blitzenden und ſtrahlenden Feueraugen! — Es wäre ja unverzeihlich, wenn ich dieſe reizende, an ihr entdeckte Fähigkeit, ſich ſo über alles Maß tief zu betrüben, ungeübt und unentwickelt laſſen wollte.“ — —

Anders, als er es erwartete, wirkte aber dieſer Auftritt auf Thorilde. Der Stolz ihres reinen

Bewußtſeins war gebrochen und auf dieſen war die ganze bisherige Geſtaltung ihres Lebens, die Sicherheit aller ihrer Verhältniſſe gegründet geweſen und verſchwand nun mit ihm.

In brennendem Schamerröthen fühlte ſie es, einen Augenblick erlebt zu haben, wo ſie, von ſich ſelbſt verlaſſen, einer fremden Gewalt preis gegeben geweſen war, und dies Gefühl war ihr, dem Manne gegenüber, den ſie durchaus nicht achtete, ſo entſetzlich peinlich, ſo furchtbar ängſtigend, daß ihr gemartertes Herz, ohne eine Selbſttäuſchung zu ahnen, die einzige Entſchuldigung ergriff, die es für einen ſolchen Augenblick geben kann, und ſich das Geſtändniß abzwang, ſie liebe Arthur. Dieſe Selbſttäuſchung wird uns um ſo erklärlicher, wenn wir bedenken, wie oft und leicht die gereizte Leidenſchaftlichkeit unſrer Empfindungen von uns und andern mit Leidenſchaft für die Perſon, die die Veranlaſſung jener Reizung iſt, verwechſelt wird, und daß Thorilde im neunzehnten Jahre und bei einem ganz neuen Herzen es nicht verſtehen konnte, dem Manne, der für ſie ſo bedeutend aus ſeinem ganzen Geſchlecht hervorgetreten war, ſeinen gehörigen Platz anzuweiſen.

Sie hielt es für ein Unglück, ihn zu lieben; allein nur durch dieſe Liebe konnte ihr Verſöhnung mit ſich ſelbſt werden, und trotz der Miſſethäterangſt, mit der ſie ſeinem Wiederſehen entgegenſah, endigte ſich ihre nächſte Zuſammenkunft auf eine Arthur überraſchende Weiſe, mit dem Geſtändniß ihrer Liebe für ihn.

Er glaubte ſich jetzt am Ziele, und ſah ſich zu ſeinem Erſtaunen weiter denn je davon entfernt, da ſeinem Sinn und Weſen nichts verhaßter und widerwärtiger ſein konnte, als ein ſentimental-platoniſches Verhältniß, und Thorilde, ſo demüthig, ſanft und furchtſam unterwürfig ſie auch ſeit ihrem Geſtändniß gegen ihn war, wußte ſich doch unerſchütterlich in den Grenzen zu behaupten, die ihr Ehr- und Pflichtgefühl zogen.

Was von dem nun folgenden Zeitpunkt ihres Verhältniſſes geſagt werden kann, iſt immer nur wenig gegen das, was Thorilde litt, und nur Wenige vielleicht begreifen die furchtbare Höllenqual, die es ihr bereitete. Sie konnte in dieſem Verhältniß der Macht des Böſen um ſo weniger ganz entgehen, da ja vom Anfang an Arthurs Streben vorzüglich darauf gerichtet war, ſie moraliſch verderben zu wollen.

Bei ſeinem durch und durch erkälteten Herzen verband er, mit der vollkommenſten Kenntniß aller weiblichen Schwächen, volle Gewalt über ſich, und wandte beide an, Thorilde zu quälen und zu verderben. Mit hölliſcher Kunſt gewann er ſich nach und nach das Recht, Alles zu ſagen und ſie dadurch daran zu gewöhnen, Alles zu hören; die Zartheit ihrer Empfindung ward von ihm als Ziererei verhöhnt, jede Aeußerung des Unwillens von ihm als Affectation behandelt. Unfähig, ein edles Gemüth zu erkennen und zu würdigen, ſah er in den reinſten Ergüſſen ihres Herzens, in ihren zarteſten Gefühlen nur Heuchelei und Verſtellung, in ihrer Kraft nur die Verſtockung hartnäckigen Eigenſinns.

Jeden Einwurf, jede Weigerung, jede Furcht wußte er lächerlich zu machen; alle ihre Begriffe zu verwirren, alle namenloſen ſchlummernden Gefühle zu erwecken, und die Empörung, die die ſittliche Häßlichkeit ſeines Betragens in Thorildens Gemüth erregte, dann wieder durch die blendendſten Sophiſtereien der verderbteſten Frechheit, durch allen Schimmer des Witzes und des Geiſtes, und noch um Vieles gefährlicher, durch den Zauber der Leidenſchaft zu ſtillen. Seine Kunſt reichte ſogar hin, ihn ſanft, gefühlvoll, zärtlich, glücklich erſcheinen zu laſſen, um den Wahn in ihr zu wecken, daß es in ihrer Macht ſtehe, ihn immer ſo zu ſehen; doch nach dem Mißlingen eines Verſuches dieſer Art rächte er ſich dann auch wieder durch die für Thorilde kränkendſte Verhöhnung jeder beſſern Empfindung.

Sie ſah ihn dann in mancher Stunde, wüthend und boshaft wie ein Teufel, ſie und die Stunde auf das Gräßlichſte verfluchen, wo er ſie zum erſten Mal geſehen habe; in andern gleichgültig, und ſie durch ſein Betragen und ſeine Aeußerungen auf das Empfindlichſte demüthigend, bis er dann wieder Tage lang alle ſüßen Schmeichelworte der Liebe, alle Schwüre, alle Betheuerungen der Leidenſchaft anwandte, ſie zu verſöhnen. Thorilde litt entſetzlich; ohne Achtung, ohne Vertrauen zu ihm, fühlte ſie ſich ihm wie verkauft, und mußte ſeine Gewalt über ſie geiſtig, wie die Macht roher Stärke büßen. Der Gedanke an ihre Pflicht, und die ſittliche Reinheit ihrer Seele kämpften in ihr jede unwürdige Regung nieder; aber die innere, tiefe Empörung wurde dem jugendlichen Gemüth zu mächtig.

Sie war oft wie vernichtet; alle Schrecken des Laſters und der verworfenſten Sinnlichkeit um ſie;

ihr Herz, ihre Seele rein von ihnen, und ſie doch in ſteter Gefahr, ihr Raub zu werden. Er war ihr ſo furchtbar, ſo ängſtigend geworden, daß ſie bebte, wenn ſie in der Entfernung den Ton ſeiner Stimme hörte, ſeinen Fußtritt unterſchied. Todeskampf der Verzweiflung war in ihr, und doch konnte ſie nicht von ihm laſſen; doch war das Schrecken, die Angſt, die Furcht, die Scheu ein unzerreißbares Band, das ſie an ihn feſſelte.

Ihre Geſundheit litt aber ſo ſichtlich, ſie war in ihrem Betragen ſo ohne Haltung, ihre innere Empörung brach in mannigfaltiger Erſcheinung mit ſo leidenſchaftlicher, Arthur erſchreckender Gewalt aus, ihre Klagen, ihre Thränen waren ihm ſo läſtig, und der Ernſt, mit dem ſie ihr Verhältniß als eine das ganze Leben umfaſſende und durchdringende Verbindung behandelte, ſo unverſtändlich, daß er alle Hoffnung aufgab, daſſelbe, nach ſeinem Sinn, zu einer ſchlau verhehlten und in frecher Sinnenluſt fortgeſponnenen Intrigue zu geſtalten, und viel darum gegeben hätte, wenn er ſich mit ihr, die ihm nun nichts als eine alberne Romanheldin war, nie eingelaſſen hätte.

Er fürchtete die Rückkehr des Grafen, und fühlte, daß ſein Verhältniß zu Thorilden ſich noch vor derſelben entſchieden geſtalten müſſe. Sein Verdruß forderte die gänzliche Löſung deſſelben, und er ergriff dieſe um ſo eher, da er Thorilde nicht mehr fürchtete, und ſie genug in ſeiner Gewalt zu haben glaubte, um ſie in gewiſſer Hinſicht von ſich abhängig zu erhalten. Um aber den Schein von ſich zu wälzen, als habe er unerhört geſeufzt, verleitete ihn ſeine herzloſe, und in dem Gefühl bitterer Kränkung ſeinen Verſtand überflügelnde Eitelkeit zu Geſtändniſſen, wie ſie vielleicht nie ein Mann ſchonungsloſer ausgeſprochen hat. Das Erſtarren des Entſetzens, mit dem Thorilde erfuhr, daß nicht Liebe, nicht Neigung, ja nicht einmal gereizte Sinnlichkeit, ſondern nur recht kalt beſonnene Bosheit, nur die Begierde, Verſuche mit ihr anzuſtellen, den Plan zu ihrem Verderben entworfen hatte, den er jetzt nur aufgebe, weil ſie ihm die ganze Sache denn doch für einen Spaß zu tragiſch nehme, ſchien ihren ganzen Charakter umzuwandeln, und den Geiſt jedes ſanften Gefühls von ihr zu bannen.

Sie hatte früher von ihm Vieles ertragen gelernt, und er kannte ſie ſo wenig, daß er auch jetzt noch Vorwürfe, Klagen und Thränen von ihr erwartete; allein mit der Kälte der tiefſten Verachtung befahl ſie ihm, ihr Haus augenblicklich zu verlaſſen. Er verweigerte dies lächelnd, und als ſie ihm drohend den Namen ihres Gemahls nannte, fragte er kalt und ſpottend, ob ſie dieſen etwa zum Vertrauten der Güte, womit ſie ihn bisher beehrt habe, zu machen gedenke? — Und dann ermahnte er ſie, ihren romanhaften Grillen und der Ueberſpannung, mit der ſie alltägliche Dinge als unerhörte Seltſamkeiten behandle, den Abſchied zu geben, und die Verhältniſſe in der Welt künftig ſo zu behandeln und anzuſehen, wie man von einer ſo klugen Frau berechtigt ſei, es zu erwarten. Er werde es nie an Ehrerbietung gegen ſie fehlen laſſen; für ſeine Discretion bürge ihr ſeine Ehre, und überdies ſei ja der kleine Roman zwiſchen ihnen zu ſeinem großen Bedauern nicht einmal zum Schluß gekommen, was es vollends zur kindiſchen Albernheit mache, ihm eine ſo ernſte Bedeutung geben zu wollen, und damit küßte er ihr die Hand, und ging ſingend zur Thür hinaus.

Thorildens Seele erlag nicht unter dem vernichtenden Eindruck dieſes Auftrittes; aber die ganze Energie derſelben ſchien für den Haß erweckt zu ſein. Errettung aus den Klauen dieſes Teufels war der einzige Gedanke, den ſie deutlich zu denken vermochte, und es gab ja für ſie nur ein einziges Weſen, von dem ſie Schutz und Rettung bitten und fordern konnte.

Sie ſchrieb in all der furchtbar leidenſchaftlichen Empörung ihres Weſens an den Grafen:

> „Mein Freund, mein Gatte, mein Vater, o mein Vater, in Deine Arme werfe ich mich. Eile zurück, ſchütze mich vor der Gewalt eines Teufels, deſſen Bosheit mein ganzes Weſen finſter umgewandelt, mich mir ſelbſt unkenntlich gemacht hat. Du findeſt die Thorilde nicht wieder, die Du verließeſt, die Du Deine Freude, Deinen Stolz nannteſt, ich bin nicht mehr zu retten, nur noch zu rächen.“
>
> „Meine ganze Seele iſt Haß, glühender, unſterblicher Haß gegen den Verderber, der ſich mit ſo hölliſcher Kunſt den Triumph bereitete, ein reines Herz vergiftet, ein glückliches Weſen elend gemacht zu haben. Und ich, ich hatte ihn nie beleidigt! ich meinte es ſo gut mit ihm, ich liebte ihn, und Er! Er! — O es muß einen Richterſtuhl geben, vor dem meine

Thränen, mein glühender Haß zur Anklage gegen ihn werden; vor dieſen fordere ich ihn, und bei der ewigen Gerechtigkeit droben, er wird mir vor demſelben Rede ſtehen müſſen! Fühlſt Du nicht auch wie ich, tief im Herzen, da wo das Leben wohnt, und die Hoffnung und das Vertrauen, die kalt verſteinernde gewaltige Macht dieſes eiſigen Schauders, der mich durchdringt? Ich kenne mich ſelbſt nicht mehr; ich habe nie einen Menſchen betrübt, nie einem Thiere weh gethan, und ihn könnte ich morden, mit Wonne morden! Wie Scheidewaſſer brennen dieſe Empfindungen der Hölle in meiner Seele! Eine ungeheure Kraft glüht in meinem Herzen, eine Kraft, von der ich fühle, die geheimnißvollſten Kräfte der Natur würden ihr gehorchen, die Elemente ſelbſt ſich ihr beugen, wenn ich ſie aufriefe. Zuweilen iſt Alles Tod, Alles Ohnmacht, Alles Erſtarrung des Nichtſeins in mir; aber der ungeheure Schmerz, dieſer nagende Geier des Herzens, reißt mich immer wieder empor aus dieſer Vernichtung. Ich möchte Dir Alles erzählen, Alles ſagen, aber wer legt das Wort auf meine Zunge, ihn Dir zu bezeichnen? — nur aus dem tiefſten Abgrund der Hölle könnte es ſich hervorheben, die Menſchenſprache hat es nicht, aber du, o Gott, zu dem dies Herz bis jetzt nur Worte des Segens und der Liebe ſprach, du wirſt den Fluch nicht unerfüllt laſlaſſen, den ich auf das Leben dieſes Menſchen lege! Räche mich, Gott, räche mich als Vater, dem die Bosheit ſein Kind geraubt hat!“

„Die Worte und die Gedanken verwirren ſich mir, vor meinem Blicke dunkelt Alles, nein, ich will keine Rache! welche Linderung könnte ſie mir für dieſen reißenden, zerrenden Kampf meiner Seele gewähren! Mein Bewußtſein, mein ganzes Daſein geht unter in ihm, ich werde wahnwitzig davon werden, und wer weiß, ob ich es nicht ſchon bin.“

„Eile, o eile zurück, laß mich in Deinen Armen ſterben. Verhülle wenigſtens dem brechenden Auge das Bild dieſes Teufels, damit dies Herz mit ſeinem letzten Schlage ſich wieder zu Gott zu erheben vermöge, und nicht im Fluch über ihn breche.“

Dieſer Brief traf den Grafen ſchon auf dem

Wege; er eilte nach Empfang deſſelben Tag und Nacht, und ſand Thorilde bei ſeiner Ankunſt an den Pforten des Grabes. In heftigen Raſereien erſchöpfte ſich die Kraft des jungen vollkräftigen Gemüths, und Wochen vergingen, ehe der Arzt die Entſcheidung über Tod und Leben auszuſprechen wagte.

An der Gewalt dieſer Krankheit brach ſich die furchtbar leidenſchaftliche Heftigkeit ihrer Empfindung; kindlich, ſanft und weich erſtand ſie von dem Krankenlager. Der Schmerz ihres Gemahls, ſeine ſorgſame Liebe, ſein zartes Sorgen für ihre Pflege, ihre Geneſung erfüllten ihr Herz auf's Neue mit den wohlthuenden Regungen wahrer Liebe und Dankbarkeit, deren Frömmigkeit Balſam für die ihr geſchlagenen Wunden war. Arthur ſah ſie nicht wieder. Mit der Angſt eines Miſſethäters hatte er für ihre Geneſung gezittert, und bis zur Ankunft des Grafen Tag und Nacht ihr Vorzimmer nicht verlaſſen; doch der erſte Blick auf ihn verrieth dem Grafen den Schuldigen, und in gerechter Strenge gebot er ihm, ſich auf immer zu entfernen. Haß und Rachſucht konnten in Thorildens Gemüth aber nur als Krankheit erſcheinen.

Sobald die Wiederkehr ihrer Kräfte es ihr vergönnte, mit dem Grafen von der Vergangenheit zu reden, ward es ihre erſte Bitte, Arthur nicht durch Entziehung ſeiner Wohlthaten zu ſtrafen, und der Graf ſchickte ihm, von ihr beredet, die erneuerte Zuſicherung des bis jetzt von ihm erhaltenen Jahrgeldes.

Körperlich war Thorilde freilich geneſen; doch ihr Herz blieb wund, ihr Selbſtgefühl verletzt, die Stärke ihres Charakters gebrochen, und die heitere Lebensluſt, der ſchöne, jugendliche Frohſinn früherer Jahre war einem trüben Ernſt, einer unbezwinglichen Wehmuth gewichen. Der Graf konnte ſie nur mit der Klugheit eines Weltmannes behandeln, da es ihm, ſeiner Eigenthümlichkeit nach, nicht gegeben war, Thorilde auf den Standpunkt erheben zu können, wo ſich alle irdiſchen Diſſonanzen in den Frieden eines mit Gott und ſich einigen Gemüthes auflöſen.

Er beſtärkte ſie in dem Wahn, es ſei Liebe geweſen, was ſie für Arthur empfunden habe, und ihr

Irrthum beſtehe nur in der Ueberſpannung, mit der ſie ihr Gefühl und ihr Verhältniß idealiſirt habe. Das Innere ihres Herzens, der Quell ihrer Verzweiflung blieb ihm dunkel, da es Thorilde, ſo verletzt ſie ſich auch in jedem Nerv ihres Lebens fühlte, doch an Klarheit fehlte, ihr Weh auszuſprechen zu können. Nach den Anſichten des Grafen war Arthur nicht ſo ſchuldig, wie er Thorilden erſchien; er ſelbſt hatte, ſo wie er nie wahrhaft geliebt hatte, auch nie die Ehrfurcht, die der Friede eines ſchuldloſen Gemüths, die Reinheit eines Herzens voll Treue und Adel fordert, empfunden; er ſah daher in den für Thorildens Ruhe und Leben ſo gefährlichen Folgen dieſes Verhältniſſes wirklich nur ein Werk ihrer Ueberſpannung, ohne welche es ihr leicht geworden ſein würde, dieſem Verhältniß eine ganz alltägliche Gefahrloſigkeit für Beide zu geben.

Die Bitterkeit ihrer gemachten Erfahrung gab den Trugſchlüſſen ſeiner das Herz und die Beſtimmung des Weibes entadelnden Weltklugheit einen Einfluß auf Thorildens Anſichten, den ſie früher nie ſo entſcheidend erlangen konnten, und ſie gab in finſterer Reſignation das Ideal auf, dem ſie bis jetzt im tiefverborgenſten Heiligthum ihrer Seele mit den geheimen Träumen und Hoffnungen und all der ſo beglückenden Sehnſucht des jungen, heißen Herzens gehuldigt hatte. Sie hatte ja nun geliebt und erfahren, welch ein unheiliges, Frieden zerſtörendes, Reinheit verletzendes Gefühl jene Liebe war, von der ſie früher in ihrer kindiſchen Unerfahrenheit ſich wohl zuweilen Paradieſe und hohe Himmelsgeſtalten darin erträumt hatte.

Und nicht einmal trauern durfte ſie um den verlornen Traum, es ſich nicht einmal eingeſtehen, daß mit ihm das Göttliche aus ihrem Herzen, das Schöne aus ihrem Leben ſchwinde; aber in ihrem Innern erneuerte ſich die, jedem tiefern menſchlichen Gemüth ſo nah verwandte Schickſalsfabel vom Geier des Prometheus. Das Gefühl eines verſtümmelten, nun für immer unvollendet bleibenden Daſeins verzehrte die friſche Blüthe ihrer Jugend, und in ihrer kalten, ſchneidenden Bitterkeit gegen alle Huld, alles Glück, allen Freudenglanz verrieth ſich ihr innerer, von ihr ſelbſt nicht verſtandener Kampf um das Heiligthum, das ſie aufgab.

Der roſige Glanz ihrer frühern Jugendfriſche und Geſundheit kam nicht wieder, und ſie kränkelte fortdauernd. Die Aerzte ſprachen von der Möglichkeit einer ſtillen Verzehrung, und da ſie Veränderung der Luft als ein wirkſames Heilmittel anempfahlen, führte der Graf ſeine Gemahlin auf Reiſen. Sie ſah Italien, die Schweiz und Frankreich; Länder, die ihm, da er früher in ihnen gelebt hatte, durch die heiterſten Erinnerungen ſeiner Jugend theuer waren; aber wenn Thorildens Geiſt ſich hier bildete, wenn ihr Sinn für die Schönheit der Natur und der Kunſt ſich hier entwickelte und läuterte: ſo konnte ſie doch auch hier einer für ſie gefährlichen Einſeitigkeit der Lebensanſicht nicht entgehen, da ſie in dieſen Ländern nicht den Menſchen, ſondern ausſchließlich nur die Höfe und die Zirkel der großen Welt kennen lernte.

Sie fühlte durch die Macht der Neuheit und der Abwechſelung, durch Jugend und rückkehrende Geſundheit ihren Schmerz beſiegt, und dies machte ſie noch irriger am Menſchenherzen, als alle ihre andern Erfahrungen. „So iſt es doch wahr,“ ſagte ſie ſich, „die Zeit beſiegt unfehlbar die Liebe; der Menſch bedarf dazu keiner Kraft, keiner Vernunft, ſondern nur ihres Einfluſſes, über den ſein Wille nichts vermag. Wie thöricht iſt es dann nicht, einem ſo vergänglichen Traum Gewalt über unſer

Leben und unſer Schickſal einzuräumen! Nein, frei will ich ſein, und frei will ich bleiben von der kleinlichen Schwäche eines Irrwahns, der mit dem Erkennen ſeiner Trugbilder auch die Macht verloren hat, mich zu täuſchen.“

Und frei blieb ſie auch. Jung, ſchön, geiſtvoll, blitzend von Witz, Leben und einer faſt genialiſch kühnen Lebensanſicht, war ſie der Gegenſtand allgemeiner Huldigungen, und das Gedächtniß der gebildetſten und liebenswürdigſten Menſchen beider Geſchlechter bewahrte an jedem Orte, wo ſie mit ihrem Gemahl weilte, ihr Bild und ihren Namen mit Bewunderung ihres Liebreizes und der Großſinnigkeit ihres Gemüths.

Nach drei Jahren kehrte ſie in ihr Vaterland zurück, wo ſie und der Graf wechſelsweiſe den Winter in der Reſidenz, und den Sommer auf ihren Gütern zubrachten. Unläugbar iſt es, daß ihr Leben in dieſem Zeitpunkte ſehr reich war, reich an Bewunderung und Huldigungen aller Art; reich im wiedergewonnenen Stolze eines kühnen Selbſtgefühls; reich im Genuſſe edlen Intereſſes für das ganze Gebiet der Kunſt, wie für Alles, was durch ſie den Menſchen erhebt; reich an großſinniger Wohlthätigkeit und weiſe beſonnener Güte, mit der ſie Unzähligen half, und zwar nicht blos durch Geld, nicht blos durch perſönlichen Rath und That, ſondern auch durch ihre weit ausgebreiteten Verbindungen und den bedeutenden Einfluß, den ſie ſich zu verſchaffen wußte, und den ſie nie zur Intrigue, ſondern nur zum ſtillen, wohlthätigen Wirken für Andere benutzte.

Keine Frau im ganzen Lande war geachteter wie ſie; ihre Unterthanen beteten ſie an, ihre Diener waren ihr mit feſter Treue ergeben, ihr Gemahl durch ſie beglückt; wo ſie erſchien, ſtanden die Schönſten, die Edelſten, die Gefeierteſten ihres Geſchlechts neben ihr, über ihr keine. So reich, ſo glänzend war ihr Leben — war es aber auch beglückt? Nein, denn ihm fehlte die Sicherung des Glaubens, und mit dieſer die Zuverſicht jenes Friedens, deſſen Palmen himmliſcher ſich erheben, als all die ſtolzen Prunkgebäude irdiſchen Glanzes.

Thorilde war tugendhaft, aber ſie glaubte nicht an Tugend, und ihre mit dem Talent zur Tugend begabte Seele war daher im unaufhörlichen, ſie ſchmerzhaft verwundenden Kampfe mit dem Unglauben an die Vergöttlichung des Menſchen durch ſie, den ihr der Gang ihrer Bildung und ein vorzeitiger tiefer Blick in die Verdorbenheit und Unzuverläſſigkeit des menſchlichen Herzens aufzwang, und von dem ſie ſich wie eiſern eingepreßt fühlte, ſobald ſie ſich einmal ganz frei, ganz natürlich zu bewegen ſtrebte.

Im Aeußern ruhig, vielleicht ſelbſt kühl, flammte doch in ihrem Innern eine unendliche Sehnſucht, eine bange Wehmuth. Genährt wurde dieſe durch die herrlichen Dichter und Weiſen unſers Volkes, mit deren unſterblichen Werken Thorildens Geiſt ſich erſt jetzt, in dieſem Zeitpunkte ſeiner freieren, ſelbſtſtändigen Entwickelung befreundete, da ſie vor ihrer Reiſe ſich, nach dem Wunſche ihres Gemahls, nur mit der Literatur der Franzoſen bekannt gemacht hatte. Zum erſten Mal trat ſie jetzt aus der Beſchränkung der Künſtelei in die offene, große, herrliche Natur; zum erſten Mal aus einem erleuchteten Opernſaale in die Heiligkeit einer ſterndurchfunkelten Nacht, und welche heimathliche Lebensluft umfing ſie hier! In unſterblicher Glorie führte ihr deutſcher Genius jene Himmelsgebilde ihrer früheren Träume ihr wieder zu, und die trüben Nebel ihres Daſeins erhellten ſich im Abglanz derſelben.

O wie ging ihr vor dieſen Gebilden, dieſen

Gedanken das Herz auf! wie weinte ſie ſo oft in ſüßer Liebe vor ihnen! Der Quell einer gleichen Denk- und Empfindungsweiſe floß durch ihr Weſen; ſie fühlte ſich erquickt, und ihr Daſein größer und edler, indem ſie Theil an dem Geiſte höherer Menſchen nahm, mit ihnen dachte, fühlte, empfand, und ſich aus der armen Wirklichkeit zu ihnen wie zu einem heiligen Gericht flüchtete, vor dem ſie die Erſcheinungen und Entſchlüſſe, die Freuden und Wünſche des Lebens prüfte. Doch ſtrenge behauptete auch hier die Nothwendigkeit, zu der die einmal genommene Richtung unſers Gemüths und die Geſtaltung des äußeren Lebens wird, auch bei Thorilden ihre Rechte, und ſie erröthete dann, Thränen vergoſſen zu haben, die zu ihren bisherigen Erfahrungen ſo wenig paßten.

„Sind denn,“ fragte ſie ſich wehmüthig, „dieſe Thränen etwas Anderes und Beſſeres, als ein flüchtiger Champagnerſchaum jugendlicher Empfindung? Die Flügel, auf denen mich dieſe Entzückung zu dem Heiligthume idealiſcher Menſchenwürde emporhebt, nicht von der Phantaſie geborgt, deren Kraft nach unabänderlichen Naturgeſetzen im Laufe der Jahre ermattet? Weiß ich etwa nicht, welche Moſaikarbeit dieſe bewunderte Größe iſt? Nichts iſt alltäglicher, als eine einzelne gute, nichts leichter, als eine einzelne ſchöne That; denn ſie wird in dem Augenblick einer unwillkürlichen Aufwallung vom Rauſch und von der Bewußtloſigkeit geboren; aber eben daher ſehen wir den geprieſenen Halbgott auch bei einer andern Gelegenheit eben ſo kleinlich, ſo ſchwach, ſo wenig Herr ſeiner Kraft und ſeines Willens, als er vorher groß und edel und feſt erſchien, und was iſt denn bei ſolcher Ungleichheit ſeine Tugend Anderes, als ein ſeinem innerſten Weſen fremdartiger Anſatz von Außen her, der nie durch die innere lebensgeſtaltende Kraft ſelbſt zu eigenthümlicher Blüthe hervorgetrieben werden kann?“

In dieſer Zeit begann Thorilde unter ihren weiblichen Bekanntſchaften eine junge, kränkelnd verblühende Frau auszuzeichnen, deren ſtilles Verlöſchen ihre warme Theilnahme erregte. Sie war die Gattin des Barons Neuenbeck, eines Mannes, deſſen häusliche Tyrannei, ſo wie überhaupt die Bösartigkeit ſeines Charakters allgemein bekannt war. Lioba war ganz Geduld und Ergebung, und unter dem Druck ihres harten Verhängniſſes erhielten Glaube und Liebe ihrem Gemüth ſeinen Frieden.

Sie kam Thorilden mit unverkennbarer Herzlichkeit entgegen, und dieſe, deren Herz ſich noch nie einem gleichgeſtimmten Weſen in Vertrauen und Liebe hingegeben hatte, legte in dies Verhältniß einen Schatz von Treue und Innigkeit nieder, der beiden Frauen zur Bürgſchaft ſeines Werthes und ſeiner Dauer werden mußte.

Lioba's Schickſal wurde für Thorilde ein lehrreicher, wenn gleich gefährlicher Spiegel, der ſie den Werth ihres Gatten und ihres reinen, kindlichen Verhältniſſes zu ihm ganz erkennen lehrte, aber auch zuerſt das Gefühl lebendig in ihr machte, daß ſie die Annehmlichkeit deſſelben mit einem unerſetzlichen Opfer erkauft habe. Von einer Stiefmutter gequält, und von einem jugendlichen Irrthume zu dem Wahne verführt, ſie habe ſchon geliebt, und die Flamme dieſes Gefühls ſei für immer in ihrem Herzen erloſchen, ward Lioba die Gattin eines alten Mannes, in dem ſie aber nicht, wie Thorilde, einen Freund, einen Beſchützer und väterlichen Wohlthäter, ſondern einen Tyrannen fand, deſſen Charakter ihrem Verhältniſſe zu ihm das Gepräge einer verſchüchterten, freudeloſen Unterwürfigkeit aufdrückte.

Sie ward Mutter einer Tochter, und in der

Liebe zu dieſer erhielt ſich die Schönheit und Weichheit ihres Gemüths in tiefverborgener Fülle, wenn gleich in jeder geſelligen Beziehung Alles, was in der Jugend ein heißes Herz fühlt und wünſcht, durch ihr eheliches Verhältniß mit dem Zauber einer unvergeßlichen Erinnerung tief in ihr Inneres zurückgedrängt war, wo es wie ein Echo verſchwundenen Glückes und der Hoffnung eines beſſern Lebens leiſe forttönte. Lioba glaubte die Kraft, ſich in einem aller Blüthen beraubten Leben pflichtmäßig und ruhig bewegen zu können, nicht blos gewonnen, ſondern auch ſie ſich geſichert zu haben, als ihr das Schickſal den Mann ihres Jugendtraumes wieder zuführte.

Als ſie ihn in ihrem ſechzehnten Jahre kennen lernte, war ſie ein hübſches, munteres, gutmüthiges, im Uebrigen aber unbedeutendes Mädchen, in das er ſich mit der Treuherzigkeit und Ueberſpannung des unverdorbenen Jünglingsalters verliebte. Sie ſpielten in all der rührenden Einfalt des Jugendlebens eine Art von Geßnerſchem Schäferroman mit einander, und weinten heiße Thränen, als die Nothwendigkeit der weitern Ausbildung Thorismund zwang, den Wohnort der Geliebten zu verlaſſen. Ein haldes Jahr blieb ihr Briefwechſel die beſte Freude Beider; dann ging Thorismund auf Reiſen; die Neuheit und die Mannigfaltigkeit der Gegenſtände übten auch bei ihm ihr Recht über Männerſinn und Männerherz; ſeine Briefe wurden erſt ſparſamer, dann auch kühler; endlich blieben ſie ganz aus, und die ihrigen unbeantwortet.

Lioba trauerte; doch Jugend, Stolz und erwachende Vernunft halfen ihr dieſe Erfahrung tragen und überwinden, wenn gleich der Stachel eines geheimen und bittern Schmerzes für immer in ihrem Herzen blieb. Einige Jahre darauf gab ſie dem Baron Neuenbeck ihre Hand. Thorismund hatte ſich auf Reiſen ausgebildet, und war dann, ſeiner frühern Beſtimmung entgegen, in Kriegsdienſte getreten. Das Leben im Felde gab ihm, wie jedem edlen Gemüth, Ernſt und Charakterfeſtigkeit; allein von einer andern Seite blieb ſeine Bildung unvollendet, da ihm das Schickſal keine weibliche Erſcheinung zuführte, bedeutend genug, um ſich ſein ganzes Herz zu gewinnen.

Im unſtät freien Kriegerleben waren Phantaſie und Sinne auch hinreichend geweſen, ihm das Frauengeſchlecht mit hellen, anmuthigen Farben auszuſchmücken; doch jetzt bei der Rückkehr zur friedlichen Stille, und in der Einförmigkeit des Garniſonlebens fühlte er die Leere ſeines Herzens, und mit einer leiſen Wehmuth gedachte er des lieblichen Jugendtraums, und Lioba's ſo lange vergeſſenes Bild trat wieder vor ihn, und er hieß es weilen, und koſete mit ihm, wie mit der Erinnerung eines geliebten Kinderſpiels. Nach einigen Monaten ward er zu einem andern Regiment verſetzt, und dadurch ein Bewohner der Stadt, in der Lioba mit ihrem Gatten lebte. Er erkannte in der edlen, ſchlanken, mit ſo grazienvoller Anmuth ſich bewegenden Geſtalt ſeine der Kindheit kaum entwachſene Lioba nicht wieder, und nur der Ton ihrer Stimme und das leiſe Beben derſelben, als er ſich ihr vorſtellen ließ, ſprachen mit einem Zauber zu ſeinem Herzen, den er ſich nicht zu erklären wußte, bis er in ihm die Magie der Erinnerung entdeckte, und nun bald erfragte, daß er in der Baronin Neuenbeck Lioba vor ſich ſehe.

Dieſe wähnte ſich ruhig und kalt; den Eindruck, den die Nennung ſeines Namens auf ſie gemacht hatte, ſchrieb ſie auf Rechnung eines noch bewahrten, von ihr ſelbſt kindiſch geſcholtenen Unmuthes über ſeine Vergeſſenheit ihrer, den ſie unterdrücken und bekämpfen zu müſſen glaubte, um ihm in ſich nur die neue, der Erinnerung an jene Vergangenheit ganz entfrembete Bekannte zu zeigen.

Auch Thorismund faßte unwillkürlich dieſen Geſichtspunkt eines ſcheinbaren Vergeſſens der Vergangenheit auf; allein Beide hatten ſich noch nie durch eine Bekanntſchaft ſo angezogen, ſo feſtgehalten gefühlt, als durch die, die ſie an einander zu machen hatten. Als Sohn eines Jugendfreundes des alten Barons ward Thorismund bald ein täglicher, gerngeſehener Gaſt in ſeinem Hauſe, und im Lauf weniger Monate von einer Leidenſchaft für Lioba ergriffen, der die Erinnerung der Vergangenheit und das erwachende Gefühl ſeines ehemaligen Unrechts gegen ſie jetzt eine deſto bedeutendere Gewalt über ihn gab.

Mit aller Schwärmerei der aufbrauſenden Kraft eines noch neuen Herzens entwarf er den Plan, ſie ohne alle Anſprüche zu lieben, und mit der Ruhe ihres Herzens auch jede ihrer Pflichten zu ehren, und ſetzte ihn mit ſeltener Feſtigkeit des Charakters durch. Er fühlte es, daß Lioba unglücklich war, und beſchloß, ihr die Vergangenheit zu vergüten, indem er, ohne ſie zu verſtricken, ohne den Frieden ihrer reinen

Seele zu trüben, Alles aufbot, ihr Leben zu erheitern.

Wie ein milder, wohlthuender Schutzgeiſt verklärte er, indem er mehr für ihren Gatten als für ſie zu leben ſchien, die dunkle Einförmigkeit ihres bisherigen Lebens. Jeden Ausbruch der übeln Laune des Barons wandte er ab; jedes Mittel zur Unterhaltung bot er mit unerſchöpflicher Gefälligkeit auf, ihn zu beſchäftigen und zu erheitern; er gab ſich ihm zum Sohn, um Lioba's Bruder ſein zu dürfen. Lioba fühlte ſich geliebt, ſie war glücklich, ohne daß eine ihrer Pflichten verletzt wurde, ohne daß je ein Wort, ein Blick von Thorismund ſie ſcheu und furchtſam machten.

Zum erſten Mal ſeit ihrer Ehe hörte ihr Leben auf, ein Frohndienſt zu ſein; frei, leicht und ſelig bewegte ſie ſich in der ſchönen Zauberwelt, die der Edelmuth des Geliebten für ſie bildete; aber ihr Gefühl für ihn entwuchs auch jeder Begrenzung, ihre ganze Seele ward reine Anbetung des Geliebten.

Woher hätte aber der Menge, der kalten, herzloſen Menge die Ahnung von der Natur und der Möglichkeit einer ſo reinen Verbindung kommen ſollen? Die ſchöne Schöpfung wäre an der grauſamen Nothwendigkeit, die hienieden auch das Schönſte irdiſch ſo ſtrenge gebunden hält, in ſich ſelbſt untergegangen und der Friede zweier edler Menſchen dann wahrſcheinlich ihr Opfer geworden; doch der Baron, aufgereizt durch Spöttereien und hingeworfene Winke, gereizt durch die Nemeſis des eigenen Unwerths, begann ſich für einen Narren und Thorismund für den begünſtigten Liebhaber ſeiner Frau zu halten.

Ein ſolches Verhältniß vermochte er ſich nur roh und gemein zu denken, und roh und gemein war auch die Art, mit der er es durch einige Gewaltſtreiche zu enden ſuchte, indem er ſeine Frau einſperrte und Thorismund das Haus verbot. Jetzt nahm die Leidenſchaft des Letztern eine finſtere, furchtbare Geſtalt an; er ſah, welch einem Abgrund er das geliebte Weib zugeführt hatte, und erkannte es als ſeine erſte Pflicht, ſie zu retten. Entſchloſſen, ſich mit Lioba ein anderes Vaterland zu ſuchen, ließ er dem Baron eine Scheidung antragen; dieſer willigte darein, doch unter der Bedingung, ſeine Tochter bei ſich behalten zu wollen.

Dieſe Erklärung ſchmiedete Lioba in unauflösliche Feſſeln, deren Heiligkeit Thorismund anerkannte. Willig, dem Frieden, den die Unglückliche ſich zu retten vermochte, Alles aufzuopfern, erbot er ſich, ſeinen Abſchied zu nehmen und Lioba nie wieder zu ſehen, wenn der Baron die Bedingungen unterzeichnen wolle, die er für das künftige Betragen deſſelben gegen ſie feſtſetzen würde.

Dieſe ſicherten Lioba'n Freiheit in der Erziehung ihrer Tochter und eine anſtändige Form ſeines Benehmens. Feigheit beſtimmte den Baron, ſie zu unterzeichnen; er wußte, daß Thorismund geſchworen hatte, ſein Tod ſolle Lioba'n Frieden geben, wenn er darauf beharre, ihn ihr lebend verweigern zu wollen, und auch jetzt, bei Unterzeichnung dieſer Bedingungen, verhieß er ihm, unſichtbar über ihre Erfüllung zu wachen und jede Härte gegen Lioba ſtrafend an ihm zu rächen.

Lioba ſah Thorismunden nicht wieder; nur ſchriftlich nahm er Abſchied von dem ſo heiß, ſo rein geliebten Weibe. Sie trat in ihre vorigen Verhältniſſe zurück, aber ihr Leben verblühete ſtill und ſchnell an der Gewalt dieſer Liebe über ſie. Thorildens Annäherung wurde ihr ſehr wohlthuend; Freundſchaft und Mittheilung erleichterten ihr bang gepreßtes Herz und zum erſten Mal nannte ſie einem liebenden, edlen und gefühlvollen Weſen Thorismundens Namen.

Von ſolcher Liebe, ſolcher Treue hatte Thorilde bis jetzt nur geträumt, und Lioba's Leiden und die tiefe, reine Seligkeit, die ſie, in der Blüthe der Schönheit und der Jugend dem finſtern, kalten Grabe zuwandelnd, noch in dem Andenken dieſer Liebe und zugleich die Kraft fand, ohne Klage freudig in dieſes zu verſinken, erſchütterten Thorilde gewaltſam und weckten in ihr die Ahnung, wie wenig alle ihr Glück ſolchen Schmerz aufzuwiegen vermöge.

Da ward nach Jahresfriſt Lioba's Gatte krank und nach wenig Tagen gab ihr ſein Tod mit ihrer Freiheit auch die Hoffnung auf Glück zurück. Doch zu ſpät. Ihr war ein ſchöneres Loos beſchieden, als das Glück ihrer Liebe an der Sicherheit des Beſitzes und der erkältenden Wirklichkeit verbleichen zu ſehen. Ihre Lebenskraft erlag der Erſchütterung dieſes Wechſels, und Thorismund fand ſie bei ſeiner Ankunft von jener Krankheit ergriffen, die man vor allen andern Todesarten lieb gewinnen muß, weil ſie die Kraft des Herzens, lieben zu können, ſo unendlich erhöht, dem Sterbenden unentſtellte Züge und dem

Geiſte bis zum letzten Athemzuge unumwölkte Freiheit läßt. Das letzte Aufflammen des Lebenslichtes wird in ihr zum heiligen Reinigungsfeuer, und der himmliſch verklärte Blick ſolcher Sterbenden, der ganz einzige Strahlenglanz ihrer Augen verkündet uns den Sieg des Ewigen über die irdiſche Noth.

Lieba's ſchnelle Verzehrung erſchien wie eine ſüße Ermattung, die ihr bei der Vergeſſenheit aller Leiden nur für die Liebe Kraft und Gedächtniß ließ. Es war, als ringe ſich die Seele vom Körper los, um ſich deſto ungeſtörter in Zärtlichkeit und Friede zu verſenken.

O wenn Liebe Leben iſt, wo lebt es ſich dann ſchöner, als am Rande des Grabes, wo wir uns aller Furcht, aller Bedürftigkeit enthoben fühlen und unſer Daſein ſich einzig noch auf Liebe, Glauben und Ewigkeit beſchränkt! — Glück und Geſundheit mindern unläugbar die Fähigkeit, in reiner Uneigennützigkeit für Andre und nur in ihnen zu leben. Man hat immer noch andre Sorgen, andre Pflichten; man darf ſich nie gehen laſſen, man hat immer den Unbeſtand des Glückes und des menſchlichen Herzens zu fürchten, und erröthet vor dem Auge der fremden Klugheit, oft vor der Weichheit und der Innigkeit des eigenen Herzens — nur am Grabe iſt man frei! dort und nur dort dürfen alle Schleier fallen! dort nur darf man ohne Erröthen ſagen, wie unendlich man liebt! am Grabe nur darf man ſeinen Glauben an die Kraft des Herzens in ewig unverminderter Fülle, in nie ermattender Begeiſterung lieben zu können, ausſprechen! — Ein Glaube, den vielleicht das Leben nicht rechtfertigt, aber wohl der Tod, der uns zu dem Gott führet, der ihn in unſer Herz legte und von dem wir unſer Herz erhielten. —

Lioba ſtarb. Vor Millionen ihres Geſchlechts beglückt ſchied ſie hienieden aus dem Himmel unverhöhnter Treue, um in den der gerechtfertigten einzugehen. Sanft und ſtill ſchlummerte ſie in Thorismunds und Thorildens Armen ein, nachdem ſie ihr Kind, ihre Amala, zu einem Vermächtniß für edle Liebe und treue Freundſchaft geweiht hatte. Ihrem Wunſche zu Folge ſollte Amala's Erziehung in der Hauptſtadt, in Thorildens Nähe und unter ihrer Aufſicht vollendet werden und dieſe ſtets gemeinſchaftlich mit Thorismunden, den ſie zum Vormund des Kindes ernannt hatte, über ihren Aufenthalt und ihr Schickſal entſcheiden.

Thorismund wollte nicht an dem Orte weilen, wo Lioba gelebt hatte. Er kaufte ſich in einer entlegenen Provinz an, blieb aber im Briefwechſel mit Thorilden, die mit faſt ſchwärmeriſcher Verehrung an ihm hing, da ihre ganze Ueberzeugung von Menſchenwürde, ihr Glaube an Treue und Liebe auf ihn gegründet war.

Ihm, ihm allein verdankte ſie ja ihr Wiſſen um dieſe, das ſie begann, als das Kleinod ihres Lebens zu achten. Die Freundſchaft für Lioba, der Schmerz ihres Verluſtes, der heiligende Ernſt ihres Sterbebettes hatten ihr ihr eignes Leben würdevoller gemacht. Ach, ſo geliebt zu werden, wie Lioba geliebt worden war, dafür wäre ihr kein Kaufpreis zu hoch erſchienen!

Der Graf kränkelte ſeit einem Jahre faſt ununterbrochen; doch blieb er zufrieden mit dem Leben, zufrieden mit ſich und am allerzufriedenſten mit Thorilden und ihrer liebevollen Pflege, ihrer innigen kindlichen Neigung zu ihm. Ruhig ſchlief er ein, ohne das Bedürfniß empfunden zu haben, ſich durch religiöſe Ideen, durch eine Annäherung zu Gott gegen die Schrecken des Todes zu ſtärken.

In ihrem ſechs und zwanzigſten Jahre ward

Thorilde Witwe, und nie hat ein weibliches Weſen in dem Kreiſe einer ausgebreiteten Bekanntſchaft vereinzelter dageſtanden, als ſie jetzt. Schmerzlich empfand ſie dieſe Einſamkeit; und wenn ſie gleich durch die mannigfaltigſte Thätigkeit dies Gefühl der Leere ihres Daſeins zu ergänzen ſtrebte, ſo blieb doch in ihr die Ahnung lebendig, daß in der Sehnſucht ihres nie befriedigten Herzens die Fähigkeit zu namenloſem Glück und namenloſem Schmerz in ihr ſchlummere.

Für alles Schöne und Herrliche, was ſie im Leben vermißte, wußte ſie jetzt einen Namen, und gegen jeden andern Reiz, jedes andere Intereſſe des Lebens war ſie, wie ſie wohl fühlte, doch eigentlich in innerſter Seele nur gleichgültig. Aber ſie war auch überzeugt, daß die Männer, auch die edleren, faſt ohne Ausnahme in ihren Verhältniſſen gegen die Frauen unwürdig erſcheinen, und daß kein ihrer Gewalt preis gegebenes Herz dem Schickſal entgehe, entweiht oder gebrochen zu werden. Je tiefer und zartfühlender ein Weib ſei, je unglücklicher werde es gewiß früher oder ſpäter durch den Mann ſeiner Liebe. Gegen ein ſolches Loos wußte Thorilde keinen andern Schutz, als durchaus und entſchieden jeden Anſpruch auf Glück der Liebe aufzugeben, und es würde einem Manne ſchwerlich gelungen ſein, ſich ihr noch herzloſer, noch treuloſer zu zeigen, als ſie vorbereitet war, ihn zu finden.

Aber mit der Liebe fehlte ihr auch die wahre Freude an dem Guten, was ſie wollte und that, und ihr Herz war in der Tiefe eben ſo wund, als es auf der Oberfläche in ſtolzer Bedürfnißloſigkeit feſt und ſtark erſchien. Doch ihr Gemüth entwickelte durch dieſe Sehnſucht nach Liebe ſeinen eignen Reichthum, und reich und voll durchſtrömte die innere Fülle deſſelben ihr Weſen und fand Genüge in dem uneigennützigſten Erguſſe des Wohlwollens, mit dem ſie Alle umfaßte. Die Beſſeren und Gebildeteren ihres Zirkels fanden in ihr einen Mittelpunkt, um den ſie ſich ſammelten, und in dieſer ſchönen Vereinigung gewann ihr geſelliges Leben ſinnvollere Bedeutung und das oft irre Streben einen würdigen Zweck. Thorilde hatte ſich eine große Klarheit des Blickes gewonnen und dieſe verſchafft uns unfehlbar großen Einfluß auf die Menſchen, mit denen wir leben, da Jeder ihrer bedarf und doch nichts ſeltener iſt als ſie.

So bildete ſich der Zirkel ihrer Freundinnen um ſie, ſo trat Likolf und mancher andre würdige Mann in ihren Kreis, und immer ſtiller, immer ruhiger ward Thorildens Leben, ihr Geiſt immer klarer, ihr Herz reicher, ihr Sinn beſonnener. Was ihrem Leben an Glück fehlte, lernte ſie vergeſſen, indem ſie Seele und Geiſt durch große Ideen und ein höchſt lebendiges Intereſſe für Kunſt und Wiſſenſchaft kräftigte; da griff das verhüllte Verhängniß unerwartet und für den erſten Augenblick betäubend in ihr Schickſal ein, indem es ihr in dem Zeitraume einer Woche ihr ganzes Vermögen raubte und ihr nicht einmal die Trümmern deſſelben zu retten vergönnte.

Bis jetzt hatte Thorilde im Leben doch noch immer ihren Willen mehr als ihre Kraft angeregt gefunden; aber in der Schnelligkeit dieſes Schickſalwechſels offenbarte ſich blitzſtrahlähnlich ihr ganzes voriges Leben, ihre Geſinnung ſeit Jahren und die Frucht derſelben lag gereift da. Sie wollte unabhängig bleiben und ſich das Gefühl erſparen, da, wo ſie ſeit vielen Jahren in vielfacher Hinſicht als die Erſte geglänzt hatte, jetzt Mitleid zu erregen und als der Gegenſtand einer flachen, ſich als Theilnahme äußernden Neugierde dazuſtehen.

Darum verhehlte ſie den Verluſt ihres Vermögens und beſchloß, unter fremdem Namen in den Kreis ſtiller Verborgenheit einzutreten, für den ſie ſich jetzt vom Schickſal beſtimmt glauben mußte. Bei ihren ausgebreiteten Verbindungen ward es ihr nicht ſchwer, für ſich ſelbſt eine Stelle als Geſellſchafterin auszumitteln, ohne daß die Baronin Schwarzeneck, zu der ſie ging, oder ſonſt irgend jemand zu errathen vermochte, wer die Madame Stern ſei, der ſie durch die dritte Hand dieſen Platz zu verſchaffen gewußt hatte.

Nur eine Sorge drückte ſchwer ihr Herz; es war die um Amala, welche jetzt, ein lieblich blühendes funfzehnjähriges Weſen, die Koſtſchule, in der ſie erzogen war, verlaſſen ſollte, um künftig bei ihr zu wohnen. Thorildens ganzes Herz hing an dieſem Vermächtniß einer unvergeßlichen Freundin.

Sie ſchrieb darüber an Thorismund, und ſo ſcharf es auch durch ihre Seele ſchnitt, aus ſeiner Antwort zu erfahren, der Mann, deſſen ganzes Leben ſie dem Andenken ſeiner verlornen Lioba geweiht geglaubt hatte, ſtehe im Begriff, ſich zu verheirathen, ſo willkommen war ihr doch ſeine Bitte und ſein Wunſch, Amala in ſeinem Hauſe aufzunehmen. Sein Andenken an Lioba war noch ſo wehmüthig zärtlich, ſeine Theilnahme an Amala ſprach ſich in ſo ſchöner Wahrheit aus und Thorildens Achtung für ihn war in ihr ſo tief begründet, daß ſie mit freudiger Zuverſicht die Sorge für das geliebte Kind in ſein Herz niederlegte.

Wie ſie aus dem Kreiſe ihres bisherigen Lebens ſchied, haben wir im Anfange dieſer Blätter geleſen. Wohl zogen bei dieſem Scheiden viele wehmüthige Klänge durch Thorildens Gemüth; es blieb ſo viel Erfreuliches, ſo viel Liebes hinter ihr zurück, und ſie war auch zu welterfahren und zu klug, um es nicht zu wiſſen, was der Verluſt ihres Vermögens für ſie bedeute; aber ihr Herz war geſund, ihr Bewußtſein rein — ſie hatte ihr Unglück würdevoll ertragen und ſchnell und entſchieden das ergriffen und gethan, was ihr als das Edelſte erſchienen war, und unter ſolchen Umſtänden fehlt es Einem nie an Muth und Troſt.

Denn war Thorilde freilich auch ſchon acht und zwanzig Jahr, aber doch noch in einigen Punkten um Vieles jünger, wie dagegen in andern auch wieder älter; ihre Zukunft, wie ſie in ihren bisherigen Verhältniſſen ſich aller Wahrſcheinlichkeit nach geſtaltet hätte, wußte ſie auswendig; ſie bewahrte ihr nichts, was ſie zu einem großen Intereſſe lebendig aufzuregen vermocht hätte; dagegen lag aber die Umwandelung ihres Schickſals und die Verhältniſſe, in die ſie trat, mit allem Zauber der Neuheit im Helldunkel eines Räthſels vor ihr, und ihre in der Einförmigkeit ihres bisherigen Lebens ermattete Phantaſie entfaltete wieder recht kühn und jugendlich ihre Schwingen.

So lange ein großer, unvergänglicher Wunſch unbefriedigt in unſrer Seele ruht, ſo lange befreundet man ſich auch noch leicht mit jedem Wandel der Verhältniſſe, weil man, allen ſüßen Bethörungen und Täuſchungen der Hoffnung zugänglich, von der Zukunft erwartet, was die Vergangenheit uns ſchuldig geblieben iſt. Die Erfüllung unſerer Wünſche iſt nicht immer ein Glück; allein die Fähigkeit, wünſchen zu können, iſt es, wenigſtens in jener Lebenszeit, wo ſich ſo ſüß alle unſere Hoffnungen noch in Einer vereinigen. Der Augenblick der Erfüllung dagegen iſt ja immer der der Zerſtörung unſerer Hoffnung, ſtatt deren dann, im Beſitz des gewünſchten Gutes, Furcht und Zweifel uns an die Herrſchaft des Wechſels hienieden mahnen.

Die Baronin Schwarzeneck wohnte achtzig Meilen von Thoridens biſherigem Wohnorte entfernt, an der äußerſten Grenze einer benachbarten deutſchen Provinz, und Thorilde wußte nichts von ihr, als daß ſie eine reiche, kinderloſe Witwe von mittleren Jahren ſei, die man ihr als gebildet und geſittet gerühmt hatte. So wie ſie ſich aber ihrem Schloſſe näherte, erfuhr ſie in genauerer Umſtändlichkeit manche Einzelnheit ihres Lebens und ihrer Verhältniſſe, und auch, daß ſie mit den Vorbereitungen zur Hochzeitsfeier ihres Bruders, des Freiherrn von Pappenheim, beſchäftigt ſei, der, kürzlich aus fremden Kriegsdienſten zurückgekommen, im Begriff ſtehe, ſich mit einer alten häßlichen, aber ſehr reichen Frau, der verwitweten Generalin von Riebe, zu verheirathen.

Nun war Thorilden aber in tiefſter Seele nichts verhaßter, als eine ſolche Seelenverkäuferei um ſchnöden Goldes willen. Ein weibliches Weſen, daß ſich ſo verhandeln ließ, oder auch wohl ſelbſt verhandelte, konnte ſie noch bemitleiden und bedauern, wenn es dadurch die fromme Schranke des Lebens zerbricht, die dem unſtäten, leicht beweglichen Sinn ſo ſchön zum ſicheren Maß wird; aber den Mann, der ja, wenn er wirklich Mann iſt, in ſich die Freiheit der

Geſtaltung ſeines Lebens trägt, konnte ſie nur verachten, wenn er, der Freie, ſich ſelbſt in ſchmählicher Erniedrigung zu ſo ſchimpflichem Götzendienſt des Geldes verkauft. Die Liebe und das frohe Vertrauen, mit dem ihr die Menſchen den Namen des Freiherrn von Pappenheim nannten, machten daher auch auf Thorilden keinen günſtigen Eindruck, da die Wahl ſeiner Gattin ſie überzeugte, daß er in Sinn und Geiſt einer gemeinen Alltäglichkeit angehören müſſe, und ohne ſeine Anweſenheit in dem Bilde ihrer künftigen Verhältniſſe im Geringſten zu beachten, näherte ſie ſich dem Schloſſe, deſſen erſter Anblick einen wunderbaren Eindruck auf ſie machte.

Auch in der hochgeſinnteſten Menſchenbruſt regt ſich doch oft ein geheimnißvoller Schauer vor jener dunklen Macht eines Schickſals, über das wir keine Gewalt zu üben vermögen, und dem ſo oft unſer Glück, unſer Friede und unſre Tugend zum grauſamen Spiel dienen muß. Es gibt Minuten, die wie der Gruß einer verhüllten Geiſterwelt vor uns vorüberziehen, und dann in ihrer Ahnung eines ſtrengen, ernſten Schickſals nicht wieder vergeſſen werden. Eine ſolche Minute war für Thorilde die des erſten Anblickes dieſes Schloſſes.

Es lag hoch auf einem Berge in einer Landſchaft, deren kühne Wildheit an Verödung grenzte. Der graue Nebel der hereinbrechenden Nacht ſenkte ſich auf die vom letzten Wiederſchein des verglimmenden Abendrothes matt beleuchtete Meeresfläche; alpenhoch ragten am fernen Horizonte die Felſengipfel empor, auf deren Spitzen, als Thorilde in banger, ſie unwiderſtehlich ergreifender Wehmuth zu ihnen emporblickte, der Mond ſein Silberlicht goß. Sie zerfloß in Thränen, ohne ſich Rechenſchaft ablegen zu können, was ſie eigentlich ſo tief, ſo ſchmerzlich bewege.

Der Wagen hielt. Ein Diener nahete ſich, den Schlag zu öffnen und führte Thorilde dann durch mehrere Zimmer, in deren letztem die Baronin ſie in mehr hochmüthiger als vornehmer Haltung empfing; allein Thorildens edelſtolzer Wuchs, ihr majeſtätiſcher Anſtand und das Gepräge eleganter Welt- und Geiſtesbildung in den wenigen Worten, mit denen ſie die Anrede der Baronin beantwortete, machten dieſe verlegen, und gewiß, es war auch ſchwer, Thorilde, trotz der Gefügigkeit, mit der dieſe in einem ihr ſo ungewohnten Verhältniſſe das Schickliche und Geziemende zu ergreifen wußte, als eine

Untergebene mit der Nachläſſigkeit einer Herrſchaft zu behandeln.

Zum Glück war aber dieſer Eindruck von Thorildens Erſcheinung im erſten Augenblick ein günſtiger; die Baronin nöthigte ſie neben ſich auf das Sopha, der Thee wurde gebracht und das Geſpräch zwiſchen beiden Frauen war ſchon angenehm und geläufig im Gange, als ein junger Mann in Jagdkleidung quer durch das Zimmer ging. Er neigte ſich, vor Thorilden vorübergehend, in der Entfernung nachläſſig gegen ſie, und da er die Baronin nicht anredete, ſah ſie in ihm nur einen Diener des Hauſes und beachtete ſeinen Gruß nur als ſolchen; doch da ſie dabei ihre herrlichen dunklen Augen auf ihn wandte, blieb er wie geblendet ſtehen und zögerte einige Secunden, den Blick auf ſie feſthaltend, ehe er verſchwand.

In kleinlicher Angſt, ſich durch eine förmlichere Vorſtellung etwas zu vergeben, ſagte die Baronin, als er die Thüre hinter ſich geſchloſſen hatte, flüchtig: mein Bruder, der Baron Pappenheim. Auch trat er ſelbſt gleich wieder in das Zimmer und nahm den beiden Frauen gegenüber Platz. Die Unterredung ward belebter, und Theodors Gefallen daran wie ſein Antheil ſichtlich. Die heitere, jugendliche Treuherzigkeit ſeines Weſens, ſein Frohſinn, ſeine Ehrlichkeit und das ſtreng Rechtliche und Ritterliche ſeines Ehrgefühls als Krieger und als Mann, ſprachen ſich in ſeinem Thun und Reden ſo unverkennbar und in ſo ſchöner einfacher Wahrheit aus, daß man dem blühenden Jüngling ſein Wohlwollen gar nicht verſagen konnte, und dieſer angenehme Eindruck ward bei längerer Bekanntſchaft auch durch ſeine Gewandtheit in allen Reiter- und Fechterkünſten, ſo wie in jeder andern zierlichen Leibesübung erhöht.

Thorildens Verhältniß im Hauſe der Baronin fügte ſich ſchnell in eine beſtimmte Form. Beſondere Veranlaſſungen ausgenommen, lebte die Baronin ziemlich einſam, da ihr Schloß in einer abgelegenen Berggegend lag. Sie liebte aber Geſelligkeit und ſprach gern und viel; auch fehlte es ihr nicht an Ton und Verſtand, und gerade in der Einſamkeit dieſer erſten Wochen ſtörte ſie nichts in dem Gefallen, das ſie an Thorildens leichter und anmuthiger Unterhaltungsgabe hatte. Ohne daß dieſe wiſſentlich etwas dazu that, nur durch die ſtille, unwiderſtehliche Gewalt ihrer höhern Natur hatte die Baronin den hochmüthigen Ton abgelegt, den ſie in den erſten Tagen gegen ſie behauptete, und Thorilde wußte auch, ohne ſich ihr je gleich zu ſtellen, die feine Mittellinie der Schicklichkeit mit großer Sicherheit zu behaupten.

Der junge Baron dagegen, von dem äußern Verhältniß ganz abgewendet, behandelte ſie mit einer bei der Einfachheit ſeines Weſens oft überraſchend zarten Ehrfurcht und dabei mit einer ſo unerkünſtelten Zutraulichkeit, mit einer ſo ſichtlichen Freude an ihrer Billigung und ihrem Umgange, daß Thorilde, trotz ihres früher gefaßten Vorurtheils gegen ihn, ſich dagegen nicht verhärten konnte. Es war auch ummöglich, ihn zu kennen, ohne ihm gut zu ſein. Muthig und kühn wie ein Löwe, wo es Gefahr und Sieg galt, war er freundlich und milde wie ein Kind im Leben und dabei ſo frohherzig, ſo freigebig, ſo voll Zuverſicht zu dem Rechten und Wahren, daß ein welterfahreneres Gemüth oft dadurch gerührt werden mußte.

Alle Dienſtboten des Hauſes, alle Leute in dem Dorfe beteten ihn an, wie auch früher bei dem Regimente kein Officier von ſeinen Cameraden geliebter geweſen war als er, für den jeder Soldat

Gut und Blut gewagt hätte. Je näher ihn Thorilde aber kennen lernte, je unerklärlicher wurde ihr die Wahl ſeiner Braut. Man erwartete dieſe in den letzten Tagen des nächſten Monats, wo dann die Hochzeit gefeiert werden ſollte.

Theodor nannte in den erſten Tagen von Thorildens Aufenthalt im Schloſſe den Namen ſeiner Braut nicht vor ihr, doch als ſpäterhin von den Anſtalten zum Empfange der Gäſte geſprochen wurde, beredete er ſich ſo innig vergnügt mit ſeiner Schweſter darüber, daß Thorilde an der früher gehörten Sage von dieſer Verbindung irre ward; allein am Abende dieſes Tages ward ſie ihr von der Baronin beſtätigt, die ihr im vertraulich lächelnden Tone ſagte: es wird Sie gewiß überraſchen, meine künftige Schwiegerin ſo wenig dem Bilde entſprechend zu finden, das man ſich gemeinhin von der Braut eines hübſchen jungen Mannes entwirft. Acht Jahre älter als mein Bruder, war Franziſca, ſelbſt in ihren Blüthenjahren, eine der entſchieden häßlichſten Perſonen unſers Geſchlechts; auch ihr Geiſt und ihre Talente haben nichts Glänzendes; ihre Unterhaltung iſt dürftig und froſtig — indeſſen er hat ſie gewählt; ihr Charakter und ihr Ruf iſt tadelfrei;

ſie iſt reich, aus einer ſehr alten und vornehmen Familie, und wenn gleich Witwe, doch ohne Kinder. Ich muß daher um ſo eher damit zufrieden ſein, ſie mit meinem Bruder verbunden zu ſehen, da ſie ganz ſeine eigene Wahl iſt.

Dieſe Erklärung machte auf Thorilde einen ſehr unangenehmen Eindruck. Dem Sinn Theodors ſchien nichts entgegenſtrebender, als irgend eine Berechnung niedrigen Eigennutzes. Sehr einfach in ſeiner Lebensweiſe und in allen ſeinen Wünſchen, war ihm aller Aufwand, alle Pracht läſtig; er hatte nie geſpielt und ſchien das Geld durchaus nur in ſofern zu achten, als er es verſchenken und ſich und Andern zur Ergötzung anwenden konnte. Sein eigenes Vermögen ſicherte ihm einen ſeinen ſtaatsbürgerlichen Verhältniſſen angemeſſenen Wohlſtand, da er der Beſitzer eines ſchuldenfreien Rittersitzes war; dazu war die Baronin reich und kinderlos und er ihr einziger Erbe, was konnte ihn dann zu einer ſo unziemlichen Verbindung bewegen?

Sie blieb den Abend ſinnend und gegen ihn unwillkürlich in fremderer, abgemeſſenerer Entfernung als gewöhnlich. Es war ein Poſttag, und die Baronin erhielt unter den eingelaufenen Briefen auch einen, der die Verlobungsanzeige einer entfernten Anverwandtin enthielt, die man in ihrem ſiebzehnten Jahre mit einem reichen Geizhals verkuppelt hatte. Theodor entbrannte bei dieſer Nachricht in recht ſchönem Zorn, und ſein ſtrenger Unwille, das Heiligſte und Höchſte im Leben zu ſo erniedrigender Knechtſchaft verhunzt zu ſehen, flammte ſo hoch auf, und er erklärte ſich darüber mit bündiger Kürze in ſo energiſcher Deutlichkeit, daß Thorilde recht freundlich die Augen auf ihn wandte, und ſich im Gefühl eines geheimen Unrechts gegen ihn ſtill durch dieſen Blick verſöhnte, wohl fühlend, ſein eignes Bündniß könne vielleicht jugendliche Unbeſonnenheit und Verblendung, aber gewiß keine Unwürdigkeit geſchloſſen haben.

So blieb es auch, und da er in ihrer Gegenwart unwillkürlich nie von ſeiner Braut unaufgefordert ſprach, mied ſie es in Zartheit des Sinnes, das Geſpräch darauf zu lenken, bis er ihr eines Morgens recht freudevoll entgegentrat, und ihr, den Morgengruß vergeſſend, mit zutraulicher Geſchwätzigkeit erzählte, ſeine Braut werde ſchon heute kommen, acht Tage früher, als er ſie erwartet habe, und er reite ihr gleich entgegen. „Sie iſt gar nicht hübſch, liebe Madame Stern,“ fuhr er fort, „aber gewiß, ſie wird Sie recht lieb haben, und Sie dieſelbe auch, wenn Sie ſie nur erſt kennen.“

Mit freundlicher Theilnahme blickte Thorilde auf ihn, auf deſſen jugendlich ſchönem Geſicht der Schimmer freudiger Rührung ſo anmuthig wie ein mailicher Sonnenſtrahl lag, und von ſeiner eignen Treuherzigkeit treuherzig gewonnen, fragte ſie ihn: „Iſt ſie denn gut?“ — „O,“ ſagte er, die Hände zuſammenſchlagend, „ſo gut, ſo freundlich wie ein Engel; wie könnte ich ſie denn auch ſonſt ſo unausſprechlich lieb haben!“ Recht tief und innig bewegt von dieſen Worten, die ihr da, wo ſie mit ſo entſchiedenem Mißbehagen Unwürdigkeit geahnet hatte, einen Himmel der Treue und der Wahrheit öffneten, reichte ſie ihm die Hand, und verhieß ihm Friede und Segen und Alles, was ihn zu beglücken und zu erfreuen vermöge, für dieſe Verbindung.

Er verſtand die ſchöne fremde Frau nicht in ihrer Bewegung; aber er fühlte ihr Wohlmeinen, und das that ihm unbeſchreiblich wohl; denn in einer von ihm ſelbſt begriffenen Innigkeit ahnete er ihre höhere Natur, und wandte ſich ihr in all den dunklen, bis jetzt noch nicht erſchloſſenen Regungen ſeines edlen Gemüthes zu. Thorilde ſah ihm freundlich nach, als er ſich flugartig auf ſein wild brauſendes und ſteigendes Pferd ſchwang, und es mit ſicherer Leichtigkeit zügelnd, durch das Burgthor ſprengte, und eilte dann in froher Geſchäftigkeit, die Anſtalten zum Empfange der Generalin vollends zu ordnen. Doch wurde ſie am Abend von der Erſcheinung der Braut ſonderbar ergriffen, als dieſe, eine kleine gekrümmte, bis zur äußerſten Magerkeit zuſammengedorrte Geſtalt, matronenartig, kränklich, veraltet und bleich am Arme des blühenden Jünglings in das Zimmer trat.

Dieſer Eindruck verlor ſich indeſſen in Beziehung auf die Perſönlichkeit der Generalin ſehr ſchnell, da ſich dieſe nach den Bewillkommungsreden der Baronin mit einnehmender Freundlichkeit zu Thorilden wandte, und ſie, fragend ihren Namen nennend, achtungsvoll begrüßte. Es zog dieſe zu ihr hin, und ohne daß ſie es ſelbſt wußte, erhielt ihr Betragen gegen ſie einen Ausdruck von Herzlichkeit und Hochachtung, der ihr Franzisca's Neigung gewann, und dieſe, ſich in dem Zuſammenſein der nächſten Tage ſchnell ausbildend, führte beide Frauen in wechſelndem, liebevollem Vertrauen einander näher. Die

Generalin war nur von einer Tante begleitet, die, eine Jugendfreundin der Baronin, dieſe in der durch die gemeinſchaftlichen Erinnerungen ihrer Vergangenheit belebten Unterhaltung oft ausſchließend in Anſpruch nahm.

Franziska und ihre Schwägerin kannten ſich nur oberflächlich, da ſie ſich bis jetzt nur zufällig in größeren Zirkeln einige Mal getroffen hatten, und das ſchweigſame, ſich vor jedem lauten Klange der Außenwelt verſchließende Gemüth der Erſteren konnte ſich mit dem herrſchſüchtigen, keck und hochmüthig abſprechenden Geiſte der Letztern nicht befreunden; deſto inniger zog ſie Thorilde an, deren reicher Geiſt in ſeiner lichten Klarheit die Eigenthümlichkeit Anderer eben ſo ſchnell aufzufaſſen, als ſich dieſer wohlthuend anzuſchmiegen wußte. Man fühlte, zwiſchen ihr und der Baronin ſtehend, daß Thorildens Geiſt die Klarheit des Lichtes, wie der Geiſt der Baronin die Klarheit des Blitzes hatte, und ihre Bildung ſich in der Gemüthlichkeit ihres Friedens, und der Würde ihres Willens zu der Bildung der Baronin verhielt, wie dieſe milde Frühlingswelt gegen das wilde Chaos.

Die überläſtige Beſchwerlichkeit, die es gemeinhin mit ſich führt, in dem Zuſammenſein zweier Liebenden die Rolle der dritten Perſon zu übernehmen, fiel hier für Thorilde bei der Eigenthümlichkeit des Verhältniſſes zwiſchen der Generalin und Theodorn weg. Es war, als ob die heitere Jugendluſt des Letztern nicht in der Herrlichkeit des Liebesglückes neben dieſer bleichen Geſtalt aufflammen dürfe, und dies Mißverhältniß warf einen Schleier ſanfter Wehmuth über ihre Liebe. Franziska ſchien wie ein abgeſchiedener Geiſt nur noch in der liebevollen Erinnerung an eine verſunkene Vergangenheit zu leben, und ſich mit wehmüthiger Freude die Liebe des jungen Mannes als ein Glück zu Gute kommen zu laſſen, deſſen Genuß ſich eigentlich nicht mehr für ſie ſchicke.

Sie hörte ihm ſtill und lächelnd zu, wenn er mit ihr von ſeinen Empfindungen, oder auch von ſeinen Lebensplanen ſprach; aber ſie mußte ſich immer erſt aus ſich ſelbſt herausreißen, um in die erſtern eingehen und Theilnahme an den letztern zeigen zu können. Theodor war im Umgange mit ihr heiter, beredt und zärtlich; allein Thorildens Gegenwart war auch ihm immer erwünſcht, da ſie der

Unterhaltung ein Leben gab, das er ungern vermißte, und das dem Zweigeſpräch mit Franziska fehlte.

Dieſe war gebildet und kenntnißvoll; aber ihr Geiſt hatte faſt immer in der Tiefe ſtiller Selbſtanſchauung geweilt, und der Außenwelt entfremdet, war ihr Sinn dadurch für eine Welt geöffnet worden, deren Bilder Theodor vorzuführen, ihr die Gabe fehlte. Sie fühlte ſich daher von Thorilden mehr verſtanden, und neigte ſich ihr im Vertrauen zu, da ſie die Erſte war, deren liebender Blick die Tiefe ihres Gefühls und ihres Werthes ergründete. Die Außenwelt in ihren heiterſten Erſcheinungen, mit allen Freuden der Geſelligkeit und der ritterlichen Jugendluſt Theodors an Pferden, Hunden, Waffen und dem verbrüderten Zuſammenleben ſeiner kriegeriſchen Laufbahn, war Thorilden aber auch ſo befreundet, daß ſie nicht blos mit gefälliger, ſondern frei ſich ſelbſt erzeugender Theilnahme ſeinen Erzählungen zuhörte, und in ſeine Anſichten und Ideen einging.

Da ſie nun dabei ohne alle eigenſüchtige Anſprüche, in ganz uneigennütziger Liebe und Wohlwollen zwiſchen Beiden ſtand, und als ein freundlich vermittelndes Band Theodors Jugend mit Franziska's klöſterlicher Abgewandtheit von irdiſcher Luſt verknüpfte, ward ſie Beiden von Tage zu Tage unentbehrlicher, und erfuhr nun auch die Geſchichte ihres von ihr noch immer als Räthſel angeſchauten Verhältniſſes.

Franzisca war Theodors erſte Liebe, und nie hatte er ein anderes Weib geliebt, als ſie allein. In ſeinem neunzehnten Jahre lernte er die damals ſechsundzwanzigjährige Franzisca kennen, die, ein armes Fräulein, in kümmerlicher Beſchränktheit bei einer Tante lebte, in deren Hauſe Theodor einige Zimmer bewohnte. So raſch und munter er auch war, hatte doch die ſtille, einfache Herzlichkeit ihrer Lebensweiſe einen eignen Reiz für ihn, und ſo wie die Reinheit des Jünglings bei ſo friſcher Lebensluſt ihm das Wohlwollen beider Frauen gewann, ſo entwickelte ſich auch ſchnell ſein Sinn für Franzisca's Werth und ihre höhere Geiſtesbildung.

Sie ward ſeine Bildnerin, ſeine Vertraute, ſein Schutzgeiſt. Früh zur Waiſe geworden, und unter Fremden als ein Fremdling aufgewachſen und erzogen, hing er ſich mit unbeſchreiblicher Liebe an ſie, und alle heiligen Erſtlingsgefühle des Herzens wandten ſich ihr in feiernder Huldigung zu. Doch verſtanden ſich Beide noch nicht in ihren Gefühlen für einander, als der Zufall den General Riebe, einen alten Freund von Franzisca's verſtorbenem Vater, nach dem Orte ihres Aufenthaltes führte. Dieſer ſuchte ſie auf; Franzisca's ſtilles, beſcheidenes und vernünftiges Weſen gefiel ihm; er warb um ihre Hand, und im freudigen Dank gegen die Vorſehung, die ihr, der Hülfloſen, eine ſolche Verſorgung zuführe, gab ſie ihm ihr Jawort.

Die Nachricht dieſer Verlobung fachte wie ein Blitzſtrahl in Theodors Herzen die ganze bis jetzt ſchlummernde Leidenſchaftlichkeit ſeines Empfindungsvermögens an. Solche ſanfte, ruhige Charaktere, wie der ſeinige, entbrennen oft in ſchnellem Wechſel zur höchſten Leidenſchaft, und ihre Stille ſcheint dann nur die ahnende Vorbereitung der Natur zu ſolchem Ausbruch ihrer geheimen Kraft geweſen zu ſein. Mit allem Ungeſtüm der Liebe und der Jugend warf er ſich zu Franzisca's Füßen, und bekannte ihr mit heißen Thränen, daß er ſie liebe, und ihren Verluſt nicht zu ertragen vermöge.

Der Eindruck dieſes Geſtändniſſes auf Franzisca war tief und unvergänglich. Reizlos wie ſie war, hatte ſie ſich in ihren früheren Jugendjahren allenthalben vernachläſſigt und zurückgeſetzt gefühlt, und nur nach manchem ſchweren Kampfe, mancher vor Gott einſam und bitterlich durchweinten Stunde war es ihr gelungen, ihr warmes, tieffühlendes Herz an das Loos einer trüben Verläugnung von Liebesglück und an die Freudenloſigkeit eines ſolchen Daſeins zu gewöhnen. Und nun am Rande ihrer Jugend, und ſchon, wie ſie geglaubt hatte, von allen ihren Freuden und Hoffnungen, von aller Wonne der Wehmuth, aller Seligkeit der namenloſen, heiligen Sehnſucht des unentweihten Mädchenherzens unwiederbringlich geſchieden, ward ihr das höchſte, das ſüßeſte Lebensglück, ſie war geliebt!

Jede Bedenklichkeit ſchwieg, jede Schranke fiel, ſie lag an Theodors Herzen, und war nun glücklich. Franzisca war nie jung geweſen; aber mit der Liebe erblühte auch ſie wie die Welt und das Leben um ſie her in aller Jugendanmuth der Freude, und dieſe Verklärung des armen Daſeins in ſolchem Zauberglanz war für ſie ein um ſo beſeligenderes Gefühl, da es ihr ſo ganz unerwartet, ſo überraſchend, wie eine Himmelsgabe, zu Theil ward. Franzisca's gegebenes Wort ſtand indeſſen trennend zwiſchen den beiden Liebenden; Beide waren zu rechtlich, Beide in zu ſtrengem Ehrgefühl vereint, als daß ſie daran hätten denken mögen, eine ſolche Klippe zu umgehen.

Sie ward die Gattin des Generals, und ſah Theodor nicht wieder. Doch blieben ſie durch Briefe vereint, und mit einer unſerer Zeit, und mehr noch ſeinem Geſchlecht unglaublich ſcheinenden Treue hielt Theodor das Bild der Geliebten feſt. Wie ſüß ihn auch anderer Reiz, und bald freche, bald erlaubte Luſt lockte, es kam keine Stunde, vor der er hätte erröthen dürfen, ſie unter den Augen ſeiner geliebten Schutzheiligen gelebt zu haben.

Anders geſtaltete ſich in Franziſca's Herzen die Erinnerung des einen glühenden Lebenspunktes, zu dem ihr ſein Bild ward. Ihre Ehe blieb kinderlos, ihre Lebensweiſe einſam, und ſo mehr und mehr von allen Außendingen abgewandt, drängte ſich ihr Leben in dem Gefühl der Liebe für ihn, der Sorge um ihn zuſammen. Vom ſengenden Strahle des Lebens früh ermattet, ſchied ſie von der Hoffnung, die das Band zwiſchen der Gegenwart und der Zukunft iſt, und lebte nur noch in den Schattengefilden der Vergangenheit; doch auch dieſe vermochte ihr Herz nicht mehr mit dem Sonnenlicht der Freude, ſondern nur mit der ſtillen Wehmuth des Mondlichtes zu beleuchten.

Es iſt auch Naturen, wie der ihrigen, eigen, daß ſie ſich nie von einem gewiſſen Ungeſchick zum Leben befreien können, welches ihnen alle Verhältniſſe deſſelben ſchwer und dunkel macht. Sie konnte indeſſen nie aufhören, ſich als Theodors Eigenthum zu fühlen, und als er nach dem Tode ihres Mannes zu ihr eilte, und von Neuem um ſie warb, ſiegte die Liebe über alle Bedenklichkeiten, und vereinigte mit der Heiligkeit des Gelübdes zwei ſo verſchiedene Naturen, und zwei ſo entgegengeſetzte Leben zu Einem. Beide fühlten ſich in dieſer Verbindung glücklich; der trübe Nebel, von dem Franziska befangen war, wurde von manchem Strahle ſeiner Freudigkeit und ſeiner Liebeswonne durchblitzt, ſo unlieblich ſie auch mit einer oft zur Beſchämung werdenden Verſchämtheit alles Jugendliche ihres Verhältniſſes in matronenartigem Ernſte von ſich wies.

Theodor dagegen verwechſelte das Glück, den Einen Wunſch, dem er alle Sehnſucht ſeines Herzens viele Jahre lang zugewandt hatte, erreicht zu haben, mit dem Glücke des Beſitzes. Die ſeltene Reinheit ſeines Herzens und ſeiner Sinne bewahrten ihn davor, in dem Verhältniſſe zu ſeiner Braut etwas zu vermiſſen und zu entdecken, daß Herz und Sinne darin mehr belebt und beſeelt, mehr angeregt als befriedigt wurden. Thorilde ſtand als der freundliche Schutzgeiſt ihrer Liebe und ihres Glückes zwiſchen Beiden, und ſo wie ſie Franziska in voller Anerkennung ihres Werthes wahrhaft liebte, ſo wurde auch ihr freundliches Wohlwollen, ihre Theilnahme an Theodor tiefer. Vom Anfange ihrer Bekanntſchaft an hatte ſie ſeiner treuen Seele, ſeiner einfachen, kräftigen Herzlichkeit Gerechtigkeit widerfahren laſſen; aber ihre höhere Geiſtesbildung und die Zartheit ihres Gefühls ließen ſie in ihm doch nur einen unbedeutenden, auf gut Glück in die Welt hinein lebenden Menſchen erblicken; jetzt aber, wo ſie ihn näher kennen gelernt hatte, fühlte ſie, was es bedeute, im vollſten Sinne des Wortes ein guter Menſch zu ſein.

Die Einfachheit ſeiner Sitten, ſein ſtreng moraliſcher Sinn, ſein Gefallen an häuslichen Freuden, ſeine gänzliche Unkenntniß der Glücksjägerei, die ſie in der Welt als die ſchleichende Mörderin des Beſten im Menſchen hatte kennen lernen, gewannen ihm unbedingt ihre Achtung, und von dem Ungewähnlichen ſeiner Liebe zu Franziſca beſtochen, faßte ſie nun Vieles, was er blos im gutmüthigen Inſtincte that, in einer idealiſchen Beleuchtung auf, die ihn ihr noch werther machte.

Jetzt näherte ſich der Hochzeittag, und Franziſca, in immer ſtärker werdendem Gefühle der Schwierigkeit, ſich wieder in freundliche, thätige Verhältniſſe des Lebens einzufügen, ward, da ſie ſich ſelbſt in dieſer Bangigkeit nicht verſtand, ſo verſtört und trübe, daß ſie ohne Thorildens Zuſpruch vielleicht erlegen wäre. An ihrem Herzen weinte ſie ihre Thränen, und in der liebevollen Klarheit ihres Weſens gelang es auch dieſer, Franziſca auf den Standpunkt zu führen, von dem ſie ihre Verhältniſſe und ihre Zukunft überſchauen mußte, und ihr Herz mit der Freudigkeit der Hoffnung, der Zuverſicht der Liebe zu erfüllen, indem ſie den Glauben, beglücken zu können, in ihr weckte, und ihr dieſen zum Bürgen der Fähigkeit dazu darſtellte.

Nach der Sitte jener Gegend erhielten alle Hausgenoſſen von dem Brautpaare Geſchenke, und da Thorildens Verhältniſſe ſie dieſen zugeſellte, wurden ſie auch für ſie beſtimmt, und von Theodor, für ſeine Perſon, ſonderbar gewählt. Seit vielen Jahren bewahrte man in der Familie einen mit alterthümlicher Gediegenheit zierlich gearbeiteten Goldring, dem in buntem Farbenwechſel edle Steine eingefügt waren, und der, zum Trauring beſtimmt, ſtets ein lebenslängliches Eigenthum der Frau des Aelteſten der Familie war.

Theodor hatte ihn, dieſer alten Sitte zu Folge, auch für Franziſca zum Hochzeitgeſchenk beſtimmt, und da ſich manche geheimnißvolle Sage an den Ring knüpfte, war er ſchon einige Mal vorgezeigt, und über ihn geredet worden. Thorilde hatte eine große Vorliebe für ſolche Gedenkzeichen vergangener Zeiten und Geſchlechter; ſie fand den Ring überdies ſehr ſchön und künſtlich gearbeitet, und Theodor, der bis jetzt gar nicht die Gelegenheit hatte, ſich ihr gefällig erzeigen zu können, wußte nun, wo die Sitte ſie verpflichtete, ein Andenken von ihm anzunehmen, nichts Angenehmeres für ſie zu erſinnen, als einen ähnlichen Ring, und es war ihm gelungen, denſelben ſo täuſchend ähnlich verfertigen zu laſſen, daß nur ſein durch die öftere Betrachtung des Familienkleinods geſchärfter Blick Beide an einem kleinen faſt unſichtbaren Zeichen zu unterſcheiden vermochte.

Er war, als er am Morgen des ernſten, für ſein künftiges Leben ſo bedeutenden Tages Thorilden den Ring überreichte, tief bewegt; es war, als zöge eine ſtrafende Ahnung der Bedeutung dieſer Gabe durch ſeinen Sinn, als faſſe die Strafe des Frevels, das von ſeinen Ahnen zum Unterpfande unverbrüchlicher Ehetreue geheimnißvoll geweihte Pfand in täuſchender Nachbildung einer Fremden verehrt zu haben, nach ſeinem bisher ſo reinem Herzen. Thorilde empfing den Ring in voller Unbefangenheit; auch ward die Gabe von Allen gebilligt, und nur die Baronin, die in Franziska's und Theodors Freundſchaft für Thorilde eine Verletzung des Anſtandes conventioneller Verhältniſſe ſah, warf einen ſcharfen, mißbilligenden Seitenblick auf den Bruder, den aber dieſer nicht beachtete.

Die räthſelhafte Verkettung der Begebenheiten, die wir Zufall nennen, gab aber an dieſem Tage Thorildens Ringe noch eine ernſtere Wichtigkeit. Franziska ſollte das Urbild, von dem er eine Nachahmung war, bei der Trauung aus Theodors Hand empfangen; doch als dieſer jetzt, da die Weihe derſelben beginnen ſollte, darnach ſuchte, war er verlegt, und es ihm unmöglich, ihn in der Unruhe des Angenblicks wieder zu finden. Er fürchtete den Tadel ſeiner Schweſter, das Aufſehen und Aufheben, das dieſe Entdeckung herbeiführen würde, und bat Thorilde heimlich, ihr den Unfall vertrauend, ihm ihren Ring zu leihen. Sie wollte ihn abziehen; aber der Ring hatte ſich dem Finger ſo angefügt, daß ihr Beſtreben fruchtlos blieb, und ſie Theodor die Hand reichen mußte, ihn ſelbſt abzuſtreifen.

Was ihn in dieſem Augenblick ſo bewegte, hat er ſich ſelbſt wohl nie zu erklären vermocht; aber ſeine Thränen fielen heiß auf Thorildens Hand und auf den ihr entzogenen Ring, den er an ſeine Lippen drückte. Er neigte ſich tief vor ihr, und wandte ſich dann ſchweigend nach dem Saale, wo die verſammelte Geſellſchaft ſeiner harrte. Thorilde folgte ihm, und eine räthſelhafte Bebung durchfuhr auch ſie, als ſie bei der Trauung ihren Ring in ſeiner Hand ſah, und ſein dunkler, ausdrucksvoller Blick in dem Augenblick, wo der Prediger ihn zum Zeichen des nun für ewig geſchloſſenen Bundes an Franziſca's Hand einſegnete, auf ſie traf.

Menſchenauge, Menſchenblick, wer vermag die Tiefe eurer Herrlichkeit, die Gewalt eurer Bedeutung zu ergründen! Alle jene hohen, geheimnißvoldie Räthſel des Herzens und des Daſeins, der Vergangenheit und der Zukunft, die das Wort nicht zu erforſchen, nicht zu löſen vermag, vermögt ihr zu deuten. Mit welchem unbeſchreiblichen Entzücken, mit welchen Ahnungen der Göttlichkeit durchflammt ihr oft Menſchenherzen, und welcher Abgrund namenloſen Schreckens durchzittert auch oft vor euch alle Nerven! Zu Höherem geweiht, heilige Propheten geiſtiger Menſchenwürde, ſeid ihr auch als körperliches Organ vor den Organen der andern Sinne geadelt, welche der Erde näher angehörend als ihr, von ihr auch ihre Freuden entlehnen müſſen, da euch hingegen Licht und Luft, dieſe geiſtigſten aller Körperſtoffe, zum erfreulichen Elemente angewieſen ſind.

Erſt nach einigen Tagen fand ſich der echte Ring wieder, und da Theodor in dunkler Scheu nicht gern die Verwechſelung kund geben wollte, bat er Thorilde, ſie zu verſchweigen, und da Keiner den Tauſch zu bemerken vermöge, den wiedergefundenen für den ihrigen anzunehmen. An Werth und Geſtalt ſich beide ganz ähnlich, ahnete Thorilde in der Gewährung dieſes Wunſches nichts Verfängliches, und Theodor fand ein ſtilles Genüge in dem Gedanken, den Ring, der der Sage nach, zwiſchen dem Geber und der Empfängerin ein aus geheimnißvollen Kräften der Natur geſchlungenes, und nur durch den Tod zu löſendes Band knüpfe, an Thorildens Hand zu ſehen, die ihm ſo edel und ſo hoch erſchien, daß er nur durch eine ſolche geheimnißvolle Vermittelung die Gleichheit der Freundſchaft zwiſchen ihnen begründen zu können glaubte.

Der Ring hatte noch als Kind ſchon eine Stelle in ſeinen Träumen und Spielen eingenommen, und der Begriff und der Verſtand in ihm den uns Allen angebornen Hang zum Wunderbaren nie ganz ertödtet; er wähnte früher wirklich in demſelben einen Talisman zu beſitzen, der ihm die Treue und das Herz der Geliebten zu verbürgen vermöge, und gern hätte er ihn damals ſcheidend in Franzisca's Hand zurückgelaſſen; doch die durch Verjährung geheiligte Sitte ſeines Hauſes verband ihn, den Ring bis zum Hochzeittage zu bewahren, und ihn nur erſt an dieſem zu verſchenken.

In reiferen Jahren belächelte er freilich dieſen frühern Wahn; wie Manches belächeln wir aber in dieſer Art, was doch, feſt in unſer Herz gehäkelt, ſich tief und vielſeitig in die Geſtaltung unſeres Lebens verflicht! Bei Franzisca glaubte er der Kraft des Ringes nicht zu bedürfen; er hielt ſich von der bewährten und geprüften Treue ihres Herzens um ſo verſicherter, da in ihm nicht die Möglichkeit des Begriffes war, ihr je untreu werden zu können; aber lächelnd dachte er heimlich daran, daß die Vertauſchung des Ringes ihm die Gelegenheit ſichere, die Kraft deſſelben zu prüfen, die er als bewährt achten müſſe, wenn Thorilde ſeine Freundin werde, und ihn als ſolche lieb gewinne.

Der Sommer verſtrich ſchnell und angenehm in einem Gewühl von Gäſten, die theils von der Baronin, theils von Theodor eingeladen, es in einer ununterbrochenen Reihe von Ergötzlichkeiten ſelten zu der Traulichkeit eines häuslich angenehmen Lebens kommen ließen. Erſt im September verließen Theodor und ſeine Gattin das Schloß der Baronin, die es mit ihnen verabredete, einen Theil des Winters in der Stadt zuzubringen, die von Beiden zu ihrem Winteraufenthalt gewählt worden war. Die Gewißheit dieſes Wiederſehens half Franziska über die Bitterkeit ihres Abſchiedes von Thorilde hinweg. Beide Frauen hatten ſich ſehr lieb gewonnen, und auch das Verhältniß zwiſchen Franziska und Theodor war eben ſo freundlich als zart.

Es begann ſogar ein heiteres Vertrauen zwiſchen ihnen zu erblühen, und wenn gleich Franziſca's Betragen noch immer mehr dem einer ältern Schweſter, als dem eines innig liebenden Weibes glich, ſo fügte ſich doch Theodor mit ſo viel Zärtlichkeit, ſo viel treuherziger Ergebenheit in den geliebten Willen, daß es fürwahr ein recht anmuthiges Schauſpiel war, ſie ſo mit einander verbunden zu ſehen. Thorildens Theilnahme daran war um ſo freudiger, da Beide es wohl fühlten und anerkannten, was ſie ihr zu verdanken hatten, und ſo grell ſie im Anfange das Entgegenſtehende in Beider Sinn und Gemüth empfunden, und die Furcht genährt hatte, ihr Friede werde das Opfer einer, dem Scheine nach, ſo unnatürlichen Verbindung werden, ſo war ihr doch jetzt, als gehörten ſie zu einander, und die Natur ſelbſt habe ſie ſo unzertrennlich verbunden.

In der Stille, die nun in ihrem Leben folgte, und die Baronin und Thorilde in Hinſicht auf geſellige Mittheilung faſt ganz auf einander beſchränkte, ward es dieſer vollends zur klaren Anſchauung, wie wenig achtungswerth dieſe Frau war, und welche Bitterkeit damit verbunden ſei, von ihr abhängig und ihrer Herzloſigkeit unterwürfig zu leben. Hochmuth, Neid und eine wirklich grauſame Selbſtſucht waren die Hauptzüge ihres Charakters. Sie liebte nichts auf der Welt, als ſich ſelbſt, und dieſem armen Ich wußte ſie durchaus keinen andern Genuß zu verſchaffen, als den einer ſo jämmerlichen, ſo hochmüthigen Eitelkeit, daß ihr jedes fremde Verdienſt, jede fremde Trefflichkeit zur Marter wurde.

Dabei hatte ſie zur Verdoppelung dieſer Qual ſo viel Verſtand, daß ſie einſah, ſie dürfe, ohne ſich der allgemeinen Mißbilligung auszuſetzen, dieſe innere Stimmung nicht verrathen, und ihr Leben war daher eine unaufhörliche Anſtrengung, anders zu ſcheinen, als ſie war, und das Gegentheil von dem zu ſagen und zu thun, was ſie dachte und empfand. Der Beifall, den Thorilde in der Geſellſchaft fand, und den ſie der allgemeinen Anerkennung ihrer Bildung und ihrer Liebenswürdigkeit verdankte, war ihr ein Dorn im Herzen. Sie hätte es gar gern geſehen, daß man ihre Geſellſchafterin vor andern Frauenzimmern dieſes Standes ausgezeichnet hätte, ſobald dies um ihretwillen geſchehen, und Thorilde durch ihr Verhältniß zu ihr gehoben, ſo in der Geſellſchaft aufgenommen worden wäre.

Daß ſie aber das, was ſie galt, ſo unverkennbar nur durch ſich ſelbſt galt, ja, daß ſie trotz allem Sträuben ihres Hochmuthes es ſich doch im ſtillen Grimm eingeſtehen mußte, Thorilde ſei ohne alle Anſtrengung, ihrer Natur nach, wirklich Alles das, was ſie ſcheinen zu wollen, ſich im Leben ſo jämmerlich abarbeiten mußte, konnte ſie ihr vollends nicht vergeben.

Auch verletzte ſie Franzisca's Freundſchaft für Thorilde. Sie glaubte dieſe als ein Recht in Anſpruch nehmen zu können, und nun zog ſie ihr die Fremde, die beſoldete Geſellſchafterin vor, und dieſer Vorzug konnte ſich nur durch die ausgezeichneten Vorzüge Thorildens an Geiſt und Herz begründen und rechtfertigen. Dies Verhältniß aber, und eine Achtung, die Keiner, der mit Thorilden umging, ihr verſagen konnte, zwängten den Ausbruch ihres Unwillens gegen ſie zurück, und nur die kalte Entfremdung, in der ſie ſich von ihr hielt, verrieth die innere, feindſelige Bitterkeit.

Es konnte nicht fehlen, daß dieſe Mißſtimmung ihrer Gemüther ſich in ſolchem Verhältniß und bei ſo ununterbrochenem Beiſammenſein oft auf eine für Thorilde kränkende Weiſe verrieth; allein ihre Seele hatte durch den auffallenden Wechſel ihrer Glücksumſtände die edle Kräftigung des Ernſtes und des Unglückes erhalten. Sie war über alle die kleinen kätzenartigen Neckereien der Baronin ſo erhaben, daß es dieſe nicht in ihrer Macht hatte, ſie dadurch zu ärgern, und ohne ſich in ihrer perſönlichen, rein menſchlichen Würde etwas zu vergeben, wußte ſie doch die Form ihres Verhältniſſes in anſtändiger, äußerer Ehrerbietung ſo ſicher zu behaupten, daß die Baronin ſich dadurch oft geſchmeichelt, und ſo lange ſie allein waren, verſöhnt fühlte.

Manche Entbehrung traf ſie dagegen ſchmerzlich, und wenn ſie gleich bei dem innern Reichthume ihrer Ideen und Gefühle es tragen konnte, ſich bei Mittheilung derſelben im Umgange mit der Baronin auf die alltäglichen Hülfsquellen der Unterhaltung zu beſchränken, ſo dachte ſie doch nie ohne ſchmerzliche Wehmuth an den Wirkungskreis zurück, den die reine Güte ihres Herzens ihr als Gräfin Adlerſtein geſchaffen hatte, und deſſen Freuden ihr die jetzige Beſchränktheit ihrer Lage verſagte. Auch hatte ſie die Kraft, leiden, viel leiden zu können; aber nicht jene, den Schmerz ſtumm und ohne Klage zu ertragen, und doch ſtand ſie allein.

Alle Erſcheinungen ihres vorigen Lebens waren verſunken, alle Bande der Liebe und des Vertrauens wie durch einen Zauber aufgelöſet, und ihre Vergangenheit von der Gegenwart durch eine Kluft geſchieden, tief, wie es ein Grab zwiſchen zwei Welten immer iſt. Ganz vereinzelt ſtand ſie, ſo gewaltſam und ſchleunig aus den gewohnten Verhältniſſen herausgeriſſen, da, und was konnte ihr ein Daſein gelten, das nicht von Liebe und Wohlwollen beſeelt wurde? — Nur Franzisca und Theodor befreundeten ſie mit ihren jetzigen Verhältniſſen, und es war für Thorilde tief empfundene Wohlthat, ſich durch ihre Liebe und Achtung wohlthuend geſtärkt und erquickt zu fühlen.

Es war aber, als ob die Baronin ihnen die Freuden des Wiederſehens mißgönne; denn erſt ſpät im December, und erſt nach oft wiederholten, dringenden Einladungen ihrer Geſchwiſter trat ſie die Reiſe zu ihnen an. Die Herzlichkeit, mit der Thorilde empfangen wurde, that ihr unausſprechlich wohl; ſie war bis zu Thränen durch das Glück gerührt, ſich wieder von gegen ſie liebevoll geſinnten Menſchen umgeben zu wiſſen, denen ſie in ihrer Theilnahme mehr galt, als für eine Art von nothwendigem

Hausrath; denn nur als ſolchen betrachtete die Baronin ſie im Grunde, wenn ſie gleich Lebensart genug hatte, es verbergen zu wollen und vor den Leuten in ihrem Betragen den Schein einer; ihrem Sinne widerſprechenden Humanität anzunehmen.

Thorilde hatte den beiden Gatten wirklich gefehlt; Franzisca hatte Hoffnung, Mutter zu werden, und ſo beglückend ſie und Theodor auch die Heiligkeit dieſer Hoffnung empfanden, ſo verleidete ihr doch in dieſem Zuſtande ihre Kränklichkeit alle größern geſelligen Zuſammenkünfte, die Theodor liebte, wenn er ihnen gleich willig entſagte, um ſeiner Gattin in ihrer Einſamkeit Geſellſchaft zu leiſten. Jetzt konnte ihn Thorilde ablöſen; er wußte ſeine Frau bei dieſer ſo gut aufgehoben, er geſtand es ſo redlich, dieſe wiſſe Franzisca beſſer aufzuheitern, beſſer zu unterhalten als er, daß er nicht dankbar, nicht herzlich genug ſein zu können glaubte, als dieſe nun endlich da war.

Franzisca's Herzen war ſie noch willkommener; von jeher einſam und vereinzelt, war Thorilde das erſte weibliche Weſen, dem ſich hinzugeben ſie den Reiz und das Vertrauen empfunden hatte; ſie liebte Theodor recht herzlich, ſie fühlte ſich als ſeine Gattin recht glücklich; aber ihr fehlte durchaus die Gabe, ihrem Umgange jenes geiſtige Intereſſe zu geben, das allein die Langeweile und den Ueberdruß der Einförmigkeit aus dem häuslichen Leben zu bannen vermag; eine Kunſt, die Thorilden, ohne daß ſie vom Beſitz und der Ausübung derſelben Rechenſchaft zu geben vermocht hätte, ſo eigenthümlich eigen war, daß Jeder im Umgange mit ihr ſich lebendiger angeregt und zu geiſtiger Mittheilung, oder auch zur Theilnahme an dem Gegebenen fortgeriſſen fühlte.

Auch gewann das häusliche Leben im Pappenheimiſchen Hauſe durch ihre Anweſenheit bald eine beſeeltere Geſtalt. Die Baronin liebte große Geſellſchaften und brachte faſt alle Abende außer dem Hauſe zu; dagegen ſammelte ſich um Franziska und Thorilde bald ein kleiner, aber anmuthiger Kreis befreundeter Geſtalten, deren Ziehpunkt freilich nur die Letztere war. Theodor war Anfangs der ſtete Begleiter ſeiner Schweſter, doch ſchon nach einigen Wochen kehrte er aus dem Geräuſche zu dieſen ſtillern Unterhaltungen zurück, und bald fand er in ihnen einen Reiz, der es zum Opfer machte, wenn er ſich ihnen entzog, um ſeine Schweſter zu begleiten. Dieſes Widerſtreben, ſich von ihnen zu entfernen, wirkte auf beide Frauen in der Art zurück, daß ſie ihn öfterer begleiteten, als es ſonſt, ihrer Neigung nach, geſchehen ſein würde, und da Thorilde gewiſſermaßen Gaſt in ſeinem Hauſe war, ſo berechtigte ihn dies, es ſich auch in Geſellſchaften vorzüglich angelegen ſein zu laſſen, für ihre Unterhaltung zu ſorgen.

In ihren vorigen Verhältniſſen hatte Thorilde in jeder geſelligen Auszeichnung nur einen ihrem Range und ihrem Standpunkte in der Geſellſchaft zukommenden Tribut geſehen; jetzt konnte ſie ſie aber nur als die Wirkung einer ihrer Perſönlichkeit allein angehörenden Achtung und eines reinen und wahren Wohlwollens annehmen, und ihr Herz erkannte und vergalt das mit warmem Dank. Die Achtung, mit der Theodor ſie auszeichnete, war unverkennbar. In jeder Geſellſchaft war ſie ihm die Erſte und ſtets die Liebſte; er mochte mit keiner andern Dame ſpielen, ſprechen, als mit ihr; jedes ihrer Worte war ihm ein Ausſpruch, von dem keine Appellation mehr Statt fand; ihr erzählte er Alles, was ihm begegnete, was ihn irrte, was ihn freuete, und dabei trafen ſie in der Sorge für Franzisca und der Beſchäftigung um ſie bei ſo mannigfaltigen Anläſſen zuſammen, daß Jeder von ihnen das fremde Herz in dieſem Zuſammentreffen immer höher ſchätzen lernte.

Sie beurtheilte ſeine Freundſchaft für ſie nur nach dem Maßſtabe ihrer eigenen reinen Werthſchätzung, mit der ſie in ihm den Gatten der Freundin und den durchaus redlichen und zuverläſſigen Menſchen ſchätzte, und war weit davon entfernt, irgend etwas Verfängliches darin zu ahnen. Doch ihm ſelbſt ſandte jetzt der Himmel den Blitz einer Warnung, der ſo treffend, ſo unerwartet hell durch ſein Herz fuhr, daß er ſeiner Gefahr wohl hätte inne werden können, wenn nicht eben die Blindheit der entſtehenden Leidenſchaft ihre größte Gefahr wäre.

Eines Abends, als man ſich in Franziskens Zimmer geſellig um den Theetiſch verſammelt hatte, wurde es von Mehreren bemerkt, daß Thorilde gegen ihre Gewohnheit ſchweigſam da ſaß und, die Arme in einander geſchlagen, mit ihren hellen Blicken eine Traumwelt anmuthiger Bilder zu betrachten ſchien, die ihr unſichtbar vorüberzogen.

Befragt und geneckt geſtand ſie, vor Ankunft der Geſellſchaft in einem Buche geleſen zu haben, deſſen Bilder ihr noch den Sinn befangen hielten;

es war eine Sammlung altnordiſcher Sagen, und ſie erzählte daraus den verſammelten Freunden die Geſchichte jener ſchönen Königstochter, deren Zimmer ihr Vater von drei reißenden Thieren bewachen ließ, damit dieſe Einſamkeit es verhüte, daß ihre Schönheit nicht verderblichen Streit entzünde, da nur der Sieger der drei gewaltigen Ungeheuer ſich ihres Anblicks zu erfreuen haben ſollte. Viele Ritter kamen in dieſem Kampfe um, bis es endlich dem tapferſten und ſchönſten von ihnen gelang, als Sieger vor die Königstochter zu treten, deren Herz ſich dem Helden ergab. Als ihre ſtolze Mutter aber die Liebe der Tochter als weibiſche Schwäche ſchmähete, entbrannte der hohe Sinn derſelben und ſie verſchwor es, je einem Manne anzugehören, und begab ſich, von ihren Jungfrauen begleitet, auf eine hohe Burg am Meere, wo ſie ſich mit ihnen in allen Fechterkünſten übte, bis ſie, ihrer mächtig, mit ihnen ein Schiff beſtieg und bald als Seekönigin in allen damals befahrenen Meeren, als unüberwindliche Siegerin berühmt und gefürchtet war. Kein Mann konnte ſie im Kampfe beſtehen; da rüſtete der König von Thule, an deſſen Hofe jener Ritter nach der Entfernung der ſchönen Königstochter lebte, ein Geſchwader aus zum Kampfe gegen ſie und ernannte ihn zum Anführer. Bald trafen Beider Schiffe auf einander, zwei Tage dauerte der Kampf, von Morgen bis zum Abend ununterbrochen; da ſchlug der Ritter der Seekönigin einen Zweikampf zur Entſcheidung über Sieg und Niederlage vor, den ſie annahm und heldenmäßig beſtand, bis ihr Schwerthieb den Helm des Gegners ſpaltete und ſie ſein Auge und die wohlbekannten, nie vergeſſenen Züge wieder ſah — da verließ ſie ihre Unbeſieglichkeit und er gewann den Sieg und mit ihm die Beſiegte zum Gemahl. —

„Es liegt für mich,“ ſagte Thorilde, als ſich das Geſpräch an dem Faden ihrer Erzählung fortſpann, „ein ganz eigner wehmüthiger Reiz in dieſen nordiſchen Erinnerungen einer hinter Jahrtauſenden verſunkenen Heldenzeit. Vollendeter ſtrahlt uns freilich aus den Werken der Griechen das Leben und die Natur der lichten Klarheit eines unumwölkten Sommertages entgegen; der Nordländer aber blickt in der Feierlichkeit einer ſternerhellten Nacht ſtets auf das höchſte Leben und den Grund aller Dinge zurück, und, in dieſem ſich verſenkend, erhalten alle ſeine dichteriſchen Gebilde einen Wiederſchein der ihn umgebenden Natur und der Richtung ſeines Gemüths auf das Göttliche, als den tiefſten Lebensquell alles Daſeins.“

„Mich wenigſtens weht aus dieſen nordiſchen Dichtungen, ſo kunſtlos ſie auch das Heilige gemeinhin nur in natürlicher Herzensregung anſprechen, ein ſo heiliger Geiſt tiefen, herzbewegenden Ernſtes an, daß ich mich mit ihnen näher und inniger zu befreunden vermag, als mit all den heitern und reichern Schöpfungen ſüdlicherer Völker. Mir iſt, als löſe ſich vor ihnen in meiner innerſten Seele das geheimnißvolle Siegel, das uns die eigentliche Bedeutung der Natur und des Lebens verhüllet; als eröffne ſich vor ihren Anklängen und tiefen Ahnungen in meinem Gemüthe eine Welt, die unſerm dunkeln, unverſtandenen Sehnen ein ſchmerzlich vermißtes Glück zurückzugeben vermöge.“ —

Thorilde hielt hier ein, weil ſie ſich bewegt fühlte und dem Tone ihrer Stimme nicht traute. Einer der Anweſenden, Baron Wulf, nahm das Wort und fragte ſie, ob ſie den Zauberring, dieſen herrlich blühenden Kranz mannigfaltiger und doch mit echtem Kunſtſinn zu Einem Ganzen verbundener Dichtungen, geleſen habe?

„Nein,“ antwortete ſie, „doch iſt mir der Name des Verfaſſers, ſo wie mehrere ſeiner Werke nicht unbekannt, und ich geſtehe Ihnen, daß mich der unverkennbare Zuſammenhang, in welchem ſeine Dichtungen ſo ſichtbar mit dem Heldenherzen des Dichters ſelbſt ſtehen, oft in herrlicher Freude daran begeiſtert und erhoben hat. Es flammt in allen ſeinen Gedichten eine ſolche Urſprünglichkeit reiner Kriegsluſt und ritterlichen Ehrgefühls, daß ich ihnen in dieſem Charakter von Innerlichkeit kein anderes Dichterwerk an die Seite zu ſetzen wüßte und, wenn gleich Frau, es doch ehrend empfinde, wie ſich in ihnen die waffenfrohe Thatenluſt des muthbeſeelten Kriegers in Sang und Klang verwandelt hat. Wir Alle halten wohl an der Hoffnung, daß die Zeit erſcheinen wird, wo unſer Vaterland ſolche Söhne zu ſeiner Vertheidigung aufruft und dem Manne, der die reine Heldengröße ſeines Sigurds mit ſo wahrem Leben zu beſeelen vermochte, kann auch dann der Ruf nicht fehlen, die Scharen, die er begeiſterte, zum Kampfe zu führen.“

„Wie freuet es mich, Madame Stern, bei Ihnen dieſe Anerkennung der Eigenthümlichkeit eines Dichters zu finden, der mir in ſeiner deutſchen Volksthümlichkeit vor allen Andern werth iſt. Sie müſſen es mir erlauben, Ihnen morgen den Zauberring bringen und mit Ihnen leſen zu dürfen, da nichts die Freude an einem Kunſtwerke, meinem Gefühl nach, ſchöner hebt, als wenn man ſie mit Jemand von gleicher Empfänglichkeit dafür theilt."

„So laſſen Sie es ſich denn gefallen, Baron," ſagte Franziska lächelnd, „daß wir Alle dieſe Freude mit Ihnen theilen und es uns morgen Abend gemeinſchaftlich vorleſen. Sie ſollen aber auch noch verbunden ſein, uns vorläufig näher mit einem Werke bekannt zu machen, deſſen Eigenthümlichkeit vielleicht etwas Fremdartiges für uns haben dürfte, wenn wir nicht, ſchon einigermaßen mit ihr vertraut, zu ihrer Anſchauung gelangen."

„Von ſolcher Art iſt die Eigenthümlichkeit des Dichters und des Dichterwerkes nicht," entgegnete er; „allein ein mir heute mitgetheiltes Blatt, das einer meiner Freunde nach Leſung des Zauberringes niederſchrieb, macht es mir möglich, Ihren Wunſch zu erfüllen, wenn Sie mir vergönnen wollen, es vorzuleſen."

Man bewilligte dies gern und er begann:

„Die Religion der Liebe und des Todes, die

Chriſtus dem entarteten und ermatteten Geſchlecht der Menſchen brachte, als es das Leben nicht mehr unſchuldig zu genießen vermochte, ſteht in der Geſchichte als eine vom Himmel ſelbſt gezogene Scheidewand zwiſchen der alten und der neuen Welt. Verläugnung hienieden, Sehnſucht nach oben ward dem bangen Menſchengeſchlechte als Rettung gezeigt; doch wenn auch das gläubige Gemüth die Heiligkeit des Sinnes, die Hoheit der Idee, die in dem Evangelium Jeſu lag, zu ahnen vermochte, ſo wurde ſie doch vom Geiſte noch nicht begriffen.“

„Das Prieſterthum trat hier vermittelnd zwiſchen die Gottheit und die Menſchen, und unter ſeinem Einfluſſe fing das Leben von Neuem an in Glanz zu ſtehen. Das anfänglich rein Gewollte und würdig Geübte ging aber bald in Hierarchie über, die, von dem urſprünglichen hohen Berufe abgewichen, das Göttliche für irdiſche Zwecke zu benutzen ſtrebte, und banger denn je verzagte die gedrückte Menſchheit. Da erſchloß ſich im Ritterthum die lebenvollſte Blüthe der Minne und des Heldenſinnes, und gab Europa neue Schönheit und herrlichen Schimmer.“

„Die ganze geiſtige Herrlichkeit, zu der das

Evangelium die Menſchheit einſt führen wird, lag im Ritterthum wie in einer Knoſpe eingeſchloſſen; aber die Welt war noch nicht reif dafür. Das Ritterthum ging unter und die Reformation begann. Vielleicht vergehen noch Jahrhunderte, ehe wir die deutungsſchweren Hieroglyphen ihrer Erſcheinung richtig zu deuten vermögen. Die friſche Begeiſterung, mit der ein früheres Geſchlecht das Chriſtenthum umfaßte, erſtarb; der Geiſt, der kalt trennende, begann ſein Spiel, und erſt jetzt, nach drei Jahrhunderten, fangen wir an die Frechheit zu begreifen, mit der er ſich in ſeinem eitlen Wahn an dem Heiligſten und Höchſten vergriffen hat."

„Was zu groß und zu erhaben war, um in ſein enges Maß zu paſſen, wurde als Traum und Aberglaube verlacht. Für den reichen himmliſchen Glauben gab er uns die kalte, arme Moral, die keine unendliche Begeiſterung, keine zum Himmel hebende Kraft der Liebe und des Vertrauens zu wecken und zu geben vermag, und ſo dem lebenden Geſchlecht Alles raubte, wodurch das Leben der Väter herrlich und kühn geweſen war."

„Die Folgen dieſes Unglaubens ſind wie ein verheerender Brand vor den Augen der Jetztlebenden aufgegangen. Wir haben es ja Alle geſehen und ſehen es noch, in welcher Mattigkeit und Selbſtſüchtelei, in welcher kraftloſen Reizbarkeit und niedriger Leidenſchaftlichkeit des ſinnlichen Begehrungsvermögens der größere Theil der Jetztlebenden gelebt hat und zum Theil noch lebt. Viele ſelbſt, von denen man wohl zu erwarten berechtigt ſchien, daß ſie Kraft zeigen würden, ſich und ihre Zeit zu tragen, ſind an dieſer zu Grunde gegangen.“

„Sie mußten verſinken, wie reich ſie auch an Geiſt, Kenntniſſen und Talenten ſein mochten, weil ihnen jener himmliſche Anhauch von innerer Lebens- und Liebeskraft fehlte, der unſer Gemüth aus allem Irrthum einer augenblicklichen Verzagtheit an ſich und Andern, immer wieder in kräftiger Jugend friſchblühend hervorhebt. Sobald der Menſch jenen ſtillen mächtigen Zug ſeines Gemüths in ſich niederkämpft, der ſein innigſtes Gefühl, ſein reichſtes Wollen, ſeine edelſte Kraft auf Gott zurückführt, ſo iſt auch nichts mehr in ihm, was ihn vor jenem Verſinken zu bewahren vermag.“

„Wir können uns aber auch nicht mehr gegen die Nichtigkeit eines ſolchen Daſeins verblinden; es muß und wird immer allgemeiner in dieſer Zeit der

Unterdrückung und des Unglücks gefühlt werden, daß der Augenblick da iſt, in dem das Herz wieder in heiliger Liebe und unbedingtem Vertrauen, in Gehorſam und in Frieden ſich zu Gott wenden muß.“

„Jener Glaube, der keines andern Bürgen bedarf, als ſeines eigenen Daſeins im Menſchenherzen, er, der unter Edens Blüthenbäumen zu unſern Voreltern als ein ſüß lächelnder Traum kam, und zu dem gebildeten und gereiften Geſchlecht als die heiligſte Anſchauung der höchſten Wahrheit tritt, wird wieder unter uns erwachen. Am Horizonte unſrer langen Nacht beginnt ſchon der Lichtſchimmer ſeiner Aurora zu tagen, und wie jede große Weltepoche, hat auch dieſe ihre Seher und Propheten, die ja von jeher eins waren mit dem Dichter.“

„Leider kennen viele unter uns die Dichtkunſt nur in ihren leichten Spielen, und wiſſen nicht um ihren hohen Beruf, dem Herzen Muth, dem Geiſte Klarheit zu geben. Wer aber das Leben und den Menſchen mit Ernſt und Liebe zu betrachten vermag; weſſen Gemüth ihn treibt, im Wechſel des Vergänglichen das Allgemeine und Ewige zu ſuchen, dem wird auch in der Poeſie der Geiſt des Heiligſten und Höchſten ſich offenbaren, der ſie zu ſeiner anmuthigſten und edelſten Verkünderin wählte.“

„In dieſer Glorie ſteht der wahre Dichter als Verkündiger des Heiligen unter uns da. Gottesgabe iſt des Liedes edle Kunſt, die ihm gegeben ward, und nur dem Ernſt des Göttlichen ſollen und müſſen die Weiheſtunden ſeines höheren Lebens geweiht bleiben. Der edle, deutſche Dichter, Friedrich la Motte Fouqué, gehört zu den vaterländiſchen Sängern, die die Würde dieſes Berufs tief erkennen und hoch ehren.“

„Auch aus der neueſten Schöpfung ſeines Genius, dem Zauberringe, ſpricht uns unter der Verhüllung des Mährchens der Geiſt wahrer Frömmigkeit in einer ſo lautern Einfalt an, daß ſich unſer Gemüth, tief ergriffen vom Gehalt ſo herzlicher Worte, nach jenen Höhen wendet, wo Alles wohnt, was den Menſchen zu tröſten und zu erheben vermag.“

„Ueber den Werth von Fouqué's Sigurd iſt unter uns nur eine Stimme geweſen, und Richter's und Schlegel's ſchöne Worte über den herrlichen Nordenheld wurden in ihrer Liebe und Wahrheit von den Beſten unſers Volkes nachempfunden. Alle die Kraft und Milde, alle die Heldenmüthigkeit und

Frömmigkeit, und jener wunderbare Dämmerſchein des Zaubers und der Romantik, die uns im Sigurd ſo unwiderſtehlich ergreifen, beſeelen auch den Zauberring. Die Ritterzeit mit ihren hohen, kühnen Bildern tritt hier in feſter und ſicherer Geſtaltung vor uns, und die alte fromme Zeit des Glaubens und der Wunder geht uns hier in einer Jugend, Einfalt und Naturkraft auf, der wohl kein Herz zu widerſtehen vermag, das noch durch Glauben und Poeſie erwärmt und gekräftigt werden kann.“

„Die Dichtkunſt iſt ja auch nicht allein eine Seherin und Prophetin der Zukunft, ſondern auch zugleich die einſichtsvollſte Erklärung der Vergangenheit. Die Geſchichte der Jahrtauſende der Vorwelt liegt wie ein dunkler Ocean hinter uns, wogend von Geſtalten, deren Menge und Formloſigkeit den Blick bethört und blendet. Nur wenig Einzelnes iſt beleuchtet, und dem Geiſt des Forſchers wird es unmöglich, das Große von dem Kleinen, das Dunkle von dem Hellen, Schein von Wahrheit zu ſcheiden. Da tritt die Dichtkunſt zu ihm und vor der gottgeweihten Seherin, ordnet ſich die Maſſe formloſer Nebelbilder zu einer zuſammenhangenden unendlichen Thatenreihe. In dieſem Sinne gewährt uns auch der Zauberring eine Anſchauung der Ritterzeit, die alle Bilder, die wir davon in der Phantaſie und im Gedächtniß bewahrten, wunderlieblich erhellt und zu einem lebendigen Ganzen zuſammenordnet.“

„Es iſt nicht der Zweck dieſer Zeilen, den Zauberring kritiſch zu beleuchten; ſie ſind nur der Erguß einer reinen Freude an dem lieben Buche, die ſich durch Mittheilung derſelben äußern will und andere zur Theilnahme daran aufzufordern den Trieb fühlt. Die kunſtvolle Zuſammenſetzung des Ganzen, die edle Einfalt der Rede und der Liebesbund von Kraft und Milde in der reichen Dichtung, kann daher hier nur ehrend erwähnt, aber von ſo ungeübter Feder nicht würdigend dargeſtellt werden. Nur in ſofern, als Gemüth und Sinn, ohne alle kunſtrichterliche Anmaßung, ſich an dem Werke zu erfreuen vermögen, ſtehe hier die Bemerkung, daß die Eigenthümlichkeit jedes Volkes, in der Naturnothwendigkeit ſeines Bodens und Klima's, wohl nicht leicht in reicherer Mannigfaltigkeit und höherer Gerechtigkeit aufgefaßt worden ſind, als in dieſer Dichtung, die uns durch alle Länder unſers Erdtheils führt.“

„Das Herz von Europa, unſer herrliches, an Treue und Biederkeit doch noch immer einziges

Deutſchland iſt auch hier zum Mittelpunkt des Ganzen gewählt. Aus ihm hinaus führt uns die Dichtung zum ſchönen Frankenland und zwar in die ſüdlichen Provinzen deſſelben, wo wir fröhliche und feine Sitten, zierliche Spiele und Feſte, ein heiteres Leben voll Sang und Klang, Menſchen voll Luſt und Muth ſehen. Von da gehen wir zu den Spaniern über, wo uns in Don Hernandez der hohe Ritterſinn, ſo wie in dem edlen Emir Nureddin die gewaltige Gemüthsherrlichkeit dieſes Volkes entzündet."

„Ihnen gegenüber ſtehen die Italiener Vinciguerra und Tebaldo. In ihrer gewaltigen Reizbarkeit und Empfänglichkeit leuchtet uns das Feuer des Südens entgegen; aber es iſt nicht die ruhige, ſich ſtill in ſich ſelbſt nährende Gluth, wie bei dem Spanier, wo ein dunkler Ernſt die Flamme bedeckt. Und welche Abſtufungen, welche gehaltvolle Andeutungen liegen in dem Uebergange von den Stellvertretern dieſer beiden Völker zu den Mauren, die uns den Grimm und den Glanz eines noch brennenderen Klima's darſtellen und uns an die Schönheit des buntgefleckten Tigers erinnern!"

„Dieſer Gluth- und Glanzpracht des Südens entrückt, finden wir uns mit dem Seekönig Arinbiörn und dem wackern Ritter Otto von Trautwangen hoch nach Norden hinauf verſetzt. Welch ein ganz anderes Bild des Lebens und der Natur tritt hier vor uns, ſobald wird Nordlands dunkle Wälder begrüßen! Die Natur ruht hier in ernſter Stille; aber das Leben bleibt herrlich im Gefühl hoher Kraft und feſten Muthes."

„Mit der Nacht ziehen hier ihre magiſchen Traum- und Geiſterwelten herauf, und der alte Wunderklang der Sage und des Geheimniſſes nimmt hier, vereint mit der Magie verborgener Naturkräfte und düſterer Geiſtergebilde, den Sinn gefangen! Welch ein gewaltiges Leben der Helden in Kraft und Tapferkeit ſehen wir hier! Welche Luſt des Krieges, welche Wonne des Heldenthums, ohne alle Spur von Sucht nach Raub und Beſitz!"

„Und nun als Bindungsglied des ſonnenſtrahlenden Südens und des wie der Orion hellfunkelnden Nordens, der edle deutſche Degen, Ritter Otto von Trautwangen, der Held des Dichters, der uns in ihm ein hell ſtrahlendes Ehrenbild aller Ritterlichkeit aufſtellte. Wie reich mußte der Dichter ſelbſt ſein, um Otto's Geſtalt mit ſo wunderbar eigenthümlichem Leben ausſtatten zu können! Der Charakter Otto's iſt in ſeiner Freimüthigkeit und Ritterlichkeit, in ſeinem Frauendienſt und ſeiner heroiſchen Tapferkeit ein Mythus echter Deutſchheit, den das bewegte Herz hoffentlich bald in gerechtem Stolz und nicht mehr, wie jetzt, in trüber Wehmuth zu deuten berechtigt ſein wird."

„Viel zu reich iſt dieſe Dichtung, um jede ihrer Schönheiten einzeln erwähnen zu können; doch ſei es vergönnt, noch einen Augenblick bei der Reihe anmuthiger Frauenbilder zu verweilen, die uns hier vorübergehen. Gabriele, Blancheflour und Bertha, welche Sterne am Himmel der Schönheit und Weiblichkeit, und welch einen wohlthuenden Blick auf die deutſche Volksthümlichkeit des Dichters gewährt es uns, daß er neben einer Gabriele, dieſem Wunder alles Liebreizes, doch ſeiner Bertha den Kranz reicht! Man wird dadurch lebhaft an das Wort einer geiſt- und gemüthvollen deutſchen Frau erinnert: „Unſre Weiblichkeit und unſre Kindlichkeit ſind zwei herrliche Eigenthümlichkeiten unſerer Natur, die nur ein Deutſcher zu ſchätzen weiß, und für die kein Ausländer einen Namen hat."

„Je mehr die tiefe und reiche Bedeutung in Fouqué's Dichtungen verſtanden und empfunden wird, je theurer wird er ſeinem Volke als einer ſeiner eigenthümlichſten, edelſten und herrlichſten Dichter werden, und durch die Verehrung der Nachwelt den Kranz unvergänglich blühend erhalten, mit dem die Liebe und die Achtung der Mitwelt ihn ſchmückt."

Bei allen Anweſenden war, nach der Vorleſung dieſes Blattes, die Luſt geſteigert, ſich gemeinſchaftlich an dem Buche zu erfreuen; man verabredete es, am folgenden Abende wieder zuſammen zu kommen, und Thorilde übernahm, auf Aller Bitten, das Amt der Vorleſerin. Sie fühlte ſich gleich beim Beginn der Geſchichte mit dem Geiſte der Dichtung ſo vertraut, daß ſie den richtigen Ton zum Vortrage derſelben, in der edlen Einfalt, die er erfordert, augenblicklich traf, und Alle mit immer ſteigender Luſt und Freudigkeit die Geſtalten vor ſich auftreten und die Dichtung ſich entfalten ſahen.

Ihr oft gelobtes Talent zum Vorleſen gründete ſich auf ihre eigene höchſt lebendige Anſchauung deſſen, was ſie las, und auf die daraus entſpringende und den Zuhörer oft tief ergreifende Wahrheit des Gefühls und der Leidenſchaft, die aus ihrer Stimme wiederklang. Der Ausdruck ihres Geſichts und ihre wundervollen dunklen Augen, dieſe klaren

Spiegel einer unergründlichen Tiefe, begleiteten dabei und beſeelten wie eine geiſtige Muſik ihre Worte. Theodor hatte ſich ihr gegenübergeſetzt; er war eigentlich kein Freund von ſolchen Zeitvertreiben, da ihm, wenn gleich nicht der Sinn für Poeſie und die Empfänglichkeit für Ideen, doch jener Grad von Bildung fehlte, der erfordert wird, um ſich bei einer Vorleſung eben ſo unzerſtreut und geſammelt zu erhalten, als wenn man ſtill vor ſich hin lieſet.

In Thorildens Stimme lag aber für ihn ein Zauber, der ihn dann, ihr gegenüber, Stunden lang in regungsloſer Unbeweglichkeit zu feſſeln vermochte. Oft verſank er, ohne zu hören, was ſie las, in dem Wohllaut ihrer Töne, die dann in der geheimnißvollen Wortloſigkeit der Muſik, bei innerer ſeelenvoller Bedeutung, ſeine Sinne umſpielten und ſein Herz in geſtaltloſe Träume wiegten. An dieſem Abende erſchien ſie ihm nun ganz beſonders anmuthig, und er vermochte das Auge nicht von ihr zu wenden. Bald fühlte er ſich aber auch von dem Intereſſe der Erzählung ſelbſt lebhaft ergriffen, und die zur Anſchauung des Gemäldes werdende Lebendigkeit der Darſtellung des Kampfes zwiſchen Folko und Archimbald machte einen ſolchen Eindruck auf ihn, daß ihn nie ein Buch, nie ein Schauſpiel ſo angezogen hatte, wie von dieſem Augenblick an der Verfolg der Geſchichte.

Thorilde freute ſich ſeines Antheils, und ihre Blicke trafen oft in heller Freundlichkeit über das Buch hin auf ihn. Als ſie aber jetzt, nach Endigung der Geſchichte des Meſſer Donatello und der Dame Porzia, aufblickte und auch auf ihren Zügen jener Ernſt, jener Fernſinn alles Böſen lag, mit dem Otto ſein chriſtliches, ſtreng ritterliches Urtheil darüber ausſpricht, ſah ſie Theodor erbleichen und in unwillkürlicher Bewegung mit der Hand nach ſeinem Herzen fahren, als treffe ihn dort unerwartet ein ſchmerzender Pfeil. Erſchrocken unterbrach ſie ſich ſelbſt und fragte, was ihm fehle?

Alle bemerkten jetzt ſeine Bläſſe; doch er verſicherte, ſie ſei nur Folge eines augenblicklichen, wahrſcheinlich durch die Nähe ſeines Platzes an dem heißen Ofen erregten Schwindels, der ſich in der freien Luft gleich verlieren werde. Wirklich kam er auch nach einigen Minuten friſch und ermuntert wieder zurück. Dieſe kleine Störung ward ſchnell vergeſſen, und wenn gleich Thorilde in den nächſten Tagen einen ihm ſonſt fremden Anflug von Unruhe und Trübſinn in ihm zu bemerken glaubte, ſo ſuchte ſie den Anlaß dazu allein in ſeiner körperlichen Stimmung, und beruhigte ſich völlig darüber, als er im Laufe der nächſten Wochen ſeine ruhige Heiterkeit wieder gewonnen zu haben ſchien.

Jetzt war der Winter vergangen; man mußte ſich trennen, allein Theodor und Franzisca verſprachen im Anfange des Juni auf dem Schloſſe der Baronin einzutreffen, wo Franzisca ihre Entbindung erwarten wollte, um während ihres Wochenbettes in Thorildens Nähe und unter der Pflege ihrer ſorgſamen Freundſchaft zu ſein. Durch des armen Theodors Gemüth zog aber, als ſie ſchied, manche von ihm leider nicht beachtete Ahnung ſeines innern Zuſtandes.

Auch war ſein Herz und ſein Betragen in dieſer Zeit ein Räthſel; denn bei aller Gewalt der Liebe für Thorilden, die ſich in ihm entflammte, blieb ſeine Zärtlichkeit für Franzisca unvermindert, und die Ausſicht auf nahes Vaterglück für ihn ein Quell der ſüßeſten, tiefempfundenſten Freuden. Doch eben dieſe Ruhe — die Stille vor dem Sturm — bei ſo erhöhetem Lebensgefühl verbarg ihm den Abgrund, an dem er ſtand. Er konnte ſich das Gefühl nicht verläugnen, daß Thorilde ihm zur Freude ſeines Daſeins unentbehrlich geworden war; aber er ahnete nicht die Furchtbarkeit deſſelben und folgte in der reinen Kindlichkeit ſeines bisherigen Lebens und Empfindens dieſem tieferen Strom eines volleren Lebens als einem Naturgeſetz, das in unabänderlicher, einfacher Nothwendigkeit über ihn walte und mit zu ſeinem Daſein gehöre, wie die Luft, die er ja auch unwillkürlich athme.

Allein, in ihre Nähe zurückgekehrt, behauptete die Gegenwart bald auch über ihn ihr unverlierbares Recht, und ſo allmählig er auch den Frieden ſeiner Seele, die Reinheit ſeines Herzens an dieſe Leidenſchaft verlor, ſo entſchieden war doch die dadurch bewirkte gewaltſame Umſchaffung ſeines Weſens, da er, dem Ehre und Pflicht bis jetzt die nie verletzte Richtſchnur ſeines Betragens geweſen war, jetzt den Sinn für Alles verlor, was zwiſchen ihm und Thorilden trennend ſtand. Unbedingtes Vertrauen zu ihm war aber in den Herzen aller derer, die ihn kannten, ſo feſt gewurzelt, daß Keiner eine Ahnung deſſen hatte, was in ihm vorging, und ſein äußeres Betragen war auch durch ſeine Ehrfurcht für Thorilde ſo gezügelt und er, bei ſeinem böſen

Gewiſſen, ſo ſcheu und blöde gegen ſie, daß es ſo wenig dieſer, als Franziska und der ſonſt ſo ſcharfſichtigen Baronin zum Fingerzeig ſeiner innern Stimmung werden konnte.

Franziska ward ſehr krank; man fürchtete für ihr Leben, und noch mehr für ihr Kind. Neun bange Tage verließ Thorilde das Lager der theuern Frau nur auf Stunden, Theodor kaum auf Minuten. Seine Ausdauer, ſeine Sorge, ſeine Zärtlichkeit war wahrhaft rührend, und machte ihn auch Thorilden doppelt theuer. Endlich genas Franziska eines holden Knaben, und Thorilde flog aus dem Zimmer, Theodorn, den ſeine Seelenangſt nach dem Garten getrieben hatte, wo er der Entſcheidung über Tod und Leben in all der furchtbaren Bangigkeit einer ſo ernſten Lebensſtunde harrte, die frohe Botſchaft zu verkünden. Sie war ihm bisher immer in der heitern Klarheit, dem milden Ernſt eines höhern Weſens erſchienen; aber der Bann dieſes Ernſtes ward in dieſem Augenblick gebrochen, wo er zum erſten Mal das gefühlvolle, liebende Weib in ihr ſah.

In unverkennbarer tiefer Bewegung, die Verklärung der reinſten Freude in jedem Zuge ihres ſeelenvollen Geſichts, flog ſie auf ihn zu, und ihm in der Herzlichkeit ihrer Theilnahme die Hand reichend, und die ſeine drückend, wünſchte ſie ihm Glück, und pries den Herrn des Lebens und des Todes, der ihrer Aller Angſt ſo herrlich gelohnt habe. Ach, wie hätte es ſie geſchmerzt, wie hätte es ſie gegen ſich ſelbſt empört, wäre ihr die Bedeutung von Theodors Bewegung in dieſer Minute klar geworden! Es war, als rufe dieſer Augenblick in ſeiner Seele die Gewalt einer Leidenſchaft in's Leben, der ſeit vielen Monaten ſtill und langſam ihre Stätte in derſelben bereitet war, und die einmal erwacht, nun in ihrer furchtbaren Gewalt, durch keine Kette der Pflicht mehr zu bändigen war. Ihm war im innerſten Herzen, als habe er von jeher nur Thorilde geliebt, und Alles, was außer ihr je ſeine Neigung erweckt habe, ſei ihm nur als verkündigender Schatten ihrer Nähe theuer geworden.

Er hielt ihre Hand in der ſeinen, er ſah ſie in ihren Thränen, und in dem Wiederſchein ihres weichen, innigen Gefühls ſich näher denn je, und als ſein Blick jetzt auf die Hand fiel, die in der ſeinen ruhte, und die er zu ſeinen Lippen emporhob, traf ſein Auge den verhängnißvollen Ring, und eine Stimme in ſeinem Innern rief ihm zu: „Thor, was zagſt du! ſie muß dein werden! der unauflösliche Zauber, der dich an ſie bindet, wird auch ſie zwingen, in ihrem innerſten Sein ſeine Gewalt zu fühlen und anzuerkennen, wie du!“ Stürmiſch drückte er ihre Hand an ſeine Lippen, und eilte mit ihr dem Hauſe zu. Franziska war ohnmächtig geworden, und der Arzt, der jede Gemüthsbewegung, auch die froheſte, in dieſem Augenblick als ſchädlich für ſie fürchtete, verbot ihm den Eingang in ihr Zimmer, das nur Thorilde betrat, um ihm ſeinen Sohn zu bringen. Im Anblick des Kindes ſiegten die frommen und heiligen Regungen der Natur über den frevelnd verſuchenden Gedanken; er war in den Thränen, in dem Entzücken, mit dem er ſein Kind an das Herz drückte, nur Vater.

Der Eintritt der Baronin unterbrach dieſe Feier der frommen Verklärung liebender Menſchheit; ſie trieb den Bruder, die Diener abzufertigen, die den Freunden und Verwandten die frohe Botſchaft verkündigen ſollten, und da man in dem Zimmer der Wöchnerin jedes Geräuſch ſcheuete, ward die

Wiege des Kindes in das Cabinet gebracht, wo Thorilde war, und ſie blieb allein bei ihm. Sie war namenlos bewegt; ihr ganzes Leben ging in düſteren Bildern vor ihr vorüber, und die Freudenloſigkeit, der Mangel einer ſie mit dem All und der Natur innig befreundenden Bedeutung deſſelben ergriff ſie mit leidenſchaftlichem Schmerz. Sie, ſie allein war, unter ſo vielen Tauſenden die Ausgeſtoßene, einſam geblieben; ſie, ſie allein war nie geliebt worden, ſie hatte nie geliebt!

Die Jugend, die allein Anſprüche auf dies Glück gibt, lag hinter ihr, und das volle, heiße, nie befriedigte, nie beglückte Herz war nur jung geblieben, um den Schmerz und die Bitterkeit ihres Looſes in voller Kraft empfinden zu können! Sie war an der Wiege des Kindes auf die Kniee geſunken; das Kind ſah ſie mit ſeinen dunklen Augen ſo fremd und ſeltſam an; ſie glaubte die Nähe der Parzen, die den Faden zum Gewebe ſeines Schickſals in der räthſelhaften Verflechtung alles Menſchendaſeins ſpannen, zu fühlen; ihr war ſchauerlich zu Muthe, ſie weinte bitterlich; es war, als ob ihr eine fremde Gewalt den Schleier entriß, mit dem bis jetzt die Energie ihres Geiſtes, und die Selbſtſtändigkeit ihres Charakters ihr die ſchmerzliche Hoffnungsloſigkeit und die bange Trauer ihres Herzens verhüllt hatten.

Als ſie nach einer Stunde ſtillen gewaltigen Kampfes zu Franzisca gerufen wurde, die ihr Kind zu ſehen verlangte, war ihr, als ſei ſie in eine ihr bisher fremde Welt eingetreten, und zu ihr bisher unbekannt gebliebenen Schmerzen geweiht.

Die Kindtaufe ward von der Baronin glänzend eingerichtet, und im Gewühl der eingeladenen Gäſte, deren Beſuch ſich bei entfernt wohnenden und dazu eingeladenen Verwandten und Bekannten zu Wochen langem Aufenthalte im Schloſſe verlängerte, ward es bald Thorildens ausſchließliches Geſchäft, die Pflege Franzisca's zu beſorgen. Sie verließ das Zimmer der Wöchnerin auch nur ſelten, und da dieſe nicht gern viele Menſchen um ſich ſah, brachten ſie und Theodor die Abende faſt immer einſam bei ihr zu. Franzisca's Weſen und Sein hatte ſeit der Geburt ihres Kindes eine neue, ſich in ihrem Betragen entſchieden ausſprechende Richtung genommen.

Sie hatte als Gattin ſchon immer in matronenartigem Ernſte und alterhafter Kälte neben dem glühenden, im vollen Jugendreize blühenden Manne geſtanden; man mußte es fühlen, daß ihre jetzige Liebe zu ihm nur der Macht der Erinnerung ihr Daſein verdanke, und dieſe Erinnerung war ihr nun in ihrem Kinde lebendiger denn je in dem Gatten erblüht. Ihr ganzes Daſein verſenkte ſich in dem kleinen Julius, und nur wie ein mildes, mondliches Licht lag auf ihrem Verhältniſſe zu Theodor der Wiederſchein der Liebe. Dabei fehlte ihr aber die jugendliche, ſüß tändelnde Anmuth der erſten Mutterliebe, und wenn man ſie und Theodor zuſammen um das Kind beſchäftigt ſah, hätte man dieſen für den Vater, und ſie für die Großmutter des kleinen Julius nehmen können.

Ihres Gatten Betragen gegen ſie hatte bei aller rührenden Zärtlichkeit doch auch den Ausdruck einer beinahe kindlichen Ehrfurcht; er liebte den kleinen Julius ganz unbeſchreiblich, und die ſonſtige raſche Lebendigkeit ſeines Weſens ward zur ſtillen, freundlichen Stätigkeit, ſobald er an die Wiege des Kindes trat, und oft Stunden lang ſeinen Schlaf bewachte, oder es, wenn es wachte, umhertrug. Sein Herz fühlte die ganze Heiligkeit der Weihe, die die Natur durch die Geburt des Kindes ſeiner

Verbindung mit Franzisca gegeben hatte; dieſe war ihm theurer und lieber denn je, und doch konnte er nur mit wallendem Blute, nur mit unbändigen Wünſchen an Thorilde denken. Ehre, Tugend, Pflicht, Alles ſprach vernehmlich, doch umſonſt zu ſeinem Herzen, und er war durchaus machtlos gegen die täglich ſteigende Gewalt dieſer Leidenſchaft.

Jeder Blick, jede Bewegung, jede Minute ihres Beieinanderſeins war Gift für ihn; Stunden lang ſaß er ihr, wenn ſie las, ſprach, ſang, ſtumm gegenüber, und verſenkte ſich mit fieberhaft entflammter Einbildungskraft in verführeriſche Träume, die ſein Ehrgefühl immer mehr vergifteten, ſeine moraliſche Kraftloſigkeit immer entſchiedener machten. Vor ihrer Gegenwart zitternd, und doch ſie unaufhörlich ſuchend, gab es Minuten, wo er ſich ſelbſt vor der Gluth ſeiner Leidenſchaft entſetzte. Sein Leben war ehemals ſo rein und beglückt, ſeine Ehre ſo unverletzt, und nun wurde eine fremde Gewalt, der er ſich unterthänig bekennen mußte, ohne ſie zu begreifen, die Zerſtörerin dieſes ſchuldloſen und beglückten Daſeins! Er hätte Thorilde ſein nennen, und dann ſie und ſich ermorden mögen.

Gewiß wäre ſie aber auch in der Würde ihres

Benehmens, der Hoheit ihrer Geſtalt und ihrer ſtillen Charaktertiefe, ſeiner Leidenſchaft von jeher um Vieles unerreichbarer erſchienen, wenn nicht jener ſchon erwähnte, aus ſeiner früheſten Kindheit tief und feſt in ihm gewurzelte Aberglaube den Wahn in ihm genährt hätte, daß der Beſitz des Ringes ihm Gewalt und Macht über ihr Herz gebe. Er brachte manche Stunde in dem Familienarchive zu, um die geheimnißvolle Bedeutung, die eine Jahrhunderte alte Sage an dieſen Ring band, näher zu erkunden; allein er erforſchte nichts darüber, und nur einzelne Andeutungen ſpielten darauf hin, daß er ein von einem ſeiner Vorfahren in zauberhafter Gewalt geweihter Talisman der Liebe ſei, deſſen Zauber nur Blut zu löſen vermöge, wenn der Wiſſende im furchtbaren Ernſt eines die verborgenen Naturgewalten beſchwörenden Gelübdes, ſich durch ihn den Beſitz der Geliebten zu ſichern wiſſe.

Alle Leidenſchaften ſind abergläubiſch, und ſo heftete ſich Theodors Sinn und Blick immer geſpannter auf den Ring, den Thorilde trug, und bei dem in ihm ſo regen Gefühle ihres Werthes und ihrer Ueberlegenheit ſah er in ihrem herzlichen, reinen Wohlwollen für ihn nur eine Wirkung des

Ringes. „Guter Gott, was könnte ſie denn ſonſt an mir finden und rühmen,“ ſagte er ſich oft ſelbſt, „wenn es der Ring nicht thäte!“ Und ſo ward die rührende Einfalt ſeines Weſens, die um ſeinen eigenen Werth ſo gar nicht wußte, für ihn zum Fallſtrick des Verſuchers.

Eines Abends fiel in Franziſca's Zimmer das Geſpräch zwiſchen Thorilden und dem Arzt auf den innigen Zuſammenhang, in welchem wahrſcheinlich der Menſch am Morgen ſeines Daſeins mit der Natur geſtanden habe; wie nur die Entzweiung mit ihr den Irrthum und die Sünde erzeugt habe, und wie ſich in dem Lichtblick begeiſterter Ahnungen dem lebenden Geſchlechte der Weg zur Verſöhnung mit ihr zu offenbaren beginne.

Der Arzt redete mit der Begeiſterung eines Propheten, und da ſeine Anſichten und Hoffnungen Thorilden keinesweges fremd waren, ſo kam in dieſer Stunde zwiſchen ihm und ihr Vieles aus der innerſten Tiefe der Natur und der Seele mit jener ernſten Feierlichkeit zur Sprache, die jeden denkenden Menſchen ergreift, wenn er ſich dieſen unerforſchlichen Abgründen alles Seins zu nähern wagt. Für Theodor erſchloß dies Geſpräch eine neue

Welt; es waren alſo nicht blos Träume einer frühern Kinderwelt, wenn man dem gewaltigen Geiſte des Menſchen Macht über die geheimen Kräfte der Natur zuſchrieb, und ſein Wille dieſe zwingen konnte, ihm zu gehorchen!

Viele dunkle Wünſche und Regungen ſeiner Seele wurden ihm jetzt blitzhell erleuchtet; er glaubte es zu verſtehen, wie die Natur, alles Geſchaffene vollendend, dem Menſchen allein es überlaſſen habe, ſich ſelbſt zu vollenden, weil er zu ihrem Herrn und Gebieter erkohren ſei, und wie jetzt die Grenze ſeiner Gewalt über ſie nur daher ſo beſchränkt erſcheine, weil wir in der Zerſplitterung unſerer Kräfte und der Verflechtung mit der äußern geräuſchvollen Welt uns nicht zu jener Innerlichkeit zu ſammeln vermögen, in deren Stille ſich die ganze Kraft des Gemüthes, des Geiſtes und des Herzens in Einem Punkte ſammle, den der Wille eiſern feſtzuhalten wiſſen müſſe, bis er von der Natur Antwort auf die vorgelegte Frage erhalten habe.

Den übrigen Theil des Abends blieb er ſinnend, tief in ſich verloren, und Thorilde, die wie gewöhnlich, bei Tiſche neben ihm ſaß, bemerkte, daß er ohne zu eſſen, ungewöhnlich viel und ſchnell trank. Auch ſie war im Nachſinnen des ernſt geführten Geſprächs zur Unterhaltung nicht geſtimmt, und ſpielte gedankenvoll und träumend mit dem Ringe, den ſie wechſelsweiſe vom Finger abzog, und ihn wieder anſteckte. Endlich aber entglitt ihr dieſer, und fiel mit ganz beſonders hellem Klange auf den vor ihr ſtehenden Teller. Theodor fuhr vor dieſem Klange verſtört in die Höhe, und griff mit funkelndem Blick blitzſchnell nach dem Ringe. Theodor ſtreckte die Hand darnach aus; aber die Heftigkeit, mit der er, die Rückgabe verweigernd, ihr dumpf zuflüſterte: „Morgen, morgen, heute bleibt er mein, und ſollte es mich meine Seligkeit koſten!" fiel unheimlich in ihren Sinn; ſie erſchrak davor, und glaubte ihn berauſcht.

Vor einem ſolchen Zuſtande hatte ſie aber einen um ſo größern Abſcheu, da ſie in der fein und zierlich geregelten Sittigkeit ihrer Lebensverhältniſſe ihn nur höchſt ſelten, und dann auch nur an Menſchen der niedrigſten Volksclaſſen zu bemerken Gelegenheit gehabt hatte. In ſich zurückgeſchreckt, wandte ſie ſich alſo auch jetzt von Theodor ab, und mied bange jedes fernere Geſpräch mit ihm, ſo wie er dagegen in immer ſichtlicher werdender Spannung den Aufbruch vom Tiſche beſchleunigte.

Als aber Thorilde ſpäter um einiger häuslicher Anordnungen willen durch das von dem Eßſaale entfernte Gartenzimmer ging, traf ſie auf ihn, der im Begriff, in den Garten zu treten, ſich nach dem Schimmer des Lichtes, das ſie trug, umwandte, und ſie erkennend und ſchnell auf ſie zueilend, in höchſt gewaltſamer Bewegung vor ihr niederſank, und ſein Geſicht in ihr Gewand barg. Thorilde ſah hierin nur eine Folge des Zuſtandes, in den ſie ihn zu ſein vorausſetzte, und fand, wenn gleich voll zürnenden Unmuthes darüber, doch auch in ihm Entſchuldigung für den Freund, den ſie mit ſanften, freundlichen Worten aufzurichten ſuchte, ihn ermahnend, nach ſeinem Zimmer zu gehen, wohin ſie ſeinen Diener beordern werde, ihm zu folgen.

„Nein,“ ſagte er aufſpringend, und das dunkle Feuerauge mit dem vollen Ausdruck ſeiner unendlichen Leidenſchaft auf ſie heftend, „ich bin nicht trunken; das Feuer, das mich verzehrt, iſt hier,“ fuhr er fort, die Hand auf ſein Herz legend: „hier lodert eine Leidenſchaft für Dich, die in ihrer Qual alles Bewußtſein, alle Beſonnenheit in mir vernich tet, und von der ich es mit Grauen und unnennbarem Entzücken weiß, daß ſie mich verderben wird, und Dich auch, Thorilde!“ — „O mein Gott,“ rief dieſe ſchmerzlich aus, das Auge gen Himmel ſchlagend, „womit habe ich dies verſchuldet!“ und, mehr tödtlich erſchreckt, als zornig, wandte ſie ſich von ihm ab; aber er riß ſie gewaltſam an ſein Herz unter heißen Küſſen, und noch heißern Thränen, und nur mit höchſter Anſtrengung vermochte ſie ſich loszureißen.

Vor dem dreiſten Frevel ſeines Betragens ſelber verblödend, wagte er es auch nicht, ſie länger zu halten, als ſie floh, und eilte, glühend wie er war, in den Garten hinaus. Es war eine ſternenvolle, hell funkelnde Septembernacht. Aus den zitternden Strahlen jener fernen Himmelskörper, deren ſtilles Wandeln der Menſch ſo gern ahnungsvoll und geheimnißreich in Beziehung mit ſeinem kleinen Leben träumt; in dem Geflüſter der vom Nachtwind bewegten Blätter, in dem Murmeln der unterirdiſchen Quellen dünkte es ihn, als ſprächen Geiſter zu ihm in dieſer Mitternacht, und ihm werde eine Forderung an ſie frei gegeben.

Er war in der Empörung der heftigſten Leidenſchaft; ihm war, als halte er Thorilde noch in ſeinen Armen, als fühle er noch das ängſtliche Schlagen ihres Herzens an ſeiner Bruſt, und ſein Leben, ja ſeine Seligkeit ſelbſt ſchien ihm kein zu hoher Preis mehr für ihren Beſitz. Mit einer nie in ſich empfundenen Kraft, von der er zu fühlen glaubte, welche Gewalten ihr unterthan ſeien, beſchwor er in ſtrafbarem Wahnſinn alle Geiſter des Himmels, und wenn dieſe nicht helfen wollten, die Geiſter des Abgrunds, ihm Thorilde zu eigen zu ſchaffen. Hoch gegen den dunklen Nachthimmel hielt er den Ring empor, und bot ſeine Seele und ſeine Seligkeit den unterirdiſchen Mächten als Kaufpreis für ihren Beſitz.

Plötzlich ſauſete der Nachtwind mächtig durch die Zweige der ſtarken Ulme, unter der er ſtand; die finſtern Nachtvögel, die ihr Laub barg, ſchwirrten aufgeſchreckt an ihm vorüber, und er grüßte ihren grauſigen Flug, ihr finſteres Geſchrei als Bürgen ihm gewordener Erfüllung. Von dieſem Augenblick an glaubte er Thorilde als ſein theuer erkauftes Eigenthum anſehen zu können, das keine Erdenmacht, kein Erdengeſetz mehr berechtigt ſei, ihm ſtreitig machen zu dürfen.

Auch für Therilde war dieſe Nacht bange und voll ſchwer ernſter Bedeutung. Ihr bisheriges Betragen gegen Theodor war eine Blüthe des reinſten und uneigennützigſten Wohlwollens geweſen, und ihr Bewußtſein vor Gott und ſich ſelbſt frei von dem leichteſten Schatten der Gefallſucht. Sie hatte ihn nie anders, als wie den Gatten ihrer Freundin betrachtet; kein Gedanke, ihm in ſich das liebenswürdige Weib zeigen zu wollen, war in ihre Seele gekommen; ſie war, im heiligſten Sinne des Wortes, ſtets wahr gegen ihn geweſen, und zum Dank für ihr ſo reines Wohlwollen, ihr reines Anerkennen ſeines Werthes, bereitete er ihr nun das Herbſte, was ein edles Herz verletzen kann.

Wie ein Flor ſank es vor ihren Augen nieder; ſie fühlte das Daſein und die Gewalt ſeiner Leidenſchaft für ſie in ihrer vollen Wahrheit, und das Gefühl, die Klippe ſeines Glückes und ſeiner frühen, ſo herrlich in jeder Prüfung bewährt gefundenen Treue geworden zu ſein, warf ſie trotz ihrer Schuldloſigkeit nieder. Und ach! bis zu dieſem Abend ſo ſchuldlos, hörte ſie doch vielleicht an ihm auf, es zu ſein! oder konnte ſie es ſich verhehlen, daß das Gefühl, ſo geliebt zu ſein, für ſie ein neues Daſein heraufführte? Konnte ſie ſich die Gewalt verhehlen, die ſich die Erinnerung dieſes Abends für immer über ſie gewonnen hatte?

Welche Sicherheit fand ſie in ſich, wenn ihre Neigung auf die Seite der Verſuchung trat, wenn ſie nicht blos gegen ihn, auch gegen ſich ſelbſt zu kämpfen hatte? Die Kraft des Widerſtandes gegen ihr Schickſal reichte in ihrer Seele nur bis zu dem Punkte des Bewußtſeins, vom Schickſal zur Veranlaſſung eines moraliſchen Frevels erkoren zu ſein. Daran welkt aber unfehlbar jede ſchöne Blüthe eines rein menſchlichen Daſeins, und auch Thorildens eigenſtes Weſen war mit dem Selbſtgefühle ihrer Schuldloſigkeit geknickt, und ſie ſich durch Theodors Geſtändniß gewiſſermaßen ſelbſt entfremdet.

Scheu und verlegen trat ſie am andern Morgen in das Frühſtückszimmer, und vermochte es nicht, ihr Auge gegen Theodor zu heben, ſo ſehr ſie ſich auch ſelbſt wegen dieſer Feigheit, dem Beleidiger gegenüber, zürnte. Doch nur auf Minuten konnte ſie ſo betäubt werden; bald gewann ſie die ganze Würde ihrer Haltung, und den Schein der Unbefangenheit wieder. Theodor wagte es nicht, ſich ihr zu nähern, nur ſeine Gedanken waren ihr gegenüber kühn, ſein Betragen ſchüchtern und rührend furchtſam. Erſt am Abend dieſes Tages, als ſie neben Franzisca ſaß, vermochte er es, ihr den Ring zurückzugeben. Franzisca's Gegenwart vermehrte die Schwierigkeit für Thorilde, mit ihm zu reden, was ſie nun nicht länger vermeiden konnte; allein eben dieſe Gegenwart half ihr auch dieſe Schwierigkeit überwinden.

Sie glaubte noch immer, er ſei berauſcht geweſen, und nährte die tröſtende Hoffnung, mit dem Rauſche werde auch die Erinnerung des Auftrittes zwiſchen ihnen bei ihm verflogen ſein, und ſein Betragen es ihr erlauben, dieſen zu vergeſſen; allein dieſe Hoffnung täuſchte ſie. Er wagte es freilich in den erſten Tagen kaum mit ihr zu reden, und erröthete beſchämt, wenn er ihrem ernſten klaren Blick begegnete; doch die Leidenſchaft, die in ihm loderte, ſprach ſich in unverkennbarer Wahrheit aus, und er ward von Tag zu Tag entſchloſſener, ſie Thorilden bei jedem Anlaſſe zu zeigen. Das Geheimniß und der Zwang ihrer Verhältniſſe reizten ihn zur verderblichſten Spannung auf, und Thorilde litt dabei unendlich. Sie wich ſtrenge jeder Unterhaltung, jedem Zuſammentreffen mit ihm aus; ſie trat, in ſo fern dieſes geſchehen konnte, ohne die Aufmerkſamkeit der ſie umgebenden Menſchen darauf hinzulenken, in die kälteſte Entfremdung gegen ihn zurück; aber ſein Zuſtand wurde dadurch ſo gewaltſam, er litt ſo unbeſchreiblich, daß ſie die Verblendung der Hausgenoſſen bei dieſen Auftritten nicht zu begreifen vermochte, und zitternd immer von der nächſten Stunde eine Entdeckung fürchtete, die nur ein ganz unbegreifliches Glück in der vorhergehenden verhindert hatte.

Thorilde war welterfahren genug, um es zu wiſſen, wie, wenn dieſe Liebe je zur Kenntniß der Welt gelangte, alle Stimmen ſich vereinigen würden, ſie und nur ſie zu tadeln, und bei der Ueberlegenheit ihrer Bildung und ihren abhängigen Verhältniſſen in Theodor nur das Opfer ihrer Verführung zu ſehen, da die Menge nie daran glaubt, daß eine Frau die Einfalt ihres Herzens zu bewahren vermag, wenn ihr Verſtand gebildet iſt. Ueberdieß war ſie zwei Jahre älter als Theodor, und das Dunkel, in dem für ihre jetzigen Bekannten alle ihre vorigen Lebensverhältniſſe gehüllt waren, mußte ſie dann um ſo mehr den willkürlichen Auslegungen hämiſcher Schadenfreude preis geben.

Gleichgültig konnte ſie gegen dieſe Folgen und Anſichten nicht ſein; aber weit tiefer noch und ſchmerzlicher fühlte ſie ihr Herz durch ihre Theilnahme an Theodor verletzt, da ſie, die ja von jeher mehr für fremdes Glück, und ſchöner in dieſem als in ihrem eigenen gelebt hatte, es nun erleben mußte, die Ruhe des Mannes, den ſie ſo rein achtete, dem ſie ſo treu wohlwollte, zu vergiften, und die einfach ſchönen Lebensverhältniſſe deſſelben in ihren Elementen, Treue und Wahrheit, durch ſeine unſelige Leidenſchaft für ſie untergraben zu ſehen. Ihr ſeit einiger Zeit bis zur Schwärmerei weich gewordenes Gefühl beſchäftigte ſich unaufhörlich mit den Mitteln, ſein Glück und ſeinen Frieden neu zu gründen. Still gerührt empfand es ihr Herz, daß ſeine Liebe ſie zur Herrin ſeines Schickſals mache, und dieſe Verdoppelung ihres Daſeins gab ihr in all ihrem Schmerze, ihrem Unmuthe, ihrer Furcht doch ein erhöhetes Lebensgefühl, deſſen Reiz ſie ſich nicht zu verläugnen vermochte.

Zum erſten Mal fühlte ſie ſich geliebt, heiß und glühend, wahrhaft geliebt, und dies Gefühl war der gefährlichſte Zauber, von dem ein Herz, wie das ihrige, umfangen werden kann; doch je ſchwerer ihr Kampf und je tiefer ihr Schmerz wurde, deſto ernſter und ſtrenger ward ſie in ihrem äußern Betragen gegen Theodor. Dieſen verließ bei ihrer finſtern, ruhigen Kälte gegen ihn vollends alle Kraft ſich zu zwingen, und aller Haltung mehr und mehr beraubt, vermochte er keine Schranke mehr zu ehren, und doch hatte ſein Leben, bei aller dieſer bittern Qual, jetzt mitunter ſo volle und reiche Minuten, daß der Tod und ein ruhigerer Zuſtand ihm gleichbedeutende Bilder zu ſein ſchienen. Es ahnete ihm, Thorildens Kälte ſei nur Zwang, und er fühlte es ſo ſicher, dieſe werde und müſſe in ſeinen Armen, und an ſeinem Herzen ſchwinden, wenn er ſie nur einmal allein und ungeſtört ſehe, daß er nichts mehr ſcheuen zu dürfen glaubte, um ſich eine einſame Zuſammenkunft mit ihr zu verſchaffen.

Thorilde blieb, wenn ſie am Abend ihre Jungfer weggeſandt hatte, gewöhnlich noch eine Stunde wach, die ſie zum Leſen oder Schreiben anwandte; er wußte das, und erlauſchte ſich den günſtigen Augenblick, wo er eines Abends unbemerkt in ihr Zimmer treten konnte. Sie ſaß, tief und wehmüthig in ſich ſelbſt verloren, und erblickte ihn erſt, als er ſchon zu ihren Füßen lag. Vergeblich gebot ſie ihm

Entfernung; vergeblich bot ſie den ganzen Stolz ihrer Würde auf; er hatte an dieſe Unterredung die Hoffnung ſeines Lebens geſetzt, und das Wagniß ſeines Eintritts zu ſolcher Stunde war auch ſo kühn und frevelnd, daß er nichts mehr zu fürchten vermochte.

Mit der glühendſten Beredtſamkeit der Leidenſchaft floſſen Geſtändniß und Betheurungen von ſeinen Lippen; er hatte ihre Hände gefaßt, er drückte ſie mit heißen Küſſen an ſein unbändig klopfendes Herz. „Unſinniger!“ rief ſie ſich zürnend von ihm wendend, „wie könnten Sie, wenn Sie mich wahrhaft liebten, ſich eine ſo ſtrafbare Hoffnung auf meine Schwäche erlauben? wie wähnen, daß ich Sie und mich je der Schmach der Ehrloſigkeit preis zu geben, mich entſchließen könnte! und Franziſca, ihre Gattin, die Mutter Ihres Kindes — Theodor! trifft dieſer Name und das Bild der edlen Frau Sie denn nicht im brennendſten Schamerröthen einer durchaus unverzeihlichen Verirrung?“

„Nein,“ ſagte er, „für mich gibt es kein Geſetz mehr, als meine Liebe, und im Himmel und auf Erden keinen Richterſtuhl, als den Ihrigen. Ich weiß es, daß ſie mich über die Grenze aller Moral und aller Sitte geriſſen hat; aber iſt es meine

Schuld, daß ich mit der leidenſchaftlichſten Anbetung bis zum Wahnſinn liebe? und kann man denn auch anders lieben? verdient ein Gefühl, dem der Wille Maß und Ziel zu geben vermag, noch den Namen Liebe? wie darf denn irgend ein Geſetz ſich über eine Leidenſchaft erſtrecken, die außer der Macht jedes Geſetzes liegt? Gewiß, Thorilde, Du fühlſt es wie ich, daß es meine Beſtimmung iſt, Dich zu lieben, und wenn es ſein muß, freudig an dieſer Liebe unterzugehen, auch kannſt Du mich nicht haſſen. Der gleiche Zauber verkettet unſer Herz und unſer Leben unauflöslich, und unerſchütterlich iſt in mir die Ahnung, Deinem Leben denſelben Himmelsglanz geben zu können, mit dem Du das meine zu ſchmücken die Macht haſt. Sage mir, o ſage mir, biſt Du denn ſchon glücklich geweſen? und iſt in Dir keine Ahnung, daß Du es in meinen Armen und an meinem Herzen zu werden vermagſt?“

Ach wohl war ſie in ihr erwacht dieſe Ahnung namenloſer Seligkeit! Sie liebte ihn, ſie liebte ihn unbeſchreiblich, und empfand die ganze grauſe Bitterkeit, die die Möglichkeit des Glückes für ein Herz hat, das von der Kette der Pflicht umwunden, nicht frei ſchlagen darf! Unwillkürlich fortgeriſſen, war ſie im Begriff, ſeine Hände an ihr Herz zu drücken, und ihm ihre Liebe und ihren Schmerz zu verrathen; doch ihr Gefühl löſete ſich in Thränen auf, und als er von dieſem Anblick unbeſchreiblich erſchüttert, ſanft flehend zu ihren Füßen ſank, gebot ſie ihm, in ernſter Faſſung ſchnell wieder geſammelt, ſo dringend ſie zu verlaſſen, und führte ihm die Folgen einer Entdeckung dieſer Zuſammenkunft, als Urſache ihrer Thränen, ſo ängſtigend vor's Auge, daß er ſie folgſam verließ, beglückt, ſie geſehen, und vor ihr ſein Herz enthüllt zu haben.

Thorilde blieb nicht unentſchloſſen über das, was ihr zu thun obliege; aber in ihr erwachte eine finſtere Bitterkeit gegen die Tugend, die ihr ein Opfer abforderte, von dem ſie fühlte, daß ſie es ihr nie zu lohnen, und zu vergelten vermögen werde. Sie ging alle Auftritte ihres Lebens durch, und fand in allen die Lenkung eines feindlichen Geſchickes, und ſtatt ſich an der moraliſchen Freiheit ihres Vorſatzes, Theodor von ſich zu entfernen, zu erheben und zu kräftigen, vollzog ſie das ihr durch die Pflicht verkündete Gebot murrend, wie den Befehl eines deſpotiſchen, innerlich gehaßten Gebieters.

Sie glaubte eine ſolche Störung in ihrem Leben, einen ſolchen Zwieſpalt der Neigung und des Geſetzes durch nichts verſchuldet zu haben, und daß ſie alſo nicht davor bewahrt worden war, verleidete ihr ihre bisherige Liebe zur Tugend. Sie hatte dieſer bis jetzt treu gehuldigt, und war nie glücklich geweſen; Theodors Liebe allein vermochte in der Dauer einer Minute die Fülle einer Ewigkeit von Glück zu legen, und welch ein geringer Kaufpreis ſchien ihr ihr ganzes freudenloſes, ohne Liebe verkümmertes Daſein, für eine oder zwei ſolcher Minuten, hätte ſie es über ſich gewinnen können, ſich ohne Vor- oder Rückblick der Gewalt ihres ſüßen Zaubers ungeſtört hinzugeben! Das Alles empfand ſie tief und ſtark; ihr Herz wurde dadurch erſchüttert, ihre Seele ſchwankend; allein keinen Augenblick irre an dem, was ihr zu thun obliege, ſchrieb ſie noch in dieſer Nacht folgende Zeilen an Theodor:

> „Jetzt beim ſtillen Nachſinnen der Auftritte dieſes Abends muß ich Sie, mich und das Schickſal bitter und empört fragen, wodurch ich es verſchuldet habe, daß Sie, gerade Sie ſo ſtörend in mein Leben treten? Von keinem Manne in der Welt hätte mich ein ſolches

Betragen mehr befremden und unangenehmer treffen können, als von Ihnen, der mich erröthen gelehrt hat, daß ich ihn meiner Achtung und meiner Freundſchaft werth halten konnte.“

„Bei meinem Alter und bei meiner Erfahrung bin ich weit entfernt, an die Wahrheit Ihrer vorgegebenen Liebe für mich zu glauben; ſie iſt der unwürdige Irrthum einer verächtlichen Wallung, und den Mann, der ſich in der Hingabe an einen ſolchen Eindruck nicht durch Kraft und Charakter zu zügeln vermag, kann ich entſchieden nur verachten.“

„Nicht Sie, aber den Gatten einer von mir innig geliebten und verehrten Frau möchte ich zum letzten Mal daran erinnern, daß er Gatte, daß er Vater iſt, damit die Verletzung der Heiligkeit dieſer frommen Bande ihn ſtrafend an das mahne, was er fremdem Glücke und eigenem Werthe ſchuldig iſt. Der Leichtſinn der meiſten Männer unſerer Zeit in dieſer Hinſicht iſt mir nicht unbekannt; aber Sie, Theodor, Sie, der ſonſt ſo gute und treffliche Menſch, der glückliche Gatte einer edlen, Sie innig liebenden Frau, Sie dürfen die frevelnde

Anſicht der Mehrzahl Ihres Geſchlechts nicht haben. Oder glauben Sie etwa, daß der Menſch mit dem mächtigſten Feinde in ſeinem Buſen bedeutungslos zu ſpielen wagen darf? Trauen Sie ſich etwa die Kraft zu, ein Gebot der Ehre und der Pflicht verletzen und dann noch beſtimmen zu können, bis zu welchem Punkte Sie ein ſolches Betragen auf dem Wege der moraliſchen Verwilderung führen ſoll?" —

„Von der kränkenden Beleidigung, die für mich in Ihrem Betragen liegt, ſchweige ich. Ich glaube an Ihre Achtung, weil ich mich derſelben werth fühle und will Sie alſo nur fragen, ob Sie dieſe Achtung je ſo weit vergeſſen haben, es ſich als möglich zu denken, ich könne es ertragen, Franziska's Herz durch meine Schuld von der Verzweiflung an Liebe, Treue und Ehre gebrochen zu ſehen?" —

„Fühlen Sie es, wie ſehr Sie gegen mich gefehlt haben, ſo erſparen Sie es mir, Sie verachten zu müſſen — eine Nothwendigkeit, vor der mich nichts zu ſchützen vermag, wenn mich je wieder ein Blick, ein Wort von Ihnen an dieſe tolle, unſinnige Leidenſchaft erinnert.“

„Verbrennen Sie dieſen Brief gleich und reden Sie nie mit mir darüber. Sie ſind noch ſehr jung, Theodor, und es iſt daher möglich, daß noch einmal eine Zeit kommt, wo Sie mich für die bittere Empfindung, mit der ich dieſen Brief ſchreibe, entſchädigen, indem Sie mir durch Ihren Werth das Recht zurückgeben, Sie als Freund zu achten und zu lieben.“

Thorilde.

Sie kannte ihn zu genau, um nicht zu wiſſen, welche Wirkung dieſer Brief auf ihn machen mußte; aber ſie durfte es nicht ſcheuen, ihm wehe zu thun, wo es darauf ankam, ſich gegen ihn eine ſichere Schutzwehr zu geben. Die ganze Nacht ruhte dies Blatt auf ihrem Herzen, und nie hatte dies Herz bewegter geklopft, als in dieſen ſchlafloſen Stunden; doch ungeändert legte ſie es am andern Morgen in ſeine Hand, als ſie in dem Frühſtückszimmer zuſammentrafen. Er ahnete den Inhalt deſſelben nicht, denn ſein Blick und ſein freudiges Erröthen verriethen ihr, daß er in dem Empfange des Blattes eine Gunſtbezeigung ſah, und ihre Haltung war ſo befangen, ihr Auge ſo trübe, ihre Hand ſo zitternd, als ſie es ihm reichte, daß es ihn in dieſem ſüßen Wahne beſtätigte. Selbſt in dem Scheine des heimlichen Einverſtändniſſes, mit dem ſie ihm vor ſo vielen Zeugen das Blatt in die Hand drückte, war ein Zauber für ihn.

Er ſetzte ſich ſo, daß er ſie im Spiegel ſehen konnte und ſeine Augen leuchteten ihr daraus, als ſie aufblickte, mit ſo herzgewinnender Liebe entgegen, daß ſie tief bewegt nur mit höchſter Anſtrengung ihre Thränen zurück zu halten vermochte und unter dem Verwande eines Kopfwehes ſich auf ihr Zimmer zurückzog. Hier blieb ſie den Morgen mit Anfertigung einiger Rechnungen, die ihr die Baronin aufgetragen hatte, einſam beſchäftigt, und als man ſie zu Tiſche rief, goß es ſich wie eine Todesbotſchaft erkältend durch ihre Adern. Gleich nach ihrem Eintritt in das Eßzimmer, wo ſchon der größte Theil der Geſellſchaft verſammelt war, erſchien auch Theodor. Er war, ganz gegen ſeine Gewohnheit, noch im Morgenoberrock, ſein Haar ungeordnet und die Bläſſe ſeines Geſichts verrieth nur zu deutlich die

Schmerzlichkeit und die Gewalt der Erſchütterung, die er erfahren hatte.

Thorilde war, nach der einmal feſtgeſetzten Tiſchordnung, ſeine Nachbarin; allein er vermied es, ſie anzuſehen oder mit ihr zu reden, wenn er gleich mit ſichtlicher Anſtrengung an dem Geſpräche der andern Anweſenden Theil zu nehmen und daſſelbe ununterbrochen im Gange zu erhalten ſuchte. Gleich nach Tiſche ließ er ſich, ohne den Kaffee abzuwarten, das Pferd bringen und ſprengte im wilden Galop vom Hofe. Thorilde litt; aber ſie flüchtete ihr armes Herz zu der Wiege ſeines Kindes — das durfte ſie ja lieben! — und zu Franziſca. Dieſe war in liebevoller Vertraulichkeit gerade ungewöhnlich mittheilend und zeigte der Armen ſo innige Liebe, daß ſie ſich dadurch erquickt fühlte.

So blieb es viele Tage und Wochen lang. Theodor war viel abweſend, und wenn er es gleich nicht vermeiden konnte, mit ihr zuſammen zu ſein, ſo hielt er ſich feindlich geſchieden von ihr in kalter Entfernung. Seine innere Stimmung war höchſt gewaltſam. Er liebte ſie glühender denn je und der zerſtörende Kampf ſeines Pflicht- und Ehrgefühls mit dieſer Leidenſchaft erneuerte ſich täglich in ſeinem Herzen. Seine Qual war unnennbar, und doch dünkte ihn, er würde ſie freudig dulden, wenn er nur allein mit ſeinen Pflichten und nicht auch mit ihrer Gleichgültigkeit zu kämpfen habe.

Könne er nur in der Tiefe ſeines Schmerzes zu ihr hinblicken und ihn ihr klagen, ſo wolle er, ſei er dann übrigens auch noch ſo hoffnungslos unglücklich, doch den Heiligen ihre Wonne nicht beneiden und nie vermochte er, ſich die Erlöſchung dieſer Liebe als Geneſung zu denken; — aber ſie, ſie allein hatte ihn unheilbar verletzt; ſie verachtete ihn; er glaubte ſich von ihr als einen unmündigen Knaben mit ſeiner Leidenſchaft zur Ruhe verwieſen, und das brannte wie Gift und Tod in ihm und brachte eine Bitterkeit hervor, die ſich durch dieſe kalte, feindliche Entfremdung von ihr äußerte. Thorilde fühlte durch ſein Betragen ihr Herz tief gekränkt; allein weit entfernt, ihm dies zu verrathen, ſchien ſie ſeiner durchaus nicht zu achten, und ſo wenig ſeine Anweſenheit als ſeine Abweſenheit zu bemerken.

Er fühlte das verdient zu haben; er fühlte, ſie dürfe ſich beleidigt fühlen und habe ein Recht, ihm das zu zeigen; aber ſein Herz ſagte ihm auch, es ſei unbillig von ihr, eine ſo unwillkürliche, ſich ſelbſt ſo hart beſtrafende Verirrung, wie die ſeine, ſo ſtrenge zu rügen, und durch dieſen Zwieſpalt ſeiner Empfindung und ſeines Urtheils erhielt der Zwang, den er ſich gegen ſie auflegte, etwas Herbes, das Thorilde um ſo bitterer empfand, da ſie Rechte auf die Dankbarkeit eines Mannes zu haben glaubte, deſſen Leidenſchaft ſie nur um ſeines Friedens willen ſo ſtrenge zurückgewieſen hatte. Die Rückſicht auf ihn hatte ſie ja vorzüglich in ihrem Betragen geleitet, und wenn ſie dabei Rückſicht auf ſich ſelbſt genommen hatte, ſo war auch das nur geſchehen, um ihn vor Reue und Unrecht zu ſchützen und den Traum einer Seligkeit von ſich zu bannen, deſſen verführeriſche Bilder ſie nur zu lebhaft umſchwebt hatten.

In der Peinlichkeit eines ſolchen täglichen Beiſammenſeins konnte es Thorilden nur angenehm ſein, als ſie von Franzisca erfuhr, Theodor dringe auf ihre Abreiſe und ſuche ſie zu einer Reiſe in die Schweiz zu bereden, da ſie früher zuweilen den Wunſch geäußert habe, dies Land zu ſehen. Sie beredete Franzisca zur Annahme dieſes Plans, von dem ſie für Theodor und auch für ſich ſelbſt Vieles hoffte, da, wie ſie fühlte, nur in der Wiederkehr ſeiner Ruhe für ſie die Hoffnung eines friedlichen, ungeſtörten Daſeins ſich begründen konnte. Aber mußte ſie daher nun gleich ſeine Entfernung wünſchen, ſo litt doch ihr Herz nicht weniger als das ſeinige bei dem Gedanken einer Trennung, deren Schmerzlichkeit ihnen keine Theilnahme, kein Vertrauen zu einander erleichterte.

Alle Anſtalten zu dieſer Reiſe wurden getroffen und von Theodor mit ſtürmiſcher Eile betrieben. Er ſelbſt wollte ſeiner Frau, da ſich dieſe durchaus nicht von dem Kinde trennen wollte, jede Tagereiſe um einige Stunden vorauseilen, um für die Bequemlichkeit des Quartiers zu ſorgen und deßhalb am Tage ihrer Abreiſe ſchon um zwei Uhr des Morgens aufbrechen. Thorilde ſchien ſehr gefaßt und ſprach am Abende vor derſelben viel und dem Anſcheine nach heiter; ſie redete ihn ſogar nach vielen Wochen zum erſten Mal wieder an, und das Geſpräch auf das ſchöne Land lenkend, das er nun bald ſehen werde, gelang es ihrer Unbefangenheit, ihn in dieſe Unterhaltung zu ziehen.

Es that ihr weh und wohl, die bittere Kälte, in der ſie gegen einander erſtarrt waren, zum Abſchiede wieder in milde Freundlichkeit aufzulöſen; aber die tiefverborgene, gewaltige Erſchütterung ihrer Herzen offenbarte ſich ihr in dem Erbeben, mit dem ſie und er, wie vom Blitz getroffen, mitten in dieſer Unterhaltung verſtummten, als ſich ihre Blicke begegneten, und Thorilde fühlte, wie gefährlich ein ſolcher Verſuch der Rückkehr zu zwangloſeren Verhältniſſen früher geworden ſein würde. Theodor bot, wie neu belebt, bei Tiſche Alles auf, die Unterhaltung zu verlängern, doch endlich mußte man aufbrechen.

Leiſe bebend ſagte Thorilde der Baronin und Franziska gute Nacht, und als ſie ſich von ihnen abwandte, ſich zu Theodor zu wenden, ſtand er wie feſtgezaubert vor ihr, und vor dem Blicke, auf den ihr Auge traf, ſchwand alle ihre mühſam erkünſtelte Faſſung. „Leben Sie wohl,“ ſagte ſie, ſich vor ihm neigend; er wurde immer bleicher und, von ihrem Mitleid mit ihm und mit ſich ſelbſt bezwungen reichte ſie ihm, keines Wortes mächtig, die Hand. Er drückte ſie heftig, ſein Auge wurde naß, ſein Herz klopfte unter der leichten Weſte ſichtlich; aber ſein Beſtreben, ihr einige Worte ſagen zu wollen, blieb ohne Erfolg; er war zu tief erſchüttert und konnte ihre Hand nur ſchweigend an ſeine Lippen drücken. Sie fühlte, wie ſie geliebt wurde und, mit dem ſeligen Weh dieſer Ueberzeugung im Herzen, eilte ſie auf ihr Zimmer und ließ hier den ſo mühſam verhaltenen Thränen freien Lauf.

Sie war ſich keines Gedankens, keiner beſtimmten Empfindung bewußt, ſondern nur des tiefen Schmerzes, mit dem ſie immer bitterlicher und bitterlicher weinte, nur der namenloſen Traurigkeit, die ſich ihres ganzen Weſens mehr und mehr bemächtigte. Sie beweinte nicht blos Theodors Schickſal, ſie bemitleidete nicht blos ſich ſelbſt; es war in ihren Thränen ein Schmerz, der dem Loos der Liebe und der Jugend, der Gebrechlichkeit des menſchlichen Herzens, der Unzuverläſſigkeit der Treue, der Ohnmacht unſers Willens, ohne alle perſönliche Rückſicht auf ihr eigenes Schickſal, galt.

Ach! der Menſch wähne doch nie, das Herbſte erlitten, das Schwerſte beſiegt zu haben! Faſt immer ſind unſre ſchmerzlichen Erfahrungen nur Vorbereitungen auf noch ſchmerzlichere, faſt immer folgt auf tiefen Gram noch tieferer. Es iſt, als ob die erſten Unglücksfälle, die uns treffen, nur dazu beſtimmt ſind, unſer Herz für den Schmerz zu erweichen, damit wir die Härte der nachfolgenden deſto tiefer ganz durchzuempfinden vermögen. In der Jugend iſt das Unglück immer poetiſch; den Ernſt, den furchtbaren Ernſt der Hoffnungsloſigkeit und der Verzweiflung lernt man erſt in einer ſpätern Lebenszeit kennen, wo der Charakter die Kraft erhalten hat, ſich in der Einheit Eines Gefühls zu ſammeln.

Nach Franzisca's Abreiſe ſah ſich Thorilde allein auf den Umgang mit der Baronin beſchränkt und dadurch gezwungen, jedes Bedürfniß der Mittheilung in ſich zu unterdrücken. Wie traurig war jetzt dieſe Einſamkeit! welch ödes Schweigen um ſie her und wie langſam verfloſſen dieſe Tage, von denen keiner ihr Troſt oder Freude zu bringen vermochte. Eine unbezwingliche Schwermuth laſtete auf ihr und machte es ihr unmöglich, in ihrem Geiſte die Hülfsmittel dagegen zu finden, die ihr ihr äußeres Leben verſagte.

Man muß *ruhig* ſein, um ſich durch Ideen angezogen und beſchäftigt fühlen zu können; jedes tiefere Gefühl des Herzens iſt träumend und ſinnend, und auch die Phantaſie, dieſe nie genug zu preiſende Himmelstochter, iſt doch auch nur die Freundin des Glücklichen, dem der Kummer mit ſeinem trüben

Schleier ihre Zauberbilder nicht verhüllt. Thorilde durfte es ſich ſelbſt ja nicht geſtehen, daß die Trennung von ihm ſie ſo ſchmerze; ſie durfte ja ſelbſt nicht darum wiſſen, was ſie ſo hoffnungslos betrübe; aber ſie empfand es, wie dieſer geheime Schmerz ihre Seele lähmte und ermattete.

Alles, was ſich auf ihn in ihren bisherigen Verhältniſſen bezogen hatte, war nun plötzlich verſchwunden und ſie konnte es ſich nicht verhehlen, wie arm und dürftig ihr Leben durch dieſen Wechſel geworden war. Die gewaltſame Spannung, in der ſeine Gegenwart ſie gehalten hatte, mußte nun nachlaſſen; mit ihr verſchwand das innere reiche Lebensgefühl, das ihr und ihm Vergütung für ſo manche Qual geworden war, und ihr ganzes Daſein war nun todte Oede.

Es iſt eine ganz unbeſchreibliche Pein, ſich in ſolcher Stimmung von Jemand abhängig zu fühlen, den man ſo wenig zu lieben als zu achten vermag, und dem man, wenn unſer Herz vor Gram und Kummer bricht, doch ein unbeſchriebenes Geſicht zeigen muß. Dieſe vornehmen, abgeglätteten, erbärmlichen Selbſtſüchtler und Selbſtſüchtlerinnen, die man in der großen Welt ſo häufig antrifft, beſtrafen an ihren Untergebenen die Traurigkeit, die ſie nicht kennen, da ſie häufig nur der Verdrießlichkeit fähig ſind, als ein Unrecht, und vergeben ihnen nie die Langeweile, die ſie ihnen macht.

Die Baronin wollte von Thorilden unterhalten und amüſirt ſein; dazu hielt ſie ſie, dafür bezahlte ſie ſie ja, und ach! wenn man liebt und leidet, hört man auf, geiſtreich und amüſant zu ſein; es iſt, als ob dann der Verſtand lauter Seele wird, und wenn dies gleich für das innere Leben kein Verluſt iſt, ſo wird doch das äußere dadurch beengt. Die Baronin bewies es in ihrem Betragen gegen Thorilde, daß nichts grauſamer iſt, als die beleidigte Eitelkeit eines herzloſen Weibes. Sie konnte Thorilden ihre höhere Bildung, ihre reicheren Kenntniſſe, ihren glänzenden Standpunkt in der Geſellſchaft nicht vergeben und noch viel weniger ihre Anſprüche auf moraliſche Achtung.

Wenn es überhaupt im Ganzen ſchon viel ſchwerer iſt, von den Menſchen Verzeihung für unſre Tugenden als für unſre Fehler zu erhalten, ſo iſt es noch entſchiedener, daß die Anſprüche des Untergebenen auf moraliſche Achtung den Reichen und Vornehmen, deren Neigungen ſie in der Regel widerſtrebt, faſt immer gegen dieſen erbittern und ſie zu jenen kleinen Neckereien verleiten, die der Geringere an dem Obern nicht rügen darf, die aber doch am Ende lebensſatt machen.

Dies Loos traf nun auch Thorilde in ſeiner ganzen Bitterkeit. Die Baronin blieb gegen ſie immer recht höflich, recht artig; allein ihr Ton hatte doch in ſeiner Entſchiedenheit und in ſeinem Abſprechen etwas ſo Demüthigendes und Herrſchaftliches, daß es ſie oft empörte, da ihr dieſe Frau zu gleichgültig und zu gehaltlos war, um ſich durch ſie gekränkt fühlen zu können. War Geſellſchaft da, ſo wurde dieſe, bei der Eitelkeit der Baronin, Thorilden zur Schutzwehr, und Franzisca's und Theodors Nähe gab ihr nun vollends eine Sicherheit der Achtung und der Liebe, die ſie mit ihrem Verhältniſſe ausſöhnte und der Baronin einen Zwang auflegte, für den ſie ſich jetzt in ihrer Einſamkeit ſchadlos zu halten ſuchte.

So leicht und angenehm es nun auch iſt, beſcheiden zu ſein, ſo lange wir uns gelobt und gefeiert wiſſen und dieſe Beſcheidenheit ſelbſt uns zum Verdienſt angerechnet wird, ſo lernt man ſich ſelbſt in dieſer Hinſicht doch nur in der Prüfung recht kennen, wenn ſich unſer Stolz gegen fremde, unſerm Selbſtgefühl nach, ungerechte Verkennung aufbäumt. Thorilde wußte, daß ſie Geiſt und Kenntniſſe beſaß, ohne ſich auf dieſen Beſitz etwas zu Gute zu thun, und nie hatte ſie dadurch auf Unkoſten Anderer zu glänzen verſucht; aber die Baronin ſuchte etwas darin, von ihrem Geiſte und ihren Kenntniſſen nie die geringſte Notiz zu nehmen und war dabei in ihren eigenen Anſichten von Welt und Leben, Kunſt und Wiſſenſchaft ſo beſchränkt, und trotz der Dürftigkeit und der Oberflächlichkeit ihrer Kenntniſſe doch ſo bis zur Albernheit abſprechend in ihren Urtheilen, ſo vornehm abgeneigt, irgend eine von der ihrigen abweichende Meinung gelten zu laſſen, daß es Thorilden zuweilen Mühe koſtete, es ſchweigend zu ertragen und ſie nicht ihr Uebergewicht einmal empfinden zu laſſen.

Möchte doch jedes junge menſchliche Gemüth in dieſen Zeilen eine Warnung finden, ſich ſolchen Verhältniſſen nicht ohne große Prüfung hinzugeben, da es unmöglich iſt, ſich ihrer Wirkung auf unſern Charakter zu entziehen, weil es der tiefſte und mächtigſte Zug des menſchlichen Gemüths iſt, der den Einfluß des täglichen Zuſammenlebens auf uns begründet. Jeder Menſch, der Gefühl für eigne Würde hat, hüte ſich vor dem Joch, von ungeachteten Menſchen abhängig zu ſein, da dies das Verderblichſte iſt, was er auf ſich nehmen kann. Welcher Jüngling iſt ſo feſten Geiſtes, daß er dadurch nicht irre gemacht werden könnte? welches weibliche Gemüth hat ſeinen Himmel ſo unverlierbar in ſich, daß er dadurch nicht getrübt werden müßte? Jener Muth, der uns allein vor dem Schickſal und vor den Menſchen aufrecht zu erhalten vermag, und der ſich auf das Bewußtſein gründet, nicht ungeſtraft beleidigt werden zu können, wird entſchieden in einem ſolchen Verhältniſſe gebeugt. Alle Abhängigkeit kann nur durch Liebe geadelt werden, und ohne dieſe verliert man an ſie ſicher, wenn auch noch ſo langſam, jede beſſere Eigenthümlichkeit des Charakters. Man lernt es zu ausſchließlich, Geſchmack am täglichen Brod zu finden, und wehe doch dem, der ſeine Anſprüche an das Leben darauf zu beſchränken lernt und auf dieſem Wege gar dahin gelangt, ſich um des Brodes willen Demüthigungen gefallen zu laſſen, die mit der Zartheit unſers Ehrgefühls zugleich die feinſte Blüthe unſers Werthes knicken.

Dies konnte freilich bei Thorilden nicht mehr der Fall ſein, da die Selbſtſtändigkeit ihres Weſens zu feſt begründet war; allein ihre Kraft verſteinerte gewiſſermaßen an dieſem Drucke, und bald entriß ihr auch das Schickſal den letzten Faden, an den ſie von dieſer Gegenwart zur Hoffnung einer beſſern Zukunft hätte übergehen können und raubte ihr, mit dem Glauben an Menſchenwürde, die letzte Stütze ihres verarmten Daſeins.

Auf einer Reiſe, die ſie mit der Baronin machte, führte ſie ihr Weg durch ein kleines Städtchen, wo die Baronin einer Unpäßlichkeit wegen einige Tage verweilen mußte. Das Wirthshaus war klein und Thorilde konnte daher für ſich nur ein Kämmerchen erhalten, welches nur durch eine dünne Breterwand von einem größern Zimmer getrennt war, das, nach Ausſage der Wirthin, von einer jungen Officierswitwe bewohnt wurde, die, auf der Reiſe zu ihren Verwandten, von ihrer Entbindung in dieſem Hauſe übereilt worden war und wahrſcheinlich ſterben werde. Auch habe man wenig Hoffnung, das Leben des Kindes zu friſten, welches in den vierzehn Tagen ſeit ſeiner Geburt ſchon zweimal in heftige Krämpfe verfallen, dem Tode nahe geweſen ſei.

Ein tiefes Mitleid ergriff Thorilde, wenn ſie an das Schickſal dieſer jungen, hier ſo einſam ſterbenden Mutter dachte, die, wie ſie von der Wirthin erfahren hatte, außer einem bejahrten Mädchen, nur eine Krankenwärterin um ſich hatte. Die Baronin ging zeitig zu Bette und Thorilde trat, um die Kranke nicht zu ſtören, leiſe in ihr Zimmer; allein es war ihr unmöglich, an Schlaf zu denken. Die bangen Klagetöne der Kranken drangen durch die Scheidewand zu ihr; unbeſchreiblich von ihnen bewegt, regten ſie in ihr ein ſo tiefes, ſo herzzerreißendes Mitleid auf, daß ihr war, als erneuere ſich in ihnen für ſie jeder bis jetzt empfundene Schmerz ihres Lebens. Plötzlich ward es unruhiger in dem Krankenzimmer; ſie hörte mehrere Male aus- und eingehen und widerſtand nun nicht länger der Sehnſucht, ſelbſt zu ihr zu eilen und zu ſehen, ob ſie ihr keine Erleichterung verſchaffen könne.

Als ſie in das Vorzimmer trat, fiel ihr Blick auf die Wiege des Kindes; die Amme lag laut weinend vor derſelben auf den Knieen, und als ſie näher trat, ſah ſie den Todeskampf des armen kleinen Geſchöpfes, deſſen hülfloſes Jammerröcheln tief durch ihre Seele ſchnitt. Aber als ſie nun in das Zimmer der Kranken trat, ſich ihrem Lager näherte und mit heißen Thränen ſich zu der Sterbenden niederneigte, da griff der bitterſte, der entſetzlichſte Schmerz nach ihrem Herzen; ſie erkannte ihr Pflegekind, ihre heiß geliebte Amala! Vor dem ſchreckensvollen Jammertone, mit der ſie ihren Namen rief, öffnete ſich das verdunkelnde Auge der Unglücklichen; ſie erkannte ihre zweite Mutter und dankte Gott, an ihrem Herzen ſterben zu können! —

Die Nacht des Elends, die Thorilde an dieſem Sterbebette verlebte, hätte kein Erdenglück je vergüten können, und die leiſeſte Erinnerung an ſie mußte dem Weſen, das ſie erlebte, zum unerſchöpflichen Quell des verzweiflungsvollſten Jammers werden. Gegen Morgen brach in Thorildens Armen Amala's Herz und Leben — die Todesſtunde der Mutter war auch die des Kindes, und daſſelbe Grab umfing dieſe zwei Opfer der Gebrechlichkeit menſchlicher Tugend und der fürchterlichen Zufälligkeit menſchlicher Laſter.

Amala ſtarb als Thorismund's Opfer. Er, der den Frieden der Mutter einſt ſo zart und edel zu ehren vermochte, wurde der Verführer der funfzehnjährigen, von der Mutter ihm auf ihrem Todtenbette anvertrauten Tochter. Er war ein edler Mann; ſein ganzes Leben rein; ſeine moraliſche Willenskraft ſo geprüft, ſo bewährt, und doch ward ſie ſein Opfer! Er hatte ſie nie geliebt, ſie ihn nicht — ſie wurden Beide das Opfer ihres Schickſals.

Amala ſtarb — und Er — er blieb ein großer Mann. Das Vaterland nennt dankbar ſeinen Namen; Deutſchlands Jünglinge ermuthigen ſich an ſeinem Beiſpiele; kommende Geſchlechter werden ſeine reine Tugend und die Kraft ſeines Charakters noch preiſen — ſein Herz hat nur Gott geſehen. Amala's Schickſal ging mit ihr ſtumm zu Grabe und hat auf alle ſeine Lebensverhältniſſe nie den geringſten Einfluß gehabt. Gott allein blieb ſein Richter!

Thorilde erfuhr noch von Amala ihre Geſchichte, die Thorismund's Briefe an ſie, deren Erbin ſie geworden war, ihr ergänzten. Der Eindruck derſelben auf ſie war furchtbar und ließ ſie das Entſetzlichſte erleiden, was ein Herz hienieden zu erleiden vermag; es war ein Riß zwiſchen ihr und Gott! — Sie konnte Thorismund nicht entſchuldigen; allein ſie war überzeugt, daß dies der einzige dunkle Flecken ſeines ſonſt ſo edlen Lebens war, und daß ein Leben, wie das ſeinige, eine ſo ſtarke Seele, wie die ſeinige, nicht vor der Möglichkeit eines ſolchen Fehltrittes zu bewahren vermochte, verſenkte ſie in die finſterſten Grübeleien über Menſchenſchickſal und Menſchentugend.

Alles Daſein erſchien ihr nur noch wie das Spielwerk einer feindlichen Willkür, und es kam ein Haß, dem wir ſchaudernd keine Worte zu geben wagen, in ihre Seele. Sie überzeugte ſich, daß es dem Menſchen, auch bei dem reinſten Willen, den beſten Vorſätzen nicht möglich ſei, ſich vor Verbrechen zu hüten und daß nur der Zufall allein vor dieſen bewahre.

Wäre es anders, ſagte ſie ſich mit unbeſchreiblicher Bitterkeit, ſo müßten Pflicht und Ehre in ihrer, unſerm Glück ſo feindlichen, grauſamen Unerbittlichkeit, doch auch wohl die Kraft haben, eine meiner Thränen zu trocknen, eine der heißblutenden Wunden dieſes ſich ihnen opfernden Herzens zu ſtillen. — Aber ich fühle es, ſie ſind nicht, wie ſie der Wahn des Menſchen preiſet, göttlicher, ſie ſind teufliſcher Natur, und vom Schickſal dem armen geängſteten Menſchenherzen nur als drohende Strafbilder eingeätzt, damit es in unheilbarer Verwirrung mit dem Glücke und der Natur zerfalle!

Arme Thorilde, wie ſanft und heilend hätte dich der fromme Glaube an Gott in der Kindlichkeit ſeiner Ergebung an ihn mit dieſen Zweifeln verſöhnt, vor deren giftigem Einfluſſe dich nicht Ehre, Vernunft und Grundſätze zu ſchützen vermochten! —

Ein Jahr verging, da kamen Briefe von Theodor, die ſeine nahe Rückkehr verkündeten. Thorilde war ſo feſt entſchieden, ſein Unglück ſolle nie das Werk ihrer Schwäche ſein, daß ſie die Nachricht ſeiner Zurückkunft mit der Gleichgültigkeit der erbitterten Ergebung in ein durchaus feindſeliges, durch keine Thränen, kein Opfer zu verſöhnendes Schickſal aufnahm. Auf eine ſeltſame Weiſe war ſie in dieſem Jahre durch ihre Träume mit ihm in Verbindung geblieben. Sein Ring, dieſe für ſie unſchätzbare Erinnerung einer ſchönen Zeit, kam ſelten von ihrer Hand, ſeitdem ſie bemerkt hatte, daß ihr der Traum jedesmal, wenn ſie ihn während ihres Schlafes trug, das Bild des Gebers vorführte.

Vorzügliche Deutlichkeit gewannen dieſe Träume, die ſie nie in die Vergangenheit zurückführten, ſondern ihr Theodor zeigten, wie ihn auf ſeiner Reiſe ihr Bild überall begleitete, wenn ſie beim Schlafengehen die Stirne über den Augenbraunen mit dem

Ringe mehrere Male in beſtimmter Richtung berührte. Sie ſah Theodor dann ſelten in der Umgebung anderer Menſchen, ſondern faſt immer allein, bald zu Roß, bald zu Fuß, wie von einem unſichtbaren Feinde raſtlos verfolgt, einſam umher irrend, und ſie vermochte in dieſen Träumen in ſeiner Seele wie in einem aufgeſchlagenen Buche zu leſen.

Dieſe Träume verkündeten ihr mehr von ſeiner Liebe, als ſeine Lippen je ausgeſprochen hatten, und oft beweinte ſie beim Erwachen mit den heißeſten Thränen die unfreiwillig auf ſich geladene Schuld, die Ruhe des theuren, edelgeſinnten Mannes vergiftet zu haben. Daß auch ihr Leben, ihr Herz und ihr Friede das Opfer dieſer Liebe wurden, beachtete ſie nicht — nur ihm, nur um ihn floſſen ihre Thränen. Wie gern wäre ſie mit ihrem Weh ſtill und unerrathen zu Grabe gegangen, hätte ſie ihn nur wieder heiter und glücklich geſehen.

Einſam und ernſt ſtand ſie eines Abends am entlegenſten Fenſter des großen, mit Gäſten angefüllten Geſellſchaftsſaales, und blickte den vom Wiederſchein der hell ſtrahlenden Fenſter erleuchteten Bergpfad hinab, der in das unten liegende Thal führte, als ſie Theodors Reiſewagen erkannte, der auf das Schloß zueilte. Ihr Herz begann in ſchmerzlich ſüßer Unruhe dem Augenblick des nahen Wiederſehens entgegen zu klopfen und ſie rang noch vergeblich nach beſonnener Faſſung, als man den Wagen ſchon durch das Thor des Hofes rollen hörte. Die Baronin eilte, von ihren Gäſten begleitet, den Ankommenden entgegen, und Thorilde durfte in dem Zirkel von Freunden und Bekannten, der ſich um dieſe beim Ausſteigen drängte, nicht vermißt werden.

Theodor ſprang zuerſt aus dem Wagen. Der hohe Kragen des blauen Mantels, den er trug, verbarg ſein Geſicht, und nur die dunkelglühenden Augen trafen jetzt, als er ſeine Schweſter umarmte, Thorildens Blicke — in dieſem Augenblick reichte ihm Franziſca aus dem Wagen den auf ihrem Schooße ſchlummernden kleinen Julius entgegen, und ohne ſonſt Jemand zu begrüßen, eilte er bei Thorilden ſtumm und ohne Blick vorüber in das Haus, den Knaben ſorgſam auf ſeinen Armen tragend. Dies wiſſentliche Ueberſehen, dieſe vorſätzliche Nichtbeachtung ihrer Gegenwart that ihr ſehr, ſehr wehe, und nur die Innigkeit, mit der Franziſca's erſter Blick ſie ſuchte, nur die Herzlichkeit, mit der ſie von dieſer umarmt wurde, war Balſam für die eben erhaltene Wunde.

Im gerechten Selbſtgefühl ward ſie aber auch augenblicklich ihres Aeußern Herr, und Keiner vermochte zu errathen, wie weh es ihr um das Herz war. Man trat jetzt wieder in den Saal; Theodor hatte den Mantel abgeworfen und unwillkürlich kehrte ihr Auge zu ihm zurück; aber wie erſchütterte ſie ſein Anblick! Es war nicht mehr der blühende, ſchöne, noch auf der Grenze des Jünglingsalters ſtehende Mann — bleich, hager, in verwüſteter Jugendfriſche, ſchien nicht der Kampf mit der Leidenſchaft, ſondern die gänzliche Niederlage die Blüthe ſeiner Geſundheit ſo gebleicht, dieſe früher ſo ſchönen und edlen Züge in ſo finſtre Falten gelegt und den Ausdruck von Milde und Sanftmuth ganz in ihm verlöſcht zu haben. —

Auch jetzt begrüßte er ſie nicht; auch jetzt vermied er jeden Blick auf ſie, jedes Wort mit ihr, und ſchien für die Erinnerung der Vergangenheit erſtorben, in ihr nur die gleichgültige, von ihm gar nicht beachtete Geſellſchafterin ſeiner Schweſter ſehen zu wollen. Doch nicht blos gegen ſich ſah ſie ihn ſo verändert; er war es auch in jeder andern Beziehung, und erſchien untheilnehmend und erſtorben gegen Alles, was ſonſt ſein Daſein beſeelte und erfreute.

Am Auffallendſten zeigte ſich dieſe Umwandlung ſeines Weſens in ſeinem Betragen gegen Franzisca. Er ließ ſie unbedingt über Alles walten, was ihn und ſein äußeres Leben betraf; ſie war darin unbeſchränkt und frei; allein von irgend einer andern innigern Beziehung zwiſchen ihnen war nicht mehr die Rede, und wenn gleich ſein Betragen nie die Aufmerkſamkeit und Sittigkeit verletzte, die das Geſchlecht von einem Bruder gegen ſeine Schweſter fordert, ſo bewies er ihr doch auch nie jene Achtſamkeit, die das Herz allein erzeugt, und die daher auch in ihren leiſeſten Aeußerungen ein liebendes Herz ſo zart und ſchön beglückt.

Es war Thorilden unbegreiflich, wie Franzisca, weit entfernt, durch dieſe Aenderung ſeines Betragens unglücklich zu ſein, in derſelben das Werk einer ganz einfachen, aus der Dauer ihres Verhältniſſes hervorgehenden Nothwendigkeit ſah. In ihrem Kinde war ihr Daſein ſo beglückend vollſendet, daß ſie ſich der Liebe des Gatten durchaus nicht mehr bedürftig fühlte, und nie daran dachte, wie vereinzelt eine ſolche Abſonderung des Daſeins den Gatten laſſe.

Nur noch durch ein Band ſchien Theodors glühendes Herz an die Erde gebunden zu ſein, durch ſein Kind. Er liebte ſeinen Julius ganz unbeſchreiblich, und wortkarg, wie er es gegen Alle geworden war, konnte er das noch ſtumme Kind Stunden lang umhertragen, und mit herzzerreißend lächelnder Wehmuth ſich an ſeinen Blicken, Mienen und Geberden ergötzen.

Thorilde litt entſetzlich, und war in dieſem Zeitpunkte gewiß noch unglücklicher als er, da ihre Theilnahme reiner war, als es der Schmerz des eigenen Unglücks zu ſein vermag. Je edler aber ein Schmerz iſt, je mehr zehrt er am innern Leben. Ein ganz uneigennütziges Weh müßte daher auch ein immerwährendes ſein, ſo wie jeder ſelbſtſüchtige Schmerz ſeiner Natur nach früher oder ſpäter wie eine Täuſchung vergeht.

Sie hatte keinen Glauben an die Wahrheit der Gleichgültigkeit, die er ihr jetzt zeigte, und auf jeden Fall war doch dieſe Umwandlung ſeines Weſens von ihr ausgegangen, und nur die Wiederkehr ſeines Friedens konnte ſie mit ihrem Schickſale verſöhnen. Tief in ihrem Herzen ruhte der Glaube, daß es noch in ihrer Gewalt ſtehe, ſeine Verſtimmung zu löſen, und in ſeiner Seele den Ton wieder hervorzurufen, deſſen Harmonie ihn einſt ſo beglückte; allein wie gefährlich mußte jetzt für ihn und auch für ſie jede Annäherung werden!

In dieſem Zweifel, dieſer Unruhe gingen vierzehn ſchmerzliche Tage hin, ohne daß Beide ein Wort mit einander geſprochen hatten, als man von einem in der Nachbarſchaft wohnenden Bekannten eine Einladung zum Mittagseſſen bekam. Die Geſellſchaft war zahlreich, und als man ſpät in der Nacht wieder heimfuhr, gab Theodor, der den Hinweg zu Pferde gemacht hatte, dieſes an einen der Diener, und ſtieg zu Franziſca in den Wagen, die allein mit Thorilde fuhr, weil in dem Wagen der Baronin die Plätze beſetzt waren. Thorilde erbebte, als er in dem engen Raume ihr gegenüber Platz nahm, und nur mit peinlicher Anſtrengung gelang es ihr, mit Franziſca eine gleichgültige Unterredung anzuknüpfen; aber welch ein tödtlicher Schrecken durchfuhr ſie, als er ihre Hand ergriff, und ſie ſie von ſeinen Küſſen, ſeinen Thränen bedeckt fühlte!

Die entſetzliche Angſt, Franzisca könne trotz der Dunkelheit der Nacht dieſen Auftritt gewahr werden, das innigſte Mitleiden mit ihm, das ſchmerzliche Entzücken der Gewißheit, noch von ihm geliebt zu ſein, banges Vorgefühl der Zukunft, Ahnung der von ihr nie gekannten Seligkeit eines durch Liebe beglückten Herzens, vereinten ſich in dieſem Augenblick in ihrer Seele zu einem ſo mächtigen Gefühle, daß ſie ohnmächtig geworden ſein würde, wenn nicht die Liebe ſelbſt ihr Bewußtſein mit ungetheilter Kraft an dieſen lebensvollen Augenblick der Gegenwart geheftet hätte. Sie wagte es nicht, ihm ihre Hand zu entziehen, da er ihrem leiſen Verſuch, es zu thun, widerſtrebte, und erſchrak vor dem Beben ihrer Stimme, als ſie das Geſpräch mit Franzisca über einige unbedeutende Vorfälle in der eben verlaſſenen Geſellſchaft fortſetzen mußte.

Als ſie zu Hauſe anlangten, und in Erwartung des zweiten nachfolgenden Wagens noch einige Augenblicke in das gemeinſchaftliche Geſellſchaftszimmer traten, konnte es Thorilde nicht laſſen, einen verſtohlnen Blick auf Theodor zu werfen; ihr Auge traf aber auf einen ſo glühenden, ſo innig ſeelenvollen Blick des ſeinigen, daß ſie das ihrige in unbewußter Jugendlichkeit ſüß erröthend, blöde niederſchlug, und es auch nicht wieder zu erheben wagte.

Noch gefährlicher wurde ihr ſein Anblick, als ſie ihn am nächſten Morgen wieder ſah. Die feindliche Erſtarrung ſeines Weſens hatte ſich in eine milde Wehmuth aufgelöſet, er redete ſie an, und der Ton ſeiner Stimme hätte etwas ſo ſanft Klagendes, und eine ſo rührende Furchtſamkeit, daß ihr Herz innig davon bewegt wurde, und ſie es nicht über ſich gewinnen konnte, ihm kalt und ſtrenge zu antworten. Was ſie aber noch mehr mit dem Auftritt des vorigen Abends verſöhnte, war ſeine Freundlichkeit gegen Franzisca, mit der ſie ihn zum erſten Mal ſeit ſeiner Rückkehr traulich und herzlich ſprechen hörte.

Die Hoffnungsloſigkeit ſeines Unglücks hatte ihn früher gegen ſie erbittert; aber er war zu gut, zu herzensgut, als daß dieſe unnatürliche Verſtimmung nicht der Milderung ſeiner Qual weichen, und in ihm wieder das Bedürfniß erwachen mußte, auf Alles, was ihn umgab, erfreuend zu wirken. Ohne alle Worte begründete ſich jetzt allmählig ein ſtilles Einverſtändniß zwiſchen ihm und Thorilde. Sie ſahen ſich nie unter vier Augen; allein er lebte in der Geſellſchaft nur für ſie, und ein Blick, ein freundliches Wort von ihr ſtillte alle Schmerzen der Vergangenheit, alle Unruhe der Gegenwart in ſeinem Herzen. Die finſtre Schwermuth, die fern von ihr ſo ſchwer auf ihm gelaſtet hatte, und ihn in jenen fürchterlichen Tagen, wo er es ſich im entſetzlichen Kampfe abzwang, ſich in kalter Entfremdung von ihr fern zu halten, wie ein Fluch der Verzweiflung quälte, wich jetzt dem rückkehrenden Gefühl von Leben und Glück, das ihn neu beſeelte.

Er hatte ſie früher verlaſſen, weil er von der Entfernung Hülfsmittel gegen dieſe Leidenſchaft hoffte, die er in ſeiner Vernunft und ſeinem Pflichtgefühl nicht fand; doch ihr Bild war ihm gefolgt, und zog ihn unwiderſtehlich in die Gegend zurück, wo ſie lebte. Noch immer wähnte er ſie kalt und untheilnehmend gegen ſeinen Schmerz, und daher beſchloß er, bei ſeiner Rückkehr alle ſeine Kraft aufzubieten, ihr zu verbergen, daß er leide. Sie ſollte ihn für geneſen halten, und die Ruhe, die er zeigte, ihm die Achtung wieder gewinnen, die er durch die früheren Ausbrüche ſeiner Leidenſchaft verloren zu haden glaubte; allein der erſte Blick auf ſie offenbarte ihm das Geheimniß ihrer Macht und ſeiner Schwäche.

Er durfte es nicht einmal wagen, ſie zu begrüßen; der erſte Blick, das erſte Wort hätte ihn verrathen, und aus Scheu davor wich er ihr ſo ſorgſam mit dieſem Schein einer bis zur Unhöflichkeit gehenden Nichtbeachtung aus. Ein ſo eiſerner Zwang konnte aber in ſeiner Unnatur nicht beſtehen, und wie ein neuer Frühling nach trauriger Winteröde ging es in ſeinem Herzen auf, als er ihn von ſich warf. Beglückt, ſie wieder zu ſehen, zu ſprechen, beglückt, in ihr die ehemalige Freundin zu finden, bedurfte er keiner Hoffnung, keiner Erwartung für die Zukunft, um ſich in dieſer Sabbathszeit ſeiner Leidenſchaft unausſprechlich beſeligt zu fühlen.

Thorilde genoß den Zauber dieſes Verhältniſſes nur mit ſtillem, angſtvollem Beben, da ſie mit der Natur der Leidenſchaft zu wohl bekannt war, um es nicht zu ahnen, daß die Ungenügſamkeit derſelben ihn früher oder ſpäter löſen werde; aber ſie konnte ſich nicht wieder in kalter Strenge von ihm entfremden, ohne ihn in jene finſtre Verzweiflung zurück zu ſtürzen, und es war menſchlich, es war erlaubt, daß ihr die Rückſicht auf dieſen Zuſtand des ſie ſo heiß, ſo einzig liebenden Mannes zur erſten und heiligſten Pflicht wurde. Wie hätte ſie die Macht, ihn Alles vergeſſen zu machen, ihm Alles vergüten zu können, was er um ihretwillen gelitten hatte, ganz ungeübt laſſen dürfen! Früher hatte ſie Franzisca's Ruhe ihn und ſich zum Opfer gebracht, jetzt gebot ihr aber die Sorge für das Glück der theuren Frau ein entgegengeſetztes Betragen.

Franzisca war die Glücklichſte von ihnen, und nahm an der wiederkehrenden Heiterkeit ihres Gatten freundlichen Antheil, ohne ſo wenig den Grund ſeiner frühern Verſtimmung, als der jetzigen Umwandlung ergründen zu wollen. Bewußtlos und ohne ſich Rechenſchaft davon abzulegen, hatte ſie ſeit der Geburt ihres Kindes alle ihre Anſprüche an ſein Herz aufgegeben, und da ſein Betragen alle ihre Wünſche befriedigte, auch nie den kleinſten Grund zur Unzufriedenheit empfunden. Doch dieſe Stille, in der das Leben dieſer drei, durch äußere Verhältniſſe in ſo unglücklichen Widerſpruch mit den innerſten Neigungen und Beziehungen gerathenen Menſchen hinfloß, wurde bald unterbrochen, da in Theodors Seele die Leidenſchaft in ihrer heißeſten Jugendgluth nach und nach immer verderblicher aufloderte, und Thorilde bei all der Herrſchaft, die ſie über ſich ſelbſt übte, doch zuweilen in der unwillkürlichen Regung des Augenblicks die Innigkeit ihrer Theilnahme an ihm verrieth.

Zu ihr, bei der alle Wonne, alle Qual ſeines Daſeins wohnte, flüchtete er auch jetzt, und beſchwor ſie, ſein Schutzgeiſt zu werden, und ihn vor ſich ſelbſt zu retten. Ihrem milden Ernſt, ihrem ſanften Zureden gelang es auch oft, den Sturm in ſeiner Seele zu ſtillen. Sein Herz fühlte ihre Macht über ſich, und betete ſie an; doch eben dieſer ihm neue Genuß, mit ihr von ſeiner Liebe und ſeinem Zuſtande reden zu dürfen, riß ihn dann auch in einer böſen Stunde zu Aeußerungen hin, die mit Thorildens Herz auch ihr Zartgefühl verletzten. Ihre Gewalt, ſolche Ausbrüche zu verhindern, ward immer ſchwächer, ſeine Leidenſchaft immer gewaltiger, und in kurzer Zeit ſtanden ſich Beide unglücklicher denn je einander gegenüber.

Thorilde hielt ihr Betragen rein und vorwurfsfrei in den Grenzen freundſchaftlicher Theilnahme, und nie verrieth ihm wiſſentlich ein Laut, ein Blick von ihr, wie ſie liebe und leide; aber ihr Gemüth ermattete in dieſem Kampfe gegen ihn und ihr eigenes Herz. Ihre Geſundheit erlag, da die Unruhe ihres Herzens den Schlaf von ihrem Lager bannte, und ihr auch wachend kein Augenblick der Ruhe und der Erholung ward, weil ihr zu dem Schrecken der Gegenwart auch noch der Gedanke an die Zukunft wie ein drohendes Geſpenſt auf jedem Tritte folgte.

Mit ihrer körperlichen Kraft verließ ſie auch die geiſtige, ihren Schmerz zu verbergen. Es iſt ja auch die Natur der Leidenſchaft, daß ſie die vielſeitig hingerichteten Kräfte des menſchlichen Gemüths auf einen einzigen Punkt heftet, wo es ſich dann ſelbſt freilich in erhöhter Kraft empfindet, aber doch beklommen abwendet von Allem, was ſonſt zu ſeinem Daſein zu gehören ſchien. Thorilde ward ganz unbeſchreiblich traurig, untheilnehmend an jeder Unterhaltung, und ſo reizbar, ſo weich, daß ſich ihre Augen beim kleinſten Anlaß unwillkürlich mit Thränen füllten. Theodor empfand es mit unbeſchreiblichem Schmerz, und doch auch wieder mit brennendem Entzücken, daß dies ſein Werk war, und ihre Ruhe, ihre Geſundheit ſein Opfer, und doch führte ſeine Stimmung faſt täglich jetzt Auftritte herbei, von denen es Thorilden unbegreiflich blieb, wie ſie ſie überleben konnte, ohne vor Schmerz und Erſchütterung zu ſterben.

So ſaß ſie eines Abends in der Dämmerung am Fenſter im Wiederſcheine des brennenden Abendroths, das ſich über das dunkle Thal hinzog, und er ihr gegenüber, die dunklen Blicke in ſo düſterer Gluth auf ſie geheftet, und die hohe, edle Geſtalt ſo gebeugt von den Feſſeln dieſer unſeligen Leidenſchaft, daß ſie es in größerer Angſt denn je tief empfand, es dürfe ſo nicht bleiben, es müſſe etwas zu ſeiner Rettung verſucht werden, ſei der Preis derſelben auch noch ſo hoch geſtellt, und nur durch ihre Verzweiflung, nur durch ihren Tod zu löſen.

Franziska war zu ihrem Kinde gegangen; jetzt ward auch die Baronin abgerufen, und Thorilde ſah ſich mit ihm allein. Sie ſcheuete dies, und ſtand auf, ſich zu entfernen; allein er faßte mit gewaltiger Leidenſchaft ihre Hände, und beſchwor ſie zu bleiben und ihn zu hören. Mit der höchſten Innigkeit, mit dem herzgewinnendſten Flehen malte er ihr jetzt die Gewalt ſeiner Leidenſchaft für ſie, und wie ſeine ganze Seele ſo einzig und ungetheilt ihr ſei, daß er ſelbſt den Schmerz dieſer Liebe jeder andern Seligkeit der Erde vorziehe, und beſchwor ſie, ihm, da an keine geſetzmäßige Löſung ſeiner Verbindung mit Franziska in ſeinen Verhältniſſen zu denken ſei, in ein fernes Land zu folgen, und da die Seine zu werden.

Thorilde erſtarrte vor der Kühnheit eines Planes, dem er Alles, was dem Menſchen theuer und heilig iſt, aufzuopfern willens war; aber ihr Herz fühlte auch, wie groß die Leidenſchaft ſein müſſe, die ihn entwarf, und mit einem Blicke unausſprechlicher Liebe und unausſprechlichen Schmerzes fragte ſie ihn zitternd, wodurch ſie es verſchuldet habe, daß er auf ihr Herz den Fluch legen wolle, ihn für Ehre und Pflicht erſtorben, ſeines Friedens für immer verluſtig, und jedes Glückes unwerth ſehen zu ſollen?

„Keine Vorwürfe, Thorilde, den hoffnungslos Kranken könnten ſie nur ſchmerzen, nicht retten, und ich fühle es, mein Zuſtand gibt mir Rechte, die Ihr Herz anerkennt — Engel des Himmels,“ fuhr er fort, als er ſie bleich werden und ihre Thränen fließen ſah, „wie könnteſt Du wähnen, daß für mich noch in der Erlöſchung dieſer Liebe Geneſung denkbar ſei? — Will ich denn aber glücklich ſein, wenn Du es nicht auch biſt? fühlſt Du es nicht, daß mir Macht und Gewalt über Dein Leben gegeben iſt, wie das meine mit allen Quellen ſeines Seins in dieſe Liebe verſenkt iſt? — Glaube mir, eine unwiderſtehliche Macht verkettet unſer Leben und unſer Glück, und Frevel iſt es, ihren Zauber nicht als das höchſte Geſetz anzuerkennen. Willige ein, mein zu ſein und fühle es, daß ich mich über mein Schickſal, und weihe es mich dem Tode und dem Untergange, nie beklagen werde, wenn ich Dich mein genannt habe."

„O wie iſt es möglich," rief Thorilde hier mit zum Himmel erhobenen Augen, „daß dieſer Mann, den ich einſt ſo hoch achtete, ſo unausſprechlich werth hielt, unrettbar verloren, und taub für die Stimme der Ehre und der Pflicht ſein kann? Es kann, es darf nicht möglich ſein und wenn Sie mich nicht tödten, wenn Sie mein Herz nicht in unnennbarem Schmerz brechen wollen, ſo müſſen Sie mich vor dieſem Bewußtſein ſchützen."

Mit heißen Thränen, mit tiefer, faſt leidenſchaftlicher Bewegung bot ſie nun die ganze Macht ihrer Beredſamkeit auf, ihm die ſtrafbare Verblendung ſeiner Leidenſchaft zu ſchildern. Sie fand Worte und Gedanken, die ihre Wirkung auf ein menſchliches Gemüth durchaus nicht verfehlen konnten. Ueber alle Schwäche ihres Herzens erhaben, ſtand ſie in dieſem Augenblicke vor ihm in der reinen Theilnahme des lauterſten Wohlwollens, der uneigennützigſten Neigung, und beſchwor ihn, ſich zu ermannen, ſie zu fliehen und durch dieſe Flucht ſich vor dem Verderben zu retten, das ſonſt Weib, Kind und Geliebte unfehlbar ergreifen müßte.

In namenloſer Erſchütterung war er vor ihr niedergeſunken und barg ſein Geſicht in ihr Gewand. „Nein, Thorilde, nein — alle von Dir vorgeſchlagenen Hülfsmittel würden mir zu Gift werden; ich bin für jedes andere Verhältniß des Lebens unrettbar verloren — aber es gibt noch einen Ausweg, den Tod, und wenn ich Deiner nicht würdig zu leben vermag, vergönnt es mir doch das Schickſal, Deiner würdig zu fallen. Oeſtreich ruft ſeine Söhne zum Kampfe auf — laß mich unter ſeinen Fahnen ſtreiten und Deine Thräne ehre dann den Gefallenen.“

Das Wort Krieg wurde damals, wo der Soldat nur für den Fürſten, nicht für das Vaterland in das Feld zog, nicht in der Heiligkeit begriffen, mit der es die Begeiſterung unſers Volkes ſeitdem verherrlicht hat; aber doch fühlte Thorilde, Theodor habe hier das Edelſte ergriffen, und dieſer Augenblick, wo ſie ihn am höchſten achtete, war auch der, wo ſie ihn am innigſten liebte. Neu beſeelt von der Hoffnung, den über Alles geliebten Mann von ſeinem tiefen Falle würdig erſtehen zu ſehen, und die Felſenlaſt, Unrecht zu thun, Unrecht zu veranlaſſen, von ſich genommen zu wiſſen; unfähig, Worte für ihr Gefühl zu finden und doch unwiderſtehlich zu ihm hingezogen, beugte ſie ſich zu ihm nieder und ihre Lippen berührten die ſeinigen.

Es war der erſte Kuß, den er von ihr erhielt, und die Seligkeit deſſelben gab ſeinem wunden, matt verbluteten Herzen neues Leben, neuen Muth, neue Willenskraft. Von ihm umſchlungen und an ſein Herz gedrückt, hob ſich ihr Auge wie dankend gen Himmel — da ſah ſie in der Thüre ihr gegenüber die Baronin, die aber, nach einem Blick des Erſchreckens und des Zorns, ſchnell und von Theodor unbemerkt zurückwich. Thorildens Seele erſtarrte vor ihrem Anblick und bleich und leblos ſank ſie aus ſeinen Armen zurück. Vergeblich ſuchte er ſie mit den ſüßeſten Schmeichelworten der Liebe zu ermuntern, er ſah ſich genöthigt, um Beiſtand zu rufen; Franziska eilte herbei und Thorilde erwachte in ihren Armen; aber ſie fühlte ſich ſo tödtlich ermattet, daß man ſie nach ihrem Zimmer bringen mußte, und kaum ſah ſie ſich hier auf ihre dringende Bitte allein gelaſſen, als das Gefühl ihrer Lage ſie mit der Gewalt der Verzweiflung ergriff.

An Rechtfertigung war hier nicht zu denken, und ſie kannte die Baronin genug, um es zu wiſſen, mit welcher grauſamen und hämiſchen Bitterkeit ſie dieſe Entdeckung benutzen würde, den lange gegen ſie genährten heimlichen Unmuth zu befriedigen. Vergeblich hatte ſie bisher Alles aufgeboten, Franziska im Frieden ihrer Unwiſſenheit zu erhalten, ſie mußte jetzt von der Unzartheit der Baronin fürchten, daß ſie ihrer Entdeckung die größte Oeffentlichkeit gab. Bei ihr bleiben konnte ſie nach dieſem Vorfalle auf keine Weiſe; zu tief, zu brennend, zu ſchmachvoll iſt das Gefühl, vor Menſchen gedemüthigt zu erſcheinen, die wir nicht achten, über deren Lob und Tadel uns bis jetzt ein edles Selbſtgefühl erhoben hatte und denen nun der Schein das Recht gibt, ſich hoch über uns zu ſtellen und uns in der Rolle ſtrenger Tugendhelden ſchonungslos zu mißhandeln. Und doch, wohin ſollte ſie fliehen? —

Sie, die herrliche, ehemals ſo gefeierte Gräſin Adlerſtein, ſtand ja jetzt ganz einſam, ganz verlaſſen da, und mit dem Frieden ihres Herzens war auch die Aegide verloren, die ſie bis jetzt gegen die Pfeile ihres harten Geſchicks geſchützt hatte. Die Welt und das Leben waren für ſie ausgeſtorben bis auf eine einzige Geſtalt, die die Quelle aller ihrer Empfindungen und Schmerzen geworden war. Jede Minute ihres jetzigen Daſeins, jeder Schlag ihres Herzens klagte dieſe Geſtalt an, und doch konnte ſie es, ſelbſt in dieſen entſetzlichen Stunden, nicht bereuen, geliebt worden zu ſein. In dem Gedanken, um ihn und durch ihn zu leiden, lag eine geheime Seligkeit, die ſie um keinen Preis hätte miſſen mögen.

Schon war es ſtille im ganzen Hauſe und Thorilde glaubte ſich mit ihrem Schmerz und mit ihrer Angſt noch allein wach, als ſich ihre Thüre öffnete und die Baronin eintrat. Thorildens Seelenkraft war ſeit Monaten langſam zu ſehr untergraben und ſie an dieſem Abende zu heftig erſchüttert, zu ſchmerzlich angegriffen worden, als daß ſie jetzt bei dem Anblick der Baronin die ernſte Faſſung und edle Würde zu behaupten vermochte, die ihrer Schuldloſigkeit und ihrem Unglücke geziemt hätte. Bleich und erſchöpft ſank ſie kraftlos auf den Sitz zurück, von dem ſie ſich beim Eintritt der Baronin erhoben hatte.

„Erſchrecken Sie nicht,“ redete dieſe ſie mit der Kälte der Verachtung und allem Hohn des Uebermuthes an, „ich werde es ganz Ihrem eigenen Gewiſſen überlaſſen, Ihnen zu ſagen, wie ſchändlich Sie die jugendliche Unerfahrenheit meines Bruders gemißbraucht haben, um ſeiner unglücklichen Frau unter der lügenden Maske der Freundſchaft und des Vertrauens das Herz ihres Gatten zu ſtehlen, und gewiß kann bei Ihrer Weltklugheit und Ihrem erfahrungsreichen Alter keinem Menſchen ein Zweifel entſtehen, wen von Ihnen Beiden man hier als ein Opfer der Verführung zu bedauern hat; aber bitten muß ich Sie, mein Haus ſogleich zu verlaſſen, da es ſich ſo wenig mit meinem Stande, als mit meinen Grundſätzen verträgt, die — Nebengeliebte meines verheiratheten Bruders länger in meinem Hauſe zu beherbergen.“

In all der Hoheit, die der Gräfin Adlerſtein geziemte, erhob ſich Thorilde hier ſo gebietend, daß die Baronin unwillkürlich vor der ſtrahlenden Würde ihres Blickes die Augen ſenken mußte. „Sie können ſich jedes fernere Wort erſparen," ſagte ſie ruhig, „da ich nie der Meinung geweſen bin, daß wir uns über irgend einen Punkt unſers Denkens und Empfindens zu verſtändigen vermögen, und Sie es im Innerſten Ihrer Seele gewiß anerkennen müſſen, wie wenig Sie befugt ſind, die Richterin meines Betragens zu werden. Es iſt aber auch mein Wunſch, Ihr Haus ſo bald als möglich zu verlaſſen und ich werde jede Verfügung billigen, die Sie deßhalb treffen wollen."

„Nun wohl," erwiederte die Baronin, „ich habe den Kutſcher beordert, um zwei Uhr mit dem Wagen vor dem äußern Thore zu halten und Sie bis zur nächſten Stadt zu fahren, da ich meiner Schwägerin einen Abſchied zu erſparen wünſche, der unvermeidlich eine ſie tief betrübende Erklärung nach ſich ziehen würde. Marie kann Ihnen bei dem Einpacken helfen und hier iſt ſowohl Ihr rückſtändiger Gehalt, als auch der für dieſes Jahr, deſſen Bezahlung ich Ihnen nicht vorenthalten will."

Thorilde warf hier einen Blick tiefer Verachtung auf die Baronin und raſch die Klingel ziehend, gab ſie dem erſcheinenden Mädchen die von der Baronin auf den Tiſch gelegte Geldrolle. „Du biſt Braut, Marie,“ ſagte ſie ihr, „nimm dies zur Ausſteuer und gedenke meiner, wenn Du glücklich biſt. Suche mir aber nun eilig meine Sachen zuſammen und packe ſie ein; ich muß noch in dieſer Nacht verreiſen.“

Von Allem, was die Baronin je von Thorilden geſehen hatte, machte dieſer Zug ihrer Freigebigkeit auf ihre der Kargheit fröhnende Seele den tiefſten Eindruck, und ſie fühlte ſich dadurch zu einer Aenderung ihres Tones gegen ſie bewogen. „Ich habe Ihnen vielleicht zu nah gethan, Madame Stern,“ ſagte ſie ihr milde, „aber Sie ſelbſt werden das der Schweſter und der Schwägerin um ſo weniger verdenken, da Sie es in Ihrer Macht haben, ſich durch Ihr künftiges Betragen wegen der Vergangenheit zu rechtfertigen, indem Sie Franzisca's Glück und Ruhe ſchonen. Ich kann an Ihrer Gewalt über meinen Bruder nicht zweifeln und muß fürchten, daß er ſeiner ſtrafbaren Leidenſchaft für Sie die raſendſten Opfer zu bringen vermöchte, wenn Sie in ſeiner Nähe bleiben, oder ihn zu ſich rufen; aber mich dünkt, er hat genug gelitten. Geben Sie ihn auf, geben Sie ihn frei, ſein Sie großmüthig, um ſeiner Gattin, ſeines Kindes willen, legen Sie meinem Verſuch, ihn von Ihnen zu trennen, nichts in den Weg.“

Alle Wunden in Thorildens Herzen öffneten ſich vor dieſen Worten und ein unausſprechlicher Schmerz drang wie ein ſchneidendes Schwert durch ihre Seele. „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort,“ antwortete ſie mit einer tiefen Bewegung, „daß Ihr Herr Bruder meinen künftigen Aufenthalt ſo wenig mittelbar als unmittelbar von mir erfahren ſoll, und daß ich Alles aufbieten werde, von ihm unentdeckt zu bleiben.“

„Leben Sie denn wohl,“ ſagte die Baronin kalt und ſtand auf, ſich zu entfernen. Thorilde konnte ſich nur ſchweigend verneigen, aber es war Wohlthat für ſie, ſich allein zu ſehen. Eine dumpfe Betäubung verbarg ihr die Hülfloſigkeit ihrer Lage. Sie empfand eigentlich nur den Schmerz mit vollem Bewußtſein, ſich von Theodorn ohne alle Hoffnung des Wiederſehens trennen zu müſſen, und die Gewaltſamkeit deſſelben durchzuckte zuweilen wie ein Blitz die Nacht der auf ihr laſtenden Dumpfheit.

Man kam endlich, ſie zu benachrichtigen, es ſei angeſpannt. Von allen Leuten im Hauſe geliebt, ſahen dieſe ſie mit Thränen ſcheiden, und vorzüglich Marie, das bisher zu ihrer Aufwartung beſtimmte Mädchen, war untröſtlich, ſich von ihr trennen zu ſollen; doch Therildens Herz war zu tief verwundet, um den Balſam des Troſtes, der in der reinen Neigung Andrer liegt, empfinden zu können. Die Trauernde hätte er erquickt; aber das Gemüth der Verzweifelnden war ihm verſchloſſen.

Unfähig, ihre Lage klar zu überſchauen und an ihre Zukunft zu denken, kam ſie in dem vier Meilen vom Schloſſe der Baronin entfernten Städtchen an, bis zu welchem der Kutſcher Befehl hatte, ſie zu fahren, und nahm hier ſogleich Poſtpferde, um auf Nebenwegen weiter zu fahren. Ein Ziel ihrer Reiſe kannte ſie nicht; nur das war in ihr entſchieden, daß ſie ſich nie wieder einem menſchlichen Weſen nahen wollte, von dem ſie als Gräfin Adlerſtein gekannt worden war. Sie fand, als ſie aus jenem glänzenden Kreiſe ſchied, Beruhigung in dem Gedanken, daß ſie in dem Herzen ihrer Freunde und in dem Andenken ihrer Bekannten wie eine Geſtorbene, im vollen Glanze der Jugend, Schönheit und

Anmuth, gewiſſermaßen unſterblich fortleben werde, ohne daß die Entſtellung des Alters der Grazie dieſer Erinnerung ihre Blüthe zu rauben vermöge, und nie hätte ſie es ertragen können, jetzt, mit gebrochenem Herzen und niedergeſchlagenem Geiſte, mit vom Hauche der Leidenſchaft gewelktem Jugendreize das Mitleid jenes Kreiſes in Anſpruch nehmen zu müſſen.

Eben ſo wenig konnte ſie ſich an jene Bekannten wenden, die ſie während ihres Aufenthalts bei der Baronin gefunden hatte, da dieſe mit der Familie derſelben Alle in Verbindung, ihren Aufenthalt verrathen haben würden. Sie war alſo durchaus vereinzelt, durchaus hülflos und auch von Geld faſt entblößt, da ſie, mit ihrer Einnahme auf den mäßigen Gehalt beſchränkt, den ſie von der Baronin erhielt, nichts zu erübrigen vermochte, und bei der Unmöglichkeit, von dieſer beim Abſchiede noch empfangen zu können, nur der innern moraliſchen Nothwendigkeit gefolgt war, ohne die äußere zu Rathe zu ziehen.

Der Tod erſchien ihr nicht als Auskunftmittel, weil ſich die Seele, ſo lange ſie ſich geliebt fühlt und ſelbſt zu lieben vermag, mit unendlicher Kraft und Elaſticität an das Leben hängt, und ſo war jetzt auch in Thorildens Seele nur der einzige Wunſch, ſich ſo ſchnell als möglich weit, weit vom Schloſſe der Baronin zu entfernen. Sie hatte ſich ja nie dagegen verblendet, daß Pflicht und Ehre ſie als eine unüberſteigliche Scheidewand von Theodorn trennten, und ſie hatte dieſe Ueberzeugung in ihrem innerſten Bewußtſein und in ihrem Betragen ſtets ſtrenge und ernſt geehrt; aber ſie fühlte auch, ſie ſei verloren, wenn ſie, von der ganzen Welt wie ausgeſtoßen und von Himmel und Erde, wie es ſchien, allein auf ihn und auf ihr Herz verwieſen, ihn jetzt wieder ſehe.

Raſtlos eilte ſie daher weiter, bis ſie, dreißig Meilen von dem Schloſſe entfernt, in einem kleinen höchſt ärmlichen Landſtädtchen ankam, wo man ſie, von einem heftigen Fieber ergriffen, beſinnungslos aus dem Wagen trug. Der Poſtillon, der ſie brachte, konnte keine weitere Auskunft über ſie geben; doch der Zufall hatte ſie zu guten Menſchen geführt. Der Poſtmeiſter und ſeine Frau, in deren Haus ſie getragen worden war, räumten ihr ein Kämmerchen ein und verpflegten ſie, ſo weit dies die Beſchränkung ihrer Lage vergönnte.

Hier lag ſie viele Wochen lang und nur der Naturkraft allein zur Heilung überlaſſen, da in dem Städtchen kein Arzt zu haben war. Ihr Geld war in den erſten vierzehn Tagen ausgegeben; es fand ſich aber glücklicherweiſe Gelegenheit zum Verkauf des größten Theils ihrer Kleider und Wäſche, dieſer letzten Ueberbleibſel beſſerer Zeiten, ſo daß ſie, als ſie endlich von dem Krankenlager erſtand, ſich auch hierin auf das Nothwendigſte beſchränkt fand.

Nichts idealiſiren die Vornehmen und Wohlhabenden dieſer Welt ſich mehr, als die Sorge und das Elend der Armuth. Erblickten ſie dieſe je in ihrer ganzen gräßlichen Nacktheit, ſo würde das Menſchenherz ſich ſchaudernd entſetzen, daß eine ſolche gewaltſame Ertödtung der geiſtigen Würde des Menſchen unverſchuldetes und doch unvermeidliches Schickſal werden kann. Es iſt aber ein nicht genug beobachtetes, finſteres Räthſel alles Menſchendaſeins, daß das Elend uns feſter und unauflöslicher an unſere Exiſtenz ſchmiedet, als es der Vollgenuß aller Erdenfreuden zu thun vermag. Wer je in die Tiefe der Dürftigkeit und der bittern Armuth hinabgeblickt hat, wird auch die Richtigkeit dieſer Bemerkung anerkennen müſſen. Der wahrhaft Elende hat keine Hoffnung, keine Zukunft; aber eben deßhalb hängt er mit deſto ungetheilterer Kraft an dem einzigen, was ſein iſt, dem jämmerlichen Augenblicke einer verzweiflungsvollen Gegenwart. Und doch fordert der Glückliche, der nur den Schmerz, nicht das Elend kennt, faſt immer, daß das ſchwache Rohr, auf das gelehnt, er ungebeugt durch das Leben geht, auch dem Verzweifelnden zur Stütze dienen ſoll. Der wahre Jammer hat Geheimniſſe, deren räthſelhaften Abgrund noch nie das Auge eines Glücklichen durchdrungen hat und deſſen Tiefe die Ewigkeit allein einſt zu enthüllen und zu rechtfertigen vermag.

In einer großen Stadt hätte Thorilde in ihren Talenten, ihren Kenntniſſen und ihrer Geſchicklichkeit in Verfertigung feiner Handarbeiten wohl Mittel gefunden, ſich gegen die Gefahr einer hülfloſen Verarmung zu ſchützen; aber ihr fehlte das Geld zur Fortſetzung ihrer Reiſe, und dann ohne Empfehlungen, ohne Bekanntſchaft, einzig der Willkür des Zufalls preis gegeben, war ihr Muth gebrochen; die ganze Welt erſchien ihr wie eine Wüſte, ſie konnte nicht mehr gegen ihr Schickſal kämpfen, ſondern ſich ihm nur noch leidend hingeben. Matt und mühſam ſchlich ſie von einem Tage zum andern hin, ängſtlich bemüht, Mittel zu irgend einer kümmerlichen, ſie vor dem Verhungern ſchützenden Lebensfriſtung aufzufinden.

Ihre Wirthsleute, die ihre Verlegenheit zum Theil kannten, zum Theil erriethen, ſchlugen ihr gutmüthig vor, bei ihnen zu bleiben und ſich von Handarbeit und Schulhalten zu ernähren. Sie nahm dieſen Vorſchlag an und bald war nun der Mechanismus ihres peinlichen Tagewerks in Gang gebracht. Welch ein Wechſel ihres Schickſals! Die Gräfin Adlerſtein, ehemals nur daran gewöhnt, Befehle zu ertheilen, nur beſchäftigt, Muſik zu machen, zu leſen, zu ſchreiben und in Geſellſchaft irgend eine zierliche, kunſtreiche Handarbeit zu verfertigen — ſie, ehemals der Stolz und das Entzücken der glänzendſten und geiſtreichſten Zirkel, und jetzt! jetzt genöthigt, in einem kleinen, dunklen, dumpfen Zimmer acht bis zwölf ſchmutzige und unerzogene Kinder um ſich zu verſammeln und ſie das A B C und Stricken und Nähen zu lehren — die inzigen Kenntniſſe, für deren Nützlichkeit die Eltern derſelben in ihrer eigenen Beſchränkung Sinn hatten — und dann, wenn dieſe ſie nach geendigten Schulſtunden verließen, gezwungen, mit anſtrengender Ausdauer bis tief in die Nacht hinein, bei einer dampfenden Oellampe mit irgend einer groben Handarbeit beſchäftigt, aufzuſitzen, um ſich für morgen mit dem nothdürftigen Lebensunterhalte die Möglichkeit zu ſichern, wieder eben ſo leiden, eben ſo arbeiten zu können!

Kränklich und oft bis zur Ohnmacht ſchwach, fehlte ihr jede Erquickung, und ſie durfte ſich keine Stunde zum Ausruhen und zur Erholung vergönnen. Dazu kam noch ihre Unbehülflichkeit in ſolchem Leben, von der ſie unbeſchreiblich zu leiden hatte. Sie mußte ihr Zimmer ſelbſt reinigen, ſelbſt ihre Wäſche beſorgen, ſelbſt ihren Ofen heizen und verſtand von Allem dieſem nichts, und ihre ſonſt ſo ſtolze Seele war durch Kummer und Elend ſchon ſo ſchwach geworden, daß ſie in den mitleidigen Zurechtweiſungen und Belehrungen ihrer Hausgenoſſen, die, bei ihrer völligen Unkenntniß der Lebensweiſe vornehmer Hausfrauen, in ihrer Unwiſſenheit nur Untüchtigkeit ſahen, ſchmerzend und demüthigend nur die Kränkung dieſes Verdachts empfand. Ohne allen Umgang, ohne Bücher, ohne irgend eine Erheiterung, irgend eine wohlthuende Abwechſelung und Anregung vernichtete der Druck eines ſolchen Daſeins jede Annehmlichkeit ihres Weſens.

In der erſten Zeit nach ihrer Krankheit blieb ihre Seele noch in einem Fieberzuſtande und ihre Schwäche gab ihr das Recht, ſich mit ihrem Schmerze immer vertrauter zu machen. Sie hatte ja kein Weſen, bei dem ihre Seele Troſt ſuchen konnte, als bei ihm, an den ſie immerfort denken mußte; aber dieſe immer tiefer werdende Aufregung ihres Gefühls ward ihr zu Gift; allmählig erſtarb ihre Denkkraft; ihre Seele wurde tödtlich matt, und dieſe Erſchöpfung ihrer geiſtigen Kräfte veränderte gänzlich ihren Charakter. Das Leben war ſo ſtrenge, ſo hart gegen ſie, daß ſie es gegen ſich ſelbſt auch werden zu müſſen glaubte; es erſchien ihr ſträflich, ſich noch ſchonen, ſich noch hinhalten zu wollen; ſie fühlte ſich im Gegentheile verſucht, die Schöpfung ihres feindſeligen Geſchicks zu vollenden und dem Verhängniß, das ſie verderben wolle, zu helfen.

Eine unendliche Bitterkeit gegen das Schickſal, dem ſie ſo ſchuldlos unterliegen mußte, nahm Beſitz von ihrer Seele. Und könnte ich, fragte ſie ſich oft ſelbſt, wenn ich eine Tochter, eine Schweſter, eine Freundin hätte, ihnen ein anderes Reſultat meiner Erfahrungen und Ueberzeugungen geben, als das, daß keine Treue, keine Tugend, keine bewährte Feſtigkeit der Grundſätze, keine Schuldloſigkeit gegen die Gräßlichkeit eines Daſeins, wie das meinige, zu ſchützen vermag? Wüßte ich für ſie eine größere Wohlthat zu erbitten, als den Tod, oder blödſinnige Geiſtes- und Seelendumpfheit?

Nur ein Andenken aus der Vergangenheit war ihr geblieben, Theodors Ring, der ſich ihrem Finger ſo feſt angeſchmiegt hatte, daß ſie ihn nicht abzuziehen vermochte, und der ſeine geheime Kraft, ihr das Bild des geliebten Mannes im Traume vorzuführen, auch noch jetzt bewährte; aber dieſe Träume beglückten ihr Herz nicht mehr mit jener Wonne und Wehmuth der Liebe, deren Fülle ſich ſo oft beim Erwachen in Thränen und heißer Sehnſucht auflöſte, wenn ihn ihr der Traum, während ſeiner Reiſe in der Schweiz, ſo einſam, ſo treu, ſo liebend und unglücklich zeigte.

Jetzt wurden dieſe Träume düſtrer, unordentlicher und verworrener — ſie empfand in ihnen den Schmerz, den Freund von Gefahren bedroht zu ſehen, und doch blieb ihr beim Erwachen kein deutliches Bewußtſein des Geträumten, ſondern nur ein allgemeiner Eindruck von Schrecken, Angſt und Jammer. Sie fand auf dieſe Weiſe, nach der erſchöpfenden Abmattung ihres mühſeligen Tagewerks wohl Schlaf, doch nie Ruhe, da ſie faſt nächtlich mit Entſetzen und Angſtgeſchrei aus dieſen Träumen auffuhr und dann bis zur Marter vergeblich ſich anſtrengte, den finſtern Eindrücken Geſtalt und Beſonnenheit zu geben.

So fuhr ſie auch einmal in namenloſem Beben vor einem nächtlichen Schreckbilde auf, und diesmal war es mehr als ein Traum geweſen; der ſchrillende, ſchneidend helle Klang, von dem ihr geträumt hatte, er ſchneide ihr Herz von einander, zog ja noch verklingend durch ihr Zimmer, und ihr war, als löſe ſich vor ihm ihr tiefſtes Leben in Schmerz und Jammer auf und ſie mußte immerfort weinen, bis ſich das ermattete Auge ſchloß und mit der anbrechenden Morgenröthe ein ſtillerer Geiſt ſie wieder in Schlaf und Betäubung einſenkte.

Als ſie aber am Morgen erſtand, erſchrak ſie vor dem innerlichen Schmerze, den ſie tief, tief im Herzen empfand und der in ihrem Innern Vieles umwandelte, ohne daß ſie dieſen Wandel begriff. Ein neues, unbegreifliches Elend war über ſie gekommen; ſie empfand deſſen laſtenden Druck, allein es gehörte dieſer Außenwelt nicht an und ſie hatte für daſſelbe in ſeiner räthſelhaften Innerlichkeit kein Wort und keinen Begriff; ihr war aber, als ſei die Wurzel ihres Daſeins in ihrem Herzen ausgeriſſen und ihr Leben zum hohlen Traumbild geworden.

Zufällig fiel ihr Blick auf den Ring an ihrer Hand, ſie ſah, daß der Goldreif geſprungen war, wenn er gleich, troß des Riſſes, noch feſt an ihrem Finger ſchloß. Da traf der giftigſte aller Pfeile ihr Herz — ſie fühlte, Theodor ſei für ſie verloren, und nun war die Schöpfung ihres feindſeligen Geſchicks vollendet. — —

Thorildens Entfernung aus dem Schloſſe der Baronin hatte auf Theodor einen eben ſo verderblichen, als leidenſchaftlichen Eindruck gemacht, da die Baronin es verſtand, derſelben ganz den Anſchein einer geheimen Flucht zu geben, und er alſo darin nur ein Werk ihres Willens ſah. So ſchnell, ſo heimlich hätte ſie ihn nicht verlaſſen können, wenn ſie auch nur Mitleid mit ihm empfand, und dieſe ſcheinbare gefühlloſe Härte der Geliebten empörte ſeine innerſte Seele in unbezähmbarer Heftigkeit, und die tobende Fluth dieſer Leidenſchaft riß nun verheerend den Schutz ſeiner Verhältniſſe gegen ſie nieder.

Er wollte rettungslos untergehen, denn nur dies, ſchien es ihm, könne Thorilde gewollt haben, und in ihm erwachte ein finſtrer Geiſt, der Allem Hohn ſprechen wollte, was ſie ihm früher als heilig und unverletzlich geprieſen hatte. Worin beſtand denn ſein Verbrechen und ihr Recht, es zu ſtrafen? War er nicht unfreiwillig aus ſeiner Ruhe aufgeriſſen, das Opfer dieſer Leidenſchaft geworden? Je tiefer er es fühlte, wie unbeſchreiblich unglücklich er ſei, deſto ſchärfer ward auch ſeine Bitterkeit, die in ihren Aeußerungen auf Gattin und Schweſter kränkend zurückfiel. Franziska ward jetzt recht tief durch ihn betrübt, ſeine Schweſter erzürnt. Mitunter fiel freilich noch in ſein armes verſtörtes Gemüth ein lichterer Strahl der Liebe und der Wehmuth und es ſchmerzte ihn dann, ſich ſelbſt ſo entſtellt zu ſehen, aber Rettung wußte er nicht für ſich zu finden.

Der Tod zerriß jetzt das heiligſte Band zwiſchen ihm und dem Leben, ſein Julius ſtarb. An dem Grabe des geliebten Kindes gedachte er ſeines Verſprechens an Thorilde, in Schlacht und Kampf den Sieg über ſich ſelbſt ſuchen zu wollen und verkündigte der Gattin und der Schweſter den Entſchluß, wieder Dienſte nehmen zu wollen. Beide billigten ihn, und das um ſo mehr, da ein neuer herrlicher Geiſt ſich in dem deutſchen Volke zu regen begann. Schill, Dörenberg, der Herzog von Braunſchweig-Oels leuchteten als helle Sterne am Ehrenhimmel deutſchen Sinnes und deutſchen Muthes, und Deutſchlands Söhnen ſchlugen die Herzen wieder kühn und muthig, wie ſie in ſchöneren Tagen den Heldenvätern in der Bruſt geſchlagen hatten.

Theodor ging zur öſtreichiſchen Armee, und das junge Gemüth hätte ſich in tapfrer Thatenluſt und hellem freudigen Kriegerleben vielleicht wieder in die Bahn eines geſunden Lebens eingefügt; aber ſein Schickſal wollte es nicht. Das neu errichtete Regiment, in das er eingetreten war, ward der Reſerve zugefügt, und er, der nur den Tod gewollt hatte, nichts wünſchte, nichts ſuchte als ihn, er, in deſſen Bruſt eine Flamme der Leidenſchaft loderte, die ihm auf dem Wege zum Siege ein helles Panier vorgeleuchtet haben würde; ſah ſich nun in dem ängſtlich kleinen Treiben eines Mechanismus eingezwängt, der ſeine ganze Thätigkeit auf das Exerciren ſeiner Schwadron beſchränkte und bei dem zerſtreuten Cantonement in den böhmiſchen Dörfern ihm auch nicht einmal die Erheiterung der jugendlichen Freudigkeit eines cameradſchaftlichen Soldatenlebens vergönnte.

Weit entfernt daher, daß dieſe neue Lebensweiſe ihm zum Gegengewicht ſeiner Leidenſchaft hätte werden ſollen, öffnete ſie vielmehr der Verderblichkeit derſelben einen noch größern Spielraum. Verzweifelnd an ſich ſelbſt, durch und durch erkältet gegen ſeine Gattin, erbittert gegen ſeine Geliebte und doch lodernd in unendlicher Leidenſchaft, gab er ſich vollends auf und warf ſich, um die Gährung ſeines Bluts zu ſtillen, in eine Lebensweiſe, die ihn raſch in eine bodenloſe Tiefe ſittlicher Verwilderung riß. Von dem lieben, freundlichen, durch und durch rechtlichen Theodor, der einſt ſo froh und glücklich war, war bald kein Zug mehr an ihm erkennbar und ſein Name beim Regimente in kurzer Zeit allgemein als der eines Säufers, Spielers und Wüſtlings bekannt.

Die Begebenheiten des Krieges führten einen ſchnellen Wechſel des Schauplatzes herbei. Theodors Regiment erhielt den Befehl zur Veränderung ſeines Cantonements und einige Schwadronen deſſelben rückten in das Städtchen ein, wo Thorilde lebte. Theodor ward, ohne es zu ahnen, ihr Hausgenoſſe. Sie erkannte ihn, als er vor dem Hauſe vom Pferde ſprang. Ihr Gefühl war unausſprechlich, aber nur in der Hölle kann man die Qual empfinden, mit der ſie ihn bei dem mit einer Glasthüre verſehenen Zimmer, in dem ſie war, trunken und fluchend die Treppe hinauf taumeln ſah.

Keine Folterqual kommt gegen das Entſetzen dieſes Augenblicks, und wer nicht die Erfahrung gemacht hat, ein heiß geliebtes und rein und wahr geachtetes Weſen bis zur niedrigen Gemeinheit geſunken wieder zu ſehen, ſpreche nicht von dem, was der Menſch zu leiden vermag, und nun Thorilde, mit dem giftigen Dolch des Bewußtſeins im blutig zuckenden Herzen: Leidenſchaft für dich führte ihn dieſem Verderben zu. Nein, nein, man muß an die Macht des Teufels glauben, wie könnte ſonſt über ein endliches Weſen ſolche Qual verhängt werden!

Viele Tage lang blieb Thorilde die unſichtbare Zeugin ſeines wüſten Lebens und Treibens, da die Fenſter ihres kleinen Hinterſtübchens auf den Hof gingen, der ſein Zimmer begrenzte und der Lärm ſeiner Bacchanallen bis tief in die Nacht hinein zu ihr drang.

Er war faſt nie nüchtern und die Wahl ſeiner Geſellſchafterinnen entehrte ihn vollends, da ſie, aus den Hefen des weiblichen Geſchlechts beſtehend, in ihm jede Ertödtung des feineren Gefühls vorausſetzten. Sein Anblick ſchon war eine Geſchichte ſeines Falles. Keine Freudigkeit, keine Jugend, keine Liebe mehr in dem ganzen Menſchen! Sein innerſtes Daſein nur noch moraliſche Verweſung!

Und das iſt mein Werk, ſagte ſich Thorilde mit einer Kälte der Verzweiflung, vor der alles Menſchliche in ihrer Bruſt zu Eis erſtarrte. Hätte ich den Muth gehabt, mir früher ſein Daſein anzueignen, hätte ich ihm das, was man Tugend nennt, geopfert, ſtatt ihn dieſer, er wäre nicht allein glücklich, er wäre auch gut geblieben. Ein tiefes Geheimniß hätte unſer Glück und unſre Liebe verhüllt; er wäre der Freund ſeiner Gattin geblieben und hätte die Fähigkeit behalten, glücklich zu machen und glücklich zu ſein, und ich! ich! — o Tugend, o Gebot der Pflicht, ſeid ihr denn nichts als leere, haſſenswürdige, verabſcheuungswerthe Trugbilder, und Verzweiflung und Jammer das verdiente Loos deſſen, der euch ſein Glück opfert? In welchem Compendium der Moral, in welcher eurer Vorſchriften, ihr Tugendlehrer, iſt denn der Fall berechnet, wo ein der Pflicht mit dem reinſten Willen, mit der ernſteſten Strenge gegen das widerſpenſtige Herz gebrachte Opfer der Quell ſittlichen Verderbens und als ſolcher der Urſprung ewiger Reue wird? Was ſoll den Menſchen mit der Grauſamkeit des moraliſchen Geſetzes verſöhnen, wenn es ihm das Opfer des einzigen Glückes, das er zu erreichen ſtrebt und zu würdigen weiß, abfordert; wenn es ihn zwingt, das Weſen, das er liebt und dem er mit der größten Herzensqual einen Herzensſchlag erkaufen möchte, eben ſo elend zu machen, als er ſelbſt iſt, und dann der Rückblick auf die Bewegungsgründe ſeines Handelns, das Bewußtſein, den reinſten Vernunftgeſetzen, den erhabenſten Vorſchriften der Moral gehorcht zu haben, nicht die Kraft hat, das Jammergeſchrei ſeiner zerriſſenen Seele auf einen Augenblick, einen einzigen Augenblick der Erholung nur von ſolcher Qual zu ſtillen? — muß denn der Menſch nicht hoffnungslos ein Raub der Verzweiflung werden, und ſo gemartert die Tugend giftig haſſen lernen, die er früher vergötterte? muß er nicht mit einem Fluch gegen die Macht untergehen, die in ſeinem Daſein ſein Recht auf Glück begründen oder ihn unerſchaffen laſſen mußte? —

Das Erdenſchickſal legt uns dieſe dunkeln Räthſelfragen zuweilen vor; aber für den Glauben gibt es kein Räthſel ohne tröſtende, ja ohne erhebende

Antwort, und hätte Thorilde ſeine heilige Kraft empfunden und gekannt; hätte ihr nicht bei aller ihrer Trefflichkeit dieſe Stütze, dieſe einzige zuverläſſige Grundlage der Tugend und der ſittlichen Freiheit im weiblichen Gemüth gefehlt, ſo hätte ſie ihr Schickſal beſiegt, ſtatt ihm zu erliegen. So aber vermag das Wort nicht das Entſetzen ihres furchtbar empörten Daſeins darzuſtellen und die Barmherzigkeit Gottes behüte jedes menſchliche Weſen es zu empfinden. Und doch gab ſelbſt dieſe entſetzliche Qual Thorilden das Gefühl des Lebens zurück. Sie ſah Theodor, von ihm ungeſehen, täglich, und oft übte ſein Blick, ſein Gang, ſein Ton eine Gewalt über ſie, vor der ſich die Verſteinerung ihres Lebens in heiße Thränenſtröme auflöſete.

Zuweilen glaubte ſie nicht an ihr Unglück; es ſchien ihr zu groß, um wirklich ſein zu können; ſie wähnte dann, es ſei nur ein Traum und harrte in namenloſer Angſt des Erwachens aus ſeinen Schrecken — aber ach! dieſem Augenblicke des Wahns folgte nur zu bald der erneuerte Druck der Wirklichkeit, der wie eine Felſenlaſt ihre Seele preßte, ohne daß ſie ſich unter ihm zu erheben vermochte.

Nur noch die äußerſte Erſchöpfung ihrer Geiſtes- und Körperkraft, nur das todtenähnliche Ermatten von Seele und Leben gewährte ihr die Ruhe des Schlafes; aber nichts iſt trauriger, als das Erwachen des Unglücklichen. Noch ehe ſich die Seele von den Banden des Schlummers losgewunden hat, fühlt man ſchon, ſo wie ſie beginnen, ſich zu löſen, im Allgemeinen, daß man leidet und in dem allmäligen Uebergange vom Zuſtande des Schlafes zu dem des Wachens und der völligen Beſonnenheit wird dies Gefühl ſo lebhaft, daß man dann ſein Elend jedesmal wie ganz neu mit verdoppelter Gewalt empfindet.

Der Gedanke, zu ihm zu eilen, ſich ihm zu erkennen zu geben und dadurch einen Verſuch zu ſeiner Rettung zu wagen, war ihr nicht fremd; aber ſie war in dem Zeitraume ihrer Trennung bis zur Unkenntlichkeit veraltet; Gram und Elend hatten jede Anmuth ihres Weſens vernichtet, und mit dem Bewußtſein ihrer Liebenswürdigkeit verliert eine Frau auch das Vertrauen zu ſich ſelbſt, und den Glauben an die Macht der Liebe. Dazu kam noch, daß Theodor ſelten nüchtern und faſt nie allein war.

Sie fühlte es, der Schmerz werde ſie wahnſinnig machen, wenn dieſer Rettungsverſuch vergeblich bleibe, und doch trieb es ſie immer mächtiger; auch dies Letzte und Aeußerſte für ihn zu wagen. Wenn ſie auch nicht mehr geliebt war, ſo mußte doch ihr Anblick ihn erſchüttern, und ſie kannte, von ihrem eigenen Daſein losgeriſſen, keine Pflicht mehr, als die, für ihn zu leiden und ſich dem herbſten Schmerz preis zu geben, ſobald daran die Möglichkeit gebunden war, wohlthuend auf ihn wirken zu können.

Da verſammelte irgend ein Anlaß eines Tages alle Officiere des Regiments zu einem gemeinſchaftlichen Male. Theodor trank ungewöhnlich viel und ſpielte dann ſpät in die Nacht hinein mit all der ungemeßnen Heftigkeit, die jetzt zügellos in ihm loderte. Durch die Größe ſeines Verluſtes gereizt, ward er zankſüchtig und es kam zwiſchen ihm und einem ſeiner Cameraden zum Wortwechſel, den die beſonnene Mäßigung des Letztern und die Einmiſchung der Anweſenden vergeblich beizulegen ſuchte.

Theodor glaubte ſich beleidigt und drang dem Gegner ſeinen Säbel auf. Vergeblich weigerte ſich dieſer, jetzt gegen ihn fechten zu wollen, vergeblich umringte man Theodor, um ihn aus dem Zimmer zu führen; mit der Wuth eines Raſenden riß er ſich los und, auf ſeinen Gegner zueilend, ſtürzte er ſich ſelbſt in deſſen zur Vertheidigung vorgehaltenen Säbel.

Die Wunde war tief und der Blutverluſt ſo ſtark, daß man ihn für todt in ſeine Behauſung trug. Thorilde war noch auf. Eine namenloſe Angſt hatte ſie den ganzen Abend bis ſpät in die Nacht hinein ruhelos umhergetrieben. Schmerzender denn je drückte ſie der zerſprungene Ring; ſie verſuchte, was ſie auch ſchon früher oft gethan hatte, ihn vom Finger abzuſtreifen; aber er war zu feſt in dieſen hineingedrückt, als daß der Verſuch gelingen konnte — doch jetzt, in dieſer öden, ſchauerlichen Mitternachtsſtunde ſprang er mit einem Klange, dem gleich, deſſen Ton ſchon einmal ſo gräßlich ſchrillend an ihr Ohr geſchlagen hatte, in zwei Hälften von einander, und mit einem Schrei des Entſetzens ſank ſie vor dem neuen noch ungekannten Schmerz, den das Schickſal in dieſer Stunde für ſie bereitet hatte, auf ihre Kniee —

die Hausthüre öffnete ſich; es riß ſie den Eintretenden entgegen — ihr erſter Blick traf auf Theodor, der, überſtrömt von Blut, bleich und beſinnungslos in den Armen ſeiner Freunde lag.

Keiner von dieſen kannte die Frau, die jetzt mit einem Ausdruck von Schmerz und Verzweiflung, der jeden Anweſenden erſchütterte, vor dem Todtwunden niederſtürzte. Theodor hatte, aller Wahrſcheinlichkeit nach, nur noch wenige Augenblicke zu athmen; man wollte ihn daher nicht mehr die Treppe hinauf bringen, und Thorilde winkte ſeinen Trägern ſtumm, ihr zu folgen. Sie vergoß keine Thräne; nur zuweilen wand ſich ein Aechzen aus ihrer Bruſt, das ſichtbar durch jede Nerve ihres Weſens zuckte und ſo ſchritt ſie voran zu ihrem Stübchen, wo man den Verwundeten auf ihrem Lager bettete.

Man hatte ſchon nach einem Wundarzt geſandt; Thorilde kniete ſtarr und bleich neben ihm; nur zuweilen, wenn der Todeskampf ihm einen röchelnden Seufzer auspreßte, hob ſich ihre Bruſt gewaltſam und ihr Blick und ihre Hand hoben ſich mahnend und anklagend zum Himmel. Noch lebte er, noch war das Entſetzlichſte nicht ausgeſprochen; aber als nun der Wundarzt kam und das furchtbare Wort ſprach: „Er iſt nicht zu retten und wird in wenig Minuten todt ſein," da brach ihr Herz. All der unendliche ſchuldloſe Jammer ihrer Seele preßte ſich in ein Geſchrei der Verzweiflung und der Angſt zuſammen — ſie faßte ſeine Hände, ſie rief ſeinen Namen, ihr war, als müſſe ſie nun gleich, augenblicklich mit ihm ſterben.

Ach noch einmal drang der Laut dieſer Stimme in ſein Ohr. „Wer ruft mich?" röchelte er dumpf und unvernehmlich und das Auge öffnete ſich noch einmal dem Erdenlichte. Da ſah, da erkannte er ſie, und mit einer unbegreiflichen Kraft richtete er ſich empor. „Ja," rief er furchtbar, „es gibt eine Vergeltung und ſie führt Dich her, Dein Werk zu ſchauen. Blick her — von Allem, was ich war, von Allem, was ich beſaß, ehe Deine unmenſchliche Härte mein Herz vergiftete, iſt mir nur die Kraft geblieben, Dir und Deinem Gott und der Tugend, der Du mich geopfert haſt, zu fluchen."

„Halt ein,“ ſchrie ſie, „halt ein, Dein Fluch hat mich ja ſchon erfaßt!“ — aber er hörte ſie nicht mehr.

Schrecklich war ſein letztes Röcheln, noch ſchrecklicher der Augenblick, wo man ſie mit Gewalt von ſeiner Leiche riß. Mit der Kraft der Verzweiflung, mit der Höllenpein eines durch die gräßlichſte Seelenfolter zerriſſenen Daſeins ſtürmte ſie gegen die Pforten der Geiſterwelt an und verſuchte die Scheidewand zwiſchen ihr und uns niederzureißen.

Doch vergeblich forderte ſie Verſöhnung von dem in Fluch gegen ſie Geſtorbenen, den ſie ſo glühend geliebt hatte.

Er war todt, und die Gräßlichkeit ſeiner Todesſtunde rief bald alle Schrecken des Wahnſinnes auf ſie herab.

Nicht wie ein ſanfter Traum ſpielte er mit milden Täuſchungen um ſie; er umheulte ſie mit dem Furienlaut der Verzweiflung, mit dem Todesgeröchel des Fluches und des Entſetzens.

Ein Gegenſtand der öffentlichen Fürſorge ward Thorilde in das Irrenhaus der Provinz gebracht. Dort lebt ſie noch. —

Für Alles Nichts — für Leben Sterben,
Für frommes Zutraun morſchen Stab,
Für Gluthen Eis, für Huld Verderben,
Das iſt's, was ihr das Schickſal gab.

Auswahl
aus
Fanny Tarnow's
Schriften.

Sechster Band.

Leipzig, 1830.
Verlag von Carl Focke.

Inhalt.

Blätter aus Thereſens Tagebuch.

Glaubenskraft.

Blätter
aus
Thereſens Tagebuch.

Selig ſind, die reines Herzens ſind,
denn ſie werden Gott ſchauen!

Vorbericht.

Thereſe war die einzige Tochter des Generals, Freiherrn von D., auf den von ſeinen Ahnen nur der Glanz dieſes berühmten Namens, aber nicht der Reichthum vererbt war, den dieſe einſt beſeſſen und den eine Reihe von Unfällen dieſem edlen Geſchlechte geraubt hatte. In einer fernen Koſtſchule nach dem Tode ihrer Mutter erzogen, kam ſie in ihrem vierzehnten Jahre in das Haus ihres Vaters zurück. Dieſer, ein ſonſt trefflicher, aber in allen ſeinen Anſichten und Empfindungen von einem grenzenloſen Stolz beherrſchter Mann, freute ſich ihrer aufblühenden Schönheit, die ihm für die geliebte Tochter die

Hoffnung einer reichen und glänzenden Verbindung zu verbürgen ſchien. Thereſe war ſeit ihrer Kindheit mit dieſen Anſichten vertraut, und dem jungen, unbefangenen Gemüth hatte es ſich früh als Nothwendigkeit eingeprägt, ſie dürfe dereinſt nur einem vom Glück mit ſeinen Gaben reich ausgeſtatteten Mann ihre Hand und, was ihrer Meinung nach ſich dann von ſelbſt verſtand, ihr Herz ſchenken.

Kindlich und unbeſorgt gab ſie ſich aber dem angenehmen Eindruck hin, den die Geſtalt und das Betragen des Rittmeiſters von Treuburg, der, als Adjutant ihres Vaters, täglicher Gaſt in ſeinem Hauſe war, auf ſie machten. Faſt immer allein, da der General wenig Geſellſchaften beſuchte, fand ſie es von dem jungen, ſchönen Mann höchſt artig, daß er ihr beinahe alle ſeine Freiſtunden widmete, mit ihr las, Clavier ſpielte, ſang, und ihr alle die kleinen ſchuldloſen Freuden verſchaffte, die ihr Leben verſchönerten und ihre heitere Jugend vor jedem Wunſch bewahrten, der ihr Leben mit dem gefährlich ſüßen Reiz der Sehnſucht zu erfüllen vermochte.

Dem General fiel es nicht ein, daß ein armer Stabsrittmeiſter toll genug ſein könne, ſeine Tochter heirathen zu wollen; der Gedanke irgend einer andern Gefahr konnte bei dem ernſt ſchönen und ſtrengen Ehrgefühl, das der Leitſtern ſeiner eigenen Jugend geweſen war, nicht in ihm aufkommen. Thereſe dachte, weil ſie bei den ihr von ihrer Kindheit an eingeprägten Anſichten eben ſo hätte denken müſſen, gar nichts, und Treuburg ſelbſt hielt ſich durch ſeine Verhältniſſe gegen jede Gefahr geſichert, die einem, für Frauenreiz und Liebesglück ſo empfänglichen jungen Mann, wie er, ſonſt aus dem täglichen, ungezwungenen Umgang mit einem höchſt liebenswürdigen, in immer holderer Anmuth und reinerer Güte aufblühenden Mädchen hätte erwachſen können.

Erſt wenige Monate vor Thereſens Rückkunft in das väterliche Haus war er zu dem Regimente ihres Vaters verſetzt. Früher war M. ſeine Garniſon. Hier lernte er Sophie H. kennen; ſie gefiel ihm, und dies Gefallen verlebendigte ſich in ihm durch die Bemerkung, daß einer ſeiner Cameraden mit gleichem Eifer um ihre Gunſt warb. Sophie und ihre Zwillingsſchweſter Johanna waren die Töchter eines reichen Kaufmanns, der ihnen in der Wahl ihres künftigen Gatten völlige Freiheit, doch mit dem Vorbehalt, nie einen Officier zu wählen, zugeſichert hatte. Er haßte dieſen Stand entſchieden, weil ſeine

Jugendgeliebte das Opfer eines Verführers aus demſelben geworden war, der ſie erſt mit ihrem Verlobten entzweit, dann verführt, dann verlaſſen hatte.

Im Beſitz allgemeiner, durch Sittlichkeit, Häuslichkeit und Wohlerzogenheit erworbener Achtung, fehlte es beiden Schweſtern, die noch dazu die einzigen Kinder eines reichen Vaters waren, nicht an Bewerbungen mehrerer vortrefflichen Männer ihres Standes; aber Sophiens Herz entſchied für den Lieutenant Treuburg, und feſt beſchloß ſie, ihm freilich nie gegen den Willen ihres Vaters ihre Hand zu geben, doch dieſe auch beſtimmt keinem Andern zu reichen. Treuburg's Liebe, in ihrem Urſprunge nur eine leichte Jugendneigung, erhielt durch die ſich ihr entgegenſtellenden Schwierigkeiten ernſtere Bedeutung und höheren Gehalt. Der alte H. wurde auf das Verhältniß der beiden jungen Leute aufmerkſam und entfernte Treuburgen aus ſeinem Hauſe, in dem er ſich Zutritt zu verſchaffen gewußt hatte, ſo wie er auch ſeiner Tochter die Gelegenheit entzog, ihn außer demſelben, in Schauſpielen, Concerten, Geſellſchaften und auf Bällen zu ſehen.

Man ſah ſich nun heimlich; was aber für den Mann nur den Reiz eines Jugendabenteuers hatte, ward für das zartempfindende Mädchen zum Geſundheit zerſtörenden Weh. Der Vater ſah das Verblühen ſeiner Tochter und wußte Treuburg's Verſetzung zu einem andern Regiment zu bewirken. Dieſer mußte gehorchen, doch mit bitterem Unmuth ſah er durch die Wachſamkeit des Vaters jeden Verſuch, Sophie noch einmal vor ſeiner Abreiſe zu ſprechen, vereitelt; ſelbſt ihr bis jetzt ungeſtört gebliebener Briefwechſel ward unterbrochen. Entſchloſſen, auch das Aeußerſte zu wagen, ging er am Abend vor ſeiner Abreiſe geradezu in das Haus des alten H., zwiſchen dem und ihm es noch nie zu einer offenen Erklärung und erklärter Feindſeligkeit gekommen war.

Er fand die Familie am Theetiſch verſammelt; Sophie ſehr bleich und von ſeinem unvermutheten Anblick gewaltſam erſchüttert; Johanna, die im eigenſten Sinne des Wortes nur in ihrer Schweſter lebte, den Schmerz und die Freude ſeines Anblicks mit dieſer theilend; den alten H. überraſcht, aber ganz höflich, da ihn die auf morgen bevorſtehende Abreiſe verſöhnte. Man war indeſſen gegenſeitig ſehr geſpannt und die Unterredung blieb peinlich gezwungen. Sophie, die Treuburgen mit unendlicher Gewalt, mit ſeltener Stärke des Herzens liebte, rang ſtill, aber gewaltſam mit dem Schmerz dieſer ſtummen, vom Auge des Vaters bewachten Abſchiedsminuten.

Vergeblich hatte aber Treuburg auf eine Minute gehofft, in der er Sophie nur noch einmal an ſein Herz drücken und ihr zum Lebewohl die Verſicherung ſeiner Liebe und Treue wiederholen konnte; der alte H. blieb ſtets gegenwärtig und er mußte am Abend ſcheiden, ohne von Sophien ein Wort der Liebe und der Verheißung gehört zu haben. Der Vater begleitete ihn beim Weggehen bis zur Thür des Vorzimmers; jetzt ſtand Treuburg auf der dunklen, ſchwach erleuchteten Flur ganz allein; keiner der Dienſtboten war zu ſehen; ohne alle Ueberlegung, nur der Eingebung des Augenblicks gehorchend, ging er, ſtatt aus dem Hauſe, die Treppe hinauf, in das Zimmer der beiden Schweſtern, hoffend, eine von dieſen werde kommen, er dadurch die Gelegenheit erhalten, Sophie zu ſehen und er ſich dann während des Abendeſſens der Familie wohl Mittel finden, das Haus unbemerkt verlaſſen zu können.

Allein es war ſchon ſpäter, als er glaubte; gleich nach ſeinem Weggange ward der Tiſch gedeckt; man aß und Sophie kam erſt zur Schlafenszeit in ihr Zimmer und zwar allein, da Johanna, mit einigen häuſlichen Anordnungen beſchäftigt, noch unten geblieben war. Sophie hatte den für weibliche Jugendblüthe und Geſundheit ſo feindlich zerſtörenden Kelch einer unglücklichen Liebe in einer von Treuburg nicht geahneten, und überhaupt von Männern nur ſelten begriffenen Bitterkeit gekoſtet; ihre Geſundheit hatte ſehr gelitten, ihr Nervenſyſtem war erſchüttert und durch den Schmerz dieſer Trennung und der Anſtrengung, mit der ſie dieſen vor dem Vater zu beherrſchen geſtrebt hatte, unnatürlich gereizt.

Ganz in ſich verloren, tief in die leidenſchaftlichſte Sehnſucht, Treuburg nur noch einmal zu ſehen, verſenkt, trat ſie in ihr Zimmer, und als ſie, das Licht auf den Spiegeltiſch ſetzend und den Blick zufällig erhebend, im Spiegel die Geſtalt des Freundes in der dunkelſten Ecke des Zimmers erblickte, ward der Eindruck dieſer geglaubten Geiſtererſcheinung ihrer Phantaſie zu mächtig. Mit einem Schrei entſetzlicher Angſt ſtürzte ſie, von convulſiviſchen ſchrecklichen Krämpfen ergriffen, zu ſeinen Füßen nieder. Johanna hatte den Schrei und den Fall gehört — ſie flog hinauf und fand Sophie in Treuburg's Armen, der in furchtbarer, ſeelenfolternder Angſt die Geliebte zu erwecken ſuchte; in demſelben Augenblick hörte ſie auch ſchon die Thür des Vaters ſich öffnen, und dieſen, von ihrem Mädchen begleitet, die Treppe betreten.

„Um Gottes willen!“ rief ſie, „fort, wir ſind verloren, wenn er Sie hier trifft!“ — Das Zimmer hatte nur einen Ausweg; kein Cabinet, kein Verſteck, nichts — mit dem Muth der Verzweiflung riß Treuburg das Fenſter auf, und ehe Johanna einer Ahnung ſeines Beginnens fähig geworden war, ſprang er hinaus. Der Tollkühne kam unverletzt davon; aber das Schickſal band an ſeine Unbeſonnenheit eine entſetzliche Folge, da Sophie von dieſen epileptiſchen Krämpfen nie wieder ganz befreit ward.

Wer fühlt nicht den Stachel des giftigen Bewußtſeins in Treuburg's Seele, das jugendlich blühende Leben der Geliebten ſo finſter verſchattet zu haben! In halbem Wahnſinn kam er in ſeinem neuen Aufenthalt an; doch eben dieſer finſtere Ernſt, dieſe Scheu vor allen lauten Gelagen, erwarben ihm, verbunden mit einer großen Pünktlichkeit im Dienſt, das Wohlwollen des Generals, der ihn zu ſeinem Adjutanten ernannte. Bald aber behauptete die Jugend ihr Recht; das entſetzliche Bild der in furchtbarer Verzerrung entſtellten Geliebten begann um ſo ſchneller zu verbleichen, da Sophie ihm ſchonend die Wiederkehr dieſer Anfälle verſchwieg. Sie ſowohl, als Johanna, ſprachen ihm in ihren Briefen nur von Hoffnungen, daß Sophiens Kränklichkeit den harten Sinn des Vaters erweichen werde, und ſo ward ihm ſein Leben wieder licht und froh.

Thereſe entzückte ihn, als er ſie kennen lernte, durch ihre Kindlichkeit, ihren heitern Sinn und die Anlagen, die er in ihr zu entdecken glaubte; aber in ernſterer Beziehung erſchien ſie ihm bedeutungslos, und bei der Zartheit ihres Wuchſes noch mehr Kind, als ſie es eigentlich in dieſen Jahren des Ueberganges vom Kinde zur Jungfrau noch war. Nach einem Jahre geſtand er ſich auch, ſie habe ſich ſchnell entwickelt und ſei eins der liebenswürdigſten Mädchen, die er kenne; ja, im dunklen Vorgefühl, daß er gegen ſo viel Reiz wohl einer Schutzwehr bedürfen könne, entdeckte er ihr und ihrem Vater ſeine Liebe zu Sophien, ohne indeſſen die Schwierigkeiten dieſer Verbindung deutlich auszuſprechen.

Dies Geſtändniß ward auch für Thereſens reines Gemüth zur Aegide, doch ihn, den Unglücklichen, ſchützte es nicht, nach Verlauf von noch nicht völlig zwei Jahren fühlte er, daß er ſie liebte, und daß ſie die erſte Liebe ſeines bis dahin durch Täuſchung verblendeten Herzens war. Die Kraft, mit der er ſich jeden Blick, jedes Wort der Liebe gegen Thereſen unterſagte, verſöhnte ihn mit dem Bewußtſein ſeiner Verpflichtung gegen Sophie. Er glaubte ſtolz auf dieſe Selbſtbeherrſchung ſein zu dürfen, und bedachte nicht, wie er durch ſeinen innern Kampf, ſeinen Unfrieden Thereſens junges Gemüth verwirrte; wie er ſie immer enger umſpann und leidenſchaftlich darnach ſtrebte, jede Regung der Freundſchaft, der Achtung, des Vertrauens, der Theilnahme, die ihr Herz fühlte, ſelbſtſüchtig in ſich allein zu vereinen; wie er ihr jeden andern Umgang verleidete, ſie von jeder nähern Verbindung mit andern jungen Mädchen zurückhielt, damit nichts ſie hindere, nur für ihn allein zu leben, deſſen Verhältniß zu ſich ſie bei ihrer faſt klöſterlichen Eingezogenheit und Unbekanntſchaft mit dem Leben durchaus nicht klar zu erkennen und noch weniger zu beſtimmen vermochte.

Sie wußte ihn verlobt; dies ſicherte ſie vor jedem Wunſch, jeder Unruhe der Liebe; aber es ſicherte ſie nicht, ihm in himmliſch reiner Neigung ihr ganzes Herz hinzugeben. Nur die ſchönſten Seelen meines Geſchlechts werden es begreifen, wie ſie ſein war und welchen Frieden ihr ihr Schutzengel bewahrte.

Treuburg hatte Sophie in dieſer Zeit nur einmal wieder geſehen. Ihre Briefe waren vom Geiſte der innigſten Liebe und einer ſanften Trauer beſeelt. Sie fühlte den ruhigern Ton ſeiner Briefe tief im Herzen, und die Furcht, daß eine längere Trennung ihn immer mehr erkälten werde, zehrte an ihrem Leben. Der Vater ſah dies Verwelken ſeiner zarten Blume mit einem Kummer, der ihm ſo zu Herzen ging, daß er, aller ſeiner Drohungen und früher gefaßten Entſchlüſſe vergeſſend, ihr Leben durch ſeine Einwilligung in ihre Verbindung mit Treuburgen retten zu müſſen glaubte.

Dieſer konnte, als er den Brief des Vaters erhielt, keinen Zweifel haben; er forderte nach des alten H. Wunſch, der ſich erbot, für ihn und Sophie ein Gut in der Nähe von M. zu kaufen, ſeinen Abſchied und trat dann mit der Nachricht von dieſer Entſcheidung vor Thereſen. Es ſchmerzte dieſe, den Freund ſo wehmüthig bewegt, ſogar nicht froh glücklich zu ſehen; ſie hielt ſeine Stimmung aber nur für Trauer über die Kränklichkeit ſeiner Braut und tröſtete ihn und ſich mit der Hoffnung, dieſe in Heiterkeit und Liebe bald neu erblühend und den Freund dann in ungetrübter Zufriedenheit, des Beſitzes der Geliebten ſich erfreuend, zu wiſſen.

Treuburg's Seele war ſtark; er erprobte es in der Stunde ſeines Abſchieds von Thereſen, die für ihn zur ſchweren, edel beſtandenen Prüfungsſtunde ward. Bei ſeiner Ankunft in M. fand er Sophie ſelig beglückt; aber matt, kränklich und, als Folge jenes noch nicht ganz gehobenen Uebels, ängſtigend reizbar und verletzlich. Es war die Geliebte ſeiner frühern Jahre, die ſich mit Geſundheit, Jugendblüthe, mit unendlicher Liebe und Treue unverlierbare Rechte auf ihn erworben hatte; aber auf Glück durfte der ſechsundzwanzigjährige, blühend ſchöne Mann, mit der friſcheſten Empfänglichkeit für Lebensluſt und Liebesglück, an der Seite des vierundzwanzigjährigen, kränklich verblüheten Mädchens nicht hoffen, da auch ihr Geiſt, wie dies bei dem Eintritt in reifere Jahre ſo oft bei dem weiblichen Geſchlechte der Fall iſt, auf eine unerklärliche Weiſe mit der Jugend gewelkt war.

Wie ſüß bethörend lächelte ihn dagegen das Bild der ſechzehnjährigen, blühend ſchönen, mit dem Zauber von Geiſt, Herz und Talent verklärten Thereſe an! Stunden, wie er ſie bei dieſer verlebt hatte, hatte er in Sophiens Arm nie kennen gelernt, ob er gleich, von Sophien geliebt, ſich, Thereſen gegenüber, nicht einmal die Ahnung erlaubt hatte, welchen Himmel ihre Liebe zu verſchenken habe. Doch nahm er ſich in edlem Willen ernſt zuſammen und bot Alles auf, um ſeiner Braut die alte Liebe, die alte Herzlichkeit zu zeigen; wer aber vermag das Herz eines wahrhaft liebenden Weibes zu täuſchen, wenn es ehemals durch Fülle, köſtliche Fülle der Liebe beglückt, jetzt durch den vorgeſpiegelten Schein derſelben befriedigt werden ſoll?

Sophiens Herz und Leben erlag vor dieſer Entdeckung. Sie konnte ihm keinen Vorwurf machen; er war treu, ſein jetziges Betragen gegen ſie tadelfrei, voll liebevoller Neigung und zarter Aufmerkſamkeit; aber ſie fühlte, daß ſie die Macht verloren hatte, ihn zu beglücken, und wo iſt im Himmel und auf Erden Troſt für ein weibliches Herz, wenn es ſich dem Geliebten gegenüber um dieſe Macht verarmt fühlt?

Sophie ward hoffnungslos krank und ihr wundes Herz umfaßte den Gedanken des Todes mit ſtiller Freudigkeit. Treuburg verließ ſie nicht; unermüdet in ihrer Wartung, ihrer Pflege, ihrer Erheiterung, erhellte er ihre letzten Lebenstage mit einem ſo ſanften Schimmer, daß ſie dieſen oft als die Morgenröthe ihrer Seligkeit pries.

Jetzt erſt erkannte er, wie er geliebt worden war; jetzt erſt enthüllte ſie ihm ihr ganzes Herz in der Tiefe ſeines Gefühls und ſeines Grames. Vergeblich zeigte ſie ſich ihm verſöhnt mit ihrem Schickſal und ganz Liebe, ganz Dank gegen ihn; nichts ſchützte ihn vor der Verzweifelung des Bewußtſeins, ſie getödtet zu haben.

Es war an einem ſchönen, warmen Maiabend, als Sophie ihren Vater und ihren Geliebten früher denn gewöhnlich von ſich ließ, weil ſie, wie ſie ſagte, ſich müde fühle und ſanft zu ſchlafen hoffe. Johanna blieb allein bei ihr. Johanna, die in den eilf Wochen ihrer Krankheit das Zimmer der geliebten Schweſter nicht verlaſſen, in eilf Wochen keine Nacht geſchlafen, keine Erquickung, keine friſche

Luſt genoſſen hatte; einzig nur mit ihr beſchäftigt und ihr eignes Leben an den matter werdenden Pulsſchlägen Sophiens abzählend, und das ohne Thräne, ohne Seufzer, ohne Klage, ſtumm, in frommer Geduld, ſich der innern Gewißheit freuend, ihr Leben ſei mit dem ihrer Zwillingsſchweſter untrennbar verknüpft.

Mit dem Schlage der Mitternacht athmete Sophie ihr Leben ſanft in ihren Armen aus. Bis zum Morgen blieb ſie allein bei der Todten; dann erſt weckte ſie den Vater mit der Trauerbotſchaft. Man ſah ſie zum Marmorbild erblaßt, doch ruhig und ohne Thräne. Nur Treuburg's Anblick, ſein Schmerz ſchien ſie zu erſchüttern; nur in der Liebe zu ihm ſchien ſie noch der Erde anzugehören. In eben ſo ſtill ernſter Faſſung beſorgte ſie Sophiens Begräbniß. Bei der Rückkehr von demſelben fuhr ſie zu ihrem Arzt, einem vieljährigen, treu erprüften Freund ihres Vaters.

„Ich komme,“ ſagte ſie zu ihm, „Sie um ein Sterbelager zu bitten, da es meinen Vater zu ſchmerzlich erſchüttern würde, auch die zweite Tochter als Leiche ſein Haus verlaſſen zu ſehen. Bereiten Sie ihn auf das vor, was geſchehen wird. Ich weiß, Gott wird es ihm tragen helfen.“

Der Arzt erſchrak; da er ſie aber nicht krank fand, hielt er ihre Worte nur für Eingebungen einer übermächtig gewordenen Phantaſie und einer ſchwärmeriſchen Ueberſpannung. Sie lächelte ſanft, als ſie ſeine Meinung errieth und fügte ſich willig in alle ſeine Vorſchriften. Sie ſah ihren Vater, ſie ſah Treuburg, Beide noch ſegnend und ſie tröſtend ermunternd, in Gottſeligkeit den Schmerz dieſes Lebens zu tragen. Am Morgen des vierten Tages begrub man ſie neben Sophien.

Vor dem Weggange aus dem väterlichen Hauſe hatte ſie Alles geordnet und mit dem Einkauf von Sophiens Leichenbeſtattung zugleich ihre eigne beſorgt und verfertigt. In ihren hinterlaſſenen Papieren fand man Aeußerungen, die es verriethen, daß ſie, in allem Ein Herz und Ein Leben mit Sophien, es auch mit ihr in ihrer Liebe für Treuburg geweſen war.

Der Präſident von H., ein Bruder von Thereſens verſtorbener Mutter, war durch Erbſchaft Beſitzer eines nahe bei M. liegenden Gutes geworden. Schon ſeit länger mit dem Plane einer Frühlingsreiſe zu ſeiner Erholung beſchäftigt, beſchloß er, auf dieſer auch das neu erworbene Beſitzthum zu beſuchen, und ſchrieb an ſeinen Schwager, den General von D., ihn zu einem Beſuch dorthin einzuladen, den er um ſo inniger erbat, da er, ſelbſt kinderlos, in Thereſen die Tochter einer ſehr geliebten Schweſter kennen zu lernen wünſchte. Ein Wunſch, der, wenn gleich lange gehegt, doch bei der weiten Entfernung ſeines Wohnorts von dem Aufenthalte des Generals bis jetzt unerfüllt geblieben war.

In der Trennung von Treuburgen war Thereſen eine trübe Ahnung von dem Ernſt des Lebens geworden. Sie wußte nicht, warum ihr Leben jetzt ſo verödet, ihr Herz ſo ſchwer war; aber ſie fühlte, daß es ſo ſei, und freuete ſich in von ihr ſelbſt unverſtandener Innigkeit einer Reiſe, die ſie dem Wohnorte des fernen Freundes ſo nahe führte, daß ſie mit höchſter Wahrſcheinlichkeit darauf rechnen durfte, ihn wieder zu ſehen.

Sie fand auf dem Gute des Präſidenten eine zahlreiche Geſellſchaft vor, die ſich von Tage zu Tage vergrößerte; doch fehlte unter den aus der Gegend und aus M. geladenen Gäſten noch ein alter

Univerſitätsfreund des Onkels, deſſen Ankunft er mit liebender Ungeduld erwartete.

Endlich, am zweiten Pfingſttag, erſchien der Erwartete; es war der Profeſſor N. Der Präſident fand ihn nach der erſten Freude des Wiederſehens um Vieles ernſter und ſtiller, als er ihn nach ſeinen Briefen und frühern Aeußerungen zu finden erwartete und forderte ihm am Abende, wo er, da der größte Theil der Geſellſchaft mit dem Spiele beſchäftigt, mit ihm und Thereſen allein war, eine Erklärung darüber ab. N. erzählte, um ſich zu rechtfertigen, das Familienſchickſal ſeines alten Freundes H. Er war der Arzt, in deſſen Hauſe Johanna geſtorben war. *

Die Theilnahme an Treuburg's Schickſal wurde durch dieſe Erzählung zum herzzerreißendſten und ganz unausſprechlichen Schmerz für Thereſen. Sie brachte die Nacht in Thränen und Gebet hin. Mit der Morgendämmerung weckte ſie ihr Mädchen; ſie wollte das Grab der beiden Schweſtern beſuchen. M. lag nur eine kleine halbe Meile von dem Gute ihres Onkels entfernt und ſie hoffte, zur gewöhnlichen Frühſtückszeit wieder da ſein zu können.

An der Kirchhofsmauer winkte ſie ihrem Mädchen, zurückzubleiben. Bald fand ſie das mit einem einfachen Denkmal gezierte Grab der beiden Schweſtern, und ſank weinend daran nieder.

Auch Treuburg hatte dieſe Morgenſtunde zur Schmerzensfeier an dem geliebten Grabe beſtimmt. In ſich verloren, ward er Thereſen nicht eher gewahr, bis er, an der andern Seite des Hügels niederſinkend, ſie erblickte. „Allmächtiger Gott,“ rief er, „iſt es kein Traum! Thereſe hier an dieſem Grabe!“

Sie hörte die Stimme des Freundes, deſſen Schickſal ſo ſchwer auf ihrem Herzen laſtete; ſie ſah ihn blaß, in tiefe Trauer gekleidet, am Grabe der Geliebten knieen, die er, wie ſie glaubte, einzig geliebt hatte und mit der ihm jede Hoffnung auf Glück verſunken war. In jener Fülle unendlicher Liebe, zu der nur die Theilnahme am Schmerz geliebter Menſchen die enge Erdenbruſt erweitern kann, hob ſie ihr weinendes Auge zu ihm auf und ihm, über das Grab hin, die Hand reichend, ſagte ſie: „ich weiß ſeit geſtern Abend, wer hier ruht, mein unglücklicher Freund.“

„Und wiſſen Sie auch,“ fuhr er in düſtrer

Verzweiflung fort, „wie ſie ſtarb? — ich, ich bin ihr Mörder und als mein Opfer ruht ſie hier!“

Thereſe hatte von dem Profeſſor N. erfahren, durch welche Unvorſichtigkeit Treuburg früher den Grund zu Sophiens Kränklichkeit gelegt hatte; aber der Gram, der eigentlich ihr Herz gebrochen hatte, war als ein Geheimniß zwiſchen ihr und dem Geliebten unverrathen mit ihr in ihr ſtummes Grab verſenkt.

Thereſe ſenkte ihr Haupt auf ſeine Hand nieder, in der die ihre noch ruhte; „ich weiß,“ ſagte ſie ſanft tröſtend, „zu welcher Anklage ein unglücklicher Zufall das Zartgefühl meines Freundes verleitet; aber —“

„Nein, nein,“ ſchrie er furchtbar auf, „Du weißt nichts; aber der Engel ſtrafender Vergeltung führt Dich her. Blick auf,“ rief er, und riß ſie empor, „die hier ſchläft, war treu bis zum Tode. Keine Krankheit, nur Gram brach ihr Herz, Gram um mich, deſſen Herz in frevelnder Vergötterung einer Andern gehörte, und dieſe Andere — biſt Du!“

Er ſank hier vor Thereſen nieder und barg ſein Geſicht in ihr Gewand. „Barmherziger Gott!“ rief ſie, die Hände gen Himmel hebend; aber als habe ſie der Pfeil des Todes getroffen, ſah er ſie erbeben, ſchwanken und den Aſchenkrug erfaſſen, um ſich vor dem Sinken zu bewahren. „Stirb nur, ſtirb nur," murmelte er dumpf und leiſe; „dann ſind der Opfer drei; denn auch dieſe," fuhr er, ſich zu Johanna's Grabe wendend, fort, doch als ob dem Hügel der Engel ihrer Geduld und ihres ſtillen, klagloſen Kummers entſchwebte, brach ſich die finſtre Gewalt ſeines Schmerzes, und ſanfter weinend ſank er an ihm nieder.

„Kraft, mein Gott, Kraft für dieſe Stunde," betete Thereſe, „und Troſt für ihn. Nimm mein junges, ſchuldloſes Leben zum Opfer und gib ihm fromme Geduld und erleichternde Thränen."

Sie näherte ſich ihm, er breitete ihr die Arme entgegen und ſie ſank, ein Engel troſtverheißender Entſündigung, an ſein Herz und weinte Ruhe, Faſſung und Ergebung in daſſelbe. „Wir ſehen uns nie wieder, Thereſe," ſagte er, ſie nach dem Schweigen einer ſelbſt in ihrem Schmerz ſeligen Minute an ſein Herz drückend; „dies Grab ſteht dieſſeits zwiſchen mir und jedem Glück der Liebe; nur büßend kann ich mich mit der Erinnerung verſöhnen und Frevel wäre es, eine ſo reine, ſo ſchuldlos blühende Jugend, wie die Ihrige, mit dem Schatten meines Schickſals grauſig zu verdunkeln. Sie waren meine erſte Liebe; Sophie ſoll meine letzte ſein; nehmen Sie denn hier, an ihrem Grabe, Abſchied von dem Manne, der nach der Prüfung dieſer Stunde nichts mehr im Leben fürchtet."

„Muß das ſo ſein? und darf ich den Troſt und den Frieden der Liebe an keine Stunde Ihrer Zukunft binden?" fragte ſie mit einem Tone, vor deſſen Wehmuth und Zärtlichkeit ſeine Seele zu ermatten drohte. „Engelsſeele," rief er, „meine Rechnung mit dem Glück muß abgeſchloſſen ſein, erbete für mich den Frieden, den ich Dir laſſe, und lege den Segen Deines reinen Herzens auf dies zerriſſene," und im Fluge ihre Stirn küſſend entfloh er.

Heiß weinend breitete ſie ihm ihre Arme nach, doch vergebens. Nie ſah ſie ihn wieder.

Er ging nach Nordamerika und kaufte ſich in einer der fernſten und menſchenleerſten Provinzen dieſes Freiſtaates an. Eine wilde, aber große und herrliche Natur lohnte ihm dankbar die Liebe, mit der er ihr ſein Leben weihte. Die Erinnerungen ſeiner Jugend heiligten das Leben des Mannes, und für dieſe Erde ſtill in ſich beſchloſſen, vollendete ſich ſein Daſein in ungetrübtem Frieden.

Sophiens Grab und ihre Trennung von Kreuzburg wandten Thereſens Sinn mehr von dem äußern Leben ab, als man es der hoffnungsvollen, zum thätigen Wirken berufenen Jugend gut heißen kann. Sie war ſehr einſam und blieb es im Laufe der nächſtfolgenden Jahre, und obgleich, von ihrer Schönheit angezogen, mehrere Männer ihre nähere Bekanntſchaft ſuchten, wußte ſie doch jeder Erklärung ihrer Abſichten vorbeugend auszuweichen. Ihr Vater ließ ſich dies gefallen, da ſie in einem weltlichen Fräuleinſtift einen Platz beſaß, der ihr nach ſeinem Tode ehrenvolle Unabhängigkeit und Wohlhabenheit ſicherte.

Nach vier Jahren brach der Krieg aus und ihr Vater erhielt Marſchordre. Während ſeiner Abweſenheit bot ihr ihr Stift den anſtändigſten Aufenthalt. Er hatte noch Zeit, ſie dahin zu begleiten und war Zeuge, wie ſie in ihrem neunzehnten Jahre den Schleier empfing.

Zwei Jahre ſpäter ward das Stift aufgehoben und ſeine Bewohnerinnen entlaſſen. Thereſens Vater kämpfte in einem fernen Lande und ſie nahm daher mit Dank das Anerbieten ihres Onkels, des Präſidenten H., an, der ſie in ſein Haus einlud. Zum erſten Mal trat ſie jetzt in die große Welt, in der ihren an Stille und Einkehr in ſich ſelbſt gewöhnten Sinn Vieles verletzte, und wo ſie alle Neigungen ihres bisherigen Lebens verläugnen mußte, da die Dankbarkeit es ihr zur Pflicht machte, ſich in die Weiſe und den Ton des Hauſes zu fügen. Andeutungen über den Gang ihres innern und äußern Lebens finden wir in den folgenden Bruchſtücken ihres Tagebuchs, und das Streben, in Liebe und Wahrheit fromm vor Gott zu wandeln, das ſie ausſprechen, möge ihr die Neigung verwandter Herzen gewinnen.

* * *

Den 1. Januar 180—.

Ich lebe hier in einer mir bisher fremden Welt, deren Gebilde meinen Geiſt beſchäftigen, ohne mein Herz zu intereſſiren, das im Gegentheil den Schmerz empfindet, ſich unter ſo vielen Menſchen vereinzelt zu fühlen; ein Gefühl, welches von dem des Einſamſeins, das ich ja ſeit ſo vielen Jahren habe, weit unterſchieden iſt. Meine Verwandten und die näheren Bekannten des Hauſes behandeln meine Stimmung und den Ernſt meiner Lebensanſichten als eine romanhafte Ueberſpannung, Folge meines Mangels an Welterfahrung und Menſchenkenntniß, von der ich, bei meinem Verſtande, wie ſie meinen, bald zurückkommen und mich dann des Lebens, wie ſie, erfreuen werde.

Dieſer Meinung bin ich nun zwar eben nicht; aber mein Verſtand ſagt mir, daß der Menſch das Leben in ſeiner Mannigfaltigkeit erkennen muß, um es gehörig würdigen zu lernen, und daß es mir, da ſich der Gang der Erfahrungen und Empfindungen meines Herzens ſo frühe zu einem in ſich beſchloßnen Zirkel rundete, nur vortheilhaft ſein kann, wenn mein Geiſt jetzt zu demſelben Geſchäft Gelegenheit findet, da er es, mit Gottes Hülfe, durch dieſe reichern und klarern Anſchauungen des menſchlichen Lebens nicht verlernen wird, mit meinem Herzen in Friede und Freundſchaft zu leben.

Wie könnte mich auch dies Nichtachten und

Verlachen jeder höhern Würdigung des Lebens irre machen, da ich es ja täglich ſehe, wie dieſen Menſchen, bei allem ihren Streben, ihrer Kunſt und ihrem Wiſſen, doch eigentlich nichts gedeiht. Sie ſind ſo vielfach beſchäftigt, ſo zerſtreuet, ſo zerſpalten in ihrem Leben, Wollen, Wünſchen, Streben und Wirken, daß ſie die Einheit gar nicht mehr ahnen, in deren ſtillem Frieden das menſchliche Gemüth ſich ſammeln und beglücken ſoll. Vielerlei Wiſſen macht ja nicht den Werth des Menſchen aus, ſo wenig wie Vielerlei Beſitzen ſein Glück; Beides iſt im Gegentheil unheilbringend und zerſtückelt ſein Daſein, ſobald er in ſeinem Gemüth nicht einen feſten, mit inniger Liebe klar erſchauten Mittelpunkt hat, von dem ſein Wollen und Streben ausgeht und zu dem es jenes zurückführt.

Jedes menſchliche Weſen, es ſei Mann oder Frau, hat ſeinen eignen, ihm von Gott angewieſenen Beruf; wer die auf dieſen ſich beziehenden Gegenſtände kennt, iſt aufgeklärt, ſei der Kreis, der ſie umfaßt, vom Schickſal und Verhängniß auch noch ſo enge gezogen; wer dieſe Erkenntniß auf ſeine Glückſeligkeit anwendet, iſt weiſe; wer ſie mit Liebe erfaßt, glücklich. Einen ſolchen Berufskreis des

Erkennens und des Wiſſens hat ein jeder Menſch, und das Recht, ihn um ſich zu ziehen, liegt in ſeinem Daſein als Menſch; aber das Göttliche, das Schöne, nur aus der Sehnſucht nach ſeiner eignen Offenbarung Erblühende im Leben, kann nur in der Liebe zu Gott erfaßt und empfunden werden und iſt freie Gabe von Oben.

Vergeblich wähnen die Menſchen, ſich aus eigner Geiſtesmacht Glück und Tugend erwerben zu können. Sie gewahren in ihrer thörichten Verblendung nicht, wie ein ſo eigenmächtiges Sein ihr Leben unſicher macht und es ſeiner ſchönſten Kräftigung beraubt, da ihre Vernunft ſich nur zur Erkenntniß des Unrechten zu erheben vermag und ihr Dienſt daher immer nur ein negativer Tugenddienſt iſt. Wie reich iſt dagegen die Liebe und welch ein Friede erblüht ihrer ſtillen Zuverſicht des Himmliſchen und Ewigen!

Den 6. Februar.

Das Einzige, was mich für all den Zwang, den mir mein hieſiges Leben auflegt, entſchädigt, iſt der Umgang mit dem Referendarius Biel, der gewiſſermaßen als Secretair des Oheims in unſerm Hauſe lebt. Er iſt geiſtreich und gebildet, und bei ſeinen Kenntniſſen und ſeiner Beleſenheit bieten ihm Vorwelt und Mitwelt, Kunſt und Natur, Herz und Geiſt in ſchöner Mannigfaltigkeit reichen Stoff zur Unterhaltung, den er immer angenehm und im ſtillern Geſpräch mit mir auch gemüthvoll zu benutzen weiß. Der Ernſt ſeines Betragens macht mich ihm gegenüber offner und mittheilender, als ich es mir ſonſt vergönnen darf zu ſein, und er iſt, in der großen Menge unſrer Bekannten, der Einzige, mit dem ich nicht blos plaudre und ſcherze, ſondern an deſſen Unterhaltung ich mich mit Geiſt und Sinn erfreue, gewiß, von ihm immer verſtanden und auch bei einer, von der ſeinigen verſchiedenen Anſicht, doch richtig gewürdigt zu werden.

Unſer Umgang würde mir aber noch angenehmer ſein, wenn mich nicht ein bei den jungen Leuten, wie ich glaube, zum guten Ton gehörender Anſtrich von Galanterie in Biel's Betragen ſtörte und mich zuweilen eine dunkle Furcht ängſtigte, daß — wie ſoll ich es mir geſtehen, ohne mir eitel zu erſcheinen? — daß dieſe Galanterie eine für Biel's Ruhe zu ernſte Bedeutung gewinnen möge.

Ein Vorfall des geſtrigen Tages hat dieſe Furcht erneuert. Ich verlor beim Spazierengehen meinen Schleier; als ich mich darnach umſah, traf mein Blick auf Biel, der ihn aufgehoben hatte und, ſich unbemerkt glaubend, ihn innig an ſeine Lippen drückte. Zum Unglück ſah er meinen Blick, und das Erröthen, mit dem er ihn mir überreichte, die Verlegenheit, mit der ich ihn, ohne ihm Dank zu ſagen, empfing, machte mir dieſen Augenblick recht peinlich. Er war aber gleich nachher wieder ſo ruhig, ſo unbefangen in der fremden Ehrerbietung, die mein Stand und meine Verhältniſſe von ihm fordern, daß es wohl Thorheit von mir wäre, jenem Augenblicke eine ernſtere Bedeutung zu geben, als er in ſeiner eignen Anſicht hat.

Den 18. März.

Gewiß, ich darf es mir nicht länger verhehlen, daß Biel's Betragen von Tage zu Tage mehr die Farbe einer wärmern und innigern Empfindung annimmt, und doch erſcheine ich mir wieder, wenn ich rund um mich her ſehe, wie leicht Beziehungen dieſer Art genommen werden und wie ſie auch, in der Regel ohne ernſtere Bedeutung, den Männern nur zur Zeitkürzung und zur verſchönernden Belebung des geſelligen Lebens dienen, einfältig und unerfahren, wenn ich für Viel's Ruhe Gefahr fürchte.

Es iſt ja gerade, als wenn ich von einem Schmetterling glaubte, er wolle ſich mit Adlerkraft zur Sonne erheben. Fühlte Viel die Möglichkeit, mich lieben zu können, ſo müßte er mich ja, wenn er edelmüthig, oder auch nur verſtändig wäre, ängſtlich fliehen, da er ſo gut wie ich um die Ungleichheit unſers Standes weiß, die uns bei der Sinnesweiſe meiner Familie entſchieden trennt. Die Gefliſſenheit, mit der er ſich mir nähert und meinen Umgang ſucht, iſt alſo ein überzeugender Beweis, daß er die Gefahrloſigkeit dieſes Verhältniſſes fühlt und ſein Betragen nichts iſt als ein Spiel leichter Galanterie.

Wenn ich überhaupt das Leben, wie es ſich mir hier darſtellt, mit meinen früheren Anſichten deſſelben vergleiche, ſo ſind es zwei ganz verſchiedene Welten, in die ich blicke, und nirgends finde ich den Unterſchied beider größer, als in meinen bisherigen Anſichten von Liebe und den zarten Beziehungen zwiſchen beiden Geſchlechtern, die ich mir in meiner Einſamkeit und meiner Abgeſchiedenheit von Männerumgang gebildet hatte. Von dem, was ſie hier Courmachen nennen, habe ich nie einen Begriff gehabt, und begreife auch noch nicht, wie es einem weiblichen Herzen möglich iſt, ſich zum Gegenſtande einer ſo nichtigen Huldigung herzugeben und Gefallen daran zu finden.

Der heilige Ernſt, die unüberwindliche Treue, die ſtumme Seligkeit, die feſte Ausdauer, von der ich wohl eher geträumt habe, ſie ſind nicht von dieſer Welt! — Doch gibt es eine Heimath für ſie, wenn nicht hienieden, ſo jenſeits. Dieſem Glauben ſoll nichts mich untreu machen; auch das nicht, wenn ich ſehe, wie ſelbſt die Beſſern dieſer herzloſen, eitlen Tändelei Gewalt über ſich und ihr Leben einräumen.

Den 30. März.

Es wurde geſtern Abend viel von einem ungariſchen Rittmeiſter geſprochen, der vor einigen Tagen ſeine wunderſchöne, von ihm leidenſchaftlich geliebte Frau ermordet hat. Ich ſaß am Clavier; Biel, der eben ein Duett mit mir geſungen hatte, ſtand noch hinter mir, den Arm auf meinen Stuhl gelehnt.

„Wie wenig," ſagte er, zu mir ſich neigend, „begreifen doch dieſe bis zur Plattheit glatten Menſchen die Energie der Leidenſchaft, die dies tragiſche Ereigniß erzeugte."

„Sollte nicht auch wahre Bildung ein ſo furchtbares Aufflammen ſtrafbarer Leidenſchaft zu verhindern vermögen?" fragte ich.

„Nein, denn ſobald ſie dieſe Kraft des Herzens unterdrückt, kann uns keine Größe mehr erſcheinen."

Aus ſeinem Ton klang eine ſo tiefe, ſo unruhig bewegte Empfindung, daß ich mit einigen unbedeutenden Worten das Geſpräch abzubrechen ſtrebte und aufſtand; aber, indem ich mich erhob, fliſterte er mir zu: „kann mich denn die Hoffnung trügen, von Ihnen eine Leidenſchaft begriffen zu ſehen, die mir Wohlthat und Seligkeit iſt, ob ſie gleich ſtumm und unerrathen das Herz verzehrt, daß ſich ihr willig zum Opfer weiht?“

Vergeblich ſuchte ich nach einer Antwort, die in ihrer Unbedeutenheit die ernſtere Beziehung dieſer Worte von uns entfernte. Wie von einem Blitz getroffen durchzuckte mich ein Gefühl, deſſen Bebung in räthſelhafter Miſchung von Schmerz und Glück ich nicht darzuſtellen vermag. Er ſah meine Verlegenheit und, in ihr vielleicht erſt die Unziemlichkeit jener Aeußerung erkennend, wandte er ſich raſch ab und vermied es, den übrigen Theil des Abends ſich mir wieder zu nähern.

Eine Träumerei, aus der ich mich nicht zu reißen vermochte, bemächtigte ſich meiner, und mir ward erſt wieder leichter, als ich mich am Abende einſam auf meinem Zimmer befragen konnte, wie ich Biel's Aeußerung zu deuten habe. Ich glaube es nicht, daß er mich liebt; aber ſein Herz weiß nicht um die ihn drohende Gefahr, und welche heilig ernſte und ſtrenge Pflicht muß es mir ſein, den Frieden eines achtungswerthen Mannes zu ſchonen und ihn zur Aufmerkſamkeit auf ſich und unſer Verhältniß zu erwecken.

Den 10. April.

In ſchöner Heiterkeit und neu begründeter Zuverſicht zu mir und dem Freunde, bin ich heute ſehr glücklich. Biel's Betragen hatte mich in der letzten Zeit ſehr geängſtigt, da ich Liebe darin zu entdecken glaubte. Ich achtete ihn, er war mir werth, und trauernd fühlte ich, was ich mit ihm hingab; allein ich glaubte ſeiner Ruhe das Opfer ſchuldig zu ſein, mich von ihm zurückzuziehen. So leiſe ich aber auch dies Abwenden von ihm zu bewerkſtelligen ſuchte, ſo verſtimmte es ihn doch in ſo trüben Unmuth, daß ich, von Tage zu Tage unſichrer in mir und irrer an ihm, mir keine Rettung wußte, als ihn ganz zu meiden.

Er forderte mir darüber eine Erklärung ab; der tiefe Schmerz, mit dem er mich fragte, was ihn in meinen Augen ſo entwürdigt habe, daß es mich bewege, ihn mit ſo tödtender Kälte, ſo entſchiedener Nichtachtung zu behandeln, raubte mir die Beſonnenheit, ihm ruhig und in ernſter Entſchiedenheit zu antworten. Unſer Geſpräch ward unterbrochen, und fühlend, es dürfe ſich nicht wieder ſo anknüpfen, und mein Erröthen vor ſeinen Blicken, mein Beben vor ſeiner Heftigkeit, werde mir, ihm gegenüber, in furchtſamer Scheu ſtets den Muth zum Reden rauben, beſchloß ich, ihm zu ſchreiben.

Ernſt und freundlich ſchrieb ich ihm, daß ich, wie er ja auch wiſſe, ihm nur Achtung und Freundſchaft zu bieten habe, und daß er, bei einiger Beſonnenheit und vernünftigem Nachdenken gewiß einſehe, wie ihm nur in den Grenzen dieſer Empfindungen und entſchieden nie in einer andern Beziehung, Glück von mir kommen könne. Sein Betragen habe aber in mir die Furcht erweckt, daß er ſich auf eine dem Frieden ſeines Herzens gefährliche Art zu mir hingezogen fühle; ſei dies der Fall, ſo beſchwöre ich ihn, den Schmerz eines ſolchen Bewußtſeins nicht auf mein Herz zu legen und lieber meinen Umgang und meine Nähe ganz zu meiden, wozu ſich ja wohl ein ſchicklicher Vorwand finden laſſen werde.

Ich ſah ihn hierauf in zwei Tagen nicht. Am dritten ließ er ſich bei mir melden, und da ich ſeinen Beſuch annahm, ſah ich ihn in ſehr ſchöner ernſter Haltung bei mir eintreten. Er verſicherte mir, nach ſtrenger Prüfung gefunden zu haben, daß er meinen Umgang keiner Rückſicht auf irgend eine Gefahr, die ihm daraus erwachſen könne, aufopfern dürfe. In ſeinen frühern Jugendjahren habe er manche, dem Adel und der Würde des weiblichen Geſchlechts höchſt nachtheilige Erfahrungen gemacht, und dieſe hätten auf ſeine Anſichten und Grundſätze ſchädlich gewirkt. Nur erſt in dem Umgange mit mir ſei ihm ein reinerer, edlerer Sinn aufgegangen, den er als das höchſte Kleinod ſeines Gemüths, als den edelſten Gewinn ſeines innern Lebens zu achten ſich verbunden fühle; auch ich ſolle theilnehmend und freundlich auf das blicken, was er durch mich geworden ſei und gewiß noch zu werden hoffe, wenn ich ihm als ein zweites reineres Gewiſſen, als der ſichtbare Schutzgeiſt ſeines Lebens nahe bleibe.

Wohl fühle er, daß er ſich keine Hoffnung vergönnen dürfe, da ihm, wie er wiſſe, jeder Anſpruch verſagt ſei; aber dieſe Gewißheit, verbunden mit einer ſchon früher erprobten und, wie er hoffe, täglich ſich feſter gründenden Herrſchaft über ſich ſelbſt, ſichre ihm die Macht, ſeine Empfindungen nie zur Leidenſchaft werden zu laſſen. Auch wiſſe er ſchon aus eigner Erfahrung um die Vergänglichkeit der Liebe als Leidenſchaft; dadurch ſei ſeine Ruhe beſchützt und noch mehr durch die Achtung für mich, von der er fühle, daß ſie unvergänglich in ſeiner Seele lebe.

Seit dieſem Tage hat unſer Umgang eine Ruhe, eine friedliche Klarheit und eine trauliche Sicherheit gewonnen, die ich als mein ſchönſtes Glück achte und die für uns Beide gleich wohlthätig iſt. Ich fühle, daß er durch unſre Freundſchaft beſſer, ſanfter, glücklicher wird, und mein Daſein erſcheint mir durch dieſen Einfluß auf ihn neu geadelt.

Wie ſich mein künftiges Leben auch geſtalte, wenn ich nur nicht umſonſt gelebt habe, wenn ich nur in irgend eines Menſchen Seele Gutes bewirkt, Gutes befördert habe. Höheres habe ich ja nie gewünſcht und gewollt, und wie danke ich Gott, daß er mich würdigt, auf das Leben eines ſo theuren, geachteten Mannes beglückend einwirken zu können. Die Welt liegt ſeitdem wie verklärt vor meinen Blicken und der Himmel mit ſeiner ſüßeſten Befriedigung iſt in meinem Herzen.

Den 20. Mai.

Wie ernſt Viel auch ſtrebt, ſeine Gefühle für mich im Gleichgewicht einer ſtillen, freundlichen Neigung zu erhalten, ſo fühle ich es doch, daß er mich heißer, jugendlicher, flammender liebt, als er ſelbſt es vielleicht ahnet. Seine unbegrenzte Anhänglichkeit, ſein williges Entſagen, ſeine ſtille Treue ohne alle Anſprüche rühren mich innig und wenden ihm in treuer Neigung mehr und mehr mein Gemüth zu. Sich ſo rein, ſo wahr geliebt zu wiſſen, iſt eine Seligkeit, die wohl nur von der übertroffen werden könnte, ſolche Liebe durch eben ſo innige Gegenliebe lohnen zu dürfen.

Ach! ſchon einmal blutete mein Herz aus allen ſeinen Adern und ward es erſt zu ſpät inne, wie feſt es in jugendlicher Unerfahrenheit und fremder Sorgloſigkeit verſtrickt worden war. Lange blieb ich damals ohne Troſt; doch Gott ſtärkte mich, ich ward ruhig und bewahrte ſtill und rein das Andenken einer Erſcheinung, mit der ich ja nie durch irdiſchen Wunſch und eitle Sehnſucht verbunden geweſen war. Doch warf mir die Ueberzeugung, mein Leben werde hienieden nie zur Offenbarung der Liebe und des Glückes werden, einen leichten Flor über daſſelbe, da ich wohl fühlte, wie mit der Fähigkeit, mir das irdiſche Leben in der Liebe zu einem Manne innigſt anzueignen, manche Blüthe meines ſchönſten Seins unentfaltet blieb.

Ich war wie geſchieden von der Erde und verwaiſet auf ihr; aber ich erſtarkte in der Ueberzeugung, daß der Zweck unſers Daſeins an kein zufälliges irdiſches Glück geknüpft ſein könne, ſondern in der Entwickelung unſerer moraliſchen Kraft liegen müſſe, und daß dieſe durch Schmerz und Kampf ſich oft am reichſten entwickele. Daher iſt ja für die geiſtige Welt hienieden ſo Vieles auf Entbehrung und Verläugnung gegründet; darum erzieht uns der himmliſche Vater öfter durch verfehlte als durch erfüllte Wünſche.

Ja, ich darf es ſagen, ich hatte bei meinem einſamen Herzen Freudigkeit vor Gott und in ihm; aber ich fühle auch, daß es Gabe von oben iſt, und reine, erlaubte Lebensfreude, wenn jetzt, im Beſitz des Freundes, die Welt und das Leben vor mir ſo friſch, ſo hell und ſo freudig aufgrünen. Ich fühle es, daß zur harmoniſchen Ausbildung meines Weſens und zum Verſtändniß der göttlichen Liebe ein Verhältniß erforderlich war, das mich in der reinſten Befriedigung durch ſich und in ſich vollendet.

Alles Schöne, wonach ich früher in dunkler Ahnung ſtrebte, wird mir jetzt in dem Herzen des edlen Freundes lebendig, deſſen Liebe, Wahrheit und Treue mich mit dem Leben ſo ſchön befreundet. Ach, wäre es mir vergönnt, dieſes Herz in der Willigkeit ſeines Entſagens würdig belohnen zu können! Möge mir nur wenigſtens die Macht bleiben, das Glück dieſer Freundſchaft fromm und ungetrübt zu bewahren, und den Freund, wie bisher, mit jeder Entbehrung zu verſöhnen, die uns die Nothwendigkeit zum Geſetz macht.

Den 24. Juni.

Schöne Tage liegen hinter mir und tief im Herzen trage ich ihr Bild und ihre unvergeßlichen, herrlichen Erinnerungen!

Wir waren vierzehn Tage auf dem Gute des Onkels, die Tante, Viel und ich. Vergeblich würde ich es verſuchen, dem himmliſchen Glück dieſer Stunden Worte zu geben; gewiß aber hat die Liebe nie das Ewige und Vergängliche zu ſchönerm Einklang verbunden. Beſiegt von Viel's unendlicher Liebe, von ſeinem Edelmuth, ſeinem ſich jeden Wunſch verſagenden Schweigen, und von dem Gefühl, den Liebenden mit dem leiſen Hauch eines Wortes beglücken zu können, ſank ich in einer unvergeßlich ſchönen Lebensſtunde an ſein Herz und geſtand ihm, er ſei geliebt. —

Wie reich belohnend und vergeltend war dieſem Manne gegenüber dies Geſtändniß! Mit welchem Zartſinn gelobte er, die Nothwendigkeit, die uns trennt, ſtets zu ehren und in der Liebe ſelbſt Erſatz für jedes verſagte Zeichen der Liebe zu finden. Wie unausſprechlich liebe ich dieſen Mann! Wie ahnete ich früher ſogar nicht die Gewalt und Herrlichkeit der Liebe! Wie viel inniger liebe ich Gott, ſeit er mir in dieſer Liebe offenbar geworden iſt! —

Den 30. Juni.

Mein Onkel verreiſete auf einige Wochen, und fand es nothwendig, mir noch vorher einige Winke über Viel'n zu geben, deſſen Umgang mich, wie er äußerte, der Mißdeutung des Publicums ausſetzen könne. In dem erſten Augenblick, wo ich dieſe

Warnung erhielt, war ich eben ſo ſchmerzlich als unangenehm betroffen, und die achtungsvolle Sorgloſigkeit, das unbedingte Vertrauen, welches mein Onkel mir zeigte, peinigte mich auf die demüthigendſte Weiſe, weil ich von der Wahrheit abgewichen war, die ſonſt von jeher alle meine Schritte leitete, und ach, wie weh, wie peinlich weh, that mir dies Bewußtſein! Und dann, wenn mein Verhältniß zu ihm wirklich verkannt und ich dadurch aufgefordert würde, ihn der Meinung und dem fremden Urtheil aufzuopfern: würde ich die Kraft haben, dies zu wollen? würde ich es dürfen, da mein Gewiſſen und mein Herz ruhig ſind, und Gott von dem erſten Tage an der Vertraute meiner Liebe war? — gewiß nicht, und Viel iſt mir viel zu theuer, um der Billigung der Menge den Beruf zu opfern, den mir dieſe Liebe gibt, ſein Leben zu verſchönern.

Ich kann ihn nicht heirathen, da mein Vater nie in unſere Verbindung willigen würde, und Gott hat befohlen, daß ich meinen Eltern gehorchen ſoll, was ich auch ohne jenes Gebot ſchon aus Liebe und Dankbarkeit thun würde; die Nothwendigkeit dieſer Trennung ehre ich; aber ihn nun um einer weltlichen Rückſicht willen betrüben; den Mann, den ich vor Gott liebe, vor der Welt und um der Welt willen verläugnen, nein, das thue ich nicht, das hat Gott nicht befohlen. Ich ſagte auch dem Onkel und der Tante offen und unverholen, daß ich Biel ſchätze und ſeinen Umgang als meine edelſte Freude liebe. Von ihm zurückziehen könne ich mich nicht, ohne ihm wehe zu thun; ich bitte ſie aber, mir zu vertrauen, und gewiß werde ſich mein Betragen dieſes Vertrauens werth zeigen, und dies um ſo mehr, da er ſo gut wie ich wiſſe, daß er als Bürgerlicher ſich entſchieden nie einen Anſpruch auf meine Hand erlauben dürfe.

Beide waren in allen ihren Aeußerungen ſo gut, ſo liebevoll und gütig gegen mich, daß es mich rührte. Wie könnte ich ſo liebe Verwandten je betrüben wollen! Ich mußte dem Onkel in Allem, was er mir ſagte, völlig Recht geben und ſah auch die Nützlichkeit der von ihm empfangenen Warnung ein, da ich die Meinung der Welt, ſo wenig ich auch gewilligt bin, ihr in einem ſo wichtigen Falle die Stimme meines Herzens und meines Gewiſſens unterthan zu machen, doch um keinen Preis herausfordern oder ihr trotzen möchte.

Den 20. Auguſt.

Welche bange Tage, welche ſchlafloſe Nächte liegen hinter mir! — Der König hat meinen Onkel zum Miniſter ernannt und wir verlaſſen in einigen Wochen G. Dieſe ſo plötzlich und unerwartet ausgeſprochene Trennung zerſtörte das Gleichgewicht in Biel's Empfindungen und den bisherigen Frieden unſeres Verhältniſſes ſo ſchmerzlich, daß ich, von ſeinen Klagen, ſeiner Verzweiflung und der ängſtigend furchtbaren Energie ſeiner Liebe mehrere Male bis zur Ohnmacht erſchüttert, mich rath- und hülflos fühlte.

Ich wußte früher um ſeine Leidenſchaft; aber ſo gewaltig, ſo alle ſeine Gedanken, Wünſche, Träume, ſein ganzes Leben zuſammengedrängt in ihrer Kraft, hatte ich ſie mir nicht gedacht. Unverhofft erhielt er die Nachricht ſeiner Beförderung zum Kammerrath. Mit Herzklopfen, mit zitternder Freude brachte er ſie mir; ich wünſchte ihm Glück, ohne zu ahnen, welchen Wunſch ſie in ihm erzeugt hatte, und ſo ward ich wirklich ſchmerzlich betroffen, als er mich dieſen errathen ließ. Wie wird ihn die Fehlſchlagung deſſelben ſchmerzen, und doch liegt das bürgerliche Leben und die Sinnesweiſe meiner Verwandten ſo ſcharf trennend zwiſchen uns!

Ich wähnte mich ſo ſicher, dieſer Wunſch werde nie in ihm erwachen, da ich mich früher gegen ihn ſo offen und entſcheidend erklärt hatte. Er ſah meine Thränen und den Schmerz meiner Furcht; aber, hatte ich das Recht, dem Manne, deſſen Liebe ich gut geheißen, mich ihrer erfreuet, ſie erwiedert hatte, die Erlaubniß zu weigern, ſich an meinen Vater zu wenden, da er mir heilig gelobte, ſich ſeinem Ausſpruch unterwerfen zu wollen, ſobald er nur die Gewißheit habe, daß ſeine Gewalt allein und nicht auch mein Wille ſeinen Wunſch verwerfe?

Ach! ich wäre wohl ſehr glücklich; aber es wird nicht geſchehen. Zu tief iſt ſeit Jahrhunderten der Stolz auf unſer Geſchlecht in die Sinnesweiſe meiner Familie eingewurzelt, und ſo ſicher und freudevoll ich auch, wenn es ſein dürfte, Viel meine Hand gäbe, ſo kann ich doch dieſe uns trennende Anſicht meiner Familie nicht mit ihm ein leeres Vorurtheil ſchelten. Mit mir verlöſcht unſer Name, und kann ich den Schmerz des Vaters, ihn in glanzloſem Dunkel verſchwinden zu ſehen, tadeln?

Nein, ich liebe Viel, Gott allein weiß, wie innig; ich würde mich unausſprechlich glücklich fühlen, ſein zu ſein und der Stolz auf ſeine Liebe und ſeinen Werth mir den Stolz des adeligen Selbſtgefühls freudig erſetzen; aber achten muß ich auch die entgegengeſetzte Anſicht meines Vaters. Wenn Viel nur nicht leidet; wenn er ſich nur, wie bisher, an dem Beſitz meines Herzens und der Gewißheit meiner Liebe und Treue genügen laſſen will, ſo werde ich für dies kleine Leben immer, vielleicht ſchon zu glücklich ſein.

Den 1. September.

In ſechs Wochen können wir von meinem Vater Antwort haben; ich weiß es im Voraus, wie ſie lauten wird, ich habe keine Hoffnung, und daher ſehe ich es mit ſo tiefem, herzzerreißendem Kummer, wie Viel ſich, trotz meiner Vorſtellungen, täglich mehr in den Wunſch und den Traum eines Glückes vertieft, das mir doch gewiß nicht beſtimmt iſt, ihm gewähren zu dürfen. Und doch binden ſeine Hoffnungen und Träume auch mein Herz mit noch unzerreißbarern Banden und mit den heiligſten Ahnungen, den frömmſten Vorgefühlen namenloſen Glückes an ihn. Vergeblich kämpfe ich gegen dieſen Zauber; täglich verſtrickt er mich in ſüßer Bethörung feſter.

Mit jeder Stunde unſers jetzigen Beieinanderſeins werden unſere Herzen beſeligender Eins, alle ſtörenden Verhältniſſe entweichen ſanft verhüllt unſerem Blick, der trunken auf der roſigen Ferne weilt. Ich habe angefangen, ſehr einſam zu leben, da es mir unmöglich fiel, das herzloſe Spiel eines nicht von dieſer Liebe beſeelten, geſelligen Lebens länger mitzuſpielen. Nur in den Stunden, in denen ich ihn ſehe, oder mich abweſend mit ihm beſchäftige, lebe ich wirklich; alles Andere iſt mir zum Traum geworden.

Und all dies reine, hohe Glück verſchwindet vielleicht nach wenig Wochen! — Vater der Liebe, nur von dir kann mir die Kraft kommen, dies zu ertragen; nur von dir kann ich für ihn Kraft erflehen. Schütze uns vor dem Schmerz einer Geiſt und Seele lähmenden Sehnſucht nach dem Unerreichbaren! Laß uns die Zuverſicht nicht verlieren, mit der wir im heiligen Glauben an Treue unzertrennlich Eins ſind, wie auch die Pflicht über das äußere Leben gebiete.

Den 4. November.

Der Schlag iſt gefallen, furchtbarer und zerſchmetternder, als ihn meine bethörte Seele je zu ahnen vermochte. Mein Vater iſt todt; er fiel, ſeinen Braven ein herrlich leuchtendes Vorbild, auf dem Wege zum glorreichſten Siege in der Schlacht bei W. Sein letztes Geſchäft am Vorabende des entſcheidenden Tages war ein Brief an mich, in dem er mir nicht nur ſeine Einwilligung zur Verbindung mit Biel verſagt, ſondern auch, im Fall ich mich nach ſeinem Tode durch dieſe Verweigerung nicht mehr gebunden achten ſollte, ſeinen Fluch auf ſie legt.

O mein Vater! ſo wenig kannteſt Du das Herz Deiner Tochter! Ein ſo grauſames, ſo herzdurchbohrendes Mittel konnteſt Du erforderlich glauben, mir Deinen Willen, ach, den letzten Willen, heilig zu machen! Und das einer Tochter, der ſtets jeder Deiner Blicke, jedes Deiner Worte Geſetz war!

Ich beuge in Demuth und Ergebung mein Haupt; aber ich weiß jetzt, was es heißt, zerſchlagenen Herzens ſein!

Eine Zuflucht, ein Troſt iſt mir bereitet. Unſer Stift iſt hergeſtellt; meine Aebtiſſin hat mich einberufen, und wie willig folge ich der wohlthätigen Ladung. Wie ſehr bedarf mein armes Herz ſtiller Einſamkeit und einſamer Thränen und einſamen Schmerzes!

Den 20. December.

Die Abgeſchiedenheit meiner jetzigen Lage thut mir ſehr wohl. Weit zerſtreuet, wie wir es waren, ſind, außer mir, nur drei Fräulein wieder hier, die Andern werden erſt mit dem Frühlinge zurückkehren. Ich bin mit dem Ordnen und Wiedereinrichten aller unſerer ökonomiſchen Stiftsangelegenheiten auf Bitte der Aebtiſſin ernſt und anhaltend beſchäftigt, und daß dies Wohlthat für mich iſt, beweiſet mir die tiefe Wehmuth, in die mich jeder unbewachte Augenblick verſetzt. Bin ich nur einige Minuten mir ſelbſt überlaſſen, ſo vergieße ich unwillkürlich Thränen und bin wieder bei einer der lebenzerſchneidenden Erinnerungen der Vergangenheit.

Oft, oft ringe ich im ſtillen Gebet die Hände und flehe zu Gott um Faſſung und Kraft. Ich fühle es, ich bin vom Leben los. Ich brauchte nur zu wollen, mich nur widerſtandlos der Gewalt dieſes Schmerzes hinzugeben, und ich würde an ihr ſterben. Aber dann hält es mich auch wieder ſo gewaltig, das Leben, und ich weiß, es iſt die Macht von Biel's Liebe, die mich hält. Solche Erfahrungen des innerſten, geheimnißvollen Lebens laſſen ſich nicht beſchreiben.

Zuweilen möchte ich ihn bitten, mich zu laſſen; aber dann iſt mir auch wieder, als wenn mein Leben umkehrt und zu ihm ſagt: Ich bleibe gern auf einer Erde, die Du noch bewohnſt. Sein Bild füllt mehr denn je meine Seele; mein ganzes Leben iſt nur ein langer Gedanke an ihn, und den Schmerz, mit dem er ſich von mir trennte und mit dem er mich durch das Verſprechen unſeres Briefwechſels und das Gelübde der Fortdauer unſerer Freundſchaft dem Leben erhielt, da ich wohl fühle, daß ich, ohne eigenes Daſein, nur noch in ihm bin und zu leben vermag. Morgens beim Erwachen, Abends beim Einſchlafen, in jedem Augenblick denke ich an ihn, ſehe ich ihn und fühle ſeine Geiſternähe.

Freundlich blickt mein Vater von oben herab; er weiß jetzt, daß mein Herz nie den Gehorſam, nie die fromme Ehrfurcht gegen ſeinen Willen verletzte; aber er weiß jetzt auch, daß dies Herz ſich nicht von

Wilhelm loszureißen vermag, daß es ſein iſt und ſein bleiben muß, ſo lange es ſchlägt. Mein Leben gehörte meinem Vater, und er hatte das Recht, darüber zu entſcheiden; mein Herz gab mir Gott und nur ſeinen Geſetzen iſt es unterworfen.

Ich habe ja keine irdiſche Hoffnung mehr, auch die leiſeſte wäre Frevel und Sünde; aber lieben darf ich ihn, denn die Liebe kommt von Gott und iſt heilig wie die Ewigkeit. Nur meine Liebe kann ihn mit unſerer Trennung verſöhnen; das weiß und fühle ich, und o wie unendlich will ich ihn lieben, hier, wo durch keinen irdiſchen Tand zerſtreut, mein ganzes Leben ſich in Liebe zu ſammeln, Liebe zu werden vermag.

Den 24. Februar 180—.

Es liegt ein eigener Segen in dieſer Rückkehr der Ruhe, in dieſem Wiedererblühen des durch Kampf gewonnenen Friedens, und wie auch meine Zukunſt ſich geſtalte, aus dieſer Gegenwart kann mir nur Gutes aufgehen. Schnee und Eis decken noch alle Gefilde; aber ſeit einigen Tagen haben wir doch ſchon heitere Luft, blauen Himmel und freundliche

Sonne. Jeder Frühlingshauch bringt mir Erquickung und freudige Verheißung eines erſehnten Glückes mit.

Viel kommt zu Pfingſten in dieſe Gegend; er wünſcht die Freundin ſeines Herzens wieder zu ſehen, und in meiner Seele iſt nichts, das mir zur Warnung vor dieſem Wiederſehen werden müßte. Ich bin mit meinem Geſchick in ſtillem Frieden, ja oft ſelbſt ſchon mit Freudigkeit verſöhnt. Hat mir Viel mit ſeiner Liebe die Macht erhalten, die uns vereint vor dieſem ſo ſchön beglückte, ſo hoffe ich, ihm meinen Frieden, wenn er ihn noch nicht errungen hat, mitzutheilen, und welcher Frühling kann ſchöner ſein, als dieſe Hoffnung?

Den 14. April.

Heut iſt der erſte recht warme, erquickende Frühlingstag, und er hat mir ſüße Freude mitgebracht. Bis Mittag dichter Nebel und auch noch, als ich nach Tiſch in den Garten ging, feuchtbewölkte Luft; aber nach und nach verzog ſich das Gewölk; ein Sonnenſtrahl und noch einer und nun die ganze freundliche Sonne. Der Himmel ſo blau, die Vögel ſo lebendig, die Luft warm, mich dünkte, ich ſähe das Leben in den Pflanzen, Stauden und Bäumen ſich regen. Und als ich nun dachte, daß Wilhelm um wenige Wochen hier bei mir ſein wird, daß ſeine Nähe, ſein Dageweſenſein mir dieſen Garten, das Holz, mein Zimmer heiligen wird, da mußte ich vor ſtiller Freude ſüß weinen und vor Dank gegen Gott, der mein Leben ſo beglückt.

Den 18. Mai.

In einem Monat habe ich nicht an dieſen Blättern geſchrieben und kann jetzt nur von dieſen jüngſt verlebten Wochen ſagen, daß ich ſie glücklich und froh verlebt habe. Wilhelms Bild und der Gedanke unſers Wiederſehens bezeichnen jeden ihrer einzelnen Momente mit Wonne und Zuverſicht. Jeden Tag fühlte ich mich heiterer, beſſer, glücklicher; jeden Abend dankte ich Gott und bat ihn, daß die Tage meines künftigen Lebens an Schuldloſigkeit und ſüßem Frieden den verlebten gleichen möchten.

Heut über acht Tage kommt Wilhelm, den ich inniger als jemals liebe und der ſich, ſeinen Briefen nach, zu unſerem Wiederſehen eben ſo unausſprechlich freuet, als ich. Und alle dieſe Freude mir, die ich vor noch nicht völlig einem Jahre dem Glück abgeſtorben zu ſein wähnte und es zu fühlen verlernt hatte, daß Gott ſeine Kinder wohl durch Schmerzen prüft, aber ſie nicht troſtlos verzagen läßt. Wie barmherzig hat er ſich nicht in der Unendlichkeit ſeiner Liebe gegen mich und mein kleines Leben bewieſen! Aus den Dornen jener tiefſten Schmerzen, wo ich bei Menſchen umſonſt nach Rath, Hülfe und Troſt ſuchte, ſind mir die Blüthen meines Lebenglückes erwachſen. Im Leiden habe ich geduldig leiden und mein Herz zu Gott zu wenden gelernt. Da ward mir Selbſterkenntniß meiner Schwäche; da ward mir klar, daß es nicht meine Kraft war, die mich hielt, ſondern Gottes Vaterhuld; da ward meine frühere Anſicht von Gott zu lebendigem Glauben, zu lebendiger Liebe, und herrlich ward mir das Untergehen des eigenen Willens in dem ſeinigen gelohnt.

Den 23. Mai.

Jetzt, nach der erſten Freude des Wiederſehns bemerke ich an Wilhelm eine Veränderung, die mich betrübt und von der ich mir doch keine Rechenſchaft abzulegen vermag, worin ſie beſteht. Er liebt mich von ganzer Seele, wir leben köſtliche Stunden mit einander, er iſt jetzt hier, in meiner Nähe, friedlich und glücklich, das weiß, das fühle ich; aber doch hat mich eine dumpfe Angſt ergriffen und mehrere ſeiner Aeußerungen beklemmen mein Herz. Sollte es möglich ſein, daß unſere Liebe, trotz ihrer Reinheit, in ihrer Hoffnungsloſigkeit ſeinem Herzen und ſeinem Leben Gefahr drohete? — Ich begreife dies nicht; aber die reine Klarheit ſeines Sinnes iſt getrübt; ein dunkles Geheimniß ſchwebt über ihm und verwehrt mir den Blick in ein Herz, das ſonſt ſo offen vor meinen Blicken da lag.

Den 26.

Das Schickſal iſt gelöſet und ſeine unheilbringende Verworrenheit hat mich mit ergriffen. Ich zürne nicht: aber ich fühle es mit unendlicher Trauer, unſere Liebe hat ihren ſchönſten Glanz verloren; ihre herrlichſte Blüthe iſt gewelkt, der Schleier freundlicher Täuſchung zerriſſen, der mir die Rohheit des männlichen Sinnes verbarg.

Es war geſtern, am letzten Tage ſeines Hierſeins, wo ich ihm auf einem Spaziergange meine Sorge um ihn und die Beobachtung ſeines unſtäten, zweifelnden, in Unruhe und Kampf wie zerriſſenen Gemüths vertraute, die mir bei dem noch bevorſtehenden Abſchiede das Herz ſchwer machten. Er ward ſehr ernſt. „Du haſt recht geſehen, Thereſe,“ ſagte er mir gerührt; „aber darf der mit Banden, deren Gewalt Du nicht ahneſt, an die Erde und das Leben gefeſſelte Mann dem zarten Weibe beichten? darf ich dem Herzen der Geliebten eine Entſcheidung abfordern, wie ich ſie Deinem Bilde in Schmerz und Unmuth, im empörend gewaltſamen Streit mit mir ſelbſt, in mancher ſchlafloſen Mitternachtsſtunde freilich oft abfordere? wirſt Du den mir unauflöslichen Knoten ohne Gefährdung Deines eigenen Friedens zu löſen vermögen?“ —

Ohne Ahnung deſſen, was ich hören würde, beſchwor ich ihn zu reden. „Ich liebe Dich, Thereſe,“ fuhr er fort, „mein Herz gehört Dir ungetheilt, und nie werde ich vor Deinem Blick in daſſelbe, nie vor einem ſeiner Gefühle, nie vor einer ſeiner Regungen erröthen dürfen. Lebte ich in Deiner Nähe, ſo würde der himmliſche Friede Deines

Weſens den rohen, viel begehrenden Mann läutern; doch jetzt, von Dir getrennt, jeder Hoffnung Deines Beſitzes beraubt, fühlend, daß mein Herz in unvergänglicher Treue Dein iſt, empört mich die Gewalt, mit der Jugend und heißes Blut, Lebensluſt und Lebensgenuß mich gegen die Entbehrungen aufwiegeln, die in dieſer Fülle des Lebens und der Liebe mein Loos ſind, und deren Unnatur meine Vernunft anerkennt."

„Thereſe," fuhr er ſtockend fort, ſein Geſicht auf meine Hände beugend, „würdeſt Du es verzeihen, würdeſt Du es Dir erklären können, wenn ich in ein Verhältniß träte, das, weit entfernt, Deine Rechte auf mein Herz zu beeinträchtigen, Dir vielmehr jedes Gefühl deſſelben in unverletzter Reinheit ſicherte?" — Ueberraſcht und in einer höchſt ſchmerzlichen Empfindung, wie erſtarrend, blieb ich ſtumm. — „Thereſe?" fragte er mit gewaltiger Leidenſchaft, „wirſt Du mich um dieſer Frage, um meines unbedingten Vertrauens willen verſtoßen?" — „Nein," antwortete ich, ihm ſanft die Hand reichend; „aber ich brauche Zeit, Deine Frage zu beantworten, da ſie mir eben ſo unerwartet, als ſchmerzlich iſt."

Unſer Geſpräch blieb einſylbig und am Abend hatte der Schmerz unſerer Trennung für mich eine ſonſt nicht gekannte Herbe, die auch noch in meinem Herzen iſt. Mich dünkt, ich könne Biel, wenn jener Fall einträte, nicht mehr lieben, und mein Herz würde ſich unbeſchreiblich gekränkt fühlen, ihn in einem nur von frevler Leichtfertigkeit geſponnenen Verhältniß befangen zu wiſſen. Ich habe freilich genug von der Welt geſehen, um mit dem Verſtande manche in ihr gültige Anſichten und Grundſätze zu begreifen; aber dies auf Biel angewendet, fragt mein Herz, ob für einen feinfühlenden, achtungswerthen Mann irgend ein Verhältniß zu meinem Geſchlechte möglich iſt, das, ohne Liebe, nur von irdiſchen Anforderungen herzlos geſtaltet, nicht im Gemüth des Mannes Schönes zerſtört? — wenn auch nur durch die nothwendig dadurch verminderte Achtung und Ehrfurcht für unſer Geſchlecht.

Ich fühle es, ich könnte Biel'n, von mir getrennt, und aller Hoffnung, mich ſein zu nennen, beraubt, jede, an ein anderes edles Weib ſich bindende, neu erwachende Sehnſucht ſeines Herzens, aber nie, nie eine ſolche Entwürdigung unſerer Liebe verzeihen.

Wenn aber unſere Liebe und die Fortdauer unſers jetzigen Verhältniſſes für die Würde ſeiner Sittlichkeit ſo gefahrdrohend wird, muß ich ihn dann nicht laſſen? — und dürfte ich in irgend einem Falle von ihm das Opfer annehmen, unverheirathet zu bleiben? Mein Daſein iſt in dieſer Liebe beſchloſſen; nicht ſo das ſeinige, und wie dürfte ich da ſtörend zwiſchen ihn und häusliches Glück treten? — ſoll der vierundzwanzigjährige, blühende Mann mir Gatten- und Vaterfreude opfern? darf ich mir eine ſolche Verſtümmelung ſeines Lebens und ſeines Glückes vergönnen? — und nun dazu jetzt, wo er mir ſelbſt den Weg angedeutet hat, auf den es ihn zu führen vermöchte!

Den 4. Juni.

Mehr und mehr erkenne ich die Pflicht, mich von Wilhelm zu trennen. Ich habe ihm darüber viel geſchrieben. Eine auch nur mittelmäßige Frau kann ihm ſchon unendlich mehr werden, als ich, trotz meiner heißen Liebe in ſolcher Trennung und Entfernung. Ich kann nie ſeine Gattin werden. Dies iſt ja ſo unwiderruflich entſchieden, daß ſelbſt der Wunſch zur Unmöglichkeit geworden iſt, und ſo ziemt es mir, das Band unſerer Herzen zu löſen. Sein Glück muß mir theurer ſein, denn jede andere Rückſicht.

Heirathen muß er, und wird er ſich dazu entſchließen, ſo lange er mich liebt, ſo lange ihn mein Bild, geſchmückt vom Zauber ſeiner Liebe, ein Ideal in's Herz drückt, das ihn gegen andern Mädchenreiz und Mädchenwerth verblendet?

Nie wird er eine Andere lieben, wie er mich liebt; als der ſchönſte Jugendtraum, als das Andenken des reinſten Glückes wird die Erinnerung dieſer Liebe ſtets in ſeiner Seele leben; aber die Geliebte ſelbſt wird er, wenn auch nicht vergeſſen, doch Erſatz für ſie finden im Beſitz einer Frau, die durch Geiſt und Herz, durch Liebe, Treue und Sorge ſein Leben verſchönert. Alles, was uns trennt, wird ihn an ſie binden; er wird Gatte, Vater werden; ſeine trübe Einſamkeit weicht dem Zuſammenleben mit einem holden, geliebten Weſen, das ihn durch tauſend neue Bande an das Leben bindet. O wie bald, wie bald wird dieſe Liebe für mich dann andern Gefühlen weichen!

Und dagegen nun das trübe Bild ſeines einſamen Lebens, wenn nach einem Jahrzehend ſeine

Liebe für mich ſich in Freundſchaft, ſei dieſe auch ſo zärtlich ſie wolle, verwandelt hat, und dieſe ihn dann nicht vor dem Gedanken zu bewahren vermöchte: ich wäre jetzt glücklicher, wenn ich Thereſe nie geliebt und eine Andere geheirathet hätte; das wahrſte Glück des Lebens habe ich an ein Trugbild verſchleudert! — Jede Woche einen Brief, alle Jahre einen zwei= bis dreitägigen Beſuch; das iſt die ganze Hoffnung unſerer Liebe, und wie wenig gehört dazu, ihm das zu erſetzen?

Bis jetzt kann ich die Rechnung dieſer Liebe vor Gott, vor ihm und meinem eigenen Herzen verantworten. Reiner, menſchlicher, beſſer gebe ich ihn der Welt und einer Glücklicheren zurück.

Ja einer Glücklicheren, aber lieben wird ihn keine Andere, wie ich ihn liebe, und hätte ich den Gedanken, meine Liebe bekämpfen zu wollen, ſo würde mir aller Muth zu dieſer Trennung fehlen. Mir wird er ewig theuer, ewig unvergeßlich wie unerſetzlich bleiben. Ich liebe ihn weit über allen Ausdruck, mit einer mir ſelbſt unbegreiflichen Stärke und Innigkeit; aber eben daher kann ich Alles für ſein Glück opfern. Ueber das Wie dieſer Trennung bin ich noch nicht entſchieden; aber zu ihr ſelbſt feſt entſchloſſen.

Gottheit, von dir empfing ich dies Herz. Du legteſt in das ſeine wie in das meine jene geheimnißvolle Sympathie, die uns durch ſo viele Hinderniſſe und Vorurtheile zu einander führte; von dir empfing ich dieſe Liebe und geſegnet bleibe ſie mir, als ein Ring der großen Kette, die in deiner Weltordnung das Irdiſche mit dem Ewigen verbindet. Du belebſt den Thautropfen; aus der Verweſung ſelbſt führt die ewig blühende Natur wieder neues Leben herauf, und nur mit der unedlern Lebenskraft ſollte ſie ſo wuchern und Empfindungen ihr verloren gehen? Die reinſte, edelſte Liebe durch Auflöſung des irdiſchen Verhältniſſes zum Traum werden? Nein, in meinen ſchönſten Lebensſtunden, im Sternenſchimmer, im Anſchauen hoher Tugend, im Gefühl deines Daſeins, Gott und Vater der Liebe, habe ich es oft ſchon ſo tief als tröſtend empfunden, daß jedes wahre Gefühl hienieden mehr iſt als Erſcheinung, und daß es, für dieſe Welt verblüht, in irgend einer geiſtigen Lebenskraft wieder erblüht, und, wie alle Wahrheit, in einer höhern Welt unverlierbares Bürgerrecht hat.

Den 20. Auguſt.

Wiel dringt darauf, mich zu ſehen; nur mündlich, verſichert er, meine letzten Briefe beantworten zu können, nur mündlich von mir die Entſcheidung ſeines Schickſals vernehmen zu können. Mit einer wehmüthigen Freude habe ich ihm die Erfüllung dieſes von ihm ſo oft und dringend ausgeſprochenen Wunſches verheißen. Der Gedanke, ihn noch einmal zu ſehen, ehe er das Eigenthum einer Andern wird, macht mich ſehr glücklich. Hierher darf er nicht kommen; dies würde Aufſehen erregen, und ſo werde ich ihn in A—m treffen, wohin ich ihm am Sonntag entgegen gehe. Noch zwei glückliche Tage erwarten mich, dann, fahre wohl, höchſtes Glück des Lebens, Fülle meiner Erdenſeligkeit, ich bin dann dir geſchieden für immer! —

Den 29.

Ach, um wie Vieles ernſter und betrübender, als ich wähnte, hat dieſe Reiſe über mein Leben entſchieden!

Gott, an welches Abgrunds Rand wandelte ich ſchlaftrunken! wie kann ich es dankbar genug erkennen, daß ich geleitet wurde, durch ein uneigennützig gebrachtes Opfer ein Band löſen zu wollen, das früher oder ſpäter dem Zufall und der Schwäche die Macht gegeben haben würde, mich elend zu machen. —

Nie darf Wilhelm mich, nie ich ihn wiederſehen. Er hat mich gelehrt, ihn zu fürchten. Nein, es iſt mir von allem Erdenglück nichts geblieben, als dieſe Liebe; rein und unentweiht will ich ſie mir bewahren, und dies Herz kehre ſchuldlos, wie ich es von Gott empfing, dereinſt in die Hände ſeines Schöpfers zurück. Hart, ja grauſam iſt es, daß Viel ſelbſt mir den erhebenden Glauben an ſeinen Werth und die Freude der Erinnerungen dieſer Liebe ſo verbittert hat. Ich hatte zum Troſt meines ohne ihn ach! wie einſamen Lebens ſo feſt auf Beide gerechnet. Doch Gott wird mir Kraft ſchenken; ich hoffe es.

Ich ſchrieb ihm nach meiner Zuhauſekunft kurz und ernſt, daß ich unſer Verhältniß nicht nur für gelöſet anzuſehen mich verpflichtet fühle, ſondern daß ich auch keinen Brief mehr von ihm annehmen würde, bis mir ſeine Verlobung mit einer Andern in ihm den Freund zurückgäbe.

Den 10. September.

Wunderbar hält es mich aufrecht, und ich fühle, daß dieſe Wendung meines Geſchicks, dieſe ſchmerzliche Erkenntniß der Vergänglichkeit alles Irdiſchen in mir vollendet, was der Ernſt früherer Schickſale begonnen hatte. Hoffentlich iſt es nur Zucht, nicht Strafe, was mich trifft, und kindlich vertraue ich der Liebe, die dieſe über mich verhängt. Gott, der für die Nahrung des kleinſten Wurmes ſorgt, wird meine Seele nicht verſchmachten laſſen. Sei denn mein Weg durch's Leben auch noch ſo rauh und einſam, wandle ich ihn doch unter ſeinen Augen.

Mein Leben iſt ja auch nicht hoffnungslos verarmt; Sanftmuth, Geduld, Hoffnung, Wohlthätigkeit, Naturgenuß, Erweiterung meiner Kenntniſſe, Gefühl ſittlicher Veredlung — wie viel Glück iſt mir nicht noch geblieben und wie eigenſinnig und verſtockt müßte ich ſein, wenn ich es zu genießen verſchmähte. Ich habe kein anderes Gebet zu Gott, als daß er mir den Muth erhalte, mich ohne alle äußere Hülfe aufrecht zu erhalten und meines Herzens mehr und mehr Herr zu werden. Auch laſſe ich keinen Tag vergehen, wo ich nicht durch Verſagung eines Wunſches, Entbehrung einer gewohnten Bequemlichkeit, Unterdrückung einer ſchmerzlichen Aufwallung u. ſ. w. mich in der nothwendigen Herrſchaft über mich ſelbſt zu befeſtigen ſuche.

Den 17. September.

Heut, wo ich, trotz meines Verbots, doch vielleicht noch einen Brief von Wilhelm erhalte, kann ich mich nicht zwingen; ich bin bis zum Sterben betrübt und muß immerfort weinen, ohne es mir wehren zu können. Das Bild der vielen glücklichen Stunden unſerer Liebe ſteht ſo lebendig vor mir. Doch Gott wird tragen helfen; als ich heute Morgen die Sonne aufgehen ſah, erhob ſich meine Seele in freudiger Zuverſicht zu ihm. Ich gebe ja auch Wilhelm geduldig hin, da er es will. Wahrlich, es iſt ein *williges* Opfer, doch zu einem *freudigen* kann es nur werden, wenn Gott mir die Kraft, es als ſolches darzubringen, ſchenkt. Mein armes, zerriſſenes, blutendes, zum Tod betrübtes Herz hat ſie aus eigener Macht nicht.

Den 24. September.

Ich habe keinen Brief erhalten; aber ein ſtiller Ernſt, eine fromme Sammlung meiner Gedanken gewährt mir eine Ruhe, die ich mir ſo bald zu erkämpfen nicht zu hoffen erlaubte, und jene Erinnerungen und Schmerzen, die mein Leben trübten, fangen an ſich zu mildern. Doch weiß ich, daß dies nur die erſten Schritte auf dem Wege ſind, den ich zu wandeln habe. Gott ſah die Thräne, mit der ich heut in ſanfter Rührung der Natur zuſah, wie ſie ſo ſtill und friedlich ihre Blätterzelte abbricht, ohne Murren, daß der Winter ſie in Schnee und Eis hüllt.

Sie ſei mir Vorbild. Auch mein Frühling iſt dahin, und wie könnte ich mir das Daſein von Wunden verläugnen, die noch immer ſo unaufhaltſam und ſchmerzlich bluten? — aber daß in mir Friede iſt, daß mein Schmerz ſanft, meine Klage geduldig iſt, das danke ich Gott.

Den 14. October.

Vorgeſtern erhielt ich von der Poſt den Titan von Jean Paul zurück, den ich Wilhelm geliehen hatte. Ich glaubte ſicher, er würde ihn mir nicht ohne eine Zeile zum Lebewohl, zum letzten, langen Lebewohl zurückſenden; aber es war nicht ſo. Der Anblick dieſer Bücher bewegte mich unbeſchreiblich; „ach,“ ſagte ich mir ſelbſt, „er hat euch länger lieb gehabt als mich!“ Ich mußte weinen, und als nun auch ein kleiner Aufſatz: „über den erhabenſten Gedanken des Menſchen,“ dabei war, den ich dieſen Frühling einſt bei Sonnenaufgang in meiner Laube in der ſüßeſten Schwärmerei der Andacht und der Liebe geſchrieben hatte; da ergriff mich das Andenken deſſen, was er mir Jahre lang gegolten hat, zu ſchmerzlich.

Der Band, den ich in der Hand hielt, öffnete ſich zufällig; mein Auge traf auf folgende friſch unterzeichnete Stelle: „O hätte er ſie aus ſeinen ſinkenden Armen entlaſſen müſſen unter ſchöne Tage, in ein langes, ewiges Paradies, und ſie hätte ihn trunken vergeſſen können: das hätte er auch vergeſſen können; aber daß er ſie hingeſtoßen in ein kaltes Schattenreich und daß ſie ſich ſeiner erinnern muß aus Schmerz — nur des mußte er ſich immer erinnern.“

Die ganze Nacht brauchte ich, um mich zu faſſen, und als ich am Morgen die Augen aufſchlug, waren ſie ſo roth und ſchwer, daß ich ſie vor dem Tage verhüllen mußte. —

Gott, Gott! doch ich ſchweige. Er, der Ewige, lenkte mein Schickſal, und ich ſollte klagen? — Nein, thätig und fromm will ich bleiben, alle Menſchen lieben, und Glaube, Liebe und Hoffnung in meinem Herzen bewahren. Meine Thränen ſieht Gott; aber er verbietet ſie nicht, ſie kommen aus einem reinen Herzen.

Den 22. October.

Heiter bin ich noch nicht wieder geweſen, immer ſtill, ernſt und oft wehmüthig und gerührt bis zu Thränen. Ich verdopple meinen Fleiß, und wird mir das Herz zu ſchwer, ſo ſchließe ich mich in mein Zimmer ein und weine meine Thränen vor dem, der ihre Quelle kennt. Ich habe ihn ſehr lieb gehabt, viel lieber als ich glaubte; aber unglücklich möchte ich mich doch nicht nennen. Ich ſehe Unglückliche um mich her, kann rathen, tröſten, helfen, und ſo lange man das noch kann, iſt man wohl traurig, doch nicht unglücklich.

Ach, wer einmal Weh getragen hat, das aus uns ſelbſt kam und als Folge eigner Verblendung auf uns lag, dem wird nachher leicht zu tragen, was von außen kommt, und nun noch dazu hier, wo ich die Hand liebe und ſegne, die mir das Herz verwundet. Möge er nur glücklich werden! möge keine Kälte, kein Unwille gegen mich in ſeinem Herzen wohnen; möge er pflegen, was ich liebend in das ſeine pflanzte; mir kann er nie, nie fremd, nie gleichgültig, oder auch nur weniger lieb werden. Der Gedanke iſt mir undenkbar, wie Vernichtung.

Den 31. October.

Heute ſchon wieder einen Monat vollendet! Bald bin ich nun ein Jahr hier und in dieſem Jahr! — Wer mir vor eilf Monaten geſagt hätte, ich ſolle und könne noch mehr verarmen! Doch bin ich nicht auch reicher geworden? Einſamkeit, Fleiß, Friede, wahrlich, ich ſchlage meine Augen dankend auf und freue mich der wunderbaren Art, mit der Gott oft in der Ferne und im Voraus den Troſt bereitet, der ein wundes Herz erquickt. So bin ich ſeit einigen Wochen im Beſitz einer Compoſition zu Fouqué's ſo wahr und fromm empfundenem Liede:

Herr Gott, dein Wille ſoll geſchehen!

und nie ſinge ich es, ohne daß mein ſchmerzbeladenes Haupt ſich freudig aufrichtet und die Verheißung:

Dort ſchaut, wer hier geglaubt!

mein Herz mit Friede und Troſt erfüllt. Segen ſei dafür dem Dichter und der ſchönen Seele, die die Melodie zu dieſen ſanften, frommen Worten fand.

Noch vergeht kein Tag, noch keine Stunde, wo ich ſeiner nicht gedenke; oft, wenn ich mit ganz etwas Anderem beſchäftigt bin, treten mir plötzlich Thränen in's Auge und ein ſchneller Schmerz durchzuckt mich wie ein Blitz und erinnert mich woher und warum? — Aber dieſer Schmerz läßt mich ſo ruhig, ſo unverworren in meinem Innern. Noch hat er mich keine Minute verſtimmt, er macht mich im Gegentheil ſanfter, ſtiller und freundlicher. Ich fühle Kraft und Muth zu allem Guten, bete mit großer Freudigkeit, liebe ihn und vertraue Gott, der uns trennte. —

Den 5. November.

Wider Willen werde ich von Tage zu Tage ernſter und trüber; aber ich danke Gott, daß ich dabei freundlich und wahrlich im Frieden bleibe. Auch meine Geſtalt verfällt ſehr; ich ſehe es ſelbſt. Er freute ſich dieſen Sommer in A. ſo meines geſunden, blühenden Ausſehens! — Ich bin beinahe gegen alles Andre gleichgültig; doch fortdauernd reicht meine Kraft hin, es zu verbergen, daß mir das Herz wehe thut. Keiner von Allen, die um mich ſind, ahnet nur, daß ich leide. Ich unterläge vielleicht; denn wie ergreift es mich zuweilen, daß er mir ſo lohnen konnte! aber mein Glaube hält mich.

Schon als Nothwendigkeit müßte ich mein Schickſal ehren, und wie ſanft und geduldig leidet es ſich jetzt, wo mein Herz es ſo lebendig fühlt, daß durch die Welt und das Leben ein Geiſt der Liebe geht und daß Gottes Vaterhuld mir meinen Gehorſam und meine Geduld zur Gerechtigkeit anrechnen wird. Wie klein und ſchwach ſind wir vor ihm, der in die Tiefen der Gemüther ſchauet und das Herz prüfet; aber wie erhebt und beſeligt uns das Gefühl der Kindſchaft in ihm! Mag es im Leben auch noch ſo rauh auf mich einſtürmen, ſo weiß ich ja doch, daß Seligkeit das Ziel von Allem iſt, was mich trifft, und daß Gott es in ſeiner unbegreiflichen Liebe herrlich mit ſeinem Kinde hinausführen wird.

Wie klar wird uns nicht in dieſer Anſchauung des innerſten Gemüths der Faden, an den die göttliche Führung unſer Schickſal reihete, und wie wird unſer Glaube zu einer ſo lebendigen Wahrnehmung Gottes, wenn wir uns unausgeſetzt von ſeinem Auge bewacht, von ſeiner Liebe beſchirmt fühlen, und wie offenbart er ſich uns als Vater und als Herr, wenn wir einer Warnung, einer Ermunterung, Belehrung oder Drohung bedürfen! Wahrlich, wenn ich es bedenke, wie ſelten ein durch irdiſche Wünſche und Neigungen gefeſſelter Sinn dieſe Stimme zu vernehmen vermag, ſo möchte ich mich im Staube und Demuth vor Gott niederwerfen und ihn preiſen, daß mein irdiſches Glück ſo vergänglich, der Kelch meiner Jugendfreude ſo bitter war. —

Ich habe es in der Welt und unter ſo vielen guten Menſchen wohl erkennen gelernt, daß man, auch ohne chriſtlichen Glauben, von Grundſätzen und Pflichtgefühl geleitet, ein ruhiges, von keinen Gewiſſensbiſſen vergälltes Leben zu führen vermag; aber den Frieden Gottes, der höher iſt denn alle Vernunft, ſüßer denn jedes andre Glück, den lernt man nur durch chriſtliche Religion, nur durch chriſtlichen Glauben kennen. Die Moral kennt, ihrer ſtrengen und freudeloſen Natur nach, nur Pflichten; der Glaube aber hat Liebe, gibt Liebe, fordert Liebe, und wie ſchön und wahr ſagt einer unſrer edelſten Schriftſteller: „Wie über dem höchſten Gebirge doch noch hoch der Adler ſchwebt, ſo über der ſchwer erſteigbaren Pflicht die reiche Liebe.“ —

Schon das machte die Religion früh meinem Herzen theuer, daß ſie in allen Verwickelungen und Irrgängen des Lebens unſre Pflichten in unerſchütterlicher Sicherheit vereinfacht und uns das, was wir zu thun und zu laſſen haben, klar anzuſchauen vergönnt, da wir, von ihr geleitet, vom Leben nichts erwarten, nichts erſtreben, nichts hoffen, als eben dieſe Kindſchaft in Gott, die alle Selbſtſucht, allen Trug und Wahn, alle Eitelkeit der Erde und des ſchwachen Herzens ertödtend, nur Gott wohlgefällig zu werden ſtrebt und aus innerſter Seele betet: „Vater, ſchaff in mir ein reines Herz und ſende mir deinen heiligen Geiſt, daß er mich leite auf deinem Wege zur ewigen Seligkeit!“ —

Es iſt mir unbegreiflich, wie ſo viele Frauen ihren Beruf zur Andacht verkennen können. Gewiß iſt es doch, daß die Männer uns an Einſicht, Geiſteskraft, Schärfe des Urtheils, Tiefe des Wiſſens und am Werth ihrer in das Ganze eingreifenden Thätigkeit weit überlegen ſind, und daß ſelbſt die klügſte und gebildetſte Frau in ihrem von Eitelkeit unverblendeten Bewußtſein die Kluft fühlt, die ihren Geiſt und ihr Wiſſen von dem des Mannes, der mit ihr auf gleicher Stufe der Bildung ſteht, trennt.

Wie tief, wie dankbar ſollten wir nun nicht die Göttlichkeit des Glaubens preiſen, der unabhängig von Talenten, Kenntniſſen und Thaten, ein weibliches Gemüth zur höchſten Menſchenwürde emvorzuheben vermag. Jene andern Vorzüge bezeichnen die Männer als Herren der Erde und unſers Schickſals; aber vor Gott ſind wir ihnen gleich, ſind, wie ſie, Kinder des Vaters, und in unſrer frommen Einfalt ſeinem Herzen vielleicht oft die nächſten, da es doch das Höchſte aller Vernunfterkenntniß bleiben muß, den Menſchen für die Offenbarungen des Glaubens zu erziehen und das Göttliche nicht gedacht, ſondern nur empfunden werden kann. Das ſcharfſinnigſte Syſtem metaphyſiſcher Speculation, dieſer die Menſchheit adelnde Triumph des männlichen Geiſtes muß ja doch, von der Religion den Stoff empfangend, in der Idee der Vernunft höchſte Wahrheit anerkennen und der Idee der Gottheit alle Andern unterordnen.

Den 16. November.

Morgen iſt mein Geburtstag; ich bin tief wehmüthig; ach was kann mich je ſo erfreuen, wie dieſe Trennung mich betrübt? — Könnte ich ihn nur einmal, von ihm ungeſehen, ſehen, wüßte ich nur wie es ihm ginge, käme nur ein Laut von ihm zu mir! Alles Unwürdige an ihm iſt vergeſſen, nur ſeine Liebe lebt in meinem Herzen. — Die Poſttage ſind mir ſo ſchmerzlich. Wenn der Bote kommt, iſt mir immer, als müſſe ein Brief von ihm da ſein, das Herz klopft mir dann zuweilen ſo mächtig: die Aebtiſſin öffnet das Packet, ſcherzt über meine verminderte Correſpondenz, und ich, ich ſcherze mit.

Wilhelm, Wilhelm! — In dieſer Woche verläßt er G., wo wir ſo glücklich waren, er tritt in eine neue Welt, wo nichts ihn an mich, an unſre Liebe erinnert, Alles ihn zerſtreuet, und wie bald wird er ſich da bereden, mich vergeſſen zu haben, wie bald werden neue Reize ihn berauſchen! O Gott, auch an dieſem Tage, dem letzten eines Lebensjahres, in dem ich meine ſeligſten und meine traurigſten Stunden lebte, in dem ich verlor, was meinem Herzen allein das Leben wünſchenswerth machen konnte, hebe ich meine Hände zu Dir auf und flehe: wenn die ſtille Ergebung, mit der ich mein Schickſal trage, Dir wohlgefällig iſt, o ſo lege die Freude, die mir fehlt, ihm zu, und nie, nie hänge ſich an eine ſeiner Lebensfreuden mein Schickſal als Nemeſis.

Vater, dem ich vertraue, den ich über Alles liebe, blicke auf mich herab, laß mich dies neue Lebensjahr ſchuldlos durchleben. — — Segne mich mit Frieden und mit Liebe, ſchütze mich vor allem Widerwillen gegen das Leben, kräftige mich, Vater, es lieb zu gewinnen. Ach ich kann nicht mehr beten, nur verſtummen vor Dir, der Du meine Thränen und mein Herz ſiehſt.

Den 8. Januar 180—.

Meine Krankheit — ich huſte Blut und habe ſchleichendes, nächtliches Fieber — erweicht mich ſtärker, als ich es ſeit Jahren geweſen bin. Geſtern war mir ſehr übel, heute hole ich wieder leichter Athem; wenn ſchon etwas Blut das Herz ſo erleichtern kann, wie ſüß muß es dann nicht ſein, das Leben ſelbſt entgleiten zu fühlen und mit der letzten, ſchwindenden Kraft geliebte Menſchen an das Herz zu ziehen, das in dieſer Umarmung vor Seligkeit zu ſchlagen vergeſſen würde! —

Ich fühle es wohl, daß das Leben zwiſchen uns ſteht; aber wenn ich ſtürbe, dann, ja dann dürfte ich Alles vergeben und ihm die alte Liebe zeigen. — Wie unausſprechlich könnte mich der Tod beglücken! Doch verſage ich mir jedes lebhafte Sehnen nach ihm; ich ſchone meine Bruſt und mein Leben, ich ſorge dafür, als wenn er es noch liebte; aber mit ſtiller Freudigkeit weide ich mich zuweilen an meinem Schmerz und der Leichenfarbe meines Geſichts.

Noch iſt er in S. Werden ihm dieſe einſamen Winterabende denn nicht die vorjährigen vorführen, von denen jeder einzelne ihm mein Bild und ſo viel ſchöne Erinnerungen und goldne Hoffnungen mitbrachte? — Und kann ich denn vergeſſen, daß ich damals jeden Tag mit dem Gedanken beſchloß: ſchon wieder um einen Tag unſerm Wiederſehen näher! Ach mit allen dieſen Thränen möchte ich nur noch einmal an ſeine Bruſt ſinken und ihm ſagen: Auch dies gebrochene Herz liebt Dich noch unausſprechlich! —

Den 3. Februar.

Ein Traum überhüllt heute wie ein ſtiller Nebel mein Herz, und in dieſen trüben, ermatteten Augen hängen Thränen, die ſich nicht zurück drängen laſſen, ſondern fließen wollen. Ich muß überhaupt viel mehr weinen, als ich ſelbſt merke, da meine Augen mich jetzt immer ſo ſchmerzen. Sichtbar vergehe ich von Woche zu Woche. Ich thue Alles pünktlich, was der Arzt mir ſagt; wenn ich ſeine bittern Tränke ſo willig hinunterſchlucke, dann ergreift es mich zuweilen, daß eine andere Hand mir noch einen viel ſchwereren und bittereren Lebenskelch reichte; ſtill und geduldig ſchlürfe ich ihn bis auf den letzten Tropfen, ob mir gleich keine tröſtende Hand den Kelch nachhebt. — Einſt wird ſein Auge doch um mich naß.

Von jeher habe ich ſelten von ihm geträumt, ſeit unſerer Trennung faſt nie. Dieſe Nacht aber ſah ich ihn wieder, ohne zu wiſſen, wo? — ich wollte kalt und ernſt gegen ihn ſein; doch in der erſten einſamen Minute ſank er mit der vollen alten Liebe an mein Herz. Da kam der Frühling wieder, Nachtigallen ſangen, es blühten wieder Blumen, die Sonne ſank liebend in ein reines Feuergrab und eine lichte Bläue lächelte vom wolkenloſen Himmel auf das ſelige Herz herab.

O dieſe Sehnſucht, die der Traum in der Seele zurückläßt, wird ſie nicht auf jedem andern Planeten auch noch das verklärte Auge mit ihrer Thräne verdunkeln, wenn wir da die ſchimmernde Erde, dies Mutterland, dieſe erſte Wiege der Seele, am Himmel erblicken und uns von den auf ihr geliebten Herzen noch getrennt fühlen? Wenn der Tod mir dieſe Liebe für die Erde und ihre Bewohner nehmen will, ſo gebe er mir lieber bewußtloſen Schlummer, als das ſchönſte Erwachen ohne ſie!

Meine Bücher ſind mir jetzt noch einmal ſo lieb als ſonſt; nach meinem Tode kommen ſie in ſeine Hände, wie er es ſich in den Tagen unſers Glücks einſt ſcherzend erbat. Könnte ich doch ſonſt nur noch irgend etwas für ſein Glück thun, wäre ich doch reich, um ihm ſcheidend die Verſicherung hinterlaſſen zu können, daß mein letzter Erdenwunſch Wunſch ſeines Glückes war.

Jahre lang las ich in ſeinem Herzen, ſeiner Seele, wie in einem aufgeſchlagenen Buche; jetzt keine Ahnung, keinen Wink, wie dieſe Trennung auf ihn gewirkt hat, und doch würde ein Laut von ihm mich ſtillen; aber zwiſchen uns ſteht das Leben, und ich gehe nun einſam mit dieſem Herzen durch daſſelbe, und lege mich einſam hin zum Sterben.

Aber dann tritt er noch einmal vor mich, ich werde ihn noch einmal ſehen und an dem Herzen ſterben, das mein größtes Glück, wie mein ſchmerzlichſtes Weh war.

Am Charfreitag, den 12. April.

Ich bin recht krank, ohne eigentliche Schmerzen, ich fühle ein immerwährendes ſchleichendes Fieber und eine Mattigkeit, daß ich das Zimmer nicht mehr verlaſſen kann. Dabei bin ich ſo niedergeſchlagen. Dieſe Frühlingstage erhalten mich noch, ſeit acht Tagen heize ich nicht mehr ein, es iſt wie das ſchönſte Maiwetter. Heute Morgen ließ ich mich nach dem Garten tragen. Ein leichter Nebel lag über der lieben Gegend, die Sonne zertheilte ihn und fliehend malte er das Meer und die See'n und die Wälder und Dörfer mit täuſchendem Grün.

Warum aber hatten ſie mich gerade nach der Laube getragen, wo ich voriges Jahr an einem Morgen mit ihm ſaß? Dieſe Erinnerung machte mein Herz voll und ſchwer; ich hob mein Auge gen Himmel und ſeine Thräne war ein Gebet. Ich ſchreibe jetzt ſelten, denn wovon könnte ich ſchreiben, als von ihm und von der unermeßlichen Liebe, mit der ich heißer und feſter denn je an ihm hänge. Sünde iſt ſie nicht, dieſe Liebe; aber vielleicht Schwäche. Warum wurde mir aber dies treue Herz? warum bin ich nicht wie Er, wie Alle, ſchnell ergreifend, leicht vergeſſend, ſchnell loslaſſend und noch ſchneller getröſtet? — Wo iſt er heut? in F—d, im Gewühl einer neuen Lage, im Zirkel neuer, ſchon dadurch anziehender Menſchen, vielleicht ſchon andern Augen gegenüber, als die, deren Thränen um ihn von Tage zu Tage reichlicher fließen. —

Mag es ſein, ich habe keinen Wunſch, keine Hoffnung, keinen Anſpruch mehr, aber du, o Gott, der du die Welten und den Wurm an deinem Herzen trägſt, du wirſt auch mein Gebet für ihn, für ſein Glück nicht verwerfen. Neue Lagen, neue Verſuchungen erwarten ihn; erhalte du ihn dem Guten treu, ſchütze ihn vor allem Böſen, entferne ihn von allen Abwegen — o wie willig wollte ich dafür heut noch Alles, Alles aufopfern. Vater im Himmel, du kennſt mein Herz, du ſiehſt in meine Seele, du weißt, wie ich ihn geliebt habe, wie ich vom erſten Kuß an ſtrebte, mich zu bewahren, um ihn dem Guten und dem verlorenen Glauben an mein Geſchlecht wieder zuführen zu können. Ach, hätteſt du ihn mir gelaſſen, hätteſt du die tauſend heißen Gebete, mit denen ich Jahre lang nur um ihn bat, von dieſer großen, weiten Welt nichts wollte, nichts wünſchte als ihn, hätteſt du dieſe erhört! Doch vergib, Vater, vergib, ich wandle im Dunkeln und weiß nicht, was zu meinem Frieden dient. Dein Wille ſei geprieſen, aber laß dieſe Thränen Früchte tragen.

Sende mir den Geiſt der Wahrheit und des Friedens, laß mich gelaſſen und fromm vor deinen Augen wandeln, damit dieſer Schmerz mich heilige für das Land des Wiederfindens. Wirf uns nicht auf ewig, wirf uns nicht zu weit von einander, ohne ihn kann mir dein Himmel ſelbſt doch nie Himmel werden. Erbarme dich meiner, du Heilquell aller wunden Herzen, laß das meine noch lange, lange bluten, ich klage nicht; nur Demuth, Ergebung, Erkenntniß meiner Fehler, Milde für fremde, ein offenes Auge für den Himmel und ein reines, dir wohlgefälliges Herz, und meine Thränen ſollen die Erde und das Leben ſegnen, wie ſie nie das Jauchzen eines Glücklichen geſegnet hat!

Den 19. April.

Ich kann nichts anders denken als ihn; unwiderſtehlich, unwillkürlich, wie feſt gezaubert ſteht die Vergangenheit vor meinen Blicken, und ich hänge daran und verſinke in ihren Thränen, bis Alles um mich her ſchwindet, alles Wirkliche mir zum Traum wird, nur Er und ich in der Welt und auch in meinem Herzen nichts wie Er und ich. — Hätte ich nur etwas, womit ich mich einlullen könnte; aber der Frühling öffnet alle Wunden dieſes Herzens und es liebt und blutet mehr denn je. Selbſt die Arbeit will mir nicht mehr helfen, und zum Unglück widerſteht ſie mir auch jetzt, wo ich ſo matt bin, daß ich nicht mehr gehen kann; ich thue, was ich kann, um mich zuſammen zu nehmen, und jetzt, da es zum Ende geht, noch Manches auszurichten; aber in mir — in mir — o könnte ich ihn nur noch einmal, nur einmal noch an mein Herz drücken!

Jede kleine Freude unſerer Liebe, unſer erſter Blick, der erſte Kuß, das erſte entflohene Du, und ſpäter ſo viel Stunden ſtillen Glückes und holden Ernſtes, ſo viel Stunden heißen Eifers für das Gute und Rechte, und dann all die trübe Melancholie unſerer Trennung in S., und wie jeder Monat dieſer Trennung uns nur feſter an einander zog, und dann unſer Wiederſehen hier! —

Wie ich den Tag ſeiner Ankunft in meiner Laube ſaß und die Bäume und Blumen und den Himmel und die Lerchen ſo lieb hatte und ihnen leiſe fliſterte: „er kommt heut!“ — und wie er kam! — mit welcher Trunkenheit ruhte ſein Blick auf mir! — wie verrieth jeder gleichgültig ſein ſollende Laut die innere, tiefe Bewegung; und als er am Abende noch — ach! faſt auf der nämlichen Stelle, wo ich dieſes ſchreibe, einen einſamen Augenblick fand, als ich nach Jahre langer Trennung wieder an ſein Herz ſank, o dieſe Minute — lieber, himmliſcher Vater, wie könnte ich undankbar werden, wie klagen, da du mir einſt ſo glücklich zu ſein vergönnteſt!

Den 11. Mai.

Ich habe heut wieder einen ſchmerzenvollen Tag verlebt; aber ich komme in meiner Herrſchaft über körperliches Uebelbefinden immer weiter. Es iſt, wie mich dünkt, für einen zur Selbſtbeherrſchung gewöhnten Geiſt eben nicht ſo ſchwer, ſich jede Klage, jedes Zeichen des körperlichen Schmerzes zu verſagen, und die Kraft, unſern Geiſt unangefochten von ihm zu erhalten, gibt uns Vertrauen zu Gott und Gebet. — Ich trug ja wohl eher Vampyren am Herzen, ohne daß es den Menſchen, die um mich waren, merkbar wurde, daß ich litt.

An einen vertrauten Umgang mit Gott gewöhnt, erſcheint Einem alles Klagen vor Menſchen als Feigheit; verſtanden wird man ja doch nicht, und das bloße Lautwerden des Schmerzes vor ihnen ſtimmt zu ſchlecht zu ſeiner Würde. Dieſe hat der geiſtige immer; der körperliche nur dann, wenn er ohne Klage mit freiem, unbewölktem Geiſt ertragen wird, und dieſe Klarheit und dieſen Frieden des Gemüths ſchenkt mir Gott, zu dem mein Herz ſich, je mehr die Erde von mir losläßt, immer freudiger und in einer ganz unbeſchreiblichen Liebe zu ihm, dem Vater der Barmherzigkeit, erhebt.

Welches traurige, ſchmerzensreiche Bild meines Lebens würde nicht Manchem, der um den himmliſchen Troſt des Glaubens, der mich erquickt, nicht wüßte, vorſchweben, wenn es in den Umriſſen der äußern Begebenheiten deſſelben vor ihm ſtände! Könnte ich doch um mein Sterbelager die Beſten meines Geſchlechtes ſammeln, damit ſie mit mir in unvergänglicher Lebendigkeit die göttliche Verkündigung eines Glaubens erkenneten, der uns mit jedem Leiden der Vergangenheit verſöhnt, jede Freude der Gegenwart würdig genießen lehrt und unſere Zukunft durch eine himmliſch ſchöne Hoffnung an die reinſte Seligkeit knüpft!

Wie ſchwach, wie unvollkommen iſt alle menſchliche Tugend ohne die Kräftigung der Religion! und nun noch die weibliche Tugend, da unſer Geiſt ſo manchen Anhaltes, ſo mancher Kraft des anders begabten Mannes ermangelt! Luſt und Kraft zu allem Guten, Friede des Herzens, Reinheit des Sinnes, Demuth im Glück, Freudigkeit im Unglück, Muth im Tode, dies ſind die himmliſchen Gaben, mit denen der Geiſt Gottes jedes gläubige, Gott in Ernſt und wahrhafter Liebe ſuchende Gemüth erfreut, und ihm die Kraft ſchenkt, nicht blos das Böſe, das da ſiegt, ſondern auch den irdiſchen Gedanken, der da verſucht, zu verſcheuchen.

Dieſe, uns durch Liebe zu Gott gewordene, durch Liebe zu ihm in uns bewirkte Anerkennung ſeiner Offenbarungen beſiegt jeden Schmerz, jedes Unglück und auch den Tod; denn in ihr iſt ein ſo reicher Quell himmliſchen Friedens und reiner Seligkeit, daß ſich ſelbſt der Schrei der entſetzlichſten Erdennoth, der Seufzer unſäglichen Jammers für ein zur Kindſchaft in Gott gelangtes Herz, zum Triumphgeſang himmliſcher Freude und Hoffnung wandelt. O wie lebendig fühle ich es in gewiſſeſter Ueberzeugung, daß es keinen Schmerz gibt, für den das

Chriſtenthum nicht Troſt und Hoffnung hat, keinen Jammer, der durch die göttliche Kraft ſeines Geiſtes nicht in Friede ſich umzuwandeln vermöchte! Wie klein wird alles Irdiſche vor Gott und ſeiner Ewigkeit! Wohl habe ich gelitten und fühle mich zerſchlagenen Herzens; aber was bedeutet die Thräne, zu der hienieden mein Leben wurde, im Ocean der Zeit? —

Ich bin verkannt, gekränkt, verlaſſen; die Freundſchaft hat ſich von mir gewendet, die Liebe mich getäuſcht, doch Gott kennt mein Herz in ſeinen verborgenſten Regungen und wird ſein Leben und ſein Wollen nicht als zürnender Richter, ſondern als liebender Vater richten! Dort, wo jene Sterne funkeln, iſt meine wahre Heimath; hienieden nur das Land meiner Prüfung; dort werde ich erkannt werden wie ich bin, dort geliebt werden wie ich liebe, dort iſt Treue kein Verdienſt, keine Pflicht, keine Tugend, ſondern das innerſte, eigenſte Weſen der Liebe ſelbſt. Und kann ich, beſeeltes Würmchen aus Staub, mich erkühnen, die Unermeßlichkeit der Liebe erahnen zu wollen, mit der in allen Leben Ein Herz, Ein Puls ſchlägt? — Kann ich wähnen, daß der erhabenſte Flug meiner innigſten Begeiſterung zu

Gott die Liebe zu faſſen vermag, mit der Er mich liebt, mit der Er mich geſchaffen und beſeelt hat?

Unendlich wie ſein Weſen, untheilbar und darum Eins in Allem iſt auch ſeine Liebe; nur in ihr vermag ich ihn zu ahnen, und in ihr die erhebendſte Fülle, den reinſten Ausfluß ſeiner Gottheit. Verſtumme und bete an und liebe ihn von ganzem Herzen, ganzer Seele und mit allen deinen Kräften und ſchwinge dich empor, mein Geiſt, über dies kleine Erdenleben, das mir doch in der ganzen Stufenfolge meines Daſeins theuer und würdig bleiben muß, weil in ihm mein Weſen zu dieſer Fülle, zu dieſem Reichthum von Liebe reifte. Alles Andere fällt von mir ab; alles Andere ſinkt zurück; aber mit dieſer Liebe gehe ich kühn dem dem irdiſchen Leben ſo furchtbaren Tode entgegen und ſtürze mich zuverſichtlich in ſeine Nacht.

Die Flügel meines Glaubens heben mich ſiegend über ſeine Schrecken, und ſo wahr Gott göttlicher iſt, als der erhabenſte Menſchengeiſt, das geläutertſte Menſchenherz ihn zu denken und zu empfinden vermag, ſo wahr wird auch die Seligkeit, die er mir, ſeinem geliebten, von ihm zum Glück geſchaffenen Kinde, bereitet hat, unendlich liebevoller und liebereicher ſein, als ſie ſich hienieden das reichſte, in überſchwenglicher Liebe zerfließende Mutterherz für ihren Liebling zu träumen vermag.

* * *

Den 1ſten Juli.

Tief und ernſt, leiſe und feierlich ſinkt jetzt der Stern meines Lebens! — Er ſink' in Frieden, mein Segen folgt ihm nach!

Geſtern geſtand mir mein Arzt, daß ich die Dauer meines Lebens nur noch nach Tagen zu berechnen habe. Mein Gefühl iſt das einer Verbannten, die in himmliſcher Freude das Land der Heimath begrüßt. Das Ende meines Lebens gleicht den jetzigen monderhellten Nächten, ſo ſanft ſchimmernd, ſo friedlich und erquicklich leuchtend, und Preis und Dank dem Herrn des Lebens und des Todes, dies Auge wird keine dunkle mehr ſehen.

Ich habe an Wilhelm geſchrieben; er wird kommen und mein Herz wird in der Freude brechen, ihm mit ſeiner letzten Kraft es noch wiederholen, mit ſeinem letzten Schlage es ihm noch betheuern zu können, daß ich ihn einzig und unausſprechlich geliebt habe. Aus meinem Tode erblüht mir, ich hoffe es, in ſeinem Herzen ein neues unvergängliches Leben! — zwiſchen uns tritt nun freilich verfinſternd dieſe Erde — aber es iſt nur ihr Schatten, er verſchwindet, und ſonnenhell liegt vor uns die Ewigkeit, die uns wieder vereinigt.

* * *

Nur Engel waren an ihrem Sterbelager! Der Mann, den ſie mit der heiligen Kraft ihrer Liebe und ihres erlöſchenden Lebens gerufen hatte, kam nicht, weil er, wie er ſchrieb, für ſie eine zu ſchmerzliche Erſchütterung von dieſem Wiederſehen fürchtete. Auch ihr einſames Grab hat er nie beſucht.

Der Friede und die Liebe ihres Glaubens und ihres Herzens ſei mit uns Allen!

Glaubenskraft.

Via Crucis, Via Lucis!

Auguſt von Steinfeld wurde von einem Onkel erzogen, den die Welt einen Sonderling, ſeine Freunde, Diener und Unterthanen den edelſten und großmüthigſten der Menſchen nannten. Er ließ dem Knaben Freiheit zur Entwickelung ſeiner geiſtigen und körperlichen Kräfte, nicht in dieſer oder jener vorgeſchriebenen Form, ſondern in der vollen Eigenthümlichkeit ſeiner Natur; ſo lernte dieſer früh den Stolz des Entſagens und den Genuß der Selbſtüberwindung kennen, während ſein Herz ſich an dem Beiſpiel von Frömmigkeit und Menſchenliebe, das ihm der Oheim gab, zur Liebe kräftigte.

An einem ſchönen Frühlingsabend, wo Auguſt Feld und Wald durchſchweifte, glaubte er in einem von dem Weg, den er eingeſchlagen hatte, ſeitwärts liegenden Gehölz Klagetöne menſchlicher Stimmen zu vernehmen. Er eilte darauf zu und fand gleich am Eingang deſſelben die unglücklichen Gegenſtände, die er ſuchte; tief erſchüttert von dem Anblick derſelben, flog er pfeilſchnell nach dem Schloſſe zurück und ſtürzte athemlos in das Zimmer, wo ſein Oheim, der Baron, am Schreibtiſche ſaß. „Was gibt's?“ fragte dieſer, „was hat Dich erſchreckt? Du ſiehſt ja ganz blaß aus.“

Auguſt vermochte nicht, ihm zuſammenhängend zu antworten, aber er faßte ſeine Hand und zog ihn nach der Thür. „Kommen Sie, Oheim, kommen Sie nur und ſehen Sie, was ich geſehen habe.“ Der Baron ließ ſich von ihm in das Gehölz führen; hier erblickte er einen Mann, der, auf der Erde ſitzend, ſich an einen Baum gelehnt hatte — aus todtenblaſſem, eingefallenem Geſicht hervor ſtierten ſeine hohlen Augen ein Frauenzimmer an, deſſen Kopf an ſeiner Bruſt ruhete und das ohne Todeskampf ſterbend zu ſein ſchien, während ein kleiner Junge von ungefähr drei Jahren auf ihrem Schooße lag und, ſchon zu matt zum Schreien, nur noch leiſe und ſchmerzlich wimmerte. Der letzte Seufzer, die letzte Thräne dieſer Unglücklichen ſchien ſchon erſchöpft, ihr Elend laut- und klaglos geworden zu ſein.

„Unglücklicher," rief der Baron dem Manne zu, „was macht Ihr hier?"

Der Fremdling, deſſen abgetragene, zerriſſene Kleidung doch noch Spuren ehemaligen Wohlſtandes verrieth, antwortete mit ſchwacher Stimme und ohne die Augen zu dem Fragenden zu erheben: „Wer Sie auch ſind, ſtören Sie nicht die letzten Augenblicke einer Familie, die in Ruhe zu ſterben wünſcht."

„Lauf, Auguſt," ſagte der Baron angſtvoll, „hole alle Bedienten her und ſage der Haushälterin, daß ſie eine Flaſche des älteſten Rheinweins und ein Glas Cölniſchen Waſſers mitſendet." Schnell wie ein Vogel eilte Auguſt davon, und in einer Viertelſtunde waren die Bedienten und Frau Müller mit dem Wein und dem Cölniſchen Waſſer da. Dieſe kniete neben dem Frauenzimmer nieder, das dem Scheine nach ſchon den letzten Seufzer ausgeathmet hatte, doch nachdem ſie ihr Geſicht und Hände mit dem Cölniſchen Waſſer gewaſchen, gelang es derſelben, ihr einige Tropfen Wein einzuflößen, worauf ſich ihre Bruſt mit einem leiſen Seufzer hob und ſie die Augen öffnete, die ſich aber gleich wieder ſchloſſen. Der Baron befahl, ſie ſo ſanft als möglich nach dem Schloſſe zu tragen; Auguſt bemächtigte ſich des kleinen Jungen, den er ſo ſorgſam, wie eine Ameiſe ihre Puppe, forttrug, während der Baron dem Fremden die Stirn rieb und ihn mit dem herzgewinnenden Ton wahrer, menſchenfreundlicher Theilnahme bat, ein Glas Wein zu trinken, das er für ihn eingeſchenkt hatte. Der Unglückliche hob ſeine dunkeln Augen ausdrucksvoll zum Himmel und rief: „O Gott, ſendeſt du mir dieſen Rettungsengel!“ allein dieſe Aufwallung war für ſeine Schwäche zu mächtig, und er ſank wieder in tiefe Ohnmacht zurück. Der Baron ließ ihn, ſobald ſeine Diener zurückkamen, gleichfalls nach dem Schloſſe tragen und dort, ſo wie auch ſeine Frau, zu Bette bringen. Der Arzt wurde geholt und erklärte, der Zuſtand dieſer Unglücklichen ſei blos eine durch Gram und Hunger bewirkte Entkräftung, man müſſe ſie vierzehn Tage lang ſo ruhig als möglich zu erhalten ſuchen, und ſie vorſichtig nach und nach wieder an den Genuß nahrhafter Speiſen gewöhnen. Es wurde Alles zur Herſtellung ihrer Geſundheit aufgeboten und wirklich waren ſie nach Verlauf der von dem Arzt beſtimmten Zeit ſo weit, daß der Baron, nachdem er ſie mit Wäſche und Kleidern hatte verſehen laſſen ſie einladen konnte, mit ihm zu ſpeiſen. Sie erſchienen, allein von Dankgefühl ſo überwältigt, daß es all der Zartſinnigkeit der edelſten Menſchenliebe, mit der der Baron ſie als gerngeſehene, geachtete Gäſte empfing, bedurfte, um ſie zu freimüthiger Unbefangenheit zu bringen. Beide verriethen bei dem Anſtand feiner Weltſitte, der ihnen eigen war, ſo viel wahre Bildung, daß der Baron ſich nicht enthalten konnte, nach Tiſche, als ſie bei dem Kaffee allein waren, dem Herrn Seld — ſo nannte ſich der Fremdling — ſein Erſtaunen zu bezeugen, wie er bei der Erziehung und den Kenntniſſen, die er beſitze, in ſolche Noth habe gerathen können, und ihn um die Mittheilung ſeiner Geſchichte zu bitten, wenn er keine beſondern Urſachen habe, dieſe geheim zu halten.

„Da mein und der Meinigen Leben nächſt Gottes Geſchenk, jetzt das Ihrige iſt, Herr Baron,“ ſagte ihm Seld mit dem Ausdruck gerührter und ehrfurchtsvoller Dankbarkeit, „ſo kann ich nicht wünſchen, Ihnen irgend etwas zu verhehlen, und ich bin gern erbötig, Ihren Wunſch gleich jetzt zu erfüllen.“

Frau Seld bat hier ſanft erröthend um die Erlaubniß, ſich entfernen zu dürfen, um nach ihrem Kinde zu ſehen, und der Baron lud ihren Mann ein, ihn nach ſeinem Studirzimmer zu begleiten, wo ſie vor jeder Störung ſicher ſein würden. „Ich bitte Sie, Herr Seld,“ ſagte er zu ihm, „mit der Offenherzigkeit eines Freundes mir Ihre Schickſale und Ihre Erfahrungen in ganz unverhüllter Wahrheit mitzutheilen. Scheuen Sie ſich nicht, mir vielleicht geſtehen zu müſſen, daß Sie Wahrheit durch Irrthum, Weisheit durch Schmerz erkaufen mußten; ich habe die Schwäche des Menſchenherzens im eignen Buſen zu tief erkennen gelernt, um es für ein Verdienſt zu halten, makellos zu ſein. Nicht fallen ſoll und darf nicht der Stolz des Menſchen ſein, aber wohl ſchön und edel iſt es, vom Fall zu erſtehen.“

„Herr Baron,“ antwortete Seld, „mein Leben war freilich ein Irrpfad, und nur die Barmherzigkeit Gottes hat mich, am Abgrund des Verderbens ſchwebend, wunderbar erhalten und es mir vergönnt, den Frieden wieder zu gewinnen, deſſen Verluſt kein irdiſches Gut zu vergüten vermag; doch eben dies innige Gefühl des Erbarmens Gottes mit dem Sünder gibt mir auch den Muth, gegen Sie ganz wahr zu ſein. — Mein Vater war in einer ziemlich bedeutenden Mittelſtadt eines ſüddeutſchen Landes ein Krämer. Von geringer Herkunft und ohne beſondere Geiſtesgaben, hielt er ſich viele Jahre lang in dem ſtillen Alltagsgleis eines handwerkmäßigen Verkehrs; allein das Glück begünſtigte ihn und ſchenkte ihm Wohlſtand und Vermögen. Von meiner Mutter, die ich früh verlor, bewahrt mein Gedächtniß keine Erinnerung, als die der Zärtlichkeit, mit der ſie mich oft herzte, und der Thränen, die mein Vater vergoß, wenn das Andenken an ihren Verluſt in ihm erwachte.

Ich blieb nach ihrem Tode, als einziges Kind, der einzige Gegenſtand für die Liebe meines Vaters, deſſen Zärtlichkeit nur mit der Eitelkeit verglichen werden kann, die ihn bewog, Alles aufzubieten, um aus mir einen vornehmen und berühmten Mann zu machen. Er ſandte mich auf Schulen und dann auf Univerſitäten, und bis in mein 20ſtes Jahr hatte ich den freigebigſten und liebevollſten Vater, den ſich nur je ein Sohn zu wünſchen vermag, da er mit ſeinem Gelde eben ſo verſchwenderiſch als mit ſeinen Lobeserhebungen gegen mich war. Doch ſeine Eitelkeit war für mich von den nachtheiligſten Folgen; ſie verminderte ſogar meine kindliche Ehrfurcht, da ſein ſchlichter Verſtand mir eine Ueberlegenheit zugeſtand, die mir keineswegs zukam, und von der ich fühlte, ſie gezieme dem Sohn nicht. Ich empfand, daß er keinen Maßſtab zur Würdigung gelehrter Bildung habe, und meine Kenntniſſe nur auf Treu und Glauben hin, als ungewöhnlich achtete. Ich ſelbſt hielt mich aber gleichfalls für ein Wunder von Gelehrſamkeit, da mein Fleiß ſo groß wie mein Ehrgeiz, und ich an die Lobſprüche meiner Lehrer gewöhnt war. Was man eigentlich Brodſtudium nennt, hatte ich freilich vernachläſſigt; ich glaubte der Sohn eines ſehr reichen Mannes zu ſein, und daher in meiner Liebe zu den ſchönen Wiſſenſchaften den Beruf erkennen zu dürfen, mich ihnen ausſchließlich zu widmen, voll Hoffnung, auf dieſem Wege eine Zierde und ein hellglänzender Stern der deutſchen Literatur zu werden, wobei denn, wie ich nicht zweifelte, mir außer dem Ruhm auch noch die ſchmeichelhafteſten Aufmunterungen und Ehrenſtellen aller Art zu Theil werden würden. In dieſer hoffärtigen Stimmung erhielt ich die Nachricht vom Tode meines Vaters; der Fall eines auswärtigen Handlungshauſes hatte den ſeinigen nach ſich gezogen, und ſein Schrecken über dieſe Nachricht war ſo groß, daß er einen Schlagfluß bekam, der ſein Leben endete. Tief betrauerte ich ſeinen Tod, allein den Verluſt ſeines Vermögens nahm ich mir nicht zu Herzen, da ich feſt überzeugt war, durch mich ſelbſt mein Glück gründen und mir den Weg zu Reichthum und Ehren bahnen zu können. Ich verkaufte die mir entbehrlichen Sachen und verließ dann, im Beſitz von einigen hundert Thalern, die Univerſität, um mich nach der Hauptſtadt zu begeben, in der ich allein einen würdigen Schauplatz für meine Talente finden zu können glaubte.

Ich kannte in der Hauptſtadt keinen Menſchen und war ganz ohne Empfehlungsbriefe; es blieb mir alſo kein andrer Weg übrig, Bekanntſchaften zu machen, als den, die Kaffeehäuſer und die öffentlichen Wirthstafeln zu beſuchen. Dieſe Lebensweiſe iſt aber koſtſpielig, und wenn es mir gleich bei der Dreiſtigkeit, mit der ich über Alles ſchwatzte, gelang, mir den Ruf eines geiſtreichen und witzigen jungen Mannes zu erwerben, ſo fand ich mich doch in allen meinen eitlen Erwartungen getäuſcht und kam bei der ſchnellen Verminderung meines Geldes bald zu der Erkenntniß, daß es nothwendig ſei, eine Stelle zu ſuchen, die mir meinen Lebensunterhalt zu ſichern vermöge.

Zu welcher Selbſterkenntniß führten mich aber auf dem Wege der Beſchämung und der Demüthigung die Verſuche, eine ſolche Stelle zu erhalten! Nicht als ob ſich mir nicht mannigfach Gelegenheiten zur Erreichung meines Wunſches dargeboten hätten, aber immer fand ſich, daß ich, der ich mich für ein kleines Wunder von Gelehrſamkeit gehalten hatte, doch gerade das nicht wußte, was als praktiſch nützlich von mir gefordert wurde. All mein Wiſſen, all meine Gelehrſamkeit war einem Capital gleich, das aus einer im täglichen Leben gar nicht brauchbaren Münzſorte beſteht, und bei dem man alſo, trotz ſeines Beſitzes, verhungern kann. Die goldenen Träume des Ehrgeizes, welche, wie die bunt gefärbten Wolken eines ſchönen Sommerabends, in feenhafter Geſtalt vor mir geſchwebt hatten, löſeten ſich in ihr Nichts auf, und um mich, wie in mir, begann es finſter und trübe zu werden. Ein Drittel meiner Baarſchaft war ſchon verzehrt, und in meiner Vorſtellung ſah ich den Reſt auch ſchon verſchwunden und mich völlig hülflos, da keine Ausſicht, keine Möglichkeit da war, den Abgang zu erſetzen. Ich ſchalt auf meine blinde Eitelkeit, die mich verleitet hatte, jedes eigentliche Brodſtudium zu vernachläſſigen und mich nur mit den Blüthen der Wiſſenſchaften zu nähren, ohne mich um ihre praktiſche Anwendung und Ausübung zu bekümmern. Vergeblich war und blieb auch all mein Sinnen und Bemühen, irgend ein mir zu Gebot ſtehendes Erwerbmittel aufzufinden, und meine Stimmung wurde von Tag zu Tag immer hoffnungsloſer.

Eines Abends war ich lange im Freien umhergeirrt und es dämmerte ſchon, als ich den Rückweg nach der Stadt antrat. Mein Weg führte mich bei dem Schauſpielhauſe vorbei; in dieſem Augenblick ſchrien tauſend Stimmen Feuer! Feuer! und der Menſchenſtrom, der mir aus dem brennenden Gebäude entgegenſtürzte, riß mich und ein ältliches, anſtändig gekleidetes Frauenzimmer, das vor mir ging, mit in ſeine Wirbel. Das Gedränge war ungeheuer und jenes Frauenzimmer, an deſſen Seite ich mich jetzt gedrückt fand, war vor Schreck und Beſtürzung außer Stande, ſich länger aufrecht zu erhalten, oder ſich allein einen Weg durch die Menge zu bahnen. Ich umfaßte ſie mit einem Arm und es gelang mir, ſie unbeſchädigt aus dem Gedränge zu führen. Wir hatten bis zu ihrer Wohnung, die ſie mir bezeichnete, nicht weit zu gehen; ein Dienſtmädchen öffnete uns, als meine Begleiterin die Klingel zog, die Thür eines kleinen, aber niedlichen Hauſes, und ich konnte und wollte ihre Bitte, bei ihr einzutreten, nicht abſchlagen, da ich meinen linken Arm ſchmerzend verletzt fühlte und ohnmächtig zu werden fürchtete, wenn ich den weiten Weg bis zu meiner Wohnung unverbunden zurücklegte. „Um Gottes willen, mein Herr,“ ſagte ſie mir, als wir in das erleuchtete Wohnzimmer traten, „wie blaß ſehen Sie aus! Sie haben doch nicht Schaden genommen?“ — „Ich empfinde in der linken Schulter Schmerz,“ antwortete ich, „allein es wird auf jeden Fall nur eine unbedeutende Verletzung ſein, die ein Umſchlag von kaltem Waſſer heilen wird.“ — Sie nöthigte mich hier, meinen Oberrock auszuziehen — der ganze Arm war wie zerquetſcht, blau und mit Blut unterlaufen. Frau Greve verſicherte mir mit Thränen im Auge, daß ſie ſich nicht beruhigen könne, wenn ich ihr nicht erlaube, einen Wundarzt holen zu laſſen, und während ihr Mädchen forteilte, dieſen zu holen, beſorgte ſie ſelbſt mit mütterlicher Sorgfalt warme Weinumſchläge zur Linderung des Schmerzes. Der Wundarzt fand die Verletzung nicht gefährlich, aber doch bedeutend genug, um die Annäherung eines ſtarken Wundfiebers zu verkündigen, welches Ruhe für mich nothwendig mache. Frau Greve befahl, ſobald ſie dieſes hörte, ihrem Mädchen, ein Zimmer und ein Bett für mich bereit zu machen, und aller meiner Weigerungen ungeachtet, mußte ich einwilligen, in ihrem Hauſe zu bleiben. Die Nacht war ſchlaflos; gegen Morgen raubte mir die Macht des Fiebers alle Beſinnung, und erſt nach 8 Tagen erwachte ich, wie aus einem ſchweren, dumpfen Traum wieder zum Bewußtſein. Ich blickte um mich her, die Morgenſonne warf einen Verklärungsglanz auf Alles, was mich umgab, und vor meinem Lager ſtand eine Geſtalt, in der ich einen Engel zu erblicken glaubte, da ich noch nie ein ſo holdſeliges, anmuthsvolles Geſicht geſehen hatte. „Bin ich noch auf Erden, oder ſchon im Himmel?“ fragte ich erſtaunt, aber ſtatt mir zu antworten, eilte der Engel davon und führte bald darauf Frau Greve herein, deren Anblick mich belehrte, wo ich war. „Ach, Madam,“ rief ich ihr entgegen, „welch einen beſchwerlichen Gaſt haben Sie an mir gehabt!“ — doch ohne meine Worte zu beachten, ſank ſie vor meinem Lager auf die Knie nieder, und meine Hand faſſend, ſagte ſie mit tiefbewegter Stimme: „Gott ſei gedankt, der unſer Gebet erhört und Ihnen das Leben erhalten hat! Jetzt ſind Sie gerettet!“

Von dieſem Augenblick an verließen Frau Greve und der Engel, den ſie mir als ihre Nichte Eliſe vorſtellte, mein Zimmer nur ſelten und boten Alles auf, mich zu pflegen und zu erheitern. Ich erzählte ihnen meinen bisherigen Lebenslauf und erfuhr nun auch, daß ſie die Schweſter und die Tochter eines ehrwürdigen Landpredigers waren, der ihnen nur ein Vermögen von 500 Thalern nachgelaſſen hatte, mit dem ſie nach der Hauptſtadt gezogen waren, um ſich durch ihre beiderſeitige Geſchicklichkeit im Weißnähen und im Putzmachen ihr Brod zu verdienen. Bis zu dieſem Zeitpunkt war ich einſam in der Welt geweſen; meine Mutter hatte ich kaum gekannt, meinen Vater hatte ich verloren und die Empfänglichkeit meines Herzens für Liebe, Freundſchaft, Dankbarkeit, für jede fromme heilige Regung der Natur war noch eben ſo unentwickelt als unentweiht. Der Umgang mit Frau Greve und mit Eliſen führte mich in eine neue, ſchönere Welt ein, und meine Krankheit wurde für mich der Uebergang zu einem neuen Daſein, gegen deſſen Lebensgefühl und innere Tiefe die Erinnerung an mein vergangenes Leben zum bleichen Schattenbilde wurde.

Als ich ſoweit hergeſtellt war, daß ich mein Zimmer verlaſſen und im Hauſe umhergehen konnte, bat ich Frau Greve, mir den Betrag ihrer während meiner Krankheit für mich gehabten Auslagen anzugeben, damit ich ſie berichtigen könne. „Ich denke,“ ſagte ſie mir mit ſanft gerührter Stimme, „Sie werden zu großmüthig ſein, um mich durch dieſe Forderung an das zu mahnen, was ich Ihnen ſchuldig bin. Iſt nicht Ihr Leben beinahe ein Opfer des Edelmuthes geworden, mit der Sie mir, der Unbekannten, das meinige gerettet haben? Kann ich hoffen, Ihnen dies je vergelten zu können, und muß ich mich in dieſem unſerm Verhältniß durch Ihre Forderung nicht eben ſo beſchämt als gedemüthigt fühlen?“

Ich ſah, daß ich, ohne ſie zu kränken, nicht auf meiner Forderung beſtehen durfte, ſo entſchieden auch mein Widerſtreben war, dieſe Unkoſten unvergütet zu laſſen. Einige Tage ſpäter, da Tante und Nichte Beide ausgegangen und ich zufällig unten auf dem Hausflur war, erſchien ein Gerichtsdiener, um Frau Greve eine Klage zu überreichen, die ein Kaufmann, dem ſie hundert Thaler für Waaren ſchuldig war, welche ſie zum Wiederverkauf im Kleinen von ihm genommen hatte, gegen ſie anhängig machte. So ſehr mich auch die Veranlaſſung dazu betrübte, ſo froh war ich doch auch, wieder helfen zu können;

ich bezahlte dem Gerichtsdiener ſowohl die Schuld als die Koſten und vergaß auch nicht, mich durch ein goldenes Siegel der Verſchwiegenheit des Dienſtmädchens, das Zeugin dieſes Auftrittes war, zu verſichern. Mit ſtill frohem Herzen empfing ich meine theuren Freundinnen bei ihrer Rückkehr und ſetzte mich mit ihnen zu unſerm einfachen Abendbrod nieder, als das Mädchen ihrer Frau einen Brief brachte, der eben für ſie gekommen war. Ich ſah ſie bei dem Anblick der Handſchrift erbleichen; ſie las ihn mit ſichtlichem Erſtaunen, fragte, ob der Bote, der ihn gebracht habe, noch da ſei und eilte zu ihm hinaus. Sie kam bald zurück; auf ihrem Geſicht las man die mächtige Bewegung ihrer Seele, doch vergeblich verſuchte ſie zu ſprechen, ſie brach in Thränen aus.

„Was fehlt Ihnen, liebſte Tante?“ rief Eliſe, indem ſie auf ſie zuflog und ſie in ihre Arme ſchloß. „O, mein Kind,“ antwortete ſie ihr, „zum zweiten Mal iſt unſer edler junger Freund unſer Retter geworden. Lies dieſen Brief, den ich eben erhalten habe.“ — Er war von dem Kaufmann, deſſen Schuldnerin ſie geweſen war und der ſie in demſelben um Verzeihung bat, daß er, ſelbſt in augenblicklicher Zahlungsverlegenheit, ſie wegen der ihm ſchuldigen Summe verklagt habe. Doch ſei es ihm lieb, daß ſie dieſe gleich baar habe entrichten können; er ſende ihr, von dem verbindlichſten Dank für die richtige Zahlung begleitet, die Quittung und hoffe, ſie werde ihn ferner mit ihren Aufträgen beehren.

„Und warum, theuerſte Frau,“ ſagte ich zu ihr, „wollen Sie es mir mißgönnen, daß die Vorſehung mir ein Mittel zuführte, Ihnen einen kleinen Theil meiner Schuld abzutragen. O,“ fuhr ich fort, und drückte ihre und Eliſens Hand vereint an mein Herz, „möchte es mir doch vergönnt werden, Sie Beide einſt würdiger überzeugen zu können, wie ich Sie liebe und ehre und wie meine ganze Seele Ihnen angehört! Sie Beide machen meine Welt aus und ich trage in meinem Herzen keinen Wunſch, keine Hoffnung, ich kenne kein Glück, das außer dem Umkreis dieſer meiner Welt läge!“

„Wenn dem ſo iſt,“ ſagte Frau Greve mit ſanftem Lächeln, „und die mütterliche Zuneigung meines Herzens für Sie, läßt es mich glauben, ſo wäre es Unrecht, wenn wir uns trennen wollten. Kündigen Sie noch heut am Tage Ihre andere Wohnung auf und bleiben Sie bei uns, mein Sohn. Wir Alle können dadurch nur gewinnen, und die treue, herzliche Freundſchaft, die uns mit einander verbindet, wird unſere Sorgen mindern, unſere Freuden verdoppeln.“

Mit unausſprechlichem Entzücken nahm ich den Vorſchlag der vortrefflichen Frau an, ohne mir ſelbſt klar zu geſtehen, warum er mich eigentlich ſo ſelig beglückte. Gleich am folgenden Morgen ließ ich aus meiner vorigen Wohnung alle meine Sachen holen und nahm von dem kleinen, mir von Frau Greve eingeräumten Zimmer förmlich Beſitz. Tage des heiterſten, ſüßeſten Friedens und der unſchuldvollſten Wonne brachen jetzt für mich an. Die Vormittage widmete ich meinen wiſſenſchaftlichen Studien, allein den ganzen übrigen Tag brachte ich in dem Wohnzimmer meiner Freundinnen zu. Unwillkürlich gab ich Allem, was ich las und dachte, eine Beziehung auf ſie; ich las ihnen vor, ich machte für ſie Auszüge aus ernſten, wiſſenſchaftlichen Werken, und in unſern Unterhaltungen darüber und in der Mittheilung an ſie gewann ich Klarheit der Anſichten und die Fähigkeit, auszuſprechen und darzuſtellen, was ich wußte, dachte und empfand.

Angelegentlicher denn je ſehnte ich mich aber nun nach zweckmäßiger Thätigkeit, nach Erwerb und ernſter Beſchäftigung. Der Zufall hatte mich mit einem Buchhändler bekannt gemacht, zu dem ich oft ging, um die literariſchen Neuigkeiten des Tages zu durchblättern; ich fand ihn bei einem dieſer Beſuche ſo verſtimmt, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihn um die Veranlaſſung dazu zu befragen, worauf er mir erzählte, der Redacteur einer in ſeinem Verlag erſcheinenden Zeitſchrift ſei plötzlich geſtorben, und er um ſo mehr in Verlegenheit, wie er gleich für den Augenblick ſeine Stelle wieder erſetzen ſolle, da der ſcharfe Witz und der geiſtreiche, lebendige Styl des Verſtorbenen dies Journal, das ſonſt nur kümmerlich ſein Daſein zu friſten vermochte, in dem letzten Jahr zu einem ſehr einträglichen Verlagsartikel gemacht habe. Ich bot dem Buchhändler an, die Redaction übernehmen zu wollen; er ſah mich mißtrauiſch, ja ſpöttiſch lächelnd an, allein da ich mich zu einem unentgeldlichen Probeverſuch anheiſchig machte, glaubte er dieſen wagen zu müſſen. Dieſer gelang über ſeine Erwartung gut und wurde von den Leſern der Zeitſchrift ſo günſtig aufgenommen, daß der Buchhändler ſich dadurch bewogen fand, mir für die Redaction dieſer Zeitſchrift ein Jahrgehalt anzubieten, das hinreichte, mir einen ſorgenloſen, anſtändigen Lebensunterhalt zu ſichern. Stolz wie ein Triumphator verließ ich ihn. Ich war nun mündig geworden für das bürgerliche Leben und empfand zum erſten Male, wie glücklich es macht, unabhängig von allem ererbten Wohlſtand, ſelbſtſtändig von dem Ertrag ſeines Fleißes zu leben und ſich als den wahren Eigenthümer deſſen zu fühlen, was man erwirbt und wie durch ein ſolches Gefühl der Werth des Beſitzes erhöht, der Genuß deſſelben verdoppelt wird.

Ich flog mehr als ich ging, um zu Hauſe den beiden theuren Gegenſtänden meiner innigſten Liebe, mein Glück mitzutheilen. Frau Greve war ausgegangen und ich fand Eliſe allein. Sie war blaß und ſah verweint aus. „Was iſt vorgefallen, liebſte Eliſe," fragte ich erſchrocken, „was fehlt Ihnen, Beſte, Theuerſte?" — Sie ſchrak bei dem Ton meiner Stimme zuſammen und kämpfte ſichtlich, mir ruhig erſcheinen zu wollen. „Es wäre beſſer," ſagte ſie mir, „Sie wären jetzt noch nicht gekommen und mein Kummer Ihnen verborgen geblieben."— „Könnten Sie grauſam genug ſein, mir die Theilnahme daran verweigern zu wollen?" fragte ich mit bewegter Stimme. — „O Held," antwortete ſie mir, „Ihre Seele iſt zu großmuthsvoll, als daß ich es nicht ſcheuen müßte, Ihnen zu ſagen, was mich betrübt, und doch müſſen Sie es wiſſen, da es uns Beide betrifft. Wir müſſen uns trennen, und das ohne Zögern je eher, je lieber." — Ihre Thränen unterbrachen ſie hier, ſie barg ihr Geſicht in ihr Taſchentuch. Unwillkürlich warf ich mich vor ihr nieder und ihre Hände an meine Lippen drückend, beſchwor ich ſie, mir eine Erklärung ihrer ſchreckend räthſelhaften Worte zu geben.

„Stehen Sie auf," ſagte ſie mir erröthend, „und ich will verſuchen, ob ich Ihnen zu erzählen vermag, was mir begegnet iſt. Ich war heute Morgen bei Sophie Burgmann. Sie wiſſen, welch ein liebes aufrichtiges Mädchen ſie iſt, wie ich ſie liebe und von ihr geliebt werde. Von ihr erfuhr ich, daß man es meiner Tante ſehr verübelt, einen jungen Mann in ihrem Hauſe aufgenommen zu haben und daß —" hier überflog die reizendſte Röthe ihr liebliches Geſicht, das ſie verſchämt wegwendete — „daß man Ihr Verhältniß zu uns auf eine meinem Ruf nachtheilige Art mißdeutet. Sie kennen mich, Seld, Sie wiſſen, daß ich im Himmel und auf Erden nichts, als meine Unſchuld und meinen guten Namen beſitze und fühlen es auch gewiß mit mir, daß da, wo dieſer mir ein Opfer abfordert, von keiner Wahl, keiner Zögerung die Rede ſein darf. Die Welt iſt befugt, nach dem Schein zu richten; ihrer Anſicht muß gehorcht werden und unſere Trennung mag nun für uns Alle ſo ſchmerzlich ſein als ſie will, ſo müſſen wir doch der Nothwendigkeit gehorchen."

„Gibt es denn aber," fragte ich ſchüchtern, „kein anderes Mittel, das Urtheil der Welt über uns, meine geliebte Eliſe, zu berichtigen, als eine Trennung, die mir furchtbarer als der Tod ſelbſt erſcheint?"

„Nein," ſagte ſie ernſt, „es gibt kein anderes Mittel, wenigſtens keins, in das ich einwilligen dürfte."

„Wenn das die Entſcheidung Ihres Herzens iſt, ſo bleibt mir freilich nichts übrig, als Ihnen zu gehorchen und Sie, ſo unglücklich mich auch Ihr Ausſpruch durch die Vernichtung aller meiner Hoffnungen und meines ganzen Lebensglückes macht, doch durch meine Klagen nicht zu beläſtigen. Leben Sie denn wohl, Eliſe, leben Sie wohl auf immer."

„Wohin, Seld," rief ſie mir mit wahrem Zauberton nach, „können Sie mich mißverſtanden haben? Können Sie glauben, daß ich den Werth Ihrer Freundſchaft, das Glück Ihres Umgangs nicht zu würdigen weiß? Können Sie glauben, daß —" hier ſtockte ſie — „gewiß," fuhr ſie erröthend und leiſe fort, „nur das Bewußtſein meiner Unbedeutenheit — nur die Nothwendigkeit — nur — ich weiß in der That nicht, was ich ſage, was ich meine — aber gewiß, gewiß, ich habe Sie nicht kränken, nicht betrüben wollen."

Ich ſah ſie mit Entzücken an; die holdſelige Mädchenhaftigkeit ihres Erröthens und ihres niedergeſchlagenen Blickes füllte mein Herz mit Hoffnung und unausſprechlicher Liebe. „Heute Morgen noch, meine Eliſe," ſagte ich endlich, „hätte ich mir nicht vergönnen dürfen, Ihnen zu ſagen, daß ich Sie einzig und innigſt liebe; heut Morgen noch war ich arm und ohne Ausſichten, die mir erlaubten, das Schickſal eines Mädchens, deſſen Glück mir theurer iſt, als meine eigne Seele, an das meinige zu binden — ſeit dem erſten Augenblick, wo ich Sie ſah, liebte ich Sie mit ganz unausſprechlicher Zärtlichkeit und Inbrunſt, ohne mir den Wunſch, Sie die Meine zu nennen, je zu erlauben, da ich Ihnen nichts anzubieten hatte, als Noth und Mangel — allein ſeit einer Stunde habe ich die Zuſicherung eines Einkommens von 600 Thalern jährlich erhalten, und wenn Sie ſich entſchließen können, mir Ihr

Herz und Ihre Hand zu ſchenken, ſo bin ich ſo vollkommen glücklich, als es nur irgend ein Menſch auf dieſer Erde zu ſein vermag.“

Sie hob ihr Auge zu mir auf, doch zu bewegt, um reden zu können, ſank ſie ſchweigend an meine Bruſt. Ich verſtand dieſe ſtumme Sprache des ſchönſten Herzens, das je in einer Mädchenbruſt ſchlug, und mit ſeligen Wonnethränen umſchlang ich ſie und drückte ſie an mein Herz, als den ſchönſten und beſten Segen, den Gottes Allmacht mir zu ſchenken vermochte.

Frau Greve fand uns in dieſer Umarmung und errieth das Geheimniß unſers Glückes, das ſie freudig und gern durch ihren mütterlichen Segen heiligte. Da meine Einnahme jetzt zur Führung eines Hausſtandes hinreichte, ſo konnte mich nichts abhalten, auf die Beſchleunigung unſerer Verbindung zu bringen, und ſchon nach wenig Wochen kam der Tag, wo ich die reizendſte, ſittſamſte und geliebteſte aller Bräute als Gattin in meine Arme ſchloß.

Vielleicht hat es nie einen glückſeligeren Menſchen gegeben, als ich es in den erſten Monaten meiner Ehe war. Meine Seele war von einem ſo mächtigen Strom der reinſten und lauterſten Menſchenwonne überfluthet, daß auch nicht die kleinſte Fähigkeit, Glück zu empfinden, in mir unentfaltet und ungeübt blieb. Ich war überzeugt, es habe nie ein Mann ſein Weib herzinniger und unausſprechlicher geliebt, als ich meine Eliſe liebte, und noch jetzt würde mir kein, je zur Bezeichnung der Macht und der Reinheit einer Leidenſchaft gebrauchter Ausdruck genügen, Ihnen auszudrücken, was ich für ſie empfand.

Alle meine Gedanken und Empfindungen erhielten durch dieſe meine Stimmung einen freiern und höhern Flug; ich ſchrieb mit Luſt und Liebe, ſchrieb in der friſchen Jugendbegeiſterung für alle heiligen Gefühle des Menſchenherzens und für alle erhabenen Ideen des Menſchengeiſtes. Auch fand mein Blatt reißenden Abſatz; edle Männer bewieſen mir Theilnahme und Achtung und ſo glaubte ich zuverſichtlich aus einer ſeligen Gegenwart in eine beglückende Zukunft blicken zu können, als ich plötzlich eines Abends bei der Rückkehr von einem einſamen Spaziergang angehalten und wegen Mißbrauchs der Preßfreiheit verhaftet wurde.

Da ich von Natur muthig und beherzt bin

und mich keines Vergehens ſchuldig wußte, nahm ich den Vorfall ſehr leicht und ängſtigte mich nur wegen des Eindrucks, den er auf meine Frau und auf die gute Tante machen würde. Ich wurde nach dem Gefängniß geführt, wo mir ein anſtändiges Zimmer angewieſen und auch die Erlaubniß zugeſtanden wurde, den Hofrath N., einen der berühmteſten Rechtsgelehrten des Landes, zu mir holen zu laſſen. Er war, wie ich wußte, einer der eifrigſten Lobredner meiner Zeitſchrift und ſagte mir auch, als ich ihn jetzt um ſeinen Rath und ſeinen Beiſtand bat: „Lieber Herr Seld, Sie ſind ein eben ſo rechtſchaffener, als gelehrter und geiſtvoller Mann; aber Sie ſind zu jung, um es einzuſehen, wie wenig viele in der Theorie ganz vortreffliche Ideen über Staatsverhältniſſe und Bürgerfreiheit für unſere Zeit und für unſere Herrſcher paſſen. Dies hat Sie zu einigen Aeußerungen und Fehlſchlüſſen verleitet, die allerdings Ihren Gegnern Blößen darbieten, Ihnen ſchaden zu können; indeſſen enthält Ihr Blatt nichts, was Ihnen eine ernſtliche Beſtrafung zuziehen könnte. Wollen Sie den Kampf mit der Macht und all' den Verfinſterern wagen, die ſich ſo gern hinter dieſer verſtecken, um meuchlings zu treffen, nun wohl, ſo waffnen Sie ſich mit Muth und führen Sie Ihre Sache und Ihre Vertheidigung gerichtlich. Dann aber, glauben Sie es meiner Erfahrung, iſt es um den Frieden und die Ruhe Ihres Lebens geſchehen, und Ihrer wartet das grauſame Loos, von Ameiſen müde, ja wohl gar todt gehudelt zu werden. Ich bin überzeugt, daß Sie nur verhaftet worden ſind, um Sie zu warnen und einzuſchrecken. Verſprechen Sie daher privatim, daß Sie den Ton ihrer Zeitſchrift ändern und behutſamer werden wollen, und wenden Sie ſich mit dieſem Verſprechen an irgend einen Gönner, der ſich für Sie verwenden und jenes Verſprechen unter der Hand an die rechte Behörde bringen kann, und ich bin überzeugt, daß Sie unverzüglich Ihre Freiheit wieder erhalten werden."

Ich dankte dem wackern Hofrath für ſeinen Rath, allein es ſchien mir unwürdig, ihn zu befolgen. Ich war mir der treueſten Unterthanenliebe zu meinem König, ich war mir der nie verletzten Ehrfurcht gegen das Geſetz und der Erfüllung meiner Bürgerpflicht bewußt; ich hatte ohne alle Nebenabſicht Wahrheit und Recht vertheidigt, und fühlte es in mir als entſchiedene Unmöglichkeit, als Schriftſteller meine Ueberzeugung verläugnen und meine Meinung in Feſſeln legen zu können. So entſchloß ich mich denn, mein Schickſal ruhig zu erwarten und ſagte das dem Hofrath, der mir ſeinen juriſtiſchen Beiſtand verſprach und mich mit einem herzlichen Händedruck verließ. Ich ſchrieb nun an Eliſe und benachrichtigte ſie ſo ſchonend als möglich von meiner Verhaftung, wobei ich zugleich auf das Beſtimmteſte die Hoffnung ausſprach, in wenigen Tagen meine Freiheit wieder zu erhalten und ſie dringend beſchwor, dieſen Zeitpunkt ruhig abzuwarten.

Aber wie wäre dies ihrer beſorgten Liebe möglich geweſen! Bei ihrer Unkenntniß der Welt glaubte ſie ſowohl, als unſere Tante, mich in Gefahr, und kein Opfer ſchien ihnen zu groß, um meine Freilaſſung zu bewirken. Ihre Putzarbeiten hatten ſie mit einigen vornehmen Damen in Bekanntſchaft gebracht; ſie eilten zu Allen, ſie baten, ſie flehten, ſie wandten alle ihnen zu Gebote ſtehende Mittel an, und es gelang ihnen, meine Loslaſſung zu bewirken.

Unerwartet öffnete ſich die Thür meines Zimmers, und ich ſah die beiden geliebten Frauen zu mir eintreten. Ich flog ihnen entgegen und umſchlang meine Gattin, die in meinen Armen faſt ohnmächtig vor Freude wurde. Sie brachten mir die Nachricht meiner Befreiung, und da dieſer kein weiteres Hinderniß mehr im Wege ſtand, eilten wir hinunter und fuhren nach unſerer Wohnung. Allein ohne daß ich mir ihren Urſprung zu erklären wußte, zog eine bange Ahnung durch mein Herz, und auf meinen Lippen ſchwebte eine Frage, die ich mich auszuſprechen ſcheuete. Erſt als wir wieder in der gewohnten Traulichkeit um den Theetiſch verſammelt ſaßen, begann ich nach der Art und Weiſe, wie ſie meine Freilaſſung bewirkt hätten, zu forſchen, und erfuhr nun, daß ich dieſe dem Baron Prins, dem Günſtling des Miniſters, zu danken hatte.

Den Zutritt zu dieſem hatten ſie auf einem langen Umwege, von einer Perſon zur andern, gefunden und ich errieth mehr als ſie ſagten, nämlich die Aufopferung eines beträchtlichen Theils ihres kleinen Vermögens, den ſie zu meiner Freilaſſung verwandt hatten. Es war mir unmöglich, bei dieſer Entdeckung Herr des Schmerzes zu bleiben, daß ich Beiden ein Opfer gekoſtet hatte, von dem ich ungewiß war, ob ich es ihnen je wieder würde erſetzen können. Meine Tante bot alle Beredtſamkeit ihrer wirklich mütterlichen Liebe zu mir auf, mich darüber zu beruhigen. „Kränken Sie ſich doch nicht, um einer leeren Einbildung willen,“ ſagte mir die herrliche Frau, „und ſuchen Sie doch da kein Unglück, wo wahrlich keins iſt. Wir werden niemals Mangel leiden, ſo lange Gott uns geſund erhält, denn ſelbſt den Fall angenommen, daß Ihr Verhaft Sie in Ihrem Erwerb ſtörte, ſo können Eliſe und ich doch immer ſo viel durch unſere Handarbeit verdienen, als wir brauchen. Was wir gethan haben, haben wir auch eigentlich nicht für Sie, ſondern nur für uns ſelbſt gethan, weil wir fühlten, daß wir nicht länger ohne Sie leben konnten.“

Aber ach! ſchon nach einigen Tagen verrieth die Bläſſe unſerer Tante und ihr gänzlicher Mangel an Appetit, wie nachtheilig die Angſt und der Kummer dieſer Tage auf ihre Geſundheit gewirkt hatte. Ich zog einen Arzt zu Rathe; er fand, ſie habe ſchleichendes, zehrendes Fieber. Wir ſparten bei ihrer Pflege keinen Aufwand zu ihrer Wiederherſtellung; Eliſe und ich wachten wechſelsweiſe die Nacht bei ihr und boten den Tag über Alles auf, ſie durch Geſpräch und Vorleſen zu erheitern, aber alle Arznei und Pflege, unſer Gebet, unſere Thränen waren vergeblich; ſie ſtarb nach wenigen Monaten in unſern Armen.

Eliſe, die in ihrer Todesſtunde vor ihrem Bette kniete, hielt die theure Leiche noch immer feſt an ihr Herz gedrückt, als die fromme Seele ſchon entflohen war. Ich bemühete mich, ſie aufzurichten und die Todte ſanft aus ihren Armen auf das Kiſſen zurückzulegen. Sie ſtand endlich auf, allein ſie blieb mit gefalteten, feſt auf die Bruſt zuſammengedrückten Händen vor dem Sterbelager ſtehen, das Auge auf die entſeelte Geſtalt geheftet. „O, meine Mutter,“ rief ſie endlich, „haſt du mich denn wirklich verlaſſen? wird dieſer Mund ſich nie wieder zu einem Worte der Liebe und des Segens für mich erſchließen? hat mir der Tod wirklich unwiederbringlich zu entreißen vermocht, was ich mehr als mein eignes Leben liebte?“

Sie ſank hier ohnmächtig nieder. Ich nahm ſie in meine Arme und trug ſie in unſer Schlafzimmer, wo ich ſie auf ihr Bette legte, das Mädchen zu ihrem Beiſtand herbeirief und ihr auftrug, es zu verhindern, daß Eliſe, wenn ſie erwache, nicht wieder nach dem Sterbezimmer zurückkehre, da ich ſelbſt zu namenlos erſchüttert war, um jetzt bei ihr bleiben zu können. Ich ging zu der Leiche zurück und ſchloß das Zimmer hinter mir zu, um mich ungeſtört dem unausſprechlichen Schmerz überlaſſen zu können, mit dem der Verluſt meiner Wohlthäterin, meiner Mutter, mein Herz durchdrang. — Ach, wie viele und ernſte Prüfungen gehören dazu, ehe wir es lernen, im Schmerz ſtill und geduldig zu ſein! Damals fühlte ich es noch als unerträglich, ſo herben Kummer erleiden zu müſſen. — Nur die Liebe vermochte mir den Muth zu geben, der mir fehlte. Die Angſt für meine Eliſe zwang mich, ergeben zu ſcheinen; ich fürchtete ihre Verzweiflung, denn ich kannte das Herz dieſes Engels und den Heldenmuth, deſſen ſie ihre fromme Ergebung in den Rathſchluß Gottes fähig machte, noch nicht.

Der Abſatz der von mir redigirten Zeitſchrift hatte ſich ſeit meiner Verhaftung von Monat zu Monat vermindert. Der Verleger war furchtſam geworden, der Cenſor ängſtlich; ich ſelbſt hatte nie den Zweck gehabt, Aufſehen zu erregen und ſtrebte mühſelig darnach, als keiner Partei angehörend zu erſcheinen. Die ernſte, trübe Stimmung, die mir das Krankenbette der Tante gab, raubte mir die Freiheit des Geiſtes, die ſich im Beginn meiner literariſchen Laufbahn als heiteres Spiel des Witzes gezeigt hatte, und ſo verlor ſich der Beifall des Publicums eben ſo ſchnell, als ich ihn gewonnen hatte. Der Verleger zahlte mir immer weniger, bis er mir endlich, kurz nach dem Tode der Tante, ſeinen Entſchluß erklärte, die Zeitſchrift ganz aufhören laſſen zu wollen. Als ich den Arzt, die Apothekerrechnung und die Koſten des Begräbniſſes bezahlt hatte, behielt ich nur noch 50 Thaler im Vermögen. Meine Frau erwartete ihre Entbindung, und früher noch, als wir glaubten, gab ſie dem kleinen Knaben, den ihre Mildthätigkeit gerettet hat, das Leben. So lange ich ſie in Gefahr glaubte, konnte ich mich nicht entſchließen, ihr Zimmer zu verlaſſen; die Koſten ihres Wochenbettes nahmen faſt den ganzen Reſt unſerer Baarſchaft hin, und die bittere Sorge, wovon ich Frau und Kind ferner ernähren ſolle, hatte ſich meines Herzens bemächtigt, als ſich eines Tages der Baron Prins — jener Günſtling des Miniſters, dem ich meine Freilaſſung verdankte — bei mir melden ließ. Eben ſo erſtaunt als überraſcht ging ich hinunter, ihn zu empfangen. „Ich habe mir ſchon lange das Vergnügen Ihrer perſönlichen Bekanntſchaft gewünſcht,“ ſagte er mir mit jener freundlichen Traulichkeit, durch die es vornehmen Leuten oft ſo leicht wird, einen vortheilhaften Eindruck auf uns zu machen, „allein ich habe von dem Tode Ihrer Tante und von der Entbindung Ihrer lieben Frau gehört und mich dadurch verpflichtet geglaubt, meinen Beſuch verſchieben zu müſſen. Sie ſind ein Schriftſteller voll Geiſt und Witz: Sie haben aber mit den Waffen, die Ihnen dieſe geben, einiges Unheil geſtiftet, das man auch wieder durch Sie gutgemacht zu ſehen wünſcht.“

„Wie ſo, Herr Baron?“

„Noch nie, lieber Herr Seld, iſt ein Schriftſteller als Verfechter der Freiheit und als Cenſor der Maßregeln der Regierung aufgetreten, ohne daß nicht der große Hauſe in ſeinen Schriften eine Verlockung zur Ungebundenheit und zur Verletzung des Geſetzlichen gefunden hätte. Dies iſt auch bei Ihren Schriften der Fall geweſen, und überzeugt, daß die ſchädlichen, aus Ihren Aufſätzen gezogenen Folgerungen von Ihnen nicht gebilligt werden, wünſcht man, daß Sie ſelbſt dieſe widerlegen, und da Ihre Zeitſchrift aufgehört hat, die Herausgabe einer neuen übernehmen möchten, die dieſe Tendenz hätte.“

„Gewiß, Herr Baron, würde ich es mir zur Ehre rechnen, dem Herrn Miniſter oder der Regierung zur Belehrung und Aufklärung des Volkes meine Feder zu leihen; allein die Grundſätze, die ich bisher als Schriftſteller ausgeſprochen habe, ſind wahrhaft als Mann und als Bürger meine Grundſätze, und ich würde mir ſelbſt ehrlos erſcheinen, wollte ich ſie je verläugnen, geſchweige denn ſie zu widerlegen und zu bekämpfen ſuchen. Auch würde ich durch die Darlegung einer ſolchen Wetterfahnennatur alle Achtung in der literariſchen Welt verlieren und dadurch unfähig werden, den von Ihnen beabſichtigten Zweck zu erreichen. Welches Mißfallen mir aber meine Grundſätze zugezogen haben, iſt Ihnen bekannt, da ich nur Ihrer großmüthigen Verwendung meine baldige Freilaſſung zu verdanken habe.“

„Wie wenig,“ ſagte der Baron lächelnd, „kennen Sie die Welt und das Publicum! allein ich ehre die Rechtlichkeit Ihres Sinnes und bin weit entfernt, von Ihnen zu fordern, daß Sie in einer dem Geiſt Ihrer bisherigen Schriften widerſprechenden Art für uns ſchreiben ſollen. Könnten Sie aber Bedenken tragen, dies zu thun, wenn es nur darauf ankommt, jene unverſtändigen Scribler zu widerlegen, die das Urtheil und die Meinung des großen Haufens mit ihrem Geſchwätz irre führen, ſtatt es zu berichtigen?“

„Gern bin ich dazu erbötig, in ſo fern dies mit meinen Anſichten von dem Beſten unſers Vaterlandes übereinſtimmt.“

„Hoffentlich glauben Sie nicht, daß die Anſichten und Wünſche, zu deren Vertreter ich Sie zu gewinnen wünſche, je dem wahren Beſten des Vaterlandes feindlich ſein könnten. Erklären Sie mir aber doch bei dieſer Gelegenheit, was Sie denn eigentlich unter der Freiheit verſtehen, die Sie in Ihren Schriften ſo begeiſtert, als das Palladium des Nationalwohls rühmen?“

„Mich dünkt, Herr Baron, daß es ſehr leicht iſt, ſich ſowohl über den Begriff der moraliſchen als der bürgerlichen Freiheit in dem Sinne zu verſtändigen, auf den es hier ankommt. Moraliſch frei iſt der Menſch nur dann, wenn er, unabhängig vom ſinnlichen Triebe, der Pflicht gemäß zu handeln vermag; bürgerlich frei, wenn in dem Staat, deſſen Bürger er iſt, jedes Mitglied ohne Ausnahme dem Geſetz unterworfen iſt.“

„Nun, Herr Seld, dann ſind wir ja einig, denn dieſe Ehrfurcht für das Geſetz bekämpft ja das Ungeſetzliche, und eben dies ſoll ja nur bekämpft werden. Ich ſehe alſo kein Hinderniß weiter, warum Sie nicht, ohne öffentlichen Uebertritt, im Stillen auf unſere Seite treten und für uns ſein ſollten. Wir ſind nicht undankbar, ſondern im Gegentheil recht gute Bezahler. Schlagen Sie alſo ein und machen Sie mich nur mit Ihren Bedingungen bekannt.“

„Nein, Herr Baron, Beides kann ich nicht, da ich trotz der anſcheinenden Gleichheit unſers Zweckes fürchten muß, Ihren Forderungen und Anſprüchen nicht Genüge leiſten zu können. Ich habe die Staatswiſſenſchaft nicht ſtudirt; ich bin dem Sinn und dem Gemüth nach ein einfacher, gerader Menſch, unfähig zum Klügeln und zu allem ſcharfſinnigen Deuteln, und alſo auch keineswegs geeignet, Maßregeln und Einrichtungen zu rechtfertigen, deren innerliche Conſequenz und Nothwendigkeit nur der höhern Behörde allein klar vor Augen liegt. Halten Sie es übrigens nicht für ſo leicht, bei der Menge als Schriftſteller Eingang zu finden; ſie hat einen Inſtinct für Recht und Wahrheit, der ſie gemeinhin in ihrem Urtheil ſicherer leitet, als die Gebildeten von allen ihren wiſſenſchaftlichen Einſichten und ihren ſchlauen Verſtandeskünſteleien geleitet werden, und faſt nie gelingt es, ihr auf die Dauer etwas weiß zu machen.“

„Aber, Freund, dies ſollen Sie ja auch nicht, weil wir weit entfernt ſind, es zu wollen. Man wünſcht blos einen ſo rechtlichen Mann, von ſo unverdächtiger Popularität wie Sie, zum Freunde zu haben. Sie ſollen nichts ſchreiben, als was Sie ſelbſt ſchreiben wollen, und ich beſchränke mich darauf, Ihnen die Materialien zu liefern, deren Sie bedürfen werden, um manche Dinge aus dem rechten Geſichtspunkt zu ſehen. Hier ſind vorläufig 20 Louisd'or, und ich werde dafür ſorgen, daß Ihnen monatlich eine beſtimmte Summe ausgezahlt wird, bis ſich künftig eine für Sie paßliche Stelle findet. Uebrigens ſehen wir uns in einigen Tagen wieder und dann das Nähere über dieſen Punkt.“

„Ich hatte nur noch acht Groſchen im Vermögen. Im obern Zimmer lag mein über Alles geliebtes Weib bleich und matt, der Labung und der Stärkung bedürftig, neben mir mein Erſtgeborner: mußte mir da nicht der Baron als ein Schutzengel erſcheinen?

Einige Tage nachher kam der Baron mit einer großen Menge Schriften zu mir, großentheils Actenſtücke über einige Vorfälle, die im Volke Murren und Unzufriedenheit erregt hatten, aber auch viele handſchriftliche Noten und Bemerkungen waren dabei. Ich überzeugte mich, daß die Behörde Recht gehabt hatte zu handeln, wie ſie gehandelt hatte, und trat nun mein neues Amt mit froher Luſt und muthigem Eifer an. Wie ich früher die Willkür getadelt hatte, die die bürgerliche Freiheit als ein feindliches Eigenthum betrachtet, von dem ſie ſo viel als möglich an ſich zu reißen und zu vernichten ſucht, ſo tadelte ich nunmehr eben ſo ſcharf und aus inniger Ueberzeugung die Stimmung eines verblendeten und unzufriedenen Haufens, welcher eine Oppoſition gegen die Regierung zu bilden ſtrebte und ſich gegen die Maßregeln der gerechteſten und geſetzmäßigſten Gewalt widerſpenſtig zeigen zu müſſen glaubte. Ob ich nun gleich bald auf dieſer, bald auf jener Seite zu ſein ſchien, ſo blieb ich doch trotz dieſes anſcheinenden Wechſels nur meiner Ueberzeugung treu und lieh mich nie der Willkür zum willenloſen Werkzeug. Ich wandte auf meine jetzigen Arbeiten zehnmal mehr Fleiß und Mühe als auf die früheren und noch jetzt bin ich überzeugt, daß ſie an Gehalt und innerer Gediegenheit dieſe weit übertrafen; allein ſie blieben größtentheils von denen unbeachtet, für die ſie eigentlich geſchrieben wurden, und nur durch künſtliche Mittel wurde das Blatt erhalten, in dem ſie erſchienen.

Meine Eliſe und ich lebten indeſſen ohne Sorgen, einfach und häuslich und ganz unausſprechlich glücklich mit und durch einander. Der Baron beſuchte uns oft; er zeigte mir den freundſchaftlichſten Antheil an unſerm Schickſal und war allmählig, trotz des Unterſchieds unſers Standes und unſerer Lage, gewiſſermaßen eine Art von Hausfreund geworden. Eines Nachmittags trat er mit einem freudeſtrahlenden Geſicht zu uns ein. „Ich bringe Euch, meine lieben Freunde,“ rief er uns entgegen, „ſehr angenehme Nachrichten; der Miniſter hat mir heute Morgen für Sie, lieber Seld, die Zuſicherung eines Jahrgehalts von 600 Thalern gegeben, welches Sie, als einen Beweis ſeiner Zufriedenheit mit Ihren bisherigen Arbeiten, vom nächſten Vierteljahr an beziehen ſollen, und das Ihnen ein von der Redaction und der Dauer Ihres Journals ganz unabhängiges Einkommen ſichert.“

Wir dankten ihm herzlich für ſeine freundliche Theilnahme an unſerm Schickſal; doch er lehnte unſere Dankſagungen ab, indem er mich wie ausweichend, lächelnd im ſcherzhaften Ton fragte: ob ich eiferſüchtig ſei?

„So wenig, als es nur irgend ein Mann ſein kann," antwortete ich ihm mit einem innigen Blick auf mein herrliches Weib.

„Deſto beſſer," ſagte er, „da ich dann um ſo ſicherer auf die Gewährung einer Bitte rechnen kann, die ich auf dem Herzen habe. Einige meiner Freunde haben zu morgen mit mir eine Fahrt nach meinem Gute verabredet, das zwei Stunden von hier im Gebirge liegt. Jeder von uns bringt eine Dame mit, und ich wünſchte daher ſehr, daß Frau Seld mir das Vergnügen gönne, ſie in meinem Whiski abholen zu dürfen und mir verſpreche, die Honneurs dieſes kleinen Feſtes in meinem Hauſe, dem es an einer Wirthin fehlt, machen zu wollen."

„Und was würde Ihre vornehme Geſellſchaft ſagen, wenn Sie ihr in mir die ihnen Allen unbekannte Frau eines armen, bürgerlichen Mannes vorſtellten?" fragte Eliſe.

„Der Schönheit," antwortete er ihr, „gebührt allenthalben, wo ſie erſcheint, der erſte Rang, und ſie braucht ſich nur zu zeigen, um der allgemeinen Huldigung gewiß zu ſein.“

„Nicht ſo, Herr Baron,“ erwiederte Eliſe ernſter, als ich ihrem Engelsgeſicht zugetraut hätte, ausſehen zu können: „wir Bürgerfrauen laſſen uns durch ſolche poetiſch ſchöne Redensarten nicht bethören. Mein Haus iſt meine Welt, mein Mann und mein Kind die einzige Geſellſchaft, die ich mir wünſche; doch auch in jedem andern Verhältniß des Standes, Herr Baron, würde ich mich nie dem Schutz eines andern Mannes, als dem meines Gatten anvertrauen und mich in keiner Geſellſchaft, von der er ausgeſchloſſen wäre, an meinem Platz glauben.“

Vergebens erſchöpfte ſich jetzt der Baron in Entſchuldigungen und Schmeicheleien; vergebens dehnte er ſeine Einladung jetzt auch auf meine Perſon aus; vergebens trat ich auf ſeine Seite, Eliſe blieb unerbittlich, ob ſie gleich ſah, daß der Baron ihre Weigerung ſo tief und unmuthig empfand, daß er uns mit nur ſchlecht verhehltem Kaltſinn verließ. Ich machte ihr, als wir uns allein ſahen, einige Vorwürfe, dem Mann, dem wir unſere ſorgenfreie Lage verdankten, und der uns eben einen ſo ſprechenden Beweis ſeiner freundſchaftlichen Fürſorge gegeben hatte, ſo unfreundlich eine Bitte abgeſchlagen zu haben, in der ich nur einen Beweis ſeiner Achtung für Eliſe fand; allein ſie ſah mich mit dem ihr eignen, ſeelenvollen Blick der innigſten Liebe an und ſagte mir ſanft: „Traue ihm nicht. Mein Herz warnt mich vor ſeiner gleißneriſchen Freundlichkeit und nennt ihn den böſen Genius unſers Glückes.“

Ach, nur zu bald wurde ihre Ahnung gerechtfertigt! Einige Wochen nach dieſem Vorfall erhielt ich von dem Miniſter, dem ich ſo hoch verpflichtet war, den Auftrag, mich nach einer im Innern des Landes gelegenen Stadt zu begeben, um dort ein Geſchäft zu übernehmen, das er einem redlichen, unbeſtechlichen Manne zu übertragen wünſchte. Die Jahreszeit war ſchon zu rauh, als daß wir es hätten wagen dürfen, unſer Kind, das gerade an den Zähnen kränkelte, mit uns zu nehmen, und Eliſe mußte ſich entſchließen, mit ihm in der Hauptſtadt zurückzubleiben.

Dieſe Trennung, die erſte ſeit unſerer Verbindung, wurde uns ſehr ſchwer, wenn wir gleich nicht ahneten, was ſie uns koſten würde, da ich das mir übertragene Geſchäft in Monatsfriſt ausrichten zu können glaubte.

Laſſen Sie mich über dieſen ſchrecklichen Zeitpunkt ſchnell hinwegeilen. Der Baron hatte mich nur entfernt, um Eliſe ſchutzlos gegen ſeine Anſchläge zu machen; ſeine Leidenſchaft für ſie ſtieg ſo hoch, daß er kein Verbrechen mehr ſcheuete, um ſie zu befriedigen. Alle Verführungskünſte des erfahrnen Wüſtlings ſcheiterten an Eliſens Tugend; er erkaufte die Treue unſers Dienſtmädchens; durch deren Beiſtand es ihm gelang, ſich des Nachts in Eliſens Schlafzimmer zu ſchleichen, um durch Gewalt zu erhalten, was ihm keine Verführung zu gewinnen vermochte. Vergebens bot Eliſe Alles auf, ihn zu rühren; jedes andern Vertheidigungsmittels beraubt, ergriff ſie ein Meſſer, das zufällig noch vom vorigen Abend her auf dem Tiſch lag; er wollte es ihrer Hand entwinden, und ſtieß es ſich ſelbſt in die Bruſt. Mit einem ſcheußlichen Fluch ſtürzte er röchelnd nieder — der Stoß hatte das Herz getroffen.

In dumpfer Bewußtloſigkeit kleidete ſich Eliſe an, riß ihr Kind aus der Wiege, nahm es auf den Arm, und eilte aus dem Hauſe. In der nächſten Straße traf ſie einen Miethwagen, ſie fuhr in dieſem nach einem Wirthshauſe, von wo aus ſie Gelegenheit ſuchte und fand, zu mir eilen zu können.

Ich ſaß einſam in meinem Zimmer, verſunken in dem Gedanken an ſie und mein ſüßes Kind, als ſie zu mir eintrat. Mit unausſprechlichem Entzücken flog ich auf ſie zu, und drückte ſie an mein Herz, allein bald gewahrte ich ihre Todtenbläſſe und ihren irren Blick. „Liebſte Eliſe,“ rief ich, „was iſt Dir begegnet?“

„Wir müſſen fliehen,“ rief ſie wild, „und das gleich, augenblicklich — der Baron liegt in meinem Zimmer ermordet — blutend, röchelnd, zuckend.“— Sie ſchauderte convulſiviſch zuſammen — ich verſtummte vor Grauſen. Was konnte geſchehen ſein, was mußte dieſer ſanfte, holdſelige Engel gelitten haben, um dahin gebracht zu werden, eine ſo entſetzliche That zu begehen, da, wie ich nach ihrem Betragen glaubte, ihre Hand ihn getödtet hatte!

Eliſens Rettung war aber mein einziger Gedanke. Der Wagen, in dem ſie gekommen war, hielt noch vor der Thür; ich warf mich mit ihr hinein und ließ ihn nach einer der abgelegenſten Straßen fahren, wo, wie ich bei einem Spaziergang zufällig bemerkt hatte, Zimmer zu vermiethen waren. Wir bezogen hier ein kleines Hinterſtübchen mit einer Kammer; ich bezahlte den Kutſcher, befahl dem

Mädchen im Hauſe, ſogleich Feuer anzumachen und Alles zum Thee zu bereiten. Es dämmerte ſchon. Im Wagen hatten Eliſe und ich kein Wort mit einander gewechſelt; ich fürchtete mich, die nähern Umſtände einer Begebenheit zu erfragen, deren Schrecken mich verſteinert hatte, und überdies verbot mir auch Eliſens Zuſtand jede Frage. So wie wir uns allein ſahen, ging ſie mit ihrem Kinde nach der Kammer, um es zu Bette zu bringen. Sie kniete darauf ſtill vor ſeinem Lager nieder, und brach in einen Strom von Thränen aus; da ich einſah, wie wohlthätig ihr dieſe Erleichterung ſein mußte, ſo ließ ich ſie ungeſtört, bis daß das Mädchen Licht gebracht und den Theetiſch zurecht geſetzt hatte; wo ich ſie dann mit dem Ton der allerinnigſten Liebe rief und zu mir zu kommen bat.

Um Vieles gefaßter und ruhiger trat ſie zu mir ein. „Meine Eliſe,“ ſagte ich ihr, ſie in meine Arme ſchließend, „mein einziges Glück, mein Alles, gib Dich Deiner Betrübniß nicht ſo unbedingt hin. Was auch geſchehen iſt, ſo biſt Du doch gewiß mit unentweihter Seele noch immer der fleckenloſe Engel, den ich, ſeit ich Dich kenne, in Dir geliebt und verehrt habe.“

„O, mein Eduard,“ antwortete ſie mir, „es iſt nicht ſo ſehr mein eignes Schickſal oder Furcht vor den Folgen dieſer ſchauderhaften Begebenheit, was mich quält, als der Gedanke an das Urtheil, das den unglücklichen Baron jenſeits erwartet, da er ſo plötzlich und unvorbereitet vor dem ewigen Richter erſchienen iſt. Wie elend macht mich der Gedanke, daß meine Rettung vielleicht durch die Verdammung eines unſterblichen Weſens erkauft iſt! Gott iſt mein Zeuge, daß ich nie den Gedanken hatte, das unglückliche Meſſer gegen eine andre Bruſt als die meine zu wenden, überzeugt, daß die Urſache meines Selbſtmordes bei Gott meine Fürſprecherin um Gnade geweſen ſein würde.“

Sie erzählte mir jetzt Alles, was während meiner Abweſenheit vorgefallen war, und mehr denn je lernte ich die Kraft ehren, die in eines reinen Weibes Herzen ſo mächtig iſt, daß ſie den Sieg über die Verſuchung unmöglich macht, eben weil es für ſie gar keine Verſuchung gibt. Nie hatte ich meine Frau ſo geliebt, ſo geehrt, als nach dieſer Erzählung. Selbſt der Tod unter Henkershand erſchien ihr als kein zu hoher Preis für das Bewußtſein, als mein treues, unbeflecktes Weib zu ſterben, nur mich, nicht ſie ſchreckten die Folgen, die dieſe Begebenheit nach ſich ziehen konnte. Unſer ganzes Vermögen beſtand nur aus ungefähr 40—50 Thalern, da Eliſe bei ihrer Flucht Alles zurückgelaſſen hatte, was wir an Geldeswerth beſaßen. Wir hatten keine andern Kleider, keine Wäſche als die, welche wir anhatten, und ich durfte mich nicht getrauen, nach meiner Wohnung zurückzugehen, um meine dort gebliebenen Sachen zu holen, und noch weniger konnte ich es wagen, mich einem meiner Bekannten zu entdecken. Erſt in der Dunkelheit des folgenden Abends wagte ich mich aus, um für uns und unſer Kind das nothwendigſte Leinenzeug zu kaufen. Am fünften Tage, den wir in unſerm Verſteck zubrachten, durchlief Eliſe beim Frühſtück eine Zeitung, die ſie von unſerer Wirthin erborgt hatte. Ich ſah ſie bei Leſung derſelben erblaſſen. „O Gott,“ rief ſie aus, „nicht nur des Mordes, ſondern auch des Diebſtahls angeklagt zu werden, das iſt hart! aber ich habe das Vertrauen, mein Unglück wird nicht größer werden, als meine Ergebung.“ Mit einem Blick, den ich den Verklärungsblick einer frommen Dulderin nennen möchte, überreichte ſie mir das Blatt. Es enthielt einen Steckbrief, in dem auf ihre Habhaftwerbung ein Preis von 500 Thalern geſetzt war, weil ſie auf das Zeugniß unſers Dienſtmädchens und noch eines andern Zeugen nicht blos des Mordes, ſondern auch der Beraubung des Barons, bei dem man Börſe, Uhr und ſeine juwelne Tuchnadel vermißt hatte, angeklagt ſei.

„Ich ſehe es ein," ſagte Eliſe, „der Schein verdammt mich, und die, welche den Unglücklichen nach ſeinem Tode beraubt haben, werden keine falſchen Eide ſcheuen, um ſich durch meine Verurtheilung ihren Raub zu ſichern; allein der Himmel iſt mächtiger als die Hölle, und Gott wird, wie ich hoffe, meiner Unſchuld den Weg bahnen, ſich zu offenbaren; doch ſeine Wege ſind nicht unſere Wege, und ich habe mich darauf bereitet aus ganzer Seele, wie es auch werde, ſagen zu können: Herr, dein Wille geſchehe! Meine Zuverſicht zu ihm wird mich jedes irdiſche Unglück geduldig ertragen lehren, das mir zu dulden beſtimmt iſt, und ſeine Gnade iſt ein unendlich höheres Gut, als jedes andere, das mir ein irdiſcher Urtheilsſpruch zu rauben vermag."

Ich mußte nun Alles für Eliſe, ſowohl von der Bosheit ihrer Ankläger und der falſchen Zeugen, als auch von der Rache des Miniſters und der mächtigen Familie des Barons fürchten, und ihr Tod ſchien mir gewiß, ſobald wir entdeckt wurden. Fliehen konnten wir nicht, ohne Geld, ohne Päſſe in einer rauhen Jahreszeit. Unſer einziges Schutzmittel blieb alſo die tiefſte Verborgenheit: wir ließen uns ſo wenig als möglich, ſelbſt vor unſern Wirthsleuten ſehen, allein dieſe Verborgenheit raubte uns auch jedes Mittel zum Erwerb, und wir lebten mehrere Wochen lang faſt von nichts als von ſchwachem Kaffee und von Weißbrod, da wir uns nur zweimal wöchentlich aus der Garküche warmes Eſſen holen ließen, und doch war nach Verlauf einiger Monate unſer Geldvorrath bis auf eine unbedeutende Kleinigkeit erſchöpft; ich mußte meine Uhr verkaufen, um der Wirthin die Miethe bezahlen zu können, und jeder Tag führte uns der Erſchöpfung dieſer unſerer letzten Hülfsquelle ſichtlicher zu. Ich ſah keine Rettung; ein tiefer Abgrund öffnete ſich vor unſern Füßen, eine unentfliehbare Nothwendigkeit trieb uns ihm näher und näher, und keine Macht des Himmels und der Erde ſchien uns einen Steg über ihn erbauen zu wollen.

Mehrere Tage lang lebten wir zuletzt nur von Brod und einiger Milch, deren wir zur Ernährung unſers Kindes bedurften. Nun hatte ich aber auch keinen Groſchen mehr im Vermögen. Ich blickte auf zum Himmel, nicht um zu beten, ſondern um zu grollen. „Furchtbare Macht,“ rief ich, „die du die Menſchenkinder wie Gewürme zertrittſt und von der doch ein thörichter Wahn fabelt, daß du Alles, was da lebt, väterlich pflegeſt und erhältſt, was habe ich verbrochen, daß du gegen mich ſo viel grauſamer biſt, als gegen die Thiere des Waldes, denen ihr Mahl bereitet iſt? Warum läſſeſt du mein ſchuldloſes Kind, mein ſanftes Weib verhungern? warum haſt du jede Handlung meines Lebens, meinen [illegible]lichen Fleiß, meinen Eifer für Tugend und Recht, meine Liebe zur Wahrheit, meine Ehrlichkeit, zum Fluch für mich verkehrt? — Ich Ohnmächtiger vermag nicht gegen dich zu ringen, der du mich, allmächtig wie du biſt, in's Elend ſtürzeſt; ſchütte denn die Schale deines unverdienten Zornes über mein Haupt aus, aber auch nur über mein Haupt allein; verſchone, verſchone mein Weib und mein Kind!“

Eine finſtre Nacht, von keinem Stern der Hoffnung erhellt, lag auf meiner verzagenden Seele. Ich wünſchte, die Welt möge untergehen, ich wünſchte, mein Weib, mein Kind todt und ſtarr vor mir liegen zu ſehen, und doch war es nur der Gedanke an dieſe, der mich vom Selbſtmord zurückhielt. Es war Abend. Eliſe hatte ſich mit ihrem Kinde zu Bette gelegt; ich ſtand in tiefer Verzweiflung am Fenſter und ſtarrte in die Dunkelheit hinaus, da ergriff mich mit einem Mal der Gedanke, daß ich Hülfe ſchaffen müſſe, und ſollte ich dieſe auch durch etwas Entſetzliches erkaufen, ſo mächtig, daß ich in einer Art von wahnſinniger Entſchloſſenheit zum Hauſe hinaus ſtürzte. Ich war mir keines Vorſatzes deutlich bewußt, allein ich wollte thun, was die Verzweiflung mir eingeben würde. Beſinnungslos kam ich vor das Thor, ein hellerleuchtetes einſam liegendes Landhaus fiel mir in die Augen, ich ging darauf zu und trat, ohne bemerkt und angehalten zu werden, in ein Gartenzimmer, wo vier bis ſechs Herren am Tiſche ſaßen. Mein Anblick ſchien ſie zu erſchrecken. „Ich bin kein Räuber,“ rief ich ihnen zu, „aber ich verhungere, ich ſterbe mit Weib und Kind aus Mangel, während daß Ihr ſchwelgt. Seid barmherzig, rettet mich vor Verzweiflung!“

Starr blickten Alle mich an; der bleiche Wahnſinn, der auf meinem eingefallnen Geſichte lag, mein irrer Blick ſchien ſie zu verſteinern; der, dem ich am Nächſten ſtand, zog ſeinen Geldbeutel und warf ihn mir zu. Wie ein Falke ergriff ich ihn und barg ihn an meine Bruſt. Mir war, als ſei ich nun im Beſitz eines unermeßlichen Schatzes, das Herz drohte mir, mit ſeinem unbändigen Klopfen die Bruſt zu zerſprengen, und unfähig, meinem Wohlthäter ein Wort des Dankes ſagen zu können, brach ich in Thränen aus und floh aus dem Zimmer. Es war gegen Mitternacht, als ich nach Hauſe kam. Eliſe fuhr von ihrem Lager auf, als ich eintrat; meine ungewöhnliche Abweſenheit hatte ſie erſchreckt und geängſtigt, und ein ſchwacher, morgenröthlicher Freudenſtrahl flog über ihr Geſicht, als ſie mich erblickte. „O meine Eliſe," rief ich, „zürne mir nicht, ich bringe Rettung. Hier, Liebe," fuhr ich fort, indem ich die Börſe in ihre Hände legte, „hier iſt Geld, laß Eſſen holen, köſtliches Eſſen, dich zu ſtärken."

Sie ſah mich ernſt und forſchend an. „Um Gottes willen, Eduard," ſagte ſie mir, „Du haſt doch nichts Böſes gethan? viel lieber wollte ich ſterben und mein liebes Kind ſterben ſehen, als daß unſere Noth Deiner Rechtſchaffenheit gefährlich würde.“

„Nein,“ rief ich, „Du Engel, Gott iſt um Deinetwillen gnädig gegen mich geweſen und hat mich vor Miſſethat behütet; was ich Dir bringe, iſt eine Gabe edler Mildthätigkeit.“

Sie warf ſich mit Thränen in meine Arme, auch die meinigen floſſen, und ruhiger und hoffnungsfroher denn ſeit langer Zeit legten wir uns zur Ruhe nieder. Ein ſchreckliches Erwachen wartete unſer. Mit Anbruch des Tages traten vier Gerichtsdiener bei uns ein, um meine Eliſe, als des Mordes und des Diebſtahls angeklagt, zu verhaften. Einem Raſenden gleich ſtürzte ich auf ſie zu, und trotz ihrer Mehrzahl würde es mir gelungen ſein, ſie zu überwältigen, allein Eliſe warf ſich vor mir auf die Knie nieder. „Was willſt Du thun, mein Geliebter,“ rief ſie mir flehend zu, „willſt Du uns unausweichlich in das Verderben ſtürzen, das uns, ſo lange ich nur ſchuldlos angeklagt und nicht verdammt bin, nur droht, vielleicht ohne uns vernichten zu können? O, mein Eduard, laß uns von Unrecht uns frei erhalten. Vertraue wie ich der Liebe und dem Erbarmen Gottes, ohne deſſen heiligen Willen kein Haar meines Hauptes verletzt werden kann, und hoffe, daß er alle unſere Trübſale zu unſerm Heile wenden wird.“

So wie ſie ſprach, verlor ſich der Ausdruck des Schreckens von ihrem Geſicht, und eine fromme Heiterkeit beſeelte jeden Zug deſſelben. Sie wandte ſich ſanft und freundlich zu den Gerichtsdienern und bat ſie um Vergunſt, ſich ankleiden und einige Sachen mitnehmen zu dürfen, ehe ſie ihnen folge. Wie gezähmte Tiger gehorchten ſie dem ſanften Ton ihrer Stimme. Fragen Sie mich nicht, was ich in dieſem entſetzlichen Augenblick litt, und in dem noch entſetzlichern, wo meine Eliſe, ihr Kind auf dem Arm, das Zimmer verließ. Keine Gewalt der Erde hätte mich abhalten können, ihr nach der Hauptſtadt zu folgen, wohin man ſie führte, und der Gefängnißwärter, dem ſie dort übergeben wurde, war menſchlich genug, mir eine Kammer in ſeiner Behauſung zu vermiethen. Ich verſchaffte mir nun eine Abſchrift der Anklage und der gegen ſie beigebrachten Zeugniſſe und flog damit zu den berühmteſten Rechtsgelehrten; ich bot alle Beredtſamkeit der Liebe und der Verzweiflung auf, ſie zu ihrem Vertheidiger zu gewinnen. Umſonſt! umſonſt! ich fand bei einigen Mitleid, aber nirgends Hülfe, nirgends Hoffnung, da alle Umſtände ſich vereinten, mein engelreines Weib als Verbrecherin erſcheinen zu laſſen.

Nein, der Gram tödtet nicht! Tage lang lag ich im Staube niedergeworfen und erſtickte faſt in meinen Thränen; beten konnte ich nicht, nicht meine Hände zu dem Gott erheben, der ſich Eliſens nicht annahm, allein der Entſchluß, ſie nicht überleben zu wollen, ſtand unerſchütterlich in meiner Seele. Ich durfte ſie ſehen und ſprechen; ſtets fand ich ſie ruhig, ſelbſt heiter, nur bemüht, mich zu tröſten und mir Muth einzuflößen. Ihre Augen hatten einen Glanz, den ich früher nicht bemerkt hatte, und auf ihrem Geſicht lag blühend der Wiederſchein ihres innern, ſeligen Friedens.

Endlich kam der furchtbare Tag, wo ſie öffentlich vor Gericht erſcheinen ſollte. Ich hatte die Nacht in namenloſer Qual durchwacht; als der erſte Morgenſtrahl in meine Kammer leuchtete, ſank ich unwillkürlich nieder und flehte zu Gott mit der Inbrunſt der höchſten Angſt um Rettung und Hülfe. Eliſe kam mir, als ich in ihr Gefängniß trat, mit ruhiger Hoheit entgegen, und nur als ſie, um vor Gericht zu erſcheinen, ihr Kind verlaſſen mußte, ſah ich ſie erbleichen. Sie drückte es, ehe ſie es der Wärterin übergab, ſchweigend an ihr Herz, und in ihren zum Himmel erhobenen Augen las ich, daß ſie es ſegnete und für daſſelbe betete; wie ihr Blick ſich wieder zu dem kleinen hülfloſen Weſen niederſenkte, entfloſſen ihren Augen die erſten Thränen, die ich ſie in ihrem Kerker vergießen ſah.

Eine Menge von Zuſchauern hatte ſich verſammelt, um dem Verhör beizuwohnen. Unſer ehemaliges Dienſtmädchen und der Bediente des Barons traten auf, um gegen Eliſe zu zeugen. Ihre Ausſagen ſtimmten in jedem Punkt überein, der zur Verurtheilung meiner Frau dienen konnte. Sie ſchien ohne Rettung verloren, als nun der dritte Zeuge, ein feiner, junger Mann von ſittſamem Ausſehen, vorgefordert wurde. Er hieß Schmidt und war der Sohn eines Landpredigers. Zum Studiren beſtimmt, raubte ihm der frühzeitige Tod ſeines Vaters die Mittel, die Univerſität beziehen zu können; er kam nach der Hauptſtadt, dort ein Unterkommen zu ſuchen, und mußte es für ein Glück halten, als ihm bei dem Baron eine Stelle halb als Kammerdiener, halb als Secretair angetragen wurde.

In dieſem Verhältniß wurde er der Vertraute des Barons bei ſeinen vielen Liebeshändeln und auch der Leidenſchaft, die ihm Eliſe eingeflößt hatte und wie vergeblich Alles war, was er erſann und that, um dieſe von ihr begünſtigt zu ſehen. Er wußte, daß der Baron das Dienſtmädchen beſtochen und mit ihr den Plan zu Eliſens Verderben verabredet hatte. Der Bediente, der mit dieſer als Zeugen gegen Eliſe auftrat, war der Geliebte dieſes Mädchens und begleitete an jenem Abend den Baron nach unſerer Wohnung. Schmidt, der Eliſens Unſchuld und Seelengröße aus des Barons Erzählungen kannte, warf gleich, als das Gerücht ſeiner Ermordung und Beraubung laut wurde, Verdacht auf dieſen Bedienten, den er als einen ſchlechten Menſchen kannte. Er verlor ihn nicht aus den Augen und erfuhr, daß er und das Mädchen ſeit dem Tode des Barons zuſammen lebten und viel Geld durchbrachten; ja, als er ihn einſt zufällig in einem Wirthshauſe traf, ſah er in ſeiner Hand den Geldbeutel, von dem er beſtimmt wußte, der Baron habe ihn an jenem Abend bei ſich getragen. Das Gerüchte von Eliſens Verhaftung belebte Schmidt's edlen Eifer, und Gott, der ihn zum Retter der Unſchuld auserſehen hatte, unterſtützte ſeine Bemühungen; er fand die Taſchenuhr des Barons bei einem Goldſchmidt, an den jener Bediente ſie verkauft hatte, und mit allen dieſen Beweiſen und Anzeigen trat er jetzt als Eliſens Vertheidiger und als Ankläger der Zeugen auf. Dieſe wurden überführt, den Baron nach ſeinem Tode beraubt zu haben, und da Eliſe vor dem Richterſtuhl der Ehre, der Menſchlichkeit und der Geſetze an dem Tode des Barons für unſchuldig gelten mußte, ſo kam der glückliche Tag, wo meine Gattin unter dem Jubelgeſchrei der Zuſchauer, deren lebendigſte Theilnahme ihr ihre Schönheit und ihr Schickſal gewonnen hatte, freigeſprochen wurde.

Eliſe neigte ſich, die Hand auf ihr Herz legend, ſtumm vor ihren Richtern, und ihr Blick hob ſich zu Gott empor, der ſie von Schmach und Tod errettet hatte, aber ich vermochte mich in meinem Entzücken nicht zu mäßigen; ich zog Eliſe an mein Herz und flog dann auf Schmidt los, dem ich um den Hals fiel, ohne reden zu können. Er ſuchte meinen Dank abzulehnen, aber ich empfand es tief, daß ich ihm mehr als mein Leben zu danken hatte. Sein Werk war es ja, daß ich in dieſer Stunde der glücklichſte, ſtatt der elendeſte aller Menſchen war.

Meine Eliſe war gleichfalls zu tief bewegt, um reden zu können; ſie reichte ihm, als ich ihn zu ihr führte, die Hand, die er ehrfurchtsvoll mit naſſen Augen küßte und um Erlaubniß bat, uns nach Hauſe begleiten zu dürfen. Als wir den Saal verlaſſen wollten, machten die Zuſchauer auf beiden Seiten Platz, und die Luft umher ertönte von freudigen Begrüßungen. Die Tugend gebietet unwillkürlich Ehrfurcht, und der Sieg der Unſchuld über das Laſter bewegt jedes nicht ganz verwilderte Menſchenherz; erſcheinen Unſchuld und Tugend nun aber mit Jugend und Schönheit vereint, ſo gleicht die Huldigung, die man ihnen darbringt, faſt der Anbetung. Die Fenſter aller Häuſer, durch deren Reihen unſer Weg uns führte, öffneten ſich; man warf Eliſen Blumen zu, man pries laut ihre Treue, ihren Muth, ihre Liebe, und wünſchte uns Glück und Segen. Mit Engelsdemuth, mit Erröthen und ſchamhaft geſenktem Blick neigte ſie ſich gegen die Menge, die ſich herbeidrängte, ſie zu ſehen, und eilte, als wir vor dem Gefängniß ankamen, ſchnell hinein, die Treppe hinauf zu ihrem Kinde, das bei der Frau des Gefängnißwärters geblieben war. Sie drückte es feſt, feſt an ihr Herz, ſanfte Thränen entfloſſen ihren Augen, dann ſchloß ſie ſich in ein Nebenzimmer ein und blieb dort wohl eine Stunde allein mit Gott.

Von Schmidt erfuhr ich nun, wie er ſich eifrig bemüht habe, unſern Aufenthalt zu erforſchen, um Eliſe zu bereden, ſich freiwillig vor Gericht zu ſtellen und eine Unterſuchung zu fordern; allein alle ſeine Bemühungen blieben vergeblich, bis er erfuhr, wir ſeien von der Polizei entdeckt und Eliſe gefänglich eingebracht. Er verſagte es ſich, ſie im Gefängniß aufzuſuchen, weil er fürchtete, daß die Entdeckung einer Bekanntſchaft mit ihr dem Eindruck ſeines Zeugniſſes für ſie nachtheilig werden könne.

Wir gingen nun zuſammen nach unſerer ehemaligen Wohnung, wo wir aber nur wenig von unſerm Hausgeräth und von unſern zurückgelaſſenen Sachen wieder erhielten. Das Mädchen hatte Mittel gewußt, gleich in der Nacht von Eliſens Flucht unſer weniges Silberzeug und was wir ſonſt von Werth beſaßen, bei Seite zu bringen; von dem Uebrigen war ein Inventarium aufgenommen und jenes von Gerichts wegen dem Eigenthümmer des Hauſes zur Verwahrung übergeben, der aber nun auf den größten Theil davon, zur Vergütung für das zur Aufbewahrung eingeräumte Local, Anſpruch machte. Unſer Schickſal hatte uns indeſſen Theilnahme gewonnen; wir fanden leicht eine andere, kleinere Wohnung, meine Frau bat um Arbeit und erhielt deren ſo viel, daß ſie genöthigt war, ein Mädchen zur Wartung des Kindes anzunehmen. Auch ich verdiente wieder mit meiner Feder ziemlich viel, ſo daß wir uns eines für unſere Bedürfniſſe hinlänglichen Einkommens zu erfreuen hatten.

Ich wähnte nunmehr in den Hafen der Ruhe und des ſtillen Glücks eingelaufen zu ſein. Die Erinnerung unſerer Noth und unſeres Elendes verſank allmählig wie im Traume hinter uns; ſanft und heiter floß unſer Leben in Friede und Freude dahin. Selige Stunden, ſelige Tage, waret ihr für dies irdiſche Daſein vielleicht zu ſchön, um dauern zu können? — Ach nie verlange ich euren Zauber wieder zu empfinden, wenn ich ihn mit der furchtbaren Erfahrung von der Unbeſtändigkeit des Glückes und von dem Wechſel des Schickſals von Neuem bezahlen ſoll, die mir zu machen beſtimmt war! —

Unſer Vetter Schmidt war eben ſo reich an Reiz der Geſtalt, als an Geiſt, Bildung und ſeiner

Sitte. Er liebte die ſchönen Wiſſenſchaften, er las vortrefflich vor und brachte gewöhnlich die Abendſtunden bei uns zu. Unſer Verhältniß bildete ſich zu einer Freundſchaft aus, von der ich glaubte, ſie werde der Zeit und dem Schickſal unbeſiegbar ſich bewähren. Von Tag zu Tag fand ich ihn liebenswürdiger und achtungswerther und freuete mich, daß meine Frau ihn gleichfalls ſo fand. Sie hatte ihm ja ihr Leben und ich ihm Alles zu danken; wie konnte ich ihn je genug dafür lieben, wie hätte ich daran denken können, Eliſens Achtung und Freundſchaft für ihn eine Grenze ziehen zu wollen! Allein nach und nach wurde ich unruhig, ohne mir ſelbſt zu geſtehen, worüber? meine Anerkennung von Schmidt's Werth fing an, mich zu demüthigen: ich zürnte mir, neben ihm ſo unbedeutend zu ſtehen; jede Stunde unſers Zuſammenſeins machte mich kleinmüthiger und verzagter, und doch zwang ich mich, das Gegentheil von dem ſcheinen zu wollen, was ich im Grunde meiner Seele war. Ich ſchauderte vor mir ſelbſt, ich ergriff, wenn Schmidt kam, ſo oft ich nur konnte, einen Vorwand, mich zu entfernen, um an irgend einem einſamen Orte meinem Trübſinn nachzuhängen und mir im gewaltſamen Kampfe die Kraft zu erringen, mit heiterm Geſicht zu ihm und Eliſen zurückkehren zu können. Die Quelle meiner Schwermuth blieb mir ſelbſt nicht lange unbekannt, aber von dem Unrecht blieb mein Herz frei, Eines von ihnen anzuklagen; Beide waren eben ſo edel, eben ſo erhaben über jeden Verdacht der Treuloſigkeit, wie ſie meinen Augen liebenswürdig erſchienen; ich konnte nicht zweifeln, daß Eliſe ſowohl als Schmidt den Tod gewählt haben würden, ehe ſie ihren Herzen vergönnt hätten, mich wiſſentlich zu betrüben — aber ſchien Gott ſelbſt nicht, indem er Schmidt, den uns ganz Unbekannten, zum Retter von Eliſens Leben beſtimmte, angedeutet zu haben, daß er die reizendſte und tugendhafteſte aller Frauen für den edelmüthigſten der Männer beſtimmt habe? Und konnte, wollte ich ihrem Glück hinderlich ſein? waren ſie mir nicht Beide theurer, als Welt und Leben? war nicht ihre Glückſeligkeit Bedingung der meinigen, und durfte mir irgend ein Opfer zu groß ſein, ſie ihnen zu ſichern?

Alles, was ich ſah, beſtärkte mich in meinem unſeligen Jrrthum und bildete mehr und mehr den Gedanken in mir zum Vorſatz aus, durch freiwilligen Tod mein Weib und meinen Freund nicht nur vor dem ſchweren Kampf zwiſchen Pflicht und Liebe, ſondern auch vor der Möglichkeit einer Verſchuldung retten zu wollen. Trotz alles Zwanges aber, den ich mir auferlegte, gelang es mir nicht, Eliſen täuſchen zu können, die gewohnt war, jeden Schlag meines Herzens mit mir zu empfinden. Sie drang in mich, die Urſache des ſtummen Grames, der ſo ſichtlich an meinem Leben nagte, zu erfahren, und da ſie in meiner Weigerung, ihn ihr zu vertrauen, eine Abnahme meiner Liebe zu entdecken glaubte, ſo fing auch ihre Heiterkeit an, ſich zu trüben. Der Friede unſerer Herzen war geſtört, die Freude unſers Lebens entflohen, und Trübſinn, Mißtrauen und dumpfe Verſchloſſenheit traten an ihre Stelle.

Eines Abends, als ich allein war mit Eliſen, und ſie, verloren in ſüße Muttertändelei, mit dem Kinde auf dem Schooße, mir in all' dem Zauber ihrer unausſprechlichen Holdſeligkeit gegenüber ſaß, wurde das Gefühl, was in ihr mein geweſen war, und was ich in ihr verloren zu haben wähnte, ſo mächtig in mir, daß meine Thränen hervorbrachen und ich die Hände vor das Geſicht ſchlug, um ihr meine leidenſchaftliche Erſchütterung zu verbergen. Sie flog auf mich zu, und mich umſchlingend und an ihr Herz drückend, nannte ſie mich mit den ſüßeſten Namen und flehte ſo unwiderſtehlich, ihr das Geheimniß meines Grames zu entdecken, daß ich ihr meine Ueberzeugung, Schmidt liebe ſie, er ſei ihrer würdiger und daher auch fähiger, ſie zu beglücken, als ich; er ſei der Retter ihrer Ehre, ihres Lebens, und ich entſchloſſen, dem Glück zweier, von mir ſo unausſprechlich geliebter Perſonen nicht länger hinderlich ſein wollen, ſondern das Band der Pflicht, das Eliſe an mich binde, auf irgend eine Art zu löſen, ausſprach. Sie erſtarrte; „wie," fragte ſie endlich ſchmerzhaft, „Du haſt an meiner Liebe zweifeln, Du haſt glauben können, daß mir irgend ein ſterbliches Weſen theurer werden könne, als Du? O Eduard, dann habe ich umſonſt gelebt, dann bin ich unglücklicher, als mich je bis jetzt das Schickſal zu machen vermochte! Keine Gewalt im Himmel und auf Erden kann mich von Dir losreißen! Nur an Deinem Herzen, oder im Grabe iſt mein Platz. Hier unterbrachen ſie ihre Thränen; mit nie empfundener Rührung drückte ich ſie an die Bruſt; die Qual der Eiferſucht war für immer von mir gewichen, jeder Zweifel geſtillt; ich empfand aber tief die Reue des Undanks gegen mein herrliches

Weib, ihr und mir durch unſeliges Mißtrauen ein Glück geſtört zu haben, das die Natur nur ihren liebſten Kindern ſo rein zu koſten vergönnt, wie ſie es uns geſpendet hatte. Eliſe öffnete mir ihr ganzes Herz; nie hatte ich mich ſo geliebt gefühlt, nie war ich glücklicher — allein ich erfuhr nun auch, wie unſäglich ſie durch mein Betragen gelitten hatte, und die Strafe dieſes Vergehens war mir nahe. Ich fühlte ſie in meinen Armen zuſammenſchaudern und fieberhaft erkalten; erſchreckt bat ich ſie, ſich gleich niederzulegen; ſie that es, doch die ganze Nacht wechſelte Fiebergluth mit Fieberfroſt bei ihr, ſie ſchlief wenig und ſehr unruhig. Sobald der Tag grauete, holte ich einen Arzt; dieſer kündigte, als er ſie ſah, ein Nervenfieber an und wagte nicht, mit Gewißheit über die Gefahr ihres Zuſtandes zu entſcheiden. Eliſe brachte den ganzen Tag in fieberhaften Träumen und Phantaſien hin; gegen Abend kam Schmidt. Mein Herz forderte mir gegen ihn, den ich wie meine Eliſe durch Verdacht und Mißtrauen gekränkt und beleidigt hatte, ein offnes Geſtändniß meines Unrechts und der zwiſchen mir und meiner Gattin Statt gefundenen Erklärung ab. Er veränderte während meiner Erzählung mehrere Male die Farbe; als ich geendet hatte, warf er ſich in meine Arme; ich ſah Thränen in ſeinem Auge, und mit einem unvergeßlichen Blick der innigſten Liebe und einem Händedruck riß er ſich ſtumm von mir los und eilte hinweg. Ich habe ihn nie wieder geſehen. Am folgenden Morgen erhielt ich dieſen Brief von ihm, den ich ſeitdem immer bei mir getragen habe:

„Ich ſcheide von Dir, mein theurer Freund, auf lange Zeit, um mich vor dem qualvollen Bewußtſein zu ſchützen, das Lebensglück von zwei Menſchen getrübt zu haben, deren Friede mir lieber als meine Seele iſt. Ich muß fliehen, denn ich bin ſchuldig; Deine Erzählung von geſtern Abend hat den Schleier zerriſſen, der mir bis jetzt meine Gefahr und meinen Frevel verhüllte. Du wollteſt Dein Leben opfern, um das Weib, das vor Gott und Menſchen rechtmäßig und unauflöslich Dein iſt, in meinen Armen glücklicher zu wiſſen, als Du ſie machen zu können wähnteſt, und ich Elender habe nicht einmal die Kraft, das reinſte Verhältniß von dem Frevel ſtrafbarer Leidenſchaft unentweiht zu erhalten. Ja, Seld, ich liebe Eliſe, ich werde

„ſie ewig lieben. Meine Zärtlichkeit für ſie galt
„mir ſelbſt für eine ſo reine Anbetung wie die,
„mit der man eine Heilige verehrt; allein der
„Schmerz, der geſtern mein Herz mit den qualvollſten
„Natterbiſſen anfiel, hat mich belehrt, daß
„ich ſie mit irdiſch flammender Leidenſchaft liebe.
„Nie hat meine Seele einen ſtrafbaren Wunſch
„genährt; das Glück, Eliſe zu ſehen und mich
„ihres ſchweſterlichen Wohlwollens erfreuen zu
„können, befriedigte mich ſo ganz, daß bisher
„keine unerfüllte Sehnſucht in mir wach werden
„konnte. Glaube es mir, der Gedanke, daß ſie
„ihrer Treue, ihrer Zärtlichkeit für Dich untreu
„zu werden vermöge, hätte ihr mein Herz geraubt;
„ſie wäre dann nicht mehr der makelloſe
„Engel geweſen, den ich in ihr anbete, und deſſen
„Vortrefflichkeit meinen Wahn rechtfertigte, daß
„ich ſie nie genug lieben könne und meiner Empfindung
„für ſie keine Schranken zu ziehen
„brauche, weil ich in ihr nur die Tugend ſelbſt
„liebe und bewundere. Doch einmal erweckt aus
„dieſem Traum, geſtaltet ſich Alles um mich drohend
„und ſündhaft. In Deiner Seele bin ich
„eiferſüchtig auf mich und übernehme es, Dich an

„Deinem ſtrafbaren, unglücklichen Freund zu rächen. O, daß doch kein Menſchenherz je auf ſeine Stärke zu trotzen ſich erkühne! ich ſah Deine Eliſe täglich, ich ging mit ihr um, zwanglos und traulich, wie ein Bruder mit ſeiner Schweſter, und weil ich keine Gefahr ahnete, widerſtand ich auch dem Strome nicht, der mich in die Tiefe der Leidenſchaft hinabreißen mußte! — ich beachtete es nicht, daß nicht ihre Tugend allein, auch die Anmuth ihrer Geſtalt, der Silberklang ihrer Stimme, die Macht ihrer Schönheit mich rührte und meine ganze Seele mit vergiftendem Entzücken füllte, und daß ich in einer Zeit, wo ich Jedem das Leben genommen haben würde, der es verſucht hätte, Dir eines Lufthauches ſchwer von ihrer Liebe zu rauben, ſelbſt Alles aufbot, mir ihre Seele zu gewinnen! — O, wie unausſprechlich glücklich war ich in Deiner, in ihrer Freundſchaft! glücklicher als es ein Sterblicher zu ſein wagen ſoll! Selige, ſelige, Tage! ihr ſeid nun unwiederbringlich dahin, und Reue, Eure reine Heiligkeit entweiht zu haben, wird mir künftig die Erinnerung an Euch trüben! — — Eine Bitte, mein Seld, lege ich beim Ab-

„ſchiede an Dein Herz: laß Deine Eliſe nie erfahren, warum ich von Euch ſcheide. Ihrer frommen Seele bleibe die Kenntniß von der Verirrung eines Mannes, den ſie Freund nannte, verborgen, und auch mir bleibe die tröſtende Hoffnung, daß ſie, wenn ſie ſich meiner erinnert, dies mit ungetrübtem Wohlwollen thun kann.

„Gottes beſter Segen ſei mit Dir. Unwandelbar, wie ich mein eigen bin, bleibe ich auch in Liebe und Treue Dein, für dieſſeits und jenſeits."

Der Eindruck dieſes Briefes auf mich war eben ſo tief als ſchmerzlich; ich fühlte, was Eliſe, was ich verloren hatte, und fühlte auch den Kampf und den Kummer in der Seele meines Freundes. Eliſens Krankheit wurde ſehr gefahrvoll; acht Wochen lang rang ſie mit Tod und Leben; jeder lichte Augenblick des Bewußtſeins, jeder Fieberwahn und Fiebertraum ward zum Zeugniß ihrer Liebe für mich; Tag und Nacht wich ich nicht von ihrem Lager, mein ganzes Daſein war nur Ein Gedanke, Ein Gebet, Ein Seufzer. Gott erhielt ſie mir, aber viele Wochen lang blieb ſie matt und hinfällig und ihre Hände von rheumatiſchen Schmerzen ſo gelähmt, daß ſie dadurch gänzlich unfähig wurde, irgend eine Handarbeit verrichten zu können.

Unſer Wohlſtand ward hierdurch zerſtört; Noth, Elend, Sorge und Mangel kehrten von Neuem bei uns ein; das Unglück verfolgte uns, jedes Mittel zum Erwerb wurde mir entzogen, und ich verſank tiefer denn je in Kleinmuth und hoffnungsloſes Zagen. Nirgends zeigte ſich mir ein Weg zur Hülfe, nirgends ein Ausgang aus dem Labyrinth der nagendſten aller Sorgen, der Nahrungsſorgen. O wie oft flehete ich in ſchlafloſer Nacht zu Gott, mir das Leben zu nehmen, da er mir die Mittel verſage, das Leben meines Weibes, meines Kindes friſten zu können! Wie oft rang ich in Todesangſt meine Hände wund und rief zum Himmel hinauf: Brod, Brod, barmherziger Gott! nur ein wenig trocknes Brod für mein verſchmachtendes Weib, für mein hülfloſes Kind! Rette mich, rette mich von der Qual der Verdammten daß ich ſie vor meinen Augen den Hungertod muß ſterben ſehen.

Nur in der Dunkelheit des Abends ſchlich ich mich zuweilen noch hinaus, um friſche Luft zu ſchöpfen. Wohin da auch mein Weg mich führte, in allen Häuſern ſah ich Licht, Wohlleben, heitere

Freude, und mit unausſprechlicher Bitterkeit, mit wirklich feindſeligem Trotz begann ich dann mit Gott über die parteiiſche Austheilung ſeiner Gaben zu rechten. Waren Alle dieſe beſſer als ich? was hatte ich denn verbrochen, daß ſich die Schale des göttlichen Zornes über mein gebeugtes Haupt leerte und der Fluch des Ewigen mich in die Tiefe eines hoffnungsloſen Elends ſtieß? Schien das Schickſal mich nicht durchaus den Geiern und Tigern zugeſellen zu wollen, die keine andere Wahl haben, als umzukommen, oder von Raubmord zu leben?

Eines Abends, als ich bitterer und verzweiflungsvoller denn je nach Hauſe kam, fand ich unſern Hauseigenthümer vor, der mir den rückſtändigen Hauszins abforderte, oder mir auf morgen Hauspfändung ankündigte, da er ſchon ſeit Wochen gegen mich deßhalb klagbar geworden war. Um ihn nur noch für einige Tage zu beſchwichtigen, gaben wir ihm Alles hin, was wir noch an Geld und Geldeswerth aufzutreiben vermochten, ja ſeine Hartherzigkeit ließ mir auch nicht einen einzigen Groſchen, von dem mein Weib, mein Kind ſich noch einmal hätten ſättigen können, ehe wir uns zum Sterben niederlegten.

Von aller Hoffnung auf Gott und Menſchen verlaſſen, verlor ſelbſt Eliſens Anblick, die wie eine heilige Dulderin unſer Schickſal ohne Murren, ohne Klage ertrug, und nur bemüht blieb, mir Geduld und Troſt zuzulächeln, ſeine Gewalt über mich. Ich ſtürzte aus dem Hauſe hinaus in die wilde düſtre Nacht. Wuth, Angſt und Verzweiflung gaben mir Stärke und Kraft. Ich war ohne Waffen, aber feſt entſchloſſen, den Erſten, der mir begegnen würde, mit meinen Händen zu packen und von ihm, wie die Löwin für ihr Junges, Nahrung für mein Kind zu erpreſſen.

Ich wurde einen Mann gewahr, der in einiger Entfernung vor mir herging; raſch eilte ich auf ihn zu, und ſeinen Arm faſſend, rief ich ihm zu, ſtehen zu bleiben. „Was wollen Sie?“ fragte er mich mit einem eben ſo furchtloſen, als wohlwollenden Ton, „kann ich Ihnen worin dienen?“

Wie ein Blitz ſchlugen dieſe freundlichen Worte durch mein ganzes Weſen; ich ſchwankte, ſtammelte: „Geld! Geld!“ und würde niedergeſtürzt ſein, wenn der Unbekannte mich nicht gehalten hätte. „Sie waren eben, und wie ich glaube, zum erſten Mal auf einem ſehr ſchlimmen Wege,“ ſagte er mir ernſt;

„nehmen Sie hier, was ich Ihnen geben kann, aber hüten Sie ſich, dieſen Weg zum zweiten Mal zu betreten, es würde Sie unfehlbar in's zeitliche und ewige Verderben ſtürzen.“

Bei dieſen Worten ſteckte er mir zwei Louisd'or in die Hand und verſchwand, ich weiß nicht wie, aus meinen Augen; denn meine Verwirrung und mein Schrecken waren ſo groß, daß ſie mich des Gebrauchs meiner Sinne beraubten. Erſt nach einigen Minuten ward ich mit Entzücken des Beſitzes meines Schatzes mir bewußt; ich eilte zu einer Lampe hin, die in einiger Entfernung hing, und ſah nun, daß es Gold war, was ich in der Hand hatte.

Thränen füllten mein Auge, der Grimm, womit mein Herz gegen Gott und Menſchen angefüllt geweſen war, verſchwand, und es erwachten wieder in meiner Bruſt Regungen der Reue und der Menſchlichkeit. Ach, ſagte ich mir ſelbſt, dieſe Finſterniß der Nacht iſt kaum dunkel genug, mich vor dem Richterſtuhl der Menſchen zu ſchützen, und hell angezeichnet iſt und bleibt meine That in dem Richterbuch der ewigen Gerechtigkeit. — Nur Gottes Gnade hat mich vor einem Verbrechen bewahrt und mich von dem Abgrund weggeriſſen, in den ich ſtürzen wollte, und ich erkenne nun, daß ſeine Macht größer iſt als jede Noth, und daß der Menſch nie an ſeinem Erbarmen verzweifeln darf. So will ich denn nun auch ſtille halten, und nicht mehr murren, und mich nicht mehr ſträuben gegen das, was er über mich verhängt. Weiß ich doch nun überzeugend, daß ſein Auge über mich wacht und daß ich ſeiner Barmherzigkeit, ſeiner Gnade vertrauen darf. Doch nicht nur mein Schickſal übergebe ich von heute an in unbedingtem Vertrauen in deine Hände, o mein Gott, ſondern auch das Schickſal meines lieben Weibes und meines Kindes. Sie ſind ja mehr dein, als ſie mein ſein können — wie ſollteſt du ſie denn nicht mehr lieben, als ich ſie zu lieben vermag! — ſollen ſie aber nach deinem unerforſchlichen Willen ein Raub des Elendes und des Todes werden, o ſo gib mir die Kraft, auch darin deinen Willen ehren zu können! Warum ſollte der Gott nicht tödten dürfen, der da Macht hat, zu einem Leben zu erwecken, das von keiner irdiſchen Trübſal mehr verdüſtert werden kann! —

Ein Strom von Thränen erleichterte hier mein gepreßtes Herz. Zum erſten Mal hatte ich aus voller Seele, mit unbedingter Ergebung in den unerforſchlichen Rathſchluß Gottes gebetet, und zum erſten Mal empfand ich jene namenloſe Gewißheit, daß mein Gebet zu Gott durchgedrungen ſei, die man ſelbſt empfunden haben muß, um ſie begreifen zu können. Worte gibt es für dieſe allerlebendigſten Erlebniſſe des innern Lebens nicht. —

Ehe ich nach Hauſe kam, überfiel mich eine ſolche Mattigkeit, daß ich in eine Schenke eintreten mußte, mir ein Butterbrod geben zu laſſen. Ich wechſelte, um es zu bezahlen, einen Louisd'or, und konnte nun auch für Eliſe und für meinen Kleinen ein Flaſche Bier und ein Brod mit nach Hauſe nehmen. Ich ſetzte dies, als ich in unſer Zimmer trat, vor Eliſen hin, aber ich hatte nicht den Muth, ſie anzuſehen. Ihr Blick drang tief und forſchend in mein Gewiſſen. „Eduard," ſagte ſie mir, „Du haſt etwas Ungewöhnliches erlebt, was iſt mit Dir vorgegangen?"

Unfähig, ſie zu täuſchen, ſah ich mich in die Nothwendigkeit verſetzt, ihr Alles zu geſtehen, und wie nur durch die Menſchenfreundlichkeit des Unbekannten, der mir das Geld gegeben hatte, die Ausführung meines Vorſatzes, ihn berauben zu wollen, verhindert worden ſei; wie mir aber auch dieſes als ein Zeichen, daß Gottes Gnade ſich nicht ganz von mir gewandt, und als ein Unterpfand ſeines Erbarmens mit meinem Elend das Herz verwandelt habe, und ich eine Willigkeit zum Dulden und Leiden in mir fühle, wie ich ſie früher nie gekannt.

„Lieber Eduard,“ antwortete ſie mir ſanft weinend, „es wird mir ſchwer, Dich einer ſündlichen Liebe gegen mich und unſer Kind zu zeihen, und doch muß ich es, da ſie für Dich Verſuchung zu einem Frevel geworden iſt, deſſen Vorſatz in Deiner Seele mich tiefer bekümmert, als alle andere Prüfungen und Trübſale unſers Lebens zuſammengenommen. Möge Dich dieſer Vorfall doch zu der Erkenntniß, wie wenig wir mit unſerer ſittlichen Stärke und der Kraft unſerer Grundſätze auszureichen vermögen für die Stunden ſchwerer, ernſter Prüfungen, und Du Dich überzeugen, daß es nur eine Kraft gibt, durch die wir die Verſuchungen des irdiſchen Lebens überwinden und beſiegen können: die Kraft des Glaubens. Ich läugne nicht, daß dem Menſchen nicht auch Erkenntniß zum Wegweiſer ſittlicher Vervollkommnung, alſo zur Gottſeligkeit werden kann, wenn ſie dahin ſtrebt, und das Weſen der Gottheit, die Natur des Menſchen, die Beziehung, in der der Menſch zur Gottheit ſteht, und die daraus folgenden Pflichten des Geſchöpfes gegen den Schöpfer kennen zu lernen; allein ich weiß auch um die nie auszufüllende Kluft zwiſchen Wiſſen und Glauben. Du ſelbſt, mein Lieber, wirſt allgemein als ein ſcharfſinniger und gründlicher Denker gerühmt; allein welche Waffen hat Dir nun Deine Philoſophie zu liefern vermocht, um Dein Schickſal zu bekämpfen und Dein Unglück zu ertragen? — Ein unüberwindlicher Muth, eine unbeſiegbare Geduld, eine durch kein Erdenleid zu trübende Freudigkeit liegen nicht für das ſchwache, gebrechliche Menſchenherz außer den Grenzen der Möglichkeit; glaube mir, Eduard, es gibt eine Kraft des Glaubens, eine Zuverſicht des Unſichtbaren, eine Liebe zu Gott, die das furchtbarſte Elend in reiner Heiterkeit zu ertragen, und eben durch das willige, freudige Erdulden deſſelben es zu beſiegen vermag. Deine Grundſätze und deine philoſophiſchen Erkenntniſſe haben Dich nicht vor Bitterkeit gegen die Vorſehung, vor Unmuth gegen die Gottheit zu ſchützen vermocht, deren Weisheit und Allmacht Du doch in glücklichern Zeiten ſo ſcharfſinnig zu demonſtriren verſtandeſt. Für alle Menſchenweisheit, für jede

Vernunfterkenntniß, für jeden aus einem Moralſyſtem hergeleiteten Grundſatz gibt es eine Verſuchung, in der ſie nicht zu beſtehen vermögen; nur in dem Glauben, nur in der Liebe iſt göttliche Kraft, göttlicher Geiſt, und aus dieſem entſpringt das unerſchütterliche, Welt und Tod und Sünde beſiegende Vertrauen, mit dem wir in der tiefſten Nacht zu ſagen vermögen, was einſt jene jüdiſchen Gefangenen zu dem König von Aſſyrien ſagten: „Unſer Gott kann uns wohl erretten und wird uns auch zur rechten Zeit erretten von allen Trübſalen, und wenn er es auch nicht thun ſollte, ſo wollen wir doch unſere Zuverſicht und unſer Vertrauen auf ihn nicht fahren laſſen, noch irgend einer Verſuchung nachgeben, die uns in Schuld bringen könnte.“ Noch immer hat die Welt diejenigen getäuſcht, die ihr vertrauten und mit der eignen Kraft ausreichen zu können glaubten für dies Leben, und mein ſehnlichſter Wunſch, mein flehentlichſtes Gebet iſt es, mein Eduard, daß auch in Deiner Seele das tröſtende unvergängliche Licht des Glaubens und der Liebe aufgehen möge. Gott kann ja keinem Weſen höhere Glückſeligkeit mittheilen, als indem er es in Liebe mit ſich vereinigt, und es dadurch der göttlichen Seligkeit in dem

Maße theilhaftig werden läßt, als ſich ein geſchaffenes Weſen dieſelbe anzueignen vermag. Darum ruft er ein verirrtes und doch geliebtes Kind ſo oft durch Kreuz und Leiden zu ſich und läßt dieſe deſto ſchwerer auf uns laſten, je lieber er uns hat; darum zerbricht er ſo oft alle irdiſche Stützen unſerer Hoffnungen und unſers Vertrauens, und vereitelt die wohlberechnetſten Plane unſerer Klugheit; darum läßt er uns ſinken, damit wir gezwungen werden, ſeinen Beiſtand, ſeine Rettung zu erflehen, und zu erkennen, daß nur bei ihm Hülfe, Erbarmen, Troſt, Friede, Treue, Liebe und Zuverſicht iſt. O, mein Eduard, blicke doch einmal von dieſem Geſichtspunkt aus auf den Weg zurück, den die Vorſehung dich bis heute geführt hat! Fühle, wie die ewige Liebe es ſich hat angelegen ſein laſſen, dich durch Glück und Kreuz zur Erkenntniß der Nichtigkeit aller irdiſchen Güter, der Unzuverläſſigkeit aller irdiſchen Hoffnung zu führen. Du warſt der Sohn eines reichen Vaters — jung, ſchön, blühend, geſund, untadelhaft von Sitten und Wandel, voll Geiſt und Kenntniſſe ſchien Alles Dich zu den ſchönſten Erwartungen von Lebensglück zu berechtigen. Wie unzuverläſſig waren aber alle dieſe Pfeiler Deines irdiſchen Glückes!

ſie alle haſt Du ſtürzen ſehen, und doch blieb Dein Sehnen und Dein Hoffen dem Irdiſchen zugewandt. Vertraue nun die Erhaltung Deines Lebens einzig dem an, der es Dir gegeben hat; übergib Dich mit Weib und Kind in unbedingtem Vertrauen ihm und überzeuge Dich, daß, wenn auch nach ſeinem unerforſchlichen Rathſchluß dies unſchuldige Kind in meinen Armen Hungers ſterben und mein Vertrauen auf ſeine Hülfe für dieſe Welt dem Schein nach nicht gerechtfertigt werden ſollte, ſeine Macht doch unendlich iſt, den vergänglichen Erdenſchmerz mit einer Himmelsſeligkeit zu lohnen, deren höchſte Wonne eben das vollkommenere Erkennen ſein wird, daß alle ſeine Führungen Liebe ſind. — Ich liebe Dich, mein Eduard, ſo innig, ſo unausſprechlich, daß ich kein Wort für die Stärke meiner Liebe habe, aber wahrlich, ich wollte, ſtände mir die Wahl frei, lieber mit Dir von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute des qualvollſten Hungertodes in gemeinſchaftlicher, frommer Ergebung in den Willen unſers himmliſchen Vaters ſterben, als ohne dieſe Gemeinſchaft der innigſten Zuverſicht Jahrhunderte lang mit Dir alle die Freuden genießen, die die Welt zu ſpenden vermag."

Noch nie hatte Eliſe ſo ernſt mit mir geſprochen, und noch nie war ich ſo empfänglich für die heldenmüthige Standhaftigkeit, die der Glaube dieſem ſanften Herzen in ſo tiefem Elend gab, als in dieſer Stunde, wo meine ganze [illegible] auf eine wundervolle Weiſe ergriffen und erweicht war. Ich hatte freilich die Welt und ihren Schöpfer bis jetzt nicht in dem Lichte geſehen, in dem die chriſtliche Religion uns beide offenbart; allein nie hatte ich an dem Daſein eines Urweſens, in dem das ganze Univerſum Sein und Fortdauer habe, gezweifelt. Ich war in meinem Verhältniß zur Gottheit bis jetzt in dem Fall einer großen Mehrzahl der Menſchen geweſen, die ſich in ihrer Anſicht von Gott und Vorſehung unwillkürlich nach dem Eindruck richten, den ihr Schickſal und die Begebenheiten des äußern Lebens auf ſie machen; ſind ſie glücklich, ſo erſcheint ihnen dieſe Welt als die beſte Welt, und ſie finden überall Spuren einer eben ſo weiſen als liebevollen Regierung derſelben; verdunkelt ſich aber ihr eignes kleines Schickſal ſo verdunkelt ſich ihnen auch die ganze ſichtbare und unſichtbare Welt, und ihr Unmuth wird zur Anklage und zum Zweifel gegen Gott und Vorſehung. Eben ſo ſchwankend und unſicher erſcheinen die Menſchen in ihrer Würdigung irdiſcher Güter und Freuden; ſie können ſich und Andern die Kürze des menſchlichen Lebens und die Unſicherheit ſeiner Dauer nicht abläugnen; ſie fühlen, daß es vielen Kümmerniſſen und Schmerzen preis gegeben iſt, ſie wiſſen, daß ſeine höchſten Freuden flüchtiger Trug ſind und mit Sorgen erkauft werden müſſen, die ſtets ihren Werth aufwiegen: aber dies Alles macht ſie in Schätzung irdiſcher Freuden nicht weiſer; ſie klagen über die Dürftigkeit des Lebens, wie über eine Krankheit, gegen die ſie die ernſte Anwendung der erforderlichen Heilmittel ſcheuen, und fahren fort, die Welt und das Leben zu lieben, als ſeien beide die einzigen Quellen menſchlicher Glückſeligkeit; ſie erfahren es täglich, daß der Durſt unſerer Seele aus ſo trübem Quell nicht gelöſcht werden kann, und doch mindert dies nicht ihre Begierde, aus ihm zu ſchöpfen.

Ich hing nun freilich nicht mit ſo blinder Liebe an Welt und Leben; ich war ſo zerſtoßen und zerſchlagen; man war mir mit ſolcher Strenge und Bitterkeit begegnet, daß ich mich unmöglich mehr nach einem lebhaften Verkehr mit beiden ſehnen konnte; ſchon lange hatte ſich mein Herz von ihnen weg, mit ſeinen Wünſchen und Hoffnungen den Ahnungen eines tiefern Lebens zugewandt; allein mein Hoffen war zagend, mein Sehnen ſchmerzvoll, weil mir die beſeligende Zuverſicht des chriſtlichen Glaubens fehlte. Jetzt aber fing ich, von Eliſen dazu aufgemuntert, an, die Bibel zu leſen, Anfangs nur mit prüfender Aufmerkſamkeit, bald aber mit Liebe und Erbauung, und nun erkannte ich auch bald, daß ich, ob ich mich gleich ſtets für einen Bekenner der chriſtlichen Religion gehalten hatte, doch mit dem wahren Sinn und Geiſt des Chriſtenthums unbekannt, und meine Seele den Strahlen ſeines göttlichen Einfluſſes verſchloſſen geweſen war.

Wie unter dem Schleier der Nacht der Thau des Himmels die Pflanze tränkt, damit ihre Blüthe ſich dem jungen Morgenlicht erſchließe, ſo wurde mir auch das Dunkel meines Schickſals zum Segen. Je hülfloſer ſich der Menſch hienieden fühlt, je näher iſt er Gott — ich habe das erfahren — ich habe ſchweigen und anbeten gelernt.

Meine Frau fing allmählig an, ſich zu beſſern, und hoffte bald wieder Arbeit ſuchen zu können; ich entſchloß mich aber, Alles aufzubieten, um ihr noch darin zuvorzueilen, da es mir bei meiner neuen Sinnesweiſe nicht mehr darauf ankam, wie gering und demüthigend eine Arbeit ſein mochte, wenn ſie mir nur Mittel bot, auf eine rechtmäßige und ehrliche Art Brod zu verdienen. Als ich eines Tages umher ging, eine ſolche Arbeit aufzuſuchen, ſah ich vor der Thür eines Wirthshauſes einen Träger ſtehen, der in ſeiner Jacke und ſeinem Gurt um den Leib wartete, bis ihm von Einem der Vorübergehenden, oder von den Gäſten des Wirthshauſes ein Gewerb aufgetragen wurde; ſchnell tauſchte ich mir bei einem Trödler für meinen ſehr abgetragenen Oberrock einen ähnlichen Anzug ein, in dem ich dann durch mehrere Straßen eilte, bis ich ein Wirthshaus traf, vor welchem kein Träger wartete. Ich wandte mich an einen der Aufwärter des Hauſes und verſprach ihm einen Antheil von meinem Verdienſt, wenn er mir etwas zu thun verſchaffen wolle. Er ging den Handel ein, und brachte mir bald darauf einen Brief, den ich nach einem andern Theil der Stadt hinbeſorgen mußte; ich wurde im Laufe des Tages noch zu verſchiedenen andern Botſchaften und Beſtellungen gebraucht, und brachte am Abend, nach Abzug deſſen, was ich dem Aufwärter abzugeben verſprochen hatte, doch einige Groſchen mit nach Hauſe. Mit einer lange nicht empfundenen Fröhlichkeit aß ich mit meiner Eliſe und ſchlief, ſo bald ich mich auf mein Lager geworfen hatte, flugs und fröhlich ein. So wahr iſt es, daß die Glückſeligkeit ein von unſern äußern Verhältniſſen durchaus unabhängiger, innerer Zuſtand iſt. Ich war ja nun bis zu einer der niedrigſten Hantierungen des bürgerlichen Lebens hinabgeſunken, aber wahrlich, ich war ſo zufrieden mit meinem Schickſal, wie ich es nur je in den Tagen meines größten Wohlſtandes geweſen war. Wie ſollte ſich aber auch nicht aller Zwieſpalt des Lebens in einem Gemüthe löſen, das, frei von der Knechtſchaft irdiſcher Begierde, durchaus nichts will, als den Willen Gottes in Gehorſam und Liebe erfüllen!

Fünf Tage lang hatte ich dieſe Beſchäftigung fortgeſetzt, da wurde ich, als ich eines Abends nur noch wenig Häuſer von meiner Wohnung entfernt war, im Finſtern von vier Männern angefallen und auf das Jämmerlichſte von ihnen gemißhandelt. „Wie,“ ſchrien ſie, „Er iſt ein Studirter, und will ſich wie ein Dieb in unſer Gewerbe einſchleichen, und uns die paar Groſchen wegſchnappen, wodurch wir unſer Brod verdienen? wart Er, die Luſt wollen wir Ihm vertreiben —“ und damit ſchlugen ſie ſo lange auf mich los, bis ich leblos zu Boden fiel. Sie entflohen nun eilig; Vorübergehende fanden mich; ihre Menſchlichkeit half mir auf und machte es mir möglich, mich, von ihnen unterſtützt, nach Hauſe zu ſchleppen. — Ausgemergelt, wie ich es vor Hunger und Elend war, erlag mein Körper dieſer Mißhandlung; ich ward von einem heftigen Fieber befallen, und erſt nach vierzehn Tagen vermochte ich mein Lager zu verlaſſen; doch war ich auch dann noch bis zur Ohnmacht ſchwach und entkräftet. Welch einen Schmerz empfand ich aber, mein Weib und mein Kind eben ſo blaß und abgefallen zu ſehen, als ich es ſelbſt war! Eliſe war faſt verhungert, um mir nur während meiner Krankheit die zu meiner Lebensfriſtung nothwendigen Mittel reichen zu können; doch auch dieſe Prüfung ertrug ſie mit freundlicher Geduld, und verwirklichte durch Sinn und That Alles, was ich je von der himmliſchen Kraft der chriſtlichen Glaubensfreudigkeit gehört hatte.

Laſſen Sie mich kurz ſein! Alle unſere Hülfsmittel waren erſchöpft, ohne Betten, ohne Kleidung, ohne Brod, waren wir außer Stande, unſern Miethzins zu bezahlen. Eliſe ging, um in dieſer äußerſten

Noth Hülfe für uns zu erbitten. Als ſie zurückkam, ſtrahlte ihr Geſicht von einem Himmelsglanz, den ich für die Bürgſchaft eines glücklichen Erfolgs hielt; ſie blieb aber ſtill und ſah mich mit einem unausſprechlichen Blick an; plötzlich aber ſank ſie an meine Bruſt und brach in Thränen aus.

„Ach Eduard," ſagte ſie, „ich glaubte mich heldenmüthig ſtark, aber ich empfinde nun, daß mein Herz ein ſchwaches, gebrechliches Herz iſt — ich wähnte, ich könne Dich mit Ruhe ſterben ſehen, wenn Dein Tod der Kaufpreis einer ſeligen Unſterblichkeit ſei, doch nun, wo der Augenblick der Prüfung da iſt, vermag ich ihn nicht gefaßt zu beſtehen und zittere, daß die Kraft unſers Glaubens nicht für ihn ausreichen wird. Unſer Schickſal iſt entſchieden; wir dürfen, wie es ſcheint, von dieſer Welt nichts mehr hoffen und erwarten, die Hand des allmächtigen Gottes verſchließt uns alle Herzen: prüfe Dich nun, beſter Mann, haſt Du Muth zum letzten, ſchwerſten Kampf? Der Preis deſſelben iſt unausſprechlich herrlich und uns ſo nahe, daß wir faſt nur noch die Hand auszuſtrecken brauchen, um ihn zu erreichen. Laß uns daher nicht feige werden, mein Eduard, laß uns auch die letzte Trübſa muthig durchkämpfen; unſer Widerſtreben würde nur dazu dienen, es bitterer zu machen; Gebet aber und Liebe werden uns Geduld und Muth geben, und unſere unbedingte Ergebung in den Willen Gottes wird all' unſer Leid in Wonne verkehren."

„Ja," antwortete ich ihr, „die Verkettung unſerer Prüfungen zeigt mir augenſcheinlich, daß wir Alles verloren haben, damit Gott unſere einzige Zuverſicht im Leben und im Tode bleiben ſoll. Ich fühle die Hand des Allmächtigen in Allem, was uns trifft, und unterwerfe mich ohne Murren ſeinem unerforſchlichen Rathſchluß. Die Angſt, die ich empfinde, Dich als Bettlerin umherirren und aus Noth und Mangel umkommen zu ſehen, iſt gewiß tauſendmal bitterer, als Todesqual; jede Fiber meines Daſeins wird zum namenloſen Schmerz bei dieſem Gedanken, aber ich ergebe mich ohne Murren in unſer Schickſal. Führe Du mich, meine Eliſe, meine Heilige, führe Du mich den finſtern Weg, den wir zu wandeln haben, und ich will den letzten Athemzug dieſer Bruſt, den letzten verdämmernden Gedanken noch benutzen, dem Beiſpiel Deiner frommen Ergebung zu folgen, damit mich nichts von Dir trenne, ohne die ich weder hier noch dort glücklich zu ſein vermag."

Alles, was wir noch an Hausrath beſaßen, blieb in den Händen unſres Hauswirthes. Dürftig bekleidet, mußten wir unſere Wohnung verlaſſen, und da wir in der Stadt kein Obdach zu finden vermochten, verließen wir dieſe, um uns der Willkür der Elemente zu überlaſſen, elender als die Vögel des Himmels und die Thiere des Waldes, elender als das Gewürm der Erde, das ſich in ihr zu verkriechen vermag.

Die große, ſchöne weite Welt lag vor uns, allein wir hatten keinen Theil an ihr, ſie war für uns das, was dem Schiffer auf ſtürmiſcher See ein Hafen iſt, in den er, im Verdacht, von der Peſt angeſteckt zu ſein, nicht einlaufen darf. Hoffnungslos, matt und ſchwach wanderten wir, ohne zu wiſſen wohin, ohne eine Heimath, zu der wir unſere Schritte lenken, ohne ein Ziel, das wir zu erreichen hoffen durften. Langſam dahin wankend, trugen Eliſe und ich abwechſelnd unſern Sohn, der nur an den ebenſten Stellen, wenn wir ihn bei der Hand faßten, zu gehen vermochte. Ich wandte mich an alle vorbei Reiſenden mit der Bitte um Almoſen; es war ja für Weib und Kind; allein meine Stimme war zu ſchwach, ich fand kein Gehör und den ganzen erſten Tag unſerer Wanderſchaft hatten wir nichts zu unſerer Erquickung, als den Trunk aus einer friſchen Quelle, die wir auf unſerm Wege trafen.

„Nie,“ ſagte mir Eliſe, „biſt Du mir ſo theuer geweſen, als in dieſer Stunde, wo Dein Herz ſich als ein wahrhaft gottergebenes bewährt. Und iſt nicht auch dieſe Prüfung leichter, als wir glauben? Wir ſind auf dem Weg in's Vaterhaus, wir wandern, bis daß unſere Kraft ermattet, und ſinken dann nieder, um in demſelben zu erwachen. O wie milde, wie tröſtend iſt der Tod, wenn er uns die ſchwere Lebensbürde abnimmt und wir ihn mit reinem Herzen erwarten können!“

Am Morgen des zweiten Tages traf ich einen armen Bettler mit einer Frau und drei Kindern auf unſerm Wege an; jedes von ihnen hatte ein Stück Brod in der Hand; ich ſah ihnen lange unverwandt zu und nahte mich dann dem Bettler, ihn um ein kleines Stück Brod aus ſeinem Bettelſack für mein Kind zu bitten, das vor Hunger herzzerſchneidend wimmerte. „Daß ſich Gott erbarme!“ antwortete mir der großmüthige Menſch, „es thut mir innig leid, Jemand zu ſehen, der noch ärmer iſt, als ich. Leider haben wir aber Alles aufgegeſſen und ich habe nichts mehr, als noch dieſen einzigen Groſchen. Nehmen Sie ihn hin, Herr, ich wollte, daß es ein Thaler wäre!“

Mühſam ſchlichen wir weiter, um uns in der nächſten Schenke für dieſen Groſchen Brod zu kaufen. Eine halbe Meile von Ihrem Gute entfernt kamen wir an ein Wirthshaus. Während wir uns lagerten, das erkaufte Brod zu eſſen, ſah mich der Wirth mitleidig an. „Ihr ſcheint ſehr bekümmert zu ſein,“ redete er mich an, „wenn Euer Kummer aber von der Art iſt, daß Menſchen helfen können, ſo geht nur zu dem Baron Steinfeld, der hier in der Nähe wohnt und der keinen Traurigen ungetröſtet von ſich läßt.“

Mein Herz lebte bei dieſen Worten von Neuem auf, und wir machten uns auf den Weg zu Ihnen. Die Hoffnung auf Hülfe beeilte unſere Schritte über Vermögen; doch nahe bei dem kleinen Gehölz hinter Ihrem Garten erblaßte Eliſe plötzlich und ſank kraftlos zu Boden. „Es iſt vorbei, Eduard,“ ſeufzte ſie leiſe, „Gott ſei gelobt, es iſt vollbracht! Ich ſterbe, aber ich möchte nicht gern hier auf der Landſtraße, den Blicken der Vorübergehenden preis gegeben, ſterben — vermagſt Du es, ſo bringe mich in die Schatten jener Bäume, und laß mich dort in Deinen Armen den letzten Seufzer aushauchen.“

Ich vermochte nicht, ihr zu antworten, allein ich nahm ſie auf meine Arme und trug ſie bis in das Gehölz. Hier warf ich mich nieder, und Eliſe an mein Herz ziehend, ſenkten die Schleier des Todes ſich auch auf mein Auge nieder, als Ihr Auguſt uns fand, und Ihre Menſchenliebe uns in's Leben zurückrief.“

Auswahl
aus
Fanny Tarnow's
Schriften.

Siebenter Band.

Leipzig, 1830.
Verlag von Carl Focke.

Inhalt.

Erinnerungen aus Franzisca's Leben.

Eudoxia Feodorowna, Kaiſerin von Rußland.

Cäcilie. Eine Eheſtandsgeſchichte.

Erinnerungen
aus
Franzisca's Leben,
ihren jungen Freundinnen gewidmet.

Die Glocken der Pfarrkirche läuteten zur Beichte ein, welche wir Kinder, die wir am künftigen Tage öffentlich vor der Gemeinde eingeſegnet, und zum erſten Mal das Abendmahl empfangen ſollten, unſerm würdigen Lehrer, als ein Zeugniß unſerer Ueberzeugungen, Empfindungen und Vorſätze, am Sonnabend Abend in der Kirche ablegen ſollten. Er hatte uns am Morgen in der letzten Lehrſtunde mit Liebe und Rührung zu der Herzensprüfung eingeſegnet, die dieſe feierliche Handlung von uns forderte, und uns vorzüglich darauf aufmerkſam gemacht, wie oft wir wohl nicht unſere Eltern und Geſchwiſter durch Ungehorſam, Haſtigkeit, Leichtſinn und Liebloſigkeit betrübt hätten, und wie wir der heiligen Feier des Bundesmahles unwürdig ſein würden, wenn wir uns nicht mit Allen durch Bitte um Verzeihung, und durch den ernſtlichen Entſchluß und das Gelübde, ähnliche Vergehungen auf das Sorgſamſte meiden zu wollen, verſöhnt hätten. Tiefer bewegt, denn je vorher in meinem Leben, ſtand ich, als die Glocken mich riefen, von dem Gebet auf, in welchem ich Gott Seele, Herz und Leben übergeben hatte, und trat in das Zimmer meiner guten Mutter. Ich warf mich in ihre Arme, ſtammelte ihr weinend meinen Dank für die unausſprechliche Liebe, mit der ſie mich von dem erſten Hauch meines Lebens bis zu dieſem Tage geleitet und beglückt hatte, und bat ſie, mir alle meine begangenen Fehler zu vergeben, und für mich zu Gott zu beten, daß er mir Kraft ſchenke, recht gut und fromm zu werden, um ihr meinen Dank für ihre Muttertreue und Zärtlichkeit beweiſen zu können. Sie drückte mich feſt an ihr Herz, küßte mich, und nannte mich mit Thränen ihr gutes, liebes Kind, von dem ſie hoffe, daß es ſtets das Glück ihres Lebens bleiben werde. Schweigend ruhten wir einige Minuten in inniger Umarmung an einander, dann ſank ich vor ihr nieder und bat ſie um ihren Segen. Sie legte ihre theure, fromme Hand auf mein Haupt und ſprach die Worte aus, die mir die Richtſchnur meines Lebens geblieben ſind: „Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte Dich, daß Du in keine Sünde willigſt.“ Nun führte ſie mich zu meinem Vater. Der ernſte, gegen Frau und Kind ſtets einſylbige Mann bog ſich, als ich ſeine Hand an meine Lippen drückte, zu mir nieder, mich auf die Stirn zu küſſen: „Du haſt eine brave Mutter, „ſagte er,“ gib Dir Mühe, ihr ähnlich zu werden; Beſſeres weiß ich Dir nicht zu wünſchen.“ Dies Lob meiner Mutter, das ich zum erſten Mal von dem Vater hörte, beglückte mich ſo, daß ich, der gewohnten ehrfurchtsvollen Scheu vergeſſend, mich um ſeinen Hals warf; er drückte mich liebevoll an ſein Herz, und umſchloß mit dem andern Arm meine Mutter, die wie verklärt auf uns hinblickte.

Nie habe ich dieſes Auftrittes vergeſſen; er iſt mir zeitlebens eins der theuerſten Heiligthümer meiner Erinnerung geblieben.

Meine Mutter war wohl eine der ſchönſten, frömmſten und liebevollſten Seelen, die je hienieden vor Gott in Demuth und Treue gewandelt haben. Ich war ihr einziges Kind, und Alles was Gutes an mir iſt, habe ich ihr allein zu danken. Noch jetzt bin ich mir keines Gefühls, keines Gedankens als meines ausſchließlichen Eigenthums bewußt; mir iſt noch jetzt, viele Jahre nach ihrem Verluſt, als wenn ſie in mir fortlebe, und je reiner und ſtiller ich in mir ſelbſt zurückgezogen lebe, ſe lebendiger und beglückender wird in mir das Gefühl dieſer noch fortdauernden Verbindung, und die Sehnſucht der unausſprechlichen Liebe, die mir meine Wiedervereinigung mit ihr im Himmel verbürgt. Ach, ſo wie ſie mich liebte, wird man auch nicht zweimal im Leben geliebt! ſo feſt, ſo unzertrennlich, ſo unwandelbar treu iſt nur ein Mutterherz mit unſerm Herzen Eins! — Gern möchte ich Euch, meine lieben jungen Freundinnen, viel von der herrlichen Frau erzählen, allein ich kann Euch nur darſtellen, wie ſie mich erzog, und Euch darin den Geiſt und den Sinn andeuten, in dem ſie handelte und lebte. Nicht alle Töchter haben das Glück, erzogen zu werden, wie ich es wurde; allein in dem Alter, worin Ihr, meine Lieben, ſeid, könnt Ihr unter dem Schutz und Beiſtand des himmliſchen Vaters Euch ſelbſt erziehen, und Euch dadurch fähig und würdig bilden, Andere zu erziehen, und da denke ich, was wirklich aus der tief empfundenen Wahrheit Eines weiblichen Gemüths und Lebens hervorging, ſpricht gewiß mehrere weibliche Herzen an. Doch nur die Richtung, die meine Mutter meiner Erziehung gab, nur den Sinn, in dem ſie mich leitete, kann ich Euch in einigen Umriſſen andeuten, nicht Euch ein Gemälde davon geben.

Den Zweck aller Menſchenbildung und Erziehung fand meine Mutter in dem Beſtreben, meinem Blick eine Richtung über das Irdiſche hinaus, auf das Ideal eines ſittlich-religiöſen Sinnes und Wandels zu geben. Sie legte in mein Leben den ewigen, unausſprechlichen Segen, daß ſie für meine ganze Denk- und Empfindungskraft den Gedanken an Gott zur Gewohnheit, zur Wurzel meines Daſeins machte, und das nicht durch Lehre, ſondern durch das Beiſpiel ihrer eignen Frömmigkeit und der Heiligkeit ihrer Geſinnung. Nie war in ihrem Betragen etwas, das meinen kindiſchen Verſtand auf den Gedanken hinzulenken vermochte, mein Thun und Wollen ſolle ſich nach der Willkür ihres Sinnes richten; jedes ihrer Gebote — von Verboten hielt ſie nicht viel — war immer Hinweiſung auf ein höheres Geſetz, dem auch ſie ſich in Ehrfurcht, Freudigkeit und Gehorſam unterworfen zeigte. Sie glaubte, daß es, je jünger ein Kind, auch je leichter ſei, ſein Herz Gott zuzuwenden, und in ihm eine, in ſpätern Lebenszeiten jeder irdiſchen Neigung übermächtige Liebe zu religiöſer Sittlichkeit zu erwecken.

Nur dachte ſie dabei an keinen eigentlichen Unterricht, ſie glaubte, der Einzelne müſſe erzogen werden, wie Gott das Menſchengeſchlecht erzogen hat, und die Gotteserkenntniß des Kindes müſſe an Erzählung, nicht an Lehre geknüpft werden. Sie wollte nicht die Religion auf die Moral, ſondern umgekehrt dieſe auf jene gründen, und durch Glauben, Gehorſam und Liebe den Verſtand zu einer Zeit, wo er noch nicht nach Gründen forſcht, für die Religionswahrheiten empfänglich machen, deren Begründung durch die Beſtätigung der Vernunft er ſich ſelbſt erſt viel ſpäter abfordert. Die Natur des Kindes begehrt lebendige Darſtellung. Bild, Geſchichte, nur das Wunderbare und dann das ganz Einfache, Rein-Menſchliche macht Eindruck auf Kinder und ergreift ihre Phantaſie. Meine Mutter fand für meine Kinderjahre nichts, was ihren Forderungen an den Bildungsſtoff für dieſelben ſo entſprach, als eine zweckmäßige Auswahl bibliſcher Erzählungen, wobei ſie auch den Werth der Liebe in Anſchlag brachte, die wir Alle zeitlebens für die Bücher behalten, die wir als Kinder mit Luſt und Liebe geleſen haben. Man ſollte Kinder auf das Sorgfältigſte vor jedem raſchen Wechſel der Eindrücke bewahren, und ſich daher auch hüten, ſie viel und mancherlei leſen zu laſſen. Es iſt mit den vielen Kinderbüchern, die jetzt geſchrieben werden, und die man in bunter Miſchung den Kleinen in die Hände gibt, wie mit den vielen und koſtbaren Spielſachen, die ihnen heut zu Tage das Spielen verkümmern, weil ſie die reiche Phantaſie der Kinder einengen, und ihr die Flügel beſchneiden. Wenn ein Kind viel und mancherlei lieſet, ſo verdrängt eine Geſchichte die andere, ohne daß eine aus dem Leſen geſchöpfte Idee in der Seele feſtwurzelt, und die Folge davon iſt, daß der Buchſtabe den Geiſt tödtet. Was man Kindern zu leſen gibt, laſſe man ſie oft, ſo oft leſen, daß der Geiſt des Geleſenen in den ihren übergehe, und unverlierbar ihr Eigenthum werde; denn entbehren kann und ſoll das Kind dieſe Nahrung durch fremde Gedanken ſo wenig, als ſein Körper der Speiſe. Man glaubt, die lieben Kleinen durch Bücher klug machen zu können; aber gerade dadurch werden ſie dumm; ſie ſollen lernen und nicht wiſſen.

Von unſchätzbarem Werth iſt es auch für mich geweſen, daß meine Mutter bei meiner Erziehung einen alten, aus der Mode gekommenen Brauch in Ehren hielt, und mich viele ſchöne geiſtliche Lieder und Sprüche, unter andern auch die Geſänge des frommen Gellert's auswendig lernen ließ. Das Gedächtniß iſt die Vorrathskammer, aus der die Seele in reiferen Jahren die Ideen ſchöpft, aus denen ſie ſich ihre Lebensanſichten und Grundſätze bildet; wird dieſe Seelenkraft nun nicht in der Kindheit ſorgfältig geübt und entwickelt, ſo erhält ſie nie die Macht, das Erlernte feſt zu halten, und es ſich in dem Augenblick zu vergegenwärtigen, wo der Geiſt deſſelben bedarf, und wer dies nicht kann, für den iſt Alles, was er weiß und was er gelernt hat, nur ein todtes Capital. Man berückſichtigt in der Erziehung das Gedächtniß gewöhnlich nur als eine geiſtige Kraft, und beachtet nicht genug, wie unausbleiblich die Schwäche deſſelben eine Quelle moraliſcher Vergehungen werden muß, da dann die Kraft mangelt, fromme Entſchlüſſe und Gefühle in der Seele feſt zu halten, und ihrer eingedenk zu bleiben. Und woran wollt Ihr das Gedächtniß der Kinder beſſer üben, als an dem Auswendiglernen frommer Lehren, die, in ihm bewahrt, faſt unausbleiblich für eine ſpätere Zeit edle Vorſätze in ihnen erzeugen, und ſie mit den erhabenſten Ideen der Selbſtverläugnung und der Hingebung, der Tugend und Gottesfurcht vertraut machen? — Man wendet gewöhnlich dagegen ein, daß den Kleinen der Sinn des Gelernten nicht immer klar iſt; allein ich halte es auch nicht für nothwendig, daß Alles, was ſie auswendig lernen, bei ihnen gleich zum klaren Begriff werde; Vieles davon kann ohne Nachtheil in ihrem Gedächtniß aufbewahrt werden, bis ein Vorfall, ein äußerer Anlaß es ihnen deutlich macht. Es kommen Augenblicke im Leben, wo jene frommen, früh in das Gedächtniß niedergelegten Gedanken erwachen und uns dann zu einer ſittlichen Kraftäußerung ſtärken und ermuntern, deren wir vielleicht nicht fähig ſein würden, wenn der Keim, dem ſie entſprießt, nicht in früheren Zeiten in uns gepflanzt worden wäre. Und ſelbſt dann, wenn der Buchſtabe des Gelernten in uns wieder verlöſchen ſollte, was doch gerade bei dem, was wir als Kinder auswendig lernen, ſelten der Fall iſt, bleibt doch gewiß Vieles von dem, was er bezeichnete, in der Seele zurück. In wie mancher trüben Lebensſtunde hat mich nicht ein Troſtſpruch gekräftigt, an den ich ſeit Jahren nicht gedacht hatte, und der mir nun, gerade wo er mir Noth that, wieder beifiel! Ich danke es meiner Mutter noch im Grabe, daß ſie mich als Kind viel auswendig lernen ließ, doch, wie es ſich von ſelbſt verſteht, mit weiſer, zweckmäßiger Auswahl und keineswegs mit einer Anſtrengung, die über meine Jahre ging, und meine Kraft verzehrt hätte, ſtatt ſie zu üben und zu entwickeln.

Ueberhaupt mißbilligte es meine Mutter, wenn meine Lehrer mir den Unterricht zu leicht zu machen ſuchten, und nie litt ſie es, daß ich das Lernen wie ein Spiel betreiben durfte. Sie meinte, was Kinder auf ſolche Weiſe lernten, habe keinen Werth für ſie; ſie achten bei dem Unterricht nur das, was ſie mit dem Gefühl eines mit Anſtrengung erworbenen Schatzes lohne. Es komme ja bei dem Unterricht, wie bei der ganzen Erziehung, doch zuerſt unverzüglich auf die Entfaltung und Uebung der Seelenkräfte, auf den Gewinn an, den der höhere Reichthum der Idee dem innern geiſtigen Leben ſichre, und aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet, ſei es vorzüglich ſchädlich, Kindern Alles ſpielend beibrinzen zu wollen. Man dürfe manche Arbeit, manchen Unterricht mit ihnen als Spiel treiben; aber mit der Arbeit und dem Unterricht ſelbſt dürfe nie geſpielt werden, ſondern das Lernen ſoll ihnen eine Vorübung zu dem Ernſt und der Tüchtigkeit und der Berufstreue ſein, die das Leben von jedem Einzelnen fordere. Alle Tugend ſei auf Selbſtbeherrſchung gegründet, und dieſe wieder nur auf Gehorſam und Fleiß. Kindern den Ernſt und die Mühe des Lernens erſparen zu wollen, heiße ſie *verziehen*, ſtatt ſie zu *erziehen*; faßlich müſſe man ihnen Alles machen, nicht leicht. „Was kann aus einem Kinde werden,“ fragte ſie oft, „wenn man ihm die Arbeit zum Spiel zu machen ſucht, und jedem ſeiner Wünſche und Gelüſte auf halbem Wege entgegen kommt? Muß ihm da nicht der Fleiß als Bürde, Gehorſam als Laſt erſcheinen? müſſen nicht dadurch Widerſetzlichkeit, Flatterhaftigkeit, Leichtſinn und eine entſchiedene Abneigung gegen Alles, was Mühe und Opfer koſtet, einem ſolchen Weſen zur zweiten Natur werden?“

Gegen Mädchen, glaubte meine Mutter, müſſe man in dieſer Hinſicht noch ſtrenger ſein, als gegen Knaben. Gehorſam, Selbſtverläugnung, freudiges, williges Fügen in abhängige Verhältniſſe ſeien nun einmal die unausweichlichen Bedingniſſe des weiblichen Glückes, wie dieſes durch unſre bürgerlichen Verhältniſſe modificirt werde, und Mädchenerziehung müſſe daher ſchon in früheſter Kindheit eine ſo ununterbrochene Uebung in dieſen Tugenden ſein, daß ſie nicht als Pflichtübung, ſondern als Gewohnheit des Daſeins ihnen zur Natur werde. Was ich lernte, mußte ich gründlich lernen, aber ich ward nicht in Vielem unterrichtet, und vorzüglich war meine Mutter dem, was man in unſern Zeiten eine äſthetiſche Bildung nennt, ungünſtig geſinnt; ſie meinte, dieſe rege meiſtens nur ein phantaſtiſches Schönheitsgefühl im Menſchen auf, und ſpiele ihm täuſchend und vorübergehend eine ſittliche Kraft vor, die nicht im Charakter durch ſie begründet werde, und daher ſich auch nicht im Drang der Wirklichkeit bewähre. Sie wollte mich durchaus zu nichts, als zu einem fleißigen gottesfürchtigen Mädchen bilden.

Liebes junges Mädchen, das du hier die Beſchränktheit, in der und für die ich erzogen wurde, belächelſt, haſt du, das du vielleicht ſchön ſingen, tanzen, malen, Clavier ſpielen kannſt, das du vielleicht fertig franzöſiſch, italieniſch und engliſch ſprichſt, und Gott weiß, was ſonſt noch Alles für modiſche Fertigkeiten und Kenntniſſe beſitzeſt: haſt du dich ſchon irgend einmal ernſtlich befragt, ob du denn auch gelernt haſt, was dich in Stunden des Leidens zu erheitern, Geduld in dein Herz zu bringen vermag, und Freudigkeit des Gehorſams und der Liebe zu Gott? Prüfe dich einmal, ob du weißt, was Gottesfurcht und Gottesliebe iſt. Wahrſcheinlich haſt auch du, wie ſo viele Mädchen unſerer Zeit, ohne der Frömmigkeit zu ſpotten und ohne ihrer zu achten, die Belebung und die Stärkung deines religiöſen Sinnes bis jetzt ganz außer Acht gelaſſen, weil du zu der Sammlung und der Prüfung, die ſie fordert, ſo wenig Luſt und Antrieb, als den dazu erforderlichen Ernſt in dir gefunden haſt; du hältſt dich dabei für gut und unverdorben — aber woher nimmſt du die Sicherheit, es zu bleiben? — Hoffentlich iſt dein Herz, wie dein Leben, rein, aber biſt du frei von Leichtſinn? frei von Müßiggang, Eitelkeit, Putzſucht, Gefallſucht, frei von Neid, Falſchheit und Hochmuth? Weißt du um den furchtbaren Zuſammenhang, in dem die fehlerhaften Neigungen unſers Herzens mit den laſterhaften ſtehen? — und wenn du nicht jetzt, in der Furcht und der Liebe Gottes dich übſt, deine kleinen Fehler zu bekämpfen, woher willſt du dann die Sicherheit nehmen, einſt keine pflichtvergeſſene Gattin, keine thörichte Hausfrau, keine ſtrafbare Mutter zu werden? — Wähne nur nicht, mit der angebornen Gutmüthigkeit deiner Natur die Verſuchungen des Lebens beſtehen zu können; dieſer Wahn iſt eben ſo ſchädlich als allgemein; nur auf den erhabenſten Höhen der Menſchheit, nur bei den Helden der Sittlichkeit wohnt die Freiheit, die keines Geſetzes mehr bedarf, weil die geläuterte Seele in einem Elemente des Sittlich-Schönen lebt, das auch den Gedanken, der da verſucht, ſchon von ihr fern hält; für uns Andere Alle iſt und bleibt das Leben ein Kampf und Gebrechlichkeit unſer Loos. Ehre daher den reinen Sinn meiner frommen Mutter und ihre Ueberzeugung, daß Gottesfurcht das einzige haltbare Fundament für jedes Menſchendaſein, der kräftigſte, ja der allein in der Seele mächtige Verpflichtungsgrund zur Tugend ſei. Wo die Liebe und der Gehorſam Gottes nicht dem Willen eine gleiche, ganz unveränderliche Richtung geben, und alle unſere Kräfte in Einem Beſtreben vereinen, da reicht auch die glänzendſte geiſtige Bildung nicht hin, uns dem Joch der ſinnlichen Triebe zu entziehen. Die Furcht und die Liebe Gottes wehrt bei Frauen — und bei Männern auch — dem Unrecht beſſer, als Verſtand, Gewiſſen und Grundſätze es zu thun vermögen.

Meine Mutter hielt es für gefährlich, den Religionsunterricht für die ſpäteren Jahre aufſparen zu wollen; ſie meinte, man müſſe den Leidenſchaften einen Damm entgegen werfen, noch ehe ſie anfluthen und wer ſich in der Jugend zum vertrauten Umgang mit Gott gewöhne, gewinne dadurch die Kraft, ſich von den ſchweren Erdenfeſſeln der Sinnlichkeit und der Eitelkeit zu befreien, und den Beiſtand zu erhalten, deſſen wir bedürfen, um die Verſuchung zu beſiegen, die vielgeſtaltet ſich dem Herzen naht, ſo lange es noch in einer irdiſchen Bruſt ſchlägt. Habe der gedankenloſe, ungezügelte Trieb der irdiſchen Luſt ſchon die Macht der Gewohnheit über uns gewonnen, dann finde das Himmliſche keinen Eingang mehr in unſer Gemüth und ihm ſei dann keine Stelle mehr offen, wo es Wurzeln ſchlagen könne. Sie glaubte, keine Aufſicht könne mir das leiſten, was mir der Glaube an Gottes Allgegenwart leiſten werde, wenn ſie dieſen in mir erwecke und mich früh daran gewöhne, ihn mir als den unſichtbaren Zeugen meiner Handlungen, als den Wiſſer aller meiner Gedanken immer gegenwärtig zu denken. Mit inniger Rührung, mit Thränen rufe ich es mir noch heut zurück, wie bei dem erſten Aufdämmern meines Bewußtſeins, dem erſten Erwachen meines Herzens die Liebe zu meiner unvergeßlichen und unerſetzlichen Mutter der Liebe zu Gott in meiner Seele die Stätte bereitete, und wie ich durch Mutter- und Kindesliebe fähig ward, Gott zu lieben. Wie leicht ward es mir, als Tochter, Unterordnung meines Willens unter einen höheren, Gehorſam aus Liebe, unbedingtes Vertrauen zu begreifen und zu lernen! Wie fand der edelſte Trieb der menſchlichen Seele, der Trieb, das Beſſere zu lieben und nicht ſich, in meiner kindlichen Seele ſchon Entwickelung und Befriedigung! — Wie hätte ich, die ich meine Mutter leben und beten, handeln und empfinden ſah, nicht lernen ſollen, Gott zu lieben und ſeine Gebote zu ehren, da all ihr Thun ein reiner Gottesdienſt demüthiger Liebe war!

Wie furchtbar, wie ſeelverderbend muß es aber für junge Gemüther ſein, wenn Menſchen, denen es ſelbſt mit ihrer religiöſen Geſinnung kein Ernſt iſt, Kinder zur Gottesfurcht abrichten wollen! — Nie kann und wird die Heuchelei der Wahrheit ihre Einfalt und ihre göttliche Kraft, ſich Eingang in unverdorbene Seelen zu verſchaffen, abzuborgen vermögen und die Lüge der Geſinnung vergiftet dann unausbleiblich das Schönſte, was es hienieden gibt, eine Kinderſeele voll Unſchuld und Vertrauen. Um mich vor dieſer Gefahr zu ſchützen, ließ meine Mutter, die den Beichtvater unſers Hauſes nicht achtete, mich an den Religionsunterricht, den er zur Vorbereitung auf die Confirmation gab, keinen Antheil nehmen. Sie glaubte überhaupt, die Wahrheit und die Freudigkeit der chriſtlichen Religion ſei an keine beſtimmte Confeſſion gebunden, und Alles, was zu den Dogmen unſrer Kirche gehört, blieb mir in meinen Kinderjahren ganz fremd. Das Beſtreben meiner Mutter war vorzüglich darauf gerichtet, mein Herz mit der Liebe zu Gott zu erfüllen und es dadurch für das Gute zu gewinnen. Ausrotten, glaubte ſie, müſſe man keinen Trieb, der in der Seele des Kindes ſich zeige, ſondern nur darnach ſtreben, ihn dem ſittlichen Geſetze unterthan zu machen. Die Affecten, Neigungen und Leidenſchaften der menſchlichen Seele galten ihr für den Stoff, an dem unſre Kraft ſich üben ſoll, für den rohen Marmorblock, aus dem ſie ein Gottesbild bilden kann und ſoll. Wovor mich meine Mutter aber auf das Angelegentlichſte zu ſchützen ſuchte, waren die Fehler, die man den Frauen in der Regel Schuld gibt: Leichtſinn, Eitelkeit, Abhängigkeit von dem Wechſel äußerer Eindrücke und Charakterloſigkeit; Fleiß und Selbſtbeherrſchung waren die Seelenarznei, die ſie mir dagegen anpries. Ich durfte nie müßig ſein und kein Tag verging, an dem ich mich nicht freiwillig in der Entſagung irgend eines kleinen Vergnügens, irgend eines kleinen Genuſſes geübt hätte. Als vorzüglich heilſam habe ich beſonders dieſen letzten Theil meiner Erziehung bewährt gefunden, und jede von Euch, meine jungen Freundinnen, die ſich an dieſe kleinen Entſagungen und Entbehrungen zu gewöhnen ſucht, wird die große Nutzbarkeit davon ebenfalls bewährt finden.

So wuchs ich heran in ſtiller Häuslichkeit, am Herzen meiner Mutter, bis in mein ſechzehntes Jahr, wo meine gute Mutter mich einem würdigen Geiſtlichen übergab, dem ſie es zur Pflicht machte, die Lehren der Religion jetzt eben ſo feſt in meinem Verſtande zu begründen, als ſie ſie von Kindheit auf meinem Herzen einzuprägen bemüht geweſen war. Sie war überzeugt, daß die göttliche Lehre der Chriſten von der Gottesgabe, Vernunft, geprüft werden müſſe, damit dieſe zur klaren Erkenntniß der ihr in Glaubensſachen gezogenen Grenzen gelange. Das Daſein Gottes ſoll nicht bewieſen werden, wohl aber, daß die Vernunft um ihrer ſelbſt willen ſein Daſein anerkennen muß, da ſie ſich nicht für die Ideale des ſittlichen Lebens entſcheiden kann, ohne durch ſie den Glauben an Gott zu gewinnen. Die Vergleichung unſeres chriſtlichen Lehrbegriffes mit andern Glaubensſyſtemen und mit den Reſultaten der ſpeculativen Forſchungen der Weiſen alter und neuer Zeit, wie mein Lehrer ſie mir vorüberführte, bewährte mir die Göttlichkeit deſſelben und überzeugte mich, daß die Lehre Jeſu, auch als bloßes Moralſyſtem betrachtet, über alle Reſultate der Speculation ſo weit erhaben iſt, daß wir die Göttlichkeit ihres Urſprungs ſchon allein dadurch beweiſen können; ich trat nun mit der allerlebendigſten Ueberzeugung in die Gemeinſchaft der chriſtlichen Gemeinde ein, daß der unbedingte Gehorſam gegen Gott allein die ſittliche Freiheit zu erzeugen und zu ſichern vermöge, und mit der ſeligen Zuverſicht, daß eine viel höhere und innigere göttliche Liebe, als das Herz in der irdiſchen Bruſt ſie zu faſſen vermag, mein Schickſal regieren und beſtimmen werde. Dieſe Gewißheit einer Alles umfaſſenden Regierung Gottes iſt eine der größten Wohlthaten unſerer Religion und vermag das ſchwerſte Erdenleid mit dem Lichte himmliſcher Freudigkeit zu erhellen, da Liebe, Gehorſam, Vertrauen und Ergebung in den Willen Gottes es nie dahin kommen laſſen, daß die Stacheln des Erdenleids bis in's innere Leben eindringen.

So dachte, ſo empfand ich am Morgen meines Confirmationstages, und es iſt das reinſte Glück meiner Seele, der erhebendſte Troſt meines Herzens, daß ich Euch, meine lieben jungen Freundinnen, jetzt am Abend eines viel und ſchwer geprüften Lebens mit der Heiterkeit der froheſten Zuverſicht und Dankbarkeit ſagen kann, mein Glaube an Gott, mein Vertrauen zu ſeiner Liebe hat mich nie ſinken, nie verzagen laſſen. Sobald man wahrhaft, mit Herz und Seele Gott liebt und ihm vertraut, ſo vermag durchaus nichts auf der Welt uns unglücklich zu machen. Das Chriſtenthum macht uns nicht gleichgültig gegen die Leiden und Begebenheiten des Lebens, aber es gibt uns die Kraft, ſie alle nur aus dem Geſichtspunkt unſrer Beſtimmung und Erziehung für die Ewigkeit zu betrachten. Es iſt denen, die es nicht erfahren haben, unglaublich, wie ungefährdet die freudige Ruhe unſrer Seele auch im tiefſten Schmerz bleibt, wenn wir zur unbedingten Hingebung in die Fügungen der Vorſehung gelangt ſind.

Auch Ihr, meine lieben jungen Freundinnen, werdet den Wechſel der Erdenſchickſale, die Nichtigkeit aller irdiſchen Freude, die Unſicherheit alles irdiſchen Beſitzes erfahren, und müßt darauf bereit ſein, daß Vieles in Eurem künftigen Leben anders kommen und anders ſich geſtalten wird, als Ihr es wünſchet. Möge Euch denn Allen in den Stunden der Trübſal der Troſt nicht fremd und nicht fern ſein, daß über unſer Schickſal keine blinde Nothwendigkeit waltet, ſondern die unendliche Weisheit und Liebe eines Vaters, der uns geliebt hat, ehe wir uns noch von ihm geliebt zu fühlen vermochten. Allein vertraut muß das Herz mit dieſer Ueberzeugung ſein, wenn Ihr ihre himmliſche, Troſt und Muth in die Seele bringende Kraft erfahren wollt. Wer Liebe nicht zu empfinden, nicht zu würdigen, nicht zu erwiedern vermag, der iſt auch für ihren Einfluß nicht empfänglich, der kann durch ſie nicht beſeligt, nicht gebildet, nicht geläutert werden.

⁂

Am Abend meines Confirmationstages bezog ich ein eignes kleines Zimmer, das meine Mutter für mich eingerichtet hatte und erhielt zugleich die Schlüſſel zu den Schränken, in denen Wäſche, Glas, Porzellan und unſer Silberzeug aufbewahrt wurden, die ſie mir nun zur Aufſicht übergab und von dieſem

Zeitpunkte an nur alle Vierteljahre nachſah, ob ich mich auch der erforderlichen Ordnung befleißigte. Auch ein zu meiner Kleidung hinreichendes Taſchengeld ſetzte ſie mir aus, das ſie mir vierteljährlich auszahlte, damit ich ein beſtimmtes Einkommen eintheilen und das Nützliche und Nothwendige vor dem Angenehmen berückſichtigen lernte. In Küche und Speiſekammer hatte ich ſchon oft geholfen; jetzt aber machte meine Mutter es mir merklich, daß ich nicht blos mehr ihre Befehle auszurichten, ſondern mich ſelbſt an einen Ueberblick und eine Anordnung des Ganzen, wie des Einzelnen eines Haushalts zu gewöhnen habe. Dies Alles bildet und findet ſich gewöhnlich im elterlichen Hauſe nach und nach von ſelbſt, wenn die Mutter es verſteht, ihre Töchter zu Hauswirthinnen zu erziehen; allein ich glaube, daß mir die feſtere Geſtaltung meiner häuslichen Thätigkeit, die meine Mutter entſchieden an den Zeitpunkt meiner Confirmation geknüpft hatte, ſehr nützlich geworden iſt; ich fühlte mich dadurch wie mündig geſprochen und nahm alle meine Kräfte zuſammen, um mich des in mich geſetzten Vertrauens würdig zu zeigen.

Zu meiner moraliſchen Erziehung trug jetzt das Verhältniß zu unſern Dienſtboten bei, das ſich auch bei dieſem Uebergang vom Kinde zur Jungfrau änderte, weil ſie gewiſſermaßen unter meine Aufſicht und meinen Befehl geſtellt wurden. Gewiß iſt das Benehmen gegen ſie in unſerer Zeit einer der ſchwierigſten Punkte der Haushaltungskunſt; doch für dieſe Blätter kann ich Euch, meine Lieben, nur den Einfluß darſtellen, den das Verhältniß zu ihnen auf meine eigne ſittliche Bildung gehabt hat. Ich war von Natur ſehr reizbar und auffahrend; ohne Geſchwiſter aufgewachſen, hatte dieſer Fehler, meiner Mutter und meinen Geſpielinnen gegenüber, keinen rechten Schauplatz zu ſeiner Entwickelung gefunden und ich lernte ihn ſelbſt erſt recht erkennen, als ich nun mit unſern Dienerinnen in alle die kleinen Berührungen kam, die in einer Haushaltung unvermeidlich ſind. Meine Reizbarkeit brachte mich dahin, daß ich, wenn ich einen kleinen Verdruß in der Wirthſchaft gehabt hatte, beinahe etwas darin ſuchte, ihn Allen merkbar werden zu laſſen, die mich umgaben. Mir ſelbſt entging meine Verſtimmung nicht; doch anſtatt mich zu bemühen, ihrer Herr zu werden, ſtellte ich mich oft noch verdrießlicher, als ich war, um Andere glauben zu machen, daß ich einen wichtigen Anlaß zu meiner böſen Laune habe. Dieſer in meinem Charakter verborgene Fehler trat nun erſt an's Licht und machte mir viel zu ſchaffen, ehe ich ihn zu beſiegen, und mir für alle die kleinen Verdrießlichkeiten des häuslichen Lebens Gleichmuth zu erringen vermochte. Meine Mutter bat mich, bei allen ſolchen Anläſſen ganz vorzüglich aufmerkſam auf meinen Sprachton zu ſein, und ſobald dieſer entſtellt, polternd, haſtig, ungeſtüm wurde, machte ſie es mir zum Geſetz, zu ſchweigen, und auch bei der triftigſten Veranlaſſung dazu, durchaus dann mit keinem Mädchen zu ſchelten. Man läuft nie mehr Gefahr, die Achtung ſeiner Untergebenen zu verlieren, als wenn man gegen ſie aufgebracht iſt, und wir haben mehr verloren, als wir je wieder gewinnen können, wenn wir uns vom Aerger und Zorn zu einem gemeinen Ausdruck, einer gemeinen Geberde, einer gemeinen Heftigkeit haben hinreißen laſſen. Die Herrſchaft über mich ſelbſt und über die Aufwallungen der Reizbarkeit, die ich mir in dem Verhältniß zu unſern Dienſtboten gewann, hat mir ſpäter in allen Verhältniſſen des Lebens die nützlichſten Dienſte geleiſtet, und ſo können uns die einfachen Verhältniſſe des Mädchenlebens im elterlichen Hauſe Vorübungen zu allen Tugenden werden, die ſelbſtſtändigere Lebensverhältniſſe ſpäter von uns fordern, wenn wir glücklich ſein, und was noch ſchöner iſt, glücklich machen wollen.

Auch in das geſellige Leben meiner Vaterſtadt führte meine Mutter mich erſt jetzt ein. Es ſchmerzte ſie, von der Behutſamkeit im Umgange, der zarten Verſchämtheit, dem Ernſte der Jungfräulichkeit, der in der Frühlingszeit ihres Lebens ihr und ihren Geſpielinnen Ehrfurcht gewann und ſicherte, jetzt in dem Umgange beider Geſchlechter keine Spur mehr zu finden.

Den vorzüglichſten Grund dieſer Veränderung des Tons fand ſie, nächſt der Aufreizung der Einbildungskraft durch Schauſpiele, Romane und Muſik, darin, daß man die Kinder ſchon an Geſellſchaften und Vergnügungen Theil nehmen läßt, die ſich für ihr Alter nicht eignen und dadurch ihre Empfindungen in der Art verfrühet, daß die Empfänglichkeit für irgend ein wahres, tiefes und reines Gefühl bei ihnen im Rauſche der Vergnügungsſucht verfliegt, ehe ſie ſich ihrer noch bewußt werden können. Davor hatte ſie mich bewahren wollen, und ich hatte daher bis in mein ſechzehntes Jahr keinen Ball, kein

Schauſpiel, keine große Geſellſchaft und kein öffentliches Concert beſucht. Zu dem friſchen Reiz der Neuheit, den alle dieſe Vergnügungen für mich hatten, kam nun noch der der Beobachtung und der unſchätzbare Vortheil, meiner Mutter dieſe Beobachtungen mittheilen und ſie von ihr berichtigen laſſen zu können; auch gewann ich mir, als eine ganz neue Erſcheinung, in den größeren geſelligen Kreiſen eine Aufmerkſamkeit, die man mir ſchwerlich bezeigt haben würde, wenn ich dies nicht geweſen wäre und wenn mir nicht die Seltenheit der Theilnahme an öffentlichen Vergnügungen lange den Reiz der Neuheit erhalten hätte. Schön war ich nicht; ſtreng genommen, wohl nicht einmal hübſch; aber ich verdankte der Sorgfalt meiner Mutter alle die Reize, die Achtſamkeit, Reinlichkeit und Schönheitsgefühl jedem jungen, von der Natur nicht durchaus verwahrloſeten Mädchen zu erwerben und zu erhalten vermögen und die mir in meiner Jugend den Ruf eines hübſchen Mädchens nicht blos erwarben, ſondern ihn mir auch lange erhielten. Ich hatte ſchönes Haar, eine ſchöne Hand, einen ſchönen Fuß, einen leichten anmuthsvollen Gang und einen edlen Anſtand; die Gewohnheit des Frühaufſtehens und die höchſte Reinlichkeit, die mir von Jugend auf zur Natur geworden war, gaben mir eine friſche, blühende Farbe, eine reine Haut und erhielten mir den Reiz der Jugendblüthe, der bei der heutigen Lebensweiſe junger Mädchen ſo oft ſchon vor dem 24ſten Jahre welkt, bis tief in meine ſpäteren Jahre hinein. Freilich trank ich aber auch des Morgens nur Eine Taſſe Kaffee und nie Thee, nie Wein, ſo wie ich auch nie ſtark gewürzte Speiſen aß; ich blieb auf keinem Ball länger als bis 12 Uhr, tanzte nie, ohne nach dem dritten Tanz jedesmal auszuruhen, und vor allen Dingen war ich ſehr fleißig und arbeitſam. Von den feineren Handarbeiten war meine Mutter keine große Freundin; die Modearbeiten dieſer Art, behauptete ſie, ſchadeten durch die zu große Anſtrengung den Augen und durch die Stellung, die ſie fordern, der Geſundheit, weil, vorzüglich in den Jahren der Entwickelung, vieles Sitzen bei gebücktem Oberleib unausbleiblich den Bau des weiblichen Körpers verdirbt, und überdies fröhnen ſie nur dem Putz, der Eitelkeit und dem Luxus, und verleiden dem jungen Mädchen die für das Haus viel nothwendigern und nützlichern Arbeiten der gewöhnlichen Weißnäherei. Wie kann man von einem jungen Mädchen bürgerlichen Standes, das ſich faſt ausſchließlich mit feiner Stickerei, Blumenmalerei, kunſtreicher Perlenſtrickerei u. dergl. mehr beſchäftigt, fordern und erwarten, daß ſie in ihrem künftigen Hausſtande auf das Vormachen und Mithelfen häuslicher Geſchäfte gefaßt ſein ſoll, durch das allein der Wohlſtand einer Familie des Mittelſtandes von Seiten der Hausfrau geſichert werden kann? Sie wird in den Geſchäften, die ihr als Wirkungskreis froher lebendiger Thätigkeit lieb und ehrenwerth ſein ſollten, nur die Nothwendigkeit einer höchſt proſaiſchen, läſtigen Pflichterfüllung ſehen und damit reichen wir Frauen in unſern Verhältniſſen wahrlich nicht aus. Ich mußte daher täglich in der Küche helfen, im Sommer die Gemüſe zurichten, im Herbſt alle Wintervorräthe einmachen, alle feineren Schüſſeln, die auf unſern Tiſch kamen, ſelbſt bereiten und alle in der Küche und im Hausſtande vorkommenden Arbeiten verrichten lernen, wenn mich gleich meine Mutter nicht dazu anhielt, ſie täglich verrichten zu müſſen. So mußte ich auch alle unſere Hauben, Kragen, Spitzen u. ſ. w. ſelbſt waſchen und platten, und daß nicht daran gedacht wurde, in unſrer Haushaltung irgend etwas für Geld nähen oder ſchneidern zu laſſen, verſteht ſich von ſelbſt. Auch gewöhnte mich meine Mutter daran, mir täglich ein beſtimmtes Tagewerk aufzugeben; alle Sonnabend Nachmittag wurde die in der Woche verfertigte Handarbeit nachgeſehen und die für die folgende Woche zugeſchnitten, eingerichtet und in eine beſondere Schieblade gelegt; war dieſe leer, ſo durfte ich die dabei erübrigte Zeit zu einer feinern Handarbeit, zum Leſen, Schreiben, Zeichnen u. ſ. w. anwenden, wie ich wollte; doch verdient mußte dieſe Muße immer ſein und nur als Erholung von der Arbeit wurden mir Beſchäftigungen dieſer Art vergönnt.

Ich verlebte ſo zwei glückliche Jahre, in deren Verlauf ich Welt und Leben nur im ſchönſten Morgenlicht jugendlicher Heiterkeit ſah, und Seele und Herz nur Friede und Wonne empfanden; allein jetzt in meinem achtzehnten Jahre änderte ſich, ohne irgend eine äußere Veranlaſſung, ohne irgend eine individuelle Beziehung auf einen Gegenſtand, meine Stimmung und wurde eben ſo wehmüthig, als ſie bis dahin heiter und klar geweſen war. Ich möchte ſagen, alle meine Gedanken wurden in jenem Zeitpunkt zu Empfindungen ſüßer Ahnungen und namenloſer Sehnſucht, und mein Herz begann ſich eines Glückes bedürftig zu fühlen, das ich nicht kannte, nicht zu nennen wußte, von dem ich aber empfand, daß mir ohne daſſelbe mein Leben einfarbig und freudenlos werden würde.

Um dieſe Zeit erſchien in unſerm Familienkreis ein Vetter, deſſen Schickſal ihm ſchon vor ſeiner Ankunft meine Theilnahme und mein Mitleiden gewonnen hatte. Friedrich von Burg war der älteſte Sohn einer verarmten, ſehr zahlreichen Familie. Die Dürftigkeit ſeiner Eltern machte es ihnen unmöglich, ihren Kindern den Beſuch einer guten Schulanſtalt zu verſchaffen; Friedrich lernte nothdürftig leſen und ſchreiben, und kam nun in ſeinem vierzehnten Jahre als Junker zu einem Regiment. Hier wuchs er ſchnell zu einem der ſchönſten Jünglinge ſeiner Zeit heran; ſeine ungewöhnliche Größe und ſeine Schönheit machten ihn zum Liebling ſeines Generals; er wurde bald Officier und dann ſein Adjutant. Bei einer Revüe hatte er das Unglück, mit dem Pferde zu ſtürzen und den Fuß zu brechen; der Wundarzt, der ihn heilte, gehörte nicht zu den geſchickteſten; der Fuß blieb ein wenig kürzer als der andere; doch war dies ſo unbedeutend, daß es für Burg kein Hinderniß zu werden vermochte, wenn er den Infanteriedienſt mit dem Dienſte in der Cavallerie vertauſchte. Sein General wollte aber den bildſchönen jungen Officier, den größten Mann ſeines Regiments, nicht gern miſſen; er wandte Bitten, Verſprechungen, Drohungen an, ihn zu bewegen, ſich den geheilten Fuß von Neuem brechen und gerader heilen zu laſſen. — Burg wankte — da legte man es darauf an, ihn bei einem Gelage zu berauſchen, ließ ihn dann halten und den Fuß brechen. Das Lebensglück des Jünglings wurde das Opfer dieſer That. Der Fuß wurde jetzt ſo ſchlecht geheilt und ſo kurz, daß er nicht im Dienſt bleiben konnte, und in ſeinem 21ſten Jahre mit 90 Thaler Penſion und dem Verſprechen, eine Poſtmeiſterſtelle erhalten zu ſollen, verabſchiedet wurde. Die Theilnahme an ſeinem Geſchick war allgemein, vorzüglich in unſrer Familie; mit der Penſion war die Bedingung verknüpft, in dem Lande, dem er gedient hatte, wohnhaft zu bleiben; da er aber von ſeiner Penſion nicht leben konnte und nichts, durchaus nichts gelernt hatte, was ihm jetzt zum Erwerbmittel zu dienen vermochte, hielten es ſeine Verwandten und Freunde für Pflicht, ihn für die Zeit, wo er aus jenem Lande abweſend ſein durfte, zu ſich einzuladen und auf dieſe Weiſe ſein Schickſal zu erleichtern. So kam er auch nach unſerm Wohnorte, in das Haus eines Onkels, den wir oft beſuchten. Der wunderſchöne junge Mann mit ſeiner ſtillen Traurigkeit flößte mir eine innige Theilnahme an ſeinem Schickſale ein; ich hätte ihm dieſe zeigen mögen, allein ich war zu blöde, um ihn anzureden, und er war gegen mich, wie gegen alle Andere, wortkarg und einſylbig. Es vergingen mehrere Wochen, in deren Lauf wir uns oft geſehen, aber kaum die alleralltäglichſten Redensarten zur Bewillkommung und zum Abſchiede mit einander gewechſelt hatten, als eines Abends, da ich mit meinen Eltern bei dem Onkel war, Sophie, die älteſte Tochter deſſelben, Burg und mich aufforderte, einer Puppenkomödie zuzuhören, die die Kinder der Familie im Eßſaal aufführen wollten. Um die Kleinen nicht zu ſtören, die ſich unbemerkt und unbelauſcht glaubten, blieben wir in dem ſchmalen, unerleuchteten Gang vor dem Saal ſtehen. Mitten in dem leiſen, aber herzlichen Gelächter über das köſtlich dumme Zeug, was die Kleinen drinnen vorbrachten, fühlte ich meine Hand ergriffen und zärtlich gedrückt — ich glaubte, Sophie ſtehe neben mir und war im Begriff, dieſen Händedruck in aller Unbefangenheit zu erwiedern, allein in demſelben Augenblick fühlte ich mich umfaßt, ſanft an ein mächtig ſchlagendes Herz gedrückt und ein leiſer Kuß brannte innig auf meinen Lippen — der erſte Kuß, den ich je von einem Manne empfing. Bebend und erröthend, wand ich mich aus Burg's Armen. Sophie, die von dieſem Vorfall nichts ahnte, ſtieß voll Muthwillen die Thüre auf, um die Kinder zu erſchrecken, die nun auf uns einſtürmten und uns zwangen, uns zu entfernen. Wir kehrten zu unſern Eltern zurück, aber ich war dieſelbe nicht mehr. Der Mann, der mir noch vor wenig Minuten nichts als ein Gegenſtand der unbefangenſten Theilnahme geweſen war, war mir jetzt in einem Augenblick der intereſſanteſte Menſch auf der Welt geworden. Ich hätte um keinen Preis der Welt mein Auge zu ihm erheben können; mit aller Furchtſamkeit und Schüchternheit der vollkommenſten Herzensneuheit vermied ich ſeine Nähe, allein ich ſah, ich hörte nur ihn. Er vermied mich eben ſo ſorgfältig, als ich ihn, und war eben ſo roth, eben ſo verlegen, eben ſo abweſend, eben ſo träumeriſch als ich. Als wir am Abend wegfuhren, führte er meine Mutter zum Wagen, ich folgte, er mußte mir die Hand reichen, mir einſteigen zu helfen, wir erbebten beide, aber er benutzte dieſen Augenblick, unbemerkt einen Kuß auf dieſe Hand zu drücken.

Meine Eltern redeten mit einander, ich ſaß in der Ecke des Wagens, ſchloß die Augen und fühlte Burg's Händekuß tief im Herzen. Ich konnte meine Lippen nicht auf der Stelle meiner Hand ruhen laſſen, die er geküßt hatte, ohne daß ſich meine Augen mit Thränen füllten und das noch Tage lang nachher. Alle Lehren meiner Mutter, alle meine Vorſätze und Grundſätze, die ich mir aus ihnen und aus den von mir geleſenen Büchern abgezogen hatte, wurden von der Gewalt dieſes Eindruckes überwältigt. Ich glaubte mich geliebt, ich geſtand mir, daß ich liebte und die Süßigkeit meiner Empfindungen, der Reichthum ganz neuer Eindrücke, den ich ihnen verdankte, ſchien mir eine ſichere Bürgſchaft der Wahrheit dieſer Liebe und eine Berechtigung zu dem Entſchluß, ihr die Entſcheidung über mein Leben anzuvertrauen. Ich bebte in Angſt und Wonne dem Augenblick entgegen, wo ich Burg wieder ſehen ſollte — er kam, allein er änderte nichts an der bisherigen äußeren Geſtaltung unſers Verhältniſſes, da Burg ſich mir nicht zu nähern wagte und es auf das Aengſtlichſte vermied, mich vor meinen Couſinen auf irgend eine Weiſe auszuzeichnen. Wir waren ſeit jenem Abend viel ſcheuer gegen einander; wir konnten uns nicht begrüßen, ohne zu erröthen, nicht das Allergleichgültigſte ohne gewaltiges Herzpochen mit einander reden, und doch verſicherten uns tauſend Kleinigkeiten, ſo unerheblich, daß ſie durch Worte gar nicht darzuſtellen ſind, der Neigung, die wir gegenſeitig für einander empfanden.

Sophiens Geburtstag kam; wir jungen Leute aus der Familie wurden Alle zur Feier deſſelben eingeladen und am Abend wurde getanzt. Burg war ehemals ein ſehr guter Tänzer geweſen, er liebte den Tanz noch leidenſchaftlich; es hätte ihn ſo glücklich gemacht, mit mir zu tanzen und nun war er von dieſem Vergnügen, wie von ſo vielen andern Freuden, Hoffnungen und Anſprüchen der Jugend geſchieden; er ſah Alle froh, Alle heiter, er allein war ausgeſchloſſen aus unſerm Kreiſe. Im Anfange ſah er unſerm Tanzen zu; als dies aber Alle beſchäftigte, Keiner ſeiner zu gedenken, Keiner ihn zu beachten ſchien, ſchlich er betrübt von dannen und warf ſich in einem entlegenen Cabinet einſam auf das Sopha nieder. Ach, ich hatte mich ja nur für ihn an dieſem Tage ſorgfältiger als gewöhnlich gekleidet; ich gab mir ja nur für ihn Mühe, beſonders gut zu tanzen; ich ſah ja unter all den jungen Leuten nur allein ihn, mit dem ich freilich nicht zu reden, nicht ihn anzuſehen den Muth hatte! Ich vermißte ihn natürlich gleich, ſo wie er ſich entfernt hatte; ich ahnete auch ſeine Stimmung, allein lange kämpften Liebe und Mitleiden in mir mit Scheu und Blödigkeit, ehe ich mich in den Nebenzimmern nach ihm umzuſehen wagte, und ſo gern ich gleich den nächſten Tanz ausgeſchlagen hätte, um dies zu thun, ſo war mir doch, als müſſe Jeder gleich augenblicklich errathen, warum ich es thue. Endlich, endlich ward mir das Glück, zu einem Tanze nicht aufgefordert zu werden, ich ging in das Nebenzimmer, wo geſpielt wurde, er war nicht da und mir wurde immer banger, immer wehmuthsvoller zu Sinne — zuletzt trat ich in das Cabinet, wo er war. Er hörte mich nicht eintreten und lag, das Geſicht auf ſeine Arme niedergebeugt, in der Ecke des Sopha's; ich fühlte, er ſei betrübt, verletzt, gekränkt, und das zerriß mein Herz. Ohne zu wiſſen wie, ſtand ich nahe vor ihm. Lieber Vetter, fing ich leiſe an — er fuhr auf, ſeine Augen waren noch voll Thränen, er hatte geweint. „Mein Gott!“ rief ich aus, und meine Thränen fingen gleichfalls an zu fließen, „was iſt Ihnen?“ — „Nichts, nichts, es geht mir nur ſo nah, daß ich nicht mit Ihnen tanzen kann,“ ſagte er mit einer Zärtlichkeit in Blick und Ton, die meinem bewegten Herzen zu mächtig wurde. Unwillkürlich neigte ich mich zu ihm nieder, unſere Lippen begegneten ſich. „Meine liebe, liebe Franzisca!“ flüſterte er mir zu, allein wie ein geſcheuchtes Reh riß ich mich aus ſeinen Armen und floh pfeilſchnell in den Tanzſaal zurück.

Eben ſo unbeſonnen als leichtſinnig würde ich mich wahrſcheinlich ſeit dieſem Abend einem Eindruck hingegeben haben, der mich höchſt unglücklich gemacht haben würde, wenn meine theure, unvergeßliche Mutter nicht der Schutzgeiſt meines Seelenfriedens geworden wäre. Die Veränderung meiner Stimmung konnte ihrem Scharfblick nicht entgehen und ſie redete mit mir darüber, wie nur eine Mutter in dieſem entſcheidenden Zeitpunkt für das Leben eines Mädchens darüber mit einer Tochter reden kann; ſie forderte von mir Vertrauen und mir that es unbeſchreiblich wohl, mein übervolles Herz in das ihre zu ergießen. Sie ſchmälte nicht, ſie zürnte nicht, ſie gab mir nur Anleitung zur Prüfung meiner Empfindungen, und machte mich aufmerkſam auf ihre Quelle und ihre nachtheilige Einwirkung auf mein inneres Leben, die mir ſchon fühlbar zu werden anfing. „Ich ſchweige davon,“ liebe Franzisca, ſagte ſie mir, „daß Burg's Hoffnungen auf eine Verſorgung ſo weit ausſehend ſind, daß leicht acht bis zehn Jahre darüber vergehen können, ehe er ſie erhält; wie aber die Unſicherheit einer ſolchen Erwartung, das Hinhalten oft getäuſchter Hoffnung, die lange Gewohnheit des Brautſtandes, die Furcht vor der Unzuverläſſigkeit des Herzens und der Ereigniſſe den ganzen innern Menſchen ermatten, die feinſte Seelenkraft und jede ſchönere Lebensfreude wegzehren, kannſt Du in tauſend Beiſpielen ſehen. Es kann einem Mädchen, nächſt dem Laſter, faſt nichts Traurigeres begegnen, als eine ſolche ſogenannte Verplämperung mit einem Manne, der keine gewiſſe Ausſicht auf eine Verſorgung hat, und unter hundert Beiſpielen ſolcher Verbindungen findet man höchſtens eine, wo nicht eine ſolche Unbeſonnenheit bei Knüpfung dieſes Verhältniſſes Reue erzeugt hätte. Auch davon will ich nicht reden, daß die Verſorgung, auf die Burg ſich Rechnung machen darf, Euch nie vor Dürftigkeit ſchützen würde; allein fragen muß ich Dich, auf welche Eigenſchaft ſeines Herzens und ſeines Charakters Du die Hoffnung Deines Glückes, als ſeine Frau, gründen willſt? Er iſt gutmüthig, aber roh, ungebildet, unwiſſend, ungewaffnet gegen jede Verſuchung, die in ſein Leben tritt, und Alles kann ein Weib von dem Geliebten ertragen, nur nicht Mangel an Geiſteskraft und Charakterſtärke; wo wir dieſen bei dem Manne entdecken, da erſtirbt unſere Liebe, und nur noch Sinnlichkeit, Gewohnheit und Mitleiden können uns dann an ihn binden. Alles können wir aufopfern, Alles dulden und viel verzeihen; doch Schwäche des Geiſtes und des Charakters macht unſere Liebe zur Unnatur, und raubt dem Bündniß zweier Herzen die Wahrheit des Naturverhältniſſes, die es allein dauernd zu machen vermag. Vor Allem aber, meine Franzisca, will ich Dich bitten, beobachte Dich ſelbſt und halte feſter denn je an Fleiß und an Gebet. Vermeide auf's Sorgfältigſte jede müßige Träumerei, jedes Brüten über einer Deiner Dir ſelbſt dunklen Empfindungen. Unläugbar iſt es Deine Beſtimmung, einen Mann glücklich zu machen und ſein Glück mit ihm zu theilen; unläugbar iſt die reine Sehnſucht nach Liebe in einem unentweihten Mädchenherzen ein lichter Strahl der Ewigkeit, der in das dunkle Erdenleben fällt; allein die unbedingteſte Hingebung in die Fügung der Vorſehung, die Furcht vor jeder eigenwilligen Geſtaltung unſers Schickſals ſind uns Frauen nie nothwendiger, als bei dieſer Entſcheidung über unſer Glück und unſern Werth. Die Aufgabe, die Gott jedem Mädchen gegeben hat, iſt, ſich fähig zu bilden, einen rechtſchaffenen Mann als Frau glücklich zu machen, d. h. tüchtig, fleißig, ſittſam, ſanftmüthig, häuslich zu ſein und dann in reiner Freudigkeit Gott die weitere Lenkung ihres Schickſals zu übergeben. Jede voreilige Liebe iſt ein Eingriff in die Führungen der Vorſehung und ſtraft ſich als ſolcher. Du biſt von den jetzt allgemein verbreiteten, thörichten und romanhaften Anſichten der Unwiderſtehlichkeit der Liebe frei, und ich danke Gott dafür, da es eine ſehr ſchwere Aufgabe iſt, ſich das Kleinod des inneren Lebens, heitern Frieden und Seelenruhe, zu bewahren und wieder zu erkämpfen, wenn wir es einmal verſcherzt haben; ſo lange ſich ein Mädchen vor Müßiggang, Langſchlafen, Schmeichelei und Aufreizung der Einbildungskraft bewahrt, ſo lange ſie ſich vorzüglich vor dem Erwachen der Sinnlichkeit, und werde dieſe auch nur auf die allerfeinſte, ja ich möchte beinahe ſagen, geiſtige Art geweckt, hütet, ſo lange wird ſie nie, nie in Gefahr kommen, der Liebe zu einem Manne, ehe ſie weiß, daß ſie geliebt wird und Hoffnung hat, die Gattin des geliebten Mannes zu werden, eine Gewalt über ſich einzuräumen, die ihrem Herzensfrieden gefährlich zu werden vermöchte. Du biſt nicht frei von der Schuld, liebſtes Kind, Dein Herz vernachläſſigt zu haben, indem Du Dich ſorglos einem Eindrucke hingegeben haſt, deſſen Natur Du Dir gewiß nicht abzuläugnen vermagſt, ſobald Du Dich in ernſter, ſtrenger Selbſtprüfung darum befragſt. Glaube es mir, mein theures, geliebtes Kind, jede Neigung, die durch die Sinne in das Herz kommt, iſt gefährlicher Art und fühlſt Du etwa gar, daß die Liebe Dich lau und unfähig macht zum Gebet, wird das Bild des Geliebten der Götze jeder Deiner einſamen Stunden; ſo kannſt Du feſt überzeugt ſein, daß Deine Liebe das Unglück Deines Lebens gründen wird, wenn Du ihrer nicht Herr zu werden ſuchſt; denn ſie wird Dir dann unfehlbar den Ernſt der Tugend, die Heiligkeit der Pflicht, die heitere Ergebung der Frömmigkeit erſt läſtig, dann fremd machen, und das, was der Segen Deines Herzens und Deines Lebens zu werden beſtimmt war, wird Dir dann zur Strafe eines eigenwilligen, von der Macht der Sinnlichkeit beherrſchten Herzens werden.“

Ach! nur zu ſchmerzlich fühlte ich, daß meine Mutter mich und meine Seelenſtimmung richtig beurtheilte! Vieles könnte ich von dem Kampfe erzählen, der nun für mich begann; er war für mein inneres Leben entſcheidend; zum erſten Mal empfand ich mich wie ein Doppelweſen, getheilt in Wünſchen und Wollen, und fühlte, der Verluſt meines kindlichen Frohſinns und der reinen, friſchen, ganz ungetrübten Jugendblüthe, die bis dahin mein geweſen war, ſei allein meine eigene Schuld, und es ſei verdiente Zucht und Strafe, daß es mir ſo ſchwer wurde, den Frieden wieder zu erringen, den ich ſo leichtſinnig verſcherzt hatte. Alle jugendlichen Regungen meines Gemüths und meines ganzen Weſens wandten ſich Burg zu, und das Glück, ihm anzugehören, erſchien mir dann als das einzige Lebensglück, was der Sehnſucht und der Thränen werth war; allein die Gewohnheit, alle meine Neigungen in Zucht zu erhalten, verhalf mir auch jetzt zu einer Klarheit des Blickes, die mir die Gehaltloſigkeit von Burg's Charakter bald enthüllte. Ewige Einſamkeit des Geiſtes und des Herzens wäre unausbleiblich als ſeine Gattin mein trauriges Loos geworden. Ich empfinde es noch jetzt, daß er eine Gewalt über mich hätte erhalten können, die mich gegen die Armuth ſeines Geiſtes, die Rohheit ſeines Sinnes, die Dürre ſeiner Empfindung auf eine kurze Zeit zu verblenden vermocht hätte; allein welch ein grenzenloſes, durchaus ſelbſt verſchuldetes Unglück wäre mein Loos geworden, wenn ich mich von dieſer jugendlichen Neigung hätte hinreißen, mich von dieſem lieblichen Eindruck hätte berauſchen laſſen? — Die Folge bewies mir dies. Burg's Neigung für mich ließ keine Spur ernſterer Empfindung in ihm zurück, als er uns bald darauf verließ; Jahre gingen hin, in deren Lauf er noch immer keine Verſorgung erhielt; er fand Gelegenheit zum Spiel, das Glück begünſtigte und der Reiz des Gewinnes verführte ihn; er wurde Spieler, hielt erſt in kleinen Städten Bank, beſuchte dann Bäder, ſpielte eine glänzende Rolle, vergeudete Geſundheit und beſſere Lebenskraft, und ſtarb, ein Opfer ſeiner Lebensweiſe und ſeiner Ausſchweifungen, im 28ſten Jahre an der Schwindſucht.

Ihn vor dieſem Schickſal zu ſchützen, würde nie in meiner Macht geſtanden haben; er war nicht ſchlecht, allein die Gutartigkeit, die in ihm war, iſt ohne die höhere Kräftigung des Glaubens und der Grundſätze nie eine hinreichende Schutzwehr gegen die Verſuchung zum Böſen, und in ihm war kein höherer Trieb, kein Anklang, der der Macht des Sinnenreizes zum Gegengewicht zu werden vermochte. Gelitten habe ich aber viel um ihn, und es wurde mir ſehr ſchwer, mein Herz von ihm loszureißen und die Lücke in mir auszufüllen, die dadurch entſtand. Die erſte friſche Geſundheit des Körpers, wie der Seele, wurde der Raub dieſes Schmerzes, und welkte vor ihm hin, wie eine von der Sonnengluth verſenkte Blüthe, und ſelbſt da noch, als ſchon die wieder gewonnene, ja gewiſſermaßen ſelbſt erhöhete, wenn gleich ſtiller gewordene Heiterkeit meines Gemüthes zu beweiſen ſchien, daß meine Kräfte nicht erſchüttert worden waren, behielt meine Stimme etwas Leiſes, mein Blick etwas Wehmuthsvolles, das dem Menſchenkenner verrieth, was hier zu errathen war.

Nur eine Warnung, meine lieben jungen Freundinnen, vergönnt mir hier noch: Hütet Euch, in ähnlichen Lagen Menſchen Euer Leid zu klagen und viel darüber zu reden. Dadurch reißt man ſeine

Wunden auf, ohne ſie verbinden zu können und der Schmerz wird gewaltiger, wenn man die Stelle enthüllt, wo er ſitzt. Wie aber ſtille, ohne Klagen, ohne Murren, vor Gott ſanft und fromm geweinte Thränen das Herz erleichtern und zugleich tröſten und kräftigen, das, meine Lieben, werdet Ihr Alle erfahren, wenn Euch der Segen zu Theil wird, Euch an Umgang mit Gott und an Gebet gewöhnt zu haben. Ueberlaßt es auch nie der Zeit allein, Euren Schmerz zu mildern und zu mindern; ſie thut es freilich, aber ohne Gewinn für unſere ſittliche Kraft, und dieſe kann es früher und ſchöner wie ſie, ſobald wir ſie nur durch ſtreng arbeitſame Thätigkeit unterſtützen. Auch ich empfand es, daß Gott genau nur ſo lange züchtige, als es die Verwöhnung unſers Herzens, die Verkehrtheit unſers Sinnes fordert, und ich wurde in jenem Zeitpunkte ſo von ſeiner väterlichen Liebe und Führung vergewiſſert, daß ich mit unerſchütterlicher Zuverſicht in jeder folgenden Begebenheit meines Lebens ihr zu vertrauen vermochte.

Jetzt kamen einige Jahre, in denen keine äußere Begebenheit bedeutenden Einfluß auf mein Schickſal zeigte; ich gefiel mehreren Männern, und einige derſelben verſuchten auch, mir ein wärmeres Intereſſe einzuflößen; allein ſie waren entweder nicht in der Lage, mir ihre Hand anbieten zu können, oder ich vermißte auch bei ihnen die Eigenſchaften des Herzens und des Charakters, von denen ich allein Glück erwarten konnte. Keiner unter ihnen war ſo bedeutend, oder ſo liebenswürdig, daß es mir einen Kampf gekoſtet hätte, ihm fern zu bleiben. Mein Vater äußerte zuweilen den Wunſch, mich verheirathet zu ſehen, aber meine Mutter und ich waren Beide ſehr heiter, zufrieden und feſt überzeugt, der Weg, den Gott mich führe, ſei gewiß der Weg des Glückes, möge er mich nun einem wackern Manne entgegen führen, oder es mir beſtimmt ſein, unverheirathet bleiben zu ſollen. Auch kam bald eine Zeit ernſterer Prüfung. Mein Vater erkrankte und ſtarb. Sein Verluſt war ein ſehr ſchmerzender Riß durch unſer Leben, allein er erhöhte in dem Herzen meiner Mutter, wie in dem meinen, das Gefühl, was wir einander waren. Unſer kleines Vermögen ging in einem Concurs verloren und wir behielten nur ein Einkommen von 150 Thalern, die meine Mutter als Witwenpenſion bekam. Der Aufenthalt in unſerm bisherigen Wohnorte wurde uns nun zu koſtbar und wir zogen nach einem kleinen Landſtädtchen, wo wir um Vieles wohlfeiler leben konnten und es mir auch nicht an Gelegenheit fehlte, durch Handarbeit etwas verdienen zu können.

O! könnte ich doch ſo lebhaft, wie ich es noch heut empfinde, das ſtille, ſchöne Glück ſchildern, welches mir in jenen Tagen erblühete und mich noch in der Erinnerung beſeligt! Wir waren arm, ſehr arm. — Es war ein Feſttag für uns, wenn ich meiner Mutter einmal eine recht gute Fleiſchſuppe kochen, oder wenn wir etwa des Abends eine Taſſe Thee trinken konnten; doch eben dadurch erhielten dieſe kleinen Lebensgenüſſe für uns Werth und jeder derſelben war noch überdies der Erwerb meines Fleißes. Ich mußte früh mit Tagesanbruch aufſtehen, ich reinigte ſelbſt unſer Zimmer, heizte ein, kochte Kaffee, half meiner Mutter bei ihrem Anzuge; wir lebten einſam, ohne allen Umgang und ſo dürftig, daß ich mich Abends oft an einem Stück trocknen Brodes ſatt gegeſſen habe und mir nur Sonntags eine Feierſtunde und einen Spaziergang zu meiner Erholung vergönnen durfte. Aber wie glücklich, wie unausſprechlich glücklich war ich in jener Zeit, wo ich faſt nie ohne Thränen der reinſten Freude Gott für den verlebten Tag am Abend vor dem Einſchlafen zu danken vermochte! — Wie ruhig war ich damals wie ſo ganz der Einwirkung aller frommen Regungen der Liebe und der Gottesfurcht übergeben! — Rein, wie ein klarer See das Bild des Mondes, nahm mein Gemüth jeden frommen Eindruck auf, und der Friede, der in meiner Seele wohnte, war ſo ſtill, wie das Schweigen der Waldesnacht beim Geſang der Nachtigall. In meinem Herzen war kein irdiſcher Wunſch, nur das Verlangen nach immer ernſterem, immer feſterem Frieden des Gewiſſens, und wie die Blüthen alle ſich zur Sonne wenden, ſo hatten alle meine Wünſche und Hoffnungen nur dieſe eine Richtung, und dabei eine ſolche Zuverſicht von Gottes Vaterliebe, eine ſo fröhliche, ſo hoffnungsreiche Empfänglichkeit für alle Segnungen der Frömmigkeit.

Ja, damals habe ich es empfunden, wie überſchwenglich Gott durch den Segen, den er auf treue, fromme Liebe gelegt hat, zu belohnen vermag und noch in meiner Todesſtunde werde ich es bekennen, daß das Glück, welches ich in jener Zeit, mit Armuth und Mangel, ja ſpäterhin mit den Schrecken des Todes kämpfend, genoß, das reinſte und ſchönſte iſt, das ich auf Erden kennen gelernt habe. Die Glücklichen dieſer Welt können ſich vielleicht keinen

Begriff von der Fülle jener ſtillen, damals von mir empfundenen Seligkeit machen, die von keiner irdiſchen Freude erzeugt, auch durch kein irdiſches Leid getrübt zu werden vermochte; aber in mir hat es eine ewige, unvergängliche Sehnſucht zurückgelaſſen.

Doch das Leben iſt und bleibt ein Kampf, der uns von Geduld zu Geduld, von Liebe zu Liebe, von Kreuz zu Kreuz führt, und in dem uns der Schmerz zum Begleiter gegeben iſt, damit wir der himmliſchen Heimath deſto ſehnſuchtsvoller uns bewußt werden ſollen. Ich komme jetzt zu der heiligſten und feierlichſten Erinnerung meines Lebens — zu einer Erinnerung, deren Weiheſtunden ich Euch nicht ohne viele Thränen im Bilde vorüber zu führen vermögen werde, in denen ich mir aber das herrlichſte Kleinod der irdiſchen Wallfahrt, die innigſte und lebendigſte Gewißheit unſerer Unſterblichkeit, und die Freudigkeit reiner Sehnſucht nach dem Tode gewann.

Meine Mutter fing an zu kränkeln und das ſo bedeutend, daß mich die ſchmerzlichſte Sorge für das theure, geliebte Leben ergriff. Ihre Heiterkeit, ihre freudige, klagloſe Ergebung konnten mich nicht lange täuſchen; ich fühlte ihre Gefahr und nun auch die

Bitterkeit der Armuth, die mir nichts für ihre Pflege, nichts für die Heilung meiner unausſprechlich geliebten Mutter zu thun erlaubte. In dem Städtchen, wo wir lebten, war kein Arzt, nur ein unwiſſender Feldſcherer, den ſie nur zu Rathe zog, weil ſie glaubte, mich dadurch beruhigen zu können. Sie huſtete viel, hatte alle Abende Fieber und wurde von Tag zu Tag matter. Ach, in jenen ſchlafloſen Nächten, wo ich ihren kurzen, ängſtlichen Athemzug bewachte und das Haupt ſo ängſtlich in mein Kopfkiſſen barg, daß ſie mich nicht weinen hören ſollte, habe ich beten gelernt! — So lange man noch nicht für ein geliebtes Leben gezittert hat, weiß man nicht, wie man liebt! — Allein in jenen Stunden unausſprechlicher Betrübniß, in jenen Thränen, die jede liebende Empfindung meiner Seele weinte, habe ich auch erfahren, wie himmliſch wir uns in namenloſem Leid getröſtet und erquickt fühlen können, wenn wir zu beten vermögen. Ich hoffte, meine Mutter werde mir erhalten werden, wenn ich nur einen recht geſchickten Arzt zu Rathe ziehen könnte. In dem nur vier Meilen von uns entfernten R. lebte der berühmte Doctor Werner; doch woher ſollte ich das Geld nehmen, ihn kommen zu laſſen, oder mit meiner

Mutter zu ihm zu reiſen? — Ich flehete zu Gott, mir die Mittel dazu anzuweiſen und in dem Augenblicke meines Gebetes fielen ſie mir gleich, augenblicklich ein und der Erfolg ſtand vor mir mit aller Sicherheit der Wirklichkeit. In den Zeiten unſeres Wohlſtandes hatte ich mir nach und nach von den Erſparniſſen meines Taſchengeldes eine kleine Büherſammlung angelegt, die, durch manches Geſchenk an meinen Geburtstagen und zu Weihnachten vermehrt, bis zu 200 Bänden angewachſen war; ich ſchrieb an einige meiner an unſerm ehemaligen Wohnorte zurückgebliebenen Freundinnen und machte ſie mit meinem Wunſche bekannt, dieſe Bücher zu verlooſen. Meine Mutter war ſo allgemein geliebt und geachtet, ihre Krankheit erregte ſo viel Theilnahme, daß in Zeit von 14 Tagen 200 Looſe in dem Kreiſe unſrer Verwandten und Freunde angebracht wurden, und ich mich dadurch im Beſitz von 30 Louisd'or ſah. Wer war je auf Erden ſeliger, als ich in dem Augenblicke, wo ich dieſe meiner Mutter brachte? Sie wußte von Nichts und begriff nicht, wie ich zu dem Beſitz einer für uns ſo großen Summe kam; ich mußte ihr Alles erzählen — ach! ſie fühlte, wie glücklich es mich machte, ſie nun nach meines Herzens Wunſch pflegen zu können! —

Ich ſchrieb nun an den Doctor Werner, und indem ich mir ſeinen Rath und ſeine ärztliche Hülfe für meine Mutter erbat, überließ ich es ſeiner Entſcheidung, ob wir zu ihm, oder er zu uns kommen wolle, um die Kranke zu ſehen. Er antwortete mir, daß er, da eine Geſchäftsreiſe ihn doch im Laufe der Woche in die Nähe unſeres Wohnortes führe, es vorziehe, zu uns zu kommen und zwei Tage nach Empfang ſeines Briefes hielt ſein Wagen vor unſrer Thür. Sehr bewegt ging ich ihm entgegen; das ganze Glück, die ganze Freude meines Lebens hing an ſeinem Ausſpruche und innig wohl that es mir, in ihm einen jener Menſchen zu finden, zu denen man ſich beim erſten Blick in Hochachtung und Vertrauen hingezogen fühlt. Die Züge ſeines blaſſen, ſehr ernſten Angeſichts verriethen freilich eine Freudenloſigkeit, eine düſtere Ergebung, bei der Einem hätte weh um's Herz werden müſſen, wenn nicht ſeine lieben, freundlichen Augen Einem ſo milde und tröſtend angeblickt hätten. Was dem Mann aber mein Herz vollends gewann, war der Eindruck, den meine Mutter auf ihn machte. Sie wandelte auch gewiſſermaßen ſchon im Verklärungsglanze; die ungefärbte Redlichkeit und Wahrhaftigkeit ihres ganzen Lebenslaufes, die Heiligkeit ihrer freudigen Gottergebenheit, die Innigkeit ihrer unausſprechlichen Liebe ſtrahlten aus jedem Zuge ihres ehrwürdigen Geſichts, man konnte ſich ihr nur mit Liebe und Ehrfurcht nahen. Werner empfand das und mit unverkennbarer Theilnahme fing er an, ſie über ihren Zuſtand zu befragen; ich trat hinter ihren Stuhl, um auf ſeinem Geſicht mein Urtheil zu leſen; allein das blieb ein verſchloſſenes Buch, doch ſeine Aeußerungen waren hoffnungsreich; er fand ihren Zuſtand keineswegs gefährlich und verhieß von der Annäherung des Frühlings viel Gutes. — Entzückt küßte ich die Hand meiner Mutter und flog dann hinaus, meinen Dank ungeſehen zu Gott empor zu ſenden und das Beſte, was unſre kleine Haushaltung aufzubringen vermochte, zur Bewirthung unſeres Gaſtes, in dem ich einen mir von Gott ſelbſt geſandten Rettungsengel ſah, zuzubereiten.

Kaum hatte ich das Zimmer verlaſſen, als, wie ich nachher ſpäter erfuhr, meine Mutter ſich zu Wernern wandte und ihn bat, ihr jede Täuſchung zu erſparen, da ſie mit der Hoffnungsloſigkeit ihres Zuſtandes bekannt ſei, und nur von ihm zu erfahren wünſche, auf wie viel Zeit ſie noch wohl rechnen dürfe, um mich allmählig auf dieſe Trennung vorbereiten zu können. Sie kenne meine Seelenſtärke und wiſſe, daß ſchon meine Liebe für ſie mächtig genug ſei, mir Herrſchaft über meinen Schmerz zu erwerben und der Aufforderung zu gehorchen, ſie zum Tode zu bereiten; aber eben darum wünſche ſie nicht, daß ich mich einer trügeriſchen Hoffnung überlaſſe, ſondern, ſo wie ſie von ihm Wahrheit fordre, ſo übernehme ſie es auch, mir dieſe mitzutheilen, was freilich keinem Andern, als ihr ſelbſt überlaſſen werden dürfe. Werner empfand es, wie reif dieſe fromme Seele war, den heiligen Sabbath der Ewigkeit zu feiern und geſtand ihr, daß er freilich ihre Geneſung nicht zu verbürgen wage, aber ſich doch überzeugt halte, ihr Leben bis zum Frühjahre, ja noch auf viel längere Zeit hinaus friſten zu können.

Jetzt trat ich ein, den Tiſch zu decken. Seit Werner's Erſcheinung glaubte ich meine Mutter gerettet, es ſchien mir ganz unmöglich, ſie nun noch verlieren zu können und meine Freude gab mir eine faſt fieberhafte Spannung. Ich war ſo innig, ſo ſanft gerührt, ſo unausſprechlich froh; ich getraute mir kaum zu reden, weil ich fürchtete, die Thränen dann vergießen zu müſſen, die ich in meinen Augen ſchimmern fühlte; allein ich konnte den Blick nicht wegwenden von meiner Mutter und aus dem gleichgültigſten Worte, das ich dem Arzte ſagte, klang die fromme Ehrfurcht der Dankbarkeit wieder, die man gegen einen Propheten empfinden würde, der uns den Liebling unſers Herzens von den Pforten des Todes zurückbringt. Meine Mutter ſchien mir heiterer als gewöhnlich und ich glaubte darin eine neue Beſtätigung meiner frohen Zuverſicht zu finden. Alles, wovon ich nur glauben konnte, es könne zu ihrer Stärkung und Erhaltung beitragen, ſchlug ich dem Arzte für ſie vor, damit ich mich auf ſeine Verordnung ſtützen könne, es für ſie anzuſchaffen. Sie lächelte und ſuchte ihn dahin zu ſtimmen, ihr nur die einfachſte und wohlfeilſte Lebensordnung vorzuſchreiben, aber in dieſem Lächeln lag ein Schimmer ſo wehmuthsvollen Ernſtes, daß mein Herz plötzlich auf das Allerſchmerzlichſte beklemmt wurde und in meiner Seele die Ahnung erwachte, meine Hoffnung gründe ſich nur auf Täuſchung. Ich mochte ſehr blaß geworden ſein; denn Werner ſah mich mit inniger Theilnahme an und bemühete ſich, dem Geſpräch eine Wendung zu geben, die mich zwang, mein blutendes Herz von dem furchtbaren Gedanken, der es durchbebte, abzuziehen, weil die Anweiſung zur Pflege und Behandlung meiner Mutter, die er mir gab, meine Aufmerkſamkeit ganz in Anſpruch nahm. Er verließ uns gegen Abend, mit dem Verſprechen, bald wieder kommen zu wollen und mit der Aufforderung an mich, ihm poſttäglich von dem Befinden meiner Mutter Bericht abzuſtatten. Als ich ihn beim Weggehen begleitete, fand ich den Muth in mir zu der Bitte, mir aufrichtig zu ſagen, ob er meine Mutter in Gefahr glaube. Er ſah mich einen Augenblick ſchweigend und unentſchloſſen an und faßte dann meine Hand: „Gewiß,“ ſagte er mir, „das Herz, das ſich in dieſen reinen und ſtillen Augen ſpiegelt, hat alle Stärke, die Liebe und Geduld zu geben vermögen; ich kann wenig für Ihre edle Mutter thun, Sie viel, denn ihr Leben hängt von der Ruhe ihres Gemüthes ab, und wie ſie mir erſcheint, kann dieſe nur noch durch die Beſorgniß um ihren Schmerz getrübt werden. Bieten Sie daher alle Kraft Ihrer Seele auf, Ihres Grames Herr zu werden und glauben Sie, daß ich mit der Sorgfalt der allerwahrſten und achtungsvollſten Theilnahme Alles aufbieten werde, was meine Kunſt vermag, um dies theure Leben zu friſten.“

Dieſe Worte enthielten für mich das Todesurtheil meiner Mutter. Einen Schmerz, wie ich ihn beim Anhören derſelben empfand, empfindet man nicht zweimal im Leben. — Ich hätte ihn nicht zu ertragen, nicht zu beſiegen vermocht, wenn mir nicht die Pflicht, die Ruhe meiner Mutter zu ſchonen, eine mir jetzt noch oft unbegreifliche Kraft gegeben hätte. Still gefaßt, bleich und ruhig trat ich nach einer halben Stunde, die ich einſam zugebracht hatte, in das Zimmer; meine Mutter hatte geweint; dieſe Thränen waren, wie ich fühlte, meinem Schmerze gefloſſen; ſie waren mir heilig und ich bat Gott inniger denn je, mir den Muth zu geben, deſſen mein gebrochnes Herz bedurfte, um den Verluſt meines theuerſten Erdenglückes zu ertragen, das zugleich das einzige war, das uns, einmal verloren, nie hienieden wieder erſetzt werden kann. Ich wünſchte Euch, meine Freundinnen, viel von den nächſten Tagen erzählen zu können, in denen meine Mutter mich darauf vorbereitete, von ihr die uns bevorſtehende Trennung zu erfahren, allein das Wort verſagt ſich mir zur Schilderung dieſer mir heiligen Erinnerungen.

Es gelang ihr, mich dahin zu bringen, daß ich mit mehr als Ergebung, daß ich mit Ruhe mich mit dem Gedanken ihres Todes vertraut zu machen vermochte. Der Gedanke des Todes war uns Beiden nicht fremd; ich hatte den Tod von jeher lieb; er war mir immer als ein ſchöner Engel, als ein heiliger Friedensbote erſchienen; meine Mutter dagegen, ſo lieb und theuer ihr auch der Gedanke an die Unſterblichkeit war, ſah in dem Grabe doch immer eine grauſig düſtre Kluft zwiſchen dieſſeits und jenſeits, und der Tod war ihr ein König der Schrecken für den irdiſchen Theil ihres Weſens. Auf dieſes mir bekannte Todesgrauen gründete ſie nun die Forderung an mich, ſie zum Tode zu bereiten und mit dem Gedanken an ihn zu befreunden. „Ich habe Dir das Leben gegeben," ſagte ſie mir, „und will nun zur Vergeltung von Dir ſterben lernen." Sie kannte mich, ſie wußte, daß es für mich nur eine Quelle der Kraft gab: Liebe, und die Wohlthat, die ſie mir erwies, dieſe Kraft für ſie aufzufordern, machte mich fähig, ihrem Wunſche entſprechen zu können. — Von dieſen letzten Monaten unſeres irdiſchen Zuſammenſeins iſt im tiefſten Grunde meiner Seele eine Nachfeier geblieben, als habe ich hienieden ſchon einmal jenſeits gelebt. Jeder irdiſche

Schmerz, jede Bitterkeit des Grames ſchwand in uns Beiden vor dem Frieden unſrer Seelenſtimmung hin, den die Macht des Glaubens in uns durch eine ganz unausſprechliche Liebe zu einander vollendete und der uns den Blick frei machte in jene Wohnungen des Lichts, wo ewiges Leben zugleich ewige Liebe iſt.

Wer ſich uns aber in jenen Monaten immer ſchöner als der edelſte und treueſte Freund bewährte, war unſer Arzt. Mit dem feinſten Zartgefühl wies er jede Vergeltung für ſeine Bemühung auf eine Art zurück, die nur wohlthun, nicht verletzen konnte, und die Scheu, die mir dies hätte einflößen können, ſeinen Rath und ſeinen Beiſtand in Anſpruch zu nehmen, wußte er durch die zärtliche, faſt kindliche Ehrfurcht zu verbannen, mit der ſich ſeine innige Theilnahme für meine vortreffliche Mutter ausſprach. Er kam faſt wöchentlich zu uns; er durchwachte Nächte an ihrem Krankenlager; er brachte uns Früchte, Wein, Bücher, Alles, was zu ihrer Erquickung und Erheiterung nur erdacht werden konnte; er ſchrieb mir poſttäglich, und das nicht blos als Arzt, ſondern als Freund, dem es nach und nach tiefempfundnes Bedürfniß wurde, mir von allen ſeinen Ideen und Empfindungen Rechenſchaft abzulegen. Werner war verheirathet; ich konnte mich alſo ganz unbeſorgt dem Reize überlaſſen, den die innige Freundſchaft eines edlen, hochgebildeten Mannes für mich hatte und in ſeinem Betragen, wie in allen ſeinen Aeußerungen war auch nie die leiſeſte Nüancirung, die mich in der Sicherheit, mit der ein reines Frauenherz dem Gatten, dem Geliebten einer Andern gegenüber ſteht, irre zu machen vermocht hätte. Die Innigkeit, mit der wir Frauen den Werth eines edlen Mannes zu empfinden, und ſeine Trefflichkeit rein und ungeſtört anzuerkennen vermögen, wurde für mich zur Quelle eines ſehr ſchönen Glückes und die Einſamkeit, in der ich ſeit einigen Jahren lebte, hatte meine Fähigkeit, ſo wie meine Empfänglichkeit für dieſes Glück noch geſteigert. In der Welt und den Beziehungen, in die ſie uns zu andern Menſchen ſetzt, läßt man ſich ſehr leicht zu einer Ueberſchätzung ſeines eignen Werthes verleiten, weil man fühlt, daß man anders iſt, wie viele Menſchen; in der Einſamkeit hingegen wird man mit den Idealen einer Sittlichkeit und einer Reinheit des Herzens vertraut, von der man weit entfernt zu ſein, ſich ſelbſt geſtehen muß, und dies Gefühl der demüthigen Selbſterkenntniß bei dem Bewußtſein des Strebens nach dem Guten, macht uns, wie ich glaube, erſt fähig, einen edlen Menſchen recht wahr, recht frei von aller Selbſtſucht zu lieben. Zu Werner's Theilnahme an uns geſellte ſich bald ein noch tieferes Intereſſe. Er war nicht glücklich, warum er es nicht war, verſchloß er wie ein Geheimniß in ſein Herz; allein eben das Geheimniß ſeines Grames machte ihn troſtbedürftig und ſeine Verhältniſſe führten ihn darauf hin, dieſen Troſt von keinem irdiſchen Gute, keinem vergänglichen Beſitze zu erwarten, ſondern ihn ſeiner eignen Seele, ſeinem Geiſte und ſeinem Gemüthe abzufordern. Wie groß und ſchön ſich aber auch das geſtalte, was aus der Tiefe eines geſchaffnen Geiſtes hervorſtrahlt, und ſich in ſeinem Gemüthe als Kunſt und Wiſſenſchaft reflectirt, ſo iſt ihm doch nie das urſprüngliche Licht und Leben eigen, welches nur durch die Allmacht der Religion, durch die Idee des Unerſchaffnen und Ewigen in unſrer Seele aufgehen kann. Die Ueberzeugung von dem Daſein Gottes war bis dahin für Werner nichts als eine nothwendige Folge verſtändiger Erkenntniß geweſen; den unausgeſprochenen Seufzer nach ihm in der Tiefe ſeines Herzens hatte er ſich noch nicht zu deuten vermocht, bis er meine Mutter kennen und an ihrem Sterbebette begreifen lernte, daß es eine Anſchauung des Unendlichen und Ewigen, eine Gewißheit ſeines Daſeins, eine Zuverſicht zu ſeiner Liebe gibt, die weit über alle Reſultate der Denkkraft erhaben iſt. Jetzt erſt lernte er das Bedürfniß des Glaubens deutlich fühlen und empfand, wie dieſer im Heiligthume ſeines Gemüthes aus der Kraft einer reinen Liebe in ihm erblühete. Eine Freundſchaft, die auf dem Boden eines ſolchen Bedürfniſſes aufgeht, trägt Blüthen für mehr als eine Welt und kann hienieden nicht mehr untergehen.

Tage wurden zu Wochen, dieſe zu Monaten, und näher und näher trat mir in der unergründlichen Tiefe ihres Schmerzes und ihres Ernſtes die feierlichſte Stunde, die Sterbeſtunde meiner Mutter. Ich bin mir meines jetzigen Daſeins nie lebendiger bewußt geworden, als ich mir während ihrer Krankheit unſrer Unſterblichkeit und der Fortdauer unſrer Seelen und Herzensverbindung nach ihrem Tode wurde, und ohne dieſe Gewißheit wäre ich auch der Prüfung ihres Verluſtes erlegen. Ueber mein künftiges Schickſal zeigte ſie, ob ich gleich ganz arm und dem äußern Anſcheine nach hülflos zurückblieb, nie die geringſte unruhige Beſorgniß. „Ich weiß es,“ ſagte ſie mir, „es wird Dir wohlgehen; Gott wird Deine Kindestreue und Kindesliebe nicht unbelohnt laſſen.“ Und mit Thränen der innigſten Rührung und Dankbarkeit ſchreibe ich es hier für Euch, meine lieben, jungen Freundinnen, nieder, daß Gott dieſen Segen meiner lieben Mutter auf eine oft wunderbare Weiſe an mir erfüllt hat und zwar ſo, daß es mir ſtets hat merkbar bleiben müſſen, daß ich keinem Menſchen die Sicherung meiner äußeren Lage, ſondern einzig Gott allein habe zu verdanken haben ſollen.

Meine liebe Mutter litt in den letzten Wochen an Lungenkrämpfen, von denen der Arzt ſelbſt geſtand, daß ſie vielleicht das höchſte Maß irdiſcher Qual erſchöpften. Ihre einzige Linderung war es dann, wenn ich vor ihrem Bette kniete, ihre Hand in meiner, oder ſie in meinen Armen, ihr theures, frommes Haupt an meine Bruſt gelehnt, hielt. Für jeden lauten Ausbruch meines Schmerzes, für jede ungeſtüme Klage war ſie, die mit der unüberwindlichen Geduld eines Engels litt, mir zu heilig, aber mein innerſtes Menſchſein ſträubte ſich oft, den Kelch dieſes Jammers zu leeren und meine Seele war betrübt bis in den Tod. Es kamen aber auch immer noch wieder lichtere Stunden und Tage, in denen wir es mit himmliſcher Wonne empfanden, wie überſchwenglich gnadenreich Gott in dieſen Prüfungsſtunden ſich uns in ſeiner Huld und in ſeinem Erbarmen offenbarte. Es hat meiner lieben, ſeligen Mutter an keiner Erquickung, an keiner Pflege, keiner Linderung gefehlt, die Gottesliebe und Menſchenliebe zu gewähren vermögen. Auf die unerwartetſte Weiſe erhielt ich Alles, was ich für ſie wünſchte. Unſer ſtilles Leben und die herzgewinnende Freundlichkeit und Güte meiner Mutter hatte uns die Liebe aller Einwohner des Städtchens erworben. Mehrere Töchter rechtlicher Bürgerfamilien kamen zu mir und erbaten es ſich, bei meiner Mutter wachen zu dürfen und die letzten zwei Monate ihres Lebens wechſelten ſie mit unermüdlicher Sorgfalt darin ab. Jeder beeiferte ſich, ihr eine Erquickung, eine Linderung zu verſchaffen, und wie dankbar empfand ſie das! wie war ſie ſo ganz Liebe, ſo ganz Segen für jeden Beweis der Theilnahme, für jedes Labſal, das ihr ward, für jede ſchmerzensfreie Minute! —

Ich hatte noch nie Jemand ſterben geſehen und ſo war es der letzte Wunſch meiner Mutter, daß ihr Tod ſtilles Erlöſchen, ſanfte Erlöſung von allem

Erdenſchmerze ſein möge, damit mir ihre Sterbeſtunde ein heiliges Friedensbild bleibe. Ihre Sehnſucht nach dem Tode wurde in den letzten Wochen ihres Lebens inbrünſtig und blieb dabei doch ſo ruhig, ſo ſeelengroß, ſo ohne Rückblick auf irdiſche Qual, als ſei ihr Geiſt ſchon verklärt. Nach Tage langen Todeskämpfen ermattete ihr Leben und dumpfer Schlummer begann es zu überhüllen, aber aus ihm brachen noch immer Strahlen ihrer unausſprechlichen Liebe zu mir hervor. Mir war, als verflechte ſich mein Leben von Stunde zu Stunde inniger mit dem ihrigen, als verſänke ſich mein ganzes Daſein ſo in das ihrige, daß ich nicht zu begreifen vermochte, wie ich würde leben können ohne ſie.

So ſaß ich eines Nachmittags einſam vor ihrem Lager. Sie ſchlug das Auge auf und ihr Blick ſchien mich zu ſuchen. „Wo biſt Du, Franzisca?“ fragte ſie und reichte mir die Hand, die ich, vor ihr niederſinkend, küßte; — plötzlich veränderten ſich alle ihre Züge, nicht entſtellend, ſondern ſie veredelnd, — vorzüglich von der Stirn ſtrahlte ein wundervoller Verklärungsglanz. „Mutter,“ rief ich, „meine liebe, liebe Mutter, wie iſt Dir?“ — Sie ſah mich an; — nie — nie vergeß ich dieſen Blick, — und ſo, ihre Hand in meiner, ohne irgend eine Zuckung, ohne irgend einen Laut verloſch ihr Leben ſo ſanft, als habe ein Engel es von ihrer Lippe weggeküßt. —

Jahre ſind ſeitdem vorüber gegangen, aber das Grab hat keine Gewalt über die Gemeinſchaft der Liebe zwiſchen ihr und mir geübt; ihr verklärter Geiſt umſchwebt mich; ich weiß und empfinde es, und innigſt mit ihm verbunden werde ich mich fühlen, ſo lange ich lebe; denn in meinem Herzen klopft ja nur ihr Leben, wie ſie es mir einſt gab. Nein, das Grab trennt wahrhaft liebende Herzen nicht! Wie könnte ſie, die ich ſo unausſprechlich, ſo mit innerſter, ganzer Seele ſeit dem erſten Erwachen des Lebens geliebt habe, mir mit der ſichtbaren Erſcheinung auch für immer entſchwunden ſein? Ihre Liebe zu mir, wie die meinige zu ihr, ſind ja ein weſentlicher, unzertrennlicher Beſtandtheil meines Seins und meines Weſens, denn ſie iſt und bleibt ja ewig meine Mutter, nächſt Gott der Urquell meines Daſeins, und nicht blos das körperliche Leben in mir empfinde ich als ihr Eigenthum, ſondern auch Vieles in meiner Seele iſt ihr, der ich in meiner ganzen geiſtigen Organiſation, in jeder Eigenthümlichkeit meines Weſens ſo ähnlich bin.

O, meine Mutter, mein Alles, mein unausſprechlich geliebtes Leben! noch heute frage ich mich, wie iſt es möglich, daß ich ohne dich zu leben vermag? — Ich bin, ich lebe, ich rede, ich bewege mich wie ſonſt, ich ſcheine ruhig, ich bin es und du biſt nicht mehr da! — ich kann dir nicht mehr Freude machen, mir fehlt der Beruf, für dich zu leben, und doch geht das Leben ungeſtört ſeinen Gang fort. Nichts ſtockt, nichts fehlt, und nur in meinem Herzen hat dein Verluſt dieſe nie zu erſetzende Lücke geriſſen! — Ach, ich habe dich früher nicht genug geliebt, nicht genug das Glück erkannt, mit dir und für dich zu leben! Du warſt mir immer, immer das Liebſte auf dieſer Welt, das weißt du jetzt, aber doch habe ich dich nicht genug geliebt! — dein letzter Gedanke hienieden war ich, dein letzter, brechender, verklärter Blick war mein; — o laß den Segen, den er auf mein Herz legte, bis zum letzten Schlage deſſelben, dies mächtige, lebensvolle Gefühl deiner Nähe, deines Schutzes und der Fortdauer deiner Liebe bleiben.

Nein, meine Lieben, ich kann heute nicht weiter ſchreiben.

* * *

Noch kniete ich einſam am Sterbebette meiner Mutter, ihre Hand in meiner, das Geſicht niedergebeugt auf das Herz, das mich ſo unausſprechlich geliebt hatte und nun nicht mehr ſchlug, als — Werner zu mir eintrat. Stumm kniete er neben mir nieder und ich fühlte, daß ſein Blick auf die Verklärte und ſein Kuß auf ihre Hand ein Gelübde waren, mein Freund und mein Beſchützer ſein und bleiben zu wollen. Mir erſchien er in dieſem Augenblicke als ein von Gott geſandter Tröſter. Er traf die nöthigen Anſtalten zum Begräbniß und verſprach, zu demſelben wieder zu kommen. Mein Schmerz war tief, aber ſehr ſtill und ſanft. Ein herzdurchbohrender Augenblick voll tödtlichen Trennungsſchmerzes ſtand mir noch bevor; es war der, als der Sarg weggetragen wurde. Auf den furchtbaren Eindruck, den dies auf mich machte, war ich nicht vorbereitet; allein in ſolchen Stunden bewährt ſich uns der Troſt edler Freundſchaft in all' der Himmelskraft, die Gott ihm für reine Herzen gab. Werner wurde mir hier unvergeßlich, und über Alles lieb und theuer, und meine Seele war durch den Schmerz ſo gereinigt und ſo ſtark geworden, daß es dies Erkennen des trefflichen Mannes ganz rein, ganz ungeſtört als Freundſchaft, ohne irgend eine Beimiſchung lebhafterer Empfindung in ſich aufzunehmen vermochte.

Mein äußeres Leben begann nun auch, ſein Recht, einer feſten Geſtaltung deſſelben, geltend zu machen. Werner ſchlug mir vor, die Stadt, in der er lebte, zu meinem Wohnorte zu wählen, und mich dem Unterrichte und der Erziehung junger Mädchen zu widmen; ein Beruf, der eben ſo ſehr meinen Wünſchen, als den Bedürfniſſen meines Herzens entſprach. Er ſelbſt war Vater von zwei Töchtern, die er mir anzuvertrauen wünſchte und die er entſchloſſen war, mir zu übergeben, wohin ich auch gehe. „Allein mein ganzes Glück, mein einziger Troſt würde ſich mit den geliebten Kindern und mit Ihnen, meiner Freundin, von mir entfernen,“ ſagte er mir, und dieſe Aeußerung reichte hin, mich in der Wahl meines künftigen Aufenthalts zu beſtimmen, ſo ungern ich auch das Städtchen verließ, an welches mich die theuerſten Erinnerungen meines Herzens banden. Die innigſte, treueſte und heiligſte Liebe meines Herzens ruhete mit meiner Mutter im Grabe; was aber in den Empfindungen und Wünſchen meines Lebens noch der Erde angehörte, war an Werner's edles Bild gebunden. Je öfter ich ihn ſah, je offner und vertrauter unſre Geſpräche wurden, deſto größer wurde meine Ehrfurcht für ſeine Tugend. Wahr, muthig, ernſt und feſt, wo es Rath und That und Wort im Dienſt des Rechtes und der Pflicht galt, war er eben ſo tief und rein empfindend, als geiſtvoll und ideenreich. Er war mein Vormund im Reich des Gedankens, allein auch in der zarteſten Empfindung meines Herzens, in den leiſeſten Regungen der Weiblichkeit habe ich mich ſtets von ihm errathen, verſtanden und geehrt gefühlt. Ich ehrte ihn wie einen Beſchützer, ich liebte ihn wie einen Bruder. Kein Gedanke meiner Seele blieb ihm verborgen; ich wußte es aus vielen kleinen Erfahrungen, daß er mich nur anzuſehen brauchte, um in meinem Herzen wie in einem offnen Buche zu leſen, oft ſelbſt das, was nur als Ahnung, nur als dunkles Gefühl mich bewegend, mir ſelber noch nicht in der Klarheit des Bewußtſeins aufgegangen war; und Gott ſei Dank! nie habe ich dieſen Scharfblick zu ſcheuen, nie ihn zu fürchten gebraucht. Für mein äußres Leben gewährte mir ſeine Freundſchaft alle die Sicherheit, die nur die treueſte, zuverläſſigſte Bruderliebe geben kann. Im Umgange mit mir wich er mit faſt weiblicher Feinheit und Zartheit nie von der haarſcharfen Linie, die in dem Verhältniß zwiſchen Freund und Freundin Traulichkeit von Vertraulichkeit ſcheidet, und die auch im herzlichſten Geſpräch, in der unbelauſchteſten Einſamkeit unſer Geſpräch und unſer Betragen doch ſtets vor jeder Mißdeutung geſchützt haben würden. Der Beſitz eines ſolchen Freundes iſt gewiß das allerſeltenſte Glück, deſſen ein weibliches Weſen ſich zu erfreuen haben kann, wie es das ſchönſte, das reinſte und das treueſte iſt, durch das wir hienieden beſeligt werden können.

Ich kam in N. an, wo er wohnte und fand, von ihm beſchützt und empfohlen, in einigen der ausgezeichnetſten Familien eine eben ſo gütige als ehrenvolle Aufnahme, da ſein Werth ſo allgemein anerkannt und verehrt war, daß es für edle Menſchen keinen gültigern Empfehlungsbrief geben konnte, als ſeine Freundſchaft. Seine beiden Töchter, Emilie und Ottilie, waren ein paar hübſche, aber in jeder Hinſicht höchſt vernachläſſigte kleine Mädchen, von fünf und ſechs Jahren, deren Liebe ich mir indeſſen bald gewann, weil ich ſie zuerſt und zwar von ganzem Herzen liebte. In Zeit von einigen Wochen wurden mir noch vier junge Mädchen anvertraut, und da ich die Zahl meiner Zöglinge nie über die Größe eines Familienkreiſes hinaus zu vergrößen entſchloſſen war, begann ich nun meine Lebensweiſe feſt zu regeln. Ich fühlte mich ſehr glücklich in meinen neuen Verhältniſſen; geſchützt vor Nahrungsſorgen, gekräftigt durch das Gefühl einer zweckmäßigen Thätigkeit, beglückt, weil ich mich von meinen Zöglingen geliebt fühlte und mehr noch, weil ich ihnen ungehemmt die ganze Fülle meiner Liebe konnte zuſtrömen laſſen, war meine ganze Seele frohe Dankbarkeit gegen Gott und Beſtreben, mich ſo vieler in mein Daſein gelegten Wohlthaten werth zu machen. Allein auch das ſchönſte Glück hat hienieden ſeinen Erdenſchatten, und dieſen warf auf mein Leben Werner's Gattin und der Schmerz, meinen Freund in der Verbindung mit ihr höchſt unglücklich zu ſehen. Er gehörte zu den Männern, deren Lebensglück das Opfer der Verblendung wird, aus eitlem Sinnenreiz eine Herzensſache gemacht zu haben. Noch als Student lernte er ſeine nachmalige Gattin, die Tochter des berühmten Profeſſors H., kennen, die als das ſchönſte Mädchen ihrer Vaterſtadt bekannt und von allen jungen Männern als ſolches gefeiert war. Bethört durch Sophiens Reize, warb Werner um ihre Liebe, gewann von ihr die Zuſage ihrer Hand und büßte jetzt in einer hoffnungslos unglücklichen Ehe dafür, daß er bei der Wahl ſeiner Lebensgefährtin nur der Macht ſinnlicher Eindrücke gehorcht hatte. Auf mich machte dieſe Frau, als ich ſie zum erſten Male ſah, einen erſchreckenden Eindruck. Man ſah noch, wie ſchön ſie geweſen ſein mußte, ehe dieſe ſo regelmäßig geformten Geſichtszüge Falſchheit, Neid, Bosheit, Herzloſigkeit, Hohn und die Gewohnheit des Maulens verzerrt hatten. Werner hatte mit mir früher nie von ſeiner Gattin und von ſeinen häuslichen Verhältniſſen geredet, und ich ſein Schweigen darüber geehrt, ohne doch die Größe ſeines häuslichen Unglücks zu ahnen. Als ich aber nun dieſe Frau kennen lernte, als ich ihre Kinder ſittlich und körperlich bis zur Strafbarkeit vernachläſſigt fand, und die Gleichgültigkeit, mit der ſie mir dieſelben übergab und unverholen ihre Freude ausſprach, von der Laſt, dieſe Creaturen um ſich zu haben, befreit zu werden, mir die Liebloſigkeit ihres Herzens verrieth, empfand ich die innigſte Theilnahme an dem Unglücke des edlen Mannes, der ſo ganz werth war, das edelſte weibliche Weſen zu beglücken, weil in ihm die nur wenig

Männern eigene Fähigkeit lag, durch die Liebe deſſelben unausſprechlich beglückt werden zu können. Bei dem Vertrauen der innigſten Freundſchaft, das zwiſchen uns immer feſter wurzelte und bei den geſelligen Umgangsverhältniſſen, die mich mit ihm und ſeiner Frau oft zuſammen führten, konnte mir das Unglück ſeiner Ehe nicht verborgen bleiben und die Stunde kam, in der es ſeinem übervollen, grambelaſteten Herzen Bedürfniß wurde, mit mir darüber zu reden. „Ich darf mich nicht beklagen," ſagte er mir, „wenn ich den Kelch einer unglücklichen Ehe bis auf die Hefen leeren muß; denn ich habe bei der Wahl meiner Gattin jede Prüfung ihres Charakters, zu der mir ihr Verhältniß zu ihren Eltern und ihren Geſchwiſtern, ſo wie ihr Betragen in Geſellſchaften und gegen andre junge Männer Gelegenheit bot, vernachläſſigt, weil mich ihre Schönheit blendete. Gleichgültig gegen ihre Eltern, unfreundlich gegen ihre Geſchwiſter, herriſch oder auch gemein vertraulich gegen Untergebene, gefühllos gegen Leidende, war ſie ſchon damals und ich hätte mir vorausſagen können, daß ihr Herz der Liebe unfähig ſei, deren ein weibliches Herz bedarf, um Mann und Kinder beglücken zu können. Allein ich beobachtete dieſe Offenbarungen der Liebloſigkeit ihres Charakters gar nicht und wenn ich dies auch vielleicht noch mit meiner damaligen Jugend und meinem Mangel an Menſchenkenntniß entſchuldigen könnte, ſo muß ich mir doch bekennen, zwei ihrer Fehler gekannt zu haben, ohne mich durch ſie warnen zu laſſen, nämlich ihren Leichtſinn und ihren Hang zum Müßiggang. Dieſer letztre ſah damals zuweilen bei ihr niedlich aus, weil er ſie von einem Geſchäfte zum andern umhertrieb, und dadurch mitunter ſogar den Schein der Thätigkeit erhielt; allein nie ſah ich ſie eine Arbeit vollenden, nie mit Ausdauer, mit ſtiller Ruhe und Emſigkeit fleißig ſein; nie fand ich in ihrem Arbeitskäſtchen, nie in dem Schubfach ihres Tiſches jene Ordnung, die das Nützliche und Nothwendige mit dem Scheine des Zierlichen zu ſchmücken weiß. Auch ihr Leichtſinn konnte mir nicht verborgen bleiben; ſie fand großes Gefallen daran, ſich den Hof machen zu laſſen, und beſaß die mit der wahren jungfräulichen Würde durchaus unvereinbare Gabe, viele Hofmacher um ſich zu ſammeln. Jede ernſte Unterhaltung, jede Anſtrengung, jede Beſchäftigung, die Ausdauer forderte, jede Kraft, ſich etwas verſagen und freudig entbehren zu können, ſchien ihr verſagt;

und ob ich das gleich ſah, überredete ich mich doch, Liebe und Ehe würden ihr den Ernſt geben, der zu jedem wohl geführten Hausſtand und zum häuslichen Glück gehört. Allein dieſer Wahn ſchwand ſchon in den Flitterwochen unſrer Verbindung dahin. Gewohnt, ſich als Mädchen den Hof machen zu laſſen, hatte ſie die Fähigkeit verloren, ſich als Frau der Würde einer Gattin bewußt zu werden und zu bewirken, daß dieſe auch von den Männern, die ſich ihr naheten, anerkannt und geehrt werde. Ihre Putz- und Vergnügungsſucht machten ihr die Verſuchung gefährlich, die für ſie in der Annäherung eines reichen Verführers lag. Ich bat und warnte, allein durch ihren Hang zum Müßiggehen waren ihr ſchon als Mädchen Liebeleien als Zeitvertreib zum Bedürfniß geworden. Ich fühlte mich unglücklich und ſie verlachte mich damit, erſt aus Leichtſinn, aber bald, ſo wie die Fehler ihres Charakters Spielraum fanden, ſich zu entwickeln, aus Bosheit und dann mit Schadenfreude. Nun ſchoß das Unkraut giftiger Triebe und Laſter wild in ihrer Seele empor; durch die kleinherzigſte Selbſtſucht unfähig zur Liebe, war keine Möglichkeit der Beſſerung in ihr und nach langer, herzzerreißender Qual mußte ich mich darauf beſchränken lernen, zu bändigen, was ich nicht zu unterdrücken, nicht zu beſſern vermochte. Sie hat mein Glück zertreten, mein Vermögen verſchwendet; der Gram um ſie hat vor der Zeit mein Haar grau, mein Herz matt gemacht und eine ſo unglückliche Ehe, wie die meinige, bringt unfehlbar in das Daſein eines Mannes eine Zerriſſenheit, die ſeine edelſten Geiſteskräfte lähmt. Vorzüglich empfinde ich es tief, daß ſie mir das edelſte Glück der Menſchheit, das Glück, Vater zu ſein, zu einem Quell des allerherzzerreißenden Schmerzes gemacht hat. Mein Wirkungskreis als Arzt vergönnt mir nur einzelne Minuten, die ich mit meinen Kindern verleben kann; die Sorge für ſie mußte ich ihr überlaſſen, und wie das als Vater ſchmerzt, die Frau, die Mutter gleichgültig, ja bis zur Grauſamkeit hart und gefühllos gegen heiß geliebte Kinder zu ſehen; zu ſehen, wie dieſe von Tag zu Tag mehr verwildern und an Seele und Leib verderbter erſcheinen, und ſich dann ſagen zu müſſen: das ſind nicht blos Folgen verkehrter Erziehung, — es iſt, ihnen von der Mutter, die du ihnen gabſt, angeerbtes Gift ſittlichen Verderbens; — nein! das kann nicht durch das Wort ausgeſprochen werden, da dieſes den hoffnungsloſen Jammer des tiefſten Seelenleids immer nur höchſt unvollkommen abzuſpiegeln vermag. Mutterliebe gehört für eine weibliche Seele ſo weſentlich zum Glück für Erde und Himmel, als es zur Seligkeit Gottes gehört, daß er Schöpfer iſt, und daher gibt es in der ganzen Natur nichts Empörenderes, als eine liebloſe Mutter. Wie dies Leiden auf mein inneres Leben eingewirkt hat, kann ich Ihnen nicht darſtellen. Ich war geiſtig wie zur Mumie geworden, das Getriebe des äußeren Thuns und Treibens ging wie eine einmal aufgezogene Uhr fort, allein jeder höhere Lebensreiz war erſtorben und ich könnte ſagen, ich ging mit entſeeltem Gemüth durch das Leben, bis ich Sie, theure Franziska, kennen lernte und mir in Ihrem Umgang wieder eine Anerkennung und Einwirkung edler Weiblichkeit wurde, wie ſie der Mann nicht entbehren kann, ohne die nachtheiligſte Verkümmerung geiſtiger Lebenswürdigung und reinen Herzensglückes, da dieſer Sinn für Weiblichkeit durchaus das Zarteſte und Feinſte im Manne, die Seele und das Leben aller ſchöneren Gefühle ſeines Herzens iſt. Unſchuld und Ruhe, Friede des Herzens und Heiterkeit des Geiſtes, Duldung und Kraft ſtrahlten mir aus Ihren Augen entgegen und belebten mein Herz, wie die Morgendämmerung ſtill heraufwallt, die Dunkelheit der Nacht zu vertreiben, und die Erde mit neuem Licht zu ſchmücken. Ich empfinde wieder und wenn ich gleich damit die Fähigkeit, leiden zu können, wieder erhalten habe, weiß ich doch jetzt auch dieſe zu ſchätzen und ſehe das Verhältniß zu meiner Frau als ein heilſames, moraliſches Beizmittel an; jeden Erſatz, den es für verfehltes häusliches Glück geben kann, finde ich in Ihrer Freundſchaft, in Ihrer Liebe zu meinen Kindern und in der vortrefflichen Erziehung, die Sie ihnen geben. Meine Aufgabe für dies Leben ſteht klar und ernſt vor mir und ich hoffe ſie ſo zu löſen, daß Sie mich ſtets Ihrer Freundſchaft, Ihrer Achtung werth finden ſollen."

Doch nicht blos Achtung, wahre, tiefe Verehrung empfand ich immer inniger für ihn, je genauer ich ihn kennen lernte und die Kraft erkannte, mit der er ſich in immer lichtrer Heiterkeit und Klarheit über ſein Schickſal zu erheben wußte. Mit ſtiller Herzenswonne empfand ich es, wie der edle, theure Freund mehr und mehr eine Ruhe der Seele, eine Freiheit des Sinnes, ein Schweigen des Verſtandes vor den tieferen Anregungen des Gemüthes gewann, die die untrüglichen Zeichen ſind, daß der Menſch auf dem Wege iſt, wo ihm alle Widerſprüche der Idee und der Erſcheinung in der Glaubenskraft eines von der ganzen Macht der Vernunft ergriffenen und beſtimmten Willens untergehen, und ſich ihm alle Räthſel des Lebens in dem Anerkennen der ewigen Liebe löſen. Wie glücklich ich in der Ahnung war, durch meine Freundſchaft Einfluß auf dieſe Stimmung des vortrefflichen Mannes zu haben, brauche ich denen nicht zu ſchildern, die es mit mir zu empfinden vermögen, und wer dies nicht kann, würde mich doch in keiner Schilderung dieſes Glückes verſtehen. Nur das muß ich noch einmal wiederholen, mein Gefühl für Werner war Freundſchaft, ſeelenvolle, innige und zärtliche Freundſchaft, allein ohne die leiſeſte Miſchung irgend eines Wunſches, irgend eines Anklanges von Sehnſucht, ihm in Liebe noch näher angehören zu können, als es der Fall war. Es iſt mir im ganzen Lauf meines Lebens nie begreiflich geworden, wie für den Gatten, den Geliebten, das Eigenthum einer Andern, Liebe in unſerm Herzen aufkeimen kann, und ohne eine höchſt ſtrafbare Vernachläſſigung des Herzens und Verweichlichung des Willens kann eine ſolche Verblendung, die ſtets Schuld, nie Unglück iſt, auch gar nicht Statt finden. Ruhig, frei und unbefangen, wie ich es in allen meinen Gedanken und Empfindungen ihm gegenüber war, erſchien auch mir ſtets Werner; allein das vermochte doch ein Verhältniß, das als das Heiligthum zwei reiner Herzen ſchön und zart wie eine Himmelsblüthe empor blühete, nicht vor der Mißdeutung der Menge zu retten. Man begann ſich zuzuflüſtern: Werner liebe mich und nur die allgemein anerkannte moraliſche Würde ſeines Charakters, nur mein eigener, ganz makelloſer Ruf ſchützte mich vor der entehrenden Mißdeutung unſers Verhältniſſes und unſers Umganges. Seine Frau ergriff den erſten Anſchein, der ſich ihr im Lauf ihrer Ehe darbot, ihm einen Vorwurf machen, einen Verdacht gegen ihn ausſprechen zu können, mit all der hämiſchen Bosheit, die ein Grundzug ihres Charakters war. Es konnte ihr nicht entgehen, daß Werner Freude an den ſichtlichen Fortſchritten ſeiner Kinder hatte, daß ſeine finſtere Stimmung lichter, daß mein Umgang ihm Troſt und Erholung war, und ſie wollte die Möglichkeit, ihm dieſen Troſt zu verleiden, nicht unverſucht laſſen. Jetzt kam für mich eine herbe Prüfungszeit. Werner's Freundſchaft war für mich die Quelle eines eben ſo edlen als ſüßen Glückes, und Nichts rechtfertigte den Argwohn, als könne ſich die Reinheit der Empfindung, die es beſeelte, je in ſeinem oder in meinem Herzen trüben. Ihn zu erheitern, ihn mit der Schattenſeite ſeines Lebens zu verſöhnen, ihn mit der Innigkeit und dem Vertrauen einer Schweſter zu lieben, war für mich zu einem Beruf geworden, der jede Kraft meines Geiſtes und meines Herzens erweckte, indem er ſie in Anſpruch nahm. Ich hatte keinen Bruder, keinen Freund, außer ihn; von ihm entfernt, war ich allein, einſam auf der Erde, die ganze Welt mir öde und freudenlos — des Beſten in mir war ich mir erſt durch ihn bewußt geworden; ſein war es, und nun trat zwiſchen mich und dieſen Mann, nicht die Tugend, nicht die Pflicht, nein, nur Bosheit, nur Verleumdung und gebot Trennung, wenn ſich nicht die Meinung gegen dieſe Freundſchaft empören ſollte! Ich hatte mit meinem Herzen einen ſchweren Kampf zu kämpfen; hätte es mich allein getroffen, ein Opfer bringen zu ſollen, ich hätte vielleicht nicht geſchwankt; allein nun ſollte ich den Freund betrüben und ihn durch meine Entfernung wieder in die finſtere Freudenloſigkeit des Daſeins zurückſtürzen, aus der ich ihn gerettet hatte, ach! da konnte mir wohl der Muth, es zu thun, als Grauſamkeit erſcheinen, und ich es bei der Reinheit und Sicherheit meines Bewußtſeins edel finden, um des Freundes willen der Mißdeutung der Welt und den Pfeilen der Verleumdung trotzen zu wollen.

Doch gewohnt, in ſtrenger Wachſamkeit wahr gegen mich, wie gegen Andere zu ſein, entging ich auch jetzt der Gefahr der Selbſttäuſchung, die mir Schwäche als Kraft verzuſpiegeln drohte. Von meiner Mutter war es mir tief eingeprägt worden, nie die Wahrheit und Richtigkeit meiner Grundſätze prüfen zu wollen, wenn ich in Gefahr ſtehe, daß mich die Neigung meines Herzens, oder irgend ein anderes lebhaftes Intereſſe bei dieſer Prüfung parteiiſch mache. „In völliger Herzensruhe und Geiſtesfreiheit," ſagte ſie mir oft, „denke über die Grundſätze nach, die Dir zur Richtſchnur Deiner Handlungen dienen ſollen; verſäume keine Gelegenheit, ſie zu prüfen, keinen Anlaß, ſie zu berichtigen; allein wenn der Augenblick da iſt, wo ſie Dir einen Entſchluß, eine Handlung abfordern, dann laß Dich nie darauf ein, mit ihnen handeln und über ſie klügeln zu wollen, ſondern befolge ſie feſt und ohne Wanken, ſonſt zieht Dein

Pflichtgefühl den Kürzern und die Sophiſtereien der Leidenſchaft tragen den Sieg davon.“

Nun hatte mir aber die ſorgſamſte Rückſicht auf das Urtheil und die Meinung der Welt ſtets für ein ſtrenges, durchaus unerbittliches Geſetz gegolten, dem jedes Frauenzimmer ſich unterwürfig bezeigen müſſe. Sobald ein Frauenzimmer, auch bei gänzlicher Schuldloſigkeit, das Bewußtſein hat, mit der Meinung zerfallen zu ſein, kann ſie ſich nur auf Koſten ihrer Weiblichkeit vor einem entadelten Daſein ſchützen, das dann im beſten Fall ein unnatürliches, zerriſſenes Daſein wird. Vorzüglich bei allen Herzensverhältniſſen müſſen ſich Frauen vor dem gefährlichen Irrthum hüten, daß ſie, weniger weiſe, glücklicher ſein würden. — Ich vermochte mir es nicht abzuläugnen, daß, hätte eine Freundin in einer der meinen ähnlichen Lage meinen Rath begehrt, ich ihr Trennung angerathen haben würde, und ſo mußte ich mir den Entſchluß zu dieſer abgewinnen. Was ich fürchtete, war Werner's Widerſtand gegen die Ausführung deſſelben; allein zu meinem großen, und ich geſtehe es, zu meinem ſchmerzlichen Erſtaunen erlaubte er ſich keinen Verſuch, mich zur Aenderung meines Entſchluſſes zu bewegen, ob er ihn gleich tief zu betrüben ſchien. Wir überlegten nun gemeinſchaftlich, wo ich künftig zu leben mich entſchließen wolle. Ein Brief, den er von einem ſeiner liebſten Jugendfreunde aus London erhielt, entſchied darüber. Dieſer gab Wernern den Auftrag, eine gebildete, deutſche Frau zu ſuchen, die geneigt ſei, auf ein oder zwei Jahre nach England zu gehen, um dort im Hauſe der Lady Griffith zu leben und dieſer Unterricht in der deutſchen Sprache zu geben. Die Bedingungen waren anſtändig und ſicherten zugleich der Eingeladenen, mit Ausnahme der zum Unterricht beſtimmten Stunden, völlige Unabhängigkeit zu. Dieſer Antrag entſprach in jeder Hinſicht meinen Wünſchen, ſobald Lady Griffith mir erlaubte, Werner's Töchter, Emilie und Otilie, mit mir zu nehmen, da ich entſchloſſen war, mich nie von dieſen zu trennen. Der Brief enthielt eine ſo anziehende Schilderung von dem Charakter und der Liebenswürdigkeit der jungen Lady, daß ich das Vertrauen in mir fand, ihr zu ſchreiben und ſie um die Vergünſtigung zu bitten, meine Pflegetöchter mitbringen zu dürfen. Ihre Antwort war bejahend und zugleich ſo freundlich, ſo ſinnvoll, daß es einen tiefen Eindruck auf mich machte und meinem Herzen eine Vorahnung von dem ſeltenen Werth dieſes vortrefflichen Weſens gab.

Je näher jetzt der Zeitpunkt unſerer Trennung kam, je düſterer ſchien Werner zu werden und die ſichtliche Anſtrengung, mit der er mir die Größe ſeines Schmerzes zu verbergen ſuchte, erweckte zum erſten Mal in mir die Ahnung, daß das Opfer, welches ich der Meinung allein zu bringen glaubte, vielleicht dem Herzensfrieden meines edlen Freundes gebracht war. Ich errieth jetzt, daß er ſelbſt die Gefahr gefühlt habe, die für ihn aus unſerm Zuſammenleben, aus der freundlichen Gewohnheit, uns täglich zu ſehen und zu ſprechen, aufgehen könne, und daß er es ſich darum verſagt habe, meinen Entſchluß, mich von ihm trennen zu wollen, zu bekämpfen. O, wie pries ich jetzt die Kraft, mit der ich mich entſchloſſen hatte, der Vernunft und der Meinung das Opfer eines Glückes zu bringen, deſſen Unerſetzlichkeit mein Herz tief empfand, ohne die Gefährlichkeit deſſelben zu ahnen. Werner war ſo edel, daß vielleicht der Uebergang ſeiner Empfindung für mich von Freundſchaft zur Liebe der Reinheit unſers Verhältniſſes keine Gefahr gedroht haben würde; allein von allen Irrthümern, die unſrer Ruhe und unſerm Werthe Gefahr drohen, iſt keiner gefährlicher, als der, auf die Stärke unſers Herzens zu rechnen, wenn die Pflicht den Empfindungen deſſelben feindlich gegenüber ſteht. Einer ſolchen Verſuchung auszuweichen, iſt weiſer noch und beſſer, als ſich in ihr zu bewähren.

Am Abend vor meiner Abreiſe war Werner bei mir, um ſeine Kinder zu ſegnen und von ihnen und von mir Abſchied zu nehmen. Ich litt unbeſchreiblich, nie hatte ich ſo lebhaft empfunden, wie theuer er mir, nie, wie theuer ich ihm war. Mit unbeſchreiblicher Wehmuth und einer Reſignation, deren Ausdruck herzzerreißend für mich war, ſprach er davon, wie jeder Troſt, jeder Reiz ſeines Lebens an meinen Umgang, meine Freundſchaft für ihn gebunden ſei und in welche öde Freudenloſigkeit, in welche kalte, ſtrenge Pflichterfüllung jetzt, von mir getrennt, ſein ganzes Daſein wieder verſinke. Sein Gram, ſein Schmerz thaten mir unendlich wohl und weh — ich hätte mein Leben hinopfern mögen, ihn zu tröſten, und als er mir nun mit ſo innig bewegter Stimme, mit naſſem Auge für die Mutterliebe und Muttertreue dankte, die ich an ſeinen Kindern geübt habe und noch üben wolle, und dann mit ſichtlicher Anſtrengung der Wahrſcheinlichkeit gedachte, daß ich, in die Welt zurücktretend, bald einem würdigen Mann begegnen und dieſem meine Hand reichen würde, und wie dann ſeine Kinder — ich ließ ihn nicht ausreden. So gewiß wie meine Freundſchaft für Werner frei von jeder Sehnſucht, jeder Unruhe, jeder Hoffnung der Liebe war, ſo fühlte ich doch meinen Beruf auf Erden ſo ganz als ſeine Freundin und als Pflegerin und Erzieherin ſeiner Kinder vollendet, daß ich es für meine Beſtimmung hielt, unverheirathet bleiben zu ſollen, um den beiden mutterloſen Waiſen, die die Vorſehung an mein Herz gelegt hatte, ungetheilt mein Leben widmen zu können, und ich ſprach das Gelübde aus, dies thun zu wollen. Werner's Auge ruhte mit einem unausſprechlichen Ausdruck auf mir, — ſeine Züge erſchienen von einem geiſtigen Freudenſchimmer wie verklärt, er drückte meine Hand an ſeine Lippen. „Es iſt vielleicht eine grauſame Selbſtſucht,“ ſagte er mir, „daß mich dieſe Anſicht Ihres Berufes auf Erden beglückt; allein ſie ſichert meinen Kindern das Glück einer vortrefflichen Erziehung und mir den Beſitz einer Freundin, die allein mein freudenloſes Daſein mit mildem Friedensſchimmer zu erhellen vermag. Vielleicht würden Sie in andern Lebensverhältniſſen glücklicher ſein, doch nie könnten Sie

Ihr Leben höher in tugendhafter Pflichterfüllung ausbringen, und dieſe Ueberzeugung verbürgt mir Ihre Zufriedenheit, meine Freundin, und beruhigt mich über die Zukunft.“

Ich ging nach Hamburg und ſchiffte mich dort mit meinen beiden Pflegetöchtern nach London ein, wo ich im Hauſe der Lady Griffith ihre Mutter, Lady Arundel, vorfand, die in der Stadt zurückgeblieben war, um mich zu empfangen und nach dem Landſitze ihrer Tochter zu begleiten. Lady Arundel war in ihrem 45ſten Jahre noch eine auffallend ſchöne Frau, von hoher majeſtätiſcher Geſtalt und einem ſo ſtolzen Anſtand, daß er ihrer Freundlichkeit und Zuvorkommenheit den Schein der Herablaſſung gab. Sie liebte Glanz, Pracht und Aufwand, und war freigebig bis zur Verſchwendung. Seit ihren früheſten Jugendjahren hatte ſie in der großen Welt gelebt und konnte dieſe jetzt nicht entbehren; doch der friſche Reiz, den die ihr ehemals dargebrachten Huldigungen dieſem Weltgetriebe gaben, war für ſie mit den Rechten und Anſprüchen einer jugendlich ſchönen Frau verſchwunden und ſie ſuchte ihn durch eine geiſtige Thätigkeit und Wirkſamkeit zu erſetzen, die bei der Kleinlichkeit der Angelegenheiten, für die ſie ſich intereſſirte, wie Hang zur Intrigue ausſah und auch wohl zuweilen dazu ausartete. Ihre angeborne Gutmüthigkeit ſicherte ſie davor, gefährlich werden zu wollen; allein die Sucht, die man bei ſo vielen Frauen dieſes Alters findet, ſich in fremde Angelegenheiten miſchen, Alles wiſſen, Alles befördern, Alles klug, heimlich und verſchlagen betreiben zu wollen, iſt der Sittlichkeit viel gefährlicher, als man ahnet. Ich rede nicht davon, daß ſie leicht zu Klatſchereien verleiten und in Klatſchſucht ausarten kann; dieſer Fehler iſt ſo nahe mit Gemeinheit verwandt, daß eine edle Natur ihn wie Gift verabſcheuen und ausſtoßen wird; allein Hang zur Intrigue, und verhülle er ſich in den beſten Zweck, iſt unvereinbar mit Wahrheit des Charakters und dieſe iſt das Kleinod unſers geiſtigen Lebens, die Grundlage aller ſittlichen Trefflichkeit im Menſchen. Wer nicht wahr iſt, wird früher oder ſpäter, aber gewiß unausbleiblich, das Opfer ſeiner eignen Falſchheit. Unwahrheit führt nie zum Glück, und ſelbſt in ſchwierigen Lagen hat die Einfachheit der Wahrheit faſt immer die Sicherheit der Klugheit. Die Richtigkeit dieſes Erfahrungsſatzes bewährte ſich auch an Lady Arundel. Was ſie wollte, war ſtets ſo unſträflich, daß ſie nur den geraden Weg gehen durfte, um es zu erreichen; doch ſie ging immer auf kleinen Nebenpfaden, und das Wiſſen um dieſen Hang raubte ihren Freunden und Bekannten die Zuverſicht zu ihrem Charakter, die ihr die Achtung derſelben verbürgen konnte. Unſicherheit über dieſe macht aber unſicher und verleitet zu Fehlgriffen; man thut dann, um die Menſchen zu gewinnen, mehr als nöthig iſt und ſchadet ſich dadurch bei ihnen, eben weil es der Freundlichkeit und Zuvorkommenheit, mit der man ihnen entgegen tritt, den Zauber raubt, den die Wahrheit der Empfindung unſerm Wohlwollen verleiht. Lady Arundel empfing mich mit auszeichnender Artigkeit; ich fand ſie liebenswürdig, geiſtreich, unterhaltend, allein ſie ließ mein Herz kalt und ich fühlte, daß, wenn Lady Mathilde ihrer Mutter gleiche, ich ihr gegenüber nie das Gefühl verlieren werde, ihr fremd zu ſein.

Es war an einem herrlichen Junitage, als wir nach Aſahall, dem Landſitze des Lord Griffith, fuhren, wo die Familie den Sommer verlebte. Lady Mathilde kam uns entgegen gefahren. Nie hat früher oder ſpäter die Erſcheinung eines weiblichen Weſens einen ſolchen Eindruck auf mich gemacht; nie habe ich eine ſo wahre augenblickliche Hinneigung von Herz zu Herz empfunden, als ihr, der Holdſeligen, gegenüber. Gewiß, unſre Seele hat bei dem erſten Anblick eines Menſchen oft prophetiſche Vorahnungen von ſeinem Werth und ſeinem Einfluß auf unſer Lebensglück und Lebensweh. Mir war, als ich Lady Mathilde erblickte, als ſei ihr Bild ſtets in meiner Seele geweſen und das Schickſal ziehe jetzt nur den Schleier fort, der mir in ihr das Ideal weiblicher Liebenswürdigkeit bis jetzt verhüllt habe. — Sie begrüßte mich mit herzlicher Innigkeit und mir wurde das Glück, daß auch ſie mich beim erſten Blick liebgewann und mein wurde, wie ich durch ſie den Segen kennen lernte, den die Freundſchaft einer tugendhaften und gefühlvollen weiblichen Seele unſerm Herzen zu gewähren vermag. Die Zeit hat den Bund unſrer Herzen bewährt und gekräftigt, allein die Blüthe unſrer Liebe erſchloß ſich bei dem erſten Blick. Seele in Seele, Hand in Hand, ſo fand uns der erſte Abend, und ſo wird uns, ich hoffe es zu Gott, auch noch der letzte Abend unſers Lebens finden.

Von Neuem erblühten jetzt für mich Tage eines reinen, ſchönen Glücks. Ich war in Lady Mathildens Hauſe ein geliebter, gern geſehener Gaſt. Angebetet von Allen, die ſie kannten, ein Engel der Huld und der Liebe für Alle, die ſie umgaben, reichte der Beſitz ihrer Freundſchaft hin, mir das Wohlwollen derer zu erwerben, mit denen ich lebte. Ich lernte hier nun die Lebensweiſe reicher und vornehmer Familien, die Vergnügungen der großen Welt, den Ton ihrer Unterhaltungen kennen und zwar, da ich mit gebildeten, edlen Menſchen lebte, dies Alles von ſeiner ſchönſten Seite, und, werdet Ihr es mir glauben, meine lieben jungen Freundinnen, daß aller dieſer Schimmer des Reichthums und des verfeinerten Lebensgenuſſes in mir nur die dankbare Anerkennung des Glückes bewirkte, im Mittelſtand geboren und für ein einfaches bürgerliches Leben beſtimmt zu ſein? — Durch alle Stände der Geſellſchaft geht jetzt das Beſtreben, ſich aufwärts anzuſchließen; allein wie viel würden wir an wahrem Lebensgenuſſe, an heiterer Freude und Frieden gewinnen, wenn wir das Glück des häusliches Fleißes, der ſtillen Zurückgezogenheit, der Beſchränkung auf den Umgang mit wenigen Freunden zu erkennen und zu würdigen verſtänden! Mag das vornehme geſellige Leben ſich gleich eignen, die Annehmlichkeit und die Grazie der Weiblichkeit zu entwickeln, ſo entfaltet ſich doch dagegen eben ſo gewiß unſer wahrſtes und edelſtes Sein nur in Demuth und Stille, und wir Frauen gleichen jenen Pflanzen, die in Treibhäuſern gezogen, mit ihrer ganzen Kraft nur eitle Blätterfülle treiben, dagegen ſie ſich im mütterlichen Erdboden, von der Natur allein erzeugt, in Blüthenpracht erſchließen. Das Beſte, was eine Frau in allen Verhältniſſen des Lebens ſein und werden kann, iſt doch das, was ſie als Gattin, Mutter, Hausfrau und Freundin iſt, und dieſe ſchönen Naturverhältniſſe vermag man ſich in der großen Welt ſelten rein und ungetrübt zu erhalten. Zu unſerm Glück reicht es nicht hin, daß wir geliebt werden; der geliebte Gegenſtand muß auch unſer inneres Weſen, unſre Seele, unſern Charakter zu würdigen wiſſen, und wo finden wir in der großen Welt die Menſchen, denen wir einen richtigen Maßſtab für ſittlichen Werth zutrauen können und daher mit ſorgloſem Vertrauen unſre innerſte Seele, jeden Zug unſers Charakters zeigen dürfen, ohne uns zu mühen, ihnen unſre Anſichten, Grundſätze und Empfindungen zu verbergen? Eine ſolche Vereinzelung bei äußerer lebendiger Gemeinſchaft lähmt aber unausbleiblich die edelſten Fähigkeiten unſrer

Seele, die zarteſten Gefühle unſers Herzens. Was mir aber vorzüglich die große Welt und den Geſellſchaftsverkehr mit vornehmen Zirkeln verleidete, iſt, daß er uns unausbleiblich das Glück des Vertrauens auf Menſchenherz und Menſchenwerth raubt. Dem Schmerz der Menſchennichtachtung entgeht kein gemüthvoller Menſch, der mit vielen Menſchen umgeht, und wir Frauen ſollten nichts ſo ſcheuen, als jene Zergliederungskunſt des menſchlichen Herzens, die uns den ſüßen heiligen Glauben an die Vortrefflichkeit deſſelben raubt. Unbekanntſchaft mit dem Laſter iſt für uns die ſicherſte Schutzwehr dagegen, und die Toleranz, die wir allen Schwächen des Geiſtes und des Herzens ſchuldig ſind, muß nie in Toleranz gegen Schlechtigkeit ausarten. In jedem Vergehen liegt, genau zergliedert, etwas Entſchuldigendes, was der Menſch nicht kennen lernen darf, ohne den Abſcheu gegen das Laſter einzubüßen und wehe uns, wenn uns dies nicht mehr empört. — Laßt uns daher den Vorzug nie verkennen, in einem Stande und in Verhältniſſen geboren zu ſein, die es uns ſo ſehr erleichtern, einfach, gut und glücklich zu ſein; laßt uns feſt an dem Glück des Bürgerſtandes halten und ſeine Würde dadurch behaupten, daß wir den

Schein jedes Strebens, es Vornehmeren, als wir ſind, gleich thun und uns ihnen anſchließen zu wollen, auf das Sorgfältigſte meiden. — Der Stand, in dem uns Gott hat geboren werden laſſen, iſt zugleich eine Anweiſung zu unſerm Beruf auf Erden und es iſt alſo unſere Pflicht, die Tugenden, die er fordert, vorzüglich zu üben und uns zur Erfüllung der Pflichten, die er auflegt, fähig zu bilden — Eine Mutter unſers Standes, die ihre Tochter, ſtatt für das Glück einfacher Häuslichkeit und anſpruchsloſen, ſich ſelbſt belohnenden Fleißes, dazu bildet, mit ihren Talenten ſchimmern zu können, ſchimmern zu wollen, hat für ihre Tochter blanke Spielpfennige ſtatt echten Goldes eingehandelt.

Lady Mathilde verſtand ſchon meine Mutterſprache und bedurfte nur noch der Uebung, um ſich im Sprechen derſelben zu vervollkommnen, worauf ſie hohen Werth ſetzte, weil ſie ihren einzigen geliebten Bruder, Lord Georg Arundel, der ſeit zwei Jahren in Deutſchland lebte und unſere Sitten, unſere Sprache und unſere Literatur lieb gewonnen hatte, bei ſeiner Rückkehr mit der neu gewonnenen Fertigkeit überraſchen wollte. Lord Arundel war der

Stolz ſeiner Familie und nach Allem, was ich hörte, verdiente er durch That, Charakter und Grundſätz-dies zu ſein. Er fand bei dem Tode ſeines Vaters die Vermögensumſtände deſſelben ſehr zerrüttet; um dieſe wieder herzuſtellen, ohne daß es der Prachtliebe ſeiner Mutter zu große Opfer koſtete, verließ er England, um auf dem feſten Lande unter einem fremden Namen einige Jahre ſo einfach und ſo beſchränkt zu leben, daß die Einkünfte von ſeinen Gütern faſt ganz zur Abzahlung der dringendſten, darauf haftenden Schulden verwandt werden konnten. Der Ehrgeiz ſeiner Mutter und ihre Dankbarkeit für die ihr gebrachten Opfer hatten für ſein künftiges Leben einen glänzenden Plan entworfen; ſie hoffte ihm nach ſeiner Rückkehr durch die Hand der jungen, ſchönen Lady Cäcilie Seymour den Reichthum und die Verbindungen ſichern zu können, deren er zu ſeinem Eintritt in das Parlament bedurfte, und dieſer mußte ihm bei ſeinen Kenntniſſen und ſeinen Talenten den Weg zu einer glänzenden, ſtaatsbürgerlichen Laufbahn eröffnen. Lord Arundel wurde noch vor Eintritt des Winters in London erwartet, und Lord Griffith und ſeine Gemahlin begleiteten ſeine Mutter nach der Hauptſtadt, um ihn dort zu empfangen. Ungern verließ ich Aſahall; ich hatte von Mathilden das Verſprechen erhalten, in London nur für ſie, ohne alle Theilnahme an dem glänzend geſelligen Verkehr. zu dem ihre Verhältniſſe ſie nöthigten, leben zu dürfen, aber doch ſchied ich ungern von dem ſchönen Landſitze. Einſamkeit war mir zum Bedürfniß geworden und immer entſchiedener ſprach ſich meine innerſte Natur für den Wunſch eines häuslichen, von dem äußern Weltverkehr ſo viel als möglich geſchiedenen Lebens aus. Werner's Andenken war lebendiger denn je in meinem Herzen; in meiner Seele kein Gedanke, der nicht mit für ihn gedacht war. Auch that mir die Sorge für ſeine Kinder unendlich wohl; die Liebe zu ihnen heiligte das Band unſrer Freundſchaft für mehr als eine Welt und die Freude, in ihnen für ihn zu leben, war mir der Preis, der Lohn meines Daſeins.

Das einzige Haus, das ich in London zuweilen beſuchte, war das der Lady Arundel, an den Tagen, die Mathilde allein bei ihr zubrachte, aber auch dann fuhr ich erſt, wenn meine Kleinen zu Bette gebracht waren, zu ihr. Eines Abends, als ich noch etwas ſpäter als gewöhnlich kam, fand ich in dem Geſellſchaftsſaale Niemand und ging daher durch die daran ſtoßenden Zimmer nach einem Cabinet, in dem ich Lady Arundel und ihre Tochter zu finden glaubte. Dies Cabinet war zeltartig, mit purpurrother Seide drapirt, eine ſilberne Ampel erleuchtete es mit der Milde des Mondlichtes; — ich ſchlug den Vorhang auf, der, vor dem Eingang niederwallend, die Stelle der Thüre vertrat und blieb wie feſt gebannt ſtehen. Lady Mathildens kleiner Georg, ein wunderſchöner, zweijähriger Knabe und ihr einziges Kind, ruhte auf ſeidenen Kiſſen und neben ihm, ſeinen Schlaf mit inniger Liebe belauſchend, verloren in den Anblick der holden Friedlichkeit ſchlummernder Unſchuld, lehnte an einer Säule ein Mann, dem die Natur in jedem Zuge das Siegel ſeines Adels aufgedrückt hatte. Eine hohe Geſtalt, das ſtolz getragene Haupt von hellbraunen Locken umwallt, ein Paar dunkelblaue Augen voll Geiſt, Feuer und Empfindung, ein bräunliches, von dem Roth der friſcheſten Geſundheit durchſtrahltes Colorit, edle Geſichtszüge und um den ſchöngeformten Mund ein unwiderſtehlich einnehmendes Lächeln der Güte, Freundlichkeit und der ſanften Wehmuth; — ſo erſchien mir Sir Georg Arundel, der, ohne daß ich es wußte, dieſen Abend angekommen war und ich geſtehe es, nie hat mir ein Mann beim erſten Anblick eine ſolche faſt ehrfurchtsvolle Hochachtung eingeflößt, wie er. Unwillkürlich blieb ich am Eingang ſtehen, den zurückgeſchlagenen Vorhang noch immer mit der einen Hand empor haltend; — jetzt aber ſah er auf und gleichfalls durch meine Erſcheinung in dieſem Augenblick überraſcht, trat er auf mich zu, mich zu begrüßen, da er wußte, daß ich erwartet wurde, was es ihm leicht machte, in mir die Freundin ſeiner geliebten Schweſter zu erkennen, die für ihn keine Fremde, keine Unbekannte war. In ſeiner Anrede lag ſo ein Ausdruck von reiner Hochachtung und zartem Vertrauen, daß das Gefühl des Fremdeſeins augenblicklich davor hinweg ſchwand und ich mich ihm gegenüber völlig unbefangen fand.

Von dieſem Abend an ſahen wir uns oft, da Sir Georg es kein Hehl hatte, daß ihn der Umgang und die Unterhaltung mit mir beſonders anzog, und meine Freude an dem Erkennen ſeines Werthes begründete ſich in immer feſterer Ueberzeugung von demſelben. Alles an ihm zeugte von einem ernſten, das Leben und die Welt in ihren großen Beziehungen rein und ſtark auffaſſenden Gemüth, und von einer dem Senkblei der Alltäglichkeit unergründlichen Tiefe der Empfindung. Im Beſitz gründlicher Kenntniſſe und gelehrter Wiſſenſchaft, beſaß er auch einen fein gebildeten Kunſtgeſchmack und jenen dichteriſchen Schwung der Einbildungskraft, jenen Sinn für die Schönheiten der Dichtkunſt, den nur ein edles warmes Herz zu erzeugen vermag. Was mir ihn aber noch beſonders werth und anziehend machte, war der Sieg, den ſeine ſchöne Natur und ſein ſittlicher Adel über alle erkünſtelten Verhältniſſe der großen Welt, in der er erzogen und gebildet war, davon getragen hatte. Die Blüthe des feinſten Welttons war ſein, ohne daß ſie der Wahrheit ſeiner Empfindung Eintrag that.

Ich hatte ſowohl in meinen früheren Verhältniſſen, als auch in Lady Mathildens Hauſe manche mir liebenswürdig und glänzend erſcheinende Männer kennen gelernt, die für mich den Reiz poetiſcher Gebilde gehabt hatten, ohne mir dadurch bedeutend zu werden; allein an Sir Georg konnte ich nur mit Rührung, nur mit der Wonne der Begeiſterung denken, mit der meine Seele alles Schöne und Große der ſittlichen Welt auffaßte. In jeder unſerer vertrauteren Unterhaltungen entfaltete er eine ſo reiche Fülle der herrlichſten Ideen, die der menſchliche Geiſt zu erzeugen, der edelſten Gefühle, die das Menſchenherz zu empfinden vermag, daß ich es bis zum letzten Hauch meines Lebens für einen bleibenden Gewinn meines geiſtigen Daſeins halten muß, mir jede ſeiner Aeußerungen unvergänglich eingeprägt zu haben.

Wenn ich jetzt auf jenen Zeitpunkt meines Lebens zurück blicke, ſo erſcheint er mir als ein ganz abgeſonderter Theil deſſelben und ich finde mich nicht wieder, wie ich damals war und doch vermag ich das, was ich jetzt bin, auch keineswegs von dem zu ſondern, was ich in ihm geworden bin. Die Blume vermag keine Rechenſchaft davon abzulegen, welchem Sonnenſtrahl ſie ihre Farbe, welchem Thautropfen ſie ihren Duft verdankt, aber ſie blüht aufgerichtet gen Himmel, als wolle ſie uns andeuten, von dort ſtamme der Einfluß, dem ſie Farbe und Duft verdanke, und ſo möchte ich auch nichts weiter von jenem Zeitpunkt ſagen, als Euch nur Sir Georgs Namen nennen.

Nicht meine Seele, nicht mein Herz, aber mein Geiſt entfaltete und bereicherte ſich in dieſem Umgang, in dem zugleich Seele und Herz erhellt und erwärmt wurden, auf eine mir jetzt noch oft unerklärbare Weiſe, und gewann durch ihn eine Klarheit und Kraft, daß keine zerſtreuende Beſchäftigung, keine Erſchütterung und Einwirkung von außen mich aus dem reinen Element des Edlen, Großen und Erhabenen, in dem ich mit ihm lebte, in das Gebiet des Alltäglichen und Kleinlichen wieder hinab zu ziehen vermochte. Ehemals ſtimmte ich das Idealiſche in mir zu dem Proſaiſchen des häuslichen Lebens und der weiblichen Thätigkeit herab, und erhielt und gewann mir ſo Einheit des Daſeins; jetzt aber lernte ich das Wirkliche ſo an das Idealiſche knüpfen, daß durch alle Anſprüche, durch die einfachſte Thätigkeit deſſelben, das Himmliſche und Ewige nur verklärt, nicht herabgeſtimmt und verweltlicht wurde. Das gab mir mit erhöheter Selbſtachtung auch reinere Gewiſſenhaftigkeit und deutlichere Erkenntniß von Menſchenwürde und Frauenbeſtimmung. Auch die kümmerlichſte, die dürftigſte Proſa des Lebens und des Haushalts, meine Freundinnen, ſoll nicht Herr über unſre Stimmung, über unſre Sehnſucht nach dem ewigen, über unſer Bedürfniß nach Idealität werden, und ſie wird es auch nicht, ſo lange unſer Gemüth auf den Flügeln einer reinen und tiefen Empfindung in das Gebiet des Ewigen und Unendlichen zu Gott empor getragen wird. Ich bin alt geworden, meine Lieben; ich habe viel Schmerz, viel Sorge, viel Arbeit und Entbehrung im Leben kennen gelernt, allein die Morgenröthe meiner geiſtigen Jugend iſt mir noch nicht untergegangen und an Geſundheit des Herzens, wie an Geiſt, Sinn und Denkungsart bin ich geblieben, wie ich war und das verdanke ich jenen unvergeßlichen Tagen — meiner Jugend.

Es war der innigſte Wunſch der Lady Arundel, Sir Georg bald mit Lady Cäcilie Seymour vermählt zu ſehen, und ich intereſſirte mich ſehr für die Erfüllung deſſelben, da die Neigung der jungen Dame für Sir Georg ſichtbar wurde, und ſie durch Geiſt und Liebreiz werth war, ſeine Gemahlin zu werden. In ſeinem Betragen gegen ſie lag eine leichte anmuthige Galanterie, in der ſeine Mutter aufkeimende Neigung, ich den Beweis ſah, daß Lady Cäcilie keinen tiefern Eindruck auf ſein Herz mache, da er dieſe Galanterie allen liebenswürdigen Frauen bewies; nur mir, der Freundin gegenüber, verſchwand aus ſeinem Betragen jede Spur derſelben, und nur der

Charakter tiefempfundener Achtung und zarter, aufmerkſamer Sittigkeit blieb dann ſichtlich.

So vergingen einige Monate. Sir Georg, der bei ſeiner Rückkehr dem Wunſche ſeiner Mutter, ihn mit Lady Cäcilie vermählt zu ſehen, baldige Gewährung verheißen und nur Zeit gefordert hatte, ſie kennen zu lernen, weil Reichthum allein ihn nie zu der Wahl einer Gattin beſtimmen werde, obgleich ſeine Umſtände es ihm zur Pflicht machten, darauf Rückſicht nehmen zu müſſen, ſchien es ſehr ungern zu ſehen, wenn ſeine Mutter ihn an dies Verſprechen erinnerte. Auch ſtreiſten zuweilen kleine Ungleichheiten der Laune, wie Wolken über den tiefblauen Himmel ſeines heitern Ernſtes hin; in meine Seele kam aber keine Ahnung, daß in allen dieſem irgend eine Beziehung auf ſein Verhältniß zu mir ſein könne, bis eine Veranlaſſung kam, die mich zwang, einen tiefern Blick in das Herz des Freundes, und einen ſtreng prüfenden in das eigene zu werfen.

Sir Georg liebte die deutſche Literatur, und hatte vorzüglich Göthe mit ganzer Seele und inniger Liebe aufgefaßt. Mathilde theilte mit dem geliebten Bruder die Freude an den Gebilden deutſcher Dichtkunſt, und wir ſetzten für jede Woche zwei Abende feſt, in denen wir uns gegenſeitig deutſche Bücher vorlaſen. Unmerklich vergrößerte ſich nach und nach der Kreis theilnehmender Zuhörer und wir begannen einige dramatiſche Werke mit vertheilten Rollen vorzuleſen. Die Wahl traf unter andern auch Göthe's Egmont; Sir Georg las den Egmont, ich Klärchens und auch Ferdinands Rolle. Unſre Seele nimmt oft, ohne daß wir uns gerade eines äußern Anlaſſes dazu bewußt werden, eine Stimmung an, die unſre Empfänglichkeit für dieſen oder jenen Eindruck bis zum Wunderbaren ſteigert; ich hatte den Egmont ſo oft geleſen, auch vorleſen hören und ſelbſt vorgeleſen, allein von der Wirkung, die er an dieſem Abend auf mich machte, vermag ich noch keine Rechenſchaft zu geben. Ich las meine Rollen nicht, ich durchlebte ſie mit einer Tiefe und Gewalt der Leidenſchaft, die früher noch nie in meiner Seele frei geworden war und riß dadurch, vorzüglich in der Scene zwiſchen Egmont und Ferdinand, alle Zuhörer ſo hin, daß ein junger Engländer, der kein Wort von dem verſtand, was ich las, in Thränen von den Tönen der Liebe, des Schmerzes und der Leidenſchaft zerfloß, die meinen Lippen unbewußt in einer Begeiſterung entquollen, vor der alles Andre in mir verſank, und nur die tiefſte Innerlichkeit der geheimnißvollſten und mächtigſten Empfindung laut wurde. Jetzt hatten wir geendigt, — tiefathmend ſchwieg Alles um uns her, ich ſah auf. Sir Georg ſaß mir gegenüber, bleich und in unverkennbarer, faſt gewaltſamer Bewegung; mein Blick begegnete dem ſeinen, der mit unausſprechlichem Ausdruck ihn ſuchte; bebend ſtand ich erröthend auf, und um den Lobſprüchen auszuweichen, in die jetzt Alles ausbrach, ging ich in das Nebenzimmer; Sir Georg folgte mir und faßte meine Hand, die er an ſeine naſſen Augen, an ſeine Lippen drückte und dann auf ſein mächtig klopfendes Herz legte. „Herrliche!“ flüſterte er mir zu; der Ton, mit dem er ſprach, riß mich aus der gefährlichen Sicherheit, in der ich mich bis jetzt ſo ſorglos dem tiefempfundenen Zauber der Anerkennung ſeines Werthes und ſeiner Liebenswürdigkeit hingegeben hatte; — ein ſolcher Seelenlaut der Liebe hatte noch nie den Wiederhall in meinem Herzen zu wecken verſucht.

Die Geſellſchaft trennte ſich, und kaum war ich allein in meinem Zimmer, als ſich die Beklemmung meines Herzens in Thränen auflöſte. Die Möglichkeit, daß Sir Georg mich vielleicht liebe, trübte nicht nur den ſtillen Frieden meiner Verhältniſſe, ſondern ſie verdunkelte mir die Wonne, mit der ich bis jetzt ſeinen Edelmuth, ſeine reine, ſittliche und geiſtige Größe bewundert hatte. In ihm ſah ich bis jetzt ein Ideal; die Empfindung, die ihn mir gegenüber ergriffen hatte, ſtellte dies Ideal in den Kreis der wirklichen Erſcheinungen, und da drang ſich mir die Vergleichung mit Werner auf, und der Gedanke, Sir Georg in meiner Verehrung, meiner Werthſchätzung vielleicht unwillkürlich höher geſtellt zu haben, als dieſen, legte ſich wie ein Unrecht auf mein Herz. Mit unausſprechlicher Innigkeit verlebendigte ſich in mir das Bild des treuen zuverläſſigen Freundes, des frommen, ſchwergeprüften, edel bewährten Mannes. Sir Georg war eine glänzendere Erſcheinung und ich erröthete vor mir ſelbſt, daß dieſer Glanz ſo vielen Einfluß auf mein Urtheil und meine Anſichten geübt hatte. Werner war als Staatsbürger, Gelehrter und Menſch durchaus edel und rein achtungswerth; ſein Geiſt ſo reich, ſein Herz ſo treu und warm, ſein Gemüth ſo tief und groß; — er war mein liebſter, treueſter, bewährteſter Freund, mein Schutz, mein Anhalt auf Erden, der

Mann, deſſen Namen meine unvergeßliche Mutter ſterbend nannte, wenn ſie ſich über meine Zukunft beruhigen wollte, deſſen Freundſchaft, deſſen Achtung und Vertrauen mir zum Glück meines Lebens unentbehrlich waren; — worauf konnte ſich dann, wenn meine Empfindung für Sir Georg wärmer als für ihn in meinem Herzen ſprach, der Vorzug gründen, den ſie ihm zugeſtand?

Es kam für mich jetzt ein Zeitpunkt ſchmerzlichen, innern Zwieſpalts. Vielleicht liebte mich Sir Georg, aber eine innere Stimme, der ich gehorſam zu ſein gewohnt war, ſagte mir, ich dürfe nichts thun, um dies zu ergründen und er ſelbſt müſſe es edler finden, wenn ich ihm ausweiche und mich von ihm zurückziehe, als wenn ich einer Neigung folge, die der Unterſchied des Ranges und des Vermögens zwiſchen uns immer durch den Schein der Selbſtſucht in dem Urtheil der Welt getrübt erſcheinen laſſen mußte. Auf der andern Seite ſtand er aber auch wieder vor mir in all' der ſeltnen Liebenswürdigkeit, all' der hohen Trefflichkeit ſeines Weſens, und wie viele ſeiner Aeußerungen, wie viele ſeiner Blicke berechtigten mich nicht zu der Ueberzeugung, daß es in meine Macht gegeben ſei, die Scheidewand zwiſchen uns niederzureißen, und daß es für ihn nur der Gewißheit, oder auch nur der Hoffnung, von mir geliebt zu ſein, bedürfe, um ſich berechtigt zu finden, dieſer Liebe die Entſcheidung über ſein Leben anzuvertrauen. Wenn dies aber geſchah, ſo mußte er meine Hand mit dem Opfer ſeiner ſtaatsbürgerlichen Wirkſamkeit erkaufen; einem Opfer, welches der Mann vielleicht nie der Liebe bringen darf und welches dem Engländer nie vergeben wird, gebracht zu haben; ſeine Mutter würde dieſe Verbindung als ein Unglück, als eine Schmach angeſehen haben und wenn von ſeiner Seite die äußern Verhältniſſe ſo trennend zwiſchen uns traten, ſo hatte ich auch auf Pflichten Rückſicht zu nehmen, die höher als alle Menſchenſatzungen geehrt zu werden verdienten. Einmal Sir Georgs Gattin, war ich auf immer für Werner verloren und außer Stande, meine freiwillig vor Gott übernommenen Pflichten gegen ſeine Kinder zu erfüllen, und wo ſollte ich die Berechtigung finden, mich von dieſem Gelübde frei zu ſprechen? — Welche Hoffnung auf Glück darf ſich das ſchwache Menſchenherz erlauben, wenn es ſie auf den Treubruch ernſter Pflicht zu gründen wagt?

Was in dieſer Lage meine Seele verwundete und heilte, was mich tief und ſchmerzlich bewegte, und doch auch immer wieder muthig und freudig emporhob, kann ich nicht deutlich zu Worten geſtalten; allein ich kam in dieſem Kampfe zu der Ueberzeugung, ich dürfe Sir Georgs Liebe für mich nicht gut heißen. Es kam mir bei dieſer Entſcheidung nicht darauf an, glücklich zu werden, ſondern allein das zu thun, was ich als das Beſte und Uneigennützigſte erkannte, und eben daher hatte ich das ergriffen, was mich am wahrſten zu beglücken vermochte. Von dem Augenblick an, wo ich hierüber zu einem feſten Entſchluſſe kam, wo ich ganz freiwillig dem Glanze des Reichthums und des Ranges, und dem Beſitze eines der edelſten und vortrefflichſten Männer entſagte, weil ein unbeſtechliches Gefühl in meiner Seele mir verkündigte, es ſei ſelbſtſüchtig und unedelmüthig von mir gehandelt, wenn ich ſeine Hand annehme, kam eine ſo reine Freudigkeit in mein Herz, daß ſie mich der Zufriedenheit meines himmliſchen Vaters und meiner lieben ſeligen Mutter mit meinem Entſchluſſe vergewiſſerte. Die ſtillen glanzloſen Tugenden frommer Häuslichkeit waren mein Beruf auf Erden, und wohl mir, daß ich ihn zu erkennen und zu ehren vermochte. Jedes Verhältniß, das einen Zwieſpalt zwiſchen dem innern und äußern Leben hervorbringt und mit den Grundtrieben unſerer Natur ſtreitet, iſt ein Fehlgriff im Erkennen unſers Berufs auf Erden und rächt ſich durch ein krankes Leben. Wohl dem, den das ſtille Geleis der Pflichttreue vor einem ſolchen Irrpfad bewahrt!

Sir Georgs Verhältniß zu mir und das meine zu ihm blieb auch jetzt zwiſchen uns ein unausgeſprochenes, allein ich fühlte, daß er mich verſtand, daß ihn meine Reſignation betrübte, aber daß er ſie ehrte und mir dadurch unwillkürlich das Zeugniß gab, ich habe das Edelſte gewählt. Unbeſchreiblich zart und innig wurde jetzt ſeine Hochachtung für mich und mein Herz erbebte oft vor dem ſeelenvollen Ausdruck ſeiner Blicke und vor dem Ton der innigſten Empfindung, wenn er mit mir ſprach. Geirrt hatte ich mich aber, wenn ich hoffte, eine Handlungsweiſe und ein Betragen, die ſeine Achtung für mich erhöheten, würden ihn zu dem Entſchluſſe bringen, ſich um Lady Cäcilie zu bewerben. Ich erfuhr, daß er ſeiner Mutter ſehr ernſt erklärt habe, ſie möge ihn mit dem Anſinnen, ſich zu vermählen, verſchonen;

die Stimmung ſeiner Seele mache es ihm unmöglich, daran zu denken und er ſei Willens, wenigſtens noch einige Jahre unverheirathet zu bleiben. Die Trauer ſeiner Mutter und ſeiner Schweſter betrübten mich, aber in dieſer Betrübniß war doch etwas, was meinem Herzen ſehr wohl that. Ich geſtehe dieſe Empfindung um ſo offner, da ich die Kraft hatte, ihr keinen Einfluß auf mein Betragen einzuräumen. Einige Tage ſpäter kam Lady Mathilde eines Morgens zu mir, mich zu einem Spatziergang abzuholen; ihr holdſeliges Geſicht trug den Wiederſchein innerer Bewegung und ihr Ton war liebevoller und ſüßer denn je. Kaum waren wir allein, als ſie mir ſagte, ihre Mutter ſei bei ihr geweſen und habe ſie gebeten, mit Sir Georg zu reden und alle Macht ſeiner Liebe zu ihr aufzubieten, um ihm die Verbindung mit Lady Cäcilie annehmlich zu machen; ſie fühle aber, wie das ganze Lebensglück ihres Bruders an die Wahl einer Gattin geknüpft ſei und könne ſich daher nicht dazu entſchließen, bis ſie auch meine Meinung darüber wiſſe, und ob auch ich glaube, daß Sir Georg mit Cäcilien glücklich zu werden vermöge. Dieſe Frage hatte ich mir ſelbſt ſchon ſo oft vorgelegt, daß ich ſie ihr jetzt ohne Zögern bejahend beantwortete. Cäcilie war edel geſinnt; ſie liebte Sir Georg; ſie war reich, ſchön, geiſtvoll. — Sir Georg achtete ſie; wenn er um ihre Hand warb, ſo geſchah es gewiß mit dem Entſchluſſe, ſie glücklich zu machen, und dies verbürgte, daß ſie es werden würde; das Alles ſagte ich Mathilden in der Lebendigkeit der Theilnahme und der Hochachtung, die ich für Sir Georg empfand. Sie umarmte mich innig gerührt. „Dieſer Verbindung, meine Freundin,“ ſagte ſie mir, „ſteht ein Hinderniß entgegen; mein Bruder liebt, und zwar das edelſte und ſchönſte Herz, das je in einer weiblichen Bruſt ſchlug. Der Zufall hat meiner Mutter ſein Geheimniß entdeckt und mir erſcheint es als Pflicht, auch Sie damit bekannt zu machen. Leſen Sie.“ — Hier legte ſie ein Blatt in meine Hand, drückte mich noch einmal innig an ihr Herz und ließ mich dann allein. Ich ſchlug das Blatt auseinander und erkannte Sir Georgs Schriftzüge. Darf ich mittheilen, was ich las? — O gewiß, ich war damals, wie noch jetzt, von der eitlen Verblendung frei, mich in den Zügen dieſes Gemäldes zu erkennen. Allein wie auf dem Meere der Wiederſchein des Himmels bald als lichtes Blau, bald als düſtres Grau liegt, ſo ſpiegelt ſich in dem Bilde der Geliebten, wie der Liebende die Züge deſſelben auffaßt, ſein Geiſt, ſein Herz ab, und darum gebe ich Euch dies Blatt; — nicht mich, aber ihn findet Ihr in der Schilderung, die es enthält.

Franzisca.

(Ein Gemälde.)

„Still und ſanft bewegt ſchaue ich in dieſer einſamen mitternächtlichen Stunde dein Bild an, theure, edle Seele, wie es tief in meinem Herzen wohnt, und nicht mehr daraus weichen wird, ſo lange es ſchlägt. Mir iſt, als müßte ich dich mit einem Worte darſtellen können, wie du biſt und lebeſt, aber die arme Erdenſprache hat dies Wort nicht, und nur in dem unausſprechlichen Seufzer meiner heiligſten und mächtigſten Sehnſucht ruht es verborgen.“

„Wie ein milder Frühlingshauch belebt dein Bild, dein Andenken in meiner Seele alles Schöne und Zarte des Menſchenlebens und des Menſchenherzens, und ſelbſt die Klage des Unmuths und der hoffnungsloſen Trauer wird in deiner Nähe zur Melodie leiſer Wehmuth. Du liebſt die Blumen der Erde und pflegſt ſie milde lächelnd für

Andre; allein dein Geiſt wohnt über den Sternen, und ruhig und groß blickſt du auf den Wechſel alles Irdiſchen, und tief ergriffen von der heiligen Begeiſterung des Ewigen erreichen dich die kleinen Sorgen, die kleinen Schmerzen der Erde nicht, und nicht der Wunſch, nicht die ſehnſuchtsvolle, ahnende Hoffnung irdiſchen Glücks.“

„Und doch, wie demüthig biſt du; wie ſo ganz unbewußt des Adels deiner Seele und der Hoheit deines Geiſtes, ganz Einfachheit, ganz Wahrheit in allem deinen Thun und Sein! Der reine Glanz deiner Begeiſterung iſt aus Milde und Liebe geboren, und hüllt ſich daher auch in den freundlich ſanften Schimmer der Liebe und der Milde. Ach! wir Alle kennen nur wenig von dir: nur einzelne Strahlen deines Weſens und ganz kennt dich nur der Gott, den du ſo innig liebſt und vor dem deine Seele ſich aufrichtet in der Erhabenheit, die vor jedem Menſchenauge ſich in Demuth kleidet.“

„Heiliges Weſen, könnte ich dich einmal ſehen wenn dein Auge ſich himmelwärts richtet und deine Seele bei Gott iſt; dann hätte ich den ſchönſten Abglanz der Gottheit in einem Menſchendaſein geſehen, den das ſehnende Herz hienieden zu erblicken wünſchen darf.“

„Nein, du gehörſt dieſer Welt nicht mehr an; der Himmel iſt in deinem Herzen und ſein lichter Friede in deinem Blick. Wie der Abendſtern ſtill und rein über der Erde ſteht und auf ihre Nächte hellſtrahlend herabſieht, ſo ſtehſt auch du über dem irdiſchen Leben und ſiehſt ſanft lächelnd hinab auf ſeine Schmerzen und ſeine Freuden, ach! auch auf ſeine Liebe und ſeine Wünſche, die dich nicht zu erreichen vermögen.“

„Wie dürfte ich es wagen, nach die die Arme auszuſtrecken, um dich an ein Herz zu ziehen, das, wenn gleich von der Sonne deines Himmels durchglüht, doch auch in irdiſcher Flammengluth lodert! Wie dürfte ich hoffen, von dir geliebt zu ſein, einzig, innig, unausſprechlich, wie ich dich liebe und ewig nur dein Bild im Herzen tragen werde!“ —

„Töne dann fort durch mein Leben, Klage einſamer, ſtummer, vielleicht ſelbſt unerrathener Liebe! kein Freudenlaut irdiſchen Glückes ſoll dich je in meiner Bruſt übertönen und mein Leben bleibe ein einziger, langer Gedanke von ihr!“ —

Mit unausſprechlicher Bewegung, mit heißen wonnevollen Thränen las ich dies Blatt; ich war geliebt, geliebt, wie man in einem reinern Daſein nur geliebt zu werden wünſchen kann; aber der Himmelsnektar dieſer Liebe mußte wie das Gletſcherwaſſer vor der Berührung der Erde geſchützt werden, wenn er himmliſches Labſal bleiben und nicht ſtatt dieſes Tod und Schmerz gewähren ſollte. Mein Entſchluß war gefaßt, als Lady Mathilde zurückkam und ich aufſtand, um ihr entgegen zu gehen. „Wir müſſen uns trennen, meine theure Freundin,“ ſagte ich ihr. „Sir Georgs edle Seele trägt auf mich den Wiederſchein ihrer eignen Größe und des Adels ihrer Ideale über; es wäre möglich, daß dieſer Reiz der Idealität, den er mir leiht, ſeine Empfänglichkeit für Lady Cäciliens Liebenswürdigkeit mindert und meine Pflicht iſt, ihn davor zu ſchützen. Sie darf es für ihre Beſtimmung halten, ihn glücklich zu machen, ich nicht. Laſſen Sie mich daher in mein Vaterland zurückgehen, theure Lady, und dort aus der Ferne den Antheil an dem Glück ihrer Familie nehmen, den ich ewig, nächſt der Gewißheit Ihrer Freundſchaft, als eine der edelſten Wonnen meines Lebens ungetrübt zu bewahren wünſche.“

Lady Mathilde weinte ſchmerzlich bewegt und ſchien unentſchloſſen mit ſich ſelbſt zu kämpfen. „Nein,“ ſagte ſie mir endlich, „Sie und Sir Georg ſind für einander geſchaffen, und äußere Zufälligkeiten dürfen nicht über Ihr Schickſal die Macht üben, Sie Beide von einander zu trennen. Ich läugne es nicht, daß Ihrer Vermählung mit meinem Bruder große Schwierigkeiten im Wege ſtehen; dieſe liegen vorzüglich in dem Widerſtreben meiner Mutter, ihren ſo lange gehegten Plan einer Verbindung Sir Georgs mit Lady Cäcilie aufzugeben; allein dieſes Alles läßt ſich beſeitigen und darf nicht zu ängſtlich berückſichtigt werden, wenn von dem höchſten Lebensglück zweier edler Menſchen die Rede iſt.“

„Und Lady Cäcilie?“ fragte ich, „verdient auch ſie und ihre Liebe zu Sir Georg keine ängſtliche Berückſichtigung? Sie iſt edel und gefühlvoll; ſie liebte Sir Georg ſchon, ehe er mich kennen lernte und fühlte ſich damals von ihm vorgezogen und ausgezeichnet; ſein Beſitz wird ſie glücklich, ſein Verluſt unglücklich machen.“

„Und wird denn,“ antwortete mir Mathilde mit dem Ton inniger Liebe, „der Verluſt meines Bruders Sie, theure, gefühlvolle Franzisca, weniger unglücklich machen, oder ſoll ich Sie gegen ſeinen Werth und ſeine Liebe unempfindlich glauben?"

„Das bin ich nicht," erwiederte ich und meine Augen füllten ſich mit Thränen, „und wenn ich den Beruf, Sir Georgs Gattin zu werden, für den meinigen halten dürfte, ſo würde mein Herz ihn zu ehren wiſſen; allein ich habe meinem Herzen nie die Freiheit verſtattet, Sir Georgs Werth auf eine Art zu empfinden, die den Frieden und das Glück meiner Seele und meiner Zukunft auf irgend eine Weiſe unzertrennlich mit der Hoffnung auf ſeinen Beſitz verbunden hätte; ich habe ihn nie für mich, mich nie für ihn beſtimmt glauben können, da ſeine Verhältniſſe und von meiner Seite andre mir heilige Pflichten uns trennen. Sein Herz würde mir vielleicht große Opfer bringen; das meinige legt mir die Verpflichtung auf, ſie nicht anzunehmen. Ich wünſche Ihrer Frau Mutter den Kummer zu erſparen, ihn länger unverheirathet zu ſehen und die Angſt, daß er ſeine nach ihrer Anſicht unziemliche Wahl treffen möge; darum wünſche ich England ſobald als möglich zu verlaſſen. Ihre Freundſchaft, theure Lady, wird mir bleiben; ſie wird mir meine künftigen Lebenstage erheitern und die Freude, Sir Georgs große

Fähigkeiten und ſeine Tugenden auf einem ihrer würdigen Schauplatze zum Vortheil ſeines Vaterlandes ſich entfalten zu ſehen, wird mir den Schmerz der Trennung lohnen.“

„Wie ſehr,“ ſagte mir Lady Mathilde, indem ſie meine Hände an ihr Herz drückte, „verdienen Sie die Anbetrung meines Bruders! wie ſoll er es verſchmerzen lernen, Sie gekannt, geliebt zu haben und Sie zu verlieren; wie ſollen wir Alle über Ihren Verluſt getröſtet werden?“

„Durch das Glück, das daraus für Sie Alle und gewiß auch für mich erblühen wird. Ich kann es Ihnen, liebſte Lady Mathilde, die Sie reich und vornehm geboren und erzogen ſind, vielleicht nicht anſchaulich machen, wie man ſich für das Glück des Mittelſtandes und ſeiner arbeitſamen Häuslichkeit, ſeiner einfachen Stille und Verborgenheit beſtimmt fühlen, und es mit allen Trieben des Herzens dem Glück des Glanzes und des Reichthums einer vornehmen Lebensweiſe vorziehen kann. Meine Jugend hat die Fähigkeiten zu den Tugenden bürgerlicher Hausfräulichkeit in mir geübt und entwickelt, und es würde eine Verkümmerung meines Daſeins werden, wenn ich in Verhältniſſe käme, die ſie mir zu üben verſagten. Die ſelbſt gewählten Beſchäftigungen einer vornehmen Lebensweiſe geben mir, wie ich nun einmal bin, nicht Halt genug für mein Leben; ſie ſind eigentlich doch immer nur Liebhabereien, ohne den Ernſt und die edle Treue der Arbeit und der Berufspflicht. Mir laſſen ſie daher eine gewiſſe Leere in der Seele zurück, und wenn Sie den Damenkreis Ihrer Bekanntſchaft durchgehen, ſo werden Sie ſich geſtehen müſſen, daß viele Frauen ſo wie ich empfinden, wenn ſie ſich gleich in dem Gefühl der Nichtbefriedigung durch ihre Lebensweiſe nicht klar ſind. Wenn ich den Tag über leſe, muſicire, ſchreibe, geiſtreiche Geſellſchaft, oder ein Concert, ein Schauſpiel beſucht habe, ſo habe ich freilich Schönes genoſſen, allein es gewährt mir nicht den Genuß, nicht die Erfriſchung des Gemüths, die ich darin finde, wenn ich es als Erholung von der Arbeit, als *Feſttagsfreude* genieße. Und eben dies klare Verſtändniß meiner Lebenswünſche und deſſen, was mir noth thut, überzeugt mich jetzt, daß die Vorſehung mich nicht zu Sir Georgs Gattin beſtimmt hat.“

Noch viel und lange ſprachen wir über dieſe Anſicht, ehe ich Lady Mathilde bewegen konnte, ſie gut zu heißen und wir uns über das verſtändigten, was in Bezug auf meine Abreiſe und die Ankündigung derſelben nothwendig geworden war. Mein Herz empfand nach dieſer Unterredung mit Lady Mathilde alle die Ruhe, die ein von Vernunft und Tugend eingegebener Entſchluß immer gewährt. Ich ſchrieb gleich nach derſelben an Werner, ihn damit bekannt zu machen und ihn in unumwundener Wahrheit Alles darzuſtellen, was ich für Sir Georg empfunden hatte, ſo wie den ganzen Gang meiner Empfindungen und Entſchlüſſe. Dieſe unbedingte Offenheit war ein Bedürfniß meines Herzens, und welche Gewißheit und Zuverſicht in allen wahren Herzensverhältniſſen aus ihr hervorgeht, muß man empfunden haben, um das Glück derſelben ganz würdigen zu können. Freilich iſt im Verkehr mit Menſchen nicht jede Verſtellung Falſchheit, allein ſie bleibt doch immer drückend und im Umgang mit unſern wahrhaft Lieben müſſen wir uns ihrer nie bedürftig fühlen.

Bei der Mittagstafel machte Lady Mathilde meine Abreiſe bekannt; nach derſelben kam Lady Arundel zu mir. Sie war ſehr gerühet, allein ihr Lob that mir wehe und die Herzlichkeit, die ſie mir zeigen wollte, ließ mich kalt. Ueberhaupt glaube ich, wenn ich nach meiner eignen Empfindung urtheilen darf, iſt es eben ſo leicht, eitle Menſchen durch Schmeichelei zu befriedigen, als ſchwer, zartfühlende Herzen auf eine ihnen wohlthuende Weiſe zu loben. Mich haben Lobſprüche in meinem Leben viel öfter verletzt, als ſie mir Freude gemacht haben. Was mich aber erſchütterte, was wirklich zu herber Schmerzensprüfung für mein Herz wurde, war am Abend Sir Georgs Erſcheinung, der nach einer früher getroffenen Verabredung kam, uns zu einer Spatzierfahrt abzuholen. Er war bleich und hatte ſichtlich gelitten; ich ſah bei dem erſten Blick auf ihn, daß er ſchon um den Vorſatz meiner nahen Abreiſe wußte, und zagte für ihn und für mich vor dem Zwiſchenraum bis zu ſeiner Ausführung. So ſehr ich auf der einen Seite die Gefahr ſcheuete, ihm undankbar, unempfindlich gegen ſeinen Werth und ſeine Liebe zu erſcheinen, ſo ſehr mußte ich es auf der andern fürchten, ihm eine gefährliche Weichheit der Empfindung zu verrathen, die den Schmerz, mich ſcheiden zu ſehen, zu ſehr zu ſchärfen vermochte. In ſeinem Blick lag, als er mich begrüßte, ſo viel Trauer, ſo viel Seele, daß ich gleich augenblicklich zuſterben gewünſcht hätte; allein wie erbebte ich, als ich ſah, daß er, nach einigen mit ſeiner Schweſter gewechſelten Worten, die Plätze ſo vertheilte, daß ich allein mit ihm in ſeinem Wagen fuhr. Das Gewicht der nächſten Stunde lag als Entſcheidung über mehr als ein Leben ſchwer auf meiner Seele. Wir ſchwiegen Beide ſo lange der Wagen durch die Gaſſen rollte, allein ſo wie wir in's Freie kamen, fing er ohne alle Vorbereitung an, mit mir von ſeiner Lage zu reden, und bei dem erſten Wort war alle meine Bangigkeit verſchwunden. Mir war, als ſei ich ſchon geſtorben und rede wie ſein Schutzengel mit ihm. Er erwähnte den Wunſch ſeiner Mutter, ihn mit Lady Cäcilie verheirathet zu ſehen, allein er ſchilderte mir auch, wie ihn, ſeinem Sinn und ſeinen Gefühlen nach, eine alltägliche Ehe ſchon ſo unglücklich machen müſſe, als ſei es eine ſchlechte; er zeichnete das Bild einer Gattin, wie er ſie ſich wünſche; es war nicht Cäciliens Bild, es war das meinige Zug für Zug, wie ich wußte, daß ich in ſeiner Seele lebte; er ſchilderte die Seligkeit der Vereinigung mit einem ſo geliebten Weſen; er nannte mich ſeine Franziſca; er fragte mich, warum ich, für die er Alles empfinde, was ein Mann dieſſeits der Anbetung für ein ſterbliches Weſen zu empfinden vermöge, ihn verlaſſen, mich von ihm trennen, ihn leeren Zufälligkeiten opfern wolle? —

Ich fühlte, daß der Schmerz, mit dem ich kämpfte, mir das Recht gab, ganz wahr gegen ihn ſein zu dürfen und ihm mein Herz in all der Reinheit und Tiefe meiner Theilnahme für ihn zu enthüllen. Ich that es ohne irgend einen Rückhalt; was ich ſagte, hatte die heilige Macht der Wahrheit, der kein edles Menſchenherz ſich zu verſchließen vermag; er mußte fühlen, daß er mir theuer, ſehr theuer war, daß ich nicht glücklich zu ſein vermochte, ohne ihn glücklich zu wiſſen, daß ich aber auch unerſchütterlich feſt entſchloſſen ſei, nie die Seinige zu werden. Ich nannte ihm Lady Cäcilie, ich ſprach von ihrer Liebe, von ihrem Werth und wie bildſam durch Liebe ſie mir erſcheine; ich ſprach von ſeiner Mutter, von ſeiner Pflicht, eine Engländerin zu wählen, von den Opfern, die er einer Verbindung mit mir bringen müſſe, und die ich nicht annehmen könne, ohne mir und ſeinen Freunden, gewiß auch ihm ſelbſt im Lauf der Zeit, unedelmüthig und ſelbſtſüchtig zu erſcheinen. Meine Worte, meine Thränen mußten es ihm fühlbar machen, welch ein heiliger Ernſt es mir war, ihn zuerſt, ihn vor allen Andern glücklich zu wiſſen; und wie unwiderruflich entſchloſſen, ihm zu entſagen, alle Kraft meiner Empfindung und meiner Hoffnung ſich dem Wunſche zuwandte, ihn mit Lady Cäcilie verbunden zu ſehen, fähig, mich nicht nur ſchmerzlos, ſondern in der allerinnigſten und lebendigſten Theilnahme des Glückes dieſer Verbindung zu erfreuen.

Dieſe Stunde gab mir Rechte auf ſein Herz, wie ich ſie noch nie gehabt hatte; ich benutzte ſie, ihm das Verſprechen abzufordern, Lady Cäcilie ſeine Hand zu geben und erhielt es.

Wir nahmen noch an dieſem Abend Abſchied von einander auf lange Zeit, vielleicht auf immer. „Leben Sie denn wohl, Franzisca,“ ſagte er mir, „Ihr Andenken bleibt meine ſchönſte, meine unvergeßlichſte Erinnerung, der Segen meiner Lebensfreuden, die Weihe meiner Tugenden. Sie werden, wo ſie auch leben, alle edle Menſchen an ſich ziehen, Alle werden Sie lieben, Allen werden Sie ein ſegnender, wohlthuender Friedensengel ſein, aber Keiner wird Ihr Andenken bewahren, wie es in meiner Bruſt bis zum letzten Schlage meines Herzens lebt.“ Er küßte mir die Hand, ich gab ihm die andere auch, und ſegnete ihn und ſein edles Leben, und dann ſchieden wir.

Acht Tage ſpäter betrat ich ſchon wieder den vaterländiſchen Boden.

* * *

Ich wählte eine kleine Landſtadt, 15 Meilen von Werner's Wohnort entfernt, zu meinem Aufenthalt, und hier in meinem ſtillen Leben der Arbeitſamkeit und der Einſamkeit ward das Bewußtſein heller und heller in mir, daß dieſe häusliche Stille das Element ſei, in dem ich athmen müſſe, wenn mein Leben ein friſches, geſundes Leben ſein und bleiben ſolle, und ich dankte Gott innig dafür, daß er mir die Kraft gegeben hatte, mir zu bewahren, was mir für den Frieden meines Herzens noth war. Bei der Einfachheit meiner Verhältniſſe erblühete auch bald wieder in mir jene auf kurze Zeit bei mir verſchattet geweſene Heiterkeit, deren wir Frauen ſo unumgänglich bedürfen, um auf die, die uns umgeben, wohlthuend einwirken zu können und für ſie und für uns manchen Dorn zu brechen, ehe er verletzen kann.

Kaum war ich mit meiner neuen häuslichen Einrichtung fertig und in meiner Wohnung einheimiſch geworden, als Werner kam, mich und ſeine Kinder zu beſuchen. Ich fand meinen Freund ernſter, als ich ihn verlaſſen hatte und innerlich bewegter, und konnte mir nicht verhehlen, daß er mit einer Liebe für mich kämpfte, deren Gewalt über ihn ſich mir bei dieſem Wiederſehen unwillkürlich in tauſend kleinen Zügen offenbarte, weil die Trennung und die Furcht, mich zu verlieren, ſie erhöht hatte. Sein Schickſal war wahrlich eine herbe, ſtrenge Prüfung; das Glück ſeines ganzen Lebens war der Raub eines jugendlichen Irrthums ſeines Herzens geworden. Die Gattin, die er in leidenſchaftlicher Verblendung wählte, hatte ſeine Liebe zu ihr gemißhandelt, ſein Herz gebrochen, ſeinen Wohlſtand zerrüttet, ſeinen Geiſt dumpf überhüllt, ſeine Seele matt gemacht durch den Ekel, den ihre ſittliche Gemeinheit einem ſo rein und zart fühlenden Mann unausbleiblich zuletzt einflößen mußte, und nun in ſeinem 40ſten Jahre, in einem Zeitpunkte, wo in der Seele eines gefühlvollen Mannes das Bedürfniß häuslichen Glückes, zärtlicher Freundſchaft, ruhiger Bequemlichkeit lebhafter denn je ſich regt, — wo die Täuſchungen der Jugend, die verführeriſchen Reizungen der Außenwelt und des Vergnügens ihren Zauber verlieren und das Gefühl erwacht, daß man nur von dem, was man ſelbſt iſt und von der treuen Liebe derer, mit denen wir unzertrennlich verbunden ſind, Zufriedenheit fordern und erwarten darf, ſah ſich Werner dem traurigen Schickſal einer hoffnungsloſen Vereinzelung preis gegeben, und ſelbſt die reinſte Lebensfreude, die Freude an ſeinen Kindern ward ihm durch die Nothwendigkeit, ſie von ſeiner Frau entfernt halten zu müſſen, getrübt. Die Schönheit ſeiner Frau hatte ihn früher berauſcht und in einen leidenſchaftlichen Taumel eingewiegt; allein jenes höhere, jenes heilige Gefühl in unſerer Seele, das uns durch die Liebe mit Gott und der Tugend unzertrennlich verbindet, und ſich unter allem Wechſel des Geſchickes als unvergänglich bewährt, hatte er nicht gekannt, bis er mich kennen lernte. Er war aber auch, vielleicht durch dieſe Liebe ſelbſt, fähig geworden, die Erziehungsweiſe der Vorſehung in dem

Gang ſeines Schickſals zu ehren und zu erkennen, wie heilſam und wie noth es für ihn, der ſich durch die Hingabe an die leidenſchaftliche Empfänglichkeit ſeiner Seele für Sinnenreiz einer ſtrengen Zucht bedürftig gezeigt hatte, jetzt ſei, ſie durch die Verläugnung, die ein edleres Gefühl nun von ihm forderte, zu läutern und mit ſich ſelbſt zu verſöhnen. Während meines Aufenthalts in England hatte er viel gelitten; er konnte ſich darüber ſo wenig täuſchen, als ich mich getäuſcht hatte, eine Verbindung mit einem andern Mann und dazu noch mit einem Ausländer, raubte ihm in mir die Freundin auf dieſelbe Art, wie der Tod ſie ihm geraubt haben würde; das Band der Freundſchaft wurde nicht zerriſſen, doch die Freundin ſelbſt ihm entrückt. Eine Vermählung mit Sir Georg ſchien aber für mich ein ſo glänzendes Glück zu ſein; — wie konnte er glauben, daß der Beruf, ſeinen verwaiſeten Kindern Mutter zu bleiben, und ihm als Freundin all den Troſt und die Verſöhnung mit ſeinem Unglück zu gewähren, auf die er Anſpruch machen durfte, ſo wie auf der andern Seite mein Verluſt alle Giftpfeile ſeines Schickſals bis zum Verbluten in ſein

Herz ſtoßen mußte, mir Erſatz für das Verfehlen eines ſolchen Glückes zu werden vermöge? Mein Herz war frei, — das empfand er bei allem Bewußtſein der Zärtlichkeit meiner Freundſchaft für ihn, — und ſo genau, wie er mich auch kannte, war ihm doch die eigenthümliche Richtung meines Charakters, die mir eine vornehme Lebensweiſe zur Unnatur, und einfache, arbeitſame Häuslichkeit zum einzig wahrhaft mir zuſagenden Lebenselement machte, unbekannt geblieben. Meine Rückkehr nach Deutſchland und die ganz unbedingte Offenheit und Wahrheit, mit der ich keine Regung meines Herzens vor ihm zu verhehlen geſucht hatte, erhöheten mit ſeiner Achtung auch ſeine Liebe für mich. Er fühlte es mit der Sicherheit der Wahrheit, daß er, mit mir verbunden, glücklich ſein würde, fühlte es mit der Gewalt der Liebe. Doch zwiſchen ihm und dieſem Glück ſtand ein unüberwindliches Hinderniß, da ſchon, ehe er mich kennen lernte, ſeine Frau durch kein Anerbieten, kein Opfer zu bewegen geweſen war, in eine Scheidung zu willigen und zwar aus dem von ihr eingeſtandenen Grunde, weil ſie ihn mit keiner Andern glücklich verheirathet ſehen wolle.

Der Muth, mit dem Werner ſein Schickſal ertrug, das ihn nur ſanfter, ernſter, frommer, aber nicht unzufrieden, nicht trübſinnig, nicht ungeſtüm und mürriſch in ſeinen Klagen und Wünſchen machte, machte ihn meinem Herzen theurer denn je. Die ſanfteſten, reinſten und treueſten Empfindungen waren ſein, allein meine Seele blieb frei von dem Schatten irgend einer Unzufriedenheit mit dem Schickſal, das uns ſchied. Seit meiner Trennung von Sir Georg ſchienen die Leiden dieſes Lebens und ſeine Schmerzen viel von ihrer Gewalt über mich verloren zu haben; mein Gehorſam gegen Gott war zu einem ſo heitern Vertrauen, meine Liebe zu ihm ſo innig geworden, daß ich in jedem Erdenglück nur eine Verſchönerung des Lebens ſah, die ich zu entbehren vermochte, wenn ich ſie gleich, war ſie mir beſtimmt, mit Dank gegen ihren Spender freudig annahm. Gemurrt hatte ich auch früher nie; aber in allen meinen ſpäteren Lebensſtunden iſt kein Schmerz in mir wieder zu einer Klage über das Schickſal geworden; in der trübſten derſelben blieb meine Seele immer von dem Gefühl durchdrungen: Herr, nicht mein Wille geſchehe, ſondern der deinige!

In dieſer einförmigen Friedlichkeit des Daſeins vergingen einige Jahre. Werner und ich wechſelten fleißig Briefe und zu Weihnachten ſahen wir uns jährlich auf einige Tage. Emilie und Ottilie wuchſen zu ſeiner und meiner Herzensfreude lieblich heran, und berechtigten uns zu den ſchönſten Erwartungen. Mein Herz fand ſelige Genüge in der Liebe der beiden holden Kinder zu mir und in der Freiheit, mit der ich der meinigen für ſie kein Maß, keine Schranken zu ſetzen brauchte, ſondern mich frei gehen laſſen konnte in all der Tiefe und Stärke der Empfindung in mir. In dem Glück dieſer Freiheit ſcheint mir auch die Unerſetzlichkeit des Glücks der Mutterliebe für ein weibliches Weſen zu liegen. In jedem andern Verhältniſſe der Liebe und der Freundſchaft verſchwindet aus unſrer Seele nie ganz das wehmüthige Bangen vor der Unzuverläſſigkeit des menſchlichen Herzens, das auch in der unbefangenſten jugendlichen Seele als Ahnung liegt, und uns Frauen hält überdies noch eine zarte, ſittliche Verſchämtheit zurück, je in voller Wahrheit auszuſprechen, wie unausſprechlich und einzig wir lieben. Nicht nur für unſern Geiſt, nicht nur für unſre Reize, auch für unſre

Liebe bedürfen wir des Schleiers; es liegt in unſerm Gefühl ein Ernſt und ein Heiliges, eine Süßigkeit und Zartheit, von denen unſre Seele ahnet, daß ſie ein unausgeſprochenes Geheimniß bleiben müſſen, wenn unſre Liebe nicht ihren mächtigſten Reiz für den Gegenſtand derſelben verlieren ſoll. Aber das Kind, das von Gott ſelbſt auf unſre Liebe angewieſen iſt, das dürfen wir lieben; das reißt kein Schickſal, keine Macht, kein Wandel von unſerm Herzen; — auch hier dürfen wir nicht hoffen, nicht erwarten, geliebt zu werden, wie wir lieben, — aber *wir* dürfen doch lieben unbedingt und ewig; wir dürfen unſer Ich ganz verſenken in der Sorge, in dem Glück des geliebten Weſens; und eine ſolche Liebe ohne alle Anſprüche iſt immer Abglanz der Seligkeit.

Nach drei Jahren ſtarb Werner's Gattin. Zu wahr, um ihren Verluſt zu betrauern, empfand er doch an ihrem Grabe den ernſten Schmerz um ein ſo ganz verfehltes Leben, das nie in der Beglückung ſeines Gatten, ſeiner Kinder, ſeiner Freunde und Hausgenoſſen die Würde des Daſeins empfinden gelernt hatte. Werner hatte mich und unſre Freundſchaft ſtets zu hoch geehrt, um mir je ſeine Liebe verrathen zu wollen; allein ich konnte und wollte mir ſelbſt nicht verbergen, welchen Wunſch die Freiheit, mir ſeine Hand anbieten zu können, in ihm wecken würde, und ganz ungetrübt erfreute ich mich der zuverſichtlichen Hoffnung, ſeine künftigen Lebenstage durch das häusliche Glück und die Liebe verſchönern zu können, die der Wunſch und das Bedürfniß dieſes edlen Herzens waren.

Ich wurde Werner's Verlobte und nach ſechs Monaten ſeine Gattin. Könnte ich der Seligkeit Worte geben, mit der ich ihn gleichſam wieder aufleben ſah und es inne wurde, wie der höhere Geiſt des geliebten Mannes mir zur Stütze für den edlern Aufſchwung meines Gemüths, und die Innigkeit meiner Empfindung und meiner Liebe wieder für ſeinen Geiſt zur erwärmenden, läuternden Lebensflamme wurden, Ihr würdet fühlen, wie glücklich ich war.

Aber, meine Lieben, auch in meiner ſehr glücklichen Ehe, auch in der Verbindung mit einem höchſt achtungswerthen, mich innig liebenden und von mir unausſprechlich geliebten Manne behauptete doch auch die Erde ihr Recht, deſſen Zoll ihr jedes irdiſche Verhältniß entrichten muß. Mein Glück war ein wirkliches, menſchliches, dauerndes Glück, kein Phantom eitler Phantaſterei, kein Traum kurzer Liebesſchwärmerei, und daher warf es auch den Schatten, der nun einmal da ſein muß, um die Lichtpartie des Glückes zu heben. Es kamen Stunden, in denen ich auch in Werner nur den ernſten, trocknen Eheherrn, den vorzugsweiſe, ja ausſchließlich nur mit ſeiner Wiſſenſchaft und ſeinem bürgerlichen Thun und Treiben beſchäftigten Gelehrten, nur den durch Sorgen und Verdrießlichkeiten verſtimmten Mann und keineswegs den zartfühlenden Geliebten, den aufmerkſamen Freund, den Geweiheten eines ſchöneren, edleren Lebens fand, und wie Ihr Euch auch in jugendlicher Unerfahrenheit den Geliebten und die Liebe idealiſirt, ſolche Augenblicke kommen auch in dem ſchönſten und ſeelenvollſten Verhältniſſe des Herzens, und in ihnen gilt es, in aller Sanftmuth und Demuth der Liebe die Würde Eures Geſchlechts zu bewahren und das Zuflüſtern des Genius zu beachten, der der wahren Weiblichkeit den richtigen Ton der Aeußerung ihres Gefühls und ihrer Zärtlichkeit angibt, und ihr auch die Momente andeutet, in denen ſie dem Mann in ſich nur die Freundin, nicht die Geliebte zeigen muß.

Doch davon künftig einmal, wenn Ihr das Mädchen Franziska lieb genug gewonnen habt, um es ihr als Matrone zu vergönnen, Euch die Bilder ihrer ſpätern Lebensjahre vorführen zu dürfen.

Eudoxia Feodorowna,

Kaiſerin von Rußland.

7*

Alexiej Michailowitſch, der Nachfolger des großen Michael Romanow auf dem Throne der ruſſiſchen Zaare, war Vater von drei Söhnen, deren jüngſter, Peter, ſich ſchon in ſeiner Kindheit durch Geiſteskraft und kühnen Muth ſo vortheilhaft auszeichnete, daß ſein Vater ihn den beiden ältern Brüdern, Feodor Alexjewitſch und Iwan, vorzuziehen und ihn zu ſeinem Thronfolger zu ernennen wünſchte. Allein die Mutter dieſes Sohnes, Natalia Kirillowna Nariſchkin, wurde von der Prinzeſſin Sophie, einer Tochter des Zaars Alexiej Michailowitſch aus der erſten Ehe und Schweſter der Prinzen Feodor und Iwan, nicht nur brennend gehaßt, ſondern auch gefürchtet, da Nataliens hoher Geiſt der Herrſchaft der Prinzeſſin nicht die Hoffnung vergönnte, mit Peter den Thron zu theilen, wie ſie dies mit ihren rechten Brüdern thun zu können hoffte. Sophie war eine der ſchönſten und geiſtreichſten Prinzeſſinnen ihrer Zeit. Sie liebte Künſte und Wiſſenſchaften, ſie war ſelbſt Dichterin und ihr Wunſch war es, der ihren Vater bewog, ſchon damals eine Geſellſchaft deutſcher Schauſpieler und Muſiker nach Rußland zu berufen; allein der Glanz ihrer Talente und ihrer Geiſtesgaben wurde durch einen ſchrankenloſen Ehrgeiz verdunkelt, der kein Verbrechen ſcheuete, wenn es den Beſitz einer Krone galt. Angebetet von ihrem Vater, der Gegenſtand vergötternder Huldigungen für Rußlands Jünglinge und Männer, glückte es ihr, Feodor Alexjewitſch zum Nachfolger ihres Vaters ernennen zu laſſen. Feodor rechtfertigte als Regent und Feldherr die Wahl ſeines Vaters. Er iſt es, von dem die Jahrbücher der ruſſiſchen Geſchichte den ſchönen Zug bewahren, daß er die Rozrödsbücher (Stammbäume) ſeiner Großen, die dieſen bis dahin ein ausſchließliches Recht auf die erſten Bedienungen im Reiche gaben, verbrennen ließ, weil, wie er ſagte, eine vornehme Geburt ferner keinen Anſpruch auf Stellen und Vorzüge geben ſolle, die nur dem Verdienſt zu erhalten gebührten. Doch nur ſechs Jahre trug er Rußlands Herrſcherkrone; dann ſank er in's Grab, ohne ſeinen Nachfolger ernannt zu haben.

Die Reichsbeamten und die Befehlshaber des Heers verſammelten ſich in dem Kreml, um zur

Wahl eines neuen Zaars zu ſchreiten. Iwan war ſchwach an Geiſt und Körper, blöde, kurzſichtig und ſtammelnd, Peter ein blühender, kräftiger Knabe, deſſen heller Feuerblick die Heldengröße verkündigte, zu der er vom Schickſal die Weihe erhalten hatte. Auch ſiegte er durch ſeine Erſcheinung über alle von Sophien gegen ihn angeſponnene Intriguen; nicht einſtimmig, aber doch von einer bedeutenden Mehrzahl ward er zum Zaar ernannt, und die mächtigen Strelitzen, dieſe furchtbare, von ihren Beherrſchern ſelbſt gefürchtete Leibwache ſchworen ihm den Eid der Treue. Seine Mutter, die verwitwete Kaiſerin Natalia Kirillowna, wurde während ſeiner Minderjährigkeit zur Regentin des Reichs ernannt.

Nataliens große Seele kannte keine Rache und wähnte Sophie durch Edelmuth entwaffnen zu können. Doch dieſe vermochte den verlornen Einfluß nicht zu verſchmerzen, und ihrem Geiſt, ihrer Schönheit und den Schätzen, die ſie freigebig ſpendete, gelang es, die Strelitzen zur Empörung zu bereden. Die beiden oberſten Befehlshaber derſelben, von Sophie gewonnen, verſammelten das ganze Corps der Strelitzen und wiegelten ſie durch das Vorgeben, die Kaiſerin habe, auf Anſtiften der Nariſchkin, ihrer

Verwandten, den jungen Zaar Iwan ermorden laſſen, zur Blutrache für dieſe Frevelthat auf. Die Verſchwornen ließen ſich in einer Kirche zu ihrem Unternehmen einſegnen, und zogen dann in voller Kriegsrüſtung und mit Kanonen, Prieſter und den heiligen Schalen geweihten Waſſers und einem Marienbilde voraus, gegen den Kreml an. Natalia ſandte ihnen den Bojaren Mathwech, einen der angeſehenſten Männer des Reichs, entgegen; doch ohne ihn anzuhören, wurde er von den Empörern niedergehauen. Eben ſo fruchtlos blieb der Verſuch der Kaiſerin, ſich ihnen mit dem Zaarewitſch Iwan, den ſie getödtet glaubten, zu zeigen. Durch Mathwech's Ermordung zu blinder Wuth entflammt, drangen ſie unaufhaltſam in den Kreml ein, und alle dort anweſende Glieder der Familie Nariſchkin wurden vor Nataliens Augen ermordet, deren flehentliche Bitten ihnen nicht das Leben zu retten vermochten. Iwan wurde zum Zaar ausgerufen; der gutmüthige, von Natalia und Peter ſtets liebevoll behandelte Jüngling bat, man ſolle ihm ſeinen Bruder Peter zum Mitregenten geben, und Sophie mußte geſchehen laſſen, was ſie, da die Strelitzen es billigten, nicht verhindern konnte. Herrſchte ſie doch von dieſem Tage an unter Iwans Namen unbeſchränkt! Allein es entging ihr nicht, wie gefahrdrohend ihr ſelbſt der durch dieſen Vorfall neu erweckte und genährte Uebermuth der Strelitzen zu werden vermochte, und ſie beſchloß, dieſen zu dämpfen und ſie allmählig aus der Nähe des Throns zu entfernen. Sie ſchickte einige Regimenter der Strelitzen in die entlegenſten Provinzen des Reichs und ließ dafür anderes Kriegsvolk nach Moskau kommen. Auch fing ſie an, um die beiden jungen Zaare einen Kreis junger Edelleute zu verſammeln, und dieſen die Bewachung derſelben anzuvertrauen. Die Unzufriedenheit der Strelitzen mit dieſen Neuerungen brach bald in Murren und Drohungen aus; Sophie glaubte ſie durch einen Gewaltſchritt einſchüchtern zu können, und ließ den Oberſten derſelben, ſammt ſeinem Sohn, als Anſtifter ihrer unruhigen Bewegungen, hinrichten; allein dieſes Mittel brachte die Flamme der Empörung zum vollen Ausbruch, und Sophie ſah ſich gezwungen, mit ihren Brüdern nach dem Kloſter Troitzkoi zu fliehen. Kaum aber war den Strelitzen dieſe Flucht bekannt geworden, als ſie ſchon gegen das Kloſter anrückten, um es zu erſtürmen. Natalia flüchtete ſich mit Petern in die Kirche; doch auch in dieſe geheiligte Freiſtatt drang ein Haufen der Empörer ein. Die Kaiſerin kniete vor dem Altar, den geliebten Sohn mit ihren Armen deckend, aber ſchon ſchwebte der gezuckte Dolch der Mörder über ihr, als plötzlich eine mächtige Donnerſtimme rief: „Ehret den Altar und den, dem er Schutz verleiht!“ Die Empörer glaubten die Stimme des Heiligen ſelbſt zu hören; bebend eilten ſie aus der Kirche und der Eindruck ihres Schreckens ging ſo erſchütternd von ihnen auf Alle über, daß ſie die Waffen niederlegten und die Anſtifter des Aufruhrs auslieferten.

Auf den ſanften, furchtſamen Iwan machten dieſe ſtürmiſchen, blutigen Auftritte einen ſo tiefen Eindruck, daß er von dieſer Zeit an wiederholt erklärte, er fühle ſich nicht geſchaffen zum Regenten, und wolle daher, ſobald er nur das gehörige Alter erreicht habe, ſeinem Bruder den Thron ganz abtreten. Die Ankündigung dieſes Entſchluſſes erweckte von Neuem den Geiſt der Intrigue. Natalia Kirillowna glaubte ihrem Sohn die Krone ſichern zu müſſen, die er zu tragen beſtimmt war; Sophie dagegen bot alle Hülfsmittel ihres Geiſtes und ihrer Macht auf, ſich die Fortdauer einer Herrſchaft zu ſichern, die ſie nur mit ihrem Leben aufzugeben entſchloſſen war. Um die Ruſſen daran zu gewöhnen, ſie als ihre Monarchin zu ehren, ſetzte ſie in den Ukaſen ihren Namen neben den ihrer Brüder, und ließ auch auf den Münzen ihr Bildniß neben das der beiden Zaare prägen.

Fern vom Hofe, in der Einſamkeit des Dorfes Preobraſchenskoe, entfaltete ſich in dieſem Zeitpunkt Peters Herrſchergeiſt. Er bildete ſich aus den edelſten Jünglingen des Reichs eine Compagnie von 50 Soldaten, bei der, ohne Anſehen der Perſon, nur perſönliches Verdienſt Anſpruch auf Beförderung gab, und in der er ſeine eigene kriegeriſche Laufbahn als Trommelſchläger begann. Er trug mit ſeinen Cameraden gleiche Uniform, ſtand mit ihnen, allem Ungemach der Witterung trotzend, Wache, theilte mit ihnen Tiſch und Lager. Sophie freuete ſich dieſer Kriegsübungen, in denen ſie nur ein gefahrloſes Kinderſpiel ſah, geeignet, Peter von der Theilnahme an ernſten Staatsgeſchäften abzuhalten. Aber Peter, dieſer gigantiſche Barbar, der in ſeiner erhabenen Rohheit alle Laſter und alle Tugenden eines großen Menſchengemüthes in ſich vereinigte, trug ſchon damals in ſeiner Seele den Plan, ſeinem halbwilden und in der Wagſchale der europäiſchen Staatskunſt noch ganz unbedeutenden Volke einen Ehrenplatz unter den Mächten unſers Welttheils zu verſchaffen. Sobald ihm ſein Alter das Recht gab, an den Geſchäften des geheimen Raths Theil zu nehmen, erſchien er unerwartet in demſelben mit ſo ehrfurchtgebietender Würde, daß ſich Sophien als unausweichbare Nothwendigkeit und als Schickſalsſchluß ſein Beruf zum Selbſtherrſcher offenbarte. Sie fühlte in ſich nicht die Kraft, mit dieſem gewaltigen Genius um die Krone Rußlands kämpfen zu können, und ihre Schwäche ſuchte bei der feigen Hinterliſt, bei Mord und Verrath, Schutz. Peter verweigerte es ihr, bei einem öffentlichen Feſte als Mitregentin mit ihm und Iwan zu erſcheinen, und beſtimmte ſie dadurch, den Tag der Feier deſſelben zur Ausführung ihres Racheplanes zu wählen. Peter, ſeine Schweſter Maria Alexjewna und ſeine Mutter Natalia ſollten an dieſem Tage ermordet, und Sophie zur Zaarin ausgerufen werden; allein zwei von den Verſchwornen verriethen dieſen Anſchlag. Peter flüchtete abermals in das Kloſter Troitzkoi, und dieſe Begebenheit war für ihn und ſein Reich von den wichtigſten Folgen; denn Lefort, dieſer in der Geſchichte Rußlands unſterblich lebende Freund und Bildner Peters, war es, der mit einer Compagnie

Reiter herbeieilte und den Zaar gegen die Verſchwornen heldenmüthig vertheidigte, bis der General Gordon die Petern treu gebliebenen regulären Truppen herbeizuführen vermochte, durch welche That Lefort des Zaaren Herz gewann.

Peters Sieg über die Verſchwörer war von dem Augenblick an entſchieden, wo die regulären Truppen ſich für ihn erklärten. Sophie wurde in ein Kloſter geſchickt, ihr Günſtling und Rathgeber, Galitſchin, wurde nach Puſtuſaro, einem kleinen, nahe am Eismeere liegenden Flecken, verbannt und nur der Oberſte der Strelitzen büßte mit dem Leben ſeine Empörung.

Die in dem jungen Kaiſer bis jetzt unterdrückte Kraftfülle brach, nun in der vollen Freiheit unbeſchränkter Herrſchaft, in ungeſtüme Leidenſchaftlichkeit aus, die ihn, umgeben von Günſtlingen, die dieſer zu ſchmeicheln, nicht ſie zu zügeln ſuchten, zu wilden Ausſchweifungen hinriß. Seine edle Mutter trauerte darüber, und glaubte, einer geliebten Gattin werde es am erſten gelingen, ihn von dieſen Ausſchweifungen zurück zu führen, und dem verderblich lodernden Jugendfeuer eine Richtung auf würdigere Gegenſtände, als niedern Sinnengenuß zu geben. Nach alter ruſſiſcher Sitte erging daher an alle Bojaren und Kneſen des Reichs die Aufforderung, die ſchönſten und edelſten Jungfrauen des Landes nach Moskau zu führen, damit der junge Zaar ſich aus ihnen eine Gemahlin erwähle.

Die Thore des hohen Kreml öffneten ſich an dem zur Wahl beſtimmten Tage, und dreihundert blühend ſchöne Jungfrauen erſchienen vor dem Thron ihres Kaiſers. Als die Schönſte unter den Schönen trat Eudoxia Feodorowna Lapuchnin ein. Ihr Vater, Feodor Abramowitſch, war das Haupt einer Familie, die von jeher unter die erſten und mächtigſten des Reichs gerechnet worden war. Natur und Zufall hatten ihm eine ſeinem Zeitalter voreilende Geiſtesbildung gegeben; er war edel genug, in einem Weibe das höchſte Glück ſeines Lebens finden zu können, Liebe und Treue zu verdienen und zu erwiedern. Doch die Blüthe ſeines ſchönen Glücks war nicht im Lauf der Zeit zur Frucht ſtillen häuslichen Friedens und leidenſchaftloſer Innigkeit gereift; ſchon im zweiten Jahr ſeiner Ehe hatte er ſeine angebetete Gattin verloren, und nur ihr Ebenbild blieb ihm in dem einzigen Kinde, welches ſie ihm hinterließ. Auf ſeinen Beſitzungen im Großfürſtenthum Nowgorod, fern vom Hofe, erblühete Eudoxia im Element der zärtlichſten Vaterliebe und einer bis zur Anbetung gehenden Vergötterung Aller, die ſie umgaben, zur herrlichen Jungfrau. Eine eben ſo gefühlvolle als tiefglühende Seele, ein hoher kühner Geiſt war das Erbtheil ihrer Eltern, deſſen Werth durch den Zauber einer ſeltnen Schönheit noch erhöht ward.

Sie that Allen wohl, die ſie umgaben, allein ſie war auch ſeit ihrer früheſten Kindheit ſo unbedingt daran gewöhnt, über Alle zu herrſchen, daß ihr nie die Möglichkeit erſchienen war, irgend einem andern Bewegungsgrund, als dem ihrer eignen beſſern Einſicht einen Wunſch, einen gefaßten Vorſatz aufzuopfern. Gehorchen, dulden und ſchweigen erſchien ihr nicht als allgemeine, auf dem Thron wie in der Hütte geltende Frauenpflicht, ſondern ſie ſah darin nur Zeichen niedern Sklavenſinns. Die zarte, tiefe Empfindung ihres Herzens, das Bedürfniß, ſich von Allen geliebt zu fühlen, die in ihrer Nähe lebten, bewahrte ſie aber, trotz des vollen, kühnen Bewußtſeins ihres Werthes und ihrer Reize, vor Uebermuth. Viele der reichſten und vornehmſten Männer Rußlands warben um ihre Hand; bei keinem von ihnen fand ſie die Großheit des Sinnes und der That, die ſie von ihrem künftigen Gatten forderte. Noch immer lebte in der Seele ihres Vaters das Bild ihrer verſtorbenen Mutter in vollem Zauberglanz der erſten, nicht durch Zeit und Beſitz entweiheten Jugendliebe. Eudoxia fühlte es in den Thränen, mit denen er das Andenken der Geliebten feierte, in dem Entzücken, mit dem er ihr ſo oft erzählte, wie er ſie gefunden, geliebt, gewonnen hatte, daß nur Liebe das höchſte Glück des Lebens ſei; allein ſie erfuhr nichts von der Vergänglichkeit der Liebe, nichts von der Unzuverläſſigkeit des menſchlichen Herzens und des menſchlichen Glücks. Treue, unwandelbare, heilige, nie verletzte Treue war ihr Geiſt und Seele der Liebe, unumgängliches Bedingniß jedes von der Liebe geſchloſſenen Bündniſſes, und ſie lernte nicht ahnen, wie viel oft ſelbſt ein geliebtes Weib verzeihen muß, nicht begreifen, daß es, auch nach verletztem Treueſchwur des Gatten, noch bindende Pflichten für die Gattin gibt. —

Wie des Adlers Blick zur Sonne, ſo flog auch Eudoxiens Auge unter den Männerkreis empor, der ſie umgab, zu der Höhe der Menſchheit, wo der Thron des Helden und des Herrſchers ſich erhebt.

Alles, was ſie von dem jungen Zaar hörte, begeiſterte ſie für ſeinen Ruhm, für die künftige Heldengröße, die ſolche Jugendthat verbürgte. Sie achtete es für das höchſte Glück, was hienieden einem ſterblichen Weibe zu Theil werden könne, die Gattin eines ſolchen Herrſchers zu werden, und kühn in den Glanz eines ſolchen Daſeins blickend, verkannte ſie das himmliſch ſchöne Glück, das ſich ihr in der reinen, wahren Liebe bot, die ſtärker als Leben und Tod für ſie in Stephan Gleba's Herzen glühte. Gleba war keiner der Mächtigen des ruſſiſchen Reichs, doch an Heldenmuth, an Treue, an Adel der Geſtalt und der Sitte übertraf ihn kein anderer Jüngling ſeines Vaterlandes. Die Mittelmäßigkeit ſeiner Vermögensumſtände verſagte es ihm, um des mächtigen Lapuchnins Tochter werben zu dürfen; ſeine Liebe zu Eudoxia erwuchs ohne Hoffnung, aber eben daher war ſie in dem treuen Heldenherzen mächtiger denn Leben und Tod. Eudoxia hatte zu viel Sinn für Seelenhoheit und Männerwerth, um Stephan Gleba zu überſehen; ſie zeichnete ihn achtungsvoll aus, und oft war, wenn ſie mit ihm ſprach, ihr Lächeln ſo ſüß, ihr Ton ſo melodienreich, daß die ſeligſte aller Ahnungen durch das Herz des liebenden Jünglings wie der Engelsgruß einer himmliſchen Verkündigung zog, wenn er ſie ſo in all der unausſprechlichen Holdſeligkeit ihres Liebreizes vor ſich ſah, und auch Eudoxia begann zu ahnen, wie die wahre Liebe keines Glanzes irdiſcher Hoheit bedürfe, um das Herz mit der reinſten Seligkeit zu füllen: da erging des Kaiſers Aufforderung auch an Lapuchnin, ſeine Tochter zur Brautwahl nach Moskau zu führen, und Gleba fühlte von dieſem Augenblick an ſein Schickſal entſchieden.

Einfach gekleidet trat die blühend ſchöne 19jährige Eudoxia an der Hand ihres Vaters in den Saal, wo Peter auf ſeinem Thron der Jungfrauen harrte, die von ihren Vätern oder Brüdern geführt, ſich demſelben näherten und ihre Kniee vor dem Zaar beugend, dem Blick entgegen zitterten, der über eine Krone entſcheiden ſollte. Viele erſchienen verlegen, Alle bewegt, Eudoxia allein trat in ruhiger Hoheit vor, und näherte ſich in der ihr eigenen majeſtätiſchen Haltung dem Thron; doch als ſie jetzt ihr Auge hob und auf Peters Feuerblick traf, der mit heiß aufflammender Leidenſchaft ihrem Auge begegnete, erröthete ſie ſanft und beugte ehrfurchtsvoll und bemüthig das Knie, um ihrem Kaiſer und Herrn zu huldigen. Ja, ſo wie dieſer Blick ihn ihr zeigte, war er ihr in ihren Träumen erſchienen — in dieſer kräftigen Jugendfülle, mit dieſem Herrſcherſiegel der Hoheit auf der Stirn, mit dieſem ſtrahlenden Feuerblick, der in des Herzens geheimſte Falte drang, nicht vor dem Fürſten, nein vor dem von der Natur ſelbſt zum Herrſcher über Millionen geweihten Manne ſenkte ſie ſo ehrfurchtsvoll das ſchöne Haupt, und fühlte an den bangen Schlägen ihres Herzens, daß ihr erſter Blick auf ihn ihn auch zum Herrn ihres Geſchicks gemacht habe. Eben ſo mächtig war der Eindruck, den ſie auf Peter machte. Seine Wahl war in dem Augenblick entſchieden, wo er ſie erblickte, und fand bei ſeinem Volk allgemeinen Beifall. Vorzüglich glücklich fühlte ſich die Zaarin Natalie, die durch Eudoxiens Geiſt und Bildung alle ihre Forderungen an die Gemahlin ihres Sohnes noch übertroffen fand.

Die Vermählung wurde im Jahr 1689 mit großer Pracht gefeiert. Doch als nach vollzogener Trauung Eudoxia die Huldigung des verſammelten Adels empfing, trat vor den Thron, auf dem ſie im kaiſerlichen Schmuck an Peters Seite ſaß, auch eine bleiche, kummervolle Geſtalt, die ſie vor wenig Monaten noch in voller blühender Jugendſchönheit geſehen hatte, und ein dunkles, erloſchenes Auge hob ſich zu ihr empor, und in dem Auge glänzte eine Thräne. Eudoxia war ſelig im Vollgenuß des Glückes der erſten, von allem Zauberglanz irdiſcher Hoheit verſchönerten Liebe, aber nie konnte ſie Gleba's bleiches Geſicht, nie dieſen Thränenblick vergeſſen.

Zwei Jahre flogen jetzt im Freudenrauſche ſchnell für Eudoxia dahin. Vermißte ſie auch bei ihrem Gemahl jene Innigkeit ſeelenvoller Herzlichkeit, die ſie aus den Erzählungen ihres Vaters als die Blüthe des Liebesglückes kennen gelernt hatte, ſo fühlte ſie ſich doch leidenſchaftlich geliebt, und war ſelbſt zu jung und ohne Erfahrung, um es einzuſehen, daß es nur Sinnenzauber war, der Peter ſo gewaltig an das ſchönſte Weib ſeines ungeheuern Reiches feſſelte. Sie gab ſich in der Begeiſterung ihrer Feuerſeele allen Täuſchungen der Liebe und des eigenen Herzens hin, und ſchmückte den geliebten Gemahl mit all den Tugenden und Geſinnungen, an die ſie bei ihm glaubte, weil ſie ihr ſelbſt eigen waren. Am Ende des erſten Jahres ihrer Verbindung ward ſie Mutter eines Sohnes, der den Namen Alexej Petrowitſch erhielt, und dem ſie im folgenden Jahre einen Bruder, Alexander genannt, gab.

Jetzt aber begann die Sonne ihres Glückes zu ſinken. Peters Leichtſinn in Hinſicht ſeiner Verhältniſſe mit dem weiblichen Geſchlecht hätte ſeine Gattin ſchon ſeit den erſten Monaten ihrer Ehe betrüben können; allein Eudoxiens himmliſch reiner Glaube an Treue hielt jeden Verdacht von ihrem Herzen fern. In ihrem Sinn löſete Untreue das Band der Ehe ganz unbedingt für beide Gatten, und ſie fühlte ſich, ſeitdem ſie Mutter war, unauflöslicher denn je mit ihrem Gemahl verbunden. Peter, der, ohne Rückſicht auf Stand und Geburt, den Umgang mit den Ausländern liebte, die ſich in ſeinem Reich angeſiedelt hatten, kam oft in das Haus eines jungen Franzoſen, Mons de la Croix, deſſen zwei Schweſtern ſich durch Schönheit und Liebenswürdigkeit auszeichneten. Die älteſte von Beiden zog zuerſt Peters Blicke auf ſich, und flößte ihm bald eine zu heftige Leidenſchaft ein, als daß ſie Eudoxien verborgen bleiben konnte, die in ihr nicht eine Verwirrung der Sinne, ſondern den unwiederbringlichen Verluſt des Herzens ihres Gemahls ſah. Zu ſtolz, ſich eine Klage oder einen Vorwurf zu erlauben, verſchloß ſie den Gram ihrer Liebe tief in ihre Seele, und zeigte Petern von dem Augenblick an, wo ſie ſeine Leidenſchaft für eine Andere entdeckte, eine kalte Gleichgültigkeit, die ſich als Geringſchätzung ausſprach, als er Rechte geltend zu machen ſuchte, die Eudoxia nur der Liebe allein zugeſtehen konnte. Noch liebte Peter ſie; noch war er von jeder Verirrung zu ihr zurückgekommen, und ſuchte ſeine Untreue vor ihr zu verbergen; als Eudoxia aber ſelbſt den Schleier zerriß, in den er dieſe zu hüllen ſuchte, und es nun für ihn nichts mehr zu ſcheuen, nichts mehr zu fürchten gab, fällte ſie ſich ſelbſt ihr Urtheil, und furchtbar rächte ihr Geſchick und Peters Charakter dieſen Mangel an Sanftmuth und Klugheit an der edelſtolzen und makellos reinen Frau. Peter wurde erſt empfindlich, dann zornig, endlich gleichgültig gegen ſie. Die Erinnerungen der Liebe konnten über das Herz eines Mannes wie er, der durch die Regelloſigkeit eines unbeſchränkten Despotismus verhärtet war, keine Gewalt üben, und vielleicht wäre ſchon damals Eudoxia das Schlachtopfer ihres Zeitalters und ihres Schickſals geworden, wenn ihr nicht in der Mutter des Zaars, der edlen, milden, gefühlvollen Natalie Kirillowna, ein Schutzengel zur Seite geſtanden hätte. Die Scheu vor dieſer erhielt den Zaar, ſo lange ſie lebte, in den Schranken des äußern Anſtandes; allein im fünften Jahr ſeiner Ehe ſtarb Natalie, und in ihrem Grabe verſank Eudoxia's Glücksſtern in eine Nacht düſterer Hoffnungsloſigkeit.

Die bekannte Empörung der Strelitzen, die Peter von ſeiner erſten Reiſe in's Ausland zurückrief, bot ihm den Vorwand zu Eudoxia's Verurtheilung, obgleich alle Stimmen ihrer Mitwelt und der Geſchichte ſich vereinen, ſie von jeder Theilnahme daran frei zu ſprechen. Keine Vertheidigung ward ihr erlaubt. Der Mann ihrer Liebe, ihr Gatte, der Vater ihrer Kinder, war ihr Ankläger, ihr Richter und ihr Henker. Lefort's Bitten und Flehen retteten ihr das Leben, allein die blühend ſchöne, edle, hochſinnige Eudoxia, die Mutter des Thronfolgers, mußte im 28ſten Jahre ihres Lebens das Diadem niederlegen, und im Prokowskey-Kloſter zu Susdal unter dem Namen Helene den Schleier nehmen.

Eudoxia's Seele konnte ſich über den Verluſt des Throns, über den eitlen Glanz aller irdiſchen Hoheit im Gefühl ihres Adels und ihrer Unſchuld erheben; aber ſie war Mutter, und man entriß ſie ihrem Sohn, ihrem Alexej, und troſtloſer als auf das Grab, das ſeit wenig Monden den Liebling ihres Herzens, ihren jüngſten Sohn Alexander, deckte, ſah ſie auf Alexej, den ſie in den Händen des Haſſes und der ſchreckendſten ſittlichen Verdorbenheit ſchutzlos zurücklaſſen mußte.

Die Liebe ihres Volkes, die innigſte Theilnahme aller Edlen folgte ihr; aber vor Allen ſchlug ein Herz für ſie, wie es nie treuer in einer Menſchenbruſt geſchlagen hat. Fern an der türkiſchen Grenze ſtand Stephan Gleba mit dem Heer, deſſen Oberbefehl ihm die bewundernswerthe Tapferkeit, mit der er bei der Erſtürmung Aſows gefochten hatte, erwarb. In jener Stunde, wo er Eudoxia in aller Freudentrunkenheit des tiefgefühlteſten Liebesglücks, im ſtrahlendſten Zauberglanze ihrer Schönheit und des reichen Kaiſerſchmucks auf dem Thron der Zaare, an der Seite ihres Gemahls erblickt hatte, verließ er Moskau, und eilte zu dem Heer, das Peter beſtimmt hatte, von den krimmiſchen Tataren den

Ausfluß des Don in das ſchwarze Meer zu erkämpfen. Eudoxia Lapuchnins Freund mußte für die Zaarin in den Kreis ihrer Unterthanen zurücktreten, und nur eine große That, nur Heldenruhm und Heldenglanz konnten ihm das Recht erwerben, daß aus der Menge von Millionen, alle dem Thron gleich fern und gleich nahe, ſein Name zu ihr drang. Und wohl hatte ihn Eudoxia gehört! —

Jede Siegesnachricht von der Armee nannte lobpreiſend Gleba's Namen, nicht blos die Ebenen Aſiens, auch die Wellen ſeiner Ströme und Meere mußten ihn verherrlichen, denn Gleba war es, der unter des Venetianers Lima Oberbefehl den Türken an der Mündung des Don die erſte je von den Ruſſen gekämpfte Seeſchlacht lieferte, ihre Flotte ſchlug, und dadurch den Weg zur Eroberung Aſows bahnte, deſſen Beſitz Petern zur Ausführung ſeiner Plane unentbehrlich war. Peter beſaß die für einen Monarchen unſchätzbare Gabe, das Verdienſt ausgezeichneter Männer zu erkennen, und in ſeiner eigenen wilden Größe über jede kleinliche Regung eiferſüchtigen Neides erhaben, es großſinnig zu belohnen, und dem Genius die Bahn frei zu machen, auf der er kräftig ſeine Flügel zu entfalten vermochte. Auch Gleba ſtieg von Stufe zu Stufe, und kühn durfte er nach jedem Lorbeer ſtreben, den unter einem ſolchen Monarchen Heldenſinn und Ehrgeiz zu gewinnen wünſchen konnten. Da, auf der Mitte ſeiner glorreichen Bahn, drang die Nachricht von Eudoxia's Schickſal zu ihm. Ohne Schwanken, ohne Zögern opferte er den Ruhm der Liebe und dem Beruf, der Schutzengel gekränkter Unſchuld zu ſein; er forderte und erhielt ſeine Entlaſſung vom Heer, und eilte, um ſich in der Nähe von Susdal anzuſiedeln, um ſein ganzes Leben der unüberwindlichen Treue zu weihen, mit der er nur für die Milderung von Eudoxia's Schickſal zu leben, Kraft und Willen in ſich fand.

Die perſönliche Ehrfurcht für Eudoxia's Tugend, ihr Liebreiz, ihre Güte und die Gewalt über Menſchenherzen, die die Natur ihr gegeben hatte, beſiegten bei den Nonnen und den geiſtlichen Vorſtehern des Kloſters die Furcht vor den ſtrengen Befehlen des Zaars, und Eudoxia erfuhr, wie viel ſichrer und gewaltiger es iſt, über Herzen als über Sklaven zu herrſchen. Ihr erhabener Stand ſicherte ihr im Kloſter immer noch einige Freiheit, deßhalb ward es Stephan Gleba leicht, ſich Zutritt zu ihr zu verſchaffen. Mit ihm kehrten ihr wehmuthsvoll und doch tröſtend die Bilder ihrer ſchönen Jugendtage zurück, und die unbedingte Hingebung an den Beruf ſeiner Liebe, nur für ſie zu leben, die die noch immer durch Kirche und Geſetz gefeſſelte Gattin eines Andern an einem fremden Mann ſonſt vielleicht nicht hätte gut heißen dürfen, konnte die Zaarin ohne Bedenken als Huldigung der Treue von ihrem Unterthan annehmen. In jener Zeit war die Abgeſchiedenheit eines Kloſters noch zugleich Abgeſchiedenheit von der Welt, und Eudoxia bedurfte eines Vermittlers, wie Gleba, um dem Herzen ihres Sohnes, der Theilnahme ihrer Freunde und Verwandten nicht im Lauf der Jahre abzuſterben. Mit der Begeiſterung der Liebe ſorgte Gleba dafür, daß ihr Andenken gleich dem einer Märtyrerin heilig gehalten wurde. Unter mannigfachen Verkleidungen wußte er ſich Zutritt zu dem Zaarewitſch zu verſchaffen, und einen Briefwechſel zwiſchen ihm und ſeiner Mutter einzuleiten und zu befördern. Jede Milderung, deren Eudoxia's Lage fähig war, verſchaffte er ihr, doch höhern Troſt, als ihr irgend eine Erleichterung ihres äußern Schickſals zu gewähren vermochte, ſchöpfte Eudoxia's Seele aus der Zuverſicht des Glaubens an reinen Menſchenwerth, an wahre Liebe und uneigennützige Treue, die ihr aus dem Erkennen von Gleba's Sinn und Gemüth aufging. O mit welchem Unglück vermöchte die Gewißheit der Treue nicht zu verſöhnen! — ſie iſt die ſeltenſte, aber auch die ſchönſte Himmelsblüthe, die in dieſem armen Leben aufzuſprießen vermag! —

Machtlos über den innern Frieden einer ſchönen Seele wären in der Einſamkeit ihres Kloſters die Jahre an Eudoxia vorüber gegangen, wenn nicht ihrem Herzen immer neue Wunden wären geſchlagen worden. Peters Liebe zu der älteſten Mons de la Croix hatte bald einer noch viel ernſtern Leidenſchaft für ihre jüngere Schweſter Platz gemacht, die, nach dem Urtheil aller ihrer Zeitgenoſſen, ein Muſter weiblicher Liebenswürdigkeit war, und mit der Schönheit, die alle Geſchwiſter Mons auszeichnete, einen hellen, ſehr gebildeten Verſtand, vortreffliche Grundſätze und ein edles Herz verband. Es ſtand in ihrer Macht, den Thron Rußlands zu beſteigen; allein ſie zog dem falſchen Schimmer dieſes glänzenden Elends das Glück einer reinen edlen Liebe vor, und blieb ihrem Geliebten, dem preußiſchen Geſandten Kaiſerling, treu. Der Zaar überließ ſich, als er durch einen aufgefangenen, von ihr an Kaiſerling geſchriebenen Brief die Urſache ihres Widerſtandes erfuhr, den gewaltthätigſten Ausbrüchen ſeines Zornes, und mißhandelte ſie perſönlich öffentlich auf einem Balle. Kaiſerling beſchloß jetzt, ſich unverzüglich mit ihr zu vermählen, um ſie als ſeine Gemahlin vor ähnlichen empörenden Auftritten zu ſchützen; allein der blühend geſunde Mann wurde plötzlich der Raub einer tödtlichen Krankheit, und die Stunde ſeiner Trauung war zugleich ſeine Sterbeſtunde. Seine troſtloſe Witwe floh in die tiefſte Einſamkeit, und alle Verſuche, ſie an den Hof zurückzuführen, blieben vergeblich. Nach wenigen von ihr verweinten Jahren folgte ſie ihrem Geliebten in das Grab.

Der Unmuth dieſer verſchmähten Liebe rächte gewiſſermaßen Eudoxia's Schickſal an ihrem Gemahl, aber er führte ihn nicht zu ihr zurück. Es gelang jetzt Katharinen, Petern nicht blos zu erobern, ſondern auch zu feſſeln, und Eudoxia erlitt den Schmerz, daß ihr Sohn auf des Vaters Befehl bei Katharinen Pathenſtelle vertreten, und ihr den Namen Alexiewna geben mußte, als ſie zur griechiſchen Kirche übertrat. Bald erfuhr ſie nun auch die ihr nach den Geſetzen der griechiſchen Religion unglaublich dünkende Nachricht, Katharine ſei dem Zaar heimlich angetraut, ja ſie mußte die Kränkung erleben, daß dieſe Verbindung vier Jahre ſpäter erklärt, und das Vermählungsfeſt öffentlich mit allem Gepränge kaiſerlicher Pracht gefeiert wurde.

Dieſer Schritt Peters vermehrte die Unzufriedenheit der Geiſtlichkeit, die ſchon ſeit Eudoxia's Verbannung heimlich und auch laut das Betragen des Zaars gegen ſeine edle Gemahlin gemißbilligt hatte. Der Erzbiſchof von Raſtow, Doſſifej, entwarf den Plan zu einer Verſchwörung, die die Verſtoßung Katharinens und die Verſöhnung Eudoxia's mit dem Kaiſer bewirken ſollte; doch lag der eigentliche Zweck derſelben tiefer, da die Prieſter, voll Abſcheu gegen Peters Neuerungen und voll Furcht vor den Folgen derſelben, den Zaarewitſch Alexej Petrowitſch, je eher je lieber auf dem Thron ſeines Vaters zu ſehen wünſchten; allein Eudoxia's Schickſal bot dem Plan der Geiſtlichkeit einen höchſt willkommenen Vorwand, die edelſten und mächtigſten Männer des Reichs in ihr Intereſſe zu ziehen. Selbſt Peters Schweſter, die Zaarewna Maria, mit Eudoxia durch das Band der zärtlichſten, unter den Augen und dem Segen Nataliens Kirillowna aufgeblüheten Freundſchaft verbunden, ließ ſich von der Hoffnung blenden, ſie der Welt und dem Throne durch eine Verſöhnung mit dem Gatten zurück gegeben zu ſehen. Sie wechſelte durch Gleba's Vermittlung Briefe mit ihr, ſandte ihr weltliche Kleider und erhielt es von Eudoxia, daß dieſe ihren Kloſternamen und ihre Kloſtertracht ablegte. Eudoxia hatte für ſich alle Hoffnungen auf Glück aufgegeben, allein ſie war Mutter und konnte in Katharinen nur die Feindin ihres Sohnes ſehen, deſſen Untergang allein Katharinens Kindern die Thronfolge zu ſichern vermochte. Am glühendſten ergriff Gleba den Plan des Erzbiſchofs, mit dem er ſich bald ganz verſtändigte, da er das Glück der Zaarin nicht durch eine Verſöhnung mit ihrem Gemahl geſichert halten konnte, ſondern nur dann, wenn Alexej den Thron beſtieg und ſeine Mutter aus ihrer Zelle hervorführte, um mit ihm zu herrſchen. Und des Zaarewitſch durch das Unglück ſeiner Mutter tief gekränktes Herz, ſein durch Katharinens Erhebung empörter Geiſt, die Furcht vor ſeiner Zukunft — wer kann den Jüngling unbedingt verdammen, wenn unter dieſen Umſtänden die Beredſamkeit des Erzbiſchofs, wenn Gleba's Gluth der Liebe und des Haſſes, wenn ſeine eigene gewißhandelte Jugend in ihm als Flamme der Empörung aufloderte.

Ohne um dieſe Verſchwörung zu wiſſen, hielt ſich doch Peter überzeugt, daß Alexej nicht der Mann ſei, das von ihm ſelbſt begonnene Werk der Umſchaffung ſeines Reichs im Geiſt des Vaters weiter zu fördern, wenn er den Thron beſteige, und dies reichte hin, den Entſchluß in ihm zu erzeugen, Alexej zur Verzichtleiſtung auf die Erbfolge zu zwingen.

Der Zaarewitſch fühlte, welche Gefahr ihm drohe, wenn er ſich weigere, dem Befehl ſeines Vaters zu gehorchen, er ſah für ſich nur ein Rettungsmittel: Flucht. Zu dieſer riethen alle ſeine Freunde, zu dieſer ſeine Mutter. Er floh nach Wien und von dort nach Neapel, aber dem Henkerſchwert ſeines Vaters konnte er nicht entgehen; er wurde ausgeliefert und gefangen nach Rußland zurück gebracht.

Es wird dem Gefühl reiner Menſchlichkeit ſchwer, Peter als Richter ſeines Sohnes unparteiiſch in dem Verhältniſſe aufzufaſſen, in dem er, in ſeiner Bildung und Entwicklung, ſeinem Wollen und ſeinem Thun, ſeiner Größe und ſeiner Barbarei, zu ſeiner Zeit und zu ſeinem Volke ſtand. Alexej weigerte ſich, den Giftbecher zu leeren, den ihm ſein Vater, begleitet von dem General Weide, in das Gefängniß brachte; da riß man die Dielen des Fußbodens auf, um das Blut in die Oeffnung ſtrömen zu laſſen, und hieb dann dem durch häufige Ohnmachten und ſtrenges Faſten ermatteten Prinzen den Kopf ab. Der Zaar holte darauf ſelbſt aus dem von ihm bewohnten Pallaſt die erſte Kammerfrau der Kaiſerin Katharina, Anna Kramer, die den Kopf an den Rumpf feſtnähen und den Leichnam des unglücklichen Prinzen ankleiden mußte, der einige Tage in der Feſtungskirche zur Schau ausgeſtellt, und dann in derſelben beigeſetzt wurde.

Alle, die je nur in der entfernteſten Verbindung mit dem Zaarewitſch geſtanden hatten, wurden gefänglich eingezogen, und durch die ſchaudervollſten Folterqualen ſuchte man von ihnen die Geſtändniſſe zu erpreſſen, deren man bedurfte, um ſie ſchuldig finden zu können. Die Zaarewna Maria und Eudoxia, der Erzbiſchof Daſſifej, Gleba, alle Verwandte Eudoxia's, ihr Beichtvater und unzählige Andere wurden gefangen nach Moskau geſchleppt. Vorzüglich wünſchte man Eudoxia ſchuldig zu finden. Sie ſchrieb an den Kaiſer, um von ihm das Leben ihres Sohnes zu erflehen; auch geſtand ſie es, Briefe mit dieſem und mit Maria gewechſelt zu haben; allein wegen aller übrigen gegen ſie erhobenen Anklagen berief ſie ſich auf des Kaiſers eigene Ueberzeugung ihrer Schuldloſigkeit. Und ſie durfte das, denn alle von ihr geſchriebene, zum Theil aufgefangene, zum Theil bei den Verſchwornen gefundene Briefe bezeugten ihr Nichtwiſſen um irgend einen Plan zur Empörung, und athmeten den Engelsfrieden einer reinen Seele, die Milde und Weisheit wahrer Frömmigkeit. Nichts deſto weniger wurde ihr der Prozeß gemacht, und da jeder andere Grund zur Anklage wegfiel, beſchuldigte man ſie eines ſtrafbaren Liebesverſtändniſſes mit Gleba. In ihrer Gegenwart legte man dieſen auf die Folter, um das Geſtändniß deſſelben von ihm zu erzwingen, allein trotz der erfinderiſchen Grauſamkeit ſeiner Henker, blieb jedes ſeiner Worte ein Zeugniß für Eudoxia's makelloſe Reinheit. Er, der Held, litt für ſie, für die Geliebte ſeiner Jugend, ſeine Kaiſerin, für das Weſen, das er mit der reinſten, feurigſten Begeiſterung vergötterte, für das ſterben zu dürfen er ſich in den Weiheſtunden ſeines Lebens oft als das ſchönſte Loos gewünſcht hatte. Er litt in ihrer Gegenwart, und jede ſeiner Qualen mußte bei ihr zur Zeugin ſeiner Liebe und ſeiner Treue werden; aber wer vermag Eudoria's Seelenfolter in dieſer furchtbaren Schreckensſtunde mitzufühlen, ohne zu erſtarren vor dem Gedanken, daß ſolche Qual für ein ſchuldloſes Menſchenherz nicht blos im Reich der Möglichkeit, ſondern der Erfahrung und der Wirklichkeit liegt! —

Sollte Gleba's Leben nicht das augenblickliche Opfer der gegen ihn verübten Grauſamkeit werden, ſo mußte man ſeine Qualen enden. Bleich und kalt, an allen Gliedern zerſchmettert, hob man ihn von der Folterbank, ſein brechendes Auge ſuchte Eudoria. Sie eilte zu ihm; ſtumm drückte ſie ſeine Hände an ihr Herz und dann ihre Lippen zu einem langen Kuſſe auf die ſeinigen, die ihren Namen nicht mehr hörbar zu ſtammeln vermochten. Dann erhob ſie ſich ruhig und groß gegen ſeine Richter. „Ihr habt ihn gemordet,“ ſagte ſie dumpf und ernſt, „er iſt ein Märtyrer der Wahrheit und ihr Opfer geworden; jetzt ſollt Ihr aber mein Geſtändniß hören: ich liebe ihn. Ja, Gleba,“ fuhr ſie fort, „erfahre es in dieſer Stunde hier vor Gott und Deinen Richtern, mein Herz iſt in unausſprechlicher Liebe Dein, und bitter nagt die Reue daran, Deinen Werth und Deine Liebe nicht zu der Zeit erkannt zu haben, wo ich durch ſie eben ſo glücklich zu werden vermochte, als mich jetzt die Barbarei meines grauſamen Gatten elend macht. Für dieſe Welt trennt uns dieſe Stunde, aber nur, um uns für jene beſſere unauflöslicher zu vereinen. Thut jetzt Eure Pflicht, Richter, ich, die einzige rechtmäßige Gemahlin Eures Monarchen, bekenne hier freiwillig, daß ich dieſen Mann liebe und den Tod für ihn und mit ihm jedem andern Erdenlooſe verziehe.“

Kein weltlicher Richterſtuhl konnte ſich befugt halten, über ein ſolches Geſtändniß zu richten. Eudoxia ward einem geiſtlichen Gericht übergeben, dem der Kaiſer ausdrücklich befahl, ihr Vergehen nach aller Schärfe des geiſtlichen Geſetzes und der Kirchenſatzung zu richten. Allein nur Ein Geiſt beſeelte die aus den Erzbiſchöfen, Archimandriten und mehreren andern der angeſehenſten Geiſtlichen des Reichs zuſammengeſetzte Verſammlung, der des innigſten Mitleidens mit Eudoxia und der Bewunderung ihrer Seelengröße. „Gott hat uns kein anderes Schwert als das ſeines Wortes anvertraut,“ ſo ſprachen ſie,

„nicht den Tod des Sünders, ſondern ſeine Bekehrung wünſchen wir.“ Es gelang ihnen, Eudoxia's Leben zu retten, aber, o Gott! welch ein Leben wurde ihr erhalten! Das Haupt ihres Sohnes war von der Hand ſeines Vaters gefallen! — Die Schweſter ihres Herzens, die Zaarewna Maria, verurtheilt, ihre Tage in den Gefängniſſen Schlüſſelburgs zu vertrauern — Eudoxia's Verwandte und Freunde waren theils zu Tode geknutet, theils gerädert oder auch in's Elend verwieſen — Gleba lebendig geſpießt!

Gegen den Seelenſchmerz ſolcher Erlebniſſe erſcheint es faſt unbedeutend, daß Eudoxia ſelbſt zur Kloſterzüchtigung verdammt, und nachdem ſie dieſe, im Beiſein des ganzen Nonnen-Convents, von zwei Schweſtern erhalten hatte, nach Neu-Ladoga geführt, und dort in eine enge, vom Tageslicht nur matt erleuchtete Zelle geſperrt wurde, wo ſie nur Brod, Gemüſe und Waſſer zu ihrer Nahrung erhielt.

Hier lebte ſie ſechs Jahre, abgeſchieden von aller menſchlichen Geſellſchaft, in der tiefſten Einſamkeit, allein mit Gott und mit dem eignen blutenden Herzen, in deſſen Wunden kein irdiſcher Troſt lindernden Balſam zu träufeln vermocht hätte.

Die unerbittliche Nemeſis traf Peter nach Verlauf dieſer Zeit. Katharina die Erſte beſtieg den Thron, und ſie benutzte die neugewonnene Macht gleich in den erſten Tagen ihrer Regierung, Eudocia's Schickſal noch zu erſchweren und das Werk ihrer Grauſamkeit zu vollenden, indem ſie die hohe Dulderin nach Schlüſſelburg, in einen dunkeln, unterirdiſchen, von zahlloſen Ratzen und Mäuſen bewohnten Kerker ſchleppen ließ. Vor dieſem Gefängniſſe war ein kleiner Hof von wenigen Schritten Umfang; die hohe Mauer, die ihn einſchloß, wurde mit Soldaten beſetzt, die, ſo oft ſie abgelöſt wurden, ſich ganz entkleiden mußten, um die Möglichkeit zu verhüten, daß durch ſie ein Brief von Eudoxia beſorgt werden konnte. Hier in dem engen Umkreiſe dieſer Mauern allein durfte die Kaiſerin Luft ſchöpfen und ſich des Tageslichts erfreuen, von dem kein Strahl in ihren dumpfen Kerker drang. Zu ihrer Bedienung gab man ihr eine mißgeſtaltete, kränkliche alte Zwergin, die zur Friſtung ihres Lebens von Eudoxia die Pflege und Aufwartung forderte, die ſie eigentlich beſtimmt war, dieſer zu gewähren. Selbſt die Erlaubniß zu beichten ward der Kaiſerin verſagt, kein Prieſter durfte ihren Kerker betreten. Mit glaubensvoller Seelenſtärke ertrug ſie ihr Schickſal — das Leben ſchien keine Gewalt mehr über ſie zu haben; die Ewigkeit lag vor ihr, und vor dem lichten Himmelsglanze der Siegeskrone, die ſie ihr verhieß, wurde aller Jammer des Erdendaſeins zum dunkeln Traum einer Minute, deren Schmerz eine Unſterbliche nicht zu beachten würdigte. Allein mit zu feſten Banden ſind wir an die Erde gebunden, um uns, ſo lange wir das irdiſche Licht ſchauen, in unbedingter Freiheit aus ihnen losreißen zu können; auch Eudoxia's Leben war noch nicht geendet, ihr Prüfungslauf nicht vollendet.

Zwei Jahre hatte ſie in ihrem grauſigen Schlüſſelburger Kerker verlebt, da öffneten ſich unerwartet und zur ungewöhnlichen Stunde die Thüren deſſelben — ein glänzendes Gefolge erfüllt den Gang, der zu ihm führt — heller Fackelglanz blendet Eudoxia's, durch die Entziehung des Tageslichts, getrübte Augen; — aber ſie hört den Laut einer ihr bekannten Stimme, ſie ſieht ſich von reichgekleideten Männern umgeben, die ihre Knie mit Thränen umfaſſen, ſie erkennt in dem Einen derſelben den liebſten ihrer noch lebenden Verwandten, Alexander Lapuchnin; zu erſchüttert, um reden zu können, bietet ihr ſeine zitternde Hand einen Brief dar. Katharina war todt, und Eudoxia's Enkel, der zwölfjährige Sohn des Alexej, hatte unter dem Namen Peter II. den Thron beſtiegen; der erſte von ihm ertheilte Befehl betraf Eudoxia's Befreiung. Hofdamen und Edelleute, Equipagen, Livreediener, Silbergeſchirr für ihre Tafel, 10,000 Rubel baares Geld, Diamanten, koſtbare Kleider, Alles ſandte er ihr nach Schlüſſelburg, wo der Commandant der Feſtung den Befehl erhielt, ihr ſeine Wohnung einzuräumen, bis ſie über die Wahl ihres Aufenthalts entſchieden habe, und ſich ſtark genug fühle, Schlüſſelburg verlaſſen zu können.

Welch ein Wechſel des Schickſals! Ach, es war nicht der Glanz der Hoheit, nicht die wieder erhaltene Freiheit, die Eudoxia's Herz mit ſo reinem Wonnegefühl füllte! Wer, wie ſie, Schmerz, Haß und Verzweiflung zu beſiegen gelernt hat, den beſiegt kein äußrer Schickſalswechſel mehr, aber ſie war noch Mutter! Das Band der allermächtigſten und reinſten Liebe knüpfte ſie noch einmal neu an das Leben. Sie ſollte die Kinder ihres unglücklichen, von ihr mit ſo unverſiegbaren Jammerthränen beweinten Sohnes an ihr Herz drücken, ſie ſegnen, ſich ihrer Schöne, ihrer Tugenden erfreuen, und dieſen zarten Blüthen ſchirmend zur Seite ſtehen! Der Brief des jungen Kaiſers an die geliebte Großmutter zeigte von eben ſo viel Geiſt als Güte. „Es ſoll,“ ſchrieb er ihr am Tage der Thronbeſteigung, „meine vornehmſte Sorge ſein, gleich Veſpaſian, Niemand im Lauf meiner Regierung traurig von mir zu laſſen,“ und Alles, was Eudoxia von ihm hörte, berechtigte ſie zu der Hoffnung, dieſe Verheißung erfüllt zu ſehen.

Der Kaiſer hatte es ihr zur Entſcheidung überlaſſen, ob ſie gleich zu ihm nach Petersburg kommen, oder von Schlüſſelburg nach Moskau gehen wolle, wohin er ſich in kurzer Zeit begeben mußte, um ſich krönen zu laſſen. Eudoxia wählte das Letztre, und reiſete mit all der Pracht, die ihrem Range gebührte, nach der Hauptſtadt der alten ruſſiſchen Zaare, wo ſie in einem adeligen Jungfrauenkloſter ihre Wohnung nahm, und von dem Volk mit laut jubelndem Entzücken, von dem hohen Adel der Stadt und der ganzen Umgegend mit huldigender Ehrfurcht und tiefer Rührung empfangen wurde. Hier ſammelten ſich auch die geächteten, zerſtreueten Glieder ihrer Familie um ſie, denen Peter der Zweite ihre Güter, Beſitzungen und Ehrenſtellen zurückgegeben hatte.

Eudoxia empfing alle ihre dargebrachten Huldigungen mit Dank und liebevollem Wohlwollen, aber auch mit ſtillem, wehmuthsvollem Ernſte. Sie fühlte ſich wahrhaft geliebt, und von dem Volk, deſſen Kaiſerin ſie einſt war, ſo wenig vergeſſen als verkannt, da die Verleumdung nie Gewalt über das Andenken ihrer Tugend und ihrer Güte bei demſelben zu gewinnen vermocht hatte; allein in ihr konnte keine Zuverſicht irdiſchen Glücks mehr wurzeln.

Einige Wochen nach ihrer Ankunft in Moskau kam auch der junge Kaiſer mit ſeiner Schweſter Natalie dorthin. Beide erſchienen in der unausſprechlichen Liebenswürdigkeit reiner ſchöner Jugendblüthe, voll Geiſt und Anmuth, voll Liebe und Ehrfurcht, tiefbewegt vor der hohen, ernſtgeprüften Großmutter, die Beide mit einem für das Leben zu mächtigen Gefühl an ihr Herz drückte. Zum erſten Mal entfloſſen Eudoxia's Augen, die ſich blind geweint hatten, Thränen der Wonne; doch auch dieſe vermochten nicht die volle Seele zu entladen, und, überwältigt von der Macht ihrer Empfindung, ſank ſie in eine ſo tiefe Ohnmacht, daß man mehrere Stunden lang daran zweifelte, ſie wieder erwachen zu ſehen, und dieſe Heldenſeele, die allen Schrecken des Todes, allen Jammer der Hoffnungsloſigkeit und an der Richtſtätte ihres ermordeten Geliebten die Verzweiflung ſelbſt zu beſiegen vermocht hatte, verlor nun an der Freudenwonne dieſes Augenblicks ſo die Sprache, daß ſie nach dem Erwachen aus dieſer Ohnmacht noch mehrere Stunden ſtumm blieb.

Jetzt erblüheten für Eudoxia Tage ſtiller Ruhe und ſchöner Hoffnungen. Mit unausſprechlicher Liebe hing ſie an ihren beiden Enkelkindern, und Beide vergalten und erwiederten dieſe Liebe auf das Innigſte. Der Kaiſer wünſchte, die geliebte Großmutter, deren Weisheit und Erfahrung er als die Schutzgeiſter ſeiner Jugend achtete, möchte ihn nach Petersburg zurück begleiten; allein Eudoxia, an mehr als dreißigjährige Einſamkeit gewöhnt, und von der Nichtigkeit alles irdiſchen Glanzes tief durchdrungen, ſcheuete den Aufenthalt in Petersburg und wünſchte ihr Leben in dem Kloſter zu beſchließen, das ſie bei ihrer Ankunft in Moskau bezogen hatte, und Peter entſchloß ſich daher, um ſich nicht von ihr trennen zu müſſen, dieſe Stadt zu ſeiner beſtändigen Reſidenz zu wählen. Dieſer Entſchluß machte Eudoxia's Glück vollkommen, und in ungetrübter Heiterkeit wohnte ſie den Krönungsfeierlichkeiten ihres Enkels bei, und legte für die dazu beſtimmten Tage die Nonnentracht die ſie beibehalten hatte, ab, um in der ſchwarzen, reich mit Zobel verbrämten altruſſiſchen Tracht der Zaarinnen den ihr gebührenden erſten Platz unter den Prinzeſſinnen des kaiſerlichen Hauſes öffentlich wieder einzunehmen.

In ganz Rußland gab es über den jungen Kaiſer nur Eine Stimme der Liebe und der Bewunderung; trotz ſeiner Jugend rechtfertigte er ſchon durch jegliche Tugend die Hoffnungen, die man von ihm gefaßt hatte, und noch jetzt nennen die Ruſſen die Zeit ſeiner Regierung eine goldene Zeit. Der Himmel ſchien aber ſein reiches, tiefes Gemüth nicht nur durch Glanz und Macht, auch durch Schmerz und Leid prüfen und läutern zu wollen; ſeine blühende, von ihm über Alles geliebte Schweſter, Natalie Alexiewna, ſank in ihrem funfzehnten Jahre in das Grab. Als ernſte, unwillkommene Mahnung an ihre Menſchlichkeit tritt der Tod gewöhnlich in den Kreis der Herrſcher und Mächtigen; doch Peter gewann an Nataliens Grabe, an dem Eudoxia in der erhabnen Glaubensfreudigkeit einer in der ſchwerſten Prüfung bewährt erfundenen chriſtlichen Heldin ſtand, eine viel tiefere und höhere Anſicht des Todes, wie ihn jene Mahnung zu geben vermag. Nur noch ein irdiſcher Wunſch wohnte jetzt in Eudoxia's Seele, der, ihren Enkel vermählt zu ſehen, und ſeine Verlobung mit der ſanften, geiſtreichen Katharina Dolgorucki verhieß ihr alle die Sicherheit für ſein Glück und ſeinen Werth, die irdiſche Verhältniſſe für Beide zu gewähren vermögen. Doch als am Verlobungstage, wo die Braut mit größter Pracht in einem kaiſerlichen Wagen, auf deſſen Imperiale die Zaarenkrone lag, aus dem Pallaſte ihres Vaters abgeholt wurde, und bei der Einfahrt in den Kreml dieſe Krone, wie von unſichtbarer Hand fortgeſchleudert, weit hinweg flog, und vor der Kirche, die die Grabſtätte der Herrſcher in ſich ſchloß, niederfiel, erblaßte Eudoxia, und die Vorahnung eines düſtern, über dieſe Verbindung waltenden Geſchickes zog in ihr Herz, und verließ es nicht wieder. Auch ward dieſe nur zu bald erfüllt, denn acht Wochen nach ſeiner Verlobung ſank der Kaiſer auf ſein Sterbebett, an dem Eudoxia, in Thränen zerfließend, betend auf ihren Knien lag. Der Senat, die Feldmarſchalle und der Erzbiſchof von Nowgorod verſammelten ſich, und trugen Eudoxia die Krone an. „Mich hat,“ antwortete ſie ihnen, „Gott vor Tauſenden erleſen, Euch zu lehren, gerecht zu würdigen, was die Welt Glanz und Größe nennt. Wählt Euch eine andre Herrſcherin, mich laßt mit meinem Enkel ſterben!“

Peter athmete ſeinen letzten Seufzer in ihren Armen aus. Ohnmächtig ſank ſie neben ſeiner Leiche nieder, ihr Herz war gebrochen, ihr Leben mit den beiden geliebten Enkeln in die Gruſt verſenkt. Sie ſtarb noch in demſelben Jahr; doch unter der goldnen Kuppel, unter der in Petersburg in der Feſtungskirche Rußlands Zaare und Zaarinnen ſchlummern, ſucht man Eudoxia's Sarg vergebens. Nur Katharina ruht dort an Peters Seite, nicht die edle ſchuldloſe Eudoxia.

Cäcilie.

Eine Eheſtandsgeſchichte.

Mit ernſtbewölktem Blick ſtieg Cäcilie in den Wagen, zu dem ſie der Kanzleirath Boyſen führte, und der Kuß, den er zum Abſchied ſo bedeutend auf ihre Hand drückte, und der, bei der zum Sprichworte gewordenen Bedächtlichkeit des guten Kanzleiraths, allen Umſtehenden für eine officielle Erklärung ſeiner Abſichten auf jene Hand gelten mußte, machte ihr Auge noch trüber, ihr Herz noch ſchwerer. Deſto freundlicher nahm ihre Mutter Abſchied von Boyſen, der ihr in jeder Hinſicht als ein lieber und willkommener Schwiegerſohn erſchien. Cäcilie war ſechs und zwanzig Jahre alt, liebenswürdig ohne eigentlich hübſch zu ſein, geiſtvoll, häuslich und gut; dabei aber arm und ohne Ausſicht für die Zukunft, weil ſie, ohne eigenes Vermögen, mit ihrer Mutter nur von einer Penſion lebte, die mit dem Tode der Letztern aufhörte. Durch ſich ſelbſt eine zu bedeutende Erſcheinung, um in dem Kreiſe ihrer männlichen Bekannten unbemerkt bleiben zu können, war Cäcilie oft ausgezeichnet worden; doch die äußern Umſtände hatten nie ein ernſteres Verhältniß begünſtigt, und ſie war mit ſeltener Kraft dem Vorſatze treu geblieben, nie die Liebe und die Bewerbung eines Mannes gut zu heißen, oder auch nur zu dulden, der nicht in der Lage ſei, ihr ſeine Hand anbieten zu können. Keine Liebelei hatte je die Wahrheit ihres Gefühls entweiht und die Tiefe deſſelben abgeflacht, und ihr Beruhen auf der Würde ihres ſtillen Selbſtgefühls war zu edel und zu feſt, als daß ſie je die Gattin eines Mannes zu werden vermocht hätte, deſſen Charakter nicht Achtung gebot. Die Mutter ehrte das Herz der Tochter, und die Freiheit ihrer Wahl; doch war ſie voll banger, ſchmerzlicher Sorge für Cäciliens künftiges Schickſal, wenn ſie ſich dieſelbe nach ihrem Tode unverſorgt und hülflos dachte. Natürlich mußte ihr daher die Bekanntſchaft des Kanzleiraths Bopſen angenehm, und die Auszeichnung, mit der er ihre Tochter behandelte, um ſo willkommener ſein, als er allgemein für einen rechtlichen, geachteten und dabei wohlhabenden Mann galt. Seit Jahren ſchon war er, wie man wußte, mit der Wahl einer Gattin beſchäftigt; aber der ganze Mann war ſo diplomatiſch, behutſam und förmlich, ſo ängſtlich und mißtrauiſch, daß er, der, das Ganze ſeines Lebens, wie den unbedeutendſten ſtündlich wiederkehrenden Vorfall des Tages, der Berechnung und der Vorſchrift ſeiner Vernunft unterwarf, den Umgang mit jedem Hauſe mied, wo ſich erwachſene Töchter befanden, aus Furcht, man möge ihm eine ſolche Abſicht unterlegen, und er könne, ehe er es wolle, ſich von Schicklichkeit und Decorum ſo umſponnen ſehen, daß er nicht, ohne ſich dem Tadel und dem Gerede auszuſetzen, wieder zurückzuſchleichen vermöge. Dieſe Furcht hielt ihn immer in den Grenzen einer oberflächlichen Bekanntſchaft, bis ein Zufall ihn mit Cäcilien zuſammenführte. Er hatte ſie in ihrem ſechzehnten Jahre gekannt, und damals hübſch und ſehr liebenswürdig gefunden; allein er hatte beſchloſſen, nicht eher zu heirathen, als bis er das zu ſeiner häuslichen Einrichtung nöthige Geld von ſeiner Einnahme erübrigt haben würde, da ſein Vermögen ihm nicht hinreichend ſchien, dieſe ſtandesmäßig zu beſorgen, und er es für vernünftiger hielt, noch einige Jahre unverheirathet zu bleiben, als ſich der Gefahr auszuſetzen, mit ſeiner Frau auf einem andern als auf einem Mahagoniſopha ſitzen zu müſſen. Auch zog ihn für ſeine Grundſätze ſeine Neigung damals zu mächtig zu Cäcilien, da er entſchieden hatte, nur ſeine Vernunft dürfe ihn, unbeſtochen vom Herzen, in der Wahl einer Gattin leiten. Er vermied deßhalb jedes Zuſammentreffen mit ihr, und da Beide in Geſellſchaftszirkeln lebten, die ganz abgeſondert von einander waren, ſo hatten ſie ſich in den letztern Jahren nur ſelten geſehen und noch ſeltener geſprochen. Boyſen wußte — d. h. er hatte es geleſen — daß die Bildung des Mannes ohne Frauenumgang unvollendet bleibe, und da er nun einen großen Werth darauf ſetzte, gebildet zu erſcheinen, und doch, aus dem ſchon angeführten Grunde ihrer Verfänglichkeit, die Annäherung an unverheirathete Frauenzimmer mied, ſo bemühete er ſich um den Platz eines Hausfreundes in einigen töchterloſen Häuſern, und erhielt ihn, ohne je die Eiferſucht der Männer zu reizen, weil man es allgemein anerkannte, daß ſich ſeine Anſprüche in ſolcher

Eigenſchaft auf ein ſehr unverdächtiges Cicisbeat einſchränkten. Das Hageſtolzenweſen, das er nach und nach im Laufe der Jahre annahm, war mit ſeiner Selbſtthümlichkeit zu übereinſtimmend, um ihm drückend zu werden, und unfähig, in ſeiner vereinzelten Lebensweiſe etwas zu entbehren und ſein Gemüth durch ihre Genüſſe unbefriedigt zu fühlen, wäre es ihm völlig recht geweſen, ſein Daſein ſo zu beſchließen, wenn er es nicht für ſtaatsbürgerliche Pflicht gehalten hätte, ſich zu verheirathen. Durch das Zuſammentreffen verſchiedener Umſtände ward er belehrt, daß es Zeit werde, mit Ernſt an die Ausführung ſeines Entſchluſſes zu denken, als er zufällig in einer Geſellſchaft Cäcilie traf. Sie erſchien ihm an dieſem Tage ganz beſonders verſtändig und beſonnen, und da ihre Bildung, ihre Wirthſchaftlichkeit und ihr unbeſcholtener Ruf ihr, auch nach vergeſſener jugendlicher Zuneigung, ſeine Achtung erhalten hatten, ſo ſuchte er den Zutritt in ihrem Hauſe. Er ward, da er ihn erhalten hatte, bald täglicher Gaſt in demſelben, und war im Verlauf einiger Monate Cäciliens Verehrer in einer Sichtlichkeit geworden, die nicht bloß allen ſeinen genauern Bekannten — Freunde hatte er nicht — ſondern auch dem Publicum für einen ſichern und zuverläſſigen Beweis ſeiner ernſtlichen Abſichten auf Cäciliens Hand galt.

Nie hatte ſich ſein Vorſatz deutlicher offenbart, als gerade an einem Tage, wo ſich eine zahlreiche Geſellſchaft zu einer Landpartie vereinigt hatte. Mit ungeduldiger Sehnſucht erwartete er, da er früher angekommen war, Cäcilie, und eilte ihrem Wagen entgegen. Ihr bot er beim Ausſteigen den Arm, obgleich ſowohl ihre Mutter, als noch andere verheirathete Frauen mit ihr gekommen waren; ihr Begleiter blieb er während des Spatzierganges, ihr Nachbar bei Tiſche, und das Alles mit einer ſo bedeutenden, ſich ſelbſt zur Schau ausſtellenden Gefliſſentlichkeit, daß es dadurch bei ihm, deſſen Stolz und Streben darauf gerichtet war, ſich nie von einer Wallung des Gefühls zu einer unbedachten Aeußerung, zu einem nicht genau abgewogenen Worte hinreißen zu laſſen, einen nur zu deutlich beſtimmten Charakter annahm. Cäcilie ſelbſt fühlte dies mit tiefem, wehmüthigem Ernſt; ihr Sinn und Weſen hatten ſich, wie es in ihren Jahren und in ihrer Lage auch nicht anders ſein durfte; allmählig einer ſtillen und ſchmerzloſen Reſignation zugewandt, und da ſie ſich beſtimmt glaubte, unverheirathet zu bleiben, war ſie ſich ſelbſt in dem klar, was ſie noch vom Leben fordern dürfe und von ihm zu erwarten habe, um mit dem Leben und ſich ſelbſt im frommen Frieden eines ſchuldloſen Gemüths einig zu bleiben. Daher überraſchte es ſie nicht wenig, als ihr nun ganz unerwartet das Bild andrer Lebensverhältniſſe ſo nahe gerückt wurde. Sie konnte es nur als eine ehrenvolle Auszeichnung empfinden, daß ein Mann, wie Beyſen, ſie wählte; aber eben dieſe Anerkennung ſeines moraliſchen Werthes machte ihren Zweifel, ob er mit ihr, ſie mit ihm glücklich werden würde, ſo ſchmerzlich. Ihrer Mutter entging der Kampf in ihrem Gemüthe nicht, und wenn ſie es aus Zartgefühl vermieden hatte, mit ihrer Tochter von Boyſen's Betragen gegen ſie zu reden, ſo lange dieſes nur die Möglichkeit einer ernſteren Annäherung verrieth: ſo glaubte ſie ſich doch nach den heutigen Ereigniſſen berechtigt, Cäcilie auf den Antrag vorzubereiten, von dem ſie vorausſah, daß er in den nächſten Tagen erfolgen würde.

Mit dem Ernſt und mit der rührenden, herzerſchütternden Innigkeit der Mutterliebe und Muttertreue beſchwor ſie Cäcilie, der Vernunft jetzt die erſte Stimme, und ihr im Tode die Beruhigung zu gönnen, ſie unter dem Schutze eines achtungswerthen Mannes, geſichert gegen die Schreckniſſe der Vereinzelung und der Dürftigkeit, zurückzulaſſen. Mit ſanften Thränen küßte Cäcilie die Hände der geliebten Mutter — ach! dieſe ahnete nicht, daß die Sorge um ſie das Herz der Tochter im bitterſten Schmerze beängſtigte, da Cäcilie es ſchon ſeit einigen Tagen wußte, daß die Erſchöpfung aller Staatscaſſen die Auszahlung der Penſionen für das nächſte Jahr unmöglich machte, und die Dürftigkeit, deren Bild bei dem Blicke auf Cäciliens Zukunft das Mutterherz ſo beängſtigte, ſchon jetzt ihr beiderſeitiges, unvermeidliches Loos war, wenn ihre Verbindung mit Boyſen ſie nicht davor ſchützte. Vier Wochen ſpäter ſchrieb Cäcilie an eine ältere, von ihr verehrte Freundin folgenden Brief:

„Dieſes Blatt, theure Henriette, bringt Ihnen eine Nachricht, die Sie befremden wird, wie ſie mich noch oft befremdet, wenn mir gleich ſechs Wochen geworden ſind, mich mit ihr bekannt zu machen.

Ich bin verlobt, Theuerſte, und möchte Ihnen das gern mit der ernſten Ruhe ſchreiben, mit der ich mich es zu denken bemühe. Dieſe unerwartete Umänderung meines Schickſals iſt in meinen Jahren ſchon an und für ſich proſaiſch, und nun auch in dieſem Falle ſo proſaiſch herbeigeführt, daß ſich wenig davon erzählen laſſen wird. Und doch, Henriette, wünſchte ich dieſen Brief ſchon vollendet zu haben! Nicht ohne Urſache habe ich es geſcheut, ihn zu ſchreiben; ich bin ſonſt ſo feſt und heiter, und nun, da ich mich zu Ihnen wende, wird es mir ſo bange um das Herz und ſo trübe vor den Augen. Gegen Sie war ich ſtets ſo offen; meine ganze Seele war immer ohne Rückhalt, ohne Falte, wenn ich mit Ihnen ſprach, und nun iſt es wohl zum letzten Mal, daß ich dies Glück eines unbedingten Vertrauens genieße; ja vielleicht iſt meine Offenheit jetzt ſchon Unrecht. Wenn ich mich künftig nicht glücklich fühle, iſt es ja meine Pflicht, Allen zu verbergen, daß ich's nicht bin."

„Mein Verlobter iſt der Kanzleirath Boyſen; und in Hinſicht auf Stand und Einkommen das, was man eine gute Partie zu nennen pflegt. Er iſt ein gelehrter Juriſt, ein vortrefflicher Staatsbürger, ein allgemein wegen ſeines Fleißes, ſeiner Kenntniſſe und ſeiner ſtrengen Rechtlichkeit verehrter Richter. Ernſt, bedächtig und abgemeſſen im Reden, Denken und Thun, wie im Wollen und Empfinden, verletzt er gewiß keine Pflicht; ſeine Tugend, ſeine Moral, ſeine Grundſätze, Alles iſt bei ihm zur poſitiven Rechtslehre geworden, und er erſchien mir ſchon vor zehn Jahren, als ich ihn kennen lernte, wie der perſonificirte kategoriſche Imperativ, von dem in jener Zeit unter den Gelehrten viel Redens war. Damals machte er mir den Hof — damals ſtaunte ich ſo willig bewundernd ſeinen Geiſt, ſeinen Ernſt und den Ruf ſeiner Gelehrſamkeit an, die dem ſechs und zwanzigjährigen Mann — Jüngling iſt er nie geweſen — das Gewicht und das Anſehen eines bewährten und geachteten Staatsdieners geben; — damals hätte ich mich, ſo jung, ſo biegſam und ſo beſchränkt in meinen Lebensanſichten, durch ſeine Wahl hochgeehrt gefunden und mit recht herzlicher Freudigkeit und Hoffnung auf Glück ihm meine Hand gereicht, und wie Vieles wäre kann auch anders als jetzt! Ich hätte ihn geliebt und er vielleicht mich auch; aber ſein Widerwille gegen poetiſch geſtimmte Frauenzimmer entfernte ihn wahrſcheinlich in jener Zeit von mir. — Jetzt, nach zehn Jahren, findet er mich verblüht und erkältet wieder und bietet mir ſeine Hand, nicht weil er mich liebt — das muß ich ja fühlen und wiſſen — ſondern aus wahrer Hochachtung und der in ihm tief begründeten Ueberzeugung, daß ich als ſeine Frau meine Pflicht ſtrenge erfüllen werde. — Liebe Henriette, welch eine zum Erfrieren vernünftige Ehe wird das werden! Weiß ich doch jetzt ſchon als Braut beſtimmt, was mir vom erſten bis zum letzten Tage derſelben vergönnt ſein wird zu thun und von meinen Gedanken und Empfindungen zu äußern! Iſt doch unſre ganze Lebensweiſe im Voraus ſo feſt geregelt, daß ſie keinen Einfluß von Geiſt und Herz auf den Mechanismus ihres Triebwerkes geſtattet! Ich verkenne das Gute einer ſolchen wie von Töpferhand abgezirkelten Form des häuslichen Lebens nicht, wo der Vorſchrift Alles unterworfen und der Neigung und der Freiheit ſelbſtthümlicher Entwickelung gar kein Spielraum vergönnt iſt; aber ich frage mich doch noch zuweilen mit ſtiller Wehmuth: darf denn nur der Mann ſein Leben zum Kunſtwerke adeln, und muß das Weib ſich durchaus darauf beſchränken, das ſeinige wie ein zunftmäßiges Handwerk zu treiben? — Schelten Sie mich nicht, Henriette; ich fühle, wie Ihnen der Ton, in dem ich ſpreche, mißfallen muß; aber wüßten Sie es ganz, wie ich dieſe Verbindung anſehe, Sie wären doch mit mir zufrieden. Boyſen ſoll glücklich werden, ſich glücklich fühlen, und in mir ganz die Frau nach ſeinem Sinne finden; das habe ich mir mit der ganzen Kraft meines Willens gelobt und ich ſetze mein Leben an dies Gelübde. Ich kann dabei vergehen, aber gewiß nie dieſem Vorſatz untreu werden, und wie könnte ich mich ſelbſt achten, wenn ich ohne die Sicherheit eines ſolchen Entſchluſſes die Hand dieſes Mannes angenommen hätte? Daß ich es aber bei dieſer, zu jeder Selbſtverläugnung entſchloſſenen Reſignation wehmüthig empfinde, daß ich, um Boyſen glücklich zu machen, ſo wenig meines Herzens, als der beſten und eigenthümlichſten Eigenſchaften meines Gemüths bedürfen werde — welche Moral kann mir das verbieten?"

„Sie werden fragen, warum ich denn ſeine Hand angenommen habe, und ich antworte Ihnen, weil ich mich wahrhaft durch den Beruf geehrt finde, in dem achtungswerthen Staatsbürger den Menſchen zu beglücken, und dadurch in ihm das rein Menſchliche zu bewahren, weil ich unverheirathet mein Leben wohl höher an Glück, aber nie ſo hoch an treuer, Gott wohlgefälliger Pflichtübung hätte ausbringen können, und weil dieſe Verbindung meiner Mutter ein ſorgenfreies Alter ſichert. Dieſe wird künftig bei uns wohnen, und Boyſen's Grundſätze gewähren mir die Sicherheit, daß er ein guter Sohn gegen ſie ſein wird. So ruht denn ein ſchöner Segen auf dieſer Entſcheidung meines Schickſals; er wird nicht unerfüllt bleiben. Geben Sie mir auch den Ihrigen und die Freundſchaft meiner Henriette verhülle ſanft und heilend die wunden Stellen meines Herzens. Cäcilie."

Cäciliens Verbindung verzögerte ſich noch um einige Monate, weil Boyſen im Auftrag ſeiner Regierung eine Reiſe machen mußte. In dieſen Zeitraum traf der Durchmarſch einiger engliſchen Regimenter durch ihren Wohnort, die, in Stralſund gelandet, jetzt durch die nördlichen Provinzen Deutſchlands nach Holland zogen. Auch in Cäciliens Wohnung ward Quartier für einen Major und einen Lieutenant angeſagt. Es war ein trüber, regnichter Novembertag, als ſpät am Abend die angekündigten Gäſte vor das Haus angeſprengt kamen. Cäcilie ging ihnen entgegen und hörte ſich, zu ihrer Freude, mit einigen gebrochenen deutſchen Worten angeredet, welche die Bitte enthielten, den Damen des Hauſes ſeine Aufwartung machen zu dürfen, ſobald der Sprecher vom General zurückkomme, der ihn zu ſich beordert hatte. Dieſe Worte wurden flüchtig geſprochen, flüchtig beantwortet, und Cäcilie wandte ſich um, ihrem Mädchen zur Aufnahme der Bedienten noch einen Auftrag zu geben, als jetzt, da ſie in das Zimmer zurücktreten wollte, ein dem Anſchein nach zehn- bis eilfjähriger Knabe, in vollem militäriſchen Anzug, mit der Grenadiermütze und dem Gewehr über der Schulter vor ihr ſtand, und ſittig grüßend, in ſehr geläufigem Deutſch fragte: wo er denn bleiben ſolle? „Gehören Sie auch zu den Dienern des Majors?“ fragte ſie, „Ich, ich bin Officier,“ antwortete der Kleine erröthend, „und hier iſt mein

Billet.“ — „O mein Herr Lieutenant,“ ſagte Cäcilie lächelnd, „verzeihen Sie meinen Irrthum und treten Sie hier herein.“ Sie öffnete das Zimmer und ſtellte den kleinen, blühend hübſchen Gaſt ihrer Mutter vor, die bald erfragte, er heiße James Scott, ſei ein Sohn des Majors und mache den Feldzug als Freiwilliger mit. Der Thee wurde gebracht, und James fühlte ſich in der erſten Viertelſtunde ſehr erfreut, wie zu Hauſe. Cäcilie hörte ſeinen Erzählungen mit Vergnügen zu, da ſie ſein Vaterland (er war ein Schotte, in Argyle geboren) liebte, und der aufblitzende Muth des Knaben und ſein Nationalſtolz ihn auch wirklich in einem Alter, das man ſonſt, derb aber wahr, die Bengeljahre zu nennen pflegt, zu einer intereſſanten Erſcheinung machten. Cäcilie ſprach von der engliſchen Armee, die ſich damals in Spanien unſterblichen Ruhm erwarb. „So müſſen Sie nicht ſagen, Miß,“ ſagte er ihr, unwillig erröthend. „Es gibt ſo wenig eine engliſche Armee, als eine ſchottiſche, ſondern nur eine brittiſche, zu deren ausgezeichnetſten Regimentern das unſrige gehört. „Sie haben doch, „fuhr er, wieder freundlich werdend, fort, „von unſerm großen Feldherrn

Wellington reden hören?“ „Wer hätte das nicht!“ „Und auch von der Schlacht bei Vittoria?“ „Ja wohl; aber ich höre doch ſehr gern davon reden, erzählen Sie uns nur recht ausführlich, wie es dabei herging.“ Er begann nun die Taſſen und das Theezeug auf dem Tiſche zu ordnen, um ihr die Stellung der Armeen zu verdeutlichen, und erzählte dann, wie Wellington, der das Regiment, worunter er (James) jetzt diene, beſonders liebe, es auch in jener Schlacht auf den entſcheidenden Punkt zur Unterſtützung herbeizuführen, beordert habe. Der Ton des Knaben ward immer ernſter, ſein Blick feuriger, ſeine Farbe lebhafter, und wie er nun an das Ende des Kampfes kam, es ſchilderte, wie tapfer ſein Regiment ſich gehalten habe, und mit den Worten ſchloß: „Siebzehn Officiere von unſerm Regiment lagen todt auf dem Wahlplatz, und nur vier blieben unverwundet; aber wir hatten auch Victori!“ da füllten ſich ſeine Augen mit Thränen, und Căciliens Blick ruhte mit inniger Rührung und achtungsvoller Liebe auf ihm, als ſich die Thüre öffnete, und ſein Vater, der Major Scott, hereintrat. Der ſeelenvolle Ausdruck ihrer Züge in dieſem Augenblick, dieſe Verklärung liebevoller

Theilnahme, mit der ihr Auge auf ſeinem Sohne ruhte, machten einen tiefen Eindruck auf ihn, den die frohe Kindlichkeit, mit der ſich James, bei der Freundlichkeit beider Frauen, ſchon ganz zwanglos und einheimiſch in ihrer Wohnung fühlte, noch verſtärkte.

Major Scott war in ſeiner äußern Erſcheinung groß und edel geſtaltet, und aus ſeinen dunkelblauen Augen ſtrahlte mit dem Heldenmuth des Kriegers zugleich die Reinheit ſeiner ſchönen Seele in der Klarheit eines ganz unbewölkten, milden Feuerblicks. Ein Hochländer von Geburt, hatte er auf ſeinen Feldzügen in Oſtindien, Irland und Holland keine Gelegenheit verſäumt, ſeine Kenntniſſe zu erweitern. Der Anblick großer Naturſcenen hatte ſeinen angebornen poetiſchen Sinn entwickelt und geläutert, und die Entfernung von dem bunt verflochtenen Treiben unſerer Weltklugheit ſeinem Charakter das Gepräge einer ganz unbeſchreiblichen Einfachheit und Treuherzigkeit, ſeinem Herzen eine noch ſeltenere Wahrheit und Güte erhalten. Was Cäcilien an ihm beſonders anziehend erſchien, war ſeine Leidenſchaft für des Vaterlandes Ruhm, des Vaterlandes Glorie!

Wie funkelte ſein Auge, wie hob ſich ſeine Bruſt, wie raſch ſprach er, wenn es Britanniens Verherrlichung und den Preis ſeiner Conſtitution galt! Dieſer freie Sohn eines freien Landes wurde für Cäcilien in der Wärme ſeiner Begeiſterung, in der Tiefe und der Poeſie ſeines Gemüthes, und dem ſanft wehmüthigen und ſtillen Anklang der Liebe und des Kummers, der ſo rührend in ihm anſprach, zu einer ganz neuen Erſcheinung, die mit allen Bildern ihres bisherigen Lebens in keinem Zuſammenhang ſtand. Nie hatte ſie ſich ſo angenehm unterhalten gefühlt, nie war ſie ſelbſt mittheilender und liebenswürdiger geweſen, als an dieſem Abend.

Das Regiment hatte in dieſer Stadt einen Raſttag, und ſo blieb denn noch der ganze folgende Tag einer Unterhaltung gewidmet, die mit jeder Stunde an Reiz und Gehalt gewann. Man ſah es Scott an, wie glücklich er ſich in dieſer Umgebung fühlte, und eben ſo wenig verhehlte er den Eindruck, den Cäcilie auf ihn machte, und der ſich als ein reines, inniges Wohlwollen und Gefallen an ihrem Sein und Weſen, und eine herzliche Freude an ihrer Unterhaltung ausſprach. Am Abend dieſes zweiten

Tages riefen häusliche Geſchäfte die Mutter ab. Cäcilie blieb mit Scott allein, und er erzählte ihr aus ſeinem früheren Leben, und nannte ihr den Namen ſeiner vor einigen Jahren verſtorbenen, von ihm innig geliebten Frau, welcher der Gram der langen Trennung von ihm das Herz ſchon gebrochen hatte, als er nach vieljähriger Abweſenheit zu ihr zurückkam. James war ſein älteſter Sohn; die Geburt des zweiten koſtete der von Gram und Kummer ermatteten Mutter das Leben. Seit ihrem Tode lebte Scott ganz einſam. Sein Regiment bekam wenig Monate nachher Befehl, ſich von Neuem einzuſchiffen, und da es ihm unmöglich dünkte, ſich von dem Schmerzenskinde, dem jüngſten Sohn, zu trennen, ſo ließ er dieſen entwöhnen und nahm ihn mit. Den Krieger, den Mann, den Vater ſchreckte nicht das Bild der mühſamen, unermüdeten Sorgfalt, die die Pflege eines ſo kleinen Kindes erforderte, und Gottes Segen lohnte dieſe ſeltene Vatertreue; der kleine Eduard wuchs blühend und kräftig heran, zur Freude Aller, die ihn ſahen. Jetzt aber, da das Regiment den Befehl erhielt, ſich nach Deutſchland einzuſchiffen, einem Lande, das Scott ganz fremd war, und deſſen Sprache er nicht verſtand, drang Alles in ihn, Eduard in England zurückzulaſſen. Er gehorchte dem Zureden ſeiner Freunde und der Vernunft, und nahm dafür James mit ſich. Eduard blieb bei ſeiner Großmutter, deren Zärtlichkeit und Sorgſamkeit Scott kannte; allein vier Wochen nach ſeiner Ankunft in Stralſund erhielt er die Nachricht von dem Tode des blühenden Kindes. Ein Fall von der Treppe hatte es getödtet.

Das Weſen, dem man ſolche Schmerzen vertraut, vor dem man ſolche Thränen vergießt, wie Cäcilie ſie während dieſer Erzählung in Scott's Augen ſah, hört auf, uns fremd zu ſein, und iſt es eigentlich wohl nie geweſen, da nur der Zug einer geheimen innern Verwandtſchaft ein ſolches Vertrauen zu erzeugen vermag. Scott und Cäcilie wenigſtens fühlten es ſeit dieſer Unterredung, daß ſie ſich Beide unvergeßlich geworden waren.

Scott ſprach nur wenig deutſch, da er erſt ſeit wenigen Monaten in Deutſchland war, und nicht in ſo ununterbrochenem und vielfachem Verkehr mit den Einwohnern gelebt hatte, als James, der in

Stralſund die Schule beſucht und ſich die fremde Sprache mit der leichten Faſſungsgabe ſeines Alters angeeignet hatte. Eben ſo gebrochen ſprach Cäcilie engliſch; doch eben dieſe Unvollſtändigkeit der wirklichen Mittheilung ward ihrer Unterhaltung zum neuen Reiz, da ja das, was nicht geſagt und doch verſtanden und beantwortet wird, immer das Beſte in jeder Unterhaltung iſt. Am andern Morgen mußte man ſcheiden. Alle waren bewegt. Scott ſprach die Hoffnung aus, in der nächſten Provinz mehrere Wochen mit dem Regiment weilen zu dürſen, und bat um Erlaubniß, dann zum Beſuch wieder zu kommen. „Es iſt zu weit, lieber Major,“ antwortete ihm Cäcilie, „und unſere hieſigen Wege im Winter ſo ſchlecht, daß wir es uns wahrlich nicht erlauben dürfen, auf die Erfüllung dieſes Verſprechens zu rechnen.“ „Weit, Miß, wenn ich wieder hier kommen ſoll? dreißig Meilen ja nur, und ich die wohl in einem Tag reiten will, um Sie zu ſehen, und bis dahin ich alle Tage deutſch lernen, viel lernen will, um mit Ihnen viel ſprechen zu können; ich Ihnen jetzt nicht ſo ſagen kann, wie ich meine hier!“ — er legte die Hand auf ſein Herz — aber Cäcilie war zu ſehr daran gewöhnt, den Ausdruck des Gefühls durch Wortformeln entſtellt zu ſehen, als daß er ihr jetzt in ſeiner einfachen Wahrheit, in der Tiefe ſeiner Bedeutung hätte offenbar werden ſollen. Sie entließ ihn mit freundlicher, achtungsvoller Theilnahme, und ſprach nach ſeiner Abreiſe noch oft und gern von ihm mit ihrer Mutter, die es gleichfalls mit wohlwollender Rührung anerkannte, wie einfach gut und unbeſchreiblich wahr und herzlich ſich ihnen der Fremdling gezeigt habe.

Nach wenig Tagen kam ein Brief von ihm, den Cäcilie beantwortete, und dem bald mehrere folgten, die ſie durch die Schnelligkeit ſeiner Fortſchritte in Erlernung unſerer Sprache in Erſtaunen ſetzten. Der Inhalt derſelben war aber durch ſeinen geiſtigen Gehalt ſo anziehend, daß, ohne irgend eine geheimere Beziehung, ſich das Intereſſe dieſes Briefwechſels daraus erklären ließ.

Scott kannte die Literatur ſeines Vaterlandes ſehr genau und umfaſſend; er ſelbſt war ein von den Britten geſchätzter Dichter, und dabei voll der regſten Werthſchätzung und des lebendigſten Sinnes für die Nationalität der deutſchen Literatur, mit der er ſich zu befreunden ſtrebte, und ſich dazu Cäciliens Rath und Anweiſung erbat. Boyſen, der einige Wochen ſpäter zurückkam, las Scott's Briefe, und da er ſie als eine Sprachübung nützlich für Cäcilien hielt, hieß er dieſen Briefwechſel nicht allein gut, ſondern ermunterte ſeine Braut ſelbſt zur Fortſetzung deſſelben. Wenige begreifen es aber vielleicht, wie ſich aus den Schriftzügen dieſer Briefe ein unſichtbares, geheimnißvolles Band webte, das zwei für einander geſchaffene Herzen unauflöslich mit einander verband. Im täglichen Leben und der täglichen Unterhaltung ſind die Veranlaſſungen zu ſolchen Geſprächen, in denen ſich die eigenthümliche Richtung des Gemüths und des Sinnes offenbart, immer nur ſelten, und man lernt oft in Monaten ſolches Zuſammenſeins ſich doch nur oberflächlich kennen. Allein bei der ſchriftlichen Mittheilung ſeiner Ideen und Empfindungen iſt das ganz anders, und die Weltlichkeit der Bildung reicht wohl für die Unterhaltung aber gewiß für keinen Briefwechſel hin, aus deſſen Schriftzeichen ſich oft wie ein feiner Duft die klarſte geiſtige Anſchauung entwickelt.

Einige Wochen ſpäter war Cäcilie bei einer

Freundin zum Beſuch, als ihre Mutter ihr ſagen ließ, eilig zu Hauſe zu kommen. Es überraſchte ſie nicht wenig, als ſie bei ihrem Eintritt in das Zimmer Scott erblickte, deſſen Beſuch ſie ſo wenig mehr erwartet als eigentlich auch gewünſcht hatte; doch jetzt, da ſie es ſah, wie glücklich er ſich fühlte, ſie wieder zu ſehen, that ihr ſeine Freude wohl und rührte ſie durch die einfache Herzlichkeit ihrer Aeußerung. Der Thee wurde gebracht, und mit unverkennbarem Behagen nahm der Major ſeinen alten Platz neben der lieben, ehrwürdigen Mutter, Cäcilien gegenüber, wieder ein. Boyſen war den Abend in eine Männergeſellſchaft eingeladen, und man war alſo ganz allein. „Sie können es nicht glauben,“ ſagte Scott bewegt, „wie glücklich es mich gemacht hat, wieder zu Ihnen zu kommen! Ich habe vor Freude in den zwei letzten Nächten nicht geſchlafen, immer, immer habe ich an Sie gedacht!“ — Cäcilie fühlte ſich durch dieſe Worte wehmüthig bewegt. Es vereinte ſich ſo Vieles, ihnen Eingang in ihr Herz zu verſchaffen; ſie waren ſich ſeit ihrer Trennung ſo viel bekannter, und wie ſie nun wohl fühlte, auch lieber geworden, und ſie las es nun mit ſo himmliſcher Gewißheit in dem herrlichen Blick ſeines ſeelenvollen Auges, wie er ihr nur ſein wahrſtes Gefühl ohne irgend eine Uebertreibung oder irgend einen Zuſatz von Galanterie ausſpreche. Auch hatte ſie nie eine Schmeichelei, nie eine Aeußerung von ihm über ihre Geſtalt gehört; jetzt aber, wo er, ihr gegenüber ſitzend, ſie mit ſo frohem Vertrauen, mit ſo vor inniger Freude leuchtenden Blicken anſah, fiel das Geſpräch auf eine wegen der Schönheit ihrer Augen in England berühmte Dichterin (Miſtreß Opie). „Liebſte Miß,“ ſagte er, „ſo ſchöne Augen, wie Sie, hat ſie doch nicht. Wenn ich noch ſo betrübt wäre und Sie mich anſähen, freundlich und gut, wie Sie immer ſind, ich würde es hier fühlen,“ — er legte die Hand auf ſein Herz, — „und Troſt haben.“ — „Dann wünſchte ich,“ antwortete Cäcilie, „Ihnen ſtets, wenn Sie ein Leiden trifft, tröſtend erſcheinen zu können.“ — „Sie ſind auch immer bei mir,“ fiel er ihr bewegt ein, „wo ich auch bin, was ich auch thue, ich denke immer an Sie und ſehe Ihre Augen vor mir.“ Sein Ausdruck war dabei ſo einfach, daß dieſe Aeußerungen Cäcilien nicht verwirren konnten, ſondern ſowohl von ihr als von ihrer Mutter eben ſo unbefangen aufgenommen, als von ihm geſagt wurden.

Cäcilie blieb nach Tiſche zufällig mit ihm allein. Sie lobte ihn wegen ſeiner Fortſchritte in der deutſchen Sprache, und er holte ſich triumphirend ein Buch, ihr daraus vorzuleſen. Sie mußte, da er ſich neben ſie ſetzte, mit einſehen, um den Worten, die er las, folgen zu können, und wer es je verſucht hat, mit Jemanden aus einem Buche zu leſen, der weiß auch um alle die kleinen damit verbundenen Umſtände, die, wie es fällt, bald Convenienzen, bald Inconvenienzen genannt werden können. Scott las langſam, doch ohne Anſtoß und ſo richtig, daß man fühlte, er verſtehe, was er leſe, und Cäcilie lobte ihn verdientermaßen; nun kam aber ein langes, ſchweres Wort, zweifelnd und fragend blickte er zu ihr auf; ſie belächelte ſeine augenblickliche Verlegenheit muthwillig; aber dieſem Lächeln und dem Augenblick ſelbſt wich ſeine ſonſtige eben ſo zarte als ehrerbietige Scheu, er bog ſich ſchnell zu ihr über und küßte ihre Wange. Cäcilie erröthete, und war trotz ihrer ſechs und zwanzig Jahre ängſtlich verlegen; doch ſchnell ſich ſammelnd, ſagte ſie ihm ernſt gebietend, wenn gleich bange vor ſich niederblickend: „Leſen Sie weiter.“ Gehorſam ſah er wieder in's Buch, aber zu leſen vermochte er nicht. Er ſtotterte einige Worte unrichtig her, dann aber ſtieß er das Buch von ſich, und Cäciliens beide Hände faſſend, fragte er haſtig ängſtlich: „Um Gott, theuerſte Miß, ſind Sie mir böſe? bin ich denn ſehr unartig geweſen? ich ſelbſt nicht weiß, aber ich konnte nicht anders — ach, liebſte Miß, könnte ich Ihnen doch ſagen, wie lieb, wie ſehr und viel lieb ich Sie habe!“ — Er drückte ihre Hände an ſein Herz, und da ſie, zu überraſcht und zu bewegt, nicht zu antworten vermochte, fuhr er fort: „viel und anders lieb, als Alles in der Welt, lieber als meinen Sohn, lieber als meine Mutter, lieber als Alles, Alles. Ich nie ein anders Frauenzimmer ſo lieb gehabt, und das gleich, und ach Gott! ſo ſehr, ſo ſehr! Und nun ſind Sie mir böſe!“ — Hier begegnete Cäciliens Blick dem ſeinigen, aber ſie ſchlug ihr Auge, leiſe erröthend, ſchnell nieder. „Ich bin nicht mehr böſe,“ ſagte ſie ihm. „Ach, liebſte, liebſte Miß,“ hob er ſtockend und bewegt an, „wenn ich Sie etwas fragen dürfte, aber Sie mir auch vergeben und freundlich bleiben wollen?" — „Fragen Sie," antwortete Cäcilie, „ein ſo braver Mann, wie Sie, kann nichts ſagen, was ich nicht beantworten dürfte." — „O mein Gott!" ſagte er innig, „warum kann ich nicht ſagen, wie ich wollte; aber gewiß, mein Herz iſt treu und wahr, in meinem Herzen iſt kein Falſch und es wird Sie lieben, bis ich todt bin — Cäcilie, könnten Sie mich wohl lieb gewinnen? Können Sie, wollen Sie meine Frau werden?"

Cäcilie erblaßte; ein ſtummer, aber gewaltiger Schmerz bemächtigte ſich ihrer Seele und ihres Lebens, und zwei ſchwere, ſchwere Thränen rollten langſam über ihre Wangen. Mit unbeſchreiblicher Wehmuth hob ſie ihr Auge zu ihm auf. „Ich glaube," ſagte ſie ihm leiſe und langſam, „daß ich Sie in andern Verhältniſſen ſehr lieb hätte gewinnen können; aber ich bin Braut."

Das Wort wand ſich ſchwer und gepreßt aus ihrer Bruſt, und als habe ſich ihre Kraft erſchöpft, es auszuſprechen, ſenkte ſie ihr bleiches Geſicht auf ihre Hände nieder. Auch ward ihr erſt in dieſem Augenblick die öde Freudenloſigkeit ihrer Zukunft recht anſchaulich. Boyſen liebte ſie nicht; das wußte, das fühlte ſie, und welches Weib kann ohne die ſchmerzlichſte, ohne die herzzerreißendſte Reſignation auf immer von der Hoffnung, geliebt zu werden, von dem Glück, ſelbſt zu lieben, ſcheiden! — Und Cäciliens Herz war nicht erſchöpft, nicht abgeſtorben; Scott's Werth und ſeine Liebe hatten in dieſem Herzen eine Fülle des Lebens, ein Bedürfniß des Glückes geweckt, wie ſie es früher nie empfunden hatte.

„Braut!“ wiederholte Scott dumpf und ſchmerzlich, „ach, das iſt ja unwiderrufliche Entſcheidung!“

„Als ſolche ſind wir verpflichtet, ſie zu ehren, mein Freund,“ ſagte Cäcilie, „und darum laſſen Sie uns durch kein Wort mehr unſer Gefühl da noch tiefer ergründen, wo der Wille und das Leben der Pflicht unwiderruflich zu eigen gegeben ſind.“

Scott ſtand tief erſchüttert auf. „Sie haben Recht, Miß, aber was mich dies Wort auszuſprechen koſtet, errathen Sie nicht. Kein Ausdruck meiner Liebe ſoll Sie je wieder verletzen, doch mein Herz bleibt Ihnen eigen, ſo lange es ſchlägt. Denken Sie zuweilen an mich, und Gott mache Sie ſo glücklich, als Sie es zu ſein verdienen.“

Er hielt ſich und Cäcilien Wort. Am andern Morgen ſchon ſchied er, und nur die Bläſſe ſeines Geſichts, nur der trübe Ernſt ſeines Blickes verriethen ſeinen Schmerz und ſeinen Kämpf. Auch Cäcilie bewährte in der Minute ihres Abſchieds die Kraft ihres Charakters — allein die Hoffnungsloſigkeit ihrer Zukunft ward von Beiden tief empfunden, wenn gleich nicht ausgeſprochen.

Scott ſchrieb nicht wieder, und nur aus den Zeitungen erfuhr ſie nach einigen Wochen, daß ſein Regiment Befehl erhalten habe, nach den Niederlanden aufzubrechen. Die ſtille Trauer ihres Herzens und ihr Kampf wurden nur von dem treuen Mutterherzen errathen, von ihrem Verlobten durchaus nicht beachtet, da er, ohne Sinn für jede innigere, auf Vertrauen und Wahlverwandtſchaft gegründete Verbindung, ſeine Forderung an ſeine künftige Gattin allein auf die äußere Form ihres Betragens, Gefälligkeit, Nachgiebigkeit und eine gewiſſe, aus dem Gefühl der Abhängigkeit und Unterwürfigkeit entſpringende Achtſamkeit beſchränkte, ſo wie ſeine Erwartungen vom häuslichen Glück auf einen Zuſatz von Bequemlichkeit in ſeiner Lebensweiſe und eine größere Sparſamkeit in Führung des Haushalts.

Cäciliens Hochzeitstag näherte ſich jetzt, und ſie ſah ihm mit demſelben Gefühl entgegen, mit dem ſie als Nonne vielleicht dem Tage ihrer Einkleidung entgegen geſehen hätte. Sie blieb freilich in der Welt, aber ein heiliges Gelübde und ernſte Pflichten trennten ſie doch nun auch von ihrem bisherigen Leben, von ihrer Jugend und der Fülle des eigenen Herzens. Sie konnte und durfte ſich ja keine Anſprüche auf ein von Boyſen's Neigungen und Gewohnheiten unabhängiges Daſein vorbehalten; ſie mußte ja geloben, nur für den Gatten, nur nach ſeinen Anſichten und Wünſchen leben zu wollen, und feſt war ihr Entſchluß, die übernommene Verpflichtung treu und mit der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit zu erfüllen. Ach, ſie ahnete nicht, welche ſchmerzhafte Prüfung das Schickſal ihr noch vorbehalten hatte. Am Morgen ihres Hochzeitstages erhielt ſie die Nachricht, Scott ſei bei dem mörderiſchen nächtlichen Ueberfall von Breda gefallen. Geheime Verſtändniſſe in der belagerten Feſtung öffneten den Engländern ihre Thore; Verrath ſchloß ſie hinter ihnen.

In der engen Straße eingekeilt, vor und hinter ſich einen überlegenen Feind, blieb den beiden ſo eingeſchloſſenen Regimentern nur die Wahl zwiſchen Gefangenſchaft und Tod. Sie wählten den letztern. Scott fiel an der Seite des Generals Gore, der ſein Freund war, und ihn nur um wenig Minuten überlebte. Der preußiſche Geſandte hatte in der Nacht einen Eilboten mit dieſer Nachricht erhalten, und da er oft in Cäciliens Haus kam, und zu den geladenen Hochzeitsgäſten gehörte, brachte er am Morgen der Braut einen ſchönen, zum Schmuck dieſes Tages für ſie beſtimmten Blumenſtrauß, und theilte bei dieſer Veranlaſſung den ausführlichen Bericht jenes Vorfalls als die Neuigkeit des Tages mit.

Hüte ſich doch ja Jeder ſorgfältig vor dem Wahn, das Härteſte, was ihn treffen kann, ſchon erlebt, das Herbſte ſchon beſiegt zu haben! Das Schickſal hat eine furchtbare Gewalt, dieſen Wahn zu beſtrafen, und faſt nie bleibt ſie von ihm ungenutzt. Der Menſch kann entſetzlich viel tragen und Gräßliches überſtehen, und höchſt ſelten nur ſind ſolche Prüfungsſtunden, in denen wir wahrhaft das Maß unſerer Kraft zu ergründen lernen. Auch Cäcilie hatte am Morgen jenes Tages, wo Scott von ihr ſchied, gewähnt, mit dem Leben fertig zu ſein, und ihren ſchwerſten Kampf mit demſelben gekämpft zu haben, und ach! der Schmerz jenes Morgens war Wonne gegen den, mit dem ſie jetzt ringen, und ihn vor Aller Augen verbergen mußte. Doch auch ſie bewies, daß das Weib, trotz ſeiner Schwäche, durch ſeine Kraft im Dulden den Heldenmuth des Mannes zu erreichen vermag. Sie vermochte es an dieſem verhängnißvollen Tage, ihre äußere Faſſung zu bewahren, und die tiefe gewaltige Bebung, in der ihr Herz unter dem Drucke ihres unendlichen Schmerzes aufzuckte, blieb nur von Gott geſehener Jammer. Gräßlich war für ſie der Augenblick, wo ſie mit Boyſen an den Altar trat, und der geliebte Schatten bleich, blutend, unbeweglich vor ihr ſtand. Die geheimnißvollſte Macht der Liebe und des Herzens zog ſie vom Leben ab zu ihm in ſein Grab; aber ſie bezwang ſich und ihre Phantaſie, doch litt ſie mehr, als die Erinnerung jener Tage aufzubewahren vermochte.

Boyſen war zu ſehr Freund des Herkömmlichen und Gebräuchlichen, als daß er nicht hätte wünſchen ſollen, ſeine Verbindung durch eine lange Reihe von Familienſchmäuſen gefeiert zu ſehen; und ſo verſtrichen die erſten vierzehn Tage, ohne daß ſie ihm und Cäcilien eine Stunde häuslicher Einſamkeit gebracht hätten. Der gewaltige Zwang und die peinliche Anſtrengung, womit ſich Cäcilie dieſem Geräuſch hingab, erſchöpften ihre Kraft, und ſie fühlte ſich oft bis zur Ohnmacht ermattet. Sie war in einem immerwährenden fieberhaften Zuſtande, der ihr, vorzüglich gegen Abend, eine erhöhete Lebhaftigkeit der Farbe und der Sprache gab, welche es ihr möglich machte, Alle über ihre wahre Stimmung zu täuſchen. Eines Morgens war ſie bei einer Freundin, der Frau des Commandanten der Stadt, in der ſie lebte, zum Beſuch, als ſie einen Officier in der Uniform des ſchottiſchen Regiments, in dem Scott gedient hatte, in das Haus treten ſah. Dieſer Anblick erſchütterte ſie namenlos. Sie wünſchte ſehnlichſt nähere Nachrichten von Scott's Tode und von dem Schickſal ſeines Sohnes, und ließ den Officier bitten, nach Beendigung ſeines Geſchäfts hinauf zu kommen, weil eine Dame ihn zu ſprechen wünſche. Sie vermochte es über ſich, ihn, mit dem ſie ſich allein gelaſſen ſah, mit ruhiger Faſſung zu empfangen und durch eine Frage nach dem Schickſal der Generalin Gore, deren Gatte an Scott's Seite gefallen war, ein Geſpräch über die näheren Umſtände jenes Gefechts einzuleiten. Der Officier beantwortete ihre Fragen eben ſo geſittet als umſtändlich, und nannte ihr nicht nur die Zahl, ſondern auch die Namen der gebliebenen Officiere. „Und der Major Scott?“ fragte ſie. „Sein Sohn, ein hoffnungsvoller Knabe, iſt geblieben; allein er ſelbſt ward ſchwer verwundet gefangen genommen, iſt aber jetzt ſchon außer Gefahr, ausgewechſelt, und wird gleich nach ſeiner Geneſung nach Spanien zu der Armee des Feldmarſchalls Wellington gehen.“ Der Eindruck dieſer Worte auf Cäcilie iſt ein Geheimniß, unausſprechlich, wie das Räthſel des Daſeins ſelbſt. All der Muth, all die Kraft, die ſie für den Schmerz gehabt hatte, verließ ſie in dieſem Augenblicke. Mit hochſchlagendem Herzen, zitternd und fliegend ſank ſie auf ihre Kniee nieder, und ihre Thränen ergoſſen ſich ſo unverſiegbar, als wolle ſich ihr ganzes Leben in ihnen auflöſen. Mit edler, feinſinniger Zartheit wußte der Fremdling das Vertrauen zu ehren, das er der Gewalt dieſes Augenblickes über ſie zu danken hatte. Er war Scott's Freund, und die Schwermuth, die auf dieſem ſeit einigen Monaten als düſterer Ernſt laſtete, ward ihm nun durch Cäciliens leidenſchaftlichen Antheil erklärt. Unaufgefordert theilte er ihr daher jetzt auch bis in die kleinſten Einzelnheiten Alles mit, was ſie in Beziehung auf Scott's Schickſal zu intereſſiren vermochte.

Alle leidenſchaftlichen Empfindungen der menſchlichen Seele verlieren ſich in eine Tiefe, die unſer Blick nicht zu ergründen vermag. Welcher Menſch z. B. hat ſich nicht irgend einmal in ſeinem Leben gefreuet, und doch wie Wenige nur haben je an ſich und Andern die ängſtigende Macht dieſes Gefühls über das menſchliche Gemüth erfahren, wenn es wie ein verzehrender Blitz unſer ganzes Weſen durch und durch, bis in ſeine tiefſte Innerlichkeit, durchdringt! Eine ſolche Freude iſt ein himmliſches Gefühl, aber wahrlich kein frohes, und gewiß das Lebenangreifendſte, was es gibt. Man fühlt es, daß ſie ein Fremdling hienieden und unſere körperliche Organiſation keineswegs darauf eingerichtet iſt, ihren Bebungen und Erſchütterungen widerſtehen zu können. Nur im Kummer, nur im hoffnungsloſeſten Gram bewährt ſich die Elaſticität unſers Weſens, die Saiten, die über unſer Gemüth geſpannt ſind, erſchlafft der Schmerz nur, aber die Freude ſprengt ſie entzwei.

Am Abend dieſes Tages lag Cäcilie an einer Bruſtentzündung gefährlich krank darnieder. Die ganz unbeſchreibliche Heftigkeit, mit der die Krankheit plötzlich ausbrach, machte ihren Zuſtand faſt hoffnungslos, und ſie war achtundvierzig Stunden in drohender Gefahr; doch eben ſo ſchnell und dem Arzt unerwartet begann und vollendete ſich ihre Geneſung, ſo daß ſie nach wenigen Tagen ſchon ihre Wirthſchaft ſelbſt übernehmen und ſich mit der Ordnung ihres häuslichen Lebens befreunden konnte.

Denn Ordnung, Ordnung hieß das Princip, das Boyſen, als die höchſte praktiſche Nützlichkeit, zum Triebwerk ſeines ganzen Daſeins erwählt hatte, voll des entſchiedenſten Widerwillens gegen Alles, was die Gleichmäßigkeit und die Einförmigkeit eines nach der Uhr abgetheilten Lebens zu unterbrechen vermochte. Die ſchönſte Mondnacht, der laueſte Sommerabend voll Nachtigallgeſang und Blumenduft hätten es nicht vermocht, ihn bei ſich ſelbſt zu entſchuldigen, wenn er ihnen zu Liebe zehn Minuten ſpäter, als mit dem ein für allemal feſtgeſetzten Glockenſchlage zu Bette gegangen wäre. Sein Leben war daher auch nur ein Skelett des Lebens, da er alles Anmuthige, alles Schöne, alles Freie in demſelben für unnütz hielt, und für alle Gefühle, alle Empfindungen, für den ganzen innern Reichthum des Herzens nur Ein Maß, nämlich das eines ſtrengen Imperativs der Brauchbarkeit für das thätige Leben, kannte. Was nicht völlig in dieſes Maß paßte, war ihm vom Uebel, und wäre es die Frucht der erhabenſten und edelſten Begeiſterung, der liebevollſten Aufopferung geweſen. Alle geiſtigen Fähigkeiten, die ihm fehlten, hielt er für Krankheit, und er erkannte durchaus keine Vernunftmäßigkeit der Anſichten, wenn dieſe von den ſeinigen verſchieden waren.

Dabei war er ein arbeitſamer, redlicher, gelehrter Mann, dem kein Zweifel einkam, daß Cäcilie ſich mit ihm glücklich fühlen müſſe, da er von den Anſprüchen, die Geiſt und Herz an das Leben machen, keinen Begriff hatte, und von der Gewalt des Mannes und der Unterwürfigkeit der Frau, als Rechtsverhältniß Beider, zu feſt überzeugt war, um nicht Cäciliens Gefügigkeit in ſeinen Willen vorauszuſetzen. Er ſagte ihr, ohne irgend eine Rückſicht auf ſie ſelbſt zu verrathen, wie er es mit der Einrichtung ihres Hausſtandes und ihrer Lebensweiſe gehalten wiſſen wolle; welche Summe ſie wöchentlich zur Führung der Wirthſchaft erhalten werde, und in welcher Art er wünſche, daß ſie ihm von der Verwendung derſelben Rechnung ablege, und da er ſich als Hageſtolz in das Eingehen von hundert Kleinigkeiten gewöhnt hatte, die ſonſt dem Manne fremd bleiben, weil ſie nicht nur klein, ſondern auch kleinlich ſind, ſo erſtreckten ſich ſeine Verfügungen ſo in's Einzelne, daß Cäcilie als Frau ſich dadurch in ihrem angewieſenen Wirkungskreiſe peinlich beengt fühlte. Da ſie ſich aber in allen Anordnungen ganz nach ſeinen Wünſchen fügte, und mit der ſtrengſten Pünktlichkeit über die Erfüllung derſelben wachte, pries er ſie als ein Muſter der Frauen, und ohne irgend etwas in ihrem Betragen als Gattin zu vermiſſen, ohne irgend einen unbefriedigten Wunſch von ſeiner Seite, hatte er auch keine Ahnung davon, daß irgend ein Wunſch ihres Herzens, irgend ein Bedürfniß ihres Geiſtes über die enge Beſchränkung eines ſolchen Lebens hinausreichen, und ihr ganzes Daſein auf freudenloſe Reſignation gegründet ſein könne.

Und doch war dies der Fall. Sie war zu weiblich, um nicht mit Herz, Seele und Gemüth die Abhängigkeit des Weibes anzuerkennen und als Naturbeſtimmung zu ehren; aber ihr hatte die rohe Tyrannei, mit der die meiſten Männer das Recht des Stärkern und Gebietenden in der Ehe geltend machen, von jeher eine bange Furcht vor Frauenſchickſal und Frauenpflicht eingeflößt. Und welches denkende und gefühlvolle weibliche Weſen muß dieſe nicht auch empfinden? — ſind unſre Reize und ſelbſt unſre Tugenden bei den einmal beſtehenden bürgerlichen Verhältniſſen in der Ehe mehr, als Mittel einer Sklavin, um die Härte des Gebieters zu entwaffnen? Wir haben ja vor dem Geſetz und der Meinung keinen Schutz gegen Mißhandlung; unſre ganze Beſtimmung iſt es ja, ſtumm zu dulden und zu tragen, dagegen der Mann, der ſein Weib mißhandelt, immer noch geachtet und geehrt vor der Welt daſtehen kann, und es auf ſein äußeres Leben faſt nie Einfluß hat, ob er ein treues weibliches Herz bricht oder nicht. Darum kümmert ſich ja Keiner, und wahrlich, es wird uns oft ſchwer gemacht, zu glauben, daß wir ſo gut, wie die Männer, Kinder Eines Vaters ſind, da dieſer unſer Schickſal und unſer Herz hienieden ſo ſchutzlos ihrem Unwerth preis gegeben hat.

Cäcilie hätte, wie jede edle Frau, es nicht ertragen, den Gatten mit ſich unzufrieden und durch ihre Schuld mißvergnügt zu wiſſen, da ſie nur in ſeinem Glücke das ihrige finden konnte und durfte. Es wäre ſo leicht geweſen, ſie zu beglücken, und gewiß auch belohnend; doch Boyſen war nicht der Mann, mit dem das Schickſal ſie hätte vereinigen müſſen. Von allen höheren Bedürfniſſen abgeſehen, fehlte ihm auch jene Zartheit, jene Großmuth, die ein weibliches Weſen ſo ſchön und milde mit der Abhängigkeit ſeines Berufs zu verſöhnen weiß. So ließ er es z. B. Cäcilien nicht an Putz und Kleidung fehlen; aber es war ihm natürlich, ſie auch hierin in ſtrenger Abhängigkeit von ſich zu erhalten. Man beachtet es nicht genug, wie wichtig dieſer Punkt für die häusliche Zufriedenheit iſt, und wie einflußreich auf den Charakter der gewöhnlichen Frauen.

Es iſt nicht mehr als billig, daß die Frau dem Manne von der Verwendung des ihr zur Wirthſchaftsführung anvertrauten Geldes Rechnung ablegt, und jede verſtändige Frau wird von ſelbſt ſuchen, ihr Haushaltungsbuch in ſolcher Ordnung zu führen, daß die Ueberſicht ihrer Ausgaben klar und leicht aufgefaßt werden kann; eben ſo wenig iſt es zu fordern und zu wünſchen, daß der Mann die Frau in Anſehung ihres Taſchengeldes ſo unabhängig mache, daß ihm nicht die Macht bleibe, ſie durch ein Geſchenk zu erfreuen und zu verbinden; aber viele Männer des Mittelſtandes haben die Gewohnheit, ſich entweder das Geld zu den täglichen Ausgaben einzeln abfordern zu laſſen, was denn die Frau durchaus zur Magd erniedrigt, oder ſie ſetzen auch wohl ein beſtimmtes Wochengeld aus, halten es aber für klug, die Frau in Hinſicht der Ausgaben für ihre perſönlichen Bedürfniſſe ganz von ſich abhängig zu erhalten. Beide Handlungsweiſen ſind eben ſo unwürdig als verderblich, und führen die Frau auf den Punkt der Nothwendigkeit, den Mann zu überliſten und daran die Freude zu finden, die der Unterdrückte immer empfindet, wenn er den Unterdrücker bevortheilen kann. Seht immerhin das weibliche Geſchlecht als Euch untergeordnet und nur für Euch geſchaffen an, Ihr hoffärtigen Männer; aber beweiſet doch wenigſtens in Euren Verhältniſſen zu demſelben, daß Ihr die Menſchenwürde auch in dieſem Geſchlechte zu erkennen und zu ehren vermögt, und zwingt Eure Frauen zu keiner ſklaviſchen Erniedrigung, die dieſe ſchändet! Beſtimmt Eurer Gattin irgend eine Summe zu ihrer Kleidung und zu ihrem Taſchengelde, und zahlt ihr dieſe unaufgefordert und regelmäßig aus, ſei ſie dann auch ſo klein ſie wolle; nur verdammt ſie zu keiner kindiſchen Unmündigkeit, zu keiner Abhängigkeit, die Euch erſt abliſten und abſchmeicheln muß, was ſie zu erhalten wünſcht. Entzieht ihr nicht gänzlich die Mittel, dem Hange ihres Herzens folgen und hie und da im Stillen eine Wohlthat ſpenden zu können, die ſie wirklich als von ſich erzeigt und mit Entbehrung erkauft, fühlen kann. Boyſen ſchenkte Cäcilien viel; er ließ es ihr auch eigentlich nicht an Gelde fehlen; allein die Ungewißheit und Unbeſtimmtheit dieſer Einnahme war für ſie ſehr drückend, da ſie ihr keine regelmäßige Eintheilung ihrer Ausgaben erlaubte, und ſie zu ſtolz zum Fordern und auch zu edel war, ſich von dem erhaltenen Wirthſchaftsgelde etwas zuzueignen. Eben ſo war es mit den Wohlthaten, die ſie erzeigte. Boyſen hatte jährlich eine gewiſſe Summe für Arme beſtimmt, und faſt nie bat ihn Cäcilie vergebens, wo es Milderung fremder Noth galt; aber ſie durfte doch nicht geben, ohne gebeten zu haben; es war in dem Verhältniſſe, in dem ſie mit ihrem Gatten ſtand, doch immer nur fremdes Geld, was ſie gab, und Boyſen's Denkweiſe legte auch hier ihr Herz in Feſſeln, die den freien Schlag deſſelben lähmten.

So verging ein Jahr. Cäciliens Ehe galt für eine der glücklichſten, und wahr iſt es auch, daß in dieſem Zeitraume nie zwiſchen ihr und dem Gatten eine Uneinigkeit, nie ein Mißverſtändniß, nie ein Streit entſtand; aber Keiner wußte es, mit welcher ſchmerzlichen, geiſt- und ſeelentödtenden Verläugnung Cäcilie ihr Gelübde löſte, Boyſen glücklich zu machen. Ihre Mutter ſtarb in dieſem erſten Jahre ihrer Verbindung, und ihre Ehe blieb kinderlos. Ganz ungetheilt mußte ſie ſich daher dem Gatten widmen und für ihn leben. Treu erfüllte ſie auch alle Forderungen, alle Erwartungen deſſelben; ſie war ihm eine treue Haushälterin, eine gehorſame Dienerin, eine gefällige Genoſſin ſeines geſellſchaftlichen Lebens; aber daß ſie ihm noch mehr ſein und werden könne, daß der edelſte Schatz ihres Herzens, die ſchönſte Eigenthümlichkeit ihres Weſens, ihr Geiſt, ihre Talente, ihre zarte Weiblichkeit, ihr ſeelenvolles Gemüth, die Fülle ihrer Liebe, der Adel und die Treue ihrer Geſinnung jetzt für ſie und ihn nur ein todtes Capital waren, und jeder Tag ſie dem Vergeſſen der Zeit zuführte, wo ſie, ſich und Andern zur Freude, ſich im Beſitz und der Entwickelung jener Himmelsgaben glücklich gefühlt hatte, das ahnete er nicht. Cäcilie hatte ſich die Ehe nie idealiſirt — ſie wußte, wie viel Fremdartiges und Ungeziemliches man dieſem edelſten und beglückendſten aller menſchlichen Verhältniſſe aufgeladen hat, um es zu tragen; aber ihr Herz ſagte ihr auch, daß es viel tragen könne und doch noch beglückend und edel zu bleiben vermöge. Sie fand ſchon unverheirathet recht heitres Gefallen an der tüchtigen Thätigkeit einer wackern Hausfrau, und war in allen Obliegenheiten derſelben wohl erfahren; allein ſie hoffte auch dereinſt, wenn dieſer Beruf der ihrige geworden ſein würde, als Hausfrau der Biene gleichen zu dürfen, die ja bei aller Nützlichkeit und Geſchäftigkeit ein beflügeltes mit Blumen befreundetes Weſen bleibt; doch Boyſen durfte ſie, um ihm für eine brave und verſtändige Frau zu gelten, nur als Ameiſe erſcheinen. Und jener Traum ihres Mädchenlebens, wie der künftige Gatte in ihr die zuverläſſige Freundin, die heitre, geiſtvolle Geſellſchafterin, die innigſte Vertraute ſeines Herzens lieben würde — und jener noch ſchönere und geliebtere Traum gegenſeitiger geiſtiger, auf den gemeinſchaftlichen Fortgang ſittlicher Veredlung gegründeter Wechſelwirkung — ach, wie ſehr mußte ſie der Erfüllung dieſer Jugendträume entſagen! Ihr Geiſt war gelähmt, ihr Herz erſtarrt, ihr Leben ermattet, und es ſchien ihr unvermeidliches Loos zu ſein, ohne Tod und ſichtbare Wunde, aber an Geiſt und Herz bis zur Unkenntlichkeit entſtellt, durch das Leben als ein Schatten, als ein Grabmonument deſſen, was ſie einſt war, zu ſchleichen. Nichts entſtellt eine weibliche Seele ſo, nichts beraubt uns ſchneller alles Reizes, aller Anmuth, als ein herz- und geiſtloſes eheliches Verhältniß, und es iſt unglaublich, welche

Rohheit und Härte ſich auch ſonſt gute Männer gegen ihre Frauen zu üben erlauben. Wem iſt je ein Mann vorgekommen, der nicht durch die gnädige Erlaubniß, für ihn zu leben und ihn zu beglücken, in ſo weit ſich dies mit ſeinen andern Neigungen verträgt, ſeine ganze Pflicht gegen die beſte Frau erfüllt zu haben glaubt? — Welcher Mann hat je nach den Flitterwochen und in der unausbleiblichen Erkältung des ungeſtörten Beſitzes noch den Wunſch empfunden, für das Glück und die Zufriedenheit ſeiner Gattin zu leben, wie ſie mit ihrem ganzen Herzen für ihn lebt? — Unſre Cultur ſpottet des Wilden, der ſeine Frau wie ein zahmes Hausthier erkauft und behandelt; aber wahrlich, unſre Männer ſind nur cultivirt, um uns mit deſto ſinnreicherer Grauſamkeit zu mißhandeln. Im Leben des Mannes iſt die Ehe nur die Ueberſchrift eines Capitels; bei uns Frauen der fortlaufende Inhalt des ganzen Buches. Des Mannes Glück iſt auf eine Ambe, eine Terne, eine Quaterne geſetzt; Frauenglück nur auf einen einfachen Auszug. Der Mann iſt noch immer etwas Anderes als Gatte, er gehört immer in irgend einer Beziehung dem Staate an; aber die

Frau iſt nichts als Gattin, als ſein Eigenthum und er ihr ſichtbar gewordenes Schickſal, und je beſſer ſie iſt, je wahrhaft weiblicher in ihrem Thun und Weſen, je weniger wird ſie noch irgend etwas Anderes ſein wollen und ſein können. Warum ſind denn die Männer ſo ſelten gerecht und großmüthig gegen uns? — Warum dieſe grauſame, übermüthige, herriſche Nichtachtung unſers Werthes und unſrer Herzen? Gott allein weiß um die vielen blutigen Thränen, die ſo viel edle weibliche Weſen, nur von ihm geſehen, weinen, da unſre Pflicht uns befiehlt, vor der Welt glücklich und zufrieden zu ſcheinen, wenn auch Gram und ſtummer Jammer unſer Herz brechen.

Trotz des trüben Einfluſſes, den Boyſen's Sinn und Weſen auf Cäcilie äußerte, war doch ihre Ehe nicht unglücklich zu nennen. Die Gewohnheit des Zuſammenlebens und die Gemeinſchaft des Intereſſes in der Ehe vermag über das menſchliche Herz ſo viel, daß ſich in ihr, auch ohne alle ſympathetiſche Verwandtſchaft, ohne alle innere und tiefere Einswerdung zweier Herzen und zweier Leben, doch zwiſchen zwei nur nicht moraliſch ſchlechten Menſchen häufig eine Zuneigung entwickelt, die das Leben in allen ſeinen äußern Erſcheinungen eben ſo feſt gebunden hält, als ſei ſie durch das Mark des wahren Daſeins genährt. Dies war auch bei Cäcilien der Fall. Sie empfand wahre Anhänglichkeit und treues Wohlwollen für ihren Gatten; allein wenn dieſe ſie auch allmählig im Lauf der Zeit mit den Entbehrungen ihres Lebens zu verſöhnen vermocht hätten, ſo konnte ſie doch nie dadurch vor jenem feinern Selbſtmord ihrer Verdienſte und Kräfte geſchützt werden, der das unausweichliche Schickſal jeder nicht glücklich verheiratheten Frau iſt. Wie vielen Beiſpielen ſolcher geheimen ſtillen und langſamen geiſtigen Selbſtverzehrungen begegnen wir nicht im Leben!

O what a noble mind is here o'erthrown!
the courtier's, scholar's, soldier's, eye, tongue, sword,
th' expectancy and rose of the fair state,
the glass of fashion, and the mould of form,
th' observ'd of all observers, quite, quite down. —
Now see that noble and most sovereign reason,
Like sweet bells jangled out of tune, and harsh,
that unmatch'd form and stature of blown youth,
Blasted with extasie. —

Nach Verlauf dreier Jahre ward Boyſen krank, und trotz Cäciliens treuer und ſorgſamer Pflege ward ſein Uebel tödtlich. Er ſtarb wie er gelebt hatte, d. h. mit ruhiger Gleichmüthigkeit, und ohne daß er das Bedürfniß empfunden hätte, ſich durch die Erhebung religiöſer Ideen gegen die Schreckniſſe des Todes zu waffnen. Sein letztes Wort war noch Dank an Cäcilien, der er das Zeugniß gab, ſie ſei eine Frau ganz nach ſeinem Herzen und nach ſeinem Willen geweſen, und er habe ſich in ihrem Beſitze ſo glücklich gefühlt, als es nur hienieden dem Menſchen irgend vergönnt ſei. An ſeinem Grabe floſſen Cäciliens Thränen ſtill und wehmüthig, und wenn ſie ſich gleich früher ihre Ergebung in ſeinen Willen, und ihr Einfügen in den Bau ſeiner Lebensweiſe nie für ein Opfer, nie für ein Verdienſt angerechnet hatte, und es auch nur als eine Pflichtverbindlichkeit anſah, deren Nichterfüllung ſie vor Gott, vor dem Verſtorbenen und vor ihrem eigenen Herzen ſtrafbar gemacht hätte, ſo ward ihr doch in dieſer dankbaren Anerkennung des Sterbenden fromme Verſöhnung mit ihrem Schickſale. Sie war jetzt frei und unabhängig; allein es war für ſie nicht leicht, ſich der wieder erhaltenen Freiheit bewußt zu werden. Wenn man eine geraume Zeit, eng und zwängend eingepreßt, mühſam geathmet hat, ſo erhält man, auch nach gelöſeten Banden, nur allmählig das Vermögen zurück, ſich frei regen zu können. Auch knüpfte keine Hoffnung und kein Wunſch ſie an die Zukunft; ſie war eines ſelbſtſtändigen Daſeins ſo ungewohnt geworden, daß ſie ſelbſt in ihrer häuslichen Lebensweiſe nicht darauf verfiel, Manches jetzt ihrer Neigung gemäßer einzurichten, und in allen äußern Verhältniſſen den Gewohnheiten ihres bisherigen Lebens treu blieb. Boyſen hatte eine Schweſter, die in Hamburg verheirathet war, in den erſten Monaten ſeiner Verbindung ihn beſucht, einige Wochen in ſeinem Hauſe verlebt und die neue Schweſter ſehr lieb gewonnen hatte. Oft und viel hatte ſie den Bruder um Erwiederung dieſes Beſuchs gebeten; auch war dieſe mehrere Male verheißen, allein durch Zufälligkeiten immer verhindert worden; jetzt aber, nach bald zurückgelegtem Trauerjahr, konnte Cäcilie dieſen, mit der freundſchaftlichſten Herzlichkeit wiederholten Einladungen nicht widerſtehen. Von der Jahreszeit begünſtigt, trat ſie die Reiſe an, und der Wechſel der Gegenſtände, der Reiz der Neuheit und der angenehme und gebildete Ton, den ſie in dem Hauſe ihres Schwagers und in dem Cirkel ſeines Umgangs herrſchend fand, erweckten ſie aus ihrer bisherigen Einſchläferung und ſie erblühete von Neuem recht anmuthig zu ſtiller Heiterkeit und geiſtvoller Mittheilung.

Die Verbindungen des Hauſes, in dem ſie lebte, führten viele Fremde in daſſelbe und vorzüglich viele Engländer. Wie ward dadurch Scott's Bild in Cäciliens Herzen wieder lebendig! Sie hatte ihn nie vergeſſen — aber drei Jahre waren verſtrichen, in deren Verlauf ſie nichts von ihm erfahren und ſich auch keine Nachfrage nach ihm erlaubt hatte. Jetzt aber, in der Geſellſchaft ſeiner Landsleute, gewann das Andenken an ihn eine Gewalt über ſie, welche die Schüchternheit ihres Gefühls beſiegte, und ſie erlaubte es ſich, nach ihm ſich zu erkundigen. Allein die meiſten ſeiner Landsleute, die ſie ſah, waren Kaufleute; es gab mehrere Officiere ſeines Namens in der brittiſchen Armee, und da ſie nicht wußte, in welches Regiment er bei ſeiner Ankunft in Spanien eingetreten war, ſo vermochte ſie auch nicht, ihn näher zu bezeichnen. Sie hatte ſich ihn früher oft als todt gedacht, und dieſe Ahnung ſeines

Schickſals erwachte jetzt in ihr ſo mächtig, daß die Lebendigkeit derſelben ihr für eine Bürgſchaft der Wahrheit galt. Mit der innigſten Wehmuth gedachte ſie ſeiner als des einzigen Mannes, den ſie geliebt hatte, und von dem auch ſie ſich am wahrſten und innigſten geliebt gefühlt hatte. In ſtiller einſamer Mitternacht floſſen ſeinem Schickſal und ſeinem Verluſt oft ihre Thränen, und ihr Blick und ihr Geiſt erhoben ſich dann liebend zu jenen Welten, wo die Sehnſucht des armen Menſchenherzens das Glück zu finden hofft, das ihm die Erde und das Leben verſagen.

Eines Mittags ſandte der Herr vom Hauſe kurz vor Tiſche ſeinen Diener hinauf, die Frau zu benachrichtigen, daß er einige Gäſte mitbringen werde. Wer ſchildert aber Cäciliens Ueberraſchung, als ſie bei ſeinem Eintritt in ſeinen Begleitern Scott, und neben dieſem den Officier erblickte, der ihr einſt die Nachricht ſeines Lebens brachte, und den jener Augenblick zum Vertrauten ihres Herzens und ihrer Schwäche gemacht hatte! Es bedurfte für ſie nur eines Blickes, um Scott, trotz der veränderten Uniform, die er trug, trotz des dunkler gefärbten Colorits ſeiner edlen Züge und der tiefen Narbe, die ſeine Stirne ſchmückte, wieder zu erkennen. Sie war aufgeſtanden, um die eintretenden Gäſte zu begrüßen; aber ſie war ſo überraſcht, daß ſie zitternd ſich an das Fenſter, vor dem ſie ſtand, lehnen mußte, um nicht umzuſinken. In dieſem Augenblick wandte ſich Scott von der Wirthin, die er begrüßt hatte, zu der fremden Dame — ſein Blick auf ſie war ein Blitz des freudigſten Erkennens. Erröthend und mit einem Himmel der Liebe und der Treue in ſeinen Augen wollte er auf ſie zueilen, als der Wirth des Hauſes ſie ihm mit den Worten vorſtellte: „meine Schwägerin, die Kanzleiräthin Boyſen." Scott erbleichte vor dieſen Worten noch ſchneller, als er erröthet war, und unſicher, in wie fern er, ohne ſie in Verlegenheit zu ſetzen, ihres früheren Verhältniſſes in dieſem Augenblick und in der Gegenwart ihres Gatten, den er auch anweſend glaubte, erwähnen dürfe, begrüßte er ſie ehrerbietig, aber ſtumm. Cäcilie wollte ihn willkommen heißen, wollte ihm ſagen, wie ſie ſich ſeines Wiederſehens freue, aber als ſie die Hand hob, ſie ihm zu reichen, fiel ihr Blick auf den Officier, der ihn begleitete und der in dieſem

Augenblick, auch ſie erkennend und ihre Bewegung bemerkend, lächelnd und bedeutend auf ſie und Scott blickte. Sie ward glühend roth, und zog die dargebotene Hand ſo raſch zurück, daß Scott in dieſer Bewegung nur eine Bewegung ihrer Furcht, von dem Gatten mißverſtanden zu werden, erblickte, und ſcheu und verdüſtert ſich abwandte. Sein Begleiter dagegen ſcheuete es nicht, Cäcilien auf eine ehrerbietige Art daran zu erinnern, daß ihm, wenn er nicht irre, das Glück werde, eine intereſſante Bekanntſchaft zu erneuern; aber er ehrte Cäciliens Erröthen und die Bitte, die ihr Blick ausſprach, und vermied jede genauere Erwähnung ihres ehemaligen Zuſammentreffens. Indeſſen war der Eindruck, den Cäciſie und Scott gegenſeitig empfanden, als ſie ſich erblickten, zu ſichtlich geweſen, um nicht in allen Anweſenden die Ahnung einer innigern Beziehung zwiſchen ihnen zu erwecken, und zu tief, als daß ſie Beide ſchnell geſammelt und in ruhiger Faſſung zu erſcheinen vermochten. Man ging zu Tiſche; Scott bot Cäcilien ſeinen Arm, und erſt jetzt bemerkte ſie, daß er den linken unbeweglich und gelähmt trug. Ihr Auge füllte ſich mit Thränen; er ſah es, und ihre Hand an ſein Herz drückend, fragte er leiſe, ob ſie dem treuen Freunde einige Theilnahme an ſeinem Schickſal bewahrt habe? „Gewiß,“ ſagte ſie innig und hob ihr Auge zu ihm auf. Dieſer Eine Blick verſtändigte ihre Herzen und der ſchmerzlichen Ungewißheit des erſten Augenblicks folgte jetzt in Cäciliens Seele das himmliſche Gefühl eines ganz ungetrübten Glückes. Sie war zu ſanft, zu innig bewegt, um froh ſein zu können; aber eine ſelige Heiterkeit ſtrahlte aus ihren Blicken Friede und Freude in jedes Herz.

Noch lebhafter vielleicht empfand Scott das Glück, ſie wieder zu ſehen; aber ihm fehlte zum ungetrübten Genuß deſſelben die Ahnung, daß ſie ſein ſei, und frei, dies vor Gott und Menſchen, wie in ihrem innerſten Herzen, zu werden. Er ward aber bald inne, daß ihr Gatte nicht anweſend ſei, und dieſe Gewißheit reichte hin, ihn den Zauber der Nähe der Geliebten immer inniger und freudiger empfinden zu laſſen. Und als er nun noch am Abend dieſes Tages im Geſpräch mit ihrem Schwager erfuhr, ſie ſei Witwe und frei; da verklärten ſich ihm die Erde und das Leben, und ſein reines, treues Herz öffnete ſich der ſeligſten aller Hoffnungen. Er ſchied von ihr ohne Worte für ſeine Hoffnung, aber mit einem Blicke, der, wie eine ihre ganze Zukunft umfaſſende Frage, von ihr in ſeiner Bedeutung unausſprechlicher Liebe gefaßt wurde; und als er von ihr ſcheidend, mit dem Freunde, von dem er ſeit beinahe vier Jahren entfernt gelebt, und ihn nun am Morgen dieſes Tages wieder gefunden hatte, unter den Sternenhimmel heraustrat, und von ihm erfuhr, wie ſie einſt ſeinen Tod beweint habe, und wie von der Nachricht ſeines Lebens dies reine, feſte, von ihm nur errathene, nie enthüllte Herz aufgelöſet worden ſei in Thränen und einem für die Erdenbruſt zu großen Entzücken, da fühlte er, er ſei geliebt und Gott habe ihm die Macht verliehen, die Geliebte zu beglücken, wie er durch ſie beglückt werden würde.

Wenige Wochen darauf führte der Oberſt Scott ſeine Cäcilie zum Altar, wo der Segen des Predigers zwei unauflöslich in einander geſchlungene Hände, zwei durch Liebe Eins gewordene Herzen und Leben für Welt und Ewigkeit einſegnete. Der Verluſt des linken Armes hatte Scott gezwungen, ſeinen Abſchied zu nehmen, und Cäcilie folgte ihm auf ſeine

Güter in Argyle. Nur im Heiligthum der Liebe und des Herzens läßt ſich das herrliche Daſein begreifen, welches dieſe beiden edel gebornen und edel gebildeten Menſchen, auf ewig mit einander verbunden, ſich erſchufen, und wie ſie in der ſüßeſten Harmonie mit allem Edlen und Schönen, das ihr reiner Sinn inniger denn je umfaßte, die Herrlichkeit der Natur, die Seligkeit der Liebe, den Frieden der Tugend im klarſten Verſtändniß des Lebens empfanden und genoſſen. Frei von aller Leidenſchaft und unentweiht durch ihre vergänglichen Täuſchungen, war die Liebe, die ſie verband, eine reine, erquickende Flamme, und wird daher unerloſchen flammen, bis ſie einſt die Treuverbundenen ſiegend in das Land einer noch reineren Vereinigung, einer noch ſchöneren Liebe emporhebt.

Neue empfehlungswerthe Bücher,

welche bei **Carl Focke** in Leipzig erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben ſind:

Erzählungen aus der Gegenwart und Vergangenheit.

Ein nützliches und unterhaltendes Leſebuch für die Jugend, von **Amalie Schoppe**, geborne Weiſe; Verfaſſerin der „Abendſtunden," „Familie Hold" u. a. m. Mit ſchönen illum. Kpfrn., ſaub. eingeb. Preis 1½ Thlr. od. 2 Fl. 42 Kr. rh.

Eltern, die ihren Kindern ein ſchönes und zugleich nützliches Geſchenk machen wollen, können in der That kein paſſenderes wählen, wofür ſchon der bekannte und geachtete Name der geiſtreichen Verfaſſerin bürgt! Die äußere Ausſtattung des Buches läßt, ſelbſt für die ſtrengſten Forderungen, die man in dieſer Hinſicht machen könnte, nichts zu wünſchen übrig.

Daſſelbe Buch,

auf geringerem Papier, mit ſchwarzen Kupfern. Zum Schulgebrauche. Broch. Preis 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr. rh.

Der würdige Herr Kanzlei- und Hofrath **Fidler**, Director der Erziehungsanſtalt zu Schiffbeck bei Hamburg, veranlaßte die Verfaſſerin zur Herausgabe dieſes **Schulleſebuches**, das, wegen ſeiner Brauchbarkeit und zweckmäßigen Einrichtung, gewiß allen **Lehrern** höchſt willkommen ſein, und ein — trotz der Menge ſolcher Schriften — längſt gefühltes Bedürfniß genügend befriedigen wird.

Statt aller Anpreiſung ſei es vergönnt, hier eine Stelle aus einem Briefe des bereits erwähnten allgemein geachteten Erziehers an die Verfaſſerin wörtlich anzuführen:

„Ihr mir vorgelegter Plan entſpricht meinen Wünſchen, und Ihre der Welt dargelegten Arbeiten beweiſen Ihren Beruf zu einem ſolchen Unternehmen.

Ich freue mich herzlich, dieſe Arbeit in Ihren Händen zu wiſſen, und bin überzeugt, daß ſich Lehrer und Schüler gut dabei ſtehen. — Ihr Buch wird unterhalten, belehren und auf andere Lehrſtunden vorbereiten. Mit Luſt werden Lehrer und Schüler daſſelbe in die Hand nehmen. Ueberzeugt von der völligen Brauchbarkeit Ihrer Arbeit, gebe ich Ihnen die Verſicherung, das Buch in unſerer Lehranſtalt einzuführen und hoffe mit Zuverſicht, daß dies auch in vielen andern geſchehen wird!“

Der Mann mit der Zauberlaterne.

Ein unterhaltendes und belehrendes Bilderbuch für die Jugend, mit 42 colorirten Abbildungen fremder Völker und einem Titelkupfer. Geſchmackvoll gebunden, zweite verbeſſerte Auflage.

Preis ½ Thlr. oder 54 Kr. rheinl.

Mit vollem Rechte kann dieſes Büchlein allen denen empfohlen werden, welche Kindern ein nützliches und angenehmes Geſchenk machen wollen; denn es zeichnet ſich vor vielen andern Büchern dieſer Art durch einen lehrreichen und dabei höchſt faßlichen Inhalt, ein elegantes Aeußere und einen ſehr niedrigen Preis aus.

Lateiniſch-deutſche Sprechübungen.

Ein praktiſches Hülfsbuch zur Einübung der lateiniſchen Conversationsſprache, von D. Ferdinand Philippi, Großherzogl. Sächſ. Hofrathe.

Preis ⅔ Thlr. oder 1 Fl. 12 Kr. rheinl.

Trotz der mannigfachen Bemühungen der Philologen, die Erlernung der lateiniſchen Sprache zu erleichtern, hat es doch längſt ſchon, nach dem Vorgange eines Erasmus, Barclai, Vives u. A. m. an einer Geſprächſammlung gefehlt, die den Lernenden am meiſten in das Praktiſche einzuführen geeignet iſt, und darum mag dies Werkchen als ſehr zeitgemäß angeſehen werden. Die angehängten, am häufigſten gebräuchlichen Sprichwörter ergänzen zugleich des Verfaſſers Lexikon, da in dieſem mehrere der hier aufgenommenen fehlen.

Auswahl

aus

Fanny Tarnow's Schriften.

Achter Band.

Leipzig, 1830.
Verlag von Carl Focke.

Briefe an Freunde,

geſchrieben auf einer Reiſe nach Petersburg.

Erſter Brief.

An Frau Eliſe Schleiden, geb. v. Ruys.

Den 16. Juli. Im finniſchen Meerbuſen,
auf der Höhe von Odensholm.

Hier, meine Eliſe, an einem der ſchönſten Sommerabende, leiſe und freundlich von den Wogen gewiegt, verſuche ich es, dem Gedanken Worte zu geben, der mich, trotz der Entfernung, mit unwiderſtehlicher Gewalt in Deine Nähe bannt, und es mir noch nicht vergönnt, vorwärts zu ſchauen. — Ach, wie manche Thräne tiefempfündener Wehmuth und ſtiller Betrübniß habe ich in dieſen Tagen geweint! Ich kann es nicht faſſen, nicht begreifen daß ein ſo weiter Raum zwiſchen uns liegt; noch iſt mein ganzes Empfinden Gefühl der lebensvollſten Gegenwart Deiner Nähe, und mir iſt immer noch als ſei unſre Trennung nur ein Traum. — Gern erzählte ich Dir, meinem Verſprechen gemäß, viel von dieſen letzten Tagen; aber ſchwerlich werde ich es können, da das Seeleben nur wenige ſo ruhige Augenblicke hat, als dieſe, die ich jetzt benutze.

Von meiner Fahrt nach Travemünde weiß ich Dir nichts zu ſagen. Ich war ſo ermattet und krank, daß ich bei meiner Ankunft aus dem Wagen getragen werden mußte; allein meiner wartete die freundliche Ueberraſchung dort, Freund Pr. und ſeinen älteſten Sohn vorzufinden, die gekommen waren, um mir das letzte Lebewohl zu ſagen, und deren Sorge und Achtſamkeit für mich ich nicht genug rühmen kann. Ich ſollte mit meiner Reiſegeſellſchaft im Badehauſe eſſen, allein ich hatte ſo ſtarkes Fieber, daß ich nicht vom Sopha aufzuſtehen vermochte; der Arzt wurde gerufen, verſorgte mich noch mit Pulver und Tropfen, und ſo führte mich P. um fünf Uhr nach dem Boot, das uns an Bord bringen ſollte. Mein Vertrauen und meine Liebe zu dem freundlichen Element wurden mir indeſſen gelohnt; der Himmel war trübe und wolkig, allein der Wind günſtig, und ſo wurden unter Donner und Bliz die Anker gelichtet, und die Seeluft wehte mich ſo erfriſchend und ſtärkend an, daß ich bis um eilf Uhr auf dem Verdeck bleiben konnte. Wir hatten uns, ſo wie wir das Schiff beſtiegen, glühenden ſtark gewürzten Wein machen laſſen, um ihn als ein Schutzmittel gegen die Seekrankheit zu trinken; allein die Eine meiner beiden Reiſegefährtinnen ward gleich krank und auch die Andere fühlte ſich unwohl; ich allein blieb von jeder Anwandlung des böſen Uebels frei und fühlte mich auch, als ich am andern Morgen erſtand, ſo leicht und frei, wie ein Vögelchen in der Luft.

Wie ſchön der Donnerstag und der Freitag waren, vermag ich Dir nicht zu ſchildern. Günſtiger Wind und ein heiterer Himmel vereinigten ſich zur Verannehmlichung unſerer Fahrt. Ich ſah am Donnerstage die Kreide-Ufer Möhns, ſah mein geliebtes Rügen erſt in blauer Ferne und dann Arkona, in der ſchönſten Abendbeleuchtung ſtill feierlich ſich aus den Wogen erheben, und hieß die Erinnerungen wehmuthsvoll willkommen, die dieſer Anblick in mir weckte. Einſam ſetzte ich mich oben auf die Kajüte, ein Platz, den alle meine Reiſegefährten wegen des ſtarken Schwankens als gefährlich ſcheuen, und ſah von dort die Sonne in's Meer ſinken und am ganz unumwölkten Himmel den Vollmond aufgehen. Eliſe, da wurde mir der Schmerz der Trennung von allen meinen deutſchen Lieben und die Sehnſucht nach Dir faſt zu mächtig. — Die Erhabenheit der unermeßlichen blauen Meeresfläche, die ſich an die Wölbung des Himmels anſchließt, hat ſo für mein Gemüth einen bis zur Schwermuth feierlichen Ernſt. Meer und Sternenhimmel — wie groß iſt beider Anblick und doch wie verſchieden der Eindruck ihrer Größe! dort am Himmel iſt Alles erhabene Feier; in jenem ſtillen unbeweglichen Aethermeer iſt Alles von harmoniſchen Geſetzen geregelt und jeder Weltkörper ein für ſich beſtehendes und doch dem Ganzen als unentbehrlich eingefügtes Ganze — aber was iſt die einzelne Welle? Ein ſchnell vergängliches Phänomen, ohne Selbſtſtändigkeit in der Mannigfaltigkeit hinſpielend — ſie brauſet und thürmet und bricht ſich, ſchäumt und — verſchwindet, von der Unermeßlichkeit verſchlungen! Welch ein finſteres Bild des Menſchenlebens! Dem Einzelnen ward nur ein ſchnell vorübergehender Augenblick des abgeſonderten Daſeins, der ſpurlos wieder verſchwindet, während das Ganze, nicht reicher durch das Sein deſſelben, nicht ärmer durch ſein Untergehen, fortrauſcht und wogt nach uns unbekannten Geſetzen! Mir ward unausſprechlich wehmüthig, Eliſe, als dies Gefühl der unbedeutenden Nichtigkeit des Lebens durch meine Seele ſchauerte, aber als ich mich umwandte, ſtand der Abendſtern freundlich hinter mir; mir war, als ſähe ich Deinen Blick, als fühlte ich Deinen Gruß, ich empfand es, welch ein Stern der Verheißung frommer Liebe und Treue in Dir meinem Leben aufgegangen iſt, und all' meine tiefe ſchmerzensreiche Wehmuth löſete ſich auf in Dank und Freude.

Der Freitag blieb auch noch ſo heiter, und ich wich den ganzen Tag nicht vom Verdeck. Wir ſahen die ſchwediſche Küſte und dann gegen Abend Bornholm. Der Anblick dieſer Inſel war gar lieblich, ihre Ufer nicht ſteil, ſondern hügelförmig und holzbekränzt ſich erhebend, und auf dem höchſten Punkt derſelben erblickt man die Ruinen einer alten Burg. Wir zählten über vierzig Schiffe, die uns zum Theil begleiteten, zum Theil entgegen kamen, und es machte einen heitern Eindruck auf uns, dieſe Waſſerwelt ſo belebt zu ſehen, und es anſchaulich zu erkennen, wie das Meer, ſtatt dem Scheine nach Länder und Welttheile zu trennen, ſie in der Wirklichkeit mit einander verbindet. Von Bornholm ab kamen Fiſcherboote an unſer Schiff, die uns Eier, Milch, geräucherten Lachs, friſche Fiſche und junge Hühner zum Verkauf brachten. Ein ſolcher Einkauf auf offenem Meer iſt ein wahres Vergnügen. Auch iſt es herkömmlich, daß die Matroſen beim Anblick von Bornholm den Reiſenden eine Schale mit Waſſer bringen, in die man dann ein Trinkgeld für ſie wirft. Zur Wiedervergeltung ließ ich mir von unſerm Steuermann die Geſchichte eines Lübecker Bürgermeiſters erzählen, der für einen Ehrentanz mit der wunderſchönen Königin von Dänemark die der Stadt Lübeck verpfändete Inſel Bornholm an die Krone Dänemark zurückgab. — Die Lübecker ehrten die Treue des von ihrem Bürgermeiſter gegebenen Wortes; aber er ſelbſt mußte es mit ſeinem Leben büßen, und man zeigt im Rathhauſe zu Lübeck noch den Stuhl, auf dem er enthauptet wurde.

Trotz des friſchen Windes, mit dem wir ſegelten, war die Bewegung des Schiffes ſo gleichförmig, daß wir uns auf dem Verdeck ungeſtört beſchäftigen konnten. Wir laſen, ſpielten Schach, muſicirten, Alles nach Herzensluſt; allein die Nacht vom Freitag auf den Sonnabend war ſehr ſtürmiſch, und nun lernten wir auch die unäſthetiſche Seite des Seelebens kennen, das uns bis dahin nur ſeine helle Seite gezeigt hatte. Alle in der Kajüte wurden gewaltig ſeekrank; ich allein nicht, aber mir wurde doch von dem Anblick aller dieſer Kranken und von der heftigen Bewegung des Schiffes ſo flau zu Muthe, daß ich beim Anbruch des Tages kaum noch auf das Verdeck hervor zu ſchleichen vermochte. Stehen konnte man da aber auch nicht; überdies war es empfindlich kalt; ich ließ mir alſo von Decken und Kiſſen ein Lager machen, auf das ich mich warf und ſo den Tag betäubt und duſelig zubrachte. Mein Tröſter und mein Freund in dieſer Noth war der Schiffskoch, der ſich meiner und meiner kranken Reiſegefährtinnen Pflege ganz beſonders angelegen ſein ließ, da unſer Mädchen auch krank und außer Stande war, uns zu bedienen. Lache nicht darüber. Man muß ſelbſt eine Seereiſe gemacht haben, um den Werth und die Nothwendigkeit einer ſolchen Pflege gehörig würdigen zu können.

Heute Morgen war der Wind wieder günſtig und ich wie neugeboren. Ueberhaupt kann ich nicht klagen, da ich, wie ſchon geſagt, durchaus nicht ſeekrank, ſondern nur matt und betäubt geweſen bin. Auch gehört unſre Reiſe zu den ſchnellſten, die man machen kann, denn wenn der Wind ſo günſtig bleibt, ſo ſind wir morgen, den fünften Tag unſerer Reiſe, in Kronſtadt. Der Wind wird aber zu ſtark, ich muß aufhören zu ſchreiben. Gute Nacht.

Den 17. Juli.

Als ich vorgeſtern Abend die Feder weglegte, erwartete mich ein ſehr ſchöner Anblick. Die See wogte glänzend und weißſchäumend im Abendlicht; wir zählten achtzig Schiffe, die uns umkreuzten, und von denen uns mehrere ſo nahe kamen, daß wir durch das Sprachrohr mit einander zu ſprechen vermochten. Plötzlich ſah ich am äußerſten Rande des Horizonts ſich eine Stadt aus den Wellen erheben. Der Capitain lachte mich mit meiner Entdeckung aus, allein ſein Fernrohr beſtätigte meine Behauptung. Dieſe Thürme, dieſe Maſſen konnten keine optiſche Täuſchung ſein; doch erſt nach einer halben Stunde ſahen wir, da ſie uns entgegen kamen, daß es ein zum Kreuzen in der Oſtſee beſtimmtes ruſſiſches Geſchwader von fünf Linienſchiffen und vier Fregatten war. Alle Kauffahrteiſchiffe mußten vor dem kaiſerlichen Adler ihrer Flaggen die ihrigen ſenken, und Du glaubſt nicht, wie klein ſie einem gegen jene Meerkoloſſe vorkamen. Das Admiralſchiff ſegelte ganz nahe bei uns vorbei; die Officiere kamen Alle auf das Verdeck, und da ſie auf dem unſrigen Frauen gewahrten, ließen ſie ſich ihre Gläſer bringen und tranken auf unſere Geſundheit, was unſere Herren dann erwiederten. — Der Abend war ſo ſchön, daß ich noch bis nach Mitternacht einſam auf dem Verdeck blieb und, in die Wolken blickend, mich in ſüße Träume verlor. Dem ſchönen Abend folgte aber wieder eine ſehr ſtürmiſche Nacht. Emilie und Eliſe wurden ſehr ängſtlich; ich freute mich, es gar nicht zu werden, allein an Schlaf war nicht zu denken, da Alles in der Kajüte unter einander fiel, alle Balken des Schiffes knackten und knarrten, und ich in meiner Schlafkajüte alle Augenblicke Gefahr lief, hinausgeſchleudert zu werden. Das Unangenehmſte war noch, daß die Wellen geſtern Morgen ſo hoch gingen, daß ſie auf das Verdeck ſchlugen, wo man vor vielem Waſſer kaum gehen, geſchweige denn ſich lagern konnte. Der vielgeprieſene Schiffskoch wußte aber auch in dieſer Noth für mich Rath. Er machte mir in dem auf dem Verdeck befeſtigten Boot ein Lager zurecht; ich hüllte mich in meinen Mantel, ließ mir ein Buch geben und begann mit Ulyſſes zu wandern. Gegen Mittag erſt wurden meine Reiſegefährten ſichtbar, die ſich immer von Neuem darüber wundern, daß ich mich ſo friſch und rüſtig erhalte, während die beiden andern Frauen fortdauernd ſo krank ſind, daß es ein Jammer iſt, anzuſehen. Der Nachmittag und der Abend waren wieder ſehr ſchön, milde bewölkt und nur im Weſten ein purpurrothes Gluthmeer. Der Wind hatte ſich aber gedreht, und ſtatt vorwärts zu kommen, mußten wir hin und her laviren, was die Bewegung des Schiffes unangenehm macht. Heute früh, als ich um fünf Uhr auf das Verdeck trat, überraſchte mich der Anblick von Summers Felſenmaſſen, die, vom Zauberglanz des jungen Morgenlichts übergoſſen, vor mir lagen. Es ſind wüſte Inſelgruppen; nur auf einer derſelben ſteht ein Leuchtthurm, deſſen Bewohnern alle Lebensmittel zu Schiffe zugeführt werden müſſen, und dieſe hohen, kühnen, ſtarren, wunderbar geſtalteten Felſengipfel waren für mich ein ganz neuer Anblick, der mich mit der Magie des Wundervollen ergriff. Zum erſten Mal fühlte ich es, daß ich im hohen Norden war, und mancher Klang der nordiſchen Sage zog bei mir vorüber, und manches mir beſonders lieb gewordene Gebild des herrlichſten aller Sagenſänger, unſers theuern Fouqué's. Aber ach! trotz dieſem Zauber kehrte mein Blick doch thränenſchwer nach Deutſchland zurück, und ich ahne immer deutlicher, daß dieſe Trennung vom Vaterlande ein Riß durch mein Leben iſt, deſſen Gewalt ich immer ſchmerzender empfinden werde. — Rechts ſehe ich auch Land; es iſt der große Wald, der ſich von Narwa bis nach Petersburg ziehet, und den man nicht durchfahren darf, ohne zur Verſcheuchung der Wölfe Glocken am Schlitten oder Wagen zu haben. Und über alle dieſe nördlichen Gebilde lächelt die Sonne ſo mild und freundlich herab — es iſt noch meine Sonne, und nur die größere Helle der zwei letzten Nächte hat es mir auch in der Erſcheinung der Tageszeiten angedeutet, daß ich ſo fern von Euch bin.

Es würde Dich freuen, wenn Du ſäheſt, wie gut und freundlich meine Reiſegefährten gegen mich ſind. Wir haben uns, wie es ſcheint, gegenſeitig in dieſen acht Tagen, die denn auch wohl acht Monate einer gewöhnlichen Bekanntſchaft an Gelegenheit, ſich kennen zu lernen, aufwiegen, recht lieb gewonnen, und ich kann es dem Zufalle nicht genug danken, daß er uns zuſammengeführt hat. Den von ihnen getroffenen Einrichtungen für dieſe Reiſe iſt es zuzuſchreiben, daß wir die Unbequemlichkeiten einer Seereiſe ſo wenig empfinden, und unſer durch die Seeluft verdoppelter Appetit eignet ſich recht, die Geſchicklichkeit der von ihnen mitgenommenen Köchin gehörig anzuerkennen und ihr Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. — Die beiden Schweſtern ſind ſehr liebenswürdig und gebildet, ihre Männer geiſtreich, geſcheidt und brav, und am Erfreulichſten iſt das herzliche, ſchöne Verhältniß zwiſchen den Eheleuten. Du glaubſt nicht, mit welcher ſtillen Innigkeit ſich das lieb hat. — Mir iſt es viel werth, in ihnen nun gleich in Petersburg eine Familie zu haben, in deren Mitte ich mich auf deutſche Weiſe gemüthlich fühlen werde, wenn ich zu ihnen komme. Wir bringen unſere Zeit ſehr angenehm zu und bilden hier auf dem Schiffe unter uns eine recht erträgliche Geſellſchaft, in der ſich auch wohl geſcheidtere Menſchen als meine Wenigkeit gut gefallen würden.

Wir ſind nur noch zwölf Meilen von Kronſtadt, und ich muß dies Blatt ſchließen, um es in Kronſtadt einem abgehenden Schiffer mitgeben zu können. Iſt das Glück gut, ſo kann es denn in drei Wochen in Deinen Händen ſein — ach! wie peinlich iſt es, einen Brief zu ſchließen, wenn es Einem dabei einfällt, wie viele Zeit erfordert wird, ehe er in liebe Hände kommen kann und man eine Antwort darauf hoffen darf!

Kronſtadt, den 20. Juli.

Hier bin ich, meine Eliſe, in Kronſtadt, nachdem wir noch vorher in einer ſtürmiſchen Nacht die Spitze unſers Maſtes verloren haben, und geſtern Abend dem Schiffe vorbei lavirten, mit dem ich ſchon vor fünf Wochen abgehen ſollte, und das noch nicht im Hafen iſt, ſo wenig als das unſrige, da uns der Obriſt von dem auf der Rhede ſtationirten Wachtſchiff nur aus großer Gefälligkeit in der Schaluppe deſſelben hat an's Land bringen laſſen. Um zwei Uhr heute Morgen warfen wir auf der Rhede Anker, und der Capitain trat in die Kajüte, uns mit dieſer Nachricht zu wecken. Ich hinauf auf's Verdeck, und vom Monde beleuchtet lag Kronſtadt vor mir, und rechts Oranienbaum mit ſeinen Gärten und Palläſten. Ein ähnliches Gefühl, wie das, was bei dieſem Anblick mein Herz durchbohrte, hatte ich nie empfunden, nie einen ſolchen Kampf von Schmerz und Seligkeit. So lebendig in mir die tiefſte Wehmuth der Trennung und dann immer als ein elektriſcher Schlag das Vorgefühl von Lottens Wiederſehen, dem ich ſo nahe war!

Frage mich auch nicht, wie der erſte Anblick dieſer fremden Erde mich ergriffen hat. Ich bin noch wie betäubt von dieſem lebhaften Treiben, dieſem bunten Verkehr in dem gewühlvollen Hafen. Dieſer Maſtenwald von 600 Schiffen, dies Krachen, dies Hämmern und Klopfen, dies, wie beim babyloniſchen Thurmbau vermiſchte Geſchrei in allen möglichen Sprachen, der deutſchen, engliſchen, ruſſiſchen, ſchwediſchen, ſpaniſchen, italieniſchen, und mancher andern mir ganz unbekannten. Die wilden Geſtalten der Matroſen, die ſcheußliche Häßlichkeit der Weiber, die ſich im Hafen umhertrieben, und von denen, während unſere Schaluppe im Hafen lag, um auf der Brandwache unſere Päſſe viſiren zu laſſen, eine Menge in kleinen Kähnen angerudert kamen, uns Apfelſinen, Weißbrod und Pfefferkuchen zum Verkauf anzubieten, was uns in eine tantaliſche Lage brachte, da wir in glühender, brennend ſengender Sonnengluth faſt verſchmachteten, und die Börſen voll Geld, doch ohne Münze waren, die wir ihnen bieten konnten — und nun dies ſchattenloſe Kronſtadt ſelbſt, mit ſeinen ungeheuern Granit-Baſteien und Bollwerken, und dieſe Bettler, die ſich haufenweiſe vor uns in den Staub niederwarfen, eine Gabe zu erflehen, und auf den Straßen dieſe Türken, Armenier, Tatarn in ihrer Nationalkleidung. — Dieſe vogelſchnell vorüberfliehenden Droſchken mit ihrer ſonderbaren Anſpannung. — Dies von Balken zuſammengefügte Wirthshaus, in dem wir wohnten — ſelbſt dieſer alte, ſcheußliche Zwerg, der uns bedient, ach! das Alles iſt nicht blos fremd und neu, ſondern betäubend, ängſtigend ſogar!

Lebe wohl, meine Eliſe. Alle Segnungen des Himmels ſeien mit Dir und Deinen Lieben.

Zweiter Brief.

An Frau Minna Bertheau.

Den 28. Juli.

Von Eliſen wirſt Du, theure Minna, meine Ankunft in Kronſtadt erfahren haben. Wie die frei im Meer gegründeten, aus Granitquadern erbauten Batterien und übrigen Feſtungswerke Menſchenmacht und Herrſchergewalt über das mächtige Element verkünden, ergriff mich dort viel lebendiger, als das Gewühl des Hafens und die Neuheit der übrigen Gegenſtände. Hätte S. ſich meiner nicht angenommen, ſo hätte ich, gleich vielen andern Reiſenden, wahrſcheinlich mehrere Tage in Kronſtadt auf meinen Paß warten müſſen, da es hier der Plackereien und Neckereien, die alle auf Prellereien hinausgehen, unglaublich viele gibt. Doch S. iſt hier wie zu Hauſe, und kannte den goldenen Weg, auf dem ſich alle dieſe Hinderniſſe ſchnell beſeitigen laſſen, und ſo trennte ich mich ſchon am folgenden Morgen von meinen mir ſehr liebgewordenen Reiſegefährten, die von Oranienbaum zu Lande nach Petersburg gehen wollten, um mit D., den ich in Kronſtadt unvermuthet antraf, zu Waſſer hierher zu gehen. Wir ſegelten in einer mit zehn Ruderern beſetzten Gondel ab, deren Verdeck uns Schutz gewährte, ohne uns die Ausſicht zu verkümmern. Der Morgen war ganz wunderherrlich. Beſchreiben kann ich es Dir nicht, wie groß und mächtig uns die Newa entgegen ſtrömte, wie Hunderte von Schiffen um und neben, vor und hinter uns in goldener Morgenluft ſchwammen — wie reizend Oranienbaum uns zur Seite lag, hinter uns Kronſtadt langſam zurückwich, und wie dann Petersburgs goldene Kuppeln und Thürme prachtvoll erhaben vor uns aus den blauen Fluthen ſtiegen, und der Schall der ſonntäglichen Gottesfeier mir in hellen Glockentönen ein ernſt feierliches Willkommen! und Bedenke! zurief — und wie nun die Ufer immer grüner, immer lachender wurden, der ungeheure Halbkreis dieſer Thürme ſich immer weiter ausdehnte — die Gluth der italieniſchen Sonnenhitze dieſer Tage ſichtbar als farbiges Dunſtgewölk über der Stadt lag, und wie, näher kommend, der Glockenton immer voller und voller anſchwoll, —

liebſte Minna, wie könnte ich Dir beſchreiben, was ich ſah, wie ausdrücken, was ich empfand! Ich fand mich, wie durch ein Zauberwerk, plötzlich in eine andere mir phantaſtiſch erſcheinende Welt verſetzt. Unſre bärtigen, in ihrer Kleidung ganz griechiſch gegürteten Ruderer, das eigene Pfeifen, mit dem ſie den Wind herbeilocken zu können wähnen, die Heiligenbilder unter dem Verdeck, die Mäßigkeit ihres Mittagsmahls, das aus einem Stück ſchwarzen Kleienbrods beſtand, das ſie aus einer Binſentaſche mit Salz beſtreuten, und aus einem hölzernen Becher aus dem Strom geſchöpftes Waſſer dazu tranken, Alles erſchien mir fremdartig, Alles war mir neu. So wie ſich nun der Halbkreis der Stadt immer unabſehlicher ausbreitete, ſo traten auch die kleinen lieblichen, mit dem friſcheſten Grün geſchmückten Inſeln hervor, die hier der Strom bildet, und deren heimliche, ſtille Schatten, in der Nähe der getümmelvollen Stadt, doppelt einladend winken. Plötzlich donnerte zwiſchen dem Glockengeläut Kanonenſchall; die zu den Luſtfahrten des Kaiſers beſtimmte Fregatte, ein Geſchenk des Königs der Niederlande, flog bei uns vorüber und hoch in den tiefblauen Himmel hinein flaggte von ihrer Spitze der kaiſerliche

Adler; alle Fenſter der Kajüte waren geöffnet; wir ſahen klar hinein in die mit rothem und blauem Sammt verzierten Zimmer; von außen lief um den Bord rund umher auf blauem Grund eine gelbe Arabeskenkante von Adlern und Trophäen, und das gelbe Metall der Kanonen glich an Glanz und Farbe dem Golde. — Wir fuhren nun den Galeerenhof vorbei, ließen links das ſchöne Gebäude des Bergwerks-Collegiums liegen, und ſo den Galeeren Quai hinauf, bis wir auf der andern Seite der Newa, in Waſſili-Oſtrow, vor dem Gebäude der Akademie der Künſte ausſtiegen, welches ein dieſes Namens würdiger Pallaſt iſt. D. führte mich von da weit, ſehr weit nach ſeinem Hauſe, und ſandte nun ein Billet an H., er ſolle kommen, mich abzuholen. Ich war von der Seereiſe ermattet und hatte in den letzten drei bis vier Nächten kein Auge geſchloſſen, aber an Schlaf war nun doch nicht zu denken, als ich in dem mir angewieſenen Zimmer allein und ruhig auf dem Sopha ſaß; ich hatte ein wahres Sehnſuchtsfieber nach Lotten, und die Minuten, die noch zwiſchen unſerm Wiederſehen lagen, wurden mir in dieſer Nähe zu Stunden. Um 4 Uhr des Morgens waren wir von Kronſtadt ausgegefahren, um 11 Uhr in D's. Hauſe angelangt; es wurde gleich zu H. geſchickt, allein erſt um 3 Uhr kam der Diener mit der Nachricht zurück: H. ſei mit ſeiner Frau auf's Land gefahren und komme erſt am Abend wieder. Trotz der gaſtfreundlichen Einladung meines gütigen Wirthes hatte ich nicht Ruhe genug, die Zuhauſekunft meiner Freunde bei ihm abzuwarten, ſondern fuhr, von einem Herrn ſeiner Bekanntſchaft begleitet, der ſich erbot, mir zum Dolmetſcher zu dienen, nach Lottens Hauſe, in der Erwartung, wenigſtens ihre Dienſtboten dort vorzufinden und ſie dann mit größerer Ruhe erwarten zu können. Mein Weg nach ihrer Wohnung führte mich über den Iſaaksplatz, und ich ſah alſo die Statue Peters des Großen, das Senatsgebäude, die Admiralität, den Winterpallaſt und die Marmorkirche, die, ſo klein ſie auch für den Platz iſt, auf dem ſie ſtehet, doch etwas Ehrwürdiges hat, weil ſie ſo dunkel ernſt, wie eine vergangene Zeit, auf die helle Freundlichkeit der ſie umgebenden Gegenſtände herab ſieht. Ich hatte meine Freude daran, wie ich mich zu orientiren wußte, und die Gebäude alle erkannte. Der Eindruck, den der Anblick aller dieſer Herrlichkeiten auf mich machte, erſchien mir ſelbſt wie eine Wiederholung kindlicher Empfindungen, da mir das Schauen eine lebendige, luſtige Freude machte, die durchaus nichts von Kunſtgenuß in ſich trug, ſondern der Weihnachtsfreude eines Kindes an den bunten hellen Lichtern eines Chriſtbaums glich. Es erſchien mir aber auch Alles noch viel ſchöner, größer und prachtvoller als ich es mir gedacht hatte. Wie ich aber in Lottens Wohnung ankam, fand ich alle Thüren verſchloſſen, alle Dienſtboten ausgeflogen. Mein Begleiter zog vergeblich an allen Thüren die Klingel, bis ſich endlich einige Bewohner des zweiten Stockwerks um uns ſammelten, deren Zahl immer größer wurde, und die mich neugierig begafften, ohne uns aber einige Auskunft geben zu können, als endlich eine alte Frau herbeikam, die von meiner erwarteten Ankunft unterrichtet zu ſein ſchien, Lottens Namen nannte und ſich erbot, mich nach ihrem Zimmer führen zu wollen. Mein Begleiter, der nur gebrochen einige Worte deutſch reden konnte, gab ſich alle Mühe, mich über das Anerbieten der alten Frau zu verſtändigen; allein es gelang ihm nicht und ich folgte blos dem Magnet, der für mich in der Nennung von Lottens Namen lag. Nun führte ſie mich über den Hof, einige Treppen hinauf und öffnete mir die Thür eines eleganten Zimmers, wo mein Begleiter Abſchied nahm. Leider aber verſchwand nun bald meine Täuſchung, als ſei ich in Lottens Wohnung; ich fand auf dem Nähtiſch einige Räuber- und Ritterromane, von denen ich beſtimmt wußte, daß ich ſie auf Lottens Nähtiſch nicht gefunden haben würde, und vermißte auch in dieſem und den anſtoßenden Zimmern mein und einiger theuern Freunde Gemälde, von denen ich aus Briefen wußte, daß ſie in Lottens Zimmern hingen. Als ich die alte Frau rufen wollte, um den Verſuch, nähere Kunde von ihr einzuziehen, noch einmal zu erneuern, fand ich alle Thüren verſchloſſen und mußte nun über meine abenteuerliche Lage lachen, da ich mich, ohne zu wiſſen wo und in weſſen Behauſung, förmlich eingeſperrt fand. Um 9 Uhr kam meine Alte und brachte mir Thee und kalte Küche, allein es war mir nicht möglich, den Sinn der langen Rede, die ſie mir hielt, zu verſtehen. Sie zeigte mir das Schlafzimmer, brachte Licht und als ich nach einer Stunde die Thür des Vorzimmers öffnete, ſah ich ſie dort auf der Erde feſt ſchlafend liegen, und ich mußte mich darein ergeben, bis zum andern Morgen auf die Befriedigung meiner Neugierde warten zu müſſen. So wie ich aufgeſtanden war, kam H. zu mir, der erſt ſpät in der Nacht zu Hauſe gekommen war. Lotte wohnt ſeit einigen Wochen auf dem Lande; er war am Sonntag Morgen zu ihr hinausgefahren, die Dienſtboten, die den Befehl gehabt hatten, zu Hauſe zu bleiben, hatten darauf gerechnet, daß ich, die ſchon ſeit Wochen von Tag zu Tag vergeblich erwartet worden war, auch an dieſem Tage nicht kommen würde und waren ausgegangen, ſo daß ich, ohne die Gaſtfreiheit der alten Frau, die im Dienſt bei einer gleichfalls abweſenden Freundin Lottens, zuweilen von meiner bevorſtehenden Ankunft hatte reden hören, ſehr übel daran geweſen ſein würde. Ich mußte nun noch, trotz meiner Ungeduld, bis Nachmittag in der Stadt bleiben und Vormittags nach der Behörde fahren, meinen Paß gegen eine für ſechs Monate gültige Aufenthaltskarte einzutauſchen. Auf dieſem Wege ſah ich nun wieder eine andere Gegend der Stadt, als geſtern. Das große in ſich ausgebrannte kaiſerliche Theater macht als Ruine mitten in der lebenvollen Stadt einen eignen Eindruck, der um ſo tiefer iſt, da alle Gebäude ſo jugendlich hell und friſch ausſehen. Im Verhältniß zu den übrigen Gebäuden und zu der Stadt ſelbſt ſcheinen mir die hieſigen Kirchen klein, ſo wie die Thürme niedrig zu ſein; allein die vergoldeten Kuppeln und Thurmſpitzen machen an einem ganz unbewölkten Tag eine herrliche Wirkung. Ich ſtieg mit meinem Begleiter bei der Matroſenkirche aus, deren Hauptkuppel von vier kleineren umgeben iſt, und wie eine goldene Krone aus den Wipfeln der ſie umgebenden Bäume hervorragte und im reinſten Goldfeuer der Sonne brannte. In der Eigenthümlichkeit dieſes Anblickes liegt etwas Feenhaftes; alle Wunder der Märchenwelt erhalten dadurch für die Phantaſie Wirklichkeit und eben, weil man nie etwas Aehnliches geſehen hat, und die Erinnerung keinen Vergleichungspunkt aufzuſtellen vermag, gibt man ſich ſo ungeſtört und kindlich froh der Neuheit des Anblicks hin.

Gegen 7 Uhr Abends fuhren H. und ich zu Lotten. Der Weg nach ihrem Landhauſe iſt herrlich. Er führte uns erſt durch den Triumphbogen, den die Stadt zu dem Einzug des Kaiſers bei ſeiner Rückkunſt 1814 hat erbauen laſſen, und dann weiter auf dem Petershofer Wege, wo ſich Landhaus an Landhaus, faſt alle im morgenländiſchen Geſchmack, mit rund gewölbten Kuppeln, an einander reihen, umgeben von ſchönen Gärten, dunklen Gängen, Canälen und Waſſerbaſſins, mit kleinen zierlichen Gondeln, der Weg mit Menſchen und rollenden Equipagen bedeckt, von allen Seiten Blumenpracht, dazu Abendlichter, die ſo zauberiſch färben, Alles anders, wie man es ſich ſo hoch im Norden träumt. Endlich biegen wir rechts ab, die See glänzt uns entgegen, an ihrem Ufer ein kleines freundliches Häuschen, ich ſpringe aus dem Wagen, welch ein Augenblick! ich lag in Lottens Armen!

Lebe wohl und gedenke meiner, wie ich Deiner: dann bleiben wir uns, was wir uns ſind!

Dritter Brief.

An Frau Eliſe Schleiden.

Im Auguſt 1816.

Wie oft, meine Eliſe, begegnen ſich jetzt wohl nicht unſere Gedanken? wie mancher ſtille Geiſtesgruß der Schweſterſeele umſchwebt uns wohl gegenſeitig! Noch immer kann es mein Herz nicht faſſen, daß ein ſo weiter Raum zwiſchen uns liegt. Zu ſchnell führte mich ein günſtiger Wind in dies fremde Land, als daß mir die wenigen Tage meiner Reiſe zu einem Maßſtab für die Länge eines Weges von 270 Meilen dienen könnten, und wie durch einen Zauberſchlag in ein unbekanntes Land verſetzt, ſah ich mich bei meiner Ankunft in Petersburg plötzlich von lauter fremdartigen Gegenſtänden umgeben; allein das Wiederſehen der über Alles geliebten Freundin meines Herzens, der Gefährtin unvergeßlicher Jugendjahre, zauberte die ſchönſte Heimath liebender Gemüther um mich her. Ich wohne mit ihr ſieben Werſte von der Stadt, nahe bei Katharinenhof, in einem ganz kleinen, zu einer großen Fabrik gehörenden hölzernen Landhauſe. Vor demſelben iſt eine große mit Bäumen bepflanzte Wieſe, die uns aber den Blick auf die ſie begrenzende Newa frei läßt, in der die Sonne des Abends in wunderbarer Farbenpracht verſinkt; rechts ſehen wir am Rande des Horizonts die Segel der von Kronſtadt nach Petersburg hin und her ſegelnden Schiffe, links iſt das Ufer bis nach Petershof hin mit Holz bekränzt, aus dem ſich, nah an einander gereiht, die Kuppeln pallaſtähnlicher Landhäuſer erheben. Hinter unſerm Hauſe haben wir einen großen Garten, d. h. ein von Birkengängen durchſchnittenes, mit Gemüſe bepflanztes Stück Land. Die Birke aber, bei uns das Sinnbild heiterer, lichter Frühlingsluſt, hat hier einen ganz andern Charakter. Das Laub iſt ſchwärzlich grün, und gibt dieſen faſt unabſehbaren Gängen weiß ſchimmernder Birkenſtämme das Anſehen, als trügen ſie Trauer. Ueberhaupt glaube ich, daß mir die einſame Abgeſchiedenheit unſeres Landlebens den Gegenſatz zwiſchen Deutſchland und Rußland fühlbarer macht, als er es mir in Petersburg ſelbſt je werden wird. Ich finde hier keine Spur der Blätter und Blüthenfülle, die mich dieſen Frühling in dem Elyſium, das Du bewohnſt, ſo entzückte, keine grüne Waldesnacht voll Vogelgeſang und Quellengerieſel, und jener mild balſamiſche Luftſtrom, der bei uns an ſchönen Sommermorgen uns ſo erfriſchend, ſo das geiſtige und phyſiſche Leben erquickend umwogt, das Alles vermißt meine Sehnſucht! Die Luft iſt hier, ſelbſt in dieſen glühend heißen Sommertagen, ein herbes Element. Die Blumen ſind ohne Duft, die Gehölze ohne Leben, alles Laub der Bäume dunkel, matt und beſtäubt und nur die Wieſen erinnern mich in ihrem hellen Grün und üppigen Graswuchs an Deutſchland, und vorzüglich an die ſchönen lieblichen Gegenden unſeres Vaterlandes, in denen ich dieſen Frühling ſo unvergeßlich glückliche Tage gelebt habe. Du weißt aber, welche Wohlthat, ja welches unentbehrliche Bedürfniß es für mich iſt, in der Natur und mit der Natur zu leben; wie nichts mich ſo erheitert als ein im Freien genoſſener ſchöner Morgen oder milder Abend, und wie kein Genuß der Kunſt mir über die Freude an einer ſchönen Gegend geht. Die Kunſt regt das geiſtige Leben viel beweglicher und darum, dem Schein nach, auch lebendiger auf; der Eindruck eines Kunſtwerks auf uns wird ſchnell zum Zweigeſpräch, indem man es befragt, was es von uns will und was es uns gegeben hat; den Erſcheinungen der Natur gibt man ſich viel leidender, ohne Reflexion hin und unſere Seele wird vor ihnen ſo ruhig, ſo rein und hell wie die Oberfläche eines ſtillen klaren Sees im Vollmondlicht. Jeder Gedanke wird in uns zur Empfindung, und der Geiſt, der aus ihr zu uns ſpricht, iſt ein Geiſt des Friedens und der Liebe. Meinem Gefühl nach ſtrömt die Quelle des andachtvollſten

Gefühls der Liebe und des Lebens nur aus der Natur in ganz unentweihter Heiligkeit in unſere Seele, und nur durch die Freude an ihr läutert ſich in uns das bloße Gefühl des Daſeins, als Bewußtſein, ein Glied in der alle Weſen umſchließenden Kette der Natur zu ſein, zu einem reinen herrlichen und ungeſtörten Wonnegefühl. Da Natur und Kunſt nur verſchiedene Geſtaltungen göttlicher Ideen ſind, ſo muß ſich der Anblick ſchöner Naturbilder auch tiefer und gehaltvoller in das Gemüth eindrücken, als der menſchlicher Kunſtſchöpfungen, die ja immer gewiſſermaßen nur Ueberſetzungen, durch Menſchengeiſt gegangene Ueberlieferungen der göttlichen Urideen ſind, die wir in den erſten ſchauen. Ich wenigſtens kann eher alles Andere entbehren, nur nicht zuweilen eine einſame ungeſtörte Stunde im Freien, an irgend einem Lieblingsplätzchen und ſo wie ich bei Dir, in Aſchberg, den Sitz auf der Abendbank vorzüglich lieb gewonnen hatte, ſo war es auch hier mein erſtes Geſchäft, mir ein Plätzchen auszuwählen, wo ich mich mit meinen Lieblingsträumen und meiner wehmüthigen Sehnſucht nach meinen in Deutſchland zurückgelaſſenen Lieben recht einheimiſch fühlen zu lernen vermöchte; allein mein

Suchen nach einem ſolchen Plätzchen war vergeblich, bis uns einer unſerer Abendſpaziergänge in den Garten des Oberkammerherrn Nariſchkin führte. Dieſer iſt ſehr groß und in dem heitern von der Petershofer Landſtraße abgelegenen Theil deſſelben ſind einige gar liebliche Baum- und Waſſerpartien. Charlotte Feodorowna führte mich zu einem kleinen Gehölz junger Eichen und ich kann Dir nicht ſagen, mit welcher Bewegung ich den ſchönen, vaterländiſchen Baum hier wiederſah. Die Anpflanzung war ſorgfältig gepflegt, aber man ſah es ihr doch an, daß der Baum der deutſchen Freiheit und der deutſchen Kraft ein Fremdling in dieſem Boden war. Den jungen Stämmen fehlt allen das friſche, kräftige Leben der vaterländiſchen Wälder und ſie ſahen mich eben ſo traurend wehmüthig an, als ich ſie. Deſto lieblicher und traulicher ſprach mich die Schwaneninſel an, aus deren dichtbelaubter Umkränzung die Kuppel eines kleinen Tempels hervorblickte. Ich trennte mich von meinen Begleitern und fuhr allein hinüber. Das Plätzchen war ſo ſtill, ſo einſam, der Blick auf den Garten ſo freundlich, der Sitz auf den Stufen des Tempels ſo ſchön, das Waſſer rundum ſo klar, die Schwäne umzogen das kleine Eiland ſo friedlich und der grüne bewachſene Fußpfad, der vom Ufer zu dem Tempel führte, verbürgte die Einſamkeit, die hier herrſchte, ſo ſehr, daß ich gewiſſermaßen Beſitz davon nahm und zur Einweihung deſſelben die Bilder meiner Lieben um mich verſammelte, und, mich in das Andenken an ſie verſenkend, die herannahende Abendkühle nicht bemerkte, bis ich von meiner am jenſeitigen Ufer zurückgebliebenen Geſellſchaft daran erinnert wurde. Ich ſchied ungern und verſprach mir ſelbſt bald und oft wiederkehren zu wollen. — Wir ſind hier rundum von ſchönen Gärten umgeben, alle haben aber ſchon einen herbſtlichen Anſtrich und wo man Blumenfülle und Blüthenpracht ſieht, muß man auch gleich an Kunſt und Treibhauskraft denken. Manches in dieſen Gärten iſt auch in einem ſeltſamen Geſchmack gedacht und ausgeführt. Ganz nahe bei uns liegt z. B. ein Garten, der der Fürſtin G. gehört, und der mich, ſo oft ich ihn ſehe, an die Märchen von Tauſend und Einer Nacht erinnert. Er iſt nicht groß, Topf an Topf mit lauter hellblauen Hortenſien bepflanzt, mit einem Meſſinggitter umgeben, das ihn von dem größeren Garten abſondert, in der Mitte ein Springbrunnen und mit einigen weißen

Pfauen und Silberfaſanen bevölkert, deren Wartung einem kleinen volksthümlich gekleideten Mohren anvertraut zu ſein ſcheint. Es würde mich gar nicht befremden, wenn ich dieſen einmal in der Geſellſchaft von Gnomen und Sylphen erblickte, ſo märchenhaft erſcheint mir immer ſein Anblick. Noch ein bei uns ſeltener Zeitvertreib, den ich jetzt faſt täglich habe, iſt das Abbrennen eines Feuerwerks, mit dem hier in der Regel jede Landpartie beſchloſſen wird. Einer unſerer nächſten Nachbarn, ein ruſſiſcher General von der Artillerie, findet ganz beſonders Behagen an dieſem Schauſpiel, das ſich auch in einer ſtillen Sommernacht hier am Ufer der Newa ſchön anſieht, wenn mich gleich das meteorähnliche Verſchwinden der Gluthpracht oft zu wehmüthig an die Vergänglichkeit manches herrlichen Jugendbildes erinnert.

Vier Tage ſpäter.

Wenn ich dies Blatt erſt anfinge, ſtatt daß ich ſchon auf der letzten Seite bin, würde ich Dir viel, ſehr viel von geſtern und vorgeſtern erzählen, da ich an beiden Tagen ſo viel Schönes geſehen habe, daß ich heut noch oft unwillkürlich die Augen ſchließe, um mir all die großen, herrlichen Bilder wieder vorüber ziehen zu laſſen, in innerer, ungeſtörter Anſchauung. Ich hatte zu geſtern eine Einladung zum Mittageſſen in der Stadt angenommen, und fuhr daher vorgeſtern mit H. hinein. Es war nach Mitternacht als wir hier wegfuhren, eine ſtille warme Sommernacht und die erſte recht ſternenhelle dieſes Sommers, da es bis jetzt für Sternenſchimmer noch immer zu helle geweſen iſt. Die große Petershofer Landſtraße, auf der wir fuhren, war noch mit Wagen und Droſchken wie beſäet; in all den Landhäuſern ſah man noch Licht, aus vielen ſchallte uns Muſik entgegen, und Petersburg lag in feierlicher Stille vor uns. Die großen Maſſen ſeiner Palläſte und Kirchen haben bei Nacht einen noch koloſſalern Charakter als bei Tage. Da Alles, was reich und wohlhabend iſt, im Sommer auf dem Lande wohnt, ſo erſcheinen faſt alle Häuſer unerhellt und nur die Capellen der Kirchen waren erleuchtet und das Bild der Jungfrau ſtrahlte uns in der dunklen Nachtſtille aus ihnen in feierlicher Glorie entgegen. Unſer Weg führte uns über den Heumarkt. Hier hielten viele Hunderte von kleinen ein- und zweiſpännigen, mit Gras und Gemüſe beladenen Karren; die Führer derſelben lagen neben und unter den Pferden oder auf den Karren, wie es ſich gerade gefügt hatte, und erwarteten den Anbruch des Tages, wo ihr Handel ſchon beginnt, da ſie um 6 Uhr den Bauern Platz machen müſſen, die dann Korn und Heu zur Stadt bringen. Die großen, kräftigen Geſtalten, mit den langen Bärten und den buntgeſtreiften Hemden, ſehen ſeltſam ungewöhnlich aus, ſo auch das Fuhrwerk und die Anſpannung ſelbſt; ganz kleine, kecke Pferdchen mit großen hohen hölzernen Ringkragen. Es ſah aus wie eine Wildenhorde, die ſich zum Schlaf gelagert hatte, und über die Schläfer hin warf die ſilberne Ampel vor dem Muttergottesbilde in der Capelle der Kirche des Allerhöchſten, ihren milden Schein.

Es war nach 3 Uhr, als ich ſchlafen ging und um 5 Uhr weckte mich ſchon die herrliche Muſik zweier Garderegimenter, die vor meinem Fenſter vorbei zogen. An Wiedereinſchlafen war auch nicht zu denken, da die Glocken aller Kirchen den Eliastag einzuläuten begannen, der hier ein Feſttag iſt, und ſo weckte ich, für Petersburg ungewöhnlich früh, mein Mädchen, und ließ mir das Frühſtück bringen.

Es war wunderſchönes Wetter und ich nahm daher doppelt gerne B's. Anerbieten einer Spatzierfahrt an, da es mein Wunſch iſt, Petersburg erſt von außen kennen zu lernen, ehe ich anfange, einzelne Gebäude und Merkwürdigkeiten zu beſehen. Was mir nun aber auf dieſer Fahrt Alles vorüber flog, möchte ich Dir in einem Spiegel vorführen können. Eine reizende Eigenthümlichkeit dieſer ſchönen Kaiſerſtadt iſt die Neuheit und Friſche aller ihrer Gebäude und dann die herrlichen Granitſäulen und Quadern, die man hier ſo häufig ſieht. Granit und Eiſen erſcheinen Einem hier auch als die eigenthümlichſten Beſtandtheile, aus denen die Pracht einer ſo hoch im Norden gelegenen Stadt gebildet werden muß. Marmor macht hier gar keinen Eindruck.

Den 16. Mai 1703 legte Peter der Große den Grundſtein zu der Petersburg, oder der jetzigen Feſtung, die auf einer kleinen Inſel der Newa gebaut iſt, und kurz darauf bezeichnete er Waſſili-Oſtrow als den Mittelpunkt der neuen Stadt; aber im Jahre 1711, als der Winterpallaſt erbauet und die Admiralität auf dieſe Seite der Newa verſetzt wurde, ward auch der Centralpunkt der neuen Stadt hierher verſetzt. Unter Peters Regierung wurden

109 ſteinerne und 354 hölzerne Häuſer erbaut. Seinem erſten Plane zufolge ſollte Petersburg, nach dem Vorbilde von Amſterdam, von ſchiffbaren Canälen durchſchnitten werden; unvorhergeſehene Hinderniſſe ſtellten ſich aber der Ausführung dieſes Gedankens entgegen und man ſieht nur in Waſſili-Oſtrow die Spuren der zu dieſem Zweck gemachten Anlagen. Unter den Regierungen der Kaiſerinnen Anna und Eliſabeth geſchah viel für die Verſchönerung der neu gegründeten Reſidenz; allein die Mehrzahl ihrer ſchönſten Gebäude iſt von Katharinen der Zweiten erbauet. Der Marmorpallaſt, der tauriſche Pallaſt, ſieben und dreißig Kirchen, zwei Klöſter, das Arſenal, der Pallaſt der Akademie der ſchönen Künſte, die herrlichen Einfaſſungen der Fontenka, der Moika und des Katharinencanals, das Denkmal Peters des Großen, und das weltberühmte Gitter des Sommergartens ſind lauter glänzende Monumente ihrer Regierung. Im Jahr 1796 zählte man in Petersburg 4000 Häuſer und 225,230 Einwohner, nach der eben jetzt (1816) vorgenommenen Zählung hat Petersburg 386,285 Einwohner, 3102 ſteinerne, 5283 hölzerne Häuſer, 113 Kirchen für den griechiſchen Cultus und 33 Kirchen anderer Confeſſionen. Den

Umfang der Stadt gibt man zu 33 und eine halbe Werſte und den Durchſchnitt zu 9 Werſte an. Petersburg wird in 12 Theile getheilt; dieſe wieder in 54 Quartiere, die 431 Straßen bilden. Es enthält 7 Inſeln, die von 10 Armen der Newa gebildet werden, über welche 156 Brücken führen. 7 eiſerne, 29 von Granit und 120 hölzerne. Man ſtaunt über den ſchnellen Anwachs dieſer Häuſermaſſen noch mehr, wenn man bedenkt, daß man in dieſem Klima im Jahr nur während 5 Monate bauen kann, und daß der moraſtige, ſumpfige Grund ein Fundament erfordert, das oft mühſeliger und koſtbarer zu errichten iſt, als das Gebäude ſelbſt.

Was ich nun von dieſen Herrlichkeiten auf meiner Spatzierfahrt geſehen habe, kann ich Dir nur andeuten. An Privatgebäuden ſieht man hier wenig Palläſte; dafür ſind aber die Häuſer ſo groß, daß in vielen derſelben 80 — 100 Familien wohnen, ſo wenig man ſich hier auch darauf verſteht, ſich mit dem Raum und der Zahl der zu bewohnenden Zimmer einzuſchränken. Wir fuhren am Katharinencanal hinauf, bei dem Leihhauſe und dem Findelhauſe vorbei, nach dem Boulevard. Dies iſt eine dreifache Lindenallee, die vom Schloßplatz nach dem

Iſaaksplatz rund um die Admiralität führt. Der mittelſte Gang iſt 40 Fuß breit, der Pfad äußerſt ſorgfältig rein und feſt erhalten; die Bäume ſind mit grünem Raſen eingefaßt, auch werden ſie möglichſt gut gepflegt, täglich begoſſen und ſorgfältig geſtützt; allein die meiſten derſelben ſind doch ſchon acht bis zehnmal nachgepflanzt, was an den Stützpfählen bemerkt iſt. Der rund um die Admiralität gehende Wall wird jetzt abgetragen, und der Boden geebnet, wodurch dieſer Spatziergang ſowohl, als der Anblick des unbeſchreiblich herrlichen Gebäudes ſelbſt ſehr gewinnen wird. Auf der rechten Seite des Boulevards ſieht man den Schloßplatz vor ſich, der zugleich der Paradeplatz iſt, auf dem oft 50,000 — 60,000 Mann aufmarſchiren. Der kaiſerliche Winterpallaſt iſt kein ſchönes Gebäude, aber er imponirt durch ſeine Größe; ihm gegenüber iſt der große Platz von einem einzigen, im Halbkreiſe gebauten Hauſe eingeſchloſſen, in dem der Commerz-Club ſeine Zimmer hat, ſo wie auch das deutſche Theater darin befindlich iſt. Die Häuſer, die an der Moika hinunter dieſen Platz einfaſſen, ſind für den Platz, auf dem ſie ſtehen, nicht ſchön genug, wenn ich das von Paul gebaute Exercierhaus, an der Ecke der großen Million ausnehme, welches nur einen einzigen Saal enthält, in dem aber mehrere tauſend Mann exerciren können, das einem aber doch im Verhältniß zu dem Schloß und Platze gar nicht groß erſcheint. Die Ausſicht von dem einen Seitengange des Boulevards auf die Newa und die jenſeits derſelben liegende Börſe mit dem ſie umgebenden Säulengang und den beiden Leuchtthürmen iſt ſehr ſchön. Von dem andern Seitengange überſieht man den Iſaaksplatz mit der Brücke von Waſſili-Oſtrow, dem Monument Peters des Großen, dem Senatsgebäude, der Reitbahn für die Garde zu Pferde, deren Façade eine Nachahmung des Minervatempels zu Athen iſt, und der Iſaakskirche. Von dem Hauptgange des Boulevards ſieht man die drei breiteſten und größten Straßen Petersburgs hinab. Die mittlere derſelben, die Newsky-Perſpective, iſt über eine halbe deutſche Meile lang und über 20 Klafter breit. Alles, was man erblickt, ſieht friſch, lachend, jugendlich aus und macht einen heitern Eindruck. Ich geſtehe es Dir ganz offen, daß mir das Sehen und Schauen hier mehr Vergnügen macht, als ich je geglaubt hätte, am bloßen Anſchauen finden zu können. Der Eindruck geht vielleicht nicht tief, aber er iſt luſtig und höchſt lebendig.

Zum Mittag war ich in einer großen Geſellſchaft, in der man ſich viele Mühe gab, ſich unter einander geiſtreich zu unterhalten; ich möchte aber die Geſpräche, die man führte, dem auf Zucker abgebrannten Rum vergleichen; der Geiſt iſt verflogen und der Geſchmack ſüßlich geworden. Nach dem Kaffee, d. h. gegen 9 Uhr Abends, fuhren wir noch nach Kamini-Oſtrow und ich war mit allen meinen Empfindungen ſo verſenkt in die Herrlichkeit, die mir auf dieſer Fahrt in den lieblichſten, ſchnell und vielfach wechſelnden Bildern vorüberzog, daß ich Dir meine Freude daran nicht auszuſprechen vermag. Erſt fährt man an der breiten ſtolzen Newa hin; rechts reiht ſich vom kaiſerlichen Winterpallaſt bis zum Marmorſchloß ein Prachtgebäude an das andere, links ſieht man über den hellen Fluß mit ſeiner ſchönen Graniteinfaſſung die Feſtung mit ihrem genialiſch kühnen Thurm, bis man zu dem großen Sommergarten kommt, deſſen Eiſengitter als das Prachtſtück aller Kaiſerherrlichkeit des ſchönen Petersburgs weltberühmt iſt. Die 36 Granitſäulen deſſelben ruhen auch auf Fußgeſtellen von Granit und tragen ſchön geformte Vaſen. Die leichte zierliche Zeichnung, die reiche Vergoldung, die großen Gitterthore und dahinter die langen unabſehlichen Schattengänge des Sommergartens mit ihren Marmorſtatuen und dem Michailowſchen Pallaſt im Hintergrunde, es iſt ein wundervoller Anblick! jetzt fährt man links ab über die Newabrücke und ſieht nun rechts das kleine hölzerne Hüttchen liegen, das Peter der Große einſt bewohnte und von dort aus über die Gründung und Erbauung ſeiner Wunderſtadt wachte. Es gibt aber auch keine günſtigere Tageszeit zum Anblick aller dieſer Herrlichkeit, als ſo ein Abend, wo die Sonne wie in einem Gluthmeer verſinkt, in deſſen Wiederſchein Alles flammt und ſtrahlt und blitzt. Du fährſt auf dem breiten Wege dahin, auf dem wohl 12 Wagen in einer Reihe fahren können, um und neben, vor und hinter Dir rollen und raſſeln Fuhrwerke der verſchiedenſten Geſtaltungen, dazwiſchen fliegen die rothen Gardekoſacken, die bei dem Kaiſer in Kamini-Oſtrow die Wache haben, hin und her, und dann wieder Damengeſellſchaften zu Pferde, von einem halben Dutzend reichgekleideter Jockeys begleitet, und nun ſieh hinter Dir! wie alle dieſe goldenen Kuppeln in den tiefblauen Abendhimmel hinein ihren Flammenſchein werfen, die Newa roſenroth gefärbt ihre Wellen ſpielend bricht, alle Fenſter der Palläſte in Goldglanz funkeln, das Gitter des Sommergartens prachtvoll glüht und nun hinter ihm die dunkle Waldesnacht, aus der die Marmorſtatuen wie Geiſter hervorblicken, und doch, doch iſt der Blick von der Brücke von Kamini-Oſtrow noch ſchöner. Die Stadt mit aller ihrer Pracht iſt nun freilich hinter Dir verſunken; dafür betrittſt Du aber ein elyſäiſches Friedenseiland voll herzgewinnenden Zaubers. Wie ich zum erſten Mal die Gegend um Petersburg nach der Petershofer Seite ſah, fiel mir der orientaliſche Styl aller Gebäude und des Ganzen auf, aber Kamini-Oſtrow ruft alle Bilder von Italiens Zaubergefilden in Dir wach. Der Fluß iſt hier ſilberhell und klar; bunt bewimpelte Gondeln ſchaukeln, von mildem Weſt gewiegt, auf ihm hin und her und leicht wie ein Regenbogen wölbt ſich die Brücke hoch über ihn hin. Das Schloß des Kaiſers iſt nur ein im heitern Styl gebauetes Landhaus, und ſo ſiehſt Du, ſo weit Dein Auge reicht, Villa an Villa, alle von einer Blumenpracht umgeben, die zu einem bunten Farbenmeer wird, und nun ein ſo friſches Raſengrün, die Abendlichter der untergehenden Sonne, durch die dunkeln Birken hin, ſo zauberhaft ſchön auf dem hellen Raſenteppich und nun an den beiden Ufern des Fluſſes hinauf und hinunter dieſe blühenden Gebüſche, dieſe hohen, ſchlanken Bäume, deren Wuchs und Krone ganz etwas Eigenthümliches hat, und alle dieſe Landhäuſer, deren zum Theil hellgrüne Dächer und aus einer Spiegelſcheibe beſtehenden Fenſter in der bunteſten Mannigfaltigkeit zerſtreut liegen, und dann dieſe Himmelsbläue, dieſer ganz dunſtfreie Aetherkreis, dieſe Roſentinctur eines ſchönern Abendrothes als es uns je leuchtet, dies hellere Silberlicht der Sterne, o meine Eliſe, nie kann, nie werde ich dieſen Abend vergeſſen! —

Wir kamen nach 11 Uhr zu Hauſe, und es that mir ſehr wohl, nun noch ein Paar Stunden recht ſchöne Muſik zu hören; vorzüglich wurden viele vier- und achtſtimmige Sachen ohne Begleitung geſungen, und darunter auch köſtliche Geſänge von altitalieniſchen Meiſtern, in deren Harmonie der Nachklang dieſes Abends in mir recht ſchön und leiſe verſchwebte.

Mir war aber für dieſen reichen Abend noch ein feierlicher Eindruck aufbehalten. Es war gegen 2 Uhr, als ich zu Hauſe fuhr und plötzlich lag im Glanz des Vollmondes die Kaſanſche Kirche mit ihrer hohen Säulen-Colonnade vor mir, die ich noch nicht geſehen hatte. Der Eindruck, den ſie, ſo unerwartet geſehen, in dieſer Nachtſtille, dieſer Mondbeleuchtung auf mich machte, war tief und feierlich ernſt. Die großen Maſſen des Gebäudes traten tief im Dunkel zurück, während der Säulengang und die koloſſalen Bildſäulen des Portals in ſtillem Silberlicht ſtrahlten. Die Kirche liegt mit ihrer Hauptfaçade an der Newskyſchen Perſpective, und iſt von außen in einem Halbzirkel von einem vierfachen Säulengang korinthiſcher Ordnung umgeben, an deſſen beiden äußerſten Enden, auf Fußgeſtellen von Granit, die koloſſalen Statuen der Erzengel Gabriel und Michael ſtehen. Die Bronze-Thüren des Haupteingangs, die eine Nachbildung der berühmten Kirchthüren des Battiſterio in Florenz ſind, enthalten eine Menge Darſtellungen aus der bibliſchen Geſchichte; zwiſchen den Säulen des Periſtyls ſtehen auf jeder Seite deſſelben zwei Rieſenbilder, nämlich der Großfürſt Wladimir, der heilige Alexander Newsky, Johannes der Täufer und der heilige Andreas. Die Kuppel des Gewölbes iſt von 16 Pfeilern korinthiſcher Ordnung umgeben, über der ſich noch eine kleinere wölbt, die das goldene Kreuz trägt.

Ich konnte den Morgen kaum erwarten und beſtellte gleich nach dem Frühſtück den Wagen, um die Frühſtunden deſſelben in der Kaſanſchen Kirche zuzubringen. Auch jetzt in der hellen Sonnenbeleuchtung erneuerte ſich in mir der am vorigen Abend erhaltene Eindruck, aber ich ſah nun auch, wie ungünſtig dem ſchönen Gebäude der Platz iſt, auf dem es ſteht. Auf der Weſtſeite freilich iſt ein halbrunder, mit einem hohen, gegoſſenen Eiſengitter, das an Schönheit vielleicht noch das des Sommergartens übertrifft, eingefaßter Platz, der noch ſchöner ſein wird, wenn an deſſen beiden Endpunkten erſt die Koloſſal-Statuen der Apoſtel Petrus und Paulus ſtehen werden, die jede aus einem einzigen, 21 Fuß hohen Granitblock gebildet werden ſollen, von denen aber der eine leider bei dem Transport aus Finnland hierher verſunken iſt und der andere nun nicht fern von dem Michailowſchen Pallaſt ſteht und dort die bildende Hand des Künſtlers und einen andern Gefährten erwartet. Auf der Oſtſeite aber lehnt ſich die Kirche, wie ängſtlich gedrückt an den Katharinencanal und nach Süden iſt ſie mit unzierlichen, und in ihrer Nähe kleinlich erſcheinenden Häuſern nah und ſehr enge eingefaßt. Am Ende des ſie auf der

Vorderſeite im Halbzirkel umgebenden Säulenganges ſind zwei große Portale, die die Durchfahrten, weſtlich nach der Straße der großen Meſchtschenkkaja und öſtlich längs des Katharinencanals bilden; allein man zweifelt an der Dauer des Gewölbes, das ſie tragen und ſpricht ſchon jetzt von der Baufälligkeit deſſelben, wo doch der Bau der Kirche ſelbſt noch nicht ganz vollendet iſt.

Wie ſchnell ſind aber dieſe kleinen Störungen des erſten Eindrucks verwiſcht, wenn man in den Tempel ſelbſt tritt, deſſen prachtvolle Erhabenheit eine heilige Macht über das Gemüth des Eintretenden übt! Das Innere der Kirche hat die Geſtalt eines griechiſchen Kreuzes. Sie iſt 238 Fuß lang, ihre Breite zwiſchen den beiden Haupteingängen iſt 182 Fuß und die des Schiffes 84 Fuß. Bis zur Wölbung der erſten Kuppel beträgt ihre Höhe 182 Fuß. Das Licht fällt von oben durch die 16 Fenſter der in der Mitte auf vier mit Pilaſtern verzierten Pfeilern ruhenden Kuppel herein, von der zu den drei Eingängen und zum Hauptaltar ein doppelter Säulengang führt. Schönere Säulen wie dieſe hat vielleicht kein Tempel der Welt aufzuweiſen, und ſie allein ſind ſchon einer Reiſe nach Petersburg werth.

Jede in einem Stück aus Granit gehauen, ſind ſie 35 Fuß hoch, bei viertehalb Fuß im Durchmeſſer und ſo hell und glänzend wie Kryſtall polirt. Von Farbe ſind ſie theils röthlich, theils grau; die Fußgeſtelle und Capitäler von ſtark vergoldeter Bronze. Dieſe 56 Säulen ſind in jeder Hinſicht wahre Meiſterſtücke, deren Zuſammenſtellung einen großen, und, wie mich dünkt, unvergeßlichen Eindruck macht. Leider, ach leider, iſt aber die Kirche ſelbſt viel zu klein für ſie, und trotz aller ihrer Pracht kommt ſie Einem, wenn man ſie öfter ſieht, und von der Neuheit und der Gewalt des erſten Eindruckes nicht mehr überwältigt iſt, wie ein Futteral über dieſe unvergleichbar herrlichen Säulen vor.

Der Hofrath und Profeſſor Worinichni hat den Riß zu dieſer Kirche entworfen und der letzt verſtorbene Graf Stregonoff war der Präſident der Commiſſion, der die Ausführung deſſelben übertragen wurde. Den 27. Auguſt 1810 legte Alexander den Grundſtein, und 1811 war ſie ſchon in ſo weit vollendet, daß ſie am 15. September, als am Jahrestag der Krönungsfeier des Kaiſers, eingeweihet werden konnte. Ganz fertig iſt ſie indeſſen noch nicht und wird es auch wohl, wie man hier meint, für's

Erſte auch nicht werden. Der Fußboden der Kirche iſt in Moſaik mit buntem Schiefer und Marmor ausgelegt. Die Stufen, die zu den Altären führen, ſind von einem grauen Stein, der eine ſehr ſchöne Politur annimmt. Der Hauptaltar iſt mit dem berühmten Bilde der heiligen Mutter Gottes von Kaſan geſchmückt, das unter der Regierung des Großfürſten Iwan Waſſilowitſch von Kaſan nach Moskau gebracht wurde, von wo es Peter der Große nach Petersburg bringen und in der Andreas-Kirche in Waſſili-Oſtrow aufſtellen ließ. Von dort kam es nach der hölzernen Kaſanſchen Kirche, die die Kaiſerin Anna erbauen ließ, und nun iſt es ein Heiligthum der neuen Kirche. Das ſchwarzbraune Bild hat eine prächtige, neue Einfaſſung vom reinſten Golde erhalten und man ſchätzt den Werth der Juwelen und Perlen, mit denen es geſchmückt iſt, über 200,000 Rubel. Der größte Theil dieſes Schmuckes iſt ein Geſchenk der Kaiſerinnen Marie und Eliſabeth, ſo wie der Königin Katharine von Würtemberg. Der Eingang zu dem Allerheiligſten und die Baluſtrade ſind von maſſivem Silber, ſo wie auch die reich vergoldeten Strahlen über demſelben. Das Dreieck, deſſen Buchſtaben den Namen des Allerhöchſten bilden, iſt von echten Steinen zuſammengeſetzt. Vor den Heiligenbildern der Hauptaltäre ſtehen männerhohe ſilberne Leuchter. Links vom Hauptaltar iſt der für die kaiſerliche Familie beſtimmte Platz, ein Baldachin von grünem goldgeſticktem Sammet, über dem man das ruſſiſche Wappen und die Inſchrift ſieht: „Gott lenkt das Herz der Könige.“ Rechts vom Altar, mit dem Thronhimmel in gleicher Linie, iſt die niedrige, nur um einige Stufen erhöhete Kanzel. Außer dieſem Hauptaltar ſind noch zwei, dem heiligen Theodoſius und der Jungfrau geweihete Altäre, die gleichfalls mit reich geſchmückten Heiligenbildern, ſilbernen Ampeln und ſilbernen Candelabern geſchmückt ſind. Unter den Schätzen der Kirche an Kirchengefäßen zeichnet ſich ein großer, goldener Kelch aus, deſſen elfenbeinerne Zierrathen von der Kaiſerin Marie Fedorowna ſelbſt geſchnitten ſind.

Die Ruſſen thun ſich viel darauf zu gut, daß kein Ausländer ſo wenig an dem Gebäude, als an den Kunſtverzierungen deſſelben gearbeitet hat. Die Statuen, Gemälde, Basreliefs, Alles iſt von ruſſiſchen Künſtlern verfertigt. In der hohen Wölbung über dem Hauptaltar iſt ein großes Gemälde auf

Goldgrund, die Einſetzung des Abendmahls, von dem Akademiker Beſſonoff. Die Gruppirung iſt Copie, die Färbung herrlich, die Geſtalten heben ſich auf dem Goldgrund trefflich hervor; das iſt aber auch, wie ich glaube, alles Gute, was ſich davon ſagen läßt. Gegenüber iſt die Himmelfahrt der Jungfrau, von Schebuff. Durchaus ſchlecht und jämmerlich ſind die in den vier Niſchen der Kuppel befindlichen Gemälde der vier Evangeliſten. Ein fremder Künſtler hatte den Auftrag erhalten, dieſe Niſchen mit Basreliefs zu zieren, die vollendet auch als ganz vortreffliche Kunſtwerke, allgemeine Anerkennung fanden. Man hatte aber nicht auf Mittel gedacht, ſie gehörig befeſtigen zu können; der Künſtler ſtarb, ſie wurden bei Seite gelegt und dafür nun dieſe vier ſcheußlichen Bilder hingekleckſt. Freilich hat nun aber auch kein Ausländer mit an der Ausſchmückung dieſes Tempels gearbeitet. Alle Gemälde, die ich noch von ruſſiſchen Malern geſehen habe, ſind einem aus dem Reimlexikon zuſammen geſtoppelten Gedicht zu vergleichen: Farbe, Zeichnung, Licht und Schatten iſt da; aber Seele, Bedeutung, Neuheit und Schönheit der Ideen fehlen. Das Malen iſt ihnen angelernt; wie denn Manchem Manches gelernt wird, was aus eigener ſchöpferiſcher Vollkraft nicht in ihm erblühen würde. Die Basreliefs über den äußern Eingängen der Kirche ſind von Procoſief und von dem berühmten Morkos. Der Letztere arbeitet auch an den Statuen der vier Evangeliſten, zu denen die doniſchen Koſacken der Mutter Gottes von ihrer Beute vierzig Pud Silber verehrt haben.

Die ſchönſte Zierde der Kirche ſind aber die rundum an den Wänden maleriſch geordneten Adler, Fahnen und Standarten, Trophäen der beiden letzten glorreichen Feldzüge. Es ſind deren 108 franzöſiſche und außerdem noch ſieben perſiſche. An einem der Pfeiler, die die Kuppel tragen, hängt der Marſchallsſtab des Prinzen von Eckmühl und die Schlüſſel der eroberten Städte und Feſtungen. Letztere ſind jeder einzeln auf einer bronzenen, mit dem ruſſiſchen und lateiniſchen Namen der eroberten Stadt verſehenen Tafel aufgehängt. Es ſind die Schlüſſel vieler deutſchen Städte, auch die von Hamburg, Bremen und Lübeck darunter. Der Marſchallsſtab des Prinzen von Eckmühl wurde vor einiger Zeit von einem bei der kaiſerlichen Capelle angeſtellten Franzoſen aus der Kirche entwandt, der Diebſtahl aber noch entdeckt, ehe er ſeinen Raub in Sicherheit bringen konnte.

Umgeben von dieſen Trophäen unſterblicher Siege ruht hier Kutuſow's Aſche. In dieſem Tempel wurde der edle Held vor ſeinem Abgang zur Armee von dem Metropoliten zu dem erhabenen Beruf eingeſegnet, der Retter ſeines bedrängten Vaterlandes zu werden, hier ruht er jetzt nach Löſung ſeines Gelübdes. Sein Grab iſt einfach wie er ſelbſt im Leben es geweſen ſein ſoll.

Lebe wohl, meine Eliſe, und gedenke meiner, Du freundlicher Engel, mit Liebe.

Vierter Brief.

An Dieſelbe.

Im Auguſt 1816.

Wir hatten geſtern eine Einlaßkarte zum Beſuch der Elephanten erhalten, die der Kaiſer von dem Schach von Perſien zum Geſchenk bekommen hat, und da das Wetter ſehr lieblich und freundlich war, rüſteten wir uns nach dem Frühſtück, d. h. um ein Uhr Nachmittags, die Wanderung nach dem Jägerhof, wo ein eignes hölzernes Haus für ſie erbaut iſt, zu Fuß anzutreten. Auf dem Wege dahin ſprachen wir bei einer Freundin ein, ihr in die kürzlich bezogene neue Wohnung, nach hieſiger Sitte, Salz und Brod zu bringen, welches ſich aber eine Umwandelung in Kuchen und feine Weine gefallen laſſen mußte. Dieſe Sitte wird bei den Ruſſen ſehr in Ehren gehalten und bei dem erſten Beſuch, den man einem Bekannten in einer neuen Wohnung macht, darf man ohne Unhöflichkeit nicht mit leerer Hand erſcheinen und ſo traten wir denn auch mit vollen Händen bei unſerer Freundin ein, die, als ſie erfuhr, wohin uns unſer Spatziergang führen ſolle, ſchnell gerüſtet war, um uns zu begleiten. Wir gingen längs der Fontenka, bei dem von der Kaiſerin Katharina erbauten Lazareth und dem Irrenhauſe vorbei, deſſen Garten recht freundlich ausſah, mit ſeinen großen Blumenſtücken und ſeinen ſchlanken Birken; da wir aber des weitern Weges nicht recht kundig waren, wandte ſich einer unſrer Begleiter an die Polizei-Schildwache und fragte um nähere Auskunft. „Sie werden bald an ein Bäumlein kommen und dann an ein Thorweglein, bei dem ſie vorüber bis zu dem Brücklein gehen müſſen, wo Sie dann das Häuslein mit den Thierlein finden werden," war die Antwort. Dieſen häufigen Gebrauch der Verkleinerungswörter findet man allgemein bei dem Ruſſen, ſobald er höflich und freundlich redet. Seine Nachweiſung reichte übrigens hin, uns zurecht zu finden. Vor der Thür der Elephanten-Wohnung lag ein junger Bär angebunden, mit dem einige dort verſammelte Soldaten ſpielten und ihn zum Beißen neckten und zerrten, wobei er aber gutmüthig zu bleiben und ſich das Spiel wohlgefallen zu laſſen ſchien. Zur Wartung der Elephanten ſind hier einige Perſer zurückgeblieben, die ſich in ihrer volksthümlichen Kleidung ſehr gut ausnehmen, und uns Allen durch den Adel ihrer Geſtalt und durch die ausgezeichnete Regelmäßigkeit und Schönheit ihrer Züge auffallend wurden. In den dunklen blitzenden Augen liegt nicht die klare Tiefe, die der Blick der Nordländer hat und eben ſo wenig der zuckende Blitz eines italieniſchen Feuerauges, es iſt der Ausdruck eines leichten und durchdringenden Verſtandes und vorzüglich einer lebhaften Einbildungskraft, der aus ihnen ſtrahlt, und dabei hat ihre Geſtalt eine Gewandtheit und Schmiegſamkeit, die an die der Seiltänzer erinnert, über die ſie ſich aber durch den Stolz ihrer Haltung erhob. Sie führten uns zuerſt zu dem kleinern Elephanten, einem Weibchen, das wir noch bei ſeiner aus Heu und Weißbrod beſtehenden Mahlzeit trafen, der wir mit vielem Vergnügen zuſahen. Der eine Perſer ließ uns durch den Wärter, einen Ruſſen, ſagen, nicht zu erſchrecken, da er uns jetzt die Stimme des Thieres und den Schlachtruf hören laſſen wolle, mit dem es im Kriege auf die Feinde losgehe. Ich hatte dies aber nicht verſtanden und ſchrak daher nicht wenig zuſammen, als es plötzlich ſeinen Rüſſel gerade in die Höhe erhob, ihn dann ſenkte und nun einen lang anhaltenden, vielfach modulirten Ton ausſtieß, den ich nur dem Schmettern der Trompete zu vergleichen weiß, wobei er die Stärke vieler ſolcher Inſtrumente in ſich vereinigte. Es war wirklich ein ſchaurig mächtiger und durchdringender Schall. Der Perſer ſagte dem Thier freundlich ein Wort des Beifalls und gebot ihm darauf einen andern Ruf auszuſtoßen, der, um Vieles ſanfter, beinahe dem Krähen der Hähne zu vergleichen war. Nachher ſtieß er noch einen dumpfen, gedämpften Ton aus, den er über eine Minute anhielt und der nichts Schauerliches, aber für mein Ohr etwas ſehr Klagendes hatte. Wir gingen nun in die andere Abtheilung des Gemachs, wo der männliche Elephant ſtand. Er iſt um ſehr Vieles größer als das Weibchen und man hat mir ſeine Höhe zu achtzehn Fuß angegeben. Die Zähne ſind ihm abgefeilt und mit breiten goldenen Reifen eingefaßt. Ich fragte, ob er auch ſo ſchreien werde, als der andere? Der Perſer antwortete, dieſer habe das nicht gelernt; er ſei einer von den Lieblings-Elephanten des Schachs von Perſien geweſen, der ſich ſeiner häufig zum Spatzierenreiten bedient habe. Bei dem Einzug des perſiſchen Geſandten in Petersburg ſei ihm aber viel Leides widerfahren, denn er habe nicht nur, trotz der für ihn verfertigten Pelzſchuhe und der Shalws, mit denen er behängt geweſen ſei, viel von der Kälte gelitten, ſondern der Palankin, den er getragen habe, ſei auch ſo ſchlecht und nachläſſig befeſtigt worden, daß er ihn wund gedrückt habe. Er zeigte uns die Stellen, wo die durchgeſcheuerte Haut auf dem Rücken des Elephanten wieder zuſammen genäht war, was denn einige

Näthe von der Dicke eines ſtarken Männerbaumens bildete.

Die Größe des Thieres, ſeine Schwerfälligkeit, die Plumpheit ſeiner Füße und ſeine Häßlichkeit hatten für mich etwas Furchtbares. Ich fand kein Verhältniß zwiſchen ſeiner koloſſalen Geſtalt und der Größe aller andern Landthiere; es erſchien mir, als ſei es allein übrig geblieben von einer untergegangenen Organiſation koloſſaler Thiergeſchlechter und wie in einem ungeheuern Abgrund, blickte ich auf den Zeitraum verſunkener Jahrtauſende, von denen wir nichts wiſſen, als was uns einzelne Räthſelſpuren der Naturerſcheinungen anzudeuten vermögen. Recht begreiflich wurde mir aber beim Anblick dieſes Thieres die Meinung, daß der Menſch gleich als König und Gebieter in die Natur eingetreten iſt und ſich nicht erſt allmählig durch Liſt und Vernunſt ſeine Herrſchaft über ſie habe erringen können. — Welch ein ganz andres Bild der Natur ſchwebte mir aber beim Anblick des Elephanten vor, als das, was mir unſre europäiſchen Länder bis jetzt gegeben hatten! Ein ſolches Thiergeſchlecht ſteht zu unſern Flüſſen, unſern Bäumen, unſern Thierarten in gar keinem Verhältniß. In den Gegenden, wo es einheimiſch iſt, muß ſich Alles, was in der Natur Leben wirkt und lebendig heißen kann, anders geſtalten, als in unſerm Erdtheil. Wie ein Gemälde ſtand die würzreiche Pflanzenſchöpfung Aſiens und Afrika's vor mir, die in der mächtigen Triebkraft der Natur jener Zone zu dem wunderbaren Farbenglanz ihres Grüns auch immer zugleich Blüthe und Frucht hat und mit den edelſten Gewürzen, auch das feinſte, tödtlichſte Gift hervortreibt; die Flügeldecken der Käfer, die Fittiche der Vögel, die Schalenthiere und Korallen des Meeres, das Gold und die Juwelen in der Tiefe der Erde, Alles ſtrahlt glühend, glänzend, ſchillernd, voll reicher Farbenpracht in der Feuergluth jenes Sonnenlichts und es dünkte mich, als mir in ſo mannigfach wechſelnden, glänzenden Bildern die Geſtaltung der Naturerſcheinungen jener Länder vorüber zog, eine Anmaßung, den Geiſt des Menſchen zum Maßſtab aller Ideen, zum einzigen Organ machen zu wollen, in dem ſich das Bewußtſein des Daſeins offenbart. Wir wiſſen Alle um die feine Verſtändigkeit des Elephanten; wir ſehen Wirkungen derſelben, die wir nicht zu begreifen vermögen, wenn wir nicht einräumen können und wollen, daß ſich ſeine Wahrnehmungen und Empfindungen zum ſelbſtbewußten Denken zu erheben vermögen, ſollte es aber nicht auch in dem unermeßlichen Reich des Geiſtes Abſtufungen geben können, von denen wir nur darum nichts ahnen und nichts begreifen, weil uns die Fähigkeit fehlt, ſie zu erkennen und ſo ſich mit ihnen und über ſie zu verſtändigen? Iſt nicht die Natur in ihrer Erhabenheit vielleicht viel reicher an Gehalt des Lebens, an Form der Erkenntniß, des Geiſtes und des Sinnes, als wir zu faſſen vermögen? — Alle dieſe dunklen Träume und Bilder ſtrömten auf mich ein, als ich dieſem Naturkoloß von Thier ſo gegenüber ſtand und es mich aus ſeinen kleinen, tiefliegenden Augen ſo verſtändig anblickte. —

Wir bemerkten, daß der Perſer Sorge trug, ſich vor den Elephanten zu ſtellen und uns auch anwies, ſeitwärts ſtehen zu bleiben. Die Veranlaſſung dazu lag in folgendem Vorfall, der ſich vor Kurzem ereignet hat. Eine Frau, die öfter gekommen war, den Elephanten zu ſehen und ihm dann immer Weißbrod, Aepfel und Branntwein zum Naſchen mitgebracht hatte, gewann dadurch ganz beſonders ſeine Zuneigung und um ihr dieſe zu bezeugen, faßte er ſie vor einigen Tagen mit dem Rüſſel, hob ſie empor und ſetzte ſie auf den Platz, den ſonſt der Führer des Elephanten einnimmt. Die arme Frau, die auf eine ſolche Gunſtbezeigung gar nicht gefaßt war und ſich auf dem hohen Sitz keineswegs gemüthlich fühlte, ſchrie jämmerlich und bat alle Anweſende um Gottes willen, ſie wieder auf die Erde zu ſetzen. Keiner aber der Wärter und Aufſeher glaubte dies wagen zu dürfen; man redete ihr daher zu ſtille zu ſein und ſo mußte ſie geduldig ausharren, bis der Elephant ſelbſt ſie ſäuberlich wieder herunterlangte und unbeſchädigt niederſetzte. Seit dieſer Zeit trägt man Sorge, einen ähnlichen Auftritt zu verhüten.

Als wir die Elephanten verließen, fragte uns ein Soldat, ob wir noch einen Perſer ſehen wollten? Wir lachten, da es uns deutlich war, daß er darunter ein wildes Thier verſtand und die Neugierde trieb uns, ihm zu folgen. Es war ein Leopard, gleichfalls ein Geſchenk des Schachs von Perſien, der aber noch jung zu ſein ſchien und nach ſeiner Art auch zahm, da er auf Befehl ſeines Wärters aus dem Kaſten, in dem er ſaß, hervorkam und an ſeiner Kette bald auf den Kaſten, bald wieder hinunter ſprang, wie es ihm geheißen wurde. Er ſah aber lauernd, tückiſch und blutdürſtig dabei aus. Solche Beſtien können Einem, als Abdruck eines feindſeligen, böſen Princips in der Natur, ängſtigen und ich war froh, als wir wieder in die freie Luft kamen.

Auf der Rückkehr machten wir einen Umweg, um die Himmelfahrtskirche zu beſehen, von der ich viel Rühmens gehört hatte. Das feierliche Schweigen, die düſtre Erhabenheit, die beim Eintritt in unſre Dome die Seele oft ſo mächtig ergreift, wohnt in keinem hieſigen Tempel. Die Kirchen ſind im Verhältniß zu ihren Umgebungen alle klein, die Thürme zierlich, das Innere hübſch und freundlich, oft prachtvoll, aber es iſt Einem immer, als trete man in einen ſauber aufgeputzten Geſellſchaftsſaal. Dieſer Eindruck beruht wohl mit darauf, daß man nach dem griechiſchen Ritus keine Orgel, keine Emporkirchen und in der Regel keine Kanzel in den Kirchen findet. Es ſind helle, mit großen Oefen und Fenſtern verſehene Säle, der Altar im Hintergrund ſchimmert von Gold und Silber, die Heiligenbilder und Heiligentafeln an den Wänden ſind glänzend aufgeputzt, die Gemälde in der Regel unbedeutend und häuſig findet man eine Abtheilung der Kirche für die Kirchendiener ganz häuslich eingerichtet, mit Tiſch und Stuhl und Schlafbank verſehen. Die herrliche Kaſanſche Kirche, die, bei großen Fehlern, doch ein köſtlicher Juweel des ſchönen Petersburgs iſt, erwähne ich hier nur als eine Ausnahme von dem eben Geſagten, an das man auch in den andern hieſigen Kirchen nicht denkt, wenn man zur Zeit des Gottesdienſtes in ſie tritt, weil man dann die Phantaſie und durch dieſe auch das Gemüth oft mächtig ergriffen fühlt. In dieſer Himmelfahrtskirche fand ich nichts Bemerkenswerthes, als den von Eiſen gegoſſenen Fußboden, einen in Sepia recht brav gemalten Heiligenkopf und ein großes Gemälde, deſſen Bedeutung ich mir gern hätte erklären laſſen, da ihm eine romantiſche Geſchichte zum Grunde zu liegen ſchien. Ein Fürſt, in Hermelinmantel und Krone, führt einem jungen Ritter eine ſchöne Jungfrau entgegen und ſcheint ihm ihre Hand übergeben zu wollen, allein in den Wolken erſcheint die Mutter Gottes, um, wie ich vermuthe, Einſpruch zu thun, da aus dem Volkshaufen des Hintergrundes zugleich mehrere Nonnen hervortreten. Ueberhaupt könnte die ältere ruſſiſche Geſchichte, die ruſſiſchen Volksſagen und der Volksaberglaube zu einer neuen Fund- und Schatzgrube für unſre Romantiker werden. Ich laſſe mir mit großer Freude davon erzählen, wo ſich mir die Gelegenheit darbietet, davon zu hören. In dem religiöſen Aberglauben der Ruſſen findet ſich manch ſchöner Anklang rein menſchlichen Gefühls. So trauen ſie z. B. den Frauen die Macht zu, Vergebung für die Sünden ihrer Männer erbeten zu können, und glauben, daß die Tugenden der Frau dem Mann bei der Abrechnung nach dem Tode in der Art mit zu Gute kommen, daß eine tugendhafte, fromme Frau den Mann mit durchhilft. Mit welcher Tugend, liebſte Eliſe, müßte wohl, wenn das mehr als Wahn wäre, den deutſchen Männern von ihren Frauen am meiſten ausgeholfen werden? — Was meinſt Du? — Sehr naiv antwortete mir letzthin eine Ruſſin, die ich fragte, ob denn nicht auch das Gebet des Mannes und ſeine Tugenden der Frau Vergebung für ihre Sünden erwerben könnten: „Ach nein! ſie haben immer übergenug zu thun, daß ſie für ſich ſelbſt damit fertig werden!“ — In dieſer Himmelfahrtskirche iſt ein Bild der Maria. wunderthätig für geheimen Herzenskummer, ich fand es mit kleinen Gaben umhängt und umgeben. Der Kirchendiener ſagte mir: „das Alles ſind Geſchenke von Frauen, deren ſehr viele hier her kommen, um zu beten.“ — Mich rührte das, weil ich darin die Gleichheit alles Frauenſchickſals empfand. Dieſe ſtill und fromm vor Gott geweinten Thränen, dies willige Hinnehmen des tiefſten Schmerzes, dies freundliche, geduldige Verbergen deſſelben, gewiß, Eliſe, nur ein weibliches Herz kann es fühlen, wie tief betrübt eine Frau ſein kann!

Nach dem Kaffee fuhren wir nach der Kreuzinſel, den wunderſchönen Weg nach Kamini-Oſtrow, von dem ich Dir in meinem vorigen Briefe geſchrieben habe. Es war ein ganz wolkenfreier Sommertag, und Tauſende von geputzten Menſchen zogen mit uns hinaus. In dem großen Sommergarten waren die Gänge ſo lebendig, wie ein Ameiſenhaufen; es wimmelte darin von Menſchen und eben ſo war es auf den Inſeln. Die Kreuzinſel iſt der Sammelplatz der ſchönen Welt, die ſich, prachtvoll geputzt, hier verſammelt. Ein großer Reiz dieſer Sonntagsfreude iſt für mich die Hornmuſik, die man hier ſehr ſchön hört. Auch die hölzernen

Rutſchberge, die man auf Chriſtevsky ſieht, zeichnen ſich durch ihre Zierlichkeit aus. Die Rutſchberge ſind eine Nachahmung der Eisberge, die Du als eine hieſige winterliche Volksbeluſtigung gewiß der Beſchreibung nach kennſt. Die Bahn iſt auch bei den hölzernen hoch, glatt und abſchüſſig, und der kleine Wagen, in dem man ſitzt, fährt, losgeſchnellt, mit Gedankenſchnelle fort. Es iſt ein Schwindel erregendes Vergnügen.

Wir fuhren mehrere dieſer durch Brücken zuſammenhängenden Inſeln durch, und auf einer derſelben fühlte ich mich ganz nach Deutſchland zurück verſetzt. Sie iſt der Verſammlungsort der deutſchen Handwerker der mittlern Claſſe, die man hier mit ihren Frauen und Kindern im Sonntagsſtaat ſieht. Sie rauchen Taback, ſie trinken Bier und Kaffee, ſpielen Kegel, man hört hier nur deutſch reden und ſelbſt das Grün der Wieſen und der Bäume ſieht hier auch deutſcher aus, wie auf irgend einem andern Fleck. Ueberhaupt ſind dieſe Inſeln und der Weg durch ſie hin gar freundlich und heiter und bilden wohl die ſchönſten Anſichten, die man in der Umgegend Petersburgs ſehen kann.

In dieſer Woche werde ich auch noch die Eremitage ſehen, wozu ich mich bei dem großen Reichthum an Kunſtſchätzen, den ſie enthält, ſehr freue. Der Kaiſer hat durch den Ankauf der Gemäldeſammlung in Malmaiſon die hieſige Gallerie um mehrere ganz vortreffliche Meiſterwerke, vorzüglich aus der ſpaniſchen Schule, bereichert.

Nächſtens mehr darüber.

Fünfter Brief.

An den Herrn Criminalrath Hitzig.

Im September 1816.

Es war ein düſtrer, trüb bewölkter Herbſtabend; ich ſaß in der Dämmerung auf dem Sopha und träumte mich nach Deutſchland hinüber, als die Glocken den Abendgottesdienſt zur Vorfeier des morgenden Tages einzuläuten begannen. Der griechiſche Kirchendienſt hat für mich noch einen andern, tiefern Reiz, als den der Neuheit, und ſo zog ich ſchnell meinen Oberrock über und fuhr nach der unſerer Wohnung zunächſt liegenden Kirche des Allerhöchſten. Ueber den ganzen großen Platz des Heumarkts warf die Erleuchtung der Kirche ihren hellen Schein. Hunderte von Menſchen zogen in der Abendſtille hin zu dem Tempel, wo alle Herzen zu Einem Wunſch, Einer Bitte, Einem Flehen ſich vereinen. Das Marienbild in der kleinen, offenen Capelle ſtrahlte in blendendem Lichtſchimmer und andächtig neigten, vor ihm ſich bekreuzend, alle Vorübergehende ſich vor der Himmelskönigin.

Wir traten in die Kirche, die ſchon mit Tauſenden von Menſchen angefüllt war, als wir eintraten. Vor allen heiligen Bildern flammten die ſilbernen Ampeln, vor manchem der Andacht der Ruſſen beſonders werthem Bilde brannten Hunderte von kleinen Wachskerzen und aller dieſer Lichtſchimmer ſtrahlte zu einem Lichtglanz vereinigt, von dem Altar hernieder. Greiſe, Kinder, Frauen, Männer, Alles bog vor dem Herrn des Himmels und der Erde ſeine Kniee; Alle erhoben in ſtummer Andacht ihr Herz zum Gebet und nur die Chöre unſichtbarer Sänger weinten und flehten um Gnade und Erbarmen. Schöneren Geſang, herrlichere Menſchenſtimmen habe ich nie gehört, als dieſe Sopranchöre, wenn ſie, in das Solo einer mächtigen Baßſtimme einfallend, ſangen: Herr, erbarme dich unſer! Plötzlich vereinten ſich alle Sänger zu einem den ganzen Tempel feierlich durchhallenden Chor, die goldenen Thüren, die das Allerheiligſte bedecken, ſprangen auf, der ſeidene Vorhang rauſchte zurück; vor dem ſilbernen Altar ſtanden die Prieſter in ihren ſilberſtoffenen, mit reichen Goldkanten beſetzten Gewändern, mit langen fliegenden Haaren und den bis beinahe zum Gürtel reichenden Bärten; wunderſame, nie geſehene Geſtalten ſchritten ſie, unter dem immer reicher und voller anſchwellenden Geſang der unſichtbaren Chöre, langſam, unter Vortragung großer, geweihter Kerzen vor und ſtellten ein beſonders werthgehaltenes Bild des heiligen Alexander-Newsky in der Mitte der Kirche auf. Während daß das Volk ſich herbei drängte, es zu küſſen, zogen ſie durch die Kirche, vor jedem Heiligenbild ſich bekreuzend und Weihrauch opfernd.

Nach Endigung des Gottesdienſtes durchwandelte ich noch mit meinem Begleiter die Kirche. Unter den Gemälden war nichts Sehenswerthes. Vorzüglich ſind alle Madonnenbilder, die ich hier noch geſehen habe, häßlich und das Silber und Gold, in das ſie gefaßt ſind, macht dieſe Häßlichkeit noch auffallender. An reichem Schmuck fehlt es aber allen dieſen Bildern nicht. Auch in dieſer Kirche ſah ich eine Madonna in einem aus echten Perlen à jour zuſammengeſetzten Gewand. Das Bild eines Heiligen wurde uns auffallend, weil man ihm mehrere Ordensbänder umgehangen hatte. Mein Begleiter traf auf keinen ihm bekannten Ruſſen, von dem wir hätten erfragen können, bei welcher Gelegenheit dieſer, wahrſcheinlich doch ſchon vor Stiftung der Orden verſtorbene, ſchwarzbraune Herr dieſelben erhalten habe; aber ſonderbar nahm er ſich in dieſem Schmuck aus.

Nach einigen ſo kalten und ſtürmiſchen Tagen, daß wir uns vom Lande in die wärmere Stadt flüchten mußten, hatten wir hier nun ſeit drei Wochen das ſchönſte Wetter, und ſo helle, unbewölkte, heiße Tage, wie man ſie in Norddeutſchland um dieſe Jahreszeit ſelten hat. Doch hat die Luft hier eine für mich empfindliche Herbe; ich gehe oder fahre nie aus, ohne daß mich, trotz meinem großen, ſehr ſchützenden italieniſchen Strohhute, das Geſicht nach einem Stunden langen Spatziergang eben ſo ſchmerzt, als wenn man ſich bei uns bei ſtrenger Frühlingsluft und Sonne Tage lang der Luft ausgeſetzt hat. Auch iſt hier nichts ſeltener als eine weiße, zarte Geſichtsfarbe und blühende Röthe; dies gilt nicht blos von dem blaßgelben Teint der Ruſſinnen, ſondern auch die Ausländerinnen verlieren hier in der Regel in kurzer Zeit alle Zartheit der Haut und Friſche der Farbe. Dieſe ſchöne heitere Witterung war um ſo erfreuender, da ſie dem Volksfeſt des Alexanderstages günſtig zu werden verſprach. Doch am Dienſtag Abend, den 10. September, bewölkte ſich der Himmel und es fing, als wir aus der Kirche kamen, leiſe an zu tröpfeln; gegen Mitternacht brach aber das Sternenlicht wieder durch und der reine, tiefblaue Nachthimmel verſprach einen heitern Sonnenaufgang. Dieſe Hoffnung ward aber getäuſcht; es regnete ſehr ſtark, als ich um 6 Uhr erwachte, was mir um ſo unangenehmer war, da es zwiſchen einigen Bekannten und mir verabredet war, daß wir früh um 7 Uhr zu Fuß nach dem Newskyſchen Kloſter gehen wollten, weil ich nur ſo ein anſchauliches Bild, ſowohl von der Proceſſion, als auch von der zuſtrömenden Menge erhalten konnte. Gegen 7 Uhr hörte indeſſen der Regen auf und als meine Freunde kamen, mich abzuholen, war es freilich kühl und windig, aber doch trocken und hell.

Wir hatten eine gute deutſche Meile zu gehen und unſer Weg führte uns längs der Fontanka, durch eine ſtille Gegend der Stadt, bis wir in die Newskyſche Perſpective kamen. Auf der Fontanka fielen mir die großen, feſtliegenden Fiſcherfahrzeuge auf, die auf jeder Seite eine mit einem Schornſtein verſehene, abgeſonderte Wohnung und in der Mitte einen freien, für die Käufer beſtimmten Raum haben. Die Fiſchbehälter ſind im Waſſer und durchlöchert, ſo daß man die Fiſche hier immer ganz friſch und lebendig bekommt. Neben dieſen Fiſchkähnen lagen einige 30 große, mit Aepfeln beladene Fahrzeuge. Dieſe ſind hier häufig und wohlfeil zu haben, alle aber von ſchlechter Art, größtentheils ſüß und dabei ſaftlos. Die vom Ausland eingeführten Aepfel ſind dagegen ſehr theuer und doch auch ſchlecht, weil ſie, um ſich zu halten, unreif abgepflückt werden müſſen. In der Perſpective war es noch ſtill und menſchenleer, allein ſo wie wir in ihr fortwanderten, belebte ſich die Straße und die Einzelnen, die Anfangs unſers Weges wandelten, wuchſen bald zu Hunderten, dieſe zu Tauſenden an. Wir kehrten nahe am Kloſter bei einem ruſſiſchen Kaufmann ein, und dieſe Gelegenheit, die Lebensweiſe einer ruſſiſchen Familie des Mittelsſtandes kennen zu lernen, war mir um ſo willkommener, da ſie ſich einer Ausländerin in meinen Verhältniſſen ſelten darbietet. Man führte uns in recht hübſche, geräumige, aber nur ſehr einfach möblirte Zimmer. Der Aufwand und die Prachtliebe eines Ruſſen dieſes Standes beſchränkt ſich gemeinhin auf zwei Gegenſtände, ſeine Frau und ſeinen Heiligen. Was ihm ſein Vermögen nur irgend für den Schmuck Beider aufzubringen vergönnt, verwendet er auch für dieſen Zweck, und man ſieht ſo einen Ruſſen ſehr häufig in ſeinem Kaftan von grobem Tuch gekleidet, an dem Arm einer mit Juwelen und echten Perlen reich geſchmückten Frau. Die vielen ganz in Silber gefaßten Heiligenbilder, vor deren jedem eine ſilberne Ampel brannte, und die große, ſchwere, mit Eiſen beſchlagene Geldkiſte in der einen Ecke des Zimmers verkündeten auch hier bei unſerm Eintritt die Wohlhabenheit des Hausherrn, der uns, ein ſchöner, noch jugendlich blühender Mann, mit nach hieſiger volksthümlicher Sitte, ganz rund geſtutztem Haar und langem ſchwarzem Barte, entgegenkam, uns zu bewillkommnen. Bald nach ihm erſchien auch ſeine Frau, die wie eine ſechzigjährige Matrone ausſah, in einer großgeblümten faltigen Jacke und Rock von ſchwerem Seidenzeuge, wie ſie bei uns unſere Großmütter getragen haben mögen, das Haar vorn glatt geſcheitelt und ein buntes ſeidenes Tuch darum geknüpft. Nun kamen auch die Kinder, zwei ſchon erwachſene Söhne, in Hemden von feinem, geblümtem Kattun, recht ſchmuck und reinlich, aber doch etwas ſeltſamlich anzuſehen, da ſie dies Kleidungsſtück wie einen Fuhrmannskittel über der übrigen Kleidung tragen; dann ein Haufen kleinerer Kinder und eine kleine hübſche Frau, die mir als die Schwiegertochter vorgeſtellt wurde, bei welcher Gelegenheit ich denn erfuhr, der Hausherr, den ich für einen Mann von 32 — 34 Jahren angeſehen hatte, ſei ſchon Großvater, ſein älteſter Sohn ſeit vier Jahren verheirathet, und der zweite, der noch nicht achtzehn Jahr alt war, ſolle auch ſchon heirathen und es ſei ſchon wegen der Mitgabe mit den Eltern der künftigen Frau geredet.

Das Frühſtück wurde gebracht. „Sie müſſen es entſchuldigen, Fanny Feodorowna,“ ſagte mir die Wirthin, „wenn ich Ihnen am heutigen Tage nur

Faſtenſpeiſen vorſetzen kann, die Sie draußen" (ſo nennt man hier jedes Land, das nicht zu Rußland gehört, Braſilien ſo gut als Deutſchland) „wohl nicht eſſen." Die kleinen mit Fiſch-Farce gefüllten, in Baumöl gebackenen Paſteten waren aber vortrefflich und eben ſo auch der Fiſch-Bouillon, der in Taſſen gereicht wurde. Dieſer letztere wurde nur für mich gebracht, weil ich keinen Thee trinken wollte, der von der übrigen Geſellſchaft während des ganzen Tages in Einem fort getrunken wurde. Ich hatte mir einen Platz am Fenſter gewählt, von dem ich einen freien Blick auf die breite Straße hatte, die ſich mehr und mehr belebte und in Zeit von einer Stunde einem wallenden Menſchenſtrom zu gleichen begann. Die Glocken fingen an zu läuten, die Polizeiofficiere ritten langſam auf und nieder, von einzelnen Dragonern begleitet, und bald kam nun der Archimandrit des Newskykloſters gefahren, um der heiligen Mutter Gottes von Kaſan, die an dieſem Tage, von den Geiſtlichen aller Kirchen Petersburgs begleitet, dem heiligen Alexander einen Beſuch abſtattet, ſeine Aufwartung zu machen und ſich ihrem Gefolge anzuſchließen. Viele Tauſende von Menſchen zogen in den verſchiedenſten Trachten und in dem grellſten

Abſtich bei uns vorbei. Hier luſtig, leicht, geſchmackvoll, modiſch gekleidet und dann wieder die bärtigen Ruſſen in ihren langen Kaftans und die Ruſſinnen, zum Theil in ihrer ſehr hübſchen Nationaltracht, zum Theil in goldgewirkten, ſteifen altväteriſchen Kontuſchen, mit goldgeſtickten Tüchern um den Kopf geknüpft, mit reichen Halsbändern und diamantenen Ohrgehängen geſchmückt, die aber faſt alle ſehr altmodiſch und geſchmacklos gefaßt waren. Aber auch in anderer Tracht erkannte man die Ruſſinnen doch leichtlich an den grellen Farben, die ſie in bunter Mannigfaltigkeit zu ihrem Anzug wählen. Ein citronengelbes Kleid, ein Roſahut, ziegelfarbene Bänder und grüne Schuh ſah ich häufig zu einem Anzug vereinigt. Zwiſchen den Fußgängern begannen nun die Wagen und Fuhrwerke hinzurollen. Auffallend war es mir, keinen Menſchen, die Polizeiofficiere ausgenommen, zu Pferde zu ſehen. Alles fährt hier und die hieſigen Elegants und Officiere erkennt man leicht an der Schönheit ihrer Droſchken und dem unglaublich ſchnellen Fahren. Dies Letztere iſt bei der Geſchicklichkeit der hieſigen Kutſcher gefahrlos, und es ſieht ſehr hübſch aus, wenn ſo vor einer Droſchke das eigentliche in einer Kluftdeichſel eingeſpannte Zugpferd im pfeilſchnellen Trabe dahin fliegt, während das daneben geſpannte, das nur zur Ergötzung mitzulaufen ſcheint, mit ſeinen langen, bis zur Erde frei fliegenden Mähnen (die aber bei den meiſten falſch ſind und nichts mehr und nichts weniger als eine Art Perrücken) nicht aus dem kurzen Galop kommt, in dem es ſeitwärts traverſirt. Die Kutſcher ſind hier gekleidet, wie bei uns die Judenrabbiner, in lange, dunkle Kaftane, mit farbigen Schärpen gegürtet, das ſehr dicke Haar wie mit einer Gartenſcheere rundgeſtutzt und auf dem Kopf ein ſchwarzer Filzhut mit breitem, an beiden Seiten aufgeſchlagenem Rand. Fährt man mit vier Pferden, ſo ſind ſie entweder wie vor einem Triumphwagen in einer Reihe geſpannt, und es iſt ein herrlicher Anblick, vier, auch wohl ſechs ſtolze ſchöne Roſſe ſo vor einem Wagen in Galop dahin fliegen zu ſehen, oder ſie ſind auch, wie bei uns, nur mit viel längeren Strängen angeſpannt, und dann iſt immer ein Vorreiter dabei, der aber nicht, wie bei uns, auf dem linken, ſondern auf dem rechten Pferde ſitzt, weil hier geſetzlich jeder Wagen rechts ausweichen muß, wenn ihm ein anderer begegnet. Unter den Tauſenden von Equipagen, die ich an dieſem Tage ſah, war aber auch eine Verſchiedenheit, die mich ſehr beluſtigte. Viele der hieſigen Großen haben ſchöne Pferde, geſchmackvolle Wagen und gut gekleidete Leute. Aber welche ſchmutzige, zerlumpte Geſtalten ſah man hier auch unter den Kutſchern und Vorreitern, welche klapperdürre Pferde, welche abgetragene Livreen, welche alte dreieckige, galonnirte Filzhüte!

Endlich gegen 11 Uhr ſah man die Proceſſion heranziehen. Vorn die Sänger, dann der lange Zug der Prieſter, Alle in Meßgewändern, dann das goldene Kreuz, das Muttergottesbild von Kaſan, der Archimandrit von Petersburg, der Metropolit, die Biſchöfe, Alle reich geſchmückt mit blitzenden juwelnen Kreuzen und Orden, in reichen, goldgewirkten. mit goldenen Franzen und Treſſen beſetzten Gewändern; ihnen folgte eine lange Doppelreihe beſternter Männer *), das Alles zog ſchnell dem Blick vorüber, der nichts Einzelnes feſtzuhalten vermochte, ſondern wellenartig über das Ganze hinglitt. Ich hatte mir den Anblick der Proceſſion groß und ernſt, feierlich

---

*) Die Alexander-Newsky Ritter.

und prachtvoll gedacht; das war er nicht. Die Sänger und die Träger der Standarten und Heiligthümer waren von der Länge des Weges ſchon ermüdet; die jüngern Prieſter lachten und ſchwatzten unter einander, den ältern ſah man es an, daß es ein läſtiger, ſaurer Gang für ſie war; die zuſchauende Menge ſchien den Zug auch nur wie ein Schauſpiel zu betrachten, und ſo ſah meine Wenigkeit in ihm auch nur ein lebendes Gemälde, von dem ich es recht gern geſehen hätte, wenn es mir zur genauern Beobachtung noch einige Mal vorübergezogen wäre. Die Zuſchauer ſchloſſen ſich nun größtentheils an die Proceſſion an, das Gedränge auf der Straße verminderte ſich, ſo daß ſie nur noch einem ſtark beſuchten, öffentlichen Spatziergang glich, als gleich nach 12 Uhr die kaiſerliche Familie angefahren kam. Der Kaiſer feiert dies Jahr ſeinen Namenstag in Moskau, und ſo war die Erſcheinung des Hofes nicht ſo glänzend, als ſie es ſonſt an dieſem Tage ſein ſoll. Die eigentliche, hier Alles belebende, Alles erwärmende und beglückende Sonne fehlte. Die beiden Kaiſerinnen fuhren mit den beiden Großfürſten, Nicolaus und Michael, ohne alle militäriſche Begleitung in einem von acht ſchönen, reich aufgeſchirrten Falben gezogenen Wagen, dem der Hofſtaat in ſieben ſechsſpännigen Kutſchen folgte, denen ſich noch einige Hundert anderer Equipagen anſchloſſen.

Wir machten uns nun auch auf den Weg nach der Kirche. Man hatte mir freilich geſagt, es ſei mit Lebensgefahr verbunden, einen Platz darin zu erhalten; da ich aber noch nie in einem ſolchen Gedränge geweſen war und daher von der Gefahr deſſelben keinen Begriff hatte, trat ich um ſo wohlgemuther die Wanderung an, da ich meine Begleiter ganz furchtlos ſah. Auch war uns das Glück günſtig und wir gelangten ungefährdet bis vor die Thür der Kirche; aber hier waren wir plötzlich ſo umſchloſſen, ſo gepreßt, daß es unmöglich war, ſich zu bewegen und man ſich regungslos von der hinten andrängenden Menſchenmaſſe fortſchieben laſſen mußte. Plötzlich fühlte ich, daß mir der feſte Boden fehlte und ich über ihn erhoben haltungslos ſchwebte. Mein Führer beruhigte mich indeſſen und zu meinem Troſt trafen wir in dieſem Augenblick auf einen Polizeiofficier, der, als er die Generals-Uniform meines Begleiters ſah, vermittelſt einiger Dutzend von ihm freigebig ausgetheilter Puffe und Stöße vor uns Bahn machte; allein der Gewinnſt war nicht groß. Es war in der Kirche ſo voll, daß man nichts ſehen konnte und dabei ſo heiß, daß Einem die Freude an dem herrlichen Kirchengeſang ganz vergällt wurde. Ich dankte Gott, wie ich wieder unter den freien Himmel hinaustrat und ward nicht wenig überraſcht, als ich auf die Stufen tretend, die aus der Kirche in den Garten des Kloſters hinabführen, mit einem Blick das Menſchenmeer überſah, zu dem hier der Menſchenſtrom, der ſeit fünf Stunden die breite Newsky-Perſpective hinuntergefluthet war, ſich geſammelt hatte, und ſtill und lautlos der Erſcheinung der kaiſerlichen Familie harrte, die nach Beendigung des Gottesdienſtes, zu Fuß, auf einem für ſie mit rothem Tuch belegten Wege, nach dem Hauſe des Archimandriten und von dort, nach einem eingenommenen Frühſtück, wieder durch den Garten und den Vorhof des Kloſters nach ihrem Wagen geht. Es waren, wenig gerechnet, 70,000 — 80,000 Menſchen auf dieſem Platz verſammelt, und der Blick über dieſe große, ganz lautloſe Menſchenmenge hin hatte für mein Gefühl eine Feierlichkeit, die ich nur dem Eindrucke zu vergleichen weiß, den der Anblick des Meeres auf mich gemacht hat, als ich es zum erſten Mal vom Königsſtuhl der erhabenen Stubbenkammer (auf Rügen) erblickte. So ſtille Fläche und doch ſo furchtbare Tiefe, ſo unwiderſtehliche Macht!

Gegen 2 Uhr war der Gottesdienſt geendet, die Menſchenmenge wich ehrerbietig auf beiden Seiten zurück und die Sänger des Kloſters eröffneten den Zug. Dieſe ſahen etwas poſſirlich in ihren weiten, faltigen, bis zur Erde reichenden blauen Röcken aus, die, mit buntgewirkten Blumenborten gegürtet, den kleineren Knaben unter ihnen zum Theil zu lang, zum Theil zu kurz waren. Dann kamen die wohlgenährten Mönche des Kloſters, ſchwarz gekleidet und auch mit lang herabhängenden ſchwarzen Schleiern auf dem Kopfe; ihnen folgte die höhere Geiſtlichkeit und der Archimandrit, deſſen zehnſylbige Titulatur, beiläufig geſagt, für das Sprachorgan eines Ausländers eine der ſchwierigſten Aufgaben der ſo ſehr ſchwer auszuſprechenden ruſſiſchen Sprache iſt, in ſeinem langen violet atlaſſenen Unterkleid, mit dem ſchweren, goldgewirkten Oberkleid und dem großen erzbiſchöflichen Stabe in der Hand, den zwei jüngere Geiſtliche, im eigentlichſten Sinne des Wortes, fortſchleppten, da der alte Mann in den langen weiten Kleidern nicht zu gehen vermochte. Mein Auge glitt flüchtig bei allen dieſen fremdartigen Geſtalten vorbei, um deſto aufmerkſamer dem Anblick der beiden Kaiſerinnen entgegen zu ſehen, die ich im Vorüberfahren zu eilig, in der Kirche zu fern geſehen hatte, um ein klares Bild ihrer äußern Erſcheinung gewonnen zu haben. Die Kaiſerin Mutter, noch blühend ſchön, grüßte mit gnadenvoller Huld; die junge Kaiſerin zu ihrer Linken, mit dem ganzen Ausdruck ihrer alle Herzen gewinnender Holdſeligkeit. Beide Kaiſerinnen waren reich geſchmückt und ſtrahlend in Diamantenglanz. So wie der Zug vorüber war, ſtürzte das Volk in die Kirche, um den unter einem maſſiv ſilbernen Baldachin ruhenden ſilbernen Sarg des heiligen Alexanders zu küſſen. Da wir nahe an der Kirchthüre ſtanden, mußten wir uns, um nicht erdrückt zu werden, gleichfalls in die Kirche retten, die ich, während Einige aus unſerer Geſellſchaft den wirklich lebensgefährlichen Verſuch machten, ſich bis zum Sarge durchzudrängen, in dem vom Gedränge freieren Theil durchwandelte.

Als wir die Kirche verließen, faßte uns der Menſchenſtrom, der nach dem Eingangsthor des Kloſters zurückfluthete, um von dort die Abfahrt der kaiſerlichen Familie zu ſehen. Die Uniform meines

Führers bahnte uns indeſſen auch hier wieder ohne Schwierigkeit einen Weg durch die zahlloſe Menge hindurch, und auf die Straße gelangt, ergötzte ich mich an dem bunten Wechſel der Scenen und ihrer Mannigfaltigkeit. Hunderte von Wagen, Tauſende von Fußgängern zogen ſchon wieder nach der Stadt zurück, während uns noch immer wieder neue Tauſende dem Kloſter zu entgegen ſtrömten. Man ſah aber auch ſchon unter der Menge einzelne Trunkene, und ſelbſt von einem der Hofwagen fiel der Vorreiter ſo trunken vom Pferde, daß ihn vier Menſchen aufheben und wieder auf's Pferd ſetzen mußten, wo er, ſich mit beiden Händen feſtklammernd, blindlings ſich der Führung des Kutſchers und dem Verſtand ſeiner Pferde überlaſſen mußte. Bei unſerm Wirthe angelangt, fanden wir den Tiſch gedeckt, und die übrige Geſellſchaft verſammelt. In der letzteren fiel mir eine ſchön gekleidete Ruſſin aus dem Jaroslawſchen Gouvernement auf. Sie trug eine ſehr breite und hohe Stirnbinde, von künſtlich à jour zuſammengeſetzten Perlen. Das Haar dahinter war mit einer hohen runden Mütze bedeckt, von der man aber nur die Form ſah, weil der lange braune ſeidene, mit goldenen Blumen durchwirkte Schleier ſie verhüllte.

Die Halskrauſe, mit den ſehr weiten, bauſchigen, über den Ellbogen zugezogenen Aermeln, war von feinem Batiſtmouſſelin, am Halſe ſauber und fein gefältelt, und mit ſilbernen Haken zugehäkelt und darüber trug ſie einen Saravan von feinem dunkelblauem Zeuge mit auf türkiſche Art buntgewirkten Blumenkanten, über der Bruſt und vorn hinunter beſetzt. Es war ein ſehr hübſcher und leidlicher Anzug. Ehe wir zu Tiſche gingen, zogen faſt alle anweſenden Männer ihre Kaftane aus; die feinen, bunt kattunenen Hemden, in denen ſie nun erſchienen, hatten ohne Ausnahme unter den Armen einen Einſatz von anderm großgeblümten Kattun, wodurch ſich auch in dem Anzug der Männer die Vorliebe dieſes Volks zu recht grell und hart von einander abſtechenden Farben zeigte. Der Tiſch war mit vielen Schüſſeln und mit noch mehr Flaſchen beſetzt, da außer Wein, Liqueur und Rum auch noch Bier, Quaß und Meth aufgeſetzt war, ſo daß vor jedem Gaſt vier bis fünf Flaſchen ſtanden. Unſere Gefährten auf dem Gang zur Kirche hatten uns verlaſſen; es war außer mir nur noch ein Frauenzimmer gegenwärtig, die deutſch ſprechen konnte und das Amt einer Dolmetſcherin zwiſchen mir und unſern freundlichen Wirthen übernahm; denn der Herr, den man neben mich ſetzte, weil er draußen geweſen war, und dort deutſch ſprechen gelernt haben wollte, radebrechte die wenigen deutſchen Wörter, die er wußte, ſo jämmerlich, daß ich ihm die Mühe, mich zu unterhalten, um ſo williger zu erſparen ſuchte, da ich mich durch die Geſellſchaft und die Anordnung der Mahlzeit hinreichend beſchäftigt fand. Vorzüglich war die letztere für mich ganz neu, und alle meine bisherigen Küchenkenntniſſe und Erfahrungen reichten bei einigen Gerichten nicht hin, zu enträthſeln, was man uns denn eigentlich vorſetzte. Den Anfang machten einige große Piroguen; dies ſind Paſteten von einer Art Semmelteig, die zu den Lieblingsſpeiſen der Ruſſen gehören. Ihnen folgten Caviar, mehrere Arten von geſalzenen und gedörrten Fiſchen und Sweſiga. Dies letztere Gericht ſieht wie weißer Sago aus und iſt eine Art von eingemachtem Fiſchrogen, den die Ruſſen mit Meerrettig und Quaß gewürzt aßen. Nachdem wir acht ſolche Schüſſeln gehabt hatten, kam eine Badwinga, d. i. eine kalte Suppe von rothen Rüben, Salzgurken und Quaß. Dieſer folgte ein Vinaigrat. Dies bei den Ruſſen ganz vorzüglich beliebte Gericht iſt ein Gemengſel von Lachs, Zwiebeln, Kartoffeln, Gurken, Knoblauch und ſonſt noch allerlei Fiſchen und Gemüſen, das mit Oel und Eſſig zubereitet wird. Nun kam erſt die eigentliche Mahlzeit, eine Menge warmer Schüſſeln, aber lauter Fiſche, bald gekocht, bald in Baum- und Leinöl gebraten, bald mit Klößen und den Beſchluß dieſes Ganges, deſſen Oelgeruch mir zum Theil höchſt widerlich war, machte eine köſtliche Fiſchſuppe. Ich glaubte mit dieſer zweiten Suppe die Mahlzeit beendet; aber nein, der ganze große Tiſch wurde wieder mit neuen Schüſſeln beſetzt, denen zum Beſchluß des Ganges wieder eine Suppe, und zwar diesmal von Roſinen und Katharinenpflaumen folgte, und nun erſt kamen eine Menge in Oel gebackener Torten und Kuchen. Die Mahlzeit dauerte an drittehalb Stunden und mein einziger Troſt bei dieſer langen Sitzung war der Blick aus dem Fenſter, den mir mein Platz vergönnte, ſo wie meine größte Plage das unaufhörliche Nöthigen des Wirthes und der Wirthin, von jeder Schüſſel zu eſſen. Endlich ſtanden wir auf und fanden in dem Nebenzimmer den mit Früchten und Zuckerwerk beſetzten Nachtiſch. Mir that der Kopf von der Hitze, dem Staub und dem vielen Gucken und Gaſſen ſo weh, daß ich die Frau vom Hauſe um die Erlaubniß bat, mich eine halbe Stunde nach ihrem Schlafzimmer zurückziehen zu dürfen, wohin ſie mich denn auch ſehr freundlich führte, und mir ihr Bette zum Ausruhen anwies, das aus einem Schafspelz mit darüber gedeckter ſeidener Decke und zwei mit Falbelas reich beſetzten Kopfkiſſen beſtand. Als ich zur Geſellſchaft zurückkam, fand ich dieſe um den Kaffeetiſch verſammelt! Der Kaffee wurde mir mit Sahne angeboten, allein die übrigen tranken ihn Alle, der Faſten wegen, mit Mandelmilch.

Wie fand ich aber, als ich an das Fenſter trat, die Scene verändert! Die Equipagen, die zierlich gekleideten Fußgänger waren verſchwunden, man ſah nur noch Droſchken und die untern Volksclaſſen und unter dieſen eine Menge Betrunkener, ſowohl Männer, als ſogar auch Weiber, von denen mehrere ganz ſinnlos von ihren Bekannten zu Hauſe geſchleppt wurden. Die Kleidung vieler dieſer Menſchen zeigte, daß ſie nicht den untern Volksclaſſen angehörten und aus den Geſprächen und Urtheilen der Geſellſchaft mußte ich ſchließen, daß dies Laſter auch unter dem Mittelſtand ſehr häufig iſt.

Gegen 9 Uhr kam unſer Wagen, gerade als man nach weggetragenem Kaffeetiſch den Thee und einen gewaltig großen Punſchnapf hereinbrachte. Ich nahm von unſern freundlichen, zuvorkommend aufmerkſamen Wirthen dankbar Abſchied und wir fuhren dann bei ſchönem, mildem Wetter und ſanftem Dämmerlicht die Perſpective hinauf. In allen Häuſern war Geſellſchaft; aus vielen ſchallte Tanz und Muſik und alle Fenſter lagen voll von geputzten Menſchen, die dem noch immer ſehr großen Zug der Heimkehrenden zuſahen. Als wir bei der Kaſanſchen Kirche nach unſerer Wohnung abbogen, bemerkten wir erſt, wie ſich das Leben und die Menſchen in der Perſpective zuſammengedrängt hatten, da es in dieſer ſonſt ſo volkreichen und belebten Gegend der Stadt ganz öde und menſchenleer war.

Ich fand Lotte und ihren Mann beim Theetiſch und hatte kaum Zeit, einen flüchtigen Bericht der geſehenen Herrlichkeiten abzuſtatten, als es ſchon Zeit war, mich umzukleiden, da wir verabredet hatten, den Abend nach dem großen Tanzclub zu fahren, um uns das Local und die Geſellſchaft deſſelben auch einmal zu beſehen. Die an dieſem Abend gewöhnliche Illumination der Stadt war dürftig und der Mond hätte nicht einmal ſeiner ganz wolkenloſen Pracht bedurft, um ſie zu überſcheinen. Deſto heller und glanzreicher war es in den Clubzimmern, wo wir den großen, durch 14 Kronleuchter erhellten Saal mit allen ſeinen zum Spiel, zur Unterhaltung und zum Speiſen beſtimmten Nebenzimmern gedrängt voll fanden. Auf zwei Reihen erhöheter Sitze ſaßen die nicht tanzenden Damen und ſahen dem Gewimmel der jungen, tanzluſtigen Welt zu, die aber mehr durch einander lief als tanzte. Der Putz der Damen war größtentheils prachtvoll; viel Sammetkleider, koſtbare Spitzen und Blonden und vorzüglich viel echte Perlen und Juwelen. Mit den letztern waren auch viele der tanzenden jungen Mädchen geſchmückt, für die doch Blumen in jeder Hinſicht ein geſchmackvollerer und hübſcherer Schmuck geweſen ſein würden. Die Geſellſchaft war doch trotz aller bei der diesjährigen Eröffnung des Clubs gebrauchter Vorſicht ſehr gemiſcht. Sie beſtand aus Kaufleuten der erſten Gilde, Officieren und verſchiedenen adeligen Familien; allein man ſah mitunter doch auch Manchen, dem es lieb war, wenn er nicht auf Bekannte traf. So begegnete uns die hübſche, ſehr geſchmackvoll und elegant gekleidete Frau unſers Schneiders, eines Deutſchen, die verlegen ſchien, ob ſie uns begrüßen ſolle, oder nicht. Ich hatte hier in Geſellſchaften noch nichts wie franzöſiſch und deutſch reden hören und in dem Munde des Volkes hat die ruſſiſche Sprache auch etwas Rauhes und Ungefälliges, ſo poetiſch ſie ſonſt in ihren Wendungen und bildlichen Ausdrücken iſt; allein an dieſem Abend hörte ich zum erſten Mal, wie der gebildete Ruſſe ſeine Sprache ſo zu moduliren weiß, daß ſie einen Anklang von der Lieblichkeit der italieniſchen Sprache erhält.

Getanzt wird in dieſem Tanzclub eigentlich nur wenig, da nach jedem Tanz eine halbe, auch wohl ganze Stunde pauſirt wird. Dieſe Zwiſchenzeit füllt die ruſſiſche Hornmuſik aus, die aber in einem Tanzſaal gar nicht an ihrer Stelle iſt und in dieſen Zwiſchenzeiten auch um ſo weniger beachtet wird, da ſie von den Tänzerinnen zu einem Spatziergang im Saal, am Arm ihres Tänzers benutzt wird. Dieſe Unterhaltungen ſind für Viele nicht der unintereſſanteſte Theil eines ſolchen Abends, und die hier ſehr beliebten Polonaiſen ſind eigentlich auch nur eine Fortſetzung dieſer Zweigeſpräche und ohne ein ſolches Nebenintereſſe der langweiligſte Tanz, der ſich denken läßt. Gewalzt wurde in der Zeit, daß wir da waren, gar nicht; auf eine Ecoſſaiſe folgte eine Quadrille und dann eine Polonaiſe. Die Tanzmuſik war raſch und ſchön; der Tanz auch raſch, aber keineswegs ſchön.

Meine Müdigkeit war Urſache, daß wir ſchon um ein Uhr wegfuhren, wo wir eine große Geſellſchaft Damen und Herren erſt ankommen ſahen, denen ich für ihr Dortſein eben ſo viel Vergnügen wünſchte, als mir das Zuhauſefahren machte.]

Sechster Brief.

An Denſelben.

Wenn Sie mich fragen, was mich von Allem, was ich in Petersburg geſehen, gehört, erlebt habe, am Tiefſten ergriffen und den lebendigſten unvergänglichſten Eindruck in mir zurückgelaſſen hat, ſo nenne ich Ihnen Friedrich Maximilian Klinger, deſſen perſönliche Bekanntſchaft in mir die Verehrung noch tiefer begründet hat, mit der ich mir früher ſeinen Namen als Dichter nannte. Wohl weiß ich, daß ich den Adlerflug des Geiſtes eines ſolchen

Mannes nur zu bewundern, nicht zu faſſen vermag, und oft geblendet meinen Blick vor der Feuergluth der Wahrheit ſenke, in die er kühn und unverwandt blickend, nur das Licht eines ſeinem Geiſte verwandten Elements erkennt; aber ich fühle auch, daß ich in allen ſeinen Werken den Gang ſeiner Empfindung mit zu empfinden vermag und daß daher ſein Bild in einer Lebendigkeit vor mir ſteht, die die Wahrheit der innerſten Anſchauung verbürgt. In dieſer Hinſicht allein wage ich es auch Ihnen, lieber H., einige ſchattenähnliche Umriſſe zu dem Bilde dieſes wahrhaft großen Mannes mitzutheilen.

Klinger iſt von Geſtalt ſehr groß und trägt ſich ſtolz und edel. Seine Haltung iſt nicht ſteif, aber militäriſch, und vorzüglich liegt in der Art, wie er den Kopf trägt, etwas ſehr Charakteriſtiſches. Man ſieht es ihm an, daß er immer gerade geſtanden und ſich nicht gebeugt hat. Das Bild vor der neueſten in Königsberg erſchienenen Ausgabe ſeiner Werke ſieht ihm ſprechend ähnlich; nur iſt es viel jünger als er, wenn man ihm gleich auch im Leben ſeine ſechzig Jahre und darüber nicht anſieht. In ſeinem Geſicht iſt kein Zug der Milde, keine Freundlichkeit; aber auch durchaus nichts Hartes und Abſtoßendes; nur Gepräge der Großheit und einer ernſten, im Lauf der Jahre vielleicht eiſern gewordenen Kraft. Sein Sprachton iſt herbe und doch hat ſein Accent eine ſo erſchütternde, ſo zermalmende und tiefgreifende Gewalt über das Gemüth, daß ich ihm aus meinem Leben und Empfinden durchaus nichts zu vergleichen weiß. Sie wiſſen es, H., wie ich aller weichlichen Empfindelei entſchieden abhold bin und mich der Herrſchaft über mein ſchnell und tiefbewegliches Gefühl rühmen darf; allein ſo wie ich dieſem Titanen gegenüber zum erſten Mal in meinem Leben den vollen Ernſt der reinſten Ehrfurcht vor Menſchengröße empfunden habe, ſo habe ich auch in der erſten Unterhaltung mit ihm bei einigen ſeiner Aeußerungen mein Blut kälter und immer kälter durch meine Adern rieſeln fühlen. - Ich weiß für den Eindruck, den er auf mich gemacht hat, nur einen Vergleichungspunkt, den des Erbebens, das mich bei Leſung des griechiſchen Trauerſpiels: „Prometheus in Feſſeln,“ durchſchauert hat.

Klinger's äußere Verhältniſſe ſind ſehr ehrenvoll und glänzend. Er iſt General, Curator der Univerſität Dorpat, Director des Pagen- und Cadetten-Corps, ſo wie auch mehrere der Erziehungs- und

Wohlthätigkeits-Inſtitute der Kaiſerin Mutter unter ſeiner Aufſicht ſtehen. Seine Lebensweiſe weicht von der hier gewöhnlichen ſehr ab, da er, außer bei Hofe, faſt nur in ſeinem Geſchäftskreiſe ſichtbar iſt, keine Geſellſchaft, kein Schauſpiel, kein Concert beſucht, und, mit ſehr ſeltenen Ausnahmen, nur für ſeine Pflichten und für ſeine Bücher lebt. In ſeinem Leben als Menſch, Gatte und Vater hat das Schickſal ſeine Kraft furchtbar ernſt geprüft. Der Schmerz eines ſolchen Mannes hat etwas ſo Ehrfurchtgebietendes, daß ich ihn kaum anzudeuten wage. Er verlor in der Schlacht bei Borodinow ſeinen einzigen Sohn, der nach dem allgemeinen Urtheil werth war, der Sohn eines ſolchen Vaters zu ſein; die Sonne des väterlichen Lebens verſank mit der Blüthe aller ſeiner Hoffnungen in dies Grab. Die unglückliche Mutter weinte ſich über den Verluſt ihres Lieblings blind. — —

Er hat hier viel Feinde; man ſchilt ihn rauh, hart, menſchenfeindlich; allein auch die erbittertſten ſeiner Gegner laſſen ihm den Ruhm einer ſtrengen, unbeſtechlichen Rechtſchaffenheit. Das iſt auf jedem Standpunkt im Leben ein hoher, vor Gott und Menſchen ehrenwerther Ruhm, auf dem, wo Klinger ſeit dreißig Jahren ſteht, ein ſichrer Bürge des moraliſchen Heroismus in der Seele des Mannes, der ihn bewährte. Und kann man, darf man denn von dem Löwen erwarten und fordern, daß er wie eine Schlange ſchleichen, wie ein Fuchs liſtig, wie ein Lamm ſanft ſein ſoll? — dürfen gewöhnliche Menſchen es ſich anmaßen, für die Kraft und den Kampf eines ſolchen Geiſtes einen Maßſtab haben zu wollen? — Ich kann natürlich über Klinger's ſtaatsbürgerliche Wirkſamkeit kein Urtheil haben; mein Blick iſt für dergleichen Gegenſtände zu beſchränkt, als daß ich mir getrauen dürfte, den Sinn, in dem er handelt, immer richtig deuten und faſſen zu können; allein man muß doch vorausſetzen, daß er den Standpunkt, von dem aus er wirkt, hell und ſcharf in's Auge gefaßt und klar zu überſchauen vermag, was geleiſtet werden ſoll und in welchem Geiſte es geleiſtet werden darf. Als eine Deutſche an liberale Anſichten gewöhnt; gewöhnt, die edelſten Männer unſeres Volkes in ihrer Würdigung derſelben übereinſtimmen zu ſehen, hat nun für mich Vieles von dem, was man hier hört und ſieht, etwas recht ſchmerzlich Beklemmendes. So z. B. der ſtreng militäriſche Zwang, der in Dorpat auf die ebären der dort ſtudirenden Jünglinge wie ein eiſernes Joch liegt, allen jugendlichen Aufſchwung des Geiſtes lähmt und nur die Bildung zu mechaniſchen Geſchäftsmaſchinen für den Staat dulden und erzwingen zu wollen ſcheint. Wie ſchön, wie groß, wie wahrhaft königlich iſt Guſtav des Dritten in Upſala geſprochenes Wort: „in dieſen Mauern kann man nie zu frei ſein.“ Darf man denn die Würde des Jünglings als Menſch der bürgerlichen Zweckmäßigkeit ſo unterordnen, daß man ihm das Glück des friſchen, jugendlichen Lebensmorgens verkümmert und ſeine Bildung zur Größe des Weltblickes hemmt? Soll denn nicht die Univerſität für ihn ein Ort ſein, wo er ſich zum Menſchen bildet, ehe er Staatsdiener wird und muß ſie, wenn er ſich zu dem Erſten bilden ſoll, nicht für ihn ein Aſyl der Freiheit ſein? Iſt unſere Zeit nicht darin edel, daß die blos mechaniſche Thätigkeit einer beſtimmt begrenzten Geſchäftsbildung ihrem Geiſte nicht mehr für ihre Söhne genügt? — Nie wird der Wille den Einzelnen, ſelbſt nicht der Wille des Herrſchers, dem Lebensſtrom der Menſchheit eine willkürliche Richtung zu geben vermögen; aber er ſoll das Organ des Selbſtbewußtſeins derſelben für die Menge werden und das Rauſchen jenes mächtigen Stromes, den wir Zeitgeiſt nennen, ſoll uns durch die Willensthätigkeit der Lenker und Führer wie ein freies vernunftmäßiges Fortſchreiten erſcheinen. — Wer möchte glauben, daß es Klinger an Achtung für die Jugend und das edelſte Ziel ihrer Bildung fehlen könnte? — Wo man das Wirken eines ſolchen Mannes nicht verſteht, muß man ſchweigen, vorzüglich da, wo es ſo ſchwer auszumitteln iſt, in wiefern ſein Wirken ihm eigenthümlich angehört. Ihn darüber in Anſpruch nehmen zu wollen, wäre ungeziemende Kühnheit; nicht für den, der als freier Mann den Beruf hat, das Heiligthum des innern Lebens, Freiheit, Wahrheit, Recht, zu vertheidigen; wohl aber für mich, die ich als Frau keineswegs meine Gefühlsanſicht als klare, geiſtige Anſchauung auszuſprechen, berufen und fähig bin *).

Ueber Klinger als Schriftſteller hört man hier ſo beſchränkte und albern abſprechende Urtheile, daß man ganz verduzt wird, wenn man ſie hört. So ſagte mir z. B. noch vor einigen Tagen eine

---

*) Im Jahr 1817 erbat Klinger ſeine Entlaſſung als Curator der Univerſität Dorpat.

junge, durch ihre Geiſtesbildung hier ſich auszeichnende Dame, die mir mit recht wohlgefälligem Behagen von Voltaire's Witz und ſeiner, freilich unnachahmlichen und unübertrefflichen Gabe, das Heiligſte in den Sumpf der Perſiflage herabzuziehen, geſprochen hatte, mit einer Art von frommem Entſetzen: ſie habe nie eine Zeile von Klinger geleſen, da ſeine Werke als gottesläſterlich viel zu verrufen ſeien, als daß ſie es wagen möge, ſie zu leſen. Ja freilich hat er nicht für unbärtige Knaben und empfindelnde Mädchen geſchrieben! Der furchtbare Ernſt ſeiner Dichtungen fordert ein Gemüth, das in ſich die Kraft hat, ohne Schwindel in die finſtre Tiefe blicken zu können, die das Menſchendaſein, von ſo Vielen zu ihrem Glücke ungeahnet, hat. Auch iſt es wahr, daß, einzeln genommen, vielen ſeiner Werke die Verſöhnung fehlt, ſo daß ſie, ſo geleſen und beurtheilt, das Herz zerreißen; aber ſie bilden ein Ganzes und nur als ſolches müſſen ſie aufgefaßt werden. Von Allem, was ich von der neuern europäiſchen Literatur kenne, erſcheint mir nichts ſo plaſtiſch ſchön, als Klinger's Werke; ihnen fehlt der ſüße Reiz, die friſche Lebenswärme, der milde Farbenzauber, mit dem die Malerei ihre

Gebilde ſchmückt; ſie ſind, wie Marmorbilder, nur durch den Wiederſchein geiſtiger Schönheit ſchön. Man hat in den letzten Jahrzehenden ſo viel über antik und modern geſchrieben, ſo Vieles als Vergleichungspunkt und Beiſpiel des Gegenſatzes zwiſchen beiden aufgeſtellt; aber, wie mich dünkt, den großen Reichthum an Ideen, der auch in dieſer Hinſicht durch ein Studium von Klinger's Werken erweckt und benutzt werden könnte, zu wenig beachtet. Klinger iſt als Schriftſteller in mehr denn einer Rückſicht unvergleichbar. Die edle Einfalt ſeiner Diction, die Reinheit ſeiner Sprache, die Fülle ſeiner erhabenen Begeiſterung, ſeine ſeltene Welt- und Herzenskenntniß, ſein echt philoſophiſcher und dabei zugleich ſo genialiſch kühner Blick in den geheimnißvollen Grund alles Daſeins, in die verborgenſte Tiefe des Menſchengemüths, ſind von Wenigen erreicht, vielleicht von Keinem übertroffen. Was ihn beſonders und eigenthümlich auszeichnet, iſt die Verbindung des philoſophiſchen Geiſtes mit dem Dichtergenius in ihm, eine Verbindung, die ſich ſo innig unter den Deutſchen, außer bei Klinger, vielleicht nur noch in Schiller offenbart hat; doch die innere Selbſtthümlichkeit des Menſchen ſpricht ſich bei dieſer Gleichheit des Strebens beider ſehr verſchieden aus; in Schiller als reine Idealität, in Klinger als Heroismus der moraliſchen Kraft. Was Klinger geworden ſein würde, wenn er in Deutſchland gelebt, ſich unter ſeinem Volke und mit ſeinem Volke fortgebildet hätte, iſt ein intereſſantes Problem; allein nun lebt er ſeit dreißig Jahren in Rußland, in der Sumpf- und Stickluft des Hof- und Weltlebens. — Er, deſſen Element die reinſte Alpenluft moraliſcher Würde und erhabener Liebe hätte ſein müſſen, wenn ſeine hohe, reiche Natur zu einer ganz harmoniſchen Ausbildung hätte gelangen ſollen. Klinger's Sinn, ſein Thun und Sein brandmarkt alle feige, moraliſche Schwächlinge unſerer Zeit; der Charakter des Mannes iſt der Triumph der innern unbezwinglichen Willenskraft über das äußere Verhältniß; was er aber in dieſen Verhältniſſen nicht bewährt hat, was ſeinem Leben und ſeinen Werken fehlt, iſt Glaube an die Kraft der Liebe. Das iſt die große Schuldforderung, mit der dieſer hohe Geiſt einſt vor das Weltgericht treten wird und die nur ein höheres Daſein von ihm einlöſen kann.

Was ich von Klinger's Werken mit vorzüglich liebe, ſind ſeine beiden Trauerſpiele: „Der Günſtling“ und „Damokles.“ Ich ahne wohl, daß ihnen etwas fehlt, um nach den Regeln der Dramaturgie und den einmal, Gott weiß von wem, zugeſchnittenen Kunſtformeln vollendete dramatiſche Meiſterwerke zu ſein; allein mit allen Kunſttheorien unbekannt, wird meinem Gefühl dadurch der Genuß derjenigen Schönheit nicht verkümmert, der ſie für mich zu einem ewig friſchen Quell der Erhebung und der Begeiſterung macht. Von dem Jüngling, der beide Trauerſpiele leſen könnte, ohne daß wie ein Blitz durch alle Adern ſeines Empfindens die Flamme der unvergänglichen Sehnſucht nach einer großen That, nach einem großen Menſchen ſchlüge, würde ich überzeugt ſein, daß er der Alltäglichkeit angehöre für immer. Als Tragiker erinnert Klinger an Alfieri und Alfieri an ihn, und es iſt der Beobachtung werth, wie ſich der Norden und der Süden in der Tiefe des Gemüths beider Dichter eint.

Klinger’s Romane umfaſſen Natur und Staat, Ideal und Wirklichkeit, alles Hohe und Nichtige des Lebens, alles Ewige und Vergängliche des Menſchenherzens. Wer mit dem Glücke einer friedlichen Beſchränkung auszureichen vermag, wem das Schickſal die Gunſt gewährte, das, was kein Verſtand der Verſtändigen ergründet, in der ſeligen Einfalt eines kindlich gläubigen Gemüths im Herzen zu tragen, der laſſe Klinger's Werke ungeleſen. Sie können ihm nur rauben, wofür es keinen Erſatz hienieden gibt. Weſſen Geiſt ſich aber einmal die dunklen Räthſelfragen des Schickſals über Zweck des Daſeins, Willensfreiheit, Vorſehung und Ewigkeit ſelbſt aufgeworfen hat, wer zu ſeinem innerſten Sein, zum vollkräftigen Gefühl ſeines Lebens, der Begeiſterung für Tugend und Wahrheit bedarf; weſſen Herz blutet bei dem raſtloſen Kampf des Guten mit dem Böſen und bei all den zahlloſen Gräueln der Weltgeſchichte, bei dem ſcheinbaren Sieg der Finſterniß, bei der Gebrechlichkeit des Menſchenherzens und der Zufälligkeit von — Menſchentugend; — wer von hoffnungsloſen Zweifeln ſein Leben verfinſtert, ſein Herz beklemmt, ſeine Seele beängſtet fühlt, der befreunde ſich mit Klinger's Genius, mit ſeinem kühnen Forſchungsgeiſt und dem erhabenen Sinn, dem die Menſchheit auch in ihrer Erniedrigung noch Menſchheit bleibt, und kräftige ſich an ſeiner Kraft zu der Würde; ſich ſelbſt über das Gemeine in Welt und Leben unentſtellt empor zu halten.

„Fauſt,“ „Raphael“ und die „Reiſen vor der Sündfluth“ ſtellen uns die Reſultate auf, die die metaphyſiſche Speculation, die Theologie und die Geſchichte als Antwort auf jene dunklen Räthſelfragen, dem Geiſt des Forſchers bieten. Man hat Klinger vorgeworfen, Fauſt ſei nur darauf berechnet, alle Illuſionen der Phantaſie in Bezug auf das wirkliche Leben zu zerſtören, und einen tiefen Schatten auf das edelſte Streben des Menſchen zu werfen. In Fauſt iſt uns freilich mit furchtbarer Energie das Bild eines edlen Geiſtes aufgeſtellt, in deſſen Seele der Durſt nach Wahrheit verzehrend brannte, weil die Wiſſenſchaft, von der er Labung hoffte, ihm nur Zweifel gab und Unmuth gegen den in ihm erweckte, der ihn fähig ſchuf, das Licht zu ahnen, und ihm doch die Macht verſagte, aus der Nacht zum Lichte durchzudringen. Fauſt fühlt die Kette der Nothwendigkeit um den nach Freiheit ſtrebenden Menſchengeiſt geſchlungen; keine Erdenmacht vermag ſie zu ſprengen und er fühlt ſich ſchutzlos dem Hohn der dunklen Macht dahingegeben, die durch die Folgen unſerer Thaten der Freiheit des Willens und der Tugend des Menſchen zu ſpotten ſcheint. Er geht unter und ſein Untergang verkündet uns, daß die

Speculation nur Räthſel aufzuwerfen, nicht ſie für Glück und Frieden genügend zu löſen vermag.

Gewährt die Theologie, was die Speculation verſagt? Hat das, was ſie uns, über die Grenzen der Vernunfterkenntniß hinaus, als Antwort auf die Räthſelfragen der Speculation verkündet, Menſchenwohl gegründet und edle Geiſter befriedigt? — Raphael iſt eine ſchaudervolle Antwort auf dieſe Frage. Es gibt nichts Tragiſcheres in der Geſchichte der Menſchheit, als daß ſie Klinger den Stoff bot, ſeinen Raphael zu ſchreiben, und doch durfte dieſer in dem Cyklus ſeiner Schriften nicht fehlen, ohne für Welt- und Menſchenkenntniß eine Lücke zu laſſen, die, damit das Ganze vollendet heißen konnte, ausgefüllt werden mußte. Wir wenden uns entſetzt von dieſem gräßlichen Mißbrauch des Heiligſten ab und forſchen, welche Auskunft uns denn die Geſchichte über jene in der Bruſt des denkenden Menſchen ewig ſich erneuernden Fragen zu geben vermag. Sie zeigt uns in den Reiſen vor der Sündfluth, wie der Menſch Religion, Staat und Wiſſenſchaft zu Werkzeugen ſeines Unglücks durch Mißbrauch erniedrigt hat und wie nur die dürftige Beſchränkung eines rohen Naturzuſtandes ihm Frieden ſichern und Ruhe gewähren zu können ſcheint. Aber darf er ſich an dieſem genügen laſſen? Kann er es, da ihn ein zu ſeinem eigenſten Weſen gehörender, von ſeinem Menſchſein nicht zu ſondernder Trieb raſtlos treibt, das Warum ſeines Daſeins ergründen zu wollen? — Und wo, wo ſoll er denn nun die Antwort auf das fragende Wort ſeiner Seele ſuchen? — „Giafar“ eröffnet einen neuen Weg, ſie zu erhalten. Wir ſehen in ihm die Beſtimmung des Menſchen in hoher Würde aus der moraliſchen Freiheit ſeines Willens entwickelt, und in ihr löſen ſich die ſchreienden, herzzerreißenden Mißtöne der früher erhaltenen Antworten in reine Harmonie auf. Giafar ſtirbt im Kerker den Tod des Verbrechers, aber ſterbend konnte er ſich ſagen: „Um mich her ſehe ich die Leichen meiner Geliebten, ahne die Vernichtung meines ganzen edlen Geſchlechts, ſehe alle meine Zwecke zum Guten von der Hand eines Mannes zertrümmert, dem ich mich aufgeopfert habe; höre ſie verſpottet, ſehe ſie entſtellt! In dieſer Qual, dieſer Finſterniß, dieſem Zweifel erwarte ich den Tod des Verbrechers, und was iſt nun, daß mir eine lichte, leuchtende Flamme vorhält, in dieſem ſchrecklichen Dunkel? durch was beſieg' ich dieſe Zweifel? Ich habe die Neigung zum Böſen beſiegt. Die Reinheit meines Willens iſt es, das Gefühl, nach dem Geſetz der Vernunft gehandelt zu haben; die Ueberzeugung, daß ein Weſen nicht vergehen kann, das durch den Verſtand gewirkt hat, dieſe ſind es, die mich erheben!" —

In dieſem erhabenen Glauben Giafars findet das Herz Beruhigung, Troſt und Hoffnung; die Morgenröthe der Ewigkeit erquickt das thränendunkle Auge und der freie Geiſt begrüßt in ihr ſeine Heimath, aber nun tritt der kalte Verſtand, die ſtrenge Welterfahrung hinzu und forſcht hohnlächelnd, ob jene himmliſche Begeiſterung mehr denn Schwärmerthorheit iſt, der wir, einem Traum nachjagend, die Wirklichkeit opfern. — Dieſem Zweifel begegnet Klinger in dem Fauſt der Morgenländer, in welchem er darſtellt, wie jener Glaube nicht blos unentbehrlich zum Glück, ſondern das Glück ſelber iſt und wie der Menſch, der dieſe heilige Flamme des Herzens durch den kalten Verſtand auslöſcht, ſich ſelbſt um den edelſten, den höchſten Gehalt des Lebens betrügt. Was iſt ſchöner, als die aus Abdallahs Geſchichte hervorgehende Lehre: „Das Herz belebe die Blüthe des Lebens, welche der kalte Verſtand zu vertrocknen ſtrebt. Die ſchöne Blüthe wird dann reifen zur Frucht, in einfachen, ſtillen Thaten des menſchlichen Lebens. Das Herz erſchaffe die That, der Verſtand überlege und rathe, Güte und Weisheit umſchließen beide, dann geht der Sterbliche ſichern und feſten Trittes einher, das Uebrige iſt dann des Schickſals." —

Durch Abdallah zu der Ueberzeugung gelangt, die Liebe zu dem Wahren und Guten, die Begeiſterung für das Schöne und Ewige gehören weſentlich als eine Bedingung unſeres Glückes zu unſerer Natur, zu unſrer wahrſten und eigentlichſten Humanität, führt uns der Dichter nun in die um uns und mit uns lebende Welt ein, um an ihren Erſcheinungen die Wahrheit dieſes Endreſultats aller ſeiner vorhergehenden Werke zu prüfen. Nicht mehr vergangene Jahrhunderte, nicht das wunderbar phantaſtiſche Morgenland ſind der Schauplatz, der ſich uns eröffnet, es iſt die Gegenwart mit aller Friſche ihres Lebens, es iſt die jetzige Zeit ſelbſt mit allen ihren Andeutungen, ihren dunklen Gewittern, ihren prophetiſchen Blitzen, ihren Spaltungen und der Gewalt ihres Kampfes, die ſich uns hier in einer Eigenthümlichkeit und Klarheit offenbart, wie ſie nur die umfaſſendſte Weltanſchauung, die vollendetſte Menſchenkenntniß zu erzeugen vermögen.

Vielleicht gibt es kein treueres Gemälde des Zeitpunktes, in dem die franzöſiſche Revolution zur Sprache brachte, was als mächtiger Gährungsſtoff ſeit Jahrzehenden in den Gemüthern ſich regte, als Klinger in der „Geſchichte eines Deutſchen der neueſten Zeit“ aufgeſtellt hat. Helvetius Syſtem, aus einem geiſtig-ſinnlichen Zeitalter für ein ſinnlich geiſtiges Geſchlecht erbauet, der Widerſtand, den Rouſſeau's Idealität in der Gluth der Phantaſie dagegen bot, die Verzerrung aller einfachen Naturgefühle zur Empfindelei und Schwärmerei; die immer mehr ſich entwickelnde Oppoſition gegen alle beſtehende Form des bürgerlichen Lebens, die kränkliche Reizbarkeit eines ermatteten Geſchlechts, das Alles iſt hier mit Meiſterhand geſchildert. Die klare Anſchauung der Vergangenheit kann allein unſerm Blick auf die Erſcheinungen der Gegenwart Sicherheit und Ruhe geben, und ſo iſt Ernſt von Falkenberg als ein Beitrag zur Veranſchaulichung des Geiſtes der neueſten Zeitbegebenheiten nicht blos philoſophiſch, ſondern auch hiſtoriſch wichtig. Auch iſt es eine Eigenthümlichkeit dieſes Buches, daß es für unſer Geſchlecht eine allen übrigen Klingerſchen Werken fehlende nähere Beziehung in ſehr ernſter Bedeutung hat. Die äſthetiſche Ueberbildung vieler Frauen unſerer Zeit und die daraus hervorgehende Kränklichkeit der Idealität, die der wahren, friſchen, kräftigen Geſundheit des Leibes und der Seele ſo ſehr nachtheilig iſt, iſt in Amelie ſtrenge und ernſt warnend dargeſtellt. Möchte dieſer Theil des Buches doch von recht vielen unſrer gebildeten Frauen beherzigt werden, vorzüglich von den Müttern talentvoller Töchter! — Ernſts Schickſal als Bürger, Gatte, Vater, Freund iſt zermalmend; aber er rettet aus dem verheerenden Orkan deſſelben den Glauben an die Tugend, die Zuverſicht zu dem eigenen Herzen und dadurch über ſein Schickſal erhoben, ſteht er, zwar ſtill und traurend, aber groß und ungebeugt da.

Jean Pauls bekannter Ausſpruch über Klinger: „In ihm haben zwei Welten ſo lange mit einander gekämpft, bis die bürgerliche ſiegend vorwog,“ hat Klinger durch ſein Werk, „der Weltmann und der Dichter,“ widerlegt. Ein Mann, dem die Natur „des Schwärmers Ernſt,“ das Leben „des Weltmanns Blick“ gab, konnte freilich nur dies reiche Werk, dieſe unerſchöpfliche Goldgrube der genialiſchſten Idealität und der ſcharfſinnigſten Weltanſchauung ſchreiben und es wäre wohl ſchwer zu entſcheiden, ob man an dieſem Werk mehr die Tiefe des Gemüths, oder die in ſeltner Vollendung ausgeprägte künſtleriſche Form in der hohen Einfachheit der angewandten Mittel bewundern muß. Aber eine blos geiſtige Anſchauung der Welt- und Lebensverhältniſſe hätte, verbunden mit dem höchſten Scharfſinn äſthetiſcher Kunſtbildung, ein ſolches Werk nicht hervorbringen, kein Mann es ſchreiben können, in deſſen Innerem der Sieg der bürgerlichen Welt über die ideale entſchieden geweſen wäre. Solche Früchte wie dieſes Buch entkeimen nur dem Herzen, nur dem Gemüth des Verfaſſers, ſo ein Buch läßt ſich nicht machen, nicht erdenken; es kann nur aus dem Sein des Dichters hervorgehen, es muß gelebt ſein und dieſe Individualität des Dichters durchſtrahlt das Kunſtwerk, ſo objectiv es dann auch ſein mag; ſie iſt der unſichtbare geiſtige Zauber, der uns in den Dichtungen hoher Geiſter ſo unwiderſtehlich ergreift, den die bloße Kunſt nie zu erreichen, nicht einmal nachzuahmen vermag, und den wir in den Erzeugniſſen des glänzendſten Talents oft vermiſſen, wenn es hervorbringt, was der Genius nicht eingegeben hat.

In dieſer Hinſicht ſind auch die „Betrachtungen über verſchiedene Gegenſtände der Welt und der Literatur" als ein Schlüſſel zu Klinger's übrigen Werken, als ein Commentar zu ſeinem Leben und Sein vorzüglich wichtig. Selbſt die uns in der Weltklugheit ſonſt überlegenen Franzoſen haben in ihrer Literatur kein ähnliches Werk aufzuweiſen, und man fühlt die dürftige Einſeitigkeit, mit der ſie das Leben auffaſſen, nicht tiefer, als wenn man La Rochefaucauld und Klinger in ihren ſich an Form und Stoff des Inhalts ähnlichen Werken mit einander vergleicht. In Klinger's Betrachtungen finden wir bei einer wahrhaft dichteriſchen Einbildungskraft den treffendſten Adlerblick des Geiſtes, hohen Sinn und ein Herz, das aus einem düſtern Leben voll bittrer Erfahrungen die Energie gerettet hat, ſich mit dem philoſophirenden Geiſte zu befreunden, der nur in den Wünſchen, den Ahnungen und Hoffnungen dieſes Herzens die Verſöhnung mit den Räthſeln dieſer dunklen Erde fand.

Die ſittliche Verdorbenheit kann freilich mit außerordentlicher Kunſtfertigkeit und mit einer ausgezeichneten Bildung und Verfeinerung des Geſchmacks verbunden ſein; allein die wahre Poeſie quillt nur aus dem Innerſten des Gemüths hervor und der hohe Werth ihrer Schöpfungen liegt in Beziehung auf die Menſchheit darin, daß ſie durch ihre das Herz bewegende, die Seele erhebende Darſtellungen die Begeiſterung für das ſittlich Schöne in unſerm Gemüth erweckt und ſie läutert und kräftigt. Das Höchſte in der Kunſt iſt von ſittlicher Schönheit unzertrennlich und dieſer lebendige Ausdruck des Edelſten im Menſchen iſt es, der Klinger's Werken in der Liebe edler Menſchen Unſterblichkeit ſichert, ſo lange auf dieſer Erde Herzen ſchlagen, die für Menſchenwürde zu erglühen vermögen. Er hat die Menſchen geſchildert wie ſie ſein ſollen und wie ſie ſind; er hat es empfunden, in wie fern der Mann im thätigen Leben der Verwirklichung der Ideale der moraliſchen Welt in ſeinem Herzen entſagen muß, um in einer dem Schönen feindlichen Welt Gutes ſtiften zu können; aber in allen ſeinen Werken zeigt er uns den freien edlen Willen in der Bruſt des Menſchen, das äußere Verhältniß beherrſchend und dem Schickſal ſelbſt nicht erliegend, und durchdringt unſre Seele mit dem Gefühl, daß keine Erdenmacht, und ſei ſie unſrer Fähigkeit zum Glück noch ſo feindlich, die *Würdigkeit* des Glückes in uns beſiegen kann, ſo lange wir uns ſelbſt treu bleiben.

Siebenter Brief.

An meine Schweſter.

Wie rührt mich Deine Sorge für mich, liebſte Betty! Du kennſt ſo genau, was ich zum heitern Leben bedarf: Umgang mit geiſt- und gemüthvollen Menſchen, Treue, Güte, liebevolles Wohlwollen, Zuverſicht zu einander, daß ich Deine Sorge für mich wohl begreife; aber gewiß, mein Leben fängt auch hier an, ſich freundlich und edel zu geſtalten. Ich lerne hier herrliche Menſchen kennen und darf mich ihrer Achtung, ihres Vertrauens erfreuen. Meine Bekanntſchaft mit der Familie S. iſt in mehr denn einer Hinſicht für mich ein unſchätzbares Glück. S. und Emilie ſind ſeit zehn Jahren, P. und Eliſe ſeit zwei Jahren verheirathet und es iſt gewiß ſelten, in Einem Hauſe zwei ſo überaus glückliche Ehen anzutreffen. Nichts Ueberſpanntes, nichts Poetiſches, das Einen nur ängſtigt, wie anmuthig es auch erſcheine, weil man weiß, daß es nicht dauern kann, ſondern ſo ein echt und rein menſchliches, auf gegenſeitige herzliche Liebe und Achtung gegründetes Verhältniß. So oft ich zu ihnen komme, fühle ich mich von einem Element umgeben, deſſen warmer Lebensſtrom mich wieder ſtärkt und erquickt, und meinen Glauben an Menſchenherz, an Treue, reine Güte, Liebe und Glück kräftigt. So bunt wechſelnd hier auch das geſellige Leben iſt, das mich immer raſcher in ſeine Strudel hineinzieht, ſind wir doch gewöhnlich einen Abend in der Woche traulich und häuslich unter uns, da ich in dieſem Hauſe wie ein Glied der Familie aufgenommen werde und mich dort auch als ſolches einheimiſch fühle. Muſik, Leſen und zwangloſes Geſpräch füllen die Stunden deſſelben aus und dieſe Abende gehören mit zu den angenehmſten, die ich hier verlebe. Fürchte alſo nicht, daß das Heimweh nach Deutſchland mir zu mächtig werden wird, und auch das Klima hier denkſt Du Dir viel zu rauh und unfreundlich. Man ſollte glauben, wenn man alle Eure Warnungen und Befürchtungen lieſet, daß ich zu den Samojeden gereiſet wäre. Mir kommt die Witterung zar nicht viel rauher vor, als bei uns. Freilich war es mit dem eigentlichen Sommer hier bald nach meiner Ankunſt gleich vorbei, denn ſchon am 9. Auguſt zwang uns die Kälte, vom Lande nach der Stadt hineinzuziehen; doch heizen wir erſt ſeit geſtern, den 24. September deutſchen Styls, ein; es iſt aber dabei klares, heiteres Wetter und nur des Nachts friert es ſchon ſeit vierzehn Tagen ein Bißchen Eis. Nicht die Kälte, ſondern die Herbe der Luſt empfinde ich hier als nachtheilig für meine Bruſt und was ich noch weniger hier vertragen kann, iſt das unaufhörliche Wagengeraſſel auf den Straßen. Es wird mir in unſern gaſſenwärts gelegenen Wohnzimmern noch immer ſchmerzlich ſchwer, vernehmlich laut zu reden, da der ſumpfige Grund, auf den Petersburg gebaut iſt, die Erſchütterung doppelt fühlbar macht.

Oft ſcheint es mir unglaublich, daß ich erſt ſo kurze Zeit hier bin; mir iſt, als habe ich ſchon Jahre hier verlebt und als ob der Reiz der Neuheit keine Gewalt mehr über mich habe. Viel Schönes iſt hier freilich in Petersburg zu ſehen, aber zerſtreut; daher werden nur Wenige deſſelben froh, und daß man bei den Menſchen hier nur ein ſo laues Intereſſe für das findet, was uns entzückt, verkümmert den Genuß, den es uns gewährt; denn das Schöne und Herrliche ſoll gemeinſchaftlich empfunden und genoſſen werden, damit es Urtheile veranlaſſe, Lob einernte und im Sinn und Herzen der Kenner und Schauer weiter wirke. Als Verſinnlichung, als anſchaubare Darſtellung einer Idee muß und ſoll ja die Kunſt veredelnd auf den Menſchen wirken, und ſeine Seele von dem Gemeinen und dem ſinnlichen Bedürfniß weg zu dem edeln, reinen Urbegriff des Schönen emportragen. In dieſer Gewalt ruht ihre Göttlichkeit, und wo ſie dieſe nicht übt, iſt ſie nur Sinnenluſt. Aber eben gegen dies geheimnißvolle Walten ihrer göttlichen Gewalt über das Menſchengemüth, durch das ſie den ihrer Würde entſprechenden Sinn im Menſchen erweckt, bildet und zu dem Urquell hinleitet, von dem er ſtammt, ſcheinen mir hier Viele der Gebildeten unempfindlich zu ſein. Die Kunſt ſoll ihnen dienen; zu höhern Anforderungen an ſie ſcheint man hier nicht gewöhnt zu ſein. Für den Genuß, den mir das hieſige ſehr glänzende, geſellſchaftliche Leben, das ich ſeit unſerer Rückkehr nach der Stadt nun kennen lerne, bietet, habe ich, wie Du weißt, wenig Sinn, da mein Herz und mein Gemüth nur in der freien Beſchränkung ſtiller Einfachheit Genüge zu finden vermögen. Auch wird nichts ſo leicht zum Einerlei, als eben das bunte Mancherlei des großſtädtiſchen Lebens, das in allen bedeutenden Reſidenzen und Städten eine Familienähnlichkeit hat, welche es für mich zur Guckkaſtenerſcheinung macht, die, ohne irgend einen tiefen, lebenden Eindruck auf uns zu machen, als buntes Bild vor uns vorübergleitet. Ich kann es ſelbſt nicht ergründen, was hier manchen Gegenſtänden fehlt, um lebendig zu mir zu reden, da ſich gegen ihre ſchöne, zum Theil prachtvolle Erſcheinung und Darſtellung ſelten etwas einwenden läßt; doch vermiſſe ich an den meiſten die Macht, das Gemüth anzuregen und in ſich eine zurückwirkende Beziehung auf das innere Leben zu haben. Und eben daher, Herzensſchweſter, durchdringt mich eine unausſprechliche Wehmuth, wenn ich denke, daß es meine Beſtimmung werden kann, hier viele Jahre bleiben zu müſſen, und ich würde ein ſolches Loos in der vollen Härte einer Verbannung aus dem Vaterlande empfinden.

Du forderſt von mir Nachrichten über das hieſige häusliche Thun und Treiben wirthlicher Hausfrauen und freilich geſtaltet ſich das hier ganz anders als bei uns. In Petersburg iſt Alles nur für den Lebensgenuß des Reichen berechnet; wer ſich nicht zu dieſen zählen kann, muß kümmerlich und ärmlich leben, da Klima und Gewohnheit viele ſehr theuere Luxusartikel hier zum einfachen unentbehrlich gewordenen Lebensbedürfniß machen, und die Kunſt ſo Vieles mühſam und koſtbar erzwingen muß, was bei uns die Natur freigebig ſpendet. Von dieſer darf man nichts fordern und wenig erwarten; der Menſch iſt mit allen ſeinen Anſprüchen auf Lebensgenuß hier von ihr weg auf eine gewiſſe Treibhauskünſtlichkeit verwieſen, die man allenthalben findet, ſowohl im geiſtigen als phyſiſchen Sinn. So findeſt Du hier den ganzen Winter durch auf der Tafel der Wohlhabenden friſche Gemüſe; man iſt bei uns im Sommer nicht mehr Spargel, als hier den ganzen Winter durch und ſo auch Blumenkohl, grünen Salat u. ſ. w., was denn freilich ſehr theure Treibhauserzeugniſſe ſind. Obſt ſieht man hier viel und es überraſchte mich nicht wenig, als ich an einem dieſer letztverfloſſenen Tage mit einer Bekannten nach dem Frucht- und Vogelmarkt fuhr. Wie viele Tauſende von Nachtigallen, Hänflinge, Stieglitze, Canarienvögel, Lerchen u. ſ. w. hingen hier neben den ſchönſten Papageien und andern Ziervögeln in langen Reihen neben einander! Alle Welttheile hatten ihren Beitrag zu dieſer ungeheuern Vogelcolonie geliefert und daneben nun der Fruchtmarkt, wo in unabſehlichen Buden die edelſten Früchte milderer Zonen, Ananas, Pfirſiche, ganz köſtliche Weintrauben, Cocosnüſſe, Kirſchen u. ſ. w. zum Verkauf ausgeboten wurden, was einen doppelt freundlichen Anblick gab, da alle dieſe Buden zugleich mit Blumen aufgeſchmückt und beſetzt ſind. Ananas ſind hier ſehr häufig und wohlfeiler, als in Berlin und Hamburg. Weiße Herzkirſchen hat man hier nicht, die ſchwarzen ſaueren, deren wir uns zum Einmachen und Trocknen bedienen, ſind ſelten; deſto häufiger aber die großen ſchwarzen ſüßen Herzkirſchen, die größer noch und ſchöner als die aus den Vierlanden ausſehen, aber ſaftlos und dabei ſo theuer ſind, daß man für einen Ducaten mit Bequemlichkeit auf einmal verzehren kann. Die Weintrauben ſind hier ſchön. Ich habe letzthin eine aus dem Treibhauſe des Barons Roll gegeſſen, die drittehalb Pfund wog, und auch von Geſchmack ſüßgeiſtig war. Im Winter fehlen nun die Weintrauben nie unter den zum

Nachtiſch aufgetragenen Früchten, da man dann zu Schlitten große Kiſten voll aus Aſtrakan erhält und die Ruſſen es in der Kunſt, Früchte und Gemüſe gut und friſch aufzubewahren, unglaublich weit gebracht haben. Die Melonen ſind hier nicht ſo zart und fein von Geſchmack, als bei uns, dafür aber wohlfeiler, denn für 6 — 8 Gr. unſers Geldes kann man hier ſchon eine große ſchöne Melone kaufen, und die grünen, inwendig röthlich gefärbten, durch und durch mit ſchwarzen Kernen durchſprenkelten Waſſermelonen (Arbuſen), die man bei uns nicht kennt, ſind hier ſo häufig und wohlfeil, daß ſie, in einzelne Stücke geſchnitten, auf den Straßen zu einem Preiſe ausgeboten werden, der es auch dem Aermſten möglich macht, ſich dieſe Erquickung zu verſchaffen. Preiſelbeeren, Heidelbeeren, Gluckwebeeren kauft man hier zum Wintervorrath ſcheffelweiſe ein und kocht ſie, wie bei uns, zu Saft, Muß und Gelee ein. Andere eingemachte Früchte, Pfirſiche, Ananas, Aprikoſen, Himbeeren und dergleichen mehr erhält man aus Kiew und das wohlfeil. Freilich ſind alle dieſe Früchte nicht mit Zucker, ſondern mit Honig eingemacht; aber das Vorurtheil, was noch ſo viele Hausfrauen in unſerer Gegend gegen den Gebrauch des Honigs haben, würde ſich verſieren, wenn ſie dieſe Früchte koſteten, denen auch die feinſte Zunge keinen Unterſchied mit den in Zucker eingemachten abſchmecken kann. Die einzige Frucht, die man hier gar nicht ſieht, ſind Zwetſchen. Auch die getrockneten Gemüſe, die man aus dem Innern des Landes erhält, ſind ſchön, vorzüglich die Erbſen, die ihre ſommerliche grüne Farbe und die kleinen Grübchen, die das Kennzeichen ihrer Zartheit ſind, ſo lange ſie noch in der Schotenhülle ruhen, behalten. Durchgängig ſchlecht ſind aber die Kartoffeln, die man in der Umgegend Petersburgs bauet. Auch ſieht man verhältnißmäßig gegen die unabſehlichen Kohlfelder in den hieſigen Feldern wenig Kartoffeln.

Brod und Semmel iſt hier ſchön und wohlfeil; da aber alle hieſigen Küchen Back- und Bratöfen haben, ſo wird auch faſt in allen Häuſern das Brod ſelbſt geſäuert und gebacken, ſo wie man auch den Quaß, den hier die Dienſtboten trinken, ſelbſt brauet. Gute Tiſchbutter erhält man von den deutſchen Coloniſten; ſie iſt aber ſelten und theuer. Bei der Kochbutter macht man hier einen Unterſchied zwiſchen ruſſiſcher und finniſcher Butter. Beide Arten ſind wohlfeil (2 — 3 Gr. das Pfund, welches aber auch

4 Loth leichter iſt, als unſer Pfundgewicht), dafür aber auch ſo ſchmierig und ranzig, daß man die finniſche gar nicht zum Kochen, ſondern nur zum Braten gebrauchen kann. Das Bier iſt ganz vortrefflich, wenn man im März von den großen Brauereien ſeinen Bedarf für das ganze Jahr einnehmen kann, was man in kleineren Fäſſern und in einzelnen Bouteillen kauft, iſt verfälſcht und ſchlecht. Die Sahne und die Milch iſt fett, doch wird man auch häufig betrogen, da die Milchfrauen ihr durch einen Zuſatz von rohem Amidam einen täuſchenden Anſchein von Fettigkeit zu geben wiſſen, der ſich erſt nach einigen Stunden durch den Bodenſatz, den ſie erhält, verräth. Es iſt überhaupt bekannt, wie vorſichtig man hier beim Einkauf ſein muß, da in der Regel jeder Verkäufer darauf ausgeht, den Käufer zu betrügen. Sie tauſchen Einem die Waare unter den Händen um, und ohne die äußerſte Vorſicht iſt man an Ellenzahl und Gewicht immer betrogen. Eine Eigenthümlichkeit des hieſigen Handels und Wandels iſt es auch noch, daß es für den Verkauf flüſſiger Dinge keine Beſtimmung für die Größe des Maßes gibt. Die Kuſchnie der einen Milchfrau, mit der ſie die Milch zumißt, iſt viel größer als die

der andern, von der ich vielleicht morgen kaufe, ohne ihr einen Vorwurf darüber machen zu können, mir für daſſelbe Geld ſo viel weniger gegeben zu haben.

Beſonders ſchön und wohlfeil iſt hier das Rindfleiſch (1 — 1½ Gr. das Pfund), auch verſteht man ſich ſehr gut darauf, es einzupökeln, wobei man vorzüglich darauf ſieht, daß es in dem Bottich feſt eingepackt wird, dieſen 48 Stunden offen ſtehen läßt, und ihn dann höchſt ſorgfältig mit dem Deckel verſchließt, dieſen mit Steinen beſchwert und es ſo 3 — 4 Wochen ſtehen läßt, ohne es zu öffnen. Allein das Räuchern des Fleiſches iſt hier nicht gewöhnlich, da das hieſige Rindfleiſch doch dem berühmten Hamburger Rindfleiſch wahrſcheinlich an Güte gleichkommen würde.

Theuer, aber gut iſt das Geflügel, wenn ich die Gänſe ausnehme, die häufig mit Leinſamen gemäſtet werden, was dem Fleiſche einen widerlichen Oelgeſchmack gibt. Zu dem zahmen Geflügel kommt hier noch die Menge Auerhühner, Birkhühner, Haſelhühner und Rebhühner, die vorzüglich im Winter, wenn die Zufuhr auf Schlitten beginnt, wohlfeil ſind. Für eine kleine Haushaltung hat es viel Unangenehmes, daß man das Fleiſch nicht bei einzelnen

Pfunden und ſo auch einen einzelnen Braten, ſondern immer ein ganzes oder halbes Kalb, einen halben Hammel u. ſ. w. kaufen muß, was, vorzüglich in den Sommertagen, nur dadurch möglich gemacht wird, daß man bei jedem Hauſe einen Eiskeller hat, es aufzubewahren. Die erſten Lebensbedürfniſſe, Wohnung, Holz, Brod, Fleiſch, Fiſche, Wild, ſind hier billig, ja zum Theil gegen die ſelbſt in kleineren Städten Norddeutſchlands Statt findenden Preiſe derſelben wohlfeil, und doch reicht man hier kaum mit dem Doppelten von dem aus, was man in ähnlicher Lage in Deutſchland gebrauchen würde. Wie ſoll man ſich das nun erklären? Erſtlich iſt die Kleidung hier ein ſehr theurer Artikel, dann die Dienſtboten, und dann alle geſellſchaftlichen Vergnügungen, ſo wie alle Luxusartikel. Wie koſtbar wird hier nicht z. B. den Männern das Weintrinken, das doch das Klima als zur Erhaltung der Geſundheit nothwendig fordert. Dabei wird wohl nicht leicht an irgend einem andern Orte mehr Luxus mit feinen Weinen getrieben, als gerade hier, wo man oft in kleinen freundſchaftlichen Zirkeln von 8 — 10 Perſonen auch 8 — 10 Sorten Wein gibt und wie koſtbar das iſt, magſt Du beurtheilen, wenn ich Dir ſage, daß die Bouteille Rum hier ſchon mit 5 Mark unſers Geldes, der gute Champagner die Bouteille mit einem Louisd'or bezahlt wird. Dann ſind auch die Frauen hier durchaus nicht an Sparſamkeit in der Wirthſchaftsführung gewöhnt. In der Regel bekümmern ſie ſich faſt gar nicht um ihren Haushalt und ich eſſe hier oft in Häuſern, wo die Frau vom Hauſe nicht einmal den Küchenzettel des Koches nachgeſehen hat. In einigen vornehmen ruſſiſchen Häuſern habe ich die Einrichtung gefunden, daß der Koch monatlich ſo und ſo viel Pfund Fleiſch, ſo und ſo viel Mehl, Butter, Gewürz u. ſ. w. erhält und nun dafür zu Tiſch bringt, was er will. Mit welcher Unkunde dieſe Lieferungen eingetheilt ſind, iſt für unſer Einen, der des Ueberblickes des zu einer Haushaltung Erforderlichen im Kleinen wie im Großen gewohnt iſt, höchſt lächerlich. Die Gräfin T. zeigte mir letzthin eine ſolche Monatsrechnung, in der dem Koch wöchentlich ein Scheffel Salz, dafür aber täglich nur ein Pfund Butter zugeſtanden war. Allein, wo auch eine ſolche Sorgloſigkeit nicht Statt findet, und die Frau vom Hauſe ſich gebührend nach Stand und Würde um ihre Haushaltung bekümmert, wirthſchaftet man hier doch mehr vollauf, und vorzüglich iſt man gerade in den Artikeln, mit denen wir vorzüglich rathſam umzugehen uns befleißigen müſſen, ſehr verſchwenderiſch, nämlich in Rückſicht auf Holz, Licht und Wäſche. Der verſchwenderiſche Verbrauch des Holzes findet vorzüglich in den Küchen Statt, da man bei der Einrichtung der hieſigen Feuerherde eben ſo viel Holz braucht, ein Gericht zu kochen, als wenn man 6 — 8 Schüſſeln bereitet. So ſehr angenehm dieſe Kochherde nun auch ſind, da man die Flamme nicht ſieht, vor allem Räucherigwerden der Speiſen geſchützt iſt, und das Eſſen Stunden lang, ohne zu verderben, warm gehalten werden kann, ſo würden ſie doch für eine deutſche Haushaltung viel zu holzverſchwenderiſch ſein. Dagegen aber verdienten die Zimmeröfen bei uns nachgeahmt zu werden, da ſie, trotz der größern Kälte, weniger Holz erfordern, als die unſerigen, und dabei die Wärme viel länger und gleichmäßiger erhalten. Die Wachslichter ſowohl, als die Talglichter ſind hier wohlfeil, und bei den kurzen Tagen, wo man hier ſchon einige Stunde vor dem Mittagseſſen Licht anzündet, erklärt es ſich auch, daß man gegen eine eben ſo große Haushaltung bei uns gerechnet, viel gebraucht; allein auf das Minder oder Mehr wird auch durchaus nicht geachtet. Wenn der Vorrath alle iſt, kauft man wieder ein und dabei iſt die Sache abgemacht, da die Frauen, wie geſagt, hier in der Regel nicht daran gewöhnt ſind, ſich um die Details zu bekümmern. Was die Wäſche anbetrifft, liebſte Betty, ſo würdeſt Du hier die Freude entbehren müſſen, zweimal im Jahre, nach 3 — 4 ſauren Waſch-, Roll- und Plättagen, mit ſo höchſt wohlgefälligem Behagen, den reichen Vorrath wieder im Leinenſchrank zu ordnen; denn hier wird alle 8, höchſtens alle 14 Tage gewaſchen. Bei der großen Menge der Dienſtboten, die man hier leider gezwungen iſt, halten zu müſſen, gibt es in jedem Hauſe ein Waſchmädchen, das ſich mit nichts Anderem beſchäftigt, als mit der Wäſche. In den ruſſiſchen Häuſern iſt dies auch nothwendig, weil der Vorrath an Leinenzeug auch bei den Vornehmen unglaublich klein und nur für die Nothdurft berechnet iſt. Ich weiß Fälle, wo auf den Tafeln ruſſiſcher Großen zum Abendeſſen die durchlöcherten Servietten von der Mittagstafel wieder aufgelegt wurden, die, in der Zwiſchenzeit gewaſchen, noch feucht anzufühlen waren, und wo die Dame vom Hauſe, als ſie es inne ward, den Tafeldecker ganz unbefangen fragte, ob denn keine andern zu haben ſeien? Dieſer verſicherte, der ganze Vorrath derſelben ſei im Gebrauch, und ſie meinte, das ſei entſetzlich, da ſie vor nicht gar langer Zeit erſt 24 gekauft habe. Noch mehr, liebſte Betty, die Ruſſinnen legen uns deutſchen Frauen unſere Vorliebe für die Anhäufung vieles Leinenzeugs als einen Mangel an Reinlichkeitsliebe aus. Gewiß erſcheint Dir das paradox; allein, fragte mich letzthin die Gräfin W., läßt ſich etwas Widerlicheres denken, als die Aufbewahrung ſchmutziger Wäſche? Iſt es nicht weit angenehmer und reinlicher, deren nur ſo viele zu haben, als man zum Wechſel bedarf, wenn die gebrauchte gleich wieder gewaſchen wird? Sie hat wohl nicht ganz unrecht, Liebe, ſo wenig es Dir auch vielleicht einleuchten wird.

Was Einem aber das häusliche Leben hier recht ernſtlich verleiden kann, iſt die Sittenloſigkeit und die Faulheit der weiblichen Dienſtboten. Die männlichen ſind in der Regel nicht ganz ſo ſchlimm, weil ſie im Gegenſatz unſrer als Müßiggänger privilegirten Bedienten hier fleißiger und beſchäftigter ſind, als die Mägde, da ihnen die Reinigung der Zimmer, das Putzen, Bohnen, Ausfegen u. ſ. w. ausſchließend übertragen iſt, und, das Schlafzimmer der Damen ausgenommen, kein Mädchen hier mit der Reinigung der Zimmer etwas zu thun hat. Der hohe Lohn, den man hier den Dienſtboten zahlt, reicht bei der immer mehr überhand nehmenden Putzſucht dieſer Claſſe doch nicht zu ihren Bedürfniſſen hin. So ein Mädchen erhält jährlich 12 — 15 Louisd'ors Lohn, dazu alle Monat 1 Pfund Kaffee, 1 Pfund Zucker, 1 Pfund Thee; zum Namenstag, zu Oſtern und zum Neujahr Geſchenke und ein tüchtiges deutſches Dienſtmädchen leiſtet mehr, als drei ruſſiſche zuſammengenommen. Von der unter dieſer Claſſe herrſchenden Sittenloſigkeit kann man ſich nach Allem, was ich davon höre, wohl keine zu grelle Idee machen. Nur zu häufig findet man auch bei ihnen die Neigung zum Trunk. Vor jeder unangenehmen Folge ihrer Aufführung ſind ſie durch die Entbindungs- und Findelhäuſer geſichert. Die Köchin hier im Hauſe hat nun z. B. ſchon neun Kinder gehabt, was ihr weiter nicht die geringſten Umſtände, oder die kleinſte Sorge macht. Dieſe Einſchläferung des Muttergefühls muß als die gräßlichſte Unnatur wohl auf den ganzen Charakter den verderblichſten Einfluß haben, und jeden Keim der

Güte, der Treue und der Liebe in einer ſo verwahrloſeten Seele erſticken. In einer Abendgeſellſchaft bei Frau v. Kr. kam der Bediente herein, ihr zu melden, die Katinka ſei krank geworden und bitte daher um die Erlaubniß, die Nacht bei ihrer Schweſter zubringen zu dürfen; morgen bei guter Zeit hoffe ſie wieder kommen zu können. Als Frau v. Kr. mich am andern Tag beſuchte, fragte ich nach dem Befinden der Kranken, die ſie mir oft als ein gutes Mädchen gerühmt hatte. „Ach," antwortete ſie mir, „die iſt ſchon wieder ganz wohl, ſie iſt geſtern Abend nur nach dem Entbindungshauſe gefahren; nun iſt das abgemacht und die kleine Epiſode vergeſſen. Solche Vorfälle ſind hier ſehr häufig. Ich habe gehört, daß die Wöchnerinnen eigentlich 3 Tage in der Entbindungsanſtalt bleiben müſſen; allein ſie erbitten oft eine frühere Entlaſſung, da ihr Befinden ſelten einen ſo langen Aufenthalt fordert. Die Dienſtboten werden hier monatsweiſe gemiethet und dieſe Möglichkeit des häufigen Wechſels trägt auch zur Lockerung des Bandes ihrer Dienſttreue bei.

Was mir hier ſehr gut gefällt, iſt der Charakter der untern Volksclaſſen. Der gemeine Mann iſt hier viel luſtiger als bei uns und doch in ſeiner

Lebensweiſe viel mäßiger. Verträgt es ſich nur irgend mit ſeiner Arbeit, ſo ſingt er dazu, und iſt der Feierabend da, und die Jahreszeit erlaubt es, ſo tanzt er im Freien bis in die Nacht hinein. Wir wohnten dieſen Sommer nahe an der großen, kaiſerlichen Eiſengießerei; unſer Häuschen ſelbſt gehörte zu den Gebäuden einer andern Fabrik, und ſo habe ich täglich Gelegenheit gehabt, hundert von dieſen Arbeitern in ihren Feierſtunden zu beobachten, da ſie ſich dann auf einer großen Wieſe vor unſerm Hauſe verſammelten. Dieſen kindlichen Hang zum Spielen finde ich auch hier in der Stadt bei ihnen wieder, was ich um ſo mehr bemerken kann, da wir in der Nähe des Heumarktes und des großen Kaufhofes, in einer der getümmelvollſten Gegenden der Stadt wohnen. Sie jachern mit einander, balgen, laufen, ſchreien, ſchneebällen ſich, wie die Jungen bei uns; und wo zwei ſo mit einander Narrenspoſſen treiben, da ſtehen gewiß ein Dutzend umher und ergötzen ſich daran.

Der Ruſſe nennt, wie Du weißt, Alles Du und ich höre es immer ſehr gern, wenn er ſeinen Herrn bei ſeinem Vornamen ohne weitere Titulatur anredet und ihn duzt, da er dabei doch ehrerbietig iſt, und es ſeinem Verhältniß zu ihm das Gepräge einer patriarchaliſchen Zutraulichkeit gibt. Unſer Feodor beſäuft ſich, wie alle Ruſſen, zuweilen, dann iſt er unbeſchreiblich redſelig und ſo vergnügt, daß ich, trotz meiner großen Scheu vor betrunkenen Leuten, lachen muß, ſo oft er in dieſem Zuſtand in's Zimmer tritt und ich ſein dann unbeſchreiblich wohlbehagliches Geſicht erblicke. Ein beſoffener Ruſſe iſt auch in der Regel nicht zänkiſch und nicht hitzig; er iſt luſtig, gutmüthig, oder auch ganz thieriſch beſoffen. Dies letztere iſt abſcheulich, und mir iſt immer, als könne ein Menſch, der einmal in einem ſolchen Zuſtand geweſen iſt, nie wieder das volle Gepräge der Menſchheit erhalten. Gegen einander ſind die Muſchicks ſehr höflich. Sie begrüßen ſich nie, ohne vor einander den Hut oder die Mütze abzunehmen und ſich tief zu verneigen; ſind ſie genauere Bekannte, ſo umarmen ſie ſich auch auf der Straße, und ſind ſie beſoffen, ſo küſſen ſie ohne Unterſchied Alles, was ihnen in den Weg kommt. Ich habe heute Morgen noch einen ſehr lächerlichen Auftritt dieſer Art mit angeſehen. Auf der Straße vor meinem Fenſter fiel ein anſtändig gekleideter Ruſſe betrunken nieder. Sogleich verſammelte ſich eine Menge Menſchen um ihn; man half ihm ſchonend auf, ſtellte ihn auf die Füße und zwei Männer faßten ihn unter die Arme, ihn fortzuführen; allein dies ging nicht, da er zu betrunken war, um ſtehen, geſchweige denn gehen zu können. Man rief alſo einen Iſwerſchik, hob ihn in den Schlitten, und einer aus der Menge, der ein Bekannter von ihm zu ſein ſchien, ſetzte ſich neben ihn, ihn zu halten. Er proteſtirte aber gegen das Fortfahren, riß ſich los, und warf ſich, weil ihm keine andere Art, den Schlitten zu verlaſſen, mehr zu Gebote ſtand, auf die Erde, und warum? er wollte erſt zur ſchuldigen Dankſagung Alle küſſen, die ihm geholfen hatten. Es ſah höchſt poſſirlich aus, wie Alle dieſe Muſchicks, ihrer gewohnten Höflichkeit nach, ſich tief vor ihm verneigten, ihre Mützen abnahmen und ihn links und rechts umhalſeten. Darauf ließ er ſich nun wieder ganz geduldig in den Schlitten heben und fortführen.

Gegen Fremde iſt der Ruſſe höflich, willig, zuvorkommend und dienſtfertig. Er belacht nie die fehlerhafte Ausſprache des Fremdlings; er gibt ſich im Gegentheil alle erſinnliche Mühe, ſich ihm verſtändlich zu machen und hierin kommt ihm ſeine ausdrucksvolle Pantomime ſehr zu Statten. Wenn bei uns die Bauern zuſammen reden, ſo geſchieht es ruhig, ohne Geberden, ohne lebhafte Erhöhung und Veränderung des Tons; der Ruſſe dagegen iſt ausdrucksvoll und lebhaft in Bewegungen, Ton, Blick und Geberden. Alle ſeine Geſpräche ſind gewiſſermaßen auch mimiſche Darſtellungen. Gegen Bettler iſt der Ruſſe ſehr mildthätig; ich weiß nicht, ob aus mitleidsvoller Theilnahme, oder aus mechaniſcher Religionsübung. Sonderbar iſt die Art, wie ſie von Dieben, Räubern, Mördern ſprechen; ſie geben ihnen gern Almoſen. „Der arme Menſch hat ein Unglück gehabt,“ ſagen ſie, „und wer weiß, was Einem ſelbſt noch begegnen kann.“

Die ruſſiſchen Frauen ſind in der Regel häßlich; die Männer ſchlank, aber ihre Geſichtszüge ſelten bedeutend. Im Auge liegt aber faſt immer der Ausdruck von Verſchmitztheit und Schlauheit. Dieſe beweiſet er auch im geſchäftigen Leben ſo allgemein, daß man ſie für einen herrſchenden Zug im Nationalcharakter erkennen muß. Dem ſei nun, wie ihm ſei. An Muth und Tapferkeit fehlt es dem Ruſſen nicht, und wo dieſe ſind, ſind auch unausbleiblich die Anlagen zu vielen andern Tugenden. Wo überhaupt wie bei den Ruſſen der Nationalſtamm des

Volkes der Zahl nach ſo unbedeutend gegen die Maſſe der Bewohner des Reichs iſt, wo hundert, in Sprache, Sitten, Religion und Neigung einander widerſtrebende Völkerſchaften Einem Scepter unterworfen ſind, kann ja nichts allgemein Gültiges ausgeſprochen werden. So viel iſt gewiß, in ihrer Bildungsgeſchichte haben ſie bis jetzt mehr Hang zum Nachahmen und Nachmachen entwickelt, als eigenthümlichen Sinn. Im Umgang mit den vornehmeren Ruſſen werden Einem oft die Lücken in der Bildungsgeſchichte dieſes Volkes merklich und das ängſtigt, weil man nicht errathen kann, welchen Einfluß der ganz eigenthümliche Gang der Civiliſation dieſes Volkes auf die Entwickelung ſeines Charakters und dadurch auf das Schickſal des übrigen Europa haben wird. Alle Unnatur rächt ſich an dem Einzelnen wie an dem ganzen Volke, und keine vielleicht härter, als wenn in den Lebensperioden des Menſchen eine Stufe der Entwickelung ganz überſprungen wird. Man denke ſich einen Knaben, der, ohne Jüngling geweſen zu ſein, plötzlich als Mann daſtände, wäre da wohl an eine harmoniſche Ausbildung, an ein freies, edles, freudigkräftiges Sein zu denken? Am fühlbarſten wird dies indeſſen wohl hier in Petersburg, wo man die Rohheit der Barbarei mit dem Firniß aller Laſter der Ueberverfeinerung übertüncht ſieht. Im Innern von Rußland ſoll es anders ſein, und vorzüglich in Weißrußland bis nach der Ukraine hinab ſollen herrliche kräftige Menſchen, in aller Geſundheit einer durch den ſtillen frommen Gang der Natur ſelbſt herbeigeführten Entwickelung wohnen.

Nächſtens mehr, meine liebſte Schweſter.

Achter Brief.

An den Freiherrn und Ritter La Motte Fouqué.

Sie haben mir durch die Ueberſendung Ihrer neueſten, herrlichen Dichtungen eine doppelt große Freude gemacht, theurer Freund, da es hier ſo ſchwer hält, deutſche Bücher zu bekommen, und ich nur es einer beſondern Begünſtigung verdanke, Ihr Packet uneröffnet und ohne langwierige Verzögerung erhalten zu haben. Die Cenſur iſt hier ſehr ſtrenge; man erhält wenig vom Auslande kommende Werke unverſtümmelt zurück, wenn ſie durch ihre Hände gehen, und ich glaube nicht, daß man in Spanien in Hinſicht auf verbotene Bücher ſtrenger und behutſamer ſein kann, als hier. Manche ſehr auffallende Erfahrungen davon haben mich um ſo mehr überraſcht, da ein ſolcher Geiſteszwang im offenbaren Widerſpruch mit der edlen Milde und der hohen Gerechtigkeit ſteht, die der Geiſt der Regierung des menſchenfreundlichen, großartig geſinnten Alexanders iſt. Je größer aber meine Freude, je inniger mein Dank für Ihren Brief und Ihr Geſchenk war, deſto weher würde es mir gethan haben, Ihren Wunſch unerfüllt laſſen zu müſſen, da ich bei meiner Unkenntniß der ruſſiſchen Sprache durchaus unfähig ſein würde, Ihnen etwas über den Zuſtand der ruſſiſchen Literatur zu ſagen, wenn mir nicht der Zufall, dem ich hier ſo Vieles zu verdanken habe, die Bekanntſchaft eines der geſchätzteſten ruſſiſchen Schriftſteller verſchafft hätte, deſſen gefällige Güte es mir möglich macht, Ihnen einige Andeutungen zu geben.

In der Theologie ſcheint auch hier der Geiſt der Myſtik viel Empfänglichkeit für die Offenbarungen ſeiner Nebelgebilde zu finden, und es iſt wohl kein Zweifel, daß Frau v. Krüdener, wenn ihr Weg ſie hierher führen ſollte, eine große Zahl Verehrer und Jünger erhalten würde. Heinrich Stilling's Schriften ſind in's Ruſſiſche überſetzt; man glaubt hier, daß ſie auf die religiöſe Bildung des Volkes vortheilhaften Einfluß haben werden, man bietet daher Alles auf, ſie zu verbreiten und der Kaiſer hat den Ueberſetzer derſelben mit einem Brillantring und 40,000 Rubel beſchenkt *). Vorzüglich ausgebreitet und bedeutend ſoll die Secte der Martiniſten ſein, und welch ein Stoff hier in den Gemüthern liegt, zu welcher furchtbaren Flamme das Licht hier emporlodern kann, davon nur ein Beiſpiel. Unter den hieſigen vornehmen Frauen zeichnete ſich die Fürſtin — n durch Liebenswürdigkeit und Güte aus. Geliebt von ihrem Gatten, Mutter hoffnungsvoller Kinder, war ſie allgemein geachtet, fühlte ſich glücklich, machte glücklich, bis eine unſelige Sectenſchwärmerei das Gleichgewicht zwiſchen Vernunft und Phantaſie ſo in ihr zerſtörte, daß ſie, um ihre irdiſche Natur durch Schmerz zu läutern, ſich zwei Finger freiwillig in den Kohlen ihres Kamins ſo gefährlich

---

*) Später wurden ſie aber wieder verboten.

verbrannte, daß die Hand nur mit Mühe gerettet werden konnte. Mit dieſer Probe noch nicht zufrieden, nagelte ſie ſich vor einigen Wochen, zur Nachahmung der Leiden Chriſti, die Füße kreuzweiſe am Fußboden feſt, und wurde ſo, auf dem Sopha ſitzend, mit verzückten, zum Himmel erhobenen Augen, die Hände auf die Bruſt gefaltet, von ihrem Manne im Blute ſchwimmend gefunden, und muß noch das Bette hüten. Ja man erzählt ſogar von ihr, daß ſie, um ihren Kindern durch unſchuldig erlittenen Schmerz Anſprüche auf die Seligkeit zu verſchaffen, ſie auf das Unbarmherzigſte gequält und geſchlagen haben ſoll.

Mein Freund, die Geſchichte ſtellt uns noch kein Bild einer ſo hoch im Norden zum Fanatismus gewordenen Religionsſchwärmerei dar, die jemals ein ganzes Volk ergriffen, und es zur Erreichung irgend eines Zweckes angefeuert hätte; allein eben daher fehlt uns vielleicht auch noch in der Geſchichte der Menſchheit das Bild des Ausbruchs eines mit unwiderſtehlicher grauſiger Gewalt Alles verheerenden Vulcans.

Sehr weit umfaſſend und thätig ſind die ruſſiſchen Bibelgeſellſchaften. Die Petersburger Bibelgeſellſchaft hat von dem Kaiſer das Privilegium einer in Abo zu errichtenden Buchdruckerei und aus England kürzlich die ſtereotypiſchen Tafeln zum Druck des neuen Teſtaments in neugriechiſcher Sprache erhalten, mit denen bis zu 300,000 Exemplare desſelben abgedruckt werden können. Der Wirkungskreis dieſer Geſellſchaft erweitert ſich immer mehr. In Tula und Woronoſch ſind von den dort errichteten Untergeſellſchaften eigene Buden zum Verkauf der heiligen Schrift eröffnet. Der armeniſche Patriarch Paul zu Conſtantinopel hat ſich gleichfalls bereitwillig erklärt, zu dem Zweck der Bibelgeſellſchaft mitzuwirken; ja ſogar die burätiſchen, heidniſchen Völker in Sibirien haben ihren Wunſch zu erkennen gegeben, das Wort des alleinigen Gottes, wie ſie ſich in ihrer dem Civil-Gouverneur von Irkutsk übergebenen Vorſtellung ausgedrückt haben ſollen, in der mongoliſchen Sprache zu beſitzen, zu welchem Endzweck ſie durch freiwillige Unterzeichnung über 9000 Rubel zum Druck dieſer Bücher zuſammengebracht haben, wobei einzelne ihrer Taiſchen 1000 bis 2000 Rubel unterzeichnet. Rührend iſt das Anerbieten einiger Bauern des Dubowſchen Paßads im Gouvernement Saratow, Jeder jährlich zu Gunſten der Geſellſchaft 52 Kopeken (ungefähr 2½ Gr.

unſers Geldes) beizutragen. „Wir ſind arm," ſchreiben ſie, „und opfern von unſrer Dürftigkeit, aber Gott liebt den, der von gutem Herzen gibt!"

Uebrigens iſt das Feld der theologiſchen Literatur nur dürftig bebaut. Faſt alle in dieſem Fach erſchienene Schriften ſind nur Ueberſetzungen aus dem Deutſchen und dem Engliſchen. Doch hat der Rector der Petersburgiſchen geiſtlichen Akademie, der Archimandrit Filaret, eine Sammlung geiſtlicher Reden herausgegeben, die ſehr gerühmt werden.

Bei dieſer Gelegenheit muß ich Sie aber auf die kürzlich erſchienenen Ukaſen in Bezug auf eine neu zu bildende Gemeinde israelitiſcher Chriſten aufmerkſam machen, die als eine höchſt merkwürdige Erſcheinung unſerer Zeit wohl beachtet zu werden verdienen. Die Idee, als Mutter der That, iſt menſchenfreundlich und ſchön, wie Alles, was in Rußland wirklich vom Herrſcher ausgeht; ob ſie aber je zur Ausführung kommen wird, ſcheint Vielen zweifelhaft, obgleich die Ukaſen erlaſſen und die Mitglieder des zu dieſem Behuf errichteten Comité's ernannt ſind. Präſident dieſes Comité's iſt der Director des Departements des Miniſteriums der Volksaufklärung, Popow, doch ſteht das Ganze unter der Leitung und Oberaufſicht des Fürſten Galizyn. Die Begünſtigungen, die man den Mitgliedern dieſer neu zu bildenden Gemeinde zugeſtanden hat, ſind ſo groß, daß ſie als ein Beitrag zur Charakteriſirung des Zeitgeiſtes Allen merkwürdig erſcheinen, die die Entfaltung der Zukunft in der Verpuppung der Gegenwart zu ahnen vermögen. So ſind z. B. die Mitglieder der Gemeinde für ſich und ihre Nachkommen auf ewige Zeiten von allem Civil- und Militärdienſt, ſo wie ihre Häuſer und Dörfer von jeder Gattung Einquartirung, von Unterhaltung der Poſten, Stellung der Fuhren und andern allgemeinen Laſten befreit. Jede Gemeinde kann ihren Mitgliedern Päſſe zur Reiſe durch das ganze ruſſiſche Reich ſelbſt ertheilen; ſie haben die Brau- und Brenngerechtigkeit erhalten; kurz es iſt ihnen verſtattet, einen Staat im Staate zu bilden, der allein dem zur Vorſorge für die Gemeinde errichteten Comité, und keiner andern geſetzlichen Autorität Rechenſchaft abzulegen hat, ſo daß keine Ortsobrigkeit der Gegenden, wo dieſe israelitiſchen Chriſten ſich niederlaſſen, ſich irgend eine Befugniß über ſie anmaßen darf.

Wenn Sie mich aber um die Bedeutung des Ausdruckes „israelitiſche Chriſten“ fragen, ſo weiß ich Ihnen keine Antwort zu geben, da alle Auskunft, die ich darüber von unterrichteten Männern gefordert habe, in ein gewiſſes Helldunkel gehüllt war, was mich an einem klaren Verſtändniß derſelben verhindert hat. — Sind die Träume einiger Theoſophen mehr als Träume, kann und ſoll es die Beſtimmung der Menſchengeſchlechter ſein, ſich ſämmtlich zu Einer Heerde unter Einem Hirten zu vereinigen; ſo kann dieſer Schritt bedeutender in der Zukunft werden, als er jetzt zu ſein ſcheint, wo das Ziel, auf das er gerichtet zu ſein ſcheint, ſo Vielen nur für ein Traumbild gilt.

Ich muß Ihnen aber doch auch ein paar Worte von dem ſowohl für die alte Geſchichte des Nordens, als vorzüglich für die Geſchichte der Oſtſeeprovinzen wichtigen Unternehmen ſagen, von allen in den Archiven zu Königsberg befindlichen, ſich auf Liefland beziehenden hiſtoriſchen Acten eine Abſchrift nehmen zu laſſen, das jetzt vollendet iſt. Der liefländiſche Landrath, Baron Ungarn-Sternberg, hatte ſchon ſeit mehreren Jahren angefangen, in den Archiven und Privatbibliotheken Lieflands alle Acten aufzuſuchen, die zur Ergänzung und zur Erläuterung der Geſchichte dieſer Provinz dienen konnten. Er brachte mehrere Tauſend ſolcher Original-Actenſtücke zuſammen und ließ ſie, mit Beihülfe des Profeſſors Brotze zu Riga, unter dem Titel: „Diplomatiſcher Codex Lieflands,“ im Druck erſcheinen. Allein dies Werk ließ noch viele Lücken übrig, die um ſo ſchwerer auszufüllen waren, da mehrere Archive dieſer Provinz durch Feuer, Krieg und andere Unglücksfälle theils verloren gegangen, theils in Unordnung gerathen waren. Im Jahr 1807 ſchlug daher der Doctor Ernſt Henning dem Rigaiſchen Landraths-Collegium vor, von allen in Königsberg befindlichen, ſich auf die ehemaligen Ordens-Provinzen Liefland, Eſthland und die Inſel Oeſel beziehenden Original-Acten eine Abſchrift nehmen zu laſſen. Dieſe Acten werden in Königsberg in dem geheimen, oder ſogenannten Großmeiſter-Archiv, wo auch die ganze Correſpondenz der liefländiſchen Heermeiſter geſammelt iſt, aufbewahrt. Der Adel dieſer ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen nahm den Vorſchlag an und trug dem Doctor Henning, mit Zuſicherung eines anſtändigen Gehalts, die Ausführung deſſelben auf. Die Erlaubniß der preußiſchen Regierung erfolgte auch und ſo ging dieſer Gelehrte im Anfang des Jahres 1809 nach Königsberg ab und ſandte bis zum Jahr

1812 über 2000 ſolcher Abſchriften ein. Dies Unternehmen ward indeſſen in jenen drangſalvollen Jahren für den Adel jener Provinzen zu koſtſpielig und Karamſin, der ſich als Hiſtoriograph für die Vollendung deſſelben intereſſirte, wandte ſich an den Miniſter des Innern mit der Bitte, ein für die Geſchichte des ruſſiſchen Reichs ſo wichtiges Unternehmen zu unterſtützen. — Der Kaiſer bewilligte darauf zu dem Abſchreiben der Acten auf vier Jahre jährlich 5000 Rubel und zum Abſenden der Copien nach Riga 1000 Rubel. So ward dies Unternehmen beendigt und 3160 Acten, deren Inhalt für die Geſchichte des Nordens wichtig und bedeutend ſein ſoll, ſind aus der dunklen Vergeſſenheit gezogen und ſämmtlich von Riga nach Petersburg geſandt, damit Karamſin ſie für ſeine Geſchichte des ruſſiſchen Reichs benutzen könne, worauf ſie in das moskowitiſche Archiv der auswärtigen Angelegenheiten zur Aufbewahrung niedergelegt worden ſind.

Ihnen, dem edlen Kriegshelden, muß ich auch wohl ein Wort von der Literatur der Kriegswiſſenſchaft ſagen. So viel ich weiß, iſt noch von keinem Ruſſen ein bedeutendes Werk über die letztern Feldzüge erſchienen. Der General Jomini iſt hier, um einem vom Kaiſer erhaltenen Auftrag zu Folge, wie er ſagt, die Geſchichte derſelben zu bearbeiten. Ob er, ein geborner Schweizer, in franzöſiſchen Kriegsdienſten gebildet und jetzt ruſſiſcher General, der hohen Gerechtigkeit und Unparteilichkeit fähig ſein wird, die die Würde des Geſchichtſchreibers fordert, muß die Zukunft lehren. Indeſſen ſtehen ihm ſo vortreffliche Materialien und Hülfsquellen zu Gebot, daß ſein Werk auf jeden Fall ein ſchätzbarer Beitrag zur Geſchichte dieſer Zeit werden muß. — —

Im Jahr 1815 erſchienen in Rußland mehr als vierzig periodiſche Blätter, deren Zahl ſich aber nach und nach um einige vermindert hat. Unter ihnen Allen zeichnet ſich der vom Herrn v. Gretſch herausgegebene Sohn des Vaterlandes aus, der ſelbſt den Claſſen hieſiger Einwohner, die ſonſt nichts leſen, weil ſie nicht leſen können, bekannt iſt, indem ſich ihrer Mehrere oft gemeinſchaftlich einen Vorleſer halten, der ihn ihnen vorlieſet. Herr v. Gretſch iſt ein ſehr geiſtreicher Mann, voll lebendigen Sinnes für alles Gute und Schöne. Er iſt ein faſt enthuſiaſtiſcher Verehrer der ruſſiſchen Sprache und der ruſſiſchen Literatur; ſein Geſchmack iſt durch das Studium der Alten genährt und durch eine genaue

Bekanntſchaft mit der neuen engliſchen, deutſchen und franzöſiſchen Literatur hat er jenen Reichthum der Bildung gewonnen, der ſich an den mannigfaltigſten Formen des Schönen zu erfreuen vermag und vor aller Einſeitigkeit des Urtheils ſchützt. — Eine viel geleſene Zeitung iſt auch die hieſige Kriegszeitung oder der ruſſiſche Invalide, deren Herausgeber, der Staatsrath Pommian Peſarovius, ſich um das Schickſal der Invaliden unvergeßliche Verdienſte erworben hat. Er beſchäftigt ſich jetzt in ſeinen Mußeſtunden mit einer franzöſiſchen Ueberſetzung von Schubert's Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft, von der ich, wenn er ſie dem Publicum mittheilen ſollte, begierig bin, zu erfahren, wie ſie von demſelben aufgefaßt werden wird. Vielleicht überraſcht es Sie, daß ein deutſches Buch, um in Petersburg geleſen zu werden und Eingang zu finden, einer Ueberſetzung in's Franzöſiſche bedarf; allein dies Uebergewicht der franzöſiſchen Sprache iſt hier ſo begründet, daß es ſich auf lange, lange Zeit hin noch erhalten wird, und erhalten muß. Lieber Freund, es iſt hier Vieles ganz anders, als man bei uns glaubt, daß es ſei. So z. B. finden Sie durchaus bei den Ruſſen keine Spur der ganz entſchiedenen Abneigung, die ſich zwiſchen uns und den Franzoſen entwickelt und gebildet hat. Der Franzoſe iſt dem gebildeten Ruſſen noch immer Vorbild aller Lebensklugheit, aller Zierlichkeit und Anmuth des Lebens, und wird es ihm bleiben, ſo lange die Kraft äußerer Bildung ſo mächtig unter den Ruſſen ihren Einfluß behauptet, denn trotz Allem, was deutſche Betriebſamkeit und deutſches Wiſſen für die Bildung Rußlands gethan hat, ſehen ſie in den Deutſchen doch nur Lohnknechte, in den Franzoſen allein ihre Bildner. Nicht blos franzöſiſche Sitten, ſondern auch franzöſiſche Sinnesart iſt ſo tief bei ihnen eingedrungen, daß ſie ſich von ihrer Eigenthümlichkeit nicht mehr ſcheiden läßt und die Deutſchen ſtehen bei den Ruſſen jetzt viel nachtheiliger angeſchrieben, wie die Franzoſen. Mit dieſen ſind ſie quit, ſie haben Krieg mit ihnen geführt, und das iſt Alles; an die Deutſchen dagegen haben ſie, wie ſie glauben, große Anſprüche zu machen, da ſie uns, wie ſie meinen, befreit haben, und die Zeit kommt gewiß, wo es von Deutſchland gefordert werden wird, dieſe Anſprüche anzuerkennen und zu löſen. —

Unter den poetiſchen Erzeugniſſen der ruſſiſchen Literatur findet man viele Ueberſetzungen ausländiſcher Romane. Unſer Lafontaine findet hier auch ein zahlreiches Leſepublicum, das ſeine Werke liebt. Die Romane der Fürſtin Golyzin, geborne Gräfin Schuwalow, zeichnen ſich ſo wenig durch Neuheit als Reichthum der Erfindung aus, wohl aber durch eine reizende Nachläſſigkeit und Natürlichkeit des Styls, der die Grazie der Empfindung nicht abzuſprechen iſt. Schukowsky und Katſchanewsky haben die beſten Ueberſetzungen deutſcher und franzöſiſcher Romane geliefert. Schukowsky, jetzt Lehrer des jungen Großfürſten, iſt der berühmteſte der jetzt lebenden ruſſiſchen Dichter. Er iſt im Jahr 1783 im Gouvernement Tula geboren und in der Penſionsanſtalt der Univerſität zu Moskau erzogen. Früher war er in Militärdienſten; in den Jahren 1808 und 1809 war er der Redacteur des ruſſiſchen Journals: „Der Verkündiger." Jetzt lebt er in völliger Unabhängigkeit in Dorpat, ganz den Wiſſenſchaften und den Muſen, da der Kaiſer Alexander ihm einen Jahrgehalt von 4000 Rubeln angewieſen hat, „nicht blos," wie es in der deßhalb erlaſſenen Ukaſe heißt, „um ihm ſein Wohlwollen zu bezeugen, ſondern auch um ihm die einem ſolchen Dichter geziemende Unabhängigkeit zu ſichern." Schukowsky iſt Kenner der franzöſiſchen Literatur, aber dem edlen Ernſt ſeines Charakters ſagt der Gehalt der deutſchen und der engliſchen Literatur mehr zu. Vorzüglich ſoll er als lyriſcher Dichter ausgezeichneten Werth haben. Eine Epiſtel an den Kaiſer Alexander und dann noch zwei andere Gedichte: „Der Sänger unter den ruſſiſchen Kriegern“ und: „Der Sänger auf den Ruinen des Kremls,“ gelten für ſeine ſchönſten Werke. Er hat viele Gedichte von Schiller und Göthe, z. B. „Kaſſandra,“ „die Ideale,“ „meine Göttin“ u. a. m. überſetzt. — Von Derſchawni, der ſich einen unſterblichen Ruhm erworben und, wie die Ruſſen von ihm rühmen, die durch ihn begeiſterte Nation auf eine höhere Stufe der Cultur geführt hat, iſt der fünfte Band ſeiner Gedichte erſchienen. Gawril Romanowitſch Derſchawni wurde 1743 in Kaſan geboren, wo er auch einen Theil ſeiner Jugendjahre verlebte, doch ſpäterhin den größten Theil ſeines Lebens ſich in Petersburg aufhielt, wenn er gleich in ſeinen letzten Lebensjahren den Sommer auf ſeinem in der Nähe von Nowgorod gelegenen Landgut Swanka zubrachte, wo er auch den 8. Juli 1816 ſtarb. Er ſoll nicht blos ein großer Dichter, ſondern auch ein edler Menſch geweſen ſein, deſſen

Gedichte alle vom Geiſt der reinſten Sittlichkeit beſeelt ſein ſollen. Eines von Derſchawnl's berühmteſten Gedichten iſt ſeine „Ode an Gott," die der Kaiſer von China überſetzen und nebſt dem Original auf ein köſtlich feines Gewebe ſchreiben und an der Wand eines ſeiner Prachtſäle hat aufhängen laſſen.

Leben Sie wohl, theurer Freund, und rechnen Sie mir bei dieſem Briefe den guten Willen, Ihren Wunſch erfüllen zu wollen, immer etwas hoch an, da ich ſo ungern von Dingen ſchreibe, von denen ich nichts verſtehe. Mich intereſſirt der Gang der ruſſiſchen Literatur, wie mich jeder Fortſchritt in der Entwickelungsgeſchichte der Menſchheit intereſſirt und der Umgang mit geſcheidten, unterrichteten und gebildeten Männern hat hier einen doppelten Werth für mich, da mir der Sinn klar wird, in dem man hier das Ziel des Strebens auffaßt, und weiter zu ſtreben ſich müht. Petersburg iſt freilich nicht Rußland und Rußland nicht Petersburg, allein es iſt das Herz des ungeheuren Reiches, das von Schleſien an bis nach Nordamerika ſich erſtreckt und, wie ein Gebild des Steinreichs, nicht durch die innere, friſche, heilige Lebenskraft, ſondern durch Anſätze von außen ſich mehr und mehr vergrößern zu wollen ſcheint. Alexander iſt kein Eroberer und doch haben ſich zwei herrliche Steine, Finnland und Polen, ſeiner Krone eingefügt. — Früher oder ſpäter wird ein Eroberer dieſen Thron beſteigen und wohin, wohin wird ſein mächtiger Adlerflug ſich lenken? —

Dunkelheit verhüllt die Zukunft, aber es ſchlummern grauſige Rieſengebilde in ihrem Schooß. —

Neunter Brief.

An Graf Löwenhjelm.

Sie fragen mich in Ihrem letzten Briefe, mein Freund, ob ich noch nicht in der Eremitage geweſen ſei und wundern ſich, daß ich der dort befindlichen Kunſtſchätze noch mit keinem Worte gegen Sie erwähnt habe. Dies konnte Sie freilich befremden, da Sie es wiſſen, wie freudig und lebendig ich ſonſt, in der Mittheilung deſſen, was ich als ſchön, mit dem Gefühl der Bereicherung meines innern Lebens auffaſſe und anerkenne, bin; allein mein Gemüth iſt ſeit vielen Wochen ſo ſtill in die Wonne dieſes

Anſchauens und Empfindens verſenkt geweſen, daß ich das Wort für den Ausdruck derſelben geſcheut habe, zagend den Zauber dieſer Gewalt des erſten Eindrucks auf mich zu löſen, wenn ich dem reflectirenden und vergleichenden Verſtand, durch das auszuſprechende Wort ſein Amt anzutreten vergönne.

Die Eremitage unterſcheidet ſich von vielen andern Gallerien dadurch, daß ſie zugleich ein Pallaſt iſt, und ſich in ihr vereinigt findet, was ſeit einem Jahrhundert die Prachtliebe der Beherrſcher dieſes Kaiſerreichs an Kunſtſchätzen, Seltenheiten und Prachtgefäßen der edelſten Art geſammelt hat. Man kann in ſeiner Art nichts Schöneres ſehen, als dieſe herrlichen Becken und Vaſen von Porphyr und ſibiriſchem Jaspis, dieſe Säulen von Malachit, dieſe Kryſtall-Gefäße, dieſe Porzellan-Vaſen, dieſe Stickereien, dieſe Elfenbeinarbeiten, dieſe Kronleuchter, dieſe Tiſchaufſätze von Bronze, die man hier in jedem Zimmer findet, doch nie vermag mein Auge auf ihnen zu weilen; ſelbſt die reiche Münzſammlung, die Bibliothek, die Kupferſtiche, der herrliche Schatz von Gemmen und Kameen, ich habe es mir noch nicht abgewinnen können, mit gehöriger Muße, in ruhiger Beſchauung bei ihnen zu verweilen, ob ich gleich nun ſchon ſeit Monaten den größten Theil meiner Morgenſtunden in der Eremitage zubringe, die Gemälde, die Statuen ziehen noch immer zu mächtig meine ganze Seele an ſich und es ſind unausſprechlich glückliche Stunden, die ich ihrem Anſchauen verdanke. In meiner Phantaſie haben ſich viele derſelben ſo mit dem vollen Leben der ſinnlichen Anſchauung eingedrückt, daß ich in ihnen einen Schatz beſitze, der mir nun nie wieder geraubt werden kann, der ſo mein, ſo wahrhaft mein iſt, wie nur irgend etwas, das ich je gedacht und empfunden habe, irgend etwas, das ich liebe. Wie oft habe ich Gott ſchon aus innerſter, tief bewegter Seele gedankt, daß er mir dieſen lebendigen Sinn für das Schöne der Natur und Kunſt gab, in meine Seele eine Empfänglichkeit dafür legte, die es mir möglich macht, in dem Kunſtwerk den erhabenen Gedanken zu empfinden, der aus der Begeiſterung des Künſtlers geboren, die Geſtaltung der Form ſeines Werkes beſeelt! — Wie reichen Erſatz finde ich darin für ſo manche mir auferlegte Entbehrung, für ſo manche herbe, unvergeßlich ſchmerzende Erfahrung! Sie wiſſen es, mein Freund, wie ich es erfahren habe und noch erfahre, was Dulden und Leiden heißt, allein deß Allen ungeachtet glaube ich nicht, daß es ſo leicht auf der Welt ein glücklicheres Geſchöpf geben kann, wie ich es in dieſen ſtillen, einſamen, in der Eremitage verlebten Morgenſtunden bin. Ich bin freilich nichts weniger als eine Kunſtkennerin, ich weiß nichts, was mich berechtigen und veranlaſſen könnte, ein Kunſturtheil auszuſprechen; ich kann nichts, als mich dem Eindruck, den es auf mich macht, ganz unbefangen und ungeſtört hingeben. Dadurch entbehre ich freilich den Genuß, das materielle Gebilde des Künſtlers Zug für Zug würdigen und das Verdienſt der beſiegten Schwierigkeit anerkennen zu können; ich brauche mich nun aber auch um tauſend Dinge nicht zu kümmern, eben weil ich ſie nicht weiß und bin ungeſtört glücklich, wenn ich mit Entzücken, mit unnennbarer Freude, mit aller Seligkeit der erſten, friſchen jugendlichen Begeiſterung vor ſo einem Bilde ſtehen, mich in daſſelbe hineinfühlen kann, bis die ideenreiche Blüthe des Gefühls ſeines Bildners mein iſt, unverlierbar mein. —

Ja, mein Freund, ſo wie ſie ſich hier offenbart, ſo habe ich die Göttlichkeit der Kunſt geahnt, und ſie mit inniger Liebe treu im Herzen getragen. Die gröbern und ſtärkern Züge der Leidenſchaft können in der Darſtellung freilich oft außerordentlichen Effect machen, können aber nie jene hohe und erhabene Schönheit haben, durch die das Kunſtwerk ſo himmliſch auf uns wirkt. Und eben darum preiſe ich den Künſtler vor allen Andern glücklich. Ich kenne faſt keine wehmüthigere Empfindung, als die Theilnahme an dem Kummer des edlen Mannes, der, voll Liebe und Thatenluſt, gebunden durch das äußere Verhältniß, daſteht und nie für die edelſte Leidenſchaft ſeiner Seele, für den Trieb mit Aufopferung und Anſtrengung aller ſeiner Kräfte Bedeutendes für Andere zu wirken und zum Wohl und zur Veredlung der Menſchheit thätig zu ſein, Befriedigung findet. Welch eine göttliche Freiheit iſt dagegen dem Künſtler zum Lebenselement angewieſen! Unabhängig von allen bürgerlichen Verhältniſſen trotzt er der Zeit und beſiegt ſelbſt den Tod, indem ſein Genius ſich in ſeinen Werken ein Denkmal errichtet und in ihnen ſich, ſo wie in ſeinen innerſten und eigenſten Gefühlen, offenbart, daß er, längſt der Erde entſchwunden, noch aus ſeinem Grabe hervor den Schauer zwingt, ihm nachzuempfinden und die Gebilde deſſelben in dem Heiligthum ſeines Herzens neu zu beſeelen!

Man hat kein Verzeichniß von den Gemälden in der Eremitage und ich behalte es mir daher vor, Sie, liebſter Freund, künftig einmal in Begleitung eines Kunſtkenners von Zimmer zu Zimmer zu führen und ihnen zu ſagen, was in jedem derſelben das Berühmteſte und Vorzüglichſte iſt. Heut aber ſollen Sie nur mit mir allein einen Durchflug durch alle die Säle, Gallerien und Zimmer machen, um in die ſogenannte ſpaniſche Gallerie zu kommen, wo wir alle die Schätze finden, die der Kaiſer in Malmaiſon erkauft hat und unter ihnen Vieles, von dem es Sie, den Kunſtfreund, intereſſiren wird zu erfahren, daß es ſeinen Weg hierher gefunden hat. Wir laſſen alſo bei unſerm Eintritt die Raphaels-Gallerie rechts liegen, werfen in den Saal, der zum Theater führt, nur einen Blick auf die dort befindlichen Gemälde von Angelica Kaufmann, die, ohne hohen Werth, doch durch die Seelengrazie ihrer Empfindung anziehen und treten nun links in dieſe unabſehliche Reihe von Prunkgemächern, deren Wände alle von oben bis unten mit Gemälden bedeckt ſind. — Aber ſchon ſehe ich Sie gefeſſelt. — Sie ſtehen vor Guido Reni's ſchlafendem Amor, an deſſen Lager Pſyche tritt; welcher wunderholde Liebreiz der allerſüßeſten Jugendfriſche in dem ſchlummernden Gott! welches zauberiſche Spiel des Lichts! — Es iſt ein Bild, von dem man ſich nicht losreißen kann und doch, doch, wir müſſen eilen, nur einen Blick auf dieſe herrlichen Bilder von van Dyk, vorzüglich auf dieſe beiden kleinen acht- bis neunjährigen Mädchen, Töchter des Lords Wharton, die wie ein weißes, und ein rothes Roſenknöspchen neben einander ſtehen. Ich habe dieſe allerliebſten Kinder ſo innig lieb gewonnen, daß ich ſie in zwei andern Gemälden deſſelben Meiſters wiedergefunden und erkannt zu haben glaube, wo ſie in dem einen in demſelben Anzug, in dem ſie als Kinder gemalt ſind, nun als blühende Jungfrauen neben einander ſtehen und auf dem gegenüber hängenden als ehrſame Frauen beiſammen ſitzen. Mein Liebling, die früher blau gekleidete, iſt aber nun in Trauer und ſieht bleich und verweint aus, während die weißgekleidete mit liebevoller Theilnahme und dem Ausdruck durch ſelbſtbeſtandene Prüfungen gewonnener frommer Ergebung ſie zu tröſten ſcheint. Dieſe einzelnen Momente aus ihrem Leben habe ich mir nun ſchon lange zu einem Ganzen in Verbindung gebracht und ich grüße ſie jedesmal, wenn ich zu ihnen komme, wie Gemälde theurer Freundinnen, mit deren Schmerzen und Freuden mich Liebe und Vertrauen bekannt gemacht haben. — Hier aber, vor dieſen beiden Landſchaften von Rubens laſſen Sie uns weilen. Ich glaube nicht, daß ſie ſchön gemalt ſind, die Farben ſind äußerſt dünn und flüchtig aufgetragen, der Ton hart, aber ſie ſind zart und poetiſch gedacht und das macht ſie mir ſo intereſſant. Die Gallerie beſitzt viele Gemälde von dieſem Meiſter (unter andern ein ſo ſcheußliches, daß mein Blick ſich jedesmal mit Grauen von ſeiner mehr als gemeinen, ſeiner wahrhaft viehiſchen Häßlichkeit abwendet, eine Gruppe von weiblichen Satyrn, die ihre Jungen ſäugen); ich bin auch wohl eher auf ſeine eigenthümlichen Vorzüge aufmerkſam gemacht worden und ehre die Größe dieſes Rieſengeiſtes, der die Natur und das Leben ſo feſt hält, daß man zittert, ihm aus Schwäche Unrecht zu thun; auch ſind hier, vorzüglich unter ſeinen Portraits, mehrere, die mich durch die reiche Wahrheit ihres Lebens und ihrer Charakteriſtik ſehr anziehen; allein eben daher erſcheint mir das Problem ſo intereſſant, wie Rubens, der ohne alle Darſtellung der menſchlichen Geſtalt ſich ſo treu und feſt an die Wirklichkeit hielt, für die Schönheit der Natur einen ſo idylliſchen Sinn haben und die Augenblicke ihrer ſanfteſten Feier ſo zart aufzufaſſen vermochte. Das Kunſtwerk iſt und bleibt doch die äußere Darſtellung eines im Innern gebornen Eindrucks, und wie kann denn die Einheit des Schönheitsſinnes in demſelben Gemüth ſo zur getrennten Zweiheit für die Darſtellung der Natur und des Menſchen werden?

Bei wie vielem Schönen müſſen wir aber unbemerkt vorüber eilen! So z. B. bei Rubens Fußwaſchung mit der daneben hängenden Copie von van Dyk, an dem man ſieht, wie viel das Original verliert, ſelbſt wenn ein Meiſter es copirt, und alle dieſe herrlichen Bilder aus der altitalieniſchen Schule und dieſe Landſchaften von Ruysdal und Mignard's Bild: Alexander und Hephäſtion im Zelt des Darius, und Guido Reni's Verſammlung der Kirchenväter, die über einen Punkt in der Geſchichte der Jungfrau grübeln, und wo einer derſelben ſein Auge hebt und in hoher Verzückung ſie ſelbſt, in aller Glorie ihrer Himmelfahrt, auf Wolken thronend und von den Engeln umgeben, erblickt; ein Bild voll hohen Gedankenreichthums und bei aller Tiefe der Idee ausgeſtattet mit dem Zauber eines frommen innigen Gefühls. — In dieſem Zimmer voll Wouvermann's weilen wir diesmal gar nicht. Es ſind einige auserleſen ſchöne Schlachtſtücke darin, aber dieſe durch den Dampf der Geſchütze hervorſtürzenden Roſſe, dies Gewühl der Kämpfenden, dieſe zerſtückelten Leichname, die man bluten, ja zum Theil noch zucken ſieht, vergegenwärtigen meiner Phantaſie den ſchaudervollen Anblick eines Schlachtfeldes zu lebhaft. Solche Darſtellungen intereſſiren mich nur dann, wenn ſie ſich auf einen geſchichtlichen Moment beziehen und meine Seele durch die Idee eines erhabenen Kampfes für Freiheit, Recht und Vaterland begeiſtern. Aber jede Darſtellung eines Schlachtgewühls ohne ſolche hiſtoriſche Beziehung iſt nur eine Menſchenmetzelei, und wer kann und mag das Gräßlichſte, was man zu denken vermag, Menſchen, ſich einander gleich reißenden Thieren aus Mordluſt zerfleiſchend, dargeſtellt ſehen? Auch in dem nächſten Zimmer weilen wir nur wegen dieſes kleinen allerliebſten, den Kunſtkennern unter dem Namen: der Poſtillion, bekannten Bildes, das an Sauberkeit und Zierlichkeit der Ausführung doch noch von dieſem andern, in dem uns Mieris die Wochenſtube einer vornehmen Holländerin dargeſtellt hat, übertroffen wird. In ſo kleinen Bildern hat die fleißige Sorgſamkeit mit der die Künſtler die kleinſten Einzelnheiten behandelt haben, einen eigenen Reiz für mich, und ſo wenig ich im Grandiſon eine der vielen von den handelnden Perſonen getrunkenen Taſſen Thee miſſen möchte, ſo wenig möchte ich auch irgend ein Detail in dieſen niedlichen Bildern miſſen, die bei aller Kunſt der täuſchendſten Wahrheit doch über das Abſchreiberverdienſt einer knechtiſchen Treue weit erhaben ſind. Auch dieſe niederländiſchen Bauerngelage ſehe ich gern. Sie ſtellen uns freilich nur eine rohe und gemeine, aber doch kräftige Menſchennatur dar, die ſich des Rechts erfreuet, nach der Arbeit des Lebens froh zu werden, was leider ach, ſo Wenigen unverkümmert bleibt, wenngleich jeder Menſch deſſelben theilhaftig ſein ſollte.

Aber höre ich Sie hier fragen, wie kommt dieſe ſteife, häßliche, altmodiſch gekleidete Puppe, und auf dem Tiſch daneben das kleine hölzerne Häuschen hierher? Das letztere iſt ein Modell der von Peter dem Großen in Saardam bewohnten Hütte und dieſe Puppe ſtellt ſeine dortige Wirthin, die zugleich ſeine Köchin war, vor; man hatte Beides in Saardam aufbewahrt und verehrte es dem Kaiſer Alexander, als er in dem letzten Feldzuge dort war, als eine Reliquie zum Andenken ſeines großen Ahnherrn.

Dies iſt van Dyk's Bild. Welch ein heitres, geiſtreiches Leben in dem jugendlich blühenden, anmuthigen Geſicht! Welche gefährliche Luſt flammt in dem hellen Auge, und welch ein Zug von fröhlicher Schalkheit um den Mund! — Nahe dabei hängt Snyders Bild von van Dyk gemalt, und das mit ſolcher Laune, ſolchem Muthwillen, daß man es nicht ohne Lächeln und Ergötzen anſehen kann. Snyders Frau, eine wohlbeleibte Niederländerin, der man es bei all ihrem Phlegma anſieht, daß ſie keine Widerrede gelten läßt, ſobald es ihr beliebt hat, ihren Willen auszuſprechen, ſitzt auf einem Stuhl und hat ihr Kind, ein kleines Mädchen mit rothen, dicken Pausbacken und hellen braunen Augen, auf dem Schooße. Die Mutter iſt keine ſchöne Geſtalt, aber ſie hat das reine Blut, die klare Farbe der Niederländerinnen; das Töchterchen hat eine ſteife Nürnberger Puppe in der Hand, und ſieht mit dem etwas zurückgebogenen Kopf ſich ſeitwärts mit einem höchſt poſſirlichen Ausdruck nach dem Vater um, der mit aller Gelaſſenheit eines unbedeutenden Schafgeſichts, mit gutmüthiger Freude, doch aber auch mit einer gewiſſen Art von ſtiller Verwunderung auf das Kind blickt. Das Leben in dieſem Bilde iſt ſo unübertrefflich wahr, daß man mit einem Blick darauf gleich tief in alle häuslichen Verhältniſſe dieſes Paars blickt, und die Erinnerung daran, wie die an eine Familiengruppe lebender wohlbekannter Menſchen, die man ſo vor ſich geſehen habe, lebendig in uns bleibt. Ich ſehe es nie, ohne mich in die Seele des kleinen Mädchens über alle die ſchönen Früchte zu freuen, die ſie, wenn ſie dem Vater zum Modell gedient hatten, gewiß mit großem Wohlbehagen aufſchmauſete und deren Verſpeiſung ihr Gott auch ſo an Leibesfülle und Derbheit geſegnet hat.

In dieſem Zimmer hängt auch ein Gemälde von Rembrand, das mit zu meinen auserwählten Lieblingsbildern gehört. Ein ſchöner, aber von der Stubenluſt gebleichter Knabe ſitzt an einem Tiſch, einen großen Folianten vor ſich, in dem er geleſen hat, und neben ihm ſteht ein alter Mann, der ihm das Geleſene deutet, und mit ihm darüber redet. Ich kann mich nie losreißen von dieſem Bilde, das mich durch ſeinen ſeelenvollen Ausdruck unwiderſtehlich feſſelt und die wehmüthigſten Empfindungen in mir weckt. Der Knabe iſt ſchön wie ein Engel; ein braunes Auge voll Seele und Liebe; das Haar glatt geſcheitelt; das Gewand herbſtgelb (feuille morte); die Züge idealiſch ſchön; aber man ſieht es, daß der Geiſt dem irdiſchen Leben ſchon zu mächtig geworden iſt und ſeine Sehnſucht nach reinerer Himmelsluft Pſychens Feſſeln zu ſprengen beginnt. Die unvergänglichſte Klage im Herzen des Menſchen wird laut vor dieſem Bilde, von dem ich oft, wenn ich allein in der Eremitage bin, mit naſſem Auge weggehe. Die Sehnſucht kann nicht rührender blicken, das ſtille heimliche Herzensweh nicht geduldiger lächeln, als in dieſem Engelsgeſicht, und durch dieſen ſanft elegiſchen Schleier ſtrahlt doch ſo hell der Reichthum des geiſtigen Lebens, die Freude des Wiſſens, Forſchens, Ergrübelns, die Seligkeit der Ahnungen einer ſchönern Welt, und der Alte daneben. Man gewinnt ihn nicht lieb; allein man erkennt es, wie gelehrt er iſt, und bei all ſeinem Wiſſen, ſo klug, ſo ſchlau, ſo welterfahren, ſo zu Hauſe im Leben, und doch, doch iſt und bleibt Alles, was er zu geben und zu lehren vermag, für dieſen Schüler nur eine Nahrung, bei der er langſam verkümmert.

Jetzt gehen wir durch einen kleinen Gang, in dem die trefflichen Seydelmannſchen Copien in Sepia von Gemälden aus der Dresdner Gallerie hängen, in die franzöſiſche Gallerie. Hier ſind einige ganz vortreffliche Claude Lorraine und Verne's; hier Moſes mit den Geſetztafeln von Champagne, ein mit viel Geiſt und Feuer gemaltes Bild, aus deſſen Augen und Zügen die Strenge des Geſetzgebers, der Muth des Heerführers, die Begeiſterung des Propheten leuchtet. Mild, fromm und ſanft rührend ſpricht uns dagegen Greuze's Bild: der ſterbende Hausvater, an, bekannt unter dem Namen: La piété filiale. Es hat alle Schönheiten des Landprieſters von Wakefield, aber es iſt frommer als dieſer, und ſo einfach rührend wie Grey's Elegie auf einen Dorfkirchhof. — Mehr aber, wie alles Andere, feſſelt mich hier die ſterbende Kleopatra von Mignard, dies brechende Auge, dieſe bleiche Kälte, dieſer Schmerz, dieſer Scheideblick auf das ſchwindende Leben, und doch noch ſo ſchön! noch Königin, Königin der Schönheit, Königin der geiſtigen Allgewalt über den Schmerz der ſterblichen Natur! Je öfter und länger ich das Bild ſehe, deſto ſtärker wird die Gewalt über mich, mit der es mein Herz in tiefer Bewegung durchbebt. Einer meiner hieſigen

Bekannten, der junge Fürſt —z, mit dem ich vor einigen Tagen in der Eremitage war, fragte mich, ob der erſchütternde Eindruck, den es auf mich mache, ein Nachhall der Begeiſterung ſei, mit der ich in einer meiner Erzählungen Kleopatra dargeſtellt habe? Ich konnte ihm Nein antworten. Was ich in meiner Kleopatra zu ſchildern verſuchte: die unwiderſtehliche Gewalt der Frauenſchönheit über jede andere Erdenmacht, hat Mignard nicht darſtellen wollen. Seine Kleopatra erhielt von ſeinem Genius die Verklärung hoher Schönheit; ſie iſt eine königliche Dulderin, die in dieſer Schmerzensſtunde ſich zum fleckenloſen Engel entfaltet, und ſo konnte, ſo durfte ich meine Kleopatra nicht geſtalten; aber gewiß, hätte ich Mignard's Bild früher geſehen, ich hätte jene Idee nicht unter Kleopatra's Namen darzuſtellen verſucht.

Hier, am Ende dieſer Gallerie, müſſen wir umkehren, um in eine andere Gallerie zu gelangen, in der noch eine Abſchrift der von Katharinen der Zweiten für die Geſellſchaften in der Eremitage gegebenen Geſetze aufgehängt iſt, und in der wir zwei Gemälde flüchtig beſehen, die die Vermählung des Doge von Venedig mit dem adriatiſchen Meer verſtellen, und für Campagnella's beſte Arbeiten gehalten werden, um deſto länger vor Mengs berühmtem Gemälde, Perſeus und Andromeda, verweilen zu können. Der Künſtler arbeitete mehrere Jahre daran, ohne mit ſeiner Schöpfung zufrieden zu ſein, und war auch noch Willens, Manches daran von Neuem zu übermalen; allein ſeine Freunde erklärten es für ſo vollendet, daß ihrer Aller Bitte ihn zur Aenderung ſeines Entſchluſſes bewog. Er ſtellte es in Rom aus, und der allgemeine Beifall, den es erhielt, beſtätigte das Urtheil ſeiner Freunde. Es war für den König von Spanien beſtimmt; auf der Seereiſe nach Madrid ward das Schiff von einem Tuneſer gecapert, und dieſer wieder von einem Engländer genommen, der mit ſeiner Beute an der Küſte von Holland ſtrandete, und dies Bild dort an einen Bevollmächtigten der Kaiſerin Katharina verkaufte. Das Bild iſt wunderherrlich gemalt; man kann faſt kein ſchöneres, wärmeres Colorit ſehen; das Leben glüht Einem ordentlich entgegen, wenn man es ſieht; die Zeichnung ſoll nach dem Urtheil der Kenner höchſt correct ſein, kurz, es iſt an Farbe, Zeichnung, Lebenswärme, Licht und Schatten ein Meiſterſtück, aber die Seele fehlt, und es iſt eben ſo kalt und ſchlecht gedacht, als warm und ſchön ausgeführt. Perſeus iſt ein jugendlich blühender kräftiger Jüngling, doch ohne allen Ausdruck von Siegesluſt und Kampfesfreude, und ſein Auge blickt ſo wenig auf das erlegte Ungeheuer, oder auf ſein Roß, als auf ſeine ſchöne Erlöſete, der er nicht einmal hülfreich die Hand reicht, ſondern ſie ganz unbekümmert hinter ſich den Felſen hinabſteigen läßt, ſo bange und ſchüchtern ſie auch die Hand nicht auf ſeinen Arm ſtützt, ſondern nur verzagt die Fingerſpitzen darauf legt. Der Amor, der dem Paare mit ſeiner Fackel vorleuchtet, hat unſtreitig bei einem franzöſiſchen Tanzmeiſter tanzen gelernt, ſo manierirt hebt er den Fuß zu ſeinem Freudenſprung auf. Andromeda iſt unausſprechlich ſüß, zart, aber deſto mehr geht es Einem nah, daß ſie dem da zur Beute zugefallen iſt; denn etwas anders als Beute wird ſie dieſem Perſeus nie werden. Ein anderes Gemälde dieſes Meiſters iſt mir aufgefallen, weil es Apollo, von zehn Muſen umgeben, vorſtellt. Bis jetzt hatte ich immer geglaubt, daß die Dichter allein ſich die Schöpfung der zehnten Muſe und der vierten Grazie vorbehalten hätten; ich ſah nun aber, daß Mengs ſich auch dieſes Rechts bedient hat.

In dieſer Gallerie hängt auch eine ganze Reihe großer Gemälde von Snyders, die in ihrer Art, wie ich glaube, unübertrefflich ſind, von denen mich aber nur die Thierſtücke anziehen. Daß ein Mann mit einer ſolchen Schafkopf-Phyſiognomie, wie Snyders, Obſt, Blumen, Fiſche, Gemüſe und dergleichen mehr, mit ſolcher faſt unglaublichen Vervollkommnung des Mechaniſchen malte, begreiſe ich wohl; aber wie kam er zu dem wilden, kräftigen Leben ſeiner herrlichen Jagdſtücke?

Nun gehen wir durch eine lange Zimmerreihe zurück in die Raphaels-Gallerie, und wider unſern Willen hält uns hier die alberne Geſchmackloſigkeit einiger dort zur Schau geſtellten Bilder auf. Es ſind Geſchenke eines italieniſchen Hofes an den Kaiſer und je öfter ich ſie im Vorbeigehen erblicke, je unbegreiflicher wird es mir, wie man dieſen Nürnberger Tand hierher ſenden konnte. Sie ſehen Grotten, Tempel, Bäume, theils von buntem Papier geſchmacklos ausgeſchnitten, theils von farbigen Steinchen ohne Sinn und Geſchmack zuſammengeſetzt, kleine Springbrunnen mit gläſernen Waſſerſtrahlen und dazwiſchen hölzerne, lackirte Püppchen von widerlicher Häßlichkeit und das Ganze, wie ſchon geſagt, ſo geſchmacklos, als ſei es ein Conditoraufſatz aus Krähwinkel. Die koſtbaren goldenen Rahmen dieſer Bilder machen den Eindruck, den der Putz einer häßlichen Frau macht: ſie verhäßlichen die Bilderchen noch mehr.

Aus der Raphaels-Gallerie treten wir in ein großes Zimmer, an das links und rechts zwei kleinere ſtoßen. In dem Zimmer linker Hand werden mancherlei Merkwürdigkeiten an Juwelen, Perlen, alten ſilbernen Gefäßen u. ſ. w. aufbewahrt, ſo wie auch in ihm eine große Spieluhr in Geſtalt eines goldenen Eichbaums ſteht. Ihnen zeige ich in dieſem Zimmer von allen dieſen Herrlichkeiten nichts, ſondern nur ein von einem gruſiniſchen Fürſten gemaltes allegoriſches Bild, das Alexanders Sieg über mancherlei Gewürm und Ungeziefer vorſtellt, wozu oben im Himmel Katharina und Paul anmuthig muſiciren, und deſſen größte Merkwürdigkeit der Name des Malers iſt, und dann Moreau's Bild, im Tode gemalt.

In dem großen Zimmer hängen lauter Gemälde aus der ſpaniſchen Schule, unter denen einige ganz herrlich ſind. Mich zieht hier beſonders eine Landſchaft von Murillo an, an der die Kenner Vieles tadeln. Es iſt eine kühne, phantaſtiſch wilde Felſengegend, auf dem ſchwindelnd hohen Gipfel der über einander geworfenen Felſentrümmer ſieht man Ruinen und ein ſchmaler, roh in den Felſen gehauener Stufengang verkündet, daß noch zuweilen Menſchen hier wandeln. So oft ich dieſe Landſchaft ſehe, ſo denke ich mir unwillkürlich einen furchtbaren Gewitterabend hinzu, und gewiß, man kann ſie auch nicht ſehen, ohne es zu empfinden, wie der Donner tauſendfach in dieſen Schluchten, dieſen Klüften wiederhallt, die Bergſtröme toſend niederrauſchen, die Bäume ſich vor Sturmesmacht zur Erde beugen, Alles dann in dieſer Gegend Aufruhr und Verheerung und Entſetzen iſt, und nun ein verirrter Reiſender, ein verfolgter Flüchtling, einſam, verlaſſen und bedroht von der Natur und den Menſchen, ſinkt er ermattet und hoffnungslos nieder; da erſcheint ihm ein Schutzengel, ein frommer Einſiedler, den die Liebe des Erbarmens in dieſer Nacht des Entſetzens hinaustreibt, den Verirrten zu ſuchen; er findet den Flüchtling, führt ihn in ſeine Hütte, erkennt in ihm den Mann, der früher das Glück ſeines Lebens mordete, ſeinen einzigen Sohn, von ihm um Glück und Ehre betrogen, verzweifelnd in's Grab ſtieß, und dadurch der Mutter das Herz brach. Alle

Regungen des Haſſes, alle Flammen der Rachluſt erwachen in der Bruſt des Einſiedlers; aber die alles Irdiſche überwindende Macht des Glaubens ſiegt, und er kniet vor dem Mörder, ihm die wunden Füße zu waſchen, und ihm in frommer Demuth zu dienen. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie es kommt, daß mir dies Bild immer dieſe Scene in wirklich wunderbarem Leben ſo vorführt, als dämmere ſie mir bei ſeinem Anblick aus den matt erloſchenen Kinderjahren wieder auf; aber Sie werden begreifen, daß es mich dadurch feſſelt. Rechts vom Eingange hängen in dieſem Zimmer auch einige Gemälde von Velasquez, in denen ſo viel Großheit und adeliges Weſen iſt, daß man die Würde der ſpaniſchen Grandezza ganz darin erkennt. Auch Lopez de Vega's Bild, von Triſtan gemalt, hat mich ſehr angezogen. Es iſt ein bedeutendes Geſicht voll Geiſt und Feſtigkeit, mit dem Ausdruck eingeernteten Ideenreichthums und dabei doch Züge dichteriſcher Beweglichkeit und feurig überſtrömender Geiſtesfülle, die ſich ihrer genialiſchen Freiheit in dem lebendigen Gefühl aller ihrer Kräfte bewußt iſt. Nun ſtehen wir aber vor Murillo's Meiſterwerk, die Himmelfahrt der Madonna. Dieſe Maria iſt nicht die hohe erhabene Königin des Himmels, die, eine Welt verlaſſend, der ſie in ihrer Heiligkeit nicht angehörte, den ihr gebührenden Thron endlich einnimmt; nein, ach nein, dieſe Maria iſt wahrhaft menſchlich ſchön! — ſie hat geliebt, ſie hat gelitten, der Kampf iſt geendet und in unausſprechlicher Wonne ſchwebt ſie empor, von Engeln getragen, die ſie mit himmliſcher Liebe anblicken und begrüßen. Es iſt ein herrliches Gemälde! Das Colorit lichtumfloſſen, Maria's blauer Mantel verdichteter Aether und kein irdiſcher Kleidungsſtoff mehr; das weiße Unterkleid gewebtes Waſſer, und dieſe Maria ſelbſt ſo leicht ſchwebend, ſo voll Liebe und Wonne, voll himmliſch ſüßen Friedens, daß man es Seele und Herz durchdringen fühlt, in welcher himmliſchen Unſchuld und Reinheit dieſe Verklärte auferſtanden iſt. — Und doch führe ich Sie von ihr weg zu einem mir noch lieberen Kleinod, einer andern Madonna deſſelben Künſtlers, die das ſchlafende Jeſuskind zwei kleinen Engeln zeigt, und vor deren Heiligkeit man unwillkürlich in frommer Andacht die Knie beugt. — Lichtreine Heiterkeit des Herzens, demüthiges Bewußtſein ihrer hohen Würde, Himmelsunſchuld, und eine ganz unausſprechlich ſelige Liebe leuchten aus dieſen Zügen, wie mein Herz und mein Auge noch nie den Engelsglanz einer ſchönen Seele verkörpert ſchaute. — Wie zart hebt ſie die Hand, eine ſtörende Fliege zu verſcheuchen, die das ſchlafende Kind umſumſet! wie ſelig iſt ſie in ſeinem Anſchauen! und nun dieſe beiden kleinen ſüßen Kinderengel! wie lauſchen ſie in Unſchuld und Anbetung dem Schlummer des Kindes, das zu erhaben iſt, ihr Geſpiele zu ſein, und doch ſterblich iſt! O vermöchte ich es doch auszuſprechen, wie von dieſem Gemälde, gleichwie aus einem friſchen, lebendigen Quell, Liebe und Anbetung in das Herz ſtrömen, und die Seele ſtill und fromm beglückt in ſeinem Anſchauen wird, und man in dem herrlichſten Gefühl der edelſten Würde der Menſchennatur und des himmliſchen Urſprungs des Menſchengeiſtes von dannen geht, und ſtill in ſich geſammelt und verſenkt, das Himmelsbild im Herzen wie in einem ihm geweiheten Altar, zu bewahren ſtrebt.

Gibt es denn noch auf Erden eine reinere Wonne als dieſe Vereinigung aller unſerer Gefühle zum ſüßeſten Frieden, zur lauterſten Ruhe, dieſe ungeſtörte Sammlung des Gemüths in einem großen Gedanken, einer tiefen, reichen Empfindung? In jeder leidenſchaftlichen Spannung des Gemüths wird das Licht zur Flamme, die, um zu läutern, verzehren muß. Ach, warum lernt man es erſt ſo ſpät erkennen, daß nur Ruhe das Element des ſchönſten Lebens iſt!

Auffallend ſind mir auch noch in dieſem Zimmer die vielen Gemälde von ſpaniſchen Künſtlern, auf denen das Jeſuskind, ſtatt von der Madonna, von Joſeph begleitet iſt. So in einem Gemälde von Murillo, wo Joſeph, in der Linken einen großen weißen Lilienſtrauß haltend, an der Rechten das Kind führt, und mit ernſt verſtändigem und gütevollem Geſicht ſorgſam auf den Weg blickt, den es wandeln ſoll; und noch ein anderes von demſelben Künſtler, wo er das vor ihm ſtehende Kind umfaßt, und noch ein anderes von Juan Escalanta, wo Joſeph das Kind trägt, und noch ein anderes, wo er den Schlaf deſſelben bewacht und in ſeinen Zügen die Stille der Menſchen um ein ſchlafendes Kind mit dem Ausdruck ehrfurchtsvoller Liebe herrlich vereint iſt. Iſt der Ernſt des Spaniers vielleicht mehr geeignet, in der Maria die Himmelskönigin zu verehren und darzuſtellen, als dieſe unnennbare Süßigkeit der holdſeligſten jungfräulichen Mutterliebe, die

die Madonna aus der italieniſchen Schule verklärt?

Wir treten jetzt in das letzte Zimmer dieſer Reihe, und gleich am Eingang bleiben wir vor einem Gemälde von Cignali ſtehen, das uns die Familie Tobias darſtellt, wie ſie bei ſeiner Rückkehr von der Reiſe ſeinem Begleiter reiche Geſchenke zum Lohn bietet. Die Mutter und die junge Frau im Hintergrunde ſind unbedeutende Geſtalten; kräftig tritt dagegen der Alte vor, in deſſen Zügen man es lieſet, wie herzlich er den Fremden zur Annahme der Geſchenke zu bereden wünſcht, und wie innig und liebevoll er ſich ihm verpflichtet fühlt. Der Sohn iſt zu knabenhaft dargeſtellt; er iſt vor dem Gefährten knieend niedergeſunken, der in dieſem Moment, zum Engel verklärt, in hoher Schönheit daſteht, ein Himmelsbewohner, dem keine irdiſche Gaben zu lohnen vermögen. Dieſer Engel iſt ſehr ſchön; aber es erſcheint mir faſt als eine nicht zu löſende Aufgabe, einen Engel ſo zu malen, daß er ſo wenig Kind, als Jüngling, ſondern wirklich Engel iſt. Ich habe wenigſtens, meiner Empfindung nach, dieſe Aufgabe noch nie genügend gelöſet gefunden, ſo himmliſch ſchöne Kinder ich auch oft, mit Flügelchen an den Schultern dargeſtellt geſehen habe. Dieſe Kindergeſtalt widerſpricht dem Begriff über uns erhabner Weſen; es ſind chriſtliche Amorinen und nichts weiter, und ſtellt man ſie anders dar, ſo iſt es ſchwer, die Engelreinheit ihres Weſens, ihre ewige Heiterkeit, ihren Lichtglanz der Unſchuld mit der Sonnenkraft ihres Genius zu paaren, vor der der erhabenſte Menſchengeiſt im kühnſten Flug ſeiner Idee zum Kindergeiſte wird. In dieſem Zimmer ſind auch die vier Tageszeiten von Claude Lorraine, den deutſchen Kunſtfreunden um ſo lieber und bekannter, da ſie eine Zierde der Caſſelſchen Gallerie waren, bis Napoleon ſie dem Kurfürſten raubte und ſie der Kaiſerin Joſephine ſchenkte, von deren Erben ſie mit allen andern in dieſem Zimmer befindlichen Kunſtſchätzen der Kaiſer Alexander kaufte, obgleich der Kurfürſt ſein ihm geraubtes Eigenthum reclamirte, wie man ſagt. Unſer Landsmann, Carl von Kügelgen, von deſſen herrlichen Gemälden ich es mir vorbehalte, mit Ihnen in einem andern Briefe zu reden, da ſie nicht in der Eremitage, ſondern in den ven dem Kaiſer bewohnten Zimmern des Schloſſes auf Kamini-Oſtrow hängen, zeichnet ſie jetzt für Holderwang, und wir können von zwei ſo trefflichen Künſtlern nur etwas ausgezeichnet Vortreffliches erwarten. Kügelgen's Zeichnungen, die ich hier geſehen habe, übertreffen nach dem Urtheil aller Kenner, denen ſie hier zu Geſicht gekommen ſind, noch die Erwartung, die man nicht blos von ſeinem Kunſttalent, das ihm unter den erſten Landſchaftsmalern aller Zeiten einen ſo ehrenvollen Rang anweiſet, ſondern auch von ſeiner innigen Liebe und Befreundung zu und mit Claude Lorraine hegen durfte. Hier iſt auch eine Venus von Titian, der Liebesgötter den Spiegel vorhalten; hier von Teniers die Antwerper Schützenproceſſion, hier von Nicolaus Berghem Maria's Beſuch bei Eliſabeth, hier Rubens Abnahme vom Kreuz und gleich daneben Rembrand's Behandlung deſſelben Gegenſtandes, ein unübertreffliches Meiſterſtück des wundervollſten Lichteffects. Ich ärgere mich oft über mich ſelbſt, daß es durch dies Spiel von Licht und Dunkel ſolchen mächtigen Eindruck zu machen vermag; aber es iſt doch ſo. Ungeachtet der Häßlichkeit aller Figuren, und daß die ohnmächtig hinſinkende Maria ein gemeines altes Weib iſt, und nichts weiter, kehrt man doch immer zu dem Bilde zurück, und fühlt ſich durch daſſelbe feſtgehalten.

Jetzt kommen wir zu zwei Gemälden, denen ich manche heitere Stunde verdanke, und die mir je öfterer, daß ich ſie ſehe, je lieber werden und mich durch die Entdeckung neuer Schönheiten feſſeln. Das erſte iſt: Potter's Gericht der Thiere über die Menſchen, und das zweite ſeine berühmte, unter einem ſehr unäſthetiſchen Namen bekannte Landſchaft. Das erſtere iſt eine ſo humoriſtiſche Darſtellung, daß man es nicht ſehen kann, ohne ihm eine Stimmung luſtiger Heiterkeit abzugewinnen. Es iſt eine Zuſammenſetzung vieler kleinen, äußerſt ſorgſam und zierlich ausgeführten Bilder, die zuſammen einen Thierroman bilden. Gleich oben, linker Hand des Beſchauers, ſehen wir den heiligen Hubertus vor einem Hirſch knieend niederſinken, der das Kreuz auf dem Haupte trägt; in der nächſten Abtheilung Potter ſelbſt in Begleitung ſeines Hundes von der Jagd zurückkommen, einen todten Haſen in der Hand, und daneben Diana, von ihren Nymphen umgeben, nebſt dem unberufenen Lauſcher Aktäon, deſſen Haupte das Hirſchgeweih ſchon entſproſſen iſt. Dieſe Nymphengruppe iſt nicht von Potter ſelbſt, ſondern von Pölenburg äußerſt ſorgſam und nett gemalt. Die Einfaſſung an den drei andern Seiten beſteht aus lauter kleinen Jagdſtücken, Darſtellungen, wie grauſam der Menſch in Luft und Waſſer, unter und auf der Erde die armen Thiere verfolgt und hetzt. Den Mittelgrund des Gemäldes nimmt in zwei gleich großen Darſtellungen nun die Abbildung des Strafgerichts ein, das die Thiere über den Menſchen halten. In der obern ſitzt der Löwe als König, umgeben von dem Elephanten, dem Ochſen und dem Tiger, zu Gericht; dem Fuchs iſt die Rolle des Secretairs übertragen und viele andere Thiere ſtehen als Kläger, Zeugen und Zuſchauer umher. Der Bär bringt den armſeligſten aller armen Sünder, den er, auf den Hinterpfoten gehend, mit der einen Vordertatze beim Schopf gepackt hält, und ihn ſo vor ſich hertreibt; zwei wilde Schweine bringen die Mitſchuldigen deſſelben, eine Kuppel Hunde, herbei gezerrt, während das Pferd an einen Baum gebunden, bäumend und wiehernd, ſeine Freiheit zurückzufordern ſcheint. In der untern Abtheilung wird nun das Strafgericht vollzogen. Zwei Hunde ſind ſchon gehängt, zwei andere ſtehen noch trübſelig unter dem Baum und der Affe weiſet ſie mit neckender Poſſirlichkeit auf jene Vorgänger hin; der Menſch wird lebendig gebraten; die Bären drehen den Spieß, ein Affe begießt den Braten, der Elephant trägt noch mehr

Holz herbei, und während die andern Großwürdenträger des Reichs dem Schauſpiel mit gehöriger Grandezza zuſehen, äußert ſich die Freude des Volkes in tauſend luſtigen Sprüngen und Stellungen. Als der Bajazzo deſſelben erſcheint hier der Ziegenbock mit einem gewaltigen Freudenſprung. Das Ganze iſt voll unnachahmlicher Laune und kleiner ſatyriſcher Züge. — Mich hat dies Bild lebhaft an den Eſelsroman unſers lieben herrlichen Vaters Tiſchbein erinnert, der in ſeiner Zuſammenſetzung und Darſtellung gleichfalls einen Schatz echter Genialität und dem Thierleben abgelauſchter Züge enthält, und wohl verdiente, in einem größeren Kreiſe, als der der Freunde und Beſucher des trefflichen Künſtlers zur Anſchauung gebracht zu werden; allein Tiſchbein lebt ja noch, und welchem deutſchen Künſtler ward je lebend volle Würdigung und Anerkennung ſeines Werthes?

Das zweite Gemälde iſt für mich kein Gemälde mehr, ſondern es hat den vollen Zauber der lebenden Natur ſelbſt für mich erhalten. Ich habe hier in Petersburg noch nichts ſo vermißt, als den ſtillen wohlthuenden Einfluß der Natur auf das Gemüth, einigermaßen wird er mir durch den Zauber dieſes Bildes erſetzt, und mit immer größerem

Entzücken, weile ich davor, ſo oft ich in der Eremitage bin, was oft Wochen lang täglich der Fall iſt. Die erſten Male, daß ich es ſah, hat es mich als Kunſtwerk beſchäftigt und entzückt; jetzt iſt es dies aber nicht mehr für mich. Ich ſehe dieſe Blätter und Blüthenfülle, dieſe friſche Waldesnacht voll Vogelgeſang und erquickenden Schattens wahrhaft vor mir, ich fühle dieſen ſommerlichen, balſamiſchen Luftſtrom, und dieſer lichte, maigrüne Teppich, dieſe ſonnenhelle Ferne, dieſer ſchattige Gang, ich begrüße ſie wie meine Heimath und mein Herz ſchlägt ſchneller in Vorempfindung der Wonne, mit der ich, bei der Rückkehr nach Deutſchland wieder vaterländiſche Luft athmen werde. Und dieſe bunte Viehheerde, dieſe Menſchen, dieſe lebendige Geſchäftigkeit, dieſe bis zur lebendigſten Empfindung ſich ſteigernde Anſchauung, die es Einem unbegreiflich macht, daß das nicht Alles durch einander rennt und ſpringt und blökt und bellt, gewiß, wer dies Stück nicht geſehen hat, kann es ſich nicht als möglich denken, daß die Kunſt das zu leiſten vermag, was Potter in dieſem Stück erreicht hat.

Aber, o mein Freund, werde ich es auch nur verſuchen dürfen, Ihnen die reine klare Tiefe des

Eindrucks ſchildern zu wollen, die Canova's Meiſterwerke auf mich gemacht haben, von denen ſeine Terpſichore, ſein Paris, Amor und Pſyche und ſeine Hebe in dieſen beiden letzterwähnten Zimmern ſtehen? Dieſe Himmelsgebilde ſind für irdiſche, ſterbliche Naturen zu rein, zu wunderbar, ſie ſind göttlich. Wie aus der Raupenhülle des Erdendaſeins losgewunden, ſchweben ſie in ätheriſchen Umriſſen vor uns, wir ſehen, wir fühlen es, wie nicht irdiſches Blut, ſondern ein reinerer Ichorſtrom in ewig junger Lebenskraft ihre Adern durchwallt. Die kühne, wahrhaft erhabene Schöpfung des Menſchengeiſtes, das Ideal einer über die wirkliche Schönheit hinausreichenden Schönheit ſteht in ſeltener himmliſcher Natur ſichtbar vor uns und mit freudigem Erſtaunen durchblitzt uns der Gedanke, daß es Menſchengeiſt, Menſchenhand war, die ſie bildete. Terpſichore iſt reizend, Paris ſchön; aber Hebe und Amor und Pſyche ſind göttlich. Hebe, jugendlich wie Morgenroth, zart wie der erſte Seufzer der Liebe in der Bruſt frommer Unſchuld und friſch, wie eine halbaufgeblühte im Perlenglanz des Morgenthaues duftende Roſe, iſt der Inbegriff aller ſüßen Lieblichkeit, mit der zum Ideal verklärt die ſchönſte Blüthe der weiblichen Anmuth gedacht werden kann, und dieſe Pſyche! — O nicht blos ſo ſelig wie ſie, auch ſo ſanft trauernd kann man gewiß auch im Himmel einſt ſein! Eine namenloſe Wonne der Wehmuth durchſchimmert den Schleier dieſer Geſtalt, die einmal erblickt, ſich unſerm Herzen unvergänglich eindrückt, und dieſer Amor, ja, das iſt wahrhaft der Götterjüngling, der mit Pſychen ſich vermählte, die ſtille Zärtlichkeit der reinſten Sehnſucht iſt der Ausdruck dieſes Umfaſſens, keine Spur von Trug und Schalkheit, ſondern nur die Grazie der Jugend in einer Geſtalt, in der die Gottheit wie in einer Blume aufgeblüht iſt.

Leben Sie wohl! Was könnte ich Ihnen heute auch noch weiter ſchreiben!

Zehnter Brief.

An Frau Minna Bertheau.

Du wünſcheſt zu erfahren, liebe Minna, wie mich der Ton der hieſigen geſellſchaftlichen Zirkel, und dieſe ſelbſt anſprechen; ich fürchte aber, daß ich Deinen Wunſch nur ſehr ungenügend werde befriedigen können, da ich Dir wenig zu erzählen weiß, was von der auch bei uns herrſchenden großſtädtiſchen geſelligen Weiſe abweicht, indem die geſelligen Freuden aller großen Zirkel ihren gemeinſchaftlichen Urſprung, Langeweile und Sucht zu glänzen, nicht verläugnen können. Von den hieſigen vornehmen ruſſiſchen Familien kenne ich zu wenige, um mir von einzelnen Beobachtungen eine Anwendung auf das Allgemeine erlauben zu dürfen. Doch darf ich das wohl ſagen, daß ich die Männer dieſes Standes hier in der Regel gebildeter finde, als die Frauen, was in Petersburg in andern Zirkeln wieder gar nicht der Fall iſt. Die Ungezwungenheit der ruſſiſchen Damen hat für ein deutſches weibliches Gemüth etwas Unangenehmes; dazu kommt noch das aſiatiſche far niente; doch kann ich mir, wie ſchon geſagt, von dieſen Beobachtungen durchaus keine Anwendung auf das Allgemeine erlauben. Angenehm dagegen iſt die Leichtigkeit und Zutraulichkeit, die den geſellſchaftlichen Ton vornehmer ruſſiſcher Frauen ſehr vortheilhaft auszeichnet und alle Steifheit aus ihrem Zirkel verbannt. Von ſehr günſtigem Einfluß auf den geſellſchaftlichen Ton der höheren Stände muß natürlich im Lauf ſo vieler Jahre die Perſönlichkeit der Kaiſerin Mutter geweſen ſein, die ohne Thron und Diadem allenthalben den Ruhm der liebenswürdigſten und geiſtreichſten Frau behaupten würde, und deren Unterhaltung ein ganz eigenthümlicher Zauber der Anmuth und des Geiſtes beſeelen ſoll.

Die in Petersburg einheimiſche Gaſtfreiheit iſt weltbekannt und rühmenswerth; allein ſie iſt hier auch ein nothwendiges Erforderniß zur Geſelligkeit, da Petersburg den Fremden durchaus keines der Hülfsmittel der Unterhaltung gewährt, die man in Deutſchland und Frankreich in jeder Mittelſtadt findet. Es gibt hier keine Kaffeehäuſer, keine Caſino's, keine Leſecabinette, keine Muſeen. Im ruſſiſchen Theater, wo faſt alle Logen und Sitze abonnirt ſind, hält es für Fremde ſchwer, einen Platz zu bekommen. Das deutſche iſt weniger als mittelmäßig. Concerte dürfen außer der Faſtenzeit nicht gegeben werden, und ſo würde der Fremde hier ſehr übel daran ſein, wenn die Gaſtfreiheit der Einwohner nicht Erſatz für den Mangel ſo vieler Annehmlichkeiten des großſtädtiſchen Lebens böte.

Sowohl in Petersburg ſelbſt, als auch im Auslande, haben die Zirkel der hier wohnenden Deutſchen und überhaupt der fremden Banquiers und Kaufleute den Ruf, daß ſie die angenehmſten ſind, die man hier findet. In wie ſern ein Fremder ſich nun durch dieſe Geſellſchaften angezogen und in ihnen Erholung, Zerſtreuung und Vergnügen finden kann, hängt natürlich von ihm ſelbſt und der Richtung ſeines Geſchmackes ab. Faſt in allen dieſen Häuſern wird vortrefflich gegeſſen und getrunken, und laß es uns immer geſtehen, liebſte Minna, es gibt auch in Deutſchland Städte, in deren glänzendſten Zirkeln dies, mit Hintanſetzung des geiſtigen Intereſſes, das die Zuſammenkünfte gebildeter Menſchen beleben ſollte, die Hauptſache iſt. Ich habe das Glück gebabt, hier mehrere durch Geiſt, Talent und Gemüth gleich ausgezeichnete Menſchen kennen zu lernen, deren Andenken gewiß zeitlebens eine der liebſten Freuden meiner Erinnerung bleiben wird; ich lebe hier in dem Zirkel meiner Freunde unvergeßlich ſchöne Stunden und erfreue mich oft an ſo witzigen, geiſt- und gehaltvollen Unterhaltungen, daß der Reichthum derſelben für viele Tage ausreichen könnte, ſie intereſſant zu machen; allein in den größeren Geſellſchaften verlieren ſich die Einzelnen unter der Menge, und der mechaniſche Lebensſchlendrian beherrſcht Alle mit ſeinem bleiernen Scepter. Auch würde es ſchwer werden, hier ein Intereſſe aufzufinden, deſſen Gemeinſchaftlichkeit es eignete, der Unterhaltung in größeren Zirkeln Leben zu geben. Vom Theater redet man nie — ich habe ſeiner wenigſtens in keiner Geſellſchaft je erwähnen hören — von der Muſik eben ſo wenig; von der Literatur? die kennt man nicht; von der Politik? erſtlich iſt das hier ein leer gebroſchnes Thema, zweitens iſt man furchtſam, und dann hat der Austauſch der Ideen über dieſen Punkt nur dann Leben und geiſtigen Gehalt, wenn das Intereſſe dafür ſich zu allgemeinen Anſichten, zur Größe des Weltblicks und der Vaterlandsliebe erhebt, nicht aber, wenn er ſich in der kleinlichen Beſchränkung einer mercantiliſchen Speculation verliert. Welches Element einer leichten angenehmen Unterhaltung bleibt aber noch, wo kein Intereſſe für einen der genannten Gegenſtände anſpricht, für dieſe großen glänzenden Zirkel übrig? — Wie ſchon geſagt, man iſt und trinkt und langweilt ſich übrigens mit gehörigem Anſtand. Geiſtreiche Menſchen gleichen in ſolchen Geſellſchaften den Inſtrumenten, die, nur als Hausrath betrachtet, ihren Platz im Zimmer erhalten, weil die kunſtgeübte Hand fehlt, welche die in ihnen ſchlummernde Harmonie zu wecken vermöchte.

Willſt Du nun aber noch genauer wiſſen, wie man es anfängt, ſich hier die Zeit zu vertreiben, ſo muß ich Dir erſt von den Spatzierfahrten erzählen, die mit zur Tagesordnung für die ſchöne Welt gehören, die ſich von ein bis drei Uhr in der Perſpective und auf dem Boulevard zuſammen findet. Gewöhnlich fährt man vom Iſaaksplatz an die Perſpective hinunter, dann an der Fontanka hinauf bis an den Newa-Quai, dem Marmorſchloß und dem Winterpallaſt vorbei, nach dem engliſchen Quai, die Galeerenſtraße hinauf, nach dem Boulevard. Auf dieſem Wege ſiehſt Du täglich die ganze Petersburger ſchöne Welt verſammelt und die Damen in höchſt möglicher Eleganz, die den hier geltenden Modegeſetzen nach abwechſelnder iſt, als bei uns, wo man z. B. in den Wintermonaten im Tragen des Sammets und des Atlaſſes keinen Unterſchied macht, da hier im Gegentheil jeder Monat ſeinen Stoff fordert. Erſt z. B. einen Sammethut, dann einen von Atlas, dann von Gros de Naples, dann von Florence und dann erſt im Anfang Juni erſcheinen die Strohhüte. Daſſelbe Geſetz des Wechſels in gehöriger Stufenfolge gilt für den Stoff des Oberrockes, da man, wenn es nicht gar zu kalt iſt, ſeinen Fuchspelz beim Ausſteigen im Wazen oder Schlitten läßt, und die Alleen der Perſpective oder des Boulevard zu Fuß durchgeht, wo man dann immer viele ſeiner Bekannten trifft, die Neuigkeiten des Tages erzählen hört, die Modenmagazine, die Buchläden, die Kupferſtich- und Gemäldehändler beſucht oder auch wohl bei einem Schweizer eintritt, um Chocolade zu trinken. Dieſe Spatzierfahrten haben für mich viel Angenehmes. Petersburg iſt an einem ſonnenhellen Wintertag viel ſchöner als im Sommer. Die Sonnenſtrahlen haben einen hochrothen Glanz; der ſtrahlend weiße Schnee erhebt die Azurbläue dieſes ganz dunſtfreien Luftkreiſes, den man wie hohe, reine Bergluft einathmet, und vorzüglich ſind in dieſer Jahreszeit die Nächte ſchön. Die Sterne funkeln hier viel glanzvoller; der Mond ſtrahlt milde, aber in klarerer Feierlichkeit, und ich freue mich häufig in Geſellſchaft auf die lange, einſame Zuhauſefahrt, wo ich den Zauber dieſer Schönheit oft bis zur Begeiſterung lebhaft empfinde. Am Tage macht die ſchneebedeckte Eisfläche der Newa gegen die dunklen Felſenmauern der Feſtung einen pittoresken Abſtich, der dadurch noch erhöht wird, daß die vielen Rennbahnen und Fahrwege hin und her mit grünen Bäumen ausgeſteckt und mit kryſtallhellen, aus dem Eis des Fluſſes gehauenen Pfeilern verziert ſind, ſo daß den ganzen Weg entlang, immer zwiſchen zwei grünen Tannenbäumen, ein ſolcher runder Eispfeiler ſteht. Gegen drei Uhr fährt man zu Hauſe, macht oder empfängt nun noch einige Beſuche, und dann zieht man ſich an, um Glock fünf zu einem Diner zu fahren, von dem man erſt um acht Uhr wieder aufſteht und nach dem Kaffee ſich zum Spieltiſch ſetzt. Doch ſind es immer größtentheils nur Männer, die dieſen Zeitvertreib erwählen; Frauen ſpielen ſelten und gewöhnlich dient ihnen die Muſik zum Lückenbüßer der ſtockenden Unterhaltung. Faſt immer findet man auch ein für Schachſpieler beſtimmtes Zimmer, und in der Regel geſelle ich mich zu dieſen, da es für meine Geſundheit zu angreifend iſt, den ganzen Abend dem Geſpräch zu widmen. Sehr viel angenehmer als ein ſolches Diner finde ich die Soirées, von denen dieſen Winter die Sonntags- und Montags-Geſellſchaften im Sch — und Kr — Hauſe die glänzendſten und angenehmſten ſind. Die Familie S. habe ich Dir, liebſte Minna, ſchon öfter genannt und mein Genius konnte nicht freundlicher für mich ſorgen, als daß er mich bei meiner Abreiſe aus Deutſchland zur Reiſegefährtin dieſer vortrefflichen, durch Geiſt, Bildung und Charakter gleich ausgezeichneten Menſchen machte, deren Umgang und Freundſchaft ich entſchieden als die beſte Freude meines hieſigen Lebens mit inniger Dankbarkeit und Liebe achte. Die Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit, ſo wie die Talente der beiden Frauen dieſes Hauſes, beſeelen den Zirkel, der ſich bei ihnen verſammelt, und in dem Geiſt und ungezwungener Frohſinn herrſchen. Vorzüglich glänzend und zahlreich ſind die Abendgeſellſchaften, die ſich alle Montage im Hauſe des Herrn Krauſe verſammeln, und als deren vornehmſte Zierde doch immer die glänzend geiſtreiche und dabei eben ſo angenehme als achtungswerthe Frau des Hauſes allgemein anerkannt wird. In beiden Häuſern trifft man die meiſten der hier anweſenden Geſandten, alle ausgezeichnete Fremde und noch mehr Einheimiſche, ſowohl Ruſſen, als hier angeſiedelte Ausländer. An ſolchen Abenden wird getanzt, muſicirt, declamirt, Komödie geſpielt, Sprichwörter aufgeführt, lebende

Gemälde dargeſtellt, kurz Alles comme chez nous. Gegen drei Uhr des Morgens geht man zu Tiſche, ſo wie man auch erſt um zehn bis eilf Uhr in dieſe Geſellſchaften fährt. Privatbälle und Maskeraden ſind hier häufig, die ſowohl in ruſſiſchen, als in deutſchen Häuſern gegeben werden; auch haben die deutſchen Kaufleute für ſich öffentliche Bälle eingerichtet, die recht hübſch ſind. Jeder Herr zahlt fünf und ſiebenzig Rubel Eintrittsgeld, wofür er das Recht hat, zwei Damen hinzuführen, und zugleich Erfriſchungen gegeben werden. Das Abendeſſen wird aber beſonders bezahlt. Das Local dazu iſt ein eigens dazu erbauter Saal, La belle Alliance genannt, der mit den Wappen und den Namenszügen der vier Helden, Blücher, Schwarzenberg, Wellington und Barclay de Tolly, verziert iſt.

Von den bis jetzt im Laufe dieſes Winters gegebenen Concerten kann ich Dir, liebſte Minna, nicht viel Herrliches erzählen. Den Anfang machte ein von Herrn Satzenhoven, Mitgliede des hieſigen deutſchen Theaters, im philharmoniſchen Saal gegebenes Freimaurerconcert. Die Zuhörer waren lauter Freimaurer, und die Componiſten, deren Werke man zum Vortrag gewählt hatte, ſo wie die Muſiker desgleichen. Ausgezeichnet ſchön wurde ein Sextett von Beethoven vorgetragen, in welchem mich das zarte und ausdrucksvolle Spiel des Violiniſten Böhm entzückte. Hierauf folgten ſechs Liebhaber-Concerte, die ein deutſcher, beim ruſſiſchen Theater angeſtellter Muſiker, Herr Streblow, gemeinſchaftlich mit einem Herrn Troja in dem Saal der Petriſchule gab. Von dieſen Concerten möchte ich Dir recht viel Gutes ſagen können, weil ich mich dort einige Mal ganz vorzüglich gut amüſirt habe; auch waren ſie als Uebungsſtunden für die daran theilnehmenden Muſikliebhaber gar nicht zu verachten; allein es waltete ein eigener Unglücksſtern darüber. Unglücklicherweiſe nahm die Polizei von dieſen unſchuldigen Vorübungen Kunde, und ohne, daß ich habe erfragen können, warum? fand ſie Behagen daran, an einem dieſer Concertabende die Lichter im Saal auszulöſchen, die Thüren zu verſchließen und uns Alle, Muſiker ſowohl als Zuhörer, zu Hauſe zu ſchicken. Die Wagen und Schlitten waren zum Theil fortgefahren, die Bedienten mit ihnen; nun gab das einen großen Tumult; ein Theil der Verſammlung brummte, ein anderer lachte, und Alle ſchienen keine Luſt zum Wiederkommen zu haben. Von einem in den hieſigen Zeitungen angekündigten Concert, in dem ſich fünf und dreißig Künſtler auf achtzig neuerfundenen Inſtrumenten hören laſſen ſollten, habe ich nichts als eben dieſe Ankündigung vernommen, und von einem andern, das Herr Profeſſor Poubleau gab, ſage ich Dir nichts, weil Du Dich gewiß noch ſeiner und des von ihm erfundenen Inſtruments, Orcheſtrino, von Hamburg her erinnerſt, wo er im Frühling zugleich mit Signora Catalani war, die auf ihrer beiderſeitigen Reiſe durch Deutſchland, ſchon an mehreren Orten mit ihm zuſammengetroffen, und ihm dadurch den Ertrag der von ihm angekündigten Concerte ganz verkümmert hatte, weil Jedermann es vorzog, ſie zu hören. Auch haſt Du wahrſcheinlich die originelle Art noch nicht vergeſſen, mit der er ſich darüber tröſtete, indem er zu Herrn von St. ſagte: „Elle fait mon malheur, mais pourtant il y a de quoi se consoler, car sa voix est vraiment un monstre de beauté.“ — Es iſt aber für den Freund der Muſik und der Kunſt ein Verluſt, der eben jenes Zuſammentreffens wegen es vernachläſſigt hat, dies Inſtrument kennen zu lernen, deſſen Erfinder, nach dem Urtheil der Kenner, ein ſchweres Problem ſehr glücklich gelöſet hat, indem er einem Pianoforte einen Bogen beifügte, der durch den linken Fuß in Bewegung geſetzt wird, während der rechte auf einem Pedale ruht, durch welches man die Töne ſtärken oder ſchwächen kann, und der den Ton der Violine, der Bratſche, des Violoncello und des Contrabaſſes vollkommen nachahmt. Man kann die Töne nach Belieben aushalten, ſie anſchwellen und auch ſtufenweiſe und allmählig wieder verhallen laſſen. Kenner rühmen an dieſem Inſtrument vorzüglich die Genauigkeit des Staccato.

Einen ſehr hohen Genuß hat es mir gewährt, Field und Steibelt einige Mal in Privatgeſellſchaften gehört zu haben. Steibelt's Spiel iſt glänzend und meiſterhaft; allein meinem Gefühle nach habe ich nie einen genialiſchern Clavierſpieler gehört, als Field. Unter den Dilettanten trifft man hier oft eine Kunſtfertigkeit, die allen Glanz und allen Werth der Virtuoſität hat. Nie werde ich unter andern den reinen Silberklang der Stimme der Baronin K., einer jungen liebenswürdigen Liefländerin, vergeſſen, die, eine Schülerin der Mara, ſich ganz den herrlichen Vortrag ihres Vorbildes zu eigen gemacht hat. — Ach, wo ich auch künftig lebe, den Zirkel ihrer hieſigen Verwandten, in dem es mir ſo oft vergönnt wird, ſie zu hören, kann und werde ich nie vergeſſen, nie es ohne Wehmuth empfinden, daß ich durch das Wiſſen von ſo viel Güte, ſo viel Trefflichkeit jetzt nur beglückt und bereichert werde, um einſt den Schmerz der Trennung und des Verluſtes deſto tiefer und unvergänglicher zu empfinden.

Das deutſche Theater iſt ſo mittelmäßig, daß es Einem ordentlich ein Troſt werden könnte, wenn man es durchaus und entſchieden ſchlecht nennen dürfte, was doch aber nicht der Fall iſt. Von all den Anſprüchen indeſſen, zu denen ſich der Kunſtfreund in einer Stadt, wie Petersburg, berechtigt glauben darf, befriedigt es keinen. Ich will nicht einmal von dem häufig in's Lächerliche fallenden Verſtoße gegen das Coſtüm reden, nicht von den zu dem Schauplatz des Stückes oft abenteuerlich abſtechenden Decorationen, ſondern nur von den Darſtellungen ſelbſt, in ſofern dieſe als Kunſtleiſtungen betrachtet werden müſſen. Die Opern behaupten vor den andern Vorſtellungen den Vorzug, und dieſen verdanken ſie den Talenten zweier Sängerinnen, der Madame Lindenſtein, geb. Brückl, und der Madame Fierſen, vom Münchner Theater, wie es heißt, die hier kürzlich mit großem Beifall debütirt hat. Madame Lindenſtein iſt eine ſehr glänzende Bravourſängerin und eine brave Schauſpielerin. Von den übrigen weiblichen Mitgliedern der Geſellſchaft ſind einige gleichfalls nicht ohne Talent. Madame Gebhard z. B. iſt eine ſehr angenehme Erſcheinung auf dieſer Bühne, von der es ſchwer zu begreifen iſt, wie ſie, in ſolcher Umgebung, und da ſie, wie man mir geſagt hat, nie Gelegenheit gefunden hat, ihr Talent in einer guten Schule auszubilden, ſo viel Kunſt und Seele in ihre Darſtellungen zu legen vermag. Ihr Organ iſt ſanft und lieblich, aber nicht rein ausgebildet; ihre Geſtalt, wenn gleich nicht mehr jugendlich, doch noch immer ſchlank und edel; ihr Spiel wahr und gefühlvoll. Störend iſt oft die in's Groteske fallende Geſchmackloſigkeit ihres Anzugs und überhaupt die Vernachläſſigung ihrer äußern Erſcheinung, für deren Verſchönerung die Kunſt ſo viele Hülfsmittel darbietet, die die Schauſpielerin kennen und anwenden ſoll. Sie ſteht aber in Hinſicht ihrer Kunſtleiſtungen auf dieſer Bühne auch ganz vereinzelt da, wenn ich Madame Satzenhoven ausnehme, die in naiven, muntern Rollen nicht ohne Anlagen zu einer brauchbaren Schauſpielerin erſcheint. Man erwartet jetzt aber eine Demoiſelle Müller aus Wien, von der man ſich viel verſpricht. — Herr Lindenſtein iſt ein guter Komiker, ſeine Uebertreibungen lege ich dem Publicum, dem ſie gefallen, zur Laſt und nicht ihm. „Aber Herr Gebhard,“ höre ich Dich fragen, „Herr Gebhard, der in einigen unſrer deutſchen Zeitſchriften wie ein zweiter Iffland ausposaunt wird, dieſen erwähnſt Du nicht?“ — Ja, liebſte Minna, ich könnte Dir freilich erzählen, mit welchem Kraftaufwand, welcher Energie er in den von ihm ſehr geliebten Heldenrollen auftritt, und wie er jedesmal nach ſolcher Vorſtellung herausgerufen wird; freilich ertönen die Stimmen, die ſeine Erſcheinung fordern, nie aus den Logen, nie aus dem Parterre; aber vielleicht tönen ſie eben deßhalb um ſo viel lauter, ſo laut, daß ſie in jenen deutſchen Zeitungen ihren Wiederhall finden. Auch iſt Herr Gebhard, wie ich mit Beſtimmtheit weiß, oft ſelbſt Verfaſſer jener lobpreiſenden Berichte von dem hieſigen Theater in deutſchen Zeitſchriften. Herr Gebhard iſt aber nicht blos Schauſpieler, er iſt auch Schauſpieldichter, und es ſind während meines Hierſeins ſchon zwei neue Stücke von ihm gegeben worden. Das eine, „Die

Helden der neuen Zeit," ein großes romantiſches Stück mit Chören, Tänzen und Gefechten, kündigte eine hier erſcheinende Zeitung mit einiger Abkürzung an, nämlich als „ein Schauſpiel mit mancherlei Spektakel." Uebrigens iſt dieſe neue Zeit ſchon einige Jahrhunderte alt, da das Stück auf Haiti zur Zeit der Entdeckung von Amerika ſpielt. Ich kenne von den ſchriftſtelleriſchen Producten des Herrn Gebhard bis jetzt noch nichts, als ein von ihm vor zwei Jahren herausgegebenes Taſchenbuch für Theaterfreunde, in dem mir nichts beſſer gefallen hat, als die zum Theil von unbekannt gebliebenen Verfaſſern herrührenden Lobgedichte an und auf den Herausgeber, aus deren Einem ich Dir folgende Stelle zur Probe herſetze, die bei weitem nicht die ausgezeichnetſte an kühner Genialität iſt,

Aber nun rollet
Auf zu dem Himmel die leinene Wolke, es leuchtet der Kunſtſtern!
Macbeth! — Künſtler! Tyrann! Du Ungeheuer! mein Gebhard!
Fliehe, du ſchrecklicher Geiſt, Chamäleon, ſchillernde Larve!
Denn es brütet im Buſen ein Gott dir neben dem Fürſten der Hölle!

Siehſt Du, ſo erhaben ſchön beſingt man Herrn Gebhard in Nord-Rom, wie er Petersburg nennt.

Das ruſſiſche Theater iſt für mich im eigentlichſten Sinne des Wortes nur Schauſpiel, weil ich die Sprache nicht verſtehe. Ich wähle mir daher zum Beſuch deſſelben faſt immer ſolche Tage, da man Ueberſetzungen mir bekannter Schauſpiele gibt, und da habe ich gefunden, daß die ruſſiſchen Schauſpieler, vorzüglich im Komiſchen, etwas ſtärker und greller auftragen, als die deutſchen. Die Decorationen und die Garderobe ſind gut; mit dem Coſtüm wird es aber auch nicht genau genommen. Das Orcheſter iſt vortrefflich, die Sänger ſind gut, aber der glänzendſte Theil dieſes Theaters ſind die Ballette. Der Eintrittspreis iſt dieſen Winter im ruſſiſchen Theater erhöht; dazu kommt, daß alle Logen bis auf drei abonnirt ſind, was es für Fremde ſchwierig macht, eine zu erhalten, wenn man nicht Connexionen hat, die Einem dazu behülflich ſind. Bei beiden Theatern wird aber mit den Billetten ein ſolcher Handel getrieben, daß Fremde bei einer irgend beſuchten Vorſtellung oft mehr als das Doppelte des Preiſes zahlen müſſen.

Eilfter Brief.

An meinen Bruder.

Geſtern kam ich um Mitternacht von Waſſili-Oſtrow zurück, wo ich den Tag bei unſerm Freund L. zugebracht und mich in dem Andenken und dem Geſpräche an und von unſern Lieben in Deutſchland ſehr glücklich gefühlt hatte. Es war ein herrlicher Anblick, als ich in der winterlichen Sternennacht die Ufer des Fluſſes auf beiden Seiten, ſo weit das Auge reichte, erleuchtet ſah, das kaiſerliche Winterſchloß in ſeiner Rieſengröße als ungeheure Maſſe vortrat, und dazwiſchen nun die Eisdecke des mächtigen Stroms — keine ebene Eisfläche, ſondern im Gewühl tobender Fluth, wie vom Hauch der Allmacht plötzlich erſtarrt? — In dieſem Erſtarren, eine Folge des Treibeiſes, liegt etwas furchtbar Großes; ich habe die Oſtſee als unabſehbare Eisfläche geſehen, aber die Newa iſt, ehe die Schneedecke ſie ebnet, erhabener. So wie ich über den Strom fuhr, ſah ich die Statue Peters des Großen auf dem Iſaaksplatz vor mir. Es war ein leichter

Schnee gefallen, der ihre dunkle Geſtalt hob; ich ließ den Kutſcher langſam um ſie herum fahren und dann halten; da kamen ernſte, hohe Gedanken zu meiner Seele, und dieſe fordere ich dem Kunſtwerk ab; ich will es ſehen, will es nicht beleben, ſondern es ſoll ſelbſt zu mir reden, ſoll Funken in meiner Seele anſchlagen, daß ich empfinde, es iſt reicheres, veredelteres Leben, was ich ihm verdanke.

Dieſe Statue iſt eines jener Kunſtwerke, deren Anblick nicht wie ein Blitz in unſre Seele ſchlägt, ſondern bei dem der überlegende und reflectirende Verſtand der Empfindung zu Hülfe kommen muß, wenn ſie von der Größe des Unternehmens und dem Verdienſt der beſiegten Schwierigkeit ſich bewunderungsvoll ergriffen fühlen ſoll. Als ich das erſte Mal, an einem blitzend hellen Sommertag von Waſſili-Oſtrow kommend, über den Iſaaksplatz fuhr, neigte ich mich unwillkürlich vor der Erſcheinung des Schöpfers aller dieſer Wunder, der, mit der rechten Hand auf die herrliche Newa, die Admiralität und den Winterpallaſt deutend, dem Schauenden im erhabenen Gefühl der Herrſcherwürde und Schöpfergröße zuzurufen ſcheint: „Das iſt mein Werk!“ — Späterhin habe ich oft bei dem Bilde verweilt und es mir überlegt, daß es Menſchenhände waren, die dieſen vier Millionen Pfund ſchweren Granitblock zwölf Werſte weit, aus Finnlands Felſenwüſten, hierher auf dieſen Platz zu zaubern vermochten! — Damals war dieſer Granitblock ein und zwanzig Fuß hoch, ein und zwanzig Fuß breit und drei und achtzig Fuß lang, und eine ſolche Maſſe verſtand man, auf ungebahnten Wegen hierher zu ſchaffen! Man ſtaunt, aber man zürnt auch dem Künſtler, der, wie man ſagt, um die Bewunderung des Schauens allein an ſein Werk zu feſſeln, den herrlichen Granitblock ſo meißeln und zerſtückeln ließ, daß man am Ende wieder ein Stückchen Felſen anſetzen mußte, damit er die Statue zu tragen vermöge. Wild, ungemodelt, rauh, felſenartig hätte der Block bleiben müſſen, wenn das Ganze ſeine volle Wirkung hätte thun ſollen. Auch die Schlange, welche das edle, feurige Roß mit ſeinem Huf zertritt, ſieht zu kleinlich, zu ſehr wie ein Gewürm aus. Jetzt iſt der Block noch drei und funfzig Fuß lang, ein und zwanzig Fuß breit und ſiebenzehn Fuß hoch. Die Statue und das Pferd, das den Helden trägt, wiegen vier und vierzigtauſend ein und vierzig Pfund, und um das Gleichgewicht für das auf den Hinterfüßen ſich zum kühnen Sprung erhebende Roß herzuſtellen, ſind dieſe und der Schweif deſſelben mit zehntauſend Pfund Eiſen gefüllt. Ein Frauenzimmer, Demoiſelle Callot, hat den Kopf des Herrſchers modellirt. Es iſt ein herrliches Werk, und ſoll, wie man behauptet, vor allen Werken in Erz den Preis verdienen. Wenige wiſſen aber vielleicht, wie vortrefflich Falconet mit dieſem herriſchen Flug ſeines Genius auch die Anmuth und Lieblichkeit der Grazie zu verbinden wußte. In den Bibliothekzimmern der Eremitage, im untern Stock, ſteht das Modell einer Gruppe des Pygmalion und ſeiner Galathee von ihm, der man wohl neben den geprieſenſten Meiſterwerken Canova's den Preis der Holdſeligkeit und der Anmuth, wie der zarteſten und ſeelenvollſten Empfindung zuerkennen dürfte. Dies Werk der ſüßeſten Liebesſchwärmerei iſt, im Großen, bis zum Gräuel häßlich ausgeführt, in demſelben Zimmer zu ſehen.

Ich habe hier noch einen Augenzeugen des Feſtes getroffen, mit dem Katharina die Zweite die Vollendung des Werkes feierte. Es war am 7. Auguſt 1782. Eine unermeßliche Volksmenge hatte ſich verſammelt; alles Militär der Reſidenz parabirte, und als Katharina, umgeben von ihrer Familie und den Großen des Reichs, in aller Glanzpracht ihres Hofes erſchien, ſank die Hülle, die bis zu dieſem Augenblicke das Denkmal jedem Auge verborgen hatte, und wie aus der Erde hervorgeſtiegen ſchien der erhabene Stifter dieſes Reichs ſie, ſein Volk und ſeine Stadt zu begrüßen. Mit Thränen im Auge neigte ſich, im kaiſerlichen Purpurmantel, die Krone auf dem Haupte, die große Frau tief und ehrfurchtsvoll vor ihm, und in demſelben Augenblick ertönte die militäriſche Muſik aller Regimenter, die Kanonen der Feſtung donnerten und das Jubelgeſchrei der verſammelten Menge feierte ihn, ſie und dieſen Augenblick.

Den 16. Mai 1803 feierte der Kaiſer Alexander auf dieſem Platz das Secularfeſt der Gründung Petersburgs. Die Stadt ließ eine goldene Medaille zum Andenken dieſer Feier ſchlagen, mit dem Bildniß Peters des Großen, eines Abriſſes der von ihm 1703 erbauten Stadt und einer Abbildung, wie ſie 1803 war. Alexander befahl, dieſe Medaille nach der Feſtungskirche zu bringen, und ſie auf das glanzloſe Grab ſeines Ahnherrn niederzulegen. An dieſem Feſttage lag, dem Monumente gerade gegenüber, auf der Newa ein ruſſiſches Linienſchiff vor Anker, auf deſſen Verdeck die kleine Barke ſtand, die noch unter dem Namen der Großmama der ruſſiſchen Flotte aufbewahrt wird, weil ſie Petern gehörte und ihm dazu diente, ſeine angeborne Scheu und Angſt vor dem Element des Waſſers beſiegen zu lernen, und ſo in ihm den Gedanken zur Reife brachte, ſich eine Marine erſchaffen zu wollen. Man hatte vier hundertjährige Greiſe zu ihrer Ehrenwache aufgeſtellt. Am Abend war die ganze Stadt erleuchtet; vorzüglich Peters Pallaſt im Sommergarten und ſein kleines Haus jenſeits der Newa.

Zwölfter Brief.

An Frau Eliſe Schleiden.

Januar 1817.

Heute, meine Eliſe, wird mir ein Genuß, der mir in Petersburg noch nicht zu Theil geworden iſt, der, einen Tag ganz einſam und ungeſtört mir ſelbſt und dem Andenken meiner Lieben leben zu können.

Ich bin ſeit einigen Wochen nicht gerade bettlägerig krank, aber doch ſo unwohl, daß ich nicht in Geſellſchaften erſcheinen kann, und dieſe Stille thut mir ſehr wohl. Ach, könnte ich mich auf eine Stunde nur zu Dir hinzaubern! — Ich habe ſeit meinem letzten Briefe viel gelitten und wohl mit das Herbſte erduldet, was mir in meinem Leben auferlegt worden iſt, ertragen zu müſſen. Mein Geiſt iſt klar geblieben; aber meine Geſundheit hat ſehr gelitten, und mir iſt oft, als ſei es Todesmattigkeit, was mich ſo lähmt. Gewiß aber, ich werde hier nicht ſterben, ich kann es nicht in dieſem fremden Lande. Mein Leben iſt mit ſeinem innerſten und tiefſten Sein an Deutſchland gebunden; ich werde noch wieder vaterländiſche Luft athmen, ich werde Dich noch wiederſehen.

Bei tiefem Schmerz iſt mir aber auch viel Gutes und Liebes in dieſer Zeit widerfahren. Ich kann nie dankbar genug gegen Gott ſein, daß er mich des Glückes würdigt, ſo viel edle, treffliche Menſchen zu finden und in ihrer Liebe, ihrer Theilnahme mir den Troſt ſchenkt, deſſen man, todeswund und todesmatt, wie ich es bin, bedarf, um die Verpflichtung, leben zu müſſen, nicht als eine für unſre Kraft zu ſchwere Prüfung zu empfinden. An meinem Geburtstage haſt Du meiner gedacht, Du Liebe, ich weiß es, und ich möchte ſagen, ich habe es empfunden. Auch hier iſt er von denen, die daran Theil nahmen, mit einer Liebe gefeiert, die mich eben ſo überraſchte, als ſie mich rührte und beglückte. Mein Leben, Eliſe, wird künftig immer ein getheiltes bleiben; denn, auch zu Euch zurückgekehrt und im Kreiſe meiner vaterländiſchen Lieben lebend, werde ich nie ohne Wehmuth, nie ohne Sehnſucht die Trennung von den Freunden empfinden, die ſich hier ſo heilige und unvergängliche Rechte auf meine innigſte Hochachtung und Liebe erworben haben.

Den 12. December, als am Geburtstag des Kaiſers, war bei Hofe Ball paré und Souper, wo ich zum erſten Mal den hieſigen Hof in vollem Glanze ſah. Er hätte mich vielleicht geblendet und auf jeden Fall wohl lebendigeren Eindruck auf mich gemacht, wenn ich nicht zu ernſt und wehmüthig geſtimmt geweſen wäre, um mich dem Zauber dieſes glanzvollen Anblicks unbefangen hingeben zu können. Ich mußte immer an die junge Kaiſerin, an dieſen Engel der reinſten Güte, der fleckenloſeſten Tugend denken, die den Tag vorher ihre Pflegetochter, eine kleine Fürſtin Golizyn, durch den Tod verloren hatte, und nun einſam in ihren Zimmern trauerte. — — O Eliſe, wie verbleicht aller Glanz der irdiſchen Hoheit, wenn er dem ſchönſten und reinſten Herzen keine Schutzwehr gegen den tiefſten Schmerz zu gewähren vermag!

Nie iſt mir der Kaiſer ſo als Ideal fürſtlicher Hoheit, männlicher Anmuth und ritterlicher Sittigkeit erſchienen, als in dem Augenblick, wo er, die Kaiſerin Mutter an der Hand, aus den innern Gemächern in den Tanzſaal trat und den verſammelten Hof begrüßte. Alle Büſten und Gemälde, die ich in Deutſchland, und auch hier von ihm geſehen habe, ſind ihm nur den Zügen, aber durchaus nicht dem Geiſt und dem Ausdruck nach ähnlich, da er um den Mund keinesweges den weichlichen, faſt weibiſch weichen und lächelnden Zug hat, den ſie ihm Alle geben. Es ſchwebt freilich eine ganz eigne, milde Anmuth um ſeine Lippen, vorzüglich wenn er heiter und freundlich ſpricht; aber der herrſchende Ausdruck in ſeinem Geſicht iſt ſtiller

Ernſt, und auf der Stirn leuchtet ein Herrſcherwille, und zwiſchen den Augen hat ſich ein Zug gebildet, der es verräth, wie zornig ſie blicken können. Doch dünkt mich, daß die Würde und die Anmuth in ſeiner Erſcheinung in ihm entſchieden mehr dem Mann als der Repräſentation des Kaiſers angehört. — Er war auch an dieſem Abend, wie gewöhnlich, ſehr einfach gekleidet. In der Regel trägt er kein Ordensband und keine Stickerei, ſondern ganz einfache Uniform. Seine Lebensweiſe iſt mäßig, ſeine Tagesordnung ſtreng arbeitſam. Man ſieht ihn hier täglich auf den Spaziergängen ganz ohne Gefolge, kein Adjutant, kein Kammerherr, nicht einmal ein Diener begleitet ihn. Doch ſchleichen immer ſo unbemerkt als möglich einige Polizeidiener in ſeiner Nähe herum. Eben ſo fährt er auch in ſeiner Droſchke, oder in ſeinem Schlitten ohne alle weitere Begleitung umher; es darf ſich ihm aber Keiner nähern, Niemand ihm eine Bittſchrift überreichen. Es iſt eine Commiſſion niedergeſetzt, an welche alle Bittſchriften und Briefe an den Kaiſer eingeſandt werden müſſen; unmittelbar gibt es indeſſen keinen Weg, ſich an den menſchenfreundlichſten aller Monarchen wenden zu können. Es muß ſo ſein, ſonſt ſtürzte der Monarch gewiß dieſe Scheidewand zwiſchen ſich und ſeinen Unterthanen, zwiſchen der Macht und dem Unglück, zwiſchen dem Vater und ſeinen Kindern nieder! — Alle einkommende Bittſchriften ſelbſt zu leſen, jedem Hülfeflehenden Rede zu ſtehen und ihn zu hören, würde eine Zeit erfodern, die der Stellvertreter der Gottheit auf Erden für ſo viele Millionen Unterthanen nicht erübrigen kann, nicht von ſeinen übrigen Regierungsgeſchäften erübrigen darf; aber eben darum iſt es ein furchtbar ernſter Beruf, Herrſcher eines ſo großen Reiches zu ſein, daß der flüchtigſte Eilbote mehrere Monate bedarf, um den in der Hauptſtadt ausgeſprochenen Befehl des Herrſchers an den Grenzen bekannt zu machen.

Von dem Glanz des Hofes, von dem Reichthum an Juweelen, von der Schönheit der hier verſammelten Frauen ſage ich Dir nichts. Auffallend war der Anblick der gruſiniſchen und tatariſchen Fürſtinnen und Herren in ihrer Nationalkleidung. Poſſirlich kamen mir vorzüglich die Männer vor in ihren gelben Pantoffeln, grünen Kaftanen, die gerade wie Schlafröcke ausſehen, darüber nun die breiten rothen und blauen Ordensbänder und ihre Mützen auf dem Kopf. Die Helle von ſiebenzehntauſend Wachskerzen überſtrahlte in dem ganz weißen Saal die Tageshelle des Sonnenlichts. Die Erfriſchungen wurden größtentheils von volksthümlich gekleideten Mohren umhergegeben. Die Muſik war vortrefflich; die Muſiker alle gewaltig hoch friſirt und ſchneeweiß gepudert. Wie zahlreich das Orcheſter beſetzt war, magſt Du daraus abnehmen, daß allein vierzig Violinen da waren. Aber nun der Ball ſelbſt — Himmel wie langweilig! — Es wird hier auf dieſen Hofbällen nichts getanzt als Polonaiſen, die keine Abwechſelung haben, als daß man den Saal rundum geht; wobei man, wenn es lange dauert, herzlich müde wird, und nun der Kaiſer, der nach Rang und Würde mit allen alten Damen tanzen mußte, ſo daß ich wohl behaupten möchte, ſeine jüngſte Tänzerin habe wenigſtens ſchon ein halbes Jahrhundert erlebt gehabt, und die Anzahl derer, mit denen er tanzen mußte, war ſo groß, daß er, ob er gleich mit jeder nur einmal den Saal herum ging, doch drei Stunden lang unaufhörlich ſo die Runde ging, wobei er jedoch ſtets beſliſſen ſchien, ſeine jedesmalige Dame verbindlich zu unterhalten.

Sehr ſchön ſah es aber aus, wie er mit der Kaiſerin Mutter, die in einer faſt feenhaften Juweelenpracht ſtrahlte, und neben den jüngſten Frauen noch blühend erſchien, den Ball eröffnete, und die beiden hohen Geſtalten, wie geborne Herrſcher, in aller Würde fürſtlicher Hoheit neben einander wandelten, und ſie ſich nach geendigtem Tanz nun ſo tief und ehrerbietig vor ihrem Sohn und Kaiſer neigte, als er ihr die Hand und ſie ihm, nach ruſſiſcher Sitte, die Wange küßte.

Gegen eilf Uhr ging es zu Tiſch. Der Marmorſaal, in dem an ſechzehn Tiſchen für tauſend Perſonen gedeckt war, erſchien beim erſten Anblick wie der Hain der Hesperiden, da ihn ganze Bosquets der ſchönſten Orangeriebäume ſchmückten. Der Kaiſer und die Kaiſerin ſetzten ſich nicht, ſondern gingen während der Mahlzeit umher, wobei vorzüglich die Kaiſerin Mutter mit einer, wie mir ſchien, unwiderſtehlich bezaubernden Freundlichkeit mit vielen der anweſenden Damen und Herren ſprach, denen ſie nie aufzuſtehen erlaubte, wenn ſie hinter ihren Stuhl trat und, die Arme darauf lehnend, ſie anredete.

Die Feiertage war ich krank, durfte in keine große Geſellſchaft gehen und fuhr daher beide Tage des Morgens ſpazieren, einen Tag nach der Feſtung, um dort in der Kirche die Gräber der kaiſerlichen Herrſcher zu ſehen, und den zweiten nach Alexander-Newsky, um dort mit gehöriger Muße den Schatz von marmornen Denkmälern zu muſtern, den hier die Pracht der ruſſiſchen Großen aufgehäuft hat. Kein Anblick kann die Vergänglichkeit und Nichtigkeit aller Erdengröße, alles äußern irdiſchen Herrſcherglanzes eindringlicher verkündigen, als der dieſer glanzloſen Gräber, mit ihren faſt zu Fetzen gewordenen Decken. Ich ſtand lange an Peters Grab, noch länger am Grabe Katharinens der Großen, neben der ihr Gemahl Peter der Dritte ruht — hier ſo friedlich neben einander, was im Leben ſo feindlich geſchieden wurde! — Es iſt bekannt, daß Paul den Leichnam ſeines Vaters gleich nach ſeiner Thronbeſteigung aus dem Alexander-Newskiſchen Kloſter abholen und ihn vier und dreißig Jahre nach ſeinem Tode noch krönen ließ, worauf er neben der Leiche Katharinens zur Schau ausgeſtellt wurde! — Ein Eilbote brachte dem Fürſten Orlow mit der Nachricht von Katharinens Tode den Befehl, vor dem neuen Herrſcher, dem Sohn Peters des Dritten, zu erſcheinen. Der Kaiſer ging mit ihm bei ſeiner Ankunft zu der Leiche ſeines Vaters und fragte ihn, ob er ſie kenne? — Welch ein Moment für einen künftigen Tragödiendichter, dem dieſe Begebenheiten ſo ferne ſtehen, daß die Dichtkunſt ſie ſich zum Stoff für ihre Gebilde wählen darf! — Orlow erhielt die Ehrenwache an Peters Katafalk, deſſen Sarkophag mit dem Tag ſeiner Geburt — den 10. Februar 1728 — nur den Tag verkündet, an welchem er hier mit ſeiner Gemahlin beigeſetzt worden iſt, nämlich den 18. December 1796, ſo daß ein mit der Geſchichte Unbekannter glauben muß, beide Gatten haben gemeinſchaftlich regiert und ſeien an einem Tage geſtorben, wie an einem Tage begraben. — Die Zeit iſt noch nicht da, wo die Geſchichte ein ganz klares Urtheil über Katharinen fällen kann. Den Keim, den Peter pflanzte, hat ſie mit Treibhauskraft entfaltet, und nie hat eine Frau ſchlauer und despotiſcher geherrſcht wie ſie, da ſie Männermuth und Weiberliſt in ſich vereinigte. Aber auch des Unheils Samen hat ſie viel ausgeſtreut, und ach, dieſer wuchert eben ſo leicht und ſchnell, wie des Guten Keim Schutz und Pflege bedarf, um zu gedeihen!

Wer kann ohne tiefen Ernſt an Pauls Grabe weilen? Er war ein Hieroglyphe der Menſchennatur, eine Hieroglyphe ſeiner Zeit, aber ein herzloſer Tyrann war er nicht. Friede ſei mit ſeinem Andenken.

Die Nothwendigkeit hat Räthſel, vor deren furchtbarer, unausweichlicher Gewalt der Geiſt in finſtere Grauſen erſchaudert, das Herz erſtarrt; doch mag der Menſch weinen und bluten, ihr eiſernes Geſetz erzwingt Gehorſam; weh aber denen, deren heiligſte und reinſte Gefühle ſie ſich zum Opfer ihrer furchtbaren Gewalt wählt!

Erſchüttert und bewegt kam ich zu Hauſe; — dunkle Schickſalsbilder zogen mir vorüber, und ich blieb den ganzen Tag ernſter als gewöhnlich geſtimmt. Am andern Morgen hing der Himmel trübe, ſchwer und grau auf die Erde nieder; ich fuhr nach Alexander-Newsky. Der Gottesdienſt war ſchon geendet und die Kirche leer. Ich weilte nicht lange bei Manchem, was ſich der Kirchendiener beeiferte, mir zu zeigen, wohl aber vor den lebensgroßen Bildniſſen Peters des Großen und ſeiner Gemahlin Katharina der Erſten. Peters Rieſenkraft war es, die ſein Volk gewaltſam aus ſeiner Bahn hinaus in die Ellipſe der andern europäiſchen, ihm bis dahin fremd gebliebenen Völker warf. Das Volk ſelbſt hatte die ganze neugierige Begehrlichkeit der Kindlichkeit, die ganze friſche Genußempfänglichkeit unverdorbener Jugendnatur; wie eines Raubes bemächtigte es ſich nun des Luxus, der Künſte, der Erfindungen, die andere Völker auf dem langſamen Gang der Verſuche und Erfahrungen gefunden hatten; ſo ward die Richtung, die die geiſtigen Anlagen des Ruſſen nehmen, faſt nur durch die Entwickelung ihres Nachahmungstriebes beſtimmt, und dadurch die ſelbſtkräftige Entfaltung höherer Geiſteskräfte gehemmt. Ohne die Laufbahn zu durchwandeln, die den Naturgeſetzen nach ihre Kräfte ſtärken und entwickeln ſollte, gelang es ihnen, ſich mit voreiliger Gier den Preis des Ziels als Beute zuzueignen. Der Punkt der Gleichheit, auf dem die Ruſſen mit den andern europäiſchen Nationen zu ſtehen vermeinen, ſoll, nach dem Urtheil tiefblickender Männer, nur Schein ſein, und trotz des milden Genius, an deſſen Herz die Vorſehung dies ungeheure Reich legte, muß man fürchten, daß ſie früher oder ſpäter, zum Unheil des übrigen Europa's, ſich und der Nemeſis die Unnatur ihrer Bildung werden abbüßen müſſen. Ja, ſammelte ſich nun alle Kraft im Innern, geſtaltete ſich aus dem Herzen des Volks ein freieres, edleres Daſein, lehrte man das Volk das Geſetz ehren, ſtatt daß es jetzt nur den knechtiſchen Gehorſam der Furcht kennt; dann könnte Rußland das erſte Reich Europa's und ſein Volk eines der edelſten und glücklichſten werden. So ſoll es aber hier nicht ſein, wie ich allgemein höre. Die kraftvollſten Anſtrengungen werden mehr und mehr nach Außen gerichtet; da ſoll nicht blos erhalten, da ſoll erworben werden;

Rußland ſcheint ſich mehr und mehr zu einem militäriſchen Staat ausbilden zu wollen, und der Genius der Menſchheit zagend auf dies Land und ſeinen wahrhaft edlen Liebling, den milden und gerechten Alexander, hinzublicken.

O, könnten die Wünſche, die Hoffnungen dieſes edlen Herrſchers That werden, und er zum Lohn ſeiner ſchönen Seele das Glück um ſich erblühen ſehen, deſſen Keim es ſeine Beſtimmung iſt, einer ungewiſſen dunklen Zukunft anvertrauen zu müſſen! Aber auch Er, der Mächtigſte aller Sterblichen, Er, der Herrſcher über ſo viele Millionen, über ein Reich ſo groß als der unſre Nächte erhellende Weltkörper, der Mond, iſt doch an die für jedes Menſchendaſein geltende Nothwendigkeit gebunden, die als Kluft zwiſchen dem Wollen und der That, als Zeitraum zwiſchen Saat und Ernte ſich geſtaltet. Nicht blos die Thaten Alexanders des Monarchen, nein, auch die Sinnesweiſe Alexanders des Mannes wird bei der moraliſchen und politiſchen Gährung unſrer Tage von dem ſchickſalsmächtigſten Einfluß ſein, und wohl dem jetzt lebenden Geſchlecht, daß dieſe Gewißheit jedes Herz zu beruhigen vermag, das warm für Menſchenwohl ſchlägt. Die feſtgegründete Zuverſicht zu Alexanders Seelengröße iſt eine in unſerer Zeit nothwendige Belebung und Erhebung aller edlen Geiſter, und der Sinn, in dem er handelt, eine Strafvermahnung und Zurechtweiſung für Alle, welche ſich ſträuben, es begreifen zu wollen, daß Achtung der Menſchheit, Anerkennung ihrer Würde und ihrer Rechte, ſo wie die Entwickelung ihrer intellectuellen Bildungsfähigkeit, die wahren Stützen eines Staates, die beſte Sicherung für den Regenten ſind. Als Kaiſer von Rußland zieht die Nothwendigkeit auch ihre einengenden Schranken um ihn; allein freiſinnig und edel hat er bis jetzt über Finnland geherrſcht, und mögen gleich die politiſchen Staatskünſtler Europa's für Deutſchland vielfältiges ſchweres Unheil von der Vereinigung Polens mit Rußland befürchten, ſo iſt es dagegen doch auch wieder möglich, daß gerade dieſe Vereinigung von den erfreulichſten Folgen für die politiſche Culturgeſchichte Deutſchlands ſich beweiſet Hier kann Alexander der Mann als Regent unbedingt frei walten; hier kann ſich ſein Geiſt, ſeine

Anſicht von Staat und Menſchheit in der vollſten Eigenthümlichkeit, an der Wahrheit des allerinnerſten Seins offenbaren, und eine Schöpfung erblühen laſſen, die allen kommenden Geſchlechtern als ein unvergängliches Ehrendenkmal für den edelſten Fürſten unſerer Zeit erſcheinen würde. Nicht ſeine Macht, nicht ſeine Hoheit, ſondern ſein edles Gemüth, ſein reiner echter Menſchenwerth kann ſich hier den ſchönſten Lorbeer wahrer Regentengröße zum unverwelklichen Kranz für ſein edles Haupt brechen, und gewiß, er wird ſich damit ſchmücken. — Die mächtige Wirkung eines ſolchen Beiſpiels kann dann nicht ausbleiben, und dieſe Hoffnung darf das Herz tröſten und ermuthigen bei ſo ängſtlich und bang verdüſternden Erfahrungen, an welche die Kraft der freudigen Hoffnungen auf eine ſchönere Zukunft für unſer deutſches Vaterland oft zu ermatten droht.

Ich weiß, meine Eliſe, daß die Lebendigkeit meines Intereſſe für dieſe Anſichten und Hoffnungen bei Manchen einer Rechtfertigung bedürfen würde, da viele Männer es uns Frauen nicht vergönnen wollen, gleich ihnen das Gefühl der Vaterlandsliebe im vollen warmen Herzen tief und kräftig, alle andere Neigungen, Wünſche und Hoffnungen beherrſchend, zu empfinden; ich weiß auch, wie verpönt bei Vielen jede Aeußerung einer ſolchen Liebe iſt, weil ſie ſie nur für ein Erzeugniß vernunftloſer Ueberſpannung halten, in der der Keim einer gefährlichen Empörung gegen geſetzliche Ordnung und vorzüglich gegen die beſtehende Form ſtaatsbürgerlicher Verhältniſſe verborgen iſt. — Wie tief muß man aber geſunken ſein, wenn man ſich keine Herzenswärme keine lebendige Theilnahme, keinen Abſcheu gegen das Böſe, keine Liebe zur Freiheit, keinen Anſpruch auf Gerechtigkeit mehr denken kann, als unter der Vorausſetzung von Schwindelei und Ueberſpannung, und daher die Energie der Sprache und des Gefühls wie die Fabrikwaare eines beſtimmten Formelausdrucks behandelt und würdigt. Nur eine pöbelhaft ſtumpfe Geiſtesbeſchränktheit, oder auch nur die Gemüthloſigkeit der vollendetſten Selbſtſucht kann des Intereſſe für Vaterland, Menſchenrecht und Bürgerwürde ermangeln. Für alle wahrhaft edle Menſchen gibt es in Bezug auf dieſe Gegenſtände nur Eine Sinnesweiſe, nur Eine Liebe. Mag es gleich

Menſchen geben, die in den Gegenſtänden des Kampfes, an dem jetzt alle denkende Menſchen Theil nehmen, nur den Wiederſchein ihrer Perſönlichkeit und nicht den Zuſammenhang des Ganzen in's Auge gefaßt haben, und ſo ihr kleines Ich an die Stelle der Wahrheit ſetzen, in der ſie dann nur ein Vorurtheil lieben und vertheidigen; die Unlauterkeit ihres Sinnes verräth ſich durch die ungeregelte Heftigkeit, mit der ſie kämpfen, und die nichts anders als Parteiſucht genannt werden kann, und von dieſer, wie von jeder andern Sucht, ſtrebt wohl jede edle Seele, ſich Herz und Gemüth frei und rein zu erhalten. Aber ein Recht, was kein edler Menſch aufgeben kann, iſt das Recht, da Partei zu ergreifen, wo das echteſte und reinſte Menſchengefühl uns unſre Theilnahme abfordert und alle unſre geiſtigen Fähigkeiten, alle Kraft des Haſſes und der Liebe in uns, zum Bekenntniß der Wahrheit, zum Muth für die Tugend, zur Bekämpfung des Irrwahns und des Vorurtheils anzuwenden. Keine Furcht darf uns da überſchleichen, keine Meinung uns verſchüchtern, keine Weichlichkeit uns erſchlaffen, kein Anſehen Anderer uns zum Verſtummen bewegen. Muß man, um ſo zu denken und zu fühlen, ein Schwärmer ſein und heißen; nun wer wollte es denn nicht in ſeinem innerſten Gefühl ſein? Sind nicht die heiligſten und edelſten Empfindungen der menſchlichen Seele auf eine ſolche Schwärmerei gegründet, die keineswegs mit der ſtillen Beſonnenheit ſchöner Seelen, mit der Erhabenheit der Gerechtigkeit gegen Freund und Feind, mit der Milde der Güte, mit der Weisheit der echten Klugheit, mit der Selbſtüberwindung und Selbſtverläugnung uneigennütziger Liebe unvereinbar iſt, ſondern im Gegentheil von allen dieſen Regungen Würde und Gehalt empfängt, wie ſie ſie ihnen verleiht?

Als ich die Kirche verließ, in der ich noch mit tiefer Rührung bei den Gräbern der beiden Kinder des jetzigen Kaiſerpaars weilte, ging ich nach dem Kirchhof, der an dieſem Tage ſchauerlich ſchön war. Der Himmel grau bezogen, die Erde mit der Leichendecke des Schnees verhüllt, aus der die weißen Marmorbilder und Särge und Urnen todtenſtarr und bleich hervorragten; Alles ſtill, Alles einſam, kein Laut in der ganzen Natur, nur ſchaudervolles Erſtarren, keine Ahnung rund um mich, als dieſe Hunderte von ſchwarzen Raben, die auf dem Gipfel der entlaubten Hangebirken, die den Kirchhof einfaſſen, hin und her wiegten. Ich konnte nicht fort, blieb lange, lange unter dieſen prachtvollen Denkmälern unſerer Sterblichkeit, und länger noch tönte der Eindruck dieſes Morgens in meiner bewegten und erſchütterten Seele nach.

Geſtern war nun das Feſt der Waſſerweihe. Es paradirten dabei funfzigtauſend Mann der auserleſenſten und ſchönſten Truppen. Feierlich war mir nur der Augenblick, wo unter dem Donner von hundert Kanonen die Erzbiſchöfe die Fahnen in die Newa ſenkten und die Muſik aller Regimenter darin ſchmetterte. Nun wird Stille eintreten bis zur Butterwoche, wo der Jubel und das Getümmel hier lauter und größer ſein ſoll, denn je. Adieu bis dahin.

Dreizehnter Brief.

An Frau Suſette Godeffroi.

Februar 1817.

Geſtern, meine theuerſte Suſette, habe ich Ihren Brief erhalten, und da morgen ein Courier abgeht, dem ich Briefe mitgeben kann, will ich den heutigen Tag nicht vorübergehen laſſen, ohne Ihnen zu ſagen, wie innig Sie mich durch Ihren Brief und Ihr Andenken erfreut haben. Ich war in dieſen letzten Wochen im Begriff, nach Moskau zu reiſen, dort zwei Monate zu bleiben und dann eine Wallfahrt nach den heiligen Gräbern von Kiew mitzumachen, ſo daß ich den Sommer fünfhundert deutſche Meilen von Ihnen entfernt verlebt haben, und erſt Ende Octobers nach Petersburg zurückgekommen ſein würde; allein meine Geſundheit hat mich gezwungen, jeden Gedanken an die Ausführung dieſes Plans aufzugeben, und ſtatt deſſen hat der

Arzt entſchieden, daß ich ſobald als möglich nach Deutſchland zurückkehren muß, wenn ich meine Geſundheit wieder hergeſtellt zu ſehen wünſche, der das hieſige Klima tödtlich zu werden droht. Sie fühlen es gewiß, meine Suſette, was mir dieſe Hoffnung unſers baldigen Wiederſehens gilt, und wie ich in ihr Entſchädigung für die Vereitelung meines Plans, zwei Jahre hier bleiben zu wollen, finde.

Das Wetter hat in dieſem Jahre ganz vorzüglich ſowohl das Feſt der Waſſerweihe, als auch die Butterwoche begünſtigt. Dieſe letztere hat mir mit ihrem Getümmel und ihrem luſtigen Verkehr ein anziehendes Schauſpiel gewährt. An den letzten Tagen waren am Morgen wie am Abend die Theater geöffnet, Mittags und Nachts Maskeraden, und nun dazwiſchen noch die Spatzierfahrten auf dem Iſaaksplatz und auf der Newa, und des Abends ſpät nach Krasny-Kaback. Vorzüglich intereſſant waren mir die Volksbeluſtigungen auf der Newa, die ein buntes unbeſchreiblich lebendiges Gemälde darbieten. Es war ein ſchöner von einzelnen Sonnenblicken — die hier Monate lang zu den ſeltenen Begünſtigungen der

Witterung gehören — erhellter Morgen, an dem ich dieſe zum erſten Male ſah. So wie unſer Schlitten aus der großen Morskoy nach dem Iſaaksplatz einbog, erhielten wir einen freien Blick auf die Menſchenmenge, die nach der Newa hin die Boulevards hinunter ſtrömte. Zu Fuß, in Schlitten, in Kutſchen, es wogte und flog Alles hin und her. Auf der breiten Eisdecke der Newa ſelbſt bildeten ſich ſieben Reihen von Fuhrwerken, und doch ſtockte der Zug oft Viertelſtunden lang, von der Menſchenmenge der Fußgänger wie eingekeilt. Rechts, zunächſt am Ufer, unter den Fenſtern der Eremitage, waren die Eisberge aufgebaut; funfzig Fuß hoch, mit weiß angeſtrichenen Balconen, mit bunten ſeidenen Flaggen verziert; auf der einen Seite ſtrömten ununterbrochen die Menſchen die Treppe hinauf, um auf der andern Seite in den kleinen Schlitten die dreihundert Schritt lange abſchüſſige Eisbahn in anderthalb Minuten mit einer Blitzesſchnelle, der das Auge kaum zu folgen vermag, hinab zu gleiten. Nicht weit von dieſen Eisbergen waren die Carrouſels erbaut; dieſe ſehen, mit grünen Tannenreiſern umſteckt, und auf den vier Seiten des Daches mit rothen und weißen

Fahnen geziert, recht luſtig aus. Links war nun gar Mancherlei zu ſchauen: Seiltänzer, Kunſtreiter, Puppenſpieler u. ſ. w. Bald erſchien auf einem der für die Darſtellung dieſer Künſte erbauten Gerüſte Hanswurſt und redete das Volk an, allein nun erſchien auf der nebenanſtehenden Gallerie ein zu einer andern Bande Puppenſpieler gehörender Hanswurſt, der den erſt erſchienenen mit ſeinen Späßen und Schwänken zu überbieten ſuchte, und die Schauluſtigen, die ſchon im Begriff geweſen waren, dort einzutreten, von Neuem in ihrer Wahl unſchlüſſig machte. Dabei waren allenthalben bunte Bilder ausgehängt, die die Herrlichkeiten malten, die es zu ſehen gab; dazwiſchen kleine Zelte, wo Pfannkuchen und Waffeln gebacken, andre, wo Thee und Quaß geſchenkt wurde, und von den Gallerien der Eisberge, von den Carrouſels, von all den Buden und Gezelten, von all den Gallerien Muſik, und welche Muſik!! die rauſchendſte, lärmendſte, die man ſich denken kann, und alle dieſe Muſikchöre auf eine Strecke vereinigt, wo dem Ohr kein Ton verloren ging, und truppweiſe jedes einzeln ſeinen eigenen Marſch oder Tanz ſpielte! Und nun die bunte, grelle Verſchiedenheit unter den lebenden Gruppen dieſes Gemäldes! Hier eine glänzende Equipage, Kutſcher und Vorreiter in ſilberverbrämten Pelzen zwei rieſengroße Bedienten hinten auf, und in dem Wagen Damen in Zobelpelze gehüllt und rund um ihn herum ein Dutzend kleiner, niedriger, hölzerner Iſworſchiks-Schlitten voll bärtiger Ruſſen mit ihren Frauen, die, zu meinem Erſtaunen, jetzt im Winter, wie im Sommer, um den Kopf nur ein leichtes ſeidenes halbes Tuch geknüpft hatten, und dann wieder ein großer Schlitten mit vielen Kinderchen, ganz kleine, kleine Dinger, die mit ihren rothen Backen und ihren hellen Augen fröhlich in das Gewühl hineinſahen und laut kicherten, und dann wieder ein langer Zug ſchön beſpannter, ſchön verzierter Schlitten, und zwiſchen ihnen durch wanden ſich die Pfefferkuchenverkäufer, die Semmelhändler, die Theeſchenker, Alles ſprach, ſang, ſchnatterte durch einander, und all dieſer Tumult war ohne ängſtigende Verwirrung nur ein gutmüthiges, fröhliches Spiel.

So angenehm und beluſtigend ich aber dieſe

Spatzierfahrten auf der Newa gefunden habe, ſo langweilig und einförmig ſind mir die auf dem Iſaaksplatz erſchienen, wo viele Tauſende von Schlitten, immer zwölf neben einander, langſam in der angewieſenen Ordnung, die man nicht unterbrechen, nicht ausbeugen, nicht zu Hauſe fahren durfte, drei bis vier Stunden lang rundum fuhren. Das iſt ein kaltes Vergnügen, nach dem ich mich zum zweiten Male nicht wieder gelüſten laſſen werde.

Was Ihrem Herzen, meine Suſette, hier einen eben ſo reinen als edlen Genuß gewähren würde, wäre der Beſuch der vielen, zum Theil vortrefflich eingerichteten Armen- und Verſorgungsanſtalten. Die unter der Oberaufſicht der Kaiſerin Mutter ſtehenden Inſtitute dieſer Art ſind zu rühmlich allbekannt, als daß ich Ihnen etwas Neues darüber ſagen könnte; was mich aber in dieſer Art ſehr lebhaft intereſſirt, iſt die neue Organiſation der menſchenliebenden Geſellſchaft, deren Zweck höchſt edel und würdig iſt, da er ſich nicht blos auf Unterſtützung der Verarmten beſchränkt, ſondern hauptſächlich darauf gerichtet iſt, der Verarmung verzubeugen, indem ſie für die Erziehung armer Kinder zu ſorgen ſucht und ſich beſtrebt, Dürftige, die arbeiten können, mit dem erforderlichen Material zu verſehen, ihnen ihre Arbeit abzunehmen und zu ihrem Beſten zu veräußern. Die Direction aller Geſchäfte dieſer Geſellſchaft iſt, unter dem Vorſitz des Fürſten Alexander Nikolajowitſch Golizyn als General-Curators, einem aus eilf wirklichen Mitgliedern beſtehenden Rath übertragen, der vermittelſt des Ballottements gewählt und vom Kaiſer beſtätigt wird. Dieſer Rath leitet alle Comitéen und verfügt über die Einnahme der Geſellſchaft, ſo wie er auch über die Annahme neuer Mitglieder und Entlaſſung des Dienſtperſonals entſcheidet. Nach Ablauf eines jeden Jahres legt der General-Curator dem Kaiſer den Rechnungsabſchluß für daſſelbe, mit der Unterſchrift aller Mitglieder des Raths, und das Verzeichniß der Wohlthäter und der von ihnen zum Beſten der Geſellſchaft dargebrachten Gaben, zur Prüfung vor. Bei dem Rath iſt eine beſondere Kanzlei nach dem vom Kaiſer beſtätigten Etat; der Gehülfe des General-Curators, als Director dieſer Kanzlei, ſteht, wie alle andre Beamten derſelben, im wirklichen Dienſte des Kaiſers.

Unter der Leitung dieſes Raths ſteht nun das Fürſorge-Comité der Geſellſchaft, deren Hauptbeſchäftigung in der Aufſuchung der in den entfernten und nicht befahrnen Gegenden der Stadt wohnenden Armen, in der Nachforſchung über den Zuſtand und die Aufführung derſelben, und darin beſteht, daß ſie dieſen nicht nur milde Gaben an Geld austheilt, ſondern ihnen auch andere beſonders den Kranken nöthige Unterſtützungen verſchafft. Bei Erfüllung dieſer Obliegenheit iſt ihnen in den Statuten der Geſellſchaft eine andre noch heiligere eingeprägt, die erhabene Pflicht: „Den Hungrigen auch finden zu laſſen, was ſein Herz und ſeine kummervolle Seele erquicke und ſättige.“ Die Ausübung dieſer Pflicht ſoll zuverläſſigen und erfahrnen, durch ein wohlthätiges Leben wahrhaft gebildeten und dabei unbemittelten Leuten anvertraut, und ihnen dafür von den Einkünften der Geſellſchaft ein Jahrgehalt ausgeſetzt werden. Unbemittelt ſollen ſie ſein, damit ſie mit den Bedürfniſſen der Armen genau bekannt, und an die Bemühungen, die dieſes Amt erfordert, gewöhnt ſind; ein Jahrgehalt wird ihnen ausgeſetzt, weil eine Unterſtützung ſolcher Perſonen an und für ſich ſchon ein Zweck der Geſellſchaft iſt, und auch damit ſie ihre Zeit ungetheilt der Erfüllung der ihnen übertragenen Pflichten widmen können. Dieſes Fürſorge-Comité beſteht aus funfzehn Fürſorgern, von denen aber keiner mehr als zwölfhundert Rubel Gehalt erhalten kann. Aus dieſen funfzehn Fürſorgern werden jährlich durch die Generalverſammlung drei dienſtthuende Mitglieder erwählt: eins zum Vorſitzer in dem Comité, ein anderes zum Secretair, ein drittes zum Caſſirer; die übrigen zwölf Fürſorger ſind verpflichtet, für die Armen in den verſchiedenen Stadttheilen zu ſorgen. Der Kaiſer hat der Geſellſchaft jährlich 100,000 Rubel bewilligt, von denen das Fürſorge-Comité 70,000 zu ſeiner Verwendung erhält.

Der hieſige Frauenverein genießt des Schutzes der Kaiſerin Eliſabeth und Alles, worauf dieſer Engel der reinſten Güte einwirkt, iſt glanz- und geräuſchlos, voll ſtillen Segens. Kein Wort erſcheint mir zart und heilig genug, um die Ehrfurcht auszudrücken, mit der jedes der Begeiſterung für den Adel und die Schönheit der makelloſen Tugend und der ſittlichen Würde empfängliche Herz, den Namen dieſer erhabenen Fürſtin ausſpricht. Auch iſt ſie der Abgott ihres Volkes. In allen Ständen, allen Claſſen der Geſellſchaft gibt es nur Eine Stimme über ſie, ſie iſt allverehrt, ſie iſt allgeliebt, alle Herzen gehören ihr, Alles huldigt in ihr dem himmliſchen Zauber der Tugend und der Güte. — Sie thut im Stillen, und wie man ſagt, bei verhältnißmäßig beſchränkten Mitteln, unendlich viel Gutes und das auf eine Art, die es beweiſet, daß ſie in ihrer Wohlthätigkeit nur dem Antrieb eines Herzens folgt, dem es Bedürfniß iſt, Segen und Wohlthun auszuſpenden.

Die Wirkſamkeit des hieſigen Frauenvereins hat indeſſen in der letzten Zeit doch eine gewiſſe Oeffentlichkeit gewonnen, weil ihm die Aufſicht über das von der menſchenliebenden Geſellſchaft abhängende Erwerbshaus vom Kaiſer übertragen, und er dadurch mit dieſer Geſellſchaft in Verbindung geſetzt worden iſt. Mir ſcheint es eine erfreuliche Erſcheinung unſerer Zeit, daß das vielfach angeregte geiſtige Leben der Frauen eine ſolche Richtung nimmt. Der einfachen

Beſchränktheit auf eine blos häusliche Thätigkeit ſcheint unſer Geſchlecht nun einmal entwachſen; der gebildete Mann fordert jetzt von der Freundin ſeines Herzens die Fähigkeit, ſich für ſein ſtaatsbürgerliches Wirken, für ſeine Ideen, ſeine Ideale, ſeine geiſtigen Genüſſe intereſſiren zu können. Weh aber dem Weibe, das nicht durch das Herz ſeine geiſtige Bildung, ſein geiſtiges Wirken und Streben mit der Welt verbunden fühlt; es hört auf Weib zu ſein. Eine ſolche wohlthätige Wirkſamkeit iſt daher für weibliche Seelen, die nur in der Liebe ſichere Begründung ihres Daſeins zu finden vermögen, eine freundliche Vermittlerin zwiſchen der Wirklichkeit und dem Ideal, das nie aufgegeben werden darf.

Leben Sie wohl, liebſte Suſette, grüßen Sie Ihren Gatten und ſorgen Sie dafür, daß Ihre engliſch ſchönen Kinder meiner nicht ganz vergeſſen, und vorzüglich, daß Peter bei meiner Rückkunſt nicht meine große Zärtlichkeit mit der Sprödigkeit des Nichtwiedererkennens betrübt. Ich mache Sie für die Treue meines holden zweijährigen Lieblings verantwortlich.

Vierzehnter Brief.

Mai 1817.

Geſtern, theure Gräfin, habe ich hier den Frühling willkommen geheißen, habe das erſte Grün, die erſten Blätterknospen erblickt und ſie faſt ſichtlich von den Sonnenſtrahlen aufküſſen ſehen. Die Vortage dieſes Frühlingsfeſtes waren ſchön, aber traurig ſchön; der Himmel ſo blau, die Luft ſo ſtrahlend hell, die Sonne ſo glühend und die Erde noch immer ſo ſtarr, ſo kalt und todt. Sie kennen die ſchönen Februartage bei uns, wo bei linder warmer Luft das Leben ſich unſichtbar in den Bäumen und Stauden zu regen beginnt und man es fühlt, wie die Erde aus dem erquickenden Winterſchlaf in neu gewordener Kraft und friſcherblühender Liebe erwacht, um Allem, was da lebt, Segen und Gedeihen zu ſchenken. Solche Tage hat man hier nicht; ſolche ſtille innige Empfindungen weckt hier die Natur nicht in der Menſchenbruſt; es fehlt den Jahreszeiten hier das, was dem Tage fehlen würde, wenn keine Dämmerung ihm voranginge, keine Dämmerung ihm folgte.

Ein böſer Krampfhuſten hatte mich ſeit einigen Wochen wieder auf den Beſuch des Theaters, und auf die kleinen traulichen Abendzirkel beſchränkt, in denen ich hier ſo manche unvergeßlich ſchöne Stunden verlebe und es war daher eine Ueberraſchung für mich, als ich vorgeſtern Abend, wo ich zum erſten Male wieder in einer großen Geſellſchaft war, bei Tiſch mich umwandte, und das Morgenroth hell durch die Vorhänge leuchten ſah, dieſe nun aufgezogen, die Lichter weggetragen wurden, und wir unſere Abendmahlzeit im Glanz der Morgenſonne vollendeten. Dieſe hellen Nächte haben einen eigenthümlichen Reiz und wenn die Natur dem Menſchen hier ein Wort an's Herz zu legen vermag, ſo iſt es in den Stunden, wo Abendröthe und Morgenlicht in einander verfließen und hoch am Himmel die Sterne noch verheißend niederſtrahlen. Ich fuhr gegen 4 Uhr zu Hauſe. Es war ein ſchöner unvergeßlicher Morgen. Alles ſtill auf den Straßen, auf den hellen, klaren Flüſſen, die die Stadt durchſtrömen, lag der Wiederſchein der Morgenröthe noch mit ſeiner zauberiſchen Verklärung und das goldene Kreuz der Kaſanſchen Kirche allein ragte in dem lichtblauen Himmel, erglühend von den erſten Sonnenſtrahlen, hoch empor und hob den Geiſt mit ſich in jene Region. Die Luft war ſo mild, daß ich die Wagenfenſter niederließ, und mich, was man hier ſo ſelten darf, ſorglos von ihr umſpielen ließ; allein ſo wohlthuend, ſo ſtill beſchwichtigend das Schweigen der ländlichen Natur iſt, das uns immer wie ein anbetender Feiermoment der Schöpfung anſpricht, ſo ernſt iſt in dieſen taghellen Nachtſtunden das Verſtummen Petersburgs. Man denkt dabei nicht an die Ruhe des Schlafs, ſondern an die Ausgeſtorbenheit einer menſchenleeren Stadt. Die lange Newskyſche Perſpective, in der ſonſt immer ein Menſchenſtrom auf- und niederfluthet, ſtreckte ſich mit ihren dürren Bäumen endlos vor mir aus — kein Laut,. keine Regung des Lebens rund umher; Alles ſtill, Alles lautlos wie das Grab. Vor hundert

Jahren, dachte ich, war der Platz, auf dem du jetzt ſähiſt, ein öder, nur von wilden Thieren beſchrittener Moraſt und wie viel Jahrhunderte werden nun vergehen, ehe er wieder zur menſchenleeren, von dem einſamen Wanderer allein noch beſuchten Ruine wird, deren Anblick ſeine Seele mit allen Schauern der Vergänglichkeit füllt! und was, o Menſch, iſt denn die friſche unverwelkliche Frühlingskraft Deiner Seele, mit der Du ſo kühn über fliehende Jahrtauſende hinblickſt; Du, Kind des Augenblicks einer mit Gedankenſchnelle zur Vergangenheit hinabrollenden Gegenwart! Es gibt Minuten, in denen unſer Geiſt von dem Gefühl der Vergänglichkeit alles Erdendaſeins eben ſo ſchmerzlich niedergedrückt wird, als er ſich in andern durch daſſelbe erhoben fühlt.

Es war mir noch ſo ungewohnt am hellen Tage ſchlafen zu gehen, daß ich bis 6 Uhr aufblieb, und daher noch ſehr müde war, als mir meine Jungfer zur gewöhnlichen Stunde das Frühſtück brachte. Die Sonne ſchien aber durch die niedergelaſſenen Vorhänge ſo fröhlich in mein Zimmer, daß ihre Strahlen mir die Frühlingsherrlichkeit verkündeten, die draußen zu erblühen begann und ich gleich in's Freie zu fahren beſchloß. Man müßte nun freilich ſehr weit fahren, um in der Umgegend Petersburgs ganz in's Freie zu kommen; allein man kann doch den Staub und das Getümmel hinter ſich laſſen und ſich an dem herrlichen Strom und ſeinen reich bebauten Ufern freuen. Und als ich hinauskam, o wie feſtlich hatte ſich da Alles geſchmückt zum Triumpheinzug des ewig jungen, lächelnden Frühlings! Ich wurde immer heiterer, je länger ich fuhr, aber auch immer lebendiger wurde meine Sehnſucht nach Lerchengeſang und mir fielen unwillkürlich die Worte eines Ihrer und meiner Lieblingsdichter ein:

Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amſelſchlag,
Sonnenregen, linde Luft!
Wenn ich ſolche Worte ſinge,
Braucht es dann noch großer Dinge
Dich zu preiſen, Frühlingstag?

Ach Alles, was Uhland darin ſchildert, fehlt gerade dem Petersburger Frühling!

Ich kam erſt gegen 5 Uhr zu Hauſe und mußte mich in größter Eile anziehen, da ich zum Mittag eingeladen war und gegen 7 Uhr die Fahrt nach Katharinenhof beginnen ſollte, zu der ich mich ſchon ſeit Wochen gefreut hatte, da ich mir ein Volksfeſt im Freien, unter dem blauen Himmel, wo Licht und Sonne, Waſſer und Erde ein Wort mitſprechen zur Menſchenfreude, ſehr anziehend dachte und das Bild deſſelben mit unter meine Abſchiedserinnerungen an Petersburg aufzunehmen wünſchte. Ich hatte die beiden liebenswürdigen Töchter der Baronin W* eingeladen, mich zu begleiten und Beide trieben nun bei Tiſch die Bedienten durch Wink und Wort zu ſolcher Eile, daß die Tafel wie im Fluge bedient wurde, und wir ſchon um 7 Uhr im Wagen ſaßen. Es wird mir aber ſchwer werden, Ihnen, theuerſte Gräfin, von dem bunten Gemälde dieſes Feſtes eine Zeichnung zu entwerfen. Denken Sie ſich die breiten Gaſſen, die nach dem Petershofer Thor führen, auf beiden Seiten mit geputzten Menſchen vollgepfropft, alle Fenſter, alle Balcone beſetzt, zwiſchen dieſer fortſtrömenden Menge von Fußgängern, fahren nun in ſchnurgerader Linie viele Tauſende der ſchönſten

Equipagen, deren Reihefolge keine einzelne unterbrechen darf, da die Polizeidragoner genau und ſtrenge über die Ordnung des Zuges wachen. Wir waren noch nicht am Thore, als die kaiſerliche Familie uns vorbeifuhr. Die Kaiſerin Mutter fährt ſtets mit ſechs Pferden und zwei Kammerhuſaren hinten auf; die junge Kaiſerin dagegen, außer bei feſtlichen Gelegenheiten, in einem einfach lackirten Wagen, mit vier Pferden und einem Bedienten; geſtern aber fuhr ſie nun auch im Staatswagen mit ſechs Pferden und die beiden Großfürſten Nikolaus und Michael in einem allerliebſten Carriolet, das ſie vor dem Thore verließen, wo ſie ſich zu Pferde ſetzten. Der Kaiſer war nicht gegenwärtig, da er alle Volksfeſte vermeidet; man ſagt, dies geſchehe, um der Volksfreude keinen Zwang anzulegen; doch ſcheint mir dieſer Grund unbefriedigend, da das Volk den Kaiſer immer mit Jubel und Entzücken ſieht, wenn er ſich zeigt. Wir mußten nun beinahe eine Stunde halten, bis die kaiſerlichen Wagen, den ganzen Zug vorbei, an der Spitze deſſelben waren; allein dieſer Verzug war keineswegs langweilig, weil ſich das Schauſpiel der vorüberziehenden Fußgänger alle Augenblicke erneuerte, wobei es an abenteuerlichen Geſtalten und Gruppen keineswegs fehlte. Die Bekannten zu Roß und zu Fuß kamen dann auch am Wagen heran; man begrüßte ſich, man gaffte, man plauderte und ſo ging es, ehe man über den Verzug ungeduldig werden konnte, ſchon wieder fürbaß, bis zum Triumphbogen, den die Stadt bei der Rückkehr des Kaiſers aus dem letzten Feldzuge, zur Feier ſeines Einzuges hat erbauen laſſen, und an deſſen breterner Verkleidung und gypſenen Statuen der Zahn der Zeit, oder richtiger der Witterung, ſchon fleißig genagt hat, der aber, wenn man ihn als eine Theaterdecoration betrachtet, immer noch eine herrliche Wirkung macht, vorzüglich jetzt, da man dem Mars, der dem zurückkehrenden kaiſerlichen Helden den Lorbeerkranz entgegen reicht, den zerbrochenen Arm recht wacker wieder ausgeflickt hatte.

So wie man aber aus dem Thore war, wurde man von einer Staubwolke eingehüllt, die dem Auge den Anblick der nächſten Gegenſtände entzog; dazu kam uns hier ſchon wieder die Spitze der Wagenreihe entgegen, welches Sie nicht wundern wird, wenn Sie ſich die Länge der Strecke denken, den 7000 — 8000 vierſpännige Wagen fordern. Auch ſahen ſich die Fahrenden erſt jetzt in dieſem Vorbeifahren recht. Nicht weit von dieſer Ehrenpforte biegt man rechts nach dem Katharinenhofer Walde ab, und nun ſchallte einem auch ſchon der Jubel der dort verſammelten Volksmenge entgegen. Unter den Fichten waren auf freien grünen Plätzen Zelte errichtet, Bahnen zum Ringelrennen erbaut, und eine zahlloſe Menge beluſtigte ſich hier auf hundertfach verſchiedene Weiſe. Die Muſikchöre mehrerer Regimenter ſpielten, aber der Jubel, der Geſang, das Lachen und Scherzen des Volkes übertönte ſie alle. Links und rechts, vor und hinter ſich, ſah man das lebendigſte Gewühl und nun dazwiſchen in einem kaum überſehbaren Kreiſe alle dieſe Equipagen und eine zahlloſe Menge Reiter, von denen die Huſaren-, Koſacken- und Uhlanenofficiere wie die Blumen dieſes Waldes hervorglänzten. Silbern und von der ſinkenden Sonne röthlich gefärbt, blinkte der Strom ſeitwärts durch die grünen Bäume; eine Menge Gondeln und Barken ſchwammen bunt bewimpelt auf ihm hin und her, von denen fleißig in das luſtige Getümmel hineingeſchoſſen wurde. — Es war ein freundliches, mir unvergeßlich bleibendes Schauſpiel, das mich heiter, und immer heiterer ſtimmte, je mehr ich mir die luſtige Menge und die Mannigfaltigkeit ihrer Gruppirung und Geſtaltung betrachtete. Hier tanzte ein ruſſiſches Mädchen einen hübſchen, bald ſchnell hüpfenden, bald in langſamer Zierlichkeit ſich bewegenden Tanz nach dem Schall eines Dudelſacks, dort abwärts ſaß ein ehrſamer deutſcher Handwerker mit Frau und Kindern im Grünen und ſchmauchte in behaglicher Gemüthlichkeit ſein Pfeifchen; hier wieder ſtand ein Koſack an einen Baum gelehnt und ſpielte auf der Balalaika. — Hier ward Thee geſchenkt, dort Quaß; hier Branntwein und Punſch getrunken, dort Nüſſe geknackt, Pfefferkuchen und Gluckwerbeeren genaſcht. Dazwiſchen wurden wieder hohe Körbe goldfarbiger Südfrüchte umhergetragen, die hier eben ſo wohlfeil, ja faſt noch wohlfeiler als bei uns in Norddeutſchland ſind. Eben ſo wechſelnd war der Anblick der Equipagen, in denen uns bald ein Fürſtenpaar, bald ein bärtiger ruſſiſcher Kaufmann vorüberflog, an deſſen Familie man die allmählig ſich begründende Herrſchaft der Mode und den Sieg der ausländiſchen Tracht über die volksthümliche bemerken konnte. Der Vater nämlich ſaß im Kaftan, mit Bart und Mütze ſtattlich da, die Frau neben ihm im ſeidenen Oberrock und echtem türkiſchen Shawl, aber um den Kopf noch das einfache ſeidene Tuch gewunden, während die ihr gegenüber ſitzende Tochter ganz ausländiſch und modiſch gekleidet, neben dem Bruder ſaß, der einen Frack, aber dazu, nach ruſſiſcher Weiſe, rund geſtutztes Haar trug. Hinter dieſem Wagen kamen nun in ſechsſpännigen Hofequipagen die gruſiniſchen Fürſtinnen mit ihrem Gefolge gefahren, alle in ihrer Nationalkleidung, mit der dicht an die Stirn ſchließenden, das Haar verbergenden goldgewirkten Binde und dem viereckigen Schleier darüber; dann wieder ein Wagen voll preußiſcher Gardeofficiere, dann wieder ein Tatar, ein Araber, Türken und Armenier, Alle in bunter Mannigfaltigkeit vorüber eilend. Vorzüglich ſchön und geſchmackvoll waren die Perſer gekleidet, deren ich ſchon einmal in einem meiner vorigen Briefe gedacht habe, in feinem rothen Scharlach, mit aufgeſchlitzten weißen Atlasärmeln und Unterärmeln von lilla Atlas, mit ſchönen, echten Shawls gegürtet, reich gefaßte Dolche im Gürtel und auf dem Kopf eine ſehr hohe Mütze von feinem ſchwarzen Pelzwerk, ein wirklich maleriſch ſchönes Coſtüm. Das ganze Schauſpiel war immer wechſelnd, und blieb daher dem Auge immer neu und wer dies Feſt nicht in Petersburg mit angeſehen hat, kennt, meinem Geſchmack nach, das anziehendſte und reichſte aller hieſigen Volksfeſte nicht. Ich wenigſtens möchte die Bilder und Erinnerungen dieſes Tages nicht miſſen.

Es war gegen 11 Uhr, als wir zu Hauſe kamen, aber der Abend ſehr ſchön, ſtill und milde, und die Straßen bei der Rückkehr noch eben ſo lebendig als bei der Hinfahrt. Ich begleitete meine Gefährtinnen zu Hauſe, wo wir der trefflichen Mutter und den verſammelten Freunden viel von den geſehenen Herrlichkeiten erzählten, noch in geiſtreicher und ſehr lieber Geſellſchaft Thee tranken, und ich dann, für Petersburg noch immer ſehr früh, d. h. um 1 Uhr nach Mitternacht zu Hauſe fuhr.

Funfzehnter Brief.

An den Herrn Criminalrath Hitzig.

Im Juni 1817.

Es iſt meinem Gefühl nach eine der lauteſten Wonnen, die uns hienieden zu Theil werden können, Menſchen kennen zu lernen, die mit hoher Geiſtesbildung, makelloſer Reinheit des ſittlichen Adels, und mit der zarteſten Fühlbarkeit jene Grazie der Empfindung verbinden, die nur aus der Poeſie des Gemüths erblüht, und ſich wie ein regenbogenfarbiger Duft veredelnd und verſchönernd über die Dürftigkeit der Wirklichkeit zieht. Die Wonne eines ſolchen Findens und Erkennens iſt mir hier in reichem Maß geworden und mit allem Weh der mir ſo nah bevorſtehenden Trennung werde ich auch nicht die kleinſte Freude dieſer Gegenwart je zu theuer erkauft hatten. Aus dem vollen reichen Blüthenkranz der Erinnerungen dieſer drei letzten unvergeßlich ſchönen Monate kann ich Ihnen, theurer Freund, nur einzelne Momente aufzeichnen, die Ihnen zu Andeutungen ihres reichen Gehalts dienen mögen.

Die Aelteſten der hieſigen Einwohner wiſſen ſich keines ſo himmliſch ſchönen Frühlings zu erinnern, wie es der diesjährige iſt und ſeine ſüße Pracht und Lieblichkeit wurde für mich noch zu einer um ſo ſchätzbareren Begünſtigung, da mir hier noch ſo viel Schönes und Merkwürdiges zu ſehen übrig war, weil ich den Beſuch der Fabriken und Manufacturen, ſo wie der kaiſerlichen Luſtſchlöſſer und einiger Privatkunſtſammlungen, bis zur Rückkehr der ſchönen Jahreszeit verſchoben hatte. Der gute Genius, dem ich hier in Petersburg ſo Vieles zu verdanken habe, fügte es auch jetzt, daß ich auf dieſen Wanderungen an der edlen Baronin W* und ihren liebenswürdigen Töchtern die angenehmſten und intereſſanteſten Gefährtinnen fand, womit ſich noch der Vortheil vereinte, an dem Bruder der Baronin, dem Grafen Sivers, einen eben ſo kenntnißreichen als geiſtvollen Führer und Begleiter zu erhalten. Eine unſerer ſchönſten Wanderungen war eine Waſſerfahrt nach Kamini-Oſtrow, um Kügelgen's Gemälde von den reizendſten Gegenden der Krimm zu ſehen, die dort in den Zimmern des Kaiſers aufgehängt ſind. Karl v. Kügelgen iſt, im echten Sinn des Wortes, ein großer Künſtler, und dabei, was immer noch mehr werth iſt, ein vielſeitig gebildeter, gar lieber, herziger, frohſinniger Menſch. Er und Gerhard ſind Söhne des kurkölniſchen Hofkammerraths v. Kügelgen, in Bacharach am Rhein geboren und erzogen. Schon in den früheſten Kinderjahren zeigte ſich der Beruf der Zwillinge zur Kunſt; allein der Vater wünſchte ſeine Söhne für ein ſeinen Anſichten nach ſolideres Brodſtudium zu gewinnen, und es ward ihnen unterſagt, ihre Zeichen- und Malübungen fortzuſetzen; am Tage bewacht, benutzten beide Knaben nun die mondhellen Nächte, zerriebene bunte Steine dienten ihnen zum Farbenmaterial und die herrliche Rheingegend, in der ſie lebten, entwickelte in ihnen den Sinn für Schönheit und Größe. Im ſechzehnten Jahr verloren ſie ihren Vater und nun erflehten ſie von der Mutter die Erlaubniß, ſich ganz der Kunſt widmen zu können. Gerhard kam nach Coblenz zu dem Hiſtorienmaler Zick und Carl nach Frankfurt am Main zu dem Landſchaftsmaler Schütz; Beider Fortſchritte waren bewunderungswürdig und ſchon im neunzehnten Jahr gingen ſie nach Rom, nachdem ihnen der Kurfürſt von Köln, Maximilian von Oeſtreich, auf drei Jahre eine Penſion zugeſichert hatte. Dies war eine reiche, blühend ſchöne Jugendzeit in dem Leben der beiden ſich auch im Aeußern bis zur Verwechſelung ähnlichen Brüder, deren Nachklang noch in Carl v. Kügelgen's Gemälden in dem zuweilen faſt üppig reichen Styl ſeiner Landſchaften ſich verräth. Allein der Krieg unterbrach bald die Verbindung zwiſchen Deutſchland und Italien, die verſprochene Unterſtützung blieb aus, und Gerhard ging mit einem jungen Liefländer, der ſein Freund geworden war, zu Fuß nach München, um von ſeinem Talent als Portraitmaler Nutzen zu ziehen. Carl blieb noch in Rom und machte in dieſem Zeitpunkt die Bekanntſchaft des Lord Briſtol, der von dem Talent des jungen Künſtlers entzückt, ihm alle ſeine fertigen Gemälde abkaufte und mit Beſtellungen überhäufte. Dieſer brittiſche Sonderling, der in ſeinem Golde einen Talisman zu beſitzen glaubte, durch den er ſich Kunſt und Geiſt zinsbar zu machen vermochte, fand an dem jungen deutſchen Maler ſeinen Gegenmann. Es kam oft zu ſehr heftigen Wortwechſeln unter ihnen, in denen aber Kügelgen dem Lord nie das letzte Wort ließ. „Ei ſo gehen Sie zum Teufel!“ rief Lord Briſtol ihm einſt im höchſten-Unmuth zu. „Nein,“ antwortete ihm K., „aber vom Teufel will ich gehen!“ und warf die Thüre haſtig hinter ſich zu; doch ſchon am andern Morgen bot der Lord die Hand zur Sühne. Kügelgen's Gemälde aus dieſem Zeitpunkt ſind faſt alle in Beſitz des Lords gekommen; ſie ſollen vortrefflich ſein, allein der junge Künſtler war mit dem Mechaniſchen der Farbenbehandlung noch nicht vertraut genug, um ſie vor dem Nachtheil der Nachdunkelung zu ſchützen. — Gerhard hatte, trotz der glänzenden Ausſichten, die ihm bei der Rückkehr nach Italien winkten, der Freundſchaft das Opfer gebracht, ſeinen Freund, den jungen Liefländer, in ſeine Heimath zu begleiten, wo ihn die Liebe bald feſſelte. In Schubert's „Altes und Neues aus dem Gebiet der innern Seelenkunde“ iſt es erzählt, wie

Gerhard von Kügelgen ſeine edle Gattin kennen lernte, welche Schwierigkeiten Beide durch die reinſte, würdigſte Liebe mit einander verbundene Herzen zu beſiegen hatten, bis das Herz des Vaters ſeiner Geliebten erweicht wurde, und er die Liebenden auf eine höchſt romantiſche Weiſe mit ſeiner Einwilligung zu ihrer Verbindung überraſchte. Karl, der ſeinem Bruder nach Liefland gefolgt, mit ihm ein Herz und eine Seele war, und es trotz der langen Trennung noch iſt, hatte die Weigerung des Vaters mit all der raſchen, jugendlichen Lebendigkeit ſeiner feurigen Seele empfunden und ſich gegen dieſen mündlich und ſchriftlich ſo lebendig darüber ausgeſprochen, daß er, als er die Schweſter ſeiner Schwägerin lieb gewann, nicht nur mit eben denſelben Schwierigkeiten als ſein Bruder, ſondern auch noch mit dem perſönlichen Unwillen des Vaters gegen ſich zu kämpfen hatte. Der Kaiſer Paul hatte ihn als Hofmaler mit 3000 Rubel Gehalt angeſtellt und ihm mehrere ſeiner Gemälde abgekauft. Kügelgen machte eine maleriſche Reiſe nach der Krimm. Rührend iſt die Treue, mit der er hier in der Liebe zu der Entfernten lebte, noch rührender ſein Kummer, als er nach einigen Jahren zu gleicher Zeit die Nachricht von dem Tode ſeiner Mutter und zugleich einen Brief von der Geliebten erhielt, in dem ſie ſich und ihn für frei erklärte. Später erfuhr er, ſie ſei gezwungen worden, dieſen Brief zu ſchreiben. Er kam jetzt zurück, kam nach vieljähriger Trennung aus der Krimm zurück nach Liefland, nach dem Gut, wo die Geliebte wohnte, und brachte ihrem Vater das ſchwere Opfer, was dieſer als Beweis ſeines Gehorſams forderte, es wieder zu verlaſſen, ohne ſie geſehen zu haben. So viel Kraft der Ehrfurcht für Kindespflicht, bei ſo viel Liebe, ſo bewährter Treue erhielt endlich ihren Lohn; der Vater gab auch dieſer Verbindung ſeinen Segen und ſeine Einwilligung, und K. wurde ein höchſt glücklicher Gatte, wie er auch der zärtlichſte Vater ſeiner hoffnungsvollen Kinder iſt. — Mit ſeiner Gattin lebte er dann wieder mehrere Jahre in dem Innern von Rußland, und dieſem Wechſel von Einſamkeit und Weltleben dankt er eine Verbindung von Eigenſchaften, die man ſelten vereint findet. Am Rhein geboren, vor der Natur mit dem fröhlichen Sinn der Süddeutſchen, mit ihrer leichten Empfänglichkeit ausgeſtattet, kam er früh nach Italien, wo der junge Künſtler Aufmunterung, Lob und Beifall fand, und in der Freiheit eines geiſt- und genußvollen Künſtlerlebens alle Fähigkeiten ſeines Talents in reicher Fülle erblüheten. Aus dieſem Zeitpunkt und der Richtung, die es ſeinem Streben gab, iſt ihm Vieles geblieben, was jetzt zur Eigenthümlichkeit ſeiner Kunſtleiſtungen gehört. Nun kam er nach Rußland, lebte dort mehrere Jahre während ſeiner Reiſen in der Krimm einſam auf einem, zum Theil claſſiſchen Boden, und die Flamme eines tiefen, unvergänglichen Gefühls läuterte hier in der Abgeſchiedenheit von allen conventionellen Verhältniſſen die poetiſchen Anlagen ſeines Gemüths. Man kann nicht tief und wahr empfinden, ohne auch an Tiefe und Selbſtthümlichkeit des Ideenreichthums zu gewinnen. — Während ſeines ſpätern Aufenthalts im Innern von Rußland, war er in Hinſicht auf Ideenumtauſch, faſt ausſchließlich auf den Umgang mit Feßler beſchränkt. — Jetzt lebt er hier in Petersburg, in den angenehmſten geſelligen Verhältniſſen, geliebt und geachtet von Allen, die ihn kennen.

Kügelgen's Compoſitionen ſind reich gedacht und mit echter Dichterweihe empfunden, ſo daß ich dieſe glückliche Harmonie zwiſchen ſeiner Phantaſie und ſeiner Darſtellungsgabe gerade als das Charakteriſtiſche ſeines Talents bezeichnen möchte. Denn was ergreift uns beim Anblick der Natur ſo tief und mächtig, was verſtändigt uns ſo mit ihren Erſcheinungen? Doch wohl nur das Gefühl der allgemeinen Lebenskraft des Weltalls, die ſich in den Elementen des Lichts, des Aethers, des Waſſers und der Erde, in den Gebilden von Pflanzen und Bäumen, von Strauch und Blumen, als in ihren heiligen Hieroglyphen offenbart! Eine ſolche Beſeelung der Natur, die das Einzelne zur Einheit eines ſchönen Gedankens erhoben, darſtellt, iſt ja wohl Dichterweihe. — Kügelgen ſcheint aber jetzt an einem Wendepunkt ſeiner Darſtellungsgabe zu ſtehen. Sein früherer Aufenthalt in Italien flößte ihm eine große Vorliebe für architektoniſche Verzierungen ein, die man, in edlem Styl gedacht und ſinnvoll ausgeführt, faſt in allen ſeinen Werken findet. Dazu kommt noch ſein Hang, alle ſeine Landſchaften mit Menſchen zu ſtaffiren. Die Figurenzeichnung iſt aber keinesweges Kügelgen's Stärke; dagegen haben aber dieſe Gruppen faſt immer das poetiſche Verdienſt einer Wechſelbeziehung auf die dargeſtellten Gegenden, ſie führen uns oft das ganze Leben dieſer Geſtalten in ſo idylliſcher Reinheit und Treue vor, daß man ihnen zurufen möchte:

Wo ſich dieſe Raſen heben,
Iſt der Grazien Altar,
Und ſie ſahen Euer Leben,
Daß es lauter Unſchuld war.

Auch ſcheinen ſich die neueren Gemälde dieſes Künſtlers von den architektoniſchen Prachtdarſtellungen weg, mehr und mehr zu einer idylliſchen Behandlung und Auffaſſung der Natur hinzuneigen; ſie ſind frommer und einfacher gedacht und eine ſtille Feier, wie ferner abendlicher Glockenton, ſpricht uns aus ihnen an. Vorzüglich ſchön ſind Kügelgen's Fernen und der Duft ſeiner Berge und Gewäſſer. Man wird dadurch an Claude Lorraine erinnert, doch ohne allen Gedanken an Nachahmung, da Einem die Selbſtthümlichkeit des Künſtlers in dem Reichthum ſeiner Ideen und der Vollendung ſeines Pinſels ſo überaus herrlich entgegen leuchtet. Einen ganz eigenen Reiz haben für mich Kügelgen's Mondſcheinlandſchaften. Der ungewiſſe Dämmerſchein des Mondlichts, der ſilberne zitternde Abglanz deſſelben im Waſſer, die thauige Friſche der Nacht, das ſtille Heimliche ihres Dunkels, Alles dies zieht unwiderſtehlich an und ich kann von einem ſolchen Bilde nicht fort, wenn ich davor ſtehe.

Kügelgen's Gemälde von der Krimm hängen alle in einem Zimmer in Kamini-Oſtrow und es iſt ein in ſeiner Art vielleicht einziges Vergnügen, dreißig Landſchaften von demſelben Künſtler und alle von derſelben Größe, ſo zu einem Ganzen vereinigt zu erblicken. Schade, daß gerade einige der ſchönſten dieſer Bilder in ſehr nachtheiligem Lichte hängen. Außer den Zeichnungen und Skizzen zu dieſen Gemälden iſt Kügelgen noch im Beſitz zahlreicher Handzeichnungen, die uns die Natur jenes ſchönen Landes anſchaulich darſtellen und von denen es ſehr zu wünſchen wäre, daß er ſie zur Herausgabe einer maleriſchen Reiſe durch die Krimm benutzen könnte. — Im künftigen Jahr wird der Künſtler auf Befehl des Kaiſers eine Reiſe nach Finnland machen.

Eine andere unſerer Morgenſpazierfahrten führte uns nach Alexandrowsky, wo wir auf dem Wege dorthin zugleich die Porzellanfabrik beſahen. Wir ſahen hier ein für den Großfürſten Nikolaus beſtimmtes Tiſchſervice, von dem jeder Teller hundert Rubel koſtete, ſo wie ein anderes von dem portugieſiſchen Geſandten beſtelltes, von welchem jeder Teller hundert und funfzig Rubel koſtete. Die für beide Service gewählten Darſtellungen waren ruſſiſche Gegenden, Volkstrachten u. ſ. w. Die beſten dieſer Zeichnungen und Malereien waren von Seebach, genannt La Fontaine, einem genialiſchen Künſtler, deſſen perſönliche Bekanntſchaft wir an dieſem Morgen machten. Man hat ſeit einiger Zeit auch angefangen, das Porzellan, als ſei es Kupferſtich, zu drucken. Ein franzöſiſcher Kriegsgefangener, der in das Innere Rußlands geſandt werden ſollte, erbot ſich gegen das Verſprechen ſeiner Freiheit, das Geheimniß dieſes Verfahrens zu entdecken, welches ſo leicht und ſchnell von Statten geht, daß man die Waare zu ſehr billigem Preis liefern kann.

In Alexandrowsky ſind die großen Baumwollſpinnereien, die die Kaiſerin Mutter hier hat anlegen laſſen, und die 700 — 800 Menſchen beſchäftigen. Die Gebäude ſind ſchön, vorzüglich die eben erſt beendigte neue Kirche mit ihrem azurblauen, ſternendurchfunkelten Gewölbe. Man ſteigt eine Treppe hinauf, um zu ihr zu gelangen, da ſie im zweiten Stockwerk eines Gebäudes iſt, deſſen erſter Stock einen großen, rundum mit Bänken verſehenen Saal enthält, der bei ſchlechtem Wetter, in den Erholungsſtunden, zum Verſammlungsplatz für die Zöglinge der Anſtalt beſtimmt iſt. Wir ſahen hier die Bereitung der Baumwolle vom Anfang an, wie ſie gereinigt, gekratzt, geſponnen, gehaſpelt, gewunden und dann auf den Webſtühlen verarbeitet wird. Sechs große Dampfmaſchinen treiben alle dieſe unzähligen Räder, Maſchinen und Spulen. Die Arbeitsſäle ſind ſämmtlich hoch und luftig, die Schlafzimmer wahre Muſter von Reinlichkeit und Ordnung. Jedes Bett enthält eine mit dem Abfall der Baumwolle geſtopfte Matratze, eine grüne Friesdecke, ein reines Laken und eine ſehr ſaubere weiße Flanelldecke. Bei jedem Schlafſaal iſt ein eigenes Cabinet zum Waſchen. Die Mädchen arbeiten in abgeſonderten Zimmern, in deren einigen ſie zwar die, nur durch ein hölzernes Gitter von ihnen getrennten Knaben ſehen können, aber weiter keine Gemeinſchaft mit ihnen haben. Dieſe Kinder waren ſämmtlich aus dem Findelhauſe hierher gebracht, und erſchienen alle für ihr Alter ungewöhnlich klein. Mich intereſſirten beſonders die Mädchen, nach deren Lebensweiſe und Schickſal ich mich erkundigte. Alle Sonnabend werden ſie in's Bad geſchickt und alle Montage erhalten ſie einen reinen Anzug, ein Kleid von blaugeſtreifter Leinwand und eine weiße Aermelſchürze darüber. Auch ſehen ſie alle tüchtig und reinlich angezogen aus, ſo wie auch bei allen das Haar vorzüglich glatt und blank geflochten war. Die Meiſten von ihnen kommen ſchon im zehnten Jahr hierher und müſſen dann bis zum fünf und zwanzigſten Jahr in der Fabrik arbeiten. Die Freiheit, in dieſem Alter die Fabrik verlaſſen zu dürfen, iſt ihnen erſt ſeit zwei Jahren zugeſtanden. Sobald ſie mit der Arbeit hinlänglich bekannt ſind, erhalten ſie nach Maßgabe ihres Fleißes und ihrer Geſchicklichkeit ein Wochenlohn, wogegen ſie aber dann auch ein Gewiſſes für ihre Nahrung und Kleidung bezahlen müſſen. Den Ueberſchuß verwenden ſie größtentheils zur Anſchaffung eines Sonntagſtaats, da ſie für dieſen Tag in der Wahl ihrer Kleidung frei ſind. Um halb 6 Uhr des Morgens, wo ſie zur Arbeit kommen müſſen, erhalten ſie ein Stück ſchwarzes, am vorigen Tage gebackenes Brod. Dann arbeiten ſie ſechs Stunden; um halb 12 Uhr wird gegeſſen; ſie erhalten Suppe, Fleiſch, Gemüſe, oder Hirſebrei und zum Getränk Quaß. Das Brod war ſehr kräftig, die Speiſen wurden reinlich und reichlich aufgetragen. Ueber neun Mädchen hat immer die zehnte die Aufſicht. Die Oberaufſeherin iſt eine Deutſche; ſie war, ohne mit den Mädchen zu eſſen, doch bei Tiſch gegenwärtig, und gefiel uns Allen ſehr durch den Ausdruck von Vernunft und Güte, der in ihrem Weſen lag. Nach der Mahlzeit haben die Kinder bis um halb 2 Uhr frei; dann müſſen ſie wieder 6 Stunden arbeiten, und nun nach dem Abendbrod erhalten ſie noch dreimal in der Woche Unterricht. Die Zahl der Mädchen betrug 320. Das hieſige Geſpinnſt kann aber bei weitem nicht mit dem engliſchen in Hinſicht der Feinheit und Gleichheit des Fadens verglichen werden. Auch eine Flachsſpinnerei iſt mit dieſer Anſtalt verbunden; das Geſpinnſt war grob, aber eben und rund.

Einige ganz unvergeßlich ſchöne Tage habe ich auch in dieſer Zeit in Pawlosky verlebt, wohin ich mit Eliſabeth fuhr, um dort in der Einſamkeit des Landhauſes dieſer letztern noch einige Tage ganz ungeſtört im kleinen Freundeskreis zu verleben. Wir fuhren gegen 5 Uhr Nachmittags fort. Kaum hatten wir die Stadt hinter uns, als ein warmer Regen leiſe niederzuſäuſeln begann. Gegen Abend blieb aber der Himmel klar; nur das Grün ſtrahlte heller, und Gras und Blumen, Buſch und Baum dufteten friſcher. Der Weg geht bis Zarskoje-Selo ſo ſchnurgerade, daß man bei der Rückkehr den goldenen Thurm der Admiralität unverrückt im Auge behält; dabei iſt er aber reich an Abwechſelung, an beiden Seiten mit ſchönen hochſtämmigen Bäumen beſetzt, dahinter Gärten, Wieſen, Landhäuſer, links das Schloß Tſchesme mit ſeinen abgeſtutzten Thürmen und ſeiner Ordenskirche der Georgenritter und dann wieder die ſchönen, aus Granit gehauenen Meilenzeiger, die zierlichen Springbrunnen, deren Silberſtrahl ſanft plätſchernd in das weite aus Stein gehauene Becken niederfällt; hier ein finniſches Dorf, mit ſeinen grau hölzernen, mit buntem Schnitzwerk verzierten Häuſern; dort ein deutſches Coloniſtendorf und ſo in ſteter Abwechſelung fährt man fort, bis zu den Duderhofſchen holzbekränzten Hügeln. Am Fuß derſelben liegt ſeitwärts eine von hohen Linden überſchattete Quelle, die einer der freundlichſt einladenden Plätze iſt, die ich kenne. Wir ſtiegen hier aus und nahmen auf den Granitbänken Platz, mit denen ſie umgeben iſt, und über die ein auf Säulen ruhendes Dach ſich erhebt, während das höchſt wohlſchmeckende Waſſer ſilberhell aus Löwenrachen hervorſprudelt. Ich ſchlug vor, die dichtbelaubte Anhöhe zu Fuß hinauf zu gehen und fand mich reichlich für dieſe kleine Anſtrengung belohnt. In Weſten lag, von der Abendſonne angefunkelt, Petersburg in einem unabſehlichen Halbkreiſe, vor und um uns ein Blüthenthal und was die merkwürdige Erſcheinung des Gedeihens der Obſtbäume in dieſem Thal noch beſtätigte, war, daß jetzt, wo die Linden in Petersburg kaum erſt knospen, ſie hier in der kleinen Entfernung von zwei Meilen ſchon in voller Blüthe ſtanden, und nach dem ſanften, lauen Regen die Luft mit ihrem ſüßen Wohlgeruch durchſtrömten. Wir weilten ſo lange auf dieſem ſchönen Platze, daß wir erſt gegen 9 Uhr in Pawlosky ankamen. Die Gegend um Petersburg herum iſt flach und ſumpfig; ſo wie man ſich aber Pawlosky nähert, erhebt ſie ſich wellenartig und wie ein Silberband ſchlängelt ſich die Slawinka durch ſie hin. Bald erblickt man nun rechts mehrere geradlinige Reihen zierlicher Häuſer, deren Anblick nicht blos dem Auge, ſondern auch dem Herzen wohlgefällt, wenn man erfährt, daß ſie von der erhabenen Beſitzerin zum Zufluchtsort für das hülfloſe Alter, zur Wiege verwaiſeter Kindheit, zum Ruheort für Invaliden beſtimmt ſind, deren allein die Kaiſerin Mutter über 2000 verſorgt, von denen viele hier als Aufſeher und Gartenwächter angeſtellt ſind. Links liegt der Garten mit ſeinen grünen Hügeln, ſeinen blühenden Wieſen, ſeinen dunkeln heimlichen Gehölzen, ſeinen klaren Teichen, ſeinen Waſſerfällen, ſeinen Tempeln und Ruinen. Das Schloß zeichnet ſich nicht durch ſeine Größe, wohl aber durch eine ſolche

Schönheit der Verhältniſſe aus, daß es von den Grazien ſelbſt zu ihrer Wohnung eingeweiht zu ſein ſcheint. Es war ein himmliſch ſchöner Abend, und ich eilte daher gleich bei unſerer Ankunft in den Garten. Ein Aetherbad des ſüßeſten Blumenduftes umwogte uns beim Eintritt in denſelben, und entführte uns dem Norden, um uns in des Südens blühendſte Gefilde hinzuzaubern. Von den beiden Seiten der dreifachen Lindenallee, in der man des Abends gewöhnlich die Hornmuſik hört, wallte uns ein Blumenſtrom entgegen. Ganz nahe an einander, Topf an Topf waren hier viele Tauſende blühender, vielfarbiger Levkojen eingepflanzt, die vom Perlenglanz der Regentropfen im Silberglanz des Vollmonds funkelnd und leiſe vom Nachtwind gewiegt, ihre ſüßeſten Düfte dem Schweigen der feiernden Natur opferten.

Uns Allen wurde in dieſer Abendſtille und in dem allmähligen Verſtummen unſers Geſprächs unausſprechlich wohl. — Sie kennen Sie, jene ſtille Feier, jene heilige Ruhe, jenes fromme Schweigen im vertrauten Freundeskreis, wo auch der zarteſte Laut verkündender Ahnungen des Unſichtbaren und Ewigen von unſerm Geiſt erfaßt, von unſerm Herzen verſtanden wird. — Spät erſt kehrten wir nach unſerer Wohnung zurück, wo uns die halbe Nacht noch unter Muſik und Geſpräch verging. Das Vorgefühl der nahenden Trennung lag wie ein Schleier tiefer Wehmuth über alle Freude unſers traulichen Zuſammenſeins. Unſer Geſpräch ward ernſter und ernſter bis zum feierlichen Vorgefühl des Daſeins, das unabhängig von Zeit und Trennung nur untergeht, um wiederzukehren, nur altert, um ſich zu verjüngen, nur entſchlummert, um zum höheren Leben aufzuflammen.

Reines, edles Herz, das Du den ſtillen Zauber dieſer ſchönen Tage ſo lebhaft empfandeſt, jetzt deckt Dich ſchon das Grab, aber Dein Andenken wird Deinen Freunden unvergeßlich bleiben!

Früh am Morgen kamen wir wieder zuſammen und fingen nun an, den Garten nach allen Richtungen zu durchſtreifen. Ich vermag es nicht, Ihnen alle die einzelnen Schönheiten dieſes kleinen

Paradieſes zu ſchildern, und kann es nur verſuchen, Ihnen einige flüchtige Umriſſe des Ganzen zu geben.

Das Innere des Schloſſes iſt mit noch mehr Geſchmack als Pracht verziert. Im erſten Stockwerk ſind die Zimmer der Kaiſerin Mutter; ſie enthalten einen Reichthum auserleſener Kunſtſchätze. Aus ihnen kommt man in die ſogenannte Laterne, eine Gallerie, die auf der einen Seite mit Gemälden von Murillo, Paul Veroneſe, Baſſano und andern Künſtlern dieſes Ranges mehr geſchmückt iſt, und von der andern offenen Seite ein reich blühendes Blumenparterre enthält.

In dem Eſſaal hängen vier Anſichten von Rom, von Robert gemalt, welche von Kennern wegen ihrer kunſtgerechten Perſpective ſehr geſchätzt werden. In einem der daran ſtoßenden Zimmer intereſſirte mich vorzüglich eine große Zeichnung in ſchwarzer Kreide, von der jetzigen Kronprinzeſſin der Niederlande, die ſich eben ſo ſehr durch den ſinnvollen Reichthum der Compoſition, als durch die

Sauberkeit der Ausführung auszeichnete. Im Ganzen iſt aber dieſer Stock mit mehr Geſchmack und Kunſtſinn, als mit Pracht meublirt. Dieſe glänzt Einem dagegen in den Zimmern und Sälen des zweiten Stockwerks entgegen, wo man in jedem Gemach Vaſen von Jaspis, Tiſche von Lugamallo, Kamine von Malachit, Gobelins-Tapeten u. ſ. w. findet. Höchſt geſchmackvoll und zierlich ſind einige von der Kaiſerin ſelbſt in Elfenbein gearbeitete Kunſtwerke. Sie theilt die Liebe zu dieſer Beſchäftigung und ihr Talent für dieſelbe mit Peter dem Großen, von dem man, ſowohl in der Eremitage, als auch in mehreren Kirchen, Arbeiten dieſer Art aufbewahrt ſieht.

Eine zarte, jedes Gemüth anſprechende Idee iſt die des Cabinet de réunion, deſſen Meubeln und Verzierungen alle von den Prinzen und Prinzeſſinnen des kaiſerlichen Hauſes ſelbſt verfertigt ſind. Auch von dem Kaiſer Paul befindet ſich eine Zeichnung hier, ſo wie von Katharina der Zweiten ein Blumenbouquet. — In den Zimmern, die ehemals die jetzige Königin von Würtemberg bewohnte, ſind für den Kunſtfreund eine Sammlung Landſchaften von Hogarth merkwürdig. Vorzüglich lieblich erſchienen mir aber die für die Prinzeſſin Charlotte eingerichteten Zimmer, welche als Gemahlin des Großfürſten Nikolaus dieſen Sommer in Pawlosky wohnen wird. Ihr Ankleidezimmer Roſaſeide, von oben bis unten mit ſilbergeſticktem Mull drapirt. Toilette und Nachttiſch von Kryſtall, ſchön geſchliffen, aber einfach. Das Schlafzimmer mit Fenſtervorhängen von weißer Seide, Seſſel und Bettſchirme von Lillaſammet, alles mit in petit point geſtickten Blumeneinfaſſungen, ſo wie auch vor ihren Fenſtern ein ſo reicher Blumenflor blühte, daß man von den Düften wie emporgetragen wurde.

Mit einer Thräne, die ein Gebet für das Glück der edlen, in Deutſchland ſo allgemein geliebten Fürſtentochter war, verließ ich das Zimmer. Das Leben ihrer erhabenen, unvergeßlichen Mutter ward unter dem Druck der ſchmerzlichſten Leiden zu einer Verklärung ſittlicher Schönheit, die in ihr die Größe des Weibes im Lieben und Dulden verherrlichte, und durch alle Jahrhunderte der Zukunft hin wird

Louiſens Bild im Strahlenkranz erhabener Tugend glänzen. — Es iſt ein hohes Glück, die Tochter einer ſolchen Mutter zu ſein, und nach dem allgemeinen Urtheil iſt Prinzeſſin Charlotte in jeder Hinſicht die würdige Tochter der Unvergeßlichen. Ihr ward ein Fürſtentöchtern ſelten zu Theil werdendes Glück: Liebe ſchloß ihre Verbindung, nicht kalte Convenienz, wahre Liebe führte ſie aus ihrem Vaterlande, und dieſe allein und kein äußerer Glanz kann über ein Herz, wie es in der Bruſt dieſer Königstochter ſchlägt, die Macht haben, ihr die Trennung vom Vaterland, von Vater, Geſchwiſter und Jugendfreunden zu erſetzen! — O Gott, flehte ich leiſe, erhalte dieſem reinen, fleckenloſen Engel auch hier den ſchönſten Abglanz deiner Seligkeit in dem Gefühl, allgeliebt und werth, allgeliebt zu ſein! — Dann wird ſie nur mit ſanfter, wonnevoller Wehmuth, nie mit dem Schmerz der Sehnſucht der Heimath gedenken, wo ſo viel tauſend Herzen für ſie in Einer Liebe, Einem Gebet für ihr Glück ſchlagen!

Durch einen von Gonzaga gemalten Säulengang, der für eine der beſten Arbeiten dieſes großen

Künſtlers gilt, kommt man aus den Zimmern der Kaiſerin in den Garten. Eine Abtheilung deſſelben iſt blos für Blumen beſtimmt, und es gehören mehr als 15,000 Blumentöpfe dazu, ſie auszufüllen. Hier gewinnt die Kunſt der Natur den Triumph ab, uns hoch im Norden, die Blumen heißer Zonen, in allem Glanz ihrer Prachtblüthen zu zeigen. Zu dieſem Blumengarten führt ein ſchöner, von ſechzehn ioniſchen Säulen getragener Porticus, durch den hindurch man einen herrlichen Blick auf einen kleinen, mit bunt bewimpelten Gondeln bedeckten See und ſeine dunkeln, ſchattenreichen Ufer hat.

Am Abhange des Hügels vor dem Schloſſe iſt das Familien-Boskett, das aus Bäumen beſteht, die bei der Geburt eines Sohnes, oder einer Tochter des Kaiſerhauſes gepflanzt ſind, und von denen jeder den Namen deſſen, dem er gepflanzt iſt, auf einer kleinen Tafel trägt. Wer könnte ohne Rührung die Denkmale erblicken, die hier die mütterliche Liebe den beiden blühend ſchönen Töchtern errichtete, die ſo früh in's Grab ſanken? — Das der Großfürſtin Alexandrine errichtete Monument ſteht auf einer kleinen von Cypreſſen beſchatteten Halbinſel, die unſerer unvergeßlichen Helena Pawlowna geweihete Urne auf dem Platz des kleinen Gartens, den ſie in ihrer Kindheit ſelbſt bearbeitete. Ich brach von den Blumen, die das Denkmal umrankten, einige zum Andenken dieſer Stunde und der heimathlichen Erinnerungen, die an dieſem geweiheten Platz ſo wehmuthsvoll ernſt in mir erklangen.

Von hier gingen wir zu dem Grabmal, das die Kaiſerin Maria ihrem Gemahl, dem Kaiſer Paul, errichtet hat. Durch ein dunkles Gehölz wandelt man auf einem ſich ſchlängelnden Pfad zu einer eiſernen Pforte; ſie öffnet ſich, und Alles, was wir erblicken, iſt ſchaurig, düſter, ſchweigend. Hohe Tannen und Cypreſſen beſchatten das Mauſoleum, deſſen Porticus aus ſechs koloſſalen Granitſäulen beſteht. Im Fronton lieſet man in goldenen Zügen die Inſchrift: „Dem Gatten und Wohlthäter.“ So wie man in die Halle tritt, fällt der Blick auf die Statue einer hohen, edlen weiblichen Geſtalt, die ihr gekröntes Haupt mit dem rührendſten Ausdruck des tiefempfundenſten Schmerzes auf die Urne nieverbeugt, die die Aſche des Geliebten enthält. Dieſe Statue iſt herrlich und aus einem einzigen makelloſen Marmorblock. Der Obelisk, an den ſie ſich lehnt und der oben das Bruſtbild des Verſtorbenen enthält, iſt von rothem Granit. Auf dem Basrelief des Fußgeſtells iſt die ganze kaiſerliche Familie abgebildet. Alexander in voller Rüſtung ſitzend, und mit dem Ausdruck wehmuthsvollen Ernſtes auf ſein Schwert geſtützt; neben ihm ſteht Conſtantin, gleichfalls in voller Rüſtung. Die Figuren der Großfürſtinnen und der jüngern Prinzen ſind nicht alle gleich vortrefflich gelungen, ſo wie auch die Gruppe der zum Himmel aufſchwebenden und von den früher vorangegangenen Schweſtern in Empfang genommenen Verſtorbenen ſchöner gedacht als ausgeführt iſt. Auch ihren verſtorbenen Eltern, ſo wie ihren Geſchwiſtern hat hier die erhabene Kaiſerin Trauerdenkmale ſetzen laſſen. Sie alle ſind von dem Rector der Akademie der ſchönen Künſte, dem berühmten Martoff.

So ernſt feierlich wie dieſer Theil des Gartens iſt, ſo überaus lieblich und anmuthig iſt Krasnaja

Dalina, oder das ſchöne Thal, mit ſeinem Häuschen, das von der einen Seite ein ſchönes griechiſches Periſtyl und von der andern eine romantiſche, durchaus idealiſirte Außenſeite zeigt. Hier läßt die Kaiſerin jeden Beſucher des ſchönen Thals mit Milch bewirthen. Man findet den Tiſch immer gedeckt. Sahne, Brod, Butter, Milchkäſe, Alles iſt vortrefflich und wird in ſehr reinlichen, aber ganz ländlich einfachen Gefäßen aufgetragen, ſo wie man auch Löffel von Lindenholz erhält. Hier in dieſem Thal gibt ſie viele ihrer reizenden Feſte; hier wird auch das Erntefeſt gefeiert und alle Bauern und Arbeiter dann an großen, im Freien gedeckten Tiſchen bewirthet.

Nicht weit von dieſem Platz, dem von all den ſinn- und geſchmackvollen Anlagen des Gartens, meinem Geſchmack nach, der Preis der Lieblichkeit gebühret, iſt die Zauberinſel, die, in dem klaren ſie umſpielenden Gewäſſer ſich ſpiegelnd, aus einem Gehölz beſteht, deſſen grüne Wipfel, von Blumenketten durchzogen, ſich wie zu einer Tempelhalle in einander ſchlingen, und in deren Mittelpunkt die Statue des Amors ſteht, der mit aufgehobenem Finger halb zu winken, halb zu drohen ſcheint. Feenhaft ſchön iſt der Roſenpavillon. Alle Gänge, die zu ihm führen, alle Gebüſche, die ihn umgeben, ſind voll Roſenblüthen, die Luft, die man athmet, ſüßer Roſenduft. Zuerſt tritt man in einige Zimmer, deren Schmuck im mannigfaltigſten Wechſel Roſen ſind. Alle Seſſel, alle Sopha's mit Roſen geſtickt, Taſſen, Gläſer, Alles mit Roſen bekränzt. In dieſen Zimmern findet man eine kleine ausgewählte Bibliothek, ein Fortepiano, eine Guitarre, Schreibzeug, alle Geräthſchaften zum Zeichnen und Malen, nichts fehlt, Alles, was man in dieſer Art ſich wünſchen kann, iſt dort vereint. Auf den Tiſchen liegen mehrere Mappen und Stammbücher, in denen Jeder ſich einſchreiben kann und deren Durchblätterung mich oft ſehr angenehm beſchäftigt hat. Jedes Blatt war eine der erhabenen Schöpferin dieſes kleinen Feentempels geweihete Huldigung; dieſe ſprach ſich aber oft auch im Gewand des Witzes, des Scherzes, ſelbſt des Muthwillens aus, und ſchwerlich möchte ſich in dieſer Art eine intereſſantere und geiſtreichere Sammlung von Variationen unter daſſelbe unerſchöpfliche Thema finden laſſen, als man ſie hier findet. Aus dieſem Zimmer tritt man in eine von Säulen getragene, rund gewölbte Halle, von deren Scheitelpunkt Roſengewinde an Roſengewinde ſich ſo an einander reihen, daß das Gewölbe zu einer Roſenhalle wird, von der die einzelnen Guirlanden ſich um die weißen Säulen herum zur Erde niederranken. Die weißen Wände ſind gleichfalls mit Roſengewinden verziert. Die Kronleuchter ſind Palmenwipfel, deren grüne Blätter alle mit Roſenkränzen mit einander verbunden ſind, aus denen die Lichter zauberiſch ſchön hervorfunkeln müſſen.

Hier in dieſem Pavillon war es, wo die Kaiſerin Maria dem kaiſerlichen Helden, ihrem Sohn, im Juli 1814, nach ſeiner Rückkehr ein Feſt gab, von deſſen ſinnvoller Anordnung noch Alle, die Augenzeugen deſſelben waren, mit Entzücken reden. Gonzaga, dieſer berühmte Decorationsmaler, hatte zu dem Schauſpiel, das die Kaiſerin in der Nähe des Pavillons im Freien aufführen ließ, ein ruſſiſches Dorf gemalt, und zwar ſo täuſchend, daß man ſich nicht überzeugen konnte, nur eine Decoration und kein wirklich erbautes Dorf zu ſehen.

Und dieſer Platz gehörte noch vor wenig mehr denn hundert Jahren den Schweden, und ward ihnen erſt von Peter dem Großen abgewonnen! — Die nicht weit vom Pallaſt auf einer Anhöhe liegende kleine Feſtung Bibs iſt ein Monument dieſes Schickſalswechſels.

Doch ich breche ab, da es ein vergeblicher Verſuch ſein würde, Ihnen alle Schönheiten dieſes bezaubernden Aufenthaltes einzeln vorführen zu wollen. Mit dem reinſten Kunſtſinn ſind alle dieſe Einzelnheiten zur Einheit Eines ſchönen Gedankens verbunden, und darin liegt der Zauber des Pawlosky eigenthümlichen Reizes. —

Die wundervolle Magie der hieſigen Sommernächte habe ich mit all dem Entzücken genoſſen, mit dem ich mich ihres roſenrothen Dämmerlichts, ihrer Stille und Milde erfreue. Eine nächtliche Waſſerfahrt auf der Newa, wo uns in einer zweiten Gondel die Hornmuſik des Veranſtalters dieſer Fahrt begleitete, gehört mit zu den unvergeßlichen Erinnerungen meines Lebens. — Es liegt ein tiefer Ernſt in dem Gedanken: das Alles ſiehſt du zum letzten

Male! Er gibt dem Gefühl tiefere Wahrheit, der Freude einen leiſe veredelnden Schauer, und dem Leben höhere Weihe; aber das darſtellende Wort verſtummt vor ihm.

Dies iſt der letzte Brief, den Sie von Petersburg aus von mir erhalten. Sind Wind und Wetter meiner Rückreiſe ſo günſtig wie der Herreiſe, ſo bin ich ſchon zu Ende dieſes Monats wieder in Deutſchland. —

Auf Wiederſehen, mein Freund.

Auswahl

aus

Fanny Tarnow's Schriften.

Neunter Band.

Leipzig, 1830.
Verlag von Carl Focke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Paulinens Jugendjahre.

Zwei Jahre aus Melaniens Leben.

Erinnerungen aus dem Leben des Grafen Silverſkiöld.

Paulinens Jugendjahre.

Wo biſt du, ſüßes Ahnen
Der erſten Jugendliebe?
Was ſchau'n ſo feucht die Blicke
Nach dir, nach dir hinaus!
Du gingſt auf Blüthenbahnen,
Doch mit verſtörtem Triebe
Griff uns ein rauh Geſchicke,
Und ach, mit dir iſt's aus!

Fouqué.

Ja, es ſind anziehende Menſchen, mit denen ich hier lebe, und ich vermag es, mir dieſe neuen Verhältniſſe mit Luſt und Liebe freudig anzueignen. Die Baronin iſt eine liebenswürdige, reizende Frau, froh, glücklich, unverbildet, ohne ernſtern Anklang, aber gut und durch die heitere Jugendlichkeit ihres Weſens eine lieblich wohlthuende Erſcheinung. Sie iſt mir wie eine geliebte Schweſter, nur daß ich, ungeachtet meiner achtzehn Jahre, zuweilen als die ältere und ernſtere erſcheine. Ihr Mann, der Baron Ehrenfels, iſt eben ſo verſtändig als rechtſchaffen und angenehm. Ich ehre ihn wie einen Vater und liebe ihm wie einen Bruder. Die alte Frau, in ihrer altväteriſchen Kleidung, mit der ſchwarzen Kloſterhaube und dem Schleier darüber, iſt eine ehrfurchtgebietende Erſcheinung, die aber, ſobald man ſie und ihre einfache Güte näher kennen lernt, ſchnell das Herz gewinnt.

Der Einzige von der Familie, über den ich mit meinem Urtheil noch nicht ganz auf's Reine bin, iſt der Bruder der Baronin, Aloys von Walden, ein junger, kaum vier und zwanzigjähriger Mann, der, da ſein erſt ſeit einem Jahre von ihm bewohntes Gut an das unſre grenzt, täglich hier iſt, und gewöhnlich den Abend bei uns zubringt. Man fühlt ſich verſucht, Höheres in ihm zu ahnen, als er zeigt. In Geſellſchaften und im Anfang einer Bekanntſchaft erſcheint er unbedeutend. Was aber ſehr für ihn ſpricht, iſt die ſittige, faſt ehrerbietige Höflichkeit, mit der er mich ſeit der Minute meines Eintritts in dieſe Familie behandelt; denn gewiß der Mann, der unſer Geſchlecht wahrhaft ehrt, iſt gut und unverdorben. Sein Weſen iſt zuweilen herbe, und doch hat er tiefes und feines Gefühl für alles ſittlich Schöne.

Des Tages gehöre ich den Kindern, die, bis jetzt ganz vernachläſſigt und ausſchließlich der Aufſicht der Dienſtboten überlaſſen, viele Sorge und noch mehr Liebe fordern, und von denen die ſechs älteſten immer, die jüngſten nur in den Freiſtunden um mich ſind, aber auch außer dieſen doch ſtets in einem an das meine grenzenden Zimmer, das ich mir ausdrücklich zur Kinderſtube erbeten habe. Der Abend verſammelt uns erſt Alle an den lieben, traulichen Theetiſch. Bei dieſer angenehmen Lebensweiſe bin ich aber doch nicht ganz mit mir zufrieden. Der Baron ſowohl als die Baronin ſind ſo gütig gegen mich, daß ſie mich mehr und mehr in ihr geſelliges Leben, wohin ich bei dem von mir erwählten Beruf eigentlich doch nicht gehöre, hineinziehen, ſo daß ich nicht nur an allen Geſellſchaften im Hauſe, ſondern auch an vielen außer demſelben Theil nehme. Die Kinder ſind dann freilich während meiner Abweſenheit bei der herrlichen alten Großmutter ſo gut aufgehoben, als ich es nur wünſchen kann; aber ich lebe doch nicht einzig für den Zweck, der mir der erſte ſein und bleiben muß, und finde zu viel Behagen an dieſem geſelligen Leben. Ach, daß es im achtzehnten Jahre ſo ſchwer iſt, nur für ſeine Pflicht zu leben!

Die vorige Woche iſt uns wieder recht geräuſchvoll verfloſſen, und wir haben daher die Lücke wenig bemerkt, die eine Unpäßlichkeit Walden's in unſerm Zirkel machte, da er ſonſt täglich hier iſt und uns in alle Geſellſchaften begleitet. Bei dem Mangel an Pflege und Unterhaltung in ſeinem Hauſe iſt er ſeit Sonntag bei uns eingezogen, und unſre wegen ſeiner Krankheit häuslichern Abende ſind mir viel angenehmer, als der Schwarm, der uns ſo oft umgibt. Es ſcheint mir auch, daß Ehrenfels Recht hat, wenn er behauptet, daß dieſen Winter in ſeinem Familienkreis ein neues, ſonſt von ihnen nicht gekanntes Leben aufblühe. Wir haben des Tages über Jeder ſeine Geſchäfte und daher immer Luſt, uns auf den Abend zu freuen, der uns zuſammenführt. Gewöhnlich leſe ich nach dem Thee eine Stunde vor; wir ſprechen dann über das Geleſene, wir erzählen, plaudern, ſpielen mit den Kindern, oder ſetzen uns auch zuweilen an den Boſtontiſch, wo es der Männer größte Freude iſt, wenn ſie der Baronin und mir das Geld abgewinnen und uns obendrein auslachen können.

Wie ſoll ich es mir aber erklären, daß ich nicht mehr ſo ungetrübt und ruhig heiter bin, als im Anfang meines Hierſeins? Iſt es die Sehnſucht nach der fernen Heimath, das Andenken an meine Verwandten, Erinnerung früher erlittenen Wehs, was mir jetzt in meinen ſtillen Stunden ſo oft einen Trauerflor über meine frohe Jugend und meine glückliche Gegenwart zieht? — Meine einſamen Augenblicke ſind ſeit einiger Zeit faſt immer wehmüthig, und oft möchte ich, meiner innerſten Neigung nach, allen dieſen Scherz, dieſen Frohſinn, dieſe jugendliche Freudigkeit, für Thränen eintauſchen, wie ich ſie zuweilen, zwar ohne bittern Schmerz, aber auch ohne Erleichterung des durch ſie erweichten Herzens, weine.

Wir waren einige Tage in Kiel, um einer Vorſtellung des dortigen Liebhabertheaters beizuwohnen. Ich wurde viel gebeten, eine Rolle zu übernehmen. Ehrenfels und ſeine Frau überließen die

Gewährung dieſer Bitte ganz meiner Entſcheidung; allein ich merke doch, daß ſie mit meiner abſchlägigen Antwort und den Gründen, warum ich ſie gab — Zeitaufwand und faſt unwiderſtehliche Reizung der in jedem weiblichen Herzen ſchlummernden Eitelkeit und Gefallſucht — ſehr zufrieden ſind.

Es iſt mir aber in dieſen Tagen in einem Zirkel mir faſt ganz unbekannter Menſchen merkbar geworden, daß man Walden's Betragen gegen mich beachtet und mißdeutet. Vom erſten Augenblicke unſrer Bekanntſchaft an iſt es ihm zur Gewohnheit geworden, mich in Geſellſchaft zu Tiſche zu führen, und mein Nachbar zu bleiben. Im Anfang geſchah das aus Artigkeit, weil er mich, als Hausgenoſſin ſeiner Schweſter und allen andern Herren fremd, keiner Vernachläſſigung ausſetzen wollte, die die Abhängigkeit meiner Lage, von der er weiß, wie wenig ſie zu meinen frühern Ausſichten und Anſprüchen ſtimmt, doppelt drückend machen mußte.

Jetzt iſt es uns Beiden, als könne es gar nicht mehr anders ſein, als verſtehe es ſich von ſelbſt, daß wir, täglich bei einander, auch in Geſellſchaft zu einander gehören, und eben dieſe Gewohnheit des täglichen Umgangs macht es ihm unmerklich, was auch ich, von Andern dazu angeregt, jetzt zum erſten Mal beobachtete, daß er nämlich in jeder Geſellſchaft ausſchließlich nur mit mir und nie mit einem andern Frauenzimmer redet. Die Winke darüber, die ich im neckenden Ton von mehreren Seiten erhielt, haben mich in meiner Unbefangenheit gegen ihn geſtört, und doch möchte ich dieſe ſo ungern verlieren, da es mein angelegentliches ernſtes Beſtreben bleiben ſoll, ſeiner wohlwollenden Achtung für mich keine Bedeutung zu leihen, an die in unſern Verhältniſſen nie gedacht werden darf. Gott wird mich ja vor der romanhaften Lächerlichkeit behüten, mir ein freundſchaftlich angenehmes Verhältniß zu einem achtungswerthen Mann durch thörichte, ungereimte Einbildung zu verleiden.

So ſehr ich auch die Baronin liebe, ſo rein ſchweſterlich und traulich auch unſer Verhältniß iſt, ſo iſt doch noch in meinem Herzen ein Platz offen, den dieſe Freundſchaft nicht ausfüllt. Ihr Leben war ſtets heiter und ungetrübt, im reinen Sinn des Wortes noch ganz Kind, ward ſie an ihrem vierzehnten Geburtstag die Gattin des mit ihr an demſelben Tage gebornen, damals ein und zwanzigjährigen Ehrenfels, und in der heitern Einförmigkeit ihres ländlichen Lebens, umgeben von lauter Nachbarn und Nachbarinnen, deren Eltern ſie gekannt, und mit denen ſie aufgewachſen iſt, blieb ſie, was ſie war. Sie kennt keine Sorge, keinen Schmerz, keine Leidenſchaft, und eben daher iſt ihr auch keine ernſtere Seite des Lebens intereſſant; ſorglos und kindlich gleitet ſie über die glatte Fläche deſſelben und ahnet nicht die Tiefe, die dieſe verbirgt.

Ganz das Gegentheil davon iſt ihre Schweſter, die Baronin Eliſe Clare. Zart und tiefempfindend ward ihr das Leben früh zu einem Kampfe, aus dem ihr noch kein Friede erblüht iſt, weil ſie, an der Seite eines redlichen, aber durchaus ſchlichten und ungebildeten Mannes, dem ſie, vom Unwerth des Geliebten ihrer Jugend ſchmerzlich verletzt, in wehmüthig bitterer Reſignation ihre Hand reichte, ſich mit ihren Verhältniſſen nicht in Einigkeit zu ſtimmen vermag. Mich zog ſie gleich beim erſten Anblick durch die Grazie ihres Wuchſes, die Eleganz ihres Anſtandes und durch den wunderherrlichen Blick ihrer dunkelblauen, himmliſch ſeelenvollen Augen an; ſie ſah in mir anfänglich nur die Demoiſelle ihrer Schweſier, und man weiß ja, was ſo eine Demoiſelle für ein unbeachtetes, gleichgültig überſehenes Weſen in der Regel iſt, und meine Jugend, meine Heiterkeit und ſelbſt mein herzliches Einverſtändniß mit Ehrenfels und ſeiner Frau, ſo ungewöhnlich dies auch in einem Verhältniß, wie das meinige zu ihnen, iſt, führten ſie mir um ſo weniger näher, da ſie ſich von ihnen nie verſtanden gefühlt hat, und ihre eigene Stimmung ernſt und wehmüthig iſt. Doch ſchon nach einigen Wochen ward ſie erſt artig, dann traulich und achtungsvoll gegen mich, und geſtern, da ich ſie, weil ſie verreiſet geweſen war, nach vier Wochen zum erſten Mal wieder ſah, kam ſie mir mit einem Ausdruck von Freude und Herzlichkeit entgegen, der mir unausſprechlich wohl that. Warum iſt dieſe Frau durch Rang und Verhältniſſe ſo weit von mir geſchieden? Ich fühle es, ich könnte ſie von ganzem Herzen und mit der innerſten Seele lieb gewinnen.

Wenn hier im Hauſe Geſellſchaft iſt, nehme ich ſelten eine Karte, weil mich der Theetiſch zu lange beſchäftigt. Seit einiger Zeit hat Walden angefangen, das Spiel dann auch zu verbitten und ſich ſtatt deſſen zu mir zu ſetzen. Manchen Abend verplaudern wir ſo ganz ungeſtört mit einander von ſechs bis zehn Uhr, und nie erſchöpft ſich der Stoff zu dieſen Geſprächen. Er iſt auch gar zu lieb und gut, ſo redlich und bieder in allen ſeinen Anſichten, und was ihm meine Achtung und mein Vertrauen, mehr und mehr gewinnt, iſt die zarte Feinheit, mit der er mich behandelt. Die achtungsvolle, nie zur Vertraulichkeit werdende Traulichkeit, mit der er in unſerm häuslichen Zirkel mit mir umgeht, wird, ohne ſich zu verläugnen, doch, ſobald Fremde gegenwärtig ſind, zu einer Ehrerbietung, die mich vor jeder Mißdeutung ſeines Betragens ſchützen muß. Er weiß mir jede Verlegenheit zu erſparen, und nie kann der Zartſinn des Mannes ein Mädchen zu einer ſchönern Sicherheit, einem reinern Vertrauen berechtigen, als ich ihm verdanke.

Ich fühle, daß er mich achtet, daß er mir wohl will, daß er mich hübſch und liebenswürdig findet, aber nie höre ich eine Schmeichelei von ihm, nie ähnelt ſein Betragen dem, was man Courmachen nennt, und was mich in dem Verhältniß, worin wir zu einander ſtehen, auch auf das Allerſchmerzlichſte verletzen würde. Ich müßte daher auch das undankbarſte, gefühlloſeſte Geſchöpf von der

Welt ſein, wenn ich ihm meine dankbarſte Achtung verſagen wollte. Wie mancher junge Mann in ſeiner Lage würde unſern Umgang nicht als einen angenehmen Zeitvertreib anſehen, und wenn mich gleich mein Selbſtgefühl vor einer ſolchen Geſtaltung dieſes Verhältniſſes ſchützen würde, ſo fühle ich doch, welchen giftigen Schmerz ich bei dem kleinſten Verſuch von ſeiner Seite, es ſo zu behandeln, empfinden müßte.

Es läge eine unbeſchreibliche Demüthigung für mich darin, die ich, wenn meine jetzige Lage mir nicht durch die Liebe, die mich an meine Hausgenoſſen und dieſe an mich bindet, geadelt und verſchönert würde, das Joch einer dienſtbaren Abhängigkeit gewiß nicht zu ertragen vermöchte, ohne an Geiſt und Herz zu verwelken. Walden's perſönlicher Werth macht dagegen meinen Umgang mit ihm zur edelſten Freude meines Lebens, wenn es anders wahr iſt, was er mir geſtern mit unverkennbarer Herzlichkeit ſagte: „Mein Schutzgeiſt hat Sie in dieſes Haus geführt, und der Umgang mit Ihnen macht mich zu einem ganz andern und beſſern Menſchen!"

Ich bin unruhig, bewegt, verſtimmt, und weiß doch ſelbſt eigentlich nicht, warum mir das Herz ſo ſchwer iſt. Dieſe Menſchen thun mir mit ihren ſpöttiſchen Blicken und bittern Bemerkungen ſo weh! Muß meine Schutzloſigkeit mich dem ausſetzen? — Wie hart muß man ſein, um ein Weſen, das uns nie kränkte, ſo rauh zu verletzen, wie ich mich verletzt fühle, auf die bis jetzt nur Blicke des Wohlwollens und der Liebe, nie das Auge der Bosheit und des Neides fielen!

Ehrenfels war ſchon ſeit einigen Tagen in Kiel und hatte beſtimmt, daß Ulrike und ich ihm am Sonntag nachkommen und den Montag zum Ball dort bleiben ſollten. Walden hatte ſich erboten, ſo lange bei uns zu Hauſe zu bleiben und uns auf dieſer Reiſe zu begleiten. Am Sonnabend erhielten wir aber von Ehrenfels einen Boten mit der Nachricht, das Eis ſei ſchon ſo dünn, die Ueberfahrt ſo gefährlich, daß er uns bitten müſſe, zu Hauſe zu bleiben. Walden, der doch wegen ſeiner Geſchäfte durchaus hin mußte, blieb nun, trotz der ſtündlich wachſenden Schwierigkeit der Ueberfahrt, den Sonntag noch bei uns und ſchlug uns vor, Eliſen zu

Schlitten abzuholen, deren Mann gleichfalls zur Stadt und ſie daher allein war.

Dieſe Fahrt machte bei dem herrlichen Wetter und dem hellen Geläut einen ſehr angenehmen Eindruck auf mich. Ich ſchloß die Augen und träumte, ein Zugvogel zu ſein und als Schwan durch die hohe, dunkle Luft weit, weit über die Erde hin zu ziehen. Eliſe war bei unſrer Ankunft ſchnell gerüſtet, ſie ließ ihren Schlitten anſpannen, Ulrike ſetzte ſich zu ihr und warf ihrem Bruder, als er mich zu dem ſeinigen führte, ſchäkernd einen Kuß zu: „Dein Schlittenrecht für die Herfahrt,“ rief ſie, „die Rückfahrt muß Pauline allein bezahlen.“ Ich fühlte es an meinem Erröthen, daß er einen verſtohlnen Blick auf mich warf, und wußte es ihm Dank, daß er, ohne dieſen Scherz weiter zu beachten, ein gleichgültiges Geſpräch mit mir anfing.

Als wir aber hier ankamen und er mir die Hand bot, mir aus dem Schlitten zu helfen, ſah ich, daß er ſich an Ulrikens Aufforderung und an ſein Recht erinnerte. Wie gleichgültig hätte ich jedem andern Mann die Wange gereicht, aber ihm gegenüber war ich ſo peinlich verlegen, erröthete ſo ängſtlich, daß es ihn gewiß dauerte, auch er erröthete und begnügte ſich, meine Hand mit einem leiſen Drucke an ſeine Lippen zu ziehen. Auch das war bisher nie geſchehen, ich eilte pfeilſchnell in's Haus, und es dauerte lange, ehe ich ihn wieder anzuſehen und ohne Verlegenheit mit ihm zu ſprechen vermochte. Wir fanden uns indeſſen wieder zurecht, und dankbar werde ich die Erinnerung dieſes ſchönen Abends bis in mein ſpäteſtes Lebensalter bewahren.

Es geht doch nichts in der Welt über ſolch ein häusliches, trauliches Beieinanderſein von gleichgeſinnten Menſchen, deren Geſpräch ſich in ſolchen ſtillen Stunden in reinem Vertrauen aus dem Herzen ergießt! Die drei Geſchwiſter waren nie ſo innig mit einander geweſen, und Eliſens Auge ruhte mit dem Ausdruck einer wahrhaft rührenden Freude oft auf dem Bruder, den ſie, wie ich wußte, bis jetzt für rauh und unzart gehalten hatte, und der an dieſem Abend den Schatz edler Gefühle und reinen Zartſinnes, den er unter der unpolirten Außenſeite verbirgt, ſchöner verrieth, als er ihn zu zeigen vermocht hätte. Es war der glücklichſte Abend meines bisherigen Lebens, und eine ganz neue Liebe für alle dieſe trefflichen Menſchen ging an ihm in meinem

Herzen auf. Auch fühlten und geſtanden es, als wir uns trennten, Alle, um wie viel einiger und verbundener wir von einander ſchieden.

Am andern Morgen weckte mich Ulrike ungewöhnlich früh. Bruder Aloys ſei da, und ich ſolle ſchnell aufſtehen und mich rüſten; es habe die Nacht gefroren, die Ueberfahrt ſei noch möglich, und er da, uns abzuholen. O, wie freute ich mich! In zwei Jahren hatte ich nicht getanzt und tanze doch ſo herzlich gern. Auch waren wir in einer Viertelſtunde fertig, als wir aber an die Fähre kamen, ſah es um die Ueberfahrt mißlich aus; das eigentliche Fahrwaſſer war ſchon offen, und das Ufereis an ſeinem Rande ſo ſchwach, daß man ſich dem Boot nur auf kleinen Zugſchlitten nähern konnte, die die Fährleute, in weiten Entfernungen von einander, an langen Stricken zogen, weil das Eis nicht mehr zwei derſelben zu tragen vermochte.

Walden ward ſehr beſorgt und bereuete es, uns zu dieſer Fahrt verleitet zu haben, wir verweigerten aber die Rückkehr und beſtiegen muthig unſre Schlitten. „Auf Wiederſehen in jener Welt!“ ſagte ich ihm lächelnd. Aber aus dem Scherz wäre bald Ernſt geworden, da meinem Führer das Seil zur Lenkung des Schlittens riß, und dieſer, von der Erſchütterung des Schwunges fortgeriſſen, pfeilſchnell auf das nahe Fahrwaſſer zuflog, und mir ſo wenig Beſinnung als Zeit blieb, mich herauszuwerfen, da die Umhüllung meines Pelzes die Freiheit meiner Bewegungen hemmte. Kaum vier Schritte vom Strom entfernt, ſtand der Schlitten erſt wieder, und ich blickte mit einem ſonderbaren Gefühl auf die kalte, ſtille Tiefe, die dies warme Herz bald auf ewig begraben hätte. In demſelben Augenblick erblickte ich Walden neben mir, der, ſo kräftig ihm auch die Fährleute zuriefen, zurück zu bleiben, weil dem erſchütterten Eiſe nicht zu trauen ſei, doch auf ſeinen Schlittſchuhen blitzesſchnell meinem Schlitten gefolgt war; geiſterbleich ſah ich ihn jetzt neben mir ſtehen und ſeine Hand ausſtrecken, mich zu faſſen. „Pauline, o mein Gott, Pauline!“ rief er mit einem ſo erſchütterten, ſo verzweiflungsvoll aufſchreienden Ton, daß er mich, hätte ich ihn verſinkend noch gehört, mit dem Tode verſöhnt haben würde, ſo wie er mir jetzt das Leben doppelt lieb und theuer machte; denn was verbindet uns würdiger und erfreuender mit dieſem, als die Gewißheit der Theilnahme geachteter Menſchen an uns und unſerm Schickſal?

Und konnte ich nach dieſer Minute noch an der Wahrheit und Innigkeit der ſeinigen zweifeln?

Ungefährdet ſetzten wir nach dieſer Störung unſern Weg fort, und kamen wohlbehalten in unſerm Quartier an, wo uns Ehrenfels wegen der Tollkühnheit dieſer Fahrt erſt tüchtig ſchalt, aber dann auch hinterher geſtand, da Alles ſo glücklich abgelaufen ſei, freue er ſich herzlich, uns dort zu haben.

Zum erſten Male ſah ich am Abend Walden auf dem Ball in Uniform, die ihm ſehr gut ſteht. Ich tanzte die erſte Ecoſſaiſe mit ihm; er tanzt ſehr gut, ich, wie man ſagt, nicht übel, und ſo machte es ſich denn, ich weiß ſelbſt nicht wie, daß wir, ohne eigentliche Verabredung darüber, doch regelmäßig einen Tanz um den andern zuſammen tanzten, nur mit dem Unterſchied, daß er die Zwiſchentänze pauſirte, ich ſie aber mit einigen andern Bekannten tanzte.

Es war nach Mitternacht, als ich von der Reiſe und, nach mehrjähriger Entwöhnung, vom Tanze ſelbſt mich ſo ermüdet fühlte, daß ich nicht mehr tanzen zu wollen erklärte. Ulrike tanzte aber noch, und ſo ſaß ich mit Walden bis gegen 3 Uhr im Saal im freundlich heitern Geſpräch, zu dem ſich während der letzten Stunde auch noch Ehrenfels geſellte, der, ausgelaſſen froh, uns Beide zu herzlichem Gelächter und tauſend Narrenspoſſen mit ſich fort riß. Ich ſah wohl, daß unſer angelegentliches Geſpräch und unſere Munterkeit bemerkt wurden, aber in Ehrenfels Nähe fühlte ich mich ſo väterlich beſchirmt, daß ſich mir keine Furcht vor Mißdeutung nahen kann.

Wir blieben noch den Dienſtag in der Stadt, weil wir bei dem Geheimenrath T. zu einer großen Abendgeſellſchaft geladen waren. Die Tochter des Hauſes, eine regelmäßige Schönheit, aber kalt und coquett, war mir am vorigen Abend ſchon aufgefallen, da ſie mich mehrere Male mit einer ſpöttiſchen, faſt höhnenden Neugier muſterte, und dann mit den Nebenſtehenden fliſterte. Auch jetzt in ihrem Hauſe hatte ſie mich kalt, ja bis zur Unart vornehm empfangen, und als ſie mir und Walden, der neben mir ſtand, die Karte bot, ſagte ſie dieſem ſehr ſchneidend: „Sie ſpielen mit der Mamſell an einem Tiſche, da ich es für grauſam halten würde, ein Paar ſo treu verbundene Seelen trennen zu wollen.“

Ehe er ihr zu antworten vermochte, wandte ſie ſich raſch zu Andern und ließ mich ſo verſtört, ſo unangenehm verſtimmt zurück, daß ich, ohne es ändern zu können, den ganzen Abend kalt und fremd gegen Walden blieb, der zwar Anfangs in ſeinem gewöhnlichen Ton zu bleiben verſuchte, dann aber, als ich nicht in dieſen einzuſtimmen vermochte, ſehr einſylbig und ernſt ward. Er bot mir freilich, als wir zu Tiſche gingen, den Arm, und blieb, wie gewöhnlich, mein Nachbar; aber der Zufall hatte dem Fräulein v. T. uns gerade gegenüber ihren Platz angewieſen, und vor ihren ſtechenden Blicken ſtockte unſere Unterhaltung. Je ſtummer ich ward, je lebendiger erſchien ſie; doch Walden vereitelte jedes Bemühen, ihn in ihre Unterhaltung zu ziehen, durch die Trockenheit und Kürze ſeiner Antworten, deren Schärfe ſie zu fürchten ſchien.

Ich dankte Gott, als der Abend überſtanden war; doch Ulrike hatte meine Verſtimmung bemerkt, und da wir kein Geheimniß vor einander haben, klagte ich ihr, als ſie mich darum befragte, die Unart des Fräuleins. „Laſſen Sie ſich das nicht kümmern,“ ſagte ſie mir; „ſie hatte früher Abſichten auf meinen Bruder, dem ſie aber entſchieden mißfiel, und da ärgert es ſie nun, daß er Ihnen Gerechtigkeit widerfahren läßt und Sie vor allen andern Mädchen ſo ſichtlich auszeichnet.“ — Darauf ließ ſich nun gar nichts erwiedern; aber ich konnte den Abend lange nicht einſchlafen. Ich fühlte es, mich gegen Walden ſehr albern genommen zu haben, und auch, wie ſchwer es mir werden würde, wieder gehörig einzulenken, und dabei war doch eine Scheu gegen ihn in mir, die ich gewiß nur mit ernſter Anſtrengung zu beſiegen hoffen konnte.

Der Morgen kam, Walden mit ihm, ich fand ihn kühl, ſehr kühl, und viel fremder als ſonſt; ach, ſollte dies Betragen vielleicht nur Warnung ſein, mich durch den Vorgang des geſtrigen Tages und durch ſeine mir früher bewieſene Artigkeit zu keiner eiteln Mißdeutung derſelben verleiten zu laſſen? — Ahnete er vielleicht zum erſten Mal, daß dieſe möglich ſei? — O wie wenig kennt er dann meine Sinnesweiſe, und die Grundſätze, die, von meiner Seite mit ſo ſtrengem Ernſt, trennend zwiſchen uns ſtehen! — In dieſer Spannung ſind wir noch, und ich bin dabei ſo innerlich traurig, ſo betrübt! —

Er iſt verreiſet und Keiner vermißt ihn; Alles geht denſelben Gang ungeſtört fort, als wenn er da iſt. So geht es in der Welt! So lange man mit den Menſchen lebt, erſcheint man in ihr Leben ſo innig verflochten, daß man ſich ihnen unentbehrlich glauben ſollte, und fehlt man, ſo wird man nicht einmal vermißt. Ich ſuche mich ſo viel als möglich zu zerſtreuen und bringe faſt alle meine Freiſtunden mit Ehrenfels bei dem Schachſpiel hin, das er mich lehrt, und welches mich ſehr anzieht.

So geht denn auch ein Tag nach dem andern hin, ohne daß mir einer wahre Freude brächte. Ich bin dieſem Trübſinn, der mich drückt, gram, und reiße mich, wenn ich unter Menſchen bin, gewaltſam heraus. Jeder freuet ſich meiner Munterkeit, lobt und preiſet ſie als echtes Kennzeichen einer geſunden, jugendlich heitern Seele, und Niemand ahnet, was ſie mich koſtet, und wie ſie nur noch erkünſtelter Wiederſchein der ehemaligen Geſtaltung meines innern Lebens iſt!

Geſtern Nachmittag fuhren wir zum Concert nach Kiel und trafen dort Walden, der acht Tage früher, als wir glaubten, von ſeiner Reiſe zurückgekommen war. Ich erſchrak recht freudig, als ich ihn, den ich gar nicht zu ſehen erwartete, plötzlich im Saal gewahr ward. Er eilte, ſobald er unſer anſichtig ward, zu uns und ſchien ſo herzlich, ſo recht innig froh, uns wieder zu ſehen. Ich fragte, wie es ihm auf ſeiner Reiſe ergangen ſei, und ob er ſich nach Wunſch vergnügt habe. „Wo ich auch bin,“ antwortete er mir, „es gefällt mir doch nirgends ſo gut, als in dem freundlichen Edelsburg, wenn wir ſo ganz unter uns ſind.“

Dies Begegnen unſerer innigſten Neigungen that mir wohl; denn auch ich fühle mich nur da recht ungetrübt zufrieden. Ueberhaupt war es geſtern ſehr ſchön, und ich vor der Muſik beinahe zu glücklich; ſie heiligt, wie ein Echo aus höhern Welten, die Thränen, die Liebe und die Wünſche des Menſchenherzens, und hebt mich zu der reinſten Andacht, die meine Seele zu empfinden vermag, empor. Spät erſt ſegelten wir im Sternenſchimmer, mit raſchem halben Wind über. — Es war ein unvergeßlicher, ein ganz wunderherrlicher Abend!

Ulrike und ich ſchließen uns immer inniger an einander, und doch befriedigt dieſe Liebe mein Herz nicht, ſo ſtrenge ich auch dieſe Ungenügſamkeit an mir ſelber rüge. Sie iſt mir eine geliebte Theilnehmerin froher Stunden, aber nie könnte ich vor ihr Thränen vergießen, nie ihr vertrauen, daß ich leide und Schmerz fühle. — Aus ihren Erzählungen und Unterredungen lerne ich Aloys von manchen Seiten kennen, die mir ſonſt, da ſie zu zart ſind, um in meinen Geſprächen mit ihm berührt zu werden, unbekannt bleiben würden. Sie liebt den Bruder ſehr und iſt unerſchöpflich, ſobald ſich das Geſpräch auf ihn wendet, und ich erfahre durch ſie manchen Zug ſeiner Güte und ſeiner Charakterfeſtigkeit, der meine Achtung für ihn erhöht.

Auch die Miſchung von Rauheit und Zartſinn in ihm iſt mir klar geworden. Im Cadettenhaus erzogen, kam er früh in preußiſche Dienſte und ward im Lauf des Rheinfeldzugs Officier. Nach dem Frieden erhielt das Dragoner-Regiment, bei dem er ſtand, elende, kleine Städte zum Standquartier, ſo daß er mit ſeinem Umgang ganz auf ſeine Cameraden beſchränkt war. Vor zwei Jahren loſete er mit ſeinem jüngern Bruder um das vom

Vater hinterlaſſene Gut, und nahm, als es auf ſeinen Antheil fiel, den Abſchied.

Wie reich muß die Natur ihn ausgeſtattet haben, da er in ſolchem Leben ſich den Sinn für Frauenwerth und für einfaches häusliches Glück, der ihn beſeelt, zu erhalten vermochte, und wie hart wäre es, wenn die Zukunft ihm die Mittel verſagte, ſo ſchöne und würdige Anlagen harmoniſch zu entwickeln!

Ein tiefer Schmerz iſt in dieſen Tagen durch mein Herz gezogen. Ich habe die Freundin meiner Jugend, meine M., verloren. Sie ſtarb von ihren Kindern umgeben, und doch war mein Name ihr letzter Laut. Lange, lange wird in meinem Herzen die Wunde dieſes Verluſtes bluten, aber lindernder Balſam dafür iſt die Theilnahme der herrlichen Menſchen, mit denen ich hier lebe. Ehrenfels iſt verreiſet, aber Walden hat uns ſeit dem Abend, wo ich dieſe Nachricht erfuhr, wenig verlaſſen, und wir haben in dieſer ernſten Stimmung viel Liebes und Intereſſantes über Menſchenſchickſal, Beſtimmung, Tod und Wiederſehen mit einander geſprochen. Er hat bis jetzt wenig geleſen, über manchen Gegenſtand auch wohl nur wenig nachgedacht, aber mti welcher innigen Liebe, mit welchem heiligen Ernſt beſeelt er jede ihm neue Anſicht, jede große, den Menſchen über die Gewalt des Vergänglichen erhebende Idee!

Wie fühle ich mich von ihm überall verſtanden! Wie begegnen wir uns in unſern Anſichten, Wünſchen und Hoffnungen, und wie unauflöslich verbindet eine ſolche religiöſe und ernſte Uebereinſtimmung, eine ſolche Entſchleierung des vom Leben ſonſt ſo dicht verhüllten Gemüths! — Ich lerne ihn mit jedem zuſammen verlebten Tage inniger achten, und doch iſt und bleibt das Verhältniß zwiſchen uns ſo viel fremder, ſo ganz und durchaus anders, als das zwiſchen Ehrenfels und mir, da ich, gegen Walden doch immer gewiſſermaßen ſcheu, mich in den Augenblicken des reinſten Vertrauens und der tiefgefühlteſten Achtung unwillkürlich verſchließe, und dagegen gegen Ehrenfels, wie gegen einen älteren Bruder, offen, zutraulich und herzlich bin.

Geſtern kam Eliſe. Die Andern waren alle nach N. gefahren, und ſo wurde uns ein einſamer Nachmittag und Abend zu Theil. Sie bat mich um meine Freundſchaft, wenn ich ſie derſelben würdig achte; ſie hat meine Achtung, meine herzliche Liebe, aber ich geſtand ihr offen, daß ſie mir nach meinen Grundſätzen, bei der Verſchiedenheit unſers Standes, nie Freundin werden könne. Wir ſprachen und ſtritten viel darüber, doch beſtärkte ſie mich, ohne es zu wollen, in meinen Anſichten, da ſie mir im Lauf dieſes Geſprächs verrieth, daß man Ulrikens Betragen gegen mich allgemein table, weil ſie augenſcheinlich nur für mich lebe, nur meine Unterhaltung liebe, und, alle andern Perſonen vernachläſſigend, in jeder Geſellſchaft mit Walden und mir einen Staat im Staate bilde.

Freilich wollte mir Eliſe nicht einräumen, daß es eigentlich nur die Freundſchaft der Baronin Ehrenfels für das bürgerliche Mädchen ſei, die ſo ſcharfen Tadel erweckte, aber gewiß iſt es ſo; und welche Warnung liegt für mich darin, wenn ich je der Warnung bedürfen ſollte! Nein, Eliſe, nein, Walden, nie werde ich eine Kluft überſpringen, die nun einmal, nach der Meinung eures Standes, durch keine Tugend, keinen Adel der Geſinnung, keine Treue, kein Verdienſt ausgefüllt werden kann!

Der Beſuch der Frau von O. mit ihren Töchtern hat uns ſeit acht Tagen ſehr zerſtreuet, da wir in dieſer Zeit täglich entweder Gäſte gehabt, oder auch auswärts gebeten geweſen ſind. Ich habe bei dieſem Anlaß meine Freude an Walden gehabt. Dieſe Fräulein O. ſind hübſch, angenehm, geiſtreich, doch, wie er mir vorher ſagte, ohne jungfräuliche Zartheit und moraliſche Grazie! Auch habe ich ihn nicht einmal mit ihnen ſprechen hören. Selten trifft man bei einem Mann ſolche Feinheit des ſittlichen Tacts, ſolche Zartheit der Würdigung an! Und wie ganz anders würden wir Frauen doch ſein, wenn ein ſolches Betragen den edleren Männern Norm würde.

Geſtern ſchickte G. uns eine Einladung, Franz Koch zu hören, den er auf einige Tage zu ſich eingeladen hatte. Die zarten Töne ſeiner Mundharmonika gewinnen einen eignen Zauber durch den Gedanken, daß ſie mit dem Tode des Künſtlers auf immer verhallen, da alle Verſuche, die Behandlung dieſes Inſtruments von ihm zu erlernen, bis jetzt ohne Erfolg geblieben ſind. Auch ſind die Himmelslaute deſſelben ſo zart, daß man ſie, wie mich dünkt, mehr mit dem geiſtigen als mit dem körperlichen Ohr hört, und ich ſie eine Entkörperung des Tones nennen möchte. Er ſpielte im ganz verfinſterten Zimmer wohl eine Stunde lang, und ich hätte vergehen mögen an der Ahnung eines großen, wortloſen Schmerzes, die dieſe Töne in mir weckten, und die in meinem Herzen zugleich mit einem namenloſen, dieſer Erde vielleicht nicht angehörenden Wunſch erwachte. —

Ich ſaß am Abend bei Tiſch zwiſchen Walden und Franz Koch. Unſer Geſpräch war anziehend, und da der Künſtler unſere Begeiſterung für die himmliſche Seele ſeiner Kunſt entdeckte, erbot er ſich, uns zum Abſchied noch einen Choral ſpielen zu wollen, und zwar denſelben, den er in Leipzig einem jungen Herrn Breitkopf in ſeiner Todesſtunde hatte ſpielen müſſen. Dieſer junge Mann litt an der Auszehrung, und da er ſeinen Tod mit Gewißheit voraus ſah, ſchrieb er an Franz Koch und lud dieſen ein, zu ihm zu kommen und ihn nicht nur bis zu ſeinem Tode täglich, ſondern vorzüglich auch in ſeiner Sterbeſtunde mit den Tönen ſeiner Mundharmonika zu erquicken. — Dies geſchah, und ſanft entſchwebte ſeine Seele auf ihren Engelsfittichen zum Urquell aller Harmonie. —

Mich bewegte die Erzählung dieſes Todes tiefer, als ich es zu erklären vermochte, und als wir nach Tiſch uns in einem kleinen Zimmer verſammelten, that mir das Verlöſchen der Lichter wohl, weil ich meine Bewegung in der Dunkelheit nicht mehr zu verhehlen brauchte. Aloys ſtand im Finſtern neben mir; Eliſe lag an meiner Bruſt, ich hörte ihr ſtilles Weinen, und auch meine Thränen floſſen ſanft und hoffnungslos. Ich fühlte recht, wie mein Leben ſich geſpalten hat; das äußere iſt ſorgenlos und froh, das innere hat, wenn auch nicht ſeinen Frieden, doch ſeine Heiterkeit verloren, und ich ſtatt ihrer nur die Fähigkeit erhalten, den Schmerz, an dem ich vergehe, unendlich zu lieben.

Welch ein unvergeßlicher Tag, der heutige! Wir waren in Liſſow, wo eine ſehr zahlreiche Geſellſchaft eingeladen war; Eliſe bat mich, nicht zu ſpielen, und winkte mir, ſie, als die Spieltiſche alle geordnet waren, nach ihrem Zimmer zu begleiten. Bleich wie eine geknickte Lilie, mit dem unverkennbaren Ausdruck ſchmerzlicher Ermattung in allen Zügen und in dem rührenden, kranken Ton der ſanften Stimme, ergriff mich ihr Anblick mit unendlicher Liebe und Wehmuth. Unſer Geſpräch ward ernſt und feierlich; wir wogen Tod und Leben, Vergänglichkeit und Ewigkeit gegen einander, und hoch flog die Schale des irdiſchen Lebens empor, und tief erſchüttert, innig begeiſtert zog ich ſie an mein Herz und gelobte, ſie ziehen zu laſſen in die ſchönere Heimath und nicht, wie bisher die Sehnſucht mit der Pſyche das Band ihrer himmliſchen Fittiche zu löſen ſtrebt, ſtrenge und ernſt zu bekämpfen.

Ich hätte ſie in dieſer Stunde ſterben ſehen können, ohne eine Thräne zu vergießen. Aber als ſie nun in dieſer Stimmung mein Herz mit dem ganzen Zauber ihrer Liebe, ihrer Bitten, ihrer Thränen umwand, da vergaß ich alle irdiſchen Rückſichten, und gelobte, ihr Schweſter, Freundin, Alles zu ſein, was ihr Herz begehre, und das meinige zu gewähren vermöge. Eine Stunde reiner Seligkeit ſchwebte ſo zur Ewigkeit hinauf, und mich dünkte, die Nähe unſerer Schutzgeiſter zu fühlen, die ſich des geſchloſſenen Bundes freueten.

Alle Unvollkommenheit, alle Störung verſank vor meinen entzückten Blicken, und mit ganzer Seele begrüßte ich das himmliſche Vaterland der Liebe, als die wahre Heimath des ſehnenden Herzens. Wir ſchwuren einander, nur das Beſte zu wollen, uns gegenſeitig zu immer reinerer Liebe, immer klarerer Erkenntniß deſſelben zu kräftigen, uns nie von Weltanſicht und Weltklugheit Maß und Regel für dieſe Liebe und für das Gute ſelbſt aufdringen zu laſſen, ſondern uns Eine der Andern zum zweiten zartern und ſtrengern Gewiſſen zu werden.

Mein Gelübde war ernſt und fromm, wie das, was ich Gott am Tage meiner Einſegnung ablegte, und bis jetzt, durch ſeine Gnade, treu vor Augen und im Herzen behielt. — Ich ſagte Eliſen Manches über ihr Verhältniß zu ihrem Gatten und dem, was mir ihre Lage von ihr zu fordern ſcheint, da, meiner Ueberzeugung nach, die erſte Pflicht einer Gattin in dem Beruf liegt, ihren Gatten glücklich zu machen, und will er es nicht in unſerm Sinne ſein, dafür zu ſorgen, daß er es in ſeinem Sinne werde, ſobald dieſer nur kein moraliſches Geſetz verletzt; denn die Liebe und die Furcht Gottes iſt das Höchſte, und wir dürfen keinen Menſchen, auch den geliebteſten nicht, zu unſerm Götzen machen.

Sie dankte mir für das, was ich ihr ſagte, „und nun, Liebe," fuhr ſie mit ihrer ſanften Stimme fort, „laß mich Dir auch eine Sorge ſagen, die mich um Dich bekümmert: ſei vorſichtig gegen meinen Bruder." Ich ſchrak auf und fragte: „wie ſo?" Da ſagte ſie mir, daß unter den Menſchen viel Redens von ihm und mir ſei, weil man ihm allgemein Abſichten auf meine Hand zutraue. „Und Du?" fragte ich mit ängſtlichem Herzklopfen. — „Ich glaube, daß er Dich liebt, da er nie ein Frauenzimmer ſo ehrfurchtsvoll und bedeutend auszeichnete, wie Dich, und er mir ſelbſt geſtanden hat, daß er den Mann Deiner Wahl als den glücklichſten aller Männer preiſen würde. Auch iſt er durch den Umgang mit Dir und ſein Erkennen Deines Werthes ganz verändert, ein neues Daſein iſt ihm aufgegangen; doch fühle ich, daß dies Alles Dich nicht verleiten darf, Dich der Mißdeutung der Menge preis zu geben, die Euer Verhältniß nur gemein aufzufaſſen vermag."

Ich geſtand ihr offen, daß ich Aloys innig achte, und daß mich der Gedanke, zu ſeiner Bildung beizutragen, beglücke; ich habe aber ſtets in ſeinem Betragen nur Achtung, und nie ein wärmeres Intereſſe für mich bemerkt. Auch könne es ihr ja nicht entgehen, wie er trotz unſerm täglichen Umgange gegen mich noch fremde ſei, wie am erſten Tage, und im Gegentheil eine ſonderbare, gekünſtelte Spannung immer deutlicher und mich von ihm entfernender an ihm ſichtbar werde. „Verkenne ihn nicht,“ unterbrach ſie mich hier, „gewiß er liebt Dich, aber er kämpft gegen ſein Herz, weil er fühlt, ſich nicht auf Deinen Standpunkt erheben zu können, und Deine geiſtige und moraliſche Ueberlegenheit ihn, ſo ſehr er ſie auch ehrt, doch drückt. Das Innere Deines Weſens, die Tiefe Deines Gemüths, den Umfang Deiner Kenntniſſe, den Reichthum Deines Herzens vermag er auch nicht zu faſſen; Du würdeſt an ſeiner Seite meinem traurigen Looſe nicht entgehen, denn er iſt in Folge ſeines frühern Lebens doch eigentlich roh, und die Folie, die er jetzt von Dir erborgt, könnte leicht verbleichen, daher darf ich mir auch keinen Wunſch erlauben und halte mich verpflichtet, Dich zu warnen, um ſeinetwillen nicht mit der Meinung, dieſer tyranniſchen Gebieterin über unſer Glück und unſern Ruf, zu zerfallen.“ Wir wurden hier hinunter gerufen, aber ich konnte meine vollen Augen und mein noch volleres Herz nicht bezwingen und entwich in den Garten, und hier, vor der ſinkenden Sonne und der Abendfeier der Natur lebte ich eine Stunde, wie ſie reiner und erhebender meine Seele noch nie vor Gott geheiligt hat.

Am Donnerstage waren Alle nach D., und ich noch allein bis nach Mitternacht im Garten, wo Nachtigallgeſang und die herzrührende Melodie des fernen Wellenſchlags mich in liebliche Träume wiegten, dämmernd und geſtaltlos, aber voll leiſer Ahnungen himmliſch erblühender Wonne.

Geſtern war Aloys hier, Abſchied zu nehmen, da er auf einige Wochen zur Heeresſchau nach St. geht. Es iſt gut, daß er jetzt verreiſet. Meine Unterredung mit Eliſen und die mir durch ſie gewordene Gewißheit ſeiner hohen Achtung haben mein Herz in eine Bewegung gebracht, die in ſeiner Nähe leicht gefährliche Gewalt über mich erhalten könnte. Doch dieſe verſtärkte Reizbarkeit und das innere

Bewußtſein einer zu großen Weichheit, haben mich aber geſtern zu einem Benehmen verleitet, deſſen Unzartheit ich heute ſchmerzlich empfinde, und durch das Bewußtſein, Walden gegen mich verſtimmt zu wiſſen, büße. Doch wird, wie ich hoffe, dieſe Reiſe Alles wieder ausgleichen, und gewiß, er muß es bei einigem Nachſinnen fühlen, wie fern von meiner Seele der Vorſatz war, ihm wehe thun zu wollen.

Es wurde geſtern viel von einer neuen Erzählung Lafontaine's: „Liebe und Tugend," geſprochen, die Mehrere in der Geſellſchaft kürzlich geleſen hatten. Walden tadelte Hannchen, daß ſie, da Guſtav über die Armſeligkeit einer Scheidung zweier durch Liebe und Tugend verbundenen Herzen um Rang und Reichthum willen erhaben geweſen ſei, ihm doch ihre Hand verſagt habe. Er nannte das Härte. Man ſprach darüber viel hin und her, und der Streit, der ſich nun auf Mißheirathen überhaupt gewandt hatte, ward ſchon mit vieler Wärme geführt, als die Landräthin G. mir meine Meinung abforderte, und da ich auszuweichen ſuchte, mich nicht ohne abſichtliche Gefliſſenheit in das Geſpräch verflocht.

Ich merkte die Bosheit dieſes Beſtrebens; gereizt dadurch, ließ ich mich in den Streit ein, und mein mit der Muttermilch eingeſogener und durch die traurigſte aller Erfahrungen feſt in mir gewurzelter Grundſatz, daß eine Meſalliance faſt immer zum Hinderniß einer glücklichen Ehe wird, gab mir eine Sicherheit der Behauptung und einen entſchiedenern Ton, als ich ihn ſonſt habe, und wie er ſich überhaupt für ein junges Frauenzimmer geziemt. Aber mich ängſtigte die Möglichkeit einer Beziehung auf meine eignen Verhältniſſe, und die aufmerkſame Neugier, mit der alle Anweſende auf meine Antwort horchten, ließ mich eine Genugthuung darin ſinden, meine innere und wirklich wahre Ueberzeugung vor ihnen auszuſprechen.

Aloys brach, nachdem er ſehr lebhaft gegen meine Meinung geſtritten hatte, plötzlich ab; deſto wärmer nahmen Ehrenfels und Ulrike das Geſpräch auf; Beiden ſchien der Anlaß, ihre, der meinen entgegen geſetzte, Anſicht einer ſolchen Verbindung öffentlich auszuſprechen, eben ſo willkommen, als auch ich ihn unwillkürlich und ohne klar zu wiſſen, was ich damit bezwecken wolle, gern ergriffen hatte. Aber dieſe Menſchen trauen mir alle einen Plan auf Walden zu; es ſcheint ihnen, ohne alle Rückſicht auf den perſönlichen Werth des Mannes, für ein armes, bürgerliches, in abhängiger Lage lebendes Mädchen ein ſo entſchiedenes Glück, ihn zu heirathen, daß ich, wenn ich mir es lebhaft denke, noch nicht bereuen kann, den Stolz, der in meinen Aeußerungen über dieſen Punkt lag, und das Ausſprechen meines entſchiedenen Widerwillens, das Ueberſpringen dieſer Ungleichheit als Opfer anerkennen und dafür dankbar ſein zu ſollen, gezeigt zu haben, ſo wehe es mir auch thut, daß Walden ſich, von uns unbemerkt, während dieſes Streites entfernte, und ohne Abſchied zu nehmen, ohne wie gewöhnlich zum Abendeſſen zu bleiben, im fürchterlichſten Platzregen davon geritten war.

Es legte ſich, als ich es erfuhr, eine Centnerlaſt auf mein Herz, und ſie drückt es noch. Was mich beruhigt, iſt, daß dies Geſpräch auf Ehrenfels und ſeine Frau keinen tiefern Eindruck, wie jede andere Unterhaltung gemacht zu haben ſcheint, und wie ich glaube, von Beiden ſchon vergeſſen iſt.

Möge auch Walden es vergeſſen und mir in der Erinnerung davon nur die Warnung bleiben, mich, ſo oft ich mich durch irgend etwas geſpannt und gereizt fühle, mit doppelter Aufmerkſamkeit zu beobachten, und jeden Anlaß zu meiden, auf den ſich dieſe Reizbarkeit dann hinlenken und ausſprechen kann.

Seit ſeiner Zuhauſekunft iſt Walden verlegen höflich gegen mich; ich kann und darf ja nichts thun, ihn mir wieder näher zu führen, und ſo ſprechen wir nur das Allernothwendigſte mit einander, und er fängt an, ſich von uns zurück zu ziehen, ſo daß oft zwei und drei Tage hingehen, ohne daß wir ihn ſehen. An Zerſtreuung fehlt es ihm nicht, da er einige ſeiner ehemaligen Regiments Cameraden zu ſich eingeladen hat; wüſte, wilde Geſellen nach Ehrenfels Bericht, der geſtern bei ihm war, und die, wie ich höre, einige Wochen bei ihm bleiben werden. Doch iſt er ſeit ſeiner Rückkehr auffallend ſtill, und als Ulrike vor einigen Tagen, wo wir ihn in D. trafen, in ihn drang, ihr zu ſagen, was ihm fehle, bat er ſie ſanft: „laß es nur gut ſein, ich werde nicht davon ſterben.“

Ich ſtand mehrere Schritte von ihnen entfernt und ſprach mit dem Major S.; aber ich hörte doch jene Worte, und mir traten bei ihrem kummervollen

Klang Thränen in die Augen. Ehemals wandte er das Geſpräch faſt immer an mich, und wenn er auch mit Jemand anders ſprach, richtete er das, was er ſagte, doch durch ſeine Blicke an mich. Jetzt iſt das Alles anders. Er ſieht mich nicht, er beobachtet mich nicht. — Habe ich das um ihn verdient? — Muß mir nun nicht dieſe Aenderung ſeines Betragens zur Vorſchrift werden, auch ihn nie anzureden, ſeine Unterhaltung durchaus nicht zu ſuchen und ſeine Nähe ſo viel wie möglich zu meiden? — Ich müßte mich ja zu Tode ſchämen, wenn irgend Jemand merkte, wie wehe ſie mir thut!

Ich habe jetzt Walden's Freunde kennen lernen, und wenn ich eines Panzers um mein Herz bedürfte, ſo würde mir dieſe Bekanntſchaft und der Ton, der zwiſchen ihm und dieſen Herren herrſcht, dazu werden. Am unausſtehlichſten iſt mir ſein Buſenfreund, ein Herr von R., ein höchſt unwiſſender, eitler, aufgeblaſener Menſch, der höchſtens für einen Schmetterlingsbalg Seele genug hätte, und der ſich dabei einfallen läßt, den ſchönen Geiſt und den Gelehrten ſpielen zu wollen.

Von ſeiner Anmaßung und Albernheit nur zwei Proben. Walden fand hier neulich beim Blättern in einem Buch ein Gedicht mit der Aufſchrift: „Theodicee,“ und fragte nach der Bedeutung des Worts. In dünkelhaft belehrendem Ton antwortete ihm R., es ſei eine gewiſſe Dichtungsart in Jamben, die man ſo nenne!! Ich ſagte ihm lächelnd: mich dünke eher gehört zu haben, daß Leibnitz eine Theodicee in Proſa geſchrieben habe. — „Nein, nein,“ ſagte er abſprechend, „darin irren Sie, das kann nicht ſein; dieſe Art Gedicht muß in Jamben abgefaßt ſein.“ Ich ſchwieg, und dies um ſo eher, da Keiner in der Geſellſchaft die faſt unergründliche Albernheit dieſer Antwort begriff.

Bei Tiſche ſprach er nachher von St. Jean d'Acre und der Landenge von Suez, und da er dabei einige Mal die Perſer ſtatt der Aegypter nannte und ich zweifelnd wiederholte: „die Perſer!“ war er ſo gütig, mich zu belehren, Aegypten grenze an Perſien, ſo daß beide Länder eigentlich nur verſchiedene Provinzen deſſelben Reichs, beide Völker eigentlich nur Ein Volk ſeien! Und dabei nun Walden, der Alles glaubt, was R. ſagt, und es als Apoſtelworte auffaßt, und auch das Albernſte als Witz belacht! Nie iſt mir ein Menſch ſo unausſtehlich geweſen, wie dieſer R., und nie hat mich Einer ſo bitter unluſtig gemacht, als er. Und über dieſen Menſchen vernachläſſigt er uns! Er bedarf unſrer nicht mehr, da er ihn hat!

Morgen machen wir eine Reiſe nach Eutin und Plön. Ich habe ſo lange gewünſcht, die dortige Gegend zu ſehen; doch welche Freude kann ich nun, in dieſer Geſellſchaft, daran haben, und überhaupt, wo iſt für mich noch Freude!

Auf dieſer ganzen Reiſe war Walden nicht unhöflich gegen mich; das iſt aber auch Alles, was ich von ſeinem Betragen zu rühmen wüßte. Nicht ein freundliches Wort! nicht einen freundlichen Blick! und das von ihm, für den ſonſt nur meine Worte, meine Blicke Werth zu haben ſchienen! Natürlich ſcheine ich dieſen Unterſchied zwiſchen ehemals und jetzt gar nicht zu bemerken, und bemühe mich nur, recht heiter und froh zu erſcheinen. Aber nicht blos gegen mich, auch gegen Ehrenfels und Ulriken iſt er kalt und herzlos.

In Eutin war ein Ball; ich äußerte, ehe wir hingingen, daß ich nicht tanzen würde; mir war auch wahrlich, trotz meiner äußern Fröhlichkeit, im Herzen gar nicht darnach zu Muthe; nun warf er es geſprächsweiſe hin, er wolle auch nicht tanzen. Bei meinem Eintritt in den Saal wurde ich aber, ohne daß er es ſah, viel gebeten, meinen Entſchluß zu ändern. Ulrike beredete mich, und da ich außer ihr keine Dame in der Geſellſchaft kannte, mußte meine Rolle als Zuſchauerin ſo langweilig werden, daß ich, dies bedenkend, mich zum erſten Tanz in die Reihe führen ließ.

Mein Tänzer war der Hauptmann Moritz, von dem die Leute vorigen Winter auf den Kieler Bällen behaupteten, daß er großes Gefallen an mir fände, und der es ſich denn auch dieſen Abend möglichſt angelegen ſein ließ, mir überläſtig und langweilig zu werden. Ich fühlte es, es werde Walden mißfallen, daß ich gerade mit dieſem, und als habe ich aus Gefälligkeit für ihn meinen Entſchluß geändert, zuerſt tanzte; aber es that mir auch in dem Augenblick ordentlich wohl, Walden zu ärgern; ich ſprach, da ich mich, als ich hinunter getanzt hatte, von ihm bemerkt ſah, recht freundlich mit meinem Tänzer, doch dieſe Unart ward mir ſchnell verleidet.

Walden fing auch an zu tanzen, ununterbrochen die ganze Nacht durch, mit wirklich leidenſchaftlicher Heftigkeit, und das, ohne mich ein=, auch nur ein einziges Mal aufzufordern; da er ſonſt faſt nie mit einer andern Dame als mit mir zu tanzen pflegte. Es kränkte mich ſehr; aber ich ſtellte mich recht vergnügt und verſicherte mehrmal, ſo daß er es hören mußte, ich habe mich ſeit Jahren auf keinem Ball ſo gut amüſirt. Wie froh war ich aber, als wir nach Hauſe kamen und ich mich nun im Bette ſtill ausweinen konnte! Aber leichter weine ich mir das Herz doch nicht, es wird von Tag zu Tag ſchwerer.

Geſtern war Eliſe hier. Iſt denn dieſe ſanfte, geliebte Geſtalt vom Schickſal dazu auserſehen, meine Ruhe gänzlich zu untergraben? Ich hatte mir im peinlich ſtrengen Kampf gegen Walden eine Gleichgültigkeit anerkünſtelt, die mir wohl that, aber nun durch ſie wieder zerſtört iſt.

Sie fragte mich geſtern: „Wie iſt jetzt Dein Verhältniß zu meinem Bruder?"

„Wir ſehen uns ſelten, und ſind wir zuſammen, geht es bedeutungslos vorüber. Er hat ſich ja auch faſt ganz von unſerm Umgang zurückgezogen."

„Folge Deines Betragens, das ich in ſofern billigen muß, als Dir von ihm wohl kein Deiner würdiges Glück hätte kommen können; aber, glaube mir, er hat Dich gewiß geliebt und gibt Dich mit unendlichem Schmerz auf."

„Nein, Eliſe," ſagte ich ihr tief erſchüttert, „er hat nie etwas Anderes als kalte Achtung für mich empfunden, ſonſt könnte er jetzt meine Freundſchaft nicht ſo leicht hinopfern."

„Er hat ſich Dir nie offen gezeigt, weil er ſich zu tief unter Dir fühlt; aber, wenn es möglich geweſen wäre, noch möglich wäre! Wie ſehnlich habe ich es gewünſcht, Dich als ſeine Gattin zu ſehen! Im Grunde iſt er doch ſo gut, ſo herzensgut; wer kann beſtimmen, wie hoch Du ihn zu heben vermöchteſt!"

„Glaubſt Du," fragte ich, leidenſchaftlich aufgeregt, raſch und heftig, „daß ich meinen Stolz je ſo weit hätte beſiegen können, ihm Alles verdanken zu wollen, und das Urtheil der Welt, ich wähle ihn aus verächtlichen Rückſichten, verkaufe ihm Herz, Seele, Leben für ſein Geld und ſein Von, nicht zu achten?"

„Wenn ſein Glück daran hinge, da wir Alle Dir mit ſo herzlicher Liebe entgegen kommen, ja."

Heiß weinend ſank ich in ihre Arme; „traueſt Du ihm denn Seelengröße genug zu?" ich wollte hinzuſetzen, „es nie zu bereuen, daß er ein armes ahnenloſes Mädchen wählte;" aber ſie unterbrach mich. „Nein, Du haſt Recht, er iſt zu ungebildet für Dich, Du kannſt ihn nicht lieben, kannſt nicht glücklich mit ihm ſein. Laß uns nicht mehr davon ſprechen."

Tiefer bewegt, denn je in meinem Leben, kam ich zur Geſellſchaft zurück, und es koſtete mich unglaubliche Anſtrengungen, bis ich das, was ich um meines Friedens willen nie, nie hätte hören ſollen, tief in mein Herz zurückzudrängen vermochte. Nein geachtet hat er mich, ſich durch mich angezogen, beſchäftigt, zerſtreut gefühlt; aber nie hat er mich geliebt. Er hat mich aus Rückſichten, die, wenn ich reich und vornehm wäre, nie Gewalt über mein Herz haben würden, aufgegeben, und die Zerſtreuungen ſeiner Reiſe, das Zuſammenleben mit ſeinen ehemaligen Cameraden hat die Macht über ihn, ihn jetzt für meinen Umgang, meine Freundſchaft ſchadlos zu halten.

Nein, er hat mich nie geliebt! Aber, daß es Eliſe gar nicht ahnet, wie verletzlich ſie mich macht und wie mein Herz blutet! Ach, er war mir einſt ſo werth! Und nun erſt, da er ſich von mir wendet, da ich den Zeitpunkt vor Augen ſehe, wo er mich ganz vergeſſen und in todter Gleichgültigkeit ganz vernachläſſigen wird, erfahre ich, was ich ihm gegolten habe. Arme Pauline!

Ich hoffe zu Gott, daß ich ihn nicht liebe; ich habe zu ſtrenge über mich gewacht, zu ernſt gekämpft, als daß dieſe Neigung hätte unbedingte Gewalt über mein Leben erhalten können; aber er war mir um Vieles theurer, iſt es noch, wie je irgend ein andrer Mann. Früher war aber ein ſo lebendiges Gefühl der Ungleichheit unſers Standes in mir, daß ich es für unmöglich hielt, Liebe zwiſchen uns erblühen zu ſehen; das iſt jetzt anders; wäre ich z. B. ſo reich, daß ich durch Geld die Ungleichheit unſers Standes auszugleichen vermöchte, ſo zöge ich, von ihm geliebt, in ſchöner Sicherheit, beglückt zu werden, ihn allen andern Männern vor, ſo viel deren der Erdkreis in ſich faßt.

Aber das ſind nur Träume; die Wirklichkeit ſpricht es ernſt gebietend aus, daß wir nicht für einander beſtimmt ſind, und ſo muß ich mich ja freuen, daß ich mir nur ſeine höchſte Achtung und nichts weiter zu gewinnen vermochte. Gern will ich es ihm auch verzeihen, daß er, ohne Rückſicht auf meinen Frieden, dieſe Achtung ſo zweideutig ausſprach, daß nicht nur die Welt, ſondern auch ſeine nächſten Verwandten, ſie in ihrer Aeußerung verkennend, Liebe zu mir darin zu entdecken glaubten, da es wohl nicht ahnete, welch ein neues, ganz unerfahrnes Herz in meinem Buſen ſchlug.

Eine unglückliche, hoffnungsloſe Liebe iſt gewiß der bitterſte Kelch, der einem weiblichen Herzen zu leeren geboten werden kann, und wer hätte mich davor geſchützt, wenn Gott mir nicht Kraft gegeben hätte, mein Schickſal zu beſiegen?

Nur einen Wunſch darf ich mir in Bezug auf ihn erlauben und mir vergönnen, ihn mit unbekämpfter Wärme zu umfaſſen; es iſt der, ſeine edeln Anlagen ſich ſo entwickeln zu ſehen, daß ich ihn bis an's Ende meines Lebens wahr und innig hochachten kann. Alles perſönliche Weh für mich will ich muthig, ſtill und ohne Klage erdulden, wenn ich nur jenen Wunſch erfüllt ſehe.

Unſer Haus iſt ſeit einigen Tagen mit einem Schwarm junger Männer angefüllt, die Walden ſich bemüht, mehr und mehr in unſern Umgang zu verflechten. Ich nehme ſelten an dieſen Geſellſchaften Theil und laſſe mich, in der Regel, nur bei Tiſch und in der Theeſtunde ſehen. Walden zeigt ſich in dieſer Umgebung ſo grell als das Gegentheil von dem, was ich früher in ihm zu ſehen glaubte, daß es mich täglich ſchmerzender verletzt.

Es iſt beinahe, als wenn er ſich und mich mit dieſer Entſtellung ſeines frühern Bildes höhnen wolle; ſobald ich nur nahe genug bin, ihn ſprechen zu hören, befleißigt er ſich einer Gemeinheit des Ausdrucks und einer Unmanierlichkeit im Betragen, gegen die ich, wie er weiß, nur zu verletzlich bin. Alles, was er ehemals als Heiligthum des Lebens und des Herzens pries, wird nun von ihm als Schwärmerei verlacht.

So reißt er das Beſte in ſich, woran ich mich allein in Achtung für ihn zu halten vermöchte, frevelnd nieder, und verwirrt mich, wie ich auch dagegen ankämpfe, täglich unheilbringender. Gott ſchenkt mir die Kraft, Vieles tragen zu können, nur Eines, weiß ich, wird mir zu mächtig werden, nämlich wenn es ihm gelänge, meine Theilnahme an ſeinem Geſchick zu einer meiner unwürdigen Schwäche zu erniedrigen.

Ich fühle es jetzt immer mehr, wie tief die Schwärmerei, mit der ich hätte ſterben mögen, um ihn glücklich zu machen, um ihn unauflöslich mit dem Guten zu verbinden, in meinem Herzen liegt. Hätte er mich geliebt, ich hätte ſein Herz gerettet und ſein Gemüth vor dieſer ſittlichen Verwilderung geſchützt; er wäre edel geblieben und wohl auch glücklich geworden. Geiſt und Sinn erblüheten in ihm ſo herrlich, eine ganz neue Welt ſchloß ſich vor ihm auf; o mein Gott, warum mußte das Alles an einen ſo vergänglichen Faden geknüpft ſein?

Wäre er nicht viel glücklicher, wenn er mich nie gekannt hätte, da er ſich dann nicht wie jetzt gegen ſo Manches, das er früher aus Unkenntniß nicht liebte, zu verhärten brauchte? Und können die Thränen, die mich das koſtet, je auf Erden getrocknet werden? — Da ſaß ich geſtern, während im Vorzimmer Bank aufgelegt wurde, wo er mit anſcheinender Leidenſchaft ſpielte, mit Ehrenfels im Nebenzimmer, und unſer Geſpräch wandte ſich auf ihn. Ich äußerte die Furcht, daß dieſer Hang zum Spiel, den er jetzt zeigt, herrſchende Neigung in ihm werden möchte. „Hm!“ antwortete mir Ehrenfels, „bei der Wärme im Kopf und Herzen, die er jetzt fühlt, kann ihm der Wein leicht noch gefährlicher werden, als das Spiel.“

Für den Schmerz, mit dem ſolche Aeußerung, ſolche Furcht mein Herz durchſchneidet, vermag ich kein Bild aufzufinden; aber meine Jugend und alle heitre Bilder des Lebens erbleichen davor.

Der Strudel, in den er ſich geſtürzt hat, reißt ihn immer tiefer in ſeine Wirbel. Die Großmutter kann ihn nicht mehr vor Augen ſehen, Eliſe verachtet ihn, Ulrike ſcheint gleichgültig, Ehrenfels kühl gegen ihn. Ich allein halte das Band dieſer Verhältniſſe noch mit meinen Bitten und der Bürgſchaft, die ich für ihn übernehme, zuſammen; ich allein empfinde dies tiefe ſchmerzliche Mitleiden mit ihm. Er hat mich gekränkt; aber eben dies Gefühl perſönlich erlittenen Wehes muß mir ja zum lebhafteſten Antrieb werden, unſichtbar und von ihm ungeahnet, das für ihn zu thun, was mir einzig zu thun vergönnt iſt, indem ich Alles zu mildern und die Liebe ſeiner Familie und ſeiner Freunde für ihn zu erhalten und zu beleben ſuche.

Und wahr iſt es auch, ich habe noch Glauben an ihn; mag jetzt gleich manche Verirrung ſeine Jugend und ein unſtätes Sehnen, ein irre geleitetes Wollen anklagen, er iſt doch gut, und der angeborne Sinn wird ſich aus den unreinen Elementen ſeines jetzigen Lebens ſiegend erheben. Ich darf mich ihm nicht nähern, ſeine Rohheit würde mich verletzen; aber nahe ſoll ihm die treue Freundin bleiben, und dies Herz, dies von ihm verkannte, vielleicht verhöhnte Herz ſoll ihn ſegnend und unerrathen fortlieben, ſo lange es ſchlägt.

Geſtern war das große Kirchgangsfeſt in D. Ich war ſehr hübſch gekleidet, tanzte viel, wurde ausgezeichnet, vorgezogen, gefeiert, und ich hätte den fürchterlichen Schmerz in meiner Bruſt in einen

Schrei, ein Geſtändniß zuſammen preſſen und damit entſeelt niederſinken mögen. Keiner ahnet die entſetzliche Anſtrengung, die es mich koſtet, ruhig zu ſcheinen; Keiner weiß um mein zerriſſenes Daſein. Ach, ich habe dieſen Aloys viel, viel inniger und heißer geliebt, als ich ſelbſt wußte und ahnete!

Nach alter Sitte wurde geſtern jedem Mann von ſeiner Tiſchnachbarin ein Kuß; da aber mehr Herren als Damen zugegen waren, beſchwerten ſich die Leerausgegangenen und forderten nach Tiſch von den Frauen ihr ihnen durch den Mangel einer Nachbarin verkümmertes Recht ein. Walden war unter ihnen; wir haben in den letzten drei Wochen kaum drei Worte mit einander geſprochen, und ich verlor daher faſt alle Faſſung, als er mit ſeiner Bitte um Schadloshaltung jetzt zu mir kam. Im ſchnellſten Wechſel erglühend und erbleichend, bot ich ihm, im innerſten Herzen erbebend, die Wange; aber ſich vergeſſend, drückte er mich mit unendlicher Leidenſchaft an ſein Herz und ſeine Lippen auf die meinigen. Ich ſah zu ihm auf, ein finſterer, wilder Schmerz zuckte über ſein Geſicht, und doch traf mein Auge auf einen Blick glühender Liebe; aber in demſelben Augenblick riß er ſich von mir los und blieb mir den ganzen Reſt des Tages in eiſiger Kälte und gänzlicher Nichtachtung wieder fern.

Nach Mitternacht erſt, da er ſchon mit allen andern Damen getanzt hatte, forderte er mich zum Walzer auf. Ich wollte es nicht abſchlagen, um nicht durch dieſe frühere Vernachläſſigung gekränkt zu erſcheinen; ſeine Hand zitterte, als ich ihm die meinige reichte; ich bebte, und als ich mich von ihm umfaßt und wie unwillkürlich an ſeine Bruſt gedrückt fühlte, hörte ich keine Muſik mehr, ſondern nur ein Gewirr ſinnlos in einander verſchlungener Töne, ſo daß ich nach einigen Schritten unvermögend, mich länger aufrecht zu erhalten, mit einer ſtummen Verbeugung enden mußte.

Gott im Himmel, wodurch habe ich dies grauſame Spiel mit meinem Herzen verſchuldet! Ich könnte Gift trinken, mich in einen Abgrund ſtürzen, um nur den furchtbaren Schrei dieſes Schmerzes in meiner Bruſt ſtumm zu machen. Ich weiß nun, was mich früher wohl ſchon als flüchtige Ahnung erſchreckte, er glaubt ſich von mir beleidigt, fühlt ſich von mir verſpottet, verworfen; Gott, und ich ſterbe für ihn!

Wochen ſtillen Kampfes und herben Schmerzes ſind hingegangen, in deren Verlauf ich oft an meinem eignen Herzen irre geworden bin; doch Alles beſiegend, iſt mir aus ihnen das Gefühl hervorgegangen, daß ich ihm in mir die geachtete Freundin erhalten muß, wenn nicht Alles in ihm untergehen ſoll, was als ſchöne Blüthe ſo herrliche Frucht zu werden verhieß. Mag ich auch das Opfer werden! kann ich es denn je für einen ſchönern, einen geliebtern Zweck werden?

Er fühlt es jetzt, daß das wüſte Schwärmen, dem er ſich ergeben hatte, ihm kein Erſatz für die reinen einfachen Freuden unſers häuslichen Umgangs zu werden vermag, und zu dieſem Gefühl mußte er kommen, wenn er der Mann war, für den ich ihn achtete. Jener Vorfall in D. ſchien ihn eben ſo erſchüttert zu haben, als mich, und die Wirkung deſſelben auf ihn war zu ſichtlich, als daß ſie unbemerkt bleiben konnte.

Er lebt ſeit jenem Tage ganz einſam. Ernſt, mißmuthig, faſt rauh gegen alle Andre, iſt er, wenn er hierher kommt, auch gegen mich einſylbig und ſcheu; aber ſein Blick ruht oft, vorzüglich wenn er ſich unbemerkt glaubt, mit einem Ausdruck auf mir, der, wie eine ſanfte Melodie, all mein Weh in Schlummer wiegt, und dann iſt er auf Minuten ſo in ſich verloren, ſo tief bekümmert, daß ich mein Auge nicht wegwenden kann von ihm. Wie Schade, wenn das Schickſal dieſen Charakter herbe, hart, wohl gar ſtörriſch machen ſollte! In ihm ſchlummert ſo viel Zartes, Edles, Feſtes und Schönes; aber ohne Einfluß von außen wird es ſich nicht in ihm entwickeln, weil ſeine Erziehung und der frühere Gang ſeiner Bildung es zu lange feindlich unterdrückten, als daß es jetzt aus eigner Kraft frei und freudig zu gedeihen vermöchte.

Sein Umgang mit mir hat nach ſeinem eignen Urtheil und dem Ausſpruch aller ſeiner Freunde früher vortheilhaft auf ihn gewirkt, und kann es, mit Gottes Hülfe, auch noch ferner. Ich habe mich freilich, ſeit ſeiner Verſtimmung gegen mich, oft recht bitter gekränkt, recht tief ſchmerzend vernachläſſigt gefühlt; aber ich darf um ſo weniger mit ihm darüber rechten, da ich eben ſo viele Urſache habe, mit mir und meinem Betragen unzufrieden zu ſein. Es war, als ob alle Milde meines Charakters von ihm entlehnt war und mich mit ihm verließ. Unruhig, bewegt, aufgeregt in einer mir bisher ganz verborgnen Tiefe meiner Seele, hielt es mich ganze Nächte wach, ohne daß ich einen klaren Gedanken zu denken vermochte.

Mißtrauiſch gegen mein zu weiches Gefühl, voll Furcht, errathen und doch nicht begriffen zu werden, verbarg ich meine Thränen und meinen Schmerz unter kaltem Spott und erkünſteltem Scherz. Ich fürchtete mich ſelbſt mehr als alles Andre, und wohl fühlend, es ſei ein Geheimniß in mir, das, einmal ausgeſprochen, unbedingte Gewalt über mein Leben erlangen werde, gab ich mich der Geſellſchaft und der Unterhaltung in banger Angſt unbedingter hin als ſonſt, und jede ernſtre Wendung des Geſprächs ſcheuend, entwickelte ſich in mir ein neuer Sinn, das Lächerliche und Alberne aufzufaſſen und zu geſtalten; aber ich wollte dieſem Sinn nicht wohl, denn er entfremdete mir eine gewiſſe weibliche Zartheit und Schonung, von der mein Herz mir ſagte, ich dürfe ſie nicht aufgeben, ohne mir ſelbſt unähnlich zu werden.

Walden's Betragen in D. erleuchtete mir wie ein Blitz die Verworrenheit meines Innern; ich geſtand mir, daß ich ihn liebe, und in der Sicherheit und Wahrheit der eignen Empfindung ward mir auch wieder neue Zuverſicht zu ihm. Ich war ihm nicht gleichgültig, ich übte noch Gewalt über ihn; aber bis zur klaren Anſchauung ward meine Ahnung ſeines Zuſtandes nicht, und das Erröthen eines ſolchen Selbſtgeſtändniſſes, die Scham eines ſolchen, durch keine Erklärung des Mannes gerechtfertigten Bewußtſeins, gab mir eine ganz neue, furchtſame Scheu gegen Aloys. In dieſer Stimmung wurden bange Tage zu trüben Wochen; da ſprach Ehrenfels mit mir, und das Vertrauen des edeln Mannes zu meinem Charakter ſtärkte mein Herz mit einer Kraft, die ich ihm früher nicht zutrauen zu dürfen glaubte.

„Wähnen Sie nicht,“ ſagte er mir, „Walden gleichgültig geworden zu ſein; er hat ſich einſt, ich weiß ſelbſt eigentlich nicht wodurch, von Ihnen beleidigt und geſchmäht gefühlt; das war die Urſache ſeiner Verſtimmung, und jetzt quält ihn die Furcht, durch die Art, wie er dieſe äußerte, Ihre Achtung und Ihre Theilnahme verſcherzt zu haben. Es iſt mir nicht entgangen, durch welche Winke und Anſpielungen man Sie früher aus Ihrer ſchönen Unbefangenheit gegen ihn herausgetrieben hat; mich dünkt aber doch, dieſe hätten nie ſo viel Gewalt über Sie erhalten müſſen, ihm ſo wehe zu thun. Vergeſſen Sie ſie jetzt wenigſtens, halten Sie ſich nur daran, daß Aloys Sie wahr und innig achtet, wie er nie ein Frauenzimmer geachtet hat, und daß Ihnen dieſe Achtung die Macht ſichert, höchſt vortheilhaft auf ihn zu wirken und ihm ſeine vorige Heiterkeit und Ruhe wiederzugeben.“

„Gewiß, Pauline,“ fuhr er fort und reichte mir die Hand, „ich erkenne Ihren ſeltnen Werth und weiß wohl, wie hoch der Mann eigentlich ſtehen muß, der ſich eines Anſpruchs auf Ihr Herz würdig fühlen kann; aber doch werden Sie die Hoffnungen nicht vereiteln, die ich auf Ihre Gewalt über Walden gründe. Bei vielen edeln Anlagen, bei ausgezeichneter Bravheit und Herzensgüte, iſt in ihm eine Rauheit und Härte, die leicht zu ſittlicher Rohheit werden kann, die ſich aber in Ihrem Umgange ſichtlich mindert und ſich in der Folge ganz verlieren wird. Sie dürfen das angefangene Werk nicht unvollendet laſſen, und keine Rückſicht darf Sie bewegen, ihm künftig noch ſo kalt und abſchreckend zu begegnen, wie Sie es jetzt thun. Er hat gefehlt, doch viel zu ſtrenge laſſen Sie ihm das empfinden und büßen.“

Konnte ich mich gegen dieſen Vorwurf, von einem Manne ausgeſprochen, genugthuend vertheidigen? Eine unüberwindliche Scheu band mir die Zunge und zwang mich, Dinge zu ſagen, die ich ſo leer und gleichgültig nie gedacht habe. Doch gab ich Ehrenfels das Verſprechen, die Herſtellung eines freundlichern Verhältniſſes zwiſchen Walden und mir verſuchen zu wollen, und wahrlich, wenn Ehrenfels Recht hat, wenn meine Freundſchaft ihm ſo viel gilt, ſo viel über ihn vermag, ſo muß davor jede andre Rückſicht ſchweigen, jede Furcht vor Mißdeutung ſchwinden.

Wie findet doch ein liebendes Herz in der treuen Sorge für Andre den beſten Troſt für ſich ſelbſt! Ehrenfels wurde recht krank, Angſt und Sorgen machten auch ſeine Frau bettlägerig. Die Pflege der beiden trefflichen, von mir ſo innig geliebten Menſchen riß mich aus der trüben Träumerei und dem wehmüthigen Sinnen, das ſo viel Gewalt über meine einſamen Stunden gewonnen hatte.

Ich habe die Kinder nicht vernachläſſigt, mich aber dabei der Wirthſchaft angenommen, die Kranken gepflegt, jede Nacht bei ihnen gewacht und fühle mich dabei nicht ermattet, ſondern körperlich viel wohler und heiterer, als vorher. Was ich gethan habe, iſt ſo natürlich und an ſich ſo unbedeutend, daß ich es als mich betrübende Härte empfunden haben würde, wenn man mir verſagt hätte, es thun zu dürfen, und doch wiſſen Ehrenfels und ſeine Frau mit ihrer unbeſchreiblichen Güte es mir Dank, als wenn es mehr wie meine Schuldigkeit geweſen wäre. Mein ganzes Herz gehört ihnen ja, und nie kann ich ihnen ihre Liebe für mich genug verdanken, nie es hinlänglich zeigen, wie tief ich ihren Werth fühle und wie ihnen in inniger Zärtlichkeit und Achtung mein Leben ganz geweiht iſt.

An dieſem Krankenbette habe ich auch mein früher an Ehrenfels gegebenes Verſprechen gelöſet und mich mit Walden verſöhnt. Nur dem Aeußern nach waren wir uns fremd geworden, und in derſelben Sorge, derſelben Liebe für die theuern Freunde fanden wir uns jetzt ſtill und innig beglückt ohne Erklärung, wenn gleich in tiefer Rührung, zuſammen.

Ich weiß nicht, ob ich geliebt bin, und eine innere Stimme wiederholt mir immer, daß wir nicht für einander beſtimmt ſind; aber ich ſehe ihn wieder heiter, ſanft, freundlich, glücklich, und das genügt mir. Ein friſches, ſüßes Leben erblüht wieder in unſerm häuslichen Zirkel, und wir Alle ſind einiger und heiterer denn je. Ich leſe die Hoffnungen und Erwartungen unſrer Freunde in ihren Blicken; aber eben, weil ich kein Vertrauen zu der Zukunft habe, hüte ich mich, mir durch den Blick in ihre Ferne dieſe Gegenwart zu verkümmern, und bemühe mich nur, die Bilder dieſer ſchönen Stunden fromm und ſtill in meinem Herzen zu ſammeln, damit ſie es einſt in trübern erquicken.

Ich habe in dieſen letzten Monaten viel gelitten, und in der Jugend ſträubt man ſich noch mit der vollen ungeſchwächten Lebenskraft gegen den Schmerz, den man erſt ſpäter ſtill hinnehmen und geduldig tragen lernt; daher thut es mir jetzt ſo unendlich wohl, mich von dem Glück durchglühen und durchſtrahlen zu laſſen. Rund um mich her iſt ja auch Frühling und Freude, und mit dem innigſten Dank gegen Gott öffne ich meine Seele den leiſen namenloſen Ahnungen, die mich durchbeben, gefaßt darauf, daß ihre Blüthen ſich vielleicht nie in voller Pracht erſchließen werden.

Aloys erſcheint mir jetzt ernſter und mannhafter als vorher, aber eben in dieſem Ernſt auch gehaltvoller und lieber denn je. Unſer Zuſammenſein iſt ſtill, ahnungsvoll und bedeutend. Ein zartes, nicht ausgeſprochenes Geheimniß umwebt uns mit dem magiſchen Schleier eines namenloſen und doch von mir in reinſter Andacht bis zur frohen Wehmuth und frommen Rührung tief empfundnen Glückes.

O, wie viel Edles und Treffliches ruht in dieſem Mann! Welchen herrlichen Ton entlockt jetzt die Sonne der Liebe dieſer Memnonsſäule, und welche Seligkeit iſt es, ſich das Alles von Tag zu Tag reicher entfalten zu ſehen und ſich dann in tiefer Demuth zu geſtehen: Gott hat dich des Berufs gewürdigt, dieſen Mann durch dich mit allem Schönen und Guten innig zu verbinden und es ihm durch deine Liebe theuer und heilig zu machen. Goldne Träume meines Herzens! Roſiger und ſchöner wie ihr hat ſie nie der Fittich eines Engels vom Himmel hernieder gebracht, um das Erdenleben mit dem reinſten Abglanz des Paradieſes zu verklären!

Ja, mein Schickſal iſt entſchieden, und die reinſte und ſchönſte Empfindung des menſchlichen Herzens führt mich dem höchſten Glück entgegen, das hienieden einer weiblichen Seele zu Theil werden kann.

Es war geſtern nach einigen ſtürmiſchen Tagen ſehr ſchön. Ich war ſchon um ſechs Uhr früh mit meinen Kleinen im Garten, und nach Tiſche wieder, und um fünf Uhr gingen Ulrike und ich mit ihnen nach dem Acacienholz, wo wir uns lagerten und auf die Erfüllung unſrer Wünſche Kränze banden. Da kam Ehrenfels und lud uns ein, mit ihm vom Pr. Berge die Sonne untergehen zu ſehen. Unter blühenden Geſträuchen gingen wir den Bach entlang auf der ſchönen Wieſe bis beinahe an den Fuß des Hügels, aus deſſen Gebüſch uns ein Chor von Nachtigallen entgegen ſang, und als wir ihn erſtiegen hatten, ſah ich weit und breit dies ſchöne Land in ſeiner reichen Herrlichkeit vor mir liegen und fühlte es mit allen Gedanken meiner Seele, wie wunderſchön Gott dieſe Erde für ſeine Kinder ausgeſchmückt hat.

Welch eine Gegend! Welche magiſche Erleuchtung der ſinkenden Sonne! Welches goldige Grün!

Welche Roſentinten auf der fernen offenbaren See und dem blaulichen Ufer N.!

Ich hätte noch ein Herz haben mögen, um den ganzen Zauber dieſes Abends recht tief, recht unvergänglich zu empfinden; aber in dieſem Augenblick faßte Ehrenfels meine Hand, und auf das rothe von Blumen halb verſteckte Dach von Walden's Wohnhaus zeigend, fragte er mich ſanft, aber doch ernſt: „Hat Ihr Herz denn keinen Blick für das Eigenthum des Mannes, der Sie ſo treu, ſo herzlich liebt?"

So ganz unvorbereitet, wie ich auf dieſe Frage war, erſchrak ich und meine Augen füllten ſich mit Thränen. Ulrike umfaßte mich und, mich innig an ihre Bruſt drückend, ſagte ſie mir, wie innig auch ſie wünſche, in mir die liebſte Schweſter zu erhalten, die ſie ſich von Gott zu erbitten wüßte. Ich drückte ihres und ihres trefflichen Gatten Hand vereint an mein dankbares Herz. „Warum," ſagte ich, ſobald meine tiefe Bewegung mir Worte erlaubte, „ſollte ich Ihnen, verehrte Beide, nicht geſtehen, daß ich Walden innig hochachte und mich durch ſeine Liebe geehrt fühlen würde? — Wie darf ich aber glauben, dieſe in der Art zu beſitzen, daß die Anſprüche meines Herzens dadurch befriedigt werden können, da er ſich vor noch nicht langer Zeit noch ſo entſchieden von mir gewandt zu haben ſchien?“

„Ich fühle,“ antwortete mir Ehrenfels, „daß ich Ihnen eine Erklärung, ſowohl über Walden's Betragen als auch mein bisheriges Schweigen ſchuldig bin. Als Sie in unſer Haus kamen, glaubte ich Aloys anfänglich nicht für den Eindruck empfänglich, den das Zuſammenleben mit einem reizenden, liebenswürdigen Mädchen ſonſt ſo leicht und natürlich auf einen jungen Mann hervorbringen kann. Die Art, mit der er aber Ihren Werth auffaßte und anerkannte, konnte mich nur freuen, da ſie Sinn für Geiſtesbildung und edle Güte zeigte. Ihr Einfluß auf ihn war der reinſte und wohlthuendſte, den ſich ein weibliches Weſen zu gewinnen vermag. Er verehrte Sie unbeſchreiblich; Ihre Achtung, Ihre Billigung wurden das Ziel ſeines Strebens, aber eben dies Anerkennen Ihrer Ueberlegenheit, in ſo freundliche Demuth Sie auch dieſe zu verhüllen ſtrebten, verhinderte ihn, ſein Gefühl für Sie Liebe zu nennen. Ulrike, Eliſe und ich vereinigten uns bald in dem Gedanken, daß Walden's Glück nicht ſchöner begründet zu werden vermöge, als durch eine Verbindung mit Ihnen; aber ich hatte auch den Stolz kennen gelernt, der Ihnen den Gedanken an dieſe entfremdete, und ſah es ein, daß dieſer nur durch die Macht der Liebe in Ihnen beſiegt werden könne. Ob Sie dieſe für Aloys fühlten, blieb mir ſtets ein Räthſel, iſt es noch, und die Unſicherheit dieſes Dunkels hielt mich ab, Aloys mit ſich ſelbſt zu verſtändigen und ſeine Hoffnung aufzumuntern. Das Publicum beſchäftigte ſich mit der Deutung dieſes Verhältniſſes, das machte Sie ſcheu, ihn blöde und aufmerkſam."

„In dieſer Stimmung ſprachen Sie einſt in einer Geſellſchaft in unſerm Hauſe Ihre Anſicht von den ſogenannten Meſalliancen ſo bitter und entſcheidend aus, daß es ihn auf's Empfindlichſte beleidigte; er glaubte eine Abweiſung darin finden zu ſollen, und in dem Schmerz, mit dem er Ihre Aeußerung als ſolche deutete, fühlte er zugleich Ihre Gewalt über ihn. Sie wiſſen, auf welche Abwege ihn das zog; ich ſprach ernſt mit ihm; aber er läugnete mir, vielleicht auch ſich ſelber, eine Liebe, die er vergebens zu betäuben ſtrebte. Sie, Pauline, wurden hier mit Ihrem ſtets bewahrten Glauben an ihn und mit der milden Sanftmuth Ihres

Weſens ſeine Retterin; er fand ſich ſelbſt in dem Gefühl wieder, daß Sie Theil an ihm nahmen, daß ſeine Verirrung Sie ſchmerzte, und ich getraue mir die Bürgſchaft für ſeine Zukunft zu übernehmen, da das Selbſtbewußtſein, mit dem er ſich wieder gefunden hat, ihm eine Freiheit und Sicherheit gibt, die der Mann, einmal gewonnen, nicht leicht wieder verliert. Sie vereinen in ſich Alles, was er in der Seele eines Mädchens hochſchätzt und in ſeiner Gattin zu finden wünſcht; er würde ſich in Ihrem Beſitz für den glücklichſten aller Männer achten; aber den Muth, um Ihre Liebe zu werben, raubt ihm der Zweifel, ob Sie ſich an der Seite eines Mannes, deſſen geiſtige und wiſſenſchaftliche Bildung die Ihrige bei weitem nicht erreicht, glücklich zu fühlen vermögen, und dies iſt auch mein Zweifel, Pauline, den ich Sie ernſt zu prüfen und mit der ſchönen Freimüthigkeit Ihres Charakters zu beantworten bitte."

„Und iſt dieſer Zweifel mehr als eine Ungerechtigkeit gegen mich? Als Verbildung wäre jede Geiſtesbildung haſſenswerth, die mir die Fähigkeit raubte, den Werth eines einfachen, geraden Sinnes und eines Herzens voll Adel und Liebe gerecht zu würdigen. Walden hat in ſeiner Feſtigkeit und der Kraft ſeines Charakters ein Uebergewicht über mich, das ich ehrend anerkenne und welches ihm immer bleiben wird.“

„Und darf ich ihm das als Antwort ſagen?“

„Warum,“ fuhr ich ſtockend und erröthend fort, „ſollte ich es zwei ſo theuren Freunden nicht geſtehen, daß ich mich durch ſeine Wahl eben ſo beglückt als geehrt fühle, und daß ich, bei ſo hohem Edelmuth von ſeiner und ſeiner liebſten Angehörigen Seite, keinen andern Zweifel habe, als das zu lebhafte Gefühl einer Verpflichtung, die ich nie lebhaft genug zu erkennen vermag.“

„Dann,“ ſagte Ehrenfels und küßte mir die Hand, „ſegne der Himmel Ihre ſanfte, fromme Seele auf immer und laſſe dieſe Hand unſern Aloys in Friede und Liebe durch’s Leben geleiten.“

Ulrike und ich umarmten uns hier mit ganz neuer Liebe, und als wir uns erhoben, weiter zu gehen, kam er uns in dem Gebüſch entgegen. Ehrenfels eilte auf ihn zu und führte ihn nach einigen Worten zu mir. Erröthend, aber doch freimüthiger als ich es früher für möglich gehalten hätte, in ſolcher Stunde ſein zu können, empfing ich das Gelübde des von mir ſo lange und ſchmerzlich geliebten Mannes, und nie hat ein weibliches Herz unbedingter und in dankbarerer Rührung vor Gott Liebe für Liebe, Leben für Leben, Treue für Treue gelobt, als mein ſtill beſeligtes.

Mag gleich der Mann den Ruhm und die Glorie vor uns voraus haben; mag gleich unſer Thun klein und beſchränkt, unſer Wirkungskreis in Beziehung auf das Ganze nur unbedeutend erſcheinen, ein weibliches Herz, das eine ſolche Stunde rein und unentweiht lebt, muß es erkennen, daß Gott uns die köſtlichſte aller Lebensfreuden nicht verſagt hat.

Ein heitres und edles Glück erblüht mir von Tag zu Tag reicher in Walden's Liebe und der ſich ſelbſt immer mehr ſichernden Hoffnung, die Beglückerin ſeines theuren Lebens zu werden. Sein Mißtrauen in ſeinen eignen Werth iſt, ſo weh es mir auch thut, noch nicht ganz verſchwunden; aber mein ganzes Thun, mein Denken, Fühlen, Empfinden muß es ihm, je genauer er mich kennen lernt, je mehr beweiſen, daß ich ihn von ganzer Seele liebe, und daß es in ſeiner Macht iſt, mich ſo glücklich zu machen, wie es nur immer eine Frau zu werden wünſchen kann.

Unſre Verbindung ſoll noch geheim bleiben bis zur Einwilligung meines Onkels, da es ihm, der ſeit Jahren Vaterſtelle bei mir vertrat, wehe thun würde, wenn ich ſo ganz eigenmächtig verführe. Auch möchte ich, verwaiſet wie ich bin, ſeinen Segen und ſeine Wünſche nicht entbehren. Aloys hat gleichfalls einen Onkel, deſſen Zuſtimmung ihm, wie ich jetzt erſt erfahre, wichtig iſt, da er in dem väterlichen Gut ein beträchtliches Capital ſtehen hat, deſſen niedriger Zinsfuß für Walden's Vermögen ſehr bedeutend iſt. Ueberhaupt iſt dieſer keineswegs ſo reich, wie man wohl glaubte. Er hat in dem zu 50,000 Rthlr. taxirten Gut kaum 20,000 Rthlr. frei, und ſein ganzes Einkommen beträgt alſo, ohne die Unterſtützung des Oheims, nur 1000 Rthlr. Es würde mich daher um ſeinetwillen ſehr betrüben, wenn dieſer unſre Verbindung mißbilligte; indeſſen ſcheint Ehrenfels ſo wenig als Aloys dies zu fürchten.

Da er die Geſchwiſter ſeit ihren Kinderjahren nicht geſehen hat, ſo iſt beſchloſſen, daß die beiden Schweſtern mit ihren Männern Aloys nach Kopenhagen begleiten ſollen, wo der Oheim wohnt. Sie wünſchten, daß ich dieſe Reiſe mitmachen ſollte; allein ſie können es gar nicht vermeiden, dort bei Hofe zu erſcheinen, und welche Rolle ſollte ich dann ſpielen! Wir lachen freilich darüber; aber angenehm ſind ſolche Fälle doch nicht, wenn ich gleich in der Liebe und dem Werth der trefflichen Menſchen, in deren Familie ich eintrete, reichlichen Erſatz für die kleinen Unannehmlichkeiten finde, von denen ich wohl fühle, daß ich, die Bürgerliche, ihnen bei der Aufnahme und dem Eintritt in einen adeligen Kreis nicht werde entgehen können.

Je ſtolzer ich vielleicht bin, deſto tiefer und lebendiger erkenne ich auch die Zartheit und den Edelmuth der Liebe, mit der ich mich ſo achtungsvoll und liebreich als Schweſter von den theuerſten und verehrteſten Freunden, die ich mir vom Schickſal zu erbitten vermöchte, aufgenommen ſehe. Eliſe blüht wie neu auf in dieſer Sicherheit meines und ſeines Glücks, und eine Freude, die mich recht innig rührte, war die der alten, trefflichen Großmutter, da Walden mich ihr als ſeine Braut vorſtellte. „Nun,“ ſagte ſie, „das iſt noch mal vernünftig, daß Du Dir eine gute, brave Frau nimmſt. Habe ich es Dir nicht oft geſagt, Du ſolleſt um

Paulinen werden, ſie ſei hübſch, gut, klug und wirthſchaftlich?" — Ich küßte ihr lächelnd die Hand: „Sie ſehen nun, liebſte Großmutter, was ihr Rath gefruchtet hat; wenn er nun aber nicht gut mit mir fährt, wird er ſich an Sie halten." — „Gewiß, mein Kind," ſagte ſie ernſthaft, „die Bürgſchaft für Sie will ich gern übernehmen; auch er iſt gut, und ſo möge Euch dann der Segen einer alten, rechtſchaffenen Frau eine Verheißung des Friedens und des Troſtes werden; denn dieſes letztern bedarf doch auch der glücklichſte Menſch mitunter; liebt Euch aber nur immer recht herzlich und er wird Euch dann in der trübſten Stunde auch nicht fehlen!"

Ehrwürdige Frau! Möge der Gott, der mein Herz bis in ſeine verborgenſte Tiefe kennt, die Gefühle meiner Seele doch immer ſo leiten, daß ſie mich in jedem Augenblick meines Lebens Deines Segens würdig erhalten! —

Sie ſind abgereiſt, und Einſamkeit und Abweſenheit verlebendigen mir ſein Bild und das Gefühl meines Glücks und die Hoffnungen einer frohen Zukunft von Tag zu Tag in immer ſchönerer Färbung.

Die Großmutter und ich werden viel ausgebeten, und ich faſt öffentlich als ſeine Braut begrüßt, mit Anſpielungen und Neckereien gequält, wie man Bräute ſo gern quält, bin oft verlegen, die Aeußerungen unſerer nähern Bekannten zu beantworten, da ich unſre Verlobung nicht eingeſtehen mag und ſie doch auch nicht, da ſie in drei Wochen allgemein bekannt werden wird, mit entſchiedenem Ernſt abzuläugnen vermag.

Die Art, wie man mich jetzt in dieſen Geſellſchaften aufnimmt, zeigt mir auch das Uebertriebene meiner Furcht vor den Folgen der Ungleichheit unſers Standes. Allgemein ſcheint man Walden's Wahl zu billigen, und oft erhalte ich gerade von den Menſchen, deren Adelſtolz ich am meiſten fürchtete, die ſchmeichelhafteſten und ausgezeichnetſten Beweiſe achtungsvoller Güte.

Geſtern z. B. waren wir in P. in einer großen Geſellſchaft. Der Liebling des Königs, der alte, wegen ſeines Stolzes ſo verrufene General D. bot mir, als wir zu Tiſche gingen, den Arm und ſagte mir ſehr verbindlich: „Ich höre, daß Sie noch keinen Glückwunſch zu Ihrer Verlobung annehmen, auch würde ich dieſen immer vorzugsweiſe an Herrn von Walden und ſeine Familie wenden, die gewiß, wie eine jede im ähnlichen Fall, ſich geehrt fühlen muß, ein ſo liebenswürdiges und allgemein geachtetes junges Frauenzimmer künftig zu ihren Mitgliedern rechnen zu dürfen.“

Wenn mich mein Glück nur nicht eitel macht! Ich ängſtige mich oft davor, denn gewiß iſt es, daß mir jetzt jedes Lob eine Freude macht, wie ich ſie früher bei ſolcher Veranlaſſung nie empfunden habe. Aber ich möchte ſo gern Walden's Wahl in mir geehrt ſehen, mich ſo gern überzeugen, daß unſere Verbindung, von den Beſſern gebilligt, kein nachtheiliges Licht auf ſeinen und auch nicht auf meinen Charakter wirft; denn war mir bis jetzt ſchon die Meinung der Welt und ihr Urtheil ein furchtbarer Richterſtuhl, den ich zu ſchonen und mir günſtig geſtimmt zu erhalten ſuchte, ſo wird er mir dieſes noch weit mehr künftig werden, wenn ich Walden's Namen trage und mein Glück, mein Herz, alle meine Wünſche und Hoffnungen, alle meine Träume, meine Gedanken, meine Gebete, mein ganzes Sein und Weſen ſich in den Beruf verſenkt, ſeine Gattin, ſeine treue, fromme, liebende und geliebte Frau zu ſein.

Ja, ich bin unausſprechlich glücklich; ſollte es mir aber je an Fähigkeit und Kraft fehlen, dieſen heiligen Beruf zu ehren und ihn würdig zu erfüllen, ſo, o mein Gott, brich jetzt lieber dies Herz im ahnenden Vorgenuß ſeiner Wonne, als daß es ſpäter ſeinem Glück und ſeinem Werth abſterbe!

Ja, es iſt gebrochen! Ich klage nicht, ich murre nicht; ich beuge mich ſtill vor des Allmächtigen Hand, die es in ſo gewaltigem, unüberwindlichem Schmerz traf. Ich fühle es, ich muß das Opfer ſein, muß das Opfer bringen — aber bis zur Klarheit des Gedankens vermag ſich dies Gefühl noch nicht zu erheben.

Es war brieflich verabredet, daß ich Aloys und ſeinen Geſchwiſtern bis Kiel entgegen kommen ſollte. Heiter, froh, wie der unbewölkte Himmel über mir, fuhr ich hier fort und der Zufall begünſtigte uns ſo, daß ſich unſere Fahrzeuge auf dem Waſſer begegneten. O wie herzlich, wie freudig und ſchön war unſer Wiederſehen! Wie glücklich erſchien mir Aloys, und wie glücklich war ich! —

Es wurde beſchloſſen, in Kiel bei der Tante einzuſprechen und, da an dieſem Abend Maria Stuart gegeben wurde, in der Stadt zu bleiben und das

Schauſpielhaus zu beſuchen. Als wir bei der Tante ankamen und die Andern ſchon in's Zimmer getreten waren, hielt mich Aloys noch von der halbgeöffneten Thür zurück, mir ein Paar heimliche Worte traulichen Koſens zu ſagen; aber in demſelben Augenblick ſah ich ihn nach einem Blick in die Zimmerthür erbleichen, mit dem Schreckenslaut: „großer Gott!“ die Hände vor das Geſicht ſchlagen und wie verzweifelnd aus der Hausthür ſtürzen. Verſtört eilte ich in das geöffnete Zimmer. Ulrike eilte mir entgegen und flüſterte in ſichtlicher Beſtürzung mir zu: „wo iſt Aloys? Franzisca iſt hier!“ —

Jetzt erſt bemerkte ich neben der Tante ein fremdes Frauenzimmer, das groß, bleich, in tiefe Trauer gekleidet, ſichtlich mit einer innern Bewegung gewaltſam kämpfte. Sie ſchwankte, als ich mich gegen ſie neigte, ſo, daß ſie ſich an das Fenſter, an dem ſie lehnte, zu halten genöthigt war. Der Name, Franzisca von D. war mir nicht fremd. Ich hatte ſie oft als eines der liebenswürdigſten und trefflichſten jungen Frauenzimmer dieſes Landes preiſen hören, ſelbſt von Ehrenfels und ſeiner Frau, aber nie eine nähere Beziehung zwiſchen ihr und Walden geahnet. Ich ſah auch jetzt dieſe Beziehung nicht klar, wenn ſie mir gleich wie ein Schwert durch die Seele drang; doch behielt ich in der allgemeinen Verſtörung Faſſung und Anſtand genug, um, da die Tante mich ihr vorſtellte, ein Geſpräch anzuknüpfen, das bei der Spannung, in der wir uns befanden, Wohlthat für Alle wurde. Ich fand ſie nicht ſchön, vielleicht nicht einmal hübſch; aber ihre Züge ſind edel, ihr Auge wehmuthsvoll und ernſt und ſinnvoll blickend, ihr Anſtand einfach, ihr Wuchs hoch und würdevoll. Sie erſchien mir gegenüber wunderbar befangen; ihr Blick verließ mich faſt nicht und hatte, auf mich gerichtet, einen ſo traurigen, in ſchweres Leiden ſtill ergebenen Ausdruck, daß er mit unwiderſtehlicher Gewalt in mein Herz drang. Auch entging mir die wirklich zärtliche Bebung ihrer Stimme nicht, ſobald ſie mit mir ſprach.

Ehrenfels hatte ſich gleich bei meinem Eintritt entfernt und trat, nach einer Viertelſtunde ungefähr, mit Aloys in's Zimmer, deſſen Blick jetzt aber nur mich ſuchte, und das mit einem ſolchen Ausdruck von Unruhe, Sorge und Bekümmerniß, daß es mich unbeſchreiblich bewegte, und dies um ſo mehr, da ſeine Bläſſe und die Zerſtörung ſeiner Züge mir bewieſen, welche Gewalt das mir unbekannte Geheimniß von Franzisca's Anblick über ihn geübt hatte. Dieſe endete jetzt ihren Beſuch; ſie wollte mir, da ich neben ihr im Fenſter ſtand, zum Abſchied einige Worte ſagen, allein ihre Augen füllten ſich mit Thränen; ſie ergriff mit unverkennbarer Herzlichkeit meine Hand, drückte ſie innig und eilte dann, ſich flüchtig gegen Alle verneigend, ſtumm aus dem Zimmer.

Walden war ſo erſchüttert, daß es mir wohl zur finſtern Verdunkelung meines Glücks werden mußte. Ich bedurfte Einſamkeit und entfernte mich unter dem Vorwand, eine kranke Bekannte beſuchen zu wollen. Jetzt erſt, da ich einſam auf der Straße ging, ohne zu wiſſen, wohin, fühlte ich den Zuſammenhang; er hatte ſie geliebt und das ſchon, ehe er mich kennen lernte, da er ſie, wie ich beſtimmt wußte, in der ganzen Zeit meines Aufenthalts in Holſtein nicht geſehen hatte; er war auf irgend eine mir unbekannte Art von ihr getrennt, und, o Gott! er liebt ſie noch! Wie hätte ihn ſonſt ihr Anblick ſo blitzſtrahlartig in ſo gewaltiger Erſchütterung zu treffen vermocht! —

Der Augenblick dieſer Entdeckung entſtreifte meiner Jugend auf immer ihre Blüthe und ihr Glück! Daher fehlte unſerm Bündniß auch immer jene zwangloſe Herzlichkeit, jenes reine unbedingte Vertrauen, das ich mir wohl eher zwiſchen zwei liebenden Herzen ſo ſüß geträumt hatte. Ich war nicht geliebt! Seine Achtung, ſein Vertrauen, ſeine Neigung, Alles, was die Vernunft zu erzeugen, die Freundſchaft zu geben vermag, war mein; aber ich war nicht geliebt! In höchſter Seelenangſt, in unausſprechlicher Traurigkeit flehte ich zu Gott, mir für dieſe ſchwere Prüfung Kraft, Muth und Beſonnenheit zu geben. Daß mir die Liebe, die ſich ſelbſt opfernde, ſich ſelbſt gar nicht bedenkende Liebe nicht fehlen würde, ſagte mir mein Herz, das ihn nie geliebt hatte, wie in dieſer Stunde.

Erſchöpft, aber gefaßt kam ich zurück. Es war Zeit in's Schauſpielhaus zu fahren. Franzisca war in der nächſten Loge meine Nachbarin; Aloys war, da es ſehr voll war und die Damen kaum in den Logen Platz fanden, mit Ehrenfels unten im Parterre. Ich konnte ihn, er aber nicht mich ſehen, da ich mich in den Hintergrund der Loge geſetzt hatte, und ſo entging es mir nicht, wie ernſt Ehrenfels und er mit einander ſprachen und wie in ſich verloren, er in immer trüberm Sinnen zu verſinken ſchien. Einige Mal ſuchten ſie ſeine Blicke; jeder derſelben war für mein Herz ein Todespfeil. — Sie ſprach viel mit mir, und die wechſelnde Farbe ihres Geſichts und der ſchwankende leiſe Ton ihrer Stimme verrieth mir ihre innere Unruhe. Ich blickte tief in ihr Herz; vergeblich bemühete ſie ſich, mit der Vorſtellung beſchäftigt zu erſcheinen; wie von Zaubergewalt gezwungen, kehrte ihr Blick immer zu ihm zurück, der ſie, jene wenigen verſtohlnen Blicke abgerechnet, gar nicht zu beachten ſchien, und dieſer Blick — o es war der Blick einer hoffnungsloſen Liebe, eines gebrochenen Herzens! Ich habe es wohl gelernt, dieſen Blick zu deuten! —

Gegen mich war ſie im liebenswürdigſten Entgegenkommen ſanft und liebevoll, wie die trauernde Geduld; ich ſah, daß ſie von meinem Verhältniß zu Aloys unterrichtet war, und ihr ſeelenvolles Auge ſchien mich zu befragen, ob ich ihn liebe, wie ſie ihn liebe, aber mir entging auch die Thräne nicht, in der es oft ſchimmerte und die mein Herz ſo erweichte, daß vielleicht nie zwei Seelen ſich ſchneller verſtanden haben, als die unſrigen. Nach Endigung des Stücks kam Aloys in unſere Loge, mich hinunter zu führen.

Er erſchien mir ernſt, gefaßt, und nur mit mir beſchäftigt. Als wir zu Hauſe kamen, drückte er mich an ſein Herz — „Ulrike wird Ihnen, theure Pauline, jede Frage in Bezug auf die Vorfälle des heutigen Tages beantworten,“ ſagte er mir, „nur ſtrafe mich die edelſte weibliche Seele durch keinen Zweifel an ein Herz, das in Liebe und Treue unbedingt ihr Eigenthum iſt!“ Ich konnte ihm nur ſtumm und vertrauend die Hand reichen, und die ſeine an mein Herz drücken; aber es war mir Wohlthat, als ich mich mit Ulriken allein ſah, die ihre Erzählung ſo ausführlich, als ich nur wünſchen konnte, begann und in einfacher Wahrheit alle meine Fragen beantwortete.

Er hat ſie geliebt! Sie war ſeine erſte Liebe, und wie heiß, wie innig, wie treu hat er ſie geliebt! Vor vier Jahren lernte er ſie bei einem Beſuch in ſeinem Vaterlande kennen, und in ihr das erſte Frauenzimmer, zu dem ihn ſein Herz in reiner Achtung und Liebe zog. Ehrenfels und ſeiner beiden Schweſtern günſtiges Urtheil über ſie, ſeine Freundſchaft zu ihren beiden Brüdern, von denen Franzisca angebetet wird, vereinten ſich, dieſen Eindruck zu verſtärken. Nach einem Jahre kam er wieder, und ſie erſchien ihm noch liebenswürdiger, die

Gewalt dieſer Liebe über ihn und ſein Leben unwiderruflich entſchieden; er war mit Herz und Seele Soldat, aber als Lieutenant konnte er ihr kein angemeſſenes Einkommen bieten, und der Gedanke, man könne ihm, da ſie reich iſt, eine Nebenabſicht zutrauen, hielt ihn von jeder Annäherung zurück, bis das Loos zwiſchen ihm und ſeinem Bruder über den Beſitz des väterlichen Gutes entſchieden hatte.

Das Glück begünſtigte den Wunſch ſeiner Liebe; er nahm ſeinen Abſchied, was für ihn, den damals drei und zwanzigjährigen Mann, ein großes Opfer war, und warb nun um Franzisca's Hand. Sie hatte ihn im geſelligen Leben und als Freund ihrer Brüder immer auszuzeichnen geſchienen, und alle ihre beiderſeitigen Freunde waren in der Ueberzeugung einig, daß dieſer Verbindung keine Schwierigkeit irgend einer Art entgegen ſtände. Franzisca zögerte aber lange mit der Antwort und ſchlug dann, gegen Aller Erwartung, entſchieden ſeine Hand aus. Dies war ein halbes Jahr vor meiner Ankunft geſchehen, und er hatte ſie jetzt, und zwar ſo unerwartet und unvorbereitet, zum erſten Mal wieder geſehen.

Ulrike wollte den tiefen Eindruck dieſes Anblicks auf ihn bei mir entſchuldigen. Dies war überflüſſig, und ich forſchte dagegen nach den Urſachen, warum ihn, wie man glaube, Franziska abgewieſen habe. Man wiſſe ſie nicht; ihr älteſter Bruder habe geäußert, ſie habe ſich von Walden nicht geliebt, ſondern nur aus Rückſicht auf die Wünſche ſeiner Familie gewählt geglaubt, und dieſen Wahn könne er wohl bei ihr veranlaßt haben, da es, wie ich ja auch erfahren habe, von jeher ſein Grundſatz geweſen ſei, in ſeinem Betragen gegen ein Mädchen, das er wahrhaft liebe und achte, jeden Schein leichter und zärtlicher Galanterie meiden zu wollen, weil er die Liebe zu hoch und zu heilig achte, um auf einem ſo allgemein betretenen Wege ein Herz gewinnen zu wollen. Er hat Ulriken aufgetragen, mir dies Alles zu erzählen und mir zu ſagen, daß er oft im Begriff geweſen ſei, mir dieſen frühern Irrthum ſeines Herzens zu entdecken; Ehrenfels habe ihm aber ſtets davon abgerathen, und er ſelbſt in banger Furcht ein ſolches Geſtändniß auch geſcheut.

Auch ich war ſo bewegt, daß ich aus Beſorgniß, etwas Unziemliches zu ſagen, Ulriken nur wenige nichtsbedeutende Worte erwiederte, und um nicht ſprechen zu müſſen, ſie zu immer weitläuftigerer Auseinanderſetzung dieſes Vorfalls reizte. O Franzisca wie konnteſt Du ein ſolches Herz verſchmähen, und das unerſetzliche Glück, die erſte Liebe deſſelben zu ſein, ungewürdigt von Dir ſtoßen! —

Und doch liebt ſie ihn! Ich weiß es, ich habe es geſehen, errathen, gefühlt in jedem Zucken meines Herzens, dies bisher jedem Auge verborgene Geheimniß, ſie liebt ihn, und mein Gefühl bei ihrem Anblick, ſie, und nicht ich, ſei eigentlich von Gott für ihn beſtimmt, ſie ſei für ihn, er für ſie geſchaffen, trügt nicht, iſt gewiß ein höherer Ausſpruch, ein Gottesurtheil, das ich, koſte es was es wolle, ehren muß. Ich ſagte dies auch Ulriken und ſprach mit ihr von der Möglichkeit einer Wiederanknüpfung des wohl nur ſcheinbar zerriſſenen Fadens; aber ſie verwarf dieſen Gedanken mit ſehr entſchiedenem Unwillen, und meinte, dazu werde ſich Walden, ſelbſt wenn er noch frei ſei, und mich nicht liebe, nie verſtehen. Sie wolle es mir nicht läugnen, daß ſie und Ehrenfels früher dieſe Verbindung innigſt gewünſcht hätten, weil Franzisca Alles in ſich vereint habe, was ihnen in Walden's Gattin wünſchenswerth erſchienen ſei: Familie, Reichthum, Bildung und Herzensgüte; aber nie würde ſie aus ihm gebildet haben, was er durch meine Liebe geworden ſei; nie habe ſie ein ähnliches Streben nach ſittlicher Veredlung in ihm erweckt, und er ſei daher auch mehr mein, wie er je ihr geweſen ſei. Dies habe er ihr heute noch verſichert, und daran ſolle ich mich halten, um das unangenehme Gefühl, das mir die Bekanntſchaft mit einer frühern Geliebten geben müſſe, zu beſiegen.

Auch vermuthe man allgemein, Franziska ſei entſchloſſen, nie zu heirathen, da ſie mehrere ſehr ehrenwerthe Anträge abgewieſen habe. Gleich nach jener über Walden ausgeſprochenen Entſcheidung ſei ſie ſchwermüthig und ihre Mutter ſehr krank geworden; dieſe habe ſie mit der ſorgſamſten Liebe und Treue gepflegt; nach ihrem vor einigen Monaten erfolgten Tode ſei ſie aber ſelbſt von einer gefährlichen Krankheit ergriffen, und der Verluſt ihrer Geſundheit, den ihr vorzeitiges und ſchnelles Verblühen bezeuge, entfremde ſie auch wohl mehr denn je dem Gedanken an eine eheliche Verbindung.

Unſer Geſpräch war noch nicht zu Ende, als Ehrenfels, der mit Aloys im Club gegeſſen hatte, zu Hauſe kam. Er wiederholte mir das Bedeutendſte von Ulrikens Erzählung, nur daß er, als

Mann, härter über Franziſca urtheilte, und ſchloß damit, daß er meine beiden Hände faſſend, mich herzlich bat, vernünftig zu ſein. Es ſei wahr, Walden habe Franziſca geliebt, und ſehr natürlich mache dieſe Entdeckung durch die Art, wie ſie mir geworden ſei, einen unangenehmen Eindruck auf mich. Kein Frauenzimmer in der Welt ſei aber zu der Forderung berechtigt, die erſte Liebe eines Mannes ſein zu wollen; und daß Walden Franziſca nicht mehr liebe, ſie ſeit lange nicht mehr liebe, ja ſeit ſeiner Verbindung mit mir jene Empfindung nur für einen Irrthum ſeines Herzens halte, könne ich feſt glauben. Nur das Unerwartete ihres Anblicks und keineswegs dieſer ſelbſt habe ihn ſo erſchüttert durch die Wirkung deſſelben auf mich.

Ich weinte ſanft und ſtill und bat Ehrenfels, meine Thränen nicht falſch zu deuten. Morgen wolle ich mit ihm darüber ſprechen; jetzt bedürfe ich Einſamkeit und Ruhe. Er ſchüttelte ernſt mit dem Kopfe, und nahm mich, als ich gehen wollte, in ſeine Arme: „Pauline,“ ſagte er mir herzlich, „welches Weib in der Welt dürfte hoffen, den Mann ſeiner Wahl glücklich zu machen, wenn Sie an Ihrer Macht, es zu können, irre werden wollten? Das

Menſchenherz iſt freilich ein ſchwaches und verzagtes Ding; aber es gibt für ſeine Empfindungen eine Grundlage, die allein die Dauer der ſchönſten und beglückendſten deſſelben verbürgen kann; dieſe heißt Achtung, und bei Gott! nie hat ein Mann ein Weib höher geehrt, wie Walden Sie mit jedem Gedanken ſeiner Seele, jeder Regung ſeines Herzens ehrt. Lernen Sie Ihren eigenen Werth kennen und ihm vertrauen. Mißtrauen in denſelben iſt Sünde gegen Sie ſelbſt, und wahrlich auch gegen ihn, den die Furcht, Sie verletzt und betrübt zu haben, auf's Schmerzlichſte peinigt."

Ich ging nach meinem Zimmer, aber ich konnte noch lange nicht zur Ruhe kommen. Ich weinte und betete viel; darauf wurde es mir ſtill, ich ſchlief ſanft und fromm ein. Walden war am andern Morgen unbeſchreiblich zärtlich gegen mich. Ich mochte wohl etwas blaſſer und ernſter ſein als gewöhnlich, doch gewiß dankbar und voll Liebe gegen ihn. Ach eben, weil ich ihn ſo von ganzem Herzen, ſo über Alles liebe, kann ich ja nur das wollen, was ihn zum Glücklichſten macht. Er ſchien mit mir über Franziska ſprechen zu wollen; aber ich wich ſchon in weiter Ferne Allem aus, was das Geſpräch darauf hinlenken konnte. Ich muß erſt in mir geſammelter, feſter und klarer ſein, ehe ich es mir zutrauen darf, ihren Namen von ihm ausgeſprochen zu hören.

Walden's Onkel hat unter der Bedingung ſeine Einwilligung gegeben, daß er mich vor unſerer Verbindung erſt perſönlich kennen lernen will, und dieſe daher bis zum Herbſt ausgeſetzt bleiben ſolle, wo er hierher kommen und Zeuge derſelben ſein wolle. Aloys drang darauf, dieſe Verzögerung eines Tages, der ihm ſein höchſtes Lebensglück ſichern ſolle, nicht zu achten, an den Onkel zu ſchreiben und unſere Verbindung in den nächſten Wochen ſchon zu feiern. Ich erklärte aber ihm und unſern anweſenden Freunden, daß ich den Wunſch des Onkels als einen Wink der Vorſehung achte und ihn als ſolchen erfüllen würde, da die Ruhe und der Friede meiner Zukunft darauf beruhe, Franzisca genauer kennen zu lernen, ehe ich Walden's Gattin würde.

Alle wurden ſehr ernſt bei meiner Erklärung. Aloys rief ſchmerzlich aus: „ſo ſoll ſie denn zum zweiten Mal die Klippe meines Glücks werden!“ — „Nein, Walden,“ antwortete ich, ihm meine Hand reichend, „jedes Glück, das Ihnen von mir kommen kann, bleibt Ihnen; denn mein Herz wankt nicht, und mein Leben gehört Ihnen in Treue und unwandelbarer Neigung. Hören Sie mich aber und auch Sie, lieber Ehrenfels, und auch Ihr, meine theuern Schweſtern und entſcheidet dann. Franzisca war Ihre erſte Liebe, Aloys, und dieſe iſt mächtig und unvertilgbar; doch würde mir dieſe Entdeckung, hätte ich ſie vor der perſönlichen Bekanntſchaft mit Franzisca gemacht, nie als Hinderniß erſchienen ſein, Ihnen mein Leben anzuvertrauen.“

„Ein Herz wie das Ihrige, Aloys, iſt ſo reich an den Regungen der Neigung, der Achtung, des Vertrauens; die Macht der wahren Liebe über das Gemüth des edlen Mannes ſo groß, das häusliche Leben in ſeiner Einfachheit ſo reich an herzgewinnenden, ſeelerhebenden Freuden, daß die Wahrheit meiner Empfindung mir unfehlbar den Muth und das Vertrauen gegeben haben würde, Sie beglücken zu können; aber in dem Augenblick, wo ich Franzisca geſehen habe, hat mich ein ganz unendliches, meine Seele im heftigen Kampf mit ihrer innerſten Neigung immer unwiderſtehlicher erfüllendes Mitleiden ergriffen, das ich nach meiner Anſicht und nach der Bewährung derſelben, die mir in ernſter Prüfung und heißem Gebet zu Gott geworden iſt, als einen Wink der Vorſehung ehren muß. Mein Gefühl ſagt mir, Franzisca liebt Sie, wie ich Sie liebe, und wenn hier, Opfer gegen Opfer gerechnet, Selbſtſucht für mich zu entſcheiden ſtrebte, ſo gibt mir doch die Liebe Kraft, Franzisca's Glück dem meinigen vorzuziehen, weil ſie Sie glücklicher machen wird, als ich es zu thun vermag, da ſie den unvergeßlichen, den unerſetzlichen Zauber der erſten Liebe und als Zugabe auch noch Stand und Reichthum vor mir voraus hat.“

„Keiner von Ihnen, meine Freunde, hat den Muth gehabt, mit mir von dem Ankauf des Gutes D. zu reden, der Franzisca's Vater in wenig Wochen zu unſerm Nachbar macht und ſie ſelbſt in unſere Nähe führt, und doch liegt es uns ſo nahe, die Verkettung dieſer Umſtände als eine höhere Fügung zu ehren. Freilich bedarf Franzisca's Betragen einer Erklärung, und mein Glaube an ihre Liebe für Aloys Beſtätigung; wenig Wochen näherer Bekanntſchaft mit mir und einige Zuſammenkünfte zwiſchen Ihnen werden darüber entſcheiden. Betrachten Sie ſich alſo bis dahin durchaus als frei, mich nur als Ihre Schweſter, Ihre Freundin. Zur Ruhe unſers künftigen Lebens iſt dieſe Probe unumgänglich erforderlich, denn, Aloys, ich frage Sie auf Ihre Ehre, würde Ihnen ein Glück noch Glück ſein, das Franzisca uns mit den Thränen einer unglücklichen Liebe, wohl gar mit ihrem Tode erkaufen müßte?" —

Ich hatte nicht ohne Anſtrengung, aber doch mit ruhiger Faſſung geſprochen. Walden hatte ſein Geſicht auf meine Hände niedergebeugt; ich fühlte ſie naß von ſeinen Thränen; er zog mich, als ich geendet hatte, an ſein Herz; ich fühlte, wie er bewegt war; ſanft weinend ruhte ich in ſeinen Armen und nie hatten unſere Seelen ſich mehr verſtanden, als in dieſer wortloſen Umarmung.

Er eilte dann, ſchnell abgewendet, hinaus. Eliſe und Ulrike umarmten mich. Auch Ehrenfels war gerührt, und wir fühlten Alle, wie unſere Herzen keiner Form unſers Verhältniſſes bedürfen, um in Liebe und Treue unauflöslich verbunden zu ſein.

Seit dieſem Tage bin ich ruhiger. Gott ſchenkt mir Kraft, und ich weiß es, er wird mich auch ferner leiten; das Wie überlaſſe ich ihm im kindlichen Vertrauen. Unſer tägliches Leben iſt wie ſonſt; mein Verhältniß zu Walden in ſtiller, ernſter Zärtlichkeit ſchön, und mein Entſchluß hat in der Form deſſelben wenig geändert, da ich in der zarten Achtung, die es von jeher geſtaltete, ſtets mein liebſtes Glück ehrte.

Ueber die Zukunft ſprechen wir nicht; wohl aber, wenn wir allein ſind, viel und oft von Franzisca. Er fühlt es gewiß, daß er ſie noch liebt, und daß ihr Anblick die nur unterdrückte, nicht gelöſchte Flamme wieder angefacht hat, und wie achtungswerth erſcheint er mir in der ſtrengen Wahrhaftigkeit aller ſeiner Aeußerungen über ſie! — Er glaubt, daß er mit ihr glücklich geworden ſein würde; er geſteht, daß um ihr Andenken und ſeine ehemaligen, noch nicht vergeßnen Träume ein ganz eigner ihn ſüß bethörender Zauber ſchwebt; aber er verſichert, eine höhere Gewißheit ſeines Glücks mit mir in ſich zu tragen, wie er je ihr gegenüber empfunden habe.

Ich ſei ihm theurer wie ſie; er wiſſe ja um die Möglichkeit, gleichgültig gegen Franzisca werden zu können; allein er ſei ſeines eigenen Daſeins nicht gewiſſer, als meiner Unentbehrlichkeit zu ſeinem Glück, und nur auf wenige, einzelne Augenblicke ſei er in den Nachwehen ihres unerwarteten Anblicks irre an ſich geworden. Daher unterwerfe er ſich auch aus Ehrfurcht für mein Glück und meinen Willen dieſer Probe, und fordere von mir nur das Verſprechen, ſie als beendet anzuſehen, wenn er mir nach einigen Zuſammenkünften mit Franzisca auf Ehre verſichern könne, daß es nur die Macht der Erinnerung ſei, welche ihn ſo ergriffen habe, und daß ihr Umgang und ihr öfterer Anblick ihn ruhig laſſe.

Seit drei Wochen wohnt Franzisca nun in unſerer Nähe; ich habe ſie oft, Walden ſie einige Mal geſehen. Bei ihrem erſten Beſuch war er auf meine Bitte nicht hier. Ich fand ſie viel blaſſer und matter als vor zwei Monaten in Kiel; aber unwiderſtehlich anziehend in dieſem Ausdruck ſtillen Verſchmachtens. Man müßte gar kein Herz haben, wenn man nicht in ihren Zügen den Kummer einer hoffnungsloſen Liebe zu leſen vermöchte. Nein, ehe ich mein Glück mit dem Untergang dieſes holden, ſanften Weſens erkaufen wollte, lieber geſtorben. Ich war bei ihrer Ankunft nicht im Zimmer; ſie erröthete bei meinem Eintritt, und der Ausdruck achtungsvoller Herzlichkeit, mit dem ſie mir entgegen trat, erhellte ihre anmuthsvollen Züge mit dem Schimmer einer herzgewinnenden Freundlichkeit. Da ſie mich zum zweiten Mal ſah, da ich ihr ohne Beziehung auf Walden nur eine Fremde bin, ſo kann die Liebe, die ſie mir zeigt, nur in der ihrigen für ihn ihren Grund haben.

Ich ſah, daß ſie ihn zu ſehen erwartete, ſah, wie ſie bei jedem Geräuſch, jeder Bewegung der Thüre erglühte und im Geſpräch ſtockte, und fragte daher, um ſie von dieſer Angſt zu befreien, Ulriken, ob ſie ihren Herrn Bruder noch zum Abend von ſeiner kleinen Reiſe wieder erwarte? — Die verneinende Antwort wurde ihr zur Erleichterung; ſie ward ſichtbar ruhiger und unbefangener in ihrem Geſpräch. Auch entging es mir nicht, daß die abſichtliche Förmlichkeit meiner Frage ihr auffiel; ſie warf verſtohlen einen Blick der Verwunderung auf mich, ich vermied es aber, den übrigen Theil des Tages ſeinen Namen zu nennen.

Einige Tage nachher ſah auch Walden ſie, und was ich vorher ahnete, was der Schmerz meiner ſchlafloſen Mitternächte, der verheerende Wurm meiner Jugend war, iſt eingetroffen; ihr Anblick hat ſeiner Liebe für ſie ihre alte Gewalt zurückgegeben, und wie er auch dagegen kämpft, wie er auch ſtrebt, er muß es ſich doch bekennen, daß ſie ſeinem Herzen unerſetzlich iſt. Ich leide mehr, als je ein Wort ausſprechen wird; aber Gott ſendet mir Kraft, es zu verbergen, und Franziska's täglich zunehmende Ermattung und der tiefe Gram, der ſo ſichtlich an ihrem Leben zehrt, geben mir täglich neue Stärke. Mein armes, wundes Herz iſt noch nicht verblutet; es hat noch die Fähigkeit, ſie lieben zu können. Als ſie ihn das erſte Mal wieder ſah, den Ton ſeiner Stimme hörte; o wie könnte er verkennen, daß er geliebt wird, und dies Herz, zu ſpät für ſein Glück, in der ſchmerzlichſten Reue vielleicht erſt das Geheimniß dieſer Liebe erkannte!

Es war in P.; ſie ſaß, etwas abgeſondert von der übrigen Geſellſchaft, in einer Fenſtervertiefung neben mir, als er in das Zimmer trat. Ihr Erblaſſen, ihr Erzittern vor ſeiner Nähe rührte mich, aber ich fühlte mich in dieſem Augenblick eben ſo mitleidswerth als ſie. In der edlen Haltung, die ihm das letzte Jahr gegeben hat, begrüßte er die Geſellſchaft; ich ſah, daß er nach der Begrüßung zögerte, ob er ſich mir in dieſer Nachbarſchaft nähern ſolle; aber darauf vorbereitet, ſie an dieſem Tage zu ſehen, trat er auf mich zu. Die Augen der ganzen Geſellſchaft folgten ihm; ernſt und fremd verbeugte er ſich vor Franzisca und redete mich mit der traulichen Zärtlichkeit an, zu der ihn unſer Verhältniß berechtigte, und die er nie offener ausgeſprochen hatte.

Ich ſah, daß ſie ſich nicht getraute aufzuſtehen, um ſeinen Gruß zu erwiedern; mit niedergeſchlagenen Augen, ängſtlich athmend, vergeblich nach Faſſung ringend, ſaß ſie neben mir. Ich fürchtete, ſie ohnmächtig werden zu ſehen, und litt mit ihr; Walden's Ton war ruhig und heiter, da er es noch nicht gewagt hatte ſie anzuſehen; wie groß war aber nicht die Gewalt ſeines erſten Blicks auf ſie über ihn! — Welch ein Wiederſchein ihrer tiefen Bewegung verdunkelte alle ſeine Züge! Ich hatte Geiſtesgegenwart genug, dieſe uns Allen peinliche Minute zu endigen, indem ich ihn unter dem Vorwand, Ehrenfels habe ihm etwas zu ſagen, fortſchickte, und dann Franzisca einen Spatziergang im Garten vorſchlug.

Ihre ſchönen ſeelenvollen Augen drückten mir ihren Dank aus. Ich ſprach zu ihr von der Sorge, die ihre Geſundheit mir zu erfordern ſchien, und von der Verpflichtung, dieſe wieder herzuſtellen. Erröthend ſagte ſie mir, ſie glaube, es ſei dazu zu ſpät. Der Gram um den Verluſt ihrer Mutter und die Entſagung auf Lebensglück, die ihr Schickſal ihr zur Pflicht gemacht habe, habe ihr Herz vom Leben abgelöſet; ſie fühle ſich nicht krank, nur ermattet, und der Arzt könne daher auch nur wenig für ſie thun. Einen Wunſch habe ſie ſeit lange gehabt, es ſei der, meine Liebe mit in's Grab zu nehmen; werde ihr dieſer erfüllt, ſo habe ſie vom Schickſal nichts mehr zu erbitten.

Ich ſagte ihr aus voller Seele, wie innig ich ſie liebe und achte, aber auch an der Hoffnung halte, ſie in Kurzem zu einem recht freudigen Leben neu erblüht zu ſehen. Sie ſank heiß weinend an mein Herz, aber jeder Verſuch, mir dieſes in vollerem Vertrauen zu eröffnen, blieb furchtlos. Aus Allem, was ſie ſpricht und thut, leuchtet das Streben hervor, mich, die ſie durch Walden's Liebe glücklich glaubt, zu verſöhnen mit ihrer Liebe für ihn.

Die reine ſchöne Güte dieſes Strebens rührt mich oft bis zu Thränen, die dann lindernd und erquickend dies tief verborgene Weh meines blutenden Herzens ſtillen. Aloys leidet viel; ich ehre den edlen Ernſt ſeines Kampfes; er fühlt es, daß er von ihr geliebt wird; er fühlt es, wie wenig Franzisca dies jetzt eingeſtehen kann, eingeſtehen darf; er fühlt in inniger unwandelbarer Neigung zu mir, welche Verantwortlichkeit meines Schickſals ſein mir gegebenes Wort der Treue ihm auferlegt, und es wird und ſoll der Troſt und der Stolz meines Herzens bleiben, daß er in dieſer ängſtigenden Verwirrung ſeiner Gefühle, Wünſche und Pflichten nur in meiner Nähe und meiner Unterhaltung Ruhe ſucht und findet.

Er vertrauet in mir der Freundin ſo Vieles, was Pauline, der gewöhnlichen Anſicht nach, nicht erfahren dürfte, und dies ehrende Vertrauen zu der Stärke meines Charakters und der Uneigennützigkeit meiner Liebe ſoll ihn auch nicht täuſchen, müßte auch mein Herz darüber ſtumm und unerrathen brechen. Welches Opfer auch die freundliche Löſung dieſer Verhältniſſe von mir fordere, ſo bin ich entſchieden, jedes mit der Freudigkeit reiner Liebe zu bringen.

Wenn er nur glücklich wird, ganz glücklich; dies iſt, ſo wahr als ich mich im ſtrengen Ernſt gegen die Schwäche meines Herzens ſelbſt zu erkennen vermag, mein eigenſtes und heißeſtes Streben und mir weit angelegentlicher als Alles, was ſich auf mein eigenes Glück bezieht. Darum bete ich jetzt auch in jeder ſtillen Stunde zu Gott um Kraft, ihm verbergen zu können, was mich meine Entſagung koſtet; denn ich weiß es, der Gedanke an meinen einſamen Schmerz und meine ungetrockneten Thränen würde dieſem edlen, treuen Menſchen jedes Glück, auch das himmliſche erkannter und belohnter Liebe trüben.

Wer es nicht ſelbſt erfahren hat, begreift es auch nicht wohl, welcher Friede ſich jetzt oft, trotz des bittern Schmerzes, in mein Herz ſenkt; aber ich weiß es nun auf alle Zukunft hinaus, daß das, was uns in unſern ſchwerſten Prüfungsſtunden, mit himmliſchem Troſt und Muth aufrecht erhält, nicht eigne Kraft genannt werden muß. Aber ſolchen Erfahrungen des fromm und ergeben zu Gott aufſchauenden Herzens verſagt ſich die Sprache, und ich ſcheue es als Frevel, ihr Worte dafür abzwingen zu wollen.

Sie hat geredet! Der Tod berührte dieſe verſchloſſenen Lippen, dies verhüllte Herz, das in ſo ſtiller Ergebenheit, bis zum Tode geduldig, liebte und litt und erſt, von ihm eröffnet, ſein Geheimniß ausſprach!

Franziska hatte im Umgang mit Walden's Familie ihre alten Rechte auf die Herzen derſelben wieder gewonnen, und Alle erwarteten mit ſtillem wehmüthigen Antheil die Entſcheidung, die uns die nächſte Stunde bringen konnte, da Walden, ſich immer mächtiger zu ihr hingezogen fühlend, und dann ſo bitterlich betrübt zu mir, der Alles mit Liebe beſiegenden, tröſtenden, erheiternden Freundin zurückkehrend, wohl fühlte, dieſer Zuſtand reibe uns Alle auf, und er könne nur, meinen Verzicht auf ſeine Hand annehmend, und dieſe noch einmal Franziska bietend, ihn freundlich löſen und zu ſeinem Glück entwickeln. Wir Alle ſahen, was geſchehen mußte;

aber Jeder zagte, die Entſcheidung auszuſprechen, und Keiner ahnete, an wie zartem Faden mit Franzisca's Leben unſer Aller Friede hing.

In dieſer Stimmung traf uns eines Tages der Beſuch unſers Arztes. Von ihm erfuhren wir, Franzisca ſei ſehr krank und er komme eben von ihr. „Doch nicht gefährlich?“ fragte Ulrike. „Ich fürchte Alles und hoffe wenig. Schon vor dem Tode ihrer Mutter ſchien ein ſtiller Gram an ihrem Leben zu zehren, und dieſer hat in dem letzten Jahre eine Gewalt über ſie gewonnen, gegen die, wie ich fürchte, meine Kunſt wenig vermögen wird.“

„Und ſie iſt allein,“ rief ich händeringend aus, „ohne Pflege, ohne Wartung, blos von ihrer Jungfer umgeben! Ich bitte Sie, theure Ulrike, laſſen Sie uns zu ihr eilen.“ — Der Arzt ſah mich in ernſter Rührung an: „Sie erfüllen dadurch den Wunſch des Fräuleins, Sie bei ſich zu ſehen; aber ich bitte Sie, hüten Sie ſie vor jeder ſtarken Erſchütterung. Der Hauch, der dies Leben beſeelt, iſt ſo zart, daß er ſich in einem Seufzer aufzulöſen vermag.“

Aloys war aufgeſtanden und verließ das Zimmer. Ich ſuchte ihn, während angeſpannt wurde, und traf ihn in Ulrikens Cabinet, wo er, das Geſicht auf ſeine Hände gelehnt, ſich niedergeworfen hatte. Er breitete mir bei meinem Eintritt die Arme entgegen; ich erſchrak von ſeiner Bläſſe, und ihn zärtlich an mein Herz drückend, ſagte ich ihm: „mein Freund, laß uns in dieſer Stunde, wo wir ſo innig in einem Schmerz, einer Liebe, einer Pflicht vereint ſind, nicht getrennt bleiben. Meine Thränen um das herrliche Weſen ſollen nur an Deinem Herzen fließen, nur meine Hand darf die Deinen trocknen. Ich habe den Arzt genauer befragt; er hofft Alles, wenn ihr Gemüth, zu neuem Frieden erblüht, dem Körper zu Hülfe kommt, und dieſen Frieden, mein Freund, hoffe ich zu Gott, daß es mir vergönnt ſein wird, ihn ihr zu bringen. Eine ernſte Minute ſteht vor uns, Walden, laß unſere Herzen ſie in ihrer Würde unentweiht empfinden. Mit dieſem Kuß ſcheidet die Liebende von Dir; die Freundin ſiehſt Du erſt, durch Franziska's Ja und Liebe beglückt, wieder, und gewiß, Du fühlſt, wie treu und unverlierbar ſie Dir bleibt."

„Und welches Glück, Pauline, kann dem Mann, der es mit Deinem Verluſt erkauft, noch Glück ſein? — Doch haſt Du unbedingt über mich und mein

Leben zu gebieten; entſcheide darüber, wie Dein Herz es Dir gebietet; ich darf nur bewundern und gehorchen.“

Wie edel und anziehend erſchien er mir in dieſem Augenblick, dem letzten, wo ich mir in ihm meinen Geliebten, mein Eigenthum, mein Glück, mein Alles zu betrachten vergönnen durfte! Zu welcher Verklärung echter Würde wurde in dieſen Zügen ſein tief und wahr gefühlter Schmerz! — Mein Blick ruhte, wie von unwiderſtehlichem Zauber befangen, auf der theueren Geſtalt, und nur als meine Thränen ihn zu verdunkeln drohten, riß ich mich los. Noch ein Lebewohl aus heißer Herzensfülle und die Thür war hinter mir geſchloſſen, das Opfer gebracht, ich für immer allein und verwaiſet in der Welt; denn welchen Erſatz hat ſelbſt die Tugend für geopferte Liebe? Keinen, ſeufzte in jener Stunde mein Herz; keinen wiederhole ich noch; keinen, werde ich in meiner Todesſtunde noch ſtammeln.

Unterwegs ſagte ich Ulriken meinen Entſchluß, in D. zu bleiben, bis Franzisca’s Geneſung entſchieden ſei. Wir fanden dieſe ſehr krank, aber doch erhellte ein Strahl der Freude ihr mattes Auge, als ſie mich ſah, und mit innigem Dank nahm ſie mein

Anerbieten, zu ihrer Wartung und Pflege bei ihr bleiben zu wollen, an. Ulrike verließ uns am Abend, und ich ließ mir auf dem Sopha in Franzisca's Zimmer mein Lager bereiten. Sie hatte heftiges Fieber, doch ohne Phantaſien. „Ich werde ſterben," ſagte ſie mir, „und wenn ich jenſeits noch inniger lieben kann als jetzt, ſo werde ich dort Paulinen ſo lieben."

„Nein," antwortete ich, „noch hienieden iſt uns ein ſchön vereintes Leben der Liebe beſchieden; möge meine Franzisca es nur wiſſen, welches Leben und welche Hoffnungen an ihre Geneſung gebunden ſind, und wie ihr Grab mit dem Glück eines edlen Mannes auch meinen Frieden, als unwiederbringlich verloren, zum Raub empfangen würde." — „Weißt Du denn nicht, wie mein Leben dieſen Frieden ſtören würde?" fragte ſie mich, ſo wild erſchüttert, daß ich ſie mit den ſüßeſten Worten nur zu beruhigen, und von jedem weitern Geſpräch abzuhalten ſuchte. Doch ſie zog unter ihrem Kopfkiſſen eine Brieftaſche hervor und reichte mir daraus einen verſiegelten an mich überſchriebenen Brief. „Leſen Sie ihn," bat ſie, „doch erſt nach meinem Tode, und vergeben Sie dann einem Herzen, deſſen Wundfieber nur durch den Schlummer des Todes gekühlt werden kann."

Ich küßte ſtillweinend die Hand, die mir das verhängnißvolle Blatt reichte, deſſen Uebergabe an mich ſie ruhiger zu machen ſchien. Sie fing an zu ſchlummern, und der Arzt fand ſie am Morgen wohler, als er es erwartete. Ich brachte die Nacht unter Gebet und im ernſten Erwägen zu, ob ich mir erlauben dürfe, den Brief zu öffnen; mein Gewiſſen ſagte ja, und o! mit welchen heißen Thränen benetzte ich die Geſtändniſſe dieſer ſchönen, bis zum Tod geduldigen Seele.

Mir, der Glücklichen, der geglaubten Braut des Mannes, deſſen Verluſt ihre blühende Jugend in's Grab zog, geſtand ſie darin, wie ſie ihn vom erſten Blick an geliebt habe mit ſtiller, ihres Lebens mächtiger Gewalt. Allein die Geſundheit ihrer Mutter habe ihr damals keine Verbindung mit ihm erlaubt. Dieſe litt an einem Bruſtübel, das mit der ſorgſamſten Pflege auch den ſorgſamſten Verband erforderte, und deſſen Daſein ſie mit großer Angſt verhehlte, da ſie den unüberwindlichen Widerwillen des von ihr geliebten Gatten gegen Kranke dieſer Art kannte. Nur der zarten Tochterhand wagte ſie ſich anzuvertrauen, und dieſe, treu ſich dem ernſten Berufe weihend, entſagte dem Glück der Liebe, woh wiſſend, ihre Mutter ſei unerſchütterlich entſchloſſen, keinem Andern dies Geheimniß ihrer Krankheit zu entdecken, ſondern, ſobald ſie die Pflege der Tochter verliere, die Wunde zuheilen zu laſſen, was nach dem Ausſpruch des Arztes zum Todesurtheil werden mußte. —

Einfach rührend ſchildert Franzisca die Willigkeit, mit der ſie ihre Liebe zu Walden der Mutter verbarg und ſeine Hand ausſchlug, welches ihr aber die Ueberzeugung, er wähle ſie, ohne eigentliche Liebe für ſie zu empfinden, nur auf Anrathen ſeiner Familie, um ſo mehr erleichterte, da manches Anhängſel aus ſeinem frühern Stande ſie, wenn auch nicht an ſeinem moraliſchen Werth, doch aber an ſeinem Sinn für häusliches Glück und edle Liebe irre machte. Als ſie aber nach ausgeſprochener Entſcheidung von ihren Brüdern, die in der Zeit ſeiner Bewerbung abweſend waren, erfuhr, daß ſie wirklich von ihm geliebt ſei, und daß er in unendlichem Schmerz um die verlorne Hoffnung ſeines Lebens traure, ward ihr ſein Verluſt zu ſchwer zu ertragen. Bald darauf hörte ſie meinen Namen nennen, erſt einzeln, von Ausſprüchen der Hochachtung edler, feingebildeter Menſchen, wie ſie ſchreibt, begleitet, dann mit dem ſeinen vergeſellſchaftet. Sie erfuhr auch, wie einfach und häuslich Walden unter uns lebe, wie ſich ſein Charakter immer ſchöner entwickele, wie Jedermann preiſend dies rühme, wie gut er gegen ſeine Unterthanen ſei, und jeder dieſer Züge grub ſein Bild tiefer in ihr Herz, das die Einſamkeit am Krankenlager der Mutter und dann die Trauer um ihren Tod nur zu ſehr erweichten. Immer ſchmerzlicher empfand ſie es bei ſo erhöhter Achtung, wie glücklich ſie als ſeine Gattin geworden ſein würde, ſie war jetzt frei, das jetzt erlaubte Geſtändniß der Urſachen ihrer frühern Weigerung mußte ihn mit dieſer verſöhnen; aber allgemein ſagte man ihn mit mir verlobt, und ſie ſelbſt mußte nach Allem, was ſie von mir hörte, dieſe Wahl preiſen; doch eben dies für ſchöne Seelen ſo gefährliche Gefühl, ihm früher wehe und wohl auch unrecht gethan zu haben, fachte ihre Neigung für ihn in dieſer Hoffnungsloſigkeit zur lebenangreifenden Flamme an.

Und als ſie ihn nun ſo unerwartet in Kiel wieder ſah, als er ihr in ſeinem Weſen viel bedeutender, edler und ernſter erſchien, und ſeine Erſchütterung bei ihrem Anblick ihr verbürgte, daß ſie geliebt worden war, und er noch nicht mit Gleichmuth ihrer zu gedenken vermöge, verlor ſie gänzlich den Willen und die Kraft, ihre Liebe zu ihm bekämpfen zu wollen. Das Schickſal führte ſie in unſere Nähe, ſie konnte nicht widerſtreben, ſich ihm nur hingeben; ſie gewann mich unbeſchreiblich lieb, ſie erkannte, was Walden mir zu verdanken hatte, und daß ich würdiger war, ihn zu beglücken, als ſie; aber auch zugleich mit Schauder und Entſetzen, daß ſie eine Störung in unſerm Glück war, und daß der heitere, ihr von Andern vielgeprieſene Glanz deſſelben in ihrer Nähe verblich. Sie ſah nur einen Ausweg, ihren Tod, und freute ſich ihrer täglich mehr ſchwindenden Geſundheit; denn nur als Sterbende durfte ſie es ſich vergönnen, den Verlobten einer Andern zu lieben. Wenn ihr Herz brach, ihr Leben ſtill ſtand, war ja Alles verſöhnt. — Und nun die herzzerreißendſten Bitten an mich, ihr zu vergeben, mich durch ihren Tod verſöhnen zu laſſen, mit dem von ihm entſiegelten Geſtändniß ihrer Liebe und ihrer Schwäche, und dann ein Lebewohl für ihn, ſanft klagend und doch voll ſo heißer Leidenſchaft, ſo unendlicher Trauer! —

Mein Herz hat bei Leſung dieſes Briefs viel gelitten, und noch mehr in den Stunden und Tagen, die darauf folgten. Auch noch jetzt darf ich ohne zu tiefe Erſchütterung es mir nicht erlauben, ihm ſeinen Schmerz und ſeinen Troſt und ſeinen Lohn in ihren einzelnen Minuten wieder vorzuführen. Nur andeuten darf ich, wie Franziska's Herz ſich, gleich einer dem Verwelken nahen Blume dem erfriſchenden, ſie neu belebenden Regen, der Gewißheit öffnete, daß Walden nur ſie im vollen Sinn des Worts geliebt habe und noch liebe; mir, nach verſchwundener Hoffnung auf ihren Beſitz, in Neigung und Achtung freilich ſeine Hand geboten, doch ſtets ihr Bild im Herzen getragen habe, und wie ihr erſter Anblick gleich auf mich einen Eindruck gemacht habe, den ich ſchon vor ihrer nähern Bekanntſchaft als einen Wink der Vorſehung zu ehren entſchloſſen geweſen ſei. Walden's Hand ſei frei, ſein Herz immer das ihre geweſen, und er und ſeine ganze Familie einſtimmiger denn je in dem Wunſch, mit ihr verbunden zu werden. Auch ich, die ich nichts inniger wünſche, als Walden's Glück, werde in ſeiner Vereinigung mit ihr ein dauernderes Glück finden, als mir die Verbindung mit einem Manne, deſſen Herz nicht ganz mein ſei, zu gewähren vermöge.

Wie ſchnell erblühte unter dieſen Unterhaltungen neue Lebensluſt in Franzisca's Buſen! — Nach vierzehn an ihrem Krankenbette zugebrachten Tagen, nach vierzehn bei ihr verwachten Nächten erklärte ſie der Arzt für gerettet. Ich hatte es in dieſer Zeit ſtandhaft ausgeſchlagen, Walden zu ſehen, dem ich durch Ehrenfels Franzisca's Brief an mich mit einigen begleitenden Worten ſandte. Ulrike und Eliſe waren häufig hier und an Franzisca's Lager Walden's Botſchafterinnen an die vom Tode erſtehende Geliebte.

Noch eine Woche blieb ich in D., dann kehrte ich hierher zurück, Walden bitten laſſend, er möge ſich meiner frühern Erklärung, ihn nur als Franzisca's öffentlich erklärten Verlobten wieder ſehen zu wollen, erinnern. Vor acht Tagen endlich ſah ich Beide hier, und Gott gab mir die Kraft, ſie in ruhiger, dem Schein nach faſt heiterer Faſſung empfangen zu können. Franzisca war tief gerührt, doch ungetrübt und unbeſchreiblich glücklich; Walden, den ich wie mich ſelbſt kenne, in deſſen Herzen mir keine Regung, in deſſen Seele mir kein Gedanke entgeht, in ernſter, faſt gewaltiger Bewegung. Franzisca's Zuſtand fordert indeſſen noch eine Schonung, die uns Allen eine für mich höchſt wohlthätige Zurückhaltung zur Pflicht macht.

Man ſpricht von einer nahen und ſtillen Hochzeit. Gott ſegne die theuren, edlen Menſchen! ich kann meiner eignen Seele nicht inniger Gutes wünſchen, als ihnen aus lebendiger Herzensfülle, und mir, ach mir bleibe und werde nur die Kraft, jedem menſchlichen Auge verbergen zu können, mit welcher Jugendkraft ſich dies Herz gegen den Verluſt aller ſeiner Lebensfreude und ſeines ganzen Lebensglücks ſträubt! — Könnte ich doch mit dem falſchen Roth, das das Erbleichen meiner Wangen vor dieſem ſtillen, furchtbaren Gram verdeckt, auch mein Leben mit erborgtem Jugendſchein färben! —

Nichts iſt uns zur Selbſterkenntniß ſo nützlich, als wenn wir nach Vereitlung unſers Lieblingswunſches, nach Vernichtung unſrer Lieblingshoffnung, klar in's Auge zu faſſen ſtreben, was wir nun noch vom Leben wollen, fürchten und wünſchen. Aber es gehört Muth dazu, ſich dies mit der Aufrichtigkelt zu geſtehen, deren ein Herz, das vor Gott wandelt, doch nicht ermangeln darf.

Ehrenfels fand mich geſtern im abgelegenſten Theil des Gartens, wo ſich, außer mir, ſelten Jemand hin verirrt, ſo tief in Trauer verſenkt, ſo bitterlich weinend, daß ich ſeine Gegenwart nicht eher inne ward, bis er mit dem Ausdruck theilnehmenden Schmerzes meinen Namen nannte. „Woher, Pauline,“ fragte er mich, „kommt Ihrem weichen Herzen die Kraft, ſeinen Schmerz ſo zu beherrſchen, daß nur der Zufall mich zum Vertrauten deſſelben zu machen vermochte?“ —

„Gott gibt ſie mir, lieber Ehrenfels. Denn gewiß, Walden darf ſo wenig als Franzisca je erfahren, daß mein Herz Stunden hat, in denen es ſich als das Opfer ihres Glücks fühlt. Auch trägt ſich ein Schmerz, wie dieſer, nicht nur würdiger, ſondern gewiß auch leichter, wenn er nicht ausgeſprochen, nicht durch die Gewalt des Wortes geſtaltet wird, und Sie ſind zu weiſe und zu gütig, um mir nicht das Geheimniß meiner Schwäche zu bewahren.“ Er gelobte es und geſtand mir dann in all der Wahrheit, Theilnahme und Güte, die ich ſo innig an ihm verehre, daß ihn mein Schickſal bekümmere, wie ihn nie etwas bekümmert habe, da er es ſich durchaus nicht zu beantworten vermöge, wie es ſich geſtalten müſſe, um künftig meinen Frieden zu ſichern.

Wir ſprachen viel darüber, und ich ſprach gegen ihn, in der vollen Sicherheit meines Vertrauens zu Gott, die Ueberzeugung aus: die Vorſehung werde dafür ohne mein Zuthun ſorgen. Ich bin darüber auch ganz ruhig; ich errathe, ja ich ahne freilich nicht einmal die Art, wie es geſchehen wird; aber ich fühle es tief im Herzen, ein Vaterauge wacht über mich, eine Vaterhand wird mich leiten, und ich brauche mich nur in der Willigkeit des Gehorſams zu ſtärken und zu erhalten, um über meine Zukunft ſicher zu ſein.

Wenn aber auch gleich manche meiner jetzt ernſten und trüben Lebensanſichten ſich künftig vielleicht wieder erheitern mögen, ſo fühle ich doch, daß ich mich nie zu der Verbindung mit einem andern Manne werde entſchließen können, und dies Gefühl verdient wohl eine ernſte Prüfung und Berückſichtigung, da es mir nicht an der Vorempfindung eines einſamen Herzens fehlt und ich die Oede einer ſolchen Zukunft wohl im Geiſt voraus erblicke.

Seit der früheſten Entwickelung meiner Denkkraft hielt ich es für meine Beſtimmung, einſt Gattin zu werden; mit Ernſt, mit Frömmigkeit und mit Liebe habe ich in mir gepflegt und mir anzueignen geſucht, was dieſe Beſtimmung von mir forderte, und hoffentlich wäre kein rechtſchaffener Mann mit mir unglücklich geworden. Jetzt aber, da ich in meinem innerſten Herzen ein unvergängliches Gefühl kennen gelernt habe, das in gleicher Reinheit in gleicher Stärke und Neuheit, nie zum zweiten Mal empfunden werden kann, und das mir auf eine durchaus unerſetzliche Weiſe den Morgen meines Lebens verſchönert, jede Lücke deſſelben ſo ausgefüllt, jede Forderung ſo befriedigt und mich in unnennbarem Zauber mit ſich ſelbſt und der ſchönſten Wirklichkeit ſo befreundet hat, daß die Erinnerung daran für alle Zukunft hinaus mir jedes andere Glück, jedes andere Verhältniß zu einem Manne, verbleichen und trüben müßte, jetzt darf ich keinem Andern mehr meine Hand reichen. Für immer bin ich von all den Wünſchen, Hoffnungen und Ahnungen getrennt, die ſonſt ein Mädchenherz ſo ſanft beglücken, und mein ganzes Streben muß alſo nur darauf gerichtet ſein, meinen Charakter bei dem Loos einer ſolchen Vereinzelung unentwürdigt, mein Gemüth unverbittert zu erhalten.

Wie ſoll ich mich aber, kaum zwanzig Jahre alt und mit einem ſo weichen, ſo heißen und ſo wunden Herzen, als das meinige, im Leben halten, wie ſeinen Sturm beſtehen, ſeine Dürftigkeit ertragen, wenn mir mit der frommen Schranke einer geſicherten, bürgerlichen Exiſtenz für das äußere Leben, auch zugleich die Zuverſicht der Liebe für das innere fehlt? Wird irgend ein anderes Lebensverhältniß mir das Glück des Bewußtſeins erſetzen können, die höchſte, beſte Lebensfreude eines geachteten Mannes zu ſein? Iſt unſer Geſchlecht von der Vorſehung denn wirklich ſo ausſchließlich für den Mann und das eheliche Leben gebildet und beſtimmt, daß nicht Eltern-, nicht Geſchwiſterliebe, nicht Freundſchaft, nicht Geiſtesbildung, nicht Freude an Kunſt und Wiſſen, nicht Thätigkeit für fremdes Glück, uns in frommer Stille Friede zu ſichern und zu gewähren vermag? —

Ich kann dies nicht glauben, denn alle irdiſchen Verhältniſſe, ſelbſt in ihrer heiligſten und reinſten Geſtaltung, ſind doch nur ein irdiſches Mittel zu unſerer Entwickelung und Veredlung. Es muß da, her auch unverheirathet möglich ſein, in der Kettenreihe des Daſeins, auf dieſelbe Stufe der geiſtigen und ſittlichen Bildung zu gelangen, die der Wirkungskreis der Gattin und der Mutter herbeiführt.

Mag ich es denn gleich fühlen, daß es für mehrere der edelſten Anlagen in mir nur dieſen einen Kreis gibt, in dem ſie ſich ganz frei, ganz harmoniſch zu entfalten vermöchten, und daß dieſer lebendige Trieb der innigſten Sehnſucht in mir, Alles um mich her glücklich zu ſehen und meines eigenen Glücks nur in dem Glück geliebter Weſen inne zu werden, ſchwerlich im äußern Leben einen andern ihm ganz genügenden Wirkungskreis finden wird: ſo iſt es doch auch nicht weniger gewiß, daß alle Erſcheinungen des Erdendaſeins nur wegen ihrer Beziehungen auf die geiſtige Welt, nur als Abglanz höherer unvergänglicher Himmelsgebilde wichtig ſind.

Die Liebe, als Erſcheinung in der von uns Ehe genannten Form, iſt das Heiligſte, Höchſte und Reinſte, was das irdiſche Leben darzuſtellen vermag; aber ſie iſt doch nur der irdiſch gebrochne

Strahl eines ewigen Lichts, deſſen Urquell um ſo viel erhabener und herrlicher iſt, denn ſie, wie alles Unvergängliche erhabener iſt, als deſſen irdiſcher Abglanz. Und dies Ewige, Hohe und Heilige muß, von einem reinen, gläubigen Herzen erſchaut, ſchon hienieden dies Leben in allen ſeinen Räthſeln, Klagen, Zweifeln und Verworrenheiten zu beſiegen und zu läutern vermögen, ſo wahr es heilig und ewig iſt.

Wie die Blume zur Sonne, ſo richte nur das Herz alle ſeine Neigungen und Wünſche zu Gott empor, und ihm wird dann die Kraft nicht ermangeln, das Leben und ſeine Klage in ſtiller Heiterkeit und Gott wohlgefälliger Thätigkeit zu beſtehen. Wir ſind ja Alle mannigfaltig berufen, und der Mann kann nicht und das Weib ſoll nicht wählen, welcher Weg zu wandeln iſt; aber ſammeln ſoll ſich ein Jeder, damit ihm die leiſe Stimme nicht ungehört bleibe, die ihm in ſeinem Innern auf einen dieſer Wege ruft, und hat er ſie vernommen, ſo folge er ihr mit unbedingter Hingebung.

Wie könnte Er, der Ewige, der Unnennbare, Er, der Vater aller ſeiner Geſchöpfe, Er, in dem ich lebe, athme und bin, wie könnte Er die Sehnſucht nach Veredlung, ſie, die die Menſchheit adelt, in des Weibes Herz gelegt haben, wenn ihre Befriedigung an ein vom Zufall abhängiges, äußeres Verhältniß gebunden und ſie alſo Gift ſtatt Heil für daſſelbe werden müßte? Nein, ein Gott wahrhaft liebendes weibliches Gemüth braucht auf Erden keinen andern Inhalt als Ihn, und das Menſchenherz, auch das geliebteſte und am ſchmerzlichſten entbehrte, iſt dann nur ein einzelner Accord in der großen Harmonie, für die uns rein zu ſtimmen dies Leben die Aufgabe und das Mittel iſt.

Meine Zuverſicht iſt erfüllt; der Vater hat ſein Kind gerufen, und freudig folge ich dem Beruf, der mich zu ſo ernſt ſchöner Pflicht weiht. Meine Tante iſt geſtorben; mein Onkel hat von dem König von Preußen einen Ruf nach Breslau erhalten und fordert mich auf, die Erziehung ſeiner verwaiſeten Kinder und die Führung ſeines Haushalts zu übernehmen.

Ich fühle es, es iſt die Vorſehung, die mich ruft, da die Spannung meiner hieſigen Verhältniſſe nur durch Trennung gelöſet werden konnte, ſo viel Muth auch dazu gehörte, mir dies auszuſprechen. Ehrenfels allein weiß um meinen Entſchluß: ich habe nicht die Kraft, von den Andern Abſchied zu nehmen; ihre Wehmuth könnte mein Herz brechen. Er trauert tief über dieſe Trennung, aber er fühlt es, daß ſie um Walden's und Franziska's, daß ſie um meines Friedens willen nothwendig geworden iſt. Schon früher war meine Stelle als Erzieherin dieſer theuren, hoffnungsvollen Kinder, die mir nur Freude, nie Sorge gemacht haben, erſetzt, da ich, freilich auf andre Weiſe, dies Haus verlaſſen ſollte, und ſo ſteht meiner Abreiſe keine Schwierigkeit entgegen. Wunderbar fühle ich mich ſeit dieſer Entſcheidung gekräftigt. Ein ſtiller Ernſt iſt in mich gekommen und wird auch wohl herrſchender Zug in meinem Charakter bleiben; doch wenn mir, wie ich hoffe, der Segen und die Liebe dieſer unvergeßlichen Menſchen folgt, ſo nehme ich reichen Gewinn mit mir, da ich die Willenskraft des Menſchen und das Leben ſelbſt in den hier verlebten Jahren ganz anders denn ſonſt habe erkennen und würdigen gelernt.

Es iſt in jeder Prüfung viel belohnender, die Kraft des Herzens gegen den Schmerz kämpfen, als ſie für ihn wuchern zu laſſen; nicht ertragen, nicht blos geduldig hinnehmen ſollen wir ihn, ſondern auch beſiegen, denn dazu legte Gott den unüberwindlichen Glauben in unſer Herz. Was heißt es denn auch eigentlich mit den Leiden dieſes Lebens? Wird nicht jedes durch die Zeit gemildert, und ſoll denn dieſe ſtärker ſein, als mein Wille? Und wenn der Menſch recht feſt, recht ernſt ſich gelobt hat: ich will dieſem Gram nicht meine beſten, mir von Gott zu höherm Gebrauch verliehenen Kräfte aufopfern, muß er ſich da nicht Wort halten?

Wohl wird eine leiſe Klage ſtill durch mein Leben forttönen, und ich werde ſie in ihrer Wehmuth und ihrem Ernſt ehren; ſie klagt um gefallene Lebensblüthen, aber auch gewelkt erfriſcht ihr Duft noch das Herz, dem ſie entſproßten, und das ſich reicher geworden fühlt durch ſeinen Schmerz, ſeine Liebe und den Sieg, den es in Gott zu erringen hofft.

Morgen iſt Walden's Hochzeitstag und zugleich der Tag meiner außer Ehrenfels von Allen nicht geahnten Abreiſe. Eben habe ich Franzisca's Brautkranz gewunden, den ſie morgen mit meinem ſchriftlichen Glückwunſch und mit meinem Lebewohl erhält.

Einſt am Abend meines Lebens wird es mir vielleicht vergönnt, ihn wieder zu ſehen, und bis dahin bleibe ſein Leben hell und ungetrübt, ſeine und Franzisca's Liebe ſtark und freudig. Einſam wende ich mich von ihm ab; aber nur aus meinen Augen, nie, nie kann ich ihn aus meinem Herzen verlieren, nie den Schatz beglückender Lebensbilder vergeſſen, der einſt ſo beſeligend mein war!

Stille Ewigkeit, du, die du alle hier verwehte Blüthen des Schönen ſammelſt und entfalteſt, nimm auch dieſe Liebe, dies heilige mächtige Gefühl eines reinen Herzens, tröſtend auf. Und ihr, verſunkene Hoffnungen meines Lebens, du ſchnell verronnene Seligkeit meiner Jugend, und ihr Wünſche, die ihr nun ſtumm und unerfüllt in meiner Bruſt bleibt, ihr heißen Gebete, ihr frommen Ahnungen des heiligſten Glücks, ſcheidet ihr denn nun alle von mir? Ihr waret ſo ſchön, und doch muß ich euch laſſen! Nimm ſie denn auf, ernſte Ewigkeit! Dir vertraue ich ſie an; laß ſie mir nicht verloren ſein, laß ſie mich jenſeits, zu reinerm Glück vergeiſtigt, wiederfinden. Dann iſt ja der tiefe Schmerz vergangen, das wunde Herz geheilt, und Friede, Himmelsfriede lohnt den treu beſtandenen Kampf des armen Erdenlebens!

Zwei Jahre aus Melaniens Leben.

Es war im December des Jahres 1718, als in Paris die Verſchwörung des Prinzen von Cellemare entdeckt wurde, und eine Menge, theils wirklicher, theils angeblicher Theilnehmer derſelben verhaftet und größtentheils in die Baſtille gebracht wurde. Unter dieſen waren auch zwei junge Damen, die Fräulein von Montauban und von Launoy. Herr von Maiſonrouge, der erſt ſeit wenig Wochen als Lieutenant des Königs in der Baſtille eine Anſtellung erhalten hatte, die ihm wichtigen Einfluß auf das Schickſal der Gefangenen gab, glaubte ſich durch ſeine Pflicht verbunden, beiden Damen den Tag nach ihrer Ankunft einen Beſuch machen zu müſſen, ob er ſich gleich ſcheute, ſie zu ſehen, da er im Voraus zu wiſſen glaubte, wie er von ihnen mit Klagen, Thränen und unerfüllten Bitten beſtürmt werden würde. Auch fand er Fräulein von Montauban ganz ſo ungeſtüm und verzweiflungsvoll betrübt, wie er ſie ſich gedacht hatte. Man glaubte ſie im Herzensverſtändniß mit einem der Haupturheber der Verſchwörung, und hatte ſie daher, als der Mitwiſſenſchaft um dieſelbe verdächtig, gefangen genommen. Jung, ſchön, an die Huldigungen ihrer Anbeter, an alle Zerſtreuungen des Weltlebens gewöhnt, hatte die Einſamkeit des Gefängniſſes für ſie die Schrecken des Grabes. Herr von Maiſonrouge verſicherte ſie tröſtend ſeiner Bereitwilligkeit, ihr ihre Haft durch jede Milderung derſelben zu erleichtern, die ſeine Pflicht ihm zu geſtatten vergönne; allein ſie hatte nicht Faſſung genug, ſeinen guten Willen benutzen zu können, und er verließ ſie mit jenem Mitleiden, das die Schwäche unmündiger Hülfloſigkeit ſtarken Seelen einflößt. Auf eine Wiederholung dieſes Auftrittes gefaßt, ließ er ſich die Thüre öffnen, die zu dem Zimmer des Fräuleins von Launey führte. Früher hatte er nie ihren Namen nennen hören, und wußte nichts von ihr, als daß ſie, die Kammerfrau und zugleich die Vertraute der Herzogin du Maine, verhaftet worden war, weil man ſie mit allen Fäden der Intrigue, angeſponnen, um zu Gunſten der legitimirten Prinzen die ſpaniſche Regierung zur thätigen Theilnahme an dem Sturz des Regenten, den die Verſchwörer beabſichtigten, zu vereinigen, genau bekannt glaubte. Melanie — ſo hieß das Fräulein — war keineswegs ſchön, vielleicht nicht einmal hübſch zu nennen. Tauſende ihres Geſchlechts wären mit ihrer Geſtalt und ihren Zügen ganz unbemerkt geblieben, allein der Ausdruck von Witz und Geiſt, der ihr Geſicht beſeelte, feſſelte den Blick, der zufällig auf ſie traf; unwillkürlich kehrte er zu ihr zurück, und je öfter und je länger man ſie anſah, je mehr fand man Vergnügen daran, ſie zu ſehen. Im Augenblick ihrer Gefangennehmung hatte ſie nur an die Rettung wichtiger Papiere gedacht, die in ihren Händen waren, und es darüber vernachläſſigt, ſich für ihren neuen Aufenthalt mit der nothwendigen Wäſche und Kleidung zu verſehen. Herr von Maiſonrouge fand ſie daher, als er zu ihr eintrat, in einem für die damalige Zeit ſehr ungewöhnlichen Anzug; ihr ſchönes, ſchwarzes, natürlich gelocktes Haar hing, unentſtellt von Puder und Pomade, frei um ihre Schultern; nachläſſig hatte ſie ein kleines weißes Halstuch über den Kopf geworfen und unter dem Halſe zugebunden, während ihre Kammerjungfer beſchäftigt war, das einzige Kopfzeug, was ſie bei ſich hatte, und was ihr zur Nachthaube hatte dienen müſſen, in dem Waſchbecken auszuwaſchen. In einer Zeit, wo der Kopfputz der Frauen über eine Elle hoch und ſchwerer als der Küraſſierhelm eines Helden unſerer Zeit, die geſchmackloſeſte Zuſammenſetzung von Draht, Flor, Band, Federn, Blumen, Klunkern war, und wenigſtens einige Loth Pomade und ein halbes Pfund Puder dazu gehörten, das Haar über den Wulſt von Pferdehaaren und Werg emporzukräuſeln, der zur Unterlage der Friſur diente, konnte wohl die einfache Natürlichkeit, in der Melanie vor Herrn von Maiſonrouge erſchien, ihr in ſeinen Augen einen eigenthümlichen, anziehenden Reiz leihen. Da ſeine Uniform ihr ſeinen Rang und ſeinen Poſten verkündete, ſo erhob ſie ſich bei ſeinem Eintritte von ihrem Sitz, um ihn achtungsvoll zu begrüßen, und die Scheu, in dieſem Aufzuge vielleicht einen ungünſtigen Eindruck zu machen, flog mit dem Ausdruck einer leichten Verlegenheit über ihr Geſicht; doch in demſelben Augenblicke mußte ſie auch ſchon über ſich und ihre Verlegenheit lächeln. „Sie finden mich,“ ſagte ſie ihm, „wie eine entführte Romanheldin, ohne Wäſche, ohne Kleidung, leider aber auch noch dazu ohne das Schmuckkäſtchen und die reich gefüllte Börſe, die dieſe Prinzeſſinnen bei ſich zu führen pflegen, und daher gezwungen, aus der Noth eine Tugend zu machen, und dem Mangel durch meine und meines Mädchens Erfindungsgabe abzuhelfen.“

Herr von Maiſonrouge war zu überraſcht, um ihr mit ſeiner gewöhnlichen Geiſtesgegenwart antworten zu können; er glaubte auch, ihr vor Allem etwas Beruhigendes über ihre Lage ſagen zu müſſen und verſicherte ſie daher, daß man bei der Unterſuchung gewiß, wenn auch die Herzogin ſtrafbar befunden würde, Rückſicht auf den Gehorſam nehmen würde, zu dem das Fräulein durch ihre Verhältniſſe verpflichtet geweſen ſei. Stolz und ſcharf blickte ſie ihn hier mit ihren hellen, klugen Augen an. „Meine Ruhe,“ antwortete ſie ihm beſonnen, „gründet ſich keineswegs auf meine perſönlichen Verhältniſſe, ſondern einzig auf meine Ueberzeugung von der Unſchuld der Herzogin. Hätte ſie gefehlt und ich irgend Theil an ihrem Vergehen, ſo würde ich lieber die Strafe dafür dulden, als mich mit dem Gehorſam gegen Befehle entſchuldigen wollen, die es, wenn ihre Befolgung mich ſtrafbar machen könnte, unwürdig geweſen ſein würde, zu vollziehen.

Der edle Stolz, den dieſe Antwort verrieth, gewann ihr Anſpruch auf ſeine Achtung, und die Ruhe, die ſie zeigte, bildete zu der thörichten Verzweiflung und dem kindiſchen Jammer des Fräuleins von Montauban einen ſo vortheilhaften Gegenſatz, daß Herr v. Maiſonrouge überzeugt wurde, Melanie müſſe ſich durch Geiſt und Charakter unter ihrem Geſchlecht auszeichnen. Er holte ſich einen Stuhl, um die Unterhaltung mit ihr zu verlängern, und ſie ſprach nun auf eine anmuthige, faſt ſcherzende Weiſe von dem Eindruck, den der Eintritt in die Baſtille auf ſie gemacht habe. „Es war ſchon nach ſieben Uhr Abends und ganz ſtockfinſter,“ erzählte ſie, „als ich von dem Officier, der mich hierher brachte, dem Gouverneur übergeben wurde, und das Geraſſel der Ketten an den Zugbrücken, über die mich dieſer führte, war mir ſehr unangenehm. Man brachte mich nach vielen Kreuz- und Querzügen endlich in ein großes, ſchmutziges Gemach, in dem ich nichts als zwei Steine ſah, auf denen man einiges Reiſig anzündete, ein Stückchen Licht an die Wand klebte, und dann, nachdem man mich ſo häuslich bequem darin eingerichtet hatte, mir die Freiheit ließ, mich neben dem Feuer auf dem Boden niederzuhocken, fünf bis ſechs Schlöſſer, und ich weiß nicht, wie viel Riegel, hinter mir zuſchloß. Die Stunde, die ich in dieſer Einſamkeit zubrachte, war etwas lang, allein ich fand doch, welch eine Ausgleichung für Unglück die Vorſehung in die Uebung der Denkkraft gelegt hat, zu der uns eine neue Lage, und ſei ſie noch ſo traurig, den Stoff bietet. Ich belauſchte gewiſſermaßen meinen Geiſt in dieſer Stunde, und ertappte ihn auf manchem Gedanken, den ich dem drolligen Dinge nie zugetraut hatte, und der mich zu der Hoffnung ermuthigte, daß ich in der Einſamkeit vielleicht ganz gut Freund mit ihm werden könne, wozu mir bis jetzt immer Zeit und Gelegenheit gefehlt hat. Endlich kam auch der Gouverneur wieder und brachte mir mein Kammermädchen, das aus treuer Anhänglichkeit darauf beſtanden hatte, mit mir eingeſperrt zu werden; wir mußten nun in ein anderes Zimmer gehen, und ich hätte für mein Leben gern gewußt, warum? aber es ſchien mir in der Baſtille nicht Sitte zu ſein, den Leuten das Warum von Dieſem oder Jenem zu erklären, und überdies," fuhr ſie mit einem faſt muthwilligen Seitenblick auf Herrn von Maiſonrouge fort, „hatte ich damals auch in dieſen Mauern noch kein Geſicht geſehen, dem ich irgend eine Frage hätte vorlegen mögen. Wir wurden in dieſem zweiten Gemach eben ſo ſorgfältig eingeſchloſſen als in dem erſten, und kaum waren die Riegel vorgeſchoben, als mich ein furchtbares Schnarren und Rollen und Raſſeln unterirdiſcher Ketten und Räder erſchreckte; ich hatte wohl eher von eiſernen, küſſenden Jungfrauen in alten Schlöſſern und Gefängniſſen geleſen, die, plötzlich aus dem Boden aufſteigend, den Nahenden mit langen, ſchneidenden Armen umfaſſen, und dann mit ihm in eine dunkle Tiefe verſinken, die ſein Grab wird. Das Geraſſel, das ich unter meinen Füßen hörte, ſchien mir das Schickſal zu verkünden, welches mich erwartete; mich dünkte den Boden unter meinen Füßen zittern zu fühlen, und ich wagte keinen Schritt vorwärts, ungewiß, ob mir nicht der nächſte den Tod bringen könne. Der Scharfſinn meiner Marie löſete endlich das mir ſo furchtbare Räthſel; dieſe raſſelnde, ſchnarrende Maſchine, die ich beſtimmt wähnte, mich zu Staub zu zermalmen, war — der Bratenwender, und das Zimmer, in dem wir uns befanden, gerade über der Küche. Meine Furcht verſchwand und machte nun dem Gefühl Raum, daß mich erſchrecklich hungerte, da ich ſeit beinahe vier und zwanzig Stunden nichts gegeſſen hatte; es war aber ſchon zehn Uhr Abends, und ich fürchtete daher, daß es in der Baſtille nicht Sitte ſei, den Leuten ein Abendbrod und ein Bette zum Schlafen zu geben; doch um eilf Uhr holte man uns ab und brachte mich in dies Zimmer, wo ich, wie Sie ſehen, nicht blos ein Bette und einen Tiſch, ſondern auch drei Stühle und einen Spiegel fand, und obendrein Etwas zu eſſen bekam. Ich war glücklich, oder auch, wenn Sie es ſo nennen wollen, einfältig genug, mich darüber freuen zu können, weil ich mir ſagte, daß ich mich auch darein hätte finden müſſen, wenn man mir die Erde zum Lager angewieſen hätte, und weil ich überhaupt einige Charakterähnlichkeit mit den Deutſchen habe, von denen man behauptet, daß ſie, wenn ſie Arm oder Bein brechen, doch noch ſtets ihr Glück rühmen, nur dieſe und nicht den Hals gebrochen zu haben.“

Herr von Maiſonrouge hatte ihrem Geplauder mit vielem Vergnügen zugehört, die geiſteshelle Beſonnenheit, mit der ſie ihre Lage in's Auge faßte, und das Unangenehme derſelben ſcherzhaft nahm, um es leichter tragen zu können, flößte ihm ein achtungsvolles Intereſſe ein, und er fragte, als er Abſchied nahm, mit dem Ausdruck aufrichtigen Wohlwollens, ob ſie irgend einen Wunſch habe, den er ihr zu gewähren vermöge? Sie bat um Bücher und um Schreibzeug; das letztere war ihm verboten worden, ihr zu geben, allein die erſtern verſprach er ihr am folgenden Tage zu bringen.

Am Abend erhielt er einen Coffer voller Kleidungsſtücke und eine Börſe mit Gold, um ſie dem Fräulein zuſtellen zu laſſen. Dieſe Gabe kam von einem ihrer älteſten Freunde, dem Herrn von Valincourt, deſſen Jahre und deſſen Charakter jeden Zweifel über die Bewegungsgründe ſeiner Theilnahme niederſchlugen. Zugleich erhielt er Briefe von dem drei und achtzigjährigen Abbé Cheaulieu, von dem Herrn von Fontenelle und von der Marquiſe von Lambert, die das Fräulein in für dieſe höchſt ehrenvollen Ausdrücken auf das Angelegentlichſte ſeinem Schutz empfahlen. Es that ihm wohl, ſie durch die Achtung ſo berühmter Männer und Frauen ausgezeichnet zu ſehen, allein er empfand doch auch ein gewiſſes Mißbehagen, daß ein Anderer ihm zuvorgekommen war, da er ſchon beſchloſſen hatte, ſie mit Allem zu verſehen, deſſen ſie bedurfte, und ſeine Dienſtwilligkeit ſich jetzt darauf beſchränken mußte, ihr die gewünſchten Bücher zu bringen.

Er fand Melanie bei dieſem zweiten Beſuch eben ſo geiſtvoll, und, wie ihn dünkte, noch weit liebenswürdiger als das erſte Mal. Die Bücher, die er ihr brachte, veranlaßten unter Beiden ein Geſpräch, in dem ſie, ohne Anmaßung und Ziererei, ihren Geiſt und ihre Kenntniſſe in dem ſo ſeltenen Reiz der Natürlichkeit und einer edlen Einfalt entfalten konnte. Die Lage, in der ſie ſich befand, gab ihr die im Leben immer nur ſeltene Gelegenheit, die achtungswürdigſten Seiten ihres Charakters zu zeigen, und die beſten Eigenſchaften ihrer Seele geltend zu machen. Bis zu dieſem Zeitpunkte hatte ſie ſeit ihrer früheſten Kindheit in Verhältniſſen gelebt, wo ſie zu allen Künſten des Scheins ihre Zuflucht nehmen mußte, wenn ſie nicht in Armuth, Dunkelheit und Vergeſſenheit verſinken wollte. Ehrgeiz war die mächtige Triebfeder aller ihrer Handlungen, aber er war bei ihr mehr ein Beſtreben, auf den Platz zu gelangen, für den ſie ſich geſchaffen fühlte, als eine kleinliche Begierde, ſich über Andere zu erheben. Nicht reich, nicht ſchön, nicht vornehm, war der Pfad, den ſie bis jetzt gewandelt war, für ſie mit Dornen ſchmachvoller Selbſtverläugnung beſäet geweſen; ſie hatte zu ihr ſelbſt verächtlichen Schmeichelkünſten ihre Zuflucht nehmen müſſen, um ſich ihrer Gebieterin nur erſt bemerklich, dann nützlich, zuletzt nothwendig zu machen. Jetzt, im Gefängniß, athmete ſie zum erſten Male frei! Das Schickſal gewährte ihr, was ſie kaum mehr zu hoffen gewagt hatte, eine Gelegenheit, wo ſie ſich nur ſtandhaft, klug und großherzig zu zeigen brauchte, um ſich Achtung zu gewinnen und in der öffentlichen Meinung eine Stütze zu erhalten, die ihr Rechte auf eine Verſorgung von Seiten ihrer Gebieterin ſicherte. Je mehr ſie für dieſe litt, je glänzender konnte ſich ihr Charakter bewähren, und es war für ſie eine unſchätzbare Gunſt des Geſchicks, daß ſie jetzt auf dem Wege der Pflichttreue und der Großherzigkeit das Ziel zu erreichen hoffen durfte, das ſie unverrückt im Auge behalten hatte.

Von dieſem Tage an wurde es Herrn von Maiſonrouge zur beglückenden Gewohnheit, das Fräulein täglich zu ſehen, und bald brachte er alle Freiſtunden, die ſein Amt ihm ließ, bei ihr zu. In ihr glaubte er zu finden, was er bisher vergeblich geſucht hatte: weibliche Zartheit und tiefe Empfindung mit Charakterfeſtigkeit und Geiſtesbildung verbunden. Melanie fand an ſeinem Umgang viel Vergnügen. Die Unterhaltung mit ihm bot ihr vielfache Veranlaſſung, ihren Geiſt mit neuen Kenntniſſen zu bereichern, und ihn und ſich durch die Leichtigkeit zu erfreuen, mit der ſie tiefſinnige Ideen und erhabenen Gedankenflug zu faſſen und zu verſtehen vermochte. Erſt vier und dreißig Jahre alt war Herr von Maiſonrouge viel ernſter, als es die Franzoſen dieſes Alters zu ſein pflegen; man achtete ihn allgemein, allein nur Wenige fühlten ſich verſucht, ihn näher kennen lernen zu wollen, da ſeine anſcheinende Verſchloſſenheit und ſein Ernſt dies ſchwer machten. Er liebte die Einſamkeit, las viel und erſchien ſelten in geſelligen Kreiſen. Sprach er aber, ſo ſprach er ſchön, und die edle Einfalt ſeines Sinnes, die Größe ſeines Charakters, die lautere Wahrheit ſeiner Empfindung gab Allem, was er ſagte, das Gepräge ſeines Seelenadels. Die Frauen hatten ihn in jüngern Jahren viel beſchäftigt, allein er hatte nie geliebt. In ſeinem Herzen war von jeher Sehnſucht nach einer Liebe, wie ſie ihm hienieden nie ſichtbar geworden war, und die Ahnung eines Glückes, vor deſſen Zauberfülle Alles verſchwinden müſſe, was die

Sterblichen in ihrer Täuſchung ſonſt Glück nennen; doch dieſe Ahnungen galten ihm ſchon ſeit vielen Jahren für das vorzeitig erwachte Sehnen nach einer Seligkeit, die nur jenſeits erreicht werden könne, und auch das, was er für Melanie empfand, ſchien ihm nur ein Tribut zu ſein, den er ihrer Trefflichkeit in achtungsvoller Anerkennung derſelben zolle. Er zeigte ihr zu dem zärtlichſten Antheil an Allem, was ſie betraf, die zarteſte und ſchmeichelhafteſte Hochachtung, durch die je ein edler Mann ein weibliches Weſen geehrt hat.

Was er für ſeine Freundin — ſo nannte er Melanie — am meiſten fürchtete, war die Langeweile, da ſie, von allem Verkehr mit Menſchen abgeſchieden, nur ihre Kammerjungfer um ſich hatte, und außer dieſer nur ihn alle Nachmittage ſprach. Allein zu ſeiner Freude und zu ſeiner Ueberraſchung hörte er ſie nie darüber klagen, da ſie ſich davor zu bewahren verſtand. Sie las viel und zwar größtentheils ernſte, wiſſenſchaftliche Bücher, und zur Erholung beſchäftigte ſie ſich mit Handarbeit. Die Unterſuchung über die Verſchwörung ſchien ſich ſehr in die Länge ziehen zu wollen. Es mußte dem Regenten daran liegen, in den Augen von

Frankreich und dem übrigen Europa die Strenge zu rechtfertigen, mit der er die muthmaßlichen Theilnehmer derſelben, vorzüglich die Herzogin du Maine, behandelt hatte, und doch ließen ſich keine hinlänglichen Beweiſe zur Rechtfertigung derſelben auffinden. Fräulein de Launey bewies in ihrem Verhör eben ſo viel Klugheit als Geiſtesgegenwart, man konnte ſie von nichts überführen; allein man war entſchloſſen, ſie nicht freizulaſſen, weil man noch immer wichtigere Entdeckungen zu machen, und ſie durch die Länge ihrer Einſperrung zum Geſtändniß zu bringen hoffte. Doch trotz dieſer Ausſicht auf die längere Dauer dieſer Haft blieb ſie heiter, und Herr von Maiſonrouge konnte ſich nicht enthalten, ihr ſein freudiges Erſtaunen darüber auszudrücken. „Suchen Sie nur darin," ſagte ſie ihm lächelnd, „keinen Beweis von Seelenſtärke; ich finde den Aufenthalt in der Baſtille ganz angenehm, da er mir mehr Freiheit vergönnt, als er mir geraubt hat. Ich bin freilich nicht freiwillig hier, allein ich bin hier auch durch nichts verpflichtet, einen fremden Willen zur Richtſchnur meines Thuns zu machen, und dabei iſt mehr Gewinn als Verluſt. Auch empfinde ich jetzt, daß ſich an der Unmöglichkeit, ſie zu erreichen, die Gewalt der Sehnſucht nach vielen Dingen bricht. In der Welt reizt und gefällt und lockt, und verſucht uns ſo Vieles, daß das Herz nie frei von der Qual unerreichter, hoffnungsloſer Wünſche wird, und der Beſitz, deſſen wir uns erfreuen ſollten, bei uns im Preiſe fällt. Dazu nun noch, wenn man nicht reich und unabhängig iſt, dieſer erdrückende Wuſt von geſellſchaftlichen Verhältniſſen und Rückſichten, der uns faſt nie vergönnt, uns ſo zu zeigen, wie wir wirklich ſind, und zu thun, was wir gern thun. Ich habe am Hofe gelebt, und den ganzen verführeriſchen Zauber der Gunſt der Großen gekoſtet, wenn ich aber meine Lage am Hofe mit meiner jetzigen vergleiche, ſo muß ich geſtehen, daß ich hier in der Baſtille zum erſten Mal das Glück der Freiheit empfinde und genieße.“

Solche Aeußerungen gewannen ihr mehr und mehr die Achtung des Herrn v. Maiſonrouge. Es gelang ihm endlich, die Erlaubniß zu erhalten, ihr auch Dinte und Papier geben zu dürfen, doch nur unter der Bedingung, daß die Blätter numerirt und von ihr alle in ſeine Hände zurückgegeben werden ſollten. Dies nöthigte Melanie, ſich auf Abhandlungen und kleine Aufſätze zu beſchränken, die ſie zu ihrem Zeitvertreib niederſchrieb, und die Herrn v. Maiſonrouge neue Gelegenheit gaben, ihren Geiſt und ihre Grundſätze kennen zu lernen. Seine Empfindung für ſie wurde jetzt Liebe, und zwar die edelſte und reinſte Liebe, die vielleicht je das Herz eines Mannes durchflammt hat. Ihre Lage und ſeine Verhältniſſe legten ihm die Pflicht auf, dieſe Liebe zu verbergen; allein Melanie wußte früher als er ſelbſt um das Geheimniß derſelben. Er war ſo ausſchließend mit ihr beſchäftigt, der Gedanke an ſie füllte ſo ſeine ganze Seele aus, daß er unwillkürlich von ihr redete, wenn er die andern Gefangenen beſuchte, und doch zuverſichtlich glaubte, daß nicht er mit ihnen, ſondern ſie mit ihm von ihr geſprochen hatten. Entzückt über die Theilnahme und die Hochachtung, die, wie er fand, Jene allgemein für ſie empfanden, kam er zu ihr zurück. „Nie, meine Freundin,“ ſagte er ihr oft, „haben Seelengröße und Herzensadel eine rührendere Huldigung empfangen, als die Ihnen in der Verehrung und Bewunderung dargebracht wird, mit der Jeder ohne Ausnahme den innigſten Antheil an Ihrem Schickſal nimmt. Man redet mit mir nur von Ihnen, und wohin ich nur komme, höre ich nur Ihr Lob.“ — Dieſes war auch wirklich der Fall; denn da Keinem der Gefangenen das Intereſſe verborgen blieb, mit dem Herr v. Maiſonrouge von dem Fräulein reden hörte, und ſelber von ihr ſprach, ſo ſuchte Jeder dieſe Entdeckung zu benutzen, um ſich ihm angenehm zu machen. Abhängigkeit erzeugt faſt immer Schmeichelei, der Gefangene ſucht durch ſie ſeinen Aufſeher wie der Höfling ſeinen Fürſten zu gewinnen. Einige der Gefangenen baten Herrn v. Maiſonrouge um Erlaubniß, dem Fräulein Erfriſchungen, Andere, ihr Bücher ſenden zu dürfen; kurz Jeder ſtrebte, ihr eine Huldigung darzubringen, die nur ihm galt, der, wenn gleich Jeder ihm perſönlich geltenden Beſtechung unzugänglich, doch dieſe den Darbringern hoch anrechnete.

Unter den Gefangenen war auch der Ritter du Menil. Er war ein Bekannter des Abbé Brigand, der als Vertrauter des Prinzen von Cellemare ſich, als dieſer von der Entdeckung der Verſchwörung Nachricht erhielt, durch die Flucht zu retten ſuchte. Vor ſeiner Abreiſe ging er zu dem Ritter, und bat ihn, ein Käſtchen zu ſich zu nehmen, das ſein Teſtament, und einige ihm wichtige Familienpapiere enthielt, die er auf einer Reiſe, zu der er ſich genöthigt fände, nicht mitzunehmen wünſche. Der Ritter wußte, daß der Abbé, ehemals mit dem Prätendenten innig verbunden, von dieſem unglücklichen Prinzen wichtige Papiere in Händen hatte und glaubte daher nicht weiter nach dem Inhalt der ihm anzuvertrauenden Schriften fragen zu dürfen. Am folgenden Morgen ſandte ihm der Abbé nicht nur das Käſtchen, ſondern auch noch ein großes Packet verſiegelter Papiere. Am Nachmittag des nämlichen Tages ließ der Regent das Hotel des ſpaniſchen Geſandten, des Prinzen Cellemare, von Truppen umzingeln und ihn ſelbſt, ſo wie Alle die verhaften, die nur der leiſeſte Verdacht der Theilnahme und des Wiſſens um ſeine Plane traf.

Sobald der Ritter du Menil erfuhr, daß der Prinz v. Cellemare verhaftet ſei, errieth er auch, daß der Abbé Brigand in dieſe Verſchwörung verwickelt ſei, und zugleich die Gefahr, Bewahrer der ihm anvertrauten Papiere zu ſein. Er kannte die Strenge des Geſetzes, dem er durch die Geheimhaltung derſelben verfiel; allein er wollte ſich dieſer lieber preis geben, als das Vertrauen eines Mannes täuſchen, der, wenn er gleich nicht zu ſeinen Freunden gehörte, doch gewagt hatte, ſich ihm anzuvertrauen. Er entſiegelte das Käſtchen und die Papiere; in dem erſten fand er wirklich nur das Teſtament des Abbés und einige Familienbriefe, in dem letztern aber alle Entwürfe und Denkſchriften, die ſich auf den Plan der Verſchwörung bezogen, und von denen er bis zu dieſem Augenblick nicht die mindeſte Kenntniß hatte. Allein er fand auch, daß ſie nichts enthielten, was gegen den König und den Staat Verbrechen geweſen wäre, und ſo hielt er es für das Zweckmäßigſte und Würdigſte, dieſe Papiere den Flammen zu opfern.

Der Abbé Dubois, dieſer laſtergebrandmarkte Günſtling des Regenten, ließ den Ritter, da er erſpäht hatte, daß Brigand am Tage ſeiner Flucht noch bei ihm geweſen war, zu ſich rufen, um ihn ſelbſt über Alles zu befragen, was er von ihm zu erfahren wünſchte. Der Ritter geſtand, von dem Abbé ein Käſtchen zur Aufbewahrung erhalten zu haben, und zeigte ſich bereitwillig, dies auszuliefern. Da man nichts Verfängliches darin fand, ſo entging der Ritter einer ſtrengern Unterſuchung. Brigand ſelbſt aber wurde auf ſeiner Flucht eingeholt und in die Baſtille gebracht. Die Herren Argenſon und le Blanc, denen die Unterſuchung aufgetragen war, ſagten ihm in ſeinem erſten Verhör, daß der Ritter du Menil die Papiere ausgeliefert habe, die er ihm anvertraut habe. „Nun,“ antwortete er, „dann bedarf es keines weitern Geſtändniſſes, und Sie wiſſen Alles.“ Dieſe Worte wurden zu einer Anklage des Ritters; er wurde verhaftet, blieb aber, als man ihn verhörte, bei der Verſicherung, daß er durchaus keine andern Papiere von dem Abbé in Händen habe, als die von ihm ausgelieferten. Als er ſich aber nach geendigtem Verhör mit Herrn le Blanc allein ſah; ſagte er ihm: „Nicht dem Miniſter, nicht meinem Richter, aber dem Mann von Ehre will ich geſtehen, was ich mich zu thun verpflichtet geglaubt habe.“ Er erzählte ihm darauf, was er gethan hatte. Herr le Blanc durfte als Staatsdiener dies Geſtändniß nicht verſchweigen; allein er fühlte den Werth dieſes Betragens, da der Ritter gewiß ſein konnte, daß der Regent dieſe Papiere um jeden Preis, den es ihm beliebt hätte, dafür zu fordern, eingelöſet haben würde, und verſprach dem Ritter ſich für ihn verwenden und ſein Betragen bei dem Regenten rechtfertigen zu wollen. Dubois aber, der ſich von dem Ritter getäuſcht glaubte, wollte Rache dafür, und bewirkte, daß der Ritter nach der Baſtille gebracht wurde. Ganz Frankreich achtete die Großmuth, die dieſer bewieſen hatte, der Regent ſelbſt erkannte ſie billigend an, und als ein Marquis du Menil, der gleichfalls am franzöſiſchen Hofe lebte, ſich beeiferte, ihm die Verſicherung zu geben, daß er mit dem Ritter ſo wenig durch Bande des Blutes als der Freundſchaft verbunden ſei, antwortete ihm der Regent, er bedauere ihn deßfalls, da der Ritter ein Mann von Ehre ſei, der die Achtung jedes braven Mannes verdiene.

Der Ritter war ſchon einige Tage früher als Melanie verhaftet worden, und ſie hatte daher ſeiner bei dieſer Gefangennehmung oft auf eine Art erwähnen hören, die ihn ihr intereſſant machte, und den Wunſch erweckte, ihn kennen zu lernen. Er hatte ſie dagegen ſchon früher als eine der geiſtreichſten Frauen ihrer Zeit rühmen hören, und da er von dem Herrn v. Maiſonrouge ihre Anweſenheit in der Baſtille erfuhr, war nichts natürlicher als der Gedanke, wie ſehr der Umgang mit ihr die traurige Einſamkeit ſeines Gefängniſſes zu verſchönern vermögen würde. Mit dieſer Idee beſchäftigt, erzählte er eines Tages dem Herrn v. Maiſonrouge: ihm habe geträumt, daß ſein Urtheil geſprochen und er durch daſſelbe zu lebenslänglicher Gefangenſchaft in der Baſtille verurtheilt worden ſei; doch ſei ihm verſtattet worden, in der Geſellſchaft des Fräuleins v. Launoy zu leben, und dieſe Vergünſtigung habe ihn völlig mit der Strenge ſeines Urtheils ausgeſöhnt. Herr v. Maiſonrouge wußte, daß der Ritter das Fräulein nie geſehen hatte; die feine Schmeichelei, die für ſie in dieſem Traume lag, erſchien ihm alſo ganz unverfänglich, und er erzählte ihr denſelben, ſobald er zu ihr kam. Melanie fühlte ſich dem Ritter, den ſie als einen höchſt liebenswürdigen, geiſtreichen Mann hatte rühmen hören, für das Vertrauen verbunden, mit dem er ihr Geiſt und Seele genug zutraute, ihm durch ihren Umgang ſelbſt einen Kerker auf Lebenszeit verſchönern zu können. Sie ſcherzte mit Herrn v. Maiſonrouge darüber; dieſer theilte ihre Aeußerung dem Ritter mit, der es lebhaft bedauerte, ſie nicht ſchriftlich beantworten zu dürfen. „Dieſe Freude ſollen Sie haben,“ ſagte ihm Maiſonrouge, indem er ein Blatt aus ſeiner Schreibtafel riß, und es ihm nebſt einem Bleiſtift überreichte. Der Ritter ſchrieb ſchnell einige Verſe nieder, und bat ihn, ſie dem Fräulein zu überbringen.

In der Einſamkeit eines Gefängniſſes wird jede Kleinigkeit, die die Einförmigkeit der Lebensweiſe unterbricht, zu einer intereſſanten Begebenheit. Melanie war von mehreren der ausgezeichnetſten Dichter ihrer Zeit oft beſungen worden, doch nie hatte ſie ein Beweis der Achtung und der Zuneigung dieſer Männer ſo gerührt, ſo erfreut, wie dieſe artigen, übrigens aber unbedeutenden Verſe, die Maiſonrouge ihr von dem Ritter überbrachte. Sie erröthete und wußte es ihrem Freunde heimlich, aber innig Dank, daß er ihre Bedenklichkeiten widerlegte, und darauf beſtand, ſie müſſe dem Ritter antworten. Sie that dies gleichfalls in Verſen, der Ritter antwortete am folgenden Tage, und da Herr v. Maiſonrouge dieſen Briefwechſel, der offen durch ſeine Hände ging, für den König und für den Staat gleich gefahrlos fand, ſo glaubte er es mit der Pflicht ſeines Amtes durchaus vereinbar, ſeiner reizenden Gefangenen dieſen Zeitvertreib zu verſchaffen. Aus den kleinen Billetchen, die im Anfange hin und her flogen, wurden bald lange und immer längere Briefe, die in dem Ritter den Wunſch, ſeine geiſtvolle, witzige, aber unſichtbare Correſpondentin perſönlich kennen zu lernen, allmählig bis zur Leidenſchaft ſteigerten.

Das geſellſchaftliche Leben löſcht von uns ſelbſt unbemerkt manchen Eindruck aus, der in der Einſamkeit über den Gehalt unſeres Lebens entſchieden haben würde, und es verflacht die Empfindung, der es die Kraft raubt, unſere Seele zu füllen, und ſie durch und durch zu erfaſſen. Man fühlt das eigene Herz im Strudel des Weltlebens oft vorzeitig veraltet und glaubt es dann den tieferen Regungen des Schmerzes und der Freude abgeſtorben; aber es bleibt unter dem Druck der Jahre, unter dem Eis der Weltklugheit doch das ewig junge Herz, das ſich aus ſich ſelber zu verjüngen vermag, ſobald ſich ſeine Kraft wieder in Liebe ſammelt. Melanie kannte die Liebe, aber ſie war, ob es ihr gleich nicht an Anbetern gefehlt hatte, nie geliebt worden. In ihrem vierzehnten Jahre hatten die Romane, die ſie geleſen, den Wunſch in ihr erweckt, Liebe einzuflößen und zu empfinden, weil ſie dadurch in ihren eigenen, wie in fremden Augen bedeutender zu werden glaubte; allein ihr Geiſt war auch damals ſchon zu hell und zu klar, um ſich lange über die Gehaltloſigkeit des Mannes täuſchen zu können, den ihre Phantaſie zum Gegenſtande ihrer Träume und ihrer Spielereien erkoren hatte, und das rettete ſie vor der Gefahr, ihren Frieden und ihren Werth an dieſem Irrthum zu verlieren. Späterhin lernte ſie einen liebenswürdigen und edlen Mann kennen, ſie gewann ſeine Freundſchaft, und ſein Vertrauen, doch ſein Herz gehörte ſchon einer Andern, und ſie liebte ihn ungeliebt viele Jahre lang, ohne dadurch unglücklich zu ſein. Ein weibliches Herz findet oft in ſeiner eigenen Liebe ein Glück, deſſen Frieden und deſſen Reinheit ſo leicht von keinem Manne begriffen wird; ohne ein leiſes Zagen kann ſich eine Frau nie geliebt fühlen; ſie gehört ſich ſelbſt dann gewiſſermaßen nicht mehr an, ſie iſt nicht mehr Herr ihres Geſchickes und ihres Glückes, ja oft ſogar nicht einmal mehr ihres Willens. So lange eine Frau aber Liebe ſtumm wie ihre Andacht in der Seele verſchloſſen trägt, bleibt ihr Friede ungeſtört, weil ſie ohne Kampf und Furcht, geſichert gegen eigene Schwäche und fremden Leichtſinn, frei in Liebe, wie die Blume im Sonnenlicht, ihr inneres, höheres Leben ſich entfalten fühlt. Unabhängig von allem Glück, daß ſie zu ſpenden vermag, iſt *wahre, reine* Liebe ein ſo hohes, das Leben veredelndes, die Seele heiligendes Gefühl, daß man es auch im tiefſten Leid der Gottheit nicht genug danken kann, wenn uns ihre Flammenläuterung gewährt wird. Kein anderes Glück kann das Bewußtſein aufwiegen, hienieden Augenblicke gelebt zu haben, in denen die Seele das Vollgefühl ihres göttlichen Urſprungs in der reinſten Begeiſterung für Tugend und Wahrheit empfunden hat, und ſolche Augenblicke dankt man nur der Liebe. —

Mit dem Bilde des geliebten Mannes im Herzen war Melanie in die Welt getreten, und hatte in Paris, an einem ſittenloſen Hofe lebend, die Makelloſigkeit ihres Wandels und ihres Rufes bewahrt; allein die kleinlichen Hofintriguen, das Bewerben um Menſchengunſt, das ihre Lage nothwendig machte, hatte ihre Seele abgemattet. — Die Energie ihrer Empfindungen war indeſſen nur entſchlummert, nicht erſchöpft; in der Einſamkeit des Kerkers wurde ihre Seele wieder für manche tiefere Regung neu empfänglich, und an der Grenze des jugendlichen Lebens erwachte noch einmal ihr Herz zu dem Glauben an Glück. Sie ehrte Maiſonrouge, wie ſie noch nie einen Mann geehrt hatte, und zufrieden mit der Gegenwart, glaubte ſie auf ſeine Liebe auch für ihre Zukunft heitere Hoffnungen gründen zu dürfen.

Du Menil gehörte zu den Männern, die, voll Ehre und Muth, für ihre Freunde der edelſten Aufopferung fähig ſind, und nur gegen Frauen ſich eine Gewiſſenloſigkeit erlauben, deren Folgen ſie der menſchlichen Geſellſchaft durch alle ihre andern Tugenden nicht zu vergüten vermögen. Er glaubte in allen den Verbindungen, in die ihn bis zu dem Zeitpunkt ſeiner Verhaftung Eitelkeit und Sinnenreiz verflochten hatten, ſeiner Verpflichtung genug gethan zu haben, wenn er ſeine Gewalt über den geliebten Gegenſtand nicht ohne eine gewiſſe Großmuth geltend zu machen ſuchte, und ſich discret, klug und verſchwiegen bewies. Ein ſolches Betragen befriedigt die Anſprüche einer Coquette, allein es bricht das Herz eines gefühlvollen Weibes. Die Briefe des Fräuleins von Launoy weckten in ihm den Wunſch, ihren Geiſt und ihr Herz für ſich zu intereſſiren, und die Muße, die er hatte, ſich mit ihr zu beſchäftigen, die Lebhaftigkeit des Eindrucks, den der Gedanke an ſie auf ihn machte, die Schwierigkeit, ſie zu ſehen, vereinigten ſich, ſein Intereſſe für ſie ſo zu erhöhen, daß er ſelbſt ſie zu lieben wähnte. Er wünſchte ſehnlichſt ſie zu ſehen, und beſtürmte Herrn v. Maiſonrouge ſo wiederholt mit den inſtändigſten Bitten, daß dieſer endlich darein willigte, ſie ihm zu zeigen, doch nur unter der Bedingung, daß er nicht mit ihr ſprechen dürfe. Das Zimmer des Ritters lag dem des Fräuleins gerade gegenüber, und nur ein ſchmaler Gang trennte Beide; Herr v. Maiſonrouge ſtellte den Ritter in die Thüre ſeines Zimmers, und öffnete nun Melaniens Thüre; der Ritter ſah ſie an einem kleinen Tiſchchen ſitzen; ſie war nicht ſchön, aber er hatte ſeit Monaten keine weibliche Geſtalt erblickt, und ſo ſchien ſie ihm, als ſie aufſtand und lächelnd und erröthend mit niedergeſchlagenen Augen ſeinen Gruß erwiederte, eine Göttin zu ſein. — Die Thüre ſchloß ſich wieder, doch auf den Fittichen dieſes flüchtigen Augenblicks ruhete der Gehalt langer Jahre.

Melanie hatte es unbeſcheiden von dem Ritter gefunden, daß er trotz des ernſten Widerſtrebens, das ſie in ihren Briefen ausgeſprochen hatte, darauf beſtand, ſie ſehen zu wollen, und war entſchloſſen, ihm dies empfinden zu laſſen, allein der erſte Blick auf ihn änderte ihren Entſchluß, und entſchied über ihr Schickſal. Nur der, der je einen ähnlichen Zauber empfunden hat, kann die Macht deſſelben beurtheilen. Nie hatte Melanie den wundervollen Reiz gekannt, mit dem ſich jetzt für ſie in den öden Wänden eines Kerkers das Leben ſchmückte. Ein Bild füllte von dieſer Stunde an ihr Herz ganz aus. Ein Gedanke reichte hin, ſie für ihre ganze Lebenszeit zu beſchäftigen, und alle Kräfte ihres Geiſtes zu beleben. Sie war zu ſehr daran gewöhnt, ſich ſelbſt zu beobachten, und ihr Herz in ſeinen Empfindungen und Wünſchen zu ergründen, als daß ſie jetzt in ſorgloſer Sicherheit die Gefahr, die ihrer Ruhe drohete, hätte unbeachtet laſſen können. Sie fühlte, daß dem Ritter vom Schickſal unbedingte Macht über ihr Glück gegeben ſei; allein ſie wußte auch, daß ſie nicht ſchön, nicht reich, nicht vornehm war, und ſie würde ſich lächerlich gefunden haben, wenn ſie an die Möglichkeit geglaubt hätte, daß ein Mann, der wie der Ritter gewohnt war, mit den liebenswürdigſten, geiſtreichſten Frauen umzugehen und von ihnen geliebt zu werden, ſie, die Arme und Reizloſe, lieben könne. Sie beſchloß daher, ihn zu meiden, ſo ſchwer ihr auch dies Opfer wurde. Der Ritter ſchrieb an ſie, und ſein Brief verrieth den Eindruck, den ſie auf ihn gemacht hatte. — Melanie nahm dies als eine Galanterie auf, die ſie bei jedem andern Mann unbedeutend gefunden und mit leichtem Scherz beantwortet haben würde, allein ihm gegenüber mußte ſie gegen ſich ſelbſt ſtrenge ſein. Ihre Briefe an ihm wurden kurz und gezwungen, und der Ritter war zu ſehr Herzenskenner, um nicht zu fühlen, was in dieſer Veränderung des heitern, zwangloſen Tons, in dem ſie früher an ihn geſchrieben hatte, für ihn Vortheilhaftes lag; ſein Verhältniß zu ihr war der einzige Zeitvertreib, die einzige angenehme Zerſtreuung, die er in ſeinem Gefängniß hatte, und die Leidenſchaftlichkeit des Wunſches, ſie zu ſehen und ſich ihres Umgangs erfreuen zu dürfen, nahm er ſelbſt für Leidenſchaft der Empfindung, und überredete ſich, daß er ſie lebhafter, wie je ein anderes Weib, liebe. Die Liebe des Herrn v. Maiſonrouge für Melanie war ihm ſeit lange kein Geheimniß mehr, verrieth er daher dieſem die Urſache ſeines Wunſches, ſie zu ſehen und zu ſprechen, ſo mußte er darauf gefaßt ſein, dieſen Wunſch nie erfüllt zu ſehen, da er nur von ihm die Gewährung deſſelben erbitten konnte. Maiſonrouge, zu edel, um in irgend einer perſönlichen Rückſicht eitel zu ſein, war es doch auf den Geiſt des Frauenzimmers, das er liebte. Du Menil gewann ihm das Verſprechen einer Unterhaltung mit Melanie dadurch ab, daß er Zweifel äußerte, ob Fräulein v. Launoy ſo geiſtreich zu reden als zu ſchreiben verſtehe. Er meinte, ihr Anblick verheiße dies nicht, ihre Geſtalt ſei zu alltäglich, der Ausdruck ihrer Züge nicht beſeelt genug; und Maiſonrouge, der in ihr das Ideal weiblicher Trefflichkeit und Liebenswürdigkeit ſah, konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, ihren Geiſt und den Zauber ihrer Unterhaltung von einem ſo feinen Kenner, als es der Ritter war, anerkannt zu ſehen. Ohne Melanie im Voraus davon zu benachrichtigen, führte er ihn eines Abends in der Dämmerung zu ihr. Sie war nicht wohl, und hatte ſich auf ihr Bett geworfen, vielleicht nur um deſto ungeſtörter an den zu denken, deſſen Andenken ſie vergebens zu verbannen ſtrebte, als ſie ihn unvermuthet vor ſich ſah. So ſehr ſie auch daran gewöhnt war, ſich zu beherrſchen, ſo verrieth doch jetzt ihr Erröthen ihre Verlegenheit, der unſichere Ton ihrer Stimme ihre Bewegung. Auch der Ritter vermochte nicht unbefangen zu erſcheinen. Herr v. Maiſonrouge durfte durchaus nicht errathen, was er für Melanie empfand, und doch durfte dieſe ihn nicht gleichgültig wähnen, doch ſollte ſie ſich über ſeine Empfindung für ſie nicht täuſchen. Die Unterhaltung war anfänglich ſtockend und einſylbig, und es bedurfte aller der Liebenswürdigkeit, die Herrn v. Maiſonrouge eigen war, um ſie zu beleben, und ſeiner Freundin Gelegenheit zu geben, ihren Geiſt in der ihm eigenthümlichen heitern Anmuth zu entfalten.

Der Ritter verließ ſie entzückt, und ſeine Blicke ſagten ihr, was er nicht auszuſprechen wagen durfte. Wer hat den himmliſchen, unnennbaren Zauber des Blickes eines geliebten Weſens nicht irgend einmal empfunden, und in ihm geleſen, was nur das Herz verſtehen, aber nie das Wort zu deuten vermag? Melanie empfand tiefer denn je die Nothwendigkeit, den gefährlichen Mann meiden zu müſſen, und nach einer ſchlafloſen Nacht und nach langem, ſchmerzlich wonnevollem Kampf ſchrieb ſie ihm, daß ſie, um ſich zu der Feier des Oſterfeſtes würdig vorzubereiten, der Sammlung bedürfe, und der Briefwechſel mit ihm für eine Gefangene eine zu große Zerſtreuung ſei; ſie fühle ſich daher verpflichtet, dieſem Vergnügen zu entſagen, und bitte ihn, ihr nicht mehr zu ſchreiben.

Das Opfer war gebracht, allein wie öde und traurig, wie leer und gehaltlos ſchlichen nun Stunden vorüber, die ſonſt von Wunſch und Erwartung, von allen Ahnungen und Räthſeln der erwachenden jungen Liebe beflügelt, ſo raſch entſchwunden waren, daß das Herz wünſchte, ſie immer weilen heißen zu können. — Jetzt erſt empfand Melanie, was der Ritter ihr galt, und wie der Gedanke an ihn der Inhalt ihres Lebens geworden war. Ihrem Gefühl nach hätte er ihren Vorſatz, den Briefwechſel mit ihm aufzugeben, ernſt bekämpfen, ſchmerzlich empfinden ſollen, ſtatt ſich ihrem Befehl, wie er es gethan hatte, ſchweigend zu unterwerfen; ſie ſah in ſeinem Gehorſam einen Beweis ſeiner Gleichgültigkeit, und fand darin einen neuen, mächtigen Antrieb, ihre Liebe zu ihm zu bekämpfen. Wer aber hat noch je im Kampf mit einer wahren, tief empfundenen Leidenſchaft geſiegt? — Das Herz kann brechen in dieſem Kampfe, aber nie wird es vergeſſen lernen, was es einmal mit Liebe umfaßt hat.

Melaniens Liebe trug ihre Rechtfertigung in ſich, da ſie die Heiligkeit eines unvermeidlichen Schickſals hatte. Es iſt ein dunkles Räthſel unſers Erdenlebens, daß uns da, wo es unſer Glück und unſern Werth gilt, das Geheimniß einer unerklärlichen

Nothwendigkeit faßt, und man nur liebt, wo man lieben muß, und nicht, wo man will. Melanie fühlte ſich von Maiſonrouge ſo innig, ſo rein und zärtlich geliebt, daß jeder Anſpruch ihrer Seele ſich dadurch befriedigt finden mußte. Ohne alle Rückſicht auf ſich ſelbſt wünſchte er nur ſie glücklich zu ſehen, und war ihr ſo unbedingt ergeben, daß er mehr ihr, als ſich ſelbſt anzugehören ſchien. Die Natur hatte ſeine Seele mit allen Tugenden, ſein Herz mit allen Empfindungen begabt, die den Mann zu adeln vermögen; ſie fühlte ſeinen Werth und nie hatte ſie einen Mann geachtet, wie ſie ihn achtete, nie früher geglaubt, daß man einem menſchlichen Weſen in ſo unbedingter Zuverſicht zu ſeinem Werth und ſeiner Treue vertrauen könne, wie ſie ihm vertraute; — und doch bedurfte es nur eines Blickes von dem Ritter, um in ihrem Herzen ein Gefühl zu wecken, das ſie nie für den edelſten, beſten, liebenswürdigſten Mann, den ſie kannte, empfunden hatte! — Armes, armes Menſchenherz, wer erklärt, wer begreift den Zauber, deſſen unwiderſtehlicher Gewalt dein Friede unterworfen iſt! —

Die Feiertage gingen vorüber, und Herr v. Maiſonrouge brachte, um ſeine Freundin für die

Einſamkeit und Abgezogenheit ſchadlos zu halten, in der ſie freiwillig dieſe Zeit verlebt hatte, den Ritter mit zu ihr, um bei ihr Thee zu trinken. Die Langeweile, die dieſer, während der Unterbrechung ihres Briefwechſels, doppelt drückend empfunden hatte, machte ihm dieſe Zuſammenkunft um ſo wichtiger und intereſſanter. Er zeigte ſich ſehr liebenswürdig, und alle Vorſätze des Fräuleins wichen dem Zauber, der ſie in ſeiner Nähe ſüß bethörend umſing. Als beide Männer ſich entfernten, ließ der Ritter einen Brief fallen; Melanie ſah es, allein ſie konnte ihm denſelben nicht zurückgeben, ohne Herrn v. Maiſonrouge aufmerkſam darauf zu machen, und es ſchien ihr unedelmüthig, einen Mitgefangenen an ihren gemeinſchaftlichen Aufſeher zu verrathen. Sie fand in dem Briefe die zärtlichſten Klagen über die Unterbrechung ihres Briefwechſels, dieſer war ſein einziger Troſt, mächtig genug, ihm ſein Gefängniß lieb zu machen. — Was hatte er denn verbrochen, was geſündigt, daß ſie, die Großmuth, die Milde, die Anmuth ſelbſt, ihm dieſen Troſt entzog? — Durfte er nicht die Zurücknahme dieſes ſtrengen Gebots erbitten und hoffen?

Die geheimnißvolle Art, mit der er ihr das

Blatt zugeſpielt hatte, machte es ihr wichtiger als alle Briefe, die ſie bis jetzt von ihm erhalten hatte. Dieſe waren alle offen durch Maiſonrouge's Hände gegangen, und von ihm geleſen worden. — Die ſchriftliche Unterhaltung in ihnen glich daher einer Unterhaltung, wie man ſie in Geſellſchaften führt; dies Blatt aber war, mit ihnen verglichen, ein erſtes tête-à-tête. Sie glaubte ſich verpflichtet, ihm zu antworten, und da der Inhalt ihrer Antwort Herrn von Maiſonrouge verrathen mußte, daß ſie, ohne ſein Wiſſen, von dem Ritter einen Brief erhalten hatte, ſo ſetzte ſie dies in die Nothwendigkeit, ihm ihr Blättchen gleichfalls heimlich in die Hände zu ſpielen. Der Ritter, dadurch ermuntert, ſann jetzt nur auf Mittel, ſie ohne Wiſſen des Herrn von Maiſonrouge zu ſprechen, und fand ſie. Die Zimmer, die dieſer bewohnte, waren gerade über dem Zimmer des Fräuleins, und da ſeine Stelle ihm das Recht gab, zu allen Stunden des Tages zu ihr zu gehen, ſo ließ er ihre Thüre gewöhnlich bis ſpät Abends unverſchloſſen. Der Ritter wußte ſich durch Beſtechung Mittel zu verſchaffen, das Schloß ſeiner Thüre öffnen zu können, und wählte zu ſeinem Beſuch bei Melanie die Stunde, in der, wie er wußte, Herr von Maiſonrouge bei dem Gouverneur der Baſtille, der in einem durch zwei Höfe von den Gefängniſſen abgeſonderten Theil derſelben wohnte, zu Abend aß. Aus dem Fenſter in Melaniens Zimmer konnte man den einen dieſer Flügel überſehen, was ſie vor der unerwarteten Erſcheinung des Herrn von Maiſonrouge ſchützte, und ihn ausgenommen, hatte Keiner das Recht, ihr Zimmer zu betreten.

Melanie glaubte zu träumen, als ſie die Thüre ihres Zimmers leiſe öffnen und den Ritter eintreten ſah; das wonnevolle Beben des Gedankens, wie viel er wage, um ſie zu ſehen, kämpfte in ihr mit Furcht und Angſt, allein das Gefühl des unausſprechlichen Glückes, das der Anblick und die Nähe des geliebten Mannes ihr gab, beſiegten bald in ihr jede andere Regung. Welche Sprache hat aber Worte für den Sturm der Empfindung, der ſie faßte, als er ihr jetzt geſtand, daß es Liebe, heiße, unwiderſtehliche Liebe zu ihr ſei, die ihn zu dieſem Wagniß verleitet habe. Sie, die reizloſe, ſie, der Spielball aller Launen des Zufalls und der Fürſtengunſt, ohne Vermögen, ohne Einfluß, ſie, geliebt von einem der ſchönſten und liebenswürdigſten Männer des franzöſiſchen Hofes, den ſein Werth zu jeder Wahl berechtigte, die, mit äußern Vorzügen verbunden, ihm zugleich den Weg zu Reichthum und Ehrenſtellen bahnte; — unmöglich, unmöglich! Der Ritter wollte ſie täuſchen, oder täuſchte ſich ſelbſt, und die Abgeſchiedenheit des Kerkers lieh ihr in ſeinen Augen Reize, die ſie nicht beſaß, und deren Eindruck auf ihn wie ein leichter Traum verſchwinden mußte, ſobald ſeine Befreiung ihn in die Welt zurückführte. Der Ritter fühlte ſich durch dieſe Zweifel an die Wahrheit ſeiner Liebe beleidigt, er fragte, ob ſie ihn denn ſo geiſt- und ſeelenlos glaubte, daß er Tugend, Verſtand, Güte, Grazie nicht dem eiteln Schimmer des Ranges und des Reichthums vorzuziehen vermöge, und ob ſie, die geiſtreiche, allgemein gefeierte Melanie, ihm die Fähigkeit abſprechen wolle, ſo ſeltenen Werth würdigen und anerkennen zu können? Melanie durfte ſich der Liebe eines edeln, gebildeten Mannes würdig glauben, und ſo brauchte ſie nicht ſehr eitel zu ſein, um die Schlußfolge des Ritters von ihrem Werth auf den Ernſt ſeiner Geſinnungen wahrſcheinlich zu finden. Nur mit dem beſchäftigt, was er ihr ſagte, beachtete ſie aber ihre eigenen Antworten nicht, und dachte weniger darauf, ihm ihre Liebe zu verhehlen, als ſich von der Wahrheit der ſeinigen zu überzeugen. Wer weiß es aber auch nicht, wie ſchnell ſich in einem liebenden Herzen die Knospe des Vertrauens zu dem Wort des Geliebten zur Blüthe erſchließt!

Marie, die am Fenſter Wache hielt, benachrichtigte die Liebenden jetzt von der Zurückkunſt des Herrn von Maiſonrouge, die den Ritter zwang, das Fräulein ſchnell zu verlaſſen. Dieſer kam noch, um, wie er es gewohnt war, dem Fräulein gute Nacht zu ſagen, ehe er ihr Zimmer verſchloß, und man mußte ſo arglos ſein, wie er, um die Spannung nicht zu bemerken, in der ſie war, und die jedem Andern die ungewöhnliche Bewegung ihrer Seele verrathen haben würde.

Kaum aber ſah ſie ſich allein, als ſie ſich mit jedem Gefühl ihrer Seele, mit jedem Gedanken in die Erinnerung an den Ritter verſenkte, und ſich jedes ſeiner Worte, jeden ſeiner Blicke zurückrief. Das arme Erdenleben hat doch Augenblicke, in denen eine ſolche Fülle der Seligkeit ruht, daß ihre Darſtellung ſich der unvollkommenen Fähigkeit des Menſchen, ſeine Empfindungen auszudrücken, entzieht. Das Glück, ſich von ihm geliebt zu fühlen, war zu groß, als daß ſie den Muth gehabt hätte, es ſich kühn anzueignen. Sie bebte unwillkürlich vor der Gewalt ihrer eigenen Leidenſchaft zurück. Der Gedanke einer Verbindung mit dem Ritter lag zu fern, um ſich mit der Wahrſcheinlichkeit ſeiner Verwirklichung ſchmeicheln zu dürfen, und ſie war zu welterfahren, um nicht zu wiſſen, daß der Werth und das Glück eines weiblichen Weſens faſt immer unvermeidlich das Opfer einer vom Geſetz und der Meinung nicht anerkannten Herzverbindung werden. Glück und Unglück hängen vom Schickſal ab, dem wir unterthan ſind, aber vor Entwürdigung kann ſich jede Seele ſchützen, die ihre Neigungen zu beherrſchen weiß. Feſt entſchloſſen, das ſüße, verführeriſche Glück dieſer Liebe dem zu opfern, was ſie als Pflicht ehrte, ſchrieb ſie am Morgen dem Ritter und geſtand ihm, daß ſie es ihrer Ehre und ihrem Herzensfrieden ſchuldig zu ſein fühle, ein Verhältniß zu löſen, das Beiden gleich gefährlich zu werden drohe. Sie beſchwor ihn, ſie nicht wieder aufzuſuchen, und nicht das Unglück zu vergrößern, deſſen Beute ſie ſeit früheſter Jugend geweſen ſei, und daß ſie nur zu ertragen und zu beſiegen vermöge, ſo lange ſie ſich von jeder Verſchuldung und von jeder Unbeſonnenheit frei fühle. Am Nachmittag erhielt ſie eine Antwort voll Gluth und ſüßer Schmeichelrede, und am Abend erſchien der Ritter wieder ſelbſt. Allein je verführeriſcher und je hinreißender er ihr erſchien, je mehr fühlte ſie, wie gefährlich er ihr zu werden drohe, und mit einem Ernſt, der ſeine Achtung für ſie vermehrte und durch Widerſtand ſeine Neigung vollends zur Leidenſchaft ſteigerte, wiederholte ſie ihre Bitte und beharrte auf dem Entſchluß, ihr Herz ihrer Vernunft unterwürfig erhalten zu wollen.

Der nächſte Tag verging, ohne daß ſie ihn ſah, oder etwas von ihm hörte. Es war der kummervollſte ihres Lebens, und doch iſt eine Betrübniß, wie ſie ſie empfand, höheres Glück, als der Friede der Gleichgültigkeit je einer glühenden Seele zu gewähren vermag. Als ſie nach einer bang verträumten und durchweinten Nacht die Augen aufſchlug, überreichte ihr Marie einen Brief, den der Ritter ihr ſchon für das Fräulein hatte zuſtecken laſſen. Er ſchrieb ihr, daß er ſterben, aber nicht ihr entſagen könne, und nichts von ihr erbitte, als die Gunſt, ihm noch eine Zuſammenkunft zu geſtatten; er ſchmeichle ſich mit der Hoffnung, daß ſie die Entwürfe billigen werde, die er für ſeine Zukunft gemacht habe, und verſpreche, ſich ihrer Entſcheidung über ſein Glück und ſeine Hoffnungen unbedingt zu unterwerfen, nur ſehen müſſe er ſie noch einmal.

Wie hätte Melanie dem Mann, den ſie ſo innig, ſo unausſprechlich liebte, dieſe Bitte verſagen können! — Er kam und geſtand ihr, daß er ſchon ſeit Monaten den Wunſch in ſeinem Herzen trage, in ihr ſeine künftige Gattin zu ſehen. Ehe er ſie noch perſönlich gekannt habe, habe ſie ihn ſchon lebhaft intereſſirt, und der Traum, den er Herrn von Maiſonrouge erzählt, ſei wachend von ihm geträumt worden, da er ſich oft das Glück ausgemalt habe, mit einem Frauenzimmer von ihrem Geiſt und ihrem Charakter ſein Leben, abgeſchieden von aller übrigen menſchlichen Geſellſchaft, zuzubringen. Aus ihren Briefen an ihn habe er ihre Grundſätze, ihre Anſichten von Welt und Leben kennen lernen, und dieſe tiefere Erkenntniß ihres Werthes habe in ihm, trotz der Unſichtbarkeit, die ihm damals noch ihre Liebenswürdigkeit verſchleiert habe, den Begriff des Glückes erhöht, das eine Verbindung mit ihr jedem Manne gewähren müſſe, dem es nicht an Sinn für Frauenwerth und echten Frauenreiz fehle. Es gebe vielleicht ſchönere Frauen, allein er fühle, daß ſie die erſte und einzige ſei, für die er wahre Liebe empfinde, und daß nie wieder eine Andere Eindruck auf ſein Herz zu machen vermögen werde, da ihr allein der rührende, der unausſprechliche Reiz eigen ſei, der ſie für ihn zum anbetungswürdigſten Weſen auf der ganzen Welt mache. Nie würde er es auch gewagt haben, ihr ſeine Liebe zu geſtehen, wenn er ſich nicht der reinſten Abſichten bewußt geweſen wäre, aber er habe nicht gewagt, dieſe gleich auszuſprechen, ſondern gewünſcht, ſich erſt ihrer Liebe zu verſichern, ehe er ſein Glück und ſeine Zukunft ihrem Ausſpruch unterwerfe. Die Strenge aber, mit der ſie ihn behandelt, habe ſeinen Vorſatz geändert, da er es durchaus ohne Verzweifelung nicht zu ertragen vermöge, ihres Anblickes und ihrer Briefe beraubt zu ſein.

Tief gerührt, verbarg ihm Melanie nicht, wie ganz ſie den Werth des Anerbietens ſeiner Hand erkenne, und wie glücklich ſie ſich in andern Verhältniſſen fühlen würde, eine ſo uneigennützige Liebe lohnen zu können; allein ſie glaubte, auch ihn darauf aufmerkſam machen zu müſſen, welche Kluft in der Meinung der Welt zwiſchen ihm und ihr beſeſtigt ſei, und wie ſie, eben weil ſein Glück ihr theurer als das eigene ſei, nicht wagen dürfe, dieſe durch Liebe ausfüllen zu wollen. Der Ritter zog hier ihre Hand an ſeine Lippen und verſicherte ihr mit Thränen im Auge, daß ihn nichts kümmere, als daß er ihr kein glänzenderes, ihrer würdigeres Loos anzubieten habe, da er recht gut wiſſe, welche Vortheile ihr eine Vermählung mit Herrn von Maiſonrouge gewähren würde, und daß er es nie dankbar genug würde erkennen können, wenn ihr Herz ihm vor einem ſo ausgezeichneten Manne den Vorzug zugeſtände. Das Urtheil der Menge kümmere ihn durchaus nicht, er ſei des Beifalls aller achtungswerthen Menſchen gewiß, wenn es ihm gelinge, ihren Beſitz zu erringen, und ſie könne ſeiner Beſtändigkeit und Treue um ſo unbedingter vertrauen, weil er, ehe er ſie noch geliebt habe, in ihr ſchon alle die Eigenſchaften gefunden habe, die er von ſeiner künftigen Gattin fordere, um mit ihr glücklich ſein zu können. Unausſprechlich unglücklich würde es ihn aber machen, wenn ſie ihm nicht bis zu dem Zeitpunkte, wo er, aus dem Gefängniſſe entlaſſen, ihr ſeine Hand reichen könne, verſtatten wolle, ſie ſo oft als möglich zu ſehen, da ſeine

Ehrfurcht ihr ſtets ein Zeugniß für die Reinheit ſeiner Liebe bleiben werde.

Melanie forderte von ihm, daß er ſich noch längere Zeit nehmen ſolle, ſeine Liebe und ſeinen Entſchluß zu prüfen, allein ſie willigte ein, ſeine Beſuche fernerhin anzunehmen, und die Freude des Ritters über die Hoffnung, zu der er ſich dadurch berechtigt fühlte, füllte ihre Seele mit einer der ſüßeſten Wonnen des Erdenlebens, mit dem Gefühl, den Geliebten durch uns beglückt zu wiſſen. Als er ſich entfernt hatte, vermochte ſie lange nicht, ſich eines Gedankens, einer Empfindung klar bewußt zu werden. Herz und Seele waren ſo überfüllt, daß alle Regungen des Lebens ſtockend gehemmt zu ſein ſchienen; aber welch ein Sonnenſtrahl der höchſten Seligkeit brach nun mächtig durch das Nebelgewölk ihrer Empfindung, als nach und nach das Gefühl, geliebt zu ſein, ſiegend jedes andere verdrängte, und Herz, Seele, Geiſt erfüllend ſich in Thränen der reinſten Wonne und des ſüßeſten Entzückens löſete!

Sie glaubte nun das vollkommene Glück erreicht zu haben, nach dem die Sehnſucht des Menſchen unaufhörlich ſtrebt, ohne ſich je ganz befriedigt fühlen zu können, und wohl uns, daß wir uns im himmliſchen Wahn unvergänglicher Treue und Begeiſterung auf Augenblicke über die Flüchtigkeit des irdiſchen Glückes, und die Unzuverläſſigkeit des menſchlichen Herzens zu täuſchen vermögen! Nie vielleicht hat auch ein weibliches Herz mehr Kraft beſeſſen, unbedingt dem Geliebten vertrauen zu können, als Melanie. Der Charakter des Ritters, ſein Ruf, das Zartgefühl, mit dem er ſie behandelte, ſein Alter, in dem man nicht mehr jugendlich genug iſt, um ohne Vor- und Rückblick, ohne die Billigung der zu Rathe gezogenen Vernunft, eine lebenslängliche Verbindung zu knüpfen, hätten ihr ehrenwerthe Bürgen für die Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnung und die Treue ſeines Herzens werden können; doch ſie bedurfte ihrer nicht. Durch alle Trugbilder, allen Zauber der wahrſten, von ihr eben ſo rein als glühend empfundenen Liebe bethört, würde ſie es für Frevel gehalten haben, die Geſinnung des Geliebten noch prüfen, oder ihrer eigenen Empfindung ferner Schranken ziehen zu wollen. Die Stärke und die Leidenſchaft derſelben ſchien ihr der Maßſtab ihres Glückes werden zu müſſen, und ſie übergab ſich unbedingt dem eigenen Herzen.

Den Tag nach dieſer Unterredung erhielt ſie einen Brief von dem Ritter, deſſen Gluth und Innigkeit ſeine Gewalt über ſie noch vermehrten. Herr von Maiſonrouge war unpäßlich, und der Ritter bat ſie, ihn am Nachmittage zu beſuchen, wo er ſie dann wie von ungefähr zu treffen hoffe. Maiſonrouge, der keine Ahnung von dem Verſtändniſſe der Liebenden hatte, freuete ſich dieſer Begegnung, und noch mehr des ganz eigenen, neuen Reizes, in dem Melanie aufgeblüht zu ſein ſchien, und der ihrem Geiſt und ihrer Anmuth einen Zauber lieh, deſſen Macht er tiefer denn je empfand.

Die Liebenden fanden nun Mittel und Wege, ſich oft zu ſehen. Die Innigkeit und Zartheit der Empfindung, die Melanie dem Ritter zeigte, waren ihm eine neue Erſcheinung; er geſtand ſich, die Liebe noch nicht gekannt zu haben, glaubte zum erſten Mal ſelbſt zu lieben, und es nun erſt zu begreifen, wie man, fern von der großen Welt lebend, in dem Glück durch Geiſt und Liebe veredelter Häuslichkeit, Erſatz für ihren falſchen Schimmer finden könne. Doch nur reine Seelen können durch ein reines Glück dauernd ſich befriedigt fühlen, und der Ritter hatte ſeine Anſprüche darauf früher zu leichtſinnig verſcherzt, um ohne ernſten Kampf, ohne ſchwere Prüfung, ſie wieder erwerben zu können. Er brachte dem Fräulein bei einer ihrer erſten Zuſammenkünfte ein ſchriftliches Eheverſprechen, das ſie aber anzunehmen ſich weigerte. „So lange Sie mich lieben,“ ſagte ſie ihm, „bedarf ich keiner Bürgſchaft für Ihre Treue, und wenn Sie aufhören, mich zu lieben, würde die Erfüllung dieſes Verſprechens aufhören, für mich ein Glück zu ſein.“

Die Gelegenheiten, die Beide ausgemittelt hatten, ſich zu ſehen, wurden ihnen auf eine unerwartete Weiſe dadurch verkümmert, daß man den Herzog von Richelieu, der auch um dieſe Zeit in die Baſtille geſetzt wurde, in ihrer Nähe einquartirte. Herr von Maiſonrouge fand es jetzt unpaſſend, das Zimmer des Fräuleins unverſchloſſen zu laſſen, da der Herzog, wenn er ſpazieren geführt wurde, ſtets vor ihrer Thüre vorbeiging. Keine Gewohnheit wurzelt ſchneller und mächtiger in das Leben hinein, als die, den Geliebten täglich zu ſehen, und keine Entbehrung wird ſo ſchmerzlich gefühlt, als die ſeines Umgangs. Melanie lernte jetzt mehr denn eine Qual der Liebe kennen, da ſie zu gleicher Zeit bei dem Ritter einen Hang zur Eiferſucht entdeckte, der ihr jede Annehmlichkeit, jede Erleichterung ihres Gefängniſſes, die ſie Herrn von Maiſonrouge zu danken hatte, mißgönnte und ſie ihr verbitterte. Sie war dieſem edlen Manne in herzlicher Achtung und Freundſchaft ergeben, ſie konnte ihm die Dankbarkeit nicht verſagen, auf die ihm ſeine großmüthige Sorge und Liebe für ſie ein Recht gaben, und mußte die edelſten Regungen ihres eigenen Gemüthes gewaltſam unterdrücken, um ſich kalt von ihm zurückziehen zu können. Eine ſolche Verläugnung iſt ein Opfer, das der Liebende von der Geliebten nie ohne grauſame Selbſtſucht fordern kann, und das Melanie zur Andeutung über den Grund ſeines Charakters hätte werden können; allein ſie liebte ihn zu innig, um ihn nicht in ſeiner Schwäche und ſelbſt in ſeinen Fehlern zu ſchonen. Herr von Maiſonrouge war gewohnt, nach dem Abendeſſen zu ihr zu kommen und noch ein Stündchen mit ihr zu verplaudern; unter dem Vorwand, daß ſie um ihrer Geſundheit willen zeitiger ſchlafen gehen wolle, entzog ſie ihm dieſe Vergünſtigung. Du Menil, hiermit noch nicht zufrieden, beſtand darauf, daß ſie ſich mit ihm entzweien, und allen Umgang mit ihm aufheben ſolle, und nur die Wahrſcheinlichkeit, daß dieſer Bruch mit ihrer Haft auch die ſeinige erſchweren werde, bewog ihn, von dieſer Forderung abzuſtehen, und ſich darauf zu beſchränken, Melanie in jedem ſeiner Briefe durch ſeine Klagen und Vorwürfe zu quälen.

Nach einigen Wochen wurde dem Herzog von Richelieu in der Baſtille eine andere Wohnung angewieſen, die Thüre zu Melaniens Zimmer blieb nun wieder unverſchloſſen, und beide Liebende ſahen ſich nach dieſer Trennung mit verdoppeltem Entzücken wieder. Allein je länger und öfter dieſe Zuſammenkünfte Statt fanden, je unbeſonnener wurden ſie auch, und der Ritter ſetzte ſich, bei der zunehmenden Länge ſeiner Beſuche, immer ſorgloſer der Gefahr aus, überraſcht zu werden. Seitdem Maiſonrouge ſeine Freundin des Abends nicht mehr ſprechen durfte, verſchloß auch nicht mehr er, ſondern der Schließer, ihr Zimmer, deſſen Schlüſſel er dann an ihn ablieferte, und der Ritter verſpätete ſich eines Abends ſo ſehr, daß er mit in Melaniens Zimmer verſchloſſen wurde.

Sie erſchrak ſo heftig, daß ſie in Thränen ausbrach. Vergeblich bot der Ritter alle Macht ſeiner Liebe und ſeiner Beredſamkeit auf, um ſie zu beruhigen, um von ihr die Vergünſtigung zu erhalten, die Nacht in ihrem Zimmer bleiben zu dürfen, da die Gegenwart ihres Kammermädchens dieſes ja ganz unverfänglich mache, und er am Morgen ohne Zweifel Gelegenheit finden würde, unentdeckt in ſein Zimmer zu kommen. „Ich will lieber, wenn es ein muß, vor der ganzen Welt erröthen,“ antwortete ſie ihm, „als vor mir ſelbſt. Daß Sie um dieſe Zeit in meinem Zimmer ſind, iſt blos eine Uebertretung der in der Baſtille geltenden Geſetze; Ihr Bleiben hier würde aber Allen, die es erführen, ein Aergerniß ſein, und nie werde ich mich entſchließen, es zu geben.“ Das einzige Auskunftsmittel, das hier zu erſinnen war, beſtand darin, ſich der Großmuth des Herrn von Maiſonrouge anzuvertrauen. Melanie bedurfte Muth, um ſich in einer Lage an ihn zu wenden, von der ſie wußte, wie ſchmerzlich ihn die Entdeckung derſelben verletzen würde; doch die Ehre gebot hier als das höchſte Geſetz, und ſie wartete mit ängſtlichem Herzklopfen an ihrem Fenſter auf ſeine Zurückkunft vom Gouverneur, bei dem er, wie immer, zu Abend aß. Sobald ſie ihn erblickte, rief ſie ihm aus dem Fenſter einen guten Abend zu und bat ihn, noch auf ein Viertelſtündchen zu ihr zu kommen. Er hatte es ſo ſchmerzlich empfunden, daß ſie ihm dieſe Abendbeſuche ſeit einiger Zeit unterſagt hatte, daß er, voll Freude über dieſe unerwartete Gunſt, den Schlüſſel holte und voll dankbarer Rührung zu ihr eintrat. Der Ritter ſtand hinter der Thüre, ſo daß er ihn nicht gleich beim Eintritt erblicken konnte. Schmerzlich erröthend, ging ihm Melanie entgegen. „Sie haben,“ ſagte ſie ihm mit Thränen in den Augen, dem Ritter den Weg zu meinem Zimmer gezeigt, und er hat ihn heute ohne Sie zu finden gewußt; ich beſchwöre Sie bei Allem, was Ihnen theuer iſt, führen Sie ihn unentdeckt nach ſeinem Zimmer zurück.“

Maiſonrouge wurde todtenbleich und warf einen Blick auf das Fräulein, in dem ſie Alles las, was er empfand; ohne eine Sylbe zu erwiedern, verließ er dann das Zimmer; bald aber kam er mit dem Schlüſſel zu dem Gefängniſſe des Ritters zurück, winkte dieſem, ihm zu folgen, und ſich ſtumm vor Melanie neigend, führte er ihn hinweg.

Der Ritter fand in dem Triumph über ſeinen Nebenbuhler Troſt, allein Melanie durchweinte ſchlaflos die Nacht, und ihre Thränen floſſen nicht allein der Furcht, von dem Geliebten durch dieſe Entdeckung ihrer Zuſammenkünfte getrennt zu werden, ſondern auch der Schmach, den Unwillen des edeln

Mannes verdient zu haben, dem ſie, wie ſie ſelbſt fühlte, ſeine Liebe und ſein Vertrauen ſo ſchlecht gelohnt hatte.

Maiſonrouge konnte Alles für ſie thun, und ein Herz, wie das ſeinige, ſcheut für das Glück der Geliebten kein Opfer, auch nicht das der ſchwerſten Selbſtverläugnung; doch ſeine Pflicht verletzen, das konnte er nicht. Dieſe zwang ihn für die ſorgfältigere Einſchließung des Ritters zu ſorgen, und die Liebenden wurden durch dieſe wieder auf ihren Briefwechſel beſchränkt. Was Maiſonrouge in der Tiefe ſeines Herzens litt, verrieth kein Wort, keine Miene. Nur ernſter, nicht kälter, erſchien er Melanien, mit der er nie von dieſem Vorfall redete. Sie fühlte, wie großmüthig das Schweigen war, allein ſie konnte es nicht über ſich gewinnen, es ihm durch Vertrauen zu lohnen, um ihm die Schwermuth zu verbergen, die ſeit ihrer Trennung von dem Ritter ihre Heiterkeit umdüſterte, und ihr jede andre Geſellſchaft läſtig machte. Es kamen ſogar Augenblicke, in denen ſie in ihm nur den Kerkermeiſter des Geliebten ſah, und dies in ihrem Betragen gegen ihn verrieth. Doch nie erlaubte er ſich eine Klage, nie einen Vorwurf; unermüdlicher und erfindungsreicher denn je, bot er Alles auf, ihr Schickſal zu erleichtern, und ihr jede Erheiterung deſſelben zu verſchaffen, die nur irgend mit ſeiner Pflicht vereinbar war.

Der Ritter fand die Trennung von Melanien unerträglich, und die Einſamkeit ſeines Gefängniſſes trieb ihn faſt zur Verzweiflung. Er fand Mittel, den Schließer der ihm ſein Eſſen brachte und zugleich den Auftrag hatte, ihn zu bedienen, zu beſtechen, und dieſen zu bewegen, die Thüren, die zu ſeinem und Melaniens Zimmer führten, offen zu laſſen, da Herr von Maiſonrouge dieſe nicht ſelbſt mehr verſchloß. Unausſprechlich beglückend waren für Beide dieſe Minuten des Wiederſehens; doch waren die Liebenden behutſamer geworden und trafen alle erforderlichen Maßregeln, um unentdeckt zu bleiben. Aber an einem Tage, wo ſie ſich vor jeder Entdeckung geſichert glaubten, weil Herr von Maiſonrouge nach Vincennes zu einem ſeiner Freunde eingeladen war, kam Herr le Blanc in die Baſtille, und trug dem Gouverneur auf, den Ritter vorfordern zu laſſen, den er ſprechen wolle. Dieſer ging ſelbſt ihn zu holen; du Menil, der eben bei Melanie war, ſah ihn über den Hof kommen und verließ ſie, um in ſein Zimmer zu gehen; allein der Gouverneur war ſo ſchnell gegangen, daß ſie Beide auf dem Gang vor den Zimmern zuſammen trafen, und er den Ritter noch die Thüre von Melaniens Gemach hinter ſich zuziehen ſah. Sein Zorn und ſeine Ueberraſchung waren groß, und wenn er gleich um ſeiner ſelbſt willen Herrn le Blanc dieſen Vorfall verſchwieg, ſo ließ er doch, ſobald dieſer ſich entfernt hatte, den Ritter zur Strafe nach einem andern Thurm bringen und ihn dort in einem dumpfen und dunkeln Kerker einſperren.

Die Feſtigkeit, mit der Melanie bisher alle ſie perſönlich treffende Leiden und Unannehmlichkeiten ihrer Lage ertragen hatte, verließ ſie jetzt, und ſie lernte nun erſt, wie ſie empfand, die wahre Bitterkeit des Schmerzes kennen. Nur Ein Weſen gab es auf der Welt, von dem ſie Troſt und Hülfe erwarten durfte, Herrn von Maiſonrouge, und trotz alles deſſen, was vorgefallen war, täuſchte ſie ſich doch nur darin, daß er mehr für ſie that, als ſie von ihm erbitten zu wagen, von ihm hoffen zu dürfen glaubte. Sobald er bei ſeiner Zurückkunft von Vincennes erfuhr, was während ſeiner Abweſenheit vorgefallen war, eilte er zu ihr, und der Antheil, den er an ihrem Schmerze nahm, war ſo innig, ſo wahr, daß ſie tief bewegt das Unrecht ihrer bisherigen Zurückhaltung und ihres Mangels an Zuverſicht zu ihm empfand, und ihm ihre Liebe und das Verhältniß zu dem Ritter bekannte, weil ſie fühlte, wie dies Geſtändniß als ein Beweis ihrer Hochachtung und ihres Vertrauens der einzige lindernde Balſam ſei, den es für die Wunde gebe, die ſie ſeinem Herzen geſchlagen. Wenn aber gleich Maiſonrouge ihre Liebe zu dem Ritter geahnet und errathen hatte, ſo konnte er ſie doch nicht ohne die ſchmerzlichſte Erſchütterung das Geheimniß derſelben ausſprechen hören. Die edeln Züge ſeines ausdrucksvollen Geſichts verriethen die Rührung und den Kampf in ſeiner Seele, und er mußte einige Minuten lang ſchweigen, um ſeiner Stimme Herr zu werden; dann zog er Melaniens Hand an ſeine Lippen, und mit einem unausſprechlichen Blick der Liebe und der Wehmuth ſagte er ihr: „Sie müſſen wiſſen, wie Sie in meiner Seele und in meinem Herzen herrſchen, und wie glücklich es mich macht, Ihnen die uneigennützigſten Beweiſe meiner Liebe geben zu können, da Ihr Glück mir unendlich theurer iſt, als mein eigenes; der Ritter kann Ihnen ein viel glänzenderes Loos anbieten, als meine Lage es mir zu thun verſtattet; Sie lieben ihn, und ſo gibt es für mich kein Opfer mehr, das ich nicht bereit ſein würde, ſeinem Glücke darzubringen; doch fragen möchte ich, warum Sie mir, Ihrem treueſten Freunde, ein Geheimniß aus Ihrem Bündniß mit ihm gemacht haben? Haben Sie nie geahnet, was mir dieſe Ungewißheit, die ja immer Hoffnungsſchimmer blieb, koſten könne? Doch jetzt iſt Alles ausgeſprochen, Alles entſchieden, und es darf nur noch von dem die Rede ſein, was ich für ihn, für Sie zu thun vermag.“

Melanie fürchtete bei der Oeffentlichkeit, die der Gouverneur dieſem Vorfall gegeben hatte, ſich dem zweideutigen Urtheil preis gegeben zu ſehen, und Maiſonrouge verſprach ihr, den Gouverneur von ſeinem Unrecht zu überzeugen, und ihn dahin zu bringen, ihr einen Beſuch abzuſtatten, um ſich bei ihr zu entſchuldigen. Auch erbot er ſich, von ihr unaufgefordert, den Ritter beſuchen und ihr von Allem, was ihn betreffe, Nachricht bringen zu wollen.

Er hielt Wort, allein der Ritter, aufgebracht über die ihm widerfahrne Behandlung, hatte ſich mit dem Gouverneur erzürnt, und dieſen durch den Ausbruch ſeines Unmuths perſönlich ſehr gegen ſich gereizt.

Herr le Blanc hatte den Ritter nur ſprechen wollen, um ihm die Vergünſtigung anzukündigen, der Geſellſchafter des Herzogs von Richelieu während ſeines Aufenthalts in der Baſtille zu werden, und mit dieſem, ſo wie mit zwei andern Gefangenen, dem Marquis von Pompadour und dem Herrn von Boisdavis, alle Mittage bei dem Gouverneur ſpeiſen zu dürfen; doch dieſer war jetzt weit entfernt, dem Ritter dieſe Gunſt zu erzeigen, und Herr von Maiſonrouge mußte ſich für den Augenblick darauf beſchränken, dem Fräulein und ihm zum Dolmetſcher ihrer Empfindungen und ihrer Betrübniß zu dienen. Glücklicher war er in ſeiner Bemühung, den Gouverneur mit Melanie auszuſöhnen, und ihn ſogar dahin zu bringen, daß er ſie beſuchte, und ſich gewiſſermaßen bei ihr entſchuldigte, ſeine Pflicht gethan zu haben.

Wie ſinnreich erfindſam zeigte ſich aber Maiſonrouge, um ihr die Trennung von dem Geliebten zu erleichtern, und ihr ihre Einſamkeit erträglicher zu machen. Er liebte ſie unbeſchreiblich, liebte ſie glühend, und doch vermochte er es, Alles zu Gunſten eines glücklichen Nebenbuhlers zu thun, was er nur für ſich ſelbſt zu thun hätte wünſchen können. Wohl erkennend, daß ein Wort des Ritters mehr Gewalt über ſie übe, als Alles, was er ihr zu ſagen vermöge, wurde er der Dolmetſcher ſeiner Liebesſchwüre und Empfindungen bei ihr; nie waren die Aeußerungen des Ritters ſeelenvoller und zarter geweſen, nie hatten ſie Melaniens eigenen Empfindungen ſo ſehr entſprochen, als jetzt, wo Maiſonrouge des Ritters Worte mit der Flamme ſeiner Liebe beſeelte, und Alles, was er ſich gelobt hatte, ihr nie ſelbſt zu ſagen, nun im Namen des Ritters ausſprach. Welche Prüfung aber, wenn ſie nun vor ihm ſtand, die Hand auf ſeinen Arm gelegt, ihm in den Herzenslauten der innigſten Empfindung ihre Grüße an du Menil auftrug, mit ihm redete, als rede ſie mit dem Geliebten, und ihr Auge liebeſtrahlend auf ihm ruhete, als könne er den Abglanz ihrer Blicke zu dem Entfernten hintragen! Maiſonrouge beſtand in dieſem Kampf, wo dem Sieger nur der Dornenkranz hoffnungsloſer Verläugnung zum Lohn werden konnte. Unermüdet arbeitete er dabei an der Ausſöhnung des Gouverneurs mit dem Ritter, und die Hoffnung, die er Melanien geben konnte, das Schickſal ihres Geliebten binnen Kurzem vortheilhaft verändert zu ſehen, minderte den Trübſinn, mit dem die Trennung von ihm ſie umdüſterte. Auch den Briefwechſel zwiſchen Beiden machte Maiſonrouge möglich, indem er den Ritter mit den Erforderniſſen dazu verſah, und der Ueberbringer der Briefe wurde. Du Menil ſowohl, als Melanie füllten den größten Theil ihrer Zeit mit der ihnen theuren Beſchäftigung aus, in der der Ritter aber doch mehr eine geiſtige Zerſtreuung, und einen ihm nothwendigen Zeitvertreib ſuchte und fand, als Melanie, die einzig aus jener reinen, tiefen Herzensfülle ſchrieb, die Einen Gedanken, Eine Liebe zum Inhalt des ganzen Lebens macht.

Endlich gelang es den unermüdlichen Bemühungen des Herrn v. Maiſonrouge, dem Ritter die Verzeihung des Gouverneurs und mit dieſer den Genuß der ihm vom Hofe zugeſtandenen Vergünſtigungen zu verſchaffen. Es wurde ihm geſtattet, den größten Theil des Tages in dem Zimmer des Herzogs v. Richelieu zubringen und mit dieſem bei dem Gouverneur eſſen zu dürfen. Es würde zu viel geſagt ſein, wenn man dieſer Veränderung ſeiner Lebensweiſe einen augenblicklich entſcheidenden Einfluß auf ſeine Liebe für Melanie zuſchreiben wollte; allein, daß ſie ſeine Empfindung für ſie anders nüancirte, iſt gewiß. Seit Monaten war ſie ſein einziger Umgang, und ihre Geſellſchaft, ihre Unterhaltung ihm daher unſchätzbar geweſen; doch die Bande, die ihn an die Welt und den Hof knüpften, waren nicht zerriſſen, nicht gelöſet, ſie waren nur ſchlaffer geworden in der einſamen Abgeſchiedenheit des Kerkers; der Zauber, den die Liebe eines reinen, gefühlvollen Weibes von der ſeltenſten Geiſtesbildung in der Einſamkeit über ihn zu üben vermochte, mußte machtlos werden, ſobald die Eitelkeit der Welt ihre Anſprüche an ihn wieder geltend machte. Der Herzog v. Richelieu war eine der glänzendſten Erſcheinungen des franzöſiſchen Hofes, und allgemein als der liebenswürdigſte, verführeriſchſte und verderbteſte Wüſtling deſſelben anerkannt. Seine Unterhaltung und ſeine Geſellſchaft berauſchten gewiſſermaßen du Menil, und in ſo vertraulichen Geſprächen, wie ihre beiderſeitige Lage zwiſchen ihnen herbeiführte, blieben auch die Grundſätze des Herzogs nicht ohne Einfluß auf ihn. Es wurde ihm nun bald langweilig, einförmig, ſeine Briefe an Melanie durch Herrn v. Maiſonrouge auf einem eben ſo ſichern, als einfachen Wege befördern zu laſſen; es bedurfte für ihn jetzt ſchon der pikanten

Würze des Geheimniſſes; und da er, wenn er zu dem Herzog ging, jedesmal bei der Thüre ihres Zimmers vorbeikam, fand er bald die Gelegenheit, ihr heimlich ein Billet ohne Wiſſen des Herrn v. Maiſonrouge zuzuſpielen. Melanie konnte ſich nicht verhehlen, wie unwürdig es ſei, das Vertrauen eines Freundes, wie Maiſonrouge, zu täuſchen; allein du Menil hatte zu viel Gewalt über ſie, als daß ſie ihm hier ernſten Widerſtand entgegen zu ſetzen vermocht hätte, und wenn ſie gleich anfänglich nur ſelten von dieſem neuentdeckten Wege Gebrauch machte, ſo gewöhnte ſie ſich doch bald daran. Herr v. Maiſenrouge mittelte jetzt auch für ſie eine Gelegenheit aus, den Geliebten zu ſehen, da er ihr um die Stunde, in der du Menil zum Herzog ging, in dem Gang vor ihrem Zimmer auf und ab zu wandeln verſtattete, wo ſie ihn dann ſehen, und auch, von ihren Wächtern umgeben, einige Worte mit ihm wechſeln konnte.

Man fing überhaupt an, den Gefangenen größere Freiheit zuzugeſtehen, und erlaubte ihnen, unter ſich kleine Geſellſchaften zu bilden, die gemeinſchaftlich eſſen und einen Theil des Tages bei einander zubringen durften. Auch dem Fräulein wurde angeboten, wöchentlich einige Mal bei dem Gouverneur in Geſellſchaft einiger Gefangenen zu eſſen, und an den Tagen, wo dies nicht der Fall war, dieſe dann in ihrem Zimmer bei ſich ſpeiſen zu laſſen. Der Herzog v. Richelieu wurde in dieſem Zeitpunkt aus der Baſtille entlaſſen; allein Herr v. Maiſonrouge konnte es von dem Gouverneur nicht erlangen, daß er dem Ritter den Eintritt in die Geſellſchaft vergönnt hätte, die Melanie bei ſich empfangen durfte, ſondern nur die Erlaubniß, daß er mit dem Marquis von St. Genies und dem Exminiſter, Daviſard zuſammen leben durfte. Du Menil fand in der Abwechſelung, die dieſe Einrichtung in die Einförmigkeit ſeines Lebens brachte, Entſchädigung für die Trennung von ſeiner Geliebten. Ihr hingegen, die als das einzige Frauenzimmer, das allen dieſen Männern ſeit Monaten ſichtbar geworden war, ihnen Allen als eine Göttin erſchien, der Jeder bemüht war, ſeine Huldigung darzubringen, war jede Zerſtreuung, jede Beſchäftigung peinlich; ſie fand mehr Wonne darin, einſam an den Ritter zu denken, als ihr die Unterhaltung irgend eines andern Mannes zu gewähren vermochte. Du Menil ſprach, wie alle eitlen Selbſtſüchtler, in ſeinen Briefen an ſie faſt nur von ſich, und es war ihm zur Gewohnheit geworden, ihr Alles mitzutheilen, was ſich auf ſein geliebtes Ich bezog. In dieſem Zeitpunkte erbte er von einem alten Onkel ein ziemlich beträchtliches Capital. Er ſchrieb ihr dieſe Neuigkeit, und ſprach zugleich von ſeinem Plan, es auf Leibrenten zu geben. Dieſer Gedanke paßte ſo wenig zu dem Vorſatz, ihr ſeine Hand zu reichen, daß es, bei aller Argloſigkeit ihres Herzens, doch von ihrem klaren Lebensverſtand nicht unbeachtet bleiben konnte. Dieſe Qual des erſten Zweifels, des erſten Aufſchreckens aus der ſeligen Ruhe unbedingter Hingebung in Vertrauen und Zuverſicht, iſt eine jener Qualen, die die Quellen des geiſtigen Daſeins ſelbſt vergiften, und von denen man, hat man ſie einmal empfunden, nie wieder geneſen kann. Das Leben beſchränkt uns unentfliehbar in unſern Anſprüchen an Menſchenherz und Menſchenwerth, aber was man Allen entziehen zu müſſen ſich gezwungen fühlt, vertraut man dafür in deſto tieferer Sehnſucht Einem an. Das Herz des Geliebten wird uns dann das Heiligthum, in das wir unſern Glauben an Tugend, Treue, Wahrheit und an ſittliche Willenskraft niederlegen. Die zarteſten Blüthen unſerer Empfindung, die erhabenſten Ideen unſerer Seele, ſein ſind ſie, und wer nicht noch am Spätabend ſeines Lebens, in jedem Augenblick von Himmelsweihe der Begeiſterung für das Schöne und Gute, des Geliebten ſeiner Jugend gedenkt, hat nie geliebt. Das iſt ja das unausſprechliche, das hohe Geheimniß der wahren Liebe, daß ſie uns zu einer ſo herrlichen Offenbarung des Göttlichen wird. Wer könnte Gott ganz ſo innig lieben, wie er uns die Kraft gegeben hat, ihn lieben zu können, wenn man nicht irgend einmal ein menſchliches Weſen mit allen Empfindungen, allen Gedanken ſeiner Seele geliebt hätte! —

Melanie verbarg dem Ritter ihren Schmerz nicht, allein noch ſchreckte ihn der Gedanke ihres Verluſtes, noch war er ſich des Vorſatzes, oder des Wunſches, das Band löſen zu wollen, das ihn an ſie band, nicht klar bewußt, und ſo gelang es ihm, ſie durch wiederholte Verſicherungen ſeiner Treue und der Lauterkeit ſeiner Abſichten zu beruhigen. Er gab den ihr mitgetheilten Plan zum Ankauf von Leibrenten für einen flüchtig und ganz unüberlegt hingeworfenen Gedanken aus, und wandte das ererbte Capital auch wirklich zum Ankauf eines kleinen Landgutes an.

Sie bedurfte zu ſehr des Vertrauens zu ihm, um feindlich gegen ſich ſelbſt handelnd, es ihm zu verſagen, wo er es forderte; doch von Woche zu Woche empfand ſie jetzt tiefer den Schmerz der Trennung, und klagte oft gegen Maiſonrouge bitter darüber, daß ſie gezwungen werde, den Beſuch anderer Männer anzunehmen, da man ihr doch das Glück verſage, den Ritter zu ſehen. Dieſer wandte ſich nun, da er den Gouverneur unbeweglich fand, an die Frau v. Pompadour, deren Mann zu der Tiſchgeſellſchaft des Fräuleins gehörte, damit ſie für dieſen von dem Miniſter die Vergünſtigung erbitte, beide Geſellſchaften vereinen zu dürfen, und es wurde bewilligt, daß der Ritter mit dem Herrn v. St. Genies und Daviſard gleichfalls des Mittags bei dem Gouverneur eſſen, und den Abend mit den andern Verhafteten nach ihrem eigenen Wunſch zubringen dürfe.

Melanie ahnete hiervon nichts, und ganz unerwartet ward ihr das Glück, den Ritter eines Tages bei ſich eintreten zu ſehen. — Ihm folgte Herr v. St. Genies, um ſich von ihr die Erlaubniß zu erbitten, künftig des Abends gleich den Herren v.

Pompadour und Boisdavis bei ihr Thee trinken zu dürfen.

Das Glück verſchönerte Melanie. Nie hatte ihr Auge heller geſtrahlt, nie war der Ausdruck ihrer geiſtreichen Züge beſeelter, nie ihr Witz glänzender, nie der Ton ihrer Stimme einſchmeichelnder geweſen, als an dieſem Abend, wo das Wiederſehen des Geliebten ſie in ein reineres, höheres Lebenselement empor zu tragen ſchien. Herr v. Maiſenrouge war dieſen Tag abweſend, und trat erſt ſpät am Abend in das Zimmer des Fräuleins, ohne zu wiſſen, daß den Gefangenen die Gunſt ſchon gewährt war, die er für ſie zu erwirken ſich bemüht hatte. Der Anblick des Ritters traf ihn wie ein ſengender Blitzſtrahl; ſo ſchmerzenreich auch die Rolle des Vertrauten für ihn geweſen ſein mochte, ſo verdankte er ihr doch den Troſt, Melanien täglich neue Beweiſe ſeiner Treue und ſeiner Liebe geben zu können; aus ſeiner Hand empfing ſie gewiſſermaßen jede Freude, jede Wonne dieſer Liebe, und das ſtille Selbſtbewußtſein der uneigennützigſten Aufopferung für die Geliebte kräftigte ſeine Seele. Nun aber bedurfte ſie ſeiner nicht mehr, und er hatte nichts mehr von ihr zu hoffen, als den Dank für ehemals geleiſtete, jetzt unnütz gewordene Dienſte. Freilich war es ſein Werk, daß Frau v. Pompadour den Gefangenen dieſe Gunſt erbeten hatte; allein eine ſo ſchnelle Gewährung ihrer Bitte hatte er nicht erwartet, und ſie traf ihn unvorbereitet. Unbeweglich blieb er am Eingange des Zimmers ſtehen, als er Melanie ſtrahlend von Liebe und Glück erblickte, mit der der Ritter eben leiſe und zärtlich ſprach. — Ihm war, als löſe ſich ſein Daſein von dem ihrigen ab, um in eine öde, hoffnungsloſe Tiefe zu verſinken. Sie ſtand auf und eilte ihm froh und dankbar entgegen; allein trotz der eiſernen Kraft, mit der er die Schläge ſeines Herzens zu zügeln wußte, vermochte er doch für dieſe Prüfungsſtunde keine ruhige Haltung zu erzwingen, und nur durch peinvolle Anſtrengung gelang es ihm, einige Worte zu finden, mit denen er ihr und den Herren Glück wünſchte. Der heitere Frohſinn, der die Anweſenden beſeelte, verletzte ihn wie der bitterſte Hohn, mit dem man ſein todwundes Herz vollends zu vergiften ſuche.

Eine Viertelſtunde lang ſuchte er die Verzweiflung niederzukämpfen, die ſich ſeiner bemächtigt hatte, doch er fühlte immer tiefer, daß er an der Grenze ſeiner Kraft ſtehe, und verließ unter einem Vorwand die Geſellſchaft. Jetzt erſt, in der Einſamkeit ſeines Zimmers, im Kampfe mit der furchtbar aufgereizten Macht der Leidenſchaft, erkannte er, wie ſein Herz, ſein Glück und ſein Leben hoffnungslos an die Allmacht ſeiner Liebe verfallen waren, doch war er edel und groß genug, um ſeine Seele in der Herrſchaft über That und Willen bewährt zu finden.

Am Morgen ging er zu Melanie. Sie erſchrak, als ſie ihn ſah, vor ſeiner Bläſſe und vor der ſchmerzlichen Ergebung, die ſich in ſeinem Blick und in ſeinen Zügen ausſprach, und von der man es ahnete, ſie könne nur da erkämpft werden, wo der Menſch jeder Hoffnung auf irdiſches Glück entſagt habe. „Sie ſind jetzt glücklich, meine Freundin,“ ſagte er ihr; „der Mann Ihrer Liebe und Ihrer Wahl iſt Ihnen wieder gegeben; bald werden ſich dieſe Pforten für Sie öffnen, und Sie Beide, in die Welt zurückkehrend, jedes Hinderniß Ihrer Verbindung beſeitigt ſehen. Gott iſt mein Zeuge, daß ich willig geweſen bin, Ihnen dies Glück um jeden Preis zu erkaufen, und noch kein Opfer zu groß und zu ſchwer finden würde, um es Ihnen nicht freudig zu bringen; allein ein Zeuge deſſelben vermag ich nicht zu ſein. Bis jetzt ſah ich in dem Ritter nur Ihr zweites Ich, und Alles, was ich für ihn that, that ich auch für Sie. — Jetzt aber iſt es Pflicht, ſtill in mich zurückzukehren, und mich Ihnen nur dann zu nahen, wenn ich Ihnen nützlich zu werden vermag.“

Melaniens Thränen floſſen, allein ſie fühlte, wie grauſam es ſein würde, ihre Macht über ihn zur Bekämpfung ſeines Entſchluſſes anzuwenden, und ſuchte nur ihn zu überzeugen, mit welcher Verehrung und welcher Zuneigung ſie dem ſcheidenden Freund nachſehen und ſeiner ewig, ewig eingedenk bleiben werde. Von dieſem Tage an ſahen ſie ſich nur, wenn er ihr irgend eine ſie betreffende Nachricht mitzutheilen hatte; allein wie ein unſichtbarer Schutzgeiſt fuhr er fort, für ſie und für die Verſchönerung ihres Lebens zu ſorgen.

Das geſellſchaftliche Leben der Gefangenen geſtaltete ſich jetzt ſo angenehm, wie dies nur irgend in einem Gefängniſſe der Fall ſein kann. Des Morgens beſchäftigte ſich Jeder von ihnen in ſeinem Zimmer, wo ihnen Bücher und Schreibzeug zu Gebote ſtanden; zum Mittag verſammelte man ſich bei dem Gouverneur, um bei ihm zu eſſen, und nach Tiſche L'hombre oder Schach zu ſpielen. Um 6 Uhr verließ Melanie die Geſellſchaft, der Ritter führte ſie nach ihrem Zimmer zurück und blieb bei ihr, wo ſich dann nach und nach die Uebrigen einfanden, und wo bis zur Abendtafel bei dem Gouverneur die Zeit verplaudert wurde. Dazu durften ſie ſämmtlich hoffen, binnen Kurzem frei zu werden, und dieſe Hoffnung gab ihnen heitern Sinn. Melanie allein empfand keinen Wunſch, keine Sehnſucht nach Freiheit. Der Kerker war ihre Welt geworden, und nichts von Allem, was jenſeits ſeiner Begrenzung lag, hatte noch Macht ſie zu reizen. Früher war ſie nie glücklich geweſen; in der Baſtille erſt hatte ſie Glück empfinden, Glück begreifen gelernt. Sie liebte, ſie war geliebt! Ungezwungen durfte ſie ſich der Unterhaltung und des Anblicks des Geliebten erfreuen, und nie verließ ſie die Furcht, daß die Welt ſtörend zwiſchen ihn und ſie treten und ihr Glück mindern werde, eben weil ſie dieſes nicht zu erhöhen vermochte.

Der Regent wünſchte ſich in den Augen der Nation von dem Verdacht zu reinigen, daß er ſo viele, und unter dieſen ſo anſehnliche Perſonen, als den Herzog und die Herzogin du Maine, ohne hinreichenden Grund mit ſo vieler Strenge behandelt habe. Alle bisher gemachten Entdeckungen mußten ihn überzeugen, daß die ſogenannten Verſchwörer nichts Strafwürdiges gegen den König und den Staat, ja eigentlich nicht einmal gegen ihn, den Regenten, bezweckt hatten, da alle Unterſuchungen ergaben, daß es nur darauf abgeſehen geweſen war, den legitimirten Prinzen die Rechte wieder zu gewinnen, die ihnen Ludwig XIV. in ſeinem Teſtament zugeſprochen und der Regent entzogen hatte. Es wurden unter der Hand Unterhandlungen mit der Herzogin du Maine angeknüpft, und ihr für ſich und alle ihre Anhänger Freiheit zugeſichert, wenn ſie nur bekennen wolle, was etwa zu bekennen war, nämlich die Verbindungen, die ſie mit der Krone Spanien, zur Erreichung jenes Endzwecks, anzuknüpfen verſucht hatte. Man wollte ſich, wo man kein Recht zu ſtrafen auszumitteln vermocht, doch gern den Schein der Begnadigung geben. Allein die Herzogin benahm ſich mit eben ſo viel Würde als Edelmuth; trotz Alles deſſen, was ſie gelitten hatte, trotz der glänzendſten Verſprechungen entſchloß ſie ſich erſt dann zu dem von ihr geforderten Geſtändniß, als man ſie zu überzeugen gewußt hatte, daß ſie allen ihren Anhängern dadurch nützen, und keinem von ihnen ſchaden werde.

So aufrichtig aber auch das Geſtändniß der Herzogin war, ſo zweifelte man doch an der Vollſtändigkeit deſſelben, eben weil es ſo wenig Schuld offenbarte; und da Melanie ihre Vertraute geweſen war, aus deren Hand ſie alle aus Spanien gekommene Briefe erhalten hatte, glaubte man von dieſer noch genauere Auskunft erpreſſen zu können, und ließ ihr die Wahl, Alles zu geſtehen, was man zu erfahren wünſchte, oder zeitlebens in der Baſtille zu bleiben. Es war ihr unbekannt, was die Herzogin geſtanden, was ſie verſchwiegen haben könne, und um ihre Gebieterin keiner etwanigen Gefahr auszuſetzen, beharrte ſie in der Treue, mit der ſie bis jetzt jedes Wiſſen um die Plane derſelben abgeläugnet hatte, und beantwortete jene Drohung ſcherzend mit der Aeußerung, daß eine lebenslängliche Gefangenſchaft in der Baſtille noch eben keine ganz üble Verſorgung für ein armes Mädchen, wie ſie, ſei.

Die Zuverſicht zu der Feſtigkeit ihres Charakters war aber bei ihren Richtern ſo groß, daß dieſe es für unnöthig hielten, ſie öfter zu verhören, weil man überzeugt war, daß ſie doch nichts geſtehen werde.

Einige Tage ſpäter wurde die Herzogin ihrer Haft entlaſſen, und faſt Alle wegen dieſer Sache Verhafteten erhielten ihre Freiheit wieder. Unter ihnen war auch der Ritter. Melanie konnte es mit Recht hart finden, daß ſie allein verurtheilt wurde, in der Baſtille zurückzubleiben; allein jede Rückſicht auf ihr perſönliches Schickſal ging ihr in dem Gefühl der Trennung von dem Ritter unter. Dieſer empfand nur Freude bei dem Gedanken, die Baſtille verlaſſen zu ſollen, und vermochte es kaum, ſo viel Betrübniß, als der Anſtand forderte, bei dieſer Trennung von ihr zu zeigen. Der Schleier der ſeligen Täuſchung, den bis zu dieſem Prüfungsaugenblicke Liebe und Vertrauen um Melanie gewebt hatte, zerriß. Sie fühlte, es war nicht Trennung, was ihr bevorſtand, es war Verluſt, Verluſt des Mannes, deſſen Liebe ihr zu ihrem Glücke ſo unentbehrlich wie die Luft zum Athmen geworden war, und der nun zeigte, daß ſie ihm nichts, durchaus nichts galt, ſobald es darauf ankam, für ſie eitle Freude einzutauſchen.

Er war ſo mit ſich beſchäftigt, ſo ungetrübt glücklich, daß er, ohne ihre Stimmung zu beachten, nur von ſich mit ihr redete, und ſie allein zurückließ, ohne ein Wort des Troſtes und der Theilnahme für ſie zu haben. Wie vernichtet blieb ſie zurück, es war ihr unmöglich, Thränen zu vergießen, eine dumpfe Bewußtloſigkeit, durch die nur zuweilen zuckende Blitze herzzerreißenden Schmerzgefühls fuhren, drückte ſie beklommen nieder. Ihr war, als vermöge ihr Auge, gewohnt ihn zu ſehen, nun nichts mehr zu ſehen, als könne ſie nicht mehr reden, da er ſie nicht mehr anhöre, als habe ſie ſelbſt die Fähigkeit zu denken verloren. —

Mechaniſch folgte ſie, als man kam, ſie zum Mittagseſſen abzuholen; der Gouverneur ſpeiſete an dieſem Tage auswärts; ſie war allein mit Maiſonrouge und mit St. Genie, den man auch noch gefangen zurückbehalten hatte. Mit der allerinnigſten Theilnahme ruhten Maiſonrouge's Blicke auf ſeiner Freundin. — Er litt mit ihr, ohne doch den eigentlichen Grund ihrer Verzweiflung zu ahnen, und rang mit ſich, um den Muth zu finden, ihr zu ſagen, was er genöthigt war, ihr ankündigen zu müſſen. Nach Tiſche begleitete er ſie nach ihrem Zimmer, um ſie auf die Nachricht vorzubereiten, daß der

Befehl gegeben worden ſei, ſie ſtrenger denn je einzuſchließen, und ihr durchaus keinen Umgang zu verſtatten. Ihr galt aber dieſe Verfügung für eine Wohlthat, da ſie ſich der qualvollen Nothwendigkeit entbunden fand, Menſchen zu ſehen, die nicht Er waren, und ihnen ihren Gram zu verhehlen, damit man nicht im Wahn über ſeinen Grund, ihn irrig einem Mangel an Seelenſtärke zur Ertragung ihres äußern Schickſals zuſchreibe. Sie fürchtete, wie faſt alle Menſchen, weit mehr in Verdacht von Schwächen und Fehlern zu kommen, die ſie nicht beſaß, als die zu verrathen, die ihr wirklich eigen waren. Auch der Gouverneur bewies ihr ſeine Theilnahme an der Erſchwerung ihrer Haft, und die kalte Gleichgültigkeit, die ſie bei dieſem Wechſel ihrer Lage bewies, gewann ihr ſeine Bewunderung, da er ſie für einen Beweis ſeltener Charakterfeſtigkeit hielt. Ach, weſſen Herz gebrochen iſt, wie Melaniens Herz, über den haben die Ereigniſſe des äußern Schickſals jede Gewalt verloren. Die Liebe kennt nur Ein Unglück, wie Ein Glück.

Maiſonrouge brachte jetzt, da er ſeine Freundin jedes andern Umgangs beraubt ſah, wieder alle Stunden, die er ſeinen Geſchäften abmüßigen konnte, bei ihr zu. Nur zu bald entdeckte er, daß ihre anſcheinende Ruhe Kälte der Verzweiflung war, und wie ſanft und liebend ſuchte er nun dieſem zerriſſenen Herzen Troſt zu bereiten! Wie wußte er Alles zu errathen, was ihrer Seele wohlzuthun, ihre Trauer zu mildern vermochte! Jedes ſeiner Worte, jeder Blick, jeder Gedanke war Liebe, ſorgende, tröſtende Liebe, und dabei nie eine Frage, nie eine Aeußerung, die verletzen konnte, nie eine Hindeutung auf ſein Schickſal, nie ein Anſpruch auf Anerkennung und Vergeltung! — Der Ritter dagegen ließ mehrere Tage vergehen, ehe er ihr ſchrieb, und der Ton, in dem dies dann geſchah, ätzte ihrem Herzen alle ſeine Schmerzen noch tiefer und giftiger ein. Dies Herz war noch leichtgläubig, aber ihr Geiſt konnte es nicht mehr ſein; ſie fühlte ſich gezwungen, über das Betragen des Ritters nachzudenken, und ach! nicht blos die Hoffnungen der Zukunft, auch das Glück der Vergangenheit löſete ſich für ſie in nichtige Täuſchung auf. Konnte der Mann ſie je wahrhaft geliebt haben, deſſen Liebe bei dem erſten Athemzuge in freier Luft verflatterte? Feſter aber noch, als an das irdiſche Daſein iſt das Herz durch eine heilige, dunkele Naturkraft an den Glauden an Treue gebunden, und wie wir uns unwillkürlich ſträuben, vom Leben zu ſcheiden, ſo bietet das Herz auch alle ſeine Kraft auf, ſich den Glauben an den Geliebten zu erhalten. Auch Melanie konnte, trotz der Kälte, trotz der Herzloſigkeit des Ritters, ſich nicht von ihm losreißen, ſie litt unſäglich, aber ſie empfand noch immer, daß ſie ganz ſein, und ihr Daſein ſo verwebt in dieſe Liebe war, daß Seele, Geiſt, Herz, Alles, Alles in ihr Eins geworden war mit ihr. Der Ritter wurde auf unbeſtimmte Zeit aus Paris verbannt, und dies war ein neues Unglück für Melanie, da es den Briefwechſel zwiſchen ihnen unmöglich machte, der der Poſt nicht anvertraut werden konnte. Maiſonrouge fühlte, wie ſchmerzlich ſie das Außenbleiben aller Nachrichten von dem Geliebten treffen müſſe, und erbot ſich daher, wöchentlich an den Ritter ſchreiben, und ihr ſowohl ſeine Briefe, als die Antworten, die er erhalten würde, mittheilen zu wollen. Dies Erbieten verdiente um ſo mehr Dank, weil der Schein einiger Verbindung mit dem Ritter, den es ihm geben mußte, hinreichte, ihn dem Hofe verdächtig zu machen. — Doch, was galt ihm Glück und Hofgunſt, wenn es darauf ankam, Melanie tröſtend zu erfreuen

Dieſe Verbannung des Ritters dauerte vier Monate, in welchem Zeitraume die Herzogin du Maine ſich immer noch vergeblich bemühte, Melaniens Befreiung zu bewirken. Die Scheu vor einem Mann wie Maiſonrouge wortbrüchig und unwürdig zu erſcheinen, hatte den Ritter vermocht, in den Ausdrücken ſeiner Briefe an ihn die Form des zwiſchen Melanie und ihm beſtehenden Verhältniſſes zu ehren, und es ihm auch wiederum erleichtert mit Worten und hohlen Redensarten ausreichen zu können, da Melanie die Abgemeſſenheit ſeiner Ausdrücke theils für Klugheit, theils für Folge eines Zartgefühls nehmen konnte, das ſich ſcheuete, Maiſonrouge zum Vertrauten ſeiner Empfindungen zu wählen.

Jetzt aber nach ſeiner Rückkehr kam er zu Herrn v. Maiſonrouge, und brachte ihm einen Brief für Melanie, der ſie von Neuem qualvollem Schmerz preis gab. Maiſonrouge liebte ſelbſt zu wahr, als daß ihm in dieſer Unterredung der Kaltſinn des Ritters hätte entgehen können; er litt für Melanie und mit ihr, doch noch immer kannte ſie das Herz des edlen Mannes ſo wenig, daß ſie ſogar in ſeiner Trauer, in dem verhaltenen Unmuth, mit dem er von dem Ritter ſprach, nur eine Bürgſchaft für dieſen ſah. Der Brief des Ritters war nicht kalt, nicht unfreundlich; kein Wort deſſelben berechtigte ſie, ihn eines Treubruchs, einer Zurücknahme ſeines Verſprechens anzuklagen, keins konnte ihr den Muth geben, den Todespfeil ſelbſt in ihr Herz zu drücken, indem ſie das Wort der Trennung ausſprach; allein ſie fand in dieſem Briefe, dem erſten, den ſie nach vier Monaten von ihm erhielt, auch nicht eines jener Worte, die vom Herzen zum Herzen gehen, und die Liebe des geliebten Weſens ſo himmliſch beglückend verbürgen. Sie mußte es fühlen, ſie war nicht mehr geliebt, allein ſie ſträubte ſich mit aller Kraft ihres Herzens und ihres Lebens gegen dieſe furchtbare Ueberzeugung, und fand, wie ſchon geſagt, in der ernſten Trauer ihres edlen Freundes die Bürgſchaft für den Geliebten. Wie könnte er ſo ernſt, ſo trübe ſein, fragte ſie ſich ſelbſt, wenn er ſeinen Nebenbuhler untreu glaubte? Würde ihn dies nicht zu neuen Hoffnungen beſeelen? Muß ihm der Ritter nicht mehr Liebe für mich gezeigt haben, als dieſer Brief verräth?

Zu ſtolz und zu zärtlich, um dem Ritter ihre Trauer und ihre Beſorgniß zu verrathen, beantwortete ſie ſeinen Brief, und ihr Briefwechſel ging wieder regelmäßig fort, allein er wurde mehr und mehr für ſie eine Quelle der ſchmerzlichſten Herzensqual. Endlich ſchlug auch für Melanie die Befreiungsſtunde. Sie hatte ihrer Fürſtin die großſinnigſten Beweiſe von Treue und Anhänglichkeit gegeben, und in ihrer Gefangenſchaft und in ihren Verhören eine ſeltene Würde des Charakters bewährt; ſie konnte gewiß ſein, daß die öffentliche Meinung ſie in den Anſprüchen unterſtützen werde, die ſie ſich an die Dankbarkeit der Herzogin erworben hatte. — Von ihren Freunden war ſie, wie ſie wußte, nicht vergeſſen, da ſie von ihnen während ihrer Gefangenſchaft unausgeſetzt jeden nur möglichen Beweis ihrer Theilnahme erhalten hatte; die Welt, in die ſie wieder eintreten ſollte, war die Heimath ihres Geliebten; und doch als Herr v. Maiſonrouge zu ihr eintrat, und ihr, mit einer rührenden Miſchung von Freude und Trauer in Blick und Zügen, den Siegelbrief überreichte, der ihre Freilaſſung enthielt, war keineswegs Freude die vorherrſchende Empfindung ihrer Seele. „Sie ſind frei," ſagte er ihr, „ich habe dieſen Augenblick für Sie ſehnlichſt herbeigewünſcht, und Alles, was ich vermochte, gethan, um ihn zu beſchleunigen; allein ich verliere mit Ihnen Alles, was meinem Daſein Reiz zu geben vermochte, und vermag jetzt nicht zu begreifen, wie ich werde leben können, ohne Sie zu ſehen.“

Weinend ſank ſie an ſeine Bruſt; zum erſten Mal drückte er ſie an ſein Herz und ſeine Lippen auf die ihrigen. Jetzt erſt, im Augenblick der Trennung, erkannte ſie ganz, was ſie ihm galt, und was er für ſie gethan hatte. Er allein, mußte ſie ſich geſtehen, verſtand zu lieben, wie ihr Herz ſich geliebt zu fühlen wünſchte; er allein, und mit Verzweiflung fühlte ſie, wie wenig der Ritter ihm gleiche.

Zugleich mit ihrer Freiheit erhielt ſie den Befehl, nach Sceaux zu gehen, wohin die Herzogin verwieſen war. Sie wurde von dieſer gnädig aufgenommen, allein ſchwerer denn je laſteten jetzt die Feſſeln der Fürſtengunſt bei ihr auf Geiſt und Herz, und mit ſchmerzlicher Wehmuth ſehnte ſie ſich oft nach der Freiheit der Baſtille zurück. Gleich am zweiten Tage, nachdem ſie dieſe verlaſſen hatte, erhielt ſie einen Brief von Maiſonrouge. Er hatte ihre Freiheit gewünſcht und hätte ohne Schwanken ſeine eigne hingeopfert, um ſie ihr zu erkaufen; er hatte die Kraft beſeſſen, alle Qualen hoffnungsloſer Liebe ſchweigend zu ertragen, er konnte für ſie Alles dulden, Alles thun, doch den Schmerz der Trennung von ihr vermochte er nicht zu beſiegen. Es war, als ob ſein ganzes Leben ſich in der Erinnerung an Melanie gewaltſam zuſammendränge, als ob dieſe alle ſeine Gedanken in ſich verſchlinge und jede andere Empfindung des Daſeins in ihm hemme. Sein Amt rief ihn zur Thätigkeit auf; allein trotz aller Herrſchaft über ſich, die er in einem reinen Leben voll makelloſer Pflichttreue erworben hatte, fühlte er ſich, ſobald er durch gewaltſame Sammlung ſich andern Gedanken zuzuwenden ſtrebte, durch ihr Bild zerſtreut, und ein Hauch, ein Nichts reichte dann hin, ihn gegen die lebenzerſtörende Gewalt ſeiner Leidenſchaft widerſtandlos zu machen.

Eine Liebe wie die ſeinige trägt ihre Rechtfertigung in ſich, wenn ihre Macht dem irdiſchen Leben Gefahr bringt; ſie iſt die Flamme, in die Pſyche ſich liebend ſtürzt, und die irdiſch verzehrend, himmliſch verklärt.

Die ſtille, klagloſe, aber unüberwindliche Schwermuth, die ſich in ſeinen Briefen ausſprach, dieſe bis zum Grabe ſtumme Treue, konnte Melaniens Herz nicht ungerührt laſſen; doch vor Einem Gefühl in ihrer Seele verbleichte jedes andere, und das war ihre Liebe zu dem Ritter. Sie erbat ſich von ihrer Gebieterin die Erlaubniß, auf einige Tage nach Paris gehen zu dürfen, und kaum war ſie dort angekommen, als ſie durch ein Billet den Ritter zu ſich beſchied. In der Baſtille, wo er viele Monate lang kein anderes Frauenzimmer geſehen hatte, als ſie, hatte er ſie reizend, hübſch, ja zuletzt ſogar ſchön gefunden; jetzt aber, wo ſie ernſt, düſter, mit vor Gram erbleichten Wangen, des erſten, friſchen Jugendglanzes beraubt, vor ihm ſtand, fand er es unbegreiflich, wie er ſie je habe hübſch finden können, und da die kalte Verlegenheit, mit der er ſie grüßte, ihren Geiſt lähmte (es iſt unmöglich, ſich liebenswürdig zu zeigen, wenn man ſich nicht mehr geliebt, nicht mehr mit günſtigen Augen betrachtet glaubt) und ſie zu betrübt war, um in dieſer Stunde geiſtreich ſein zu können, ſo glaubte er, ſich auch über ihren Witz, ihre glänzende Unterhaltungsgabe, ihre Kenntniſſe, und über alle edle Eigenſchaften ihrer Seele eben ſo getäuſcht zu haben, wie über ihre Reize. Er redete mit ihr von der Zerrüttung ſeiner Vermögensumſtände, die ihn nöthige, ſeine Güter zu verkaufen, und die ihm nach Befriedigung ſeiner Gläubiger übrig bleibende Summe auf Leibrenten zu geben, um nur einigermaßen mit Anſtand in der Welt leben zu können. Der Schleier der Täuſchung, den ſein bisheriges Betragen allmählig immer dünner gelichtet hatte, ſank jetzt völlig; den Tod im Herzen fragte ſie ihn: ob und wie er denn noch ihr Schickſal in die Berechnung ſeiner Zukunft mit aufnehme? „Gewiß," antwortete er ihr, „ſei es noch ſein Wunſch, ſie für immer die ſeine zu nennen; allein ehe er an eine Verbindung denken könne, müſſe er erſt mit ſeinen Gläubigern auf's Reine ſein, und überdies ſehe er ſich auch gezwungen, eine Reiſe in die Schweiz zu machen, um eine ſeiner älteſten und vertrauteſten Freundinnen, die Gemahlin des dortigen franzöſiſchen Geſandten, die Marquiſe d'Avaray, zu beſuchen." — „Genug," unterbrach ihn Melanie aufſtehend; „wir ſind geſchieden," wollte ſie noch hinzuſetzen, allein das Wort verſagte ſich dem brechenden Herzen; ſie warf einen unausſprechlichen Blick auf ihn; es ſchien ihr mehr als Tod, ihn nie wieder ſehen zu ſollen. „Ich erwarte Sie morgen Abend," ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, „um klar auszuſprechen, was zwiſchen uns ausgeſprochen werden muß." Er gab ſein Wort darauf, daß er kommen werde, und ſie entfernte ſich eilig, weil ſie ihm nicht verrathen wollte, wie elend er ſie gemacht hatte.

Alle ihre Pariſer Freunde nahmen ſie mit Entzücken auf; allein der Schmerz hatte ſich ihrer Seele ſo bemächtigt, daß ſie nur mechaniſch zu reden und ſich zu bewegen vermochte, und durchaus unfähig war, noch irgend einen Eindruck, der nicht Schmerz war, in ſich aufzunehmen. Am Abend dieſes Tages fuhr ſie in die Baſtille, um Herrn von Maiſonrouge zu beſuchen. Sie fand ihn krank, allein ſtatt das edelſte, treueſte Herz tröſtend zu ermuthigen, ſprach ſie ihm ohne alle Rückſicht auf ihn aus, wie grenzenlos unglücklich ſie war, und verrieth ihm den ganzen ungeheuern Schmerz, von dem ſie ſich regungslos wie eiſern eingeklemmt fühlte. Sein eigenes Unglück hatte den edeln Mann gebeugt; das ihrige war der Sturm, der ihn umwarf.

Sie brachte die Nacht, die dieſem Tage folgte, in furchtbarem Kampfe hin; es dünkte ſie, als werde ſie nicht bis zu der Erſcheinung des Ritters leben können. Bald war ſie entſchloſſen, ſich mit ruhiger Würde von ihm zu trennen, aber dann ſiegte wieder das dem Herzen ſo unauslöſchlich tief eingedrückte Bedürfniß des Glückes; ſie wollte ihm ihre Liebe, ihren Schmerz noch einmal unverholen zeigen. Ihr war, als müſſe ihr die Stärke dieſer Empfindungen eine Gewalt der Ueberredung geben, die ihr jedes menſchliche Herz zu gewinnen vermögen müſſe. Die Freundin, bei der ſie in Paris wohnte, Frau von Real, fuhr am Abend in die Oper; ſie blieb allein zurück, um den Ritter zu erwarten. Man muß ſolche Stunden der Erwartung verlebt haben, wie Melanie an dieſem Tage erlebte, um die Seelenfolter beurtheilen zu können, zu der ſie uns verdammen. Jede Minute eine Ewigkeit, und doch ſo furchtbar ſchnell verſchwindend, und mit jeder entflohenen Minderung der Gewißheit, den Erwarteten in der nächſten eintreten zu ſehen. Bis tief in die Nacht hinein harrte ſie des Ritters vergeblich. Seine Untreue war jetzt entſchieden; ja ſelbſt die Schonung, die Menſchlichkeit ihm zur Pflicht machte, hatte er nicht einmal beobachtet, und was ihre Verzweifelung vollends ſteigerte, war, daß dieſe Ueberzeugung nicht hinreichte, in ihrem Herzen die Liebe für ihn zu entwurzeln.

Der Eindruck dieſer grauſamen Stunden verlöſchte in ihrem Gedächtniſſe Alles, was ſie vor ihrer Bekanntſchaft mit dem Ritter erlebt hatte, und nicht blos die Vergangenheit, ſelbſt die Zukunft wurde durch ſie vernichtet, da ſie ihr auf immer die Empfänglichkeit für Freude, das Vertrauen auf Menſchenherz, die Hoffnung ſchöner Tage raubten.

Sie ſchrieb noch einmal an ihn, um ihm ein offenes Geſtändniß ſeiner veränderten Geſinnungen abzufordern; er wich in ſeiner Antwort dieſem aus, allein er ſandte ihr eine Entſagung aller ſeiner Anſprüche an ſie, die noch mehr ſagte, als ſie geſagt haben wollte.

Nur einen Menſchen gab es für ſie auf der Welt, dem ſie ihren Kummer vertrauen und es ihm ausſprechen konnte, wie unausſprechlich ſie geliebt hatte, und wie unglücklich ſie ſich fühlte; und dieſer Vertraute war Maiſonrouge. Sie ahnete nicht die Grauſamkeit der Selbſtſucht, mit der ſie Erleichterung darin ſuchte, ihm jede Regung des leidenſchaftlich empörten und kämpfenden Herzens zu vertrauen und ihn in jedem Geſpräche, ſo wie in allen ihren Briefen, nur von dem Ritter zu unterhalten, und ihm in Flammenworten die verzehrende Gewalt ihrer Liebe und ihres Grams, über Herz, Seele und Leben auszuſprechen. Keiner verſtand ſie, wie er ſie verſtand, er, der ſie mit aller Kraft ſeiner edeln Seele ſo innig liebte, daß ihr Schickſal das ſeinige geworden war. Vielleicht hätte ihn die Gewißheit ihres Glückes mit ihrem Verluſt verſöhnt; vielleicht hätte er die unbeſiegbare Qual des eigenen Herzens muthig zu dulden vermocht, allein ihr Gram, ihre Verzweifelung wurden ihm zu mächtig, und ſein Leben wurde der Kaufpreis der Verläugnung, die er übte, um ihr Tröſter ſein zu können.

Erſt als ſie erfuhr, daß er krank und dem Tode nahe ſei, erkannte ſie, daß er als das Opfer ſeiner Liebe für ſie falle. Sie eilte zu ihm, ſie bot ihm ihre Hand an, ſie beſchwor ihn, für ſie zu leben; allein nur auf ſeine Sterbeſtunde fiel dieſer Strahl der Anerkennung und Würdigung ſeiner Liebe. Und wohl ihm, daß es ihm vergönnt ward, im Vollgefühl der eigenen Liebe hinweg zu ſcheiden aus dem Lande der Vergänglichkeit. Der Traum der Liebe, den wir auf der Erde träumen, iſt doch nur die hienieden unerfüllbare Ahnung einer Seligkeit, die uns erſt jenſeits zu Theil werden kann. Welches Glück darf denn das Herz von ſeiner tiefſten, heiligſten Empfindung hoffen, da dieſe durch nichts vor dem Schickſal geſchützt werden kann, durch Zufall und Beſitz entwürdigt, durch die Zeit abgemattet zu werden? Was bedeutet im Lande der Sterblichkeit und der Täuſchung das Gelübde ewiger Liebe? Nur die Empfindung des gegenwärtigen Augenblicks, und nie die des nächſten läßt ſich verbürgen, und welche Liebenden würden in den Augenblicken ihres ſchönſten Glückes nicht vor ſich ſelbſt erröthen und ſich ſelbſt fürchten, könnten ſie errathen, wie ſie nach Stunden, Tagen, Jahren gegen einander geſinnt ſein werden?

Die Liebe hat auf Erden keine Heimath, da es für ſie hienieden in der Wonne zu lieben und geliebt zu werden keine Sicherheit des Beſitzes für die Ewigkeit gibt. Ein Bund, den die Abweſenheit lockern, der Tod löſen, die Untreue entweihen kann, darf nicht Liebe genannt werden; ahnen können wir hienieden, was Liebe iſt, was Liebe bedeutet; doch die Erfüllung ihrer Ahnungen wird uns nur jenſeits zu Theil. Wohl ihm, daß er hinweg ſchied.

Melanie trauerte um ihren Freund wahrer und tiefer, als ſie während ſeines Lebens ſeinen Werth und ſeine Liebe zu erkennen vermocht hatte. Aller Gegenſtände ihrer Zuneigung beraubt, ſank ſie in eine Art von Vernichtung, ärger als der Tod ſelbſt; das Leben blieb ihr eine Bürde, die Welt ein Kerker.

Glück, Freiheit, Liebe, in den düſtern Mauern der Baſtille, hatte ſie ſie nur kennen und empfinden lernen, um ganz zu empfinden, wie arm das Leben ohne ſie iſt, und welch ein trauriges Räthſel es für die Aufgabe unſeres Erdenlebens iſt, daß wir an Geiſt und Gemüth erſtorben, doch nach dem Mechanismus des äußern Lebensgetriebes Jahre, lange Jahre hindurch verfallen und ihm unterthan bleiben müſſen.

Erinnerung

aus dem Leben des ſchwediſchen Grafen

Silverſkiöld.

Es war gegen Abend, als wir uns dem düſtern Fahlun naͤherten. Dies Städtchen liegt an einem kleinen, ſich in den Runn ergießenden Strom, in einer öden Gegend, umgeben von ungeheuern Trümmerhaufen ausgebrannter Schlacken und eingehüllt von dunkeln Dampfwolken, in denen die Abendlichter und die Abendröthe wunderbar gefärbte Geſtalten bildeten. Der Kupferrauch, der das Holz, aus dem die Häuſer des Städtchens erbaut ſind, unverweslich und eiſenhart macht, färbt es aber auch dunkel, macht das Eiſen roſtig und das Fenſterglas trübe. Bei ſtillem Wetter, oder wenn der Wind von den Gruben her über die Stadt weht, liegt ſie in ihren finſtern, übelriechenden Dampfwolken ſo verhüllt da, daß man nicht zehn Schritte vor ſich ſehen kann. Ueber Kohlenhügel, durch glimmende Haufen Erz und zwiſchen knirrenden und knarrenden Maſchinen hin fuhren wir in die Stadt ein und erhielten nur mit Mühe in dem ſchmutzigen Gäſtgifvaragård ein Nachtlager und ein ärmliches Abendeſſen.

Ich durchreiſete Schweden, um durch den Wechſel der Gegenſtände die finſtere Schwermuth zu zerſtreuen, die auf mir laſtete und die friſche Jugendkraft meiner Seele lähmte. Seit meiner Kindheit war mir die Tochter meines Oheims, des Grafen L—d, zur Gattin beſtimmt. Yaminta war das lieblichſte Kind, das ich je geſehen habe; ein wahres Engelsköpfchen, umwallt von einer reichen Fülle der ſchönſten blonden Locken, und ſo reizend in Muthwillen und Schalkheit, ſo unwiderſtehlich in Bitte und Schmeichelei, ſo herzgewinnend in Güte und Liebebedürftigkeit, daß ſie der Abgott der ganzen Familie war. Ich war achtzehn, ſie zwölf Jahre alt, als ich Schweden verließ, um in Straßburg zu ſtudiren und dann eine Reiſe durch Frankreich, England und Italien zu machen; dieſe Trennung betrübte uns tief; wir waren uns ſo herzlich gut, wir hatten eine ſo unſchuldsfrohe, ſelige Kindheit mit einander verlebt, die Hoffnung, ſie nach meiner Rückkehr mein zu nennen, war mir ſo theuer! Die ſtille ſanfte Neigung meines Herzens für Yaminta bildete ſich, trotz der Trennung, im Laufe dieſer Jahre zur hellflammenden Liebe auf. So wie ſich in mir das Ideal von Frauenhuld und Frauenreiz entfaltete, ſo wie mein Herz mit ſüßerer und bangerer Sehnſucht Liebesglück und Liebeszauber als das höchſte Kleinod des irdiſchen Lebens, als den ſchönſten Lohn für Männerthat und Männerreinheit begreifen lernte, ward auch in mir Yaminta's Bild helle und heller, bis es mein ganzes Sein wie die Sonne meines Lebens durchſtrahlte. Jeder Brief aus der Heimath erwähnte preiſend der wundervollen Entfaltung ihrer Schönheit und Anmuth; jeder Landsmann, den ich ſprach, nannte feiernd ihren Namen, und ungetheilt, in immer ſteigender Fülle der Begeiſterung, wandten ſich alle Regungen des Jünglingsherzens der fernen wunderholden Geliebten zu.

Meine Studien waren beendet, Frankreich und England durchreiſet und ich ſchon in Italien, als plötzlich alle Briefe meines Oheims ausblieben; vergeblich harrte ich von Woche zu Woche, dieſe wurden unvermerkt zu Monaten, und der würdige, verehrte Freund meiner Jugend, der Erzieher des früh verwaiſeten Knaben, der Führer des Jünglings und jetzt ſein Begleiter, vermochte nicht mehr meine angſtvolle Unruhe zu zügeln; ich beſchloß ſo ſchleunig als möglich nach Schweden zurückzueilen, und ſchon war der Reiſewagen bepackt und die Pferde beſtellt, als ich einen Brief von meinem Oheim erhielt: Yaminta ſei todt!

Ich ſchweige von meiner Trauer ob ihres Verluſtes. Die ſchönſte Hoffnung meines Lebens, die erſte fromme, heilige Liebe des Jünglingsherzens war mit ihr in die Gruft verſenkt! That und Pflicht mußten der Gehalt meines Lebens bleiben, doch Glück und Liebe waren mir erbleicht für immer.

Nach einem halben Jahre riefen mich die Briefe meines Oheims, der mir zugleich Vormund war, nach Schweden zurück; ſie waren ſeit dem Tode ſeiner Tochter finſter, ſchwermüthig und voll Ahnungen, daß auch er nicht mehr lange leben werde, und nur zu bald wurden dieſe erfüllt; ich fand ihn nicht mehr unter den Lebenden. In ſeinem Teſtament hatte er mich zum einzigen Erben ſeines großen Vermögens ernannt.

Es gab für mich auf Erden eine heilige Stelle der wehmuthsvollſten Weihe, nach der mein Herz ſich oft unausſprechlich geſehnt hatte: Yaminta's Grab! Doch vergeblich ſuchte ich es unter den Gräbern meiner Vorfahren; ich erfuhr auf meine Nachfrage, was ich nie geahnt hatte, daß Schmerz und Gram, Vaterzorn und Vaterfluch ihr Herz gebrochen hatten. Stolz auf ſeine Tochter, hatte ſie der alte Graf in ihrem ſechzehnten Jahr nach Stockholm geführt, wo ſich ihr bei ihrem Erſcheinen die edelſten und liebenswürdigſten Männer huldigend nahten. Ein Fremdling, ausgezeichnet durch Schönheit der Geſtalt und Anmuth der Sitten, war unter ihnen, Yaminta liebte ihn. Ihr Vater zürnte, drohte — ſie floh. Hier verlor ſich jede zuverläſſige Spur ihres Schickſals; das Gerücht ſagte, der Vater habe ſie eingeholt und ſeinen Fluch auf ihre Verbindung mit dem Geliebten gelegt; da habe der Gram der Hoffnungsloſigkeit ſie getödtet. Ihr Tod ward der Familie von ihrem Vater angezeigt und auch von ihm in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht, allein der Ort, wo ſie ihn fand und wo ſie ruhete, blieb ein Geheimniß, das er mit in die Gruft nahm.

Jeder kraftloſen Empfindelei, jedem unthätigen Hindämmern in lähmender Schwermuth entſchieden abhold, fühlte ich die Verpflichtung, den Eindruck, den Yaminta's Verluſt und ihr Schickſal auf mich gemacht hatte, bekämpfen zu müſſen. Die ſchönſten

Länder Europa's hatte ich beſucht, mein Vaterland kannte ich nicht und beſchloß alſo, es zu durchreiſen. Vorzüglich zog mich Dalekarlien mit ſeiner wilden, herrlichen Natur, mit ſeinen kraftvollen Menſchen, mit ſeinen großen Erinnerungen an. Auf dieſer Reiſe kam ich nach Fahlun, um das dortige Kupferbergwerk zu beſehen. Machte dieſe Gegend ſchon am Abend meiner Ankunft einen düſtern Eindruck auf mich, ſo wurde dieſer, als ich ſie am Morgen im vollen Sonnenlichte ſah, vollends grauſig, da ſchwerlich ein gräßlicheres Bild der phlegräiſchen Felder gedacht werden kann, als ihn hier die Wirklichkeit darbietet. Bis an die Gipfel ſind die Hügel, die ſich auf der ſchwarzen Fläche erheben, kahl und zerbröckelt; eingeſchloſſen von dieſem öden Steingeklüft liegt hier und da ein dunkler See; kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm zeigt ſich dem Auge des Wanderers, der nur Berge von Schlacken, ſchwefeldampfende Haufen von glühendem Erz und tiefklaffende Abgründe erblickt, nur chaotiſche Zerſtörung und nirgends ein Bild der lebendigen Natur und ihrer ewig jungen Schöpfungskraft. Da ich die Grube befahren wollte, brachte man mir die ſchwere, dunkelfarbige, wollene Bergmannstracht und die eiſenbeſchlagenen Schuhe, und führte mich dann zur Storgrufva, wohinab ich meine Höllenfahrt beginnen ſollte, und wahrlich wie ein Höllenſchlund ſah der Spalt der Grube in den Rauchwolken aus, die um ihn her dampften. Wir ſetzten uns mit dem Steiger und ſechs Bergleuten in die Tonne und fuhren in den ſchwarzen, dampfenden Schlund hinab. Sobald wir im Dunkeln der Grube waren, ſtimmten die Bergleute einen geiſtlichen Geſang an, deſſen einfache, klagende Melodie in dieſer dunkeln Halle, abwärts vom freudigen Lichte, mich tief ergriff. Sie halten dieſe Weiſe, weil die Fahrt durch Unfall leicht eine Todesfahrt zu werden vermag. In der Tiefe von hundert und neunzig Klafter ſtiegen wir aus; nun wurden Fackeln angezündet, und wir kletterten auf hölzernen und eiſernen Leitern noch ſieben und ſiebenzig Klafter tiefer hinab. Die Luft war hier unten ſchwül, voll Dampf, oft bis zum Erſticken beklemmend und dann an einigen Stellen wieder ſo eiſig, ſchneidend und kalt, daß unſere Fackeln zu wehen anfingen. Die Arbeiter ſahen alle bleich und gelb aus, auch erreichen ſie nie ein hohes Alter und ſterben faſt alle zwiſchen dem vierzigſten und funfzigſten Jahre. Die Mehrzahl von ihnen beſteht aus

Verbrechern, die man zur Strafe in dieſe ewig lichtloſe Tiefe hinabgeſtoßen hat; doch iſt auch unter ihnen manch treues, redliches Herz, mancher würdige Familienvater, der, von Kummer und Schickſal gedrückt, Arbeit und Unterhalt in dieſem weiten Grabe ſucht. Ich irrte in der dunkeln Tiefe von Schacht zu Schacht umher, bis die Zeit herbeikam, die die Arbeiter zum Mittagsbrod und zum Ausruhen rief. Unter ihnen fiel mir ein hoch und ſtolz geſtalteter Mann auf; nie ſah ich höhern Adel der Haltung und der Geſtalt, nie ſchönere Züge, nie ein ſo dunkles Feuerauge voll Schwärmerei, Liebe und namenloſer Trauer. Blick und Seele konnten, wie durch Zauber gefeſſelt, ſich nicht losreißen von dieſer Erſcheinung, und wie ein dunkles Schickſalsräthſel traf mich die Nachricht, dieſer Mann ſei ein auf Lebenszeit zum Bergbau verurtheilter ſchwerer Miſſethäter. Ich wollte mich ihm nähern und ihn anreden, da eilte ihm aus einem der Seitengänge mit dem unverkennbaren Ausdruck der innigſten Liebe ein zartes weibliches Weſen entgegen, vor dem ſich alle ſeine Gefährten ehrfurchtsvoll neigten und das er in ſtummer Umarmung feſt an ſein Herz drückte. Dieſe zarte Sylphidengeſtalt, dieſe herrlichen blonden

Locken, dies ätherblaue Auge — ſie waren mir nicht fremd — ihr Blick, der jetzt zufällig dem meinen begegnete, ſtrahlte mir wie milder Mondesglanz tief in's Herz und erhellte die heiligſten, die unvergeßlichſten Erinnerungen meiner Jugend, und als ich nun den Ton ihrer Stimme hörte — es war Yaminta!

Ich ſchweige von meinen Empfindungen bei dieſem Wiederfinden und Wiedererkennen. Solche Minuten können nur erlebt, aber nicht dargeſtellt werden. Yaminta erkannte mit tiefer Bewegung in mir ihren Geſpielen, ihren Freund; ſie führte mich in die unterirdiſche von ihr bewohnte Hütte, die mir die Erzählung ihres Schickſals zum Tempel des Heroismus weiblicher Treue weihete.

Unter der Menge von Anbetern und Bewunderern, die ſich um Yaminta verſammelten, als ſie mit ihrem Vater zuerſt in Stockholm in den Zirkeln des Hofes und der großen Welt erſchien, zeichnete ihr Herz, ſobald ſie ihn erblickte, den Baron P. aus, einen Fremdling, dem ſeine Schönheit, ſeine feine Sitte und der glänzende Aufwand, den er machte, den Zutritt zu den erſten Häuſern der Reſidenz geöffnet hatte, wenn er gleich an keinen der fremden Geſandten empfohlen und ſeine Familienverhältniſſe keinem derſelben näher bekannt waren. Er war Yaminta's erſte Liebe, und ſie lernte erſt dann ihr Gefühl für ihn Liebe nennen, als es ſich ſchon eine unbedingte Herrſchaft über ihr Herz und ihr Leben gewonnen hatte; bekannt indeſſen mit dem Willen ihres Vaters und dem Familienvertrag, der ſie mir zur Gattin beſtimmte, kämpfte ſie gegen ihre Liebe und gegen den Geliebten, bis dieſer einſt Gelegenheit fand, ihr und ihrem Vater, als ihre wild gewordenen Pferde ihnen augenſcheinliche Todesgefahr droheten, mit kühnem Muth und ſchneller Entſchloſſenheit das Leben zu retten; von dieſem Augenblick an erſchien es ihr als Pflicht, ihm ein Leben zu weihen, deſſen Erhaltung ſie ihm zu verdanken hatte. Die Liebenden entdeckten ſich dem alten Grafen und baten um ſeine Einwilligung und ſeinen Segen; allein ſein Zorn flammte bei dieſem Geſtändniſſe hoch auf; er verbot dem Baron das Haus, und ſeine Tochter erhielt den Befehl, nicht wieder vor ſeinen Augen zu erſcheinen, bis ſie jedem Gedanken an dieſe Liebe entſagt habe. Nach manchem ſchmerzlichen Kampf, nach manchem fruchtloſen Verſuch, das harte Vaterherz zu erweichen, ließ

Yaminta ſich zu einer Entführung bereden; ſie wurde heimlich mit P. getraut, und Beide verbargen ſich dann in einem kleinen, von dunkeln Waldungen umgebenen, einſam und abgelegen liegenden Häuschen, das, nur einige Meilen von der Hauptſtadt entfernt, Yaminta's Wunſch, in der Nähe ihres Vaters zu bleiben, um einen günſtigen Zeitpunkt zur Verſöhnung mit ihm augenblicklich benutzen zu können, zu erfüllen verhieß. Hier, in ſtiller Abgeſchiedenheit, im Arm der Liebe, verlebte Yaminta einige glückliche Monate, in denen ſie nur von Zeit zu Zeit durch die Erſcheinung finſterer unheimlicher Geſtalten geſtört wurde, die um ihr Häuschen umherſchlichen und ihrem Gatten aufzulauern ſchienen, mit dem ſie im geheimnißvollen Verkehr ſtehen mußten, da Yaminta manches Zeichen eines Verſtändniſſes zwiſchen P. und ihnen nicht entging. Es ängſtigte ſie, aber es weckte in dieſer reinen Bruſt kein Mißtrauen gegen den Mann, den ſie ſo unausſprechlich liebte, daß ihre Seele keines Gedankens, ihr Herz keiner Regung fähig war, die nicht ihm gehörte. Doch alle Wonne der Liebe vermochte nicht die Schwermuth zu erhellen, die von Woche zu Woche P's. Seele düſterer umnachtete. Finſtere

Träume ſtörten ſeinen Schlaf, und oft, in den Augenblicken der ſeligſten Trunkenheit, ſchreckte es ihn auf aus ihren Armen, trieb ihn fort von ihrem Herzen, hinaus in den dunkeln Wald, hinaus in die finſtere Nacht. Vergebens bot Yaminta allen Zauber, alle Macht der Liebe auf, den böſen Geiſt, der zwiſchen ſie und den Geliebten mit ſolchem Grauſen und immer fühlbarer und mächtiger trat, zu bannen; ſie konnte nur P. das ſchreckliche Geheimniß entreißen, das ſeine Seele belaſtete. In namenloſer Angſt, mit Thränen der tiefſten Reue geſtand er ihr die Verirrungen ſeiner frühern Jugend, wie er von adligen, aber armen Eltern geboren, höchſt nachläſſig erzogen, in ſeinem vierzehnten Jahre ſchon Officier geworden ſei; wie ihn Hang zum Spiel und die habſüchtigen Ränke eines verächtlichen Weibes bei ſeiner Jugend und Unerfahrenheit in Schulden und Händel verwickelt hätten, deren beſchimpfenden Folgen er ſich nur durch die Flucht entziehen konnte; wie er dann, geängſtigt durch Noth und Elend, tiefer und tiefer geſunken auf der abſchüſſigen Bahn ſeiner Verirrungen, endlich in eine Geſellſchaft von Gaunern gerathen ſei, die in den mannigfaltigſten Geſtalten Betrug, Liſt und Spitzbüberei zu ihrem

Erwerbszweig gewählt hatten. P. war beſtimmt, in Stockholm als Spieler aufzutreten, allein er ſah Yaminta; ihr erſter Blick enthüllte ihm den Abgrund, an deſſen äußerſtem Rand er ſchwindelnd ſtand; ſein beſſeres Selbſt erwachte; er fühlte in ſich die Kraft, noch umkehren zu können, und betete Yaminta als einen ihm von Gott ſelbſt geſandten Rettungsengel an.

Sie wurde ſein, und das Ja, das ſie vor dem Altar ausſprach, zerſprengte vollends die mächtigen Feſſeln, die das Laſter um ihn geſchlungen hatte; ſeine Seele war gerettet, aber mit tauſend Banden hielten die Verbündeten ſeiner frühern Sünden ſein äußeres Leben umſtrickt, und alle Verſuche, ſich von dieſen zu löſen, ſcheiterten an der bösartigen Verſtockung ihrer Hartherzigkeit. Wohin ſollte er ihnen entfliehen? wodurch ſich vor dem Verrath ſchützen, mit dem ſie drohten, und der nun auch ſein Weib, ſein angebetetes, heilig frommes Weib mit in ſeine Schande verwickeln mußte?

Yaminta liebte zu innig, zu wahr, um P. nach dieſem reuevollen Bekenntniſſe ſeiner Schuld zu verſtoßen; ſie erneuerte den Schwur, nie von ihm zu laſſen, ſo wenig im Tode als im Leben, und treu mit ihm jedes Unglück zu theilen. Sie drang in ihren Gatten, die Genoſſen ſeiner Verbrechen zu ſich einzuladen, und in aller Würde und Anmuth ihres Weſens trat ſie unter die Böſewichter und beſchwor ſie, ihr den Gatten, den Geliebten freizulaſſen und ihm zu vergönnen, mit ihr in irgend einem verborgenen Winkel Schwedens oder des Auslandes, fern von aller Gemeinſchaft mit ihnen, zu leben. Ihre Thränen, ihre Bitten erweichten dieſe ſonſt ſo verhärteten Unmenſchen; ſie gelobten P. Verſchwiegenheit und ſprachen ihn von allen Verpflichtungen gegen ihre Bande frei, doch nur unter der Bedingung, daß es ihnen in den nächſten Wochen vergönnt bleibe, ſich einige Mal in ſeinem Hauſe zur nächtlichen gemeinſchaftlichen Berathung einzufinden, weil ſie einen Hauptſtreich im Sinne hätten, nach deſſen Ausführung ſie ſo geſonnen wären, ſich für einige Zeit zu zerſtreuen. Die Nothwendigkeit ließ hier Yaminta und P. keine Wahl, ſie mußten dieſen Vorſchlag eingehen. In der dritten dieſer nächtlichen Verſammlungen, die zugleich die letzte ſein ſollte, wurde das Haus plötzlich von Soldaten umringt, und trotz der tapfern Gegenwehr der Böſewichter, die vielen von ihnen das Leben koſtete, wurden fünf derſelben gefangen, mit ihnen P. und Yaminta. Der Richter, dem die Unterſuchung aufgetragen war, erkannte dieſe, und der König, den er davon benachrichtigte, befahl, ſie ohne Verhör dem alten Grafen in's Geheim auszuliefern, da er die Ehre und den Namen der Familie ſchonen wollte. Des Vaters Schmerz läßt ſich nicht ſchildern, als er auf dieſe Weiſe Nachricht von ſeiner Tochter bekam; ſein Stolz hatte dem Publicum ihre Flucht verhehlt, und er das Gerücht verbreitet, ſie ſei zu einer Tante gereiſet, die in einer der nördlichſten Provinzen Schwedens lebte, und nur unter der Hand forſchte er ſorgfältig nach ihrem Aufenthalt und ihrem Schickſal. Auf mehrere falſche Anzeigen hin, glaubte er, P. habe mit ihr das Land verlaſſen und ahnete nicht, daß die Verlorne, ſchmerzlich Beweinte ihm ſo nahe war! — Aber ſo weich und zärtlich auch die Sehnſucht des Vaterherzens nach der einzigen Tochter war, hätte er ihr doch lieber den Dolch mit eigner Hand in die Bruſt geſenkt, als ſie jetzt als die Gattin eines Verbrechers wiedergeſehen. Er warf ſich dem König zu Füßen und erhielt von ihm die Zuſicherung, daß das tiefſte Geheimniß Yaminta's Verbindung mit der Gaunerbande verhüllen ſolle und er gnädig jede Maßregel genehmigen wolle, die der Graf ergreifen werde, ſie unerreicht vom Verdacht wieder in die Welt einzuführen. P. mußte aber auf jeden Fall das Opfer für Yaminta's Ehre werden und aus dem Reiche der Lebenden verſchwinden. Jetzt erſt konnte ſich der Graf entſchließen, ſeine Tochter wieder zu ſehen, und das nicht als zürnender Richter, ſondern als verzeihender Vater. Seine Liebe und Milde brach Yaminta's Herz in Reue, ihn betrübt und verlaſſen zu haben; aber ſie war jetzt Gattin; ein heiliger Eid hatte ſie andern, eben ſo ernſten, eben ſo frommen Pflichten geweiht, als es ihre Tochterpflicht war; der Preis, um den ſie jetzt die Verzeihung des Vaters, ſeinen Segen und zugleich mit dieſem allen Glanz des Reichthums und des Adels, alle Freuden, die die Welt der Jugend zu verheißen vermag, erkaufen ſollte, war ihr Gatte! war der Mann, den ihre Liebe der Hölle abgewonnen hatte, um ihn mit Gott zu verſöhnen! Für ſolchen Preis hätte ihr Herz ſelbſt die Seligkeit nicht erkaufen mögen. Sie ſuchte und fand Gelegenheit, ſich dem König zu Füßen zu werfen; er gewährte ihrem Flehen P's. Leben, deſſen Todesurtheil er in ewige Verbannung in Fahluns lichtloſe Unterwelt umänderte; allein er legte zu dem Willen ihres Vaters auch noch das volle Gewicht der Königsgewalt, und gebot ihr Scheidung und vor der Welt gänzliche Verläugnung des Verbrechers, dem ſie vor Gott unverbrüchliche Treue gelobt hatte! — Sie konnte nicht gehorchen.

Noch einmal entfloh ſie dem Vaterhauſe und folgte auf abgelegenen Wegen dem Karren, der die Verbrecher an den Ort ihrer Beſtimmung führte. Sie kam bei Storgrufva in dem Augenblicke an, als die letzten dieſer Unglücklichen hinabgeſenkt wurden. Vergebens flehte ſie, auch ſie einzunehmen, man wies ſie zurück; da faßte ſie in verzweiflungsvoller Hoffnungsloſigkeit das Seil der niederfahrenden Tonne und trotzte der augenſcheinlichen Gefahr, an dem ſpitzigen Geſtein zerſchmettert zu werden, oder wenn ihre Kraft ſie verließ, rettungslos in den Abgrund zu ſtürzen. Mit blutgefärbten Händen kam ſie halb todt in der Tiefe an, ihres Gatten Stimme rief ſie in's Leben zurück. Keiner der Aufſeher kannte das bleiche, wunderholde Frauenbild, das ſich in die dunkle Tiefe geſtürzt hatte, um den Mann ihrer Liebe aufzuſuchen, ſein hartes Schickſal mit ihm zu theilen und die Nacht ſeines Daſeins durch das hohe Sternenlicht unerſchütterlicher Treue zu erhellen; aber keiner war grauſam genug, ſie von P. trennen zu wollen. Ihr Name und ihr Schickſal blieb ein, Geheimniß, man vergönnte ihr unten zu bleiben und räumte ihr eine eigne kleine Hütte ein, die ſie mit P. bewohnte, und während auf der Oberwelt ihr Vater die Entflohene für todt ausgab und ſie als todt beweinte, ſchmückte ſie die Unterwelt, in die ſie hinabgeſtiegen war, mit den Blüthen frommer Liebe und Treue, und reinigte und veredelte das Herz ihres Gatten bis zum freudigen Erdulden der Buße, die ihm ſühnend auferlegt worden war.

Erſchüttert und mit tiefverletztem Herzen kehrte ich zur Oberwelt zurück. Wenig nur hatte ich thun können, um Yaminta's Schickſal zu erleichtern und noch weniger durfte ich hoffen, ſie dem Grabe, in dem ich ſie zurücklaſſen mußte, entreißen zu können, wenn es mir nicht gelang, Gnade für P. zu erhalten. Ich flog nach Stockholm; ein edler junger Fürſt, in deſſen reinem Herzen Liebe und Treue noch den vollen Anklang unentweihter Jugendbegeiſterung finden, ward Yaminta's Fürſprecher bei ſeinem königlichen Vater. P. erhielt die Erlaubniß, das Licht wieder zu ſchauen und aus der dunkeln Tiefe zurückzukehren auf die Oberwelt. Fern von der Welt lebt er unter fremdem Namen mit Yaminta in Herjedalen auf einem der ihr von mir zurückgegebenen Güter ihres Vaters, ein Leben, zu ernſt für die Freude, zu ſchön für den Gram, aber würdig einer unſterblichen Hoffnung!

Auswahl

aus

Fanny Tarnow's Schriften.

Zehnter Band.

Anzeige für Gebildete.

Bei **Carl Focke** in Leipzig ſind erſchienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Kaliber, von **Müllner**. Aus den Papieren eines Criminalbeamten.

Auch unter dem Titel:

Müllner's Novellen, 1r Bd. Preis 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Kr. rheinl.

Der Verwieſene. Eine Erzählung aus Böhmens unruhigen Zeiten des 30jährigen Krieges. Von **Bohemus**. 3 Bde. Preis 4 Thlr. oder 7 Fl. 12 Kr. rheinl.

Milada von Lichtenburg. Hiſtoriſche Erzählung aus d. 13. Jahrhundert. Von **Demſelben**. 2 Bde. Preis 2⅔ Thlr. oder 4 Fl. 48 Kr. rheinl.

Drei Nächte. Novellen von **Georg Döring**. 2 Bde. Preis 3½ Thlr. oder 6 Fl. 18 Kr. rh.

Neueſte geſammelte Erzählungen, von **A. v. Schaden**. 2 Bde. Preis 3¼ Thlr. oder 5 Fl. 51 Kr.

Auswahl

aus

Fanny Tarnow's Schriften.

Zehnter Band.

Leipzig, 1830.
Verlag von Carl Focke.

Franz von Bourbon,

Kronfeldherr von Frankreich,

und

Margaretha von Valois,

Königin von Navarra.

Die Vermählung der allgefeierten Margaretha von Valois mit dem jungen Könige von Navarra reihete am franzöſiſchen Hofe Feſt an Feſt, und Franz der Erſte, der nur ſeit Kurzem aus ſeiner Gefangenſchaft in Madrid zurückgekehrt war, erhielt bei dieſer Gelegenheit unzählige Beweiſe von der Liebe ſeines Volkes. Die Theilnahme an der Vermählung ſeiner Schweſter wurde ſinnreich zu einem Schleier für die Freude über ſeine Befreiung benutzt, welche man aus Zartgefühl und Nationalſtolz nicht unverhüllt auszuſprechen wagte, da ſie von dem Gedanken an die erlittene Niederlage nicht zu trennen war.

An einem dieſer Abende, wo der König ſeiner Schweſter ein glänzendes Feſt gab, ſah man unter den eingeladenen Gäſten einen Fremdling, der, antheillos an der allgemein herrſchenden Fröhlichkeit, trübſinnig in der Vertiefung eines Fenſters ſtand, wo er den König, die Neuvermählte an ſeiner Hand, mit ihrem beiderſeitigen glänzenden Gefolge bei ſich vorüberziehen ſah. „Unglücklicher Lautrec!“ ſeufzte er leiſe, „die Freundſchaft ſoll wenigſtens mit Dir trauern, wenn ſie Deinen Gram nicht zu mildern vermag!“ Mit dieſen Worten verließ er den Saal, durchwandelte eilig die Vorzimmer und trat in einen Gang, der zu einem abgelegenen Zimmer führte, deſſen Thür ſich ihm auf ſein leiſes Klopfen öffnete; wie groß aber war ſein Erſtaunen, als er, ſtatt ſeines Freundes, einen ihm ganz Unbekannten erblickte, deſſen Erſcheinung in jeder Hinſicht geeignet war, ihn zu überraſchen.

Hoch und ehrfurchtgebietend von Geſtalt, trug der Unbekannte das blühend ſchöne Haupt, deſſen kaſtanienbraune Locken bis auf den reichen Gurt ſeines Schwertes niederwallten, ſo majeſtätiſch ſtolz, als wiſſe er, daß die Gottheit ſeiner Geſtalt das Herrſcherſiegel aufgedrückt habe. Aus ſeinen dunkeln Feueraugen ſtrahlte Geiſt und Hoheit, Milde und Gluth, Leid und Kraft; um alle ſeine Züge ſchwebte der Zauber unwiderſtehlicher Anmuth, ſo daß der Fremdling, obgleich vor ſeinen Blicken eben erſt die Blüthe alles Liebreizes und aller Fürſtenhoheit vorübergezogen war, doch wie geblendet, verſtummend vor dem Unbekannten ſtehen blieb, der, gleichfalls ſichtlich durch ſeine Erſcheinung befremdet, unwillkürlich die Hand erhoben hatte, um ſeine Züge zu verdecken. Beide ſtanden einige Augenblicke ſich ſchweigend gegenüber. „Was führt Euch hierher?“ fragte endlich der Unbekannte freundlich ernſt. „Eurer Kleidung und Eurem Anblicke nach habt Ihr mehr den Beruf, eine Zierde des glänzenden Feſtes zu ſein, das in jenen Prunkgemächern gefeiert wird, als die Einſamkeit dieſes Cabinets aufzuſuchen, deſſen Thür ich einem von mir erwarteten Freunde zu öffnen glaubte, als Ihr anklopftet.“

„Wenn gleich meine Jugend,“ antwortete der Fremdling, „Gefallen an Glanz und Freude finden ſollte, ſo vermag mein Herz doch nicht die Luſt dieſes Feſtes zu theilen, und ich kam hierher, um mit einem Traurigen zu trauern, da es mir unmöglich war, mit den Frohen froh zu ſein.“

„Bei ſo blühender Jugend,“ erwiederte der Unbekannte, „ſollte man ſich eigentlich den Freuden nicht entziehen, die man durch ſeine Theilnahme zu verſchönern vermag. Eure Ausſprache verräth mir den Fremdling, und da ſetzt es mich um ſo mehr in

Erſtaunen, daß die Neuheit dieſer Feſte, der Glanz unſres Hofes und der reiche Blüthenkranz der auserleſenſten weiblichen Schönheiten, die ihn zieren, Euch nicht zu feſſeln vermag.“

„Ich geſtehe,“ antwortete der Fremde, „daß die Schönheit der Königin von Navarra Alles überſtrahlt, was ich je von Frauenherrlichkeit träumte, und daß ſich auch an dem heutigen Feſte die Pracht dieſes Königshofes glänzender denn je entfaltet; doch blenden kann ſie mich nicht; denn, entfernt von der Gebieterin meines Herzens, fühle ich dieſes für jede Freude erſtorben.“ — Der Unbekannte ſeufzte hier leiſe, und der Fremdling fuhr fort: „Der König ſelbſt hat mir die Feſtlichkeiten beſchrieben, die den heutigen Tag beſchließen ſollen, und mich huldvoll aufgefordert, daran Theil zu nehmen; doch eben dieſer allgemein herrſchende Frohſinn macht das Gefühl, von Allem, was ich liebe, getrennt zu ſein, noch herber und ich eilte hierher, um einen Freund zu finden, deſſen Herz noch hoffnungsloſerem Kummer, als das meinige preis gegeben iſt.“

„Darf ich Euren Namen erfahren?“ fragte der Unbekannte.

„Gnädiger Herr,“ antwortete dieſer, „ich bin ein Corſar, deſſen Name auf dem feſten Lande nicht bekannt iſt, da ihn bisher nur die Wellen ferner Meere leiſe nachgetönt haben.“

„Ihr ſeht wahrlich nicht wie ein Seeräuber aus,“ erwiederte der Unbekannte lächelnd, „und bei Eurer Jugend und Eurer Geſtalt kann man auch nicht glauben, daß Ihr ſchon irgend ein anderes Unglück als ſchmerzlich ſüßes Liebesweh erfahren habt.“

„Wahr iſt es,“ antwortete der Fremdling, „daß nur die Trennung von meiner Geliebten und die Ungewißheit unſers Wiederſehens mich unglücklich macht; iſt aber nicht auch Trennung das Härteſte, was Liebe erleiden kann?“

„Nicht dann,“ ſagte der Unbekannte düſter vor ſich hin, „wenn das Schickſal uns die Hoffnung der Wiedervereinigung gönnt, und nur dann, wenn uns dieſe geraubt iſt, fühlen wir ſeine ganze Grauſamkeit. Doch Ihr erhöht noch meinen Wunſch, zu erfahren, wer Ihr ſeid.“

„Mein Vaterland iſt Natolien und ich heiße Dragut —“

„Nicht weiter,“ unterbrach ihn hier der Unbekannte, indem er ihm die Hand reichte, „die Helden unſerer Zeit ſind mir nicht ſo fremd, daß der Freund und Geſandte des Königs von Algier, der Verlobte ſeiner ſchönen Tochter, noch eines Wortes bedürfte, um mich zu überzeugen, daß ich nicht irrte in dem Urtheile, welches ich beim erſten Blick über ihn ausſprach.“

„Werdet Ihr aber, mein hoher Herr,“ fragte Dragut beſcheiden, „es nicht unziemlich ſchelten, wenn ich Euren Namen zu erfahren wünſche?“ — Ein Erröthen flog hier über die edlen Züge des Unbekannten. „Verzeihet,“ ſprach er, „tapferer Dragut, wenn ich Euch einen Namen verhehle, der in dieſen Hallen nicht genannt werden darf, ohne Viele in's Verderben zu ſtürzen.“

Hier öffnete ſich die Thür und der Marſchall Lautrec trat ein, der, beide Männer erblickend, wie verſteinert ſtehen blieb. Der hohe Unbekannte faßte ihn mit einem langen, ausdrucksvollen Blicke. „Lautrec!“ rief er mit innigem Ton, und Thränen im Auge, eilte der Marſchall auf ihn zu und führte ihn, als fürchte er den Laut ſeiner eigenen Stimme und das Säuſeln der Luft um ſie her, nach der entlegenſten Ecke des Cabinets, wo Beide lange mit einander leiſe ſprachen. Dann wandte ſich Lautrec zu

Dragut und bat ihn, den Unbekannten zu begleiten, deſſen Entfernung nothwendig ſei, da ihm und ſeinem Leben bei längerm Verzuge Gefahr drohe. „Nur durch mein Herz," ſagte Dragut lebhaft, „ſoll der Dolch Eurer Feinde ſich den Weg zum Eurigen bahnen!" Bewegt drückte ihm der Unbekannte die Hand, und Lautrec führte nun Beide durch die einſamſten Gänge des Schloſſes von St. Germain, bis in den Hof. Hier gingen ſie über die kleine Brücke in das den Garten begrenzende Gehölz, wo zwei Verlarvte den Unbekannten erwarteten und ein Roß bereit hielten, auf das er ſich ſchwang, und nachdem er von Lautrec mit einigen leiſen Worten Abſchied genommen hatte, Dragut mit freundlicher Huld die Hand drückte und im ſchnellſten Galop von dannen eilte.

Sichtlich erſchüttert blickte ihm Lautrec lange nach und wandte ſich dann an Dragut mit der Bitte, dieſes Vorfalls gegen Niemand zu erwähnen. „Ein hohes Heldenleben," ſagte er ihm, „eine ſchwere Verantwortung gegen Mitwelt und Nachwelt hat der Zufall, der uns zu Vertrauten des Hierſeins dieſes Mannes machte, in unſere Hände gelegt, und Ehre und Liebe gebieten uns, dieſes

Vertrauen zu rechtfertigen.“ — „Sein Anblick,“ antwortete ihm Dragut, „hat auf mich einen ſo tiefen Eindruck gemacht, daß ich lieber mein Leben für ihn opfern, als das ſeinige gefährden möchte. Rechnet daher feſt auf meine Verſchwiegenheit und laßt mich erfahren, ob der König Euch ſchon die Urſache entdeckt hat, warum er Euch ſo eilig und auf ſo geheimnißvolle Weiſe zu ſich berufen? Während unſeres Aufenthalts in Guienne ſchien die Schwermuth, die Eure Stirn umnachtet, von Tag zu Tag finſterer zu werden, und vergeblich war meine Hoffnung, Euch durch die Reiſe hierher heitrer werden zu ſehen; laßt mich daher jetzt das Recht gültig machen, welches mir mein Herz auf die Mittheilung Eures Kummers gibt.“

Lautrec reichte ſeinem Freunde ſeufzend die Hand. „Ihr ſollt Alles erfahren und zwar noch in dieſer Stunde,“ ſagte er, indem er in einen Gang einbog, der tiefer in den Wald führte. „Mein Schickſal ſcheint ſehr glänzend und doch liegt gerade in dem, was mich für Viele zum Gegenſtande des Neides macht, die Urſache des Grams, der mein Leben trübt. Als Günſtling des Königs und als Bruder ſeiner Geliebten, der Gräfin von Chateaubriant, die er zu früh verlor, um ſie nicht ewig zu beweinen, bin ich mit ihm durch zarte, für edle Seelen unzerreißbare Bande verbunden, und der ehrenwertheſte Beweis ſeiner Gunſt und ſeines Vertrauens iſt es, daß er mich aus Guienne her berief, um mir den Oberbefehl über das Heer in Italien zu geben; doch eben dies Heer ſoll ich gegen einen Helden führen, den ich unausſprechlich verehre und der mir ſeit meiner früheſten Jugend ein hellleuchtendes Vorbild aller Größe und aller Ruhmesherrlichkeit war. Dazu kommt noch, daß ich liebe, wo ich nicht lieben darf, wo es Frevel ſein würde, wenn ich mir auch nur die Hoffnung erlaubte, meine Liebe gut geheißen zu ſehen und wo ich alſo alle Qual der ſtummen, unverrathenen Leidenſchaft wie ein gefährliches Geheimniß ſtreng in meiner Bruſt verſchloſſen halten muß.“

Hier hielt Lautrec ein, weil er unweit von der Stelle, wo ſie waren, reden hörte, und als Beide ſich leiſe der Gegend näherten, von woher die Stimmen ertönten, ſahen ſie beim Dämmerlichte der Sterne zwei weibliche Geſtalten, die ſich unter einer Ulme auf den Raſen gelagert hatten. Schon wollten beide Freunde einen andern Weg einſchlagen, allein der fremde ſüße Klang der Rede hielt ſie feſt, und

Lautrec hörte, daß beide Frauen ſpaniſch mit einander ſprachen. „Nein," ſagte die eine ſehr lebhaft, „Du ſetzeſt aus falſchem Zartgefühl unſer Glück und unſre Freiheit auf ein gefahrvolles Spiel! Was ſichert uns vor dem Wiedererſcheinen unſerer Räuber? Gewiß, Alphonſine, wir hätten uns gleich an die Königin wenden ſollen. Du ſuchſt ja nur Schutz und nicht den Geliebten, den Du, aus eigenſinniger Grille, eben ſo ängſtlich meideſt, wie Du Dich ſehnſt, ihn zu finden."

„Ich muß Dir Recht geben," erwiedert eine ſanfte Stimme, „als man uns mit ſo unwürdiger Gewaltthat von der Seite der Infantin riß, beabſichtigte man gewiß nichts weniger, als mich Carraciol zuzuführen, und nur meine Liebe zu ihm macht mich jetzt ſo kindiſch zaghaft, da mich dünkt, Jeder müſſe, ſobald ich hier am Hofe erſcheine, das Geheimniß meines Herzens errathen."

„Bedenkſt Du aber auch," fragte die erſte Stimme, „was wir bei längerm Verzuge wagen, und daß unſere Verfolger vielleicht ſchon auf unſrer Spur ſind?" — Hier hörte man Waffengeklirr; beide Frauen ſprangen erſchrocken auf, und Dragut und Lautrec traten vor, ihnen ihren Schutz anzubieten.

In demſelben Augenblick aber gewahrten ſie den Unbekannten, der mit dem Schwert in der Hand zwei Männer verfolgte, die vor ihm flohen. Der erſte Schein des Morgenlichts begann die Gegenſtände zu erhellen, und ſobald der Unbekannte die Damen gewahrte, ließ er von der Verfolgung der Flüchtlinge ab und näherte ſich ihnen. „Ihr ſeid gerächt, edle Fürſtin,“ redete er die eine der Damen an, „der Herzog von Nagera hat ſeinen Frevel mit dem Leben gebüßt, doch Donna Alphonſine's Feind iſt entflohen. Mein Geſchick verſagt mir die Ehre, mich Euch zum Beſchützer zu weihen; erlaubt mir aber, Euch hier in dem Marſchall Lautrec einen meiner Freunde vorzuſtellen, der in jeder Hinſicht würdig iſt, Eure Befehle zu erhalten.“ Er neigte ſich bei dieſen Worten ehrerbietig vor den beiden Damen und eilte in das Dunkel des Waldes zurück.

Unwillkürlich wandte die Dame, die er angeredet hatte, ſich um, als wolle ſie ihm nachfolgen; doch ein Blick auf Lautrec und Dragut hielt ſie zurück. Dieſe erſtaunten, als ſie jetzt vor den Damen ſtanden, ob ihrer Schönheit. Wenn die größere von Beiden durch den Adel ihres Anſtandes, die Zartheit ihrer Geſichtsfarbe und den Feuerglanz ihrer Augen ihre Bewunderung erregte, ſo konnten ſie ihre Gefährtin nicht ſehen, ohne durch den Glanz ihrer Schönheit ſich geblendet zu fühlen. Strahlend wie der junge, ſonnenhelle Tag, ſtand ſie vor ihnen, zart wie der Hauch des Weſtwindes, hoch wie eine Lilie, blühend wie eine ſich eben erſchließende Roſe. Ungeregelt umfloß eine Fülle ſammetſchwarzer Locken das unvergleichlich ſchöne Haupt, von deſſen Stirn Geiſteshoheit ſtrahlte, wie in ihrem Lächeln die Grazie der ſüßeſten Anmuth wohnte. Mit all der ſittigen Ritterlichkeit, welche die Blüthe der Galanterie jener Zeiten war, redete Lautrec ſie an und bat ſie, ihn mit ihren Befehlen zu beehren. „Unſer Befreier,“ antwortete ihm Donna Maria, „hat uns Euren Namen genannt, und wir dürfen Euch daher mit Zuverſicht bitten, uns ſo bald als möglich zu der Königin von Navarra zu führen, der wir vorgeſtellt zu werden wünſchen.“

„Ich kann es dem Zufall nie genug danken,“ erwiederte Lautrec ehrerbietig, „daß er meinen Wunſch, Eure Befehle unverzüglich zu erfüllen, begünſtigt. Die Königin iſt ſeit geſtern in dem kaum eine Viertelſtunde von hier entlegenen Schloſſe von St. Germain, und wenn Ihr mir vergönnen wollt, Euch nach einem nah gelegenen Pavillon zu führen, ſo werdet Ihr dort verweilen können, bis ſie erwacht.“ Er bot Ihr, ſo wie Dragut ihrer Gefährtin, die Hand und ſprach, als die Damen im Pavillon ſich niedergelaſſen hatten, und Erfriſchungen für ſie gebracht worden waren, den Wunſch, etwas Näheres von ihrem Schickſal zu erfahren, ſo ehrerbietig aus, daß ſie keinen Anſtand nahmen, ihn mit den Begebenheiten bekannt zu machen, welche ſie nach Frankreich geführt hatten.

„Wir ſind Beide,“ nahm die Größeſte von ihnen, Donna Alphonſine, das Wort, „in Neapel geboren. Meine Freundin ſtammt aus dem Hauſe Aragonien, ich bin die Tochter des Prinzen Salerno von St. Severin und wir wurden, bei der Freundſchaft, die unſre Eltern verbindet, gemeinſchaftlich mit einander erzogen. Bei der Verlobung des Kaiſers mit der Infantin Iſabella von Portugal war es ſein Wunſch, die Töchter aus den edelſten Häuſern in allen ſeinen Reichen um ſie zu verſammeln. Donna Maria wurde, als ſeine nahe Anverwandte, von ihm erſucht, nach Madrid zu kommen, wohin er auch mich zu ſenden meine Eltern aufforderte. Bei unſerer Ankunft daſelbſt ließ uns der Kaiſer unſere Wohnung im Pallaſt der Königin Eleonore, ſeiner Schweſter, anweiſen. Wir fanden hier ſchon eine Menge junger und ſchöner Damen vor, alle beſtimmt, den Hofſtaat der jungen Kaiſerin zu bilden; doch aller Schönheit wurde verdunkelt, als Donna Maria erſchien, und ſelbſt die Königin Eleonore geſtand mehreren ihrer Vertrauten, daß ſie ſchöner noch ſei, als die Infantin Iſabella, die für die größte Schönheit der pyrenäiſchen Halbinſel galt. Jedermann erwartete, den Kaiſer in ihren Feſſeln zu ſehen, da er, wie man weiß, trotz des Ernſtes und der Strenge, die er in ſeiner äußern Erſcheinung zur Schau trägt, ein für Frauenreiz ſehr empfängliches Herz hat. Wenige Perſonen am ſpaniſchen Hofe wußten um ſeine Liebe zu der ſtolzen Vangeſta, einem Hoffräulein der Statthalterin der Niederlande, und dieſe Wenigen, die zugleich den herrſchſüchtigen Geiſt dieſer Geliebten kannten, wünſchten es vielleicht am innigſten, daß Carl dieſe Feſſeln zerbrechen möge. Auch machte Donna Maria beim erſten Erblicken einen unverkennbaren Eindruck auf den Kaiſer; allein er gewann es über ſich, die Macht deſſelben zu beſiegen, und trat bald in die Grenzen der Bewunderung zurück, die Keiner, der ſie ſah, ihren Reizen verſagen konnte

Man kam jetzt auf den Gedanken, daß er mir ſeine Neigung zugewandt habe, weil er ſich häufig mit mir unterhielt und mir manche Artigkeit ſagte. Dies war aber blos unbefangenes Gefallen an meiner Heiterkeit, wenn gleich die Aeußerungen deſſelben ſchon hinreichten, im Kreiſe der Hofleute, Alle in ſcheuer Ehrerbietigkeit von mir entfernt zu halten. Donna Maria hingegen ſah ſich bald von Anbetern umgeben, von denen Fabriques von Cordova und der Herzog von Nagera vorzüglich mit einander in den Huldigungen der glühendſten Leidenſchaft wetteiferten, obgleich ſie Beide mit vollkommener Gleichgültigkeit behandelte."

„Die Vermählung des Kaiſers wurde durch den neu ausgebrochenen Krieg verzögert, in deſſen Verlauf der Herzog von Bourbon bei Pavia den glänzenden Sieg erkämpfte, welcher den König von Frankreich zum Gefangenen des Kaiſers machte. Carl der Fünfte empfing dieſe Nachricht mit großſinniger Mäßigung, und wenn er gleich in ſeinem Herzen alle Siegestrunkenheit eines jungen ruhmbegierigen Mannes und Herrſchers empfinden mochte, ſo zeigte er doch äußerlich die ruhige Haltung und den beſonnenen Gleichmuth eines Weiſen."

„Der Vicekönig von Neapel, de Launoy, führte den König nach Madrid. Der Kaiſer wollte ihn aus Rückſichten der Staatsklugheit nicht ſehen, und ging daher noch vor ſeiner Ankunft nach Toledo. Freimüthig geſtand ich dem Kaiſer vor ſeiner Abreiſe meinen Wunſch, den König zu ſehen, und da dies auch der Wunſch der Königin Eleonore und der Prinzeſſin von Aragonien war, ſo verſprach er, ihn uns zu gewähren, und bald ward nun auch die Art und Weiſe ſinnreich ausgemittelt, auf die wir den König ſehen konnten, ohne von ihm geſehen zu werden. Im Hintergrunde des für ihn beſtimmten, prachtvoll geſchmückten Gemaches ließ der Kaiſer eine goldene Arabeske auf braunem Grund anbringen, welche die Wand verdeckte, hinter der eine Tribüne errichtet wurde. Zu dieſer konnte man durch einen geheimen Gang gelangen, und dann nicht nur Alles hören, was im Gemache des Königs geſprochen wurde, ſondern auch vermittelſt einiger Schieber, die in der Arabeske angebracht waren, durch die Verzierungen hindurch das ganze Zimmer überſehen. Dorthin führte uns der Kaiſer, der heimlich von Toledo zurückgekommen war, am Abend der Ankunft Franz des Erſten. Wir konnten bis in die hellerleuchteten

Vorzimmer des Gemachs ſehen, die ſich nach und nach mit der Wache des franzöſiſchen Monarchen und mit ſeinem Gefolge füllten. Der König ging langſam durch dieſe Reihen hin, und trat, nur von Wenigen begleitet, in das Zimmer, wo wir ſeiner Erſcheinung harreten. Der Connetable von Bourbon ging vor ihm her. Er war ſehr einfach gekleidet, aber durch den Adel ſeiner Geſtalt und ſeines Anſtandes erſchien er ſo ausgezeichnet, daß man in den Augen der Königin Eleonore die Freude ſtrahlen ſah, dem Helden zur Belohnung des erkämpften Sieges beſtimmt zu ſein. Ihm folgte der König, deſſen edle Geſtalt durch die Würde, mit der er ſein Geſchick trug, neue Majeſtät gewann. Sein Gefolge beſtand aus den Officieren ſeiner Wache, aus Pomperan, der, wenn gleich ein Vertrauter des Herzogs von Bourbon, doch auch ein Liebling des Königs iſt, und aus drei andern Männern, die ſelbſt neben dem Monarchen und dem Herzoge ſich noch Beachtung zu gewinnen vermochten. Der Prinz von Melphi, Carraciol, ging neben dem König. Da er jetzt am franzöſiſchen Hofe lebt," fuhr Alphonſine erröthend und mit niedergeſchlagenen Augen fort, „ſo bedarf es keiner weitern Schilderung. Ihm folgte ein junger, ſehr großer Mann, deſſen ſtolze Miene uns nicht mißfiel. Der Kaiſer ſagte uns, es ſei Don Sancho da Leva, der Neffe des kaiſerlichen Heerführers dieſes Namens, und neben dieſem erblickten wir Alphonſo da Avalos, Marquis del Guaſte. Dieſer junge Krieger ſtrahlte in ſo goldglänzendem Waffenſchmuck, daß der Blick unwillkürlich immer wieder zu ihm zurückkehrte. Er hatte den Helm abgenommen und eine Fülle der ſchönſten blonden Locken flog um ſeine Schultern. Nicht ſehr groß von Geſtalt, war er um ſo anmuthsvoller und gewandter in allen ſeinen Bewegungen, und ſeine großen ſchwarzen Augen voll Glanz und Zärtlichkeit verſchönerten ein Geſicht, deſſen Züge durch eine Miſchung von Kühnheit und Schwärmerei einen höchſt anziehenden Ausdruck gewannen.“

„Ich redete ganz unbefangen und freimüthig über den Eindruck, den der Anblick dieſer Geſtalten auf mich machte, doch da ich an dem gezwungenen Lächeln des Kaiſers merkte, daß ich meine Bewunderung der edlen Haltung des Königs zu lebhaft ausgeſprochen hatte, ſo nannte ich, als er mich ſcherzend fragte, welcher von Allen mir der Liebenswürdigſte zu ſein dünke, ohne Zögern den Prinzen von

Melphi. Der Kaiſer ging noch in derſelben Nacht nach Toledo zurück, wohin ihm am Morgen die Königin Eleonore mit allen Damen folgte. Der ganze Hof verſammelte ſich am Tage ihrer Ankunft bei ihr, und hier ſtellte mir der Kaiſer den Prinzen von Melphi mit einer Anſpielung auf meine Aeußerung über ihn vor. Um meine Verlegenheit zu verbergen, zog ich Don Sancho da Leva, der zufällig neben mir ſtand, mit in das Geſpräch, welches gegen meine Erwartung Einfluß auf mein Schickſal erhielt, da Beide von dieſem Augenblick an eine ernſte Leidenſchaft für mich zeigten. Die Königin Eleonore glaubte ſich ſorglos dem Eindruck überlaſſen zu können, den der Herzog von Bourbon auf ſie machte, da der Kaiſer ihm ihre Hand zugeſagt hatte, und unter eben ſo günſtigen Ausſichten entfaltete ſich die Liebe, welche die Herzen des edlen Marquis del Guaſte und meiner Freundin Maria an einander band. Ihre frühern Anbeter, Don Fadriques und der Herzog von Nagera boten zwar fortdauernd Alles auf, ihre Huld zu gewinnen; ſie trugen bei Stiergefechten und Ringelrennen ſtets nur ihre Farbe, ſie brachten ihr allnächtlich Serenaden und ſuchten ſich gegenſeitig in den ſinnreichſten Huldigungen der Galanterie zu übertreffen; allein auch in dieſem Wettſtreit trug der Marquis den Sieg davon, da es faſt nicht möglich iſt, ihn an Prachtliebe und Geſchmack zu überbieten.“

„Monde vergingen uns unter heitern Feſten und Spielen. Der Prinz von Melphi geſtand mir im Verlaufe derſelben ſeine Liebe; ich war nicht unempfindlich dagegen, allein ich verſchleierte mein Herz, ſo daß er die Regungen deſſelben kaum zu ahnen vermochte. Man wußte allgemein, daß unſre Aeltern ihre Häuſer durch unſre Vermählung zu vereinigen wünſchten, und der Befehl meines Vaters, den Prinzen als den mir von ihm beſtimmten Gemahl anzuſehen, war ſeiner Bewerbung um meine Gunſt ſo ſchnell und günſtig entgegen gekommen, daß ich einige Unſicherheit über den Ausſpruch meines Herzens nothwendig glaubte, wenn ich mich von dem Ernſt und der Tiefe ſeiner Leidenſchaft überzeugen ſollte. Er hatte indeſſen die Beruhigung, zu ſehen, daß ich Don Sancho mit der entſchiedenſten Gleichgültigkeit behandelte und keinen andern Bewerber ihm vorzog. Donna Maria war milder und freundlicher als ich geſinnt; ſie beglückte den Marquis del Guaſte mit dem Geſtändniß ihrer Gegenliebe, und da ich ihre Vertraute war, erlaubte ich mir gegen Don Guaſte nicht blos ein traulicheres Benehmen, ſondern auch im allgemeinen Geſpräche manche kleine Neckerei, manche Anſpielung auf nur uns Dreien bekannte Vorfälle. Dies reichte hin, um Don Sancho in ſeinen Vermuthungen über den Gegenſtand meiner Liebe irre zu leiten.“

„In dieſer Zeit kam Vanzeſta, deren Namen ich Ihnen ſchon genannt habe, in Madrid an. Man glaubte, ſie ſei von der Statthalterin der Niederlande geſandt, um dem Kaiſer ein wichtiges politiſches Geheimniß zu entdecken, und Carl der Fünfte ſelbſt wünſchte dieſen Wahn zu unterhalten. Vangeſta war gegen mich und gegen Donna Maria auffallend kalt, und dadurch gereizt, konnte ich es mir nicht verſagen, es ihr und dem Kaiſer bemerkbar zu machen, daß das Geheimniß ihrer Liebe für mich keins ſei. Dem Kaiſer mißfiel dieſe Entdeckung, und um den Höflingen die Gelegenheit zu entziehen, ſie auch zu machen, ging er mit ſeinem Hofſtaate nach Toledo, nachdem er vor ſeiner Abreiſe aus Madrid der Herzogin von Alençon Päſſe ertheilt hatte, um den König, ihren Bruder, der krank war, beſuchen zu dürfen. Aber noch vor ihrer Ankunft wurde die Krankheit Franz des Erſten ſo gefährlich, daß ſie den Kaiſer veranlaßte, ſchleunig nach Madrid zurückzukehren, ja man ſprach ſelbſt davon, daß er mehrere Nächte am Lager ſeines erlauchten Gefangenen durchwacht habe; doch iſt das perſönliche Benehmen des Kaiſers gegen den König nur Wenigen bekannt geworden, da Carl auf das ſorgfältigſte vermied, es zur öffentlichen Kunde zu bringen. Der ganze Hof war auf die Ankunft der Herzogin geſpannt; ſie kam und erſchien wie eine Frühlingsſonne, deren Herrlichkeit die ganze Natur feiernd empfindet und ſich in ihren belebenden Strahlen verſchönert. Mir bleibt der Eindruck, den ſie auf uns Alle machte, ewig unvergeßlich. Wie viele ſchöne Frauen hatte ich nicht geſehen und es doch nicht zu ahnen vermocht, daß der Himmel es den Menſchen vergönnen könne, Frauenreiz zu ſolcher Engelshoheit und Schönheit verklärt auf Erden zu ſehen. Alle Herzen flogen ihr entgegen, alle Blicke fühlten von ihrem Zauber ſich unwiderſtehlich gefeſſelt; Carl erinnerte ſich nicht mehr, daß eine Bangeſta auf der Welt war; er liebte die Herzogin vom erſten Augenblick an, wo er ſie ſah, mit all der tief verhaltenen Gluth ſeiner gewaltigen Natur, und wie die

Sonne in Spanien feuriger und glanzſtrahlender iſt, als in manchen andern Ländern, ſo ſprach auch die Huldigung, die alle Herzen ihr darbrachten, ſich glühender und leidenſchaftlicher aus. Zwar konnten die Frauen Anfangs einer leiſen Empfindlichkeit nicht wehren, durch ihre Erſcheinung ſich ſo ganz in Schatten geſtellt zu ſehen, aber kaum war ſie einige Tage in Madrid, als auch dieſe ihr mit gleicher Begeiſterung, wie die Männer, huldigten. Donna Maria, Chimene von Infantado und ich, wir waren die Glücklichen, die ſie vorzugsweiſe mit ihrer Gunſt beehrte, und die in dieſer die Aufforderung fanden, uns vorzugsweiſe ihrem Gefolge anzuſchließen. Wie reich belohnte ſie uns aber auch für unſre Liebe und Ergebenheit durch die Ueberzeugung, ihr wirklich theuer geworden zu ſein! Doch nur zu bald und früher, als wir es vermutheten, mußten wir uns von dieſer unvergleichlichen Prinzeſſin trennen, da ſie durch Umſtände gezwungen wurde, ihre Rückreiſe nach Frankreich zu beſchleunigen. Der Kaiſer empfand es tief, daß die Herzogin aus Liebe zum Connetable von Bourbon es ausgeſchlagen hatte, den Thron mit ihm zu theilen, allein um die Welt darüber zu täuſchen, beſchleunigte er ſeine Vermählung mit der Infantin von Portugal, und Alle, die zu ihrem Hofſtaate gehörten, erhielten den Befehl, ihr bis Sevilla entgegen zu gehen.“

„Der Prinz von Melphi und der Marquis del Guaſte nahmen eben ſo zärtlich als ehrerbietig von uns Abſchied; während unſrer Reiſe empfingen wir jeden Morgen durch Eilboten Briefe von ihnen, indeß wir auch Abends in den Serenaden, die vor unſern Fenſtern erklangen, den Gruß ihrer Liebe und ihrer Treue vernahmen. Einige Tage nach uns kam auch die Infantin, von ihren beiden Brüdern, Don Louis und Don Fernando, begleitet, in Sevilla an. Die Schönheit dieſer Prinzeſſin hatte durch einen Ausdruck ſchüchterner Sanftmuth in Blick und Weſen einen Charakter von jugendlicher Liebenswürdigkeit, der ihrer Erſcheinung einen unwiderſtehlichen Reiz verlieh. Sie ging mit uns ſo vertraulich wie mit Schweſtern um, und ſuchte von uns zu erfragen, wie ſie ſich zeigen müſſe, um dem Kaiſer, in welchem ſie mehr einem ſtrengen Gebieter, als einem zärtlichen Gemahl entgegen ſah, zu gefallen. Bei ſeiner Ankunft ſah ich mit dem erſten Blick auf ihn, daß er ſich förmlicher denn je in ſeine Majeſtät und in ſeine ſpaniſche Grandezza eingehüllt hatte;

doch als ſeine holde Braut ihm zu Füßen ſank, um ihn als Gebieter zu bewillkommnen, überraſchte ihn ſichtlich ihre Schönheit und ihre bis zur Bangigkeit ſchüchterne Ehrfurcht; ſein ſtrenger Ernſt verſchwand und ſie erhebend und ritterlich ſein Knie vor ihr beugend, küßte er ihre Hand und dankte ihr zärtlich für das unſchätzbare Geſchenk, das ſie ihm mit derſelben gewähre. Der Hochzeitstag wurde feſtgeſetzt und Alles aufgeboten, ihn ſo prachtvoll als möglich zu feiern. Am Vorabend deſſelben waren wir mit der Infantin im Garten ihres Pallaſtes, den, nach ſpaniſcher Hofſitte, nur ihre Damen betreten durften. Erſt in der Abenddämmerung kehrte ſie in ihr Gemach zurück und auch Donna Maria und ich waren im Begriff, uns zu entfernen, als aus einem der Seitengänge eine verſchleierte Dame auf uns zutrat und uns bat, ſie nach der nächſten Jasminlaube zu begleiten, weil ſie uns allein zu ſprechen wünſche. Arglos faßte Donna Maria meinen Arm, um der Verſchleierten zu folgen, die uns abwärts in ein Gebüſch führte, wo wir plötzlich von acht Vermummten überfallen wurden, die uns den Mund verſtopften und vogelſchnell mit uns davon eilten. Unſer Widerſtand war vergeblich, man trug uns bis zu einer Seitenpforte des Gartens, wo ein Wagen harrete, in welchem zwei verlarvte Männer uns erwarteten und der ſo dicht verhängt, ſo feſt verſchloſſen war, daß wir uns darin, wie in einem dunkeln Gefängniſſe befanden. Der Schreck hatte uns betäubt; denn erſt, als der Wagen mit uns dahin rollte, erhielten wir unſre Beſinnung wieder und erkannten unſre Räuber, die leiſe mit einander flüſterten, an ihrer Stimme; es waren der Herzog von Nagera und Don Sancho. Beide boten, als ſie ſich erkannt ſahen, Alles auf, ihre Unthat zu entſchuldigen und ſie durch die Gewalt ihrer Leidenſchaft zu rechtfertigen, allein die tiefe Verachtung, mit welcher wir ſie behandelten, zwang ſie bald zum Schweigen.“

„Raſtlos eilten ſie mit uns fort, des andern Tages erſt wurde bei dunkler Nacht in einem Walde ſtill gehalten, wo wir ein für uns aufgeſchlagenes Zelt, ſo wie auch mehrere zu unſrer Bedienung beſtimmte Frauen fanden, die uns auf der fernern Reiſe begleiteten. Ich ſage Ihnen nichts von unſerm Gram; unſer bitterſter Schmerz war die Schmach, welche dieſe Ehrloſen uns zugefügt, indem ſie uns, gleichſam unter den Augen der Infantin, ihrem Schutz entriſſen. Unſre Räuber brachten uns nach Frankreich, wo ſie auf Schutz gegen den Kaiſer hofften, und dies bewog ſie auch, ihren Aufenthalt in der Nähe des Hofes zu wählen. Bei dem Abſcheu, den wir ihnen unverholen zeigten, fanden ſie es nothwendig, uns wie Gefangene zu behandeln, und wenn wir gleich erriethen, daß wir in Frankreich waren, ſo wußten wir dennoch nicht, in welcher Gegend des Reichs wir uns befanden. Eines Tages, wo wir in unſerm Zimmer eingeſchloſſen, unſern Thränen freien Lauf ließen, ſahen wir mit freudigem Erſtaunen einen Knaben durch den Kamin zu uns niederſteigen, der uns winkte, ſtille zu ſein, und, behutſam zu uns heranſchleichend, uns leiſe erzählte, die Wirthin des Hauſes ſei ſeine Schweſter, und da ſie aus manchem Umſtand errathe, daß wir entführt ſeien, habe ſie ſich entſchloſſen, uns zu befreien, wenn uns der Muth nicht fehle, den von ihr entworfenen Plan auszuführen. Wir ſollten nämlich in der nächſten Nacht auf einer Strickleiter aus unſerm Fenſter in den Garten hinabſteigen, wo uns der Knabe erwarten wolle, um uns zu ſeinem Oheim zu führen, der ſich erboten habe, uns eine ſichere Freiſtatt zu gewähren. Mochte es nun gleich gewagt ſein, ganz Unbekannten auf Treu und Glauben uns anzuvertrauen, ſo waren wir doch dazu entſchloſſen und gaben unſerm kleinen Unterhändler einen Ring und eine Schmucknadel, um ſie ſeiner Schweſter als ein Pfand unſerer Dankbarkeit zu überbringen. Der Tag dünkte uns unerträglich lang und doch ſahen wir mit bangem Herzklopfen die Nacht herannahen. Um Mitternacht öffneten wir das Fenſter und traten die uns gefährlich dünkende Niederfahrt an; ſie wurde glücklich vollbracht und wir fanden unſern kleinen Führer, der unſer ſchon harrete. Aber noch nicht funfzig Schritte waren wir gegangen, als der Knabe horchend ſtehen blieb und uns zufliſterte, daß er in dem nächſten Laubengang reden höre. Unbeweglich blieben wir ſtehen, Fußtritte näherten ſich, und wir erkannten den Herzog von Nagera an der Sprache, der Arm in Arm mit Don Sancho, nur durch eine Blätterwand von uns getrennt, ſo nahe bei uns vorüberging, daß wir kein Wort ihrer Unterredung verloren. Er erzählte, ſein Stallmeiſter ſei eben von Paris zurückgekommen und habe ihm Nachricht von der Ankunft des Prinzen von Melphi mitgebracht, der ſowohl von Franz dem Erſten, als auch von deſſen Schweſter mit ausgezeichneter Huld aufgenommen worden ſei. Don Sancho kam mit dem Herzog darin überein, daß ſie uns, um ſich den Nachforſchungen des Prinzen zu entziehen, mit Anbruch des Tages aus unſerm bisherigen Aufenthalte nach irgend einer entlegenen Provinz führen wollten, wo ihnen eine noch tiefere Verborgenheit ihren Raub zu ſichern vermöge. In unausſprechlicher Angſt ſetzten wir, ſobald ſie ſich entfernt hatten, unſern Weg fort; ſie gab uns Flügel, der Knabe führte uns aus dem Garten einen Richtweg durch den Wald, und in der Morgendämmerung erreichten wir das Haus ſeines Oheims, eines freundlichen Greiſes, der uns herzlich willkommen hieß. Mit unausſprechlicher Freude hörten wir von ihm, daß ſeine Wohnung, in dem Walde von St. Germain, kaum eine halbe Stunde vom königlichen Schloſſe entfernt liege, und daß der König mit ſeiner Schweſter, deren Vermählung mit dem König von Navarra wir gleichfalls zuerſt von ihm erfuhren, in St. Germain anweſend ſei.“

„Donna Maria wollte ſogleich an die Königin ſchreiben, um ihren Schutz für uns zu erbitten; ich wünſchte dagegen, noch einige Zeit verborgen zu bleiben, weil ich hoffte, daß dann unſre Räuber dieſe Gegend verlaſſen und auf dieſe Weiſe das Zuſammentreffen des Prinzen von Melphi mit ihnen verhütet werden würde. Meine Freundin gab meinen Wünſchen nach, und da wir mehrere Tage ganz ruhig und ungeſtört in unſerm Hüttchen zugebracht hatten, machte uns dies ſo ſicher, daß wir durch die Schönheit des heutigen Abends zu einem Spaziergang uns verlocken ließen, der uns wahrſcheinlich wieder in die Hände unſerer Verfolger gebracht hätte, wenn uns nicht unſer hochſinniger Erretter von ihnen befreiet, ehe wir noch die uns drohende Gefahr erkannt hatten.“

Lautrec und Dragut hatten die Erzählung Alphonſinens mit reger Theilnahme angehört, und ſprachen ihr eben den Dank für das ihnen geſchenkte Vertrauen aus, als Hörnerklang und Roſſestrab ſie unterbrach. Die Damen eilten an das Fenſter und erblickten den König, der auf die Jagd zog, und neben ihm ſeine unvergleichliche Schweſter, deren Blick, als ſie ihn zufällig hob, den Blicken der beiden Fürſtinnen begegnete. „Iſt das mehr als ein Traum!“ rief ſie, die Hand zu ihnen erhebend und dadurch die Blicke des Königs auf ſie hinlenkend, der mit gleichem freudigen Erſtaunen beide Damen erkannte. Doch in dieſem Augenblicke ſprengte auch ſchon der Prinz von Melphi aus dem Gefolge vor und warf ſich, Alles vergeſſend, vom Pferde, um ſeiner Alphonſine entgegen zu fliegen. Nur ein Blick, nur ein Wort im vollen Ton der Liebe ward Beiden zur Feier dieſes Wiederſehens vergönnt, denn ſchon nahete ſich auch der König, um ſie mit der feinen Ritterſittigkeit zu begrüßen, die ſeinem Betragen ſo hohe Anmuth verlieh. Die Königin flog in die Arme ihrer Freundinnen, die ſie mit inniger Zärtlichkeit an ihr Herz drückte und fragte, welchem Wunder ſie die Erfüllung ihres Wunſches, Beide in Frankreich zu ſehen, verdanke. Die Prinzeſſinnen erwähnten nur flüchtig des gegen ſie verübten Frevels, indem ſie ſich für eine andere Stunde die ausführliche Erzählung deſſelben vorbehielten. Die Jagd wurde aufgeſchoben, die Königin kehrte, von ihren Freundinnen begleitet, in das Schloß zurück, wo ſie ihnen eine ihrem Range geziemende Wohnung anzuweiſen befahl und ſie mit Schmuck, Kleidung, Bedienung und Allem, was ſie bedurften, verſehen ließ. Beiden Damen that nach der ſchlafloſen Nacht Ruhe noth; ſie zogen ſich in ihr Schlafgemach zurück, und erſt am Nachmittage kam die Königin, ſie zu beſuchen, begleitet von ihren Damen, dem Prinzen von Melphi, Lautrec und Dragut. Ihr folgte bald der König, der ſeinen Schwager, den König von Navarra, mitbrachte, ihn den Prinzeſſinnen vorzuſtellen. Die Unterhaltung war geiſtreich und heiter; die beiden Spanierinnen ſtrahlten in all der ſüdlichen geiſtigen Lebendigkeit ihres Landes, und mehrere Damen aus dem Gefolge der Königin wetteiferten mit ihnen in Geiſt, Anmuth und Scherzhaftigkeit; doch alle dieſe ſchönen geiſtreichen Frauen dienten nur dazu, der Königin von Navarra ein Gefolge zu bilden, wie der Mond es in dem Glanze ſeines Silberlichtes am Sternenheere hat.

Den folgenden Tag aßen die Freundinnen zu Mittag bei der Königin Margaretha, die ſie nach der Tafel, ihrer Mutter, der Herzogin Louiſe von Angoulème, und der Prinzeſſin Renata von Frankreich, Tochter Ludwigs des Zwölften, vorſtellte. Die Herzogin war nach verſchwundener Jugend doch noch ſchön unter den Schönſten; ſtolz und hoch von Geſtalt, ehrfurchtgebietend in Blick, Ton und Anſtand, umfloß in reichem Jugendſchmuck eine Fülle goldblonder Locken ihr hohes Haupt. Sie empfing die beiden Spanierinnen mit huldreicher Herablaſſung; doch einen tiefern Eindruck machte auf dieſe die herzgewinnende Freundlichkeit, mit welcher die Prinzeſſin Renata ſie in Frankreich willkommen hieß, und die in dieſer Stunde ſchon den Grund zu der Liebe und Verehrung legten, mit der ſie ihr ſtets ergeben blieben. Ohne ſchön zu ſein, gewann Madame Renata alle Herzen; ſie hatte geiſtreiche Züge, ſeelenvolle Augen, blendendweiße Zähne und eine Jugendanmuth in ihrem ganzen Weſen, die ihr ſehr reizend ſtand. Nach den erſten Begrüßungen durchlief Alphonſine mit ihren hellen Augen die ganze Verſammlung; ihr Blick haftete auf dem Prinzen Herkules von Eſte, einem der ſchönſten Männer ſeiner Zeit, der die Prinzeſſin Renata hoffnungslos liebte, da er, der Sohn der berüchtigten Lucretia Borgia und zugleich ein jüngerer Prinz ſeines Hauſes, ſich durch eine große Kluft von einer Königstochter Frankreichs geſchieden fand. Alphonſinens Falkenblick war gleich über die Stimmung ſeines Herzens im Klaren, und ſie fliſterte Donna Maria, welche neben ihr ſaß, ihre Entdeckung zu. Die Königin, welche die leiſe gefliſterten Worte vernommen, lachte hell auf. „Alphonſine," ſagte ſie, „wird ſich durch ihren Scharfblick hier eben ſo furchtbar machen, als ſie es am ſpaniſchen Hofe war, und ich bin überzeugt, daß ſie, ehe acht Tage vergehen, Herzensgeheimniſſe enträthſelt haben wird, die wir Alle noch nicht ahnen."

— „Darf ich Ew. Majeſtät bitten,“ antwortete ſie, „mir zu ſagen, ob nicht jener prächtig gekleidete Jüngling mit der ſtolzen und doch kummervollen Miene jene junge, ſchwarzäugige Dame liebt, deren Nymphengeſtalt mir ganz beſonders anmuthig erſcheint?“ — „Das wäre wirklich ein errathenes Geheimniß, meine Liebe,“ erwiederte die Königin, „es iſt der Marſchall von Montmorency, ein junger Mann, dem mein Bruder ſehr gewogen iſt, und jene Dame iſt eine nahe Verwandte meiner Mutter, die Tochter ihres Bruders, des Grafen von Villars, Baſtards von Savoyen. Sie war mit dem heldenkühnen Gaſton de Foix verlobt, den ihr der Tod entriſſen, und trotz aller Verdienſte Montmorency's würde ſie doch, wie ich glaube, ſich nie entſchließen, eine Verbindung einzugehen, die dem ihr früher beſtimmten Looſe, Gemahlin eines königlichen Prinzen zu werden, nicht zu entſprechen vermöchte.“

Hier trat Franz der Erſte ein. Er ſah ernſt und mißmuthig aus und näherte ſich ſeiner Mutter, ihr die eben erhaltene Nachricht mitzutheilen, daß der Herzog von Bourbon in Italien einen blutigen Sieg über die franzöſiſchen Truppen erfochten habe. Die Herzogin wechſelte die Farbe und warf ihrer

Tochter, der Königin, einen ſo furchtbar drohenden Blick zu, daß dieſe erſchüttert aufſtand, um ſich zu entfernen. Die Freundinnen folgten ihr, und Alphonſine konnte ſich, da ſie das Auge der Königin von wehmuthsvoller Schwermuth umwölkt ſah, nicht enthalten, ihr zu ſagen: „Nach dem, was wir in Madrid von der Leidenſchaft des Connetable für Ew. Majeſtät geſehen; nach dem Glück, das ihm damals zu hoffen vergönnt wurde, und nach Allem, was von dem Verhältniſſe der Herzogin von Angoulème zu ihm dem ganzen Europa bekannt geworden iſt, darf ich es vielleicht wagen, Ew. Majeſtät daran zu erinnern, daß Sie uns einſt mit dem Zuſammenhange dieſer Begebenheiten bekannt zu machen verſprachen."

„Ach," ſeufzte die Königin, „was Sie zu erfahren wünſchen, iſt ein Gewebe von Schuld und Unglück, deſſen Opfer ich leider nicht allein geworden bin! Es würde mir unmöglich ſein, Ihren Wunſch zu erfüllen, allein die Gräfin Alſaide von Caumont iſt ſeit meiner Kindheit meine Vertraute und die Augenzeugin aller Begebenheiten meines Lebens geweſen, die, als eine Folge der unglücklichen Liebe des Connetable, nicht blos ſein und mein Leben vergiftet, ſondern auch mehr als einmal die Ruhe Europa's erſchüttert haben.“

In dieſem Augenblick wurde die Gräfin von Caumont gemeldet, die ſo eben von Paris eintraf. Die Göttin der Jugend und der ſüßlächelnden Heiterkeit ſchien mit ihr in das Zimmer zu treten. Mit froher Traulichkeit flog ſie auf die Königin zu, ihr die Hand zu küſſen, und begrüßte dann die beiden Damen, als dieſe ſie ihr nannte, mit hochachtungsvoller Freundlichkeit. Die Königin machte ſie mit dem Wunſche der Freundinnen bekannt, und da ſie bei dieſer Erzählung nicht gegenwärtig ſein wollte, hieß ſie ſie in ihr Cabinet gehen, wo ſie vor jeder Störung ſicher waren, und wo Alſaide folgendermaßen ihre Erzählung begann:

„Margaretha von Valois erhielt gemeinſchaftlich mit ihrem Bruder, dem jetzigen Könige, von ihrer Mutter eine vortreffliche Erziehung, die im ſiebzehnten Jahr ihres Lebens zur Witwe geworden, ſich ungetheilt und mit dem glücklichſten Erfolge der Bildung ihrer Kinder widmete. Ludwig der Zwölfte hatte keine Söhne, und da der junge Franz von Angoulême ſein muthmaßlicher Thronfolger war, forderte er die Herzogin auf, die Erziehung ihrer Kinder an ſeinem Hofe zu vollenden. Sie erſchienen wie zwei Geſtirne, vor deren Glanz jeder andre erliſcht. Der junge Prinz bezauberte alle Frauen, wie die Prinzeſſin alle Männer. Madame Claudia, die älteſte Tochter Ludwigs des Zwölften, konnte, obgleich dem jetzigen Kaiſer Carl dem Fünften, damaligen Infanten von Spanien, zur Gemahlin beſtimmt, ihr Herz dem Eindruck ſo vieler Liebenswürdigkeit nicht verſchließen; ſie liebte den Prinzen mit einer Innigkeit, die er nie erwiedert hat, obgleich ihre Herzensgüte und ihre Geiſtesbildung ſie zu einer der vortrefflichſten Frauen unſrer Zeit machten. Von den Männern, die der Prinzeſſin Margaretha huldigten, nenne ich Ihnen nur den Herzog von Alençon, Lautrec, Bonnivet und den Connetable, der damals noch Graf von Montpenſier hieß. Der Herzog von Alençon war eben ſo klein an Geiſt, als unanſehnlich von Geſtalt; ſein Rang als erſter Prinz von Geblüt war das Einzige, was ihm Beachtung gewann; er war ſeit ſeiner Kindheit mit der reichſten Erbin Frankreichs, mit der Prinzeſſin Suſanna von Bourbon, verſprochen; allein er fand in dieſer Verbindung keine Schutzwehr gegen den Eindruck, den die Prinzeſſin Margaretha auf ihn machte. Lautrec und

Bonnivet waren in der Hingabe an ihre Leidenſchaft unſinnige Thoren, doch mit dem Unterſchiede, daß Lautrec, durch hohen Glanz perſönlichen Verdienſtes ausgezeichnet, ſtets in den Schranken ſtummer Ehrfurcht und Huldigung ſich zu erhalten vermochte, während Bonnivet, mit dem Grafen von Angoulème erzogen, als Vertrauter und Günſtling auf die Zuneigung dieſes Prinzen trotzend, ſeine Liebe mit einer oft ſo verwegenen Kühnheit zur Schau zu tragen wagte, daß ſie an jedem Andern würde beſtraft worden ſein. Er galt allgemein für einen der ſchönſten Männer unſers Jahrhunderts, aber ſein eignes eitles Wiſſen um dieſen Vorzug raubte ſeiner Seele die Energie wahrer Männerwürde und grub den Abgrund, in welchem er, von Leidenſchaft und Selbſtverblendung fortgeriſſen, ſeinen Untergang finden ſollte.“

„Den Connetable von Bourbon haben Sie ſelbſt in Spanien geſehen. Er wird allgemein als der größte Heerführer ſeiner Zeit, als ein ſtrahlendes Ehrenbild großſinniger Ritterlichkeit und feiner Sitte, als der edelſte Fürſt unſers Zeitalters bewundert. Wenige dürfen ſich erkühnen, ihm gleichen zu wollen, Keiner, ihn zu übertreffen. Sein Geſchlecht iſt das edelſte, da er in gerader Linie von Ludwig dem Heiligen abſtammt. Graf Gilbert von Bourbon, ſein Vater, ſtarb in Neapel als Vicekönig dieſes Reichs, in der Blüthe ſeiner Jahre. Sein älteſter in Frankreich zurückgebliebener Sohn diente in dem Heere, welches Ludwig der Zwölfte zur Wiedereroberung Neapels nach Italien ſandte. Als dieſes triumphirend in Neapel einzog, flammte in dem Herzen des jungen Bourbon, der als einen der Tapferſten des tapfern Heeres ſich bewieſen hatte, eine unausſprechliche Sehnſucht, das Grab ſeines Vaters aufzuſuchen. Alle Führer des Heeres begleiteten den jungen Helden zu der geweiheten Stätte. Bourbon ließ ſich den Sarg öffnen, doch als er den Leichnam des geliebten Vaters erblickte, brach ſein Heldenherz, und er ſtürzte todt auf ihn nieder. In einem Sarge vereinigt führte das Heer die Leichen des Vaters und des Sohnes nach Frankreich zurück."

„Der Tod dieſes älteren Bruders erhob den jetzigen Connetable, damaligen Grafen von Montpenſier, zum Haupte der jüngern Linie ſeines Hauſes, ſo wie er ihm auch die Anwartſchaft auf die reichen Beſitzungen des Herzogs Peter von Bourbon gab, der, mit Anna von Frankreich, Tochter Ludwigs des Eilften, vermählt, keinen Sohn, ſondern nur eine Tochter aus dieſer Ehe hatte. Das Saliſche Geſetz, welches die hochſinnige Anna von Frankreich vom Thron ihrer Väter ausgeſchloſſen hatte, ſchloß auch ihre Tochter Suſanna von Bourbon von der Erbfolge der Beſitzungen ihres Vaters aus, die nach allen in Frankreich geltenden Geſetzen und Rechten an den jungen Grafen von Montpenſier, als den Aelteſten der jüngern Linie dieſes Hauſes, fallen mußten. Doch nach dem Tode des Grafen Gilbert und ſeines älteſten Sohnes ſchien dem Herzog Peter der Zeitpunkt zu günſtig, um nicht einen Verſuch zu machen, ſeiner Tochter den Erbbeſitz ſeiner Länder zu ſichern. Der Graf von Montpenſier war noch ein Knabe, unfähig ſeine Rechte zu vertheidigen, und ſo gelang es dem Herzog, von Ludwig dem Zwölften die Ausfertigung eines Patents zu erhalten, das ſeiner Tochter Suſanna den Beſitz der Herzogthümer Bourbon und Auvergne, ſo wie der Grafſchaft Clermont zuſicherte; allein das Parlament verweigerte die Einregiſtrirung deſſelben, und erſt als Herzog Peter durch die Verlobung ſeiner Tochter mit dem Herzog von Alençon ſein Intereſſe zu dem des königlichen Hauſes machte, beugte ſich das Recht vor einem königlichen Machtſpruche.“

„Die große Seele Anna’s von Frankreich empfand das dem jungen Grafen zugefügte Unrecht immer tiefer, immer lebhafter, je mehr ſie, ſo wie er heran wuchs, die Schönheit und Heldenherrlichkeit des jungen Prinzen preiſen hörte. Sie bewog ihren Gemahl, ſeinen Neffen nach la Chauſſière, einem bei Moulins gelegenen prachtvollen Schloſſe, wo Herzog Peter Hof hielt, einzuladen. Viel Rühmliches hatte das Gerücht von dem Jünglinge verkündet, und doch übertraf er noch die Erwartung, mit der Anna ihm entgegen geſehen. Des Grafen Seele war über jede Regung des Eigennutzes erhaben; er gewann ſeinen Oheim lieb, doch Anna von Frankreich ward bald der Gegenſtand ſeiner innigſten Ehrfurcht und einer wahrhaft kindlichen Liebe. Die Herzogin war gefühlvoll, zart und milde, wie ein edles Weib, und dabei großſinnig in Willen und Gedanken, wie ein edler Mann. Unter der Regierung ihres Vaters hatte ſie bedeutenden Antheil an Staatsgeſchäften gehabt, ſie kannte nicht nur den franzöſiſchen Hof, ſondern ſie hatte auch einen ſcharfen Blick und ein richtiges Urtheil für alle politiſche

Verhältniſſe Frankreichs zum Auslande. Bis zu dieſem Zeitpunkte hatte die Bildung des jungen Grafen in einſeitiger Richtung nur die Kunſt des Kriegers, nur Entwickelung der Körperkraft und Meiſterſchaft in allen Leibesübungen bezweckt; Anna weckte ſeinen Genius; ſie erſchloß ſeinen Blicken neue, ihm noch unbekannte Bahnen zu höherem Ruhm; kein Kranz, den Seelengröße und Geiſteshoheit erringen können, ſollte ihm, wie ſie verhieß, unerreichbar bleiben — auch hat er ſie alle gewonnen!“

„Ihre Tochter, Suſanna von Bourbon, war eine jener ſtillen weiblichen Naturen, die, nur in der innern, tiefverborgenen Gluth ihrer Empfindungen lebend, dem flüchtigen Beobachter oft kalt und unbedeutend erſcheinen. Bleich und reizlos von Geſtalt, zart und ſchweigſam in Sinn und Weſen, blieb der mächtige Eindruck, den der junge Graf auf ſie machte, von Allen unbemerkt. Sie liebte ihn mit aller Jugendmacht des Lebens in ihr, und der Schmerz, ihm als die Räuberin ſeines Erbes gegenüber zu ſtehen, verſtärkte die Gewalt ihrer Liebe mit allen Regungen, durch die eine unfreiwillige Schuld eine reine Seele zu erſchüttern vermag. Keiner errieth das Geheimniß ihres Herzens; in ihrem Betragen gegen den Grafen war ſie ſanft und ſchüchtern, wie er ihr dagegen in voller Unbefangenheit mit brüderlicher Zuneigung und Treue ergeben war. Der Vater bereuete nicht blos die gegen ſeinen Neffen begangene Ungerechtigkeit, ſondern auch Suſannens Verlobung mit dem Herzog von Alençon, da er es ſich nicht verhehlen konnte, daß eine Vermählung ſeiner Tochter mit dem Grafen ſeinen Wünſchen für das Glück des geliebten Kindes eine Gewährung geſichert haben würde, die man von dem Charakter des Herzogs von Alençon nicht hoffen durfte; doch ſein Alter und ſeine Schwäche hielten ihn von jedem Schritt zur Auflöſung dieſes Bündniſſes ab, mochte dieſe gleich ſein innigſter Wunſch ſein.“

„Nach ſeiner Rückkehr von la Chauſſière erſchien der junge Montpenſier zum erſten Mal bei Hofe. Die Leidenſchaft, die er der Herzogin von Angoulème einflößte, blieb von dem Augenblick ihrer Entſtehung an für uns Alle kein Geheimniß und würde auch ihm ſelbſt bemerklich geworden ſein, wenn nicht der erſte Blick, den er auf die Prinzeſſin Margaretha warf, unwiderruflich über ſein Schickſal entſchieden hätte. Sie war ſeine erſte Liebe und iſt unter allem Wechſel der Erſcheinungen, unter allen Stürmen ſeines Lebens die einzige Liebe dieſes großen Herzens geblieben. Der Himmel ſchien dieſe beiden ſchönen Seelen für einander geſchaffen zu haben. Von Kindheit an die Gefährtin und Vertraute der Prinzeſſin entging mir auch jetzt keine der Regungen ihres Engelherzens. Eine neue Welt lichter Ahnungen und ſeliger Träume umfing ſie, und ohne ſich ſelbſt in der wehmüthigen Seligkeit der zarten Sehnſucht zu verſtehen, die jetzt ihr Herz in ſüßen Seufzern hob, empfand ſie dennoch, daß Welt und Leben, Glück und Schmerz in früher nicht geahneter Tiefe ſich ihr zu offenbaren ſtrebten. Schüchtern wagte endlich der Graf, vom Zufall begünſtigt, das Geſtändniß ſeiner Liebe; Margaretha konnte ihm nicht zürnen, aber ſie durfte auch ſeine Kühnheit nicht gut heißen; denn wenn Beide auch der Geburt nach gleichen Ranges waren, ſo durfte doch der Graf, in Hinſicht auf den Thron, zu dem Franz von Angoulême berufen war, ſich nicht mit der Hoffnung ſchmeicheln, die Einwilligung des Königs zu einer Verbindung mit deſſen Schweſter zu erhalten.“

„In dieſem Zeitpunkte bot das Geſchick dem Grafen die Gelegenheit, auf die Dankbarkeit des Thronerben ſich große Rechte zu erwerben, gleichſam als wolle ihn der Himmel zu den ſchönſten Hoffnungen ermuthigen. Ludwig der Zwölfte liebte ſeine älteſte Tochter Claudia zu ſehr, um ſich der Wahl ihres Herzens, das den Grafen von Angoulême allen andern Männern vorzog, zu widerſetzen; allein ſchon ſeit der Ankunft der Herzogin Louiſe hatte zwiſchen ihr und ſeiner Gemahlin, Anna von Bretagne, ſich eine Spannung gezeigt, die immer feindſeliger wurde, je öfter und länger ſich beide Damen ſahen; die Königin konnte es nicht ertragen, in der Herzogin eine Frau neben ſich zu ſehen, die nicht allein ſchöner, ſondern auch wo möglich noch ſtolzer war, als ſie ſelbſt. Es war ihr daher ein unerträglicher Gedanke, in dem Sohne dieſer Frau den Gemahl ihrer Tochter ſehen zu ſollen; denn dieſe Verbindung hätte ja die Herzogin nach dem Tode Ludwigs des Zwölften der Königin im Range gleich geſtellt. Anna's hochfahrender Sinn und ihre Herrſchſucht hatten von jeher nur zu viel Macht über ihren Gemahl geübt, ſo daß er auch jetzt, ſeiner ewigen Fehden mit Ferdinand von Aragonien überdrüſſig, ſich um ſo leichter von ihr bereden ließ, dem früher entworfenen Plane, ſeine Tochter mit dem Enkel deſſelben, dem Infanten Carl, zu vermählen, treu zu bleiben. Dieſe Verbindung drohte Angoulême's Hoffnung auf Frankreichs Thron zu vernichten. Sein Schickſal hing in dieſer Lage von der Stimmung der Großen des Reichs und vorzüglich der Prinzen von Geblüt ab. Der Graf von Montpenſier trat als Verfechter ſeiner Rechte auf, er ſchilderte die Gefahren einer Verbindung der Prinzeſſin Claudia mit einem ausländiſchen mächtigen Prinzen auf das lebendigſte und drang beim König auf eine Zuſammenkunft der Stände; Ludwig berief dieſe nach Tours. Die feurige Beredſamkeit des Grafen von Montpenſier, die Liebe, mit der Alle ihm huldigten, gewann die Meinungen und Wünſche der Ständeverſammlung allgemein für ſeine Anſicht und der Widerwille gegen die Verbindung der Prinzeſſin mit dem Erzherzoge ſprach ſich ſo laut aus, daß der König die Unterhandlungen darüber augenblicklich abbrach und den Ständen ſein dem Grafen von Angoulême gegebnes Wort feierlich erneuerte. Der allgemeine Freudenjubel bei dieſer Verheißung rührte den guten König bis zu Thränen, und tief davon ergriffen, beſtimmte er den Tag zur Feier der Vermählung ſeiner Claudia mit dem von ihr ſo innig geliebten Franz.“

„Dieſe Vermählungsfeier rief auch den Herzog Peter mit ſeiner Gemahlin und Tochter nach Hofe. Könnte ich Ihnen doch den rührenden Zauber der ſtillergebnen Hoffnungsloſigkeit, der ſanften zärtlichen Wehmuth malen, der um Suſanna's zartbleiche Geſtalt ſchwebte! Sie blendete nicht, ſie flößte keine Bewunderung ein, aber ſie war geſchaffen, um zu lieben und geliebt zu werden. Auch bedurfte es für Suſanna und die Prinzeſſin von Valois nur eines Blickes, um ſich zu einander hingezogen zu fühlen, und dieſe Neigung des erſten Augenblicks erblühte, bei der gleichen Schönheit ihrer Seelen, ſchnell zur treuſten, innigſten Freundſchaft. Es gab nur ein Geheimniß zwiſchen Beiden, und ſelbſt dies Geheimniß war die Gleichheit Einer Empfindung, Einer Anerkennung des Vortrefflichen in Beider Herzen. Was der Graf für ihren Bruder gethan hatte, berechtigte die Prinzeſſin zu dem achtungsvollen und freundſchaftlichen Antheile, der in ihren Aeußerungen über ihn, in ihrem Betragen gegen ihn ſich ausſprach, und der Anſtand der ſtrengſten Sitte war ſo das Element ihres Weſens, daß ſelbſt Suſanna mit allem Scharfblick der Liebe das Geheimniß ihres Herzens nicht errieth. Auch Suſanna's Neigung würde der Prinzeſſin ein Geheimniß geblieben ſein, wenn nicht ein neuer, ihr bisher noch unbekannter Schmerz Suſanna's Herz und Leben mit einer Gewalt angegriffen hätte, daß ſie nicht zu widerſtehen vermochte. Die Herzogin Louiſe wußte, wie viel ihr Sohn dem Grafen von Montpenſier zu danken hatte, und dies Bewußtſein fachte ihre Leidenſchaft vollends zur hellen Flamme an. Noch immer war ſie eine der erſten Schönheiten des Hofes, und es ſchien nur zu leicht möglich, daß, wenn nicht Neigung, doch Ehrgeiz einen jungen Prinzen, der, ſeines Lehns unrechtmäßig beraubt, es ſeinem Schwert allein überlaſſen ſah, ihm ein ſeinem Range und ſeinem Verdienſte entſprechendes Beſitzthum zu erkämpfen, in ihre Schlingen ziehen konnte. Suſanna's Herz brach bei dem Gedanken, daß die um ihretwillen an ihm verübte Ungerechtigkeit vielleicht zur Klippe für ihn werden könne; ſie ward von Tag zu Tag bleicher und welkte ſo ſichtlich hin, daß die Angſt des für ihr Leben beſorgten Mutterherzens ihr das Geheimniß ihres Grames und ihrer Liebe entriß, das dann auch für die Prinzeſſin von Valois, die ſie mit unbeſchreiblicher Innigkeit liebte, kein Geheimniß mehr blieb.“

„Zu dieſer Zeit ſtarb Peter von Bourbon. Aus Rückſicht gegen die Wünſche ihres Gemahls, hatte Anna von Frankreich die Verbindung ihrer Tochter mit dem Herzog von Alençon ſich früher gefallen laſſen, ohne ſie je zu billigen; ihre edle Seele konnte den feigen, kleinſinnigen Charakter des Herzogs nur gering ſchätzen. Bei der Kälte, mit der er Suſanna behandelte, durfte ſie für die geliebte Tochter kein Glück hoffen, ja ſie konnte an der Seite eines ſolchen Gatten nicht einmal auf den ruhigen Beſitz der ihr zugeſprochenen Güter für Suſanna rechnen, wenn die Kunſtgriffe der Herzogin von Angoulème und ihr Hang zur Intrigue den kühnen Heldenſinn des jungen Grafen zum Kampf um dieſelben aufreizen ſollte. Der Graf von Montpenſier war der Abgott der Bourbonen, die laut darüber klagten, daß man ſie einem andern Fürſten übergeben wolle, während ihr eigner Herrſcherſtamm noch mit einer ſo herrlichen Blüthe prange. Anna von Frankreich empfand die Gerechtigkeit dieſer Klage; Suſanna's Seelenfriede und mit ihm die Erhaltung ihres Lebens hing an der Beſeitigung derſelben, und ſo bedurfte es nach dem Tode des Herzogs für Mutter und Tochter nur weniger Worte zur Verſtändigung, um gemeinſchaftlich auf die ihnen durch den Machtſpruch des Königs zuerkannte Erbfolge Suſanna's Verzicht zu leiſten. Dieſer Entſchluß heiſchte auch zugleich die Aufhebung der Verbindung mit dem Herzog von Alençon; ſie ſandte dieſem die 100,000 Franken, die ihm für den Fall eines Bruchs zugeſichert waren; er nahm ſie an, und nun lud die Herzogin den Grafen von Montpenſier zu ſich, um ihm zu ſagen, was ſie gethan, und ihn aufzufordern, ſeine Rechte gegen ſie und Suſanna vor dem Parlamente geltend zu machen."

„Seine Seele fühlte den Werth dieſer Handlungsweiſe, allein er verweigerte es entſchieden, Suſanna's Großmuth zu benutzen und die brüderlich geliebte Tochter einer Frau, der ſein ganzes Herz in Bewunderung und zärtlicher Ehrfurcht gehörte, eines Beſitzthums zu berauben, das er nie als das ſeinige betrachtet hatte. Suſanna's blaſſe Wangen rötheten ſich im Wiederſchein ihres tiefen Gefühls, als ſie die Beredſamkeit der innigſten Bitten, der liebevollſten Worte aufbot, um den Grafen zur Einwilligung zu bewegen. Zum erſten Mal durchzuckte ihn die Ahnung, er ſei von ihr geliebt, und mit dieſer der Gedanke, daß eine Verbindung mit ihr den Wettſtreit ihrer Großmuth am angemeſſenſten ſchlichten könne. Er verließ ſie bewegt, doch entſchieden, ihre Hand nicht zu erbitten, da er ſich ewig nur als den Geliebten Margaretha's zu denken vermochte, und die Vergünſtigung, ſie lieben zu dürfen, ihm mehr galt, als der Beſitz irgend eines andern Weibes. Allein die Prinzeſſin von Valois glaubte ſich verpflichtet, ihrer Freundin und dem Glück des von ihr geliebten Mannes das Opfer zu bringen, ihn zu einer Vermählung mit Suſanna durch die ganze Macht ihrer Liebe über ihn bereden zu müſſen. Sie wußte, daß er ohne Hoffnung auf ihren Beſitz, doch jede andere, auch die glänzendſte Verbindung um ihretwillen ausſchlagen werde, ohne ſich und ihr dies für ein Opfer anzurechnen; ſie fühlte, das Glück ihres Lebens ſei verblüht, wenn er einer Andern Herz und Hand gebe; allein es galt Suſanna's Leben, Suſanna's Glück, und eine Vermählung mit dieſer ſicherte zugleich dem Grafen das glänzendſte Loos, das es dieſſeits der Krone geben kann. Die Prinzeſſin wußte auch, daß ſie dem Infanten Carl beſtimmt war, der nach Claudia's Vermählung mit Franz von Angoulême um ihre Hand geworben hatte; die Liebe ihrer Mutter für den Grafen war ihr gleichfalls kein Geheimniß und der Gedanke der Möglichkeit ſeiner Vermählung mit dieſer ihr furchtbar, da er ihre Liebe und die ſeine zur Sünde machte. Auch durfte ſie, eben wegen dieſer Leidenſchaft ihrer Mutter, ſich keine Hoffnung mehr erlauben, je die Seine zu werden. Sie fühlte, was ſich in dieſen Verhältniſſen für ſie zu thun gezieme, und Seelen, wie die ihrige, berechnen nie, was es ihnen koſtet, es zu thun. Durch Madame Renata ließ ſie den Grafen in das Cabinet dieſer Freundin zu einer Unterredung einladen, wo er von ihr ſelbſt die Werbung des Erzherzogs um ihre Hand erfuhr und zugleich auch Suſanna's Liebe, und daß es Gram um ihn war, was dieſe dem Tode zuführe. Er wußte, daß das Leben ihrer Mutter, die er wie ſeinen ſichtbar gewordenen Schutzgeiſt ehrte und liebte, an Suſanna's Leben geknüpft war. — Großmuth, Edelſinn, Dankbarkeit, alle frommen Regungen des menſchlichen Gemüthes ſprachen für Suſanna; Margaretha forderte mit Thränen das Glück und das Leben ihrer Freundin von ihm, ſie ſah in ſeiner Einwilligung den höchſten, den edelſten Beweis ſeiner Liebe und ſie erhielt ſein Jawort zu dieſer Verbindung.“

„Schon am andern Tage warb Ludwig der Zwölfte förmlich für den Grafen um die Hand

Suſanna's von Bourbon, und am Abend des folgenden Tages wurde ihre Vermählung gefeiert."

„Wer ſchildert den Schrecken und die Wuth der Herzogin von Angoulême bei der Nachricht von dieſer Verbindung! Ihr Herz, ihr Stolz wurden dadurch auf das empfindlichſte verletzt und auch ihr Eigennutz, da ſie, gleichfalls aus dem Blute der Bourbons entſproſſen, nach Suſanna's Tode, wenn dieſer das Recht der weiblichen Erbfolge unangefochten zuerkannt geblieben wäre, die nächſten Anſprüche auf ihre Beſitzungen hatte. Hierzu kam noch ein lange genährter Haß gegen Anna von Frankreich, den dieſe, durch ihre Mißbilligung der Leidenſchaft, welche ſie für einen Jüngling zeigte, der dem Alter nach ihr Sohn hätte ſein können, neu belebt hatte. Doch alle ihre Verſuche, dieſer Verbindung Hinderniſſe in den Weg zu legen, blieben ohne Erfolg, denn der König war herzlich froh, die von ihm ſelbſt empfundene Unrechtmäßigkeit ſeines frühern Machtſpruches auf ſolche Art wieder ausgeglichen zu ſehen, und daher ſann ſie jetzt weniger darauf, ihren Zorn und Kummer zu verbergen, als ſich zu rächen. Des Grafen, der nun den Namen des Herzogs von Bourbon annahm, liebevolle Zuneigung zu Suſanna, ſeine zärtliche Ehrfurcht gegen ihre Mutter, die ſtille Seligkeit, welche die Herzen beider edlen Frauen bei dieſer Entſcheidung füllte und vorzüglich aus Suſanna's Blicken und allen ihren Zügen wiederſtrahlte, legte alle Schlangen der Eiferſucht an Louiſens Herz; ſie hielt dieſe Vermählung für ein Bündniß der Liebe. Aber als am Hochzeitstage Margaretha von Valois ſich dem Herzoge näherte, ihm Glück zu wünſchen, warf dieſer einen ſo ausdrucksvollen, ſo tief ſchwermüthigen Blick auf ſie, daß aller Argwohn ihrer Eiferſucht ſich plötzlich auf ihre Tochter wandte.“

„Die Prinzeſſin fühlte ſich von der Anſtrengung, vor den Augen des ganzen Hofes bei der Vermählung des einzigen Mannes gegenwärtig zu ſein, den ſie den Ihrigen zu nennen gewünſcht hätte, ſo erſchüttert, daß ſie Madame Renata bat, einige Augenblicke mit ihr in ein Seitencabinet zu treten. Die Herzogin ward ihre Entfernung gewahr; ſie eilte ihnen nach und überraſchte ſie bei Leſung eines Briefes, den Madame ſogleich mit ihrer gewöhnlichen Geiſtesgegenwart zuſammenſchlug und, als gehöre er ihr, in die Taſche ſteckte; doch war ein flüchtiger Blick darauf hinreichend geweſen, der Herzogin die Handſchrift des Herzogs erkennen zu laſſen. Sie machte den

Prinzeſſinnen bittre Vorwürfe über die Unziemlichkeit, an einem ſo feſtlichen Tage von der Geſellſchaft ſich abzuſondern, und befahl ihrer Tochter, ſie zu begleiten. Ihr eiferſüchtiger Argwohn war in dieſem Augenblicke zwiſchen den beiden Prinzeſſinnen getheilt; doch zum Unglück entging es ihren Falkenaugen nicht, daß Madame ihrer Tochter den Brief heimlich wieder in die Hand drückte; raſch wandte ſie ſich um, entriß ihn ihr blitzſchnell und eilte dann mit ihrem Raube davon.“

„Ach, es waren die Abſchiedsworte des unglücklichen Bourbon, die er am Morgen dieſes verhängnißvollen Tages geſchrieben, und die ihr nicht allein keinen Zweifel über ſeine Liebe zu der Prinzeſſin ließen, ſondern ſie auch belehrten, daß dieſe Vermählung, die das Grab aller ihrer Hoffnungen war, nur ein Opfer des Gehorſams ſei, welches er der Geliebten bringe, die er, wenn gleich nun für immer verſtummend, doch ewig als die Schiedsrichterin ſeines Schickſals, als die Gottheit ſeiner Seele anbeten werde. Die Wuth der Herzogin war unbeſchreiblich und all ihr Sinnen Rache! Wenn ihre Tochter, als Gemahlin des Infanten Carl, Spaniens Thron beſtieg, wenn dereinſt die Kaiſerkrone ihr Haupt ſchmückte, ſo würde, wie die Herzogin glaubte, dieſer Glanz der erhabenſten Herrſcherwürde unſers Welttheils ſie für das verlorne Glück ihres Herzens entſchädigen und Zeit, Entfernung und der Gedanke, daß es unmöglich geweſen ſei, ihren Beſitz erringen zu können, auch den Herzog über ihren Verluſt tröſten. Das war keine Rache, wie ihre Wuth ſie heiſchte!“ —

„Ach, es mißlingt Frauen ſo ſelten, im Herzen des Feindes die Stelle aufzufinden, wo der Dolch am ſchmerzlichſten trifft! — Auch die Herzogin fand ſie — blitzſchnell alle Verhältniſſe überſchauend, alle Möglichkeiten zuſammenfaſſend, beſchloß ſie, ihre Tochter mit dem Herzog von Alençon zu vermählen. Sie erklärte dem Könige mit der ihr eignen Entſchloſſenheit, daß ſie nie darein willigen werde, ihre Tochter von ſich zu entfernen, ſondern ſie ganz nach ihrem Willen verheirathen wolle, und daß er, wenn ihm eine Verbindung des Infanten mit einer Prinzeſſin ſeines Hauſes ſo ſehr am Herzen liege, ſelbſt noch Vater einer Tochter ſei, die er ihm geben könne. Ludwig der Zwölfte würde es für Unrecht gehalten haben, einer Mutter das Recht ſtreitig zu machen, ihre Tochter nach eigenem Wunſche zu verheirathen, und ſo wurde dem Herzog von Alençon die Hand der Prinzeſſin unter der Bedingung zugeſagt, in alle Rachepläne ſeiner Schwiegermutter gegen den Herzog von Bourbon einzugehen.“

„Jetzt erſt, als mit der Zuſtimmung des Königs Alles, was auf dieſe Vermählung ſich bezog, verabredet und feſt beſchloſſen war, ließ ſie ihre Tochter rufen, welche ſie ſeit dem Vorfalle mit dem Briefe noch keines Blickes, keines Wortes wieder gewürdigt hatte. „Sie ſind,“ redete ſie ſie an, „die Verlobte des Herzogs von Alençon, und in drei Tagen iſt Ihre Vermählung. Ich zweifle nicht,“ fügte ſie bitter lächelnd hinzu, „daß Sie meine Befehle mit ſchuldiger Ehrfurcht empfangen und ihnen geziemend Folge leiſten werden.“ Die Prinzeſſin vermochte nur ſich ſchweigend zu verneigen. Die Herzogin klingelte; man brachte ihr Schmuck und Stoffe, die für die Vermählungsfeier beſtimmt waren, und unter denen ſie mit unmütterlicher Grauſamkeit ihre Tochter in dieſer furchtbar peinigenden Lebensſtunde zu wählen zwang. Sobald die Prinzeſſin die Erlaubniß erhalten konnte, ſich entfernen zu dürfen, eilte ſie in ihr Cabinet und ließ Madame Renata bitten, zu ihr zu kommen. Der Herzog von Bourbon war gegenwärtig, als dieſe das Billet ihrer Freundin erhielt. „Eilen Sie zu mir," hatte Margaretha geſchrieben, „um das entſetzliche Schickſal zu erfahren, das mir beſtimmt iſt. Nie habe ich des Troſtes Ihrer Freundſchaft mehr bedurft, als in dieſer hoffnungsloſen Stunde." — Der Herzog las in den Zügen ſeiner Freundin, wie ſehr der Inhalt des Billets ſie erſchütterte, und beſchwor ſie, ihm denſelben mitzutheilen. Madame reichte ihm das Blatt, doch Beide bemüheten ſich vergeblich, die Veranlaſſung zu der Verzweiflung der Prinzeſſin zu errathen, indeſſen verſprach Madame, ihm ſobald als möglich Nachricht zu geben. Als ſie bei Margaretha eintrat, fand ſie dieſe in Thränen zerfließend. Ihr Bruder kniete vor ihr und hielt ſie umfaßt, während ſeine Gemahlin neben ihr ſtand und die geliebte Schweſter an ihr Herz drückend, ihre Thränen mit den ihrigen vermiſchte. Ich und Bonnivet waren gleichfalls gegenwärtig und Beide in Verzweiflung. „Ach, meine Schweſter," rief Madame Claudia der Eintretenden zu, „unſre Margaretha ſoll den abſcheulichen Herzog von Alençon heirathen!" — „Um Gottes willen," fragte dieſe „wer iſt nur auf den Einfall dieſer unglücklichen Verbindung gekommen?" — „Iſt das noch eine Frage?"

erwiederte Madame, „wer ſonſt als die Herzogin von Angoulème würde ſich eine ſo tyranniſche Gewalt über das Schickſal ihrer Tochter anmaßen?" — „Wahrlich," fiel hier Bonnivet ein, „es wäre tauſendmal beſſer, den Herzog zu ermorden, als zuzugeben, daß unſre angebetete Prinzeſſin dem unwürdigſten aller Männer ſo ſchmählich geopfert wird." — „Du biſt ein Thor," unterbrach ihn der Prinz, „doch, meine geliebte Schweſter," fuhr er, ſich zur Prinzeſſin wendend, fort, „bedenke, daß dieſe Verbindung uns das Glück ſichert, nie getrennt zu werden!" — „Dieſer Troſt iſt es auch allein," antwortete ſie, „der mir das Leben erhält. Jede Verbindung und hätte ſie mir den glänzendſten Thron Europa's geſichert, würde mich unglücklich gemacht haben, da mein Herz keinen innigern Wunſch, kein höheres Glück kennt, als mit dem beſten und geliebteſten der Brüder bis zum letzten Hauche meines Lebens unzertrennlich vereint zu ſein! Allein man iſt ſo grauſam, mir einen Gemahl zu geben, den ich ſo wenig achten als lieben kann, und es gehört Kraft dazu, ſich mit einem ſo unwiderruflich harten Schickſale zu verſöhnen!"

„Hier trat die Königin Anna ein, nicht, um der Prinzeſſin Glück zu wünſchen, ſondern mit ihr um ihr Schickſal zu klagen, da ſie wie Jeder fühlte, welch ein ihrer Reize und ihres hohen Seelenwerthes unwürdiges Geſchick der Wille ihrer Mutter über ſie verhängte. — Madame Renata benutzte dieſen Augenblick, um dem Herzoge von Bourbon die verſprochene Nachricht zu geben. Ihm war der Vorfall mit ſeinem in die Hände der Herzogin Louiſe gefallenen Briefe unbekannt geblieben, und er vermochte alſo nicht, das Geheimniß dieſer Verbindung zu enträthſeln. Seine Verzweiflung und ſein Erſtaunen waren grenzenlos, da er ſich ſagen mußte, daß, wenn Margaretha einem Unterthan beſtimmt ſein konnte, auch ihm vergönnt geweſen ſein würde, um dieſen Preis des höchſten Glückes zu ringen. Am andern Tage ſah er die Prinzeſſin bei der Königin. Sie bot alle Kraft ihrer ſtarken Seele auf, um den Abſcheu, den ſie gegen den Herzog von Alençon empfand, zu verbergen. Ihr edler Stolz ließ es ſie mit einem geheimen Unmuthe gegen ſich ſelbſt empfinden, daß ihr Herz die Freiheit ſeiner Gefühle zu bewahren und zu rächen wußte: allein Seelen wie die ihrige vermögen gleichwohl unbedingt, die Herrſchaft über ihre Handlungen und ihren Willen zu behaupten. Der Herzog von Bourbon zeigte ſich werth, von ihr geliebt, von ihr beweint zu werden; denn bei der unendlichen Liebe, mit der er nur ihr Bild im Herzen trug, erlaubte er, der Gemahl der edlen, gefühlvollen Suſanna, ſich doch nie wieder einen Blick, einen Laut der Liebe gegen die Verlobte des Herzogs von Alençon. Er ſowohl als dieſe wußte im Innern ihrer Seele, mit welchem Todesſchmerz Beide kämpften; allein kein äußeres Zeichen verrieth ihnen gegenſeitig das Wiſſen und Mitempfinden des Wehes des Geliebten in der eignen Bruſt.“

„Der Vermählungstag der Prinzeſſin erſchien, und ihrem Wunſche zufolge, war es auch der meiner Verbindung mit dem Grafen von Caumont, dem ich ſeit meinem achten Jahre verlobt war. Unzertrennlich ſeit unſrer Kindheit, gingen jetzt die Prinzeſſin und ich auch zugleich zum Altar, doch als Margaretha das ewig bindende Wort ausſprechen ſollte, drohete ihr Muth ſie zu verlaſſen, und ſie vermochte nur es in einem Schmerzensſeufzer auszuhauchen. Ihr Blick fiel auf Ponterant, den Vertrauten des Herzogs, der, da dieſer es nicht über ſich vermocht hatte, bei der Vermählung zu erſcheinen, gegenwärtig war, um ihm Bericht davon abzuſtatten. Margaretha erbleichte, als ſie ihn ſah, zum Marmorbild, und warf mir einen Blick zu, vor deſſen Ausdruck alle meine Faſſung ſo ſchwand, daß ich in Thränen ausbrach.“

„Was der Herzog von Bourbon und die Herzogin von Alençon damals gelitten, und wie ſie mit ſich ſelbſt gekämpft, hat nie ein ſterbliches Weſen erfahren, da Beide nie, auch nicht gegen ihre Vertrauteſten, ein Wort darüber äußerten. Die Prinzeſſin war muſterhaft in der Erfüllung aller ihrer Pflichten; zu edel für jede Heuchelei, ſchmeichelte ſie ihrem Gemahle nicht mit einer Liebe, welche ſie nicht für ihn empfand, allein ſie ließ keine Rückſicht der Freundlichkeit, der Gefälligkeit und der wohlwollenden Aufmerkſamkeit gegen ihn unbeobachtet. Der Herzog von Bourbon ſchätzte ſeine Gemahlin wahrhaft, ſie war ſeinem Herzen als Freundin theuer, und Suſanna’s Glück war der einzige Lohn, den der Himmel in jener Zeit den beiden ſchönen Seelen vergönnte, die den ſchweren Kampf mit dem eignen Herzen ſo heldenmüthig beſtanden. Der Herzog hatte noch ein Opfer zu bringen, das nämlich, ſich vom

Hofe zu entfernen, wo jeden Tag der Schmerzenspfeil, an welchem er und die Prinzeſſin verbluteten, tiefer in ihre Herzen drang. Seine Vermählung mit Suſanna von Bourbon hatte ihn zum reichſten Fürſten des ſchönen Frankreichs gemacht, da, nach Abzug der zu den Staatsausgaben erforderlichen Summen, ſeine Einkünfte ſelbſt die des Königs übertrafen. Unter dem Vorwande, ſeine Beſitzungen kennen zu lernen, machte er, begleitet von ſeiner Schwiegermutter und Gemahlin, eine Reiſe durch die ihm gehörenden Provinzen. Seine würdevolle Milde, ſeine Tugend und Schönheit, ſeine hochherzige Freigebigkeit gewannen ihm Aller Herzen, und als er nach der Rückkehr von dieſer Reiſe Moulins zu ſeinem Aufenthalte wählte, wurde dies bald ein Vereinigungsort für die ausgezeichnetſten Männer und Frauen des Reichs. Mit einer bis jetzt beiſpielloſen Pracht behauptete er die Würde ſeines Ranges, und ganz Frankreich huldigte mit Entzücken einem jungen Prinzen, deſſen perſönliche Liebenswürdigkeit, deſſen Gaſtfreiheit und edle Sitte Alles übertrafen, was man bis dahin als Muſterbild dieſer Trefflichkeiten verehrt hatte."

„Jetzt brach der italieniſche Krieg aus. Mailand und Genua waren noch in Frankreichs Beſitz, allein Gonſalvo von Cordova hatte fünf franzöſiſche Heere, die zur Behauptung dieſer Länder nach Italien geſchickt waren, vernichtet. Genua hatte ſich empört, Mailand drohete dieſem Beiſpiele zu folgen. Da ſtellte ſich der König ſelbſt an die Spitze des Heeres, das er, begleitet von den Großen ſeines Reichs, gegen Genua führte. Zwei blutige Schlachten entſchieden das Schickſal dieſer Gebieterin des Lyguſtiſchen Meeres; ihre Thore öffneten ſich dem ſiegreichen Könige, von deſſen Rachezorn man die Verheerung der rebelliſchen Stadt fürchtete. — Doch als er nun einzog, und Genua's Einwohner, ohne Unterſchied des Alters, Ranges und Geſchlechts, knieend ihren Sieger empfingen, konnte Ludwigs Herz nur verzeihen und vergeſſen.“

„In dieſem Feldzuge legte der Herzog von Bourbon den erſten Grund zu dem ſpäter erworbenen Ruhme, der größte Feldherr ſeines Jahrhunderts zu ſein. La Tremouille und Bayard wurden ſeine Freunde. Mit Löwenmuth und unerſchütterlicher Heldenkühnheit vereinigte er das ernſtlichſte Studium der Kriegswiſſenſchaft, und wenn er den Tag dem

Kampf und ritterlichen Uebungen gewidmet, ſo gehörte noch ſtets ein Theil der Nacht ſeinen Büchern und ſeinem Schreibetiſche."

„Der Vertrag von Cambrai beendete dieſen Feldzug und verbündete den Kaiſer, Frankreich, Aragonien und den Papſt gegen Venedig, deſſen Uebermuth allen Fürſten Italiens gefährlich zu werden drohte. Ludwig der Zwölfte ging im folgenden Jahre von Neuem an der Spitze von 40,000 Mann über die Alpen; doch Venedig glaubte in ſeiner Verfaſſung, ſeinem Handel und ſeinem Kunſtfleiß die Mittel zu beſitzen, der vereinten Macht der größten Monarchen unſres Welttheils widerſtehen zu können. Das franzöſiſche Heer traf bei Argnatello das Heer der Republik. Es war nur Eine Stimme darüber, daß der Herzog von Bourbon, an der Spitze der Gensd'armerie, die Schlacht zu unſern Gunſten entſchieden habe; allein der König wünſchte den Ruhm dieſes Tages ſeinem geliebten Neffen, dem jungen Gaſton de Foy, Herzog von Nemours, zuzuwenden, und ſo durfte vor ihm und dem Kreiſe ſeiner Höflinge der Heldenherrlichkeit des Herzogs von Bourbon nicht erwähnt werden. Dieſer erlaubte ſich darüber kein lautes Wort des Unwillens oder der Klage, doch eben dieſe Selbſtbeherrſchung warf ein grelleres Licht auf Ludwigs Ungerechtigkeit und machte ihn mißtrauiſch gegen den Herzog, da die Könige ihren Thron faſt immer mit Verluſt des heiligen Rechts erkaufen, der Seelengröße edler Menſchen vertrauen zu können.“

„Venedig wurde zwar beſiegt, doch nicht unterjocht, und behielt beim Friedensſchluſſe ſeine Selbſtſtändigkeit. Ludwig bewies, daß er nur den Frieden und keine Eroberung gewollt, indem er alle in ſeinen Beſitz gekommene Städte dem Kaiſer übergab und, nachdem er Gaſton de Foy zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt, nach Frankreich zurückkehrte.“

„Die treuloſe Staatskunſt des Papſtes Julius des Zweiten griff dieſen jungen Helden zugleich mit den Blitzſtrahlen des Vaticans und dem Donner des Geſchützes an. Gaſton kämpfte ſiegreich gegen beide, doch in der Schlacht bei Ravenna ſank das jugendlich blühende Heldenleben in den Staub, und ſein Fall ſetzte den ſiegenden Fortſchritten des franzöſiſchen Heeres ein Ziel. Die tapfern Krieger deſſelben forderten einſtimmig den Herzog von Bourbon zum Nachfolger Gaſtons, doch der König konnte ſich nicht entſchließen, ihm den Oberbefehl des Heeres zu vertrauen, und begnügte ſich, ſeinen Neffen zu beweinen, ſtatt ihn glorreich zu rächen. Bald aber ward ſein Reich ſelbſt angegriffen. An der franzöſiſchen Küſte erſchien eine engliſche Flotte zu derſelben Zeit, da Ferdinand von Aragonien in Navarra feindlich eingefallen war. Der Ernſt des Augenblickes forderte Ernſt der That, und Ludwig zauderte nicht länger, dem Herzoge von Bourbon das Heer anzuvertrauen, welches er unter dem Oberbefehle des Grafen Franz von Angoulème dem Könige Johann von Navarra zu Hülfe ſandte.“

„Bourbons Feldherrn-Genius entwickelte ſich hier ſo glänzend, er wurde von ganz Frankreich mit ſo flammender Begeiſterung geliebt und geprieſen, daß der König ſich dadurch bewogen fand, ihm die Wahl zwiſchen der Statthalterſchaft von Languedoc, und dem Oberbefehl der italieniſchen Armee, die zur Wiedereroberung Mailands beſtimmt war, zu laſſen. Der Herzog war vierundzwanzig Jahr alt, in aller Jugendmacht brannte in ihm die Flamme des Ruhms, und doch vermochte ſein Geiſt, bei dem ihm eignen Adlerblick des Staatsmannes, die lodernde Jugendluſt nach Heldenglorie zu bezähmen. Er verſagte ſich den Oberbefehl über das Heer, weil ihm das

Mißverhältniß zwiſchen dem Zweck und den Mitteln, wodurch dieſer erreicht werden ſollte, nicht entging. La Tremouille trat an ſeine Stelle, und verlor bei Navarra eine Schlacht gegen die Schweizer, die nun bis Dijon vordrangen, während Heinrich der Achte und der Kaiſer vereint in die Picardie einfielen. Noch ehe der Graf von Angoulème ein Heer ſammeln konnte, verlor der Graf von Longueville die Schlacht bei Guinegaſte gegen die Engländer, in der er ſelbſt gefangen und nach England geführt wurde. Terronne und Tournay wurden von ihnen erobert; doch hier warf ſich der Herzog von Bourbon an der Spitze einiger eilig zuſammengeraffter Truppen den Feinden entgegen und hemmte ihre weitern Fortſchritte.“

„La Tremouille hatte Burgund durch einen ſchimpflichen Vertrag mit den Schweizern gerettet; allein da die Bedingungen, auf die ihr Heer ſich zurückzog, nicht erfüllt werden konnten, mußte man ihrer Rückkehr entgegen ſehen. Der König trug dem Herzoge die Vertheidigung dieſer Provinz auf, und la Tremouille war großſinnig genug, in ſeiner eignen Statthalterſchaft ſich ohne Widerſtreben den Befehlen eines Fürſten unterzuordnen, der, jünger als er, nur durch ſeinen Genius über ihm ſtand. Bourbons Erſcheinung beſeelte alle Bewohner Burgunds mit neuem Muthe. Alles wollte unter ihm dienen, Alle mit ihm ſiegen oder ſterben! In unglaublich kurzer Zeit wurden die Städte befeſtigt, Magazine angelegt und ein Heer gerüſtet. Bourbons Heldengröße ſiegte nun in des Königs Herzen über alle kleinliche Regungen; er beſchloß, ihm das Schwert des Kronfeldherrn zu übergeben, mit welchem der Oberbefehl über die ganze Landmacht des Reiches verbunden iſt, und ihn mit unbeſchränkter Vollmacht nach Italien zu ſenden, wo das Kriegsfeuer verderblicher denn je loderte; ehe aber noch dieſer Vorſatz zur That wurde, bot ſich dem König unerwartet ein Mittel zur friedlichen Ausgleichung dar."

„Seine Gemahlin, Anna von Bretagne, war geſtorben und der Graf von Longueville, der in England die Schweſter Heinrichs des Achten geſehen hatte, entwarf, von ihrer Schönheit geblendet, dem König ein ſo bezauberndes Bild derſelben, daß er von ſeinem Monarchen den Auftrag erhielt, für ihn um ihre Hand zu werben. Die Ausſicht, ſeine Schweſter, deren Schönheit nnd Leichtſinn unter den Großen ſeines Reichs die Fackel der Zwietracht zu entzünden drohte, auf dem franzöſiſchen Throne zu ſehen, war für Heinrich zu reizend, um ihn nicht aus einem Feind in einen Freund umzuwandeln. Maria von England wurde mit dem Könige von Frankreich verlobt, und der Graf von Angoulème erhielt den Auftrag, der jungen reizenden Prinzeſſin bis Boulogne entgegen zu gehen, wo ſie ihm als Stellvertreter des Königs angetraut wurde.[*] Ihre Reize machten auf ſein Herz den lebendigſten Eindruck, doch vom Protonotarius von Pradt gewarnt, brachte er dieſe Leidenſchaft ſeiner Pflicht und ſeinem Ehrgeize zum Opfer, und da die Neigung der Königin zum Herzoge von Suffolk, einem der jungen Edelherren ihres Gefolges, ihm nicht unbekannt blieb, empfahl er ſie ſeiner Gemahlin zur genaueſten Obhut. Anna Boley, damals im erſten Frühlingsglanz ihrer Schönheit, vergütete durch ihre Gunſt dem Kronerben Frankreichs das Opfer, welches er ſich abgerungen hatte."

„Die Feierlichkeiten bei der Vermählung Ludwigs des Zwölften riefen auch den Herzog von Bourbon an den Hof zurück, wo Alles wetteiferte, ihn mit den Beweiſen der höchſten Achtung zu empfangen. Durch ihre Waffenbrüderſchaft in Navarra inniger denn je mit einander verbunden, empfing ihn Franz von Angoulème mit der zärtlichſten Freundſchaft, und ſeine Mutter fühlte in ihrem Herzen eine Leidenſchaft neu belebt, deren Flamme von Eiferſucht und Zorn nur auf kurze Zeit unterdrückt geſchienen, um nun wieder deſto mächtiger aufzulodern und ihr die Schmerzen ſtrafend zu vergelten, die ſie verurſacht hatte. Ihr Betragen gegen den Herzog wurde wieder einſchmeichelnd wie ſonſt, und auch gegen ihre Tochter zeigte ſie ſich weniger ſtreng und lieblos. Die Tugend der Herzogin von Alençon war ſo makellos, daß ſelbſt die Eiferſucht ihrer Mutter dieſe nie in der Ueberzeugung wankend machte, daß die Prinzeſſin als Gemahlin eines Andern dem Herzoge nie das kleinſte Zeichen ihrer Huld gewähren werde.“

„Mit welcher tiefen Bewegung ſah aber Margaretha den Helden wieder, der durch die Bewunderung von ganz Frankreich die Wonne und den Schmerz ihres Herzens ſo glänzend rechtfertigte! Er war der Retter des Vaterlandes, und ſollte ſie, die königliche Tochter Frankreichs, nicht den Dank mitempfinden, den es ihm weihte? War nicht jede ſchöne That, jeder Zug ſeiner Seelengröße, ſeines Heldenmuthes ein neues Band zwiſchen ihm und ihr? Können ſolche Bande je gelöſet werden? O, nur die eigne, innere Nichtigkeit kraftloſer Gemüther kann an die Vergänglichkeit der Liebe glauben. Große Seelen ſind auch in dieſer Hinſicht über die Macht der Zeit und des Schickſals erhaben; die Flamme ihrer Liebe nährt ſich von all den heiligen Empfindungen, die, unſern göttlichen Urſprung bekräftigend, ewig ſind, wie die Urquelle unſres Daſeins. Nie ſagte der Herzog ein Wort, bei dem er ſich nicht ſeine Gemahlin als unſichtbare Zeugin dachte, und doch ohne Laut, ohne Blick, ohne irgend eine irdiſche Vermittelung wußten Beide, wie ſie geliebt waren und daß ihre Herzen ſich nie ändern konnten.“

„Bald nach ſeiner Vermählung ſtarb unſer guter, herzlich beweinter König. Der Graf von Angoulème beſtieg als Franz der Erſte den Thron und nannte bald eben ſo viele Herzen als Unterthanen ſein, da die Ritterlichkeit ſeines Sinnes die anmuthsvollſte Seite unſres Nationalcharakters in allem Glanze des Königthums darſtellte. Er hielt ſein dem Herzoge von Suffolk früher gegebenes Wort, und willigte in deſſen Heirath mit der verwittweten Königin Maria. Mochte gleich dem Könige von England ſchwer fallen, eine ſo ungleiche Heirath gut zu heißen, ſo hatte er doch ſelbſt die Gewalt der Liebe zu gut empfunden, um nicht zu verzeihen, was nur Liebe gefehlt hatte. Maria kehrte an der Hand ihres Gatten nach England zurück, beglückt, für den kalten Glanz des Thrones das warme Glück der Liebe eingetauſcht zu haben.“

„Der König gab dem Herzoge von Bourbon einen glänzenden Beweis ſeiner Liebe und ſeines Vertrauens, indem er ihn zum Kronfeldherrn ernannte. Mit edlem Ernſte widmete ſich dieſer den Pflichten ſeines neuen Poſtens. Ihm verdankte das Heer die Einführung der ſtrengen Kriegszucht, die dem Wunſche der Nation, die Schmach unſrer Niederlage bei Guinegaſte und Navarra durch ſchönere Siege zu verlöſchen, Gewährung verheißen konnte. Lautrec war ſchon vom Könige nach Italien geſandt, und dieſer brach nun ſelbſt mit einem Heere von 60,000 Mann auf, ihm zu folgen. Bourbon befehligte die Vorhut deſſelben, und die ganze Blüthe des franzöſiſchen Adels begleitete den jungen liebenswürdigen und geliebten König, deſſen Kampfluſt Alle theilten. Die Königin und die Herzogin von Alençon begleiteten ihn ebenfalls bis Lyon. Wir Damen machten, wie es bei uns gebräuchlich iſt, die Reiſe Alle zu Pferde; doch nur noch vier kleine

Tagereiſen von Lyon entfernt, fühlte ſich die Herzogin ſo unpaß, daß ſie die Königin um Vergünſtigung bat, zurückbleiben zu dürfen. Sie ſchickte ihr Gefolge und ihre Sänfte voraus, und behielt von allen ihren Damen nur mich bei ſich. Der König ſchickte ihr einen kleinen zweiſitzigen Wagen, der, von ſechs Pferden gezogen, ſo ſchnell fuhr, daß wir nun des Morgens einige Stunden ſpäter, als der übrige Hof aufbrechen durften und doch noch am Abend immer mit demſelben zu gleicher Zeit eintrafen.“

„Dies zwangloſe Zuſammenſein mit mir machte der Herzogin viel Vergnügen. Wir ſchrieben den erſten Tag zweimal an die Prinzeſſin Renata, die mit der Königin voraus war, und erhielten von ihr drei allerliebſte Briefe. Am andern Morgen ſandte der König ſeiner geliebten Schweſter ein zart und innig empfundenes Gedicht, ſo wie auch Marot und Baïf durch ihre Lieder und Geſänge dazu beitrugen, dieſen heitern Tagen den Glanz der Poeſie zu geben. Doch die angenehmſte Ueberraſchung wurde uns an dem Tage zu Theil, wo wir Abends in Lyon eintreffen ſollten. Der Weg führte uns durch ein blühendes, buchumkränztes Thal, aus deſſen Windungen wir plötzlich mehrere Waldgottheiten hervoreilen ſahen, welche die Zügel unſrer Pferde ergriffen und ſie ſeitwärts lenkten. Bald ſahen wir nun unſern Wagen von allen ländlichen Gottheiten der Fabelwelt umgeben, die unter Geſang und Tanz uns zu einer Stelle führten, welche Natur und Frühling mit allen Reizen begabt und ſinnreiche Liebe auf das bedeutſamſte verziert hatte. Zwiſchen hohen, dichtbelaubten Bäumen verſchlangen ſich die herrlichſten Blumengewinde zu Margaretha's Namenszuge und buntfarbige Bänder flatterten von allen Zweigen herab. Unter blühenden Myrtengebüſchen war für die Prinzeſſin ein Blumenthron errichtet, der die ſüßeſten Düfte aushauchte; Melodien, ſanft und ſchmelzend wie Nachtigallenklagen, tönten fern und nah aus den Gebüſchen. Ein Chor der reizendſten Nymphen wechſelte mit Geſang und Tanz, während wir von den übrigen Waldgottheiten mit den köſtlichſten Früchten und Erfriſchungen bedient wurden. Wir erriethen Beide den Schöpfer dieſes Feſtes und die Prinzeſſin glaubte ihn durch die Maske hindurch in einem der ſie umgebenden Waldgötter zu erkennen. Wie tief war ſie in all der Heiterkeit dieſes Feſtes bewegt! Wenn ihm das Todesloos fiel! wenn dieſe holden Spiele vielleicht vorahnende

Abſchiedsfeier auf immer wären! — Dieſer Gedanke ergriff ſie ſo mächtig, daß ihre Augen ſich mit Thränen füllten; ſie ſtand ſchnell auf, um dieſe zu verbergen und winkte mir, ihr nach ihrem Wagen zu folgen, doch ergriffen vom Vorgefühl der Trennung, ermattet durch ihr Kränkeln, vergönnte ſie ſich, zum erſten Mal in ihrem Leben zu thun, was ihr das Herz zu thun gebot; ſie nahm den Veilchenſtrauß, den ſie am Buſen trug, und legte ihn wie eine der Schutzgottheit dieſes Thals geweihete Gabe auf dem Blumenthrone nieder, den ſie eben verlaſſen hatte, überzeugt, daß dies unſchuldsvolle Pfand ihrer himmliſch reinen Zärtlichkeit in die Hände des Geliebten kommen werde, den noch nie ein ähnliches Zeichen ihrer Huld beglückt hatte.“

„Die Herzogin erzählte bei ihrer Ankunft in Lyon das erlebte Abenteuer mit all der ihr eignen heitern Anmuth, und Bonnivet, der ſich, man kann wohl ſagen, das Narrenrecht erworben hatte, ſeine Leidenſchaft für ſie zur Schau tragen zu dürfen, ward allgemein für den Veranſtalter dieſes Feſtes gehalten. Ihm allein gelang es, auszukundſchaften, daß der Kronfeldherr es angeordnet habe, allein ſo groß auch ſein eiferſüchtiger Verdruß darüber ſein mochte, ging ſeine Eitelkeit doch ſo weit, daß er dieſe Entdeckung ſorgfältig verſchwieg, weil es ihm ſchmeichelte, für den Geber deſſelben zu gelten. Dies Feſt war es, welches der Herzogin Anlaß zu dem lieblichen Gedicht: „Geſchichte der Waldgötter und der Nymphen Diana's" gab, welches allgemein als das anmuthigſte in der Sammlung ihrer Poeſien geprieſen wird."

„Bis zur Abreiſe des Königs reihete ſich Feſt an Feſt; doch der Abſchied von ihm koſtete ſeiner Gemahlin und ſeiner Schweſter unzählige Thränen, und auch der Monarch war tief bewegt, ſo freudig hell auch der ritterliche Muth, der ihn aus ihren Armen riß, in ihm flammte."

„Wir gingen nach Paris zurück, indeß der König mit ſeinem Heere nach Italien zog. In den Päſſen der Alpen erwarteten ihn die Schweizer, deren Tapferkeit ihnen in ganz Europa den Namen der Unüberwindlichen erworben hatte. Ihre Stellung war unangreifbar, und alle angewendete Liſt, ſie aus derſelben zu vertreiben, ſcheiterte an ihrer Klugheit. Schon redete man davon, das Heer zurückzuführen, und der Zweck der ganzen Rüſtung wäre denn für dieſen Feldzug verfehlt geweſen; doch Bourbon unternahm es mit dem Adlerfluge ſeines Genius, die

Natur ſelbſt zu beſiegen; durch das nie betretene Thal von Barcelonette ließ er für das Heer Wege bahnen. Abgründe wurden ausgefüllt, Felſen geſprengt, über reißende Bergſtröme Brücken geſchlagen, das Geſchütz durch Maſchinen über Gebirge gewunden, die bis jetzt nur der Flug des Adlers umkreiſet, nur der flüchtige Fuß leichter Gemſen berührt, und ehe ſich Prosper Colonna und ſeine Schweizer von der Möglichkeit einer ſo kühnen Unternehmung träumen ließen, ſtand Bourbon mit dem Heere jenſeits des Thals von Barcelonette und nahm Colonna an ſeiner Mittagstafel gefangen."

„Die Schweizer verließen jetzt den Paß von Suſa und Piemont; doch vergeblich drang der Kronfeldherr darauf, daß man dieſen günſtigen Augenblick zu einem raſchen Angriff auf das Heer der Verbündeten nutzen ſolle. Der König wünſchte den Lorbeer des Sieges nur mit eigner Hand zu brechen, und zu viel ſchon hatte Bourbon gethan, als daß nicht bei Befolgung ſeines Rathes der volle Glanz des Erfolgs auf ihn allein zurückſtrahlen mußte! Es wurde daher eine Unterhandlung mit den Schweizern angeknüpft, um ſie zur friedlichen Entfernung vom Kriegsſchauplatze zu bewegen, und vertrauend auf die Willfährigkeit, die ſie zeigten, überließ man ſich im Lager einer ſorgloſen Sicherheit, die, ohne Bourbons Wachſamkeit, dem ganzen Heere den Untergang bereitet haben würde. Fortgeriſſen von der Beredſamkeit des päpſtlichen Nuntius, des Cardinals von Sion, zogen die Schweizer barfuß und ſchweigend aus den Thoren von Mailand, um die Franzoſen zu überfallen; allein gegen ihre Erwartung fanden ſie die Vorhut des Heeres vom Kronfeldherrn in Schlachtordnung aufgeſtellt, und während dieſe muthig kämpfte, gewannen die übrigen Treffen deſſelben Zeit, ſich zu ordnen. Die Schweizer rückten in feſt geſchloſſenen Gliedern vor, bewaffnet mit ungeheuren, achtzehn Fuß langen Lanzen und mit Schwertern, die ſo gewaltig waren, daß ſie nur mit beiden Händen gehandhabt werden konnten; das franzöſiſche Fußvolk wich vor ihrem erſten Angriffe. Da ſtürmte Bourbon an der Spitze ſeiner Reiterei auf ſie ein und warf mit unwiderſtehlicher Tapferkeit Alles vor ſich nieder. Sein einziger noch lebender Bruder, der Herzog von Chatellerault, ſank tödtlich verwundet neben ihm vom Pferde; er ſah es und drang todtverachtend kühner noch in die feindlichen Reihen ein, die ihn umzingelten und immer enger und enger einſchloſſen. Schon ſtürzte ſein Roß todt unter ihm nieder, er hätte der Uebermacht erliegen müſſen, wenn nicht in dieſem entſcheidenden Augenblicke zwölf Ritter der ſchwarzen Schar die dichten Feindeshaufen durchbrochen hätten. Bourbon ſprang auf, haute ſich von innen heraus zu ihnen hin, ſchwang ſich auf ein anderes Pferd und trug von Neuem Tod und Verderben in die feindlichen Reihen. Die Schweizer fielen, aber ſie wichen nicht. Nie hatten ſie tapfrer gefochten, als an dieſem Tage, nie war eine Schlacht furchtbarer, als dieſe. Kein Sieg, keine Niederlage, nur die Lähmung der körperlichen Ermattung gebot tief in der Nacht beiden Heeren Stillſtand des entſetzlichen Kampfes. Nur funfzig Schritt von einem Schweizerbataillon entfernt, ſank Franz der Erſte, der heldenkühn gefochten hatte, auf die Lavette einer Kanone zum Schlafen nieder, während Bourbon, ein wahrer Schlachtengott, die Reihen der Krieger durchwandelte, um ſie für den nächſten Morgen mit neuem Siegesmuthe zu entflammen. Kaum dämmerte der Morgen, als Trompetenklang beide Heere zum neuen Kampfe aufrief; Angriff und Vertheidigung, Sieg und Niederlage wechſelten noch lange, bis endlich Frankreichs Schale ſank und die Schweizer, doch nicht fliehend, ſondern in regelrecht geſchloſſenen Gliedern langſam weichend, ihren Rückzug begannen. Dieſe Schlacht gewann Frankreichs Könige zum Lohn ſeiner Tapferkeit von Bayards Schwert den Ritterſchlag und dem Herzoge von Bourbon den Ruhm, der größte Feldherr ſeines Jahrhunderts zu ſein."

„Mailand überreichte dem Sieger zagend die Schlüſſel ſeiner Thore. Das Blut der vor der Schlacht bei Marignan in ſeinen Mauern treulos ermordeten Franzoſen ſchrie um Rache, und Rache! war der Ruf des ganzen Heeres. Nur Bourbon wagte es, in der Kraft und Milde ſeiner großen Seele der Wuth des Heeres ſich entgegen zu ſtellen und unternahm es, dieſe mit dem Golde zu ſtillen, das Mailand willig zahlte, um die Gräuel der Plünderung von ſich abzuwehren. Die Citadelle war noch in Sforza's Händen, und von ihrem Beſitz hing die Sicherheit des franzöſiſchen Waffenglücks in Italien ab. Der König trug ihre Eroberung dem Kronfeldherrn auf und ging nach Pavia, wo er verweilte, bis Bourbons Tapferkeit und Sforza's Vertrauen zu ſeinem Edelmuthe dieſen bewogen hatte, die

Feſtung und ſich ſelbſt zu übergeben. Triumphirend zog nun der König in Mailand ein, ſchon konnte er ſich mit der baldigen Eroberung Neapels ſchmeicheln, als der Papſt, deſſen ſchlaue Staatskunſt die glänzenden Fortſchritte der Franzoſen in Italien ungern ſah, den König zu einer Zuſammenkunft in Bologna beſchied, wo es ihm gelang, ihn durch ſeine liſtigen Schmeichelworte zu bereden, die Ausführung ſeines Planes zur Eroberung Neapels aufzuſchieben. Er kehrte mit dem größten Theil des Heeres nach Frankreich zurück.“

„Der Herzog von Bourbon blieb in Mailand als Statthalter und mit dieſer Ernennung begann ein neuer Zeitpunkt ſeines Heldenlebens, wo er ſich in den Jahrbüchern der Menſchheit einen höhern und unvergänglichern Ruhm ſicherte, als die Trophäen blutiger Siege ihm zu erringen vermochten.“

„Seit zwanzig Jahren der Schauplatz furchtbarer Gräuel und aller Verwüſtungen des Krieges, lag die unglückliche Lombardei zur Wüſte verheert da. Blutend aus allen Wunden, die einem Lande geſchlagen werden können, athmete ſie kaum mehr, als ihr der Himmel in Bourbon einen Schutzgeiſt des Erbarmens und der Milde, der Gnade und der Gerechtigkeit ſandte. Er ſammelte um ſich aus den edelſten Franzoſen und Italienern einen Rath, und widmete ſich, von dieſem unterſtützt, ungetheilt der Heilung der dem Volk und dem Lande geſchlagenen Wunden.“

„Tag und Nacht ſtand ſein Pallaſt jedem Unglücklichen offen und Keiner verließ ihn ungetröſtet. Wie das Andenken einer goldenen Segenszeit, wird noch bei den Enkeln der durch ihn erretteten Väter das Andenken ſeiner Verwaltung leben.“

„An Frankreichs politiſchem Himmel zog aber bald ein neues Kriegsgewitter heran. Derſelbe Cardinal von Sion, der die Schweizer zu der Schlacht bei Marignan angefeuert hatte, war nach ihrer Niederlage, als Kaufmann verkleidet, durch Frankreich nach England geeilt, um Heinrich den Achten zu einem neuen Kriege gegen Franz den Erſten zu bereden. Es gelang ihm, und mit Gold beladen kehrte er nach der Schweiz zurück, um dort ein neues Heer zu werben. Der Kaiſer Maximilian und Ferdinand von Aragonien rüſteten ſich gleichfalls, und bald zog ein Heer von 70,000 Mann gegen Mailand heran. Der Herzog von Bourbon war den Mailändern theuer, doch ſie haßten Frankreichs Joch, und daher zogen die Vornehmſten des Adels, angeführt von

Hieronymus Morone, dem Kaiſer entgegen, bei deſſen Heer ſich auch Mailands entthronter Herzog, Sforza, befand. Bourbon war ohne Geld, ohne Truppen, ohne Ausſicht auf nahen Entſatz, aber nichts deſto weniger feſt entſchloſſen, ſich unter den Trümmern Mailands begraben zu laſſen, als eine ihm anvertraute Stadt dem Feinde zu übergeben. In dieſer Lage, die für manchen andern Feldherrn hoffnungslos geweſen ſein würde, ſtanden ihm, dem von Freund und Freund bewunderten, allverehrten Manne, Hülfsmittel zu Gebote, über die er als Frankreichs Kronfeldherr nicht zu verfügen vermocht hätte. Italiens Fürſten beeiferten ſich, ihm ihre Schätze anzuvertrauen, da er ſie, als ein ihm perſönlich gemachtes Darlehn verlangte, und kein reicher Privatmann fand Bedenken, ihrem Beiſpiele zu folgen.“

„Venedig, jetzt mit Frankreich verbündet, hielt Mailand unter dieſen Umſtänden für unhaltbar und war entſchloſſen, nichts für ſeine Rettung zu wagen. Der Herzog übertrug, ſobald er dies erfuhr, ſeinem Freunde Lautrec, der unter ihm befehligte, die Sorge für die ſchleunigſte Befeſtigung der Stadt und eilte ſelbſt in das Lager der Venetianer. Hier riß ſeine Beredſamkeit und die angeborne Herrſcherkraft ſeines

Geiſtes Alles mit ſich fort, und Gritti, Venedigs oberſter Heerführer, erklärte ſich bereit, zu folgen, wohin er ihn führe. Bourbon ſtellte ſich an die Spitze der Venetianer, und mit dieſer verhältnißmäßig ſehr kleinen Macht hielt er, durch kühne Märſche und Stellungen und durch tägliche, für ihn ſtets ſiegreiche Scharmützel, das große kaiſerliche Heer ſo lange auf, bis Lautrec Zeit gewonnen hatte, Mailand zu befeſtigen, in das er ſich dann warf. Seine vorzüglichſte Hoffnung beruhete aber auf die Ankunft von 12,000 Schweizern, die er mit dem ihm anvertrauten Gelde geworben hatte; er ſandte ihnen zwei ſeiner vertrauteſten Officiere entgegen, um ihren Marſch zu beſchleunigen. Dieſe fanden aber die Schweizer der Erfüllung ihrer gegen den Herzog eingegangnen Verbindlichkeit durchaus abgeneigt, und nur mühſam gelang es ihnen, einige der Anführer zu bereden, ſie nach Mailand zurück zu begleiten, um ſich von der ihnen zweifelhaft dünkenden Möglichkeit, dieſe Stadt zu halten, ſelbſt zu überzeugen. Bourbon führte dieſe Schweizer-Oberſten ſelbſt auf den Wällen umher; ſie verſtummten ob deſſen, was hier in unglaublich kurzer Zeit bewirkt worden war, aber ſelbſt der günſtige Bericht, den ſie bei ihrer Wiederkehr ihren Landsleuten vom Vertheidigungszuſtande dieſer Feſte abſtatteten, vermochte nicht, dieſe zu beruhigen. Ueber 2000 Schweizer kehrten in ihr Land zurück, die andern zogen in Mailand ein, wo ihnen der Herzog mit ſeiner gewohnten Freigebigkeit bei ihrer Ankunft einen dreimonatlichen Sold voraus zahlen ließ. Dennoch erklärten ſie, als er ſie zu einem Angriff auf das Lager des Kaiſers führen wollte, ſich nur zur Vertheidigung der Stadt, nicht zum Kampfe gegen ihre Landsleute, welche den Kern des kaiſerlichen Heeres bildeten, verpflichtet zu haben. Mit großſinniger Unerſchrockenheit befahl Bourbon ſogleich ihren Abzug; Maximilian triumphirte, als er dieſen erfuhr, doch die Hoffnungen, welche er darauf gründen zu können glaubte, wurden nicht erfüllt; denn auch die Schweizer in ſeinem Heere empörten ſich wegen Nichtbezahlung ihres Soldes. Der Kaiſer ſah ſich gezwungen, von ihnen weg, mitten in der Nacht zu ſeinen treuen Deutſchen zu flüchten. Seine Entfernung löſete vollends bei ihnen alle Bande der Kriegszucht, und umgewandelt in einen großen Räuberhaufen plünderten die Schweizer Lodi und St. Angelo. Der Kaiſer fand ſich außer Stande, ihren Frevel zu hemmen, da brach Bourbon aus

Mailands Thoren hervor und wurde noch einmal der rettende Schutzengel der Lombardei, die jetzt nicht nur die Schweizer, ſondern auch der Kaiſer mit ſeinem Heere flüchtend verlaſſen mußten."

„Von Neuem blickte jetzt des Kronfeldherrn kühnes Adlerauge nach Neapels Thron, doch die Selbſtſucht unedlen Neides hemmte ſeinen Heldenflug, er ward nach Frankreich zurückgerufen und Lautrec zu ſeinem Nachfolger ernannt. Der Ehrgeiz Franz des Erſten war nicht blos der eines Königs, ſondern auch der eines tapfern, jugendlich geſinnten Mannes, der nur in dem ſelbſt erkämpften Lorbeer den ſchönſten Schmuck für ſeine Krone ſah. Wahrſcheinlich verſtand ſich der Monarch ſelbſt nicht in der gemiſchten Empfindung, mit der er die Siege Bourbons erfuhr, doch deſto tiefer und heller blickte Louiſe von Savoyen in ſeine Seele. Sie fand den Zeitpunkt günſtig, um dem Herzog zu beweiſen, wie ganz es in ihrer Macht ſtehe, ihm die Schranken des Feldherrnruhms zu öffnen oder zu verſchließen, und glaubte in dieſer Macht den unfehlbaren Kaufpreis zu beſitzen, für den ſich Bourbon ihr ergeben werde. Doch alle Berechnungen ſchlauer Weltklugheit werden ewig an der edlen Einfachheit und Wahrheit einer großen

Seele ſcheitern. Der Kronfeldherr hielt ſich ſtreng in den Schranken der ehrfurchtsvollen Höflichkeit, die er der Mutter ſeines Königs ſchuldig war; alle ihre Verſuche, ihn näher an ſich zu ziehen, blieben ohne Erfolg, und eher als man glaubte, ging er nach Moulins zurück.“

„Louiſe von Savoyen konnte ihre Empfindlichkeit über Bourbons Kälte nicht verbergen, und da es der Fluch der Großen iſt, von feilen Seelen umgeben zu ſein, die den dunkeln Gedanken, das kaum empfundene Wollen ihrer Bruſt, in That umzuwandeln ſtreben, ſo erbot ſich auch der Herzogin zum Werkzeug ihrer Rache der Kanzler du Pradt — derſelbe, der durch Einführung der Käuflichkeit aller Staatsämter unſrem ſchönen Frankreich eine Wunde geſchlagen hatte, an der des Reiches Würde mit ſeinem innern Glücke langſam verbluten wird. Der Kronfeldherr hatte von ſeinem eignen Vermögen große Summen für die Rettung Mailands aufgewandt, deren Wiedererſtattung ihm jetzt nicht blos verweigert wurde, ſondern man ging, unter dem Vorwande der Erſchöpfung aller Staatscaſſen, ſo weit, ihm ſeine Jahrgelder als Prinz von Geblüt, als Kronfeldherr und als Statthalter von Languedoc vorzuenthalten. Der Herzog mied nun ganz den Hof, und, als wolle ihm das Schickſal die erlittene Ungerechtigkeit durch Erfüllung ſeines Lieblingswunſches vergüten, ward ihm in dieſem Zeitpunkte das Glück, Vater eines Sohnes zu werden. Der König kam auf die Einladung des Herzogs ſelbſt nach Chantelle, wo dieſer Hof hielt, um den Neugebornen zur Taufe zu halten, und wurde mit verſchwenderiſcher Pracht von dem Herzoge an der Spitze von 500 Edelleuten empfangen, die, alle Bourbons Vaſallen, gleichfarbig in grünen Sammet gekleidet, und mit dreifach geſchlungenen goldenen Ketten geſchmückt waren. Moulins war während der Wochen langen Feſte, mit denen der Herzog dieſe frohe Begebenheit feierte, ſo mit Gäſten angefüllt, daß man genöthigt war, auf den öffentlichen Plätzen Zelte zu ihrer Aufnahme aufzuſchlagen, da die Häuſer der Stadt ſie nicht alle zu faſſen vermochten.“

„Plötzlich aber verwandelten ſich dieſe Feſte der Freude in Feſte der Trauer. Das neugeborne Kind ſtarb, und nach wenig Tagen folgte ihm ſeine Mutter in das Grab. Suſanna war in der Verbindung mit dem edelſten Fürſten ihres Jahrhunderts, der zugleich der Mann ihrer Liebe war, ungetrübt glücklich geweſen. Bourbon hatte ſie immer mit achtungsvoller Zärtlichkeit behandelt, ihr ſtets die zarteſte Sorge für ihr Glück, für den Frieden ihres reinen Herzens, ihrer ſanften Seele bewieſen; ſie ſtarb in ſeinen Armen voll Liebe, voll Segen, voll unausſprechlichen Dankes für das Erdenglück, das er ihr gewähret, und in der freudigen Zuverſicht, Gott werde es ihr zum Lohne für die Sündenloſigkeit ihres Lebens vergönnen, den geliebten Gemahl bis zur Wiedervereinigung als Schutzengel umſchweben zu dürfen. Ihr letzter Wille erklärte ihn zum einzigen Erben ihres ganzen Beſitzthums."

„Ein neuer Krieg zwiſchen Franz dem Erſten und Carl dem Fünften war dem Ausbruche nahe. Seit der Schlacht bei Marignan glaubte ſich Franz als den Schiedsrichter Europa's anſehen zu dürfen; er warb um Deutſchlands Kaiſerkrone, und als Carl der Fünfte mit dieſer geſchmückt wurde, meinte er, den ihm ertheilten Vorzug an ihm rächen zu müſſen. Ehe aber noch ſeine Rüſtung vollendet war, brach ſchon der kaiſerliche Feldherr, der Graf von Naſſau, in die Champagne ein; Mezieres wurde durch Bayards Tapferkeit zum ſchützenden Bollwerke Frankreichs; der ſtets kampfluſtige franzöſiſche Adel ſammelte ſich um das Panier ſeines Monarchen, und auch in Bourbons Seele verſtummte vor dem Rufe der Ehre und des Vaterlandes die Stimme der perſönlichen innerlichen Kränkung. Er warb in ſeinen Landen und aus eignen Mitteln 6000 Mann Fußvolk und 800 Lanzen, und erſchien mit dieſem kleinen Heere, um, ſeinem Rechte als Kronfeldherr zufolge, die Führung der Vorhut deſſelben zu übernehmen. Der König übertrug dieſe aber dem Herzoge von Alençon. Bourbon empfand dieſe Zurückſetzung eben ſo tief als ſchmerzlich. Das Band der Liebe zwiſchen ihm und dem königlichen Jugendfreunde wurde unheilbar dadurch zerriſſen, und man hörte von dieſem Tage an den Kronfeldherrn oft im Zirkel ſeiner Vertrauten die Antwort jenes Edelmanns erzählend, der von König Carl dem Siebenten gefragt: ob irgend etwas im Stande ſein würde, ſeine Treue zu erſchüttern? dem Könige raſch erwiederte: „Nicht das Anerbieten von drei Kronen, aber wohl eine Beſchimpfung!"

„In dieſem Feldzuge fand keine entſcheidende Schlacht Statt; die glänzendſte Waffenthat deſſelben, die Eroberung von Heſtin, wand einen neuen Zweig in Bourbons Heldenkrone und erhöhete des Königs eiferſüchtige

Empfindlichkeit gegen ihn, da der Monarch, in einem ſeltſamen Widerſtreite der Gefühle, den Herzog perſönlich achtete, ihm wohlwollte und nur gegen ſeinen Ruhm ungünſtig geſinnt war. Dieſe Verſtimmung des Königs gegen den Herzog ſprach ſich bei jedem Anlaſſe ſo deutlich aus, daß Bourbon es ſich ſchuldig zu ſein glaubte, das Heer zu verlaſſen und an dem Feldzuge des folgenden Jahres keinen Antheil zu nehmen.“

„Durch den Tod ſeiner Gemahlin fühlte ſich der Herzog der vollen Freiheit ſeiner Empfindungen zurückgegeben. Er liebte die Herzogin von Alençon noch eben ſo glühend, eben ſo ſeelenvoll und innig. Er hoffte nichts, er wünſchte nichts, aber er fühlte ſich wieder frei, ſeinem Herzen folgen zu dürfen, das ihn in ihre Nähe an den Hof zurückführte, deſſen Stolz und deſſen Zierde ſie war. Niemand zeigte ſeine Freude, ihn wieder zu ſehen, außer Madame Renata und ich, die wir Beide ſeine vertrauteſten Freundinnen waren. Die Herzogin Margaretha blieb in ihrem Betragen gegen ihn ſich immer gleich. Ihre Seele war geſchaffen, ſeine Heldengröße rein zu empfinden, ihr Herz litt durch die Ungerechtigkeit der ihm widerfahrnen Kränkungen, doch nie verrieth ein Wort, ein Blick von ihr eine andere Empfindung, als die Freundſchaft, die ſie ihm in jeder Hinſicht ſchuldig war. Nie hat es eine reinere Seele gegeben, als die ihrige, nie eine heldenmüthigere Herrſchaft über eine Liebe, die das unzerſtörbare Leben ihres Daſeins geworden war. Wenn ſie irgend worin fehlte, irgend wo zeigte, daß ihr der Herzog von Bourbon theurer war, als irgend ein andrer Mann, ſo war es durch die Gemeſſenheit ihres Betragens gegen ihn, und durch ihre Strenge gegen ſich. Der Tod Suſanna's hatte die Leidenſchaft der Herzogin von Angoulême für den Kronfeldherrn wiederum mit aller Zaubermacht ſchmeichelnder Hoffnung belebt. Sie ſtand ſo hoch, daß ſie, ſobald er frei war, ſeine Huldigungen als einen ihr gebührenden Tribut erwarten zu können glaubte, und ſann daher nur darauf, ihm die Morgengabe irdiſcher Hoheit, die ſie ihm bringen konnte, im glänzendſten Lichte zu zeigen. Sie ſandte ihm zum Neujahrstage ein goldnes Käſtchen, in welchem er eine Halskette von ſo großem Werthe fand, daß er ſie für ein Geſchenk des Königs gehalten haben würde, wenn ihm nicht überraſchend aus einem verborgenen Fach des Käſtchens, das er zufällig öffnete, Louiſens überreich gefaßtes Bildniß entgegengeſtrahlt hätte. Eine Vorahnung des Unheils, welches von dieſem Augenblicke an ſo feindlich düſter in ſein Leben trat, durchzuckte ſeine Bruſt. Lange ging er mit ſich zu Rathe, wie er die Nothwendigkeit, ihr jede Hoffnung zu nehmen, mit ſeinen Pflichten als Vaſall und Ritter gegen die Mutter ſeines Königs vereinigen könne, und nach langem Bedenken brachte er der Herzogin ſelbſt das Käſtchen zurück, mit der Aeußerung, es ſei zu koſtbaren Inhalts, als daß ſeine Ehrfurcht wagen dürfe, es ſich zuzueignen. Louiſe von Angoulème aber benutzte dieſe Gelegenheit, dem Herzog ihre Liebe zu geſtehen, und ihre Selbſttäuſchung ging ſo weit, daß ſie ſein Verſtummen für freudige Beſtürzung hielt. Der König unterbrach dieſe Unterredung, und da der Herzog den erſten ſchicklichen Vorwand ergriff, ſich zu entfernen, erbat ſich Louiſe in ihrer Verblendung von ihrem Sohne, der ihr nichts abzuſchlagen wußte, die Einwilligung zu ihrer Vermählung mit dem Kronfeldherrn.“

„Sie wählte Bonnivet, der auch ihr Günſtling war, um in ihrem Namen mit dem Herzoge von Bourbon zu reden; allein ſie hätte keine ſchlechtere Wahl treffen können. Bonnivet war der eitelſte

Menſch von der Welt und brannte dabei von Neid und Eiferſucht gegen den Herzog, deſſen Ueberlegenheit jeder Art ihm oft drückend geworden war. Er allein hatte auch mit dem Scharfſinne der Leidenſchaft die Liebe des Kronfeldherrn zu der Prinzeſſin Margaretha errathen und fürchtete nun, daß dieſer als Gemahl ihrer Mutter die ungeziemliche Kühnheit, mit der er ſeine Leidenſchaft für die Prinzeſſin zur Schau trug, ſtrenger ahnden möchte, als es der König that, der gegen die Liebesthorheiten ſeines Günſtlings nur allzunachſichtig war. Dieſe Bewegungsgründe brachten Bonnivet zu dem Entſchluß, Alles aufzubieten, um dieſe Vermählung zu hintertreiben. Er behandelte, als er beim Kronfeldherrn erſchien, den von der Herzogin erhaltenen Auftrag als einen Scherz, da die Liebesgluth einer Frau von ihren Jahren keine ernſte Beachtung verdiene. Unvorſichtig ſtimmte ihm der Herzog bei, und Bonnivet ſorgte nun dafür, daß Louiſe von Savoyen die Schmach, von dem Mann ihrer Liebe und ihrer Wahl ausgeſchlagen zu werden, in ihrer ganzen Bitterkeit erfuhr. Sie, die noch immer ſchöne, allgefeierte und dabei ſo ſtolze als herrſchſüchtige Frau, ſie, die entſproſſen aus dem erlauchteſten Blute Europa's, ſich zur Zierde jedes Throns geſchaffen glaubte, ſah ſich von einem Unterthan ihres königlichen Sohnes verſchmähet. Ihre Wuth kannte keine Grenzen. Sie wollte um jeden Preis Rache, und beſchloß als Enkelin Carls des Erſten, Herzogs von Bourbon, ihre vergeblichen Rechte auf die dem Kronfeldherrn durch ſeine Gemahlin zugefallenen Beſitzungen geltend zu machen. Geſetz und Herkommen waren gegen ſie, doch gewiß, die Macht ihres Sohnes zu Hülfe nehmen zu können, reichte ſie zum Erſtaunen von ganz Frankreich bei dem Parlamente ihre Klage ein. Vor den Schranken deſſelben traten ſie und der König als Kläger auf, und ihnen gegenüber der Herzog von Bourbon und ſeine Schwiegermutter, Anna von Frankreich, als Verklagte. In ruhiger Erhabenheit erſchien die letztere vor den Schranken, um zu Gunſten Bourbons das Saliſche Geſetz geltend zu machen, dem ſie ſelbſt früher, in Gehorſam gegen daſſelbe, die Königskrone dieſes Reichs geopfert hatte. Ganz Europa nahm Antheil an einem Proceſſe, den die Macht gegen das Recht führte. Noch vor der Entſcheidung deſſelben ſtarb Anna von Frankreich. Der Tod ihrer Tochter und ihres Enkels hatte ſchon früher ihr Herz gebrochen; ſie lebte ſeit dieſem Verluſte zurückgezogen vom Hofe und von der Welt in tiefer Einſamkeit, und nur als es die Vertheidigung von Bourbons Rechten galt, flammte ihr erlöſchendes Leben noch einmal in aller Kraft ihres wahrhaft erhabnen Geiſtes auf; auch erſparte es ihr der Himmel, ihn unglücklich ſehen zu müſſen. Ihr letzter Hauch war Segen für ihn, und ihr Teſtament erklärte ihn zum alleinigen Erben des Beſitzthums, das ſie der Dankbarkeit Carls des Zweiten und der Freigebigkeit Ludwigs des Zwölften verdankte.“

„Das Parlament, zu feige, um das Recht walten zu laſſen, ſuchte gleichwohl den Schimpf eines ungerechten Urtheilsſpruches von ſich abzuwenden und verwies die Entſcheidung des Proceſſes an den Staatsrath, der das Organ des Machtſpruches wurde, den Louiſe von Savoyen ihm durch den Kanzler du Pradt in die Feder ſagte.“

„Der Herzog empfand den Verluſt ſeines Rechtsſtreits mit tiefem Unmuth. Er ſah ſich dadurch des größten Theils ſeiner Beſitzungen beraubt, doch ſeine große Seele empfand es noch bitterer, daß in ihm Geſetz und Recht durch die Willkür ſchamloſer Macht beleidigt und ſein Ehrgefühl verletzend gekränkt worden war. Ganz Europa theilte ſeinen Unwillen, und die ſchlaue Staatskunſt Carls des Fünften wollte dieſen Zeitpunkt nicht unbenutzt laſſen, um dem franzöſiſchen Thron ſeine feſteſte Stütze zu rauben. In Lumpen verhüllt durchſtreifte der Graf von Roeux ganz Frankreich, um Bourbon aufzuſuchen und ihm im Namen Carls des Fünften die Hand ſeiner Schweſter, der verwitweten Königin Eleonore von Portugal, anzutragen, mit der Zuſage der Erbfolge in Oeſtreich für ſie, wenn der Kaiſer und ſein Bruder, der Erzherzog Ferdinand, ohne Hinterlaſſung männlicher Erben ſterben ſollten. Eleonore war die reichſte Prinzeſſin unſers Zeitalters, da ſie, außer einer Mitgift von 20,000 Thalern jährlicher Einkünfte, einen baaren Schatz von 200,000 Thalern und für 600,000 Thaler Schmuck beſaß. Dafür forderte der Kaiſer die Mitwirkung des Herzogs zur Ausführung des gemeinſchaftlich mit dem Könige von England entworfenen Planes zur Eroberung und Zerſtückelung Frankreichs, von dem der Herzog den dritten Theil erhalten ſollte, um für ſich ein unabhängiges Reich daraus zu bilden.“

„Im erſten Augenblick entſetzte ſich Bourbon vor dieſem Antrag, und der Name eines Empörers gegen ſeinen König blitzte ſchaudererregend durch ſeine Seele;

allein der Graf von Roeux, dieſer ſchlaueſte und feinſte Staatskünſtler des ſpaniſchen Reichs, ließ ſich durch den ungünſtigen Erfolg ſeiner erſten Verſuche nicht abſchrecken. Der Herzog wurde fortwährend zu ſchwer gereizt, theils vom Könige ſelbſt, theils von ſeiner Mutter, und der Graf wußte dieſe Augenblicke eines gerechten Unmuthes ſo gut zu nutzen, daß es ihm endlich gelang, Bourbons Heldenſeele mit ſich ſelbſt uneins zu machen. In Frankreich ſtand dem Herzoge Alles feindlich entgegen; er durfte auf keine ſchönere Zukunft mehr hoffen, da er ſich in ſeinem edelſten Wollen und Streben, in ſeiner muthvollſten Thatkraft gelähmt fand; der Kaiſer bot ihm dagegen die glänzendſte Genugthuung für alle erlittene Schmach an, er bot ihm eine Krone, eine mit dem eignen, tapfern Schwert erfochtene Krone — Bourbon wankte. — Nur ein Engel ſtand ihm noch traurend und warnend zur Seite, der Engel ſeiner Liebe. Er wagte es nicht, mir das gefährliche Geheimniß ſeines beſchloſſenen Abfalls zu entdecken, aber er beſchwor mich bei Allem, was heilig genannt wird, ihm von der Herzogin von Alençon eine Zuſammenkunft zu erbitten. Seit ſeinem feindlichen Verhältniſſe zu ihrer Mutter hatte ſie ihn vermieden, da die leidenſchaftliche Reizbarkeit, die bei der Gewalt des innern Seelenkampfes zwiſchen Haß und Liebe immer verderblicher im Charakter der Herzogin Louiſe ſich offenbarte, es ihrer Tochter zur Pflicht machte, Alles zu vermeiden, was dieſe aufzuregen vermochte. Auch jetzt verſagte Margaretha dem Herzoge die von ihm ſo flehentlich erbetene Unterredung um ſo entſchiedener, da ſie wußte, wie genau alle ſeine Schritte bewacht wurden.“

„Der Zufall ſchien ihm indeſſen gewähren zu wollen, was die Prinzeſſin ihm verweigerte. Der König hatte ſeine Schweſter gebeten, nach der Mittagstafel zu ihm in ſein Cabinet zu kommen, weil er ſie allein zu ſprechen wünſche; ſie ließ alſo ihr Gefolge im Vorzimmer, doch als ſie die Thür des Cabinets öffnete, fand ſie ſtatt des Königs den Kronfeldherrn, der, vor ihrem Bilde ſtehend, im Anſchauen deſſelben ſo vertieft war, daß er ihren Eintritt nicht ſogleich bemerkte. Sie wich im erſten Augenblicke beſtürzt zurück, allein die ſchmerzensvolle Wehmuth, die aus jedem Zuge ſeines Geſichtes ſprach, ergriff ſie in mächtiger Rührung und ſie blieb ſanft erröthend mit geſenktem Auge ſtehen, als er umblickend, mit dem Ausrufe der freudigſten Ueberraſchung auf ſie zueilte und ſich zu ihren Füßen warf. „Welchem Zufalle verdanke ich das Glück, Sie einen Augenblick ohne Zeugen zu ſehen?“ rief er, „gönnen Sie mir Gehör; was ich Ihnen zu ſagen habe, iſt von der größten Wichtigkeit und es entſcheidet über meine Zukunft, mein Leben!“ —

„Stehen Sie auf, Herzog,“ flüſterte ſie, zu ihm ſich hinabneigend und ihm die Hand gebend, ihn zu erheben, „wo iſt der König?“ — „Er iſt ſo eben zur Gräfin von Chateaubriand gegangen und hat mir befohlen, ihn hier zu erwarten.“ — „Dann darf ich nicht länger verweilen, da man den Zufall unſers Zuſammentreffens für Verabredung halten könnte.“ — „Und doch iſt das ſo wichtig, was ich Ihnen zu vertrauen habe; es betrifft nicht nur mein Leben und meine Ehre, ſondern auch Frankreichs Schickſal.“ — „Begleiten Sie mich zur Gräfin von Chateaubriand, dort kann und will ich hören, was Sie mir zu ſagen haben.“ — „Nein, nur hier darf ich zu reden wagen; und warum,“ fuhr er lebhafter fort, „ſoll ich mich auch nicht des einzigen glücklichen Augenblickes erfreuen dürfen, der wie ein himmliſcher Sonnenſtrahl in mein umnachtetes Leben fällt?“ Er drückte bei dieſen Worten die Hand der Prinzeſſin an ſeine Lippen, und noch ehe ſie ſie ihm entziehen konnte, trat die Herzogin von Angoulême ein. Dieſe erblaßte; dann aber flammte ſchnell ihr Auge und ihr Angeſicht in höchſter Zornesgluth auf und ſie brach in die beleidigendſten Schmähungen aus. „Das alſo, Verwegener,“ rief ſie dem Herzoge zu, „das alſo iſt der Gegenſtand, für den Du all den Glanz, all den Ruhm geopfert haſt, zu dem ich Dich erheben wollte! Um die Gunſt der Tochter ſchlugſt Du die Vermählung mit der Mutter Deines Königs aus, den Du in ſeiner Schweſter entehrſt!“

„Eine ſolche Schmähung,“ unterbrach ſie der Herzog heftig, „kann nur aus einem ſo unreinen und boshaften Herzen kommen, als das Ihrige iſt!“ — „Schweig, Frevler,“ rief Jene wüthend, „und wiſſe, daß ich in dem Gegenſtande Deiner Verblendung Dich züchtigen werde.“ — Der Kronfeldherr erblaßte vor dieſer Drohung, der einzigen, die ihn zu ſchrecken vermochte; doch mit der hohen Würde eines makelloſen Bewußtſeins nahm hier die Prinzeſſin das Wort. „Der Schein trügt oft, Madame,“ redete ſie ihre Mutter an, „und wenn er in dieſem Augenblicke mich anklagt, ſo iſt dennoch der Himmel mein Zeuge, daß ich Ihren Unwillen durch nichts verſchuldet; ich werde mich in einer ruhigern Stunde zu rechtfertigen wiſſen; für jetzt bleibt mir nichts übrig, als mich zu entfernen, und Sie, Herzog," fuhr ſie zu dieſem ſich wendend fort, „vergeſſen Sie nicht, daß Sie mit meiner Mutter reden!" — Ehrerbietig neigte ſie ſich hier vor dieſer und verließ das Zimmer; allein ihre letzten Worte, von ihr nur darauf berechnet, die Empörung des Herzogs zu mäßigen, trafen das Herz ihrer Mutter wie ein Giftpfeil, da ſie ihr die Macht verriethen, die Margaretha ſich bewußt war über ihn zu haben. Sie ergoß von Neuem ihre Wuth in den beleidigendſten Schmähungen gegen den Kronfeldherrn, der, dem Befehle der Prinzeſſin gehorchend, ſie zu beſänftigen ſtrebte, indem er ihr ſein Zuſammentreffen mit dieſer in der einfachen Wahrheit des Vorfalls erklärte. Als ſie aber wieder zu Liebesworten und Klagen überging, wies er ſie ſtrenger von ſich und vermochte in dieſer Stunde weniger denn je die Geringſchätzung zu verbergen, die er gegen ſie empfand. Dies reizte ihren Zorn von Neuem, und alle Haltung völlig verlierend, ging ſie im ſchnellſten Wechſel von Thränen zur Wuth, von den liebeflehendſten Worten gewaltiger Leidenſchaft zu den Verwünſchungen und Drohungen des furchtbarſten Haſſes und der brennendſten Rachſucht über.“

„Die Prinzeſſin war indeſſen zum Könige geeilt, den ſie anflehete, dieſem unangenehmen Auftritt ein Ende zu machen. Er fand ſeine Mutter, als er zu ihr und dem Herzoge eintrat, in ſo anſtandloſer Haltung, ſo ganz ihrer Würde vergeſſend, daß er in der Beſchämung darüber ungerecht genug war, gegen den Herzog bitter zu werden. Dieſer blickte ihn, ohne ein Wort zu erwiedern, ſtolz und ernſt an und verließ das Cabinet mit dem Entſchluſſe, es nie wieder zu betreten und es den König bereuen zu laſſen, daß er den zuverläſſigſten ſeiner Freunde zu ſeinen Feinden gleichſam ſelbſt hingedrängt habe.“

„Die Herzogin Louiſe war der Empörung ihres Herzens ſo wenig Herr, daß ſie noch einmal Bonnivet zu ihrem Vertrauten wählte und ihm den Auftrag ertheilte, ihre Tochter genau zu bewachen und jede Zuſammenkunft zwiſchen ihr und dem Kronfeldherrn zu verhüten. Dieſem dünkte es aber unmöglich, Paris verlaſſen zu können, ohne der Prinzeſſin Lebewohl zu ſagen. Madame Renata und ich boten Alles auf, ihm die Gewährung dieſes Wunſches zu verſchaffen, aber es würde uns unmöglich geweſen ſein, wenn nicht der König mit dem ganzen Hofe nach St. Germain gegangen wäre, wo wir mehr Freiheit hatten, als in Paris. Margaretha fühlte, daß ſie dem Kronfeldherrn für ſo viele um ſie erlittene Ungerechtigkeiten eine Vergütung ſchuldig war; ſie willigte daher in unſre Bitte, aber nur unter der Bedingung, daß Madam und ich bei dieſer Unterredung gegenwärtig ſein ſollten, damit jeder Schein eines geheimen Verſtändniſſes wegfiele."

„Die beiden Prinzeſſinnen und ich trafen, wie es verabredet war, auf einem Spatziergange den Herzog in demſelben Pavillon, in dem Sie, meine Damen, vor einigen Tagen den Morgen erwartet haben. Nie habe ich früher oder ſpäter Bourbons Heldenhoheit ſo umdämmert geſehen vom Trauern der Liebe, als in dieſer Abſchiedsſtunde. Er beſchwor die Prinzeſſin, ihm die Trennung von Allem, was ſeinem Herzen theuer ſei, durch das Verſprechen zu erleichtern, daß ſie ſich nie ſeinen Feinden und Verfolgern zugeſellen wolle, und ihm in dieſer für ihn qualvollen Stunde zu vergönnen, ihr mit der Offenherzigkeit eines Sterbenden zu wiederholen, daß er ewig nur ſie allein lieben werde. Alle ſeine Züge, ſeine

Blicke, ſeine Worte hatten einen ſolchen Ausdruck von Liebe, Schmerz und Verzweiflung, daß wir uns tief erſchüttert fühlten und zum erſten Mal die Ahnung irgend eines geheimnißvollen Unheils, das aus ſeiner Entfernung aufergehen könne, in uns erwachte.“

„Die Prinzeſſin Margaretha ſuchte noch Worte, welche, ohne ihre Zärtlichkeit zu verrathen, ihn zu tröſten vermöchten, als wir Bonnivet mit einer Verwegenheit eintreten ſahen, zu der ihn, trotz ſeiner Kühnheit, nur ein höherer Befehl berechtigen konnte. Madam blickte ihm ihren Unwillen zu, auf den Lippen des Herzogs zückte der Befehl, den Pavillon zu verlaſſen, und ſeine funkelnden Augen blitzten Zorn auf ihn hernieder; allein mit einer Majeſtät und Hoheit, vor der die Frechheit ſelbſt erblöden mußte, trat die Herzogin auf Bonnivet zu. „Eure Kundſchafter, Admiral,“ redete ſie ihn an, „haben Euch nicht betrogen; ich bin hier, um vom Herzog Abſchied zu nehmen, der uns morgen verläßt, und es iſt mir lieb, dies in Eurer Gegenwart thun zu können. Ich kann,“ fuhr ſie zum Kronfeldherrn ſich wendend, fort, „Ihnen meine Theilnahme an Ihrem Geſchicke nicht ſo lebhaft ausdrücken, als ich ſie empfinde. Nie werde ich Ihrer, nie des edelſten

Mannes vergeſſen, den ich kenne; meine Freundſchaft für Sie iſt ein eben ſo unvergängliches Gefühl meines Herzens, als meine Bewunderung Ihrer Tugenden, und wenn der innigſte Wunſch meiner Seele je Einfluß auf Ihr Schickſal gewinnen kann, ſo werden Sie noch einſt ſo glücklich werden, als Sie es zu ſein verdienen. Leben Sie wohl, Herzog!" ſchloß ſie, indem ſie, alle ihre Kraft ſammelnd, ihm die Hand reichte, die er mit Inbrunſt küßte. Madam und ich umarmten ihn ſchweigend, und nur unſre Thränen waren die Dolmetſcher unſrer Empfindungen."

„Der Admiral ſtand während dieſer Abſchiedsſcene jämmerlich verlegen da und vermochte kein Wort hervorzubringen. So wie wir dem Herzoge Lebewohl geſagt hatten, nahm die Herzogin Madam und mich bei der Hand, um den Pavillon zu verlaſſen, doch ſich erinnernd, daß es nicht gerathen ſein möchte, den Herzog und Bonnivet allein mit einander zu laſſen, ſandte ſie dieſen mit einem Auftrage an ihre Damen voraus; huldvoll neigte ſie das ſchöne Haupt noch einmal ausdrucksvoll gegen den Herzog und entſchwand dann ſeinen Blicken."

„Noch am Abend dieſes Tages nahm der Kronfeldherr Abſchied vom Könige, dem ſeine Entfernung willkommen war, da er von der Leidenſchaft ſeiner Mutter die Wiederholung ihm ſo unangenehmer Auftritte fürchten mußte. Die Herzogin von Angoulème empfand dagegen deſto tiefer die Abreiſe des Mannes, den ſie noch lieber undankbar, als gar nicht ſehen wollte. Ihr Schmerz ging in eine ſo feindſelige Bitterkeit gegen ihre Tochter über, daß der ganze Hof darüber murrete. Der Herzog von Alençon gerieth darüber in heftigen Wortwechſel mit ſeiner Schwiegermutter, und auch der König empfand ihr Betragen gegen ſeine liebenswürdige Schweſter ſo unmuthig, daß dieſe es für das Beſte hielt, ſich auf einige Zeit vom Hofe zu entfernen. Sie erhielt hierzu die Einwilligung des Königs und ihres Gemahls, und um nicht durch zu häufige Beſuche beläſtigt zu werden, wählte ſie ein in ziemlicher Entfernung von Paris einſam gelegenes Landhaus zu ihrem Aufenthalte. Faſt alle Damen des Hofes wetteiferten um die Ehre, ſie begleiten zu dürfen; ſie verbat es aber mit aller ihr eignen Holdſeligkeit und nahm ſelbſt von ihrem eignen Hofſtaate nur ein kleines Gefolge mit ſich. Noch erinnere ich mich mit heiterer Rührung der vier Monate, die wir in dieſer Einſamkeit verlebten. Frei von allem höfiſchen

Zwange, durfte die Prinzeſſin hier ganz nach ihrer Neigung leben, und ihr Geiſt, ihre Talente und der heilige Reichthum ihres Herzens an jeder die Menſchheit adelnden Empfindung wurde für uns eine nie verſiegende Quelle der reinſten und ſanfteſten Freuden, zu denen hienieden die Wonne der Wehmuth, die Thränen ſchuldloſer Liebe ja auch gehören.“

„Dieſe Einſamkeit gab dem Andenken an den Kronfeldherrn eine Gewalt über das Herz Margarethens, der zu widerſtehen ſie mehr denn je alle ihre Kraft aufbieten mußte. Sie ſuchte ſelbſt Alles auf, was ſie zu erheitern und zu zerſtreuen vermochte. Ihre Hofhaltung beſtand aus den anerkannt liebenswürdigſten Frauen, den geiſtreichſten Männern unſeres Hofes. Faſt Alle waren muſikaliſch, und wir führten beinahe jeden Abend unter Anführung des berühmten Tonſetzers Goutimel ein Concert auf. Eines Abends hatte ſich die Prinzeſſin in ein an den Muſikſaal ſtoßendes Cabinet zurückgezogen, um eine neue, ihr zugeſandte Schrift zu leſen; dieſe war anziehend genug, ſie zu feſſeln; da ſie aber die Muſik leidenſchaftlich liebte, ſo vergaß ſie nach und nach das Blatt umzuſchlagen, und verlor ſich in wehmuthsvolle Träume. Die melodienvollen Klänge zogen ſüßſchmeichelnd in ihr Herz und löſten es in immer weicheres Sehnen, immer bangeres Seufzen auf. Keine Kunſt übt unwiderſtehlichere Kraft über das menſchliche Gemüth, als die Muſik, und von allen Regungen deſſelben ſind keine ihr ſo unterworfen, als Schmerz und Liebe.“

„Margaretha empfand dies in der Stunde, wo ſie unausſprechlich durch dieſe Klänge erweicht wurde; der Kronfeldherr ſtand vor ihr, jeder Laut, der an ihr Ohr ſchlug, ward zur herzzerreißenden Klage ſeiner Liebe, ſeines Unglücks und ſeiner wankelloſen Treue; unwillkürlich bog ſie ihr Geſicht auf ihre Hände nieder, und heiße Thränen entſtrömten ihrem Auge. Plötzlich aber, erſchreckt durch die Leidenſchaftlichkeit ihres Schmerzes, floh ſie, als wolle ſie ſich ſelbſt entfliehen, hinab in den Garten und ſuchte die dichteſten, heimlichſten Schatten deſſelben auf. Doch umſonſt war dieſe Flucht; ſie trug den Pfeil, der ſie verwundete, zu tief im Herzen. Ermattet ſank ſie auf den Raſen nieder, voll Scham und Unmuth über die Schwäche ihres Herzens. Ach, wer wahrhaft liebt, für den gibt es, wie ſorgfältig er auch über ſich wache, Erinnerungen und Stunden, vor deren Gewalt die höchſte Kraft der Selbſtbeherrſchung erliegt, wo all der Zwang verſchwindet, den das Herz erduldet, und wo der Menſch nichts will, nichts vermag, als ſich ohne allen Troſt in die hoffnungsloſe Tiefe ſeines Kummers zu verſenken! — Für die Prinzeſſin war dies eine ſolche Stunde. Ihres Widerſtandes ungeachtet floſſen ihre Thränen unaufhaltſam, und ich erſchrak, als ich ſie im Garten fand, vor ihrer Bläſſe, ihren Thränen, vor der ſchmerzlichen Ermattung in ihren Zügen. Ich glaubte, ſie habe vom Könige ſchmerzliche Nachrichten erhalten, denn bis zu dieſem Tage hatte ich ihre Liebe nur errathen, ihren ſtummen Herzensgram nur geahnet, da ſie es nie ſich vergönnt hatte, ihn mir einzugeſtehen. „Ach,“ antwortete ſie mir, „meine Thränen ſind ein Unrecht, das ich mir nicht verſtatten ſollte zu begehen. Reden Sie daher mit mir nicht darüber, gönnen Sie mir aber den Troſt, an Ihrem treuen Herzen einen Gram auszuweinen, der mir in aller ſeiner Herbe lieber iſt, als das glänzendſte Erdenglück.“ Sie legte hier ihr ſchönes Haupt an meine Bruſt und, mich mit einem Arm umfaſſend, mir die Hand auf den Mund, als fürchte ſie Worte des Troſtes und der Theilnahme von mir zu hören. Allmählig floſſen ihre Thränen ſanfter, ihre Züge erhielten wieder den ihnen eignen Ausdruck friedvoller Klarheit, und dies iſt die einzige Stunde geblieben, in der ich ſie je vom Schmerz ihrer Liebe beſiegt geſehen habe.“

„Der König, der auf die Wiedereroberung Mailands dachte, ſammelte ſeine Truppen und ſandte auch dem Kronfeldherrn den Befehl, ſich beim Heere einzufinden. Dieſer gab eine Krankheit vor und erſchien nicht, und zu gleicher Zeit wurden dem Könige durch den Verrath zweier ſeiner Freunde ſeine Unterhandlungen mit dem Kaiſer bekannt. Rührend war es, zu ſehen, wie in dem Monarchen, trotz der Spannung zwiſchen Beiden, dennoch die Zuverſicht zu Bourbons Treue über jeden Verdacht ſiegte, und er lange Zeit der gemachten Entdeckung allen Glauben verſagte. Auch dann noch als ſich ihm endlich die Ueberzeugung aufdrang, war er großſinnig genug, nur den Eingebungen ſeines Herzens zu folgen und ſelbſt zum Herzoge nach Moulins zu gehen und ihm zu entdecken, wie er ſeine Unterhandlungen mit dem Kaiſer kenne, aber bedenkend, wie ſchwer er gereizt worden ſei, nur ſein offnes Geſtändniß fordere, um zu verzeihen. Bourbon fühlte den

Edelmuth dieſes Verfahrens; er geſtand dem König Alles, und ohne weitere Entſchuldigung ſeines Fehltritts zu ſuchen, ſchilderte er ihm nur, wie die erlittenen Kränkungen nach und nach ſeine Seele empört hatten. Der König verſprach ihm, den auf ſeine Beſitzungen gelegten Sequeſter gleich aufzuheben und dereinſt, nach dem Tode ſeiner Mutter, die Zurückgabe aller der ihm ungerechter Weiſe geraubten Güter. Die Großmuth dieſes Verſprechens rührte den Kronfeldherrn weniger, als die Liebe und das Vertrauen, welches der König ihm bewies; ſo erneuerte er das Gelübde ſeiner Treue und verſprach, ſobald es ſeine Geſundheit geſtatte, die durch die Erſchütterung des gewaltigen Kampfes, den ſeine Seele in dieſer letzten Zeit beſtanden, ſehr gelitten hatte, ſich beim Heere einzufinden.“

„Das Vorgefühl der Zerriſſenheit, die der Abfall vom Vaterlande in ſein Herz bringen werde, ſeine Liebe zu der Prinzeſſin, die Rührung, mit der er die großſinnige Offenheit des Königs dankbar würdigte, Alles vereinigte ſich, ihn zu ſeiner Pflicht zurückzuführen; doch zu ſeinem und zu Frankreichs Unglück erfuhr die Herzogin von Angoulême die Verſprechungen, die er vom Könige erhalten hatte. Sie ſchrieb ihm einen höchſt beleidigenden Brief, worin ſie ſeine Gutmüthigkeit, ihnen Glauben geſchenkt zu haben, verhöhnte und ihm verſicherte, daß es ihm nie gelingen ſolle, ihrer Rache ſich zu entziehen. Einen neuen Beweis, wie unumſchränkt ſie Herr ſeines Schickſals ſei, ſolle er darin finden, daß der König ſein Verſprechen, ihm jene Verheißungen ſchriftlich zuzuſtellen, unerfüllt laſſen werde. Bourbon ſchrieb jetzt an den König; er legte ihm den Brief ſeiner Mutter ein und mahnte ihn ehrerbietig aber dringend, ſein königliches Wort zu löſen. Dürfte er nicht auf Gerechtigkeit, nicht auf Erfüllung des erhaltenen Königswortes hoffen, ſo werde er ja dadurch gezwungen, die Bande der Liebe und der Treue zu zerreißen, mit denen er als Vaſall an den König und an Frankreich gebunden ſei. Der Biſchof von Autin, einer ſeiner vertrauteſten Freunde, unternahm es, dieſen Brief zu überbringen, aber er wurde auf Veranſtaltung der Herzogin Louiſe unterwegs feſtgenommen und in einen Kerker geworfen. Mit dieſem Gewaltſtreich ſchwand der letzte Hoffnungsſchimmer, Bourbons Heldenſeele vor dem Abfalle von ihrer, bis dahin makelloſen Größe bewahrt zu ſehen.“

„Der König war in Lyon, als er erfuhr, der Herzog habe die Fahne des Aufruhrs aufgeſteckt, und man war allgemein der Meinung, daß er unter dieſen Umſtänden ſeinen Vorſatz, nach Italien zu gehen, nicht ausführen dürfe, da man bei der Liebe, mit der ganz Frankreich dem Herzoge anhing, den Ausbruch eines bürgerlichen Krieges erwarten mußte. Doch gerade die nächſten Verwandten, die vertrauteſten Freunde Bourbons bewieſen, wie in edlen Seelen die Treue gegen König und Vaterland über alle perſönliche Rückſichten zu ſiegen vermag. Alle fielen vom Herzoge ab, und der König gab dem Marſchall Chabannes und dem Baſtard von Savoyen den Auftrag, ihn mit den unter ihrem Befehle ſtehenden Truppen aufzuſuchen und ihn todt oder lebendig zu fangen. Von allen Seiten umzingelt, von ſeinen Truppen verlaſſen, blieb Bourbon nur die Wahl, mit dem Schwert in der Hand zu ſterben, oder ſich durch die Flucht zu retten. Er verließ ſein Gefolge und nahm, nur von Pomperan begleitet, mit der ihm eignen Kühnheit ſeinen Weg mitten durch das franzöſiſche Heer, indem er durch das Delphinat nach Savoyen ging. Nach wunderbarer Rettung aus vielfachen höchſt gefährlichen Abenteuern langte der Herzog glücklich in St. Claude an, wo ihm der Cardinal de la Baume mit einer Bedeckung entgegen kam und ihn nach Beſançon begleitete. Sobald der König erfuhr, daß er allen Nachſtellungen entgangen und in Sicherheit ſei, ſandte er Imbaut ab, ihm das Schwert des Kronfeldherrn und den Orden des heiligen Michaels abzufordern, welche er zu tragen ferner unwürdig ſei. Mit mehr Schmerz als Unmuth antwortete Bourbon: „Das Schwert hat mir der König ſchon zu Valenciennes genommen, als er den mir gebührenden Befehl über die Vorhut des Heeres dem Herzoge von Alençon gab, und den Orden habe ich zu Chantelles zurückgelaſſen!“

„Der Herzog eilte nach Italien, wo er in Mantua von dem Herzoge von Gonzaga mit der Hochachtung aufgenommen wurde, die ſich keine irdiſche Hoheit zu gewinnen vermag, da edle Menſchen ſie nur der Seelengröße huldigend weihen. Die großmüthige Freundſchaft dieſes Prinzen ſorgte auch dafür, daß Bourbon, der von einem königlichen Beſitzthum nichts mehr ſein nannte, die Mittel erhielt, vor den kaiſerlichen Feldherren ſeinem Range gemäß erſcheinen zu können. Dieſe kamen ihm bis Piacenza entgegen, ſowohl um ihn zu empfangen, als um mit ihm den Operationsplan des zu eröffnenden Feldzuges zu verabreden. Bourbons Geiſtesgröße und die Sicherheit ſeines Feldherrnblickes erwarb ihm ihre Bewunderung, und zum erſten Mal ward ihm hier das Vollgefühl des erhebenden Bewußtſeins, in der Achtung der ausgezeichnetſten Männer ſeiner Zeit, durch ihr unbeſtochenes Anerkennen ſeines perſönlichen Werthes, höher zu ſtehen, als ihn der Glanz einer Krone zu ſtellen vermocht hätte. Carl der Fünfte dachte wie ſeine Feldherren. Obgleich der Herzog nicht, wie er früher gehofft hatte, als ein mächtiger Verbündeter, ſondern als ein geächteter Flüchtling zu ihm kam, ſchlug er den Werth des Mannes ſo hoch wie ein Heer an und ernannte ihn, mit Erneuerung aller ihm früher gethanen Verſprechungen, zum Befehlshaber ſeines italieniſchen Heeres."

„Ganz Frankreich trauerte über den Abfall ſeines Helden. Bonnivet allein triumphirte und nahm mit übermüthiger Freude ſeine Ernennung zum Befehlshaber des Heeres an, das der König über die Alpen ſandte und das in Bourbon einen angebeteten Feldherrn verloren hatte. Die Herzogin von Angoulême verhieß ihm, wenn er den Herzog beſiege, das Schwert des Kronfeldherrn zum Lohn. Es gelang

Bonnivet auch, bis an den Teſſino vorzudringen; hier eilte ihm aber Bourbon an der Spitze des kaiſerlichen Heeres entgegen. Jeder Tag war für dieſen ein Tag des Sieges; Bonnivet ſah ſich allenthalben zurückgedrängt, ohne irgend wo Stand halten zu können, und Bourbon folgte ihm auf dem Fuße. Der kaiſerliche Feldherr Launoy fand im Kriegsrathe die Operationen des Herzogs zu kühn, doch Pescara trat auf Bourbons Seite, und dieſer verfolgte nun Bonnivet bis nach Romagnano, in deſſen Nähe der Letztere eine Brücke über die Secchia hatte ſchlagen laſſen. Eine Schlacht war unvermeidlich. Das kaiſerliche Heer erreichte erſt am Abend die Franzoſen, die ſchon in Schlachtordnung ſtanden, und ſo ward nicht die Sonne, ſondern der Mond Zeuge des blutigen Kampfes. Der Herzog ſuchte Bonnivet auf, der, ſtolz auf die Ehre, ſich mit einem königlichen Prinzen im Zweikampfe zu meſſen, ihm raſch entgegeneilte. Er focht tapfer; doch keinem Sterblichen iſt es noch gelungen, dem Herzoge den Namen des Unüberwundenen ſtreitig zu machen. Ein Schwerthieb Bourbons lähmte den rechten Arm ſeines Feindes und ſeine Großmuth ſchonte des Wehrloſen. „Flieh,“ rief er ihm zu, indem er ſein Pferd umwandte, „ich ſchenke Dir das Leben.“

„Der Sieg entſchied ſich für die Kaiſerlichen. Bonnivet befahl, Verzweiflung im Herzen, den Rückzug und übertrug die Sorge deſſelben Bayard, der dieſer ſich auch unterzog, um, wie er ſagte, mit Ehren zu fallen, wenn es ihm nicht gelinge, den Reſt des Heeres zu retten. Er hielt Wort. Unſterblicher Ruhm war der Preis ſeines Todes, den er nach glorreichem Kampfe an der Seite ſeines Waffengefährten und Freundes, des tapfern Bandeneß, fand!“

„Bourbon hatte geſiegt, geſiegt über Franzoſen, über dieſelben vaterländiſchen Krieger, die er ſo oft, ſtolz auf ihre Tapferkeit, zu Ruhm und Sieg geführt hatte! — Stumm und ernſt ritt er über das Schlachtfeld, da fiel ſein Blick auf den ſterbenden Bayard, den Freund ſeines Herzens, den Waffengefährten ſchönerer Tage, wo Bourbons Heldenglorie makellos an Frankreichs Ehrenhimmel ſtrahlte; und jetzt war Bayard's letztes Wort ein Giftpfeil gerechten Tadels für Bourbons zerriſſenes Herz!“

„Bonnivet ging nach Paris zurück, um, von der Herzogin von Angoulême unterſtützt, die in ihm den unverſöhnlichſten Feind des Herzogs beſchützte, den jungen Monarchen zu bereden, die Eroberung Mailands in Perſon zu unternehmen, und die Kriegsluſt deſſelben verſchaffte ſeinen Vorſchlägen leicht günſtiges Gehör. Vor ſeiner Abreiſe verlor Franz der Erſte ſeine Gemahlin Claudia, die, ſowohl um ihrer eignen Trefflichkeit, als um des Andenkens der Tugenden ihres Vaters willen allgemein geliebt, von ganz Frankreich betrauert wurde. An ihrem Begräbnißtage erſchien der junge König von Navarra zum erſten Mal an unſerm Hofe, und ſein erſter Blick auf die Herzogin von Alençon flößte ihm eine Leidenſchaft für ſie ein, die bis zu dieſem Augenblicke noch nichts von ihrer Stärke verloren hat.“

„Der König trat ſeinen Zug nach Italien an; doch während er in Lyon und ſpäterhin beim Herzoge von Savoyen verweilte, flog Bourbon von Sieg zu Sieg, und ſein Schwert erkämpfte dem Kaiſer den Beſitz von ganz Italien. Noch immer war er der Liebling der Franzoſen; das Gefühl des ihm widerfahrnen Unrechts lähmte oft den Arm, der ſich gegen ihn erheben ſollte, und dieſe Spaltung der Gemüther glaubte er benutzen zu müſſen und drang an der Spitze von 18,000 Mann über die

Alpen in Frankreich ein; doch der Schutzgeiſt unſres ſchönen Landes vereitelte die Ausführung ſeines Planes. Pescara war Mitbefehlshaber des kaiſerlichen Heeres. Nur ſelten gelang es Bourbon, ihn zu ſeinem kühnen Heldenfluge mit fortzureißen, und auch jetzt beſtand er darauf, daß der Herzog, ſtatt gerade auf Lyon los zu gehen, Marſeille belagern ſolle. Die Nachgiebigkeit, zu der ſich dieſer gezwungen ſah, rettete Frankreich. Von Chabot de Brion befehligt, leiſteten die Einwohner von Marſeille einen Widerſtand, der zu den ſchönſten Zügen der Bürgertreue in den Jahrbüchern der Geſchichte gehört. Nicht nur Jünglinge und Männer, auch Greiſe, Frauen und Kinder waren von Heldenmuth beſeelt, und Alle einig in dem Entſchluſſe, ſich eher unter den Trümmern der Stadt begraben zu laſſen, als dieſe zu übergeben. Vorzüglich zeichneten ſich während dieſer Belagerung die Frauen aus, und als Bourbon es verſuchte, ſich durch Minen einen Weg in die Stadt zu bahnen, waren ſie es, die durch ihren Muth und durch ihre Unerſchrockenheit dieſen Plan zu vereiteln wußten.“

„Und doch hätte vielleicht Bourbon auch hier noch den Sieg errungen, wenn die unter ſeinem

Befehl ſtehenden Truppen ihn gehörig unterſtützt hätten; allein er mußte unter dieſen Fremdlingen erfahren, wie ſchwer ein Mann ſtets für ſeine Größe der Gemeinheit büßen muß. Neid und Eiferſucht waren die Dämonen, die hemmend in den Weg traten und ihn endlich zwangen, die Belagerung von Marſeille aufzugeben und ſeine Truppen nach Italien zurückzuführen.“

„Wie Bourbon vor Marſeille, ſo verlor der König vor Pavia eine unerſetzlich koſtbare Zeit, die er hätte benutzen können, ſich zum Herrn der ganzen Lombardei zu machen. Kein Feldherr verſtand ſich beſſer darauf, aus den Fehlern ſeiner Gegner Vortheil zu ziehen, als Bourbon. Er kannte die Treue und Tapferkeit des Mannes, dem die Vertheidigung Pavia's aufgetragen war, und ſicher, daß dieſer den König viele Wochen zu beſchäftigen wiſſen würde, benutzte er die dadurch gewonnene Friſt, um Geld und Soldaten herbeizuſchaffen, woran es ihm fehlte. Er konnte ſo wenig auf Spaniens als auf Englands Unterſtützung rechnen, und mußte ſich ſelbſt ein Heer ſchaffen. Verkleidet eilte er nach Turin. Carl von Savoyen, bis jetzt ein treuer Bundesgenoſſe Frankreichs, war von der Herzogin von Angoulême ſo ſchwer beleidigt worden, daß er ſich geneigt fühlte, ein Bündniß mit dem Kaiſer abzuſchließen, und Bourbons überraſchende Erſcheinung in Turin reifte dieſen Gedanken zur That — die Theilnahme an ſeinem Schickſale, ſeine Beredſamkeit, die Macht über Menſchengemüth, die allen großen Seelen gegeben iſt, machten ſelbſt auf des Herzogs Gemahlin einen ſo tiefen Eindruck, daß ſie zu dem Gelde, womit ihn ihr Gemahl verſah, ihren ganzen Schmuck legte. Wie auf Flügeln eilte Bourbon nun nach Deutſchland; ſein Name reichte hin, ihm hier ein Heer zu werben. Von allen Seiten ſammelten ſich kühne Kriegerſcharen unter ſeinem Panier, und in drittehalb Monden führte er 13,000 kampfgeübte Streiter nach Italien zurück, wo Alles dem Helden bewundernd huldigte, deſſen Größe ſich im Sieg über die Ungunſt des Schickſals ſo glänzend bewährte.“

„Unter Pavia's Mauern, nur vierzig Schritte von den Franzoſen entfernt, ſchlug Bourbon ſein Lager auf. Noth und Mangel drängten beide Heere zu einer Schlacht, in der Frankreichs königlicher Adler vor Bourbon in den Staub ſank. Vergeblich that Franz der Erſte Wunder der Tapferkeit; vergeblich wagte er im blutigſten Kampfgewühl ſein Leben; von Feinden umringt ſank er, aus vier Wunden blutend, vom Pferde; doch kämpfte er noch und wollte lieber ſterben, als ſich ergeben. Sein Tod wäre unvermeidlich geweſen, wenn Pomperan ihn nicht erkannt und das Knie vor ihm beugend, durch ſeinen Ausruf: Es iſt der König! die Schwerter der Feinde von ihm abgewandt hätte. Pomperan flehete den Monarchen an, ſich ſeinem Reiche und ſeinen Unterthanen zu erhalten; er wußte den Herzog in der Nähe und wollte dieſen herbeirufen, allein der König erklärte, er würde lieber ſterben, als ſeinen Degen einem Rebellen übergeben. Mit all der Hoheit, mit der er in der Mitte ſeiner ſiegenden Armee Befehle ertheilt haben würde, befahl er, daß man Peſcara, del Guaſte oder Launoy herbeirufen ſolle. Launoy erſchien, und ihm ward die Ehre, daß der Monarch ihm ſeinen Degen überreichte, den er knieend annahm und gegen den ſeinigen eintauſchte."

„Während der Abendtafel traten einige ſpaniſche Soldaten in das Zelt, neugierig, den gefangenen Monarchen zu ſehen; ihre Zahl vergrößerte ſich mehr und mehr und man war gezwungen, die Wände des Gezeltes aufzuziehen, weil ſich faſt die ganze Armee um daſſelbe verſammelt hatte. Mit der Unbeſcheidenheit des rohen Kriegers, mit der Unverſchämtheit eitler Neugierde hatte ſich dieſe Menge zugedrängt, doch die dem Könige perſönlich eigne Majeſtät erhielt hier einen glänzenden Triumph. In dem Gefühle, vom Glück zwar beſiegt zu ſein, aber ſeine Ehre als Mann, Ritter und König makellos bewahrt zu haben, war die Haltung wie das Benehmen des Monarchen voll Würde und ruhiger Hoheit. Die Spanier bewunderten den König in dieſer Ehrfurcht gebietenden Erhabenheit über ſein Unglück; ſie prieſen laut ſeinen Muth, ſeine Schönheit und Tapferkeit, und die Huldigung, die ihm ſeine Sieger darbrachten, wog an Gehalt alle Schmeicheleien auf, die bis jetzt um ſeinen Thron laut geworden waren."

„Die Troſtloſigkeit, mit der ganz Frankreich die Trauerpoſt dieſer Schlacht empfing, vermag ich nicht zu ſchildern. Bonnivet, der Urheber alles dieſes Unglücks, hatte daſſelbe nicht überleben wollen. Als der Herzog auf dem Schlachtfelde ſeinen Leichnam erkannte, rief er trauernd aus: „Unſeliger! Du haſt mich und Frankreich in's Verderben geſtürzt;" doch befahl er, den Gefallenen ſeines Ranges würdig zu begraben. Der König von Navarra und der Graf von St. Paul retteten ſich durch Liſt von der Gefangenſchaft, die das Loos vieler franzöſiſchen Edeln war; doch ungleich größer als die Zahl dieſer war die der Gebliebenen. Als die Tapferſten unter den Tapfern hatten die Krieger der ſchwarzen Schar gefochten. Suffolk und Wautantont, welche ſie unter Fleurange befehligten, wurden nach der Schlacht, umgeben von einem Wall feindlicher Leichen, gefunden, den ſie ſich ſelbſt zum Denkmal aufgethürmt hatten."

„Margaretha betrauerte den Tod ihres Gemahls, allein die Gefangenſchaft ihres Bruders machte ſie untröſtlich. Und Bourbon war es, der Frankreichs Waffenruhm verdunkelte und ſeinen König gefangen genommen hatte, ohne daß ſie es ſich abgewinnen konnte, ihn zu haſſen. Sie verabſcheute und liebte ihn zu gleicher Zeit, weil ſie fühlte, daß er, eben ſo bedauernswerth als ſie, das Unheil, was er über Frankreich brachte, vielleicht mit noch brennendern Thränen, als es die ihrigen waren, beweinte."

„Carl der Fünfte empfing die Nachricht von der Schlacht bei Pavia mit kluger Mäßigung und verſammelte ſeinen Staatsrath, um mit ihm zu berathſchlagen, wie er ſich gegen ſeinen erlauchten Gefangenen benehmen ſollte. Der Biſchof von Osma rieth, dem Könige die Freiheit ohne Löſegeld zurückzugeben und ihn durch die Pflichten der Dankbarkeit und Ehre aus einem Feind in einen Freund umzuwandeln. Der Herzog von Alba erhob ſich gegen dieſen edelmüthigen Vorſchlag, ſeine Meinung ſiegte, und der Kaiſer forderte von Franz dem Erſten als Löſungspreis die Entſagung auf Neapel, Mailand, Genua, Aſti, Flandern und Artois und die Zurückgabe Burgunds; dem Herzoge von Bourbon ſollte er nicht nur alle ſeine Beſitzungen zurückgeben, ſondern dieſe noch durch das Delphinat und die Provence vermehren, damit der Held ſich aus dieſen Provinzen ein unabhängiges Reich bilden könne. Franz der Erſte zog, als ihm dieſe Bedingungen vorgelegt wurden, ſein Schwert, ſich hinein zu ſtürzen; man fiel ihm in den Arm, allein auch entwaffnet beharrte er bei der Erklärung, daß er lieber zeitlebens ein Gefangener bleiben, als dieſe Bedingungen eingehen wolle, deren Erfüllung überdies nicht in ſeiner Macht ſtehe, da die Stände ſeines Reichs nie in die Zerſtückelung deſſelben willigen würden.“

„Der Vicekönig Launoy führte jetzt den König nach Madrid, wohin der Herzog für gut fand, ihm zu folgen. Der Kaiſer ging, von allen ſeinen Granden begleitet, dem Sieger von Pavia bis an die Thore von Toledo entgegen, um ihn zu empfangen. Er umarmte Bourbon auf das zärtlichſte und führte ihn ſelbſt in den zu ſeiner Wohnung beſtimmten Pallaſt, wo er alle einem Könige zukommende Ehrenbezeigungen erhielt; allein der Edelſinn der caſtiliſchen Granden ließ ſich nicht durch Bourbons Siegergröße blenden. Sie ſahen in ihm nur den Mann, der gegen ſeinen König und ſein Vaterland gefochten hatte, und alle Lorbeeren, die ſein Haupt ſchmückten, wandelten ſich in ihrer Mitte für ſein verletztes Gewiſſen zur Dornenkrone heimlicher Reue. Er mußte es fühlen, daß für die Edlen ſeiner Zeit und der Nachwelt an allen ſeinen Siegen wie an ſeinem Ruhm, ein Makel für ſeine Ehre hafte; und, o des ewig nagenden Geiers eines ſolchen Bewußtſeins, für die Seele eines ſolchen Mannes!“ —

„Der König hatte vor ſeiner Abreiſe nach Italien ſeine Mutter zur Regentin des Reichs ernannt, und man kann ihr den Ruhm nicht ſtreitig machen, daß ſie in dieſem gefahrvollen Zeitpunkte die Züge der Regierung mit eben ſo weiſer, als ſichrer Hand ergriff. Die Unterhandlungen wegen der Befreiung des Königs wurden angeknüpft, doch vergebens bot der Marſchall von Montmorency, der nach Madrid geſandt worden war, alle ſeine Gewandtheit und Schlauheit zu ihrer Beſchleunigung auf, da man ſie von ſpaniſcher Seite ſo viel wie möglich in die Länge zu ziehen ſuchte. Margaretha empfand dieſe Verzögerung um ſo ſchmerzlicher, da die Regentin die Werbung des Königs von Navarra um ihre Hand eben ſo dringend als gebieteriſch unterſtützte, und ſie hoffen durfte, daß ihr König und Bruder ſie bei ſeiner Zurückkunft vor dem Schickſal retten werde, zum zweiten Mal ein Opfer der herzloſen Tyrannei ihrer Mutter zu werden.“

„Sie war jetzt frei, auch der Herzog war es; kein Hoffnungsſtrahl irdiſcher Vereinigung erhellte die Zukunft dieſer Liebe, aber ſie durfte es ſich nun ohne Pflichtverletzung geſtehen, daß ſie ihn liebte, ſie brauchte nicht mehr, in unaufhörlichem heldenmüthigem Kampfe gegen ſich ſelbſt und gegen ihr Herz, ſein Andenken von ſich zu bannen; frei geworden mit ihrem Gefühl, durfte ſie es ſich ſagen, daß ihr Herz noch ſein war und kein andres Bild hege, als das des Mannes, den ſie auf ewig verloren, auch ewig beweinen werde. — In einer ſolchen einſamen, wehmuthsvoller Liebeſchwärmerei geweihten Stunde führte ich ihr Pomperan zu, der, ſorgfältig verkleidet, heimlich nach Paris gekommen war, um ihr einen Brief vom Könige zu überbringen, in welchem ſie eine Einlage vom Herzoge von Bourbon fand. Der König ſchrieb ihr:

„Der Herzog von Bourbon vergütet, ſo viel es möglich iſt, ſeine frühern Verirrungen; ich werde ihm meine Freiheit zu danken haben, und für die Hand der Königin Eleonore, mit der ich mich vermählen werde, habe ich ihm die Hand meiner geliebten Schweſter zugeſagt, und erſuche dieſe, wenn ſie mich liebt, den Herzog als ihren künftigen Gemahl zu betrachten. Seine Treue und ſein Herz verdient dieſen Lohn, und dieſe Vermählung iſt als die erſte Bedingung unſers Friedenstractats zwiſchen dem Kaiſer, mir und dem Herzoge feſtgeſetzt worden. Es bedarf für meine theure Schweſter keine Auseinanderſetzung der Gründe, welche noch die Geheimhaltung dieſer Bedingung fordern. Sie iſt der ſchönſte Juwel meines Beſitzes und zugleich der einzige, der ein würdiger Preis für meine Freiheit iſt, wenn die Liebe ihn zahlt.“

„Nie habe ich die Prinzeſſin ſo ſchön geſehen, als in dem Erröthen und den Thränen, mit denen ſie dieſe Zeilen las und dann des Herzogs Brief erbrach. Dieſer war der feurigſte Erguß der reinſten Liebe und zugleich die Sprache eines Mannes, der in ſeiner Seele die Kraft fühlt, das Andenken ſeiner Verirrungen durch große Thaten auszutilgen. Die Prinzeſſin antwortete ſowohl ihm als dem Könige mit der zartſinnigen Freimüthigkeit, der ihre ſchöne Seele unter dieſen Umſtänden ſich frei überlaſſen durfte. Kaum aber war Pomperan wieder abgereiſt, als die Herzogin von Angoulème die Bewerbungen des Königs von Navarra eifriger denn je begünſtigte. Die Gefangenſchaft des Königs bot indeſſen der Prinzeſſin einen gültigen Vorwand, jede Entſcheidung über ihr Schickſal bis zu ſeiner Rückkehr zu verweigern, und wenn ſie gleich der König von Navarra mit ſeiner Zärtlichkeit beläſtigte, ſo hinderte ſie dies doch nicht, in ſeiner ganzen Wonne den Zauber der Hoffnung auf ein Glück zu empfinden, das ſie früher immer als unerreichbar fern hatte anſehen müſſen. Nicht nur ſich ſelbſt, nicht nur mir, ihrer

Vertrauten, durfte ſie jetzt ihre Liebe für den Herzog geſtehen, ſie durfte auch ihn ſelbſt mit dem Geſtändniſſe derſelben beglücken. Ihr Bruder und ihr König hatte ſie für einander beſtimmt und den Bund ihrer Herzen, der zugleich ein Friedensbund für die zwei größten Monarchen Europa's wurde, durch ſein Wort geheiligt!"

„Mit ungeduldiger Sehnſucht erwarteten wir die nächſten Briefe aus Spanien; ſie blieben ſo lange aus, daß wir peinlich beunruhigt wurden. Die Prinzeſſin verſank in ſchwermuthsvolles Zagen, und ihr Geiſt erſchöpfte ſich in Auffindung aller Möglichkeiten neuen Unglücks für ſie. Auch trog ihre bange Ahnung ſie nicht. Ein Eilbote brachte ihr Nachricht, der König ſei krank und wünſche ſie zu ſehen, und zugleich den Geleitsbrief des Kaiſers, deſſen ſie zu ihrer perſönlichen Sicherheit auf dieſer Reiſe bedurfte."

„Die Prinzeſſin glaubte beim Empfang dieſer Schreckenspoſt ihrem Schmerze zu erliegen, allein ihr Charakter bewährte ſich auch hier in der Herrſchaft, die ſie nach der Erſchütterung des erſten Eindruckes ſchnell wieder über ſich gewann, und ſie gab die nöthigen Befehle zu dieſer Reiſe ſo beſtimmt, daß ſie noch in derſelben Nacht Paris verlaſſen konnte. Eine Krankheit machte es mir unmöglich, ſie zu begleiten, und ich empfand dieſe Trennung um ſo ſchmerzlicher, da es ſeit unſern Kinderjahren die erſte war. Sie, meine Freundinnen, ſind ſelbſt Augenzeugen der Bewunderung geweſen, mit der ganz Madrid unſrer unvergleichlichen Prinzeſſin huldigte, und ſo beſchränke ich mich darauf, Ihnen nur jene Begebenheiten ihres dortigen Aufenthalts mitzutheilen, die Ihnen wahrſcheinlich unbekannt geblieben ſind.“

„Margaretha wurde vom Kaiſer allein empfangen, während Bourbon beim König zurückblieb. Der erſte Anblick der Prinzeſſin erzeugte im Herzen des Kaiſers den Entſchluß, dem Herzog in ihr die ihm beſtimmte Gemahlin zu rauben, und der Eindruck ihrer Schönheit auf ſein Herz war ſo mächtig, daß ſeine Verwirrung allen Anweſenden merklich wurde. Die Herzogin begrüßte ihn mit ernſter, anmuthsvoller Würde und bat gleich nach den erſten Worten um die Vergünſtigung, den König ſehen zu dürfen. Ehrfurchtsvoll bot ihr der Kaiſer die Hand und führte ſie in das Gemach Franz des Erſten; ſie flog in ſeine Arme und drückte ihn mit der allerinnigſten Rührung und Zärtlichkeit an ihr Herz. Er war trotz ſeiner Schwäche aufgeſtanden, um ſeine Schweſter zu empfangen, und der Herzog von Bourbon, der ihn in ſeinen Armen aufrecht hielt, konnte die Prinzeſſin nur mit einem Blicke begrüßen, den ihr ſchönes Auge ſo ſüß, ſo ſeelenvoll freudig erwiederte, daß der Kaiſer Liebe und Eiferſucht faſt in einem und demſelben Augenblicke kennen lernte.“

„Die Herzogin blieb einige Stunden allein bei ihrem Bruder; dann kann der Kaiſer, ſie abzuholen und nach ſeinen Zimmern zu führen, wohin die Königin von Portugal kam, ihr den erſten Beſuch zu machen. Eleonore erröthete ſeufzend bei ihrem Anblicke, da ſie wohl wußte, daß der Kronfeldherr, indem er ihrer Hand entſagte, ohne politiſche Rückſichten, nur ſeinem Herzen gefolgt war.“

„Erſt ſpät am Abend, als alle läſtige Förmlichkeiten des Ceremoniels beſeitigt waren, trat der Herzog zu der Prinzeſſin ein. Mit einem Entzücken, für das die arme Sprache keine Worte hat, ſank er zu ihren Füßen nieder und zog die ſchöne Hand, die ſie ihm bot, ſeligkeitstrunken an ſeine Lippen. Dieſe Stunde gewährte beiden Liebenden reiche Vergeltung für Jahre langen, hoffnungsloſen Kummer. Der König hatte ſeiner Schweſter erklärt, daß er nur ſeine Geneſung abwarten wolle, um ihre Vermählung zu feiern, da dieſe der Regentin wegen ſchicklicher in Madrid als in Paris vollzogen werden könne, und durch dieſe Erklärung ſchien den Liebenden die Ausſicht auf das reinſte irdiſche Glück geſichert zu ſein."

„Tags darauf kam der Kaiſer zur Herzogin, und da ſie mit ihm von ihrem Verlangen ſprach, die Bedingungen der Freilaſſung ihres Bruders unterzeichnet zu ſehen, glaubte er ihr ein neues Mittel dazu vorſchlagen zu dürfen."

„Ihre Erſcheinung, Madame," ſagte er ihr, „hat die ganze Lage der Sachen geändert; die Reize der Schweſter haben den Bruder gerächt, indem ſie mir meine Freiheit geraubt haben, und der König kann ſogleich nach Frankreich zurückkehren, wenn Sie einwilligen, in Spanien zu bleiben. Wohl empfinde ich, daß meine ehrfurchtsvolle Liebe nur von der Zukunft hoffen darf, Sie mir huldvoll geneigt zu ſehen; allein die Lebendigkeit Ihres Wunſches, den Frieden zwiſchen dem König und mir unterzeichnet zu ſehen, muß der Voreiligkeit meines Geſtändniſſes Verzeihung erwerben. Mein Herz und meine Reiche lege ich zu Ihren Füßen nieder und bitte Sie, als Herrin derſelben über das Schickſal Ihres Bruders und die Bedingungen ſeiner Freilaſſung zu entſcheiden.“

„Ihre Majeſtät,“ antwortete ihm die Herzogin, voll Erſtaunen über eine ſo unerwartete Erklärung, „erzeigen mir eine Ehre, die ich um ſo weniger erwarten konnte, da mir keine der Bedingungen unbekannt geblieben iſt, über die Sie und der König ſchon einig geworden ſind. Ich weiß, daß ſie mit der Infantin Iſabella verlobt ſind; ich weiß auch, daß der König über mein Schickſal entſchieden hat. Was Sie mir ſagen, droht die Ruhe Europa's von Neuem zu erſchüttern, und es geziemt mir nicht, darauf zu antworten, ſondern nur, es dem Könige mitzutheilen, dem allein die Macht zuſteht, mein Schickſal zu beſtimmen.“

„Der Kaiſer mußte ſich mit dieſer Antwort begnügen und die Prinzeſſin ſäumte nicht, den König von ſeinem Antrage zu benachrichtigen; dieſer betheuerte ihr, daß er nie einwilligen werde, ſie zum zweiten Mal einem ungeliebten Gatten aufzuopfern, da er jetzt wiſſe, wie ſie im Herzen nur dem Herzog und nie einem andern Mann angehören könne und ſein dieſem Prinzen gegebenes Wort ihn überdies zur Haltung deſſelben verpflichte. Die Herzogin dankte ihm innig und fügte lächelnd hinzu, daß es bei ſo großmüthigen Geſinnungen doppelt ihre Pflicht ſei, ihm ſeine Freiheit wieder zu verſchaffen und zu verſuchen, was ſich, auch ohne Einmiſchung der kaiſerlichen Herzensangelegenheiten dafür thun laſſe.“

„Und ſie hielt Wort. Bald war der ganze ſpaniſche Staatsrath von ihr gewonnen und voll Bewunderung ihres Geiſtes und ihrer Einſicht. Selbſt die Weisheit des alten grauen Kanzlers Gattinara ſcheiterte an der Zaubergewalt ihrer Reize und er fühlte ſich glücklich, ihr durch die Dienſte, die er dem Könige bei den Verhandlungen leiſtete, die Huldigung ſeiner Anbetung darbringen zu dürfen. Eben ſo empfand es auch der Herzog von Alba, daß er nicht unbeſiegbar war, und ſelbſt der Cardinal Salviati, den der Papſt nach Madrid geſandt hatte, um an den Unterhandlungen zwiſchen den beiden Kronen Antheil zu nehmen, mußte es ſich ihr gegenüber eingeſtehen, daß ſein Herz nichts weniger als unempfindlich gegen die Gewalt ihrer Reize war.“

„Eines Morgens, als er zu ihr kam, um mit ihr über einen vielbeſtrittenen, für das franzöſiſche Intereſſe ſehr wichtigen Punkt zu reden, fand er ſie noch vor ihrem Putztiſche, wo ſie ihre wunderſchönen

Haare ordnen ließ. Sie war im Morgenkleide, das ſie trug, ſo ſchön, daß Se. Eminenz, als ſie Platz genommen hatten, durchaus ihrer Zerſtreuung nicht Herr zu werden vermochten, und daß die Kammerfrauen ſich des Lächelns über ihn nicht enthalten konnten. Die Prinzeſſin dauerte ſein Mangel an Faſſung, „Ew. Eminenz," ſagte ſie ihm, „haben einen ungünſtigen Zeitpunkt getroffen, mich zu unterhalten; ich bitte Sie in mein Cabinet zu treten, wohin ich bald das Vergnügen haben werde, Ihnen zu folgen." Der Cardinal ging, und als ſie zu ihm kam, fand ſie ihn ruhig und beſonnen, doch, vielleicht aus Dankbarkeit für ihre achtungsvolle Schonung, biegſamer, als er ſich bis dahin gezeigt hatte, und der ſtreitige Punkt wurde zu Gunſten des Königs entſchieden."

„Kaum hatte er die Prinzeſſin verlaſſen, als der Kanzler Gattinara erſchien, mit dem ſie lange und eifrig über denſelben ſchwierigen Punkt ſtritt. In der Hitze des Geſprächs ſank, ohne daß ſie es bemerkte, die kleine Mantille, die ſie trug, von den Schultern nieder, die ſie zu verhüllen beſtimmt war, und dieſer Anblick verblendete den alten Kanzler ſo, daß er die Feder ergriff und unterzeichnete —

dann aber fiel er ihr zu Füßen. „Wer kann Ihnen widerſtehen?“ rief er mit komiſcher Verzweiflung, „wollen Sie auch etwa noch die Krone meines Kaiſers?“ Ohne ihre Antwort abzuwarten, ſtürzte er aus dem Zimmer, und ließ die Herzogin erſtaunt zurück.“

„Bourbon hatte mit der lebhafteſten Unruhe in dem Kaiſer einen Nebenbuhler entdeckt; aber das Herz Margarethens und das Wort des Königs verbürgten ihm die Erfüllung des von Beiden erhaltenen Verſprechens, wenn gleich die Verhältniſſe den Aufſchub der Vermählung forderten, da man, ohne den Kaiſer empfindlich zu kränken, doch nicht daran denken durfte, in ſeiner Hauptſtadt und unter ſeinen Augen die Prinzeſſin mit dem ihm vorgezogenen Manne zu vermählen. Margaretha geſtand dem Kaiſer frei und offen, daß ſie, wenn ihr Herz frei wäre, ihn allen andern Monarchen Europa's vorziehen würde, und dies nicht wegen des Glanzes ſeiner Krone, ſondern um ſeiner ſelbſt willen; ſie liebe aber den Herzog und werde nie einwilligen, ihm Wort und Treue zu brechen. So ſchonend auch die Prinzeſſin ihre abſchlägige Antwort einzukleiden geſucht hatte, ſo empfand der Kaiſer doch die volle

Bitterkeit verſchmäheter Liebe und ſein Unmuth wandte ſich gegen Bourbon, dem ſie ihn aufgeopfert hatte. Er bot jetzt Alles auf, die Unterhandlungen mit dem franzöſiſchen Monarchen in die Länge zu ziehen, um durch dieſe Verzögerung die Herzogin bis über die in ihrem Geleitsbrief beſtimmte Friſt auf ſpaniſchem Boden feſtzuhalten und ſie dann, ohne Verletzung des Völkerrechts, als eine Gefangene behandeln zu können, die durch ihre Hand allein die Freiheit ihres Bruders und ihre eigne einzulöſen vermöge.“

„Die Herzogin war aber zu geliebt, zu allbewundert, um nicht gewarnt zu werden. Sie erhielt von unbekannter Hand, doch wahrſcheinlich von Gattinara ſelbſt, einen Brief mit der Nachricht, daß ihr Geleitsbrief ihr nur noch fünf Tage freien Aufenthalt in Spanien zuſichere und der Kaiſer nicht geſonnen ſei, ihr nach Ablauf derſelben die Willkür der Rückkehr zuzugeſtehen. Ihr Entſchluß war augenblicklich gefaßt. Sie ließ, ſobald ſie ſpät in der Nacht dieſen Brief erhalten hatte, ihre Frauen wecken und gab ihrem ganzen Gefolge Befehl, ſich reiſefertig zu halten. Sobald der Tag grauete, ſandte ſie zum Kaiſer, ihn von ihrer Abreiſe benachrichtigen zu laſſen. Vom König und Herzoge nahm ſie in der zuverſichtlichen Hoffnung, Beide bald wieder zu ſehen, zärtlich aber heiter Abſchied, beſtieg dann, von zweien ihrer Damen und einigen Herren begleitet, ihr ſchnellſtes Roß und eilte ſo unaufhaltſam fort, daß ſie noch eine Stunde vor Ablauf der beſtimmten Friſt auf dem Grund und Boden des Königs von Navarra ankam. Die Damen ihres Gefolges haben mir oft erzählt, daß ſie die Prinzeſſin nie ſo heiter geſehen haben, als während dieſer Reiſe. Sie beſang die Abenteuer derſelben in vielen hübſchen Liedern, die ſie dem Könige ſandte. Auf der Grenze wurde ſie von einer Schar franzöſiſcher Ritter empfangen, die ihr entgegen gezogen waren, und auch der König von Navarra ließ dieſe Gelegenheit, ihr ſeine Huldigung darbringen zu können, nicht unbenutzt. Sie verweilte einige Tage an ſeinem Hofe, um ſich auszuruhen, und ſetzte dann ihre Reiſe nach Paris fort, wo die Regentin ſie mit Kälte und Bitterkeit empfing und ihr den Vorwurf machte, daß ſie ſo wenig ihren Bruder als das Wohl Frankreichs zu lieben ſcheine, da ſie es verſagt habe, durch ihre Vermählung mit dem Kaiſer beiden vortheilhaftere Friedensbedingungen zu ſichern, als man ohne dieſe zu erhalten ſich ſchmeicheln dürfe. Die Prinzeſſin empfand dieſe Härte nicht ſo verletzend, als in früherer Zeit, da die häufigen Briefe des Königs und ihres Verlobten ſie dafür entſchädigten und die Hoffnung nährten, Beide bald wieder zu ſehen."

„Endlich kam auch der von ganz Frankreich ſo ſehnlich herbeigewünſchte Tag, wo Franz der Erſte ſeinem Volke zurückgegeben wurde; doch der Herzog kam nicht mit ihm. Der König hatte zu Gunſten des Kaiſers allen ſeinen italieniſchen Beſitzungen entſagt, aber in Italien ſelbſt war der Wunſch, vom ausländiſchen Joch befreit zu werden, herrſchend in der Seele aller Edlen dieſes Landes. Der achtzigjährige Hieronymus Morone hatte den Muth, mit ſeinem Jahrhundert noch einmal den Kampf für die ſterbende Freiheit ſeines Vaterlandes zu beginnen, und zugleich bot er alle Feinheit der ſchlauen italieniſchen Staatskunſt auf, den Todesmuth edler Freiheitsliebe in dieſem Kampfe zu unterſtützen. Die Treue des kaiſerlichen Feldherrn Pescara wankte, von Morone verſucht und durch den Glanz einer ihm angebotenen Herzogskrone erſchüttert. Carl der Fünfte erfuhr es und ſah voraus, daß, ſobald Pescara öffentlich die Fahne der Empörung aufpflanzte, ganz Italien die Waffen ergreifen und gegen ſeine Macht aufſtehen würde. In dieſer Lage erkannte der Kaiſer in Bourbon den Helden, der allein die Herrſchaft über das ſchönſte Land Europa's ihm zu ſichern vermochte, und erbat von dem König als Beweis ſeiner Freundſchaft für den Herzog die Erlaubniß, der Heerführer der kaiſerlichen Armee bleiben zu dürfen. Bourbon glaubte dem Kaiſer Dankbarkeit ſchuldig zu ſein und freute ſich der Gelegenheit, dieſe Schuld durch die Unterwerfung Italiens zu zahlen, welche ihm Carl mit dem Herzogthume Mailand zu lohnen verhieß."

Die Prinzeſſin konnte dieſen Entſchluß des Herzogs nur billigen; als jedoch vom Tage ſeiner Ankunft in Genua an plötzlich alle Briefe, alle Nachrichten von ihm ausblieben, bewölkten dunkle Ahnungen den heitern Himmel ihrer Liebe. Am Abend eines dieſer ſtill vertrauerten Tage war der König allein bei ihr, als unerwartet die Regentin eintrat. Ihre Züge verriethen Zorn und Unruhe; ſie ſagte dem Könige, daß ſeit zwei Tagen ein Edelmann aus dem Gefolge des Herzogs verkleidet in Paris umherſchleiche, und da man vom Diener eines ſolchen Herrn als gewiß vorausſetzen könne, daß dies in keiner guten Abſicht geſchehe, habe ſie befohlen, ihn zu verhaften und ihn zu ihr zu führen. Da allen Anhängern und Dienern des Herzogs in dem Tractate von Madrid die Zurückgabe ihrer Aemter und Beſitzungen, ſo wie die Freiheit der Rückkehr nach Frankreich zugeſichert war, mußte der König glauben, daß dieſer Vertraute des Herzogs nach Paris gekommen ſei, um der Prinzeſſin Briefe ſeines Gebieters zu überbringen, welche ihr dieſer, aus Schonung für die Regentin, noch unter der Hülle des Geheimniſſes ſandte, und daß dieſe nun bei dem Verhör des Ueberbringers die Verbindung des Herzogs mit ihrer Tochter erfahren werde. Früher oder ſpäter mußte dieſer Fall ja aber doch eintreten, und der König blickte daher ſeiner Schweſter Muth zur Ertragung des Sturmes zu, von dem er ahnete, wie tobend er bei dieſer Entdeckung ausbrechen werde.“

„Man führte den Ertappten in des Königs Cabinet. Es war Leurcy, einer der vertrauteſten Diener des Herzogs, deſſen Anblick den König in dem Glauben beſtärkte, daß er von ſeinem Gebieter mit Aufträgen an die Prinzeſſin Margaretha geſandt ſei, und er fragte ihn daher faſt ſcherzend, warum er ſich verkleidet in Paris umhertreibe, da es ihm doch durch nichts verwehrt ſei, öffentlich aufzutreten?

Leurcy ſchien ſehr beſtürzt und antwortete ſtockend, daß er bei der jetzigen Lage der Dinge und bei den veränderten Verhältniſſen des Herzogs geglaubt habe, dies nicht wagen zu dürfen. Die Regentin forderte eine Erläuterung dieſer Aeußerung. „Die Auflöſung der Verbindung des Herzogs mit der Herzogin von Alençon —“ hob Leurcy zögernd an — „Wie,“ unterbrach ihn die Regentin, „von einer Verbindung dieſes Verräthers mit meiner Tochter iſt die Rede geweſen, und ich erfahre das erſt jetzt?“ — „Laſſen Sie uns jede Erläuterung auf eine gelegenere Stunde verſchieben,“ antwortete ihr der König beſänftigend, „und jetzt nur näher erforſchen, was Leurcy eben andeutete.“ — „Woher,“ rief er dieſem zu, „kommt Dir der Gedanke, daß der Herzog der Ehre dieſer Vermählung entſagt? — „Sire,“ antwortete Leurcy, „der Herzog von Bourbon verehrt die Prinzeſſin inniger denn je, allein der Kaiſer, entſchloſſen, Alles für ihren Beſitz zu opfern, hat ihm ſo glänzende Anerbietungen gemacht, daß ſie auch wohl einen weniger ehrgeizigen Fürſten, als es mein Gebieter iſt, in Verſuchung geführt haben würden.“

„Und welche Anerbietungen ſind dies?“ fragte der König.

„Das Herzogthum Mailand, Sire, mit dem ihn der Kaiſer belehnt, und das Königreich Neapel, welches ihm die Infantin von Portugal als Morgengabe zubringt.“

„Dieſe Nachricht traf die Prinzeſſin mit Todesentſetzen, doch die Gegenwart ihrer Mutter gab ihr Kraft, die gewaltſame Erſchütterung des furchtbarſten Schmerzes zu verbergen. Die Regentin beobachtete ſie ſcharf und ſchadenfroh, und Leurey war im Begriffe, fortzufahren, als der Marſchall von Montmorency eintrat, dem Könige zu melden, daß Moncade als Eilbote mit Briefen des Kaiſers angekommen ſei. Da es hier nichts mehr zu ſchonen, nichts mehr zu verbergen gab, ſo befahl der König, ihn eintreten zu laſſen. Moncade überreichte einen eigenhändigen Brief des Kaiſers, worin dieſer ſeine Werbung um die Hand der Prinzeſſin dringend erneuerte, und zugleich ſprach ſein Abgeſandter von der Vermählung des Herzogs mit der Infantin Iſabella, als von einer feſt beſchloſſenen Sache, die dem Könige ſchon bekannt ſein werde. Noch zweifelte Margaretha; ihr Herz konnte ſich nicht den Mann treulos denken, dem ſie wie der Gottheit ſelbſt bis jetzt unbedingt vertraut hatte. Als aber Leucry nun ausführlich erzählte, wie ſchwer es gehalten habe, den Herzog zu dieſer Verbindung zu bewegen, und nach welchem harten Kampfe endlich die Königskrone von Neapel und die Schönheit der Infantin, bei der er auf ſeiner Reiſe nach Italien in Sevilla einige Tage verweilt, den Sieg über ſeine Liebe errungen, da ſchwand jeder Zweifel, und der dunkle Schatten eines nie zu mildernden Grames ſenkte ſich auf ihr Leben nieder.“

„Die Regentin brach in Schmähreden gegen den Herzog aus, der König aber blieb, ſo ſehr er ſich auch beleidigt fühlte, ſeiner Herr, und bat ſeine Mutter, ſich zu mäßigen. Sie ſchien ſeinem Wunſche zu gehorchen, bot nun aber alle Ueberredungskunſt auf, ihm die Vortheile einer Verſchwägerung mit dem Kaiſer im glänzendſten Lichte zu zeigen und ihm vorzuſtellen, wie dieſe ihm auch unfehlbar die Mittel ſichern müſſe, ſich am Herzoge zu rächen. Der König antwortete ihr, die Prinzeſſin ſei frei, und er feſt entſchloſſen, ſie eben ſo wenig ſelbſt zu einer Verbindung zu zwingen, als irgend einem Andern Gewalt über ihr Schickſal zuzugeſtehen. Moncade überreichte der Prinzeſſin einen Brief des Kaiſers, ſeines Herrn, den ſie nach erhaltener Erlaubniß des Königs annahm und dieſen mit Blicken bat, Moncade und Leucry zu entlaſſen. Die Regentin entfernte ſich gleichfalls, und ſobald die Herzogin mit dem Könige ſich allein ſah, rächte ſich ihr Schmerz für die Gewalt, mit der ſie ihn bekämpft hatte. Ein Strom von Thränen rettete ihr Leben, aber ihr Seelenleiden war herzzerreißend. Der König war in dieſen furchtbaren Stunden nur Bruder; er hielt die Prinzeſſin in ſeinen Armen an ſein Herz gedrückt und vermiſchte ſeine Thränen mit den ihrigen. Madam Renata, der König und ich brachten die Nacht an ihrem Lager zu, auf welchem ſie lag, ſtumm und bleich und von convulſiviſchen Zuckungen durchbebt. Gegen Morgen ſchlug ſie die Augen auf, und die Hand des Königs an ihre Lippen drückend, ſagte ſie ihm in dumpfem, gebrochen klingendem Ton, ſie wiſſe, wie unwürdig es ſeiner Schweſter ſei, den Verluſt eines Treuloſen ſo tief zu empfinden; auch erbitte ſie von der Gnade des Königs und der Liebe des Bruders nichts, als daß Moncade drei Tage hingehalten werde, ehe man ihm eine Antwort ertheile, damit ſie dieſe Friſt benutzen könne, dem Herzoge zuvorzukommen und dem Könige von Navarra ihre Hand zu reichen. Vergeblich ſuchten wir Alle dieſen Entſchluß zu beſtreiten. „Der Herzog ſoll es fühlen, daß ich ihn verachte," antwortete ſie uns; „wähle ich den Kaiſer, ſo wird er glauben, daß ich aus Ehrgeiz handle; verſchmähe ich aber die Kaiſerkrone, um Königin von Navarra zu werden, ſo muß er glauben, daß ich den König liebe und ihn aus Neigung wähle." Franz der Erſte willigte ein, am Abend dieſes Tages ward ſie verlobt und Tags darauf vermählt."

„Die Heirath wurde ſo ſchnell und heimlich betrieben, daß Moncade ſie erſt nach der Trauung erfuhr. Niedergeſchlagen verließ er Paris, um dem Kaiſer dieſe eben ſo unangenehme als unerwartete Nachricht zu überbringen. Das Betragen der Regentin war in dieſen Tagen der Triumph der Verſtellungskunſt; ſie zeigte der Prinzeſſin das zärtlichſte Mitleid und ſchien der Theilnahme an ihrem Geſchicke willig ihren Wunſch, ſie als Gemahlin des Kaiſers zu ſehen, aufzuopfern. Nur der König von Navarra war glücklich im Beſitz einer Gattin, die er ſeit lange leidenſchaftlich liebte und um deren Gunſt er ſtets hoffnungslos geworben hatte."

„Der König ſandte dem Herzog in der Empö rung ſeines gerechten Zornes den Befehl, bei Verluſt ſeines Kopfes nie wieder den Boden des franzöſiſchen Reiches zu betreten. Doch ehe noch dieſe Botſchaft an ihn gelangt ſein konnte, ſahen wir Le Peloux erſcheinen, den der Herzog, bekümmert über das ihm unerklärliche Schweigen der Prinzeſſin und ihre Nichtbeantwortung ſeiner Briefe, mit einem Brief an ſie nach Paris geſandt hatte, der, voll der zärtlichſten Beſorgniß, zugleich den Tag ſeiner Ankunft bei Hofe beſtimmte. Mit Entſetzen erfuhr dieſer Getreue die Verleumdungen, die ſeinem Gebieter unwiederbringlich das Glück ſeines Lebens geraubt hatten; die Königin wurde durch ihn von der wankelloſen Treue ihres Geliebten überzeugt, und bald enthüllte ſich auch der Zuſammenhang der ganzen Verrätherei, ein finſteres Werk Louiſens von Angoulême, bei welchem ſie alle Triebfedern, ſogar die Liebe des Kaiſers, dieſen hintergehend, in Anregung zu bringen gewußt hatte. Die Königin von Navarra litt bei dieſer Aufklärung zehnfache Todesqual. Wenn der Verrath ihrer Mutter, dieſer Frevel an dem Heiligſten in der Natur, ſie empörte, ſo verabſcheute ſie ſich ſelbſt wegen ihrer Leichtgläubigkeit. Ihr eignes nun auf ewig entſchiedenes Unglück erſchien ihr kaum als eine genügende Strafe dafür; aber daß ſie auch den Mann ihrer Liebe elend gemacht hatte, das brach mit ihrem Herzen auch ihren Muth."

„Seit dieſem Tage iſt das ganze Daſein der Königin nur hoffnungsloſer Schmerz. Ihre einſamen Stunden ſind dem tiefſten Grame geweiht. Hochherzig ſucht ſie ihr Leid zu verbergen, das nur von dem Auge der zärtlichſten Freundſchaft durchſchaut werden kann."

Nicht ohne Thränen hörten Alphonſine und Maria den Schluß dieſer Erzählung. Die Königin war ihnen theuer und ſie bewunderten den Herzog von Bourbon, deſſen Heldenleben die zarteſte und unglücklichſte Liebe ſo trüb erſchütterte, und räthſelhafter denn je ſtanden die Begegniſſe der letztern Tage vor ihren Blicken.

* * *

Am folgenden Tag begab ſich die Königin mit ihren Damen in den Wald von St. Germain, wo man einen ſchattigen Platz zur Raſt im Freien wählte. Hier fand der Prinz von Melphi Gelegenheit, mit Alphonſinen zu reden und ihr ſeine Hoffnungen für die Zukunft mitzutheilen, zu denen ihn ein Brief ihres Vaters, des Herzogs von Salerno, berechtigte. Mit ſanftem Erröthen und holdgeſenktem Blicke geſtand ſie ihm, daß ihr Herz mit dem Willen ihres Vaters einverſtanden ſei, und die Anweſenden, welche den Inhalt ihrer Unterredung in den freudefunkelnden Blicken des glücklichen Carraciol laſen, ſuchten, als Beide zur Geſellſchaft zurückkehrten, durch heitere Scherze die tiefe Rührung zu mildern, von der ſie Alphonſine durchdrungen ſahen. Unter anmuthigen Geſprächen kam der Abend heran. Franz der Erſte und der König von Navarra waren den Damen in den Wald nachgefolgt, der ganze Hof kam herbei und der König bot ſeiner Schweſter die Hand, ſie auf einen blumigen Wieſenplan zu führen, wo Zelte errichtet waren, unter denen man zu Abend ſpeiſete und nach aufgehobener Tafel wieder im Walde umherging, um die Muſik zu hören, die von den dichtbelaubten Anhöhen, die das Thal einſchloſſen, ſanft herniedertönte.

Es war eine warme, milde, aber dunkle Nacht. Die Königin wandelte mit der Prinzeſſin von Salerno umher, als, aus der Tiefe des Waldes vorſchreitend, eine hohe verhüllte Geſtalt ſich ihnen näherte. In dieſem Augenblick bemerkte die Königin, daß ſie mit ihrer Freundin allein war; ſie erſchrak und rief laut nach ihrem Gefolge. Auf den erſten Laut ihrer Stimme eilte dieſes herbei, die verhüllte Geſtalt verlor ſich im Waldesdunkel, doch die Königin fühlte ſich wunderbar und bis zu Thränen ahnungsvoll bewegt. Langſam und träumend ging ſie nach dem hell erleuchteten Theil des Waldes zurück, wo ſie die Prinzeſſin Renata antraf, die gleichfalls durch die Erſcheinung der dunklen Geſtalt erſchreckt worden war, ohne doch der Königin den Grund ihres Erſchreckens geſtehen zu wollen. Sie war mit der Gräfin von Caumont in vertraulichem Geſpräche begriffen, als jene Geſtalt bei ihnen vorbeieilte und mit Tönen, die in Beider Herzen wiederklangen, ausrief: „Verloren! auf ewig verloren!“ Renata's Augen füllten ſich mit Thränen; „iſt es ſein Geiſt, der, von der Erde ſcheidend, uns noch einmal begrüßt?“ fragte ſie die Gräfin, die, eben ſo erſchüttert wie ſie, nicht zu antworten vermochte. Sie kehrten um und begegneten dem Könige von Navarra, der die Prinzeſſinnen aufſuchte, ihnen zu berichten, wie Franz der Erſte zu morgen eine Maskerade zu veranſtalten befohlen habe, zu der allen Masken der

Zutritt erlaubt werden ſolle. Die Freundinnen waren zu bewegt, um in dieſer Stunde an einer Unterhaltung ſolcher Art lebhaften Antheil nehmen zu können; ſie eilten bleich und bebend der Königin entgegen, die ſie gleich erſchüttert trafen und die mit wankender Stimme um Beſchleunigung der Rückfahrt nach dem Schloſſe bat, die ihnen gleichfalls um ſo willkommener war, da Alle ſich nach Einſamkeit ſehnten und keine der andern die Urſache ihrer Beklommenheit zu entdecken wagte.

In vollem Glanz ihrer wundervollen Schönheit ſtrahlte die Königin am folgenden Abend reich geſchmückt, vor all den andern verſammelten Frauen, und ſelbſt die Schönheit der Prinzeſſin von Aragonien, die, an dieſem Abend zum erſten Mal in franzöſiſcher Tracht erſcheinend, allgemeine Bewunderung erregte, ſchien in der Nähe der Königin zu verbleichen. Der Ball hatte ſchon einige Zeit gedauert und den größten Theil der Masken verſammelt, als die Gräfin von Caumont erſchien, die ſich mit ihrem Anzuge verſpätet hatte. Das Gedränge im Vorzimmer war ſo groß, daß man kaum durchzudringen vermochte; ihre Diener mußten wiederholt laut ihren Namen ausrufen, ehe die Menge ſich theilte, Platz zu machen; in dieſem Augenblick aber erhoben ſich zwei reichgekleidete Masken und baten die Gräfin um Erlaubniß, ſie in den Saal führen zu dürfen. Sie nahm den dargebotenen Arm der einen Maske dankbar an. Da geſchah es im Gedränge, daß ihre Hand dem Herzen ihres Führers nahe kam; das heftige Schlagen deſſelben ſetzte ſie in Erſtaunen. „Sie ſcheinen ſonderbar bewegt zu ſein, Maske,“ ſagte ſie. Ohne ihr zu antworten, drückte er ihre Hand mit Innigkeit an ſein Herz; ihre Verwunderung ſtieg; doch ſobald ſie in den Saal getreten war, neigte er ſich ſtumm und tief vor ihr und verlor ſich unter den übrigen Masken.

Der König wünſchte Donna Alphonſine tanzen zu ſehen, die am ſpaniſchen Hofe wegen der Grazie ihres Tanzes berühmt war, und auf ſeine Bitte reichte ſie Carraciol zur Sarabande die Hand. Sie war als Zigeunerin ſehr vortheilhaft gekleidet und entzückte alle Anweſende durch die ſüß verführeriſche Grazie ihres Tanzes, deſſen ſüdlicher Charakter der heitern Lebendigkeit ihres eigenen entſprach. Die Prinzeſſin Maria von Aragonien ſaß ziemlich weit von der Königin entfernt, die zunächſt von den

Prinzeſſinnen des königlichen Hauſes umgeben war. Die Maske, die der Gräfin von Caumont beim Eintritt in den Saal die Hand gegeben hatte, trat jetzt zu Donna Maria und redete ſie in ſpaniſcher Sprache an. Schon bei den erſten Worten erkannte ſie in ihm ihren heldenmüthigen Befreier. „Was führt Sie hierher?“ fragte ſie; „rechnen Sie in jedem Fall unbedingt auf mich, wenn ich irgend zur Erfüllung Ihrer Wünſche beizutragen vermag.“ — „Mein Leben,“ antwortete er düſter, „iſt dem Himmel zur Sühne verfallen; ich habe auf Erden nichts mehr zu wünſchen, als die Todesweihe, die ich ſuche und die ich hier zu erhalten hoffe.“ — „Nein,“ erwiederte Donna Maria mit Thränen im Auge, „der Himmel wird nicht ſo ungerecht ſein, Ihnen den Lohn Ihrer Edelthaten zu entziehen. Ihr Leben iſt ſo reich an dem wunderbarſten Schickſalswechſel, daß ihre Freunde berechtigt ſind, auch das Unwahrſcheinlichſte für Sie hoffen zu dürfen.“ — „Bereiten Sie ſich auf eine angenehme Ueberraſchung,“ antwortete der Unbekannte; „ein ſehr theurer Freund wird Sie noch heute begrüßen und auch mit Ihnen über den Wunſch reden, der mich hierher geführt hat.“ Hier näherten ſich einige andere Masken der Prinzeſſin von Aragonien, und er entfernte ſich.

Die andere Maske, die mit der Gräfin von Caumont in den Saal gekommen war, hatte zu den Füßen der Königin Platz genommen, die ſich durch die laute Freude um ſie her, durch den Tanz, die Muſik und das frohe Gewühl beängſtigt fühlte, und aller ihrer Kraft bedurfte, die Thränen zurückzudrängen, die das gepreßte Herz erleichtern wollten. Die Maske redete ſie in ſechs verſchiedenen Sprachen an, welche die Königin alle mit gleicher Fertigkeit ſprach, und da der Unbekannte eben ſo viel Geiſt als Witz verrieth, ſo gelang es ihm, die Aufmerkſamkeit der Königin auf ſich zu ziehen. Die Maske gab ſich für einen armeniſchen Kaufmann aus, der faſt alle Länder der Erde durchreiſet habe. Die Königin fragte ihn, ob er ſeine Reiſen auch zur Sammlung von Seltenheiten benutzt habe? „Das Koſtbarſte," antwortete er, „was ich beſitze, ſind die Gemälde einer Prinzeſſin und eines Prinzen, die Beide in jeder Hinſicht werth ſind, als eine Zierde der Welt, von Gott zur Verherrlichung der Menſchheit geſchaffen, verehret zu werden. Die Prinzeſſin iſt eine Schweſter des Schachs von Perſten; der Prinz von Mingrelien liebte ſie ſeit dem erſten Augenblicke, wo er ſie ſah; nach den wundervollſten Abenteuern, nach den heldenmüthigſten Kämpfen lohnte ihn endlich die Hoffnung auf ihren Beſitz. Plötzlich entriß ein Ungeheuer ſie ſeinen Armen, ihm blieb keine Hoffnung, kein Troſt, er wurde ein Raub der Verzweiflung. Können Ew. Majeſtät dieſem Unglücklichen Ihr Mitleiden verſagen?" — „Gewiß nicht," erwiederte die Königin bewegt. — „So erlauben Sie mir, Ihnen Beider Bildniſſe zeigen zu dürfen," bat die Maske, und zwei reich beſetzte Kapſeln hervorziehend, überreichte er der Königin die eine, in der ſie das Bild des unglücklichen Bourbon erkannte, ſo wie in der zweiten, die der Armenier ihr geöffnet vorhielt, ihr eignes. „Kann das Schickſal dieſes Prinzen Sie ungerührt laſſen," fragte er ernſt, „und fühlt Ihr Herz nicht die Verpflichtung, daſſelbe zu mildern?" Die Königin war zu bewegt, um antworten zu können, und die Kühnheit des Armeniers ſchien ihr ſo groß, daß ſie nicht begriff, welcher Mann es wagen dürfe, ſie auf dieſe Art zu unterhalten. „Ich nehme am Schickſale dieſes großen Prinzen den allerinnigſten Antheil," fuhr der Armenier fort, „und kann und will es mir daher nicht denken, daß Ihre Huld ſeinem durchaus unverſchuldeten Unglücke die Theilnahme verſagen könnte, die die Gerechtigkeit für ihn fordert. Es wäre ein Verbrechen gegen die Menſchheit, ein ſolches Heldenherz der Verzweiflung finſterer Hoffnungsloſigkeit preis zu geben, und nur die Hand, die ihn in dieſen Abgrund geſtürzt hat, vermag es, ihn daraus zu retten.“ Hier blickte die Königin in der vollen Erhabenheit ihrer Würde ihn an. „Endet ein Geſpräch,“ ſagte ſie ſtrenge, „das Ihr nie hättet beginnen ſollen, und wählt künftig einen ſchicklichern Stoff zu Euren Erzählungen und Allegorien.“ Sie reichte ihm bei dieſen Worten die Kapſel mit dem Bildniſſe des Herzogs hin: doch ohne ſie zu nehmen, ſprang er auf und entfernte ſich ſo ſchnell, daß der Königin nichts übrig blieb, als das Bild des geliebten Unglücklichen vor jedem ungeweihten Blicke zu verbergen. Eine düſtere Träumerei bemächtigte ſich ihrer unwiderſtehlich, und nur dem König, ihrem Bruder, gelang es, ſie wieder auf ihre Umgebung aufmerkſam zu machen, da er ſich neben ſie ſetzte, um ihr ein kleines eben gehabtes Abenteuer zu erzählen, das ihn ſehr beluſtigt hatte. Madam Renata, die ihren Platz neben der Königin verlaſſen hatte, um einen Gang durch den Saal zu machen, geſellte ſich jetzt auch wieder zu ihnen, und alle Drei bemüheten ſich, eine ſchön geſtaltete, reich gekleidete Maske zu errathen, die allgemeine Aufmerkſamkeit erregte. Sie ſchien von allen Geheimniſſen, allen Herzensangelegenheiten unterrichtet zu ſein und neckte Alle, die ſie anredeten, mit ſo heiterm, ſtachelloſem Witze, daß der Kreis, welcher ſie umringte, immer voller und größer ward. Der König näherte ſich gleichfalls dieſer Maske; allein auch dieſen ſetzten ihre Anſpielungen und Andeutungen in Erſtaunen. Nur ein Verſuch, ſie zu erkennen, war noch übrig, der, ſie tanzen zu ſehen. Der König ſprach dieſen Wunſch gegen die Maske aus, die, ſich vor ihm verneigend, ohne Zögern auf die Königin Margaretha zuging, ſie aufzufordern. Sie gab dem Unbekannten ihre Hand, und da er ſie langſam nach dem Tanze führte, ſagte er ihr leiſe: „So iſt es denn wirklich die Königin von Navarra, mit der ich rede? O Gott, wer hätte es ſich vor einigen Wochen noch träumen laſſen, daß Sie je Königin von Navarra ſein würden und zwar aus eigner Wahl!“ — Er hielt hier inne, als erwarte er eine Antwort; doch die Königin war durch die Ereigniſſe dieſes Abends zu tief, zu ſchmerzvoll erſchüttert, um in dieſem Augenblick reden zu können. Der Unbekannte fühlte das Zittern ihrer Hand. „Ach, Ew. Majeſtät,“ fliſterte er leiſe, „ich darf es nicht wagen, Ihnen Vorwürfe zu machen, allein welch ein Herz haben Sie gebrochen!“ Hier begann die Muſik; die Maſke tanzte eben ſo anmuthig als anſtandsvoll mit der Königin, und als ſie darauf dieſe nach ihrem Sitze zurückgeführt hatte, eilte ſie zum Könige und das Knie vor ihm beugend, enthüllte ſie ihr Geſicht, und man erkannte Pomperan, den der König, ob er gleich der Vertraute des Herzogs von Bourbon war, wahrhaft liebte und ihm in Spanien die Zuſicherung ertheilt hatte, daß ihm immer, unter allen Umſtänden, die Rückkehr nach Frankreich frei ſtehen ſollte. Auch jetzt empfing ihn der König ſehr huldvoll und führete ihn ſelbſt zu ſeiner Schweſter, die ihn tief bewegt willkommen hieß.

Es war ſchon ſpät, als der König den Ball verließ. Die Prinzeſſin von Aragonien ſah ihre Freundin Alphonſine von dem Armenier geführt, der ſo lange mit der Königin geredet hatte, und der jetzt zu ihrem großen Erſtaunen, ſtatt an der Thür des von den beiden Freundinnen bewohnten Gemaches ſich zu beurlauben, mit Alphonſinen in daſſelbe eintrat. Wer malt aber Donna Maria's freudige Ueberraſchung, als ſie in dieſer Maske ihren Verlobten, den Marquis del Guaſte, erkannte? Ehe er ihr noch das Räthſel ſeiner Erſcheinung zu löſen vermochte, mußte er ſcheiden, weil das Zeichen gegeben wurde, welches den Schluß der Thore von St. Germain ankündigte; und wenn er gleich mit dem Verſprechen ſchied, ſeine Geliebte ſolle am folgenden Morgen befriedigende Aufklärung des Räthſels ſeiner Erſcheinung erhalten, ſo bannten Freude und Sorge doch in Gemeinſchaft den Schlaf von ihrem Lager, da ſie unmöglich glauben konnte, del Guaſte ſei mit Wiſſen des Kaiſers, ſeines Herrn, in Frankreich.

Am andern Morgen ſtellte der Prinz von Melphi den Marquis del Guaſte dem Könige vor, dem er geſtand, daß, da ein Diener von Don Sancho de Leva, ſeinem Bruder, der in Italien in dem vom Marquis befehligten Heere diente, gemeldet habe, er ſei mit ſeinem Herrn in Frankreich und zwar nahe bei St. Germain, er der Begierde nicht habe widerſtehen können, den Räuber der Prinzeſſin von

Aragonien perſönlich zur Rechenſchaft zu ziehen. Er habe vom Kaiſer Urlaub zu dieſer Reiſe erbeten und hoffe jetzt von der Gnade des Königs, daß er ſeine Anweſenheit billigen werde. Franz nahm ihn auf, wie es einem königlichen Ritter geziemt, einen Helden zu empfangen, und führte ihn ſelbſt zu Donna Maria, indem er Beiden durch ſeine Theilnahme an ihrer Wiedervereinigung die Achtung und Freundſchaft bewies, mit der er dies edle Paar beehrte.

Nach der Mittagstafel verſammelte ſich der Hof bei der Königin von Navarra, die den Marquis gleichfalls ſehr huldvoll empfing. Dieſer benutzte den erſten Augenblick, wo keine verdächtigen Lauſcher in ihrer Nähe waren, ſie zu fragen, ob er es wagen dürfe, ihr nähere Nachricht von dem Schickſale des unglücklichen Prinzen von Mingrelien zu geben. Die Königin erröthete und antwortete ihm leiſe ſeufzend, ſeine Geſchichte erwecke ſo hoffnungsloſe Trauer und eine ſo fruchtloſe Reue, daß es am beſten ſei, ſie für ganz geendet anzunehmen. „Verzeihen Ew. Majeſtät," ſagte er, „ich habe ihn kürzlich geſehen, und mich überzeugt, daß nur Sie allein ſein großes Herz vor einer Verzweiflung zu ſchützen vermögen, deren Folgen Ihnen ſonſt Thränen koſten und Alle, die den Helden lieben und bewundern, ſchmerzlichſt betrüben würden.“ Die Königin fühlte ſich ſo erſchüttert, daß ſie, um ſich den Blicken der Verſammlung zu entziehen, Donna Maria zu ſich rief und dem Marquis die Hand reichend, mit Beiden in ein an den Saal ſtoßendes Cabinet trat. „Um Gottes willen, Prinzeſſin,“ ſagte ſie heftig, ſobald ſie ſich mit Beiden allein ſah, „heißen Sie den Marquis ſchweigen. Er verfolgt mich mit Worten, die ich nicht hören kann, nicht hören darf! Ja, es iſt wahr, ich habe den Herzog unglücklich gemacht, ich bin ſtrafbar, weil ich, trotz des ihn verklagenden Anſcheins, nie, nie an ihm hätte zweifeln ſollen; aber unſer Schickſal iſt nun einmal unwiderruflich entſchieden und ich beſchwöre Sie, Marquis, mir nie wieder ſeinen Namen zu nennen.“

„Hätten Sie, wie ich, ihn in ſeinem Schmerze geſehen,“ antwortete der Marquis, „Sie könnten nicht ſo grauſam ſein, dies von mir zu fordern. Sie haben ihn zu elend gemacht, um ihm nicht jede mögliche Milderung ſeines Geſchickes ſchuldig zu ſein.“

„Und was kann ich anders für ihn thun,“ rief die Königin aus, „als ihn bis zum letzten Schlage meines Herzens zu beweinen?"

„Ihn ſehen," fiel der Marquis ein; „in ſeiner Seele müſſen Sie den Muth erwecken, ſein grauſames Geſchick zu tragen."

„Nein," antwortete die Königin, „tauſendmal lieber will ich ſterben, als ihn wiederſehen!" —

Die kalte Entſchloſſenheit der Verzweiflung, mit der ſie dieſe Worte ſagte, erſchien dem Marquis als die Entſchiedenheit der Gleichgültigkeit, und da er in dieſem Augenblick in der Thür des Cabinets Pomperan erblickte, der ſich nicht einzutreten getraute, ging er auf ihn zu und ihn vor die Königin hinführend, ſagte er ihm: „Erzählen Sie, was wir mit dem Herzoge erlebt haben, ohne Schonung, ohne Rückſicht; denn die Auftritte, die kaum wir zu ertragen vermochten, haben keine Macht über das Herz der Königin, die mir eben erklärt hat, daß ſie lieber ſterben, als den unglücklichen Herzog wiederſehen wolle!" — „O wüßten Ew. Majeſtät," fing Pomperan an, „was der Herzog gelitten hat und noch leidet!" —

„Ich errathe Alles," unterbrach ihn die Königen, „bedarf es denn aber neuer Nattern für mein

Herz?" — Todesbläſſe ergoß ſich bei dieſen Worten über die holdſeligen Züge und ſie ſank bewußtlos in Maria's Arme. Lange blieben alle Bemühungen vergeblich, ſie in's Leben zurückzurufen, und als ſie die Augen wieder öffnete, bat ſie den Marquis, ſich zu entfernen, und gebot Pomperan zu reden. „Ich kann jetzt Alles hören," ſagte ſie matt, „der Becher meines Grames iſt ſo voll, daß einige bittere Tropfen mehr oder minder nichts bedeuten."

„Ew Majeſtät wiſſen," hob Pomperan an, „wie der Kaiſer den Herzog bewog, nach Mailand zu gehen, das in Bourbon ſeinen Retter von unausſprechlichem Elende ſah; denn kein Wort vermag die jedes Gefühl der Menſchheit ſchändenden Gräuel auszuſprechen, deren Folterqual das unglückliche Mailand ſeit zwei Monaten erlitten hatte. Das kaiſerliche Heer belagerte die Feſtung, die Franz Sforza mit dem Heldenmuthe der Verzweiflung vertheidigte. Die Liebe zu ihrem Fürſten, die Gluth langverhaltener Rache, das Vertrauen auf die Gerechtigkeit des Himmels, das Andenken der erlittenen Schmach und Qual, Alles vereinigte ſich, die Bürger Mailands zu einem Verſuch anzufeuern, ihrem bedrängten

Fürſten zu Hülfe zu kommen. Sie wurden geſchlagen, mußten ihre Waffen den Siegern ausliefern, und von dieſem Augenblicke an wütheten ihre Henker unter ihnen mit teufliſcher Grauſamkeit in all den Abſcheulichkeiten, die ſonſt nur nach Erſtürmung einer Stadt den Zeitraum einiger Stunden der Hölle zu weihen pflegen. Der Himmel ſelbſt ſchien ſich dem Flehen der Elenden zu verſchließen, Brand, Mord, Raub, Folter, übermüthiger Hohn, keine Qual iſt zu erdenken, die nicht in Mailands Mauern erduldet wurde, und kein Rächer, kein Blitz vom Himmel, kein Schwert der Strafe in der Hand der irdiſchen Gewalt! — Nur gleichſam das letzte Todesröcheln der in namenloſem Jammer aufzuckenden Menſchheit fand endlich Erbarmen! Unter dem Befehle des Herzogs von Urbino ſandten der Papſt und die Venetianer ein Heer von 30,000 Mann, um ſich der unglücklichen Mailänder gegen ihre Henker anzunehmen; die kaiſerlichen Truppen zagten vor dieſer Uebermacht. Den Mailändern hatte die Größe ihres Elends die Kraft geraubt, Erlöſung zu hoffen: da fühlten ſie durch die Nachricht von Bourbons Ankunft in Genua wie von einem neuen Lebenshauche lindernd ſich ermuntert. Schon einmal war er Mailands Schutzengel geweſen, und um ſo eher hofften ſie jetzt, in ihm ihren Erretter zu ſehen."

„Der Herzog zog in Mailand ein. Tiefes Schweigen, ödes Grauen wohnte in den ehemals volkbelebten Gaſſen, und gewaltſam ward ſeine Seele von dem Bilde der furchtbaren Verheerung erſchüttert, das ihm, wohin er blickte, entgegen trat. Kaum war er in ſeinem Pallaſt angelangt, als auch ſchon die edelſten Bürger der Stadt, umgewandelt in bleiche, geſpenſtige Schattenbilder, in Trauerkleidern erſchienen, und Verzweiflung im Herzen, Tod und Scham in den erloſchenen Blicken, vor ihm knieend niederſanken und fleheten, er ſolle ſie, ihre Gattinnen und Kinder, wenn er ſie nicht ſchützen könne, vor der langſamen, furchtbaren Todesfolter, die ihr Loos ſei, durch den Befehl einer allgemeinen Niedermetzelung retten, und dafür das Einzige, was ſie noch zu geben vermöchten, ihren Segen, hinnehmen. Ihr Jammer brach des Herzogs Herz. Heiße Thränen entſtrömten ſeinen Augen; er beſchwor ſie, ihm zu vertrauen und die verübten Grauſamkeiten auch nicht dem Kaiſer zur Laſt zu legen; er habe beträchtliche Summen mitgebracht, dieſe wolle er zur Befriedigung der Soldaten opfern, wenn die Stadt ihn zur Erreichung dieſes Zweckes mit 30,000 Ducaten unterſtützen wolle. „Ich weiß,“ fügte er hinzu, „wie oft Ihr durch ähnliche Verſprechungen getäuſcht worden ſeid, allein hier hebe ich meine Hand gen Himmel, und gebe nicht nur Euch, ſondern dem Allmächtigen Gott ſelbſt mein ritterliches Ehrenwort, Euch von Jammer und Verderben zu erretten. Löſe ich es nicht, ſo möge mein Leben der Rache des Himmels zur Strafe des Meineids verfallen ſein, und ich von ſchwacher, wehrloſer Hand im Kampfe fallen, zum Zeichen, daß nicht Menſchenmacht, ſondern Gottes ſtrafende Hand mich getroffen hat!“

„Wer hat je an Bourbons Wort gezweifelt? Vertrauend legten die Mailänder den Reſt ihrer Habe zu ſeinen Füßen nieder. Des Herzogs Kraft warf ſich nun heldenmüthig dem Strome dieſer Unthaten entgegen; ſie konnten ihm den Glauben an die Menſchheit, die Hoffnung auf eine verſöhnende und vergütende Zukunft nicht rauben, denn die Liebe ſtand, wie ein himmliſcher Friedensengel, zwiſchen ihm und all dieſem Entſetzen. Seine erſte

Waffenthat auf dem neuen Pfade ſeines Ruhmes war die Eroberung der Feſtung Mailands. Hungersnoth zwang Sforza zur Ergebung. Ueber allen Mißbrauch ſeines Sieges erhaben, erlaubte Bourbon dem Entthronten, ſich nach Como zu begeben, und ſicherte ihm einen Jahrgehalt von 30,000 Ducaten zu. Hohe Plane dämmerten in des Herzogs Seele auf; er wollte nicht nur ſein den Mailändern gegebenes Wort löſen, ſondern ganz Italien vom Joch der ausländiſchen Herrſchaft befreien. Doch während er dem Heere des Herzogs von Urbino entgegen zog, das, wie es hieß, zum Schutze der Einwohner beſtimmt, das ganze von ihm überſchwemmte mailändiſche Gebiet zum Schauplatze der empörendſten Gräuel machte, brach unter der in Mailand zurückgelaſſenen Beſatzung von Neuem Raub- und Mordſucht aus. Der Herzog hatte treu, mit Hinopferung Alles deſſen, was er ſelbſt aufzubringen vermochte, die empfangenen Gelder zur Löſung ſeines Gelübdes angewandt; allein welche Erdenmacht vermag das entzügelte Raubthier, den beutegierigen Soldaten zu zähmen, wenn er die Feſſel der Kriegszucht zerſprengt hat? Vergebens eilte der Herzog nach Mailand zurück; unter ſeinen Augen ging die dumpfe Verzweiflung der Mailänder, als ſie ſich nun auch in ihrer letzten, ihrer einzigen Hoffnung getäuſcht ſahen, in Wuth und Raſerei über. Ihrer Waffen beraubt, ſtürzten ſie ſich von den Dächern herab, ſich zu tödten, reizten durch Schmähungen die Mordluſt der Soldaten, und warfen ihren Schwertern ſich entgegen. Dolch und Gift wurden wie das köſtlichſte Beſitzthum geſucht; und in dieſer Qual des Selbſtvorwurfes, dem unglücklichen Mailand den Frieden nicht verſchaffen zu können, den er ihm gelobet hatte, traf den Herzog die Nachricht, die Herzogin von Alençon habe ſich mit dem Könige von Navarra vermählt.“

„Ich erſpare Ew. Majeſtät die Schilderung von der ſtummen furchtbaren Verzweiflung des Herzogs. Nicht nur das Leben hatte ſeinen Reiz, Ruhm und Glorie ihren Glanz, ſondern auch alles Heilige für ihn ſeinen Werth verloren. Es iſt Gottes Blitz, der mich trifft, ſagte er furchtbar dumpf nach dem ſchrecklichen Verſtummen der erſten Tage; ich muß ſinken, denn wer darf ſich erkühnen, ſtehen bleiben zu wollen, wenn Gott ihn fället!“

„Ungeheures hatte er erlitten, ungeheuer ſollte ſeine Rache ſein. Da er den Treuebruch des Kaiſers gegen ihn damals noch nicht ahnete, ſo wandte ſein Zorn ſich nur gegen den König, deſſen Truppen er in der erſten Aufwallung der Verzweiflung angriff und einen blutigen Sieg über ſie erfocht. Als er nun aber erfuhr, welch ein beiſpielloſer Verrath ihn um das Glück ſeines Lebens gebracht hatte, und wie, ſtatt gerechte Rache zu üben, er nur Unrecht und Frevel auf ſich geladen habe, da gab er vollends ſich und ſein Leben auf. Tiefe Nacht liegt auf ſeiner Seele, wie auf ſeinem Leben. Kein Lockten des Ruhmes, kein Ruf der Ehre, kein Troſtwort der Freundſchaft hat Gewalt über ihn; er hat Mailand und das Heer verlaſſen; Keiner weiß um ſeinen Plan für die Zukunft, und nur Eine Stimme gibt es auf der Welt, die es vermag, dieſen Heldengeiſt aus ſeiner Todeserſtarrung zu neuen Großthaten zu erwecken!"

Die Königin vermochte nicht zu antworten. Sie winkte Pemperan, ſich zu entfernen, und kaum ſah ſie mit Donna Maria ſich allein, als ſie in Thränen zerfließend, ſich ganz dem furchtbaren Eindruck überließ, den ſeine Erzählung auf ſie gemacht hatte. Sie ſah den Herzog heimathlos umherirren, an ſich, an ihr, an Tugend, Glück und Leben verzweifelnd, und das Alles war ihr Werk! Sie hatte ihn von der glänzenden Höhe des ſtrahlenden Ruhms in dieſe Nacht verwieſen; ſie hatte ihm einen Thron geraubt; ſie hatte ſein Herz gebrochen; ſie konnte jetzt ihm angehören, und ſie ſelbſt hatte ſich durch unzerreißbare Bande der heiligſten Pflicht ewig und unwiderruflich an einen andern Mann gebunden! —

Die Königin wurde von einem heftigen Fieber ergriffen und befand ſich am folgenden Morgen ſo übel, daß ſie das Bett nicht verlaſſen konnte. Es war, als ob ihre Abweſenheit den ganzen Hof überwölkte, der ſich am Nachmittage in ihren Zimmern verſammelte. Nur die Gräfin von Caumont und die Prinzeſſin von Salerno fehlten, da ſie zu einer Schwägerin der Gräfin, die nahe bei Meulan ein Landhaus bewohnte, eingeladen waren. Donna Alphonſine überzeugt, daß ſie zufolge der zwiſchen dem Könige und dem Fürſten von Melphi getroffenen Verabredungen beſtimmt ſei, ihr Leben in Frankreich zuzubringen, freuete ſich, von ihrer Vernunft und ihren Verhältniſſen den herzlichen Wunſch, in der Gräfin eine Freundin zu gewinnen, gebilligt zu ſehen. Beide Damen traten am Morgen dieſes Tages ohne weitere Begleitung ihre Reiſe an. Ihr Weg führte ſie längs der Seine durch ein Gehölz, deſſen friſche Kühle ſie zum Verweilen einlud. Sie ſtiegen aus und ſchlugen einen Fußpfad ein, der in die dichten Schatten der Waldung führte.

Ihr Geſpräch wandte ſich auf die Königin, deren Krankheit Beide beunruhigte. „Ich kann es nicht begreifen," ſagte Alphonſine, „daß ſie durch dieſe vorgeſpiegelte Vermählung des Herzogs mit der Infantin Iſabella ſo leicht zu täuſchen war, und noch weniger kann ich es ihr vergeben, daß ſie von ihrem Stolze ſich verleiten ließ, ihm mit dem Beiſpiele der Untreue vorangehen zu wollen." — „Wie ſchmerzlich," antwortete die Gräfin, „muß ſie in ihrem Herzen dieſe Uebereilung abbüßen, und wenn man das Schickſal dieſer unglücklichen Liebenden überdenkt, ſo drängt ſich Einem der Gedanke auf, daß ſie das Opfer eines unentfliehbaren Geſchicks geworden ſind, das die Treue ihrer Herzen vergeblich zu bekämpfen verſucht hat. Ich liebe die Königin mehr als mein Leben, aber meine ſchmerzlichſte Sorge iſt doch jetzt die um den edlen Prinzen, den ihr Verluſt, ich weiß es, unwiderruflich elend gemacht hat." — „Ich weiß um ein Geheimniß," hob Alphonſine nach einigem Schweigen an, „von dem ich für mein Leben gern möchte, daß es aufhörte, für Sie eins zu ſein und das ich nach dieſer Aeußerung wagen darf, Ihnen anzuvertrauen.“

Hier erblickten ſie bei einer plötzlichen Wendung des Fußpfades zwei Männer, die nicht weit von ihnen am Abhang eines Hügels im Gebüſche ſaßen, in ernſter Unterhaltung vertieft. Bei der Annäherung der beiden Damen ſprangen ſie ſchnell auf, um tiefer in das Gebüſch hineinzugehen. — Doch ein Blick auf ſie reichte für die Gräfin hin, den edelſten und geliebteſten ihrer Freunde zu erkennen, und mit Vogelſchnelle eilte ſie auf ihn zu und warf ſich mit einem Freudenausruf in die Arme von Alphonſinens und Donna Maria's hohem Retter. „Gott, was ſeh' ich!“ rief ſie in Thränen ausbrechend, „iſt es nur eine Täuſchung, oder ſind Sie es wirklich, theurer Herzog?“ — „Ja,“ antwortete Bourbon, ſie zärtlich umarmend, „Sie ſehen Ihren unglücklichen Freund vor ſich, ob ihm gleich jeder Schritt auf dem Boden ſeines Vaterlandes mit Tod und Feſſeln droht.“ — „Für den Augenblick,“ erwiederte ſie, „haben Sie keinen Verrath zu fürchten; meine Leute ſind entfernt, und für die Verſchwiegenheit dieſer Dame verbürge ich mich," fügte ſie hinzu, Alphonſinens Hand faſſend, um ſie ihm vorzuſtellen, aber dieſe bewillkommnete ihn zu ihrem Erſtaunen als einen erſt kürzlich geſehenen Freund.

Die Gräfin ſah in der Erſcheinung des Herzogs ein Wunder, deſſen Aufklärung ſie dringend von ihm forderte. „Warum," fragte ſie ihn, „verdanke ich nur dem Zufalle das Glück, Sie zu ſehen, da Sie doch um die treue Zuverläſſigkeit meiner Freundſchaft für Sie wiſſen?" — „Auch habe ich feſt auf dieſe gerechnet," antwortete der Herzog, „und das Andenken an ſie iſt in ſehr qualvollen Stunden meine einzige Hoffnung geweſen; allein Sie waren in Paris und ich habe bis heute vergeblich nach einer Gelegenheit geſucht, Sie ungeſtört und unentdeckt ſprechen zu können; denn geſehen haben wir uns ſchon und faſt hätte mich meine Bewegung verrathen, als ich Ihnen vorgeſtern die Hand reichte, Sie in den Ballſaal zu führen. Was mich nach Frankreich bringt, wird Ihnen Ihr Herz ſagen. Laſſen Sie mich von dem ſchweigen, was mir zu tragen auferlegt iſt. Kein Mann hat je die Allmacht der Liebe tiefer empfunden als ich, der ich in ihr die Verſöhnung mit den entſetzlichſten Freveln und den Muth fand, mein durch Meineid der Rache des Himmels verfallenes Haupt durch die Beglückung eines ganzen Volkes einlöſen zu wollen. Die Geliebte ſtand zwiſchen mir und der entarteten Menſchheit; ſie war der Engel meines Muthes, der Engel meines Glaubens. Mit ihr habe ich mich ſelbſt verloren. Mein Leben iſt geendet — ich erkenne die furchtbare Schickſalsmacht, der es zur Sühne verfallen iſt, aber ehe ihr Ausſpruch in Erfüllung geht, mußte ich die Prinzeſſin noch einmal ſehen, um von ihr meine Todesweihe zu erhalten. Del Guaſte ging nach Frankreich, um die Prinzeſſinnen von Salerno und von Aragonien aufzuſuchen, und ich beſchloß, ihm zu begleiten. Wir richteten unſre Reiſe ſo ein, daß wir in der Nacht zu St. Germain ankamen. Hier ließ ich gleich Montperat rufen. Sie wiſſen, daß dieſer in Madrid der einzige Franzoſe war, den der König von ſeinen Leuten um ſich hatte, allein was Sie vielleicht nicht wiſſen, iſt, daß er früher in meinen Dienſten war und mir noch unbedingt ergeben iſt. Er erſchrak heftig, als er mich erkannte. Ich entdeckte ihm die Abſicht, die mich hergeführt hatte und bei deren Erreichung ich auf ſeine Mitwirkung rechnete. Weinend warf er ſich mir zu Füßen, mir für mein Vertrauen zu danken und mir zu geloben, daß er mir ſelbſt mit Gefahr ſeines Lebens behülflich ſein wolle. Von ihm erfuhr ich auch, daß Sie, theure Gräfin, in Paris waren, und auf jeden Fall ſchien es mir nothwendig, Ihre Rückkehr abzuwarten, ehe ich einen Verſuch wagen durfte, die Prinzeſſin zu ſprechen. Es ſchien Montperat am ſicherſten, mich bis dahin im Schloſſe ſelbſt zu verbergen, wo er mir ein Zimmer anwies, zu welchem er allein den Schlüſſel hatte."

„In Erwartung des günſtigen Augenblickes, die Prinzeſſin zu ſprechen, ſehnte ich mich nach ihrem Anblick, und Montperat führte mich zuweilen in ein mir aus früherer Zeit wohlbekanntes Cabinet, wohin der König ſich nur dann begibt, wenn er Jemand ganz im Geheim ſprechen will und durch deſſen von innen verhangene Fenſter ich die Prinzeſſin ſehen konnte, wenn ſie aus ihrem Zimmer nach dem von dem König bewohnten Theil des Schloſſes ging. Montperat hatte den Schlüſſel zu dieſem Cabinet, ohne zu wiſſen, daß noch ein zweiter Schlüſſel in den Händen des Königs war, den dieſer an Lautrec übergab, um während einiger Tage, in denen er auf Befehl des Königs hier geweſen iſt, unentdeckt mit ihm ſprechen zu können. In dieſem Cabinet lernte ich Dragut kennen, den Lautrec dort ſich hinbeſchieden hatte, und bald trat auch dieſer zu uns ein. Er gerieth in das größte Erſtaunen, als er mich erkannte; allein die Abſicht meines Hierſeins konnte für ihn nicht zweifelhaft ſein, und da ſie keineswegs mit ſeiner Pflicht gegen den König ſtritt, bot er mir mit aller Wärme bewährter Freundſchaft eine Zuflucht in einem kleinen, ihm gehörenden Hauſe an, deſſen Abgelegenheit und Waldeseinſamkeit mir volle Sicherheit verhießen. Dieſem Zuſammentreffen mit Lautrec verdanke ich auch das Glück, die Prinzeſſinnen von Salerno und von Aragonien von ihren Räubern befreit zu haben; ich übergab ſie dem Schutze Lautrec's und eilte dann, dem Marquis del Guaſte Nachricht von ihrem Aufenthalte zu geben. Am folgenden Tage gab der König im Walde von St. Germain ein Feſt und ich hoffte dort Gelegenheit zu finden, mich der Prinzeſſin Margaretha unerkannt nahen zu können; doch als ich ſie bei der Abendtafel an der Seite des Königs von Navarra erblickte, vermochte ich meiner nicht Herr zu bleiben; del Guaſte riß mich faſt mit Gewalt mit ſich fort; wir durchſtreiften tief verhüllt das Gehölz, und hier war es, wo ich der Prinzeſſin noch einmal begegnete, die mit Donna Alphonſine ſpazieren ging. Es bedurfte von Seiten des Marquis aller Macht der Freundſchaft und der Ueberlegung, um mich abzuhalten, mich ihr zu entdecken, ſo gewagt dies auch in einem Augenblicke ſein mochte, wo der ganze Hof in der Nähe und in den Gängen des Gehölzes zerſtreut war."

Die Gräfin verabredete nun mit dem Herzog, wo ſie ſich am folgenden Tage wiederſehen wollten, um das Nähere über eine Zuſammenkunft mit der Königin zu beſtimmen. Die Damen kehrten am Abend nach St. Germain zurück, wo während ihrer Abweſenheit der Bruder des Königs von Navarra, der Prinz von Bearn, mit ſeiner Schweſter, der Prinzeſſin Iſabella von Navarra, angekommen war. Sie trafen dieſe bei der Königin, zu der ſie gleich nach ihrer Rückkehr eilten, und ſo viel ſie auch ſchon von der Schönheit der Prinzeſſin Iſabella gehört, die jetzt zum erſten Mal am Hofe Franz des Erſten erſchien, ſo überraſchte ſie doch ihr Anblick. Heller, friſcher und reiner von Farbe gab es nie ein Angeſicht. Ihre Züge waren regelmäßig, vorzüglich ſchön der Mund und unnachahmlich die Anmuth der Grübchen, die ihr ſüßes Lächeln in den ſanftgerundeten Wangen bildete. Von ganz wundervoller Schönheit waren ihre Augen; beſchattet von langen, dunkeln Wimpern und fein gezeichneten Augenbraunen, glänzten ſie in der tiefblauen Farbe des reinſten Aethers. Anmuthsvolle Schüchternheit, holde Jugendlichkeit war der Ausdruck ihres Geſichts, ſo lange dies Auge ſich ſenkte — ſo wie ſie es aber hob, verklärte ſein Glanz die ganze himmliſch ſchöne Erſcheinung, deren Engelskopf die reichſte Fülle blonder Locken umgab, die, von der Natur ſelbſt geringelt, um Nacken und Schulter ſchwammen. Sie liebte Glanz und Pracht und erſchien immer reich geſchmückt; doch auch im einfachſten Anzug hätte man, wie es die Dichter ihrer Zeit allgemein von ihr rühmen, nie die Fürſtin verkannt und nie hätte man ſie in einem niedrigern Stand an ihrem Platze glauben können. Bis zur Verſchwendung edelmüthig und freigebig war die Art, wie ſie ihre Wohlthaten ſpendete, immer noch mehr werth, als dieſe ſelbſt; auch war ſie angebetet von Allem, was ſie umgab. Einen Theil ihrer Jugendjahre hatte ſie am Hofe der Königin Germaine de St. Foix zugebracht und dort den Bund innigſter

Freundſchaft mit einer der berühmteſten Frauen ihrer Zeit, der ſpaniſchen Dichterin Maria de St. Cervation, geſchloſſen, der ſie in Bezug auf ihre Geiſtesbildung und auf Entfaltung ihres eignen poetiſchen Talents viel zu danken hatte. Iſabella liebte einen der liebenswürdigſten Ritter des franzöſiſchen Hofes, den Prinzen la Roche ſur Yon, der ſie mit einer auch in jener Zeit ſchon ſelten gewordenen Reinheit und Treue anbetete, ohne ſich auf ihren Beſitz Hoffnung machen zu können, da er nichts weniger als reich genug war, um eine königliche Tochter Navarra's ihrem Range gemäß unterhalten zu können, wenn gleich der erlauchte Adel ſeines Geſchlechts der Hoffnung Raum ließ, die Gnade des Königs könne den Abſtand vergeſſen, der das Herrſcherhaus in allen ſeinen Zweigen auch dann noch von dem Unterthan trennt, wenn dieſer der Nächſte am Thron iſt.

Die Königin war am folgenden Morgen noch nicht geneſen. Sie fühlte es tief im Herzen, daß ſie den Herzog mehr als je liebte, und das Gefühl der Verſchuldung gegen ihn ſchien ihr ſelbſt es als ausgleichende Gerechtigkeit zu fordern, daß ſie durch Liebe ſein Unglück zu mindern ſuche. Und doch war ſie Gemahlin des Königs von Navarra! — Freiwillig hatte ſie dieſem ihre Hand gegeben, und die ihr durch ihren Schwur auferlegten Pflichten erlaubten ihr nicht, ihr Herz als das Eigenthum eines Andern anzuſehen. Dieſer innere Kampf zerſtörte mehr noch als der Gram ihre Geſundheit; ihr war nur dann wohl, wenn ſie von Allen ungeſehen weinen konnte. Doch ach, die Flammen der Liebe vermögen keine Thränen, auch die der Reue nicht zu löſchen!

Die Gräfin von Caumont und die beiden ſpaniſchen Damen ſpeiſeten dieſen Abend bei der Prinzeſſin Renata, von welcher Dragut nach der Tafel ſich Gehör erbitten ließ. Sie ging mit den Freundinnen in ihr Cabinet, wohin ſie ihn rufen ließ, und erfuhr von ihm, im Auftrage des Herzogs, die Anweſenheit deſſelben und ſeinen Wunſch, ſie noch dieſen Abend zu ſehen. Die ſeltene Stärke ihres Geiſtes allein erhielt ihr bei dieſer überraſchenden Nachricht ihre Faſſung; denn ſo ſehr es ſie auch ererfreuete, den ihr ſo innig theuern Prinzen wieder zu ſehen, ſo bange ſchlug ihr Herz bei der Gefahr, die ihm hier bei jedem Tritte drohete. Dragut und die Damen erzählten ihr nun Alles, was dem Herzoge ſeit ſeiner Ankunft begegnet war, und da ſie ſich dadurch von der Zweckmäßigkeit der für ſeine

Sicherheit getroffenen Anſtalten überzeugte, genehmigte ſie den für ihre Zuſammenkunft entworfenen Plan, die ſpät Abends in einem entlegenen Pavillon des Schloßgartens Statt finden ſollte. Sie ging von beiden Damen begleitet dahin, der Herzog erſchien. „Seh' ich Sie wieder?" fragte ſie, „warum nur unter der Hülle des Geheimniſſes, da ich doch ſtolz darauf bin, Sie vor der ganzen Welt meinen Freund zu nennen! Werde ich Sie denn nie glücklich ſehen?" — Sie umarmte ihn hier mit naſſen Augen. „Wie tief rührt mich die Güte," antwortete Bourbon bewegt, „mit der ſie einen Verbannten aufnehmen!" — „Laſſen Sie uns nur von Ihrem Hierſein reden," unterbrach ſie ihn, „um die Mittel aufzufinden, den Zweck deſſelben zu erreichen." — „Mein einziger Wunſch," antwortete der Herzog, „iſt, die Prinzeſſin noch einmal zu ſehen, um von ihr Abſchied zu nehmen für dieſſeits." — „Ich hoffe," erwiederte Madame, „daß dies ſchon morgen geſchehen kann. Der König hat zu morgen Abend eine Erleuchtung des Gartens und ein großes Feuerwerk angeordnet. Margaretha kann wegen ihrer Unpäßlichkeit dabei nicht gegenwärtig ſein, allein ſie verſicherte heute dem Könige, als er mit ihr davon ſprach, daß ſie ſich wohl genug fühle, um auf der Terraſſe von ihrem Zimmer, das Feuerwerk aus der Entfernung mit anſehen zu können. Es kommt alſo nur darauf an, Sie unentdeckt auf die Terraſſe zu führen, da dies die einzige Schwierigkeit iſt, die wir zu beſiegen haben, und dann uns darüber zu vereinigen, welche Dame bei der Königin bleiben wird. Ich darf dies nicht, auch Donna Maria und Alphonſine können bei dem Feſte nicht fehlen.“ — „Aber wohl ich,“ fiel die Gräfin ein, „alle andere Damen der Königin haben auch ſchon von ihr den Befehl erhalten, ſich morgen in glänzendem Putze zu zeigen; daß ich bei der Königin bleibe, wird man ganz natürlich finden.“ Dieſer Vorſchlag wurde allgemein gebilligt.

Am andern Morgen war der ganze Hof mit den Vorbereitungen zu dem Feſte des Abends beſchäftigt. Die Königin gewährte die Bitte der Gräfin, den Abend bei ihr bleiben zu dürfen, freundlich dankend, da es ihr ſelten zu Theil ward, ſich nur von ihren Vertrauten umgeben zu ſehen, vor denen ſie ihren Gram nicht zu verhüllen brauchte.

Selten war der Hof Franz des Erſten glanzreicher erſchienen, als an dieſem Abend. Der größte

Theil der Damen fuhr, glänzend geſchmückt, in kleinen offnen Wagen; allein über hundert derſelben ſah man von allen Herren des Hofes begleitet zu Pferde. Mitten im Walde hielt man vor einem Pavillon, in deſſen hinterer Halle ein Theater errichtet war. Hier erwartete der König ſeine Mutter, Madame und die Prinzeſſin Iſabella, und ſobald er dieſe zu ihren Sitzen geführt hatte, wurde ein Ballet in fünf Abtheilungen getanzt, welches den Raub des himmliſchen Feuers durch Prometheus vorſtellte. Nach Beendigung deſſelben führte der König die ganze Geſellſchaft zu dem Ufer des Fluſſes, wo er eine von Gold und Azur glänzende Gondel beſtieg, der eine große Menge buntgeſchmückter Nachen folgte. Die Seine, an deren beiden Ufern zahlreiche Muſikchöre aufgeſtellt waren, gleicht in dieſer Gegend in ihrem Lauf einem breiten und tiefen Canal, an deſſen beiden Seiten in Transparents und Flammenlichtern die vorzüglichſten Begebenheiten des Trojaniſchen Krieges zu ſehen waren. Man erblickte hier das Urtheil des Paris, Helena's Entführung, Iphigenia's Opferung, den Kampf zwiſchen Menelaus und Paris zwiſchen Glaukos und Diomedes, den Raub der Pferde des Reſus durch Ulyſſes, den Zweikampf zwiſchen Hektor und Patroklus, Juno und Jupiter auf dem Berge Ida, die Vermählung Achilles mit Polyxenen, Achilles Tod, den Tod ſeiner Gemahlin, das hölzerne Pferd, und ganz im Hintergrund den Brand Iliums.

Sobald man von der Terraſſe des Schloſſes dieſe Erleuchtung aufflammen ſah, begab ſich die Königin mit der Gräfin dorthin. Die Gräfin war tiefbewegt und wünſchte die Königin auf die Ueberraſchung vorzubereiten, die ihr bevorſtand, allein dieſe verſank, ohne auf die von ihr angeknüpfte Unterhaltung einzugehen, in eine ſtille wehmuthsvolle Träumerei. Der ferne feenhafte Glanz des Fluſſes, der wie ein magiſcher Feuerſtrom in der dunkeln Nacht dahin floß, die einzelnen verlornen Töne der Muſik, die wie lockende Sehnſuchtslaute auf den Fittichen des Abendwindes ſich zu ihr hinſtahlen, berührten ſüß ſchmeichelnd ihr Ohr, und füllten Herz und Sinn mit unendlichem Sehnen, mit aller Wonne, allem Wehe der Erinnerung und einer klageloſen Trauer. Die Gräfin wagte nicht, dieſe Stille zu unterbrechen; ſie hatte ſich zu ihren Füßen geſetzt, und blickte oft in ängſtlicher Erwartung hinter ſich, bis ſie endlich den Herzog und Lautrec gewahrte, die nur noch einige Schritte von ihnen entfernt waren. Sie erbebte und wollte ſich leiſe erheben, allein die Königin, ob ſie gleich den Herzog noch nicht erblickt haben konnte, ward von einer wunderbaren Ahnung der Nähe des Geliebten ſo namenlos erſchüttert, ſo leidenſchaftlich bewegt, daß ſie, ſchnell mit der Hand zum Herzen fahrend, ausrief: „Gott, ich ſterbe!“ und ohnmächtig in ihren Seſſel zurückſank. Vergeblich warf ſich der Herzog zu ihren Füßen nieder, vergebens drückte er ihre kalten Hände an ſein Herz, an ſeine Lippen, vergebens rief er ihren Namen, — der Schatten des Todes hüllte die Geliebte ein.

Die Ohnmacht der Königin war ſo tief, daß die Gräfin fürchtete, ſie werde nie wieder daraus erwachen; ſie drang in den Herzog, ſich zu entfernen, doch vergeblich. „Was könnte der noch fürchten, der nichts wünſchte, als mit ihr zu ſterben!“ Nur durch die Vorſtellung, daß man Hülfe für die Königin herbeirufen müſſe, der längere Verzug Gefahr drohe, gelang es Lautrec, ihn mit ſich fortzureißen, aber vielleicht hat nie ein männliches Herz die Verzweiflung unglücklicher Liebe gewaltiger empfunden, als Bourbons Herz in dieſer Stunde.

Sobald er ſich entfernt hatte, wurde die Königin nach ihrem Zimmer getragen, doch dauerte es noch lange, ehe ſie wieder die Augen öffnete. Sie fühlte ſich ſehr matt, aber nicht krank. Die Gräfin fragte, wie dieſe Ohnmacht ſie ſo plötzlich angewandelt habe? „Ich weiß es nicht,“ antwortete ſie, „ich erinnere mich nur, daß es plötzlich wie Geiſternähe um mich war, mein Herz ſchlug hoch empor; allein in demſelben Augenblicke war mir auch, als bräche es, und Todesnacht umſing mich.“

Die Gräfin wagte es nicht, mit der Königin von der Anweſenheit des Herzogs zu ſprechen, auch verlangte dieſe allein zu ſein, weil ſie ſich müde fühlte. Kaum aber ſchloß ſich ihr Auge, ſo führte ihr der Traum den Geliebten zu, die ſchweren Feſſeln der Erdenverhältniſſe löſten ſich in ſeinem geiſtigen Reiche, ſie war frei, ſie war glücklich!

Und als habe ein Engel des Troſtes und der Hoffnung ſie in dieſem Traume geküßt, erwachte ſie aus ihm in neu aufblühender Schöne. Jedes Gefühl der Krankheit war von ihr gewichen, und ſie vermochte wieder beim Könige zu erſcheinen. Madame glaubte, da ſie ſo blühend ſchön ſie erblickte, es ohne Gefahr wagen zu können, dem Herzog eine Zuſammenkunſt mit ihr zu verſchaffen, und ſchlug ihr daher vor, mit ihr gegen Abend nach dem Schloſſe zu fahren, welches der König im Gehölze von Boulogne bauen ließ, dieſes zu beſehen und dann die Nacht in ihrem Landhauſe zu Surene zu bleiben. Die Königin nahm dieſen Vorſchlag freundlich an. Lautrec erhielt von Madame den Schlüſſel zu ihrem Cabinette in dem Landhauſe, damit er noch vor ihrer Ankunſt den Herzog dahin führe, und lud dann die Gräſin und die beiden ſpaniſchen Damen ein, ſie zu begleiten. Die Königin und Madame waren noch auf einem Balle, den, nach der Sitte der damaligen Zeit, die Herzogin von Angoulème gleich nach der Mittagstafel gab, und fuhren dann nach dem neuen Schloſſe, dem der König den Namen Madrid gegeben hatte, und von dort nach Surene. Madame befahl gleich bei ihrer Ankunſt, daß man für dieſen Abend Keinem mehr den Zutritt in den Garten geſtatten ſolle, und führte die Königin zu einem kleinen Pavillon, am Rande des Fluſſes. Kaum hatte Margaretha hier Platz genommen, als der Herzog, der in einem nahen Gebüſch verborgen ſtand, herbeieilte und ſich zu ihren Füßen warf.

Sie empfand in dieſem Augenblicke nur das Entzücken, ihn wieder zu ſehen; ſeine Gegenwart ſchien ein Wunder, doch weit entfernt, es ergründen zu wollen, füllte die himmliſche Wonne deſſelben ihre ganze Seele aus. Mit dem Herzenslaut der innigſten Liebe rief ſie ſeinen Namen und ſich zu ihm niederneigend, umſchlang ſie ihn mit der einen Hand, während er die andre an ſeine Lippen drückte. Kein Wort entweihte die Feier dieſes Augenblickes. Das beſeligte Herz hatte für ihn nur Eine Sprache — Thränen. —

Der Begleiter des Herzogs, die Prinzeſſin, die Damen, nichts war für ſie da in der Welt, nur er, den ihre heiße Herzensſehnſucht, den ihr hoffnungsloſer Gram und ihre unverſiegbaren Thränen ſo oft gerufen hatten, ohne daß ſie die Möglichkeit denken konnte, ihn je wieder zu ſehen! — „Es iſt kein Traum,“ ſeufzte ſie endlich, „das Erbarmen der ewigen Liebe ſchenkt mir den Troſt, Sie noch einmal zu ſehen!" — Der Herzog blickte zu ihr auf; er ſah ihre Thränen fließen, er las in jedem Zug ihres ſeelenvollen Geſichts, daß er noch geliebt war, und das Entzücken, mit welchem er dies empfand, beſiegte in ſeinem Herzen jedes andere Gefühl. „Sie zürnen alſo," fragte er, „meiner Kühnheit nicht? Sie fühlen, was ich noch von Ihnen zu hoffen habe, den Muth, mein Unglück zu ertragen?"

„Ja," antwortete ſie, „ich weiß, daß Sie unglücklich ſind, und ich fühle es mit ewiger, in jedem Augenblicke meines Daſeins neuer Qual, daß ich Ihr Unglück und das meine verſchuldet habe. Nicht die Argliſt des Kaiſers, nicht der Haß meiner Mutter hat uns in's Verderben geſtürzt — ich, ich allein trage die Schuld, weil ich an einem Herzen zweifeln konnte, das mir eben ſo heilig als zuverläſſig wie das Wort Gottes hätte ſein müſſen, und ich verdiene, daß Sie mich haſſen."

„Sie haſſen!" rief Bourbon, „großer Gott, welch ein Gedanke! Aber, daß ich Sie verloren habe und noch lebe, daß ich Sie ſehe, Sie höre, mir ſagen muß, daß Sie mein waren und daß jetzt —" er konnte nicht vollenden und bog ſein Haupt auf ihre Hände nieder. Die Königin blickte nun ſeufzend umher. „Mein Herz," ſagte ſie traurig lächelnd, „fühlt ſich Ihnen Allen verpflichtet; aber welcher Gefahr iſt er nicht ausgeſetzt? Wer von uns vermöchte ihn zu retten, wenn er entdeckt würde? Was würde der König ſagen, was die Regentin thun, und welche Schmach würde auch ich erleiden müſſen?" —

„Nein," fiel hier Madame ein, „für ſich haben Sie nichts zu fürchten, Sie ſind über jeden Verdacht erhaben, und was den Herzog betrifft, ſo ſind die zweckdienlichſten Maßregeln zu ſeiner Sicherheit getroffen; er iſt ſchon ſeit mehrern Tagen hier, und wir werden jede Entdeckung zu verhüten wiſſen." — „O, ihr unwiederbringlich entflohenen Stunden," rief hier die Königin faſt leidenſchaftlich bewegt aus, „wie ungenoſſen ſeid ihr entflohen!" — „Wir fürchteten von dieſem Wiederſehen nachtheilige Folgen für Ihre Geſundheit," antwortete die Gräfin, „und das machte uns zaghaft." — „Er war hier," ſagte die Königin, „in meiner Nähe, ich konnte ihn ſehen, ihn ſprechen, und ahnete nicht, daß er mir ſo nahe war!" — „Gehört uns ja doch die Zukunft," fiel hier der Herzog ein, „nichts ſoll mich abhalten, unerkannt in tiefſter Verborgenheit in Ihrer Nähe zu leben und Ihnen allein mein Leben zu widmen.“ — Thränen verdunkelten hier das Auge der Königin. „Nein,“ ſagte ſie, „die Liebe darf nicht das Schickſal eines ſolchen Heldengeiſtes beſtimmen, und nie darf Ihr Ruhm und Ihre Größe ein Opfer derſelben werden. Sie gehören der Welt an, die Ihrer mehr denn je bedarf. Ich kenne meine Pflicht, und Gott wird mir die Kraft ſchenken, ſie zu erfüllen; ſie fordert von mir Ihre Entfernung, und hätte ich früher um Ihr Hierſein gewußt, hätte ich ſchon früher darauf beſtehen müſſen.“ Vergeblich ſtritt der Herzog gegen dieſen Ausſpruch; Alles, was er von der Königin verlangen konnte, war das Verſprechen, ihn am folgenden Tage in St. Germain im Zimmer von Madame Renata wiederſehen zu wollen, da er leicht unentdeckt dahin kommen konnte.

Erſt bei Anbruch des Morgens dachten die verſammelten Freunde daran, ſich zu trennen. Der Schlummer floh aber auch dann noch das Lager der Königin. Sie wagte es nicht, ſich der Wonne des

Wiederſehens und der Gewißheit der Nähe des Geliebten hinzugeben, da ſie von dem Haß ihrer Mutter Alles zu fürchten hatte, wenn die Anweſenheit des Herzogs ihr verrathen wurde. Der König ſelbſt konnte ihn da nicht ſchützen, wenn gleich, wie ſie wußte, Bourbon ſchon um ihretwillen nichts von ſeinem Herzen zu fürchten hatte. Eben ſo lebhaft und bewegt beſchäftigte ſie auch der Gedanke an die Zukunft des geliebten Helden. Er hatte es ihr nicht verhehlt, daß er ſich dem Tode geweiht glaube, doch eben deßhalb mehr als je ſich berufen fühle, ſein Leben an eine hohe That zu ſetzen. Nicht nur ſein den Mailändern gegebenes Wort wollte er löſen, denn als ihren Herrſcher durfte er ſich, ſeit der Treuloſigkeit des Kaiſers, frei von jeder Abhängigkeit betrachten; die Befreiung des ganzen Italiens war die hohe Idee, die ihm wie ein Geſtirn vorleuchtete auf dem Todespfad, den er zu wandeln glaubte. Das Zeitalter der rohen Kraftgewalt und des finſtern Aberglaubens war vorüber, Gewiſſen, Vernunft und Geiſt begannen, ihr von Gott ſtammendes Recht auf Freiheit geltend zu machen, und Bourbon durfte bei der Enthüllung ſeines Planes, Italien die Freiheit zu erſtreiten, darauf rechnen, daß in ganz Europa Alles, was edel, was großſinnig dachte, auf ſeine Seite treten würde. Ihm ſelbſt waren erſt in dieſer Stunde, der Geliebten gegenüber, ſeine Plane und Wünſche klar geworden; wie ein Sonnenſtrahl oft die lange verſchloßne Knoſpe ſprengt und die Blüthe entfaltet, ſo war es ihm im Anſchaun der Geliebten klar aufgegangen, was ſein Schickſal von ihm fordere, und wie es nur durch große Thaten beſiegt und verſöhnt werden könne. Margaretha von Valois war in jeder Hinſicht werth, die Geliebte Bourbons und die Vertraute ſeiner Seele zu ſein. Ihr Geiſt duldete keine Feſſeln, ihr Herz ſchlug für die unterdrückte Menſchheit, und ahnend blickte ſie voll Begeiſterung in die Zukunft, der eine edlere Geſtaltung zu geben, Bourbon ſich berufen glaubte. Was galt ihr ein eignes Schickſal, was ſelbſt ſein Leben, wenn es Tauſenden die Bahn zur Glaubensfreiheit ebnete? —

Die Königin fuhr am andern Morgen mit Madame nach St. Germain zurück. Nach der Mittagstafel führte ſie der König in ſein Cabinet, um ſie über die Vermählung der Prinzeſſin Renata um

Rath zu fragen, da politiſche Rückſichten ihm die Verbindung mit dem Hauſe Eſte wünſchenswerth machten. Das innige Vertrauen, welches die Seele ihrer geſchwiſterlichen Liebe war, gab auch dieſer Unterhaltung einen ſtillen mächtigen Reiz. Der König war unbeſchreiblich zärtlich und mittheilend gegen ſeine von ihm angebetete Schweſter. Inniger denn je dadurch gerührt und beglückt, war der Entſchluß Margaretha's, ihrem Bruder die Anweſenheit des Herzogs zu geſtehen, das Werk eines Augenblicks. Sie ſank zu ſeinen Füßen nieder, und ihn mit ihren Armen umfaſſend, ſagte ſie ihm mit bewegter Stimme: „Ich habe Ihnen nie einen Gedanken meiner Seele, nie eine Begebenheit meines Lebens verhehlt, und es iſt mir ein drückendes Gefühl, daß jetzt zum erſten Mal ſeit wenig Stunden ein Geheimniß für Sie auf meinem Herzen ruht. Vergönnen Sie mir daher, es Ihnen entdecken zu dürfen; aber Sie müſſen mir vorher geloben, von dieſer Entdeckung nur den Gebrauch machen zu wollen, den ich von Ihnen erbitten werde."

So wie die Königin vor ihm das Knie beugte, neigte ſich Franz zu ihr nieder, ſie zu umarmen.

„Seit wann,“ fragte er ſchmeichelnd, „zweifelt denn meine holdſelige Schweſter daran, daß jede ihrer Bitten gewährt iſt, ſobald ſie mir ſie vertraut? Seit wann bedarf es erſt einer Verſicherung von mir, um ſie zu überzeugen, daß es mich glücklich macht, ihre Wünſche zu erfüllen?“ — „Auch lege ich,“ antwortete ihm die Königin, „mit unbedingtem Vertrauen den Frieden meines Lebens in Ihre Hand. Der Unglücklichſte und der Theuerſte meiner Freunde —“ hier brach ihre Stimme, ſie ſchwieg erröthend, und das ſchöne Haupt, das ſie erhoben hatte, um den König anzuſehen, ſanft niederneigend, küßte ſie mit rührender Zärtlichkeit ſeine Hände.

Der König errieth, daß ſie vom Herzoge reden wolle. „Soll ich,“ fragte er, „ihm verzeihen? Oder kann ich ſonſt irgend etwas für ihn thun?“ — „Ach, Sire,“ antwortete die Königin, „er iſt hier, ich habe ihn geſehen.“ — „Bourbon hier, in meinem Reiche, an meinem Hofe!“ rief der König erſtaunt, „welche Tollkühnheit! Doch welchen Gefahren trotzt die Liebe nicht! Sie entſchuldigt Alles, was er gefehlt hat, und ich bin bereit, ihm zu verzeihen.“

Die Königin erzählte ihm nun ihr geſtriges Zuſammentreffen mit dem Herzoge, und daß ſie verſprochen habe, ihn heute Abend bei Madame wieder zu ſehen. Der König forſchte nach jedem Umſtande ſeines Aufenthalts, aber er war zu ritterlich geſinnt, um denen zu zürnen, die dem unglücklichen Helden ſich treu bewährt hatten. „Sie wiſſen noch nicht Alles,“ ſchloß die Königin ihre Erzählung, „denn meine Bitte ſchließt den Wunſch in ſich, daß Sie ſelbſt ihn ſehen. Seine Plane für die Zukunft ſind für Ihren Ruhm und für Frankreich gleich vortheilhaft, da ſie den Zweck haben, der ſpaniſch-öſtreichiſchen Herrſchaft in Italien für immer ein Ende zu machen und allen Staaten dieſes ſchönen Landes die Befreiung von dieſem Joche zu erkämpfen.“ — „Auch ohne dieſe Rückſicht,“ unterbrach ſie der König, „würde ich nicht vermögen, dem Manne länger zu zürnen, deſſen Schickſal ſeine Liebe beſtimmte und wohl ewig beſtimmen wird. Wann ſollen Sie ihn ſehen?“ — „Heute noch,“ antwortete die Königin, „zur Stunde Ihres gewöhnlichen Spazierganges.“ — „Ich will ihn überraſchen,“ fiel der König ein, „ſagen Sie ſo wenig ihm als der Prinzeſſin etwas von meinem Vorhaben, da es mir ein Vergnügen macht, Beide durch meine Erſcheinung in Erſtaunen zu ſetzen.“ Margaretha verſprach es, und nach der Abendtafel entfernte ſich der König unbemerkt von ſeinem Gefolge und holte ſie ab, ſie zu Madame Renata zu begleiten. Die Königin klopfte an, Dragut öffnete, ſie trat ein, und die Thür nur halb hinter ſich zuziehend, rief ſie dem Herzog entgegen. „Ich bringe Ihnen noch einen Freund mit, von dem ich hoffe, daß er willkommen iſt!“ Ohne eine Antwort abzuwarten, trat der König ein. Der Herzog und Dragut wichen im erſten Augenblicke erſtaunt zurück, Alphonſine ſchrie laut auf, doch der Monarch ging mit offnen Armen auf Bourbon zu, der ehrfurchtsvoll das Knie vor ihm beugen wollte; allein er kam ihm zuvor und umarmte ihn ſo zärtlich, als ſei ſeit ihrer Trennung in Madrid nichts Feindliches zwiſchen ihnen vorgefallen. Bourbon fühlte die Zartheit dieſer Huld, und ſein dankbares Erkennen derſelben war wahrhafte Belohnung für den König, der eigentlich nie aufgehört hatte, ihn zu lieben. Nach einer Viertelſtunde führte Franz Madame Renata in das offenſtehende Seitenzimmer, um ihr den Prinzen Herkules von Eſte zum Gemahl vorzuſchlagen, und ſo ward dem Herzoge die Gelegenheit, mit der Königin allein zu reden.

Bourbons letzter Wunſch wurde in dieſer Stunde erfüllt, er fühlte ſich von ſeiner Geliebten verſtanden, und durfte in ihrer großen Seele Plane niederlegen, für deren Ausführung er ſich zum Opfer weihete, da er, zur Bekämpfung des Kaiſers entſchloſſen, Alles wider ſich, und ohne Geld, ohne Soldaten nichts für ſich hatte, als ſich und ſeinen Ruhm.

Es iſt die erhabenſte Weihe echter Menſchengröße, daß in der Begeiſterung für Menſchenrecht und Menſchenwohl eine Erhebung über jeden Schmerz, jedes perſönliche Unglück liegt. Eine Heldenſeele, die in dieſer Erhabenheit einmal nur ihrer Unſterblichkeit inne geworden iſt, kann vom Schickſal nicht mehr beſiegt werden, ſie iſt gewappnet gegen jeden Wechſel, jede Macht deſſelben.

Ernſt und groß war die Unterhaltung der beiden Liebenden. Für dieſſeits getrennt, fühlten ſie, wie unzertrennlich ſie für die wahre Heimath ihrer Liebe und ihrer Herzen vereinigt waren. Am Schluſſe ihres Geſprächs bat der Herzog die Königin um ein Andenken dieſer Stunde; ſie löſte den langen weißen Schleier, der von ihren Locken niederwallte, ab, kniend empfing er das theure Pfand und drückte ihre Hand an ſein Herz. Jetzt näherte ſich der König, und der Herzog theilte, von ihm aufgefordert, dem Monarchen den Umriß ſeines Entwurfs zu Italiens Befreiung mit. Franz der Erſte mußte als König von Frankreich einen Plan billigen, deſſen Gelingen Oeſtreich um ſo viel erniedrigte, als Frankreich dadurch an Macht und Einfluß gewinnen mußte. Er verſprach dem Herzoge, ihm zur Ausführung deſſelben behülflich zu ſein und an Lautrec, der früher beſtimmt war, das franzöſiſche Heer in Italien gegen Bourbon zu führen, den Befehl zu geben, mit demſelben zu ihm zu ſtoßen, ſobald es dem Herzoge gelungen ſei, Rom einzunehmen. Bis dahin ſollte er ſich unthätig verhalten.

Es wurde gleichfalls verabredet, daß der Herzog am Tage nach der Vermählung der Prinzeſſin Renata mit dem Prinzen von Eſte, die der König am folgenden Morgen dem Hofe bekannt zu machen beſchloß und zu deren Feier ein groſes Ringelrennen gehalten werden ſollte, Frankreich verlaſſen möchte, und Montperat erhielt vom Könige ſelbſt den Auftrag, ihm bis dahin ein Zimmer im Schloſſe anzuweiſen, damit der Monarch Gelegenheit habe, den Herzog während ſeiner Anweſenheit unbemerkt in ſeinem geheimen Cabinet ſprechen zu können.

Franz der Erſte brachte faſt den ganzen folgenden Tag mit dem Herzoge in Entwerfung und Beſprechung von Planen hin, die Europa mit Rieſenmacht in ſeiner geiſtigen Entwickelung begünſtigt und das Palladium der Glaubensfreiheit nicht zum Siegespreis eines Krieges gemacht haben würden, der dreißig Jahre lang dauerte und Deutſchland unheilbare Wunden ſchlug, wenn die Vorſehung Bourbon gewürdigt hätte, ſie ausführen zu dürfen.

* * *

Die Natur ſchien am Vermählungsfeſte der edlen Renata, an welchem zugleich die Verbindung Alphonſinens mit dem Prinzen von Melphi gefeiert wurde, den Tag mit allen ihren Wonnen ſchmücken zu wollen. Nach der glänzenden Mittagstafel begann das Ringelrennen, das, im Geiſt und in der Mode der damaligen Zeit, in vier Quadrillen, die der flatterhaften, der getreuen, der glücklichen und der unglücklichen Liebhaber, abgetheilt war. Die Regentin nahm, umgeben von der Neuvermählten, der Königin und den Prinzeſſinnen von Frankreich, den ihr beſtimmten Platz auf einer reich verzierten Tribüne ein, um welche zu beiden Seiten, auf amphitheatraliſch erhöheten Sitzen, alle Damen des Hofes in ihrem glänzendſten Schmucke ſich reiheten. Ihnen gegenüber ſaßen die Kampfrichter.

Zuerſt ritt die Quadrille der flatterhaften Liebhaber in die Schranken; ſie waren gelb und blau gekleidet und von dem Prinzen von Bearn angeführt. Ihnen folgten die getreuen Ritter in ſilberner Rüſtung, die ſchön geformten Helme mit weißen Federn geziert und den Monarchen Frankreichs an ihrer Spitze. Unter der Anführung des Königs von Navarra erſchien die feuerfarb mit Gold gekleidete Quadrille der glücklichen Liebhaber, denen unter Anführung des Prinzen la Roche ſur Yon die der unglücklichen folgte.

So wie aber der erſte Trompetenſtoß erſchallte, ſah man in kurzem Galop, auf milchweißem Roſſe noch einen Ritter in ſilberner Rüſtung herbeiſprengen, deſſen hohe Geſtalt und majeſtätiſche Haltung Aller Blicke auf ſich zogen. Er neigte ſich ehrfurchtsvoll vor den Damen und ritt dann langſam auf den König zu, an deſſen Seite er ſeinen Platz einnahm. Auf ſeinem Schilde ſah man eine Krone und einen Stern mit der Inſchrift: Himmel und Erde. Es war der Herzog, den der König eingeladen hatte, unerkannt dem Feſte beizuwohnen. Er trug in dieſem Kampfſpiele die höchſten Preiſe davon und erhielt ſie aus den Händen der Königin und der neuvermählten Herzogin von Ferrara.

Die Spannung der Neugier, welche die Erſcheinung dieſes Ritters erregte, ward noch um Vieles vermehrt, als man in der Erwartung, ihn auf dem Balle wieder zu ſehen, der dieſen feſtlichen Tag beſchloß, ſich getäuſcht ſah, und er eben ſo ſpurlos wieder verſchwand, wie er überraſchend und unerwartet erſchienen war.

Am folgenden Morgen nahm der Herzog in dem

Cabinet des Königs Abſchied von der Königin und von Madam. Es war eine ſehr ernſte Lebensſtunde, und durch ihre düſtern Schauer blitzte die Ahnung des Nichtwiederſehens hienieden, doch auch die der Glorie unſterblichen Heldenthums.

Die Königin von Navarra blieb den Tag einſam in ihrem Zimmer. Spät am Abend führte ihr Madame Renata den berühmten Aſtrologen Gauric zu, der eben auf ihre Einladung angekommen war, da dieſe Prinzeſſin der Sterndeuterei ſehr ergeben, von ihm Auskunft über ihr eignes künftiges Schickſal und über das Schickſal theurer Freunde zu erhalten hoffte. Nur die Prinzeſſin Iſabella von Navarra war bei dieſer Zuſammenkunft gegenwärtig, wo er ſich willig finden ließ, den drei Prinzeſſinnen die Nativität zu ſtellen.

An Madame hatte er nur Gutes zu verkünden. Klar und geebnet lag ihr Lebenspfad vor ſeinen Seherblicken; ungetrübt vom trügeriſchen Glanze der Kronengröße, blieben Liebe und Freundſchaft, Kunſt und Wiſſenſchaft die Genien ihres Lebens. Ernſt dagegen und tief bedeutend verglich er lange ſeine Rechnungen mit den Zügen in der Hand der Königin; dann warf er ſich begeiſtert vor ihr auf die Knie nieder. „Heil mir,“ rief er, „daß ich gewürdigt werde, in dieſen Linien Frankreichs Heil zu leſen! Mutter einer erlauchten Tochter *), werden Ew. Majeſtät in dieſer Ihre Tugenden, Ihre Reize wieder erblühen ſehen. Sie wird wie Sie, der Stolz ihres Landes, die Bewunderung aller Mitlebenden ſein, und wie ein glänzendes Zweigeſtirn werden die Namen der erhabenen Mutter und Tochter durch viele künftige Jahrhunderte wie ein Vorbild edler, hoher Weiblichkeit leuchten. Und welch einen König, welch einen ritterlichen Helden ſeh ich, den Abgott ſeines Volkes, aus dieſem Geſchlecht erblühen und den Thron Frankreichs beſteigen!“

Sanft erröthend ſenkte hier die Königin das Auge und fragte ihn, ob er, wenn ſie ihm, nebſt der genauen Angabe der Geburtsſtunde, das ſpre-

---

*) Johanna von Navarra, Mutter Heinrichs des Vierten.

chend ähnliche Bild einer abweſenden Perſon zeige, auch das Schickſal dieſer zu erkunden vermöge? — Gauric bejahet es. Die Königin legte ihm nun das Bild des Herzogs vor. Er betrachtete es lange und ſetzte ſich dann nieder, um die Conſtellationen der Geburtsſtunde mit dem zu vergleichen, was ihm dieſer ruhige Herrſcherblick, dieſe hohe Heldenſtirn, dieſe edlen, von ſo trüber Wehmuth überflogenen Züge verkündeten. Plötzlich warf er einen forſchenden Blick auf die Prinzeſſin Iſabella, und immer ernſter ward der Greis und immer bedeutender wandte ſich ſein Blick auf dieſe. Da ſtand er auf. „Die Stunde iſt nicht günſtig,“ ſagte er, „und das Schickſal dieſes Helden zu gewichtvoll ernſt, als daß die Enträthſelung deſſelben das Werk eines Tages ſein könnte.“ Er wollte ſich entfernen, doch die Königin ſowohl als Madame fühlten ſich durch dieſe Antwort ſo geängſtigt, daß ſie in ihn drangen, nähere Auskunft zu geben. „Sein Gang iſt unaufhaltſamer Siegesflug,“ antwortete er endlich, „auf den Höhen der Weltherrſcherin ſehe ich ſeine Fahne flattern und in keines Kriegers Hand iſt die Macht gelegt, ihn verletzen zu können. Doch wird aus ſeinem Grabe das ſüßeſte Liebesglück für dieſe Lilie erblühen," ſchloß er, ſich zur Prinzeſſin Iſabella wendend, „und eine Hand, die nie Blut vergoſſen hat, wird mit dem ſeinigen ſich färben."

Gauric's Wahrſagungen wurden erfüllt. Bourbon eilte nach ſeiner Trennung von der Königin raſtlos ſeinem Ziele, dem unglücklichen Mailand, zu. Es war erſchöpft an Geld und Soldaten, doch Bourbon fand in ſeinem Ruhme und in der Bewährung treuer Freundſchaft Hülfsmittel zur Beſiegung aller Schwierigkeiten. Der edle deutſche Ritter, Georg von Frondsberg, hatte früher unter ſeinen Fahnen gekämpft und als Befehlshaber des deutſchen Fußvolks viel zum Gewinne der Schlacht von Pavia beigetragen. Große Seelen bedürfen oft nur Eines Augenblickes, ſich auf ewig zu verbrüdern. Georg von Frondsberg hatte Italien verlaſſen und ſich in ſeine Heimath zurückbegeben, wo er in all dem Glanze lebte, den ſein großer Reichthum ihm verſtattete und wo er der Achtung genoß, die großſinnige Freigebigkeit, unbezwinglicher Muth und die Löwenkühnheit eines Heldengeiſtes in rieſenmäßiger

Leibesgeſtalt einzuflößen vermögen. Sein Haus ſtand edlen Gäſten, vorzüglich tapfern Kriegern offen, ſein Umgang war eine Schule der Kriegskunſt und an ſeiner Tafel ſah er täglich die erfahrenſten Männer ſeiner Zeit. Frondsberg's Geiſt war kühn und hochſinnig; er erkannte die Gebrechen ſeines Zeitalters und ahnete die bevorſtehende Wiedergeburt deſſelben. An dieſen Mann wandte ſich jetzt Bourbon und enthüllte ihm ſeinen Plan, Italien die Unabhängigkeit erkämpfen zu wollen. Frondsberg erklärte ſeinen Entſchluß, dem Helden zu Hülfe zu ziehen, und aus ganz Deutſchland ſammelten ſich Scharen tapferer Krieger zu ſeinen Fahnen. In Eilmärſchen zog er nach Italien, Bourbon ihm entgegen; in Piacenza trafen ſich die Freunde, und der Herzog ſah ſich nach dieſer Vereinigung an der Spitze von 20,000 der tapferſten und kampfgeübteſten Krieger.

Ueber die eisbedeckten Apenninen, über reißende, aus ihren Ufern getretene Flüſſe hinweg, unternahm es Bourbon, ſein Heer in der ungünſtigſten Jahreszeit auf einem Weg nach Rom zu führen, auf dem ſich ihm drei verſchiedene Heere entgegen zu ſtellen droheten, und ihm gelang, was Tauſende nicht als ausführbar zu denken ſich erkühnt hätten.

In Arezzo erſt erklärte Bourbon den Kriegern ſeinen Entſchluß, ſie gen Rom zu führen. Alle, vorzüglich die Deutſchen, brachen in Jubel aus, Alle drangen in ihn, mit der Ausführung dieſes Planes keine Minute mehr zu zögern. Der Herzog ließ dieſen Eifer nicht unbenutzt. Die Heerſtraßen waren durch die ſtrömenden Regengüſſe unwegſam geworden, alle Flüſſe aus ihren Ufern getreten, doch drang er, oft in einem Tage vierzig italieniſche Meilen weit, unaufhaltſam mit ſeinem Heere vor und erſchien vor Rom, als der Papſt und die Römer ihn kaum in Toscana angelangt glaubten.

Bourbons Plan war, ſich in Rom zum Könige von Italien krönen zu laſſen, Mailand war ſchon ſein, in Neapel Alles zu ſeinem Einzuge vorbereitet und die Eroberung Siciliens konnte bei den dort von ihm angeknüpften Verbindungen gleichfalls keine großen Schwierigkeiten darbieten, und was konnte, ſo unter einem Scepter vereint, dem ſchönſten Lande

Europa's dann noch fehlen, um auch wieder das herrlichſte zu werden, wenn Bourbon ſeinen Bewohnern Freiheit und Selbſtſtändigkeit gab und ſicherte? Alles verhieß ihm Sieg, Alles die Glorie unſterblichen Ruhmes; doch durch ſeine Seele zogen ſtille Todesahnungen.

Spät am Abend kam Bourbon vor Rom an. Es fehlte ſeinem Heer an Lebensmitteln, auch hatte er eine feindliche Armee im Rücken; er durfte alſo nicht zögern, die Entſcheidung raſch herbeizuführen, und ſchon für den Morgen des nächſten Tages beorderte er die Erſtürmung der Stadt. Als er im Frührothſchein deſſelben aus ſeinem Zelte trat, bewillkommnete ihn der jubelnde Zuruf ſeiner Krieger und mit all der Sicherheit geübten Feldherrnblicks ordnete er den Angriff und ſtellte ſich ſelbſt auf den gefährlichſten Punkt an die Spitze der kampfluſtigen Scharen. Der um ſeine Rüſtung geſchlungene weiße Schleier der Königin machte ihn Allen kenntlich. Unaufhaltſam drang er vor; der Erſte erſtieg er die Mauer Roms und pflanzte auf ihr ſein Siegespanier; allein in dieſem Augenblicke traf ihn aus der Hand eines gottgeweihten Prieſters, die bisher nur Segen, nie Tod geſpendet, nie eine Waffe geführt hatte, die tödtliche Kugel, und von ihr getroffen, ſank er unter ſeiner Siegesfahne auf Roms Mauer, wie auf ein für ſich erobertes Heldengrab nieder.

Sein Tod blieb anfänglich den ihm nachſtürmenden Kriegern verborgen, die den hohen Führer ſchon in die Stadt eingedrungen wähnten und ihm auf Siegesfittichen nachzueilen ſtrebten. Nur dann erſt, als alle Verſchanzungen Roms erſtürmt waren, entdeckte man den Leichnam des Helden. Der Schmerz ſeines Verluſtes brach in unbezähmbare Wuth aus. „Rache für Bourbons Blut!“ war der furchtbare Ruf, der todbrohend durch alle Straßen des ſchrecklich geplünderten Roms ſich wälzte und dem großen Feldherrn ein unwürdiges Todtenopfer brachte.

Nicht nur ſein Heer, ſeine Feinde ſelbſt beweinten ſeinen Tod. Als ſein Heer, von Krankheit aufgerieben, von der feindlichen Armee verfolgt, Rom verließ, nahm es den Leichnam des Helden mit ſich und führte ihn nach Gaeta, wo ihm in der Capelle der Feſtung ſein Grabmal errichtet wurde.

Bourbons Beſitzungen in Frankreich wurden von Franz dem Erſten dem Prinzen la Roche ſur Yon verliehen, der nun als Prinz von Bourbon um die Hand der ſchönen Iſabella von Navarra werben durfte, und in deſſen edlem Geſchlecht noch jetzt die Rittertugenden Bourbons fortblühen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Auswahl
aus
Fanny Tarnow's
Schriften.

Eilfter Band.

Leipzig, 1830.
Verlag von Carl Focke.

[illegible]

[illegible] 1830

[illegible]

Inhalt.

Marie.
Auguſtens Tagebuch.
Fürſt Olaf und Frau Lotte.
Frauenliebe und Frauenfreundſchaft.
Dalinde von Linſingen.

Marie.

Möllenhagen.

Mit ſüßer Wehmuth habe ich dieſen Ort wieder geſehen, wo ich an der Hand und dem Herzen meiner edlen, unvergeßlichen Tante meine Kinderjahre verlebt habe. Ich war eilf Jahre alt, als ihre Heirath mich in das elterliche Haus zurück führte, da meine Mutter ſich nicht entſchließen konnte, mich ihr in das fremde Land, wohin ſie ihrem Gemahl folgte, mitzugeben; allein ich erinnere mich noch lebhaft des Schmerzes, mit dem ſie mich von ſich ließ, und der Gewalt, die man anwenden mußte, mich von ihr zu reißen. Monate lang konnte kein Spiel, keine Zerſtreuung mich erheitern; nur langſam gelang es dem fröhlichen Leben unter meinen Geſchwiſtern, mich mit dieſer Trennung zu verſöhnen, und Du weißt es, liebe Caroline, wie oft ich der Verlornen gedachte, wie ich an ihr Andenken alles Schöne und Gute band, und wie dem reifenden Mädchen ſich ihr Bild zum Ideal edler Weiblichkeit immer heller verklärte.

Du weißt auch, wie ich in dem Hauſe meiner Eltern immer gewiſſermaßen eine Fremde blieb, und wie mein Großvater, deſſen Liebe mich ſeit meiner Geburt vor allen ſeinen Kindeskindern auszeichnete, mich in meinem vierzehnten Jahre zur Pflege und Erheiterung ſeines Alters zu ſich nahm. Seit den vier Jahren nun, daß ich bei ihm lebe, war es mein ſehnlichſter Wunſch, dieſe Gegend wieder zu ſehen, und da er mich über die Trennung von Dir, Freundin meiner Seele, ſo gern aufheitern wollte, ſo ſchlug er mir vor, ihn auf ſeiner diesjährigen Reviſionsreiſe, die ihn in dieſe Gegend führte, zu begleiten. Ach, Caroline, es geht doch kein Zauber über den ſolcher aufdämmernden Erinnerungen der ſeligen Zeit, wo ganz ungetrübter Friede uns beglückte. Was grenzt näher an Elyſium, als die frohe Kindheit? und warum iſt die Sehnſucht ſpäterer Jahre nach ihren Blumen und Träumen ſo nahe mit dem Schmerz verwandt? —

Das Gut iſt jetzt verpachtet; mein älteſter Oheim bringt indeſſen alle Sommer ein Paar Wochen hier zu, und daher iſt das Schloß mit dem erforderlichen Hausgeräth verſehen. Der Garten iſt etwas verwildert; doch erkannte ich noch jeden Gang, jede Laube, fand auch das Plätzchen wieder, das ich damals mein nannte, und deſſen Beſitz mich froher als ein Königreich machte; und auf dieſem Plätzchen ſtand noch der Roſenſtock, den mein damaliger Geſpiele, Adolph Röper, mir ſchenkte, und deſſen erſte Roſe ein Geburtstagsgeſchenk für die gute Tante Minna wurde. Im Schloſſe fand ich noch die alte Eintheilung der Zimmer wieder; doch der Geiſt, der hier ehemals Segen und Leben verbreitete, war entflohen, und alle die Anſtalten, die meine Tante für das Glück der Unterthanen geſchaffen und gebildet hatte, ſind zerſtört. Das machte mich ſehr traurig. Mein Großvater, deſſen verſtorbene Gattin in dieſen Zimmern geboren, erzogen und ihm angetraut worden war, war eben ſo ſtill und bewegt, als ich. Wir wollten nur einen Tag hier verweilen, und dann nach Mirow, dem Sommeraufenthalt des Herzogs, fahren, der uns dorthin eingeladen hatte; allein ich erbat es von meinem Großvater, bis zu ſeiner Rückkunft von dort hier bleiben zu dürfen, wo ich mich in den Erinnerungen einer unvergeßlichen ſchönen Zeit ſehr glücklich fühle.

Lebe wohl! Ich muß dieſe Bauernhäuſer wieder beſuchen, wo ich ſo oft mit der Tante war, wenn ſie Kranke zu heilen, Betrübte zu erquicken hatte. Liebe Caroline, wer ihr gleichen könnte! Ich bin nicht reich genug, um, wie ſie, Schulen anlegen, Arbeit herbeiſchaffen, ganze Dörfer beglücken zu können; aber keinem Menſchen, auch nicht in der beſchränkteſten Lage, verſagt ſich die Gelegenheit, Gutes zu thun; er findet immer wunde Herzen, die den Verband zarter Sorge, Blicke, die ein naſſes Auge, Seelen, die eine Bruſt voll treuer Liebe bedürfen. Und gewiß, Caroline, ich liebe die Menſchen recht herzlich, ſo ſchwer ich es auch empfinde, daß mir etwas, was ich nicht zu nennen weiß, abgeht, um mich mit ihnen zu befreunden. Ich bin ſeit der Trennung von meiner Tante verſchüchtert worden, und das gibt mir einen Mangel an Sicherheit und eine Unbeholfenheit für die Verhältniſſe des Lebens, die mich drücken, ohne daß ich ihnen abzuhelfen weiß.

Es ſcheint, als ob der Schauplatz meiner Kinderjahre vom Schickſal auserſehen iſt, mich reich an theuren Erinnerungen zu machen. In den Veilchenkranz meiner bisherigen hat der Zufall noch eine

Roſe eingeflochten, deren Duft mich lange erfreuen wird.

Ich beſuchte die Dorfwohnungen. Nur in einigen erinnerte man ſich noch meiner, und auch nicht mehr in allen meiner Tante. Aber wo man ihren Namen ausſprach, wurde er mit dankbarer Rührung genannt. „Ja," ſagte mir ein Greis," das waren noch Zeiten, wie der alte gnädige Herr noch lebte, und die jungen Herren Barone und das gnädige Fräulein noch ſo zuſammen auf dem Schloſſe waren! Wer da ein Anliegen hatte, ging mit leichtem Herzen hinauf; ihm ward gewiß geholfen. Jetzt — ei nun, der Verwalter iſt auch gut, aber ein Stiefvater iſt doch ein Stiefvater." Indem trat ein junges, reinlich gekleidetes Weib in die Stube; ſchüchtern blieb ſie, als ſie mich erblickte, an der Thüre ſtehen. „Nur näher, Grete," ſagte der Alte, „Du brauchſt Dich nicht zu fürchten; das iſt Fräulein Marie, die ſonſt oben bei Fräulein Minchen auf dem Schloſſe war. Du haſt ja damals oft genug mit ihr geſpielt und weißt noch immer ſo viel davon zu erzählen." Freudig überraſcht trat das junge Weib auf mich zu, und indem ſie herzlich meine Hand küßte, fragte ſie: „Und kennen Sie Weber's Grete nicht mehr?"

Ich erinnerte mich ihrer ſehr gut; ſie war damals bei meinen Gartenarbeiten meine treue Gehülſin, und mir ſehr zugethan. Es freute mich, ſie wieder zu ſehen und ich fragte nach ihrer gegenwärtigen Lage. Sie war an einen Tagelöhner verheirathet und ſeit wenig Wochen Mutter eines kleinen, rothbäckigen Jungen. Ich ging mit ihr nach ihrem Hauſe, um das Kind zu ſehen. Auf dem Wege plauderten wir von vergangenen Zeiten. „Und was macht denn,“ fragte ſie mich, „der Junker Adolph, der damals mit ſeinem Hofmeiſter ſo oft bei Ihnen auf dem Schloſſe war?“

Könnte ich doch die Lebhaftigkeit begreifen, mit der bei dieſer einfachen Frage aus dem magiſch verhüllten Hintergrunde der Kindheit Adolphs Bild vor mich trat! Wir waren in dem Zirkel des nachbarlichen Umganges unſerer Familien die einzigen Kinder gleichen Alters, und als ſolche unzertrennliche Spielgefährten; ein Band, das durch gemeinſchaftlich ertheilten Unterricht in der Muſik und im Zeichnen noch feſter gezogen wurde. Unſere Trennung koſtete uns viel, und wir ſchieden mit dem ernſtlich gemeinten Verſprechen, uns nie zu vergeſſen. Er wurde aber bald darauf nach einer Schule, dann auf eine Univerſität geſandt, und von da ging er auf Reiſen. So hörte ich ſeit Jahren nichts von ihm und erinnerte mich ſeiner nur noch ſelten, wie einer freundlichen Traumgeſtalt. Jetzt aber ſchwand plötzlich der Nebel, den Zeit und Ferne über ſein Bild gezogen hatten; wunderbar ergriff mich ſein Andenken, und lebhaft erwachte in mir der Wunſch, ihn wiederzuſehen. Eine ſtille Träumerei ſchlich ſich in meine Seele, und mich dünkte, die Furcht vor der Zukunft und dem Leben, die ich oft beklemmend empfinde, müſſe ſchwinden, wenn der Jugendfreund wieder, wie damals, neben mir ſtände.

Am zweiten Tage meiner Einſamkeit war ich noch ſpät Abends im Garten. Eine laue Wärme ſenkte ſich aus dem bewölkten Himmel duftend auf die Erde, und alle Blüthen, alle Knospen ſchienen ſich ihr liebend entgegen zu neigen. Es war eine Stille in der Natur, als gehe ein Engel durch ſie hin. Ich war ſehr glücklich und doch ſo bewegt, daß ich ſanft weinen mußte, ohne zu wiſſen, warum? Da hörte ich in dem nahen Bogengange die Stimme meines Großvaters und eilte ihm entgegen. „Hier,“ ſagte er, und ſtrich mir lächelnd die Locken von der

Stirne, „bringe ich Dir noch einen Gaſt, von dem Du aber rathen mußt, wer es iſt.“ Ich blickte auf und vor mir ſtand eine edle männliche Geſtalt mit einem Geſicht, deſſen Colorit der Jugend, deſſen Ernſt dem Mann angehörte. Schöne, dunkle Augen ruhten mit dem Ausdruck des Intereſſes und der Ueberraſchung auf mir, und uns gegenſeitig begrüßend, ſtanden wir einige Secunden ſtumm einander gegenüber. „Nun?“ fragte mein Großvater ſcherzend. „Wenn ich meiner Ahnung trauen dürfte,“ ſagte ich, „ſo würde ich den Geſpielen meiner Kindheit in Ihnen begrüßen.“ — „Gerathen!“ rief mein Großvater, und Adolph faßte traulich meine Hand. „Liebe, ſanfte Marie,“ ſagte er, „wie finde ich Sie in dieſem Wiedererkennen doch ganz ſo wieder, wie ich es mir immer geträumt und gewünſcht habe, Sie wiederzufinden!“

Warum, Caroline, erröthete ich hier? warum war in mir eine ſo ängſtigende und doch nicht unliebliche Verwirrung? Du weißt, wie fremd ich bisher gegen alle Männer war, und nur immer von ihnen unbemerkt zu bleiben wünſchte. Die ſüße Sorge, das Alter meines vortrefflichen Großvaters durch Liebe und Pflege zu erheitern, und Deine Freundſchaft füllten mein Herz ſo aus, daß ich nie die leiſeſte Sehnſucht empfunden habe, dieſen Kreis meiner Liebe und meines Glücks zu erweitern. Die ſogenannten Freuden der Welt kenne ich nicht, da ich von jeher einſam und einfach lebte. In der erſten Zeit, wie ich zu meinem Großvater kam, that ich es, um mir das harte Urtheil zu erſparen, ich laſſe mir durch Glanz und Schimmer meine Liebe von ihm bezahlen; bald aber ergriff mein Gemüth dieſe Lebensweiſe mit inniger Liebe, und ich kann richtiger ſagen, daß meine Natur ſich in ihr ausſpricht, als daß ſie mir zur Natur geworden iſt. Daß man auch in meiner Einfachheit Kunſt ſieht und meine ganze Lebensweiſe für ſchlaue Berechnung des Zweckes hält, die Erbſchaft meines Großvaters deſto ſicherer zu erſchleichen; daß man mich deßfalls haßt und anfeindet, all mein herzliches, offenes Entgegenkommen mit Kälte vergilt: o Caroline, Du weißt, wie dies nach und nach meinem Charakter dieſe verſchwiegene Wehmuth und die bange Furchtſamkeit beigemiſcht hat, die oft in Dir Sorge für meine Zukunft erweckte, weil Du fürchteteſt, ſie mache mein Herz zu krankhaft empfindlich für den Schmerz, und raube mir die Kraft, ſelbſtſtändig zu ſein. Dieſe Gefahr kann ich nicht fürchten, weil ich ſie nicht kenne; dagegen fühle ich aber in mir eine gewiſſe Unbeholfenheit, mit den Menſchen umzugehen, weil ich von der Welt nichts, als meine Bücher und meinen Großvater kenne. Müßte ich je in einen lebendigeren Kreis treten, müßte ich je mit Menſchen leben, die meine Lieblingsneigungen nicht theilten: ach, Caroline, ich könnte ſehr unglücklich werden, und darum iſt mir auch der Beruf, unverheirathet zu bleiben, ſo willkommen. Mein Großvater würde mich freilich nicht halten wollen; ſeine Liebe würde mit allem Schein der Freudigkeit ſagen: Zieh mit dieſem Manne, wenn es Dich glücklich macht! Aber meine Pflicht heiſcht es, daß er dies Wort der Trennung nie zu ſagen braucht. Er liebt mich, wie er keine ſeiner Enkelinnen liebt; ich weiß auch keine unter ihnen, der ich mein Herz für den vortrefflichen Vater zutraue, und der ich daher gönnen könnte, meine Stelle bei ihm zu erſetzen. Und wer würde mich auch ſo lieben, wie er mich liebt? —

Doch ich wollte ja nur Dir und mir die Verwirrung erklären, die mir am erſten Abend Adolphs Nähe gab! Jene Verlegenheit wußte er bald durch die Unbefangenheit zu vertreiben, mit der er die Vertraulichkeit unſrer Kinderjahre wieder herbeiführte. Eben das, was mich zuerſt verlegen machte, ſeine trauliche Anrede, ſein Nennen meines Namens, machte mich bald getroſt. Es war ja keine neue Bekanntſchaft, die ich machte, ſondern nur die Erneuung eines aus der Vergangenheit aufblühenden Verhältniſſes, das aus ihr entſproßte, wie der Same, den man der Erde anvertraut, ihr als duftende Blume entblüht.

Adolph, den mein Großvater in R. getroffen hatte, und der, als er erfuhr, ich ſei hier, den Wunſch, mich wieder zu ſehen, empfand, wird uns auf unſerer fernern Reiſe begleiten, was mein Großvater ſehr gern ſieht, da er ihn wegen ſeiner mannigfaltigen Kenntniſſe ſchätzt und ſeine Unterhaltung liebt. Er iſt Kammerherr am —ſchen Hofe und arbeitet mit im Cabinet. Nur auf Urlaub iſt er jetzt im Vaterlande, das er bald wieder verlaſſen muß. Liegt aber nicht in dieſem Zuſammentreffen, wodurch allein unſer Wiederſehen herbeigeführt werden konnte, etwas Wunderbares? vorzüglich für mich, die ich, hätten wir uns in einer Geſellſchaft getroffen, nie in ihm meinen Spielgefährten erkannt, nie das Herz gehabt hätte, dieſen in ihm zu begrüßen.

Du glaubſt nicht, wie ſehr gebildet, wie glänzend und gewandt er in Geſellſchaften iſt. Er erſcheint mir dann wie ein ganz andres Weſen, ſehr liebenswürdig, mir aber fremd, und eben ſolchen Eindruck der Fremdheit ſcheine ich in größern Zirkeln auf ihn zu machen; allein im einſamen Umgang mit meinem Großvater und mir, da iſt er wieder ſo ganz er ſelbſt, ſo einfach, ſo herzlich, und alle Zierlichkeit ſeiner höfiſchen Bildung erſcheint dann nur wie eine erborgte, fremde Tracht, die ſein tiefes, reiches Gemüth, ſeine mit allem Schönen befreundete Natur als einen köſtlichen Schmuck angelegt hat.

Seit einigen Wochen ſind wir wieder zu Hauſe, und ich, nach ſechswöchentlicher Abweſenheit, bin wieder in meinem häuslichen Wirken und Treiben ganz eingewohnt. Ach, Caroline! ſechs Wochen, welch ein kurzer Zeitraum, und doch iſt mir, als ſei mein ganzes Leben durch ihn umgeſtaltet! Mein Großvater glaubt, daß Adolph mich liebt. Ich ſelbſt habe es in einzelnen Augenblicken geahnt: allein, trotz des tiefen Eindrucks dieſer Augenblicke auf mein Herz, verflog die Täuſchung gleich wieder. Ach, ich müßte ja ganz anders ſein, als ich bin, um Adolph zu gefallen. Woher ſollte er den Muth nehmen, mich mit meiner blöden Einſylbigkeit in die Welt einzuführen? Nein; er iſt mir wohl gut, aber er achtet mich nicht genug, um ſich mich als ſeine Gattin denken zu können und zu mögen. Er hat auch recht; ich fühle es genug, daß ich eigentlich nur ein unbeholfenes, einfältiges Ding bin, und nichts weiter. Das iſt ein ſchmerzlich demüthigendes Gefühl, das ich nur übertäuben kann, wenn ich ganz einſam lebe und mich dem Urtheil der Menſchen gar nicht blosſtelle. Adolph war ſehr gut und zärtlich gegen mich, weil ich ſeine ehemalige Spielgeſährtin bin; aber die andern Menſchen, die mich nicht kennen, mit denen ich nicht geſpielt habe, Caroline, die würden mich verſpotten, wenn ich unter ihnen leben müßte. — Ich breche ab; denn ach, Caroline, ich bin nicht heiter!

Gewiß, Liebe, hat mein Zuſammentreffen mit Adolph nicht den Einfluß auf meine Anſicht des Lebens und meines Berufs gehabt, den Du zu fürchten ſcheinſt. Ich würde auch nie irgend einem

Gefühl in mir einen Einfluß auf etwas, was ich früher als wahr und gut erkannt habe, vergönnen. Wir jungen Leute hören ſo oft von erfahrenen Menſchen, das Herz ſei der feinſte und gefährlichſte aller Sophiſten, daß wir wohl nicht zu mißtrauiſch gegen unſre Schwäche ſein können, und uns vorzüglich hüten müſſen, den Zeitpunkt erwachter Neigung zur Prüfung unſrer Pflichten und der Gründe unſers Verhaltens benutzen zu wollen. Ich kann mich hierin keines Fehlers zeihen; auch ſcheint mir mein Herz, ſo weit ich es zu ergründen vermag, wohl einer tiefen und unvergänglichen, aber keiner ſo leidenſchaftlich heftigen Empfindung fähig zu ſein, daß das Gleichgewicht meiner Pflichten und Wünſche dauernd dadurch geſtört werden könnte. Wenn man Gott wahrhaft liebt, ſo ruht ja auch dies Gleichgewicht auf einer unerſchütterlichen Grundlage. So iſt auch in mir, wenn ich an Adolph denke, kein Kampf, kein Streit und alſo auch kein Verdienſt des Sieges, ſondern nur ein ſtilles, wehmüthiges Gefühl, von dem mir iſt, als gebe es meinem Leben einen höhern Gehalt, und mir eine Mündigkeit, die ich nur durch durch daſſelbe gewinnen konnte.

In der erſten Zeit nach unſerer Rückkunft war ich ſehr niedergeſchlagen. Mein Großvater bemerkte es, und mit all der Milde, die Du an ihm kennſt, forſchte er nach der Urſache dieſer Stimmung. Ich wußte ihm eigentlich nichts zu antworten; und o wie zart, wie liebevoll kam er auf Adolph, und bat mich, ihm offen zu ſagen, ob ich dieſen liebe und mit ihm glücklich zu werden glaube. „Scheue Dich nicht vor dieſem Geſtändniß, liebe Marie," bat er mich freundlich; „ſieh, mein Haar iſt weiß, und überdies ſagt mir ein inneres Gefühl, daß mein Weg bald zu Ende iſt. Dein Leben beginnt erſt, und was könnte ich inniger wünſchen, als Dein Glück noch vor meinem Tode geſichert zu ſehen? Du haſt Deinem alten Vater einen Theil Deiner ſchönſten Jugendjahre geopfert: was Du als Tochter an mir gethan haſt, wird Gott Dir einſt als Gattin und Mutter lohnen. Wenn Du alſo Adolph liebſt, ſo nimmſt Du meinen ganzen Segen mit, und das iſt eine Ausſteuer, die dem lieben Gott wohlgefällt, und Friede und Freude in's neue Haus bringt." Ich warf mich in ſeine Arme und betheuerte ihm, daß der Gedanke, ihn verlaſſen zu ſollen, mir ſo abſchreckend ſei, daß mich nichts in der Welt damit auszuſöhnen vermöge. Adolph ſei mir ſehr werth; allein, abgerechnet, daß ich durchaus keinen Grund habe, mich von ihm geliebt zu glauben, könne ich auch mit voller Wahrheit verſichern, daß mir eine Verbindung mit ihm nie als Erſatz für die Trennung von einem ſo geliebten Vater erſcheinen könne. Er drückte mich an ſeine Bruſt. „Gott lohne Dir Deine Kindestreue! Es würde mir auch unbeſchreiblich wehe gethan haben, Dich zu verlieren, da ich den Gedanken ſo lieb gewonnen habe, in Deinen Armen zu ſterben.“ Ich war ſehr gerührt; er trocknete mir die Thränen ab und ſtand auf, mir ein Papier aus ſeinem Schreibtiſch zu geben. Es war eine geſetzmäßige Erklärung, in der ich als mündig anerkannt, und mir die Verwaltung des Vermögens, das ich künftig mein nennen könnte, ohne alle Einmiſchung meiner Familie allein übertragen wurde. Der Herzog hat meinem Großvater dieſe Bitte gewährt, ſo ungewöhnlich ihm auch, wie er äußerte, dies Vertrauen in eine achtzehnjährige Klugheit erſchien. „Nimm dieſe Zuſicherung einer Unabhängigkeit,“ ſagte mir mein Großvater, „von der ich weiß, daß Du ſie verdienſt und ihrer zum Glück Deines Herzens bedarfſt. Sie iſt der letzte Beweis meiner

Liebe, den es mir vergönnt iſt, Dir zu geben.“ Ich drückte ſeine Hand an mein Herz, und hoffe, daß mein theurer Vater mich in meinem Dank für dies Geſchenk errieth, ob wir gleich über alle ſich auf dieſen Punkt beziehende Verhältniſſe nie ein Wort gewechſelt haben.

Er iſt nicht mehr! der edelſte, zärtlichſte Vater iſt nicht mehr, und ich bin verwaiſt! Caroline, das Gefühl, mit dem man am Sarge eines geliebten Menſchen ſteht, iſt ernſt und ſchaurig, hehr und heilig, wie der Tod ſelbſt. Zu dieſem Gerechten trat der Tod wie ein ſtiller Genius, der den Sterbenden in ein lichteres Friedenseiland führt und den Schmerz der Zurückbleibenden heiligt. Ich bin tief, aber ſtill betrübt. Das Andenken ſeiner Liebe und ſeiner Tugenden iſt mir ein bleibender Segen des unvergänglichen Glaubens an Menſchenwürde und reine, uneigennützige Güte. Ich habe ihn leben ſehen, und die Erinnerung ſeiner Todesſtunde wird mich auch ſterben lehren.

Er war in dieſen letzten Monaten kränkelnd und hinfällig, aber nie bettlägerig, und in ſeinem Weſen nur ſtiller, ſinnender, und voll Vorgefühl ſeines nahen Endes, das er mir auch nicht zu verbergen ſuchte, ſondern ſich bemühte, mich in allen unſern Unterredungen mit dem Tod in ſeiner freundlichſten Geſtalt bekannt zu machen. Den letzten Abend waren wir in dem weißen Zimmer, aus deſſen Fenſtern Du und ich ſo oft die Sonne ſinken ſahen. Er ließ ſeinen Stuhl an das offne Fenſter rücken und ſein Auge hing feſt an ihrer reinen Feuergluth. „Hole Deine Harfe," ſagte er mir, „und ſinge ihr ein Abſchiedslied." Ich ſang:

Sonne, du ſinkſt!
Sonne, du ſinkſt!
Sink' in Frieden, o Sonne!

Still und ruhig iſt deines Scheidens Gang.
Rührend und hehr deines Scheidens Schweigen.
Wehmuth lächelt dein freundlicher Blick;
Thränen entträufeln den goldenen Wimpern,
Segnungen ſtrömſt du der thauenden Flur.
Immer tiefer,
Immer leiſer,
Immer ernſter und hehrer
Sinkſt du, Sonne, die Lüfte hinab!

Sonne, du ſinkſt!
Sonne, du ſinkſt!

Sink' in Frieden, o Sonne!
Schlumm're hin in Wonne!
Nachtigall flötet dir Schlummergeſang.

Schön ſinkt ſich's nach der Mühe des Tags,
Schön in harrender Ruhe Arm,
Nach wohlbeſtandenem Tagewerk.

Schlumm're ſanft
Nach dem Kreislauf des Tags!
Wache froh
Nach verjüngendem Schlummer auf!

Erwach', ein junger, freudiger Held!
Erwach' zu neuen Thaten!,
Sink' in Frieden!
Schlummer' in Ruhe!
Wach' in Entzückungen, Sonne, auf!

„Sink' in Frieden!“ ſagte er leiſe, nahm ſein Mützchen ab, und ſah mit gefalteten Händen andächtig in das offene Feuergrab. Nie werde ich dieſen Augenblick vergeſſen, nie den Vater, wie er, von ſinkenden Strahlen erleuchtet, mit verklärtem Auge dem Quell eines Lichts nachſah, dem er bald näher zu kommen fühlte. Plötzlich ſchoß die Sonne wie mit einem Blitz hinab und hellere Gluth flammte am Abendhimmel auf. „Sie iſt hinab,“ ſagte er aufſtehend; „ich will auch ſchlaſen gehen. Gute Nacht, Marie!“ Er hielt mich eine Minute ſchweigend an ſein Herz gedrückt, und noch eine ſah er mich an mit einem Abſchiedsblick, der ewig, ewig in meiner Seele bleibt. Dann hob er die Hand: „Der Herr ſegne Dich und behüte Dich! der Herr laſſe Dir ſein Angeſicht leuchten ewiglich und gebe Dir Frieden!“ — Mich durchfuhr eine Ahnung unſrer nahen Trennung; ich ſank vor ihm nieder und drückte mit heißen Thränen meine Lippen auf ſeine lieben Hände, und dieſe an mein Herz. Ach des Schmerzes ſolcher unwiderruflichen Trennung! —

Sobald ich mich zu faſſen vermochte, ging ich nach ſeinem Zimmer und fand ihn ſanft ſchlafend. Ich konnte mich nicht entſchließen, ihn zu verlaſſen, und warf mich auf's Sopha. Ein, zwei Stunden vergingen; ſein Schlaf blieb ſtill und ruhig. Ein leichter Schlummer überhüllte nach Mitternacht mein Auge: da war mir, als fühlte ich an meiner Wange einen ſanften Hauch vorüber gleiten, und als hörte ich meinen Namen nennen. Erſchrocken ſprang ich auf und eilte zu ihm; er war nicht mehr! Der Redliche, Gute, Fromme ſchlief den Todesſchlaf. Mein Muth brach; wie vernichtet ſank ich an ſein

Lager nieder und küßte ſeine bleichen Lippen und die kalten Hände, die mich ſo treu geleitet hatten. Aber der ſanfte Geiſt frommen Friedens, der ſein Leben bezeichnete, ſprach noch aus ſeinen Zügen zu meinem wunden Herzen, und ich konnte aus innerſter Seelenfülle beten und weinen.

Ich ſandte dann zu meinen beiden Tanten. Du kennſt ſie; weißt, wie um uns Alle das ſchöne Band der Familienliebe ſich ſchlang, bis die Vorliebe meines Großvaters für mich es löſte. Von jeher ſahen ſie dieſe Auszeichnung mit Unwillen, und ihr Unmuth darüber wurde laut gegen mich, als mein Großvater mich von meinen Eltern fort zu ſich nahm und ſie in mir ſeine künftige Erbin muthmaßten. Was ich Alles that, um ſie mit mir zu verſöhnen, weißt Du; aber mein Beſtreben ward Heuchelei geſcholten, und ſie ſuchten Alles hervor, mich zu kränken, was ihnen ſehr leicht wurde, da ich ſie liebte und gegen Unfreundlichkeit und Kälte nur zu empfindlich bin. Jetzt ward ihnen recht Freiheit, mich zu betrüben, und hart genug benutzten ſie ſie. Meine älteſte Tante fand mich noch weinend. Auch ſie vergoß Thränen, und doch ſagte ſie mir: für das Abtrocknen *meiner* Thränen werde ich wohl geſorgt haben. Ich ſah ſie an und meine Thränen ſtockten. Gefaßt trat ich der jüngern Tante entgegen. Sie warf ſich laut ausrufend über die Leiche hin; ich ſtand neben ihr, und wer von uns den Werth des Todten und ſeinen Verluſt am tiefſten fühlte, richte Gott! Aber bitter warf ſie mir meine Faſſung vor: nun ſei der Vater todt und ich finde es nicht einmal der Mühe werth, ein paar Thränen um ihn zu vergießen! Schweigend küßte ich die Hände des theuren Todten und wollte mich entfernen. Mein Schweigen war gewiß nicht Trotz; und doch riefen ſie mich zurück und forderten mir die Schlüſſel ab; mein Reich ſei hier zu Ende und es müſſe ſich erſt zeigen, ob ein Teſtament da ſei, welches mir den Lohn für meine Uneigennützigkeit ſichere. Ich gab die Schlüſſel augenblicklich hin, da mir der Todte viel zu heilig war, um ſein Andenken durch irgend ein Wort des Unfriedens entweihen zu mögen; dann floh ich auf mein Zimmer, wo ich zum erſten Mal die Schrecken des Allein- und Verlaſſenſeins in der Welt recht tief empfand. O welch ein Mitleiden werde ich, ſo lange ich lebe, mit der Hülfloſigkeit eines Weſens haben, das nach einem Wort der Theilnahme und des Troſtes ſchmachtet! — Nach einigen Stunden kam der älteſte Freund meines Großvaters, der Präſident H., zu mir. Er bat mich, ihn zu der Leiche zu führen. Ruhig faßte er die Freundeshand: „Fahr wohl; wir ſehen uns bald wieder!“ — Nur Eine Thräne fiel auf die Hand; würdiger wird keine an dieſem Sarge geweint werden. Freundlich bat er mich, bis zur Ankunft meiner Eltern bei ihm zu wohnen, und ſo ging ich an ſeinem Arm aus dem Vaterhauſe in ein fremdes über.

Man weiß bis jetzt von keinem Teſtamente. Bei allen hieſigen Gerichten iſt keins niedergelegt. Und nun ſollteſt Du ihre Schadenfreude ſehen! Keiner von ihnen ahnt, wie ich zu handeln entſchloſſen war! Es thut mir ſehr weh, daß ſie ihren Eigennutz ſo zur Schau tragen. Selbſt die Beſſern, ſelbſt der Präſident und ſeine Frau, ſcheinen mich zu bedauern und eine fehlgeſchlagene Hoffnung bei mir vorauszuſetzen. Sie irren ſich, und ihre Meinung ſchmerzt mich um ſo empfindlicher, weil ſie mich zwingt, den Schmerz meines Verluſtes zu verbergen, um ihn vor Mißdeutung zu ſichern. Ach, wenn auf ſeinem Grabe keine Thränen uneigennütziger Liebe vergoſſen werden ſollten, wer dürfte denn hoffen, ſie zu verdienen! —

Caroline, mir ſinkt mit ihm viel in die Gruft, und mir iſt, als gehe alle Freude, alle Hoffnung meines Lebens mit ihm hinab. Ach, ich habe an dieſem Sarge ſchon viel gelernt!

Jetzt ſind auch meine Eltern hier und bedauern mich! Freundin meiner Seele! auch ſie zürnen dem Todten, weil er mir nur ſein Herz und nicht ſein Gold gab! Auch gegen mich ſind ſie ſehr kalt. Ach, ſolche Erfahrungen an den geliebteſten Menſchen machen recht ſtill und beklommen. Meine Zukunft, mein Leben im elterlichen Hauſe wird nicht heiter ſein. O wäre Adolph hier! er würde mich tröſten, und ſein für den Eigennutz zu großes Herz würde das meine verſtehen! Mir iſt, ſeitdem ich ſo betrübt bin, ſein Andenken wieder lebendiger, als jemals gegenwärtig, und ich frage ſein Bild oft leiſe: „Kommſt Du denn nicht, mich zu tröſten? weißt Du nicht, daß ich weine?“ —

Wider unſer Aller Erwarten hat ſich nun doch ein Teſtament gefunden. Mein Großvater hatte es dem Herzog ſelbſt übergeben, und der Ueberbringer deſſelben war — Adolph! Noch iſt es nicht eröffnet, aber Keiner zweifelt am Inhalt deſſelben. Ich ſehe es voraus, daß ſich der Ausführung meines Entſchluſſes von Seiten meiner Eltern Schwierigkeiten entgegenſetzen werden; allein ſie dürfen mich nicht irren, ſo höchſt betrübend auch der Gedanke für mich iſt, irgend etwas zu thun, was ihnen mißfällt. Mein Gefühl macht es für mich zur entſchiedenen Unmöglichkeit, mich auf Koſten meiner Geſchwiſter und Verwandten bereichern zu wollen. Unſre Herzen hatten alle gleiches Recht an des Entſchlafenen Liebe. Keins ſeiner Kinder hat ihn je durch Ungehorſam beleidigt, oder ihm ſonſt Anlaß zum Mißvergnügen gegeben; mit welcher Stirn ſollte ich mich nun mit ihrem rechtmäßigen Erbtheil bereichern? Wären meine Tanten reich, würde ihnen mein Antheil nur von ihrem Ueberfluß entzogen, und unterſchrieben ihre Herzen den Ausſpruch meines Großvaters; dann würde ich mit dankbarer Rührung das Glück der Unabhängigkeit und des Wohlſtandes aus ihren Händen annehmen und mich ihrer Güte durch den Gebrauch deſſelben werth zu zeigen ſtreben. Jetzt aber, wo von den drei Schwiegerſöhnen meines Großvaters mein Vater der einzige Wohlhabende iſt, da die beiden Andern das Schickſal ihrer Familie nach ihrem Tode auf keine Art zu ſichern vermögen, jetzt würde ich mich ihres Haſſes und ihrer Geringſchätzung werth fühlen, wenn ich anders handelte. Was meinem Großvater ziemte, mir anzubieten, darf ich nicht entſcheiden; er kannte mein Herz; heilig iſt mir ſein Andenken und jede ſeiner Handlungen; auch ſein Vermächtniß wird es mir als Zeichen ſeiner Liebe und eines Vertrauens ſein, deſſen ich mich nur durch einen ſolchen Gebrauch würdig zeigen kann. Endlich nach Jahre lang unverdient erlittenen Kränkungen wird für mich der Augenblick der Rechtfertigung kommen! Caroline, wie klopft mir das Herz vor Freude, wenn ich mir den Augenblick denke, wo ich mit all der Liebe, die ich jetzt nicht zeigen darf, vor meine Tanten treten und ihnen ſagen werde: die Erbſchaft unſers Vaters laſſe ich Euch; ich will nichts, als Liebe; dieſe ſchenkt mir, und laßt mich ſtill und glücklich wieder in Eurer Mitte leben! —

Seit Adolphs Ankunft weiß ich es, daß er mich liebt, und ein Glück, daß ich nicht zu träumen wagte, iſt nun wirklich mein geworden. Am Grabe meines Großvaters empfing ich das Gelübde ſeiner Liebe und er das Geſtändniß der meinigen. Ich fühlte in jener heiligen Minute, daß der Geiſt meines Verſtorbenen um uns ſchwebte, und mein Glück wäre jetzt nicht ſo vollkommen, hätte er Adolph nicht geliebt.

Ich kann Dir die Seligkeit nicht malen, meine Caroline, die meine Seele durchdringt, wenn ich auf mein künftiges Leben blicke. Selbſt das Gefühl, wie Vieles mir abgeht, um ganz eine Frau nach Adolphs Sinn zu ſein, ſtört mich nicht. Ich bin noch ſo jung, er wird mich bilden, bilden für ſich, bilden für die Welt; und wird er mich dann als ſein Geſchöpf, als ſein Werk, nicht noch inniger lieben, als er es ſonſt zu thun vermöchte? — Wer bedarf mehr eines Lehrers, eines Führers, eines Anhalts im Leben, als ich, die ich das Unſichere meiner Unerfahrenheit und meiner Unbehülflichkeit oft ſchon recht peinlich empfunden habe? Nun aber ſteht er mir zur Seite, mit aller Klarheit ſeines Geiſtes, allem Reichthum ſeiner Welterfahrenheit, allem Schimmer ſeiner Talente, und meine innerliche Angſt iſt wie verſchwunden. Ich hole freier Athem und begrüße das freundlich lächelnde Leben mit inniger Luſt und Liebe. Wenn meine Tanten verſöhnt ſind und mich wieder lieben, ſo weiß ich keinen Menſchen, von dem ich Herbes zu fürchten hätte, und ich habe ſie Alle ſo herzlich lieb, möchte Allen abgeben von meiner Liebe, von meinem Glücke! Meine Eltern können mir nicht ernſtlich zürnen, da ja meine Geſchwiſter eben ſo gut durch meine Entſagung gewinnen, als die Kinder der Tanten! Und dann, Caroline — ach es iſt wohl Unrecht, aber es liegt für mich unausſprechliche Freude in dem Gedanken, daß Adolph mit ſeiner großen, uneigennützigen Seele mich noch inniger lieben, ja, daß er mich achten wird, um meiner Handlungsweiſe willen. — Wenn ich an ihn denke, ſo möchte ich nicht blos pflichtmäßig handeln: ich möchte alles Große, alles Schöne üben, um meine Rechte auf ſein Herz feſter zu begründen, und durch innern Werth zu erſetzen, was mir an Bildung für die große Welt fehlt.

Nimm mich auf, Caroline! drücke mich an Dein Herz, erhalte mir durch Deine Treue, Deine Liebe den Glauben an das Gute, damit er mir nicht entſchwinde, wie ein kindiſcher Wahn; damit ich nicht an der Kälte, der Einſamkeit, die mich umgibt, zu Eis erſtarre! Nur in meinem Schmerz iſt noch Leben; alles Andre um mich, in mir iſt todt. Ich glaubte Gutes zu wollen, glaubte das Rechte zu üben, und dafür ſtraft mich das Schickſal, dafür ſtrafen mich die Menſchen, als habe ich ein Verbrechen begangen. Meine Tanten fühlen ſich gedemüthigt, und ach, das macht nicht liebevoll! Meine Eltern ſchelten meine Erklärung, der Erbſchaft entſagen zu wollen, einen lächerlichen Romanenſtreich, und um mich dafür zu ſtrafen, hat mir mein Vater erklärt, daß ich, ſtatt künftig in ſeinem Hauſe zu leben, mich entſchließen müſſe, Hofdame am —ſchen Hofe zu werden; eine Lebensweiſe, von der er weiß, wie ſie zu allen meinen Neigungen und Wünſchen, zu allem meinen Sein und Thun, den für mich allerpeinlichſten Gegenſatz bildet. Und doch, wie leicht ließe ſich das Alles noch ertragen, wenn nicht Er — Er — mich tiefer verletzt hätte, als die ganze übrige Welt es zu thun vermochte. Das, das iſt der Todespfeil für mein Herz. Mit leuchtender Freude brachte er mir nach Eröffnung des Teſtaments die Nachricht, ich ſei alleinige Erbin und alle Andere mit dem Pflichttheil abgefunden. Ohne die Ahnung der entfernteſten Möglichkeit einer Mißbilligung von ſeiner Seite, ſagte ich ihm nun meinen Entſchluß und zeigte ihm die Acte, die mich für mündig erklärte, und mir dadurch volle Freiheit gab, ihn auszuführen. Er ſtutzte, und bekämpfte das, was mir ganz einfach als recht und pflichtmäßig erſchien, erſt mit den Waffen der Bitte, der Schmeichelei, dann mit all den glänzenden Sophiſtereien der Weltklugheit, mit unmuthigen Erinnerungen an meine gänzliche Unkunde des Lebens. Er zerriß mein Herz; aber wie konnte ich aufgeben, was ich für wahr, für gut erkannte? ich, die ich von jeher ſo entſchieden war, nie den Augenblick der Verſuchung zum Augenblick der Prüfung meiner Grundſätze wählen zu wollen? — Ich konnte ihm nicht viel antworten; er verſchüchterte mich, und dann griff mich auch dieſe Verſchiedenheit unſerer Denk- und Empfindungsweiſe zu ſchmerzlich an. Er verließ mich endlich, und am andern Morgen erhielt ich einen Brief von ihm, worin er mir ſchrieb, er müſſe um ſo dringender und beſtimmter das Opfer meines Entſchluſſes erbitten, da dieſer nur das Werk einer Schwärmerei ſei, die ich, wie ſchön ſie mir auch jetzt erſcheinen möge, doch bei reiferer Bildung ſelbſt als unſtatthaft und mit den Anſprüchen der Welt und der Lebensklugheit durchaus unverträglich erkennen würde. Meine Liebe habe ihm Rechte über mich gegeben, die er behaupten müſſe und behaupten werde, zumal da ſeine Lage ihm leider nicht erlaube, einem Mädchen ohne Vermögen ſeine Hand zu reichen. Er fordre daher als einen Beweis, ich wolle ſein Glück, daß ich ihm dieſe Angelegenheit zu ordnen überlaſſe. Er hatte das in ſehr ſchöne Worte eingekleidet; aber mein Herz fühlte die Falſchheit ſeiner Worte und die Wahrheit meiner Thränen.

Ich ſuchte Troſt in der Erklärung meines Entſchluſſes an unſere Familie; aber ſtatt Heilung fand ich Gift. Vereinzelt, losgeriſſen von Allen, ſtehe ich ſchwankend, bebend da, und in mir iſt auch nicht die Haltung der Zuverſicht, die Sicherheit des innern Friedens, auf die ich hoffte, und die mir bürgen würde, daß ich recht gehandelt habe. Es iſt, als ob die Wurzel meines Glaubens ausgeriſſen ſei; als habe ich bisher nur geträumt, und erwache nun in einer ganz andern Welt. All mein Denken und Empfinden iſt wirre. Ich fühle, daß ich nicht mehr bin, wie ich war, und daß mir mit der Kraft auch der Wunſch fehlt, mich ſelbſtſtändig zu geſtalten. Dumpfheit, gedankenloſes Hinſchlendern, gefühlloſe Abſtumpfung gegen fremde Härte und fremden Unwerth erſcheinen mir allein noch wünſchenswerth. Ach, bin ich denn bis jetzt ſo ganz Kind, und nur Kind geweſen? iſt das nun wirklich erſt die wahre Welt, die ich mit dieſem furchtbar erkältenden Schauer erblicke? O Caroline, wie widrig iſt ſie, die mir bis jetzt als ein blühender Garten Gottes erſchien!

Könnte ich Dich noch inniger lieben, als ich Dich liebe, meine treue, edle Caroline, ſo würde Dir Dein Brief neue Rechte auf mein Herz gewonnen haben. Er war Balſam für alle meine Wunden und hat vollendet, was ein guter Engel in mir begonnen hatte, ehe ich ihn erhielt. O wem Gott den Troſt vergönnt, für alles Schöne und Große des Menſchenherzens einen Tempel in der Bruſt eines geliebten Menſchen zu kennen, der kann ja nicht verzagen, den können ja die Räthſel des dämmernden Erdenlebens nur betrüben, nicht entſeelen! — Es war Nacht, recht finſtere Nacht um mich her. Ich wagte nicht, zu Gott zu beten, weil ich fühlte, daß ich es nicht mit ganzer Seele vermochte, und das Wort allein mir viel zu unwürdig iſt, um es zum Vater hinauf zu ſenden. Ich fühlte, daß mir die Kraft fehlte, mich, ſo niedergedrückt wie ich war, zu einer ruhigen, klaren Anſicht meines Schickſals zu erheben; mir graute unausſprechlich vor dem langen und ſchweren Kampf, der mir bevorſtand: allein Gott verläßt die Seinen nicht. Jedes Leid hat ſeinen eigenen tröſtenden Engel; und welchen ſchöneren gibt es, als die Liebe eines edlen Menſchen? Unerwartet erſchien meine Tante Minna. Sie hatte endlich den lange gehegten Wunſch, ihr Vaterland wieder zu ſehen, befriedigen können, und da ſie ihre Marie noch nicht vergeſſen hatte, kam ſie zuerſt hierher. Und zu welcher Stunde hätte ſie mir ein geſegneterer Schutzgeiſt werden können? O wenn wir Menſchen doch ſolche Fügungen der Vorſehung nicht unbeachtet laſſen wollten, die ſich faſt in dem Leben jedes Einzelnen wiederholen, wo uns in der hoffnungsloſen Nacht des bitterſten Leids ganz unerwartet Troſt, Hülfe, Erquickung wird, und wir es fühlen, es iſt die Vorſehung, die über uns wacht und uns beſchützt! Es gibt keinen wohlthuendern Troſt, als dieſe Zuverſicht, mit der man in den Armen des Schickſals ſo ruhig einſchlafen kann, wie ein Kind an der Mutterbruſt. Der Anblick meiner vortrefflichen Tante war für mich die Morgenröthe eines neuen Tages; und das unſchätzbare Glück, meine eigenſte Denk- und Empfindungsweiſe von ihr gebilligt zu ſehen, gab mir mit dem Selbſtgefühl des Rechts auch meinen innern Frieden zurück. Glücklich werde ich wohl nie werden; aber ich hoffe auf Ruhe, und willige Verläugnung deſſen, was mir der Unwerth eines nur allzu geliebten Mannes für immer geraubt hat. Meine Tante hat die Einwilligung meiner Eltern erhalten, mich auf einige

Zeit zu ſich zu nehmen, und Du kannſt denken, wie gern ich ſie begleite. Mir iſt, als müſſe ich, um ſie lebend, Theil an ihrem Geiſt, ihrer Denk- und Empfindungsweiſe gewinnen, und meine Freude an ihrem Daſein wird und muß das Gute in mir beleben und kräftigen.

Nach dreijähriger Abweſenheit ſehe ich jetzt mein Vaterland wieder, um den Segen meiner Eltern zu einer Verbindung zu erhalten, von der mein Herz und meine Vernunft im reinſten Einklang hoffen, daß ſie das Glück meines Lebens begründen wird. Du weißt es, meine Caroline, wie ich St. kennen lernte, wie mir ſeine Liebe ward, und mit welcher dankbaren und beglückenden Zuverſicht ich mein Herz und mein Leben dem Manne anvertraue, den ich eben ſo innig verehre als liebe. Mit ernſter Rührung überblicke ich aber an dieſem Scheidepunkte des Lebens die Vergangenheit, und lege mir Rechenſchaft ab, wie ihre Erfahrungen auf mich gewirkt haben. Ich verdanke meiner edlen, meiner unſchätzbaren Tante mehr, als ich auszuſprechen vermag. Mit unendlicher Liebe und Milde wußte ſie mein wundes Herz zu ſtillen, und es von der Bitterkeit, die ſich ihm aufgedrängt hatte, zu reinigen. Ihr eignes Schickſal überzeugte mich, daß in der moraliſchen Willenskraft des Menſchen und in ſeinem kindlichen Vertrauen zu Gott die Macht liegt, auch das herbſte Erdenſchickſal nicht nur zu ertragen, ſondern zu beſiegen, und daß wir in dem in uns unvertilgbaren Gefühl die Wahrheit unſerer Liebe, unſrer Treue, unſeres Willens uns den unzerſtörbaren Keim der Zuverſicht zu dem Leben und den Menſchen zu bewahren vermögen, deren wir bedürfen, um die Erde zu lieben. Ihr tiefes, herrliches Gemüth voll Kraft und Liebe offenbarte ſich mir immer mehr, je lebendiger in mir die Sehnſucht und das Beſtreben wurden, ihr nachzueifern und mich ihrer Sorge für mich werth zu zeigen. Ihre milde Weisheit, ihre frohe Thätigkeit, ihr liebevolles Ertragen der Menſchen, und, mehr wie alles Andere, ihr religiöſer Sinn, ihr unbedingtes Vertrauen zu Gott, ihre freudige Ergebung in jede Prüfung des Lebens wurden mir zum Vorbilde, und bald lernte ich nun mein Schickſal aus einem ganz andern Geſichtspunkt anſehen. Ich fand da Liebe, wo ich früher Zucht und Härte zu empfinden geglaubt hatte. Je bitterer die Erfahrungen ſind; die wir im Leben machen, je nothwendiger und nützlicher ſind ſie auch für unſer inneres Sein; und was wäre wohl aus mir geworden, wenn die Vorſehung mich nicht vor dem Unglück der Verbindung mit einem Manne geſchützt hätte, dem meine jugendliche Unerfahrenheit, mein Mangel an Selbſtſtändigkeit, meine verworrene Anſicht des Lebens, bei ſeiner Liebenswürdigkeit und meiner Neigung für ihn, nicht blos über mein Glück, ſondern höchſt wahrſcheinlich auch über meine auf keiner feſten Baſis ruhenden Grundſätze eine nur zu gefährliche Gewalt gegeben haben würden? Was mir damals Zerrüttung meines Lebensglücks ſchien, war nur Uebergang zur Entfaltung und Entwicklung meines Seins, und als ſolchen müſſen wir jeden Schickſalswechſel betrachten. Jeder erweckt in uns Kräfte, die ohne ihn nicht wach geworden wären, und nur aus einer ſolchen Erweckung und Uebung unſerer Kraft erblüht jene innere, geiſtige Lebensfülle, durch die der Menſch über die zufällige Geſtaltung des äußeren Lebens hinaus ein freies Weſen zu bleiben vermag, indem er durch Glaube, Vertrauen und Liebe die hohe Macht ehrt, die ſtill verborgen und doch allwaltend durch das Leben geht.

Auguſtens Tagebuch.

Mein Vater iſt todt! — Ach, er war gut, trotz der kalten Außenſeite, die ihm das glänzende, geräuſchvolle Leben, das er über Alles liebte, gegeben hatte. Hätte er nur länger gelebt, ſo würde der Werth meiner trefflichen Mutter, ihre duldende und unüberwindliche Liebe zu ihm doch gewiß noch Alles beſiegt und entfernt haben, was zwiſchen ihm und ihr ſtand. Jetzt hat er die Erde verlaſſen, ohne glücklich geweſen zu ſein, ohne glücklich gemacht zu haben — o wie ſchmerzt dies! —

Unſere Vermögensumſtände ſind nicht ſo glänzend, wie man wohl geglaubt hat, daß ſie es wären. Meine Mutter wird ſich einſchränken müſſen und ich freue mich dazu. Ich finde es ſo unbequem, ein großes Haus auszumachen und ſo viele Menſchen bei ſich zu ſehen, die man doch eigentlich nicht lieb hat. Wenn ich mir zuweilen eine Zukunft träume, ſo wohne ich immer in einem kleinen niedlichen Landhauſe, mit grünen Jalouſien, und darin geht es ſo ſtill, ſo friedlich und häuslich zu. Oft lache ich ſelbſt darüber, aber ich fühle es doch, ich könnte in einem ſolchen Hauſe glücklich, ach, ſo ſehr glücklich ſein, und nie, nie in einem Pallaſt!

Sonderbar, daß man ſo lange leben kann, ohne eigentlich zu erfahren, was das Leben bedeutet und was es von uns fordert. Wenn ich das Wort bisher ausſprach, ſo lag immer eine Ferne, eine Zukunft vor mir, und doch wurde ich ſchon vor zwei Jahren confirmirt und bin alſo ſchon ſo lange ein erwachſenes Mädchen, wenn ich gleich noch immer wie ein Kind, ohne Vor- und Rückblick, am Herzen meiner Mutter und unter ihrem ſegnenden, erfreuenden Auge, nur im Moment der Gegenwart lebte und ſie für meine Zukunft denken und ſorgen ließ. Heute hat ſie mich mündig geſprochen; ich fühle mich dadurch gehoben; aber mir iſt auch eine ernſte Ahnung von der Bedeutung des Lebens geworden, die mich fühlen läßt, daß ich kein ſorgenloſes Kind mehr ſein darf.

Meine Mutter kam heute Morgen zu mir. Sie war ſehr bewegt. „Liebſte Auguſte,“ ſagte ſie mir mit ihrer ſanften, weichen Stimme, die, ſo lange ich denken kann, nur Worte der Liebe und der Zärtlichkeit zu mir ſprach, „Du weißt, wie ich von jeher Dein Vertrauen zu mir als den ſüßeſten Lohn meiner Liebe für Dich angeſehen habe, und nichts inniger wünſche, als von Dir für Deine treueſte Freundin angeſehen zu werden. Du biſt die einzige Erwachſene unter Deinen Geſchwiſtern, und es iſt mir Erſatz für viele trübe Stunden, daß ich heute zu Dir als zu meiner Freundin kommen und Deinem reinen Herzen die Entſcheidung über Deine und Deiner Schweſtern Zukunft übertragen darf. Die Schulden Deines Vaters ſind viel beträchtlicher als man glaubte; die Hingabe ſeines ganzen Nachlaſſes vermag nicht ſie zu tilgen, viele Gläubiger werden unbefriedigt bleiben, und dies wird vorzüglich die Handwerker treffen, die er bei ſeinem letzten großen Bau gebraucht hat. Ihre Rechnungen müſſen nach den Geſetzen älteren Schuldforderungen nachſtehen, und meiner harrt der Schmerz, das Grab meines Gatten, das Grab des Vaters meiner Kinder mit den Thränen und den Verwünſchungen dieſer um den Lohn ihrer harten Arbeit und ihres kargen Verdienſtes betrogenen Familienväter belaſtet zu ſehen. Es gibt nur Ein Mittel, dieſem Unglück abzuhelfen; mein Vermögen iſt unangegriffen; als Witwe weiß ich, was die Ehre des Verſtorbenen von mir heiſcht, als Mutter fühle ich die Verpflichtung, meinen Kindern den Namen ihres Vaters unentwürdigt zu erhalten; aber dieſe Hingabe meines Vermögens läßt Euch, meine Töchter, in Zukunft ganz hülflos. Ich habe keinen Sohn, dem ich nach meinem Tode die Sorge für ſeine verwaiſeten Schweſtern vermachen könnte; arm, wie Ihr ſein werdet, und ohne Anſprüche auf Schönheit, geht Euch dann Alles ab, was in unſern Zeiten die Augen der Männer auf ſich zieht, und die Verborgenheit, die unſer Loos wird, wird Euch überdies alle Gelegenheit rauben, jungen Männern bekannt zu werden. Unbemerkt werdet Ihr verblühen und wahrſcheinlich zeitlebens in der drückendſten Abhängigkeit leben müſſen. Auguſte, mein Herz blutet bei dieſem Gedanken, es erſtarrt vor der Möglichkeit, daß Ihr einſt, von Kummer und Mangel, von Hintanſetzung und Vernachläſſigung jeder Art gebeugt, erbittert an mein Grab treten und fragen könntet, ob Ihr mir nicht näher waret, als die Familien, denen ich mein Vermögen opferte, und mit dem großen Haufen dieſe Handlung dann eine überſpannte, unnatürliche Thorheit ſchelten werdet. Deine Schweſtern ſind noch Kinder, meine Auguſte; Du aber biſt fähig, für Dich und ſie zu entſcheiden. Prüfe Dich, ob Dir bei der mehr als wahrſcheinlichen Ausſicht auf ein freudenloſes, ungeliebt verblühendes Leben und auf verfehlte Beſtimmung das Gebot der Pflicht und des unbedingten Rechtthuns ſo viel gilt, daß es Dir Kraft, für Dein ganzes Leben ausdauernde Kraft zu dieſem Opfer zu geben vermag. Blick in Dein Herz, ob Du Gott ſo kindlich vertrauend liebſt, daß Du mit Heiterkeit Dein Schickſal in ſeine Hände zu legen vermagſt, ohne daß Dein Herz einſt an getäuſchter irdiſcher Hoffnung und ungeſtillter Sehnſucht bricht."

Sie verſtummte hier, ihrer Bewegung nicht länger Herr.

Weinend ſtürzte ich in ihre Arme, ſie legte mir die Hand auf den Mund: „Deine Entſcheidung muß nicht das Werk einer Wallung ſein. Bedenke, daß Du nicht allein für Dich, ſondern auch für Deine beiden Schweſtern wählſt und nach Deiner Entſcheidung meine Verantwortlichkeit für Ihr Schickſal theilſt. Ich laſſe Dich allein, damit Du da

Rath und Entſchluß faſſen kannſt, wo ſie das bewegte Herz allein ſuchen muß, wenn es ſich bei der Ungewißheit der Zukunft den Frieden erhalten will, der das höchſte aller Güter iſt."

Als ich allein war und den Worten meiner Mutter nachdachte, ſtand das Leben plötzlich in einer ernſten finſtern Geſtalt vor mir da. Die Zukunft hatte mich immer ſo freundlich angelächelt; mich dünkte von jeher, es müſſe nichts leichter ſein, als glücklich zu bleiben, wenn man, ohne alle Plane des Ehrgeizes und der Eitelkeit, nichts wünſche und nichts wolle, als von den Menſchen, mit denen man lebe, geliebt ſein, wie man ſie liebe. Ich fühlte auch noch in dieſer Stunde lebendiger denn je vorher, daß Alles, was uns von Außen kommt und ſelbſt das Glück, was uns die Liebe zu gewähren vermag, doch nur in dem Grade Glück iſt, als man die Empfänglichkeit beſitzt, dadurch beglückt werden zu können; und dieſe Empfänglichkeit fordert bei mir eine Herzensſtille, die unwiederbringlich geſtört wäre, wenn ich dem Golde meinen Sinn des Rechts aufopfern müßte. Meinem Gefühle nach werde ich nie des Reichthums bedürfen, um glücklich zu ſein;

ſoll ich für meine Schweſtern entſcheiden, ſo kann ich gleichfalls für ſie doch nur das wählen, was mir als das Beſſere, Edlere erſcheint. Kurz, ſo gern ich, weil meine Mutter es wünſchte, ernſt über die Möglichkeit einer verſchiedenen Anſicht ihres Opfers nachdenken wollte, ſo vermochte ich es doch nicht; meine Seele war ſchon bei dem erſten Wort darüber entſchloſſen, und ich begreiſe gar nicht, wie ein entgegengeſetztes Handeln möglich ſein könne.

Ich flog am andern Morgen zu meiner Mutter und ſtürzte mich in ihre Arme: „Laß uns arm ſein, liebe Mutter; Amalie und Betty werden, von Dir gebildet, erwachſen eben ſo denken, als ich, und es immer für das höchſte Glück achten, daß Gott uns in Dir eine Mutter gab, deren Andenken und deren Liebe uns für das Verfehlen jedes andern Glücks Troſt zu werden vermag.“ — „O mein Kind,“ ſagte meine Mutter mit einem unausſprechlichen Blick zum Himmel, „wie viel kummervolle Jahre verſüßt mir der Augenblick, der mir in meiner Tochter eine Freundin gibt!“

Meine Mutter hat in einer weit von D. entfernten Gegend eine kleine Meierei, Amaliensruh, gepachtet, wo wir ſeit vierzehn Tagen wohnen und ſchon ganz eingerichtet ſind. Koch, Ausgeberin, Bedienter, Kammerjungfer, Alles iſt zurückgeblieben. Unſer ganzer Hausſtand beſchränkt ſich auf zwei Knechte und zwei Mädchen; aber mich dünkt, ich könne nie in einen mir liebern Wirkungskreis verſetzt werden, als in den dieſer einfachen Häuslichkeit. Um fünf Uhr des Morgens ſtehe ich auf und ſpinne bis um ſechs, dann gebe ich das Frühſtück für die Leute aus und beſtelle zugleich die Küche für den Tag. Um ſieben Uhr bringe ich meiner Mutter den von mir gekochten Kaffee, helfe ihr bei ihrem Anzuge, wecke die Schweſtern, ziehe ſie an, und hole mir dann von der Mutter die Verhaltungsregeln für die häuslichen Geſchäfte des Tages, die in ihrer Einfachheit doch faſt täglich Abwechſelung darbieten. Um zwölf Uhr wird gegeſſen und um fünf Uhr kommt die liebe erfreuliche Theeſtunde. Dann ſind die Unterrichtsſtunden meiner Schweſtern, denen meine Mutter den ganzen Tag widmet, geendet, und beim traulichen Schein des Windofenfeuers wird bis um ſechs Uhr gelacht und geſchwatzt. Ich habe einmal geleſen, daß Veſta, die Göttin des lodernden Herdes, auch die Schutzgöttin des häuslichen Glücks war, und verſtehe wohl, wie das gemeint iſt. Ich wüßte keinen Platz, keine Gelegenheit, wo ſich ſo lieb, ſo herzlich plaudern läßt, als beim Wiederſchein des Feuers an einem langen Winterabend. Sobald das Licht kommt, wird auch die Arbeit zur Hand genommen, wobei eine von uns abwechſelnd vorlieſet. Von der Erfahrung, der Menſchenkenntniß der beſten aller Mütter erläutert und erklärt, wird uns Alles, was wir leſen, zu lebendigen Worten. Des Abends nach Tiſche ſinge und ſpiele ich noch eine Stunde Clavier, und um zehn Uhr gehen wir Alle mit der Gewißheit ſchlafen, morgen zu einem eben ſo ſtillen glücklichen Tage zu erwachen. Nur der Sonntag macht eine Ausnahme. Dann fahren wir zur Kirche, wo wir die übrigen Eingepfarrten treffen und es mit ihnen verabreden, ob wir den Nachmittag bei uns oder bei Einem von ihnen zubringen wollen. Die Alten ſetzen ſich nach dem Kaffee zu ihrer Partie nieder, und wir jungen Leute plaudern, ſingen, oder, wenn wir ein eigenes Zimmer erhaſchen können, tanzen wir auch nach einem Clavier, einer Violine, und ich wenigſtens mit weit mehr Fröhlichkeit, als ehedem auf jenen großen Bällen, die mir immer für den folgenden Tag den Kopf wüſt machten. Des Abends wird nur kalte Küche gegeben; um zehn Uhr fährt Jeder zu Hauſe und man hat dann die ganze Woche Zeit, ſich auf den nächſten Sonntag zu freuen, wo man ſich wieder ſieht.

Nie bin ich ſo ruhig, ſo heiter, ſo in mir ſelbſt zufrieden geweſen, als ich es jetzt unter dem Einfluß des Fleißes und der wirthſchaftlichen Thätigkeit bin; aber auch nur in der Beſchränkung des Mittelſtandes kann man des Segens, der darin liegt, theilhaftig werden. In den reichern Häuſern, vorzüglich in den Städten, beſchränkt ſich der Wirkungskreis der Frau nur auf das Anordnen und Befehlen, welches aber nur Augenblicke ausfüllt und die Frau daher in die Nothwendigkeit ſetzt, ſich nach andern Quellen der Beſchäftigung umſehen zu müſſen. Die Freude des Vorwärtskommens in der Welt, der kleinen Erſparungen, der allmähligen Anfüllung von Küche und Keller, Kiſten und Schränken, die Hoffnung, durch dieſe Thätigkeit von Jahr zu Jahr mehr Bequemlichkeit, mehr Wohlſtand in ſeiner Lebensweiſe zu erlangen, bleibt ihr fremd. Die Haushaltungsgeſchäfte haben nicht das Einengende der Kleinlichkeit, was ihnen die weiblichen ſchönen Geiſter ſo gern zuſchreiben, und die feinen Handarbeiten, die in den höhern Ständen ihre Stelle vertreten, können ihnen nie an Einfluß auf heitern Sinn und ſtillen innern Frieden gleichkommen, wenn ſie gleich als Beſchäftigung nicht ohne Werth ſind. Dieſe Handarbeiten ſind ſelten etwas Anderes, als Producte und Beförderungsmittel des Luxus, und die meiſten jungen Damen, die mit ihren Stickereien u. ſ. w. in Geſellſchaften prangen, würden ſehr verlegen ſein, wenn ſie die Wäſche für Mann und Kind in Ordnung halten ſollten. Auch iſt die Vergänglichkeit dieſer Arbeiten, die ja alle, als Modeartikel, mit dem Bewußtſein gearbeitet werden, daß ſie nur Augenblicke dauern ſollen, gewiß von einem tiefern Einfluß auf unſer Geſchlecht, als es die Meiſten ahnen. Wie anders in jenen Zeiten, wo den Töchtern noch die Arbeiten der Mütter als Zeugen ihres Fleißes, als theure Denkmäler ihrer ſorgenden Liebe, werth blieben und ihres Namens Gedächtniß auf viele Jahrzehende in der Familie ſicherten. Dieſe Art des Nachruhms erſcheint gewiß jetzt vielen jungen Mädchen lächerlich, und doch iſt ſie mir ſo anziehend, wenn ich bei meinem Spinnrade ſitze und mir denke, daß das Gedeck, zu dem der Faden beſtimmt iſt, mir noch am Abend meines Lebens die glücklichen Jugendmorgen zurückrufen wird, wo ich ihn ſpann.

Ach, ich werde Amaliensruh verlaſſen! fern von meiner Mutter, meinen Schweſtern, werde ich künftig in einem fremden Lande unter Menſchen wohnen, von denen ich nichts weiß, als ihre Namen! Ich bin recht betrübt und dieſer Entſchluß koſtet mich unbeſchreiblich viel, aber meine Mutter wünſcht es, und was wäre mein Vertrauen zu ihr, wenn ihr Wille mir nicht auch da Geſetz wäre, wo meine Wünſche und meine Neigung ihm widerſprechen? Aber wie erſchreckt mich dieſe Ferne! — Wie ein junger Vogel kenne ich nur das Neſt, wo mich bis jetzt die Flügel der mütterlichen Liebe vor jeder rauhen Luft des Lebens ſchützten. Das Glück, das ſtille, friedliche Glück, das ich unter dieſem Strohdache genieße, kenne ich, nie wünſche ich mir ein anderes, aber den Schmerz, der in der Ferne vielleicht auf mich wartet, vermag ich mit meiner Unerfahrenheit nicht einmal zu ermeſſen. Doch ſie will es, und Gott behüte mich, ihr die Freude an meiner Folgſamkeit durch den Anblick meines Kummers zu vergelten. Ich gehe nach der

Inſel Rügen, in das Haus eines dortigen Gutsbeſitzers als Erzieherin ſeiner einzigen vierjährigen Tochter. Der Profeſſor Ziegler, ein vieljähriger Freund meiner Mutter, hat an ſie geſchrieben, um ihr dieſe Stelle für mich vorzuſchlagen. Als meine Mutter den Brief erbrach, ward ſie während des Leſens todtenblaß. Ich erſchrak und eilte beſorgt zu ihr, nach dem Inhalt zu forſchen. Sie beruhigte mich, ohne mir etwas zu ſagen; aber ſie blieb einige Tage, ſo ſehr ſie es auch zu verbergen ſtrebte, ernſt und traurig. Oft ging ſie von uns weg und ſchloß ſich Stunden lang ein, und wenn ſie dann wieder kam, ſah ſie, ſo ſehr ſie ſich auch zu lächeln bemühte, doch ſo blaß und verweint aus. Aber wozu fände dieſe Seele nicht Kraft und Muth in ſich? — Nach drei Tagen hatte ſie ihre ganze Faſſung, ihren Gleichmuth, ihren ſchönen freundlichen Ernſt wieder, und mit der Güte und der Milde eines Engels theilte ſie mir den ihr gemachten Antrag mit. „Großer Gott!“ rief ich erſchrocken aus, „ich ſoll doch nicht fort, liebe Mutter, das wäre mein Tod!“

„Meine gute Auguſte,“ antwortete ſie mir mit Thränen in den Augen, „ich verliere in Dir die beſte Freude meines Lebens; aber ich müßte nicht Deine Mutter ſein, wenn mir Dein Wohl nicht über Alles ginge. Wir leben jetzt ruhig und glücklich; aber ach, mein Kind, es wird nicht immer ſo bleiben. Meine Geſundheit iſt ſchwankend, und nach meinem Tode laſſe ich Dich und Deine Schweſtern ganz hülflos zurück. Wie wichtig muß es mir daher nicht ſein, Dir die Selbſtſtändigkeit des Bewußtſeins zu verſchaffen, daß Du Dir ſelbſt Deinen Unterhalt zu erwerben, ſelbſt für Dein Fortkommen zu ſorgen fähig biſt, und dies kannſt Du bei Deinen Talenten und Kenntniſſen auf die anſtändigſte, bei Deinem Herzen auf die edelſte Weiſe, als Erzieherin. Dein Loos werde künftig wie es wolle, ſo können doch einige dieſem Wirkungskreis gewidmete Jahre nur vortheilhaft auf Dich wirken, da nichts ſo ſehr die Bildung des eigenen Charakters fördert, als die Bildung eines zweiten. Einige Jahre älter würde es Dir ſchon ſchwerer werden, Dich in die Lebensweiſe eines fremden Hauſes und in die Dir neuen Verhältniſſe ſo leicht zu fügen, wie Deine Jugend es Dir jetzt vergönnen wird. Ueberdies verbürgt mir Ziegler den ſittlichen Werth der Menſchen, zu denen Du gehſt; ihre Lebensweiſe iſt einfach; ihre

Lage nöthigt ſie einſam zu leben und ihr einziges Kind ſteht gerade in dem Verhältniß des Alters zu Dir, in dem jeder Zögling zu ſeinem Erzieher ſtehen ſollte, was ich bei Deiner Jugend nicht ſo leicht in einem andern Hauſe wieder finden würde. Auch muß es für mich, da eine ſolche Lage doch früher oder ſpäter, aller Wahrſcheinlichkeit nach, Deine Beſtimmung werden würde, von der höchſten Wichtigkeit ſein, Dich in dieſelbe zu einer Zeit eintreten zu ſehen, wo ich Dich noch durch meinen Rath leiten kann, und wo Du an dem Herzen und in den Armen Deiner Mutter eine Zuflucht haſt, die Dich gegen den Druck der Willkür, gegen die Abhängigkeit der Hülfloſigkeit ſchützt.“

Ach ſie war unerſchöpflich an Gründen, und wie ſollte ich es gelernt haben, wie ſollte ich es vermögen, etwas nicht zu thun, von dem ſie wünſcht, daß ich es *thun ſolle*? — Iſt ſie nicht meine ſichtbare Gottheit auf Erden? — Bin ich nicht ihr Geſchöpf, von ihr geboren, erzogen, gebildet, ihr Alles verdankend? Kann ich einen andern Willen haben, als den ihrigen? Wird mir nicht der Gedanke: ich gehorche ihr, Muth zu Allem geben? Iſt nicht für jedes Kind der Wille der Eltern gewiß Wink der Vorſehung? — Muth alſo, Muth und Vertrauen, Auguſte, ach ich folge willig, aber dieſe Thränen, guter Vater im Himmel, iſt es unrecht, daß ich ſie weine? —

Meine Abreiſe iſt bis zum Monat Auguſt ausgeſetzt und ich genieße alſo des Glücks, vier Monate länger, als ich glaubte, mit meiner einzig geliebten Mutter vereint zu leben. Sie bereitet mich jetzt auf meine künftige Lage vor und ſucht die Pflichten, die ſie mir auflegen wird, meinem Verſtande klar, meinem Herzen theuer zu machen. Ach! kann ich je für irgend ein Verhältniß des Lebens einer andern Vorſchrift meines Betragens bedürfen, als die Erinnerung des Beiſpiels, das ſie mir in jedem Augenblick gibt? Gleichen werde ich ihr nie, aber bis zum letzten Schlage meines Herzens ihr nachſtreben, um mich dadurch des Glücks werth zu machen, ſie Mutter zu nennen!

Leichter wäre mir dieſe Trennung geworden, wenn ſie zu Oſtern geſchehen wäre. Ich hätte dann nur den Winter hier verlebt, würde nur ſeine Freuden kennen; wie viel herrlicher, wie viel ſchöner iſt nun nicht Alles im Frühling! — Unſer Garten grünt und blüht, und das Alles iſt mit mein Werk; ich habe jede Erbſe, jede Bohne gelegt, jedes Beet beſäet, und jeden Morgen iſt mir die Freude ihres Gedeihens neu. Und ſchon dieſe Jahreszeit ſelbſt — man iſt doch im Frühling ganz anders — nicht ſo ruhig, ſo ſtill, heiter, wie im Winter, ſondern fröhlicher und doch auch wieder ſinniger.

Meine häuslichen Geſchäfte häufen ſich jetzt ſehr, da unſre Mädchen wegen der Feldarbeit oft aus dem Hauſe entfernt ſind; aber nach einem ſolchen arbeitſamen Tag genießt man dann auch mit ganzer Seele den Abend — und noch dazu Abende, von denen man nicht weiß, ob ſie je wiederkehren werden!

Heute habe ich ein kleines Abenteuer gehabt, das mich noch in der Erinnerung lebhaft beſchäftigt. Amalie und ich baten die Mutter um Erlaubniß, eine arme alte Frau beſuchen zu dürfen, die eine kleine Viertelmeile von uns in dem zu dem Gute Tenſe gehörigen Dorfe wohnt. Die gute Alte hatte vor einigen Wochen das Unglück, beide Füße zu verbrennen, und da ſie keine Kinder hat, ſondern bei fremden Leuten einwohnt, kam ſie in eine höchſt traurige Lage, die dadurch noch hülfloſer wurde, daß die Gutsherrſchaft abweſend iſt, und ſie alſo von ihr keine Unterſtützung erhalten konnte.

Sobald meine Mutter dies erfuhr, ging ſie mit uns hin, ſie zu beſuchen und zu ihrer Verpflegung die nöthigen Anſtalten zu treffen. Seitdem ſind meine Schweſtern und ich oft da geweſen, uns nach ihrem Befinden zu erkundigen, und auch heute ging ich, wie geſagt, mit Amalien hin. Wir fanden ſie ziemlich wohl; nur klagte ſie über die Schmerzen des jedesmaligen Verbandes, den die Frau, die ihn beſorge, nicht ſanft anzulegen wiſſe. Ich erbot mich, es dieſer zu zeigen; — ſo, vor ihr kniend und mit dem Verbande beſchäftigt, höre ich, daß ſich hinter mir die Thüre öffnet. Ein Ach! der Ueberraſchung aus Amaliens Munde macht, daß ich mich umſehe, — mein Blick trifft auf einen fremden jungen Mann, der eben ſo überraſcht ſchien als wir — doch trat er uns näher.

Aufſtehen konnte ich nicht; jede ſchnelle Bewegung hätte der alten Frau weh gethan — ich erröthete — zum Unglück fiel beim Wenden des Kopfes der Kamm aus meinen Haaren; der Knoten löſete ſich, ſie rollten nieder, und das machte mich noch viel, viel verlegener, als ich es ſchon war. Der Unbekannte hob den Kamm ſchneller auf, als ich es zu thun vermochte, und überreichte ihn mir mit einigen Worten, von denen ich in der Angſt kein einziges verſtand und alſo nur mit einer ſtumm dankenden Neigung des Kopfes antwortete.

Schweigend blieb er mir nun gegenüber ſtehen — ich fühlte, wie ich immer heißer und heißer erröthete — zum Glück war mein Geſchäft bald vollendet; ich ſtand auf, gab der alten Frau mit einem leiſe geſagten Adieu die Hand und wollte, nachdem ich ihm eine tiefe Verbeugung gemacht hatte, mich ſchnell entfernen, als er auf mich zutrat und mich in einem ehrerbietig freundlichen Ton bat, ihm den Namen meiner Eltern zu ſagen, der ihn um ſo mehr intereſſire, da er, heute erſt auf ſeinem Gute angelangt, hoffen dürfe, unſer Nachbar zu ſein.

„Meine Mutter heißt Liebach,“ antwortete ich ihm, „und iſt die Pächterin der Meierei, deren rothes Dach hinter jenen Bäumen hervorſieht.“

„Dann darf ich von der Güte ihrer Frau Mutter wohl die Erlaubniß hoffen, ihr meine Aufwartung machen zu dürfen?“

Ich erwiederte ihm, was auf ein ſolches Compliment erwiedert werden muß, und eilte nur fortzukommen; denn ſo artig und ſo beſcheiden er auch war, ſo ſchlug mir doch das Herz recht ängſtlich. Amalie konnte auf unſerm Rückweg gar nicht aufhören, von ihm zu reden; ſie hatte ſo Vieles bemerkt, was mir entgangen war, da ich die edle Geſtalt des Fremden nur auf einen flüchtigen Blick in's Auge gefaßt hatte. Wir erzählten zu Hauſe unſer Abenteuer, und die Mutter erinnerte ſich gehört zu haben, daß der neue Gutsherr in dieſen Tagen von ſeinen Leuten erwartet werden ſei.

Auch ich hatte des gewußt; es war mir aber nie eingefallen zu denken, der neue Nachbar könne ſo ausſehen. Ich erwartete einen alten Mann mit einer Perrücke, wie ſie unſere andern Nachbarn tragen, und dieſer hat ſo ſchönes braunes Haar. Wie brav iſt es, daß er es gleich bei ſeiner Ankunft zu ſeinem erſten Geſchäft machte, in die Hütte der Armuth Troſt und Hülfe zu bringen! Er hat aber auch eins von jenen Geſichtern, denen man eine ſolche Sinnesweiſe gleich zutraut.

Heute Nachmittags kam ein Bedienter und meldete unſern neuen Nachbar, den Herrn von Fels. „Von Fels?“ wiederholte meine Mutter; „vor zwei Jahren lernte ich in Carlsbad einen jungen Holſteiner dieſes Namens kennen, ſollte es derſelbe ſein? — ja wahrlich,“ fuhr ſie fort, als er jetzt auf den Hof geſprengt kam, „das iſt mir lieb; es war ein trefflicher junger Mann.“

Auch er erkannte meine Mutter gleich, wie er in's Zimmer trat; überraſcht warf er einen Blick auf ſie und dann auf die kleine, von den Linden vor der Hausthüre faſt ganz beſchattete Stube mit ihrem einfachen Hausgeräth und fragte bewegt: „Hier find' ich Sie wieder?“ aber eh noch meine Mutter zu antworten vermochte, neigte er ſich auf ihre Hand und küßte ſie mit einer Ehrfurcht, wie man ſie immer nur einer Königin hätte erzeigen können. O gewiß, er kannte meine Mutter und den edlen Gebrauch, den ſie früher von ihrem Reichthum machte! Sie ſcherzte über den Zufall, der ſie hier ſo unvermuthet wieder zuſammenführe, und er erzählte ihr, daß er vor einigen Wochen in G., unſerm ehemaligen Wohnorte, geweſen ſei und dort den Tod meines Vaters erfahren habe, ohne den Ort ihres jetzigen Aufenthalts erfahren zu können. Er habe daher gar nicht um das Glück dieſer Nachbarſchaft gewußt, und ſelbſt, als ſein vorgeſtriges Zuſammentreffen mit uns in ihm den Wunſch erweckt habe, die Mutter dieſer Töchter kennen zu lernen, ſei ihm um ſo weniger eine Ahnung geworden, in Madame Liebach die Präſidentin von H. wieder zu finden, da man ihm in G. allgemein verſichert habe, meine Mutter ſei mit ihren Töchtern nach Baiern, wo ſie die erſten Jahre mit meinem Vater lebte, zurückgegangen. Meine Mutter unterrichtete ihn von den Gründen dieſer Namensveränderung, die vorzüglich darin liegen, daß ihr wirklicher ſie allen ihren jetzigen Nachbarn und ihre Töchter den Lebensverhältniſſen entfremden würde, für deren ſtilles einfaches Glück ſie dieſe zu bilden wünſche.

Das Geſpräch wandte ſich nun auf ſeine Reiſen; ich hörte ihm mit Vergnügen zu; aber wie ſtieg erſt mein Intereſſe, als er auf ſeine Lage kam, und von ſeinen Planen und Erwartungen vom Landleben ſprach. Gerade dieſe Anſicht davon hatte mir oft vorgeſchwebt; es war, als ob er die Worte zu meinen Gedanken hergäbe, und doch klangen auch dieſe, von ihm ausgeſprochen, ſchöner und reicher, als meine Seele bisher zu entwickeln vermochte. — Ich weiß noch nicht, wie ich gleich nur ſo vertraulich mit ihm reden konnte — aber es war, als könne der Stoff ſich gar nicht erſchöpfen und blieben wir Tage zuſammen. Die paar Stunden verrannen ſchnell, ſehr ſchnell; ich wunderte mich, die Sonne ſinken zu ſehen, als ich ihn beim Abſchied vor die Hausthüre begleitete und ihm nachſah, wie ſein wildes Pferd ſich bäumte, hob, und er es ſo leicht regierte.

Es wäre wahrlich beſſer, wenn ich Oſtern gereiſet wäre. Mir iſt, als habe mich ſeitdem jeder Tag mit neuen Banden an die geliebte Heimath gefeſſelt, und ich fühl' es, mein Herz wird ſtärker bluten, wenn ich ſie jetzt zerreißen ſoll. Wir Alle ſind glücklicher; die Menſchen gewinnen uns lieber, mit denen wir leben; der Sommer ſchmückt

Garten, Feld und Flur mit immer neuen Reizen, ſchöner wie es der Frühling zu thun vermochte; meine Mutter, meine unendlich geliebte Mutter ſcheint ihr dankbares Kind noch inniger als ſonſt zu lieben, und Er — ach, er iſt ſo gut, ſo unausſprechlich gut! Faſt täglich kommt er, wenn auch nur auf einige Augenblicke, zu uns, und des Sonntags holt er uns zur Kirche ab und bringt dann den Tag entweder bei uns, oder doch mit uns in irgend einem Hauſe der Nachbarſchaft zu. Am ſchönſten iſt es aber doch, wenn er hier bei uns allein iſt. Meine Mutter achtet ihn ſehr — er verehrt ſie wie eine Heilige — die Kleinen hängen mit ganzer Seele an ihm, und ich? — Ach, wenn der Himmel mir einen ſolchen Bruder gegeben hätte! — Oft nennt er mich ſeine theure Schweſter, und ich fühl' es, er iſt mir herzlich gut. Aber er iſt nicht mehr ſo heiter, als er es anfänglich war. Ach, wenn ich über dieſe Entfernung von meiner Mutter je hätte getröſtet werden ſollen, ſo hätte ich ihn nie kennen lernen müſſen!

Heut über vierzehn Tage reiſe ich. Der Gedanke iſt finſter wie der Tod. Des Tages zwinge ich mich heiter zu ſein, aber meine Nächte ſind ſchlaflos und kummervoll. Auch meine theure Mutter leidet, ſo ſehr ſie es mir auch zu verbergen ſucht. Oft wenn ich neben ihr arbeite und unvermuthet aufblicke, finde ich ihr Auge mit inniger Wehmuth auf mich geheftet. Sie lächelt mich dann mit einer ſo ſüßen Freundlichkeit, ſo tröſtend, ſo beruhigend an; aber mich dünkt, ſo würde ſie den Tod anlächeln. Oft ſucht ſie einen Vorwand, mich des Abends, wenn ich ihr gute Nacht ſage, noch einmal zurückzurufen, und an der Innigkeit, mit der ſie mich dann an ihr Herz drückt, fühle ich wohl, daß ſie mich noch lieber als ſonſt hat.

Auch er wird täglich ſtiller und verſchloſſener. Ach, er wird mich nicht vermiſſen, aber er fühlt den Schmerz meiner Mutter bei dieſer Trennung. Oft kommt er jetzt an einem Tage zwei-, dreimal zu uns — und das zuweilen mit einer ſolchen Eile, daß ſein Pferd dampft — und doch weilt er dann nicht. Eine geheime Unruhe ſcheint ihn zu drücken. Er iſt nicht glücklich! und doch, wer verdient mehr es zu ſein, als er? Schon hat er ſich in der kurzen Zeit ſeines hieſigen Aufenthalts die Liebe ſeiner Unterthanen, die Achtung aller unſrer Nachbarn gewonnen. Er iſt ſehr gebildet, voller Kenntniſſe und Talente; aber ich fühle, daß es nicht dies, ſondern die Wahrheit und Einfachheit ſeines Charakters iſt, was mich ſo tief ergreift. Jede Aeußerung ſeines Gefühls geht daher auch mit einer Innigkeit zu Herzen, die ihm allein angehört.

Geſtern noch — gewiß werde ich dieſes Moments nie vergeſſen. Wir waren in Proßnitz. Die Paſtorin ſprach von ihrem vor einem Jahr verſtorbenen Kinde. Ihr Schmerz rührte uns Alle. „Ach," ſagte ſie zu meiner Mutter, „als ich meinen älteſten Sohn verlor, glaubte ich nie tiefer betrübt werden zu können. Es war ein trefflicher Jüngling — aber er war ſchon ſeit vier Jahren abweſend. Dieſer Kleine nun iſt mir noch in der Wiege geſtorben; doch in meinem Schmerz um ihn habe ich's recht gefühlt, daß die Abweſenden nicht die Liebſten bleiben und das Kind in unſern Armen auch immer unſerm Herzen das nächſte iſt."

So tief, wie dieſe Worte, hatte mich nie etwas verlezt. Ich fühlte, daß ich erblaßte — es war, als wenn ich einen Dolch in meinen Buſen ſich umkehren fühlte — ich ſah auf; ſein Auge ruhte mit zärtlicher Beſorgniß auf mir — alle ſeine Züge drückten Angſt, Theilnahme, Troſt aus. Das erweichte mich ſo, daß ich fühlte, ich könne meine Thränen nicht länger zurückdrängen, und aufſtand, hinauszugehen. Er eilte auf mich zu. „Auguſte!“ rief meine Mutter — mit dieſem Ton würde ein Engel blutende Herzen ſtillen — ich ſah mich um — ſie ſtreckte mir ihre Arme entgegen — laut weinend, ſchluchzend ſtürzte ich hinein und umklammerte ſie, als ſollte ich in dieſem Augenblicke ſchon von ihr geriſſen werden. Meine Liebe war ganz anders als ſonſt — ängſtlich, ſchmerzlich, aber heftiger, ſie drückte mich feſt an ihr Herz — „meine Auguſte, mein liebſtes, theuerſtes Kind!“ rief ſie, und ich fühlte ihre Thränen auf meinem Geſichte.

Er ſtand neben uns — er hatte eine meiner Hände gefaßt — er drückte ſie — meine Mutter fühlte, daß die Andern, die im Zimmer waren, uns anſtaunten, ohne uns zu verſtehen. — „Gehe hinaus, mein Kind,“ ſagte ſie mir, „die Luft wird Dir gut thun. Begleiten Sie ſie, lieber Fels.“ — Er führte mich in den Garten. Ich erholte mich bald; es that mir wehe, meiner Mutter Unruhe gemacht zu haben — ich ſagte ihm das — mir war, als habe mich dieſer Moment auch mit ihm näher verbunden: — ich hatte in ſeinen Augen Thränen geſehen — Thränen, meiner Mutter und mir geweint — o dieſe Thräne — mir iſt oft, als könne ich mit ihr in eine tiefe Einſamkeit gehen und ſie werde mein ganzes Leben auszufüllen vermögen. — Ich war ſo weich, ſo dankbar gegen ihn; er hatte noch immer meine Hand gefaßt; er war ſo theilnehmend; er nannte mich ſeine theure, ſeine geliebte Auguſte. „Sie ſind ſo gut," ſagte ich ihm, „Sie lieben meine Mutter — ſie iſt Ihnen ſo gut — verſprechen Sie mir, ſie, wenn ich reiſe, tröſten zu wollen! Sein Sie ihr Sohn, wenn ich ſie verlaſſen muß!"

Er ward ſehr bewegt. „O wollte Gott, Auguſte!" rief er, „o Du Seele voll Unſchuld und Liebe!" — Er wandte ſich ab. — „Verſprechen Sie mir's?" fragte ich noch einmal; „es iſt der einzige Troſt, den ich beim Gedanken an dieſe Trennung für mein Herz habe." — „Alles, Alles, was Sie wollen, theures, geliebtes Mädchen! O könnte ich Ihre treffliche Mutter auch meine Mutter nennen, ich wäre der glücklichſte Menſch, wie ich jetzt einer der unglücklichſten bin!" — Ich blickte ihn fragend an — ein tiefer gewaltiger Schmerz kämpfte in ſeinen Zügen — er wandte ſich ab. — „Keine Frage, Auguſte, um Gottes willen keine Frage; ich müßte und würde antworten, und würde mich, wenn ich es gethan hätte, ſelbſt nicht mehr achten können.“

Das Räthſelhafte dieſer Worte mußte mich wohl bange ergreifen — mir war, als habe ich mein Todesurtheil gehört — ich ſchwankte, erblaßte und mußte mich ſetzen. Er eilte fort, mir ein Glas Waſſer zu holen. Ein Thränenſtrom erleichterte mein Herz, mir war, als könne ich nun Alles tragen, als ſei eine unüberwindliche Geduld in mein Herz gekommen. Ich war ergeben und gefaßt, als er wieder kam und mit der ängſtlichſten Sorgfalt, mehr durch Blick und Miene als durch Worte, forſchte, wie mir ſei. Wir gingen zur Geſellſchaft zurück. Ich ſetzte mich freundlich neben meine Mutter hin; er blieb ſtumm und traurig. Dieſe Traurigkeit beklemmte mein armes Herz. Mich dünkte, um mich und mein Schickſal zu weinen, lohne ſich nicht mehr der Mühe; aber ſein Kummer lag mir unbeſchreiblich am Herzen. Ich hätte mit allen meinen Gedanken, allen meinen Gefühlen weinen mögen, wenn ich ihn ſo blaß, ſo tief in ſich ſelbſt verſunken ſah, oder dieſen Augen begegnete, die nie, nie mit ſo ſeelenvollen, ſo innigen, bekümmerten Blicken die meinigen geſucht hatten.

Welche Tage! Nie, nie kann im Herbſt meines Lebens irgend ein Zeitpunkt der Vergangenheit ſo hell, ſo unvergänglich in meiner Erinnerung ſchimmern, als dieſe Tage des Vorgefühls meines Abſchieds von Mutter, Schweſtern, Freunden. — O dieſe flüchtigen, wonnevollen, wehmüthigen Tage, wie gern erkaufte ich ihre Stunden lange Verlängerung mit Tagen jener Zukunft, die, fern von hier, mir nicht das Bild irgend einer Freude darzubieten vermag! — Mir iſt, als müſſe ich mein Herz mit aller dieſer Liebe und den unvergeßlichen Erinnerungen dieſer Zeiten füllen, um nachher in der Fremde ausdauern und mein inneres Leben, meine Seele mit ihnen nähren zu können.

Am Montag reiſe ich ab. Morgen ſind wir zu ihm eingeladen; Sonntag kommen noch alle meine jungen Freundinnen zum Abſchied zu mir — und dann — ach dann werde ich lange keinen frohen Tag wieder haben! —

O wie oft wird die Erinnerung den geſtrigen unvergeßlichen Tag mir noch wieder im ſanften Abglanz ſeines Schimmers vorführen! Er hat mir Ruhe gegeben und den Frieden meiner Zukunft geſichert. — Wir waren eingeladen, den Tag bei ihm zuzubringen, und als die Geſellſchaft verſammelt war, ſchlug er uns vor, nach der kleinen Inſel im T—r See zu fahren. Freudig wurde dieſer Vorſchlag genehmigt. Wir ſprachen auf der Hinfahrt wenig zuſammen, doch die Nähe der bevorſtehenden Trennung gab ſeinem freundſchaftlichen Antheil einen innigern Ausdruck, der mich wehmüthig, aber ſüß, ſehr ſüß bewegte. Nach einer halben Stunde ſahen wir das kleine ſtille Eiland in der wunderlieblichen Friſche ſeines Grüns, aus den ſpiegelhellen Fluthen des See's ſich erheben. Die Kähne zu unſrer Ueberfahrt lagen ſchon bereit. Vielleicht waren wir die Erſten, die die ſonſt ganz einſame Inſel je beſuchten, und dieſer Gedanke gab ihr für mich einen eignen romantiſchen Reiz. Mir war, als betrete ich in ihr das goldne Wunderland, deſſen Ahnung in uns Allen liegt, und wo wir, frei von Allem, was ſich im Leben zwiſchen uns und unſer Glück ſtellt, nur Liebe, Wahrheit und Treue bedürfen, um glücklich zu ſein und glücklich zu machen.

Fels hatte in dem Gehölz eine Stelle für uns bereiten laſſen. Die Bäume bildeten hier einen großen Halbzirkel; duftende Blumengewinde ſchlangen ſich von einem zum andern, als wollten ſie die fernen liebend mit einander verbinden. Ich kann nicht beſchreiben, wie mir war: ich war glücklich, ja ſelbſt froh, und doch war mein Herz ſo ſchwer, daß meine Augen unwillkürlich glänzten. — Jede Blume war mir lieb; für mich hatte er dieſen Ort damit geſchmückt und oft war mir, als ſeien er und ich die einzigen Bewohner des Eilandes. Ohne alle Worte verſtanden wir uns Beide in der Deutung jedes Augenblickes, und fühlten, daß wir in Einem Schmerz vereint waren.

Das Einzige, was ich vermißte, war Muſik; ich hatte eine wahre Sehnſucht nach Tönen, und auch dieſer Wunſch ſollte erfüllt werden. Als wir uns am Abend zum Mahl gelagert hatten, als er das Glas hoch empor hob zum Lebehoch für die Scheidende, da erklangen die ſanften Töne ferner Blasinſtrumente, und meine beiden Schweſtern und Adolphine und Hedwig, meine liebſten Geſpielinnen, umringten mich und ſangen ein Lied, das er zu einer meiner Lieblingsmelodien „Am Seegeſtad in lauen Vollmondsnächten“ als Abſchiedsgeſang gedichtet hatte und in deſſen Schluß, voll ſchöner Wünſche für mich, Alle mit einſtimmten.

Ach ich ſah in dieſem ewig unvergeßlichen Moment ſo manches Auge naß! — Eh’ ich nachdenken konnte, überreichten mir die lieben, lieben Mädchen ein Körbchen, mit den ſchönſten Blumen bedeckt; es enthielt die Gaben frommer Liebe, ſüßer Jugendfreundſchaft, herzlicher Theilnahme. Theure Angedenken, an die ſich für immer die wohlthätigſten und erquickendſten Erinnerungen meines Lebens knüpfen werden. — Jede meiner Geſpielinnen, jede der Mütter hatte ihren Beitrag dazu liefern wollen — wie groß war aber mein Entzücken, als ich unten im Körbchen die Reichardſchen Compoſitionen der Götheſchen Lieder und ein Medaillon mit dem Gemälde meiner Mutter fand! Inniger hätte mich nichts auf der Welt erfreuen können, und nur eine Mutter konnte dieſen Wunſch errathen und erfüllen.

Ich flog in die Arme meiner Mutter, ich dankte Allen, Allen mit überfließendem Herzen — nur ihm, der abwärts ſtand und meiner Freude, meines Entzückens ſo ſichtlich genoß, konnte ich nur ſtumm die Hand reichen, und doch war mir, nach dem Gemälde meiner Mutter, ſeine Gabe bei weitem die liebſte. Er beſitzt dieſe Götheſchen Lieder; ich habe ihm oft daraus vorſingen müſſen — aber dieſe gedruckten Compoſitionen hat er mir nicht gegeben — die konnte mir jeder Andre auch geben; nein, dieſe hat er alle ſelbſt abgeſchrieben und wie feſt hat er dadurch ſein Andenken an dieſe ſeelenvollen Geſänge gebunden!

Die Geſellſchaft vertheilte ſich nach Tiſche bei dem herrlichen Mondſchein und dem lauen Sommerabend zum Spatzierengehen. Ohne daß er und ich es gewollt hatten, fanden wir uns am Ufer des See's allein gelaſſen. „Bedarf denn der Menſch,“ fragte ich ihn, „zum Glück eines ſo kurzen Lebens, wie das unſrige, noch mehr als Eines ſolchen Abends und, iſt er vergangen, die Erinnerung an ihn?“ — „Ja,“ antwortete er mir, „er bedarf noch des Muths, dem ſchönſten Glück zu entſagen, und der Kraft, dieſe Entſagung zu tragen.“ — Die tiefe Wehmuth ſeines Tons bewegte mich ſo, daß ich ihn nur mit naſſem Auge anzublicken vermochte. „Hören Sie mich, meine Freundin, meine Auguſte, meine einzig geliebte Schweſter,“ fuhr er fort, „und laſſen Sie mich, ehe Sie ſcheiden, Ihnen noch dies Herz und den ſchmerzlichen Kampf deſſelben enthüllen. Wer weiß, wann und wie wir uns wiederſehen — o wenn es dann geſchieden ſein muß, ſo bleibe es doch klar und frei zwiſchen Ihnen und mir, und die Trennung werfe nur ihren Schmerz, aber keinen Nebel zwiſchen das ſchönſte, reinſte Herz und den Mann, der dieſes am innigſten verehrt.“

Seine Stimme bebte, und dieſe Rührung und ſein Kampf gegen dieſe Erweichung erhielten, wie ich fühlte, meinen Muth und meine Faſſung. Er ſchwieg einige Minuten, dann fuhr er geſammelter fort:

„Ich habe Ihnen eher von meinem Oheim geredet, dem ich Alles verdanke, was ich bin, da er nach dem Tode meiner Eltern, der mich früh zur hülfloſen Waiſe machte, Vaterſtelle bei mir vertrat und mir ſo viel Güte und Liebe zeigte, daß ich nie dankbar genug dafür ſein kann. Nur in einem Punkt durchkreuzten ſich ſeit Jahren unſre Neigungen und Wünſche; ich hatte ſeit lange entſchiedene Vorliebe für das Landleben. Der Stand eines wohlhabenden Gutsbeſitzers, ſein Wirkungskreis, ſein Einfluß auf ſeine Umgebungen und die Freiheit, ſich dieſe wählen und bilden zu können, ſchienen mir das wünſchenswürdigſte Loos. Ich war überzeugt, daß ein ſo aus unſerm innerſten Gemüth hervorgehender Wunſch ſicherer und beſſer, als alle Klugheit über das Leben entſcheidet. Alles, wornach das Streben in uns geweckt wird, iſt entbehrlich; die Lebensweiſe aber, die unſre Natur unmittelbar fordert, iſt gewiß das Element, in welchem allein der Menſch eines geſunden fröhlichen Lebens zu genießen vermag, und wehe dem, den eigne Thorheit, fremde Uebermacht, oder auch das Schickſal von dieſem Reſultat ſeiner eigenſten Natur ablenkt! Nie wird er zur Einigkeit mit ſich ſelbſt gelangen, und ewig bleibt ſein Daſein ein zerſtückeltes. — Mein Oheim dagegen wünſchte ſehnlichſt in mir ſeinen Nachfolger zu ſehen. Er hat als Staatsdiener viel Gutes gewirkt, und hoffte, daß ich das angefangene in gleichem Sinne fortzuführen wiſſen würde. Ich verhehlte ihm meine Wünſche und Anſichten nicht; aber ich zeigte ihm auch meine Bereitwilligkeit, beide aufzuopfern und in ſeine Pläne einzugehen. — Liebe Auguſte, wie rührte es mich nun, als er mich an meinem vorjährigen Geburtstage mit dem Kaufbrief von Tenſe überraſchte, das er heimlich für mich erſtanden hatte. Ich umarmte ihn innig bewegt. Auch er war es. „Gern, mein Theodor," ſagte er mir, „habe ich dem, was Du Dein Glück nannteſt, einen Wunſch geopfert, an den die Hoffnungen meines Alters geknüpft waren, da ich es für eben ſo billig als vernünftig hielt, Dich in der Wahl Deines Berufs frei zu laſſen — aber ich habe noch einen Wunſch im Herzen, durch deſſen Erfüllung Du den Abend meines Lebens ſchöner beglücken würdeſt, als es der Morgen deſſelben war." — „Reden Sie, o reden Sie, mein theurer Onkel," unterbrach ich ihn hier, „Sie wiſſen nicht, wie glücklich ich mich fühlen werde, wenn Sie mir die Gelegenheit geben, Ihnen meinen Dank, meinen freudigen Gehorſam zu zeigen." — „Nun wohl," hob er an, „ich vertraue Deinem Herzen, es wird mir auch hier wahr bleiben. Ich liebte in meiner Jugend ein edles Mädchen — ach ſie war ein Engel! — Die Härte unſrer Verwandten trennte uns. Sie mußte das Weib eines Mannes werden, der ihrer durchaus nicht werth war, und bewies ſich in der Verbindung mit ihm als eine Heldin im Tragen, Dulden, in unermüdlicher Liebe und unerſchöpflicher Geduld. — Ich konnte ſie nie vergeſſen, konnte nach ihr kein anderes Weib mehr lieben. Du wurdeſt meine ganze Freude, Deine Erziehung das Geſchäft und die Hoffnung meines Lebens. Jetzt erfahre ich, daß jene edle Dulderin mit ihren Kindern in Dürftigkeit und Elend ſchmachtet; ſie hat eine Tochter, deren Erziehung, Liebreiz und Herzensgüte allgemein gelobt wird; eine Verbindung zwiſchen Dir und dieſem Mädchen würde aus der ſchmerzlichſten Erinnerung meines Lebens die reinſte Freude deſſelben machen — doch nur dann darf davon die Rede ſein, wenn Dein Herz noch frei, Deine Hand unverſagt iſt.“ — Mein Herz war damals wirklich frei; ich hatte noch nie geliebt, und ſo gab ich meinem Oheim mit großer Freudigkeit ein Wort, von dem ich nicht ahnete, wie ernſt und unglückbedeutend es für mich werden würde. Ich äußerte den Wunſch, die mir beſtimmte Gattin kennen zu lernen. Doch mein Onkel verſicherte mir, ihren jetzigen Aufenthalt nicht zu wiſſen, ſobald er ihn aber erforſcht, zu mir kommen zu wollen, um mich zu ihr zu begleiten. — Auguſte, ich kam hierher; ich ſah Sie! Der erſte Augenblick, in dem ich Sie erblickte, hätte hingereicht, Sie mir ewig unvergeßlich zu machen. — Was darf ich noch weiter ſagen? — Gewiß haben Sie dies

Herz ſchon lange errathen — mein Trübſinn, mein Kampf können Ihnen nicht entgangen ſein, und nun, Auguſte, nun, da der Augenblick, der Sie von mir trennt, wirklich da iſt, dünkt mich, ich könne und dürfe ein Verſprechen nicht halten, das, auch ohne alle Rückſicht auf mich, ſelbſt das arme mir beſtimmte Mädchen nicht beglücken wird, da ich ſie nie, nie werde lieben können."

Er bog hier ſein Angeſicht auf meine beiden Hände nieder. Ich war ſehr bewegt; aber ich litt nicht. Er liebte mich; er war das Eigenthum einer Andern. Ein ſtiller Schmerz, doch mit ihm auch ein wahrhaft ſeliger Friede war in mein Herz gezogen. „Und warum," fragte ich ſanft, „ſollte mein edler Freund nicht in der Verbindung mit einem Mädchen glücklich werden und auch ſie beglücken, mit dem ihn die theuerſte Pflicht eines edlen Herzens, die Dankbarkeit und das Heiligthum der Ehre, die Treue eines freiwillig gegebenen Männerworts verbindet? Welche Hoffnung des Glücks iſt hienieden über Täuſchung erhaben? Es gibt ja auf Erden durchaus nichts Sicheres, nichts Unvergängliches, als das Bewußtſein, daß keine Neigung, kein Schmerz, keine Freude uns dem erkannten Guten untreu gemacht habe. Ja, mein Freund," fuhr ich fort, und legte meine Hand in ſeine, „auch der Schmerz dieſes Abends und dieſer Trennungsſtunde iſt vergänglich; aber ewig wird uns der Troſt und der Friede des Bewußtſeins bleiben, daß das Pflichtgefühl unſerer Herzen ihn zu beſiegen wußte."

„So legen Sie denn," ſagte er und drückte meine Hand auf ſein Herz, „den Segen Ihrer reinen Seele auf mich und mein Leben, und wenn es Engel gibt, ſo werde der ſchönſte derſelben Ihr Begleiter, und nie, nie fehle es Ihnen an Freuden, edel und unvergeßlich, wie Sie ſelbſt."

Hier traten einige aus der Geſellſchaft wieder zu uns, und man begann ſich zur Zuhauſefahrt zu rüſten. Ich ſchlief die Nacht wenig; aber gewiß meine Thränen gehörten zu jenen, die ſtill vor Gott fließen dürfen, und mein Herz war voll Friedens. Heute Morgen, als ich mit meiner Mutter zur Kirche fuhr, erzählte ich ihr meine geſtrige Unterhaltung mit Fels. O wie wohl thut der Beifall einer Mutter! wie ſtärkt und kräftigt er das Herz! —

„Fühlſt Du nun, meine Auguſte," ſagte ſie mir, „wie väterlich Dich Gott durch Deinen Gehorſam geleitet hat? — Es koſtete Dir viel, Dich zu der Trennung von mir zu entſchließen; Deine Einwilligung war ein Opfer, daß Du mir mit einer Willigkeit und Freudigkeit gebracht haſt, die Dir nicht unbelohnt bleiben werden, und nun entrückt Dich dieſe Trennung einem Kampfe, der Dir und dem Herzen Deines Freundes leicht zu ſchwer geworden ſein möchte, wenn ihn Nähe und Umgang immer erneuert hätten."

„Auch jetzt," mein Kind, „wird ſich der Eindruck, den Fels auf Dein Herz gemacht hat, nie ganz verlieren; er wird Dir ſtets eine ſchöne freundliche Jugenderinnerung bleiben; aber ich darf auch von einer ſo geſunden, von keiner Art der Empfindelei verweichlichten Seele, wie die Deinige es iſt, ſo wie von Deiner Thätigkeit und Deinem frommen, gottergebenen Sinn mit ruhiger Sicherheit erwarten, daß dieſer Eindruck nie für das Glück Deiner Zukunft ſtörend werden wird. Wo eine ernſte Pflicht zwiſchen zwei Herzen tritt, da hat Gott geſprochen, und ſo lange ihm der Menſch gehorcht, bleibt er auch in ſeiner Hand, die dann doch wohl weiſer, ſicherer und liebevoller führt, als unſer ſchwaches, der Täuſchung ſo oft hingegebenes Herz es zu thun vermag. Alle Erwartungen auf Glück ſind unſicher, alle Hoffnungen trügeriſch; es gibt durchaus, wie Du es ja auch in der entſcheidenden Minute fühlteſt, nur einen ſichern Führer durch's Leben: ſtrenges, von der Neigung unabhängiges Rechtthun. Die Kraft, es zu üben, kann uns Frauen nur Liebe geben; aber nicht die Liebe des Einzelnen, ſondern die herzliche, über Alles vertrauende, kindliche Liebe zu dem Vater droben, der das Würmchen und den Sonnenball mit gleicher Liebe trägt und wärmt."

O meine Mutter, meine heilige, fromme Mutter, wie könnte es Deinem Kinde je an Vertrauen und Liebe zu dem Gott fehlen, der ſich ihm ſo herrlich in einem ſolchen Mutterherzen offenbart.

Seit vierzehn Tagen bin ich nun hier und mit meinen neuen Verhältniſſen ſchon ganz vertraut. Die Trennung von Amaliensruh hat mir wehe, ſehr wehe gethan. Die Thräne, die auf meine Hand fiel, als er ſie zum Abſchied an ſeine Lippen drückte, iſt in mein Herz gedrungen und wird dieſem ein unvergeßliches Andenken an ſchöne Jugendſtunden bleiben und an einen edlen Mann, den ich, ſo lange ich lebe, als den Freund meiner Mutter und den meinen ehren werde. O Gott, mache ihn nur glücklich, recht glücklich! dann werde ich es auch ſein.

Doch ich will mir dieſen Schmerz, mit dem ich mich von ihm trennte, und mich aus den Umarmungen meiner Schweſtern, der lieben, ſüßen Kinder, losriß, nicht zu lebhaft zurückrufen. Es liegt eine gefährliche Süßigkeit in ihm, vor der mich meine Mutter in dieſen Briefen warnt, und von der ich auch ſelbſt fühle, daß ſie meine Thätigkeit zu lähmen vermöchte. Meine Mutter begleitete mich bis Stralſund, und die herrlichen Worte, mit denen ſie mich auf dieſer Reiſe zu tröſten und zu erheitern wußte, konnten ihre Wirkung auf mich nicht verfehlen. Ich ward immer geſammelter und gefaßter und blieb es auch, als wir in Stralſund Herrn und Frau von der Lanken antrafen, die ſelbſt gekommen waren, mich abzuholen.

Frau von der Lanken empfing mich mit einer freundlichen Güte, die ihr mein Herz ſchnell gewann, und die Theilnahme, die ſie mir am Morgen der Trennung von meiner Mutter zeigte, hat meinen Gefühlen für ſie eine kindliche Herzlichkeit gegeben. Ihr einziges Kind, Mela, iſt ein allerliebſtes kleines Mädchen, vier Jahre alt, ſanft und freundlich wie ein kleiner Engel, deren Erziehung mir eben ſo viele Freude macht, als ſie ſchon Anhänglichkeit an mich zeigt. Das Gut, auf dem wir wohnen, hat eine wunderſchöne Lage; die Menſchen, mit denen wir umgehen, ſind gut und gebildet, ohne Künſtlichkeit. Kurz, ich habe alle mögliche Urſache, mit meiner Lage zufrieden zu ſein, und erkenne ihre Vorzüge mit einem dankbaren Herzen, das ſich gern ſo vieler Güte werth zeigen möchte.

Es wird wieder Frühling. Schon ſingen die Lerchen und die Bäume knospen. Der Winter iſt mir ſtill, einfach und ſchnell verfloſſen, und nur jetzt, bei der Rückkehr des Frühlings, wird die Sehnſucht nach meiner Mutter und meinen Schweſtern oft zu einer Wehmuth, die meinen Sinn auf Minuten umwölkt. Und dann meine Träume, ach, warum iſt man nicht auch darüber Herr! warum darf oft ein Traum das ernſte, angeſtrengte Wollen vieler Wochen vergeblich machen und uns Thränen wieder bringen, die wir uns ſo feſt gelobt hatten, nicht mehr zu weinen? und warum darf er uns

Bilder einer Seligkeit vorführen, die wir uns wachend nie zu denken erkühnt haben? und welch ein Erwachen, wenn die Himmelsbilder nun vor dem Tage wieder in das innerſte, geheimnißvollſte Heiligthum des Herzens zurückſinken, aus dem ſie als Träume hervorgingen, uns zu umſchweben, und wir ſchlagen das Auge auf und Alles um uns her iſt ſtumm, in unſrer Bruſt nur der Seufzer unvergänglicher Sehnſucht und der Schmerz, daß ſo ein Glück nur Traum war! —

O liebſte, beſte Frau von der Lanken, wie gütig, o wie unbeſchreiblich gütig ſind Sie! — Gott gebe Ihrem Kinde dafür einſt eine Freudenſtunde, wie die, die Sie mir heute gegeben haben. Ich ſoll meine Mutter wiederſehen, zu ihr reiſen, vierzehn Tage, drei Wochen bei ihr bleiben! Nein, ich bin auch gar zu glücklich! — Wir ſind zur Hochzeit einer Couſine der Frau von der Lanken geladen, deren Eltern in P., hart an der Grenze und alſo nur zwölf Meilen von Amaliensruh wohnen. Frau von der Lanken ſagte mir das heute und fragte, ob es mir denn nicht lieb ſein würde, von dort aus meine Mutter zu beſuchen. Ich fiel ihr mit heißen Freudenthränen um den Hals; Wiederſehen, Wiederſehen, ein wahres Vorgefühl des Auferſtehungsfeſtes, und ich kann, ich darf es; denn meine Mutter ſchreibt mir, daß der Onkel endlich ſeine Ankunft in den erſten Tagen des künftigen Monats beſtimmt hat, um Feis zu der ſo lange im Werk geweſenen Reiſe abzuholen. Dieſer wird alſo dann abweſend ſein. Ach, an meiner jetzigen, ganz unausſprechlichen Freude fühle ich erſt, wie mich dieſe Trennung geſchmerzt hat.

Welch eine Ueberraſchung wartete meiner hier, und wie danke ich Gott, der dieſem Herzen, das ich oft, ach, wie ſchwach gefunden habe, in dieſer Stunde der Prüfung Kraft gibt, ſeiner Herr zu bleiben. Wir fanden bei unſrer Ankunft hier ſchon einen großen Theil der eingeladenen Hochzeitgäſte vor, und ich mußte der Braut gleich verſprechen, meine Abreiſe bis nach dem Kirchgangstage auszuſetzen, worein ich aber doch nur willigte, weil ich die Schwierigkeit einſah, hier früher Pferde zu bekommen.

Unter den Anweſenden fiel mir gleich am erſten Abend ein ſchöner alter Mann mit ſilberweißem Haar auf, in deſſen Zügen ein Etwas lag, das meinen Blick immer auf ihn zurückführte. Ich fragte und erfuhr, es ſei der Geheimerath Freiſtädt, ein mir ganz unbekannter Name. Er hatte mich ſehr natürlich gar nicht bemerkt, bis mir der Zufall am Abend bei Tiſche den Platz ihm gerade gegenüber anwies. Mein Anblick ergriff ihn ſonderbar. Er ſah mich lange mit unverkennbarer Rührung und ſichtbar werdendem Wohlwollen an. Ich hörte, daß er nach meinem Namen fragte, und bald darauf redete er mich ſelbſt an.

„Laſſen Sie es ſich nicht befremden, mein liebes Kind,“ ſagte er mir nachher, als wir aufgeſtanden waren, „wenn ich Sie heute Abend öfter und länger angeſehen habe, als ein junger Mann wagen dürfte, es ungeſtraft zu thun. Ihr Anblick hat mir lebhaft das Bild einer Jugendfreundin zurückgerufen, der Sie auffallend ähnlich ſehen. Ihr ganzes Weſen bürgt mir dafür, daß Sie ihr auch an Reinheit und Herzensgüte gleichen, o möge Ihnen das Schickſal freundlicher blicken, als es jenem Engel geweſen iſt!“

Er gab mir hier mit einem ſo herzlichen Wohlwollen die Hand, daß ich mich kaum enthalten konnte, ſie zu küſſen; doch ſagte ihm gewiß mein Auge meine Ehrfurcht und meinen Dank. Auch bewegte es mich, daß mein Anblick dem Greis eine Erinnerung zurückrief, der ähnlich, die mich ergriffen hatte, als ich ihn ſah: denn ich hatte nun entdeckt, daß jenes Etwas, das mich zu dem würdigen Mann ſo hinzog, eine Aehnlichkeit mit Fels war, der in der Form des Geſichts und im Auge viel Gleiches mit ihm hat.

Seit dieſem Abend hatte der Geheimerath unbeſchreibliche Güte für mich. Ich mußte ſtets bei Tiſche bei ihm ſitzen, und er ſchien an meiner Unterhaltung mehr und mehr Gefallen zu finden. Geſtern Abend nun fällt das Geſpräch auf meine Reiſe, er hört es, fragt, erfährt, daß die Rede von einem Beſuche meiner Mutter iſt und erkundigt ſich, wo denn dieſe wohne? — Frau von der Lanken ſagte ihm, „zwölf Meilen von hier, nahe bei G.“

„Ei, wiſſen Sie was, liebes Kind, fahren Sie mit mir. Ich habe da in der Gegend einen Neffen wohnen, den ich zu beſuchen willens bin; der Umweg kann nicht weit ſein, und wenn er auch eine Tagereiſe betrüge, die Freude, mit Ihnen zu reiſen und Sie Ihrer Mutter zu überliefern, laſſe ich mir gar nicht nehmen.“

Ich verſtummte, ach, es bedurfte für mich ſo wenig der Frage der Frau von der Lanken: „wo wohnt denn Ihr Herr Neffe, lieber Herr Geheimerath? Das wäre ja ganz herrlich, wenn meine Liebach die Reiſe in ſo guter Geſellſchaft machen könnte,“ als ſeiner Antwort: „in Tenſe, gnädige Frau!“ ich hatte ſchon Alles errathen.

Der Eindruck dieſer Ueberraſchung brachte mein Herz in eine ſo gewaltige Bewegung, daß mich dünkte, zwiſchen dem Moment meiner Trennung von Fels und dieſer Stunde liege nur eine Minute. Es dunkelte mir vor den Augen; mein Herz ſchlug ſo ängſtlich, daß ich glaubte, es werde mit die Bruſt zerſprengen, aber der Segen meiner Mutter war mit mir; es gelang mir ziemlich gefaßt ſagen zu können: „Tenſe liegt nur eine Viertelmeile von Amaliensruh entfernt und der Weg zu dem Gute des Herrn von Fels führt gerade vor unſrer Wohnung vorbei.“

„Das iſt ja eine ganz erfreuliche Entdeckung, liebe Auguſte,“ ſagte mir der Geheimerath, „denn nicht wahr, Sie verſagen mir alten Mann die Bitte um Ihre Geſellſchaft nicht, und geben mir dadurch die Gelegenheit, die Mutter eines mir ſo lieb gewordenen Mädchens kennen zu lernen?“ —

Unter welchem Vorwand hätte ich ſein Anerbieten ausſchlagen ſollen? — und ſo reiſe ich morgen früh mit ihm ab. O Gott! wer hätte ſich das träumen laſſen, als ich Amaliensruh verließ, daß dieſer Mann es ſein würde, der mich in die Arme meiner Mutter zurückbrächte! Er liebt mich! er will mir wohl! er nennt mich ſein Kind, ſeine Auguſte! ach, wie glücklich hätte es mich gemacht, ihn als Vater zu ehren und zu lieben! —

Gott, Gott! laß mich doch keinen Augenblick vergeſſen, daß die Ruhe und das Glück meiner Mutter meiner Herrſchaft über mich und mein Herz anvertraut ſind; denn ſie, die ihr eigenes Schickſal mit Heldenmuth trug, würde doch, ich weiß es, der Gewißheit erliegen, mich unglücklich zu wiſſen?

„Kennen Sie denn meinen Neffen?“ fragte mich der Geheimerath. — „Ja,“ ſagte ich, „und wenn ich nicht dem verehrten und geliebten Onkel, den er uns oft nannte, für einen Bruder ſeines verſtorbenen Vaters gehalten und ſo durch den Namen Freiſtädt irre geführet worden wäre, würde ich dieſen ihm ſo theuren Verwandten wohl ſchon früher an der Aehnlichkeit entdeckt haben, die ich zwiſchen Ihnen Beiden bemerkte.“

„Und doch,“ erwiederte er mir, „fürchte ich diesmal nicht gern von ihm geſehen zu werden, und hätte gar nicht übel Luſt, Sie, liebe Auguſte, zu meiner Fürſprecherin zu wählen, was ſagen Sie dazu?“

Ich erröthete hier, und meine Verlegenheit wurde ſo ſichtlich, daß ſie dem Onkel auffiel. Er ſah mich ſehr aufmerkſam an, wurde dann ernſt und gab dem Geſpräch eine andere Wendung. Doch blieb er freundlich gegen mich; ja, es ſchien mir ſogar, als ſei ſeine Freundlichkeit noch herzlicher als ſonſt.

Ja, dem Segen der Tugend entſpringt das reinſte Glück, und Himmelsfreude iſt es für mich, daß meine der edelſten, vortrefflichſten und geliebteſten aller Mütter zu verdanken. Nicht nur der höchſte Schmerz, auch das höchſte Entzücken iſt ſtumm, und ſo vermag ich die Entwicklung meines Schickſals auch nur anzudeuten.

Ich bin ſeit drei Tagen Braut meines Theodors, ſein edler Onkel erkannte in meiner Mutter die ſo lange vergeblich aufgeſuchte Geliebte ſeiner Jugend wieder, und mit den Thränen hoher Rührung und begeiſterter Freude legte er, noch an dem Abend unſerer Ankunft, meine Hand in die ſeines Neffen. Vereint mit Allem, was ich liebe, und über allen Ausdruck hinaus beglückt, habe ich nur noch eine Bitte an das Schickſal, die: mich meines Glücks werth zeigen zu können.

Fürſt Olaf und Frau Lotte.

Der edelgeſinnte, edelgeſtaltete Fürſt Olaf W., der letzte Zweig einer berühmten Familie, war aus dem Feldzug zurückgekehrt, der ſein ſchönes, jugendlich blühendes Lockenhaupt mit dem Lorbeerkranz des gefeierten Feldherrn geſchmückt hatte. Mit wohlwollender Achtung war er von ſeinem Kaiſer, mit Freude von ſeinen Freunden und Bekannten, mit inniger Liebe von ſeiner einzigen Schweſter, der Gräfin R., empfangen worden. Ihr Pallaſt brannte im Flammenſchein der zahlloſen Wachskerzen, die alle Säle, alle Gemächer erhellten; die glänzendſte Geſellſchaft der großen Kaiſerſtadt war zur Feier ſeines Empfangs verſammelt. Muſik ertönte, und es war ſchon gegen Mitternacht, als Fürſt Olaf, von der Reiſe, vom Tanz und der bunten Mannigfaltigkeit der Auftritte dieſes Tages ermüdet, in ein einſames Nebenzimmer trat, und, ſich ſtill an's Fenſter lehnend, in die ſterndurchfunkelte Nacht hinausblickte deren erhabene Feier ſo deutungsvoll mit dem Geräuſch der lauten Freude in den angrenzenden Sälen im Widerſpruch ſtand. Die Fenſter des Cabinets gingen auf die Newa. Der breite, helle Strom floß ſo ruhig hin; vom jenſeitigen Ufer herüber ſtieg von der grauen Felſenmaſſe der Feſtung aus den Münzgebäuden ein gluthrother, gewaltiger Feuerſtrom in den dunkeln Nachthimmel und erhellte die ungeheure goldne Kaiſerkrone, die dort die Kuppel der Grabſtätte ruſſiſcher Herrſcher ſchmückt. Wie viele Träume ſeiner Jünglingsjahre erwachten bei dieſem Anblick in Fürſt Olafs Bruſt! Wie oft hatte er in nächtlicher Stille an dieſem Fenſter geſtanden und in das räthſelhafte Leben hinausgeblickt, von dem er ſo viele unvergeßliche Freuden, ſo friſche herrliche Thatenluſt, ſo hoch aufſprudelnde Fülle der Begeiſterung erwartet hatte: und ach, wer vermag ohne Wehmuth ſeine entflohenen Jugendträume und Jugendhoffnungen anzuſchauen! — Auch in Olafs Seele ward es immer ſtiller vor dieſen Erinnerungen; er gedachte des Abſchieds, den er vor einigen Jahren auf dieſer Stelle nahm, der Thränen der geliebten, jetzt von der Herrlichkeit des Wiederſehens faſt freudetrunknen Schweſter, und da trat auch, wie ernſt mahnend, das Bild ihres verſtorbenen Gatten, ſeines Freundes, vor ihn, der ihn ſterbend zum Vater ſeiner Kinder geweiht hatte, und er zürnte ſich ſelbſt und zürnte der Schweſter, daß er dieſe noch nicht geſehen, und ihrer bei der Feier ſeines Empfangs gar nicht gedacht worden war. Leiſe öffnete er die Tapetenthür des Cabinets, und in Erinnerung des ihm noch wohlbekannten Weges, der durch den langen Gang nach dem Flügel führte, wo die Kinder wohnten, ging er nach ihrem Zimmer. In dem Theil des Schloſſes, den er nun betrat, war Alles ruhig; das Geräuſch und die laute Tanzmuſik verhallten allmählig, bald aber unterſchied er die Töne einer reinen, ſchönen Frauenſtimme, die mit innigem Ausdruck ein frommes, deutſches Abendlied ſang. Der Fürſt hatte während ſeines Aufenthalts in Deutſchland unſre Sprache und unſre Sitte lieb gewonnen, und ſtand jetzt unwillkürlich vor der Thür ſtill, ohne ſie zu öffnen. Die Melodie des Geſanges war einfach; die Stimme verrieth keinen großen Umfang, aber ſie war gebildet, jeder Ton perlenrein, voll Empfindung und Seele. Jetzt verhallte der letzte Laut des Geſanges und er öffnete die Thür. Ein reich niederwallender, grünſeidener Vorhang verbarg den Hintergrund des Zimmers; ungehört trat er auf dem weichen Fußteppich näher, ſchlug den Vorhang zurück und überſah jetzt das Schlafgemach der Kleinen. Die drei Aelteſten ſchliefen ſanft in ihren an die Wand gerückten Bettchen; in der Mitte des Zimmers ſaß auf einem Seſſel eine weibliche Geſtalt, die in ihren Armen ein himmliſch ſchönes Kind wiegte, auf deſſen dunkellockiges Köpfchen in dem dämmernden Zimmer der volle Schein der ſilbernen Ampel fiel, die ſeitwärts vor dem Bilde der Schutzheiligen des Hauſes brannte. Die Lieblichkeit dieſes Anblicks rührte den Fürſten. Er eilte auf das erſt während ſeiner Abweſenheit geborne Kind zu, und als es, ſchon im Einſchlummern, vor dieſem Geräuſch die Augen wieder öffnete, und, ihn mit Engelsholdſeligkeit anblickend, die kleinen Arme nach ihm ausſtreckte und ſtammelte: „Onkel, Onkel Olaf!" nahm er mit Thränen im Auge das kleine Weſen von den Armen der Unbekannten und drückte es unter zärtlichen Küſſen an ſein Herz, und das ſüße Kind erwiederte, ohne vor dem fremden Mann zu erſchrecken, ſeine Liebkoſungen. Jetzt aber wandte er ſich zu der Aufſeherin der Kinder, die bei ſeinem

Anblick aufgeſtanden war, und in geziemender Ehrerbietung gegen den Gebieter des Hauſes ſeitwärts ſtand. Es war eine lange, ſonderbar verhüllte Geſtalt. Sie trug einen grauſeidenen Mantel mit weiten, bis auf die Fingerſpitzen reichenden Aermeln, der ihren Wuchs ganz in's Unbeſtimmte zeichnete; dazu eine hohe, den Untertheil des Geſichts verbergende Halskrauſe und eine tief in's Geſicht gehende Haube mit einem zurückfallenden ſchwarzen Schleier, wie ihn einige norddeutſche adelige Kloſterfrauen tragen, und eine grüne, mit einem gleichfalls grünen, aufgeſchlagenen Schirm verſehene Brille, deren Wiederſchein ihr Geſicht bleichgrünlich färbte. Fürſt Olaf, ein großer Kenner und Bewunderer weiblicher Reize, wandte mißfällig ſein Auge von der ſeltſamen Erſcheinung ab; doch lag in ihrer Haltung und in ihrem Anſtande ein Ausdruck feiner, vornehmer Sitte, der ihm unwillkürlich ein paar recht artige Worte abnöthigte, die einer Entſchuldigung über ſeine ſpäte, unerwartete Erſcheinung glichen. Sie neigte ſich ehrfurchtsvoll und anmuthig, allein die Worte ihrer Antwort ſäuſelten ſo leiſe und bebend über ihre Lippen, daß er ſie nicht zu verſtehen vermochte. In dem Gefühl, er ſei ihrer blöden Schüchternheit freundliche

Ermunterung ſchuldig, fragte er ſanft und gefällig, ob es die Kinder im Schlafe ſtören werde, wenn er ihrem Lager näher träte, ſie zu ſehen. Statt der Antwort kettete ſie die Ampel los und führte ihn von Bett zu Bett. Es war rührend, wie die Kleinen, wenn der Lichtſchimmer erweckend über ſie hinſtrahlte, die Händchen ausſtreckten, die Hand der Frau zu ſuchen und dazu ſtammelten: „Lotte, liebe Lotte!“ und wie ſie ſich dann niederbeugte, und, das Zeichen des Kreuzes über ſie hin machend, einen Kuß auf ihre Stirn hauchte. Frau Lottens Kleidung, ihre Geſtalt und ihr Benehmen hatten für Fürſt Olaf etwas ſo Fremdartiges, daß ſein Blick unwillkürlich mit Verwunderung jeder ihrer Bewegungen folgte. Er wünſchte ſie reden zu hören, und ſich erinnernd, daß Klara ihn bei ſeinem Eintritt gleich erkannt und genannt habe, fragte er ſie, wie dies der Kleinen, die ihn noch nie geſehen, möglich geweſen ſei. Frau Lotte trat an die Wand, drückte eine Feder, und ſein eignes, lebensgroßes Bild wurde ſichtbar. „Ich habe es für Pflicht gehalten,“ ſagte ſie leiſe, doch ſehr ernſt, „die mir anvertrauten Kinder, nächſt dem himmliſchen Vater, auch den Mann kennen zu lehren, den, mehr noch, als die Bande des Bluts, Freundestreue zu ihrem zweiten irdiſchen Vater geweiht hat.“ Ihr Ton war ſanft und doch ſchlugen dieſe Worte, wie ein Vorwurf, ſtrenge an des Fürſten Herz. „Nehmen Sie,“ ſagte er ihr, „meinen Dank dafür, mit der Verſicherung, daß es mein feſter Vorſatz iſt, dieſen Kindern Vater zu ſein.“ Er reichte ihr bei dieſen Worten das Kind hin, das er bis jetzt auf den Armen gehabt, und ſie neigte ſich faſt demüthig vor ihm, als er ſie Abſchied nehmend grüßte; doch als er ſich, nahe der Thür, noch einmal umwandte und ihr in franzöſiſcher Sprache (worin, nach der in vornehmen ruſſiſchen Häuſern faſt allgemeinen Sitte, ihr Geſpräch geführt worden war) befahl, die Kinder morgen früh, ſobald er erwacht ſei, zu ihm zu bringen, richtete ſie ſich mit dem edelſten Anſtande vor ihm auf, und wiederholte in deutſcher Sprache das Wort „bringen“ ſo ernſt betont, daß er, ſonderbar befangen, ihr erwiederte: „Es iſt auch wohl beſſer, daß ich zu den Kindern komme.“ Da neigte ſie ſich wieder tief, und Fürſt Olaf ging ſinnend nach dem hellen Tanzſaal zurück, deſſen rauſchende Muſik wie ein Mißklang durch die ſtille Friedenswelt zog, die vor der ſchlafenden Kinderunſchuld in ihm aufgegangen war.

Seine Schweſter hatte ihn vermißt und trat ihm jetzt mit der Frage entgegen, wo er ſo lange geweilt habe? „Bei Deinen Kindern,“ antwortete er, „die ich noch nicht geſehen hatte und die mich doch eigentlich hätten mitempfangen ſollen.“ — „Daran habe ich nicht gedacht,“ ſagte ſie freundlich; „die kleinen Dinger ſind bei ihrer Aufſeherin ſo gut aufgehoben, und Frau Lotte ſieht es ſo ungern, wenn ich ſie in Geſellſchaften zu mir kommen laſſe, daß ich daran gewöhnt bin, ſie bei ſolchen Gelegenheiten ſtill und ungeſtört in ihren Zimmern zu laſſen.“ — „Wer iſt die Frau Lotte?“ fragte er geſpannt. — „Eine herrliche Frau, in der ich einen wahren Schatz beſitze. Aber davon will ich Dir ein andermal erzählen; nun muß ich einen Cotillon tanzen;“ und ihm einen Kuß zuwerfend, flatterte die kleine hübſche Frau hinweg.

Fürſt Olaf liebte die Schweſter; ſie war das einzige Weſen auf Erden, mit dem er durch Bande der Familienliebe verbunden war, da ſie Beide, die letzten Sprößlinge ihrer Familie, früh zu Waiſen geworden waren. Die Gräfin war allerliebſt, heiter, gutmüthig, ein Herz ohne Arg, ohne Falſch, und beſaß gerade ſo viel Verſtand, als dazu gehört, ſich in der großen Welt zu amüſiren, und, ſo lange man jung und hübſch iſt, für unterhaltend zu gelten. In ihrem ſechzehnten Jahre ward ſie die Gattin des Grafen R., den ſie ſo herzlich liebte, wie ſie einen Mann zu lieben fähig war. Beide Gatten waren jung und lebensluſtig, Beide kannten keinen andern Lebenszweck, als des Daſeins froh zu werden, und ſo fiel es ihnen, als die Gräfin Mutter wurde, auch nicht ein, daß die Mutterpflichten eine andere Lebensweiſe und andere Lebensanſichten von ihr heiſchen könnten; die Kinder wurden den Ammen, Wärterinnen und Aufſeherinnen übergeben, und damit war die Sorge für ſie beſeitigt, bis auf dem Sterbebette in des Grafen Seele ein Ernſt erwachte, der ihm im Gewühl der Welt unbekannt geblieben war, und nun als Sorge für das Schickſal ſeiner Gattin und Kinder ſchwer auf ihm laſtete. Die letzte Kraft des entfliehenden Lebens bot er auf, ſeinen Schwager, den er brüderlich liebte und deſſen Charakter er ehrte, zum Vormund der Gattin und Kinder zu ernennen, und ihm in einem Abſchiedsbrief den heiligen Ernſt der übertragenen Pflicht an's Herz zu legen. — In dem grauſigen Spiel um das Leben von Hunderttauſenden, das auf den Leichenfeldern des Kriegs geſpielt wird, kann der Tod des Einzelnen die Seele des Kriegers nicht ſo erſchüttern, als wenn in der einſamen Stille des Krankenzimmers ein geliebtes Leben an unſerm Herzen, in unſern Armen erliſcht. Doch fühlte Olaf tief den Tod des Schwagers, das Vereinzeltſein der unmündigen Schweſter, und er ſchwor, das Vermächtniß des Verewigten durch treue Sorge zu ehren. Er bat die Gräfin, ihr bisheriges Haus zu verlaſſen und das ſeinige zu beziehen, damit er ſie bei ſeiner Rückkehr nach St. Petersburg dort vorfinde und ſie unter ſeinem Schutze neu geſichert in der Welt daſtehe. Nach den Kindern erkundigte er ſich in allen ſeinen Briefen, erhielt aber immer nur die flüchtig hingeworfene Nachricht ihres Wohlſeins. Auch erkannte er wohl, daß ſie bei ihrer gutmüthigen Charakterloſigkeit durchaus unfähig war, die Erziehung ihrer Kinder zu leiten, und bangte ſchon, ſie verwildert und verzogen zu finden. Deſto angenehmer fühlte er ſich jetzt durch Frau Lottens Sorge für ſie überraſcht. So wenig er auch von ihrem Walten geſehen hatte, weckte es doch in ihm die Ahnung, ſie unter ihrer Obhut gut aufgehoben zu wiſſen. —

Bald aber verlor ſich der Nachklang dieſer Empfindungen wieder in der Theilnahme am Feſte. Man ging zur Tafel. Fürſt Olaf führte eine der ſchönſten und geiſtreichſten Frauen zu Tiſche, die ihn durch heitern Scherz und freundliche Blicke bald ganz in den Zauberkreis einer frohen Gegenwart zu feſſeln wußte. Er blieb nach aufgehobener Tafel ihr Tänzer und die Sterne funkelten ſchon matter, als er in ſein Schlafgemach trat und ſich ermüdet auf ſein Lager warf.

Als er am andern Morgen in der ihm durch Jahre lange Entfernung entfremdeten Umgebung erwachte, ſchwebten ihm die Erinnerungen des geſtrigen Tages wie ein Traumbild vor, und zu ſeinem lebhaften Verdruß fand er in ſich wieder das ihm wohlbekannte Gefühl einer wüſten Leere, das ihm von jeher als Nachklang aller rauſchenden Freude dieſe verleidete, und die Sehnſucht nach einem bleibendern friedlichern Glück in ihm weckte. Von Reichthum, Geburt und Unabhängigkeit begünſtigt, hatte er dieſer mächtigen Sehnſucht ſeit früheſter Jugend mannigfaltige Namen gegeben, ohne ſich am Ziel ſeines Strebens je durch daſſelbe befriedigt zu fühlen. Sehr früh nannte er das Glück, das dieſe

Sehnſucht forderte, Jugendluſt und Lebensgenuß. Was ſich im Leben erkaufen läßt, was ſich in ſeinem vergänglichen Reize mit vergänglicher Jugendneigung gewinnen und erſtreben läßt, war ſein geweſen; aber die Sehnſucht ſeiner Seele blieb ungeſtillt, und in den einſamen Minuten der Nachtſtille ward ſie oft zur Wehmuth und fliſterte ihm zu: Verkenne mich nicht; das Glück, das ich dir verheiße, wohnt nicht, wo du es ſuchſt! — Da wandte er ſich zur Kunſt und Wiſſenſchaft. Wer aber Beide nicht mit reinem Herzen einzig um ihrer ſelbſt willen ſucht, hofft von ihnen vergebens wahre Erquickung und Entfaltung ſeines geiſtigen Lebens. Er glaubte ſich Beide durch Gold dienſtbar machen zu können, und zürnend gaben ſie ihm das Flittergold des leeren Scheines dafür zurück. Da fragte er wieder: wo werden mir die Schleier ſinken, die mir das erſehnte Glück verhüllen? aber ſeiner Frage tönte keine Antwort, und nur als Ruhm- und Ehrliebe ihn auf den Schauplatz des Kriegs riefen, die Glorie tapferer Thaten ihm entgegen ſtrahlte, und er ſich und ſein Leben dem Vaterlande weihte, ward es hell in ſeinem Geiſte, und friſcher und freudekräftiger ſchlug das Herz in ſeiner Bruſt. Wohl ward ihm auch auf ſeinem Heldenwege der Reichthum mancher hohen Erinnerung, mancher erhebenden, Leben und Menſchheit adelnden Idee, manches tiefen, unvergeßlichen Gefühls; ſein Geiſt entfaltete den angebornen Adlerſinn und Adlerblick, ſein Charakter begründete ſich feſt auf ſtrenges Ehrgefühl und entſchiedenes Verwerfen alles kleinlich ſelbſtſüchtigen Strebens, er fühlte ſich ſo frei, ſo muthig im Vollgenuß aller Herrſcherkräfte des kühnen Geiſtes über das kleine Leben, daß er ſich oft übermüthig als einen der auserwählteſten Lieblinge des Glücks pries; aber es kamen doch auch immer wieder Minuten, wo ihn die eitle Nichtigkeit aller Erdenfreuden umfing, und ſein Herz in die Ferne blickte und den Sternenhimmel und die blühende Erde fragte: wo wohnt das Glück, das ich nicht zu nennen weiß? — Einen Tag nur hatte ſein Leben, an dem ſich in dieſem Herzen Himmel und Erde, Leben und Ewigkeit zu finden ſchien, um ſich unſterblich zu vermählen; aber er konnte ſich des Zaubers dieſes Tages nur wie einer Jugendthorheit erinnern, von der es ihn freuen mußte, ſie ſpurlos vorübergegangen zu ſehen. Und doch konnte im träumenden Nachgefühl jenes Zaubers ſeine Wange ſich noch zuweilen freudiger röthen, dann aber zürnte er ſich ſelbſt, daß ein Trugbild ſolche Gewalt über ihn zu üben und ſeine friſche Lebensthätigkeit wie in einen ermattenden Nebel zu hüllen vermöge. Bei der Rückkehr aus dem Feldzuge ſtand er nun an einem entſcheidenden Wendepunkte ſeines Schickſals. Der Uebergang von lebendigem Wechſelſpiel des Kriegerlebens zu der einfachen Ruhe des bürgerlichen Daſeins iſt für ein vollkräftiges, junges Männerherz gewiß nicht leicht. In jeder Lage des Lebens iſt es ſchwer, einer Kraftübung zu entſagen; und welche Lebensweiſe vergönnt denn dem Mann ein ſtolzeres, helleres Bewußtſein ſeiner Kraft, als eben das Kriegerleben? Der Stand des Soldaten in Friedenszeit hatte für Fürſt Olaf nichts Lockendes; der Gedanke an irgend eine andere Wirkſamkeit als Staatsdiener war ihm fremd, und ſo lag die Muße und die Unabhängigkeit, die ſeine Verhältniſſe ihm ſicherten, als eine Anwartſchaft auf ein höchſt langweiliges Lebens-Allerlei vor ihm da. Ihn fror, wenn er an die Freuden, Genüſſe und Erfahrungen dachte, mit denen er nun ausreichen ſollte, und nur, wenn er ſich ſeiner Schweſter und ihrer Kinder erinnerte, fühlte er Lebenswärme in ſeinem Herzen, deſſen höchſte

Bedürftigkeit, Liebe, er noch nicht zu deuten gelernt hatte.

Es war ſchon hoch am Tage, als er ſeinen Dienern klingelte, ihm das Frühſtück zu bringen; ſeine Schweſter war aber noch nicht wach, und ſo ging er zuerſt zu den Kindern. Frau Lotte ſaß, von ihnen umgeben, am Frühſtückstiſche, als er die Thür öffnete. Sie ſprangen dem Onkel freudig entgegen, alle vier blühend geſund, ganz unentſtellt, in reiner, holdſeliger, liebevoller Kindlichkeit. Der Fürſt fühlte ſich ſonderbar bewegt. Er hatte ſich nie viel mit Kindern beſchäftigt und ſie bis jetzt wenig beachtet; und was lernt man denn auch von Kindernatur und Kinderlieblichkeit kennen, wenn man ſie in den Geſellſchaftszimmern ihrer Eltern ſieht? Hier, in dieſer ſtillen Umgebung, an dieſem Morgen, erklang zum erſten Mal in ſeinem Herzen die Saite des mächtigſten und reinſten Naturgefühls. Er grüßte Frau Lotte achtungsvoll und nahm mit an dem Tiſche Platz, um ſich von den Kindern erzählen zu laſſen. Ihr liebliches Geplauder, die Reinheit ihrer Sprache, ihre Liebe zu einander, und die unausſprechliche Zärtlichkeit, mit der ſie an Frau Lotte dingen, gewannen dieſer gerechte Anſprüche auf ſeine Achtung, und zugleich rührte es ihn, daß ſie ſein Andenken in dem Herzen der Kinder ſo lebendig erhalten hatte. Er ſagte ihr das, und mit einer Stimme, deren Zauber er ſchon geſtern Abend empfunden hatte, antwortete ſie ihm einige ſo zart gefühlte, ſo ſchön gewählte Worte, daß er unwillkürlich mit großer Aufmerkſamkeit den Blick auf ſie wandte. Allein ihr Anzug, die Haube, die Brille, Alles machte es unmöglich, mehr als einen Schatten ihrer Züge aufzufaſſen, und das Einzige, was Einem von ihr deutlich im Gedächtniſſe blieb, war der ſeelenvolle Klang der ſchönſten Stimme. In ihrem Anſtand war eine ſtille Würde, die Achtung gebot, und der ernſte Gehalt ihrer Worte klang ſo einfach, daß man ihre ganze Bedeutung oft erſt fühlte, wenn ein Anlaß, eine Unterhaltung oder eine Begebenheit die Erinnerung daran wieder auffriſchte. Fürſt Olaf hatte den Kindern nur guten Morgen ſagen wollen, und es überraſchte ihn, als der Schlag der Wanduhr ihm verkündigte, er habe ſchon eine Stunde hier zugebracht. Er ging von ihnen zu ſeiner Schweſter und erfragte von ihr, wie Frau Lotte in ihr Haus gekommen ſei. Die Gräfin erzählte ihm, ſie ſei mit Empfehlungen von mehreren der geachtetſten Familien ihres Vaterlandes nach Petersburg gekommen und habe ſich ihr als Aufſeherin für ihre Kinder antragen laſſen. „Da ich,“ fuhr die Gräſin fort, „aus Deinen Briefen erfuhr, wie lieb Du die Deutſchen und die deutſche Sprache gewonnen hatteſt, gereichte es ihr bei mir zur Empfehlung, daß ſie eine Deutſche war und die Kinder die Sprache von ihr lernen konnten. Ich ließ ſie zu mir kommen; ihre ſeltſame Kleidung und ihre Kurzſichtigkeit ſchreckten mich ab, weil ich fürchtete, die Kinder würden ſich nicht an ſie gewöhnen; allein ſie bat mich dringend, einen Verſuch zu machen, und kaum war ſie vierzehn Tage hier, als die Kleinen ſie ſo lieb gewonnen hatten, daß ich nicht daran denken durfte, ſie entfernen zu wollen. Sie lebt blos für die Kinder und ich weiß dieſe ſo gut bei ihr aufgehoben, daß ich mich, Gott ſei Dank! um nichts zu bekümmern brauche, was ſie angeht.“ — Der Fürſt belächelte dieſe Aeußerung ſeiner Schweſter und ſtimmte ihr darin bei, daß Frau Lotte mehr Talent zur Erziehung zu haben ſcheine, als ſie ſelbſt. Auch freute es ihn ſehr, daß ſie eine Deutſche war. Alles aber, was er von ihr ſah und hörte, beſtärkte ihn in dem

Glauben, daß ſie nicht für ihre jetzige Lage geboren, ſondern nur durch irgend einen herben Schickſalswechſel in dieſelbe verſetzt worden ſei, was ihm und ſeiner Schweſter doppelt die Verpflichtung auflege, ihr ihre Lage ſo angenehm als möglich zu machen. Der Gedanke an ſie wich aber bald vor dem Geſpräch zurück, das ſich zwiſchen ihm und der Gräfin entſpann. Sie war in dem Kreiſe geblieben, aus dem ihn der Ruf der Ehre geführt hatte; alle Begebenheiten, ſo wie die geſelligen Verhältniſſe deſſelben, waren für ſie eine Welt, außer deren Umfang eigentlich nichts ſie intereſſirte, und ſo gab es auch jetzt nichts Wichtigeres für ſie, als den Bruder mit allen Vorfällen während ſeiner Abweſenheit bekannt zu machen. Sie rief dadurch in ihm die Bilder froher Jugendſtunden zurück, aber er erſchrak zugleich vor der Kluft, die in ſeiner Seele zwiſchen den Freuden jener Tage und ſeiner jetzigen Stimmung lag; und doch hatte er von der Zukunft nichts, gar nichts zu fordern und zu erwarten, als eben eine Wiederholung jener Freuden! — Freilich war er mit dem Leben noch nicht ganz abgefunden, und daran mahnte ihn auch jetzt die Gräfin, als ſie ihm das Bild manches ſchönen Mädchens vorführte und von ſeiner baldigen Vermählung, als von einer Sache ſprach, die ſich von ſelbſt verſtehe. Dem Fürſten war auch ſo zu Muth, aber dabei nicht wohl um's Herz. —

Das rauſchende Petersburger Leben zog ihn nun raſch in ſeine Wirbel hinein, aber je lauter es um ihn wurde, je ſtiller verſchattete ſich ſein inneres Leben. Bei einem ſo heldenkräftigen Gemüthe, als das ſeinige, konnte das zu keiner trübſinnigen Träumerei, zu keiner kränkelnden Empfindelei führen, wohl aber zu einer gewiſſen bittern Nichtachtung des Lebens und der Menſchen, bei der man ſehr ſchnell und faſt unausbleiblich verwildert; allein davor behüteten ihn die ſtillen Morgenſtunden in dem Kinderzimmer, die ſein Herz immer rührender und erwärmender anſprachen, je öfter und länger ſie ihm zu Theil wurden. Frau Lotte ſtrahlte ihm ſtets in einer ſo lichten Heiterkeit entgegen, ihr ganzes Sein war ſo reiner Friede, ihr ganzes Thun ſo lauter Liebe, daß er ſich, ſo wie er zu ihr eintrat, wie verwandelt fühlte. Die Kinder gewannen den guten, freundlichen Onkel innig lieb, und welch ein unausſprechlich hoher Segen in der reinen Lauterkeit der Kinderliebe liegt, kann nur der faſſen, der dieſes

Segens theilhaftig geworden iſt. Doch blieb die Unterhaltung in dieſen Morgenſtunden zwiſchen Fürſt Olaf und Frau Lotte auf einen kleinen Kreis beſchränkt, da die Kinder ſtets daran Theil nahmen; oft aber hörte er doch Worte herrlichen Sinnes aus Frau Lottens Munde, und ehrte auch, was er an ihr nicht verſtand, weil ihm beſonders der fromme Sinn, mit dem ſie die Kinder den himmliſchen Vater lieben und bei allen ihren kleinen Freuden und Leiden zu ihm aufblicken lehrte, fremd war. Außer dieſen Frühſtunden ſah er aber Frau Lotte nie, da ſie es ſich ausdrücklich ausbedungen hatte, nicht bei der Gräfin erſcheinen zu dürfen, wenn dieſe Geſellſchaft hatte, was bei ihr täglich der Fall war.

Eines Abends aber, wo er unluſtiger denn je aus einer großen Mittagsgeſellſchaft nach Hauſe kam, ſich zu einem Ball umzukleiden, empfand er ein ſolches Mißbehagen, daß er beſchloß, zu Hauſe zu bleiben. Allein wenn wir einmal durch das Geräuſch des Weltgewühls gewöhnt ſind, uns nur mit den Gegenſtänden außer uns zu beſchäftigen, ſo iſt die Seele auch nicht gleich daheim, wenn ſie es ſein ſoll, und Fürſt Olaf fand in der ſchweigenden Einſamkeit ſeines Zimmers an ſich ſelbſt einen ſo wenig unterhaltenden Geſellſchafter, daß er trotz ſeiner Unluſt ſchon im Begriff war, nach dem Wagen zu klingeln, als ihm einfiel, Frau Lotte beſuchen zu wollen. Er fand, da die Kinder ſchon ſchliefen, dieſe ganz allein am Kamine ſitzen und leſen. Es war ſo ſtill, ſo traulich in dem kleinen, ſaubern Zimmer, daß er gleich freier athmete, und herzlicher, als er ſich ihr je gezeigt hatte, geſtand er ihr, daß ihn Verdrießlichkeiten und Langeweile hergeführt hätten, und ſie ſich ein Verdienſt um ihn erwerbe, wenn ſie ihm erlaube, mit ihr Thee zu trinken. Sie lächelte ſanft, bot ihm einen Stuhl, und nun entſpann ſich zwiſchen ihnen eine Unterhaltung, wie Fürſt Olaf ſie nie geführt hatte. Mit einer großen Lebendigkeit und Schönheit des Ausdrucks verband Frau Lotte eine Welt- und Menſchenkenntniß, vor der er erſtaunte, und zugleich ein begeiſtertes Gefühl für alles Große und Edle der menſchlichen Natur. Wenn es die edelſte Beſtimmung der Frauen iſt, Geiſt und Herz des Mannes mit Liebe zum Reinen und Schönen zu erfüllen, ſo hatte Frau Lotte die heiligſte Weihe zu dieſem Beruf empfangen. Vor ihren ſanften, milden Worten ſchienen ſich die Räthſel ſeines Lebens zu löſen; er ſah ſich wie in einem Spiegel, und ſprach ihr, was er nie gegen irgend einen Menſchen gethan hatte, ſeine Klagen, ſeine Wünſche aus; und wie wußte ſie ihm nun ſeine unverſtandene Sehnſucht zu deuten! wie verſtand ſie die Nichtigkeit ſeines Thuns und Treibens, die Leere ſeines Herzens, ſein Mißfallen an der Gegenwart, ſein Grauen vor der Zukunft! Alle Ahnungen eines höhern Seins erwachten in ſeinem Buſen, und als er ſie um Mitternacht verließ, war ihm, als beginne ſein Leben neu aufzugrünen. Seit dieſem Abend kam er anfänglich öfter, dann täglich, und dieſe einſamen, ernſten Unterredungen begründeten zwiſchen Beiden die reinſte und innigſte Freundſchaft, die je Mann und Weib mit einander verbunden hat. Sie erhielt ſein Vertrauen, ſeine unbegrenzte Achtung und eine Gewalt über ihn, die ſich täglich ſchöner bewährte, weil ſie allen Mißmuth in ihm zu ſtillen und ihn immer inniger mit dem Leben zu ſtimmen vermochte.

Es liegt aber in der Natur jeder wahren Neigung, daß ſie das Gemüth zum Urquell der Liebe hinzieht; und eine Neigung, die ſich einer ſolchen Richtung auf das Ewige nicht bewußt wird, gehört auch nur der Vergänglichkeit an, der ſie entſproſſen iſt. Fürſt Olaf war ſich bisher des Bedürfniſſes, das kleine Erdenleben durch den Gedanken an Gott und die Erhebung des Gemüths zu ihm zu heiligen, nie bewußt geworden, und daher hatte er die Klarheit und den heitern Frieden nicht zu gewinnen vermocht, die auf keinem irdiſchen Boden gezogen werden. Er ſah in der Religion nur ein Mittel der Staatskunſt, und wenn er gleich einen Weltenſchöpfer anerkannte, ſo war dies in ihm doch nur ein todter Gedanke; alles Kirchenthum galt ihm für Geiſteszwang, der den edelſten Aufſchwung lähme; eigenmächtige Geſtaltung des Charakters war ihm der höchſte Zweck aller Menſchenbildung. Der angeborne Adel des menſchlichen Gemüths erſchien ihm, zum ſtrengen Ehrgefühl ausgebildet, viel höher und herrlicher, als chriſtliche Tugend, die Alles zur Pflicht macht. Er hatte aber bis jetzt auch nie in einem Verhältniß der Freundſchaft oder der Liebe gelebt, innig genug, um ſein Herz der Mittheilung tieferer Gefühle, zarterer Anklänge zu öffnen. Er kannte daher den Reichthum nicht, den ihm die eigene Seele barg; denn ſo wie ſich durch Belehrung und Geſpräch die Fähigkeit, zu denken, in uns entwickelt, und Ideen Ideen erzeugen, ſo gibt es auch eine Atmoſphäre des Wohlwollens und der Empfindung, in der man nicht leben kann, ohne daß das Herz reicher wird an Gefühl, und jene Liebe in ihm aufgeht, die alles Schöne, Hohe und Zarte der Menſchenſeele belebt. Frau Lottens Umgang gewährte ihm nun jede Freude, die die Freundſchaft einer ſeelenvollen, hoch gebildeten Frau zu gewähren vermag. Fürſt Olaf kannte allen Zauber weiblicher Schönheit und Grazie, wenn dieſe in dem Weltglanze des Witzes, des Anſtandes, des feinen Tons erſcheint; allein die eigentliche Stille des weiblichen Gemüths, den heiligen Frieden einer frommen, vor Gott wandelnden Unſchuld kannte er nicht. Vor Frau Lottens Sein, vor der heiligen, ganz unbefleckten Wahrheit ihres Sinnes, vor ihrer frommen Demuth ward ihm aller Glanz irdiſcher Geiſtesgröße zur Nichtigkeit. Er lernte fühlen, was es heißt, reines Herzens ſein, und nichts wollen, nichts begehren, als das Eine, was noth iſt.

Unter dem ſegensreichen Einfluß einer ſo wahren Freundſchaft ward Fürſt Olaf ein Mann, der für ſein Sein und ſein Leben unerſchütterliche Sicherheit gewann. Auch fühlte er tief, was er Frau Lotten verdanke, ohne je mit ihr darüber zu reden. Sein Gefühl für ſie war ſehr eigen. Er achtete ſie ganz anders, als er einen Freund geachtet haben würde, und doch fiel es ihm nie ein, das Weib in ihr zu beachten. Er hatte nicht einmal ein beſtimmtes Bild ihres Aeußern, ohne um dieſe Geſtaltloſigkeit zu wiſſen; ehrte aber doch in ihr zugleich das Geſchlecht, und genoß in ruhiger Vertraulichkeit ihres Umgangs ohne irgend eine Spannung der Neugierde.

Gegen Ende des Winters ward die Gräfin unpäßlich. Der Arzt forderte Ruhe, und ſo wurden beiden Geſchwiſtern einige einſame Abende, an denen auch Frau Lotte bei der Gräfin erſchien, wenn die Kinder eingeſchlafen waren. Die Gräfin neckte in einer dieſer Stunden ihren Bruder mit einigen Eroberungen, die er gemacht hätte und zugleich mit der Aufmerkſamkeit, durch die er die ſchöne Fürſtin S. auszeichne, die für eine der reichſten Erbinnen Rußlands galt, und als er ſehr lebhaft in dem Preis ihrer Reize und Anmuth einſtimmte, ſo bat ſie ihn innig und zärtlich, ſeinem Herumſchwärmen ein Ende zu machen und ernſtlich an eine Vermählung zu denken, die für ihn, den letzten Zweig ſeiner Familie, doppelt Pflicht ſei. Fürſt Olaf ward ernſt. Sein Blick fiel auf Frau Lotte. Sie hatte das Geſicht tief auf ihre Arbeit niedergebeugt, aber ihre Haltung verrieth Unruhe und Befangenheit. Bei der klaren ſtets ungetrübten Friedlichkeit ihres Weſens fiel ihm dieſe Bemerkung ſo auf, daß er, um ſich ihrer zu vergewiſſern, ſie fragte, ob ſie ihm auch rathe, ſich eine Gattin zu wählen? „Wenn Ihr Herz dieſe Frage nicht beantwortet,“ ſagte ſie zögernd, „ſo würde es zu bedauern ſein, wenn Sie irgend einer andern Stimme folgten.“ Rührender denn je klang ihm der Laut ihrer Stimme und eine Erinnerung, die nur noch zu viel Gewalt über ihn übte, wurde gerade in dieſer Minute dadurch ſo lebendig in ihm, daß er ſein Herz ſchneller ſchlagen fühlte. Die Gräfin lachte und meinte, Frau Lotte thue nicht wohl, ihren Bruder in ſeinen romanhaften Grillen zu beſtärken. Die Fürſtin S. ſei ſchön, reich, gebildet, von tadelsfreier Sitte, und zeichne ihn ſichtlich aus; was er denn mehr fordern könne, um ſie zu wählen? Frau Lotte ſchwieg; als die Gräfin aber wiederholt in ſie drang, ihre Meinung zu ſagen, und ſie das Intereſſe bemerkte, mit dem der Fürſt ihre Antwort erwartete, erwiederte ſie, wie ſie die Liebe ſo hoch und heilig achte, daß es ihr Grauſamkeit zu ſein bedünke, dem Fürſten ſeine Anſprüche auf das wahrſte Glück des Lebens verkümmern zu wollen, indem man ihm zu einer Verbindung rathe, die freilich alle äußere Vortheile verheiße, aber nicht durch den tiefen, unvergänglichen Zug von Seele zu Seele geſchloſſen werde. — „Und ſehen Sie mit Ihrem hellen Geiſt, Ihrer ſtarken Seele denn in der Liebe mehr, als einen flüchtigen Jugendtraum?“ fragte Olaf bewegt. Frau Lotte erröthete. „Die Liebe,“ antwortete ſie, „iſt im Frauenherzen ein ſo heiliges Geheimniß, daß kein Wort zart genug iſt, es auszuſprechen, und wir gewiß die Scheu ehren ſollten, vor Männern ſie zu nennen. Allein in der ernſten Stunde, die vielleicht das Loos über ein theures Leben wirft, darf die Freundſchaft nicht verſtummen. Ja, Fürſt Olaf, ich glaube an Liebe und Treue; und wo ſoll das Herz in der jugendlichen Menſchenbruſt ſich mit ſeinen Hoffnungen auf Glück, die zugleich vor dem Thron der ewigen Liebe ſeine Rechte auf Glück begründen, hinwenden, wenn ſie ihm dieſen Glauben rauben wollen?“ — „O,“ antwortete er hart, „warum ſollte der Jugend, die ſo reich an glänzenden Trugbildern iſt, nicht auch dieſer Wahn vergönnt ſein! Auch ich habe einſt geliebt, mit aller Gluth der erſten, heiß entflammten Jugendkraft geliebt; nur der Zufall hat mich vor der Thorheit geſchützt, dieſer Aufwallung Alles zu opfern, was man ſonſt im Leben hoch und theuer hält; und doch war es nichts, als ein Wahn, der mich ſo mächtig bethörte.“ — „Hätten Sie geliebt, wahrhaftig geliebt,“ ſagte Frau Lotte ſehr ernſt, „ſo könnten Sie dies heilige Gefühl edler Seelen nicht ſo entwürdigend ſchmähen. Wer weiß, welche flüchtige Wallung, welches Erwachen Ihres Herzens Sie für Liebe genommen haben, eben weil Sie dieſe nicht kannten. Der Geiſt des Menſchen und ſeine Willenskraft vermag ſelbſtthätig in ſein Leben einzugreifen; aber nicht, es frei zu bilden. Jede Vereinzelung iſt Tod, und da das Leben nur auf dem Leben zu ruhen vermag, ſo gab uns die Natur zum Schutzengel dieſe unvergängliche Sehnſucht nach Liebe, die in jedem reinen Herzen flammt. Die Liebe allein führt zur Liebe, und wie der Menſch liebt, ſo geſtaltet ſich ſein Sein und ſein Leben.“ — Und nun hob ſie an in der ſeelenvollſten, rührendſten Sprache zu preiſen, wie ſich in der Liebe jeder Zwieſpalt des Lebens löſe, und in ihr die wahre, das Leben vermittelnde und einigende Kraft wohne, und wie gerade in der Ehe, ſtatt beengender Beſchränkung, die höchſte Freiheit im Genuß des reinmenſchlichen und eben darum ſo einfachen, als wahren Glückes erblühe, deſſen beſeelenden Einfluß kein Mann entbehren könne, ohne der Natur in ihrem heiligſten Geſetz ungetreu zu werden. Tief bewegt hörte ihr der Fürſt zu. Wie ein Lichtſtrahl des Himmels enthüllte ſich ihm die Schönheit ihrer Seele heller denn je, und wie eine Morgenröthe ging in ſeinem Herzen ſüß und entzückend die Ahnung aller Seligkeit der Liebe auf. „Mir iſt, meine edle, theure Freundin,“ ſagte er, „als gebe dieſe Stunde unſrer Freundſchaft eine höhere Weihe, da ich tief und ernſt Ihren entſcheidenden Einfluß auf mein Leben fühle; und ſo wie mein inneres Leben ſich durch das Erkennen Ihres Werthes kräftigte, ſo geben Sie mir auch für das Glück meines Daſeins Hoffnungen zurück, die ich nur in ſchwerem, bitterm Kampfe aufzugeben vermochte.“ Er hatte bei dieſen letzten Worten Frau Lottens Hand gefaßt und fühlte dieſe jetzt in der ſeinigen zittern. Aufmerkſam dadurch gemacht, empfand er nun auch, wie weich, zart und lebenswarm ſie in der ſeinigen ruhte, und da, als ſie dieſelbe zurückzuziehen ſtrebte, der weite, ſie ſonſt bis auf die Fingerſpitzen verhüllende Aermel auf einen Augenblick zurückfiel, ſah er auch zum erſten Mal die ſchönſte

Frauenhand, die je an Männerlippen gedrückt werden iſt. — Träumend und zerſtreut ging er nach ſeinem Zimmer. Frau Lotte hatte mit Begeiſterung, mit unverkennbarer innerer Bewegung geſprochen. Zum erſten Mal fiel es ihm ein, daß er nichts, gar nichts von ihrer Vergangenheit wiſſe. Liebte ſie vielleicht? Die Verhüllung ihrer Geſtalt ſchwebte ihm nun in ihrer ganzen Seltſamkeit vor; er fragte ſich, ob ſie jung oder alt ſei, und fand, daß ſie, nach dem Silberklang ihrer Stimme und der Leichtigkeit ihres Ganges, vielleicht noch ſehr jung ſein könne. Dazu fühlte er mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, daß er nichts kenne, was ihm den Verluſt ihrer Freundſchaft zu vergüten vermöchte. Viele Bilder der Vergangenheit zogen an ihm vorbei; aber von allen Frauen, die er kannte, war er keiner ſo in treuer Neigung ergeben, als ihr, deren Umgang, deren Billigung, deren Freundſchaft er zur Freude ſeines Lebens durchaus nicht entbehren konnte. Und zwiſchen dieſe Freundin und ſich ſollte er nun ein drittes Weſen ſtellen? Welchen Einfluß mußte das auf ſein Leben gewinnen, und nicht auch auf das ihrige? — Hier blieb er betroffen ſtehen. Ihr Erröthen, ihr Beben der bewegte Klang ihrer Stimme, ihre jugendlich ſchöne, begeiſternde Anſicht der Liebe —: er empfand jetzt, welch ein zarter Jugendduft um ſie ſchwebe; er empfand mit inniger Rührung die Gewalt, die die Wahrheit der Empfindung eines uns ganz ergebenen Herzens unfehlbar über das Gemüth eines edeln Menſchen hat, indem es uns das fremde Glück theurer macht, als unſer eigenes. Mit einer frommen Empfindung gedachte er ihres Werthes und ihrer Trefflichkeit, und ſo ruhig, ſo rein freundſchaftlich ſeine Neigung auch gegen ſie war, erkannte er doch auch, daß er nur mit einer Gattin, die ihr an Herz und Geiſt gleiche, glücklich zu werden vermöge. Er war aus dem Feldzug mit dem Gedanken zurückgekehrt, ſich verheirathen zu wollen, und hätte damals ohne Zaudern und Bedenken ſich mit dieſer oder jener vermählt, wenn nicht eben die Willkür der Wahl ihn unſchlüſſig gemacht hätte; nun war das anders. Frau Lottens Umgang hatte die höhern Anſprüche ſeines Geiſtes und Herzens erweckt; er hatte den veredelnden Einfluß des Umgangs mit einem trefflichen Weibe empfunden; er kannte und wollte dieſen nun in dem heiligſten und innigſten aller Verhältniſſe nicht entbehren und lieber unverheirathet bleiben, als eine Ehe ſchließen, ohne in Sinn und Herzen mit ſeiner Gattin Eins zu ſein. Dieſe Klarheit ſeiner Anſicht und die Feſtigkeit dieſes Entſchluſſes verdankte er Frau Lotten, und er entſchied, ihr ſein ganzes Herz öffnen zu wollen.

Als er am Morgen erwachte, ſtrahlte die Sonne an dem wolkenfreien Himmel und ein linder Frühlingsregen ging durch die noch winterlich eingehüllte Natur. Er ließ Frau Lotte bitten, mit ihm und den Kindern nach dem Wintergarten des Tauriſchen Pallaſtes zu fahren, und während die Kleinen dort unter den Lorbeer- und Orangenbäumen umherliefen und ſich am Geplätſcher der Springbrunnen ergötzten, ging er in dem hohen Säulengang mit Frau Lotte auf und nieder. Sie erſchien ihm heute jugendlicher als ſonſt, beinahe ſchüchtern; er ihr milder und inniger. Beide fühlten in ſich das alte volle Vertrauen zu einander, aber zum erſten Mal ging wie ein zarter Klang durch ihr Geſpräch das Bewußtſein hin, daß der Freund mit der Freundin und nicht blos Seele mit Seele rede. „Unſre geſtrige Unterhaltung, meine Freundin,“ ſagte er ihr, „würde mir ſchon deßhalb unvergeßlich ſein, weil ſie mich zu einer klarern Erkenntniß deſſen gebracht hat, was Sie mir ſind. Wenn es ein dauerndes Gefühl in der Seele gibt, wenn die frommen Regungen der Achtung, des Vertrauens, der treuen, herzlichen Zuneigung wirklich einer ewigen Welt angehören, ſo gehöre ich Ihnen auch mit aller Wahrheit der ſicherſten Unveränderlichkeit an, und das Leben und kein Verhältniß deſſelben darf je ſtörend zwiſchen uns treten. Ich habe mich ſehr ernſt geprüft; ich kann, ich werde nie heirathen.“

Frau Lotte erbebte ſichtlich bei dieſen Worten. Er fuhr lebhafter fort: „Ihnen will ich vertrauen, was ich bis jetzt Jedem verſchwieg. Ich bin keineswegs unempfindlich gegen den Zauber weiblicher Schönheit; aber tief in meinem Herzen ruht ein Bild von Frauenreiz und Frauenhuld, das dieſem Zauber die Macht raubt, mich noch überwältigen zu können. Früher beſchäftigten mich die Frauen nur zu lebhaft; ich verliebte mich oft, meiſtentheils aus Muße, ſogar aus Langeweile, und glaubte in meiner Unbeſtändigkeit nur meiner Natur zu folgen, die mich zum Wechſel unwiderſtehlich hinziehe. Mitten in all' dem jugendlich brauſenden und ſchäumenden Uebermuth eines ſolchen Lebens fühlte ich aber doch oft, wie ich nur mit der Hülfe des Glückes ſpiele, ohne ſeinen Kern ergründen zu können. Mir war oft traurig und ſehnſuchtsvoll zu Muth. Da brach der Krieg aus. Die Gewalt und Herrlichkeit der Zeit erſchütterte ſelbſt Feiglinge, und wo irgend eine Kraft in Männerſeelen ſchlummerte, trug ſie dieſe auf Adlerſchwingen empor. Eine ernſte Bedeutung des Lebens ward mir offenbar, aber die Begeiſterung für Ruhm und Vaterland weckte auch in meinem Herzen das Bedürfniß, ſich durch eine edlere Empfindung, als alle meine Liebeständeleien erregt hatten, ausgefüllt zu fühlen. Das Kriegsglück führte uns nach Deutſchland, wo mir die Eroberung von M. aufgetragen ward. Dieſe Feſtung ward mir nach blutiger Beſtürmung durch eine Uebereinkunft von dem franzöſiſchen Commandanten übergeben. Alt und Jung ſtrömte aus den Thoren, uns wie Retter und Rächer zu bewillkommnen. Ich ſah ehrenwerthe Männer Thränen vergießen, ſah Mütter den Tag ſegnen, der ihren Kindern ein freies Vaterland gab. Es war ein herrlicher Tag, der ſchönſte meines Lebens. Gerührt und glücklich näherte ich mich an der Spitze meiner Truppen dem Thore, als aus dieſem eine Schar feſtlich geſchmückter Jungfrauen zog, deren Anführerin ſich näherte, mir einen

Lorbeerkranz zu überreichen. Was ſie ſprach, hörte ich nicht, nur der Klang ihrer Stimme hallte in meinem Herzen wieder. Ich ſah ſie und hätte ewig nur ſie ſehen mögen. Sie war die Schönheit, die Anmuth ſelbſt. Ich weiß nicht, was ich ihr antwortete; ich weiß überhaupt nur wenig von dieſem Tage. Man hatte uns ein feierliches Mahl bereitet, dem ein Ball folgte, wo ich ſie wieder ſah. Ich ſprach nur mit ihr, ich tanzte nur mit ihr. Sie war ſittig, ſcheu und zurückhaltend gegen den fremden, ungeſtümen Krieger. Erfragt hatte ich indeſſen ſchon, daß ſie die Tochter eines Malers ſei, der erſt ſeit wenig Monden in der Stadt wohne, ſich aber durch ihre Anmuth und Schönheit ſo allgemeine Liebe erworben habe, daß ſie von den Jungfrauen einſtimmig zur Anführerin ihres Zuges ernannt ſei. Am andern Morgen mußte ich die Stadt verlaſſen. Erhitzt von Tanz, Liebe, Wein, durchglüht von einer mir neuen Leidenſchaft, von der ich mich unterjocht fühlte, ohne zu wiſſen, wie? ſagte ich ihr, daß ich ſie liebe, daß ich ſtumm und verſchwiegen ſei, wie das Grab. Ein einziger Blick aus ihren Augen machte mich ſtocken und ſchamroth. Sie wandte ſich von mir ab; da riß es mich hin, und Alles vergeſſend, bot ich ihr meine Hand, meinen Namen. Groß, ernſt, aber ſtrafend, und doch Liebeswärme, Liebesſchmerz im Auge, blickte ſie mich an. „Ich müßte Sie und mich verachten,“ ſagte ſie, „wenn ich in ſolcher Stunde Antwort auf ſolche Werbung geben könnte.“ Und ohne daß ich ſie zurück zu halten vermochte, war ſie entſchwunden. Ich habe ſie nie wieder geſehen. Als ich bei der Rückkehr nach Rußland durch M. kam und mich mit Herzklopfen nach ihr erkundigte, erfuhr ich, ſie ſei bald nach meiner erſten Anweſenheit mit einem reichen Engländer weggereiſet.“ —

Fürſt Olaf hielt hier erſchüttert ein. Frau Lotte weinte ſtill vor ſich hin. Er fuhr nach einigen Minuten geſammelt fort: „Das Andenken dieſer Thorheit iſt mir läſtig, und doch vermag ich's nicht zu verbannen. Entweder ich habe nie geliebt und kann nicht lieben, oder ich habe jene Zauberin geliebt, von der ich nichts weiß, als ihren Namen, und der ich es noch danken muß, mich vor der Thorheit bewahrt zu haben, einem ganz unbekannten Mädchen ihres Standes meine Hand gegeben zu haben, was, als der höchſte Leichtſinn, ein zweideutiges Licht auf meinen Charakter und meine Ehre geworfen haben würde. Der Eindruck aber, den ihre Schönheit auf mich machte, wird ſich nicht wiederholen; mein Herz iſt gegen jeden ähnlichen ſeitdem wie gepanzert. Doch,“ fuhr er innig fort, „eine ſo große Gewalt, wie auch jenes von meinem Willen und meiner Vernunft ganz unabhängige Gefühl über mich gewonnen hatte, war mir doch der beſte Reichthum meines Herzens in ſeiner Treue und ſeinen reinſten Empfindungen unbekannt geblieben, bis ich Sie kennen lernte. Ihnen gehört meine Seele an, und ſo, das Herz bewahrt durch jene Erinnerung, und glücklich durch Ihre Freundſchaft, iſt in mir nichts, was mir die Verbindung mit einem andern weiblichen Weſen wünſchenswerth machen könnte. Wo iſt die Lücke meines Lebens, die ausgefüllt zu werden bedürfte? Meine Schweſter ſichert mir durch ihr Wohnen in meinem Hauſe alle Annehmlichkeiten der Häuslichkeit, auf die man in meinem Stande Anſpruch machen darf; die Sorge für ihre Kinder, in der ich mich mit Allem vereint fühle, was ich liebe, iſt für mich ein Quell edler Freuden. Wo ich einer Anregung zum Wirken für die Welt, wo ich Vertrauen, Troſt, Ermunterung bedarf, ſtehen Sie neben mir, und nie, das fühle ich, könnte ein anderes weibliches Weſen Sie aus meinem Herzen verdrängen, oder mir werden, was Sie mir ſind. Laſſen Sie uns alſo den Bund ſchließen, uns nie zu trennen, und Freunde bleiben zu wollen, bis uns einſt der Tod ſcheidet."

„Ich nehme das Gelübde Ihrer Freundſchaft an, edler Mann," ſagte Frau Lotte ſanft gerührt, „und vielleicht iſt nie ein weibliches Herz ſchöner beglückt worden, als Sie das meinige dadurch beglücken.

Doch über Ihre Zukunft darf es ſich keinen Einfluß anmaßen; denn, wenn nun," fuhr ſie wie heiter ſcherzend fort, „Ihnen, der Sie Tugend, Seelenwerth und Freundſchaft dem bunten Zauberglanz der ſchönen Erſcheinung vorgezogen haben, zu der Freundin, die Sie gewählt haben, auch noch die Zugabe einer jugendlich blühenden Geliebten von der Vorſehung beſchieden wäre, ſo würden Sie dieſe doch nicht verſchmähen?" — Ihr Ton war ſo lieblich, ſo heiter, daß er ſeines Wiederhalles in des Fürſten Seele nicht verfehlen konnte. Ihm war, als hätten ſie ſich jetzt erſt recht eigentlich gefunden, und wohl war es auch ein neues Daſein, daß ihnen Beiden in der Gewißheit ſolcher Freundſchaft und ihrer Macht über das Menſchenherz aufgegangen war. Mit heiterer, klarer Zuverſicht blickte Fürſt Olaf auf die Zukunft hin, und ahnete nicht, wie nahe ihm die Stunde war, in der alle ſeine Entſchlüſſe und Wünſche ſtreng geprüft werden ſollten.

Am ruſſiſchen Hofe lebte ſeit einigen Monaten der Lord Arundel, ein Mann, deſſen Charakter eben ſo achtungswerth, als ſein Sinn bieder und ſein Geiſt gebildet war. Edle Menſchen ziehen ſich gegenſeitig an, und ſo hatten auch er und Fürſt Olaf ſich gefunden und ſich ihr Verhältniß zur herrlichen Traulichkeit ausgebildet. Der Lord hatte vor einigen Jahren eine geliebte Gattin verloren, und von mehreren Kindern war ihm nur eine Tochter geblieben, von der er mit der innigſten Zärtlichkeit ſprach, wie ſich auch in dem Wunſche, ſie glücklich zu ſehen, alle ſeine irdiſchen Hoffnungen vereinten. Die junge Lady war, wegen der Unpäßlichkeit einer Tante, die Lord Arundel und ſeine Tochter auf ihren Reiſen begleitete, in Königsberg zurückgeblieben, da diplomatiſche Aufträge der engliſchen Regierung den Lord nöthigten, ſeine Reiſe nach Petersburg zu beſchleunigen. Mit großer Ungeduld hatte er der Wiedervereinigung mit ſeiner Tochter entgegen geſehen: jetzt erhielt Fürſt Olaf ein Billet von ihm, worin er ihm ihre Ankunft meldete. Er eilte zu ihm, der jungen Lady ſeine Aufwartung zu machen, allein ſie war noch zu ermüdet von der Reiſe, um ſeinen Beſuch annehmen zu können. Der Lord bat ihn für den folgenden Tag, wo er ſeine Tochter am Hofe vorſtellen wollte, zum Mittag. Fürſt Olaf hatte von der Schönheit der Lady ſo viel und oft reden hören, da alle mit dem Kaiſer in London geweſene Ruſſen ſie einſtimmig als die blühendſte Schönheit Britanniens prieſen, daß er ſich freuete, ſie zu ſehen. Wie ward ihm aber, als er ſie am andern Tage bei der ſonntäglichen Morgencour bei Hofe erblickte und ſie ſeiner unbekannten Jugendgeliebten ſprechend ähnlich fand. Es war ihr Wuchs, ihr blondes Haar, ihr herrliches Auge, dies unnachahmlich ſanft gerundete Oval ihres Geſichts, dieſe holdſelige Anmuth ihres ſanften Lächelns; nur erſchien ihm Lady Arundel in der Pracht ihres Anzuges und dem Juwelenglanz ihres reichen Schmuckes blendender ſchön, als er ſich ſeine Unbekannte zu denken vermochte. Er erſchrak vor ihrem Anblick; er fühlte, welch eine erſchütternde Gewalt die Erinnerung der Liebe auch dann noch über uns zu üben vermag, wenn gleich ihre Sonne ſelbſt lange verſunken iſt, und eine Ahnung, der er nicht die Deutlichkeit des Gedankens zu geben wagte, zog entzückend und doch ſchmerzlich durch ſein Herz. Er hatte ſo ſicher geglaubt, ſich die friedliche Ruhe ſanfter Gefühle erhalten zu können, auf die er den Plan ſeines Lebens gegründet hatte, allein an dieſe Geſtalt war, wie er wohl fühlte, die Entſcheidung über ſein Glück gebunden, und vor ihrem Zauber ward das Glück der Freundſchaft zum bleichen Traum.

Lord Arundel entfernte ſich mit ſeiner Tochter, ehe Fürſt Olaf Gelegenheit finden konnte, ſich ihnen zu nähern. In innerer, tiefer Bewegung fuhr er zu ihm. Durch welchen ſonderbaren Zauber hatte die Natur hier den Reiz doppelt abgeſpiegelt, der über ſein Herz ſo magiſche Gewalt übte? Und war es ihm zum Glück, war es ihm zum Schmerz, daß jene Empfindung von Neuem in ihm geweckt wurde? Ach, nicht ſein Schickſal allein ſtand auf dem Spiel, das fühlte er wohl! Wie ein leiſer Seufzer zog Frau Lottens Name durch ſeine Seele, und er empfand, ſein Glück oder ſein Unglück entſcheide zugleich über das Glück und Unglück dieſes ſanften, gewiß bis zum Tode treuen Herzens.

Der Lord empfing ihn mit traulicher Herzlichkeit, und erbot ſich, ihn noch vor Tiſche zu ſeiner Tochter führen zu wollen. Als ſie ſich ihrem Zimmer näherten, tönte ihnen der Silberklang eines deutſchen Geſanges daraus entgegen. Es war Frau Lottens Stimme; und wie traf ſie in dieſem Augenblick das Herz ihres Freundes! Er mußte ſtill ſtehen, und drückte ſichtlich bewegt Arundel's Hand, als wolle er ihn zum Verweilen mahnen; allein dieſer öffnete die Thür. Frau Lotte ſaß einſam am Flügel. Das war noch ihr graues Gewand, allein kein geſtaltloſer Faltenwurf verhüllte mehr die hohe, herrliche Geſtalt; der Schleier war zurückgeworfen, die Haube abgelegt, und unter ihm wallten die blonden Locken in ſchwelgeriſcher Fülle hervor; ätherblaue Augen hoben ſich im klaren Perlenſchimmer zu dem Freunde empor, als ſie ſich bei ſeinem Eintritt erhob, und nun ſanft erröthend und in den Thränen der Liebe ſüß lächelnd vor ihm ſtand. „O mein Gott!“ rief Olaf, „träume ich denn?“ — „Nein,“ ſagte Lord Arundel, „Sie ſehen hier in Lady Charlotte Arundel die Freundin, die ſich, unabhängig von äußerm Reiz und vergänglicher Jugendliebe, Ihr Herz zu gewinnen und ſo für Sie Beide das Glück Ihres Lebens zu ſichern vermochte. Ich war bei dem Ausbruche des Krieges auf dem feſten Lande, und zwar, um den franzöſiſchen Späherblicken und der Gefangennehmung zu entgehen, unter dem Namen eines deutſchen Malers. Als die Tochter eines ſolchen lernten Sie Charlotten in Deutſchland kennen, welches ſie, als das Vaterland ihrer verſtorbenen Mutter, innig liebt, und deſſen Sprache ihr von jeher eine zweite Mutterſprache war. Charlottens Herz empfand die Wahrheit der Leidenſchaft, die ſie Ihnen eingeflößt hatte, um ſo inniger, da es Ihnen gelungen war, ihr eine ähnliche Neigung einzuflößen; aber ſie bedurfte einer edlern Zuverſicht, als der flüchtige Augenblick Ihrer Bekanntſchaft zu geben und zu rechtfertigen vermochte, um Ihnen das Glück Ihres Lebens anzuvertrauen. Der Vater ward der Vertraute der Tochter. Es ward mir leicht, Ihnen zu folgen und nähere Kunde von Ihnen einzuziehen. Ich lernte Sie achten und billigte Charlottens Plan, ſich Ihnen als Frau Lotte unerkannt zu nahen und Sie zu prüfen. Beides iſt ihr gelungen, und der glücklichſte Vater hat jetzt nur ſeinen Segen für zwei geliebte Kinder."

Lady Arundel und Fürſt Olaf ſind jetzt das ſchönſte und edelſte Paar der großen Kaiſerſtadt. O Ihr Glücklichen! möge das Leben Euch ſo ſchön bleiben, wie Eure Liebe es iſt! friedlich, wie Eure Seelen, und rein, wie Eure Herzen!

Frauenliebe und Frauenfreundſchaft.

Klara von Albedyl und Eugenie von Wenſe waren ſeit ihrem achten Jahre in einem Kloſter zu Wien gemeinſchaftlich erzogen worden, und durch das Band der innigſten Liebe mit einander vereint. Klara war ſanft, ernſt und gefühlvoll, Eugenie heiter und muthwillig, Beide aber ſchön und geiſtvoll. Von ihren Geſpielinnen und Lehrerinnen im Kloſter gleich geliebt, waren ihnen ihre Kinderjahre ungetrübt im Genuſſe jenes ſanften Friedens verfloſſen, deſſen Glück wir erſt dann erkennen, wenn er uns geraubt worden iſt.

Eugenie war eine arme Waiſe, die auf Koſten kaltherziger Verwandten im Kloſter erzogen wurde. Hier ſah ſie der Freiherr von Reuß, ſie gefiel ihm und da ſein Reichthum ihm die Einwilligung ihrer Familie gewann, ſo reichte ihm die kaum ſechzehnjährige Eugenie ohne Widerſtreben, wie ohne Neigung, ihre Hand. Schon ſeit lange beſchäftigte er ſich mit dem Plane, ſeine noch übrigen Lebenstage in ländlicher Abgeſchiedenheit zuzubringen, und ſeine Heirath beſchleunigte die Ausführung deſſelben. Eugenie betrauerte nur die Trennung von ihrer Klara, mit der ſie einen Briefwechſel verabredete, der es den beiden Freundinnen möglich machen ſollte, in der Gemeinſchaft der Liebe und des innigſten Vertrauens mit einander fortzuleben, und folgte ihrem Gemahl auf ſeine in Böhmen liegenden Güter, feſt entſchloſſen, ſich durch treue Pflichterfüllung den Frieden ihrer Seele ungetrübt zu erhalten.

Ihrer Freundin Klara ſchien das Glück ein reicheres und ſchöneres Loos beſtimmt zu haben. Früh hatte ſie ihre Mutter verloren, und ihr Vater, deſſen einziges Kind ſie war, nahm ſie jetzt, gleich nach Eugeniens Verheirathung, aus dem Kloſter, um ſie in ſein Haus als Gebieterin deſſelben einzuführen. Sein vertrauteſter Freund und zugleich der Grenznachbar des Gutes, auf dem Graf Albedyl die Sommermonate verlebte, war der Graf Lückner, und auch für dieſen war der Tag, der Klara in die Arme ihres Vaters zurückführte, ein Feſttag, da an ihm auch ſein jüngſter Sohn Arthur nach einer Abweſenheit von zwei Jahren wiederkehren ſollte. Ein Feſt feierte

Beider Ankunft, und ſo erblickten Arthur und Klara ſich zum erſten Male gegenſeitig im Verklärungsglanze der Liebe und der Freude. Der Eindruck dieſes Tages auf ihr Herz war tief, und für Beider Glück entſchieden.

Arthur war ein durch Geiſt und Sitte gleich ausgezeichneter Jüngling, deſſen edle Geſichtszüge, ſo wie der klare Blick ſeines herrlichen Auges, den Adel ſeiner Seele und den Freimuth ſeines Charakters verkündeten. Hingeriſſen von der Macht des Eindruckes, den Klara auf ihn machte, verrieth er ihr in den erſten Tagen und Wochen oft unwillkürlich durch Blicke und halbe Worte, welche Herrſchaft ſie über ſein Herz und ſeine Seele gewonnen habe, doch bald brachte ihn das Erwägen ſeiner Lage und ſeiner Verhältniſſe zu dem Entſchluß, das Geheimniß ſeiner Liebe tief in ſeiner Bruſt zu verſchließen.

Klara war die Erbtochter eines eben ſo reichen als vornehmen Hauſes, und ihrem Vater ſtand die Wahl unter den ausgezeichnetſten jungen Männern des Landes frei; durfte er, der jüngſte Sohn eines Hauſes, deſſen Beſitzthum ausſchließend ſeinem ältern Bruder, als dem künftigen Majoratsherrn, zufiel, darnach ſtreben, Klara's Herz zu gewinnen und ſie dem Unglücke einer hoffnungsloſen Liebe preis geben zu wollen? Er kannte die ſtrenge unbeſtechliche Ehrliebe ſeines Vaters, die es dem Sohn nicht vergeben haben würde, die Tochter des Freundes, deſſen Billigung nicht zu erwarten war, in ein heimliches Liebesverſtändniß verſtrickt zu haben, und ach! mehr noch als alle Rückſichten, galt ihm Klara's Frieden, Klara's Ruhe! So gelobte er ſich dann nach langem, ſchwerem Kampfe, ihr nie zu verrathen, daß er ſie liebe, und ſie, die unausſprechlich Geliebte, zu ſchützen, daß ſie nie den Schmerz theilen müſſe, mit dem er das Unglück hoffnungsloſer Liebe empfand.

Weit ſchönere Traumbilder, weit ſüßere Hoffnungen umgaukelten dagegen Klara's Phantaſie und öffneten ihr Herz mehr und mehr einem Eindruck, den ſie nicht bekämpfen zu dürfen wähnte, und der es mit all den wonnevollen Regungen der erſten Liebe und ihrer ahnungsvollen Seligkeit füllte. Sie wußte, daß ihr Vater ſie aus dem Kloſter genommen hatte, um ſie zu vermählen, und es ſchien ihr unwiderſprechlich erwieſen, daß ſie und Arthur für einander beſtimmt waren. Die Aufnahme, die er im Hauſe ihres Vaters fand, die Freiheit, die man ihm ließ, ſie täglich zu ſehen und zu unterhalten, die

Freundſchaft, die beide Familien mit einander verband, Arthurs perſönliche Eigenſchaften, Alles dies vereinte ſich, ſie in ihrem gefährlichen Irrthume zu beſtärken. Sie wußte noch nicht, von welchen Rückſichten ſich Eltern gemeinhin bei der Wahl eines Lebensgefährten für ihre Kinder leiten laſſen, und alles Andere eher erwägen, als den Charakter und den ſittlichen Werth des Mannes, in deſſen Arme ſie eine blühende, geliebte und unverdorbene Tochter legen.

Ihr Vater hatte ſchon gewählt und Klara's Hand dem Oberſten, Grafen Bilow, dem Neffen des erſten Miniſters und zugleich Liebling deſſelben, zugeſagt. Sechs Monate nach ihrer Rückkehr in das väterliche Haus benachrichtigte ſie ihr Vater von dieſer Entſcheidung und zugleich von der nahen Ankunft des Grafen. Die Eheſtiftung war ſchon ſchriftlich zwiſchen dem Vater der Braut und dem Onkel des Bräutigams beredet und aufgeſetzt worden, und die beiden Perſonen, deren Glück von dieſer Verbindung abhing, ſahen ſich zum erſten Mal am Morgen des Tages, an deſſen Abend man ihre Unterſchrift verlangte, um dieſe Acte rechtskräftig zu machen.

Klara's Schrecken war ſo groß, wie ihr Schmerz, als ſie dieſe ihrem Glücke ſo feindliche Nachricht erfuhr; allein der Charakter ihres Vaters und ihre eigene jugendliche Schüchternheit und Unerfahrenheit machten jede Weigerung unmöglich. Was konnte ſie auch ſagen? was geſtehen? Sie ahnete ja nur, daß ſie geliebt werde, und unmöglich dünkte es ſie, dem Vater eine geheime, vielleicht unerwiederte Neigung zu bekennen. Sie hatte, wie faſt alle Frauen, den Muth, das Unglück zu ertragen, aber nicht den Muth, das Glück zu erringen, und ſo fühlte ſie ſich, viel zu furchtſam, um einem entſchieden ausgeſprochenen Befehl des ſtrengen, hochverehrten Vaters zu widerſtehen, in die Nothwendigkeit verſetzt, ſtumm gehorchen zu müſſen, und alle Träume des Glückes und der Liebe einer Pflicht zum Opfer zu bringen, von deren Erfüllung ſie durch nichts entbunden werden zu können glaubte. Früher als Klara ſelbſt von dem Plane dieſer Verbindung unterrichtet, ſuchte Arthur einen Vorwand, die Gegend noch vor der Ankunft des Grafen Bilow verlaſſen zu können. Er fand bei ſeinem Abſchiedsbeſuch Klara in dem Zimmer ihres Vaters. Die Nachricht ſeiner Abreiſe traf ſie ganz unvorbereitet. Ihr war, als ſei ihr Herz von dem Pfeil des

Todes getroffen, an dem es nun leiſe und langſam verbluten müſſe. Unfähig, an der Unterhaltung Theil zu nehmen, ſaß ſie am Stickrahmen, das Haupt tief auf ihre Arbeit niedergebeugt. Bleich und erſchüttert näherte ſich Arthur, um Abſchied zu nehmen. Sie hob das Auge zu ihm empor, ihre Blicke begegneten ſich, Beider Augen füllten ſich zugleich mit Thränen, die ihnen zum Geſtändniß ihrer Liebe wurden, und die einzige Sprache blieben, in der ſie ſich dieſe zu geſtehen wagten. — Sie ſahen ſich nicht wieder, und wenige Wochen darauf wurde Klara mit dem Grafen vermählt.

Der Glanz, der Klara bei ihrer Erſcheinung in der Welt umgab, wurde ihr kein Erſatz für das verlorne Glück ihres Herzens. Verpflichtet, ihre Liebe einem andern Manne, ihrem Gatten, zuzuwenden, ſuchte ſie Arthurs Bild in ihrer Seele zu verlöſchen: doch je ernſtlicher ſie kämpfte, je anſtrengender ſie ſtrebte, ihn zu vergeſſen, je mächtiger rief ihr ein trauriger Vergleich, der ſich ihr immer von Neuem aufdrang, die achtungswerthen und liebenswürdigen Eigenſchaften zurück, die ihm ihr Herz gewonnen hatten, und je mehr ihr Geiſt ſich entfaltete, ihr

Urtheil ſich bildete, je herber empfand ſie es, die Gattin eines Mannes geworden zu ſein, deſſen einziges Verdienſt ſein Rang und ſein Reichthum waren.

Ihr Gemahl war kein laſterhafter, kein böſer Mann. Seine herrſchende Neigung war eine Prachtliebe, die ihn zum Verſchwender machte, um ſeinen Geſchmack rühmen zu hören. In hohem Grade beſaß er das Talent, Feſte anzuordnen, ihre Feier zu vervielfältigen und durch Abwechſelung zu verſchönern; allein er war auch unſäglich eitel auf den Beſitz dieſes Talents, das ihn in allem ſeinen Streben, ſeinen Wünſchen und ſeinem Thun ſo kleinlich machte, daß es ihm an Zeit und Fähigkeit fehlte, ſich mit ernſtern und wichtigern Dingen beſchäftigen zu können und zu mögen. Unempfänglich für den Reiz der Freundſchaft und der Liebe, war er es auch für die Regungen des Mitleids, doch half er, wenn ihm zu oft wiederholte zudringliche Bitten läſtig wurden. In dieſem Falle erhielt das Unglück zuweilen Unterſtützung von ihm; allein nie erweckte es in ſeiner Bruſt Theilnahme, nie regte es ihn zu ernſten Betrachtungen über Menſchenleben und Menſchenſchickſal an.

Klara's Schönheit ſchien in den erſten Wochen ihrer Verbindung Eindruck auf ihn zu machen. Es ſchmeichelte ihm, eine Frau in die Welt einführen zu können, deren Schönheit, wo ſie auch erſchien, Aller Blicke auf ſie und ihren Begleiter zog, und er fand daher großes Gefallen daran, ſich mit ihr dem Publicum zu zeigen. Wenn er aber ihren Reizen dieſe Art von Huldigung erzeigte, ſo verſagte er ihr dagegen alle Würdigung und Anerkennung ihres Charakters und ihres Geiſtes. Klara vermißte bei ihm jede Tugend, jede Eigenſchaft, die ſie in dem Freunde, dem Gatten zu finden gehofft hatte, und es war ihr eben ſo unmöglich, ihn zu ehren, als ihn zu lieben. Er beachtete ihre Kälte ſo wenig, wie ihren Werth; Höflichkeit ohne Traulichkeit, Gleichgültigkeit ohne Abneigung blieb der Grundton ihres lauen, aber friedlichen Verhältniſſes. Ein Vierteljahr nach ihrer Vermählung fingen ſie an, in geſonderten Geſellſchaftszirkeln zu leben. Sie ſuchten ſich gegenſeitig nicht auf, ohne ſich doch auch zu vermeiden; ſie begegneten ſich ohne Widerwillen, wie ohne Freude, und im Laufe mehrerer Jahre gaben ſie ſich, trotz der Verſchiedenheit ihres Sinnes und ihres Charakters, keinen Anlaß, ſich Einer über den Andern beklagen zu können.

Zwei Jahre lang blieb Schwermuth der Grundton in Klara's Weſen. Ein Herz, wie das ihrige, weint ſich mit allen ſeinen Thränen den Schmerz nur tiefer in die Seele hinein, obwohl leichtere Gemüther leichteren Schmerz auszuweinen vermögen; doch Zeit und Zerſtreuungen blieben nicht ganz ohne Einfluß auf ſie. Von keinem unruhigen Hang nach äußerer Wirkſamkeit getrieben, ſuchte ſie Alles, was ſie kränkte, auf irgend eine Weiſe durch angemeſſene Thätigkeit zu überwältigen, und es gelang ihr, weil ſie ihr Schickſal in ihrer Liebe zu Arthur unwiderruflich entſchieden fühlte. Sie erkannte es, wie gefährlich ihr in ihrer Lage und in ihren Verhältniſſen die tiefe Fühlbarkeit ihrer Seele, die bei ihr nicht blos jugendliche Lebhaftigkeit der Empfindung, nicht blos ein flüchtiges Colorit des Daſeins, ſondern die Urquelle ihres Seins ſelbſt war, geworden ſein würde, wenn ſich nicht alle Strahlen ihrer Liebe früh in einem edlen Mann geſammelt hätten, deſſen Andenken nun der Schutzheilige ihres Friedens und ihres Lebens blieb. Männer haben in der Regel für verlornes Glück der Liebe nur Gedächtniß, Frauen dagegen Erinnerung, daher begreifen ſie auch nicht, wie treu ein reines Frauenherz ſeine Empfindungen und Erinnerungen zu bewahren vermag. Wir können im Leben keinen neuen Reichthum von Empfindungen einſammeln, ohne daß wir von unſerm Beſitz etwas als Kaufpreis des Erwerbs hingeben müſſen, und das macht die Treue, die himmliſche Treue hienieden zu einer ſo ſeltenen Erſcheinung. Der Natur treuer, als die Männer, bewahren Frauen oft das Andenken eines Blickes, der ihr Herz bewegte, mit derſelben Stärke der Empfindung, die er weckte, bis zum letzten Schlage ihres Herzens. Das kann kein Mann, das begreift kein Mann, und eben deßhalb bleiben ihnen die Frauen ewig ein Räthſel.

Klara fand in der Welt keines der Ideale ihrer jugendlichen Sehnſucht verwirklicht, aber ſie ſelbſt blieben als heiliges Pfand einer höheren Welt in ihrer Bruſt. Mitten in all' den Zerſtreuungen und Feſten, an denen ihr Alter und ihre Verhältniſſe ſie Theil zu nehmen nöthigten, wich Arthurs Bild nur zurück, ohne je zu verbleichen und je von dem Bilde eines andern Mannes verdrängt zu werden. Jede ihrer einſamen Stunden blieb der innigen, ſanften Erinnerung an ihn geweiht, und füllte ihr Herz mit jener Wehmuth, deren Thränen gefühlvolle Seelen zu ihren ſchönſten Freuden zählen.

Fünf Jahre verfloſſen ſo, ohne in Klara's Stimmung und Verhältniſſen eine Aenderung herbeizuführen. Ihr Briefwechſel mit Eugenie wurde ſehr regelmäßig fortgeführt, und dieſe innige, herzvolle Mittheilung aller Erlebniſſe erhielt beide Freundinnen feſt mit einander verbunden, und füllte vorzüglich bei Eugenie die Lücke aus, die ihr ganz einſames, freudenleeres Leben ſonſt für ein ſo heiteres, der Geſelligkeit bedürfendes Weſen gehabt haben würde. Eugenie war ein Beweis, wie unabhängig von äußeren Verhältniſſen eine ſchöne Natur ſich zu entwickeln vermag, wenn ſie ihr Denken und Empfinden im Kreiſe ihrer Pflichten feſtzuhalten weiß. Ihr heiteres Gemüth blieb ſtets auf die Gegenwart beſchränkt, und mit kindlichem, faſt naivem Vertrauen ſich hingebend an das Leben, deſſen Verhältniſſe ſie heiter aufzufaſſen verſtand, bewährte ſie ſich in ernſten Prüfungen doch eben ſo freudig muthig, als treu ausharrend. Drei Jahre lang mußte ſie dem mürriſchen alten Gemahl Krankenwärterin ſein, ohne ſein Lager Tag und Nacht verlaſſen zu dürfen, da er ihr nur ſelten die Erholung eines Spazierganges vergönnte — mit wahrhafter Stärke des Gemüths wußte ſie ihr Inneres, frei von jeder nachtheiligen Einwirkung dieſes Verhältniſſes zu erhalten und ſtand nach fünf Jahren an dem Grabe ihres Gemahls mit dem erhabenen Bewußtſein, ihre Pflicht gegen ihn mit eben ſo viel Treue und Milde ganz erfüllt zu haben.

Klara erhielt Eugeniens Brief mit der Nachricht dieſes Todesfalles an demſelben Tage, wo das Regiment, deſſen Oberſt ihr Gemahl war, Befehl zum Marſch bekam. War es Vorgefühl, das den Grafen bei dieſer Trennung ergriff, oder empfand er vielleicht, indem er ſie verließ, tiefer denn ſonſt ihren Werth; genug, er zeigte eine ihm ſonſt fremdartige Weichheit, als er Abſchied von ihr nahm. Seine Traurigkeit und der Gedanke an die Gefahren, denen er entgegen ging, rührten Klara. Sie umarmte ihn herzlich und erbat ſeine Einwilligung, während ihrer Trennung, fern von der Hauptſtadt, auf Eugeniens Gute zubringen zu dürfen, was er ihr gern zugeſtand, und zwei Tage nach ſeiner Abreiſe war auch ſie ſchon auf dem Wege.

Klara machte ſich eine Freude daraus, Eugenie durch ihre Ankunft zu überraſchen und ihr dadurch einen Beweis zu geben, wie innig ſie ſich nach dieſem Wiederſehen geſehnt habe. Beide Frauen empfanden jene reine, beſeligende Freude, welche man bei der Wiedererhaltung eines Glückes empfindet, deſſen Verluſt uns lange immer gleich ſchmerzlich geblieben iſt. Beide fanden ſich ſchöner, liebenswürdiger, gebildeter, als ſie es bei der Trennung geweſen waren. Jede wünſchte der Andern zu den neu gewonnenen Vorzügen Glück und Beide bemerkten mit gleicher Freude, wie das Leben durch ſeine Schmerzen und ſeine Freuden den Geiſt der Freundin entwickelt und ſeinen Ideenreichthum vermehrt hatte, ohne das Herz an irgend einem ſchönen, wahren Gefühl zu verarmen. Während Klara das Glück der Freundſchaft empfand, ſich der Schönheit der vom Frühling neubelebten Natur erfreute und ſich dem Reiz hingab, den die Stille und die Einfalt des Landlebens, für jedes unverdorbene Herz haben, erſparte ihr dieſer Aufenthalt bei Eugenien die Prüfung einer Ueberraſchung, die vielleicht zu mächtig auf ſie gewirkt haben würde.

An demſelben Tage, wo ſie die Hauptſtadt verließ, war Arthur dort eingetroffen. Von den fünf ſeit ihrer Trennung verfloſſenen Jahren hatte er die beiden erſten auf Reiſen zugebracht und die übrige

Zeit als Freiwilliger in Spanien für die Freiheit der pyrenäiſchen Halbinſel gekämpft, und das mit Ruhm und Auszeichnung. Jetzt, wo ſein Vaterland in dem großen Kampf mit auftrat, kehrte er in daſſelbe zurück, um in der Hauptſtadt eine Anſtellung im Heere für ſich zu erbitten.

Seine Ankunft und der Bewegungsgrund derſelben waren in einem Briefe erwähnt, den Klara von einer Bekannten erhielt; ſie las ihn laut vor und Eugenien entging das Beben ihrer Stimme nicht, mit dem ſie Arthurs Namen ausſprach. Eugenie hatte nie geliebt und ſah daher in Klara's Liebe nur den Quell eines Kummers, der ihr Leben trübe; es war ihr zugleich unbegreiflich, wie nach Jahren der Trennung das Andenken eines Mannes noch ſolche Macht üben könne, und ſie ſprach ihr Erſtaunen darüber aus.

„Ich weiß nicht," antwortete Klara, „ob es möglich iſt zu vergeſſen, was man einmal wahrhaft geliebt hat — wenigſtens habe ich dies vergeblich zu erſtreben geſucht. Erſt nach langem, ermattendem Kampfe, nach vielen erfolgloſen Anſtrengungen habe ich aufgehört, mir eine Liebe zum Vorwurf zu machen, die ich nicht zu beſiegen vermochte, und jetzt bin ich überzeugt, daß ich dieſer Treue meiner Empfindung einzig und allein alles Gute verdanke, was in mir iſt. Der Liebe allein verdanke ich die Leichtigkeit, mit der ich die Pflichten erfülle, die mir der Charakter meines Mannes, ſein Mangel an Bildung und das Beiſpiel einer großen Anzahl von Frauen meines Standes entweder drückend, oder doch weniger ehrwürdig gemacht haben würden. Meine Liebe zu Arthur iſt meine Schutzwehr gegen ſein Geſchlecht geworden; ſie hat mich vor allen Fallſtricken der Verführung und der Eitelkeit und vor den gefährlicheren Täuſchungen des eigenen Herzens bewahrt. In jedem Augenblicke meines Lebens hat mich der Wunſch, ſeiner Achtung werth zu bleiben, beſeelt und ſelbſt vor Unbeſonnenheiten ſchützte mich das Streben, die öffentliche Achtung zu gewinnen und mich dadurch der ſeinigen zu verſichern. Es iſt mir zur unerläßlichen Gewohnheit meines Daſeins geworden, ihn als den unſichtbaren Richter und Zeugen meiner Empfindungen und meines Thuns anzuſehen und mein Leben unter ſeinen Augen zu leben. Auch könnte ich eher Alles ertragen, nur nicht die Scham, irgend etwas gethan zu haben, deſſen Zeuge er nicht ſein dürfe und bei dem ich mich nicht ſeiner Billigung, ſeines Beifalls verſichert halten könnte."

„Ich geſtehe es,“ ſagte Eugenie lächelnd, „daß Du Dich herrlich darauf verſtehſt, Deine Neigungen Deinen Grundſätzen dienſtbar zu machen; allein wenn die Trennung von dem Geliebten dieſer Schwärmerei Adel und Würde gab, ſo würde ſeine Rückkehr und die Nothwendigkeit, ihn zu ſehen, ſie doch gewiß gefahrvoll für Deinen Frieden machen. Ich kenne freilich ſo wenig die Liebe als ihre Gefahren, doch wenn ich der Erzählungen und der Warnungen meines ſeligen Herrn gedenke; ſo muß ich uns Frauen für ſchwache Geſchöpfe halten, die nur ein ſicheres Vertheidigungsmittel in ihrer Gewalt haben und das iſt, ihr Herz ganz dem Gefühl zu verſchließen, dem Du das Deine mit ſo großem Vertrauen hingibſt.“

„Ich glaube mein Herz zu kennen,“ erwiederte Klara, „und fürchte die Gewalt dieſer Liebe nicht, doch werde ich Arthurs Anblick vermeiden, ſo lange ich ihm auszuweichen vermag. Wer weiß auch,“ ſetzte ſie ſeufzend hinzu, „ob ihm nicht in dieſem blutigen Kampf das Todesloos fällt.“ — Dieſes war indeſſen ſchon gefallen und eine heiße Schlacht geſochten, ohne daß ſie es ahnete.

Zwei Poſttage blieb Klara ohne Nachricht von ihrem Gatten; dann ſandte ihr Vater die für ſie beſtimmten Briefe an Eugenie und überließ ihr die Wahl des Augenblicks, in dem ſie ſie an Klara übergeben wolle. Dieſe Briefe enthielten den Bericht des unglücklichen Tages; Arthur war unter den leicht Verwundeten, Klara's Gemahl unter den Getödteten.

Keine Herzensneigung, kein perſönlicher Verluſt konnte Klara bewegen, den Tod des Grafen zu beweinen, aber Mitleid, Theilnahme und jenes Wohlwollen, welches die Gewohnheit, mit einander zu leben, erzeugt; die Ehrfurcht für ein Band, deſſen Stärke in gutgearteten Seelen ſelbſt die Gleichgültigkeit nicht zerſtört, ließen ſie den Tod eines Mannes beweinen, der in der Blüthe ſeiner Jahre und ſeines Glückes gefallen war. Sie beſchloß, ihr Trauerjahr auf Eugeniens Gut zu verleben, wogegen dieſe gelobte, ſie nach Verlauf deſſelben in die Hauptſtadt zurück zu begleiten, um ſich nie wieder von ihr zu trennen.

Eugenie ehrte die Thränen, die Klara ihrem Gemahl weinte, doch unerklärlich blieb ihr der ſtille Ernſt, die ſanfte Wehmuth, die Klara's liebliche Züge ſeit dieſer Trauernachricht überſchatteten. Der Sommer verging, der Herbſt kam, und Klara wurde nicht heiterer, ſondern immer ernſter, immer ſinnender. Sie erhielt von ihrem Vater die Nachricht, daß Arthur jetzt, nach geſchloſſenem Frieden, den Winter in der Hauptſtadt zubringen werde, wie auch Graf Albedyl ſeit der Vermählung ſeiner Tochter es zu thun gewohnt war. In jedem ſeiner Briefe erwähnte er Arthurs, dieſes Sohnes ſeines älteſten und liebſten Freundes, mit großem Lobe. Klara ließ Eugenie dieſe Briefe leſen, allein nie nannte ſie ihr Arthurs Namen und ſichtlich ſtrebte ſie darnach, jedem Geſpräch über ihn auszuweichen.

„Du biſt doch ein räthſelhaftes Weſen,“ ſagte ihr Eugenie eines Tages. „Seit dem Tode Deines Mannes ſehe ich Dich ernſt und innerlich betrübt, und doch hat ſein Verluſt Dich nur rühren, aber gewiß nicht unglücklich machen können. Alles berechtigt Dich jetzt zu den ſchmeichelndſten Hoffnungen auf erſehntes, bisher ſchmerzlich entbehrtes Glück. — Du biſt frei, biſt unabhängig, kannſt Dich des Gedankens erfreuen, dem Geliebten mit Deiner Hand den Beſitz eines großen Vermögens zuſichern zu können, allein es ſcheint faſt, als wenn Deine Treue und Deine Liebe bisher mehr das Erzeugniß des Eigenſinns Deiner Einbildungskraft, als das eines mächtigen, unüberwindlichen Gefühls geweſen ſein müſſe.“

„Ich bin immer dieſelbe," antwortete ihr Klara wehmüthig lächelnd, „aber in mir iſt keine Zuverſicht des Glücks, deſſen Hoffnungen Du mir ſo ſchmeichelnd vorführſt. Ohne Wunſch, ohne Hoffnung habe ich Jahre lang nur für Arthur gelebt und nie verband ſich mit dem Gedanken an ihn in meiner Seele irgend ein Traum des Glückes. Hinaus aus dem Kreiſe der vergänglichen Erſcheinungen des Erdenlebens war meine Liebe geſchieden, um in einer ewigen unwandelbaren Welt einheimiſch zu werden, und mir iſt, als ſolle ich einen abgeſchiedenen Geiſt gewaltſam zurück bannen auf die Erde, wenn ich meine Liebe an irdiſche Bande zu knüpfen verſuchen will."

„Wünſcheſt Du denn aber nicht, Arthur wieder zu ſehen, und zu erfahren, ob er Dich noch liebt?" fragte Eugenie.

„Weiß ich denn," erwiederte Klara, „ob er mich je geliebt hat? Ich war damals ſo jung, ſogar nicht fähig, den Eindruck zu verhehlen, den er auf mein Herz machte, und ſo hat ſich vielleicht nur ſeine Eitelkeit geſchmeichelt gefühlt, wo ich mich geliebt glaubte. Wahr iſt es, daß ſeine Blicke mir Liebe geſtanden, aber nie ſprach ſein Mund aus, was ſeine

Augen mir zu ſagen ſchienen. Vielleicht habe ich ihre Sprache mißverſtanden — doch auch angenommen, ich ſei ihm damals theuer geweſen, ſo iſt es doch mehr als wahrſcheinlich, daß Abweſenheit und eine andere Liebe mein Bild längſt in ſeiner Erinnerung verlöſcht haben."

„Du findeſt Gefallen daran," ſagte Eugenie lächelnd, „Dich ſelbſt zu quälen und den Wünſchen Deines Herzens entgegen zu ſein. In Deiner Lage würde ich mich überzeugt halten, daß der Mann meiner Liebe meine Empfindung theile, und meine eigene Beſtändigkeit würde mir als Bürge für die ſeinige gelten."

„Dieſer Bürge iſt nicht annehmbar," ſeufzte Klara, „da ich mehr als einen Grund habe, Arthurs Charakter nicht nach dem meinigen zu beurtheilen. Er iſt allgemein geachtet, allein ich hörte auch oft der Leichtigkeit erwähnen, mit der er ſich dem Eindruck, den Frauenreiz auf ihn macht, hingibt. Jede gefällt ihm, aber Keine feſſelt ihn."

„Und ſpricht das nicht für ihn?" fragte Eugenie. „Konnte er mit Deinem Bilde im Herzen eine Andere lieben? Oder ſäheſt Du es etwa lieber, wenn er ſich hätte feſſeln laſſen?"

Eugeniens Neckereien blieben nicht ohne Einfluß auf Klara's Stimmung, doch vergeblich blieb ihr Bemühen, Klara zur Rückkehr in die Hauptſtadt zu bewegen. Eine zarte Scheu machte es ihr unmöglich, dem Glück entgegen zu gehen, weil es ihr ſchien, als ſuche ſie es dadurch auf. Nur die Pflicht konnte ihr Widerſtreben beſiegen, denn als ſie im Anfang des Novembers von ihrem Vater die Nachricht erhielt, er ſei krank und ſehne ſich nach ihr und ihrer Pflege, verſtummte jede Bedenklichkeit und ſie befahl ihren Leuten, Alles auf's Schnellſte zu ihrer Abreiſe in den Stand zu bringen. Nothwendige häusliche Anordnungen hielten Eugenie noch für einige Wochen auf ihrem Gute feſt, allein ſie erneuerte ihr Verſprechen, gleich nach Beendigung derſelben nach der Stadt zu kommen und bei Klara zu wohnen, um ſich nie wieder von ihr zu trennen.

Klara fand bei ihrer Ankunft ihren Vater außer Gefahr, aber doch noch genöthigt, das Bette zu hüten. Arthur war abweſend, um ſeine Familie zu beſuchen, doch nach einigen Tagen kam er zurück, und ſein erſter Gang war zu Klara's Vater, den er kindlich ehrte und liebte. Sie ſaß, als er eintrat, neben dem Lager ihres Vaters, beſchäftigt, ihm vorzuleſen. So oft ſie ſich auch dieſen Augenblick gedacht und ſich auf ihn vorbereitet hatte, ſo ergriff ſie Arthurs Anblick doch ſo tief, ſo gewaltig, als erſcheine er ihr ganz unerwartet. Der Augenblick ihrer Trennung, wo ſie Beide Thränen weinten, Beide Einen Schmerz, Eine Liebe empfanden — ach, dachte ſie, bewahrt er noch das Andenken dieſes Augenblicks? erinnert er ſich ſeiner mit einem dem deinen ähnlichen Gefühl, oder nur wie eines Vorfalls, deſſen man nur noch gelegentlich gedenkt, weil er ſchon lange aufgehört hat, für uns intereſſant zu ſein?

Arthur, der um Klara's Ankunft wußte, konnte nicht überraſcht ſein, ſie bei ihrem Vater zu finden, allein ihre Gegenwart ſchien ihn ſo wenig zu erſchüttern, als in Verlegenheit zu ſetzen und er begrüßte ſie, wie er jede andere Dame in dieſem Falle begrüßt haben würde, mit der feinſten Sittigkeit, und der huldigenden Achtſamkeit, die der Schönheit und dem Verdienſt gebührt; aber kein Erröthen, kein Blick, keine Bebung ſeiner Stimme verrieth, daß es die Geliebte ſeiner Jugend war, die er nach fünfjähriger Trennung hier wieder ſah. Klara wagte es nicht, die Augen zu ihm aufzuheben, und ihre

Erſchütterung zwang ſie, ſich in ihrer Antwort auf die alleralltäglichſten Redensarten zu beſchränken.

Von dieſem Tage an ſah er ſie täglich am Krankenbette ihres Vaters und ſpäterhin in ihrem eignen Hauſe, allein obgleich Alles ihn zu berechtigen ſchien, gegen ſie den traulichen Ton eines Jugendfreundes anzunehmen, ſo ſchien er doch weit entfernt, aus ihrem ehemaligen Verhältniß dieſen Vortheil ziehen zu wollen. Er erwähnte deſſelben nie und betrug ſich gegen Klara ganz wie ein neuer Bekannter, deſſen Huldigungen mehr den Wunſch verriethen, ihre Gunſt zu erwerben, als die Erinnerung, ſie ehemals beſeſſen zu haben. Dies Betragen erhob Klara's Zweifel, ob ſie je geliebt worden ſei, zur Gewißheit des Gegentheils.

„Welch ein Glück," ſchrieb ſie an Eugenie, „daß ich mich von meinem Herzen zu keinem Glauben an die Trugbilder meiner früheren Ahnungen und Wünſche verlocken ließ! Ich hatte Unrecht, das Wiederſehen des Mannes zu fürchten, deſſen Gegenwart immer weniger gefahrvoll gegen mich geweſen ſein würde, als der Irrthum, zu dem mich ſeine Entfernung und meine Liebe verleiteten. Nie iſt Arthurs

Herz mein geweſen, nie hat er meinen Verluſt beweint, nie hat es ſein Leben getrübt, daß ich die Gattin eines Andern wurde! Jene Thränen, die er damals weinte, und die ſo unvergänglich in mein Herz fielen, entfloſſen keinem Gefühl, dem ähnlich, was meine Seele füllte, wie hätte es ſonſt ſo ſpurlos aus ſeinem Herzen wieder verſchwinden können?“

Klara deutete Arthurs Betragen falſch. Er hatte ſie wahrhaft geliebt und ſich unglücklich gefühlt, ſie das Eigenthum eines Andern werden zu ſehen; die Trennung von ihr füllte damals ſeine ganze Seele mit Gram und Schmerz, allein weit entfernt, dieſe hoffnungsloſe Leidenſchaft nähren zu wollen, hielt er es für Pflicht, ſich den geſtörten Frieden wieder zu erringen, und jedes ihn betrübende Andenken gewaltſam von ſich zu bannen. Die Verſchiedenheit der Lebensweiſe, und jene Freiheit der Sitte, deren ſich ſein Geſchlecht anmaßt, und deren Benutzung es ſo weite Grenzen zieht, boten ihm Mittel dar, ſich zu zerſtreuen. Es gelang ihm bald, mit Hülfe einiger anmuthiger Frauen, die ihm gefielen, ohne gerade auf ſein Herz einen tiefen Eindruck zu machen, ſich aus den Banden ſeiner Liebe zu Klara zu löſen, ohne ſich in neue Liebesbande zu verſtricken. Dieſe leichten, wandelbaren Verhältniſſe zu den Frauen, in denen ſich die meiſten Männer ſo wohlgefallen, rauben aber dem Herzen die Kraft, wahr zu lieben, und jeder Reiz, mit dem das Vergnügen ſie ſchmückt, wird dem Glück entzogen.

Als Arthur Klara wieder ſah, lebte in ihm kaum noch eine leichte Erinnerung ſeiner Jugendliebe, doch konnte er ſie nicht oft ſehen, ohne ſich von Neuem zu ihr hingezogen zu fühlen. Aus dem reizenden, liebenswürdigen Kinde, deſſen Bild ihm zuweilen noch wie eine Traumerſcheinung vorſchwebte, war eine anbetungswürdige Frau geworden. Tauſend neu gewonnene, neu entfaltete Reize ſchmückten Klara, allein eine milde Hoheit bewachte jetzt das Herz, das ehemals unbefangen keine ſeiner Regungen zu verhehlen ſuchte. Ihre Blicke, ihre Worte, ihr Betragen gegen Arthur waren freundlich und verbindlich, aber ein edler Stolz verbarg den Wunſch, ihm zu gefallen, und Arthur mußte ſo gut wie ſie zweifelhaft werden, ob nicht die Zeit, da er ihrem Herzen theuer zu ſein ſchien, ganz aus ihrer Erinnerung verſchwunden ſei.

Mit jedem Tage ward indeſſen das Andenken an dieſe Zeit lebendiger in ihm, er fand Freude daran, ſich damit zu beſchäftigen, verblichene Bilder wieder aufzufriſchen, und ſich den Ausdruck zu malen, mit dem ihm ehemals Klara's Augen entgegen ſtrahlten, wenn er erſchien. Er erinnerte ſich jetzt jedes kleinen Beweiſes ihrer unſchuldsvollen Zärtlichkeit, den ſie ihm früher gegeben hatte; er fand es hart, grauſam, unerträglich, von ihr nur mit Achtung behandelt zu werden, und bald wünſchte er mit leidenſchaftlicher Inbrunſt ſeine Rechte auf ein Herz, deſſen erſte Liebe er geweſen war, wieder geltend machen zu können.

Beleidigte Eitelkeit weckt oft in Männerherzen Regungen, die von ihnen mit den Empfindungen wahrer Zärtlichkeit verwechſelt werden, und dieſen ſo täuſchend ähnlich ſind, daß die Frauen nur zu leicht dadurch irregeführt werden. Arthur wagte es zu reden, ſich zu beklagen, eine Gunſt in Anſpruch zu nehmen, die zu ſeinem Glück nothwendig ſei, und von Klara den Lohn für eine Liebe zu fordern, von der er jetzt ſelbſt glaubte, daß ſie nie aus ſeinem Herzen verdrängt, immer das Grundgefühl deſſelben geblieben ſei.

Erſtaunen, Rührung und Freude beſeelten Klara's holde Züge bei dieſem Geſtändniß, und die edle

Offenheit ihres Charakters vergönnte ihr nicht, Arthur über ihre Empfindung in Ungewißheit zu erhalten. Er erfuhr, daß er geliebt werde, und mit welcher Seligkeit die Gewißheit, von ihm geliebt zu werden, ihr Herz fülle. Gegenſeitige Verſicherungen, ſich ewig zu lieben, und Klara's Verſprechen, ihm nach Verlauf des Trauerjahres ihre Hand geben zu wollen, beſchloſſen dieſe Unterhandlung. Bis zu dieſem Zeitpunkte ſollte aber ihre Verbindung ein Geheimniß, und Eugenie die einzige Vertraute ihres Glückes ſein.

Der Brief, in dem Klara es ihrer Freundin mittheilte, mahnte dieſe zugleich an ihr Verſprechen, künftig als ihre Hausgenoſſin bei ihr leben zu wollen. Eugenie kam ſelbſt, um ihrer geliebten Klara ihren Glückwunſch zu bringen, und ihre Ankunft vollendete das Glück dieſes Herzens, deſſen innerſtes Sein Liebe, ganz Liebe war.

Eugenie fand Arthur werth, von Klara geliebt zu werden, wie er ſie, die theuerſte und erſte Freundin dieſes Engels zu ſein, und Beide kannten kein ſchöneres Lob, als das, was in dieſer Anerkennung lag. Ein höchſt beglückendes, herzliches Verhältniß bildete ſich unter dieſen drei befreundeten Gemüthern. Arthurs kräftiger Sinn zog ihn von jeher mehr zum Umgang mit Frauen, als mit Männern hin, da die Kraft gern die Milde aufſucht, und er bei ihnen mehr Begeiſterung und weniger Widerſpruch fand, als es im Männerkreis der Fall ſein konnte. Durch Klara's Gemüth und ihr tief bewegtes Herz zogen jetzt oft ſanfte Wellen himmliſcher Wehmuth und unausſprechlicher Seligkeit, die ſie mehr zum ſtillen Verſinken in ſich und den Geliebten hinneigten, als zur beredten Mittheilung, dann ſtand aber Eugenie mit ihrer Heiterkeit, ihrem geiſtreichen Geplauder und der Friſche ihrer Lebensanſichten und ihrer Lebensluſt ſo ſchön vermittelnd zwiſchen der milden, ernſten, unausſprechlich liebenden Freundin und dem raſchen, feurigen Manne, daß Beide fühlten, ſie gehöre mit in den Kreis ihrer Liebe und ihres Glückes.

Zwei Monate lang trübte nichts die reine Wonne dieſer Tage, dann aber änderte Eugenie unmerklich und nach und nach Manches in ihrer Lebensweiſe: ſie ging oft aus, kam ſpät nach Hauſe, ſchien gegen Arthur fremder und kälter zu werden, und mied jedes einſame Zuſammenſein mit ihm.

Klara bemerkte dieſe Aenderung in dem Betragen ihrer Freundin, und glaubte auch die Urſache derſelben zu errathen. Die Baronin Holbach, eine Schweſter ihrer verſtorbenen Mutter, liebte Klara, wie herzloſe Menſchen lieben können, das heißt, ſie hielt in ihr ein Weſen werth, von dem ſie glaubte, es ſei verbunden und auch fähig, zu der Annehmlichkeit ihres Lebens beizutragen. Ihr Gemahl war zum Geſandten an einem italieniſchen Hofe ernannt worden, und beſtand darauf, daß die Baronin ihn begleiten ſolle; dieſe wünſchte und forderte nun eben ſo hartnäckig als eigenſinnig, Klara, die früher oft den Wunſch geäußert hatte, Italien zu ſehen, ſolle ſie begleiten. Klara verweigerte dies, und ihre Tante, unbekannt mit ihrem Verhältniß zu Arthur, hielt nun Eugenie für das Hinderniß, das ſich der Erfüllung ihres Wunſches entgegen ſtelle; ſie beklagte ſich laut darüber, äußerte ſich bitter gegen ſie und ließ keine Gelegenheit ungenutzt, ihr zu zeigen, daß ſie ſie nicht liebe. Gekränkt durch dies Betragen ihrer Tante, ſuchte Klara unaufhörlich Eugenie damit zu verſöhnen, und dieſe, der Klara's Irrthum, als ſei das Betragen der Baronin an der Veränderung ihrer Stimmung Schuld, willkommen war, ließ ſie in demſelben; doch wurde ſie von Tag zu Tage ernſter und ſtiller.

Eines Morgens, an dem ſie wußte, daß Klara mit ihrem Advocaten mancherlei zu bereden hatte, kam ſie zu ihr, ſie zu fragen, ob ſie mit ihr nach dem Kloſter fahren wolle, in dem Beide erzogen waren, und wo ſie ihre ehemaligen Lehrerinnen und Freundinnen zu beſuchen wünſche. Klara mußte dies ausſchlagen und Eugenie fuhr allein. Am Mittag kam ihr Wagen leer zurück, und ihr Diener brachte die Nachricht, man ſolle nicht mit dem Eſſen auf ſie warten; am Abend ſandte ſie ihrer Kammerjungfer den Befehl, zu ihr zu kommen, und zugleich an Klara einen Brief, in welchem ſie heiter ſcherzend über die Gewalt klagte, die man ihr im Kloſter anthue, indem man ſie zwinge, einige Tage dort zu bleiben; ſie ſehe ſich aber in die Nothwendigkeit verſetzt, den Bitten der Aebtiſſin und mehrerer Damen nachzugeben, deren alte Liebe und neue Zärtlichkeit dies kleine Opfer wohl verdiene, das man von ihrer Dankbarkeit fordere.

Klara konnte nichts Befremdendes in einem Beſuche finden, den ſie ſelbſt zuweilen abſtattete; als aber Tage zu Wochen wurden und Eugenie noch immer unter mancherlei Vorwand im Kloſter weilte, begann ſie ſchmerzlich ihre Entfernung zu fühlen, und würde ſie noch tiefer empfunden haben, wenn nicht ein anderer Gegenſtand ihre ganze Seele mit dem tiefſten Kummer der herzzerreißendſten Sorge erfüllt hätte.

Eugenie war erſt zehn Tage im Kloſter, als Arthur ſo ernſtlich krank wurde, daß man für ſein Leben fürchtete, und erſt am zwölften Tage zeigte ſich Hoffnung zu ſeiner Geneſung. Klara litt unendlich; bei der erſten Nachricht dieſes Unglücks eilte Eugenie zu ihr, und ohne das Kloſter wieder zu verlaſſen, brachte ſie doch jede Stunde, in der Klara nicht bei ihm weilen durfte, bei ihr zu. Nie hatte ſich Klara inniger von ihr verſtanden, nie ſich zärtlicher von ihr geliebt gefühlt, als in dieſen Tagen des tiefſten Schmerzes und der bangſten Furcht. Kaum aber war Arthurs Leben geſichert, als Eugenie in das Kloſter zurückkehrte, und diesmal fehlte es ihr nicht an einem Vorwand, da Klara jetzt faſt den ganzen Tag in Arthurs Krankenzimmer zubrachte, um den Geneſenden zu pflegen und zu unterhalten, und was für ſie, die Verlobte und die Geliebte, Beruf war, durfte Eugenie als nicht geziemend von ſich ablehnen.

Arthur genas, aber ihm blieb von der ſchweren Krankheit eine Mattigkeit und ein Trübſinn zurück, der die Freude über ſeine Geneſung bei allen ſeinen Lieben milderte. Sein inneres Leben belebte ſich nicht wieder, und eine an Schwermuth grenzende Wehmuth verleidete ihm Alles, was ihm bisher Erheiterung und Zeitvertreib gewährt hatte. Tief in ſich verſunken und ſchweigſam, ſprachen es ſeine Züge und ſeine Blicke aus, daß er dem Druck eines mächtigen, tief verborgenen Leidens erliege.

Klara litt mit ihm; allein da er ſich in ſeiner Zärtlichkeit gegen ſie unverändert zeigte, ſo glaubte ſie ihn auch in ſeiner Geſinnung unverändert. Ihre Gegenwart allein ſchien ihm wohl zu thun, und eifriger denn je ſprach er oft die Sehnſucht nach dem Zeitpunkte ihrer Vermählung aus, und ſchien von dieſer allein die Rückkehr ſeiner Heiterkeit zu hoffen. Doch fühlte ſie, trotz ſeiner Zärtlichkeit, ihre Zuverſicht auf das Glück ihrer Zukunft erſchüttert. Ihre Hoffnungen welkten allmählig und eine namenloſe Beſorgniß, eine unbeſtimmte Furcht nahm Beſitz von ihrer Seele.

Wie ſehnte ſie ſich jetzt nach ihrer Eugenie; wie vermißte ſie den Troſt, die Theilnahme, den klaren

Lebensverſtand, den ſie noch immer in jeder trüben Stunde bei ihr gefunden hatte. Doch vergeblich erbat ſie von ihr die Rückkehr zu ihr. — Eugenie verweigerte dieſe nicht, aber es fand ſich immer ein neuer Vorwand, ihren Beſuch im Kloſter noch um einige Tage, eine Woche noch zu verlängern.

Eines Tages, als Klara ſehr verſtimmt von einem Beſuch bei Eugenien zurückkam, weil ihre Hoffnung, von ihr bei der Rückkehr begleitet zu werden, wieder vereitelt worden war, verklagte ſie ſie bei Arthur, und drang in ihn, ihr die Urſache dieſes ihr ganz unerklärlichen Betragens ergründen zu helfen. Arthur erblaßte und ſchlug die Augen verſtummend nieder. „Können Sie denn nicht jetzt,“ fragte er endlich ſtockend und verlegen, „ohne Eugenie glücklich leben, da Sie doch früher Jahre lang von ihr getrennt lebten? Hängt die Freude Ihres Daſeins davon ab, mit ihr vereint zu ſein? Und darf ich mich nicht berechtigt glauben, auf einen Vorzug Anſpruch zu machen, den die Liebe auch vor der zärtlichſten Freundſchaft zu behaupten das Recht hat?“

Dieſe Worte verriethen eine ſo phantaſtiſche, dem Charakter Arthurs ſo ganz fremdartige Eiferſucht, daß Klara erſtaunt ihn um eine Erklärung des Vorwurfs bat, der in ihnen zu liegen ſchien.

„Zürnen Sie nicht," bat er, „wenn der Wunſch, das Glück unſrer Herzen vor jeder Störung zu ſichern, mir in dieſem Augenblicke eine Bitte entlockt, deren Gewährung zu meinem Frieden und zu unſrer beiderſeitigen Ruhe durchaus nothwendig iſt. Oft hat ſie ſchon auf meinen Lippen geſchwebt, aber ich habe nie den Muth gehabt, ſie auszuſprechen weil ich Ihnen zu mißfallen, ja Sie zu empören fürchtete, wenn ich unſer Glück von irgend etwas Anderm, als von unſrer Liebe abhängig zu machen ſchien — aber gewiß, ich muß Ihnen endlich geſtehen, was mich ſchon ſeit lange beunruhigt und quälend ängſtiget; ich muß ein Opfer von Ihnen fordern, ohne welches ich durch Ihren Beſitz nicht vollkommen glücklich zu werden vermag, und das ich um Ihretwillen, um meinetwillen, um aller Hoffnungen unſerer Zukunft willen, gezwungen bin, von Ihnen zu erbitten."

Unausſprechlich bewegt hob Klara den Blick zu ihm auf und fragte bebend, ob dies Opfer, das er fordre, das Opfer ihrer Freundſchaft für Eugenie ſei?

„Nein," ſagte er, „ich kann nicht wünſchen, daß

Sie aufhören, ſie zu lieben, aber ich beſchwöre Sie, nicht von mir zu begehren, mit ihr in einem freundſchaftlich traulichen Verhältniß leben zu ſollen. Eugeniens Gegenwart ängſtigt mich; ihre Nähe iſt mir drückend, peinlich, ſie trübt mir das Glück, das ich empfinde, mit Ihnen zu leben. Ich kann und will ſie nicht wiederſehen, und beſchwöre Sie daher, dringen Sie nicht ferner darauf, daß ſie zu Ihnen zurückkommen ſoll, geben Sie den Plan auf, daß ſie künftig bei uns wohnen und als unſre Schweſter mit uns leben ſoll. Ihr Aufenthalt in unſerm Hauſe würde die Schwermuth noch verdüſtern, die ſich meiner bemächtigt hat; ich würde es gegen ſie an der Höflichkeit und den Rückſichten fehlen laſſen, die ſie ein Recht hätte, von mir zu fordern, und aus deren Unterlaſſung meine Klara mir einen Vorwurf machen würde, und ſo müßte ſie zwiſchen uns unfehlbar ein Gegenſtand des Zwieſpalts und ewig ein Anlaß zu Mißverſtändniſſen werden.“

„Sie haſſen Eugenie?“ fragte Klara erblaſſend.

Arthur verſtummte. Eine leichte Röthe überflog ſeine Wangen, und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen.

„Unglücklicher,“ rief Klara, „wozu dieſe Verſtellung? glauben Sie mich täuſchen zu können? Arthur kann Eugeniens Nähe nur fürchten, weil er ſie liebt.“

„Um Gottes willen, Klara,“ unterbrach ſie Arthur leidenſchaftlich, „geben Sie meinen Worten keine ſo grauſame Deutung! Ergründen Sie nicht die Tiefe meines Herzens, das bei einer nur augenblicklichen Verirrung in Ihrer Liebe, Ihrem Edelmuthe die Schutzwehr gegen ſeine eigne Schwäche zu finden hofft. Wenn ich in meiner gegenwärtigen Stimmung Ihrer großmüthigen Nachſicht bedarf, ſo werden Sie mir dieſe nicht verſagen. Gewähren Sie mir nur die eben erflehete Gunſt und treu meiner Pflicht —“

„Von dieſem Augenblicke an,“ fiel Klara ein, „kann zwiſchen uns von keiner Pflicht, keiner Treue mehr die Rede ſein. Sie ſind frei.“

„Nein, ich bin es nicht,“ rief Arthur tief erſchüttert, „ich würde unausſprechlich unglücklich ſein, wenn ich es wäre. Klara,“ fuhr er fort, indem er ihre Hand an Herz und Lippen drückte, „kann mir ein unglücklicher Augenblick Deine Liebe, Dein Vertrauen auf immer geraubt haben? Haſt Du aufgehört, mich zu achten? Bei Allem, was Dir theuer iſt, beſchwöre ich Dich, verzeihe mir, wenn Du mich ſtrafbar findeſt — vertraue Dich meiner Ehre, meiner Treue, meinem Herzen an. Vor Gott gelobe ich es Dir feierlich, nie wird Dein Gatte ſeine Eide brechen! Du wirſt fühlen, daß Du geliebt biſt, Du wirſt glücklich ſein und mein Glück ſich mir täglich in der Zuverſicht erneuern, Dich glücklich zu machen."

„Ach," ſagte Klara, indem ſie ſich ſanft ſeinen ſie umſchlingenden Armen entwand, „der Schleier der Täuſchung iſt zerriſſen und nie wieder kann er mein Auge verhüllen. Ich möchte Sie nicht betrüben; ich habe nicht aufgehört, Sie zu achten; allein wenn ich gleich nicht weiß, welche Empfindungen in meinem Herzen die Stelle derjenigen einnehmen werden, die es ſo lange erfüllt haben, ſo iſt doch das unwiderruflich in meiner Seele entſchieden, daß das Band für immer gelöſet iſt, das mich an Sie band. Sie haben die Macht verloren, mich glücklich zu machen, und nie können Sie ſie wieder erhalten."

Arthur fuhr fort, ſie mit Bitten zu beſtürmen, doch ſie forderte, daß er ſie verlaſſen ſolle. Seine Gegenwart beklemmte ſie auf eine grauſame Weiſe, indem ſie ſich zwingen mußte, die Thränen zurückzudrängen, die in jedem Augenblick hervorzubrechen droheten. Mit unbegreiflicher Kraft hielt es ſie in ſeiner Gegenwart aufrecht, doch kaum war er geſchieden, als ſie ſich von dem ungeheuren Schmerz wie vernichtet überwältigt fühlte, mit dem ſie Liebe und Glück gleich einem lügenden Traum aus ihrem Leben entfliehen fühlte.

In der Bitterkeit dieſer erſten Aufwallungen glaubte Klara den Treuloſen zu haſſen. Eugeniens Betragen bewies, daß ſie, wenn ſie auch um ſeine Liebe wußte, dieſe doch nicht billigte, und ſie gefiel ſich in dem Gedanken, daß Eugeniens Verſchmähung ſeines Herzens ſie rächen, den Ungetreuen ſtrafen und ihn eben ſo unglücklich machen würde, als er ſchuldig war. Doch der Adel ihres Gemüthes führte ſie bald zu edleren Geſinnungen zurück, die übereinſtimmender mit der Gerechtigkeit und der Großmuth ihres Sinnes waren und der reinen und wahren Liebe entſprachen, die ſie für Arthur empfunden hatte.

Sie brachte einen Theil der Nacht in Thränen zu und den andern Theil derſelben wendete ſie an, ſich zu dem Entſchluß zu kräftigen, den ihre gegenwärtige Lage von ihr forderte. Feſt entſchieden, dieſen unter keinen Umſtänden zu ändern, ſchrieb ſie an ihre Tante, die Baronin Holbach, und fuhr dann nach dem Kloſter zu Eugenien.

Klara's Bläſſe und der Ausdruck von Kampf und Schmerz in ihren Blicken und Zügen erſchreckten Eugenie: und zärtlich beſorgt forſchte ſie nach der Urſache ihres Kummers, und erfuhr nun von Klara die Unterredung, die ſie am vorigen Tage mit Arthur gehabt hatte.

Eugenie erblaßte. Heiß weinend warf ſie ſich in Klara's Arme. „Gewiß," ſagte ſie, „Du beſchuldigſt mich keiner Verſtellung, keines Mangels an Vertrauen, weil ich mich verbunden glaubte, Dich nicht in der Sicherheit des unbedingten Vertrauens zu dem Geliebten durch die Mittheilung meines Verdachts zu ſtören?"

„Hat er Dir denn ſeine Liebe nicht geſtanden?" fragte Klara.

„Nein," antwortete Eugenie, „ich hielt es aber auf einen leiſen, durchaus durch kein Wort begründeten Verdacht hin für meine Pflicht, ihn zu meiden und dem Glück, mit Dir vereint zu leben, zu entſagen. Mein Plan war, bis zu Deiner Vermählung hier im Kloſter zu bleiben, und dann unter irgend einem Vorwand nach meinem Gut zurückzukehren.“

„Wie wohl thut es mir, meine Eugenie, daß der Pfeil, der mein Herz verwundete, meinen Glauben an Dich auch nicht einen Augenblick erſchüttert hat und daß mir der Troſt unentwürdigt geblieben iſt, zu Dir eilen und an Deiner Bruſt meinen Schmerz ausweinen zu können.“

„Wie werde ich mir aber je verzeihen können, Schuld an Deinem Unglück zu ſein?“ fragte Eugenie, ſo tief, ſo wahr betrübt, daß es Klara unendlich rührte. Sie beugte ſich zärtlich zu ihr hin und liebevoll, ihre Thränen abtrocknend, bat ſie: „Höre auf, Dich über mein Schickſal zu betrüben, liebſte Eugenie. Meine Liebe war und iſt kein Irrthum meines Herzens, wohl aber das Glück, das mir ſo ſchmeichelnd freundlich entgegentrat — ich werde auch das beſiegen und verſchmerzen lernen, vorzüglich dann, wenn Du mir dazu behülflich ſein willſt.“

„O, wenn Gott mir den Troſt vergönnen wollte, dies zu können, nichts würde mir zu ſchwer ſein! Rede nur, liebſte Klara. Wie verachte, wie haſſe ich dieſen Treuloſen —“

„Nein, Eugenie, nein,“ fiel hier Klara ein, „Du darfſt ihn nicht haſſen. Ich würde mich ſelbſt verachten, wenn mein Schickſal mich verleiten könnte, das Unglück eines Mannes zu wünſchen, den ich ſeit ſo vielen Jahren zärtlich geliebt habe. Da unſere Verlobung noch für die Welt und ſelbſt für unſere Familien ein Geheimniß iſt, ſo findet die Löſung unſers Bündniſſes keine Schwierigkeit. Und wenn ich Arthurn entſagen muß, warum ſollte er denn nicht hoffen dürfen, durch Dich glücklich zu werden?“

„Wie,“ fragte Eugenie empört, „Du könnteſt auch nur einen Augenblick es für möglich halten, daß ich die Gattin des Mannes werden könnte, um den Du Thränen geweint haſt?“

„Was ich Dir ſage, iſt der Wunſch meines Herzens. Ich kann ihm nie meine Hand reichen; ich habe die Kraft, ihn frei zu geben und ihn zu fliehen, aber die Kraft habe ich nicht, den Gedanken zu ertragen, daß er leidet und daß er hoffnungslos unglücklich iſt. Ich leſe in Deinen Blicken, wie ſehr dieſe Sorge um ihn Dich befremdet; vielleicht iſt ſie Schwachheit, verzeihe ſie mir dann und laß mich zu meiner Beruhigung nicht vergebens für den Mann bitten, deſſen Schickſal die Liebe Dir anvertraut.“

„Nur bei Dir, meine Klara, erſcheint mir dieſe verzeihende Milde, dieſes Uebermaß von Großmuth nicht unglaublich; allein ich fühle beſtimmt, daß Deine ſchöne Seele ſich ſelber täuſcht, und daß Du mich verachten müßteſt, wenn ich Deinen Wunſch erfüllte.“

„Mein Herz kann mich nicht täuſchen,“ erwiederte Klara, „da keine leidenſchaftliche Aufwallung meine Vernunft betäubt. Ich bin ſehr traurig, ſehr betrübt, das iſt wahr, aber mein Schmerz macht mich nicht ungerecht gegen Arthur. Sein Wankelmuth iſt ein Unglück für mich, aber er iſt kein Verbrechen. In voller Klarheit des Gedankens, in voller Wahrheit der Empfindung betheure ich es Dir, die einzige Linderung für den Verluſt aller meiner ſchmeichleriſchen Trugbilder von Lebensglück würde für mich die Gewißheit ſein, Dich zur Billigung von Arthurs Liebe zu bewegen und mir ſagen zu können: die Entſcheidung über ſein Glück lag noch einmal in meiner Hand; ich habe gewollt, daß er glücklich ſein ſolle und im Begriff, ihn und mein Vaterland zu verlaſſen, kann ich mit dem Bewußtſein ſcheiden, ihm den Frieden geſichert zu haben, den er mir geraubt hat.“

„Von welcher Entfernung, von welcher Trennung redeſt Du denn?“ fragte Eugenie erſchrocken. „Welcher Plan beſchäftigt Dich?“

„Ich habe in dieſer Nacht,“ antwortete Klara, „einen Entſchluß gefaßt, und mir auch gleich die Möglichkeit genommen, ihn unausgeführt zu laſſen, da meine Tante jetzt ſchon den Brief in Händen hat, der mein Verſprechen enthält, ſie übermorgen auf ihrer Reiſe nach Italien begleiten zu wollen.“

„Mit welcher grauſamen Voreiligkeit haſt Du dieſen Schritt gethan!“ rief Eugenie weinend aus. „Durfteſt Du Dich dazu entſchließen, ehe Du mich geſehen hatteſt? Warum, wenn Du nicht hier bleiben wollteſt, konnten wir nicht zuſammen reiſen? Ich hätte Dich ja allenthalben hin begleitet, und wer theilt mit Dir Deinen Kummer, wie ich ihn theile? weſſen Auge wird mit Dir weinen? welche Hand wird Deine Thränen trocknen, wenn es die meine nicht thun ſoll?“

„Nicht in Deiner Nähe, meine Eugenie, würde ich jetzt den verlornen Frieden wiederfinden. Die ſüße Gewohnheit, Dir mein Herz zu öffnen, würde mich auch der Gewohnheit treu erhalten, mich nur mit Einem Gegenſtand zu beſchäftigen, und die Zeit iſt dahin, wo ich darin mein Glück finden durfte. Jetzt bedarf ich des Zwanges, und aufgedrungene Zerſtreuungen thun mir Noth, um mich von einem langen Irrthum entwöhnen zu lernen."

„Verwünſcht ſei der Undankbare!" fiel hier Eugenie ein, „der, indem er Dich unglücklich macht, zugleich auch das Glück meines Lebens zerſtört und mir nicht allein meine Freundin entreißt, ſondern mich vielleicht gar zu einem Gegenſtand ihrer Gleichgültigkeit, ja ihres Haſſes macht."

Es wurde Klara nicht ſchwer, dieſe Furcht zu beſiegen, und ſie von der unveränderten Innigkeit und Herzlichkeit ihrer Liebe zu überzeugen; doch nichts vermochte Eugenie mit dem Schmerz und der Nothwendigkeit ihrer Trennung zu verſöhnen. Arthurn traf die Nachricht von ihrer bevorſtehenden Abreiſe wie ein Blitz.

Von all den Selbſtvorwürfen, mit denen die Reue ihn quälte, war keiner peinlicher, als das Gefühl, Klara's reine, himmliſch ſanfte Seele mit Bitterkeit erfüllt und ſich den ewig nagenden Gewiſſensbiß des Undanks zugezogen zu haben. Er konnte es nicht bereuen, wahr gegen ſie geweſen zu ſein; allein er fühlte, daß er nie an ſie denken könne, ohne ſchamvoll zu erröthen und den Werth des Herzens anzuerkennen, das er von ſich geſtoßen hatte. In dieſer Stimmung erhielt er folgenden Brief von Klara:

„So lange ich meine Liebe zu Ihnen tief im Herzen verborgen trug, habe ich mich nie verpflichtet geglaubt, ein Gefühl bekämpfen zu müſſen, deſſen ſchönſter Reiz ſeine Unſchuld und ſein Geheimniß waren. Sie entriſſen mir das Geſtändniß derſelben zu einer Zeit, wo Alles mich zu berechtigen ſchien, es Ihnen zu vertrauen. Ferne bleibe von mir jeder Vorwurf darüber! Ich klage Sie nicht an, ich beſchuldige Sie keines willkürlichen überlegt begangenen Fehlers; die Eigenſchaften, die Ihnen meine Achtung gewannen, erhalten ſie Ihnen auch und ſichern Ihnen noch jetzt Rechte auf meine Freundſchaft. Es iſt mir nicht mehr möglich, Ihnen meine Hand zu geben, allein ich höre deßhalb nicht auf, Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und aufrichtig an

Ihrem Glück Theil zu nehmen. Sie ſind frei; ich entbinde Sie Ihres Wortes, Ihrer Gelübde. Eugenie iſt gleichfalls frei — ſie weiß durch mich um Ihre Liebe und mein Wunſch iſt, Sie Beide mit einander vereinigt zu ſehen. — Ich reiſe morgen nach Italien ab. Wenn Sie ſich nicht über die Veranlaſſung zu dieſer Reiſe täuſchen können, ſo bitte ich Sie doch, die Bewegungsgründe derſelben nicht falſch zu deuten. Ich fliehe Ihre Nähe, aber ich haſſe Sie nicht, und kein Zorn, kein Unmuth treibt mich an, Sie zu meiden. Eben ſo wenig mache ich aber auf den eitlen Ruhm Anſpruch, gleichmüthig bei einer Wendung meines Geſchickes zu ſein, auf die ich durch nichts vorbereitet war. Sie haben mein Herz mit einem ſcharfen Pfeil getroffen — er ſchmerzt, aber ich nehme, um die Wunde zu ſchließen, ſo wenig Zorn als Stolz zu Hülfe. — Leben Sie wohl. Schreiben Sie mir nicht, und ſuchen Sie noch weniger die Gelegenheit, mich zu ſprechen. Sie haben Alles geſagt, ich habe Alles gehört, jedes Wort mehr würde eine Beleidigung und eine neue Kränkung für mich ſein.

Klara."

So viel Sanftmuth, ſo viel wahre Güte rührten Arthur tief. Seine Thränen fielen auf die Zeile, in der ſie ihm die Verheißung ihrer Freundſchaft zu geben würdigte. Zu dem Schmerz ihres Verluſtes geſellte ſich noch die Demüthigung, ſie einen ſo edlen Sieg über dieſelbe Leidenſchaft erringen zu ſehen, die ihn ſo ſchwach und ſtrafbar gemacht hatte. Am andern Morgen verließ Klara die Hauptſtadt. Der Augenblick ihrer Trennung von Eugenien war für beide Freundinnen gleich ſchmerzlich. Der erſte Brief, den Eugenie von ihr erhielt, verſtärkte ihren Gram, indem er ihre Zärtlichkeit für eine der edelſten weiblichen Seelen noch vermehrte. Hier iſt er:

„Welch ein weiter Raum trennt uns ſchon, meine Eugenie, und wie beklemmt der Gedanke mein Herz, daß bald Länder, Ströme, Berge zwiſchen uns liegen werden. Aber gewiß, ich würde nicht halb ſo traurig ſein, wenn ich die Gewißheit hätte, daß Du meine letzte Bitte erfüllen wirſt, und ich Arthurs Glück durch Dich geſichert wüßte."

„Fern bleibe Dir gegenüber von Deiner Klara jede Verſtellung; ich müßte heucheln, wenn ich Dir verbergen wollte, daß der Verluſt von Arthurs Liebe mir nicht einen unendlichen, mich tief beugenden Schmerz verurſachte; ſie hat den allergrauſamſten Eindruck auf mich gemacht; meine Thränen fließen noch, mein Herz iſt tief verwundet, und ich halte ſeinen Wankelmuth für das größte Unglück, das mich zu treffen vermochte; — aber der Zufall, daß Du es biſt, der ſeine Liebe ſich zuwandte, iſt dem eigentlichen Ereigniß fremdartig; es vermehrt meinen Schmerz nicht, es lindert ihn, daß Du es biſt, die er liebt"

„Gewiß, ich habe dies Herz nie beſeſſen — ich kenne die Liebe, ich habe ſie empfunden, ich weiß, daß der wahren Liebe ein ſolcher Wandel durchaus unmöglich iſt. Früh oder ſpät würde die Täuſchung ſich nur enthüllt haben, und ganz hoffnungslos elend wäre ich geworden, wenn ich als ſeine Gattin das Gefühl hätte kennen lernen, ich ſein, ganz ſein, und er — nicht mein! Glaube mir, Du ſollteſt, ſtatt Dich anzuklagen und Dich zu betrüben, Dir vielmehr Glück wünſchen, Deine

Klara dieſem ſchrecklichen Schickſal entriſſen zu haben.“

„Meine Eugenie, meine Schweſter, meine Freundin, mein zweites beſſeres Ich, laß mich Dir noch einmal unſere letzten Unterhaltungen zurückrufen. Den einzigen Troſt, den es für mich gibt, kann ich nur durch Dich erhalten. Ich frage Dich auf Dein Gewiſſen, würdeſt Du, wenn Arthur Dir, frei von jeder Verpflichtung gegen mich, ſeine Hand antrüge, dieſe ausſchlagen? — Nun wohl, er iſt ja frei — er liebt Dich unausſprechlich und ſo leidenſchaftlich, daß der Kampf gegen ſein Herz ihn dem Grabe zuführt. — Du kannſt ihn ganz ſo glücklich machen, wie ich ihn glücklich zu ſehn gewünſcht habe. — Eugenie, erfülle meine innige, meine flehentliche Bitte, laß ihn nicht glauben, daß ich es Dir aufgetragen habe, mich zu rächen. Liebe ihn, vermähle Dich mit ihm und möge dann Eugeniens Gemahl ſich in den glücklichſten Augenblicken ſeines Lebens mit Rührung einer Freundin erinnern, die noch einſt die Kraft zu erringen hofft, eine Zeugin deſſelben ſein zu können, da ſie Dich zu innig liebt, um nicht in Deinem Glücke das ihrige zu finden.“

Die Wirkung dieſes Briefes war derjenigen ganz entgegen geſetzt, die Klara ſich davon verſprochen hatte. Mit tiefer Rührung las Eugenie dies Blatt; ſie fand in jeder Zeile deſſelben die Wahrheit und die Liebe wieder, die Klara's innerſtes Weſen waren. Ihre Augen ruhten lange auf dem Schluß des Briefes — ſie las ihn noch einmal laut — „Eugeniens Gatte!“ wiederholte ſie leiſe, „Gott, welchen Namen gibt ſie ihm! darf ich ihm je vergönnen, es zu werden?“ — Der Brief entfiel hier ihren Händen — Thränen überſtrömten ihr Geſicht. Sie geſtand ſich, daß ſie Arthur liebe, — ſie wagte, es ſelbſt zu prüfen, ob ſie, ohne ſtrafbar zu werden, Klara's Bitten nachgeben und ſich ein Glück zueignen durfte, dem Jene entſage. Allein bald verwarf ſie jeden Gedanken an die Möglichkeit dazu; ſie erröthete vor den Thränen, die ſie eben vergoſſen hatte, und Klara's Brief an ihre Lippen drückend, fühlte ſie es, der Mann, der das Engelherz ihrer Freundin gebrochen habe, dürfe nie Eugeniens Gatte werden. „Nie,“ ſagte ſie ſich ſelbſt, „ſollen ſich in mein Andenken an Klara Gewiſſensbiſſe miſchen; nie ſoll mich eine ſtrafbare Nachſicht gegen die Schwäche meines Herzens Klara's Achtung unwerth machen; nie der Mann mich beglücken, der ſie unglücklich gemacht hat."

Ihre Antwort überzeugte Klara von der Unwandelbarkeit ihres Entſchluſſes, Arthurn nie ihre Hand zu geben. Nach zwei Monaten, die dieſer einſam auf dem Landgute ſeines Vaters zugebracht hatte, ſchrieb er an Eugenie. Sie ſandte ihm ſeinen Brief uneröffnet zurück, und ſchrieb ihm, der Mann, der das Glück eines weiblichen Weſens, wie Klara, zerſtört habe, müſſe, ihrem Gefühl nach, eignem Glück entſagen — ſie wenigſtens werde Klara's Thränen nie als Weihe ihres Lebensglückes anſehen lernen können.

Mit großer Stärke des Gemüths lernte ſie ihr Herz beſiegen und ihren Schmerz durch angemeſſene Thätigkeit überwältigen. Sie ging auf ihr Gut zurück, hier fand ſie ihre Ruhe wieder, allein Arthurs Bild blieb der Gefährte ihrer Einſamkeit, ſo wie es Klara'n unter dem fremden Himmel, unter dem ſie es zu entfernen gehofft hatte, treu zur Seite blieb.

Der Briefwechſel der beiden Freundinnen blieb eben ſo offne Mittheilung ihrer Gedanken und Empfindungen, als er es früher geweſen war, und ſie in Liebe und Vertrauen innigſt verbunden. Nach drei Jahren kam Klara zurück und eilte zu Eugenien, um ſich nie wieder von ihr zu trennen. Allein es war ihr Loos, den Kelch des Schmerzes einer eben ſo zärtlichen als unglücklichen Liebe ganz leeren zu ſollen. Wenige Monate nach ihrer Wiedervereinigung mit Eugenien brach der Krieg wieder aus, und in dem erſten Gefechte dieſes Feldzugs fiel Arthur.

Eugeniens Schmerz verrieth Klara das Geheimniß ihrer Liebe, und dieſe Gemeinſchaft der Trauer zog das Band, das Beider Herzen vereinte, noch feſter zuſammen, das irdiſche Glück hatte ſich ihnen entfremdet und der Schmerz leitete ihnen die Strahlen einer höheren, unvergänglichen Freude zu. Beide wählten das Land zu ihrem immerwährenden Aufenthalte; Alles, was ſie umgab, war glücklich durch ſie, allein die ſtille Wehmuth, die der Grundton ihres Gemüths geworden war, hielt ſie von der Welt fern. Beide blieben unvermählt, und Arthurs Andenken ſchützte ſie auf immer gegen eine Leidenſchaft, deren Glück oft Täuſchung und deren Schmerz allein volle Wahrheit iſt.

Dalinde von Linſingen.

Auf einem reizenden Hügel, nahe bei Kiel, liegt das Schloß des Freiherrn von Linſingen, umgeben von einem Parke, deſſen grüne Schatten und klare Waſſerſpiegel die freundliche Anmuth der Gegend um Vieles erhöhen. Allein die Schöpferin dieſer Anlagen, die Gemahlin des Freiherrn, war nicht mehr, und einſam, im abgelegenſten, dunkelſten Zimmer des Schloſſes, ſaß er mit ſeinem älteſten Sohn Gottfried, der durch ſeine Aehnlichkeit mit der verſtorbenen Mutter der Liebling des Vaters geworden war, und deſſen phlegmatiſche Schwerfälligkeit ihm um ſo mehr für Wohlgezogenheit und ſtille Sittigkeit galt, da er von der Natur mit einem gleichen Temperamente begabt war. So lange die Baronin lebte, gelang es ihrem Geiſte und ihrer Liebe, den Lebensſtrom des Freiherrn friſch zu erhalten; allein nach ihrem Tode trat dieſer wieder trübe und träge in ſein altes Bett zurück und ſein Daſein wurde zu einem Lebensſchlendrian, deſſen ermattende Einförmigkeit Gottfrieds Geiſt völlig einſchläferte, da er, als Liebling des Vaters, immer um dieſen ſein mußte. Deſto friſcher und fröhlicher wuchs der jüngſte Sohn, Emil, heran. Ungehindert durfte dieſer Feld und Wald durchſtreifen, mit dem Jäger auf die Jagd gehen, ſich mit den Knaben des Dorfes wild herum tummeln und allen Unterricht, den der Prediger des Gutes beauftragt war, den beiden Brüdern zu ertheilen, nach Herzensluſt verſäumen. Als Emil aber 14 Jahre alt war, fing er an, die Leere ſeines Kopfes zu empfinden, und in ihm erwachte ein Trieb nach Thätigkeit, der in allen ſeinen Vergnügungen und Beſchäftigungen keine volle Befriedigung fand. Keiner beobachtete, Keiner verſtand den wilden, aber kräftigen Knaben, als Maier, ein benachbarter Gutsbeſitzer, der den Freiherrn oft beſuchte und Emil liebgewonnen hatte. Er nahm ſich auch jetzt ſeiner väterlich an, lehrte ihn, ſich ſelbſt verſtehen, gab ihm Bücher, ordnete ſeine Unterrichtsſtunden, ja, er ließ ihn ſogar wöchentlich einige Mal zu ſich kommen, um ihn in den neuern Sprachen zu unterrichten, die er ſehr fertig ſprach, da er früher mehrere Jahre ſich in England, Frankreich und

Italien aufgehalten hatte. Emil lernte in dieſem Verhältniſſe gehorſam ſein aus Liebe und ſich dadurch Freiheit und ſittliche Würde ſichern; nur in einem Punkte vermochte Maier nichts über ihn, und zwar in der Wahl ſeines künftigen Berufes, denn des Jünglings ganzer Sinn war auf Waffenglanz und Kriegerruhm gerichtet. Dem alten Freiherrn war Emils Wunſch, Soldat zu werden, ſehr willkommen. Er brachte ihn nach Kaſſel, wo er leicht für ihn eine Anſtellung in der Garde als Lieutenant erhielt, da Emil ein blühend ſchöner Jüngling von alter Familie war und man ſeinen Vater als einen reichen Mann kannte.

Ohne Erfahrung, ohne Menſchenkenntniß und Rathgeber, aller Macht lockender Verſuchung preis gegeben, ſah ſich Emil hier bald von einem Strudel ergriffen, in dem er Geſundheit, Vermögen, Herzens- und Sittenreinheit einzubüßen wagte. Noch hatte ihn der abſchüſſige Pfad nur von Zeit- und Geldverſchwendung zum Spiel und zum Gefallen an fröhlichen Trinkgelagen geführt, als ihn die Nachricht von dem Tode ſeines Vaters aus einem Taumel weckte, der ſeine Grundſätze ſinnverwirrend und herzverderbend immer düſterer zu umnebeln begann.

Er bat um Urlaub, und eilte Tag und Nacht in das Vaterhaus zurück, wo er auch noch früh genug ankam, um die kalte Hand der zur Parade ausgeſtellten Leiche noch einmal an Herz und Lippe zu drücken, ehe ſie in die Gruft verſenkt wurde.

Das Teſtament des alten Freiherrn ſprach dem älteſten Sohne den Beſitz des väterlichen Gutes zu, und verpflichtete dieſen nur, ſeinem Bruder ein Capital von 5000 Thlrn. und einen lebenslänglichen Jahrgehalt von 200 Thlrn. zu zahlen. Emil ehrte das Andenken ſeines Vaters zu kindlich, um mit ſeinem Schatten über die ungerechte Vertheilung ſeines Vermögens zu rechten, obgleich die ihm ausgeſetzte Summe kaum, wie er wußte, zur Bezahlung ſeiner Schulden hinreichte, und ſein ſtolzer Geiſt ihm nicht erlaubte, für ſein künftiges Fortkommen die Freigebigkeit ſeines Bruders in Anſpruch zu nehmen. Dieſer erklärte ihm wenig Wochen nach dem Tode ſeines Vaters, daß er geſonnen ſei, ſich mit ſeiner Haushälterin, einem rothwangigen, gutmüthigen, übrigens aber ganz unbedeutenden Mädchen zu verheirathen, und die Unziemlichkeit dieſer Verbindung ward für Emil Veranlaſſung, das väterliche

Haus noch vor Ablauf ſeines Urlaubes und vor Vollziehung derſelben zu verlaſſen. Der einzige Freund, den er auf der Welt hatte, Maier, war zum Beſuch ſeiner Anverwandten nach Mecklenburg gereiſet. Er ſchrieb ihm, und geſtand ihm offenherzig ſeine Verirrungen und ſeine Reue. Maier antwortete dem Jünglinge liebevoll und väterlich und bat ihn, zu ihm nach Mecklenburg zu kommen, um dort in dem Hauſe ſeines Schwagers, bei dem er zum Beſuche war, und der ihm den Auftrag gegeben hatte, Emil einzuladen, einige Wochen zuzubringen. Mit ungebeugtem Jugendmuthe richtete ſich Emil an der Liebe ſeines edlen Freundes zu feſten Entſchlüſſen und würdigen Vorſätzen auf; er ſandte Anweiſungen auf ſein Erbtheil zur Bezahlung aller ſeiner Schulden nach Kaſſel und eilte dann nach Gülzow, dem von Maiers Schwager bewohnten Gute. Hier wurde er mit der herzlichſten Gaſtfreundlichkeit aufgenommen, und ſchnell erloſch in ſeiner Seele das Andenken an alle die bunten, lärmenden Vergnügungen, die er in Kaſſel unter ſeinen Cameraden und in den Zirkeln der vornehmen Welt hatte kennen lernen, vor dem Zauber der Familienliebe und der Häuslichkeit, der hier eine bisher von Emil nicht gekannte Macht über ihn übte. Der einzige Sohn des Hauſes war kürzlich nach Indien gegangen, wohin ihn eine ſeit ſeinen Knabenjahren ihn beherrſchende Reiſeſehnſucht zog, und die älteſte Tochter an einen reichen, adeligen Gutsbeſitzer, den Domainenrath von Grell, verheirathet. Eine deſto blühendere Zierde des elterlichen Hauſes war die jüngſte Tochter dieſer Familie, Emilie, die in Emils Augen Alles in ſich vereinigte, was ſeiner Phantaſie bisher als Ideal von Frauenanmuth und Frauenreize vorgeſchwebt hatte; der Umgang mit ihr ſchloß ihm eine neue Welt tiefer Empfindungen, ſüßer Ahnungen und zagender Wünſche auf; mit der ungetheilten Macht der erſten, unentweihten Jugendliebe wandten ſich ihr alle Regungen ſeines Herzens zu, und auch Emilie fühlte die Gewalt des Zaubers, der über Beider Herz und Leben entſchied. Ihre Familie war ſehr gegen die Verbindung mit einem armen Officier, allein Maier trat als der Schutzengel ihres Glückes vermittelnd zwiſchen die Eltern und die Liebenden, und ſein Anerbieten, dem jungen Paare jährlich eine Zulage geben zu wollen, die ihnen, wenn auch nur ein einfaches, doch ſorgenfreies Auskommen ſicherte, räumte vollends alle

Schwierigkeiten aus dem Wege, und die blühende, geiſt- und ſeelenvolle 18jährige Emilie wurde die Gattin des glücklichen 23jährigen Emil. Er führte ſie bald nach ihrer Vermählung nach Kaſſel, wo ſie in ſeiner Liebe vollen Erſatz für die Trennung von ihrer Familie und auch dann noch Troſt fand, als ihr der Tod in dem Zeitraume weniger Jahre ihre Eltern, ihren Onkel Maier und auch ihren Erſtgebornen raubte. Emils Betragen war in jeder Hinſicht muſterhaft; die Liebe hatte den hoffnungsvollen Jüngling zum wackern, zuverläſſigen Manne gebildet und gereift. Unausſprechlich glücklich als Gatte, ward er auch als Officier von dem ganzen Regiment geliebt und geachtet, und, vom Glück begünſtigt, ſchon Hauptmann, als der Befehl kam, das Regiment ſolle, im engliſchen Sold, nach Amerika gehen. Vergebens bat Emil, der für ſeine Gattin die Gefahr der Reiſe um ſo mehr fürchtete, da ihnen ſeit einigen Monaten die Hoffnung neuer Elternfreuden lächelte, ſie im Vaterlande zurückzubleiben und die Zeit ihrer Trennung in Mecklenburg bei ihrer Familie zuzubringen; nichts konnte ſie bewegen, den Mann zu verlaſſen, der ihr Alles, ihr einziges und höchſtes Lebensglück war, und muthvoll ſchiffte ſie ſich mit dem Geliebten ein. Die Beſchwerden der Seereiſe, die rauhe Jahreszeit, deren Strenge ſie in dem fremden Himmelsſtrich doppelt empfand, und dann nach der Landung die unausſprechliche Seelenangſt, mit der ſie während des Feldzugs für Emils Leben bangte, griffen ihre Geſundheit ſo an, daß ſie dem Gedanken nicht entfliehen konnte, ſie werde dem Kinde, das ſie unter ihrem Herzen trage, das Leben mit dem eigenen Tode erkaufen müſſen. Doch ſtatt Zerſtörung ihres Glückes, ward ihr Vollendung deſſelben. Unausſprechlich war ihre und ihres Gatten Seligkeit, als eine Tochter, das Ebenbild der Mutter, an ihrem Herzen ruhte, und Mutter und Kind Beide gleich wohl waren. Doch, ach! ſind es nicht faſt immer die Minuten der reinſten, wie Himmelsboten in das arme Erdenleben herab grüßenden Freudenblicke, die das Schickſal wählt, die verletzendſten Schmerzenspfeile auf das im Glück ſo offene Herz abzudrücken? Emil mußte nach kurzer Winterraſt Gattin und Kind verlaſſen, um in's Feld zu ziehen. Dunkle Ahnungen verſchatteten die Trennung der beiden Glücklichen diesmal mit banger Trauer; Emil war ein zu tapferer Mann, um den Pfad des Ruhmes durch Schlachten und Gefahr hin zu ſcheuen; allein die wackere Kampfesluſt des Kriegers ward in der Scheideſtunde von der Liebe beſiegt, und mit einer Thräne im Auge, die den Menſchen ehrte, ohne den Krieger zu entadeln, drückte er den Abſchiedskuß auf die Lippen ſeiner Gattin, und ſein ſüßes Kind, deſſen erſtes Lächeln dieſe dunkle Stunde mildernd erhellte, an ſein Herz. Bald kam die Nachricht eines ſiegreichen Gefechtes, doch Emil war gefallen. Mit einer vom ganzen Heer gefeierten Unerſchrockenheit hatte er die weichenden Truppen wieder geſammelt, ſich auf den Feind geworfen und den Sieg, den dieſer ſchon erkämpft zu haben glaubte, in eine Niederlage verwandelt. Sein letzter Blick fiel auf fliehende Feinde, der letzte Erdenlaut, den er hörte, war der Siegesdonner der Seinigen.

Tage verſtrichen, ehe Emilie aus der dumpfen Bewußtloſigkeit erwachte, in die die Natur, mütterlich ſchonend, ſie bei der erſten Nachricht von ihrem Verluſt eingehüllt hatte, Wochen, ehe der ſtumme, hoffnungsloſe Gram ihres gebrochenen Herzens ſich in Thränen auflöſte und ſie ſich zum Anerkennen der Pflicht, ihr Leben für ihr Kind ſchonen und erhalten zu müſſen, ermuthigen konnte. Ein würdiger Geiſtlicher, ein Verkündiger des Wortes alles Erbarmens, alles Troſtes, ſtand ihr treu zur Seite, und ihr Herz war zu fromm, als daß ſie unempfindlich gegen die Theilnahme zu bleiben vermochte, die man ihr allgemein bewies. Der Feldherr, der ſie und ihren Gatten ſtets durch Beweiſe ſeiner Hochachtung ausgezeichnet hatte, ſorgte auch jetzt für eine bequeme Gelegenheit, mit der Emilie nach Deutſchland zurückgehen konnte, und gern verließ ſie einen Aufenthalt, der ihr die ſchmerzlichſten Erinnerungen immer neu vergegenwärtigte. Das Schiff, in dem ſie nach Europa zurückging, war nach Kopenhagen beſtimmt, und dies beſtimmte ihren Entſchluß, Holſtein, das Land, wo ihr Emil geboren war, das er ſo innig liebte, deſſen freundliche, idylliſche Naturſchönheiten er ihr ſo oft mit Entzücken geprieſen hatte, zu ihrem Aufenthalt zu wählen. Sie ſchrieb an ihren Schwager, den Baron Gottfried Linſingen, ſobald ſie in Kiel angekommen war, und dieſer kam ſelbſt, um die nie geſehene Witwe ſeines Bruders mit gutmüthiger Freundlichkeit einzuladen, einige Wochen auf ſeinem Gute zuzubringen und ſich von der Seereiſe zu erholen und mit gehöriger Sorgſamkeit einen Wohnort unter den holſteiniſchen kleinen Städten zu wählen. Er war jetzt Witwer; das als Haushälterin ſo willige und gehorſame Mädchen, dem er ſeine Hand gegeben hatte, war eine höchſt herrſchſüchtige, launiſche, unangenehme Frau geworden, und er fühlte ſich nun beglückt durch die Freiheit, die ihr Tod ihm zurückgegeben hatte. Ein einziger Sohn, gutmüthig und einfältig wie der Vater, roh und ungeſchliffen wie ſeine ſelige Frau Mama, war die Frucht dieſer Ehe. Emilie nahm die Einladung ihres Schwagers an, da ſie ſich des Genuſſes der Landluft und der Ruhe bedürftig fühlte, und Wunſch und Pflicht ſie nöthigte, für ihre Geſundheit zu ſorgen, um ihrer kleinen Dalinde die Mutter zu erhalten.

Gegen den Winter zog Emilie nach Pretz. Hier in dieſem kleinen Städtchen, unter den Augen einer edlen, zärtlichen Mutter, in der Umgebung einer romantiſch lieblichen Natur, in ſtiller, durch den Umgang einiger gewählten Freunde verſchönerter Häuslichkeit erblühete Dalinde zur reizenden Jungfrau. Ohne alle Hülfe der Kunſt ringelte ſich ihr blondes Haar in reiche Locken; tiefblaue Augen, von langen, ſchwarzen Wimpern beſchattet, waren der Spiegel ihrer reinen Seele, während das ſüße Lächeln, das um ihren Mund ſchwebte, die Liebe und Milde ihres Herzens, die ausdrucksvolle Beweglichkeit ihrer Züge, die Lebendigkeit ihres hellen Geiſtes verrieth. Es fehlte ihr nicht an Geſpielinnen, doch nur mit einer derſelben verband ſie jener tief geheimnißvolle Zauber, der Herz mit Herz, Geiſt mit Geiſt zum unauflöslichen Liebesbund verſchwiſtert. Caroline von Eben war die Tochter eines öſtreichiſchen Generals, der früh ſeine Gattin verloren und die Erziehung ſeines einzigen Kindes keinem edlern Weſen anzuvertrauen wußte, als ſeiner in dem adeligen Fräuleinkloſter zu Pretz lebenden Schweſter. Caroline fand in dieſer eine Mutter, in Dalinde eine Schweſter, allein in ihrem 15ten Jahre raubte ihr der Tod dieſe Tante, und ihr Vater kam nun, ſie nach Wien abzuholen, wo er lebte und wo ſein Reichthum Carolinen alle Annehmlichkeiten eines glänzend geſelligen, jugendlich ſorgenloſen Daſeins ſicherte.

Die Trennung der Freundinnen war für Caroline und Dalinde gleich ſchmerzlich. Mit jugendlicher Schwärmerei ſicherten ſich Beide durch ein feierliches Gelübde unwandelbare Liebe und ewige Treue zu. Armes Menſchenherz, das das Freieſte und

Höchſte durch ausgeſprochene Worte, wie Meereswellen durch Zauberſpruch, feſt bannen zu können wähnt, und es dann mit zu tiefem Schmerz und zu ſpät für ſeinen Frieden erkennen lernen muß, daß die geiſtigen Elemente des Menſchendaſeins, wie die Elemente der Körperwelt, aller Beſchränkung ſpottend trotzen und in ihren gewaltigen Ausbrüchen alle Menſchenmacht als Ohnmacht offenbaren!

Ein ausführlicher Briefwechſel erhielt indeſſen beiden Freundinnen eine Gemeinſchaft des Daſeins, die ihre Liebe lebendig erhielt. Dalindens Leben blieb ſanft und ungetrübt im einförmigen Wechſel von Fleiß und Erholung, und Carolinens Briefe ſchilderten ihr in all dem Glanze jugendlicher Lebensfriſche den Kreis von Feſten und Ergötzlichkeiten, der ihr Leben einſchloß, ohne die Sehnſucht nach ähnlichen Freuden in ihr zu wecken. In dieſem Zeitpunkte ward Emilie durch einen Beſuch ihres Schweſterſohnes, des Herrn von Grell, überraſcht. Seit ſo vielen Jahren hatte ſie die Heimath verlaſſen, die ihr den ſchönſten Schatz des Menſchenherzens, die Erinnerung an eine ſchuldloſe, frohe Kindheit, bewahrte; der junge Mann rief durch ſeine Erzählungen, durch die Grüße, die er ihr brachte, alle dieſe ſchönen Jugendbilder in ihr wach, und ihre Freude über ſeinen Beſuch war ſo rührend, ſo liebevoll, daß der Vetter dadurch allein ſchon Dalindens Wohlwollen gewonnen haben würde. Allein der junge Mann war auch noch geiſtreich, unterhaltend und talentvoll; Dalinde erkannte alle ſeine Vorzüge mit ſchweſterlichem Wohlwollen und freundlicher, aber durchaus unbefangener Zuneigung. Einen deſto tiefern Eindruck machten ihre Reize auf den jungen Mann; er fühlte, wie glücklich ihn ihr Beſitz als Gattin machen werde, allein er kannte ſeine Eltern, für die es nur Einen Maßſtab zur Würdigung aller Verdienſte gab: Geld und nur Geld. Beſonnen genug, um ſeine Neigung für Dalinde zu bekämpfen, ehe ſie Leidenſchaft wurde, war er doch in den Briefen an ſeine Eltern ein ſo warmer Lobredner ihrer Liebenswürdigkeit, daß dieſe, dadurch beunruhigt, ihm einen Auftrag gaben, der ſeine Abreiſe von Pretz beſchleunigte. Er gehorchte, und bald verblich in ſeiner für neue Eindrücke ſehr empfänglichen Phantaſie das Bild ſeines holden Mühmchens, doch blieb ſeine Gegenwart in Pretz nicht ohne Einfluß auf ihr Schickſal; denn das Gerede, zu dem in einem ſo kleinen Städtchen die Anweſenheit eines jungen Mannes, und ſeine ſichtliche Befliſſenheit, Dalindens Gunſt zu erwerben, Anlaß gab, brachte den alten Baron Linſingen auf den Gedanken, daß Dalinde eine recht gute Frau für ſein Söhnchen ſein würde. Er ſchätzte Emilie, er liebte Dalinde, vielleicht nur aus Gewohnheit, da ſie faſt die einzigen weiblichen Weſen waren, die ihn zuweilen beſuchten, und die Verträglichkeit, die immer zwiſchen Dalinde und dem jungen Linſingen geherrſcht hatte, weil ſich dieſer Letztere ſehr wohl befand, wenn ſie ihm die Mühe abnahm, ein Spiel zu erſinnen, oder einen Entſchluß zu faſſen, galt ihm für Beweis ihrer gegenſeitigen Neigung. Des Schwagers Werbung um Dalinde überraſchte Emilien, allein ſie glaubte, ſie beachten zu müſſen. Ein inneres, untrügliches Gefühl des leiſen Verſchwindens ihrer Lebenskraft hatte ſie ſeit einem Jahre auf die Trennung von dem geliebten Kinde vorbereitet, und herzzerreißend war ihre Sorge für Dalindens Zukunft, da ſie das 17jährige Mädchen ohne Vermögen, ohne Schutz, ohne irgend eine Ausſicht auf Verſorgung zurücklaſſen mußte. Freilich entſprach der junge Linſingen in keiner Art den Forderungen, die ſie an den

Charakter, den Geiſt und das Herz des künftigen Gatten ihrer Tochter bei einer größeren Freiheit der Wahl gemacht haben würde, allein er war gutmüthig und wohlhabend, Dalindens Herz frei, ſie glaubte ſich wenigſtens verpflichtet, dieſe auf die Möglichkeit ihrer baldigen Trennung und auf den ſtrengen Ernſt, mit dem das Schickſal das Leben eines armen Mädchens gebunden hält, aufmerkſam zu machen. Der weiche, liebevolle Ton, mit dem ſie Dalinden eine wichtige Unterredung ankündigte, hatte dieſe gerührt; doch mußte ſie, trotz der Thränen in ihren Augen, lachen, als ſie erfuhr, der Oheim wolle ſie mit ſeinem flachshaarigen, bengelhaften, höchſt unwiſſenden Sohne verheirathen. „Ich bitte Dich, liebſte Dalinde,“ nahm ihre Mutter wieder das Wort, „überlege Dir die Sache ernſt; ſie iſt zu wichtig, um gleich im erſten Augenblicke ſo verwerfend entſchieden zu werden. Denke an das Loos, das Dir bevorſteht, wenn Du nach meinem Tode von der Gnade Deiner Verwandten leben ſollſt. Auf die Unterſtützung Deines Onkels darfſt Du nicht hoffen, ſobald Du ihn in ſeinem Herzblatte, dem Sohne, durch eine abſchlägige Antwort kränkeſt. Meine Schweſter hat mir zwar früher oft in ihren

Briefen gelobt, nach meinem Tode Mutterſtelle bei Dir vertreten zu wollen; ſo wie aber jetzt der Augenblick zur Erfüllung ihres Verſprechens näher zu kommen ſcheint, wird der Ton ihrer Briefe lauer, und ihre Anerbietungen und Verheißungen zweideutiger. Wirſt Du die Kälte Deiner Verwandten, wirſt Du ihre Herzloſigkeit ertragen können, mein Kind? Und ſichert Dich irgend etwas vor der Nothwendigkeit, nach meinem Tode in einem fremden Hauſe das Brod verdienen zu müſſen, das Deine Verwandten Dir vielleicht zu reichen verweigern werden?" — Heißweinend warf ſich hier Dalinde in ihre Arme, doch war es nicht der Gedanke an ihre Zukunft, der ſie ſo unausſprechlich betrübte, ſondern einzig das herzzerreißende Vorgefühl der Trennung von der geliebten Mutter. Sobald Beide ſich wieder zu ruhiger Faſſung geſammelt hatten, erklärte Dalinde, ſie ſei feſt überzeugt, daß Gottes Vaterliebe ihr in der Zukunft nicht die Mittel verſagen werde, ihr Daſein für Andere ſo nützlich zu machen, daß das Gefühl dieſer Thätigkeit ſie auch in der abhängigſten Lage ſchützen werde, ihren Geiſt durch dieſe niedergedrückt und ihre Seele durch ſie entadelt zu fühlen. Dagegen erſcheine es ihr als unausweichlicher geiſtiger Selbſtmord, ſich mit einem Manne zu verbinden, den ſie ſo wenig lieben als achten könne, und an deſſen Hand ſie ſich ein tadelfreies Daſein nur durch die gewaltſamſte Bekämpfung aller zarten Weiblichkeit, die ſich ja auf das Bedürfniß einer Stütze gründe, erhalten könne. „Gott iſt ja ſtets," ſchloß ſie, „ein ſo gütiger, liebevoller Vater gegen mich geweſen; vielleicht prüft er mich in der Zukunft, doch verlaſſen wird er mich gewiß nicht, wenn ich fromm und gut bleibe, und der Segen meiner frommen Herzensmutter mich durch's Leben begleitet." — Emilie ehrte dieſe Sinnesweiſe ihrer Tochter; ſie ſchrieb noch an demſelben Tage an ihren Schwager und kleidete Dalindens Nein ſo freundlich und ſchonend ein, als ſich ein ſolches Wörtchen nur immer einkleiden läßt; allein der alte Herr wurde nichts deſto weniger empfindlich, und maulte ſo ernſtlich mit Mutter und Tochter, daß ſelbſt die Nachricht, ſeine Schwägerin ſei bettlägerig krank, ihn nicht dahin brachte, ſie zu beſuchen.

Emiliens Todesahnung hatte ſie nicht getäuſcht; eine ſchnelle Verzehrung führte ſie mit raſchen Schrit- m Grabe zu. Dalindens erſte Prüfung war eine herbe, ach! die ſchmerzenreichſte, die es für ein weibliches, liebendes Herz hienieden gibt. Mag gleich der Sohn die Mutter noch ſo zärtlich lieben, ſein Daſein gewinnt doch gleich beim erſten Eintritt in die Welt eine eigne Wurzel, aber das Daſein einer noch im Elternhauſe lebenden Tochter iſt mit dem Daſein ihrer Mutter nur ein Daſein. Ein ruhig, frohes Jugendleben, wie Dalinde es bis jetzt gelebt hatte, bietet keine Gelegenheit, die Kraft der Seele zu entfalten; allein jetzt, am Krankenbette der Mutter, zerſprengte der Schmerz die Hülle, in der Dalindens Tugenden wie Blumen in der Knospe geruht hatte, und ſie entwickelten bei einer ſeltenen Innigkeit der Liebe und einer noch ſeltnern Tiefe des Gefühls eine hohe Kraft des ſtillen Duldens und der frommen, klagloſen Ergebung in die Fügungen der Vorſehung. Emilie ſtarb in den Armen ihrer Tochter; — ihr letzter Lebenshauch war Segen und Gebet für ſie.

Jetzt erſt erſchien der Onkel, um für die Beerdigung ſeiner Schwägerin zu ſorgen und Dalinden ſein Haus zum künftigen Aufenthalt anzubieten; allein ſie glaubte das Anerbieten des würdigen Predigers vorziehen zu müſſen, der in ſeiner Wohnung für ſie ein Stübchen hatte bereiten laſſen. Gleich nach dem Tode ihrer Mutter hatte ſie an ihre Tante Grell geſchrieben, und die Antwort derſelben wollte ſie abwarten, ehe ſie einen Plan für ihr künftiges Leben entwarf. Frau von Grell zögerte mit ihrer Antwort; dafür aber erhielt Dalinde einen Brief von Carolinen, mit einer Einlage des Generals, worin Beide ſie auf das Herzlichſte und Dringendſte einluden, nach Wien zu kommen und dort als Carolinens Schweſter bei ihnen zu leben. Dalinde fühlte tief den Werth dieſes Anerbietens, allein ſie hatte an dem Sterbebette der geliebten Mutter eine zu ernſte Würdigung des Lebens gewonnen, um ſich jetzt nicht die Frage vorzulegen, ob die Theilnahme an allen Freuden und Vorzügen von Carolinens Lage ſie nicht verleiten werde, die Anſprüche, zu denen dieſe berechtigt ſei, gleichfalls zu theilen und ſich dadurch vielleicht bei einem Wechſel des Schickſals die Kraft zu rauben, in deren Beſitze ſie ſich jetzt fühlte und die ſie, durch ihren tiefen Schmerz von allen eitlen Rückſichten geläutert, mit dem Gedanken verſöhnt hatte, dienen und von Andern abhängig ſein zu müſſen. Schon jetzt, in einem Zirkel von Menſchen lebend, auf deren Wohlwollen ihr die vieljährigen Bande eines freundſchaftlich geſelligen Umganges Rechte gaben, empfand ſie doch ſchon den Wechſel ihrer Lage, da faſt Alle ihr, ſtatt wahrer Theilnahme, ein Mitleiden zeigten, das nur demüthigen, nicht tröſten konnte. Jetzt erhielt ſie auch von ihrer Tante Antwort. Sie ſchrieb der verwaiſeten Nichte, daß ſie ihr der Mutter gegebenes Wort, ſie zu ſich nehmen zu wollen, nicht erfüllen könne, weil ihr Sohn eine Neigung für ſie gefaßt habe, die bei ihrem Anblick leicht wieder erwachen könne und die zu nichts Gutem führen würde, da er ſchon mit einem andern, ſehr reichen Mädchen verlobt ſei; dagegen ermahnte ſie Dalinde, Alles aufzubieten, um den Vetter Linſingen zur Erneuerung ſeines Antrages zu bewegen; es ſei ihr unbegreiflich, wie ihre ſelige Schweſter, die doch ſonſt eine ganz vernünftige Frau geweſen ſei, nicht mit beiden Händen zugegriffen habe, um eine ſo reiche und ſchöne Verſorgung für Dalinde feſt zu halten. Sollte ſich dieſe Thorheit nicht wieder gut machen laſſen, ſo rathe ſie Dalinden, ſich in Holſtein, wo ſie doch nun einmal bekannt ſei, nach einer Stelle als Geſellſchafterin umzuſehen, weil es, ſo lange man jung und geſund ſei, nicht ziemlich ſei, von der Unterſtützung ſeiner Verwandten allein leben zu wollen. Die bittere Empfindung, die dieſer liebloſe Brief in Dalindens Seele goß, und der Rath ihres väterlichen Freundes, des würdigen Pfarrherrn, entſchieden ihr Schickſal: ſie nahm Carolinens Anerbieten an, und der General ſandte ſeinen alten zuverläſſigen Kammerdiener, ſie auf der Reiſe nach Wien zu begleiten.

Es war eine ernſte, eine ſchwere Stunde, in der Dalinde von dem Grabe ihrer Mutter ſchied, und dem Schatten der Verſtorbenen das Gelübde, reines Herzens, fromm und wahr bleiben zu wollen, erneuerte. Heiß weinend riß ſie ſich aus den Armen ihrer Geſpielinnen, aus dem Kreiſe, der bis jetzt ihre Welt geweſen war, los, um den Schauplatz ihrer unſchuldsfrohen Jugend wahrſcheinlich auf immer zu verlaſſen. Allein die Reiſe, die Neuheit der Gegenſtände, die blühend ſchönen Länder, durch die ſie ihr Weg führte, und die Zaubergewalt der Frühlingsnatur übten eine ſtill erheiternde Macht über ſie aus, und die Liebe, mit der ſie von Carolinen, das väterliche Wohlwollen, mit dem ſie von dem alten General empfangen wurde, hellte vollends friſch und fröhlich alle Lebenshoffnungen des jugendlichen Gemüthes auf.

Dalindens Schönheit, ihre Anmuth und einfache Beſcheidenheit, erwarben ihr in dem neuen Lebenskreiſe, in den ſie eintrat, Liebe und Beifall. Das Verhältniß zwiſchen Caroline und ihr erhielt ſich ungetrübt in geſchwiſterlicher Gleichheit und im Reize unbedingten Vertrauens. Caroline war die ſchöne und einzige Tochter eines ſehr reichen Vaters, und als ſolche von einer Schar von Anbetern und Bewerbern umgeben. Ihr Vater wünſchte ſie verheirathet zu ſehen, allein ſie trieb mit allen ihren Liebhabern harmloſen, heitern Mädchenſcherz, bis ſie auf einem Feſte, das der ruſſiſche Geſandte gab, den Grafen Freeſe, einen Kurländer, ſah.

Freeſe war ein ſchöner Mann, weltgewandt und weltverdorben, aus einer angeſehenen Familie, allein ohne Vermögen. Dalinde machte einen höchſt lebendigen Eindruck auf ihn; er tanzte, er ſprach vorzugsweiſe mit ihr und ließ ſich in der Abſicht, in dem Hauſe, wo ſie lebte, Zutritt zu gewinnen, dem General und Carolinen vorſtellen. Er fand bei Beiden eine verbindliche Aufnahme und ward bald ein gern geſehener, täglicher Gaſt im Ebenſchen Hauſe. Dem ſieggewohnten Weiberkenner entging die Neigung nicht, die ſtill, aber mächtig in Carolinens Herzen von Tag zu Tag heller für ihn erglühete; in ſeinem Gemüth und in ſeinen Grundſätzen war nichts, was einen Kampf zwiſchen ſeiner Leidenſchaft für Dalinde und ſeinem Eigennutze hätte veranlaſſen können. Reichthum und ſinnlicher Lebensgenuß waren die Idole ſeines Lebenszweckes, und Carolinens Beſitz ſicherte ihm dieſe. Fein und allmählig zog er ſich von Dalinden zurück, um ihrer Freundin zu huldigen, und das Entzücken, mit dem Caroline ſich unbedingt der ſeligen Täuſchung hingab, von ihm geliebt zu ſein, führte ihn ſchnell zum Ziel. Sie ward ſeine Braut, eine heißliebende und ſehr glückliche Braut. Dalinde nahm mit ganzer Seele Theil an ihrem Glücke, und Freeſe war ihr jetzt als der Verlobte ihrer Freundin zehnmal theurer, als er ihr ſonſt je in irgend einer perſönlichen Beziehung auf ſie hätte werden können. Der alte General war ganz Wonne und Glück, daß ſeine Caroline, die ſo viele Bewerbungen achtungswerther Männer zurückgewieſen, nun endlich gewählt hatte, und verſicherte allen Menſchen, die er ſprach, daß er nie einen ihm liebern Schwiegerſohn hätte erhalten können. Des Grafen Betragen gegen ſeine Braut war voll feiner Schmeichelei und Achtſamkeit, allein für den abgeglätteten Weltmann war doch die Aufgabe zu ſchwer, täglich, ja faſt ſtündlich, ein Mädchen vor ſich zu ſehen, die alle Macht der Leidenſchaft in ihm entflammt hatte, und dieſe Gluth vor dem Auge der ſpähenden Liebe ſo zu verhüllen, daß kein Argwohn in ihr erwache. Dalinde ſelbſt blieb unbefangen und ihr reines Herz ohne Argwohn, daß der Verlobte der Freundin ihres Herzens für ſie von ſtrafbarer Leidenſchaft entflammt ſei, allein Carolinens Laune wurde nach einigen Wochen ungetrübten Glückes ungleich. Dalinde fand ſie einige Mal mit roth geweinten Augen, und ſo ſorgſam ſie auch in ihres Vaters und in des Grafen Gegenwart ihre ehemalige Heiterkeit zu behaupten ſuchte, ſo konnte es dieſer doch nicht entgehen, daß ihr Frohſinn nur erzwungen war und daß ſie alles Alleinſein mit ihr zu vermeiden begann. Vergeblich drang Dalinde in ſie, ſich ihr zu entdecken, vergeblich flehete ſie mit Thränen der innigſten Theilnahme um ihr Vertrauen; ſie entfloh dann ſchweigend Dalindens Bitten und ſchloß ſich Stunden lang in ihrem Zimmer ein.

In dieſem Zeitpunkte ſtarb ein Verwandter des Grafen, deſſen Jugend und Geſundheit dieſem nie die Hoffnung verheißen hatte, ſein Erbe werden zu können, und die Verlaſſenſchaft deſſelben machte ihn jetzt unerwartet ſo reich, daß das Band, mit dem der Eigennutz ihn an Carolinen gebunden hatte, ſehr dadurch gelockert wurde. Er hörte auf, ſeine Blicke zu bewachen, und auf einem Balle, wo er mit beiden Freundinnen erſchien, zeichnete er Dalinde eben ſo ſichtlich aus, als er Caroline vernachläſſigte, die er, nachdem er den erſten Tanz pflichtmäßig mit ihr getanzt hatte, ſich ſelbſt überließ, nur Sinn und Auge an Dalindens Schönheit zu weiden, deren Grazie und Tanzfertigkeit ſie zur Königin des Balles machte. Ein giftiger Schmerz legte ſeine Nattern an Carolinens Herz, ihre blinde Leidenſchaft für Freeſe verleitete ſie, ihn auf Koſten Dalindens zu rechtfertigen, und mit einer Empfindung, deren ſcharfe, ſchneidende Kälte ſie ſelbſt Haß der ehemals ſo geliebten Freundin nennen mußte, ſchützte ſie ein Uebelbefinden vor und forderte ihren Wagen. Aengſtlich um ſie beſorgt, folgte ihr Dalinde, als ſie nach Hauſe kamen, auf ihr Zimmer, doch mit beleidigender Härte wies Caroline jede ihrer Dienſtleiſtungen zurück, und als Dalinde ihr mit der innigſten Zärtlichkeit um den Hals fiel und ſie mit den ſüßeſten Worten beſchwor, ihr ihr Herz zu öffnen, da gebot ſie ihr im Ton einer Gebieterin, ſie zu verlaſſen und nicht wieder ungerufen bei ihr zu erſcheinen.

In Dalindens Herzen wallte bei dieſem Tone, bei dieſen Worten ein Gefühl auf, das ſie früher nie gekannt hatte; es war nicht allein die Kränkung der verſchmäheten, zurückgewieſenen Liebe, ſondern auch eine Regung des empörten Stolzes, vermiſcht mit dem Schrecken über eine eben ſo unerwartete als unverdiente Härte. Sie kämpfte ſchnell dieſe Aufwallung nieder, denn lebhaft trat es vor ihre Seele, was Caroline ihr bis zu dieſer finſtern Stunde geweſen ſei und welche unbegrenzte Dankbarkeit ſie ihr ſchuldig war; aber ſie vermochte nichts zur Beſänftigung Carolinens zu ſagen. Betrübt wünſchte ſie ihr eine gute Nacht und verließ ſie; doch der Schlaf floh Beider Lager, und ſchwer würde es zu entſcheiden ſein, welche von Beiden die Unglücklichſte im Laufe dieſer ſchlafloſen Nacht war. Dalinde vermochte ſich Carolinens Betragen nicht zu erklären, nicht zu erſinnen, wodurch ſie dieſelbe erzürnt haben könne, da ihr Bewußtſein rein, wie der Friede ihrer Seele, war. Sie beſchloß, Carolinens Laune — denn dafür mußte ſie ihre Verſtimmung halten — mit unüberwindlicher Geduld und Liebe zu ertragen, und ſo in ſanfter Ergebung den Zeitpunkt abzuwarten, wo ſich ihr das Herz und das Vertrauen der Freundin wieder zuwenden werde.

Doch nur zu bald ſollte Dalinde die Erfahrung machen, daß ihr das herbe Loos gefallen ſei, unverſchuldet die Schuld tragen zu müſſen, daß das Glück der Freundin ein Raub des Wankelmuthes und des ſittlichen Unwerthes zu werden drohe. Als ſie am Morgen des nächſten Tages im Frühſtückszimmer war, trat der Graf ein, und da er ſie allein ſah, zog er einen Brief hervor, den er ſie mit bewegter Stimme anzunehmen bat. Ehe ſie ihm zu antworten vermochte, war er verſchwunden; ſie glaubte, der Inhalt deſſelben werde einen Bezug auf Carolinen haben; allein zu ihrem Schrecken fand ſie folgende Zeilen:

„Zagend und in dem vernichtenden Gefühl, gegen die Macht der Liebe gefrevelt zu haben, nahe ich mich Ihnen, gnädiges Fräulein, deren Achtung mir theurer iſt, als das Leben, und deren Tadel ich wie das härteſte Unglück fürchte. Abe ich vermag dieſen ſchmerzlichen Kampf meines Herzens nicht länger zu verbergen, und wie vor einer, mir ſichtbar gewordenen Gottheit erſcheine ich vor Ihnen, mein Schickſal ihrem Ausſpruch zu unterwerfen. Wo ſoll ich aber Worte finden, Ihnen die Schmach zu bekennen, daß ich nicht allein eine Liebe, die ich als einen Schutzgeiſt meines Glückes hätte verehren ſollen, als eine leichte Verirrung meines Herzens bekämpfen zu können geglaubt habe, ſondern in dieſer unſeligen Verblendung ſo weit gegangen bin, um die Hand eines Mädchens zu werben, deſſen Verdienſte ich keineswegs verkenne, deſſen Reize aber nie Eindruck auf mein Herz gemacht haben."

„Ich liebe Sie, Sie allein, holdſelige Dalinde, von dem Augenblicke an, wo ich Sie zuerſt erblickte; allein, ein Sklave der Welt und der in ihr geltenden Anſichten, ſah ich in der Ehe nur eine Feſſel, die wenigſtens vergoldet werden mußte, wenn ſie mir erträglich ſcheinen ſollte. Fräulein von Eben war die Erbin eines groſſen Vermögens, viele Männer hatten um ihre Hand geworben, keiner ihr Herz zu rühren vermocht; mir kam ihr Herz entgegen, meine Eitelkeit gefiel ſich in dem Eindrucke, den ich auf ſie machte: wir wurden verlobt. Aber nun ſah ich Sie täglich in all der Traulichkeit eines häuslichen Verhältniſſes, und der Zauber Ihrer Schönheit, Ihre holdſelige Anmuth und alle die unnennbaren Reize, die nur Ihnen, anbetungswürdiges Mädchen, eigen ſind, fachten eine Leidenſchaft, mit der ich vermeſſen ſpielen zu können gewähnt hatte, zur unwiderſtehlich mächtigen Flamme an. Die Liebe zu dem edelſten Mädchen mußte meine Seele von allen unwürdigen Trieben läutern und ich es einſehen lernen, wie unedelmüthig es ſei, Carolinen Freiheit und Vermögen zu rauben, da ich ihr kein Herz zur Vergeltung anzubieten hatte. Entſchloſſen, das Band, das mich an ſie feſſelte, zu zerreißen, ehe es unauflöslich geknüpft war, ſuchte ich durch Kälte ſie zu erkälten, aber in eitler Verblendung glaubte ſie durch deſto innigere Zärtlichkeit ein Herz gewinnen zu können, das ich nicht mehr mein nannte. Ich verſuchte nun den General durch ein falſches Geſtändniß von dem Verluſt meines Vermögens gegen unſere Verbindung einzunehmen; allein er erklärte mir, daß er nur das Glück ſeiner Tochter wünſche; ihr Herz habe mich gewählt und er ſei reich genug, um auf das Vermögen des Mannes ihrer Wahl keine Rückſicht nehmen zu dürfen.“

„Jetzt kann mir, jetzt kann Carolinen nur von Ihnen Rettung kommen. Sie liebt mich mit ſo blinder Leidenſchaft, daß es leicht iſt, ſie zu täuſchen, und daß ſie ſich als meine Gemahlin noch immer glücklich träumen wird, wenn gleich mein Herz nur für Sie, göttliche Dalinde, ſchlägt, ewig nur für Sie ſchlagen wird und keine Feſſel der Convenienz mich je abhalten kann, nur für Sie zu leben und mein ganzes Streben darauf zu richten, Sie mit ihrem Looſe zufrieden zu ſehen. Dalinde! nur einen Schimmer der Hoffnung gönnen Sie mir, Ihnen nicht ganz gleichgültig zu ſein, und ich will die ſchweren Feſſeln dieſer Heuchelei um Ihretwillen mit Anſtand tragen, oder ſie auch gewaltſam zerreißen, um von Ihnen allein die Entſcheidung meines künftigen Schickſals zu erwarten. Zürnen Sie mir nicht, verſtoßen Sie mich nicht, und denken Sie daran, ehe Sie entſcheiden, daß nicht allein das Glück und das Unglück meines Lebens unwiderruflich an Ihre Entſcheidung geknüpft iſt, ſondern das Glück und Unglück der ganzen Familie, in der Sie leben; denn nur Hoffnung allein vermag mich zu bewegen, Carolinens Illuſionen zu ehren."

Dieſer unheilvolle Brief brach Dalindens Herz in Scham und Unmuth, in Demüthigung und Betrübniß. Gerechtfertigt ſtand jetzt Caroline vor ihr. Sie, die ſie mit Wohlthaten überhäuft hatte, die ſie, als ſie verlaſſen und verwaiſet war, wie eine Schweſter bei ſich aufgenommen hatte, vergiftete zum Lohn, wie eine im Buſen erwärmte Schlange, ihr ganzes Lebensglück; ſie raubte ihr das Herz des Mannes, den Caroline ſo unausſprechlich liebte! — Unwiſſentlich freilich hatte Dalinde, wie die ſtrengſte Nachforſchung im eigenen Buſen ſie deſſen verſicherte, dies Unglück veranlaßt; nie war in ihrer Seele nur eine Ahnung der frevelhaften Leidenſchaft geweſen, die der Graf ihr in ſeinem Briefe bekannte, und doch haßte ſie ſich ſelbſt, doch hätte ſie ſich ſtrafen mögen. Und was ſollte ſie jetzt thun, wozu ſich entſchließen? Gewiß verdiente der Mann, der einen ſolchen Brief ſchreiben konnte, nicht Carolinens Gatte zu werden, und ſie war ſchon im Begriff, zu dieſer zu eilen, um ihn ihr mitzutheilen und ihr die Beantwortung deſſelben zu überlaſſen; allein wenn ſie dann wieder bedachte, wie innig dieſe den Treuloſen liebte, was ſein Verluſt ſie koſten würde, und wie es ihr bei ſo viel Schönheit, Geiſt und Güte doch noch gelingen könne, ja gelingen müſſe, ſein Herz zu rühren, ſobald nur ſeiner Leidenſchaft für eine Andere jede Hoffnung geraubt werde, ſo erſchien es ihr vortheilhafter für Carolinens Glück, ſie in ihrer Unwiſſenheit zu erhalten. Bleiben durfte ſie aber nicht in ihrer Nähe; Caroline hatte ſo viel für ſie gethan, kein Opfer für ihre Ruhe, ihren Frieden konnte Dalinden zu groß erſcheinen.

Sie ſchrieb an Graf Freeſe wenige, aber erſchütternde Worte des Unmuths und der Trauer über eine Verirrung, die auf Carolinens Zukunft einen dunklen Schatten werfe, wie ſie ihr eignes Geſchick finſter umnachte, und dann, mit heißen Thränen und ſchwerem Herzen, an Carolinen, um dieſer ein höchſt ſchmerzliches Lebewohl zu ſagen. Die Kälte, die ſie in der letzten Zeit gegen Dalinde gezeigt hatte, diente ihr zum Vorwand ihrer Entfernung. Aus innigſter Seelenfülle dankte ſie ihr und ihrem Vater für alle ihr bewieſene Großmuth und Liebe, und verſicherte ihr, daß keine Zeit und keine Entfernung je das Bild der unerſetzlichen Freundin ihrer ſchönſten Lebensjahre in ihrem Herzen verbleichen werde, und beſchwor Carolinen, gegen ſie gerecht zu bleiben, wie ſie ſtets treu gegen ſie geweſen ſei und bis zum letzten Athemzuge ſein werde.

Dann packte ſie ſchnell ihre Kleider zuſammen, ließ einen Miethwagen kommen, warf ſich hinein und befahl dem Kutſcher, nach der Vorſtadt zu fahren und dort vor dem erſten Hauſe, in dem Zimmer zur Miethe ausgeboten waren, zu halten. Sie fand gleich, was ſie ſuchte, und das zu ihrem Glück, in dem Hauſe einer rechtlichen, kinderloſen Kaufmannswitwe, die einen kleinen Handel mit Band und Stickereien trieb. Ihr erſtes Geſchäft war nun, an ihre Tante und an ihren Onkel zu ſchreiben; allein ſie fühlte ſelbſt, daß die Dunkelheit, in die ſie die Urſache ihrer Trennung von Carolinen hüllen mußte, ihren Briefen an Beide etwas Gezwungenes gab, das wahrſcheinlich einen für ſie ungünſtigen Eindruck machen würde. Doch ſie wollte ja von ihnen keine Unterſtützung, ſie bat nur, ihr in irgend einer achtungswerthen Familie Norddeutſchlands eine Stelle als Erzieherin oder Geſellſchafterin zu verſchaffen, da ſie nicht in Wien und ſeiner Umgegend bleiben konnte, ohne ſich der Gefahr, von dem Grafen entdeckt zu werden, auszuſetzen.

Carolinens ehemals ſo ſanftes und reines Herz war jetzt von dem Natterbiß der Eiferſucht ſo vergiftet, daß ſie ſich über Dalindens Entfernung zu freuen und die Freundin ihrer Jugend unbekümmert einem Schickſal zu überlaſſen vermochte, deſſen gefahrvolle Unſicherheit ihr doch nicht verborgen bleiben konnte. Sie übergab ihrem Vater Dalindens Brief, und behauptete gegen ihn, ſich keiner Veränderung ihres Betragens gegen ſie bewußt zu ſein, obgleich dieſe Verſicherung auf Dalindens heimliche Entfernung ein ſehr zweideutiges Licht werfen mußte. Wie peinvoll wurde aber ihre innere Herzensqual, als die Stunde, in der der Graf täglich zu ihr kam, verſtrich, ohne daß er erſchien! Der Argwohn eines Zuſammenhanges ſeines Außenbleibens mit Dalindens Verſchwinden lag ihr zu nahe, um ihn nicht zu faſſen; allein die himmliſche Gewalt der Unſchuld und der Wahrheit fiel, wie ein Sonnenſtrahl durch Nebelgewölk, in ihr Gemüth und ſie mußte ſich geſtehen, daß die Unbefangenheit in Dalindens Betragen gegen den Grafen ihr nie Anlaß gegeben habe, ſie eines Einverſtändniſſes mit dem Grafen ſchuldig zu halten; die Bilder ihrer gemeinſchaftlich verlebten Kinderjahre zogen in anmuthigen Reihen bei ihr vorüber; wie ſanft, wie fromm, wie wahr war ihr Dalinde ſtets erſchienen, und wie hatte ſie ſich von ihr ſo treu, ſo innig geliebt gefühlt! — Carolinens Augen wurden naß, ihr beſſeres Selbſt erwachte, ſie fühlte, wie hart, wie unedel ſie Dalinde behandelt habe, und wie grauſam es ſei, ſie jetzt ſo ſorglos dem Zufall zu überlaſſen. Sie beſchloß, den Miethkutſcher holen zu laſſen, der Dalinde gefahren hatte, um von ihm zu erfragen, wohin er ſie geführt habe, und ſie dann an dem gewählten Zufluchtsorte aufzuſuchen. In dieſem Augenblicke trat aber ihre Kammerjungfer herein. Liſtig und verſchlagen, wie es Mädchen dieſes Standes oft ſind, war ſie neugierig, die Urſach von Dalindens plötzlicher Entfernung und von den Thränen ihres Fräuleins, die ſie oft, wenn dieſe ſich unbemerkt glaubte, hatte fließen ſehen, zu erfahren, und warf nun die Aeußerung hin, wie ſehr ſie es bedaure, daß Fräulein Linſingen ſo ſchlechtes Wetter zu der Reiſe habe, die ſie ſo ſchleunig und unerwartet mache; indeſſen, der Herr Graf begleite ſie ja wohl, und der werde es gewiß an der nöthigen Sorge für ihre Geſundheit und ihre Bequemlichkeit nicht fehlen laſſen. Dieſe Worte waren ein Dolchſtoß für Carolinens Herz; ſie ſank halb ohnmächtig in's Sopha zurück, und verrieth der Zofe vollends das von dieſer ſchon halb errathene Geheimniß ihrer Eiferſucht. Dieſe erzählte ihr dagegen, wie ſie, als ſie geſtern durch das Frühſtückszimmer gegangen ſei, geſehen habe, daß der Graf Dalinden einen Brief gegeben habe, der höchſt wahrſcheinlich die Verabredung zu ihrer Flucht enthalten habe, denn eine Stunde vor ihrer Abreiſe habe ſie durch Johann dem Grafen auch noch wieder ein Billet geſandt. Caroline durchweinte eine ſchlafloſe Nacht, und als ſie am Morgen einen Brief von dem Grafen erhielt, in dem er ihr in ſehr kühl höflichen Ausdrücken meldete, daß ein unerwarteter Vorfall ihn nöthige, auf einige Tage zu verreiſen, ſchien ihr ihr Unglück entſchieden, und ſie trauerte eben ſo tief als hoffnungslos über den Verluſt eines Mannes, den ſie mit eben ſo blinder als grenzenloſer Leidenſchaft liebte.

Dalindens Brief hatte den Grafen für den Augenblick wirklich erſchüttert; er fürchtete, ſie ſei ihm verloren, und unfähig, in dieſen Stunden des Kampfes und der aufbrauſenden Leidenſchaftlichkeit vor Carolinen zu erſcheinen, wählte er den Ausweg, eine Reiſe vorzuſchützen, um ihr auszuweichen. Er bot Alles auf, Dalindens Spur aufzufinden; es war in der erſten Aufwallung ſein Verſatz, ihr, wenn er ſie finde, ſeine Hand zu geben; allein als er einige Tage bei ſchlechtem, naßkaltem Wetter umhergeritten und gefahren war, ohne ſie zu finden, ward er wieder kühler und beſonnener, und fing an einzuſehen, daß es für einen Mann, wie er, doch eigentlich nur eine recht romanhafte Thorheit ſein würde, die Erbin einer Million aufzugeben, um einem ganz armen Geſellſchaftsfräulein ſeine Hand zu reichen.

Er fand Caroline krank, als er nach ſeiner Zuhauſekunft zu ihr ging, allein die Freude über ſeine Rückkehr wurde für ſie zur herzſtärkenden Arznei, und es gelang ihm nur zu leicht, ihre Zweifel an ſeiner Treue und ſeiner Liebe durch die erdichtete Erzählung von einem unglücklichen Freund, deſſen Rettung aus einer dringenden Gefahr ſeine eilige Reiſe nothwendig gemacht hatte, zu beſiegen. Mit anſcheinender Verwunderung hörte er die Nachricht von Dalindens Verſchwinden, die ihm der General in ſeiner gutmüthigen Argloſigkeit gleich als die wichtigſte Neuigkeit mittheilte; durch dieſe erheuchelte Gleichgültigkeit völlig beruhigt, willigte Caroline liebevoll in ſeine dringenden Bitten um die Beſchleunigung ihrer Vermählung, und nach drei Wochen war ſie ſeine Gemahlin.

Dalindens Schickſal war deſto trüber und freudenloſer. Ihre Tante hatte an Carolinen geſchrieben, um von ihr die Veranlaſſung zu Dalindens Entfernung aus ihrem Hauſe zu erfragen, und dieſe hatte, ohne ſie gerade anzuklagen, doch um ſich zu rechtfertigen, in einem Tone geantwortet, der auf Dalindens Betragen und Charakter ein zweideutiges Licht bei der zu werfen vermochte, die nur nach einem Vorwand haſchte, ſich mit einigem Schein des Rechts von aller Pflicht gegen ſie frei ſprechen zu können. Dalinde empfing, als Folge von Carolinens Aeußerung über ſie, einen Brief von ihrer Tante, in dem ſie ihr unter den härteſten Vorwürfen allen Beiſtand verſagte, und es ihr verbot, ſich künftig an ſie zu wenden. Der Brief an ihren Onkel hatte, wie ihr der Vetter meldete, dieſen nicht mehr unter den Lebenden gefunden. Das hülfloſe, ganz verlaſſene Mädchen ſah ſich nun allen Schreckniſſen der Armuth preis gegeben; doch die Vorſehung hatte ſie in das Haus einer ſehr braven Frau geführt, deren Zuneigung ſie bald durch ihre Eingezogenheit, ihre ſtille Trauer und ihre Freundlichkeit gewann. Dalinde erhielt durch ihre Vermittelung mehrere Beſtellungen auf feine Handarbeiten und Stickereien, und verlebte ſo in ſtrenger Arbeitſamkeit und tiefer Eingezogenheit Tage, deren Schuldloſigkeit, bei der frommen Ergebung, mit der ſie dieſen Wechſel ihrer ehemals an Freuden und Bequemlichkeit ſo reichen Lage ertrug, ihr Engel in das Buch ſchimmerloſer, nur von Gott gekannter Tugenden eintrug. Ihre Seele kräftigte ſich in dieſer Schule der Entbehrung und der Prüfung, allein ihre Hauswirthin, Frau Selby, bemerkte zu ihrem Leidweſen, daß ſie ihre blühende Farbe verliere, und wie eine dem Licht entzogene Roſe kränkelnd zu verbleichen beginne. Der ſtille Herzenskummer, der namenloſe Schmerz, ſich bei innerm Reichthum der Liebe, bei dem tiefgefühlteſten Bedürfniſſe, ſich anzuſchließen, ganz vereinzelt zu fühlen, der Mangel an Bewegung und friſcher Luft, die ſitzende Lebensweiſe bei der Entbehrung der Stärkung, die der trauliche Umgang mit gleichgeſinnten, gleichgebildeten Menſchen zu gewähren vermag;

Mangel, Sorge, Alles dieſes vereinte ſich, Dalindens Geſundheit ſo zerſtörend anzugreifen, daß die Kraft ihrer Seele vergeblich dagegen ankämpfte, und nach einigen Monaten war ſie ſo matt und angegriffen, daß ſie faſt täglich einige Stunden, unfähig zu jeder Beſchäftigung, auf dem Bette ruhend, zubringen mußte. Leiſe, wie eine der Nahrung ermangelnde Flamme, begann ihr Daſein zu verlöſchen, und mit klagloſer wehmuthsvoller Ergebung fühlte ſie, um deren Verluſt Keiner trauern und die Keiner vermiſſen würde, ſich dem Tode geweiht.

In dieſer Zeit erhielt Frau Selby einen Beſuch von dem Baron Stein, deſſen Amme ſie geweſen war, und der, wenn er von ſeinen Gütern, wo er lebte, nach Wien kam, ſtets ſelbſt zu ihr ging, ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen und ſie durch ſeinen Anblick zu erfreuen. Diesmal fand er die gute alte Frau ſo betrübt, daß er mit wahrer Theilnahme nach der Urſache forſchte. Sie erzählte ihm nun von dem jungen, engelſchönen Fräulein, das, von Gott und der ganzen Welt verlaſſen, ſeit beinahe einem Jahre in ihrem Hauſe lebe, und wie es Tag und Nacht arbeite, ſich ſein Bißchen Brod zu erwerben, und nun ſo ſtill und langſam dahin welke und gewiß ſterben müſſe, wenn es nicht bald andere Pflege, als ſie ihr zu verſchaffen vermöge, und einen Arzt erhalte. Der Baron ſprach den Wunſch aus, Dalinde ſelbſt zu ſehen und was ſie jedem andern jungen Manne verſagt haben würde, konnte ſie ihm, der als Kind ihr Herzblättchen geweſen und es ſtets geblieben war, nicht abſchlagen. Sie ging zu Dalinden hinauf, ihr ihn als einen Herrn anzumelden, der bei ihr die Stickerei zu einem Hofkleide zu beſtellen wünſche, und da dieſe ſie befrembet über einen ſo ungewöhnlichen Antrag mißbilligend anſah, verſicherte ſie ihr hurtig, der Baron ſei ein ſo guter, ſo lieber Herr, daß ſie es gar nicht verweigern dürfe, ihn zu ſehen, und ohne ihre Antwort abzuwarten, eilte ſie hinunter, ihn zu holen. Sie öffnete ihm die Thür; hocherröthend und mit einem Anflug von Unwillen erhob ſich Dalinde von ihrem Sitze und ſtand nun ſo ſtolz und edel ernſt vor dem Eintretenden, daß er überraſcht ehrfurchtsvoll ſein Eintreten entſchuldigte. Ohne auf dieſe Entſchuldigung Rückſicht zu nehmen, fragte Dalinde nach dem Auftrage, den er ihr in Bezug auf ihre Stickerei zu geben habe; er aber drückte ihr, ſtatt ihre Frage zu beantworten, mit eben ſo viel

Feinheit als Anſtand ſein Erſtaunen aus, ein junges Fräulein, wie ſie, in einer Lage, wie die ihrige, zu ſehen, und bat ſie, ihm das Glück zu gönnen, ihr ſeine ehrfurchtsvolle Theilnahme an ihrem Geſchick beweiſen zu dürfen. Würdevoll dankte ſie ihm mit wenig Worten für eine Güte, von der ihre Lage ihr nicht Gebrauch zu machen vergönne, und führte das Geſpräch augenblicklich auf die Stickerei zurück. Er erbat ſich, das Muſter zu derſelben morgen ſelbſt bringen zu dürfen, allein Dalinde unterſagte dies, weil er als Mann von Ehre gewiß ſelbſt fühle, daß ihm ſo wenig dieſe Bitte als ihr die Gewährung derſelben gezieme. Ehrerbietig ſich vor ihr neigend, nahm er Abſchied, mit der Verſicherung, das Muſter morgen durch Frau Selby ſenden zu wollen.

Sinnend blieb Dalinde zurück. Das edle, zartſinnige Benehmen des Barons hatte einen wohlthuenden Eindruck auf ſie gemacht und es ſchmerzte ſie, dem Anſtande das Opfer bringen zu müſſen, ihn nicht wieder zu ſehen. Frau Selby unterhielt ſie den ganzen Abend von der Jugendgeſchichte des Barons und wie gütig, wie milde er gegen ſeine Unterthanen ſei, und wie großmüthig gegen Arme, und nie war ihr ein Abend ſchneller und angenehmer verſtrichen.

Der Baron war in jeder Hinſicht einer der ausgezeichnetſten Männer. Hoch- und edelgeſinnt, eben ſo liebenswürdig an Geſtalt als an Sitte, hatte er auf Univerſitäten und Reiſen ſeinen Geiſt gebildet, ſein Herz unentweiht bewahrt und ſeinen Charakter gereift. Sein Wunſch, Dalinde zu ſehen, entſprang aus rein menſchenfreundlichem Wohlwollen für eine verlaſſene Unglückliche; allein ihre Schönheit, die Würde ihres Benehmens, ihr feingebildeter Anſtand und der unverkennbare Ausdruck wehmuthsvoller Trauer in ihren ſeelenvollen Blicken machten den tiefſten Eindruck auf ſein Herz. Er konnte nichts denken als ſie, und durchwachte die Nacht, die dieſem Tage folgte, unter Entwerfung von Planen, dieſem ſo anziehenden, durch ſeine Vereinzelung mannigfachen Gefahren ausgeſetzten Weſen Schutz und Hülfe zu verſchaffen. Er gedachte ſeiner Tante, der Baronin Holſtein, deren Menſchenliebe und Güte er kannte, und eilte früh am Morgen zu ihr, ihr ſein geſtriges Zuſammentreffen mit Dalinden zu erzählen und für ſie den Schutz der würdigen Frau zu erbitten. Sie verſprach ihm, ſie noch im Verlauf des Tages beſuchen zu wollen, und wenn ſie finde, daß ihre Schönheit ihn zu keiner blinden Parteilichkeit verleitet habe, ſich ihrer anzunehmen und für eine angemeſſene Verbeſſerung ihrer Lage zu ſorgen. Die Baronin hielt Wort, die huldvolle Güte, mit der ſie ſich Dalinden nahte, gewann ihr ſchnell Dalindens Vertrauen, und gewonnen durch die Liebenswürdigkeit ihres Weſens, gerührt durch die Sanftmuth und den Frieden, den ihr, in der ungetrübten Schuldloſigkeit ihres Bewußtſeins, der kindlich fromme Aufblick zu Gott erhielt, bot ſie Dalinden ihr Haus und ihren mütterlichen Schutz an. Die Empfindung, mit der Dalinde dies Anerbieten annahm, läßt ſich nicht beſchreiben; doch gewiß ſpiegelt ſich der Strahl der Freude ſo himmelrein nur auf dem dunklen Grunde eines kummervoll verſchatteten Lebens ab.

Rührend war Dalindens Abſchied von ihrer guten Wirthin, und ſo herzlichen Antheil dieſe auch an dem frohen Schickſalswechſel ihres holden Pfleglings nahm, ſo aufrichtig betrübte ſie doch die Trennung von Dalinden, und nur das Verſprechen, das ſie ihr gab, ſie jedes Mal zu beſuchen, wenn ſie mit der Baronin, die nahe bei Wien auf dem Lande lebte, nach der Stadt komme, vermochte ſie zu tröſten.

Wunderbar ſchnell erblühete Dalinde in ihrer neuen Lage wieder zu Heiterkeit und Geſundheit. Die Baronin ſuchte und fand gleich in den erſten Tagen ihres Zuſammenſeins Gelegenheit, mit ihr über ihre Erziehung, ihre Lectüre zu reden, und ihre Anſichten von Welt und Menſchen, ihre Ideen von Glück und Tugend zu erforſchen, und ſie war mit Dalindens Grundſätzen, Anſichten und Empfindungen ſo zufrieden, daß ſie dieſelbe ganz wie eine Tochter behandelte. Dalindens Betragen gewann ihr alle Herzen. Eben ſo beſcheiden als reizend, eben ſo edel als gefällig, wurde ſie bald durch ihren Geiſt, ihre Talente und ihre Güte die Seele des geſelligen Zirkels, in dem die Baronin lebte, und ihr früheres ſchönes, von Mutterliebe beſchirmtes Jugendleben erblühte ihr wieder, verklärt durch den von ihr empfundenen, doch nicht gekannten Zauber der erſten Jugendliebe. Baron Stein war beinahe ein täglicher Gaſt im Hauſe ſeiner Tante; er war der Schöpfer ihres Glückes, er war der edelſte, der gebildetſte, der liebenswürdigſte Mann, den ſie kannte; wie hätte ſie mißtrauiſch gegen die durch Dankbarkeit geheiligte Lebhaftigkeit ihrer Hochachtung für ihn ſein können! — Und dann ſeine zarte Achtſamkeit für ſie, dieſe ſeelenvolle Bebung ſeiner Stimme, wenn er mit ihr ſprach, ſeine Blicke, ſein Kommen und ſein Scheiden. O welches reine Herz hat ihn nicht ſelbſt empfunden, dieſen namenloſen, himmliſch ſüßen Zauber der erſten, bebenden Liebesahnung und Liebesſchwärmerei? und wo iſt auf Erden die Aegide zu finden, die gegen ſeine ſüße, beſeligende Bethörung zu ſchützen vermag?

Doch, ach! nur wiederfinden kann der Menſch das Paradies des erſten Menſchendaſeins, nicht mehr es bewohnen, um in ihm zu weilen. Zu ſpät für ihren Frieden geſtand ſich Dalinde, daß ſie den Baron liebe, da ſie, mit den Wünſchen ſeiner Familie bekannt geworden, die ihn mit einer der reichſten Erbinnen der öſtreichiſchen Monarchie, mit der ſchönen, allgefeierten Erbgräfin von P., vermählt zu ſehen wünſchte, ſich keine Hoffnung erlauben durfte, je die Seine werden zu können. Oder ſollte ſie die Großmuth, mit der die Baronin ſie aufgenommen hatte, durch ſo ſchwarzen Undank vergelten, daß ſie den Lieblingswunſch der theuren Frau vereitelte? Und der Baron ſelbſt, würde je in ſeiner

Seele der Entſchluß aufblitzen, der armen, verwaiſeten Dalinde Linſingen ſeine Hand zu reichen? — Wie unſicher war ſie nicht, ob ſeine Theilnahme ſeine Neigung Liebe ſei — unter günſtigen Verhältniſſen — vielleicht — ja, ihr Herz ſagte es ihr, er könnte ſie lieben; aber nun war ſtumme, hoffnungsloſe Liebe ihr Loos, und in all dem edlen Stolze reiner Jungfräulichkeit gelobte ſie ſich, Keinem die Schwäche ihres Herzens errathen zu laſſen. Sie faßte den Entſchluß, den Baron zu vermeiden, ſo viel ihre Verhältniſſe ihr dies thun zu können vergönnten; allein wie hätte ihm, deſſen erſte, wahre Liebe ſie war, auch nur die ſchattenartigſte Nüance von Kaltſinn in ihrem Betragen entgehen können? Er trauerte, wenn ſein Blick vergeblich den ihren ſuchte, wenn ſie vermied, ihm zu begegnen, aber unwillkürlich bot er in ſolchen Augenblicken Alles auf, ſie durch verdoppelte Achtſamkeit und ſchweigende, nur ihr allein wahrnehmbare Zärtlichkeit wieder zu der freundlichen Anmuth gegen ihn zurückzuführen, an deren Erſcheinung die theuerſte Hoffnung ſeiner Seele geknüpft war, und die Liebe ſelbſt ſicherte den Erfolg ſeiner Bemühungen. Die Baronin Holſtein war zu welterfahrne Menſchen- und

Herzenskennerin, als daß ihr das Geheimniß der beiden jungen Leute ein Geheimniß hätte bleiben können; allein ſie hielt des Barons Betragen nur für Folge eines natürlichen, doch flüchtigen Wohlgefallens, mit dem er Dalindens Jugend und Schönheit huldige, wie ſich dies für jeden jungen Mann zu thun gezieme, und tadelte nur, daß er ganz außer Acht laſſe, welche ernſte Folgen ein ſolches Betragen für das Lebensglück eines jungen, unerfahrenen Mädchens haben könne. Die Baronin war eine edle Frau; doch das Leben in der großen Welt raubt uns faſt immer den Glauben an den heiligen Ernſt der Liebe und das Vertrauen zu ihrer Treue. Sie würde es ihrem Neffen nicht vergeben haben, wenn er wiſſentlich ein Spiel mit Dalindens Herzen getrieben hätte; allein ſie hielt ihn auch für zu klug, zu beſonnen, als daß ſie ihn der romanhaften Thorheit fähig gehalten hätte, die Hand der Erbgräfin von P. auszuſchlagen, um einer jugendlichen Neigung nachzuhängen, und ſo glaubte ſie, die ganze Sache dadurch beendigen zu können, daß ſie ihn auf ſeine zu große Befliſſenheit, ſein zu ſichtliches Courmachen bei Dalinden aufmerkſam machte. Wie ſehr wurde ſie aber überraſcht, als er ihr feſt und offen erklärte, er ſei entſchloſſen, Dalinden ſeine Hand anzubieten, ſobald er ſich nur von ihrer Liebe überzeugt halten dürfe. Sie allein entſpreche von allen Weibern, die er kenne, den Forderungen, die ſeine Seele an eine künftige Gattin mache; ihr Liebreiz und ihre Tugend gelte ihm mehr, als alle Schätze, und in Hinſicht auf die Gräfin von P. habe er nach den ſtrengſten Forderungen der Ehre noch das Recht, ſich als völlig frei und ungebunden anſehen zu können.

Die Baronin ſah ein, daß offner Widerſpruch nur einen Schritt beſchleunigen würde, der einen von ihr ſeit Jahren mit Liebe entworfenen Plan unwiederbringlich zu zerſtören drohte, und ſo zärtlich ſie auch Dalinden liebte, konnte ſie ſich doch nicht mit dem Gedanken befreunden, das ganz arme Mädchen als die Braut ihres Neffen zu ſehen. Ihr Vater hatte bei ſeinem Tode einen fürſtlichen Reichthum hinterlaſſen; das Bild dieſes Familienglanzes war ihr lieb, und es ſchmerzte ſie, als ihr einziger Bruder, der Vater des Barons, durch unſinnige Verſchwendung das Vermögen durchbrachte, und ſeinem Sohn nur ein Erbtheil hinterließ, das ihm kaum mehr Anſpruch auf den Namen und die Lebensweiſe eines bemittelten Edelmannes gab. Die Verbindung des Barons mit der Erbgräfin P. verhieß ihr die Rückkehr dieſes nie von ihr verſchmerzten Glanzes, und daher jetzt ihr Widerwille, ihn mit Dalinden verbunden zu ſehen. Sie begnügte ſich, indeſſen ihren Neffen um Bedenkzeit zur Prüfung ſeines Entſchluſſes zu bitten, und beſchloß, von Dalinden zu erlangen, was ihr die Feſtigkeit des Barons zu gewähren weigerte.

Die Güte, mit der ſie redete, und die überlegene Klugheit und Welterfahrung der Baronin ſicherte ihr über Dalindens Herz einen Sieg, dem dieſe das Glück ihres Lebens zum Opfer bringen mußte. Ohne eine buchſtäbliche Unwahrheit zu ſagen, ſtellte ſie Dalinden doch das Verhältniß des Barons zur Erbgräfin anders dar, als es im Lichte reiner Wahrheit erſchienen ſein würde, und die Beſchränkung ſeiner Vermögensumſtände, als unvermeidliche gänzliche Verarmung, ſobald er ein mittelloſes Mädchen zur Gattin wähle. Dalinde wußte ſich nicht geliebt, wenn ſie gleich ahnete, es zu ſein, und der Gedanke, daß ſie durch eine Trennung von dem Baron wohl nur ihr eignes Glück opfre, gab ihr Kraft, in dieſe zu willigen, die ihr die Baronin als das ſicherſte

Mittel zur Löſung ihres Verhältniſſes vorſchlug. Tief im Gebirge wohnte auf einem alten einſamen Schloſſe eine Couſine der Baronin; zu dieſer rieth ſie Dalinden zu gehen und dort von ihr angelegentlich empfohlen, der freundlichſten Aufnahme gewiß, bis zur Vermählung des Barons zu bleiben, um dann zu der Baronin zurückzukehren, die ihr in ihrem Herzen, wie in ihrem Hauſe, den Platz einer Tochter aufzubewahren verſprach. Dalinde willigte betäubt in alle Vorſchläge der Baronin; willenlos, durch den gewaltigen Schmerz der Vorempfindung ewiger Trennung von dem Geliebten, verſtand ſie ſich ſogar dazu, ein ihr von derſelben vorgeſagtes Billet niederzuſchreiben, in dem ſie Abſchied von ihr nahm, da wichtige und geheime Gründe ſie nöthigten, ihr Haus zu verlaſſen.

Noch am Abend dieſes verhängnißvollen Tages fuhr ſie, unter der Hülle des Geheimniſſes, von einem alten vertrauten Diener der Baronin begleitet, nach dem Ort ihres künftigen Aufenthalts ab. Eine düſtere Einſamkeit erwartete ſie dort, und die Geſellſchaft der alten grämlichen Gebieterin des Schloſſes und ihrer Frauen eignete ſich auch nicht, Dalindens Trauer zu mildern. So unglücklich hatte ſie ſich noch nie gefühlt — ſo verletzt, ſo ſchuld- und hoffnungslos, und ſelbſt die Stütze ihres reinen Selbſtbewußtſeins war gebrochen; ihre Vernunft billigte ſtrenge und grauſam ihre Trennung von dem Baron, aber ſie konnte den Betrug nicht billigen, zu dem Dalinde ſich, um ihn zu täuſchen, geliehen hatte. Sie ſelbſt trug nun die Schuld, wenn der edle Mann ſie verkannte, und das Andenken an ſie aus ſeinem Herzen riß, weil er ſie ſeiner Achtung unwürdig glaubte. Sie fühlte, die Baronin habe ſie grauſam behandelt, und ach, es iſt ein ſo giftiger Pfeil, von Menſchen, die man geliebt und verehrt hat, ſich grauſam behandelt zu fühlen!

Nicht weniger unglücklich fühlte ſich aber der Baron, als er bei ſeinem nächſten Beſuche Dalinde nicht mehr im Hauſe ſeiner Tante fand. Die von ihr zurückgelaſſenen Zeilen konnten ihn nicht täuſchen und den Argwohn in ihm erſticken, daß die Schlauheit einer herzloſen Weltklugheit ſie entfernt habe. Er erklärte ſeiner Tante, daß er ihr Haus nicht wieder betreten werde, ehe er Dalinde wieder gefunden habe, und daß ſein Entſchluß, dieſe zu ſeiner Gattin zu wählen, unerſchütterlich ſei. Sie glaubte indeſſen die Macht der Zeit und der Trennung an ſeinem

Herzen erproben zu müſſen, ehe ſie durch die Wiedervereinigung mit der Geliebten ihr eignes Werk zerſtöre, das ſie im Kampfe mit dem eignen Herzen, dem der Baron und Dalinde wahrhaft theuer waren, erbaut hatte.

Während Dalinde in ihrer ſchmerzlichen Verlaſſenheit in Leid und Liebe lebte und kämpfte, war Caroline, umgeben von allem Glanze und Schimmer der Welt, um nichts glücklicher. Der Wonnerauſch der erſten Flitterwochen war ſchnell verflogen; der Graf war zu flatterhaft und, im Beſitz eignen Reichthums, zu nachläſſig in der Sorge, ſie zu täuſchen, als daß ihr ſeine Herzloſigkeit ein Geheimniß hätte bleiben können. Er huldigte bald dieſer, bald jener Schönheit, und Caroline, zu wenig an Selbſtbeherrſchung gewöhnt, um ihm ihre Verſtimmung und ihren Unmuth verbergen zu können, empfand den Schmerz, ihn dadurch völlig von ſich zu entfernen. Ihre Ehe ſtimmte ſich völlig auf den Ton einer Ehe in der großen Welt, wo Mann und Frau ſich häufiger außer ihrem Hauſe als in demſelben ſehen. Doch noch immer liebte Caroline den treuloſen Gatten mit heißer Leidenſchaft und fühlte, ſie könne nur verzeihen, nicht ihm zürnen. Der Schmerz führt gute Menſchen zur Selbſterkenntniß, und ſo erwachte auch in Carolinen lebhaft das Bewußtſein, Dalinde gekränkt und ungerecht behandelt zu haben. Wie oft ſehnte ſie ſich nun nach dem treuen, von ihr verſtoßenen Herzen, deſſen zarte Theilnahme ihr jetzt Troſt zu gewähren vermocht hätte! Sie bot jetzt Alles auf, Dalindens Aufenthalt zu erforſchen. Es gelang ihr, zu erkunden, daß ſie bei Frau Selby gewohnt habe; ſie fuhr nun ſelbſt zu dieſer, und der Bericht der guten Alten, wie Dalinde bei ihr ſo traurig, einſam und ſorgenvoll, und doch ſo freundlich, ſo fleißig gelebt habe, überzeugte ſie vollends von dem Unrecht, das ſie gegen ſie verſchuldet hatte, und in aller Innigkeit der reuevollen Liebe ſchrieb ſie an Dalinde, ihre Verzeihung zu erflehen. Sie adreſſirte den Brief nach dem Gute der Baronin Holſtein, bei der, wie ſie glaubte, Dalinde noch lebte, und dieſe beförderte ihn richtig. Mit Thränen der Rührung und der Freude las Dalinde die oft erſehnten, nie gehofften Zeilen; nun war ſie nicht mehr allein in der Welt, nicht mehr freudenlos und die Gegenwart für ſie kein einzelner, von allem Zuſammenhange mit der Vergangenheit losgeriſſener Punkt ihres Daſeins. Mit der Jugendfreundin fand ſich Hoffnung, Muth, Vertrauen wieder.

Caroline ſollte in einigen Monaten zum erſten Male Mutter werden, und in ihrer Seele lebte die Hoffnung, daß ihr Kind im Vater ihr den Gemahl zurückgeben werde; doch ihrer Liebe war vom Schickſal eine herbere Prüfung zugedacht. Der Graf hatte ſich mit einem Officier wegen einer Schauſpielerin erzürnt, ein Zweikampf war unvermeidlich, und in dieſem fiel ihrem Gemahl das Todesloos. Schwer verwundet ward er nach ſeiner Wohnung zurückgebracht. Dieſer Anblick verlöſchte in Carolinens Herzen jedes Andenken ſeiner Verirrungen; ganz Liebe und Schmerz eilte ſie an ſein Lager und ward Tag und Nacht die treueſte Pflegerin des langſam dahin ſterbenden Gatten. Die Annäherung des Todes weckte in des Grafen Seele eine zu ſpäte Reue über eine an Irrthümer und Laſter vergeudete Jugend, er glaubte in dem Bekenntniſſe derſelben Erleichterung für die Angſt ſeiner Seele zu finden und legte in Carolinens Herzen Geſtändniſſe nieder, die ſie nie empfangen zu müſſen gewünſcht hätte. Auch Dalindens Name wurde in dieſen Unterhaltungen genannt; er bewahrte unter ſeinen Papieren noch den Brief auf, den dieſe, ehe ſie Carolinen verließ, an ihn geſchrieben hatte und in dem ſich die Reinheit ihrer ſchönen Seele, und ihre treue, unausſprechliche Liebe zu Carolinen mit all der Macht der vollſten Wahrheit ausſprach.

Er ſtarb in Carolinens Armen, voll Schmerz, das Glück verkannt zu haben, das ihr Beſitz ihm zu ſichern vermochte, und das Erſte, was Caroline aus der dumpfen Troſtloſigkeit ihres Grames um ihn erweckte, war die Pflicht, Dalinde in den Augen ihres Vaters zu rechtfertigen, indem ſie ihm vollen Aufſchluß über ihr Betragen gab und ihm Dalindens Abſchiedsbrief an den verſtorbenen Grafen mittheilte. Der alte General kam ihrem Wunſche einer Wiedervereinigung mit der geliebten Jugendfreundin durch das Anerbieten entgegen, ſelbſt nach dem Gute der alten Dame zu reiſen, bei der Dalinde, wie Caroline aus ihrer Antwort wußte, jetzt lebte. Dalinde empfing den General, wie ſie ihren Vater empfangen haben würde, und Beide eilten nach der Hauptſtadt zu Carolinen ſo ſchnell als möglich zurück, da dieſe mehr denn je des Troſtes bedurfte, den Liebe und Freundſchaft einem kummervollen Herzen zu gewähren vermag.

Dalindens erſtes Geſchäft war, an die Baronin Holſtein zu ſchreiben, um ſie von der Veränderung ihres Aufenthalts zu benachrichtigen und ſie zugleich darüber durch die Verſicherung zu beruhigen, daß die Einſamkeit, in der die Gräfin Freeſe ihr Trauerjahr zu verleben entſchloſſen ſei, ſie eben ſo ſicher vor dem Baron Stein verborgen halten werde, als die Einſamkeit des düſtern, von ihr jetzt verlaſſenen Schloſſes. Nach Abſendung dieſes Briefes widmete ſie ſich ungetheilt der Sorge, Carolinens Gemüth zu erheitern, und ſie körperlich, wie geiſtig, zu pflegen. Beide Freundinnen fanden ſich ernſter und geläuterter wieder, als ſie ſich verlaſſen hatten; das leichte Spiel des frühern, harmloſen Jugendlebens war dem Ernſte des Lebens gewichen und dieſer gab dem Bunde ihrer verſchwiſterten Seelen eine neue, höhere Weihe.

Nach drei Monaten wurde Caroline Mutter eines Knaben, deſſen Geburt den alten General zum glücklichſten Großvater machte, und in der Mutter

Herz Frieden und Heiterkeit goß. Sie ſtillte ihn ſelbſt, und ein Jahr verfloß, in dem beide Freundinnen das Haus nur verließen, um friſche Luft zu ſchöpfen, und ihr Umgang ſich auf die nächſten Verwandten der Familie beſchränkte. Dieſe Lebensweiſe entſprach ihren Neigungen und dem ſanften Ernſt, der der Grundton ihres Gemüths geworden war; allein der General liebte heitere Geſelligkeit, und forderte von beiden Freundinnen die Rückkehr zu den Kreiſen, deren Zierde ſie ehemals waren. Die Verlobung einer Couſine, bei der die ganze Familie erſchien und Caroline es nicht vermeiden konnte, gleichfalls zu erſcheinen, beſiegte als Nothwendigkeit das Widerſtreben, das Beide empfanden, ihre ſtille Lebensweiſe ändern zu ſollen.

Dalinde war wunderbar bewegt, als ſie ſich zum erſten Mal, nach beinahe drei Jahren, wieder reich geſchmückt ſah; denn der General hatte durchaus darauf beſtanden, daß ſie und Caroline es ſein ſollten, und mit ſchwerem Herzen ſtieg ſie in den Wagen. Sie glaubte Baron Stein längſt vermählt, und mit ſtiller Wehmuth hörte ſie die Lobpreiſungen ihrer Schönheit, die bei ihrem Eintritt in den Saal die Männer ſich zuflißterten. Entſchloſſen, nicht zu tanzen, nahm ſie an Carolinens Seite auf den für die zuſchauenden Damen erhöheten Sitzen Platz, und ſah mit einer Miſchung von wehmuthsvoller Erinnerung, und unwillkürlich wieder in ihr erwachender heiterer Jugendluſt im Saal umher, als ſie plötzlich den Baron Stein erblickte, der eine ſchöne, ſehr reich gekleidete Dame in die Reihe der Tanzenden führte. Er war es, Er! noch eben ſo ſchön, eben ſo edel von Geſtalt und Anſtand als ſonſt, nur mit ernſterm Ausdruck in dem ſchönen Auge und den ſanften, geiſtvollen Zügen. Dalinde vermochte die Erſchütterung ihres Weſens kaum zu verbergen. Laut, durch den Saal hin, hätte ſie ihn rufen mögen, mit dem Tone der innigſten Liebe, der für ſeinen Namen in ihrer Bruſt ſchlummerte, allein ohne ſie zu bemerken, ging er nah an ihr vorüber, nur mit ſeiner Tänzerin, wie es ſchien, beſchäftigt. Sie vermochte es nicht, den Blick von ihm zu wenden; nie hatte ſie es ſo mächtig empfunden, wie ſie ihn liebe, wie ein Blick, ein Wort von ihm Gewalt über ihr Leben und ihr Schickſal habe, als in dieſer reich bewegten Stunde, in der ſich alle Kraft ihrer Seele hundertfach zu verdoppeln ſchien, um den Zauber der Nähe des Geliebten zu empfinden. Als der Tanz geendet war, trat er zu einigen jungen Männern, die in einer leiſen, aber höchſt lebendigen Unterhaltung begriffen waren. Es war unter ihnen die Rede von Caroline und Dalinde, die Beide zu neuen Erſcheinungen geworden waren, und dadurch Aller Blicke auf ſich zogen, vorzüglich Dalinde, die in dem weißen, mit ſilbernen Roſenguirlanden beſetzten Florkleide und dem einfach prachtvollen Perlenſchmuck, den ihr der alte General verehrt hatte, Idealiſch ſchön erſchien. Stein blickte auf, dieſe gefeierte Schönheit im Damenkreiſe aufzuſuchen — er erkannte Dalinde, ſie, die er noch immer einzig liebte und ſchmerzlich betrauerte.

Vermag das Wort die Feier dieſes Wiederfindens, dieſes Augengrußes von Herz zu Herz, von Seele zu Seele darzuſtellen?

Dalindens Herz und Charakter hatten ſich in Schmerz und Dulden bewährt; jetzt ward ihr vom Schickſal die viel gefährlichere Prüfung durch Glanz und Glück beſchieden. Der einzige Bruder ihrer Mutter war, wie wir im Anfang unſerer Erzählung erwähnten, als Jüngling nach Indien gegangen, und ſein Andenken ſchon lange verſchollen. Jetzt aber erſchien in den engliſchen Zeitungen eine Aufforderung an ſeine Erben, ſich zu melden; Dalindens Vetter, Herr von Grell, meldete dies Carolinen, da er Dalindens Aufenthalt nicht wußte, und mit der freudigſten Theilnahme theilte dieſe der geliebten Freundin eine Nachricht mit, die ihr den Beſitz eines nach europäiſchem Maßſtab ungeheuren Vermögens ſicherte, welches ſie und Grell als einzige Erben des Verſtorbenen unter ſich theilen mußten.

Dalinde war nicht unempfindlich gegen einen Reichthum, der ihr die Freude gewährte, die Welt und die Familie ihres Geliebten von der Uneigennützigkeit ihrer Wahl zu überzeugen. Der alte General ließ ſich die Freude nicht nehmen, Dalindens Verbindung auf das Glänzendſte zu feiern, und Liebe, Freundſchaft, Geiſt und Güte umwanden das edle Paar mit den Blüthenkränzen eines eben ſo reinen als dauerhaften Glückes.

Auswahl

aus

Fanny Tarnow's

Schriften.

Zwölfter Band.

Leipzig, 1830.
Verlag von Carl Focke.

Inhalt.

Glaubensanſichten. (Erſtes Fragment.)
Glaubensanſichten. (Zweites Fragment.)
Das Ideal.

Bemerkung. Durch einen unangenehmen Zufall ſind beide Fragmente der Glaubensanſichten verwechſelt worden; man bittet daher, das zweite vor dem erſten zu leſen.

Glaubensanſichten.

(Erſtes Fragment.)

Renatus an Steinfeld.

So ſehr Dein Andenken mich auch freuet, ſo ſehr ſcheue ich mich doch vor der Beantwortung Deines Briefes; denn wie werde ich es vermögen, Dir durch Worte verſinnlichen zu können, was nur als ein Seufzer der Sehnſucht und der Inbrunſt in meinem Herzen lebt? wie Dir Wahrheiten darſtellen können, deren Größe der Verſtand nur in dämmernder Ferne zu erkennen vermag, weil er umnachtet iſt von dem Endlichen? Und doch treibt es mich, Dir Worte zu ſchreiben, die mächtigen Wiederklang in Deinem Geiſte fänden, ſo oft dieſer den Standpunkt für ſeine Erkenntniſſe verkennt, indem er wähnt, den Gipfel erreichen zu können, der ewig außer ſeinem Geſichtskreiſe liegen bleiben wird; verdeutlichen möchte ich es Dir als Wahn, wenn Du glaubſt, daß der Menſch zum Höchſterreichbaren in ſelbſteigner Kraft emporſtreben könne, da ſich Jeder durch dieſe doch nur in dem Kreiſe zu bewegen vermag, in welchen er geſtellt und von welchem er beſchränkt wird, auch dann noch, wenn er Bande zerſprengt zu haben wähnt, die ihn allein auf die Erde zu bannen ſcheinen. Ich möchte Dir Geheimniſſe erklären, die ſelbſt die Engel nicht in ihrer vollen Größe faſſen können, geſchweige denn hienieden der Menſch; denn es ſind die unergründlichen Wunder der göttlichen Liebe.

Von der innern Weſenheit unſers geiſtigen Denkvermögens, unſerm eigentlichen Ich, wiſſen wir alles Forſchens ungeachtet nichts, als daß es unbegreiflich iſt; erſt in den Modificationen und in der Aeußerung unſerer Willenskraft erkennen wir das Individuelle unſers Daſeins. Die unendliche Bewegung unſerer Gedanken, die wir ſelbſt und Andere in uns hervorbringen, gleicht unzähligen Radien, welche von dem Mittelpunkt ausgehen; doch den Mittelpunkt ſelbſt begreifen wir nicht; er iſt das unzugängliche Geheimniß der Schöpfung.

Alle Körper ſind durchaus nur Bild und Ausdruck intellectueller Ideen, daher ſind die unmateriellen Grundkeime der Natur auch unzerſtörbar, und nur die äußere Hülle ihrer Erſcheinung kann ſich auflöſen. Es bleibt bei der Zerſetzung der Materie kein Urſtoff übrig, den man als Trümmer zerſtörter Körper betrachten und aus dem ſich neue Körper bilden könnten; was übrig bleibt bei dem chemiſchen Naturproceß der Zerſetzung und Verweſung, iſt das Princip der Materie, was als ſchöpferiſche intellectuelle Urkraft ſeiner Natur nach einfach und unzerſtörbar ſein muß. In der Materie ſelbſt können wir dieſen Urſtoff der Materie nicht ſuchen, da das Nichtmaterielle nicht im Materiellen, ſondern nur umgekehrt dieſes in jenem ſein kann. Wie die Schnecke ſich ihr Haus bildet, ſo bildet ſich das geiſtige Princip ſeinen Körper durch das Wirken nach allen Richtungen, aus dem Mittelpunkt der Einheit. Dieſe Principien müſſen den Lauf durch die Erſcheinungen der Sinnenwelt machen; wenn ſie aber dieſen vollendet haben, ſo kehren ſie zu ihrem Urſprung zurück; ſie ſind die Agenten, durch die Gott das Vergängliche wirkt, ſo lange die Zeit dauert.

Das ganze Weltſyſtem beruht auf der dreifachen Eintheilung in das Göttliche, Intellectuelle und das Sinnliche. Die Thiere denken nicht, aus Mangel eines intellectuellen Keims; all' ihr Thun iſt nur das Reſultat ſinnlicher Triebe und bezweckt nur körperliches Wohlſein. Die denkenden Weſen aller Claſſen müſſen aber eine weſentliche Affinität mit einander haben, weil ihr Denken nur ein Ausſtrahlen und Zurückwerfen des höchſten Urlichtes aller Denkkraft ſein kann.

Aus dieſer Affinität, die zugleich das Centrum unſeres Selbſts iſt, entwickelt ſich Gotteserkenntniß und Liebe, als die reinſte und eigenſte Lebensäußerung unſeres Geiſtes.

Reine Liebe zu Gott iſt die Sonne unſeres edelſten und innerſten Lebens, aber ſie ſtrahlt da nicht, wo unſere kalte, irdiſch beſchränkte Vernunft die Nebel ihrer Spitzfindigkeiten verdüſternd um ſie herzieht. Unſere Vernunft, wie ſie ſich in der Sinnenwelt äußert und ſich in ihr äußern kann, iſt wie dieſe Sinnenwelt ſelbſt, nur eine unvollſtändige Offenbarung des Innern; ſie iſt nur eine Eigenſchaft unſeres Geiſtes, und kann ſich das innerſte Weſen deſſelben nicht klar verdeutlichen, da ſie nur eine Radie aus ſeinem Mittelpunkt iſt. Nur endliche Begriffe vermag die Vernunft faßlich und deutlich in ſinnliche Wörter zu hüllen, und dieſe Begriffe, ſo wie die Geſetze und Anforderungen des

Lebens weislich zu ordnen, iſt ihre Aufgabe; doch die Urſprache des Geiſtes, ſowohl des Elohim, als des in ſterblicher Hülle gebannten, vermag ſie weder aufzufaſſen, noch zu verſtehen, noch mitzutheilen.

Von der Vernunft allein geleitet, wird jede Regung des höhern, göttlichen Lebens in uns erſtickt. Der klügelnde und grübelnde und prüfende Vernunftmenſch iſt für die Empfänglichkeit eines reinern, geiſtigen Einfluſſes erſtorben; er erkennt keine höhere Wahrheit, als die dürftigen Reſultate ſeiner Forſchungen, und weit entfernt, jene zu lieben, verſpottet er ſie, ohne ſie zu verſtehen und weicht ihnen aus, wo er ſie ahnet.

Alles, was wir von Gott und von unſerm Verhältniß zu ihm wiſſen, glauben und empfinden, können wir nur durch mittelbare oder unmittelbare Offenbarung Gottes erfahren, die uns auf verſchiedene Weiſe, nach der Art und dem Grade unſerer Empfänglichkeit dafür, zu Theil wird.

Ein erſchaffener Geiſt wird ſich ſelbſt nur in ſeinen Eigenſchaften erkennbar, und allein mit dieſen, als Offenbarungen ſeiner eigenen Weſenheit, vermag er den ſich ihm offenbarenden Gott zu erkennen. Gott offenbart ebenfalls nicht ſeine innere

Weſenheit, die würde kein Geſchöpf, auch der nächſte Seraph an ſeinem Throne nicht, zu faſſen und zu ertragen vermögen, ſondern der erhabenſte aller geſchaffenen Geiſter erkennt ihn doch nur in ſeinen Eigenſchaften und ſeinen Werken. In Beziehung auf die Menſchen hat er ſich ihnen ſichtbar in ſeiner Schöpfungskraft offenbart, als das ewig ſprechende Wort und in der Selbſtſtändigkeit ſeines innern Weſens und in der Beziehung zu ſich ſelbſt, als der ewige Vater, der vom Geſchöpf im Sohn, als dem Erkennbaren im ewig Unbegreiflichen, erkannt wird.

Die Dreieinigkeit gehört zum Weſen der Gottheit als Fülle ihres unmittelbaren Ausdrucks, nicht als Drei in Eins, ſondern als Eins in Drei. In der Dreieinigkeit allein liegt die unendliche Seligkeit, die das göttliche Weſen in ſeinem eigenen Daſein hat.

Nur die Ewigkeit kann und wird uns das Erkennbare ſeiner Eigenſchaften ſtufenweiſe enthüllen. Wir werden ihn erkennen in allen den Vollkommenheiten, die ein Verhältniß zum Geſchaffenen haben; er wird uns als Beſeliger ſeiner Werke offenbar werden, in dem Organ und Motiv ſeiner Schöpfungskraft, in dem Sohn, dem ſich uns offenbarenden Gott, in dem Worte, dem Anfang alles Erſchaffenen.

Nur die ſchaffende Kraft, die hervorbringende und ſich mittheilende Liebe des Ewigen und Einen, vermag das Geſchöpf mehr oder minder zu erkennen, und durch ſie allein iſt Annäherung und Vereinigung mit dem Unendlichen möglich. Sie iſt die ewige Offenbarung des göttlichen Weſens, der Grund im Ungrund, an welchem das Erſchaffene haftet, und dem das Geſchöpf, welches Seligkeit ſucht, ſich durch Reinheit möglichſt zu verähnlichen ſtreben ſoll.

Dieſes ewige Wort iſt ewig eins mit dem Vater und blieb es auch da, als es ſich in eine menſchliche Form hüllte, um das Göttliche mit dem Irdiſchen auf's Innigſte wieder zu vereinen, und die im Finſterniß und Kälte verſunkenen Weſen, das vom Tode verſchlungene Leben, zu erleuchten, zu erwärmen und ihm den Weg zu ſeiner urſprünglichen Beſtimmung wieder zu öffnen.

Im Hain Mamre erſchien dem Abraham dies ſchaffende Wort; es offenbarte ſich als Jehovah dem Moſes im flammenden Buſch; es wandelte und lehrte auf Erden in der Geſtalt des verkannten und gekreuzigten Propheten von Nazareth, und wird uns wieder erſcheinen als verklärter Richter der Lebendigen und der Todten.

Dieſe als Schöpfer ſich offenbarende Kraft Gottes, dieſe uns einzig faßliche Aeußerung ſeiner ewig geheimnißvollen Weſenheit, dies für uns einzig Erkennbare in Gott, Jeſus Chriſtus, er, in dem, wie die Schrift ſagt, leibhaftig wohnet die ganze Fülle der Gottheit, ſagt uns ſelbſt:

> „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Wer mich ſieht, ſieht den Vater. Niemand kommt zum Vater, als durch mich. Wer an mich glaubet, der wird leben, auch wenn er ſtürbe. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“

Mit ihm innigſt vereint zu ſein, das allein kann alſo ewiges Leben und ewige Seligkeit ſein, denn er iſt, in der Allheit der göttlichen Majeſtät, die auf das Geſchöpf wirkende und ſich allein offenbarende Weſenheit Gottes.

Wenden wir nun unſern Blick zurück auf die äußere Natur und die Welt ihrer Erſcheinungen, ſo finden wir in ihrer herrlichen Größe und Ordnung dennoch auch den höchſten Grad der Vergänglichkeit und der Gährung, und unter den lebenden Weſen Tod und Zerſtörung, Krieg und Untergang als Naturgeſetz, da die Erhaltung des Einen den Untergang des Andern heiſcht. Betrachten wir den Menſchen ſelbſt, das vollendetſte ſinnliche Geſchöpf, wie er mit ſich in ſtetem Widerſpruch und Streit lebt; wie in ihm, bei aller Hoheit ſeines Weſens, das Thieriſche doch nach Herrſchaft ſtrebt und ſie nur zu oft erringt; wie abhängig er ſelbſt in ſeiner geiſtigen Entwickelung von äußern, zufälligen Verhältniſſen iſt: ſo müſſen wir in ihm ein Geſchöpf erkennen, deſſen edelſte Anlagen nicht blos hienieden unentwickelt bleiben, ſondern uns auch räthſelhaft erſcheinen. Die Vernunft, ſeine Zierde und ſein Stolz, durch welche er das Gebiet der ſichtlichen Erſcheinungen und die Geſetze derſelben zu erſpähen und zu erforſchen vermag, muß es ſich eingeſtehen, daß ſie von dem innern Weſen und dem Gehalt der Dinge, von der Urſache ihres Daſeins, von der Weſenheit, die im Scheine liegt, und von dem Zweck des menſchlichen Daſeins nichts weiß und nichts wiſſen kann. Die Vernunft ſieht ſich auf dem Gipfel der irdiſchen Stufenfolge und über ihr iſt das Unendliche, vor dem der Begriff ſchwindelt, ihr leer, weil ſie keine Brücke, die zu ihm führt, zu ſchlagen vermag.

In dieſer ſcheinbaren Iſolirung folgt der Menſch zunächſt den Geſetzen der äußern Natur, welche ihn durch ſeine Leidenſchaften und Triebe zur Selbſterhaltung und zum Genuß auffordert; doch unverkennbar liegt in ihm die Ahnung von etwas Höherem und Beſſerem, das dieſer Beſchränkung auf Sinnengenuß widerſpricht. Die Phantaſie des Menſchen ſucht ſich dieſe Ahnungen deutlich zu machen und kleidet ſie in Bilder und Formen, die nichts Anderes ſind, als Aberglaube und Wahn. Wo dieſe den Menſchen nun nicht mehr zu befriedigen vermögen, da ſinkt er zurück in das entgegengeſetzte Extrem des Unglaubens, und in beiden Fällen ſind Täuſchung und Irrthum ſein trauriges Loos!

Wie in der ſichtbaren Natur, ſo iſt auch in dem geiſtigen Verhältniß unſers Weſens eine Miſchung von Wahrheit und Schein, von Licht und Nacht, von Ordnung und Verwirrung, von Gut und Böſe; dieſe letztern Gegenſätze bilden die Nachtſeite des höhern Lebens und haben leider, ſowohl in dem Gemüth der Menſchen, als auch in ihren Verhältniſſen zu einander, im Allgemeinen ein herrſchendes Uebergewicht.

Aus Gott, dem Inbegriff aller Vollkommenheit und Güte, dem reinſten, ewig unveränderlichen und ſeligſten Weſen, konnte in den Schöpfungsmomenten nur *Reines*, *Gleichförmiges* und *Seliges* hervorgehen, das, frei von jedem Verderben, im harmoniſchen Verhältniß zu Gott und zu der Natur ſtand. Gott konnte nur Weſen ſchaffen, deren Daſein ein Nachhall war von der ewigen, nur durch ſich ſelbſt beſtehenden Harmonie.

Jede Disharmonie, wo ſie ſich auch findet, kann in ſofern ſie Unwahrheit, Streit, Leiden und Verderben erzeugt, nicht aus Gott hervorgegangen ſein, ſondern ſie iſt ein, aus dem Mißbrauch des freien Willens hervorgehendes Erzeugniß geſchaffener Weſen.

Der Augenblick, in dem die Sünde und das Böſe entſtand, entfernte die Erſchaffenen von Gott; denn jeder Geiſt, der nach Unabhängigkeit von Gott ſtrebt, oder dieſe möglich glaubt, verſinkt in Eigendünkel und ſtolze Blindheit, und der wohlthätige

Einfluß ſeines Gottes kann in ihm nicht mehr als Licht und Segen, ſondern nur noch erhellend wirken. Die Sonne beſtrahlt ſolche Gletſcher, aber ſie erwärmt ſie nicht. Im Brennpunkte der Selbſtheit wird das göttliche Licht zum Feuer des Zornes, den der Gefallene, ſo weit ſein Einfluß reicht, in böſem Willen und böſen Werken offenbart.

Durch ſich ſelbſt kann der Geblendete nicht wieder ſehend werden, der ſtolze Sünder kann die Demuth nicht lieben, die Selbſtſucht ſich nicht entkleiden von ihrer Eigenmacht, die Lüge nicht nach Wahrheit ſtreben, es bedarf dazu einer Einwirkung von oben, eines hellen Lichtes, um das Nichtige des eigenen Seins zu erkennen, um das Selbſtſüchtige haſſen und das Göttliche lieben zu lernen; es bedarf einer Erlöſung, auf daß die Schwachheit ſich in Kraft verwandeln könne.

Die erſte wieder ſichtbar verſtändliche Offenbarung der ewig ſich gleichen Liebe Gottes, in den Tiefen der Nacht und Verwirrung geſchah durch das Wort, das mit unendlicher Weisheit das Chaos ordnete, damit das Geſchaffene ſich wieder ſtufenweiſe dem göttlichen Lichte nähern und ſeine verſchloſſene Empfänglichkeit dafür wieder entwickeln könne. Das ſinnliche Weltall wurde dadurch zur ſichtbaren Offenbarung der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes.

Damit aber der Geiſt ſein Verhältniß zum Schöpfer erkennen und die Bedeutung des Daſeins begreifen lerne, ſo offenbarte ſich das ewige Wort unmittelbar einigen Lichtfähigen und Auserwählten, und weihete dieſe dadurch zu Prieſtern und Lehrern des unkundigen Menſchengeſchlechts.

Endlich nach langen Vorbereitungen kam der Zeitpunkt, in welchem auf die einfachſte und deutlichſte Weiſe dem Menſchengeſchlecht die vollſtändige Offenbarung über die Weſenheit ſeines gegenwärtigen Zuſtandes und ſeine ewige Beſtimmung werden ſollte. Die ewige Liebe Gottes, als Weſenheit, ſenkte ſich in die reinſte, ſinnliche Hülle, um dadurch die gefallene Natur für eine einſtige Vergeiſtigung und vollkommenere Herrlichkeit, ihrer urſprünglichen Beſtimmung gemäß, wieder empfänglich zu machen und den durch ſelbſtverſchuldete Thierheit erniedrigten Stand des Menſchen wieder zu heiligen und in Harmonie zu bringen, und mit ſeiner wahren und unendlichen Beſtimmung, die er einſt wieder finden wird in Gott, dem Beſeliger alles Lebens.

Die ewige Liebe erſchien uns hienieden in der reinſten und vollendetſten menſchlichen Natur; ſie unterwarf ſich der Beſchränktheit geſchaffener Weſen und allen Leiden der ſinnlichen Materie, ſo wie den vielfältigen Einflüſſen der dem Guten widerſtrebenden Mächte. In Jeſus Chriſtus offenbarte ſich eine Größe, welche wir nicht zu faſſen vermögen. Er zeigte die Kraft des Glaubens an Gott, und die Erhabenheit des Geiſtes über jeden irdiſchen Reiz, jede irdiſche Luſt, jede Verſuchung des irdiſchen Lebens; er lehrte uns durch Wort und That, wie es uns nur durch *freie Aufopferung unſerer Selbſtheit* möglich werden kann, das Göttliche zu gewinnen und daß uns nichts ſo theuer ſein darf, daß wir es nicht freiwillig dem zu opfern bereit ſein müſſen, durch welchen wir ſind.

Er zeigte uns während ſeines Wandelns auf Erden den Weg der Reinigung, auf daß mehr und mehr beſeligend das Göttliche ſich ewig in uns ſpiegeln könne, und mit unſerer Schwäche bekannt, verſprach er den Gläubigen, ihnen auch nach ſeinem ſichtbaren Scheiden gegenwärtig zu bleiben bis an's Ende der Zeit, und *Alle, die ihn lieben*, durch die Kraft und den Beiſtand des heiligen Geiſtes, des Geiſtes vom Vater und vom Sohn, hin zu ſich zu ziehen in das ewige Vaterland.

In Jeſus nahete und vereinigte ſich die Gottheit mit dem menſchlichen, durch ſeine Erniedrigung allein auf die Sinnenwelt beſchränkten Geiſt, und verband ſich zugleich auch weſentlich mit der phyſiſchen Natur, um die in ihrem Innern ſchlummernde Möglichkeit der Wieder-Vergöttlichung zu wecken und von Neuem zu beleben. Als Held und Sieger ging er durch die Irr- und Trübſale des Lebens, und die Nacht des Todes zur Auferſtehung uns voran und ſchwang ſich dann verklärt empor zu jener Herrlichkeit, die ihm eigen war, ehe die Welt geſchaffen wurde.

Durch ſeine Geburt, ſein Leiden, Sterben und Auferſtehen vollendete Jeſus auf Erden das große Werk der Erlöſung, und vernichtete dadurch, als Erſtling der Erſtandenen, die Macht des Todes und des Teufels.

Der erſte Urheber der Selbſtſucht, dieſer Mutter des Neides, des Stolzes, der Zwietracht und des Haſſes, ſo wie alle ſpätern Theilnehmer des Böſen, wurden Störer der göttlichen Schöpfungs-Harmonie, ſie wurden Widerſacher Gottes. Wer ſich aber von dem Licht trennt, verſinkt in Finſterniß und verblindet für den Glanz der Wahrheit: er kann das Göttliche nicht mehr ſchauen. Jede geiſtige Fähigkeit und Thätigkeit eines ſo in Irrthum verſunkenen Weſens kann das Uebel nur vermehren, da jede nicht von oben, nicht aus dem Licht ſtammende Erkenntniß vom Uebel iſt.

Allein die Möglichkeit der Erkenntniß im Licht und aus dem Licht hat Jeſus den Menſchen wieder gegeben; in frühern Zeiten mittelbar durch die Propheten und ſpäterhin, bei ſeiner Erſcheinung auf Erden, unmittelbar durch ſeine Lehre und ſein Beiſpiel. Wir kennen nun den Weg, den er ſelbſt wieder aufwärts ging, nachdem er als reines, göttliches Weſen ſich aus unendlicher Liebe zum Geſchöpf, allen Wirkungen der Sünde unterworfen hatte. Für uns ward dadurch die Möglichkeit begründet, daß wir durch freien Willen und mit ſeiner Kraft, ihm nun folgen können bis zu dem Licht, in dem er throut.

Ein freies Weſen kann keine ſeiner Handlungen ungeſchehen machen, und eben ſo wenig die ewigen und unausbleiblichen Folgen derſelben für ſich und Andere verhindern, da im Univerſum Alles durch Action und Reaction verkettet iſt. Als durch den Mißbrauch des nothwendig freien Willens die Möglichkeit des Böſen wirklich wurde, da wurden die urſprünglich rein und ſchuldlos erſchaffenen Weſen nun eine Miſchung aus Güte und Sünde, und da ihr Wille in Zwieſpalt mit ſich ſelbſt gerathen iſt, würden ſie ohne göttliche Einwirkung ewig in der Widerwärtigkeit dieſes Zwieſpalts bleiben, da ſelbſt dann, wenn ihrem Willen noch eine Wiederannäherung an Gott möglich wäre, ſie in dieſer doch nur den unerträglichen Schmerz der Sünde und ihre Nichtigkeit zu empfinden vermögend ſein würden. Der durch die Sünde für das Göttliche verblindete und auf ſich und ſeines Gleichen beſchränkte Geiſt kann ſich nicht durch ſich ſelbſt wieder zur Reinheit und zur Empfänglichkeit für göttliche Einwirkung erheben; er kann nicht die Fortpflanzung des Uebels bis in's Unendliche hinein, verhindern, nicht ſich ſelbſt vor künftigen Vergehungen ſichern; Selbſthülfe iſt und bleibt für ihn unmöglich.

Gott aber, der Alles beſeligen und als die Centralſonne der geiſtigen Welt alles Entfernte wieder mit ſich vereinen und an ſich ziehen will, hat ſich der Sünder erbarmt; er offenbarte ſich als der Sohn Gottes ſichtbar unter uns und lehrte uns den Weg zum göttlichen Leben, indem er ſelbſt erbarmend ſich bis in den Mittelpunkt der Nacht und des böſen Princips ſenkte.

Nachdem der Sohn Gottes ſich in Verſuchungen und Leid als Held und Dulder bewährt hatte; nachdem er ſein Lehramt vollendet und auf Golgatha den Tod und die Hölle überwunden hatte, war das anbetungswürdige Werk der Erlöſung vollbracht, und als Sieger kehrte er zurück in die Regionen des Lichts, doch ohne uns ſeine Gegenwart zu entziehen.

Die Menſchwerdung Gottes war das geheimnißvolle und einzige Mittel, wodurch wir aus den ſelbſtverſchuldeten Banden erlöſet und für Wahrheit und Heiligung wieder empfänglich werden konnten. Nur durch die herablaſſende, innigſte Annäherung des Unendlich-Reinen zu der geſunkenen menſchlichen und phyſiſchen Natur; nur durch das Leben und Leiden des Gottesſohnes in den Thälern des Todes wurde es möglich, die zahlloſen Folgen der Sünde, die ſich ja auch noch jetzt täglich mehren und ſich in's Unendliche vervielfältigen, für die Ewigkeit zu tilgen und die drückende Schuld für die

Sünden in Segen zu verwandeln, da ohne eine ſolche Tilgung für uns keine Seligkeit gedacht werden kann.

Den Weg in das Reich ſeines Vaters ging uns Jeſus auf menſchliche Weiſe ſegnend und lehrend voran, und erwarb uns dadurch die Möglichkeit unſerer Rückkehr zu dem Erbe der himmliſchen Glückſeligkeit.

Unſere Pflicht iſt es jetzt, ganz allein und ausſchließend nur ihm zu folgen auf der Bahn des Lichtes und des Lebens. Ihn zu lieben und durch ganz unbedingte, freie Hingabe an ihn das Göttlich-Menſchliche von ihm zu empfangen und in uns aufzunehmen, auf daß er in uns und wir in ihm leben.

Er wandelte die Gerechtigkeit Gottes um in Gnade; er hat uns frei gemacht für die Ewigkeit und hat uns von allen Folgen und Wirkungen unſerer Sünde befreit. Wer an ihn gläubet, wird ſelig werden.

Dies, mein theurer Steinfeld, iſt das Faßlichſte, was ich Dir über meinen Glauben an Jeſus, als an den wahrhaftigen Sohn Gottes und unſern Erlöſer, zu ſagen vermag. Keinem, der aufwärts ſtrebt, kann, darf und wird dies heilige Geheimniß gleichgültig laſſen, wie Du ſelbſt es auch, vielleicht ohne es zu wollen und zu wiſſen, durch Deinen Brief beweiſeſt. Wahrheit in Gott iſt gewiß für den Suchenden zu finden, doch wird ſie auf verſchiedene Weiſe gegeben, nach dem Grade unſerer Empfänglichkeit und nach der Verſchiedenheit unſeres Auffaſſungsvermögens. Möge der Geiſt, der vom Vater und vom Sohn ausgeht, auch in Deiner Seele Licht und Klarheit verbreiten, und Du Dich von dem weltlichen Irrweg der Vernunfterkenntniß hinweg zur Gnadenſonne des Glaubens wenden. Mit dieſem herzlichen Wunſch ſchließe ich Dich in mein Gebet als

Dein
wahrer Freund
Renatus.

Steinfeld an Emma.

Unſer geſtriges Geſpräch, meine theure Freundin, hat einen ernſten Nachklang in mir zurückgelaſſen, und ich achte Ihr Streben nach Harmonie der Vernunft und des Gefühls, in Hinſicht auf die wichtigſte Angelegenheit für den denkenden Menſchen, in Hinſicht auf ſeinen religiöſen Glauben, zu ſehr, um es nicht zu verſuchen, Ihrer Aufforderung Genüge zu leiſten und Ihnen den Weg, auf dem mich Zweifeln und Forſchen zu jener Harmonie geführt haben, anzudeuten. Der einfache, ſtarke, kindliche Gefühlsglaube Ihrer reinen Seele ſicherte bis jetzt den Frieden derſelben in unbedingter Liebe und Vertrauen zu dem Schöpfer Ihres Daſeins; allein die Briefe Ihrer Freundin Adelheid haben Sie zuerſt darauf aufmerkſam gemacht, daß Sie Ihren religiöſen Glauben nie der Prüfung Ihrer Vernunft unterworfen haben, und Sie beben jetzt vor dieſer Prüfung zurück, weil Ihre Freundin es für entſchieden hält, daß die Vernunft zu einer ſolchen Prüfung ſo wenig fähig als berufen iſt, da der Menſch ſich ſeinem geiſtigen Vermögen nach durchaus nur leidend verhalten muß, wenn das Licht des chriſtlichen Glaubens, als des allein ſeligmachenden, in ihm aufgehen ſoll. Dieſe Anſicht Ihrer Freundin würde nie Gewalt über den ſchönen Frieden Ihrer frommen Gottgläubigkeit gewonnen haben, wenn nicht eben Ihrem Glauben die Baſis der Vernunfterkenntniß gefehlt hätte. Hat der Offenbarungsglaube im Gemüth des Menſchen keine andere Baſis, als den Inſtinct ſeines Gefühlsglaubens, den der Anblick der Natur in ihren ſichtbaren Erſcheinungen in ihm weckt, ſo erheben wir freilich dadurch den Glauben an die Geheimniſſe der geoffenbarten Religion zu einem Wunder, das ſich in dem Gemüth jedes dieſelbe bekennenden Individuums immer neu wiederholt; allein dieſe Anſicht iſt nicht die meinige, da ich nicht zu begreifen vermag, wie der Menſch eine Offenbarung anerkennen und annehmen kann, wenn er nicht ſchon einen Begriff von dem Weſen hat, das ſich ihm offenbart. Eben ſo wenig kann ich die Nothwendigkeit eines übernatürlichen und durch Tradition fortgepflanzten Urſprungs des Begriffs und des Glaubens an einen Gott annehmen, da der Menſch fähig iſt, dieſen Begriff aus ſeinem eigenen Vermögen zu entwickeln.

In unſerer Zeit können die Ahnungen des Gefühlsglaubens als Grundlage unſerer religiöſen Ueberzeugung keinem gebildeten Menſchen mehr genügen. Es gab eine Zeit, wo der größte Theil des männlichen Geſchlechts und das weibliche ohne Ausnahme mit dem in ihrem Gemüth auf den Gefühlsglauben geimpften Offenbarungsglauben ausreichen konnte;

allein dieſe Zeit iſt nicht mehr. So wie der Menſch in Hinſicht auf Farbe und Geſtaltung ſeiner Körperbildung dem Einfluß des Klima's und der Zonen unterworfen iſt, ſo iſt er es auch, im Bezug auf ſein geiſtiges Leben, dem Einfluß des Zeitgeiſtes, und dieſer im offenen Kampf mit dem blinden Offenbarungsglauben, der, wenn er ſich nicht auf Vernunfterkenntniß gründet, nur zu leicht in blinden Unglauben ſich wandelt. Die Nichtachtung der Vernunft, das Schmähen ihrer Ausſprüche, das jetzt bei vielen Gelehrten und Laien an der Tagesordnung iſt, thut der Sache, die ſie verfechten wollen, großen Schaden; die Menge gibt ſich freilich unter der Maske der Frömmelei nur zu gern und zu leicht dem gefährlichſten Feind der Religion, dem indolenten Indifferentismus hin, der nach keinen Gründen fragt, weil er kein Bedürfniß empfindet, das ihn reizen könnte, ſich mit ſich ſelbſt über ſeine religiöſen Meinungen verſtändigen zu wollen; allein jeder denkende Menſch empfindet in unſern Tagen gewiß lebhaft das Bedürfniß der Uebereinſtimmung zwiſchen den Ausſprüchen der Vernunft und den Lehren, die wir als eine übernatürliche Offenbarung Gottes annehmen ſollen, wenn gleich nur wenige von den Gebildeten Zeit und Neigung haben, auf dem Wege eigener Forſchung zu erkunden, was uns die Vernunft von Gott zu offenbaren vermag. Widerſpruch zwiſchen Vernunfterkenntniß und Offenbarungsglauben kann und darf nicht Statt finden, da es nur Eine Wahrheit und Einen Gott gibt, und wenn die Erkenntniſſe der Vernunft den denkenden, ſittlich guten Menſchen nicht zum Glauben an die Göttlichkeit der Offenbarung zu führen vermögen, ſo bleibt dieſer Glaube ewig in ſeinem Gemüth ein Gebäude ohne feſtes Fundament.

Die allerunterſte Stufe der Gotteserkenntniß iſt der Gefühlsglaube, der beim Anblick der Erſcheinungen der ſinnlichen Natur im Menſchen erwacht, und der als ein reines, unverfälſchtes Erzeugniß unſeres Menſchſeins um ſo höher zu achten iſt, da es für Individuen, wie für Völker, einen Standpunkt der Entwickelung gibt, wo es ihnen noch völlig unmöglich iſt, die Gründe für das Daſein Gottes methodiſch zu entwickeln, zu begreifen und zu prüfen. Dieſer Gefühlsglaube an Gott bedarf keiner Beweiſe; er iſt ein angeborner Seeleninſtinct und ſchon als ſolcher ein Bürge für den Adel unſerer ſittlichen Natur; allein die Erſcheinungen der ſinnlichen Natur können uns nur zur Idee eines Weltenbaumeiſters, zur Bewunderung ſeines Kunſtverſtandes und ſeines unerſchöpflichen Bildungsvermögens fortreißen; ſie vermögen nicht, uns irgend einen Aufſchluß über den Zweck des Ganzen, ſo wie über den Zweck unſers eignen Daſeins zu geben, und doch muß der Menſch über beide ganz und für immer mit ſich einig ſein, wenn er ſich ſeines Menſchſeins zu erfreuen fähig und würdig ſein ſoll.

Der Begriff Gott bleibt ewig außer allem Verhältniß zu unſerer Ideen bildenden Kraft, und daher bedarf es keiner Schlußreihe, uns zu ihm zu führen, ſondern unſere Seele findet ihn, noch ehe ſie ihn geſucht hat. Unwiderſprechlich iſt es, daß ſich der Glaube an das Daſein eines höchſten Weſens in uns entwickelt, ohne daß wir uns eines Grundes für die Wirklichkeit deſſelben bewußt zu werden brauchen. Es liegt freilich im Grunde unſerer Seele dieſem Glauben immer eine Verbindung von Begriffen zum Grunde, allein wir brauchen uns ihrer nicht als Vorſtellungen bewußt zu ſein, ja viele derſelben können wir gar nicht zum Range deutlicher Vorſtellungen erheben, da die meiſten derſelben dem ſchärfſten Denker eben ſo unbegreiflich bleiben, als dem einfachen Menſchenverſtande, nur mit dem Unterſchied, daß dieſer, weit entfernt, ihre Unbegreiflichkeit anzuerkennen, ſie völlig zu verſtehen und zu begreifen glaubt, da hingegen der Denker mit ehrfurchtsvollem Schauer in die geheimnißvolle ihm unvergängliche Tiefe alles urſprünglichen Seins blickt. Wie nun aber der Menſch dazu gelangt, feſt an ein Unbegreifliches und Unbegriffenes zu glauben, läßt ſich in der Geſchichte des Einzelnen für die Geſchichte der Menſchheit nachweiſen. Wir glauben an unſer eigenes Daſein, wir glauben an das Daſein der Außenwelt, unabhängig von dem Erkennen aller Gründe für die Wirklichkeit deſſelben, aus unmittelbarer, uns angeborner Zuverſicht zu dieſer ihrer Wirklichkeit. Alle Nachforſchungen darüber führen uns auf Triebfedern zurück, die wir aus keinem reflectirenden Vermögen unſerer geiſtigen Natur zu erklären vermögen, und denen wir alſo einen von dieſen unabhängigen Urſprung zuerkennen müſſen. Welchen Weg auch die Vernunft zur Prüfung und zur Erklärung unſers Naturglaubens an die Wirklichkeit der Dinge einſchlägt, ſo kommt ſie doch immer auf ein Urgeſetz zurück, von dem ſich nichts erklären, ſondern von dem blos als von einer reiner

Thatſache ganz einfach geſagt werden kann, daß es da iſt und daß in ihm gewiſſe Begriffe und Vorſtellungen, als von der Natur der menſchlichen Seele unzertrennlich, nothwendig begründet ſind. Dieſe Nothwendigkeit, gewiſſe, uns mechaniſch inwohnende Triebfedern einer Ueberzeugung ohne weitere Begründung derſelben im Denkvermögen, in uns wirkſam zu fühlen, muß jeder Menſch anerkennen. So wie nun aber der Geiſt des Menſchen ſich entwickelt, erwacht in ihm das Bedürfniß, ſeinen dunkeln und bewußtloſen Gefühlsglauben an die Wirklichkeit der Dinge, zu Begriffen aufzuklären und ſich von ihm Rechenſchaft zu geben, und es kommt dann in der Entwickelungsgeſchichte des Individuums wie der Menſchheit der Punkt, wo uns die Erſcheinungen der Sinnenwelt auf Fragen hinleiten, die nicht von ihnen beantwortet werden können, und wo Bedürfniſſe in uns erwachen, die uns aus der Sphäre derſelben hinaus in ein Reich der Ideen und der ſittlichen Gefühle hinüberziehen. Die Erſcheinungen der äußern Natur würden ewig für uns eine unverſtändliche Bilderſchrift bleiben, wenn nicht in unſerer Seele das Ideal einer geiſtigen Welt ruhete, auf die wir die Erſcheinungen der äußern beziehen, indem wir ſie aus ihr ableiten. In der Welt der äußern Erſcheinungen iſt Alles Kampf, Alles Zwieſpalt, Alles Räthſel ohne Auflöſung. Tod und Leben, Mordluſt und Liebe, Verweſung und Wiedererneuerung kämpfen mit einander, und die Natur reißt den Menſchen unaufhaltſam mit in dieſen Kreislauf ihrer Geſetze, und weckt in ſeiner Seele, gerade durch die Widerſprüche und Räthſel, die ſie ihm vorführt, die Ahnungen einer unſichtbaren, nach andern Geſetzen geregelten Welt, in der alle Diſſonanzen der Sinnenwelt ſich in Harmonie auflöſen. Der Menſch ſelbſt iſt eine Welt im Kleinen, und als ſinnliche Erſcheinung iſt in ihm ein Kampf zwiſchen Nothwendigkeit und Bedürfniß, Begierde und Neigung, deſſen Ermattung das Sehnen nach Frieden weckt. Wir erkennen uns ſelbſt als ein Doppelweſen, das als ein ſolches zwiefache Bedürfniſſe hat: phyſiſche, die uns mit der Welt der ſinnlichen Erſcheinungen verbinden, und deren Grund und Zweck wir klar zu erkennen vermögen, da ſie in unſerm phyſiſchen Daſein begründet ſind, und geiſtige, deren Zweck und Grund durch dieſes nicht erklärt werden können. Mögen Leidenſchaften und Begierden noch ſo gewaltſam im Innern des Menſchen gähren, er iſt Menſch und als ſolcher iſt in ihm das unvertilgbare Bedürfniß, allen Streit in ſich durch den Gehorſam gegen ein allgültiges Geſetz auszugleichen. Wo ſich ungehemmt von äußern Zufälligkeiten der Charakter der Menſchheit naturgemäß in einem Individuum entwickeln kann, da wird es ſich auch der Vernunft und zwar im Gewiſſen bewußt, und dieſe durchbricht nun nach den Geſetzen ihrer urſprünglichen Organiſation die Schranken der Sinnlichkeit, und entwickelt aus ſich und in ſich den Begriff eines Weſens, durch deſſen Daſein alle Räthſel der ſichtbaren, wie der unſichtbaren Welt zu ihrer eignen, höchſten Befriedigung gelöſet werden.

Die Nothwendigkeit, dieſen Begriff aus ſich entwickeln zu müſſen, iſt in dem Räderwerk ihres innern Mechanismus als naturgemäß verflochten, und ganz ohne ihr Zuthun erwacht in ihr die Kraft, dem Menſchengeiſt den Begriff der Gottheit zuzuführen, den dieſer nun im Inſtinct ſeines Bedürfniſſes ergreift, wie das Kind die Mutterbruſt. Das erſte Morgenroth der geiſtigen Welt bricht im Innern des Menſchen mit dem erwachenden Bewußtſein des eignen Daſeins an, und ihre Sonne geht ihm auf in der Idee eines Schöpfers und Regierers der Welt.

Nun erſt, von dieſer Sonne erhellt, vermag der Menſch den Zweck ſeines Daſeins und den Weg zum Ziel deſſelben zu erkennen und ſich das Räthſel aller ſeiner der Sinnenwelt nicht angehörenden Fähigkeiten und Bedürfniſſe zu löſen; nun erſt erwacht in ihm die Liebe für ein Sittengeſetz, deſſen ihm von ſeinem Gewiſſen offenbarte Verpflichtungen er ſonſt nur als Geſetz einer ihm unerklärlichen Nothwendigkeit anerkannte. Denn nach der unwandelbaren Natur ihres eigenen Weſens kann die Vernunft ſich den Begriff Gott nur nach den Geſetzen conſtruiren, nach denen er die Eigenſchaften beſitzt und durch ſein Daſein die Forderungen befriedigt, die ſie von ihm als dem Urgrund ihres Daſeins zu fordern und an ihn zu machen berechtigt iſt.

Dieſe moraliſchen Begriffe von Gott müſſen durchaus in unſerer Seele erwachen, ſobald unſere Vernunft zu der Stufe der Entwickelung und Ausbildung gelangt iſt, wo ſie über die Sinnenwelt und über ſich ſelbſt zu reflectiren beginnt. Die phyſiſche Natur kann uns den Zweck der Welt nicht enthüllen; dies kann nur die Vernunft, indem ſie einen moraliſchen Weltplan anerkennt, deſſen Zwecken alle ſinnliche Kräfte und Erſcheinungen nur als Mittel dienen. Die Natur offenbart uns, wie ſchon geſagt, den Schöpfer nur als Weltenbaumeiſter, doch die Vernunft kann ſein Daſein nicht anerkennen, ohne ihn als einen Erhalter und Regierer nach dem Plan und dem Endzweck der vollkommenſten Sittlichkeit anzuerkennen. Sie fordert einen moraliſchen Gott und ſie bezeugt und verbürgt ſein Daſein, indem ſie ihn fordert. Die Vernunft kann ihrem Weſen nach nicht als ein Glied der Sinnenwelt betrachtet werden, ſie ſteht nicht unter den Geſetzen derſelben, ſondern ſie iſt die Prophetin und zugleich die Bürgerin einer Welt, in der andere Geſetze als die, für alle ſinnliche Erſcheinungen geltenden Naturgeſetze herrſchen, und der Menſch muß, im Bewußtſein ſeiner Vernunft, ein Geiſterreich anerkennen, in welchem er durch ſie das Bürgerrecht erhält. Einigkeit mit ſich ſelbſt iſt eine Bedingung des Daſeins für die Vernunft, nach deren Erreichung ſie durch ihre eigne Natur zu ſtreben gezwungen iſt, durch das Bedürfniß derſelben fühlt ſie ſich aber auch an ein Geſetz gebunden, von deſſen Verbindlichkeit ſie, ohne ſich weiter Gründe dafür abzufordern, überzeugt iſt, wie von ihrem eignen Daſein. Das Geſetz kann ſeinen Urſprung nicht in der Sinnenwelt haben, und ſie iſt daher durch daſſelbe genöthigt, Ein Ueberſinnliches anzunehmen, in dem es ſeinen Urſprung hat, und das den Forderungen entſpricht, die die Vernunft an den letzten Grund des Sittengeſetzes zu machen vermag. Der Menſch kann ſich alſo ſeiner Vernunft, er kann ſich ſeines Verhältniſſes zur Welt nicht bewußt werden, ohne durch einen geiſtigen Naturtrieb vom Bewußtwerden ſeines Gewiſſens zum Glauben an Gott überzugehen, und zwar nicht als an einen todten Begriff, ſondern als an einen lebendigen, ſich ſeinen Eigenſchaften nach, in dieſem Zwang der unwillkürlichen Anerkennung ſeines Daſeins, durch die Vernunft uns offenbarenden Gott. Die Idee eines ſolchen Gottes iſt ein unausbleiblich aus ihrer eigenen Natur und den Principien ihres Daſeins hervorgehendes Erzeugniß der Vernunft. Sie vermag das Weſen Gottes nicht zu begreifen; allein ſie vermag das lebendige, unſere ganze Seele in den ſchönſten Stunden unſers Erdenlebens durchbebende Gefühl des Daſeins eines göttlichen Urhebers und Regierers der Welt, durch die ſchärfſte Prüfung ſo zu bewähren, daß es in ſeiner Sicherheit jedem Zweifel unzugänglich wird. Dieſe Gründe — laſſen Sie es mich noch einmal wiederholen, meine Freundin — liegen theils in dem Mechanismus ihres eignen Denk- und Erkenntnißvermögens, dem zu Folge ſie den Begriff vom Daſein Gottes nothwendig aus ſich ſelbſt entwickeln muß, und theils in der Harmonie, die durch dieſen Glauben die ganze geiſtige Natur des Menſchen erhält, da er uns auf den Standpunkt führt, von dem aus wir dieſe allein nach ihren einzelnen Fähigkeiten und nach ihren Zwecken zu begreifen vermögen.

Freilich muß der Glaube noch, ſeiner Natur nach, ein Reſultat des Gefühls bleiben; er kann nicht zergliedert, nicht in Ideen und Schlüſſe aufgelöſet werden; allein die Vernunft iſt die erhabene Dolmetſcherin, die von Gott ſelbſt das heilige Prieſteramt erhalten hat, durch ihr Daſein das ſeine zu verkünden, und dieſem hohen Beruf zu Folge kann und ſoll ſie die Weiſe aufhellen, auf die der Glaube im Menſchengemüth erwacht, und uns zeigen, wie er mit den Geſetzen und den Reſultaten der Erkenntnißkraft ihres eignen Weſens übereinſtimmt. Bei der Ungleichheit der Geiſtesgaben, die nun einmal mit zum Plan der Welt gehörte, durfte die Ueberzeugung von dem Daſein Gottes nicht blos dem Geiſt des Denkers erreichbar ſein, ſondern ſie mußte in der menſchlichen Seele auf eine von aller Speculation unabhängige Weiſe begründet werden, die mit gleicher Kraft auf den unverdorbenen Sohn der Natur, wie auf den geübteſten Denker, auf das Weib, wie auf den Mann, zu wirken vermochte. Dies wurde dadurch erreicht, daß Gott die Vernunft ſo organiſirte, daß ſich auch ohne Selbſtbewußtſein ihrer Thätigkeit der Begriff ſeines Daſeins in ihr entwickelte, ohne alle Anſchauung der Gründe für die Annahme deſſelben, ganz als heilige, unerklärbare Naturnothwendigkeit der geiſtigen Welt.

Der Grund aber, auf den ſich in dem zum freien, ſelbſtbewußten Wirken der Vernunft gelangten Menſchengemüth der Glaube an Gott unumſtößlich begründet, iſt das Anerkennen des Sittengeſetzes, das allen vernünftigen Weſen als urſprüngliche Eigenſchaft ihres Daſeins angeboren iſt. Wir vermögen uns keine Vernunft zu denken ohne Gewiſſen. Wie das Auge für den Körper das Organ der Sehkraft iſt, ſo iſt das Gewiſſen für die Vernunft das Organ der Gotteserkenntniß. Das Geſetz, das die Vernunft ſich ſelbſt als allgemeingültig und verbinbend im Gewiſſen gibt, iſt unabhängig von den Trieben unſerer empfindenden Natur, die alle auf Wohlſein gerichtet ſind; in unſerm innerſten und tiefſten Bewußtſein lebt aber eben ſo unvertilgbar, wie jene Triebe, der Begriff der Pflicht, und in ihm iſt uns zugleich ein Ideal der Sittlichkeit gegeben. Was wir ſind, genügt uns nicht; wir fühlen, daß wir noch Etwas werden können, Etwas ſein ſollen, was wir noch nicht ſind, und dies Gefühl leitet uns zu Fragen und Schlüſſen, die uns auf den Begriff eines moraliſch vollkommenen Urhebers der Welt hinführen. Das Ideal der Sittlichkeit in uns iſt es, was uns den Glauben an Gott zu einem von unſerm eignen Daſein unzertrennlichen Begriff macht; denn ſo wie die Vernunft nur den Zweck der Welt als völlig befriedigend anerkennen kann, der mit den Idealen der Sittlichkeit, deren Prototypen ihr urſprünglich eigen ſind, völlig übereinſtimmt, ſo kann ſie ſich auch in dieſer ihrer ſittlichen Geſetzgebung nicht begreifen, ohne das Daſein eines Urquells aller ſittlichen Geſetzgebung vorauszuſetzen. Der Begriff eines ſolchen in ſich vollendet guten Urquells iſt alſo eine in dem Weſen der Vernunft gegründete Folgerung ihrer Entwickelung.

Die Vernunft kann aber kein Sittengeſetz anerkennen, ohne Bewußtſein der Freiheit. Der Wille iſt ſowohl der Würde als der Macht nach das geiſtige Königsvermögen im Menſchen; er kann ſich von allen Reizungen des Triebes unabhängig erhalten; er vermag ſich über alle Erſcheinungen der ſinnlichen Natur empor zu flügeln, ja ſich zur Idee eines mit dem Sinnenleben gar nicht verbundenen Daſeins zu erheben, das aus eigener Kraft fortzudauern vermag, wenn jenes von den Elementen geſtört wird. Es bedarf zwiſchen uns, meine Freundin, keiner Unterſuchung über die Natur und die Beſchaffenheit dieſes Seelenvermögens; es genügt uns, daß das unverkünſtelte Gefühl, der einfache, geſunde Menſchenverſtand keinen Zweifel an dem Beſitz der Willensfreiheit kennt und ſich derſelben in einer urſprünglichen und unvertilgbaren Zuverſicht bewußt iſt. Alles Daſein bleibt ewig für uns ein Begriff, den wir verſtehen, ohne ihn ergründen und zergliedern zu können. Die Hauptmerkmale ſeiner Menſchheit vermag der Menſch nur in ſeinem Bewußtſein zu faſſen, und ſobald er ſie ſich in ihren Beſtandtheilen zu definiren ſucht, werden ſie ihm ein Räthſel. So iſt auch das Bewußtſein unſerer Freiheit eine Naturgabe und wie jede Naturgabe, zugleich ein Naturgeheimniß. Wir können es nie für eine Aufgabe der Vernunſt halten, das Unbegreifliche begreiflich machen zu ſollen, ſondern es muß uns genügen, wenn ſie genöthigt iſt, die Freiheit unſers Willens als eine nothwendige Bedingung der Sittlichkeit anzuerkennen und daraus die Ueberzeugung ſchöpft, daß dem Bewußtſein derſelben keine Täuſchung zum Grunde liegen kann, ſondern daß es im Gegentheil als eine heilige Offenbarung aus einer höhern Welt zu achten iſt.

Wie von dem Begriff der Sittlichkeit der Begriff von Freiheit unzertrennlich iſt, ſo iſt es auch wieder von dieſer die Möglichkeit des Böſen, und der Menſch mußte mit einem Syſtem von Kräften in Verbindung geſetzt werden, die mit den Geſetzen der ſittlichen Welt nicht harmoniren. Der von der Vernunſt anerkannte Zweck unſeres Daſeins iſt ſittliche Vervollkommnung, Entwickelung und Prüfurg unſerer geiſtigen Kräfte; ſie kann alſo das Erdenleben nicht anders als eine Erziehungsanſtalt zur Sittlichkeit betrachten, und die Bildung, die wir in dieſer erhalten, würde keinen Werth haben, wenn wir nicht durch Kampf zum Sieg geführt würden. Der Stoff zu den Hinderniſſen, die ſich uns darbieten, konnte nicht aus der moraliſchen Welt genommen werden, und ſo wurde der Menſch materiellen Einflüſſen und Kräften unterworfen, damit ſein Wille der ſittlichen Freiheit den Sieg erkämpfen könne. Es gibt keinen rein geiſtigen Reiz zur Sünde, ſondern jeder ſolcher Reiz geht aus einem irdiſchen Trieb hervor. Die Vereinigung und die Wechſelwirkung von Geiſt und Körper, die wir unter der Idee des Menſchſeins zuſammenfaſſen, wird ewig ein Räthſel für uns bleiben, aber unſer Bewußtſein verbürgt uns das Daſein dieſer Doppelnatur in uns, die das geiſtige Weſen dem Reiz der Sünde preis gibt, indem ſie dieſen in die Natur des materiellen Lebens und der daraus reſultirenden Kräfte verwebte. So entdeckt die Vernunft in der Disharmonie zwiſchen den Wirkungen ſinnlicher Erſcheinungen und Bedingniſſe unſeres Daſeins und dem moraliſchen Weltplan zu einer moraliſchen Weltordnung, nur eine Anſtalt zur Prüfung und Läuterung der ſittlichen Stärke geiſtiger Kräfte, und in dem anſcheinenden Streit des guten Princips mit dem böſen, ein Mittel, das zur Erreichung des Zweckes führt, den ſie als den Zweck alles geiſtigen Daſeins anerkannt hat.

Freiheit und Sittlichkeit ſchließen den Begriff der Pflicht in ſich, d. i. die durch ein allgemein gültiges Vernunftgeſetz beſtimmte Nothwendigkeit einer Handlung. Die Vernunft enthält in ſich eine ſolche unbedingte, von allen Verhältniſſen der Handlungen zu ihren Folgen ganz unabhängige Norm für jene, durch die ſie alle einzelne und zufällige Zwecke einem letzten und höchſten Zweck unterordnet. Ein ſolches Gebot des Sollens in der Menſchenſeele ſetzt die Möglichkeit des Könnens voraus; denn die Vernunft kann nichts Widerſinniges und Unmögliches gebieten. Als ein auch der Sinnenwelt angehörendes Weſen kann aber der Menſch hienieden nie zur vollendeten Harmonie ſeines Willens mit dem moraliſchen Geſetz gelangen; er fühlt die Freiheit deſſelben vom Triebe gebunden, und das Joch dieſer Dienſtbarkeit vermag der Geiſt nicht zu zerbrechen, ſo lange die Feſſeln des Erdenlebens ſeine Kraft binden. Da er nun aber ſeine Anſprüche auf jene Harmonie nicht aufgeben kann und darf, ſo muß er von dem Weltenſchöpfer eine Fortdauer ſeines Daſeins, mit dem Bewußtſein der Perſönlichkeit fordern, als die unnachläßliche Bedingung zur Ausführung des von der Vernunft anerkannten Planes ſeiner ſittlichen Weltordnung. Das Gefühl ahnet unſere Unſterblichkeit, die Lehren der geoffenbarten Religion verheißen ſie; allein auch hier behauptet die Vernunft ihr vom Himmel ſtammendes Recht der Vermittelung zwiſchen Gefühl und Offenbarung. Wie ſie, nach den Bedingungen ihres eigenen Daſeins in ſeiner heiligen Urſprünglichkeit, eine geiſtige Welt dadurch beweiſt, daß ſie ſie erkennt, und wie dieſe geiſtige Welt wiederum von ihr nicht gedacht werden kann, ohne daß man für die vernünftigen, freien Weſen in ihr ein unendliches Fortſchreiten zur höchſten Sittlichkeit fordert, ſo muß ſie auch für dieſe Weſen von der Gottheit die Glückſeligkeit fordern, die von der Harmonie des Willens mit dem Sittengeſetz unzertrennlich iſt.

So wie uns die Natur in den Erſcheinungen der Körperwelt nicht das Daſein Gottes als eines Regierers des Weltganzen nach der Idee der Vernunft zu verkünden vermag, ſo wenig vermag ſie uns auch den Glauben an Unſterblichkeit als Fortdauer mit Bewußtſein der Perſönlichkeit zu erweiſen. Wohl läßt ſich aus ihr beweiſen, daß nichts vernichtet wird, nichts untergeht, und Tod und Verweſung nur Uebergang und Umwandlung zu einem neuen Leben ſind; allein wie wenig genügt dieſe bewußtloſe Unvergänglichkeit des Daſeins der Sehnſucht unſeres Herzens! Die Vernunft dagegen verbürgt uns die Erfüllung aller Wünſche und Ahnungen deſſelben, indem ſie uns beweiſet, daß die Unſterblichkeit, als Bewußtſein der Perſönlichkeit in Erinnerung fortſchreitender Vervollkommnung und im richtigen Verhältniß dieſer Vervollkommnung zu unſerer Glückſeligkeit, durchaus zur Ausführung eines moraliſchen Weltplans gehört. Jeder Grund für das Daſein Gottes iſt auch ein Glaubensgrund für die Unſterblichkeit der Seele, da ohne dieſe der Plan zu einer Welt nach dem Endzweck der höchſten Vernunft zwar angelegt, aber nicht ausgeführt wäre. Es bedarf für Sie, meine Freundin, nach dem Zweck dieſes Briefes, keines andern Beweiſes für die Unſterblichkeit, als die Verknüpfung dieſes Glaubens mit der Anerkennung des Sittengeſetzes, da beide unzertrennlich verbundene Reſultate jedes aus der Vernunft hergeleiteten ſittlichen Glaubensgrundes an das Daſein Gottes ſind. Alles Fürwahrhalten kann ja übrigens nur im Glauben Statt finden, und das Höchſte, was ich von meiner Vernunft, zur Begründung einer Ueberzeugung fordern kann, iſt, mich zu überführen, daß mein Glaube auf Gründen ruhe, deren Anerkennung ein weſentliches Bedingniß meines Menſchſeins iſt, das ohne die Annahme jenes Glaubens von mir auf keine Weiſe begriffen werden kann.

Sobald die Vernunft ohne Rückſicht auf die Erſcheinungen der ſinnlichen Welt allein aus ſich den Begriff der Gottheit entwickelt, ſo iſt unausbleiblich in dieſem Begriff auch der der Weltregierung, die wir Vorſehung nennen, enthalten. Alle vernünftige Weſen ſind dem Willen dieſer Weltregierung unterworfen, und müſſen in Gott den Geſetzgeber für ihre freien Handlungen, den Richter derſelben und den Spender ihrer Glückſeligkeit anerkennen. Wenn aber gleich die Vernunft die Idee des Weltplans im Ganzen aufzufaſſen vermag, ſo vermag ſie doch nicht im Einzelnen die Ausführung deſſelben zu ergründen. Sie ſieht die Nothwendigkeit des Uebels ein, allein ſie vermag die Verkettung dieſer Nothwendigkeit mit den Schickſalen der Menſchon ſelten zu ergründen; ſie begnügt ſich aber mit der moraliſchen Gewißheit, daß die Gerechtigkeit der Vorſehung einſt alle Räthſel dieſer Art völlig befriedigend für Empfindung und Idee löſen muß. Von dem Daſein eines weiſen, gerechten und gütigen Schöpfers und Regierers der Welt überzeugt, erfaßt das Herz den Glauben an ihn mit der Zuverſicht ſeiner tiefſten, ſeiner heiligſten Liebe, und es kann kein Zweifel in ihm aufkommen, daß nicht Alles hienieden mit dem Endzweck der Welt harmoniren und jedes Leiden nur ein Mittel zum Gedeihen des Guten ſein muß. Wie könnte ich fordern wollen, jetzt ſchon den Zuſammenhang der einzelnen Perioden meines Daſeins mit dem Weltganzen, die Harmonie meines Schickſals mit dem Weltplan einſehen zu wollen? Genug für mich, daß von meinem ſittlichen Bewußtſein, von meiner Vernunft, Zuverſicht, Glauben und Hoffnung auf meinen Schöpfer unzertrennlich ſind. Alle Leiden, die mich treffen, ſind da, entweder zur Prüfung meiner ſittlichen Kraft, oder zur Läuterung meines ſinnlichen Begehrungsvermögens, und kein Leiden kann mich treffen, deſſen Ertragung ich nicht zur Tugend, zur Pflichterfüllung zu erheben vermag.

Laſſen Sie uns jetzt, meine Freundin, noch einen Blick auf den Gang unſerer Forſchungen zurückwerfen und die Reſultate derſelben zuſammenfaſſen.

Im Menſchen iſt ein urſprüngliches, unvertilgbares Seelenvermögen, das wir Gewiſſen nennen, und das uns zum Sieg der Idee über den Trieb, zur Pflichterfüllung nach dem von uns erkannten und uns erkennbaren Umfang des Sittengeſetzes verbindet. Sobald die Vernunft des Menſchen aus dem dumpfen Schlaf ſeines thieriſchen Daſeins erwacht, kann ſie ſich das Bewußtſein einer ſolchen ſittlichen Verbindlichkeit nicht abläugnen, und aus dieſem Bewußtſein entwickelt ſich nun das edelſte Vermögen der Seele, das Geiſterſiegel auf der Menſchenſtirn: Gotteserkenntniß aus naturnothwendigem Wirken unſerer Vernunft, nach den urſprünglichen Geſetzen ihres ihr anerſchaffenen Erkenntnißvermögens. Jedes Vermögen unſerer geiſtigen Natur zeugt für das Daſein Gottes; der Glaube an ihn iſt die Blüthe der Humanität, und der Menſch nur in ſo weit Menſch im vollen, wahren Sinne dieſes

Wortes, als er das Vermögen dieſer Gotteserkenntniß in ſich entwickelt hat. Die Fähigkeit dazu iſt in jedem Individuum des menſchlichen Geſchlechts. Denn die Natur des Menſchſeins iſt in dieſem Vermögen der Gotteserkenntniß begründet. Was der Sonnenaufgang in der ſichtbaren Welt iſt, das iſt in der geiſtigen unſere Erkenntniß Gottes durch freies Wirken der Vernunft. Eine ſolche Vernunfterkenntniß Gottes aus ihrem eigenen Vermögen iſt unſtreitig die unmittelbarſte Offenbarung Gottes an die Menſchheit, und der religiöſe Glaube, der ſich auf ſie gründet, ermangelt keines Reſultats, deſſen der Menſch zur Kräftigung ſeines Pflichtgefühls und zur Rechtfertigung ſeines Anſpruches auf Glückſeligkeit bedarf. Kein Mißtrauen, keine Furcht verdüſtert ſein Verhältniß zu ſeinem Schöpfer, und das heilige Intereſſe, welches die Vernunft an der Ausübung der Tugend nimmt. Wir erblicken im Univerſum ein nach den Geſetzen der höchſten Vernunft entworfenes Syſtem freigeſchaffener Geiſter und materieller Kräfte, in welchem jedes vernünftige Weſen in der ganzen Folgereihe ſeines Daſeins, nach demſelben heiligen Geſetz behandelt wird, dem gehorſam zu ſein es unbedingt ſich verpflichtet fühlt; ein Syſtem, als deſſen Zweck die Vernunft völlige Harmonie der Tugend mit der Glückſeligkeit erkennt, und deſſen Erreichung ihr durch die Allmacht des Schöpfers verbürgt wird.

So ſichert alſo die Vernunft dem Menſchen die Befriedigung der Hoffnungen ſeines Herzens, der Forderungen ſeines Geiſtes, der Beſtrebungen ſeines Willens, auf eine Weiſe, die der Menſchheit Würde und Freiheit gibt, und den Anſpruch unſerer empfindenden Natur auf Glück, mit dem Anſpruch unſerer denkenden Natur auf Tugend in reine Harmonie bringt.

Hier ſtehen wir aber an der Grenze der Vernunfterkenntniß, und nun laſſen Sie, meine Freundin, uns zu einem noch unerwähnten Vermögen unſerer Seele wenden, edel und göttlich, wie das Gewiſſen es iſt: *auf die Fähigkeit zur Gottesliebe in uns*, und auf die erhabene Gemeinſchaft, in der *Liebe* und *Vernunft* uns die ſittliche Welt und das Daſein ihres Urhebers offenbaren.

Welcher rein und wahrfühlende Menſch hat nicht im ſeligſten Wonnegefühl, wer nicht im tiefſten Schmerz Minuten erlebt, wo der Glaube an Gott, das Gefühl ſeines Daſeins, unſere Seele in der Empfindung ſeiner Gewißheit mit einer ſo himmliſchen Klarheit durchblitzte, daß jeder Gedanke vor ihr zum kalten Schattenbilde wurde? — Welches Herz hat je ein zweites Herz wahrhaft geliebt, ohne ſich dadurch zu Gott, dem Urquell aller Liebe, hingezogen zu fühlen? — Wer vermag, gelöſet von der Feſſel des Triebes, das moraliſche Geſetz anzuſchauen, ohne die Seligkeit des unzerreißbaren Bandes zu empfinden, welches uns in Liebe und aus Liebe den Gehorſam gegen daſſelbe zur ſchönſten Freiheit umwandelt?

Unvertilgbar, wie im Geiſte der Gedanke, iſt in unſerm Herzen die Liebe, und wie die Vernunft die Ahnungen des dunkeln Gefühlsglaubens zum Erkennen der Geſetze einer geiſtigen Welt läutert, ſo veredelt das Herz aus urſprünglicher ihm inwohnender, anerſchaffener Kraft Menſchenliebe zur Gottesliebe.

Und hier, meine Freundin, auf dieſe heilige Urkraft unſeres Weſens gründet ſich der Glaube an die Offenbarung Gottes durch Jeſus Chriſtus. Die

Liebe und nicht die Vernunft iſt der Fels, auf den er ſeine Kirche gründete. — Bedarf aber des Weibes Herz, daß ihm die Geheimniſſe der göttlichen Liebe gedeutet werden? —

Und darf der Mann es wagen, ſie ihm deuten zu wollen?

Glaubensanſichten.

(Zweites Fragment.)

Erſter Brief.

Emma an Adelheid.

Viele Monate ſind verfloſſen, meine einzige, geliebte Freundin, ſeit ich in gänzlicher Abgeſchiedenheit von Dir lebe; das Andenken an mich weilt vielleicht nur noch in Deiner Seele, wie die Erinnerung an einen freundlichen Morgentraum und Du wähnſt meine Liebe, meine Freundſchaft verſchwunden, wie die leichten, luſtigen Gebilde des Schlummers. — Aber ich dachte Deiner, meine Adelheit, ſtets ſo innig wie in jenen ſchönen Tagen, wo wir vereint durch das heitre Leben tändelten und es uns ſo freundlich, ſo roſig erſchien. — Adelheid, noch erweicht ſich mein Herz, wenn ich jener Zeit gedenke, und eine heiße Sehnſucht, ein inniges Verlangen nach der längſt entſchwundenen bewegt mich eben ſo ſüß als ſchmerzlich. Doch ich wollte Dir ja ſtill, ruhig und beſonnen ſchreiben, und da darf ich mich nicht zu ſehr den Erinnerungen überlaſſen, die ſich mir ſo leicht aufdrängen.

Du weißt es, meine Freundin, welch ein Schreckensruf mich aus dem Kreiſe riß, in dem ich mit Dir erzogen wurde, und in deſſen Umſchirmung nur Heiterkeit und Frohſinn mich beſeelte; Du warſt Zeugin von meiner Angſt, von meinem Schmerze; Du weißt es, daß ich nur in das elterliche Haus zurückkam, um von meiner herrlichen Mutter die letzten Segensworte zu hören und von ihren bleichen Lippen den letzten Lebenshauch zu küſſen. — Es war ein entſetzlicher Schmerz, liebe Adelheid, der an ihrem Grabe durch meine Seele ſchnitt, und ich begreiſe es noch nicht, daß er nicht mein Leben endete. Vater und Mutter mir ſo plötzlich, ſo unerwartet entriſſen, ich einſam, verlaſſen, ach, gräßlich verlaſſen! Nie habe ich es gewagt, genau und ausführlich nach dem Schickſal meines Vaters zu forſchen und zu erfragen, welche Todesart er erlitt. Finſtere Hindeutungen, dunkle Worte, ſchauerliche Ahnungen derſelben reichten ſchon hin, das Blut in meinen

Adern erſtarren zu machen, und mit grenzenloſer Scheu bangte ich vor jeder nähern Aufklärung. Was ich ſah, was ich hörte, reichte hin, mich zu zerſchmettern und das ſechzehnjährige Mädchen erlag unter der Laſt auf ſie gehäufter Leiden. Ich fand ſchon bei meiner Ankunft Alles in dem ſchönen Hauſe meiner Eltern verſiegelt und mußte nun nach dem Tode meiner Mutter Alles öffentlich verkaufen ſehen, was ich nur als ihr Eigenthum gekannt hatte. Mit großer Härte ſchlug man mir den Beſitz einiger Kleinigkeiten ab, um die ich mit Thränen flehete, weil ich fühlte, daß ſie nur für mich Werth haben konnten. Das Bild meiner verklärten Mutter war das einzige; was ich rettete. Mein Schmerz war zu einer ſtarren Bewußtloſigkeit geworden, als der Schwager meiner Mutter, der Paſtor Raimar, zu mir eintrat und mich freundlich aufforderte, mich reiſefertig zu machen, um ihn zu ſeiner Frau, meiner Tante, zu begleiten. Seine Milde, ſeine Liebe gaben mir die Fähigkeit zurück, Thränen vergießen zu können und heißweinend warf ich mich in ſeine Arme. Schnell waren die geringen mir gebliebenen Habſeligkeiten eingepackt und wir verließen meine Geburtsſtadt. Der unbequeme

Wagen, die abſcheulichen Wege, das ſchlechte Wetter, nichts machte Eindruck auf mich; ich fühlte nur die Erleichterung, einen Ort verlaſſen zu haben, wo Alles mir meinen grauſamen Verluſt fühlbar machte.

Nach Verlauf einiger Tage kamen wir gegen Abend in dem kleinen Dörfchen an, wo mein Oheim wohnte; das Haus war klein, aber es ſah freundlich und reinlich aus, und meine Tante, die ich ſeit meinem fünften Jahr nicht geſehen hatte, ſah meiner lieben ſeligen Mutter ſo ähnlich, daß meine ganze Seele namenlos durch ihren Anblick bewegt wurde. Sie empfing die verarmte und verwaiſete Nichte mit Thränen der Liebe und des Schmerzes. Von ihr geführt trat ich in das kleine, enge, niedrige Wohnzimmer mit den dürftigen, weißen Kalkwänden; aber es war in mir noch zu ſtürmiſch, als daß irgend etwas Aeußeres mir hätte auffallen können. Die Reiſe und das viele Weinen hatten mich ermüdet und ermattet, und meine Tante wies mir bald mein Schlafkämmerchen an. Ach, liebe Adelheid, gewiß ich hätte am andern Morgen, nach der erſten, ſanften Nacht, die mir wieder wurde, Gott mit ganzer Seele danken ſollen, daß er mir ſo liebe, treue Verwandte und bei ihnen einen ruhigen Aufenthalt geſchenkt hatte; aber meine Augen fielen auf meine neuen Umgebungen und mit unendlicher Schwere legte ſich nun zum erſten Mal der Gedanke auf mein Herz, daß ich auch mein äußeres Glück gänzlich verloren habe. Ich war, wie Du, im Ueberfluß erzogen; ſchöne, zierlich geſchmückte Zimmer, eine aufmerkſame Bedienung, geſchmackvolle Kleidung, an Alles dies war ich ſeit früheſter Kindheit ſo gewöhnt, daß es mir nie eingefallen war zu denken, daß es anders ſein könne. Wie ärmlich aber ſah nun Alles in der Wohnung meines Oheims aus und trotz der großen Reinlichkeit, die dieſer Aermlichkeit einen Anſtrich ländlicher Zierlichkeit gab, erſchien es mir doch als eine Unmöglichkeit, daß ich mich je in dieſer Umgebung wieder heiter und froh würde fühlen können! Ich kleidete mich an und ging nach dem Wohnzimmer, es war leer; ich fragte nach meiner Tante, ſie war im Kuhſtall. Es fiel mir nicht ein, ſie dort aufzuſuchen und ſo mußte ich lange warten, ehe ſie kam. „Du haſt lange geſchlafen," ſagte ſie mir freundlich, „und das hat Dich wohl recht erquickt?" Jeder Zug ihres Geſichts, der Ton, der Ausdruck ihrer Stimme rieſen mir meine Mutter zurück, und mein Herz wallte auf in inniger Liebe zu ihr; allein meine Mutter hatte ich nie anders als mit vornehmer Zierlichkeit gekleidet geſehen und meine Tante trug einen Anzug von ſelbſtgewebtem Zeuge mit einer weiß leinenen Schürze, der ihr in meinen Augen etwas Fremdartiges gab, was mich ſtörte, in ihr meine Mutter wiederzufinden. Ich erfuhr jetzt, ſie ſei ſchon ſeit 5 Uhr auf und dies ſei die gewöhnliche Stunde ihres Erwachens. „Mein Gott,“ rief ich ganz erſtaunt, „was machen Sie denn ſchon ſo früh am Tage?“ — „Eine tüchtige Hausfrau,“ antwortete ſie mir lächelnd, „muß in meiner Lage allenthalben nachſehen und überall ſelbſt mit Hand anlegen. Eine ſolche Thätigkeit gibt Geſundheit, frohen Muth und begründet das Glück der Ehe.“ Dieſe Aeußerung war mir ſo neu, daß ich keinen lebendigen Sinn hinein zu legen vermochte, und eben ſo wenig kann ich die Verkehrtheit beſchreiben, die mich viele Wochen lang immer niedergeſchlagener und gegen die Liebe meiner Verwandten verſteckter machte. Tauſend Dinge, auf die ich, ſo lange ſie mir zu Gebote ſtanden, gar keinen Werth gelegt hatte, ſchienen mir nun zum Glück meines Lebens unentbehrlich. In meiner Lebensweiſe hing ich noch immer dem vornehmen Müßiggang nach, der bis zu dieſem Zeitpunkt mein Leben ausgefüllt hatte; ich ſtickte, zeichnete, las, ging ſpatzieren und fühlte es in mir immer hohler und hohler werden, da ich mich nicht zum Eingehen in meine neuen Verhältniſſe zu erheben vermochte. Jetzt erhielt ich den erſten Brief von Dir; er rief alle Bilder der Vergangenheit in mir wach und ich fühlte mich unglücklicher denn je. In dieſer Stimmung ſchrieb ich Dir eine Antwort voll der bitterſten, faſt verzweiflungsvollen Klagen über meine Lage und mein Schickſal. Eben hatte ich ſie beendet, als meine Tante zu mir eintrat; unwillkürlich verbarg ich meinen Brief und mein heißes Erröthen weckte in mir zuerſt das Gefühl meiner Undankbarkeit gegen ſie. Mütterlich ſchloß ſie mich in ihre Arme. „Du haſt viel gelitten, Emma,“ ſagte ſie mir, „allein denke daran, daß jedes Erdenleiden uns von Gott entweder zu unſerer Zucht oder zu unſerer Prüfung zugeſandt wird. Richte Dich an dem Beiſpiel Deiner vortrefflichen Mutter auf; ſie war viel unglücklicher, als Du jetzt noch zu faſſen vermagſt, daß man es ſein kann, und doch löſete ſich ihr jeder Zwieſpalt des Lebens in dem Glauben auf, mit dem ſie ſich in Geherſam und Liebe den Willen Gottes zur einzigen Richtſchnur ihres Lebens und zum Ziel aller ihrer Wünſche erwählt hatte.“

Sie verließ mich bei dieſen Worten, die mir eine Reihe neuer Gedanken und Bilder zuführten. Meine Mutter alſo war bei all’ ihrem Reichthum unglücklich geweſen! Ich blickte auf zu ihrem Bilde, und fühlte nun, warum ihr Lächeln ſo himmliſch rührend, ihr Ton ſo ſanft war; ich verſtand nun die wehmüthige Zärtlichkeit ihrer Liebe und den himmliſch frommen Blick ihres ſeelenvollen Auges. Ich glaubte zu fühlen, wie ſie mich umſchwebte und in meinem Herzen zu mir ſprach: „Wie, um den Verluſt äußerer Güter trauerſt du ſo tief, ohne Dich noch befragt zu haben, welche Pflichten Dir Deine jetzigen Verhältniſſe auflegen? Kein wahres Glück iſt Dir verloren, denn dieſes iſt in jeder Lage des Lebens eine Frucht der Zufriedenheit, die Dir Fleiß und Frömmigkeit ſichern, wenn Du ſie übſt. Vertraue auf Gott, der die nie verläßt, die auf ihn hoffen.“ — Liebſte Adelheid, es war, als ob in dieſer unvergeßlichen Stunde ein neuer Sinn in mir erwacht ſei. Ich erkannte plötzlich die ganze Schwäche meiner bisherigen Zaghaftigkeit, und Scham und Reue ergriffen mich. Weinend ſank ich auf meine Kniee nieder und bat Gott, mir gnädig zu ſein, und meinem ſchwachen Herzen die Kraft zu ſchenken, ihn treu im Herzen und vor Augen zu haben und das erkannte Gute und Rechte auch auszuüben. — Da kam ein ſtiller frommer Friede in meine Seele. Mehrere Male wollte ich Dir ſchreiben; allein das Andenken der Vergangenheit erweichte mich dann zu ſehr, und ich beſchloß es nicht eher zu thun, bis daß ich es ohne Störung für meine Ruhe zu thun vermöge. Ich fing nun an, meiner Tante in ihren häuslichen Beſchäftigungen zur Hand zu gehen; freilich ſchmerzten mich Anfangs zuweilen meine der Arbeit ungewohnten Hände; Manches erſchien mir langweilig und kleinlich, und Thränen füllten noch mitunter mein Auge, wenn ich der Vergangenheit gedachte: aber ich fühlte auch, daß ich von Tag zu Tag kräftiger in mir ſelbſt wurde und des Abends mit einer früher nie empfundenen Heiterkeit zu beten vermochte. In dieſer Einſamkeit und Stille, in dieſer friedlichen, ganz ungeſtörten Einförmigkeit lernte ich die Heiligkeit unſers Glaubens und ſeine Kraft über das ſchwache Menſchenherz empfinden.

Alles, was mir früher davon geſagt worden war, bekam nun für mich die unerſchütterliche Wahrheit des Selbſterlebten.

Erſt ward ich ruhig, dann heiter, und bald fühlte ich mich als Tochter einheimiſch in den Herzen und in dem Hauſe meiner theuren Pflegeeltern, womit denn auch für mich im äußern Leben der Punkt gefunden war, der mir meine Pflichten deutete. Oft forſchte ich nach dem Schickſal meiner Eltern. „Frage nicht, mein Kind,“ ſagte dann mein ehrwürdiger Pflegevater; „begnüge Dich für Deinen Vater zu beten; er iſt in der Hand Gottes, der allein gerecht der Menſchen Thun und Herzen richtet.“ Von meiner Mutter erfuhr ich, ſie habe einen Brief für mich hinterlaſſen, den ich aber erſt an meinem zwanzigſten Geburtstage erhalten ſolle. Um mir zu verbergen, was und wodurch ſie litt, ließ ſie mich ſo fern von ihrem Wohnort erziehen. Keine unzeitige Neugierde ſoll mich auch je verleiten, den Schleier, der für mich über ihrem Schickſal liegt, früher heben zu wollen, als ſie es verordnet hat, daß er gehoben werden ſoll. — Ein Jahr war nun verfloſſen und mein Bewußtſein ſagte mir, daß ich Dir ſchreiben dürfe, da erkrankte mein Oheim. Erlaß mir die

Beſchreibung der drei kummervollen Monde, die nun folgten; an ſeinem Sterbebette habe ich erfahren, welche Macht der Liebe und dem Glauben über Tod und Leben gegeben ſind. Sanft und ſtill, wie die Sonne an einem milden Herbſtabend, ſchied der edle Mann von uns hinweg; der Friede ſeiner Sterbeſtunde, unſere Thränen und die Klagen ſeiner Gemeinde bezeugten, welch ein echter Diener ſeines Herrn er hienieden geweſen war. — Tante und ich mußten nun das Witwenhaus beziehen, welches noch viel kleiner, ſo wie unſere ganze Lebensweiſe noch um Vieles beſchränkter iſt, als vorher; aber Gottlob! es ſtört und trübt uns nicht. Das Gefühl, ſich ſein Brod ſelbſt zu verdienen, gibt eine Selbſtſtändigkeit, die für unſere Sittlichkeit unendlich viel bedeutender iſt, als man gemeinhin glaubt. Ohne Scheu darf ich Dir jetzt ſchreiben, meine Freundin. Ich bin zufrieden durch mich ſelbſt und glücklich, weil meine theure Tante mich den Troſt ihres einſamen Lebens nennt und ich mir die Hoffnung vergönnen darf, ihr nützlich zu ſein. Ich halte den Verluſt meines Vermögens und der Anſprüche an das Leben, zu denen es mich reizte, für kein Unglück mehr, ſeitdem Gott mir den Segen des Fleißes und die unausſprechliche Freudigkeit der Pflichttreue dafür gegeben hat, und mein jetziges Leben hat ſeine ſtillen Freuden, ſeine ſtillen Reize, die ich nicht wieder gegen jene frühere Lebensanſicht und Lebenswürdigung umtauſchen möchte. Doch genug für diesmal. Mein langer Brief wird Dich wieder mit einer Freundin bekannt machen, die nie aufhörte, Deiner mit unausſprechlicher Liebe zu gedenken. Auch Du, meine Adelheid, haſt eine lange Lücke auszufüllen in Deinem nächſten Briefe, den ich wie Dich ſelbſt begrüßen und empfangen werde.

Lebe wohl, Freundin meiner Seele, ich liebe Dich unverändert, wie in den glücklichſten Tagen unſerer Vergangenheit.

Zweiter Brief.

Adelheid an Emma.

So hat mich denn die Zuverſicht zu der Treue Deines Herzens nicht getäuſcht, meine geliebte Emma, und ſtill und liebend haſt Du das Andenken der Freundin Deiner Kindheit unter allem Wechſel des Schickſals, allem Einfluß der Trennung bewahrt.

Recht ſchmerzlich habe ich früher Dein Verſtummen empfunden und meine Sehnſucht nach Kunde von Dir ward mit jedem Monat lebendiger und wehmuthsvoller, doch ungetrübt blieb mir in dem Bewußtſein der eigenen Treue die Ueberzeugung, Dein Schweigen ſei nicht Leichtſinn, nicht Vergeſſenheit und wie herrlich haſt Du dieſen meinen Glauben gerechtfertigt! Dein Brief ſtellt mir klarer und freundlicher denn je Dein holdes Bild in der milden Würde des Siegs über ein hartes Schickſal dar; jung, ſchön, verweichlicht, an alle Zierlichkeit des Lebens, wie an ein einfaches, unumgänglich nothwendiges Bedürfniß gewöhnt, haſt Du den Umſturz Deiner Hoffnungen, die Verdunkelung Deiner Lebensausſichten, die Verzichtleiſtung auf alle Freuden der Welt, die dieſe der Jugendluſt bietet, den Tod Deiner Mutter, die dunkle Ungewißheit über das Schickſal Deines Vaters, Alles, Alles dies haſt Du durch die Kraft des Glaubens beſiegt und ſtehſt im Frieden eines mit ſich und ſeinem Schickſal einigen Gemüthes freudig da. Emma, brauche ich es Dir noch zu ſagen, wie ich Deinen Werth fühle und ihn in ehrender Anerkennung Deiner Seelenſtärke liebe? Fühle es, Schweſter meiner Seele, wie ich mehr denn je Dein bin und laß uns nun für immer vereint bleiben, da wir es feſter und ſchöner denn je durch die uns auf ſehr verſchiedenen Wegen gewordene Anerkennung der Nichtigkeit aller irdiſchen Dinge geworden ſind.

Ja, meine Emma, auch Deine Adelheid iſt nicht mehr das an eitlem Erdentand klebende und in irdiſchen Dünkel verſunkene Geſchöpf, das ſie früher war. Auch mir hat ſich der Ernſt des Lebens in der Heiligkeit des Glaubens offenbart, und wenn gleich der Kampf in mir noch nicht ganz geſchlichtet iſt, wenn mich gleich in einzelnen Stunden die Freuden dieſer Welt und die eitle Klügelei des Verſtandes noch verlocken von dem Wege des Heils und ich es noch nicht ganz bis zur Ertödtung des alten Sinnes zu bringen vermag, ſo ſtrebe ich doch, des Heils der Wiedergeburt theilhaftig zu werden und hoffe um ſo eher, daß mir das Glück eines ſolchen neuen geiſtigen Lebens werden wird, da mich die Gnade Gottes mit einem Mann verbunden hat, der mir auf dem Wege zur Seligkeit Führer, Vorbild und Gewiſſensrath iſt. Deiner Theilnahme und Deinem Vertrauen bin ich eine Erzählung meines Schickſals ſchuldig, die Dir zugleich zu einem Bilde meines innern Lebens und des Ganges meiner Ueberzeugungen werden wird.

Du kennſt mich ſeit meiner Kindheit, theure Emma, Du kennſt die große Weichheit meines Herzens und die Liebebedürftigkeit deſſelben, die von meinen Eltern und Erziehern als Hang zur Schwärmerei geſcholten, und dadurch, ſtatt ſie zu benutzen, mich von der Welt ab, dem Unſichtbaren zuzuwenden, ungeleitet in mein Inneres zurückgedrängt wurde. Ich war hübſch; in meiner Eltern Hauſe war ein ſehr heiteres, luſtiges Leben; ich ſah, daß ich gefiel und es war natürlich, daß ich mich dem Geiſte dieſer Verhältniſſe hingab und es nicht zu erkennen vermochte, wie dieſe irdiſchen Freuden nur dazu da ſind, daß wir ihnen entſagen lernen und den Hang zu ihnen Gott opfern ſollen. Was mich noch weltlicher und irdiſcher in meinem Sein und Streben machte, war eine Jugendneigung zu dem Lieutenant Kettenburg. Sie hatte ſich auf einem Ball angeſponnen und entfaltete ſich im Geräuſche des geſelligen Lebens; kein Wunder daher, daß ſie, nur dem Aeußerlichen angehörend, auch nur ein äußerliches Gefühl blieb. Kettenburg war ein hübſcher, geiſtreicher Mann, aber ohne alle Tiefe des Charakters, ohne allen Ernſt der Empfindung. Unſerer Verbindung ſtanden Schwierigkeiten im Wege; den Schmerz dieſer Hinderniſſe fühlte ich allein, er trug ihn leicht und nach zwei Jahren, in denen ich Manches um ihn gelitten und die Hand von zwei andern braven Männern ausgeſchlagen hatte, ſchrieb er mir, die Vernunft fordere von uns, bei der Unſicherheit ſeiner Ausſichten, die Löſung unſers Verhältniſſes; er gebe mir mein Wort zurück und ich ſei frei. Sein Leichtſinn erweckte zuerſt in mir Ueberdruß an der Welt. Meine Liebe zu Kettenburg war die Seele aller meiner geſelligen Freuden geweſen; was mich lange ergötzt und beſchäftigt hatte, war nun einmal ſchal und todt für mich. Ich lieh mich den Außendingen noch, ich tanzte, lachte, ſchwatzte noch wie ſonſt; aber tief im Herzen trug ich einen ſtillen Schmerz, und eine geheime Wehmuth, die dieſem eitlen Leben ſeinen Farbenſchmelz entſtreiften und in mir die Ahnung eines andern, feſter und edler begründeten Seins weckten. In dieſer Zeit hörte ich ſehr oft eines jungen Kaufmanns erwähnen, der von Einigen als ein tiefer Denker geprieſen, von Andern als ein theoſophiſcher Schwärmer verlacht wurde. Er war kürzlich als Schriftſteller aufgetreten und das Syſtem, welches er in ſeinem Werk aufgeſtellt hatte, war für die Theologen und Metaphyſiker zum Zankapfel geworden. Allgemein ließ man ſeinem Scharfſinn und dem würdigen Ernſt ſeiner Geſinnung Gerechtigkeit widerfahren; allein Du kennſt die Erbitterung, mit der in unſerer Zeit viele der ſich aufgeklärt nennenden Vernunftgläubigen, den Glauben und die Zuverſicht an eine unmittelbare göttliche Offenbarung anfeinden, und kannſt es Dir alſo leicht denken, wie lächerlich man es fand, einen reichen, jungen, gebildeten Mann, mit Verläugnung aller Anſprüche, die er an die Welt und die Welt an ihn zu machen hatte, als Verfechter einer ſtreng dogmatiſchen Glaubenslehre auftreten zu ſehen, und ihn die Ertödtung aller Neigungen, die Verachtung aller irdiſchen Luſt predigen zu hören. Vor zwanzig bis dreißig Jahren kämpften die Theologen und die Neologen gewiſſermaßen nur um einzelne Punkte mit einander; jetzt ſcheint es aber im Geiſte unſerer Zeit zu liegen, daß ſie ſich gegenſeitig in keiner Art neben einander dulden wollen und können. Ich hörte viel hierüber reden und wenn ich mich gleich damals noch keinesweges für die Lehre des Renatus (ſo hieß der junge Mann) intereſſirte, ſo intereſſirte ich mich doch für den Mann ſelbſt, der in ſeinem ganz vorzugsweiſe nur den irdiſchen Erwerb beabſichtigenden Stande ein ſolches Intereſſe für Gegenſtände der Speculation und des Glaubens zeigte, und mir darin eine ganz neue Erſcheinung war. Renatus kam zuweilen in das Haus einer meiner Freundinnen, bei der ich ihn unerwartet eines Morgens traf. Ich hatte den Abend vorher die Nachricht von Kettenburg's Verlobung mit einem ſehr reichen Mädchen erhalten; alle Wunden meines Herzens bluteten wie neu aufgeriſſen, und der trübe Ernſt, der auf meinem Geſicht lag, und die ſchweigende Stille, in die ich verſenkt war, zogen Renatus Aufmerkſamkeit auf mich, da ich ſonſt wahrſcheinlich von ihm unbeachtet geblieben ſein würde. Mir gefiel ſein Ernſt, der gerade zu Kettenburg's Beweglichkeit einen entſchiedenen Gegenſatz bildete; auch ſchmeichelte es mir, von einem ſo geiſtvollen Manne bemerkt zu werden, und ich hielt mich aus Dankbarkeit dafür verpflichtet, dem, was er mir ſagte, meine ganze Aufmerkſamkeit zu ſchenken, was mir um ſo leichter wurde, da ich ohne Ausnahme nie Jemand ſo ſchön habe reden hören, wie Renatus redet. Wir ſahen uns nun öfter; er ſuchte und ſand Zutritt in dem Hauſe meiner Eltern, und bald ward es ihm ein eben ſo angelegentliches als liebes Geſchäft, mich zu bekehren. Er machte mich mit einem kleinen Kreiſe erleuchteter Seelen bekannt, und in kurzer Zeit war mir mein ganzes voriges Leben verleidet; ich kam zur Erkenntniß, wie ich bis jetzt nicht Gott, ſondern in ſtrafwürdiger Verkehrtheit nur dem Götzen dieſer Welt gedient hatte, und da die Empfänglichkeit für den Glauben in unſerer Seele durch den Entſchluß des Willens bedingt wird, ſich ohne Zuthun der Vernunft willenlos der Belehrung hingeben zu wollen, ſo übergab ich auch, in völliger Verläugnung aller irdiſchen Bande, Seele und Gewiſſen, wie es von mir gefordert wurde, ganz der geiſtlichen Führung meines Freundes. Aber ich hatte hierbei einen ſchweren Kampf zu beſtehen. Meine ſonſt ſo guten, frommen, rechtſchaffenen Eltern mißbilligten durchaus meine neue Lebens- und Sinnesweiſe, die mich freilich den Gewohnheiten und der Weiſe des elterlichen Hauſes entfremdete, und boten Alles auf, mich von Renatus zu trennen, und dadurch von der Gemeinſchaft unſerer kleinen auserwählten Gemeinde loszureißen. Die Lebensweiſe meiner Eltern ſchloß nichts in ſich, was man geradazu Sünde nennen konnte; allein ſie ſtimmte in Allem mit meinen Neigungen überein, und jede Neigung in uns iſt der Befehl zu einem Opfer, das Gott von uns fordert, da ohne Selbſtüberwindung und Verläugnung nichts Verdienſtliches gedacht werden kann. Unſre Neigungen gehören ausſchließlich dem alten Menſchen in uns an, und dieſer iſt durch den Sündenfall durch und durch verderbt, und muß mit Macht getödtet und todt erhalten werden, wenn das große Geheimniß der Erlöſung und der Wiedergeburt ſich in uns vollenden ſoll. Eine ſolche Ertödtung ſchalt nun aber mein Vater unvernünftige Mönchszucht, meine Frömmigkeit Kopfhängerei, unſre geiſtlichen Uebungen Müßiggang, unſre Abſonderung von den Weltmenſchen Phariſäer-Dünkel. Ach, Emma, in jener Zeit habe ich viel gelitten, und oft war ich nahe daran, der Verſuchung zum Abfall zu unterliegen. Allein Gottes Gnade, das Gebet der Unſrigen und die Liebe zu Renatus ſtärkten meine wankende Seele, und ich faßte Muth, dem Heil meiner Seele Alles aufzuopfern. Je mehr man ſtrebte, mich abtrünnig machen zu wollen, je feſter ergriff mich Renatus und je lieber ward ich ihm. Er überzeugte mich, daß in allen Glaubensangelegenheiten die Pflichten, die uns durch Verhältniſſe zu andern Menſchen aufgelegt ſind, ſo wenig, wie die Vernunft eine Stimme haben dürfen. Die überſinnliche Welt des Glaubens kann ja nur mit dem innern Auge der Erleuchtung durch den heiligen Geiſt erblickt werden, und der Ungläubige kann ſich daher ſo wenig ein Urtheil über ihre Verhältniſſe anmaßen, wie der Blinde über die Farbe. So wenig wie nun aber der phyſiſch Blinde behaupten darf, der Sehende, der die Farben zu erblicken verſichere, ſei ein Lügner oder ein Phantaſt, ſo wenig darf ſich auch der geiſtig Blinde ein Urtheil über Gegenſtände anmaßen, die für ihn freilich ſo gut, wie gar nicht da ſind, weil ihm das Organ fehlt, ſie erkennen zu können. Alle Erdenweisheit, alles Einreden der Vernunft, der Erfahrung und der Philoſophie iſt nur eine Prüfung unſers Glaubens, und je unbegreiflicher und der Vernunft unauflöslicher die Geheimniſſe deſſelben erſcheinen, je mehr tragen ſie gerade in dieſer Unbegreiflichkeit die Bürgſchaft ihrer Göttlichkeit in ſich. Von der Wahrheit dieſes Satzes überzeugte mich Renatus und gab mir dadurch den Muth, meinen Eltern zu widerſtehen. Schwäche war es, daß die Liebe mich hierbei unterſtützen mußte, allein dem noch unſicher gehenden Kinde vergönnt man ja gern die Hand des leitenden Führers. Nach manchem Kampf, mancher ſchweren Prüfung erhielten wir endlich die Einwilligung meiner Eltern zu unſerer Verbindung. Ach, Emma, es war keine freudige Einwilligung, und dieſe Ueberzeugung laſtet noch in mancher einſamen Minute kummervoll auf meinem Herzen; doch beruhigt mich immer wieder die Ueberzeugung, daß ich meine Hand nie einem frömmern Manne hätte geben können, und ich daher des Beifalls Gottes gewiß ſein kann. Seit ſechs Monaten bin ich nun verheirathet, und wenn gleich meine Lebensweiſe ſehr von der abweicht, die ich mir in frühern Jahren als die mir am beſten zuſagende Form eines glücklichen Lebens dachte, ſo entſchädigt mich doch die Liebe meines Mannes und die Gottſeligkeit unſers Wandels für Alles, was hinter mir verſunken iſt. Wir leben ſehr einſam, abgeſondert von der Welt, von meiner Familie und meinen Jugendfreundinnen, nur im Umgang mit einigen gleichgeſinnten Seelen. Das Einzige, was uns ſtört und uns aus dem ſtillen Frieden eines beſchaulichen Lebens, voll frommer Einkehr in ſich ſelbſt und Abgeſchiedenheit von weltlichen Dingen, zur Erde gewaltſam herabzieht, ſind die Berufsgeſchäfte meines Mannes. Er entzieht ſich ihnen ſo viel als möglich und möchte ſie gern ganz aufgeben; allein bis jetzt erlauben ihm ſeine Verhältniſſe dies noch nicht.

Hier, meine Emma, haſt Du nun einen flüchtigen Abriß meines Lebens; möge er Dir das Bild der fernen Freundin lebhaft vergegenwärtigen und in Dir den Wunſch wecken, mir recht bald wieder zu ſchreiben. Lebe wohl, theure Seele! der Himmel erhalte Dir den Frieden Deines Lebens und Deines Herzens. Das Andenken an Dich iſt eine meiner beſten Lebensfreuden und mit der innigſten Liebe ſehe ich bald wieder einem Briefe von Dir entgegen.

Dritter Brief.

Emma an Adelheid.

Könnte ich Dir, meine liebſte, beſte Adelheid, doch die Freude beſchreiben, die mir durch Deinen Brief zu Theil geworden iſt! Ich lachte und weinte und konnte vor lauter Verlangen, zu erfahren, was

Du mir ſchriebſt, lange nicht zum Leſen kommen, denn die Buchſtaben tanzten vor meinen Augen herum. Als ich aber endlich zu leſen und zu verſtehen vermochte, o wie entzückte mich da die Gewißheit, daß Du mich noch liebſt, daß ich noch mit zu Deinem Leben gehöre, wie Du zu dem meinigen! Laß es mich nur geſtehen, daß ich anfänglich nichts Anderes als nur dies aus Deinem Briefe herauszuleſen vermochte. Endlich aber begriff ich auch, daß Du verheirathet biſt, wozu ich Dir meinen innigſten Glückwunſch ſende, doch ſtrebte ich bis jetzt vergebens, mir von meiner Adelheid ein Bild als junge Frau zu entwerfen, da Alles, was Du mir von Deinem jetzigen Sein und Thun ſchreibſt, mir ſo fremd und unverſtändlich klingt, daß ich es nicht zu verſtehen vermag. Laß Dich dies nicht befremden, meine Freundin; Du weißt, daß ich ſeit einigen Jahren in einer tiefen Einſamkeit und Abgeſchiedenheit lebe, und da kann es ja leicht an die Tagesordnung gekommen ſein, Ideen und Wahrheiten, mit denen mein Herz und mein Geiſt befreundet iſt, ein neues Wortkleid anzuziehen, in welchem ſie mir fremd und unkenntlich erſcheinen. Auch iſt mir alles Grübeln über Religion fremd. Vor Gott reinen Herzens zu ſein, allen Menſchen wohlzuwollen und in kindlicher Demuth und heiterer Freudigkeit das zu thun, was er durch den Standpunkt, auf den mich meine Verhältniſſe ſtellen, mir als Pflicht angewieſen hat, iſt Alles, wonach ich ſtrebe. Du ſcheinſt Dir für Dein Sein und Leben jetzt noch ein anderes, mir geheimnißvoll erſcheinendes Ideal ſittlicher Vollkommenheit gebildet zu haben und auf eine neue Art fromm ſein zu wollen. Daß Du aber Dein früheres Leben als ſündlich und verderbt ſchmäheſt, kann ich nicht billigen. Es iſt wahr, Du warſt ehemals die Fröhlichſte und Lebensluſtigſte von uns Allen, aber Deine Fröhlichkeit war gewiß eben ſo ſchuldlos als ſie anmuthig war, und Du warſt dabei ſo ſanft, ſo gut, ſo fromm, daß es mich oft rührte und ich nichts inniger wünſchte, als Dir zu gleichen. Gewiß, meine Adelheid, in Deiner damaligen Fröhlichkeit und Deinem Sinn für Lebensfreude war nichts Sündliches; wir dachten uns ja immer reine Engel als Schutzgeiſter und unſichtbare Zeugen unſeres Lebens, und freuten uns ihrer Aufſicht und Gegenwart. Jetzt aber glaubſt Du, alle Erdenfreuden Gott opfern und abgeſondert von den Menſchen, Dich ihnen entfremden zu müſſen? — Wohl weiß ich, daß wir Alles, was die Welt bietet, Alles, was wir in ihr lieben, freudig und willig hingeben müſſen, ſobald irgend eine Pflicht uns Entſagung gebietet; aber ſanfte Heiterkeit, ſchuldloſen Genuß der Lebensfreuden habe ich immer für Blüthen der wahren Gottesverehrung gehalten und geglaubt, die Religion dulde keinen Trübſinn, keine finſtere Anſicht des Schickſals, weil ſie in Liebe und durch Liebe Alles leicht mache und mit Allem verſöhne, da ſie für jede Klage Troſt, für jedes Räthſel eine beruhigende Antwort habe. Wer ſich bis zu ſeinem Tode der Erde und ihrer Freuden unſchuldig erfreuet hat, geht gewiß als ein liebes und frommes Kind zum Vater heim. Auch wurde ich, meine liebſte Adelheid, im Lehrbegriff der proteſtantiſchen Kirche erzogen, nie, wie Du es gethan zu haben meinſt, meine Seele und mein Gewiſſen willenlos der geiſtlichen Führung irgend eines Sterblichen überlaſſen. „Prüfet Alles und das Beſte behaltet,“ ſagt die Schrift, und für eine ſolche Prüfung ward, nach meiner Ueberzeugung, der menſchlichen Seele von Gott ein eigner Sinn anerſchaffen, ein Inſtinct der Wahrheit, der uns die Gegenſtände unſerer Sehnſucht weiſſagt. Adelheid, die Religion iſt mir das Höchſte und Heiligſte meines Seins, wie meines Daſeins; ſie iſt mir Alles, die Seele, der Urquell, der Inbegriff und Zweck meines Seins und Daſeins, ſie iſt mir aber auch bis zur vollkommenſten Einheit die Vermittlerin zwiſchen dem innern und dem äußern Leben, da ſie mir das letztere zu einem Abdruck, einem Spiegelbild des erſtern heiligt. Dein Glaube hingegen ſcheint mir eine feindliche Spaltung beider nicht allein gut zu heißen, ſondern ſelbſt zu bezwecken, da Dein Mann, wie Du mir ſchreibſt, es für heilſam und nützlich hält, ſich ſeinen Berufsgeſchäften ſo viel als möglich zu entziehen, ja, da er ſie ganz aufzugeben wünſcht. Erkläre mir dies Alles, geliebte Adelheid, und vorzüglich nenne mir die Quelle, aus der Ihr Eure Meinungen und Anſichten ſchöpft, da ich dieſe in der Bibel nicht aufzufinden vermag.

Du haſt einen edlen und geliebten Mann geheirathet, und ich freue mich herzlich dieſes Glückes für Dich, meine Adelheid, aber Du haſt ihn mit Mißbilligung Deiner Eltern geheirathet, und ſcheinſt es Dir für ein chriſtliches Verdienſt, ein verdienſtliches Opfer anzurechnen, daß Du es gethan haſt. Adelheid, an welche Offenbarung von Gottes heiligem Willen darf der Menſch noch glauben, wenn er dieſe nicht mehr in dem Willen geliebter, würdiger Eltern anerkennt? — Ich weiß, daß Dein Herz unfähig iſt, in etwas zu willigen, was Dir nicht als recht- und pflichtmäßig erſcheint, und eben darum bitte ich Dich innigſt, mir alle dieſe Räthſel zu löſen. Belehre mich, wo ich irre und die Wahrheit nicht zu erkennen vermag. Auch wirſt Du begreifen, wie dunkel mir viele Deiner Aeußerungen ſein müſſen, da Du, der ein frommer, geliebter und gelehrter Mann zur Seite ſteht, mir doch noch nicht in voller Klarheit feſt und ſicher zu ſtehen ſcheinſt.

Faſt ſcheue ich mich, nach ſo ernſten Dingen nun noch mit Dir von meinem kleinen Leben zu ſprechen, und doch kann ich Dir nicht verſchweigen, daß es ſeit einigen Wochen ganz beſonders freundlich und lieblich geworden iſt. Als ich Dir meinen erſten Brief ſchrieb, erwartete hier Jung und Alt mit großer Neugierde den neuen Gutsherrn dieſes Dörfchens, der früher nur als Knabe einige Mal mit ſeinem Oheim, von dem er das Gut geerbt hat, zum Beſuch hier geweſen war. Er kam an und wir hörten gleich in den erſten Tagen ſo viel Gutes von ihm, daß Tante und ich uns auch wohl darauf freuen mußten, ihn kennen zu lernen. Wir trafen ihn bald zufällig bei dem Prediger, dem wir einen Beſuch machten und zu dem er auch kam. Es machte einen tiefen Eindruck auf mich, zum erſten Mal nach langer Zeit in ihm wieder einen Mann zu ſehen, der mit angeborner Würde die feinſte Weltbildung vereinigte. Herr von Steinfels, ſo heißt er, iſt noch ein junger, und, wie mich dünkt, ſehr ſchöner Mann, von königlich hohem Wuchſe, edlem Anſtande und einem Geſicht, deſſen dunkle Augen faſt zu ernſt blicken würden, wenn ihr Ausdruck nicht durch eine ganz eigene freundliche Anmuth, die vorzüglich im Sprechen ſeine Züge erhellt, gemildert würde. Er begrüßte uns Frauen höflich, knüpfte aber, ohne uns weiter zu beachten, gleich mit dem Prediger ein Geſpräch an, und es freute mich, zu hören, wie er ſich in den Ton dieſer Menſchen zu ſtimmen und in die Einfachheit ihrer Denkart und Sinnesweiſe einzugehen verſtand. Ich fühlte, es war nicht Glätte, ſondern Güte, die ihm, ohne daß er ſelbſt darum wußte, gleich das Benehmen eingab, welches ihm hier Zutrauen und Liebe erwerben mußte. Die Paſtorin, eine kleine, hübſche, freundliche Frau, der ich herzlich gut bin, lud mich ein, mit ihr nach ihrem Garten zu gehen, um die friſch aufgekeimten Erbſen zu ſehen, da ein großer Wetteifer zwiſchen uns herrſcht, die früheſten und ſchönſten Gemüſe zu ziehen. Ich ſah es nicht, aber ich fühlte es, daß des Herrn von Steinfels Blick auf mich fiel, als ich aufſtand, um dieſer Einladung zu folgen. Er ſchlug dem Prediger vor, uns zu begleiten, und redete nun auch uns Frauen an. Ich war Anfangs ſchüchtern und einſylbig; doch verlor ſich dies bald und wir verplauderten den Nachmittag ſehr angenehm. Als wir nach Hauſe gingen, begleitete er uns, und bat beim Abſchied meine Tante um die Erlaubniß, uns beſuchen zu dürfen, die ihm, wie Du wohl denken kannſt, gern gegeben wurde. Er kam auch ſchon am folgenden Tage, und wir haben ihn ſeitdem faſt täglich geſehen, theils bei uns, theils bei dem Prediger, theils auf unſern Spaziergängen. Dieſer Umgang iſt für mich eine edle Freude und es thut mir innig wohl, Steinfels über Gegenſtände ſprechen zu hören, die, indem ſie mein Herz intereſſiren, zugleich meinen Verſtand aufhellen und mich in meinen Anſichten des Lebens und meiner Würdigung deſſelben kräftigen und mich belehren. Er lieſt uns zuweilen vor, er bringt uns Bücher und ſeitdem er zufällig erfahren hat, daß ich

Guitarre ſpiele und ſinge, auch neue Muſikalien. Liebe Adelheid, Du haſt dergleichen nie entbehrt und kannſt es Dir daher vielleicht nicht einmal denken, wie mich dieſe Güte rührt, und welchen ganz unausſprechlichen Genuß ich in dieſen Freuden finde. — Mit Thränen danke ich oft Gott für die väterliche Liebe, mit der er mir dieſe Verſchönerung meines Lebens gewährt, und ich fühle, daß ich eins ſeiner dankbarſten, wie ſeiner glücklichſten Kinder bin.

Nimm meinen Brief freundlich auf, liebſte Adelheid, und wenn Dein Geiſt ſich auch jetzt lieber mit ernſtern und wichtigern Gegenſtänden beſchäftigt, ſo nimmt doch gewiß Dein Herz noch an Allem, was mich betrifft, zärtlichen Antheil, und ohne dieſe Ueberzeugung Deiner Theilnahme würden mir auch meine ſchönſten Freuden weniger ſchön ſein. Könnte ich doch ſtatt dieſes Briefes ſelbſt zu Dir hinfliegen und Dir Alles erzählen, wovon mein Herz ſo voll iſt! Könnte ich doch aus Deinem Munde die Beantwortung aller der Fragen hören, welche die erſte Hälfte meines Briefes enthält! Lebe wohl und erhalte mir Deine Liebe.

Mit Herz und Seele Deine

Emma.

Vierter Brief.

Adelheid an Emma.

Nein, Emma, das iſt kein Brief, den ich von Dir erhalten habe, kein ſchattenartiger Abdruck Deines Geiſtes, Deines Herzens; das biſt Du ſelbſt, Du meine theure, meine innig geliebte Emma und mit einer mir unerklärlichen Wehmuth drücke ich das theure Blatt an meine Lippen, und tief in mein Herz drückt ſich jedes Wort, jeder Zug ein, der Dich, Freundin meiner Jugend, Schweſter meiner Seele, mir ſo lebhaft vergegenwärtigt. Ach, Du biſt noch ſo ganz Du ſelbſt und mit einem leiſen Schmerze, den ich wie ein Unrecht ſtrafen muß, fühle ich, daß ich nicht mehr die Adelheid bin, die Du ehemals kannteſt, ehemals liebteſt. Ein trüber Schatten liegt auf meinem Leben und auf der Welt, die mich umgibt; in mir trage ich den heitern Frieden nicht mehr, der mich ehemals beglückte, ohne daß ich mich doch ſelbſt in meinen Zweifeln, meiner Wehmuth, meinem bangen Verſtummen klar zu verſtehen vermag. Ich bin von der Wahrheit und der Göttlichkeit der Glaubenslehren, die die Richtſchnur meines Lebens ſind, ſo feſt, wie nur irgend von meinem Daſein überzeugt; aber in ihrer Anwendung auf das Leben vermag ich nicht zur Klarheit zu kommen, und fühle mich dadurch bange und verworren. Dieſe Verworrenheit, dieſer Zwieſpalt wird mir nun als das Werk des Verſuchers, als die Wirkung des böſen Princips, welches in und mit der Erbſünde Beſitz von dem Menſchen genommen hat, geſchildert, und alles Prüfen mir wie eitler, irdiſcher Dünkel unterſagt. Dagegen ſträubt ſich nun Etwas in mir, was ich nicht zu benennen weiß, was ich aber als ein mir angebornes vermittelndes geiſtiges Organ zwiſchen Glaube und Vernunft empfinde. Und bei dieſem Zwieſpalt in meinem Innern forderſt Du, reine, ſtarke Seele, von mir Belehrung? O, zeihe mich nicht des eiteln Dünkels, zu wähnen, dieſe könne Dir von mir kommen! — aber gern und willig ſpreche ich Dir meine religiöſe Ueberzeugung aus. Vieles wird ſelbſt dadurch klarer werden, als es mir bisher bei einſamem Grübeln zu werden vermochte, und gewiß gibt es auch hienieden keinen zuverläſſigern Richter über himmliſche und irdiſche Dinge, als ein ſo ſchuldloſes und reines Herz, wie das Deinige. Sagt er, der Göttliche, nicht ſelbſt

„wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr das Himmelreich nicht erwerben!“ — und was iſt frömmer, als die Kindlichkeit einer unſchuldigen Weiberſeele, bei klar gebildetem Geiſte?

Du weißt, meine Emma, wie bei dem Religionsunterricht, den wir erhielten, die Verſöhnungslehre und das Mittleramt Jeſu gedeutet, und uns ſeine Erſcheinung auf Erden blos als eine moraliſche Anſtalt zur reinern Gotteserkenntniß unter den Menſchen dargeſtellt wurde. Ich fühlte mich in jener Zeit auch nie eines Verſöhners, oder eines Mittlers zwiſchen Gott und mir bedürftig; ich fühlte, daß ich Gott liebte; er war mir kein ſtrafender, unerbittlicher Richter; ich empfand und dachte ihn mir nur als Vater; ich war eine Gottgläubige, aber keine Chriſtin, da ich die Lehren von der Menſchwerdung des Gottesſohnes und von der Verſöhnung mit Gott durch ſeinen Opfertod nur für eine, für die Kinderjahre des menſchlichen Geſchlechts beſtimmte bildliche Einkleidung der reinen Vernunftreligion hielt. Die Lehre von der Dreieinigkeit kannte ich nur als Symbol, und obgleich Jahre lang von einem rechtſchaffenen Prediger unterrichtet, hatte ich doch von den wichtigſten Wahrheiten unſrer Religion, von der

Gnadenwahl und der Wiedergeburt, nie reden hören. Renatus war mir daher als Chriſt eine ganz neue Erſcheinung, und er machte einen tiefen Eindruck auf mich, daß er, einer der ſcharfſinnigſten Denker unſers Zeitalters, die dogmatiſchen Lehren unſers Glaubens, die ich von den Gebildeten und den Denkern lange als für Unmündige beſtimmt geweſene Sinnbilder bei Seite gebracht glaubte, als das Erhabenſte und Höchſte pries, was der menſchliche Geiſt im kühnſten Fluge ſeines Denkens zu erahnen vermöge. Du weißt, wie Renatus mich lieb gewann, und wie es ihm ein angelegentliches Geſchäft wurde, mich von der Welt loszureißen und zum wahren, allein ſeligmachenden Glauben an Chriſtus zu bekehren. Durch das Herz allein konnte nicht auf mich gewirkt werden; ich hatte dazu zu viel geleſen, war mit Allem, was unſre Philoſophen und Neologen gegen den evangeliſchen Lehrbegriff geſchrieben haben, zu bekannt, als daß dieſer bei unſerm Geſchlecht in der Regel ſo leicht gebahnte Weg der meinige werden konnte. Renatus ſchlug auch mit mir einen ganz andern Weg ein; er ging mit mir die Religionsgeſchichte aller Völker durch und bewies mir, daß ſowohl bei den Chaldäern, Perſern, Aegyptiern, Indiern, als auch bei den alten nordiſchen Völkern, allen religiöſen Ideen und Gebräuchen, ſo wie allen ihren Myſterien, die Idee eines Falls des Menſchen zum Grunde liegt, durch den die Möglichkeit des Böſen in ihm Wirklichkeit gewann, und zugleich die Hoffnung auf eine Wiederherſtellung deſſelben in ſeinen urſprünglichen Zuſtand. Aus dieſer Uebereinſtimmung aller Religionen und Traditionen ging mir der Glaube an eine unmittelbarere Offenbarung Gottes an die Menſchen, als durch Natur, Vernunft und Gewiſſen auf, und ich konnte nun der Bibel und ihren Verheißungen nicht ihre göttliche Autorität abläugnen. Zugleich fand ich ſchon die graueſte Vorwelt mit der Idee eines Menſch gewordenen Gottes vertraut, der, als Menſch geboren, alle Schmerzen der menſchlichen Beſchränktheit erleiden müßte, nicht als Läuterung für ſich, ſondern als Läuterung der menſchlichen Natur. Bei den Indiern iſt dies der Schiwa-Dionichi, bei den Perſern Mithras, bei den Nordländern Baldur u. ſ. w. Alle Myſterien der alten Welt waren nur bildliche Darſtellungen dieſer geheimnißvollen Lehre, und in ihnen allen wurde Entſöhnung durch Blut verkündigt. Woher nun unter ſo verſchiedenen Himmels ſtrichen und unter ſo verſchiedener Verhüllung dieſe prophetiſche Uebereinſtimmung mit den geheimnißvollen Lehren unſerer Offenbarung, wenn ſie nicht aus einer gemeinſchaftlichen Urquelle kommen? Wenn Geſchichte und Wiſſenſchaft auf dieſe Weiſe den Glauben an die Göttlichkeit der Offenbarung begründen, ſo beſtätigt ihn die moraliſche Natur des Menſchen nicht minder, indem wir tief in unſerm Innern, wenn wir nur die Seufzer unſerer Sehnſucht zu deuten vermögen, das Bedürfniß eines Verſöhners unſerer Sünden fühlen. Wir treten keinesweges als Geſunde in dies Leben, ſondern als Solche, die hier erſt geneſen und ſich aus einem krankhaften Zuſtand zu einem reinern Sein wiederherſtellen ſollen. Aus eigener Macht vermag der Menſch dies nicht zu thun; Moral und Pflicht reichen hier nicht aus; die göttliche Kraft des Glaubens allein vermag dem Tode den Stachel, der Hölle den Sieg zu entreißen, und dieſe Kraft des Glaubens, dieſen Geiſt der Wahrheit und des Lichtes, den Gott uns zum Beiſtand zu ſenden verheißen hat, können wir nur im Namen Jeſu Chriſti erflehen und durch das göttliche Verdienſt unſers Heilandes erhalten. Dies iſt die unerſchütterliche Grundwahrheit der chriſtlichen Religion, der Pfeiler, worauf Chriſtus ſeine Kirche gebauet hat, und der Inbegriff ſeiner Lehre. Wer das nicht anerkennt, und der göttlichen Gerechtigkeit ohne das Verdienſt Jeſu genugthun zu können glaubt, mag immerhin ein rechtſchaffener Heide ſein, aber ein Chriſt iſt er nicht. Da aber der Chriſt zugleich in jedem Sinne das höchſte moraliſche Ideal iſt, das ſich nach dem Vorbilde Chriſti der menſchliche Geiſt zu bilden vermag; ſo iſt es ſtrafwürdige, ja gottloſe Verblendung, wenn wir, als Mitglieder der chriſtlichen Gemeinde und auf den heiligen Namen Jeſu getauft, irgend etwas Andres ſind und bleiben wollen, als eben Chriſten. Freilich kann kein Menſch aus eigner Kraft ſeinem Willen das Geſetz geben, an Jeſus Chriſtus glauben zu wollen. Glaube und Liebe ſind Himmelsblüthen, die dem menſchlichen Gemüth aus einer geheimnißvollen Tiefe erblühen, zu der kein Blick des Forſchers zu dringen und das Wie? und Warum? ihres Daſeins zu ergründen vermag, da alles wahre Daſein unerforſchlich und heilig iſt, wie die Gottheit, der es entquillt. Allein der Menſch hat in ſeiner Seele, wenn er ſich nur nicht durch den Genuß irdiſcher Freuden betäubt, eine unvergängliche Sehnſucht, die die anziehende Kraft eines fernen Gegenſtandes verbürgt; dieſe Sehnſucht wird Gebet, ja ſie iſt Gebet, und ein ſolches Gebet erweckt in uns die Kraft, die den Glauben erzeugt. Wir ſind Alle fähig zur Gottesempfindung geboren; ſoll aber die Fähigkeit dazu ſich in uns entwickeln, ſo müſſen wir dem Sinnlichen abſterben; dies iſt das Samenkorn, welches vergehen muß, wenn die himmliſche Pflanze emporkeimen und wachſen ſoll. In dem ſündhaften Zuſtand, in dem wir geboren werden, können wir uns nicht mit der Gottheit ſo vereinigen, daß unſer Wille und unſer ganzes Weſen untergeht in dem göttlichen Willen und mit ihm Eins wird, wie der Tropfen mit dem Weltmeer. Wie aber der Menſch durch den Willen gefallen iſt, ſo kann er ſich auch durch den Willen wieder erheben, und hier iſt es nun, wo Jeſus mir ſeine Kraft leiht, wo ſein Verdienſt das meinige wird, und ich, im Glauben an ihn, ſchon hienieden wieder geboren werde zu einem neuen, geiſtigen Leben, das von keiner Sünde mehr weiß, ſondern nur Leben des Friedens und der Gerechtigkeit iſt. O Emma, was iſt die Erde, was iſt ihr herbſter Schmerz, ihre härteſte Verläugnung, wenn wir uns das Kleinod eines ſolchen, ganz in Gott verſenkten Lebens als das Ziel unſers Strebens denken! — Dieſe Wiedergeburt iſt aber ein Phönix, der nur aus der Flammenläuterung des tiefſten Leids und einer bei Vielen faſt bis zur Verzweiflung gehenden Verzagtheit geboren wird. Wie der Menſch durch ſie plötzlich ein neuer Menſch zu werden vermag, wie neue, nie geahnte Kräfte in ihm erwachen, er dann nur in Gott und mit Gott lebt, und nichts, gar nichts zu wollen vermag, als was Gott will; wie nun aller Streit in ihm geſchlichtet, alle Möglichkeit der Verſuchung von ihm gebannt iſt, und er hienieden ſchon unausſprechlich ſelig iſt und unter allen irdiſchen Martern ſelig bleiben würde: das, meine Emma, vermag ich nicht auszuſprechen, kaum zu ahnen, da ich noch weit, ſehr weit von dieſem Ziele bin; aber alle die Unſrigen, die des Heils der Wiedergeburt würdig erfunden ſind, preiſen das, was ſie mit ihr und durch ſie erlebt haben, in ſo einfältiglich erhabenen Worten, daß oft hohe, himmliſche Vorgefühle dieſer Seligkeit durch mein Herz ziehen, und mir dann iſt, als hätte ich ſchon aus dieſem Vorhof der Ewigkeit einen Blick in den Himmel geworfen.

Ja, Emma, ich kann eine Ahnung dieſer

plötzlichen Umwandlung des ganzen Menſchen und ſeiner Erhebung aus dem Erdenſchmutze zu einem ſo himmliſch ſeligen Daſein haben, weil ich geliebt habe und noch liebe; denn wie es für die erhabenſten, göttlichen Ideen ein irdiſches Abbild gibt, und das ganze Univerſum nur ein ſichtbar gewordener Gedanke Gottes iſt: ſo müſſen wir auch in der reinſten Liebe des Menſchenherzens den Urtypus der Liebe des Allerhöchſten zu uns erkennen können. Wie viele Beiſpiele haben wir nicht, daß eine edle, wahre Liebe zu einem edeln Menſchen wie neu geſtaltend auf unſer ganzes Sein einwirkt; wie ſollte es uns alſo nicht faßlich und begreiflich werden, daß ein Menſch durch die Liebe zu Gott plötzlich umgewandelt, und von allem Irdiſchen, was er früher zu lieben wähnte, abgewendet, ſich mit allen Kräften, Trieben und Neigungen ſeiner Seele, und ſeines Gemüths, ungetheilt zu Gott hinwendet? — Und nicht nur unſre Liebe zu ihm, ſondern viel mehr noch die ſeine zu uns iſt es ja, durch die wir wieder geboren werden, und wo die ſchwache, vergängliche Erdenliebe ſchon den Geſunkenen zu erheben vermag, da muß ja die ewige, an Gewalt und Kraft göttliche Liebe unſers Schöpfers den Menſchen auch zu etwas ungleich Höherm, als zur ſchwachen, gebrechlichen Menſchentugend zu erheben vermögen.

Dieſe heiligen Ahnungen der Verklärung der göttlichen Liebe in der Menſchenbruſt ſind es, vor denen meine ganze Seele in den Staub geworfen anbetet. Welche Stimme möchteſt du, meine Emma, nun bei dieſen innern Seelenzuſtänden der Vernunft einräumen? welches Heil von ihrer Prüfung, ihrer Einwirkung erwarten? — Das Göttliche und Heilige liegt ganz und unwiderleglich weit über den Kreis ihrer Erkenntniſſe und Erfahrungen hinaus; ſie ſelbſt muß erſt durch das Licht des Glaubens erhellt, durch ſeine Macht aus der Gewalt des böſen Princips geriſſen werden, das ſich ja im klügelnden Verſtande zuerſt dem Menſchen offenbarte, um ihn zu unterjochen, wenn ſie fähig werden ſoll, das Göttliche zu ſchauen. In der äußern Welt herrſcht und gebietet die Vernunft, und je mehr der Menſch in dieſer lebt, je ohnmächtiger wird der innere Menſch, und die edelſten Producte der Vernunft, Kunſt und Wiſſenſchaft, ſind daher auch zu fürchten, weil man beinahe glauben muß, daß ſie die Seele vor dem Göttlichen verſchließen und nur in dem

Maße, als der Menſch allem dieſem abſtirbt, lebt er auf für die höhere Welt des Glaubens. Nicht aus irdiſchem Thun und Treiben, nein, nur aus einem ſtill beſchaulichen, ganz ſich ſelbſt behorchenden Leben, nur aus der Einkehr in ſich ſelbſt, die ein unaufhörliches Ringen nach andachtsvoller Erhebung und ununterbrochenes innerliches Gebet fordert, kann dem ſündlichen Menſchen das Heil der Wiedergeburt aufgehen.

Mir, meine Emma, hat ſich Gott nur in der Liebe offenbaret, und ich vermag alles höhere Erkennen auch nur als höhere Liebe zu denken und zu faſſen. Dieſe meine Liebe zu Gott weckt in mir die allerinnigſte Sehnſucht, mein Gemüth zu einem reinen Tempel Gottes zu weihen, aber auf das Heil der Wiedergeburt darf ich vielleicht noch lange nicht hoffen, da die Trauer, die Verzagtheit, das die ganze Seele durchdringende Gefühl der ſündlichen Nichtigkeit, aus dem ſie hervorgeht, durchaus nicht in mir haften will. Ich hänge noch zu ſehr am Irdiſchen, und die Empfindung, daß Gott mir deßhalb ſein Angeſicht verhüllt und mich der höhern geiſtlichen Gaben, in deren Beſitze ſich viele der Unſrigen fühlen, wegen dieſer Befreundung mit der Erde, unwürdig findet, durchdringt mich nie, als etwas Selbſterlebtes, Selbſtempfundenes. In meiner Seele iſt im Gegentheil oft dann, wenn ich, ſtatt den Tag in frommer, ſtiller Beſchaulichkeit hinzubringen, recht irdiſch geſchäftig geweſen bin, nicht aus Verläugnung, ſondern mit Luſt und Freude an ſolchem Thun, Abends, wenn ich dann vor Schlafengehn bete, eine ſolche Freudigkeit, eine ſolche Gewißheit und Zuverſicht der Liebe Gottes, daß ich keineswegs glauben kann, ſie ſei das Werk und die Eingebung des Verſuchers. Doch, Emma, es iſt nicht der Mangel an eigner Erfahrung von dem, was wir als unumgängliche Bedingung der Gottſeligkeit achten, was mich zuweilen irre macht; es iſt etwas Anderes, was ich mir ſelbſt kaum zu geſtehen wage; allein Du, meine Freundin, ſollſt Alles wiſſen, Du ſollſt mich leiten und tröſten. Irre ich und macht dieſer Irrthum mich ſtrafwürdig, ſo hoffe ich doch von Gott, um der Wahrheit meiner Liebe willen, Verzeihung.

Ich ſagte Dir ſchon in meinem vorigen Briefe, daß wir, von dem Kreiſe meiner ehemaligen Bekannten abgeſondert, nur mit den Mitgliedern unſerer kleinen Gemeinde zuſammen kommen, die ſich hier ohne beſtimmte kirchliche Form gebildet hat und allmählig immer weiter ausbreitet. Der geiſtliche Vorſteher dieſer Gemeinde iſt der Doctor Keßler, ein Mann, der, nachdem er faſt alle Stände des Lebens durchgegangen iſt, ſich jetzt ausſchließlich dem Beruf, Irrgläubige zu bekehren, gewidmet hat. Er iſt der vertrauteſte Freund meines Mannes und faſt täglicher Gaſt in unſerm Hauſe. Emma, ich kann es Dir nicht ſtark genug ſagen, wie mich eine innere Stimme vor ihm warnt, wie mich ſeine Nähe ängſtigt, und ich in ihm ein meinem Glück und meinem Frieden feindliches Weſen ahne. Von all den Unſrigen wird er als ein Heiliger verehrt, und ſie glauben Alle von ihm, daß er, als Wiedergeborner, durch die Kraft ſeines Glaubens Herr der Natur geworden iſt, ihre geheimſten Kräfte kennt und bald das große Werk, die Hervorbringung des Steins der Weiſen, vollendet haben wird. Ich weiß nicht, in wie fern der Menſch Herr über einen fremden Willen, Herr über die Natur und ihre organiſchen Kräfte zu werden vermag; aber das weiß ich ſo gewiß, als ich lebe, daß der, welcher von der Religion noch irgend etwas Anderes will, als geiſtliche Güter, daß der, welcher ſie als Mittel zu einem irdiſchen Zweck betrachtet, gewiß nicht im Geiſt und in der Wahrheit Gott erkennt und auf ſeinem Wege wandelt. Gott will nur um ſeiner ſelbſt willen geliebt ſein, und das Streben nach einer ſolchen Herrſchergewalt über die Natur, nach ſolchem geheimen Wiſſen im Namen Gottes, iſt, nach meinem Gefühl, die ſchändlichſte Abgötterei, deren ſich der menſchliche Geiſt ſchuldig zu machen vermag. Ich begreife es, wie mein Mann ſich durch Keßler's Verheißungen angezogen fühlen kann; aber es betrübt mich unbeſchreiblich, daß ſeine ehemals ſo reine, innige Frömmigkeit jetzt beinahe zu einer wiſſenſchaftlichen Speculation wird und nicht mehr aus dem Herzen kommt und zu Herzen geht. Keßler hat verſprochen, ihn in ſeine Geheimniſſe einzuweihen, und Renatus wendet nun alle ſeine Zeit an die ſich darauf beziehenden Studien und Vorbereitungen. Seine Handlung iſt ganz der Führung des Buchhalters überlaſſen, der freilich auch zu unſerer Gemeinde gehört, zu dem ich aber doch, trotz ſeines vielen Betens und ſeiner frommen Reden, kein Zutrauen faſſen kann. Gewiß geht auch in den Geſchäften meines Mannes nicht Alles, wie es ſollte. Wüßte Renatus, daß mich dies ängſtigt und daß ich mich um die Zukunft kümmere, ſo würde er ſchmälen, daß ich dem

Irdiſchen ſo anhinge, bange und beſorgt an des Leibes Nahrung und Nothdurft zu denken; aber ich werde Mutter werden, und welche Pflicht hat Gott näher an das Herz des Menſchen gelegt, als die der Eltern gegen das Kind? Träfe uns der Verluſt unſers Vermögens ohne unſre Schuld, ſo würde ich ihn als eine Fügung Gottes mit klagloſer, ja, ich wage es zu hoffen, ſelbſt mit heitrer Ergebung tragen; doch als eine Folge von Nachläſſigkeit und Unordnung iſt er ja Strafe und nicht Zucht. Und dann — darf ich es Dir geſtehen? — Keßler gefällt mir nicht in ſeinem Betragen gegen mich und in ſeiner Einwirkung auf unſer eheliches Verhältniß. Wäre er der Heilige, der wahrhaft Fromme, der Auserwählte Gottes, für den er ſich ausgeben will, ſo müßte ſeine Bruderliebe zu mir ſich anders zeigen. Ich kann Dir darüber gerade keine beſtimmte Thatſache anführen; allein Du kennſt das ſichre, untrügliche Gefühl, das uns in ſolchen Fällen warnt.

Hierin, meine Emma, liegt denn auch der Grund meines tief verborgenen, geheimen Wehes und die Quelle aller meiner Zweifel. Von denen, die ſich ſelbſt für die Heiligen dieſer Welt halten, und ſich einer innigern Gemeinſchaft mit Gott in Chriſtus und einer lebendigern Erkenntniß rühmen, als andre Menſchen, müßte doch wohl auch vor Allem der Ausſpruch gelten: „an ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen.“ Dieſe Frommen ſollten ſich doch nun auch als die Vorzüglichern erweiſen, kräftiger zu allem Guten, demüthiger vor Gott und Menſchen, berufstreuer, milder, wahrhaftiger, ein Vorbild alles Schönen und Edeln — und ach, Emma, wenn ich um mich blicke, wie wenig Erfreuliches ſehe ich in dieſer Hinſicht im Kreiſe unſrer Gemeinde! — Nicht als ob es nicht in ihr neben einigen, die dies nur ſcheinen wollen, auch viele gute, wahrhaft edle und fromme Menſchen gäbe; allein ſelbſt bei dieſen iſt unter ihren demüthigen Worten ein geiſtlicher Hochmuth verborgen, der mir mit der Liebe unvereinbar erſcheint, und das rein menſchliche Wohlwollen zu den Menſchen nur als Menſchen fehlt ihnen Allen. Sie ſind gegen Alle, die nicht zu uns gehören, ſchroff und unzugänglich — ach! oft bis zur Liebloſigkeit, und ſie rechnen es ſich ſogar zum Verdienſt an, daß ſie es ſind. Gegen offenbare, große Sünder, gegen Verbrecher ſelbſt ſind ſie barmherzig, ſie anerkennend als Brüder und Miterlöſete; wehe aber Jedem, der Anſpruch macht auf eine andere Weiſe, als nun gerade die unſrige, gut und tugendhaft ſein zu wollen! — Dies betrübt mich oft, und doch haben ſie auch wieder Recht, wenn es anders nur Eine Wahrheit, nur Einen Weg zur Seligkeit gibt, nämlich den Glauben an Jeſus Chriſtus, als den Sohn Gottes. — Die Geringſchätzung aller Kunſt und Wiſſenſchaft, und der vortrefflichſten Männer, z. B. Herder, Jakobi, Fichte u. a. m., die nun freilich in unſerm Sinn keine Chriſten waren und ſind, verwirrt mich auch noch oft. Auf der einen Seite fühle ich tief in mir die Verdienſtlichkeit und die Wahrhaftigkeit unſers Strebens, ſo wie die Richtigkeit unſrer religiöſen Ueberzeugungen, und auf der andern fühle ich mich wieder dadurch mit Allem entzweiet, was ich ſonſt liebte und achtete, und von dem ich beſtimmt weiß, daß es doch auch in einer wahren Liebe zu dem Sittlichſchönen ſein Leben hat. Kannſt Du, liebes, ſeelenvolles Weſen, mir irgend einen Ausweg aus dieſem Labyrinth eröffnen, ſo thue es. Noch ward ja nie in einem unſrer Herzen eine Saite angeſchlagen, die nicht in dem Herzen der Andern mittönte.

Ich habe Dir ſo viel von mir geſagt, daß mir zur Beantwortung der zweiten mich ſo lebhaft intereſſirenden Hälfte Deines Briefes wenig Zeit bleibt, und doch habe ich bei Leſung derſelben ſo viel gewünſcht, gedacht und empfunden, daß ich Bogen damit anfüllen könnte. Eine ſehr liebliche Ahnung iſt in mein Herz gekommen. Möge die Zukunft ſie für Dich, die Du des edelſten Glückes würdig biſt, erfüllen! Ich wünſche dies um ſo mehr, da ich Steinfels als einen Jugendfreund meines Gatten kenne und ihn allgemein als einen der vortrefflichſten jungen Männer rühmen höre. Er bringt gewöhnlich den Winter hier in unſerer Stadt zu, was Du vielleicht noch nicht weißt, und ich ſehe ihm im nächſten Herbſte erwartungsvoll entgegen, um mir viel von Dir erzählen zu laſſen.

Schreibe mir nur bald wieder, ich ſehne mich unbeſchreiblich nach Kunde von Dir, und Deine Muße vergönnt es Dir ja wohl, den Wunſch der fernen Freundin bald zu erfüllen. Der Engel des Friedens und der ſtillen Herzensfreude ſei mit Dir, Du Geliebte.

Fünfter Brief.

Emma an Adelheid.

Ich habe Deinen Brief, meine Adelheid, mit einem ſonderbaren Gefühl geleſen. Bis jetzt iſt mir nie ein Zweifel gekommen, daß ich eine Chriſtin ſei, und mich ſo nennen dürfe; allein wenn die ſelbſterlebten Wirkungen, ſelbſtgemachten Erfahrungen der höchſt geheimnißvollen Gnadenwirkungen, von denen Du redeſt, wirklich und wahrhaftig der Geiſt des einzig wahren Chriſtenthums ſind: dann freilich bin ich keine Chriſtin; denn mein bisheriges Leben iſt in ſeiner Unſchuld ſo kindlich einfach geweſen, daß es wirklich ein Wunder wäre, wenn ich mich ſo außerordentlicher Wirkungen je hätte bedürftig fühlen ſollen. Mich dünkt, nur ein Verbrechen könne meiner Seele die freudige Gewißheit von Gottes Liebe, und meine kindliche, meine felſenfeſte, unerſchütterliche Zuverſicht zu dieſer rauben, und davor behüte mich der All-Erbarmer!

Liebſte Adelheid! was ſoll ich, das junge, unerfahrne Mädchen, Dir auf manchen Punkt Deines

Briefes antworten? Dir ſind Quellen der Erkenntniß aufgethan, aus denen ich mich nie verſucht gefühlt habe, ſchöpfen zu wollen; ich würde alſo ganz ſchweigen, wenn ich nicht auf den Ausſpruch Jeſu vertraute, daß der Vater es nicht den Klugen dieſer Welt, ſondern den Kindern und Einfältigen offenbart habe; ich kann Dir nur ſagen, wie ich Gott empfinde, wie er ſich mir offenbart, und ich geſtehe es, ich würde mit keinem Andern, als nur mit Dir, darüber reden können — aus ehrfurchtsvoller Scheu, das innerſte, heiligſte Gefühl meines Herzens, den Urgrund meines Daſeins, die Seele meiner Seele in Worte kleiden zu müſſen.

Wenn ich mich ſelbſt darüber befrage, ſo dünkt mich, mir iſt nie Etwas von Gott gelehrt worden. Ich lebe, ich denke, ich empfinde; und eben das Leben, Denken und Empfinden iſt mein Gefühl von Gottes Daſein. Das Kind weiß ja auch nicht, warum es die Mutter liebt. Dieſe Liebe iſt der Zug ſeines Daſeins, ſein Daſein ſelbſt; und ſo liebe ich Gott. Nicht aus Dankbarkeit, nicht aus Ahnung ſeiner göttlichen Erhabenheit — alle dieſe aus Begriffen und Reflexion entſtandenen Regungen ſind ſpäter entſtanden, und die Liebe zu Gott war n mir, ehe ich ihrer fähig wurde. Sie war der innere Kern meines Lebens, aus deſſen verborgener Kraft ſich das geiſtige Erkenntnißvermögen entwickelte. Gott ſchuf mich; er iſt die Wahrheit, iſt die Liebe, alle ſeine Erſchaffnen können alſo nur in ſofern Daſein haben, als ſie der Liebe und der Erkenntniß fähig ſind. In meinem Herzen offenbarte ſich mir mein Gott, und das ſo ganz als Vater, ſo ganz als überſchwengliche Fülle der Liebe, daß mein ganzes Empfinden Seligkeit — und die unausſprechlichſte, ſich ihm ganz hingebende Liebe iſt, wenn ich ihn denke. Dieſe Offenbarung iſt mir die heiligſte, wie ſie die unmittelbarſte iſt, die ich von ihm habe; ich kann ihn nur in ſofern, und in ſeiner Unbegreiflichkeit nur in ſo weit begreifen, als er ſich mir ſelbſt offenbart. Daß ich alſo in mir durchaus kein Bedürfniß finde, von ihm zu erkennen, was meine Seele mir in den heiligſten Momenten meines Lebens nicht als Ahnung verkündet, kann keine Wahrheit ſein, die erkennen zu müſſen, für den Zweck meines Lebens nothwendig wäre; und nie, meine Adelheid, nie habe ich einen Augenblick erlebt, in dem ich mich der Verſöhnung zwiſchen Gott, dem All-Erhabnen, und mir, ſeiner armen Creatur, eines Mittlers zwiſchen dem, der die Liebe ſelbſt iſt, und ſeinem ſtrauchelnden Kinde bedürftig gefühlt hätte; wo ſollte ich auf Erden das Abbild von der Liebe meines Gottes ſuchen, wenn ich es nicht in dem Herzen meiner Mutter gefunden hätte; und welche Mutter könnte den Gedanken an einen Vermittler zwiſchen ſich und ihrem Kinde denken; und was iſt Mutterliebe, was iſt Mutterſorge, Muttertreue gegen Gottes Liebe, Gottes Treue? —

Wenn ich an Gott glaube, ſo muß ich auch an einen ſittlichen Zweck alles Menſchendaſeins, an eine Erziehung und Veredlung des Menſchengeſchlechts durch das Erdenleben glauben. Dieſer Zweck und die hohe Bedeutung der moraliſchen Freiheit liegt dem gebildeten Menſchen jetzt in klarer Vernunfterkenntniß vor Augen; allein das Menſchengeſchlecht hatte auch einſt ſeine Kinderjahre, und Gott gab ihm daher eine Offenbarung als Mittel zu ſeiner Erkenntniß, wie wir jetzt dem Kinde noch eine Fibel geben, damit es leſen lerne. Ich erkenne und ehre die Bibel als eine göttliche Offenbarung, allein ich glaube, daß ſie zum Theil nur für jene Kinderzeit des menſchlichen Geſchlechts berechnet iſt, wo die einfachſten Vernunftwahrheiten noch für den kindiſchen Verſtand einer ſolchen göttlichen Autorität bedurſten; die Lehren von der Einheit Gottes und von der Unſterblichkeit können uns hier zum Beiſpiel dienen. Jahrtauſende ſind vergangen, in denen dieſe erhabenen Lehren nur als göttliche Ahnungen in der Seele ſich regten, wie ſich der Keim regt, wenn Frühling und Sonne, und die innere durch beide geweckte Kraft ihn ſprengen wollen, damit er Stamm und Blätter, Blüthe und Frucht treibe. Welcher denkende Menſch bedarf aber jetzt noch der Autorität der Bibel, um ſich von dieſen Wahrheiten zu überzeugen? Bibel und Vernunft ſind Offenbarungen eines und deſſelben Gottes, und müſſen darum in der genaueſten Beziehung und Uebereinſtimmung mit einander ſtehen. Die Bibel erzog die Vernunft des Menſchen, indem ſie ihr zum Lehrbuch diente; da aber ihre Beſtimmung war, die Vernunft zu erleuchten, ſo muß ſie dieſen Zweck erreicht haben, eben weil ſie von Gott ſtammt und daher ihre Beſtimmung nicht verfehlen kann, wie etwas menſchlich Gewolltes. Auf wie viele Jahrtauſende, für wie viele Stufen unſerer Erkenntniß ſie uns ein ſolches Lehrbuch bleiben ſoll, das weiß ich nicht. Es iſt möglich, daß eine Zeit kommt, wo das, was uns jetzt unerforſchliches Geheimniß zu ſein dünkt, dem Geiſte des

Menſchen eben ſo klar und faßlich ſein wird, wie die Lehren von der Unſterblichkeit und der Vergeltung in jenem Leben es jetzt ſchon dem bloßen Vernunftgläubigen ſind. Ja, wenn die Bibel wirklich ſolche geheimnißvolle Lehren und Aufſchlüſſe enthält, ſo müſſen dieſe der Vernunft einſt eben ſo begreiflich werden, da es ein ſchlechter Unterricht ſein würde, wenn der A B C-Schüler alle Schuljahre durch nur beim Buchſtabiren bliebe, und nicht leſen lernte. Es iſt auch möglich, daß es Menſchen gibt, die fertiger buchſtabiren können als andere, aber ich beſcheide mich, keine Geheimniſſe begreifen zu wolen, von denen ich fühle, daß meine Vernunft ihrer Erkenntniß jetzt noch nicht gewachſen iſt, Gott kennt mich; ich weiß, daß mein ganzes Daſein nur in ſofern Daſein iſt, als meine Fähigkeit, ihn zu erkennen, in und durch daſſelbe geübt und entwickelt wird. Findet er mich für eine höhere Stufe der Erkenntniß reif, ſo verſetzt er mich gewiß auf dieſelbe; aber voreilen kann und darf ich ihm nicht wollen.

Chriſtus iſt mir wahrhaft ein göttlicher Geſandter, ja, als der vollkommenſte Menſch, als das erhabenſte, je auf Erden ſichtbar gewordene Bild einer göttlichen Idee, Gottes Sohn, wie von Allen, die da Kinder Gottes ſind, es nie einer war. Seine Lehre war die einer Gerechtigkeit und Liebe, wie ſie bis dahin noch kein Volk als Religions- und Sittenvorſchrift anerkannt hatte. Er iſt mir heilig, als ein von Gott ſelbſt erwählter und geſandter Erzieher des Menſchengeſchlechts, aber Gott bleibt mir Gott und Vater, und neben ihm kann ich keinen Andern als Gott lieben. Es geht mir mit dieſen dogmatiſchen Glaubensgeheimniſſen wie mit den Speculationen der Metaphyſik; und ſo wenig ich je darauf ausgehen werde, ein philoſophiſches Syſtem zu ſtudiren, ſo wenig werde ich mich auch je in die Grübeleien dieſes Glaubens-Labyrinths vertiefen. Ich laſſe das Alles auf ſich beruhen. Bedürfte ich der Erkenntniß dieſer geheimnißvollen Lehren wahrhaft und nothwendig zu meiner Seligkeit, ſo hätte mir Gott gewiß den Sinn dafür gegeben, der mir jetzt fehlt. Ich glaube, daß Gott uns durch Chriſtus mehr von ſich offenbart hat, als die menſchliche Vernunft aus ſich ſelbſt zu erkennen vermochte; allein, was ehemals nur Eigenthum der Auserwählten war, iſt jetzt ein Eigenthum der denkenden Menſchen aller Länder geworden, da unſere Vernunft die innere moraliſche

Welt ſo zu erkennen vermag, daß ſich aus dieſer Erkenntniß die Verpflichtung und die Fähigkeit, die Tugend nur um ihrer ſelbſt willen zu lieben und zu üben, entwickelt. Wie der Menſch durch den reinen, natürlichen Menſchenverſtand ſchon auf jede wichtige, für das Leben (praktiſch) brauchbare Wahrheit geleitet wird, die die Philoſophie methodiſch entdeckt und begründet; ſo hat Gott auch eine Fähigkeit zur Gotteserkenntniß in uns gelegt, die ohne alles Kirchenthum uns in unſerm Herzen jede zu unſerer Seligkeit erforderliche Wahrheit der Religion offenbarte, und dieſer Offenbarung vertraue ich unbedingt. Ich glaube mir und meinem mir von Gott gegebenen Wahrheitsſinn mehr als allen Menſchenſatzungen, und kann daher nur das Selbſterlebte und Selbſterfahrne anerkennen. Jede Belehrung, die mir von andern Menſchen kommt, jede Deutung der Bibel, die in dieſer oder jener Gemeinde angenommen wird, iſt entweder Wiſſen oder Meinung; allein das Gefühl des Heiligen liegt weit über der Sphäre von Meinung und Wiſſen erhaben; Gott allein iſt die Quelle deſſelben, und Heil und Seligkeit kann mir nur die Ueberzeugung geben, die mir ohne alle äußere Vermittlung von ihm ſelbſt kommt.

Es kann daher nach meiner Anſicht auch keine feindliche Polarität zwiſchen dem innern und äußern Leben Statt finden, ſondern beide ſtehen in inniger Beziehung auf einander, und ſo wie ich für mein inneres Leben mit Klarheit und Sicherheit gewinne, ſo löſen ſich mir auch alle Räthſel des äußern. Liebe ich Gott über Alles, habe ich keinen innigern, keinen ernſtlichern Wunſch, als ihm zu gefallen; ſo habe ich auf alle Räthſelfragen des Daſeins eine beruhigende Antwort und für jede meiner Klagen Troſt. Dies iſt überhaupt die Stelle Deines Briefes, die ich am wenigſten verſtehe. Nur in einſamer Abgezogenheit von der äußern Welt glaubſt Du für das Heil Deiner Seele ſorgen zu können? Einer ſolchen Zurückziehung vom Erdenleben, einer ſolchen Entſagung auf Handeln, auf lebendige Thätigkeit und Fleiß kann nur ein Mißverſtand zum Grunde liegen, wenn Ihr ſie Euch als ein Gebot des religiöſen Ernſtes und der geiſtigen Würdigung irdiſcher Angelegenheiten zur Pflicht macht. Unſer zeitliches Leben ſoll ein tüchtiges, ſelbſtſtändiges Leben ſein. Gott wies einem jeden Menſchen durch ſeine Verhältniſſe einen Beruf an; dieſer Beruf iſt das uns anvertraute Pfand, mit dem wir wuchern ſollen, und eben die Berufstreue iſt es ja, der in jenem herrlichen Evangelium ſo reicher Lohn verheißen iſt. Wir ſind Gottes Kinder und nicht ſeine Züchtlinge. Er hat alles Nützliche mit Schönheit geſchmückt; er gab mir Sinn für Kunſt und Wiſſenſchaft, er bildete mein Herz ſo, daß es alle Menſchen mit freundlichem Wohlwollen umfaßt; er ſchuf meine Seele ſo, daß heiterer Friede, ſtille ſanfte Freude ihr natürliches Lebenselement ſind, und ich ſollte nun alle dieſe herrlichen Gaben ſeiner Liebe ungenoſſen von mir weiſen? ſein eigenes Werk in mir verſtümmeln? — Mein, Adelheid, ſo ſoll es gewiß nicht ſein. Das irdiſche Leben ſoll ſicherlich ſchon an und für ſich wahrhaftiges Leben ſein; wir ſollen uns ſeiner erfreuen und ſeine Annehmlichkeiten dankbar genießen, es froh anerkennen, daß wir, die Kinder im Vaterhauſe, gewürdigt wurden, all' unſern Beſitz, all' unſere Freude, all' unſer Wollen und Streben durch Liebe heiligen, und ſo das Kleinſte mit dem Erhabenſten verbinden zu können. O glaube mir, ein ſchuldlos frohes Herz iſt gewiß ein Altar Gottes! — Die ganze Natur iſt ja nur Sinnbild ſeines Weſens; in ihr begegnet uns das Licht als das vollkommenſte Bild des göttlichen Wirkens, und was iſt heiterer, was freudiger und belebender, als das Element des Lichts? Auch können wir ja nur durch unſer Handeln für das Zeitliche und in ihm, das Unvergängliche in uns für ein höheres Sein bilden und erziehen.

Liebe Adelheid, ich war ſehr traurig, als ich mich zu dieſem Briefe niederſetzte, weil mir das Gefühl wehe that, daß Ihr in Eurem Sinn uns Gottgläubige ausſtoßt aus der Gemeinſchaft der Chriſten; aber nun bin ich wieder ſo voll heiterer Zuverſicht unter dem Schreiben geworden. Reinigung meines Herzens, Veredlung und Beherrſchung aller Triebe meiner Seele, Wachsthum an Liebe zu Gott und Menſchen, das iſt mir die Aufgabe, die ich hienieden zu erfüllen habe. Von meinem Gewiſſen erhalte ich ſie und durch mein Gewiſſen offenbart ſich mir Gott, und je ſtiller, reiner und geläuterter ich mich in meinem Innern ſammle und ausbilde, deſto vernehmlicher und verſtändlicher wird mir auch die Stimme Gottes in meinem Innern. Mein Geiſt iſt aus ihm geboren, mein Herz von ihm bereitet und das kleine Fünkchen meiner Liebe nur ein ſchwacher Abglanz der Unendlichkeit ſeiner Liebe, mit der er das Univerſum trägt und hält, und in ihm auch das einzelne beſeelte Würmchen aus Staub, das wir Menſch nennen. Ich bin mir keines Daſeins bewußt, als nur in ſeinem Daſein, keiner Liebe, als nur in ſeiner Liebe.

Meine Adelheid, ich vermag nicht mehr zu ſchreiben; das Wort verſagt ſich der tief bewegten Seele; aber ſollte ſich je eine Meinung trennend zwiſchen Herzen ſtellen dürfen, die in der allerinnigſten, kindlichen Liebe zu Gott Eins ſind?

Schreibe mir bald wieder. Nie hat ſich meine Seele mehr nach Dir geſehnt, als jetzt.

Ewig und unveränderlich

Deine

Emma.

Das Ideal.

Julius an Ferdinand.

Mein letzter Brief, klagſt Du, ſei Dir unverſtändlich, und unbegreiflich die Leidenſchaft, mit der ich mich nach Deutſchland zurückſehne; lieber Ferdinand, ſie iſt mir ſelbſt ein Räthſel, aber ein heiliges, an deſſen Löſung das ganze Glück meines Lebens gebunden iſt. Ich habe in den letztverfloſſenen Monaten manches neue Blatt in der Geſchichte meines Herzens durchblättert und es iſt mir klar geworden, was ich vom Leben fordern, was ich von ihm erwarten muß, um mit mir ſelbſt einig zu werden. Von deutſchen Eltern in Moskau geboren und erzogen, kam ich mir, vom Wirbel des Gewühls dieſer Rieſenſtadt früh ergriffen, immer nur wie ein an den Flügeln gelähmter, am Boden hinflatternder Vogel vor, den es verdrießt, mit dem

Wurme zu ſchleichen, während ihm doch die Kraft gegeben iſt, ſich in die Lüfte zu erheben. In meinem zwanzigſten Jahre ſandte mich mein Vater nach Deutſchland. O nie kann, nie werde ich dieſe mit Dir in Jena verlebten Jahre vergeſſen! Wie ſehne ich mich noch oft in dieſe friſche, kräftige Jugendluſt, in dieſe ſchön begeiſternden Jugendträume zurück und kann bis zur Wehmuth weich werden vor ihrer Erinnerung! Aber auch in jenem Zeitpunkte wurde mir kein Zweck des Lebens klar, den ich als Beruf hätte feſthalten mögen, auch in jenen Stunden lag die befriedigende Fülle des Daſeins, die ich als einen feſten Halt für Herz und Geiſt, für Sehnſucht und Thätigkeit zu finden begehrte. Ich fühlte mich durch den Unwerth der Menſchen, durch den Widerſpruch der bürgerlichen Verhältniſſe mit meinen Idealen, und durch die Nichtigkeit und Vergänglichkeit der Lebensfreuden in meinen zarteſten Empfindungen verletzt, den friſchen Jugendſchlag meiner Herzenskraft gehemmt, und Einſamkeit und der Friede ſtiller Natureinfalt ſchienen mir damals allein Glück gewähren und ſichern zu können. Ich kam in das Vaterhaus zurück; unzufrieden mit mir ſelbſt, unzufrieden mit Allem, was mich umgab, mußte ich dem klaren, ruhigen Weltverſtande meines Vaters mißfallen; er ſandte mich mit einer ihm gehörenden Handelskaravane nach Odeſſa und auf dieſer Reiſe durch die Steppen Aſiens lernte ich nun den Menſchen in jenem Naturzuſtande kennen, wo ihn keine Sorge belebt, als die, ſich die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe zu verſchaffen, und wo in ſeiner Seele keiner jener Wünſche wohnt, die in der unſrigen die Welt unſerer Ideen mit einem Strahle des ewigen, geiſtigen Lichtes erhellen und uns zum Bürger des Geiſterreichs, zum Beherrſcher der Welt ſichtbarer Naturerſcheinungen machen. Ich ſchauderte vor dem Gedanken, in dieſen Steppen geboren und nie aus dieſem Sitz der Unwiſſenheit weggekommen zu ſein, nie ein Bedürfniß kennen gelernt zu haben, das über die Befriedigung des körperlichen Wohlſeins hinausreicht und von der Welt nichts geſehen zu haben, als das, was man in dieſen Steppen davon ſieht; mein Geiſt, mein Herz, die ganze unermeßliche Welt der Ideen und Ahnungen, der Wünſche und Hoffnungen, der Schmerzen und Freuden, die ich in mir trage, würde dann ein unbeſchriebenes Blatt geblieben ſein. Aber wo wohnt denn die Glückſeligkeit, nach der mein Herz ſich ſehnt? Wenn ich ſie nicht im Schooße gedankenloſer Einfalt zu finden vermag, werde ich ſie denn als eine Frucht der Bildung und des geiſtig verfeinerten Lebensgenuſſes kennen lernen? So fragte ich mich ſelbſt. Iſt es Fluch oder Wohlthat, daß bei Völkern, wie bei Individuen, der Fortſchritt der Cultur die Bedürfniſſe ſo vervielfacht hat, daß wir mit dem Glück harmloſer Einfalt nicht mehr für unſere Wünſche auszureichen vermögen? Fluch? wie könnte denn die Bildung der Staaten in der Menſchheit als Naturbeſtimmung begründet erſcheinen! und Wohlthat? — o mein Freund, um das zu ſein, müßten nicht Laſter und Gebrechen ſo tief und unvertilgbar im Boden der Cultur, als eigenthümliche Erzeugniſſe deſſelben, wurzeln und üppig empor ſchießen! — Die Thorheiten und Laſter der Menſchen hatten mich gequält, ſo lange ſie mir vor Augen waren, jetzt erſt in der Einſamkeit lernte ich erkennen, welche Quellen von Tugend und Weisheit ſie ſind, und daß, wie in der phyſiſchen Welt aus Verweſung neues Leben hervorkeimt, die ſittliche Kraft in ihrer ſtolzeſten und erhabenſten Blüthe, gleichfalls nur aus der Nacht des Verderbens aufgeht. Doch je länger meine Reiſe dauerte, je mehr verlor ſich in mir der Hang zu dieſen Grübeleien; ich fing an, weniger zu denken und mehr zu empfinden. Ich weiß nicht, ob ein volles oder ein einſames Herz für den Zauber der Natur am empfänglichſten iſt, aber ich fühlte, daß es das Erwachen neuer, tiefer, bis jetzt in mir ſtumm gebliebener Empfindungen war, welches im Fortgange meiner Wanderung dieſe ſo reich für die Träume meiner Phantaſie, für die Ahnungen meines Herzens machte. Du haſt mich oft vor der tiefen Fühlbarkeit meiner Seele gewarnt, die bei mir nicht blos jugendliche Lebhaftigkeit der Empfindung, nicht blos ein vergängliches Colorit des Daſeins, ſondern das heiligſte meines innerſten Weſens ſelbſt ſei, und ich lernte nun begreifen, daß Du Recht hatteſt, wenn Du mir oft verkündeteſt, mein Schickſal werde ſich an das Erwachen der Liebe in meinem Herzen knüpfen. Gewiß, um mich je glücklich zu fühlen, muß ich mit aller Kraft des Herzens in mir lieben, und, wenn es ſein muß, leiden. Eine unendliche Sehnſucht durchbebte plötzlich meine Seele; mir war, als ſchwebe die verhüllte Geliebte auf jedem Strahle des Mondes, auf jedem Silberblicke der Sterne mir entgegen; ich fühlte, ich empfand ihre Geiſternähe oft ſo innig, ſo lebendig, und in dieſen Ahnungen der Liebe löſeten ſich mir die bisherigen Räthſel meines Daſeins. Ihr, der im Voraus Geliebten, der in mir Lebenden, brauchte ich nur zu begegnen, um ſie zu erkennen: mit dem erſten Blicke Seele in Seele, Auge in Auge getaucht, dahin gegeben im Wechſeltauſch Herz und Leben und es gab dann für mich keinen Wandel des Geſchickes mehr, das unwiderrufliche Urtheil über Glück und Daſein war dann geſprochen. Ich fühlte aber auch, daß ich dieſe Geliebte nicht unter den ungebildeten Töchtern der Natur und der Einfalt ſuchen durfte, nur im Kreiſe gebildeter Frauen, nur im feinern, vergeiſtigten Leben derſelben entfaltet ſich jene Zartheit der Gefühle, ohne die ich mir mein Ideal von Frauenreiz und Liebeszauber nicht verwirklicht denken kann und nur an der Seite einer hochgebildeten, talentvollen Frau kann das Leben den ſüßen friſchen Reiz behalten, den ihm in der Jugend die Neuheit der Erſcheinungen leiht, und den in ſpätern Jahren nur die Poeſie der Einbildungskraft feſtzuhalten vermag. Bei bloßer Herzensgüte und einfältiger Unſchuld, bei geiſtloſem häuslichem Glücke und hausväterlicher Thätigkeit wird das Leben grau und die Seele matt.

Wie die Zeit in unſerem Körper die feineren, leichteren Elemente des jugendlichen Aufblühens allmählig durch Eiſen und Erde verdrängt, ſo bringt auch das Alter in das geiſtige Leben eine dumpfe Schwerfälligkeit, die nur durch die höchſte Freiheit und Liebe beſiegt werden kann, und beide können in uns nur durch Geiſtesbildung entfaltet werden. Je mehr der Menſch denkt, deſto mehr verfeinern ſich auch ſeine Gefühle und der ſinnliche Trieb in ihm zur ſittlich ſchönen Empfindung. Was iſt die Liebe des rohen Naturkindes? Und zu welchem Götterglücke veredelt ſie ſich nicht in der Seele des gebildeten Menſchen?

In Odeſſa traf ich Meiners, der ſich dort angeſiedelt und ſich aus Deutſchland eine wackere, hübſche Frau mitgebracht hatte. Es that mir ſo wohl, mit ihm von vergangenen Zeiten ſchwatzen zu können und in ſeiner Haushaltung und Lebensweiſe deutſche Sitte, deutſche Art wiederzufinden, daß ich alle meine Mußeſtunden bei ihm zubrachte. Er und ſeine Frau hatten ſich aus Liebe geheirathet, ſie fühlten ſich ſo glücklich, ſie werden es nach ihrer Weiſe und nach ihrem Sinne wahrſcheinlich auch bleiben, und doch, Ferdinand, könnte mich ein ähnliches Verhältniß, ein gleiches Glück nie befriedigen. Amalie, Meiners Gattin, iſt munter, verſtändig, fleißig, ordentlich, ſie hat ein gutes, treues, deutſches Herz, aber ihr fehlt jene Tiefe des Gefühls, die ich das Talent der Empfindung, das Genie des Herzens nennen möchte. Wem der Himmel eine Gattin zuführt wie ſie, der darf ſich über ſein Schickſal nie beklagen, allein ich würde, mit ihr verbunden, das Leben verlaſſen, ohne je einen Augenblick, nach dem ganzen Umfange meiner Fähigkeit, Glück zu empfinden, glücklich geweſen zu ſein!

Und doch war Meiners Gattin vom Schickſal beſtimmt, mir den Traum meiner Sehnſucht zu deuten und mir die blühende Braut meines Herzens in allem Glanz ihrer Geiſteshoheit zuzuführen. Als ich am letzten Tage meines Aufenthaltes in Odeſſa bei ihr war und über die langweilige Einförmigkeit des Rückweges nach Moskau klagte, holte ſie mir aus ihrer Bücherſammlung einige neuere deutſche Dichterwerke und bat mich, ſie, zum Andenken an ſie, als ein Hülfsmittel gegen die Langeweile mitzunehmen. Unter dieſen Büchern war auch ein Roman aus der Feder Sidoniens, dieſer ſo gefeierten und berühmten deutſchen Dichterin. Du weißt um die entſchiedene Vorliebe, die ich von jeher für die Erzeugniſſe weiblicher Schriftſtellerei gehabt habe; allein wie werde ich Dir die Wahrheit und Schönheit begreiflich machen können, mit der aus Sidoniens Dichtungen ihr eigenes Bild vor mir aufſtieg? Mit all der Gewißheit, die nur immer das Bewußtſein des eigenen Daſeins in der Menſchenbruſt geben kann, empfand ich es, Sidonie hatte, wahrſcheinlich ohne es gewollt zu haben, in der Heldin des Romans, in der edelſtolzen, hochbegeiſterten, glühend liebenden, ſchwärmeriſchen, kühnen Diona ſich ſelbſt gezeichnet. Alle Züge meines Ideals fand ich in ihr wieder und jeder Tag meiner einſamen Wanderung befreundete mich inniger mit dem herrlichen Weſen. All mein Denken wurde zum Geſpräche mit ihr und bald wurde ſie ausſchließlich mein Gedanke bei Tage, mein Traum in der Nacht. Ich kenne ſie, wie ich mich ſelbſt kenne, die geheime Geſchichte ihres Herzens, ihre verſchwiegene Klage, ihre milde Trauer, ihre unendliche Liebe, der erhabene Aufſchwung ihrer Seele zu Gott, ihre ſtolze Erhebung über das kleine Erdenleben, ich habe das Alles mit ihr empfunden, mit ihr erlebt; nicht nur ihr Bild, nicht nur die heiße Liebe zu ihr, nein, ſie ſelbſt, ihr eigenſtes wahres Sein ruht tief in meinem

Herzen und iſt ein Theil meines eigenen Selbſts geworden. Ueber Länder und Meere, durch die Unſichtbarkeit hin, fand und erkannte ich die Seele für mich geſchaffen und daß kein leeres Spiel der Phantaſie mich täuſcht, verbürgt mir die Aehnlichkeit, die in Sidoniens Werke Diona's Geliebter mit mir hat. Wenn Du das Buch noch nicht geleſen haſt, ſo nimm es gleich zur Hand, und Du wirſt erſtaunen, wie ich oft, in tiefer Rührung über dieſe Sympathie des Erkennens und der Sehnſucht zwiſchen ihr und mir, erſtaunt bin. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß Sidonie in dieſem Manfred das ſtille Ideal ihrer Liebe und ihrer Träume gezeichnet hat, und iſt es nicht unverkennbar der Wink des Verhängniſſes, das uns für einander beſtimmte, daß dieſes Gebilde ihrer Ahnungen mir nicht blos in den äußern Zügen, ſondern auch in den tiefern Regungen des Gemüths, in den innerſten Eigenthümlichkeiten des Sinnes und des Charakters gleicht, und das eben ſo, wie mir im fernen Welttheil aus dem Zauberſpiegel dieſer Dichtung das Bild der Geliebten aufging und den himmliſchen Funken jener unvergänglichen Liebe in mein Herz ſenkte, der das ganze Daſein beſeelt? O mein Freund, nur ihr allein werde ich es einſt ausſprechen können, wie vom erſten Augenblick an, wo ſie als Diana mich mit dieſen ſtillen dunkeln Augen ſo innig anblickte, ich ſie geliebt habe! wie mein ganzes Weſen, von dieſem Blicke durchglüht, ſich umwandelte und aller Zwieſpalt meines Innern in Einer Sehnſucht, in Einem Wunſche, in Einer Hoffnung ſich auflöſte!

Mein Vorſatz war, gleich bei meiner Nachhauſekunft meinen Vater um die Vergünſtigung einer Reiſe nach Deutſchland zu bitten, wo Sidonie, jung und unvermählt, am Hofe der Herzogin von D. als ihre Vorleſerin lebt. Er wünſcht ſo ſehnlich mich verheirathet zu ſehen; er hat mich ſo oft heiter ſcherzend geſcholten, daß ich während meines Aufenthaltes in Deutſchland nicht darauf gedacht habe, ihm eine hübſche Schwiegertochter zuzuführen, daß ich ſeiner Einwilligung gewiß ſein konnte, wenn ich ihn den Zweck meiner Reiſe ahnen ließ, und ſo war es auch. Nur bat er mich, vorher nach Norwegen zu gehen, um mit einem der erſten Handlungshäuſer in Drontheim eine Angelegenheit zu berichtigen und einen Vertrag abzuſchließen, der für unſer Haus ſehr wichtig iſt, und der durch mündliche Unterhandlungen erleichtert und durch ſie allein ſchnell abgeſchloſſen werden konnte. Wie hätte ich ihm die Gewährung dieſes Wunſches in dem Augenblicke verſagen können, wo er mir ſo liebevoll gewährte, was ich bat? Freilich komme ich nun um einige Monate ſpäter zu Dir, und dieſer Zeitraum dehnt ſich meiner Sehnſucht zu Jahren aus; allein ohne dies Sehnſuchtsfieber würde mir die Gelegenheit willkommen ſein, ein Land kennen zu lernen, das in dem ſchaurigen Dunkel ſeiner Felſen und Wälder, in dem Großartigen ſeiner wunderreichen Sagen mich oft wie mit Zaubermacht zu ſich gelockt hat. Lebe wohl, von Drontheim aus ſchreibe ich Dir wieder.

Zweiter Brief.

Dieſe Reiſe hat mir mehr gewährt, als ich von ihr zu hoffen wagte. Der Anblick der norwegiſchen Küſten iſt groß und ſchön, und ich erinnere mich nicht, je auf meinen Reiſen einen maleriſchern Punkt geſehen zu haben, als den, wo wir landeten. Die Sonnenſtrahlen verzitterten ſpielend in den Wellen des ſanft bewegten Meeres, während die Felſen der Küſte, hoch und ſchwarz wie roher Stoff des Chaos, hervorragten, und dem Meere mit der Stimme der Allmacht zuzurufen ſchienen: Bis hierher und nicht weiter! Der Boden iſt an der Küſte unfruchtbar; nur einzelne Erdſchollen ſieht man mit dem reizendſten, friſcheſten Grün bedeckt und hart an grauſen Klüften blüht das Jelängerjelieber und verhaucht ungeſehen, ungebrochen ſeine ſüßen Düfte. Der Charakter dieſer Gegenden iſt groß, ſtill und ernſt, aber unmerklich verſchmilzt oft das Erhabene in das Schöne, und eben durch dieſen Uebergang eröffnen dieſe nordiſchen Gegenden unſerer Phantaſie einen ſo unbegrenzten Spielraum, und der Geiſt hebt ſich wie auf Flügeln empor, während das Herz ſich zu lebensvolleren Schlägen aufgeregt fühlt. Und dann findeſt Du in dieſen abgelegenen Felſenthälern noch die Sitteneinfalt des goldenen Zeitalters, das Wohlwollen reiner Menſchlichkeit bei ihren Bewohnern, und alle wahre, ſchöne Naturgefühle kräftigen ſich in dieſen Umgebungen. Die Normänner waren unter der däniſchen Regierung das freieſte Volk in Europa; ſie ſind es vielleicht noch und eben daher ein herrlicher Menſchenſchlag. Auch die Töchter dieſes Landes ſind ſchön, mit Roſenwangen, hellen

Augen und lichtbraunen oder goldenen Locken, aber ihre Schönheit verblüht ſchnell, wie die Blumen des nordiſchen Sommers, da ihnen der lebendige, geiſtige Ausdruck der Züge und mit dieſen der Seelenreiz fehlt, der Frauenſchönheit erhält und bewahrt.

Als ich in Drontheim ankam, war mein erſter Gang zu dem Chef des Handlungshauſes, mit dem ich das Geſchäft abzumachen hatte, das mich herführte. Er wohnt für die kurze Zeit des hieſigen Sommers außerhalb der Stadt, in einem nur kleinen, aber zierlichen Hauſe, das in die Felſen hinein gebaut, und von Bäumen beſchattet, mir alle Träume holder Abgeſchiedenheit im Arm der Liebe und des häuslichen Glückes zurückrief, die ich je in früheren Jünglingsjahren ſehnſuchtsvoll geträumt habe. Als ich in die Hausthüre trat, erblickte ich durch die offenſtehende Thüre des Gartenzimmers ein reizendes Gemälde. Auf einem niedrigen Seſſel ſaß ein junges Frauenzimmer in dunklem Kleide, mit weißer Schürze und Pelerine; ein Korb mit Salat ſtand neben ihr, den ſie zu leſen beſchäftigt war; zu ihren Füßen lag auf einem Teppich ein Kind, das mit den Händen zu ihr hinauflangte und das ſie durch Lächeln, Singen und Plaudern ſtill zu erhalten ſuchte, bis ihre Arbeit vollendet ſei. Ich blieb unwillkürlich ſtehen, das Mädchen war nicht ſchön, aber ſie ſah allerliebſt aus, ſo heiter, ſo fröhlich, ſo liebevoll niederblickend zu dem Kinde und ihm zulächelnd, und als ſie nun, da das Kind zu weinen begann, aufſprang und zu ihm niederkniete, um es zu beſchwichtigen und es zu liebkoſen, ſah ich eine zarte, ſchlanke Geſtalt, mit einer Anmuth der Bewegung, die in dieſem Lande eine ſeltene Erſcheinung iſt. Jetzt fiel ihr Blick auf mich, das Kind auf dem Arme, das ſeine Händchen feſt um ihren Nacken ſchlang und das Köpfchen ſchelmiſch und blöde vor dem fremden Manne verbarg, trat ſie mir entgegen, und fragte freundlich nach meinem Begehren. Ich hatte ſie mit dem Kinde deutſch plaudern hören, und antwortete ihr daher in dieſer Sprache, daß ich Herrn Paulmann zu ſprechen wünſche. „Sie ſind ein Deutſcher, ein Landsmann?“ fragte ſie, mich freudig und hold anblickend. „Halb und halb,“ antwortete ich, „von deutſchen Eltern in Moskau geboren, iſt mir wenigſtens die deutſche Sprache vaterländiſcher Laut geblieben.“ Mit gutherziger Freundlichkeit bat ſie mich, Platz zu nehmen; der Schwager ſei nur mit ſeiner Frau ſpazieren gegangen, und werde gewiß bald zurückkommen. Sie trug nun Alles, was das Haus vermochte, herbei, um den fremden Wanderer zu laben, und dieſe häusliche Geſchäftigkeit und die Art, mit der ſie ihre Achtſamkeit zwiſchen mir und dem Kinde theilte, ſind ihr ſehr reizend. Paulmann kam nach einer halben Stunde, ſeine Frau am Arm; das Mädchen eilte ihnen mit dem Kinde entgegen, und man bedurfte nur eines Blickes auf dieſe Gruppe, um zu fühlen, daß dieſe guten Menſchen in und durch ihre Liebe ſich gegenſeitig beglückend lebten. Der Mann empfing mich traulich, und mit der treuherzigen Gaſtfreundlichkeit, die hier heimiſch iſt, lud er mich ein, für die Zeit meines hieſigen Aufenthalts bei ihm zu wohnen. Ich nahm das an und wurde nun von dieſem Abend an als Glied der Familie betrachtet.

Paulmann iſt ein ernſt heiterer Mann, der ſich auf vieljährigen Reiſen einen Schatz von Kenntniſſen erworben hat, der aber auch mit der entſchiedenſten Feſtigkeit des Charakters eigenſinnig an dem feſthält, was er einmal als gut und wahr anerkannt hat, und dem es ſehr ſchwer werden würde, einen Irrthum einzuſehen und einem Vorurtheile zu entſagen. Er iſt redlich und in allen Lebensverhältniſſen zuverläſſig; an Frau und Kind hängt er mit großer Herzlichkeit, ob er gleich auch zu den Männern gehört, deren Liebe in häuslichen Verhältniſſen immer nur wie eine Vergünſtigung, ſie lieben zu dürfen, ausſieht. Er iſt brav und glücklich, das weiß, das fühlt er, allein er duldet es nun auch nicht, wenn Jemand dies auf eine andere Weiſe, als die ſeinige, ſein will. Was außer dem Kreiſe ſeiner Ideen, ſeiner Empfindungen liegt, erſcheint ihm meiſt wie geſtaltloſe Phantaſterei, und ich geſtehe, daß ich mich oft durch ſeine ſcharf abſprechenden Urtheile verletzt fühle. Ein ſich inniger an den Mann anſchmiegendes, nur für ihn lebendes Weib, als ſeine Maria, kann es gar nicht geben. Alles Andere in der Welt iſt ihr nur in ſofern werth, als er Freude daran hat; ſein Wille iſt ihr Geſetz, ſein Wunſch Befehl, ſeine Meinung unfehlbarer Urtheilsſpruch. Sie iſt eine Deutſche, die Paulmann auf einer Reiſe kennen lernte, und die der Liebe zu ihm Vaterland, Familie, alle freundliche, theure Gewohnheiten des Jugendlebens aufopferte, die aber keinesweges glaubt, daß ſie einen Anſpruch auf Dank, auf Anerkennung und Vergeltung dieſes Opfers zu machen hat. Denke dabei an keine Leidenſchaft für ihren Mann; deren iſt ſie, wie ich glaube, ganz unfähig. Dies Untergehen aller Perſönlichkeit in der Hingebung an den Gatten iſt bei ihr die einfachſte Natur, ohne allen Widerſchein höheren Gehalts und tieferer, romantiſcher Empfindung. Sie iſt gut, hold, lieblich, ich muß das anerkennen, aber dieſe Einſeitigkeit der Richtung iſt in ihr mit jener Beſchränktheit des Geiſtes verbunden und wahrſcheinlich von ihr erzeugt, die mir bei reizenden Frauen immer ſo wehe thut, und ich fühle lebendiger denn je, daß ohne ein ſelbſtkräftiges, geiſtiges Leben eine weibliche Natur nie jenen Gegenſatz des männlichen Charakters in ſich bewahren kann, der allein durch ſeinen tieferen Reiz ein eheliches Verhältniß vor dem Fluche der alltäglichen Gewöhnung und vor Ueberſättigung ſchützen kann. Alle Tugend und Herzensgüte, die dieſe geiſtig geſtaltloſen Frauen beſitzen, ſichert einen Mann, der mit ihnen für das ganze Leben verbunden iſt, doch nicht gegen eine höchſt langweilige Exiſtenz. Maria z. B. iſt nun ſchon Alles geworden, was ſie werden kann; geſcheidter, tüchtiger für das Leben kann das Leben ſie noch bilden, allein die innere Jugend, die das wahre Weib bis in's ſpäteſte Alter hinein ſich in der Poeſie ſeiner Empfindung zu erhalten vermag, wird bei ihr mit der Blüthe des äußern Reizes welken. Als ein noch nicht gelöſetes Räthſel ſteht dagegen ihre Schweſter Dorothea neben ihr. Wenn man ſie in ihrer häuslichen Thätigkeit ſo heiter und unermüdet geſchäftig ſieht, ſollte man darauf wetten, keiner ihrer Wünſche, keiner ihrer Gedanken reiche über den engen Kreis ihres Lebens hinaus, und doch, ſiehſt Du ſie in einzelnen Augenblicken, wo ſie ſich einſam, unbeachtet glaubt, ſo hat ihr Auge einen Blick, ihre Züge einen Ausdruck, die wahrlich dieſem geſchäftig wirthlichen Thun und Treiben in ihrem heiligen Ernſt, ihrer ſinnigen Schwärmerei nicht angehören. Sie ſowohl als Maria haben immer, abgeſchieden von der Welt, in einfach bürgerlicher Häuslichkeit gelebt, und der Kreis ihrer Kenntniſſe erſtreckt ſich auch, wie es ſcheint, nicht über die Elementarkenntniſſe des gewöhnlichen weiblichen Schulunterrichts. Daher auch ihr Verſtummen, ſobald das Geſpräch zwiſchen Paulmann und mir eine Richtung nimmt, die es in das Gebiet der Idee, der Kunſt, der Literatur, oder irgend einer umfaſſendern Lebens- und Weltanſicht hinüberzieht. Es iſt Schade um dieſe Dorothea! Was hätte nicht aus ihr, die in dieſes eng beſchränkte Leben ſo viel herzgewinnende Güte, ſo viel Zauber holder Anmuth, ſtill erblühter Zartheit und Jungfräulichkeit zu legen weiß, werden müſſen, wenn ihr Geiſt gebildet, ihr Sinn für Kunſt und Wiſſenſchaft entfaltet und dadurch die Fähigkeit ihrer Seele, ſtark und wahr zu empfinden, entwickelt worden wäre. Du glaubſt nicht, wie reizend dies Weſen jetzt ſchon bei allem Mangel höherer Bildung iſt! Alles im Hauſe liebt ſie unbeſchreiblich, und ohne daß man es ahnet, ohne daß man es weiß, wie und warum, wird man ihr unausſprechlich gut. An eine Geliebte, an eine Gattin würde ich höhere Anforderungen machen, aber ſo eine Schweſter, wie dieſe Dorothea, wäre mir als wahre Gottesgabe, als ein ſchöner Himmelsſegen willkommen.

Dritter Brief.

Der Himmel kann nicht reiner, die Luft nicht milder, ſanfter ſein, als hier in dieſen Sommertagen. Die Gegend iſt romantiſch ſchön, überall ſind die Thäler von Felſen eingeſchloſſen, deren graue Wände das Grün erheben, das den Boden deckt. Von den Höhen herab erſcheinen die Buchten des Meeres wie ſtille, klare Seen; Waldbäche und Bergquellen ſtrömen aus allen ihren Spalten und Schluchten hervor, und rieſeln zwiſchen Kieſeln und in ſie hinabgerollte, zertrümmerte Steinmaſſen hin, und bilden einen phantaſiereichen Contraſt des friſchen, jugendlichen Lebens mit den dunklen Fichten, die wie die Väter des Waldes ſo ſchweigſam ernſt daſtehen. Stunden lang ſtreife ich oft in dieſen Thälern umher, in denen ich ſelten einem menſchlichen Weſen begegne. Was mich umgibt, iſt ſtill und feierlich und meine Seele, wie mit neuen Sinnen begabt, lauſcht zu verſtehen, was dieſe Wellen, dieſe Wälder ihr zurauſchen. Oft ſtehe ich an dem donnernden Sturz eines Bergſtromes, der meinen Geiſt aufſtürmt, ſich von der Erde aufzureißen, und ich vermag dann den Flug meiner Gedanken ſo wenig aufzuhalten, als den Sturz der herabbrauſenden Fluthen vor mir, aber unwillkürlich zieht es mich immer wieder zurück in die lieblichen, von klaren Quellen ſanft durchrauſchten Thäler, deren Melodien in meiner Seele tauſend dichteriſche Bilder wecken.

Alle Träume meiner Sehnſucht werden dann zu zaubervollen, mich himmliſch anlächelnden Geſtalten, und dieſe Augenblicke ſind ſo beſeligend, daß ich mich ihrer gewiß noch einſt als Greis mit wonnevoller Rührung erinnern werde. Einzig ſchön ſind auch die Nächte dieſes Landes, wenn man anders das eine Nacht nennen kann, wo zum Tage nichts fehlt, als der ſtrahlende, ſo oft drückende und blendende Sonnenglanz. Ich ſchreibe Dir dieſe Zeilen ohne Licht um Mitternacht, aber troß dieſer milden Helle hat Alles um mich her in der Natur ſich zur Ruhe geneigt und die ſchwarzen Häupter der Felſenmaſſen ſelbſt ſcheinen ſich wehmuthsvoll und ſchweigend gegen ihre Grundfeſten zu neigen. Mein Freund, woher die Macht, die meinen Geiſt und meine Phantaſie zwingt, außer mir umherzuſchweifen und jenſeits der mir bekannten Gegenſtände ein Glück aufzuſuchen, das meine Sehnſucht ſchon dem Leben abforderte, ehe ich noch um die Wirklichkeit ſeines Daſeins wußte?

Eine ſtille, ſüße Naturnothwendigkeit ſcheint den Menſchen darauf hinzuführen, ſich in enge Schranken zurückzuziehen und doch ſtrebt wieder ein Etwas in ſeiner Seele ſo mächtig nach dem Ungekannten, Namenloſen, vom Duft der Ferne Verſchleierten hin, daß er dem Drange, es aufzuſuchen, nicht zu widerſtehen vermag.

Auf eine mir ſelbſt unbegreifliche Weiſe überſchleicht mich, unter dieſen Menſchen lebend, oft der Wunſch, den Traum meines Daſeins fortzuträumen wie ſie, die ſie alle Wünſche in Einem befriedigt fühlen. Sie ſind glücklich, ſo wahrhaft, ſo rein menſchlich glücklich, und ich fühle es, wenn ich aus dieſem Kreiſe ſcheide, werde ich oft ſchmerzlich den Frieden ſuchen, den ich hier gefunden habe, und meine Sehnſucht wird dann bei der Erinnerung an dieſen friedlichen Sitz der Ruhe, der Treue und der ſtillen innigen Empfindung weilen. Ach, Ferdinand, warum iſt es ſo ſchwer, ſich ſelbſt und das, was uns zu beglücken vermag, erkennen zu lernen?

Vierter Brief.

Ich bin heute tief und ſeltſam bewegt. Ohne es gewollt zu haben, fortgeriſſen von dem Vertrauen, das Dorothea Jedem einflößt, der ſich ihr naht, habe ich ihr das Geheimniß meiner Liebe zu Sidonien und den Vorſatz, von hier nach Deutſchland zu gehen und um ihre Hand zu werben, geſtanden, und mir iſt jetzt, als ſei die Blüthe meiner Leidenſchaft für die Herrliche in dem Augenblicke verwelkt, wo ich ſie durch das ausgeſprochene Wort aus dem ſtill verſchloſſenen Heiligthume meines Herzens hinaus in die Außenwelt verſetzt habe. Nein, dies Geheimniß mußte nicht ausgeſprochen werden, wenn es nicht ſeinen ſchönſten Reiz verlieren ſollte; ſein Zauber lag in der geſtaltloſen magiſchen Ueberhüllung, in der es ruhete, und doch lag auch wieder in dem Ausſprechen deſſelben ein namenloſer Reiz, und die heilige Wunderkraft der fremden Liebe vermochte ſelbſt die Züge der Freundin mit einem Reiz zu beſeelen, den ich die Verklärung aller Huld, aller Weiblichkeit und Schönheit nennen möchte. Wie eine neue Morgenröthe, heimlich ſüß und entzückend ging mir in Dorotheens Erröthen, in ihrem Blicke, in dem leiſen Beben ihrer Stimme das Bild der fernen unſichtbaren Geliebten in namenloſem, früher nie von mir empfundenem Zauber auf. Wie vor ihr, hätte ich vor Dorotheen knieen und ihr mit Thränen, mit Zittern, mit aller Seligkeit des Entzückens ſagen mögen: Seh ich Dich endlich? Du, die Du nur in meinem Herzen wohnteſt, nur in meinen Träumen den Schleier wegzogſt, der mir Deine himmliſche Geſtalt barg, und mir Gluth und Schmerz, Liebe und Wonne in die Seele blickteſt, Du erſcheinſt mir und ich darf Deine Hand faſſen, darf Dich an mein Herz ziehen und ſagen: Nun bleiben wir ewig bei einander, ich habe Dich gefunden, um mich nie wieder von Dir zu trennen!

Oft war es mir aufgefallen, was ich auch ſchon gegen Dich erwähnt habe, daß Dorothea ſowohl als Maria verſtummten, ſobald das Geſpräch zwiſchen Paulmann und mir irgend eine ernſtere, ideenreiche Wendung nahm. Bei längerem Beiſammenſein konnte es mir nicht entgehen, daß dies Verſtummen ein erzwungenes war, und daß es Dorotheen oft Mühe koſtete, das Intereſſe zu verbergen, mit dem ſie dieſen Unterredungen lauſchte. Mich empörte die rohe Gewalt, mit der Paulmann dieſen ſich nach Licht und Freiheit ſehnenden Geiſt in die Schranken der Handwerksprofeſſion ſeelenloſer Hauswirthlichkeit gebannt hielt, und eifrig ergriff ich in ſeiner Abweſenheit jede Gelegenheit, den Frauen vorzuleſen oder ihnen zu erzählen, und fand dadurch Veranlaſſung, die Tiefe und Wahrheit zu bewundern, mit der ſie das Schöne auffaßten, und das Vortreffliche von dem Guten, dieſes von dem Verfehlten zu ſondern vermochten. Auch entfaltete ſich mir die Liebenswürdigkeit der beiden Frauen immer anmuthsvoller; in dieſer Anſpruchloſigkeit, dieſer klaren Einfachheit, dieſer Stille ihres Gemüthes lag Etwas, das alle Unruhe meines Weſens beſchwichtigte, alle Verworrenheit meines Innern löſete, und wie Nachtigallgeſang im Abenddunkel und im Waldesſchatten auf mich wirkte. — Sie waren Feldblumen, einfach an Farbe und an Duft, aber lieblich und eine Zierde des ſtillen Thales, wo ſie blüheten. Heute nun, als Paulmann aus der Stadt von ſeinem Comptoir nach Hauſe kam, brachte er ein Packet neu angekommener Bücher mit, denn er ſelbſt lieſet viel, und iſt mit den beſten Erzeugniſſen der neu-europäiſchen Literatur bekannt. Ich fand unter dieſen Büchern mehrere Werke weiblicher Federn, und nahm daher Gelegenheit während der Mahlzeit das Geſpräch darauf zu leiten und den Einfluß zu preiſen, den die Frauen ſeit Ludwigs des Vierzehnten Zeit auf die Literatur gewonnen haben, und wie jetzt das weibliche Geſchlecht ſo viel höher in geiſtiger Bildung ſtehe, als in früheren Jahrhunderten, und ſo manche Kette des Vorurtheils und des engherzigen Wahnes geſprengt ſei, durch die das Weib zur Sklavin des Mannes erniedrigt werde, ſtatt in der Freiheit edler Selbſtſtändigkeit durch die Liebe ſeine Lebensgefährtin in voller Gleichheit beiderſeitiger Rechte zu ſein. — Paulmann ſah mich hier ſpöttiſch an, und ohne eine Sylbe zu erwiedern, pries er, ſich zu ſeiner Frau wendend, das vor ihm ſtehende Gericht als ganz vorzüglich gelungen, und wie ſie doch die beſte Köchin ſei, die er kenne. Ich fühlte durch die Geringſchätzung weiblicher Bildung, die in ſeinem Lächeln und dem Tone ſeiner Worte ſich ausſprach, mich unmuthig aufgeregt, und forderte ihn auf, mir darüber Rede zu ſtehen. „Wie kann ich dies," ſagte er mir ruhig ernſt, „über einen Gegenſtand, den Sie ſelbſt nicht in einem nur einigermaßen klaren Begriff anzuſchauen vermögen? Die eitle Geiſtigkeit der neu-europäiſchen Bildung hat die Verhältniſſe beider Geſchlechter zu einander ſo erſchüttert, daß ſie ſchwanken, und wir alle mehr oder minder die Sicherheit des Naturverhältniſſes verloren haben, und doch iſt es dieſe, nach der ſich jeder edle Mann, jedes reine unverſchrobene Weib zurückſehnt, eben weil die Naturnothwendigkeit mächtiger iſt, als alles Erkünſtelte. Man hat die Frauen im geſelligen Leben hoch geſtellt, um ſie deſto leichter erniedrigen zu können; die Idealität der ritterlichen Galanterie früherer Jahrhunderte iſt verſchwunden; eine neue Anſicht und eine neue Würdigung der Frauen hätte in der Anerkennung ihrer Zartheit und Milde als eine Blüthe unſerer Religion in das Leben übergehen ſollen; ſtatt deſſen hat die Verkehrtheit der Männer dem weiblichen Sinn und Weſen den tiefen heiligen Lebensreiz geraubt, deſſen Prieſterinnen ſie nur in Einfalt und Unſchuld ſein können. Selbſt der geſellige Umgang mit ihnen iſt in der großen Welt matt und ſchal geworden, und hat ganz den feinern Reiz der geſchlechtlichen Wechſelwirkung auf einander verloren. Man will jetzt die Weiber vielſeitig gebildet haben und verleitet ſie dadurch, ihrer Natur untreu zu werden. Ich geſtehe es Ihnen, mir ſind alle dieſe hochgebildeten, kunſt- und talentvollen Frauen wie Mißgeburten verhaßt, und ich danke Gott, daß er mir ein einfaches, braves, häusliches Weib gegeben hat, das nicht durch Modeleſereien und Modetand ihr richtiges Gefühl verkehret und die einfache Stärke ihres Gefühls nicht durch erlogene Albernheiten und weinerliche Empfindeleien abgeſtumpft hat.“

Maria reichte ihm hier lächelnd die Hand. Dorothea erröthete und warf einen ernſten, forſchenden Blick auf mich. „Warum,“ fragte ich, „wollen Sie keinen Unterſchied zwiſchen Bildung und Verbildung geſtatten? Auch ich will das Weib nicht aus dem Kreiſe ſeiner Weiblichkeit hinaustreiben und ſeine ſchöne Blumennatur in ihm zerſtören; allein ich will das Streben nach Allem, was es im Reiche der Kunſt und der Idee an Talent und Wiſſenſchaft ſich anzueignen vermag, ihm frei gelaſſen wiſſen, ſtatt es auf die Handwerks=Profeſſion der Haushaltung beſchränken zu wollen, und ich will dies, damit es ſeinen Beruf, durch Liebe zu beglücken, freudig und herrlich erfüllen könne. Wo der Geiſt nicht gebildet wird, wo ſeine Fähigkeiten unentwickelt bleiben, da entfaltet auch das Gefühl ſeine ſchönſten und zarteſten Blüthen nicht.“

„O,“ unterbrach er mich hier zürnend, „wenn Sie wüßten, wie mich die verwirrende Miſchung von Wahrheit und Falſchheit ärgert, die dieſen Begriffen zum Grunde liegt, und die es dahin gebracht hat, daß auch die ſchönſte weibliche Seele heut zu

Tage nicht mehr im Welt- und Menſchenverkehr die Reinheit und Harmonie ihres Weſens ungetrübt und ungeſtört zu bewahren vermag! Es iſt ein Zeichen von der ſchmählichen Entartung unſers Geſchlechts, daß wir die Frauen in dieſe Verwirrung der Begriffe, in dieſe Unnatur der Bildung hineingeriſſen haben und ihnen die Rückkehr unmöglich machen; denn nur durch die Liebe können ſie ſich wieder zurechtfinden, und wie ſelten iſt jetzt ein Mann, an dem ein weibliches Weſen zu einem ſtillen, fröhlichen, geſunden Leben und Wirken ſich hinaufranken kann? Ich habe faſt alle Länder Europa's durchreiſet, und da ich von früheſter Jugend an mich durch Neigung und Charakter mit meinen Hoffnungen auf Glück an das häusliche Leben, auf Gatten- und Vaterliebe, angewieſen fand, habe ich die Verhältniſſe beider Geſchlechter zu einander zum Hauptgegenſtande meiner Beobachtungen gemacht und mich durch dieſe feſt überzeugt, daß die Grundgeſetze der Natur, und nicht Sitte und Herkommen, das Weib zur Abhängigkeit und zu der einfachen Beſchränkung des häuslichen Lebens beſtimmen. In Euren Städten, in Euren geſelligen Kreiſen verſteht Ihr Euch nicht mehr darauf, den Reiz des Umgangs mit Frauen zu empfinden; Ihr treibt Euch mit ihnen umher, wie Ihr Euch mit einander auf Euren Klubbs und Kaffeehäuſern umhertreibt, und daran geht mit der Schönheit zarter Sitte auch jedes Herzensglück verloren, und leere Empfindelei, Schwächlichkeit des Gefühls iſt an die Stelle der Liebe getreten. Nur unter dem Schutze des Mannes darf das Weib in das Leben hinaustreten, und nur durch die Liebe ſoll ihr Geiſt gebildet werden. Der Mann kann und muß ſich durch den Kampf mit dem Leben ſtählen und kräftigen; das Weib ſoll nicht werden, es iſt, und wo ein Weib, ſei es auch im reinſten Adel, durch Kampf und Geiſtesbildung ſich zum klaren Selbſtbewußtſein, zur Sicherheit der Lebensklugheit erhebt, empfinde ich eine drückende, unheimliche Beklommenheit; ſie ängſtigt mich und ich wende mich erkältet von einem Weſen ab, das in den zarteſten Beziehungen aufgehört hat, ein Weib zu ſein, und doch nicht meines Gleichen geworden iſt. Ein Weib iſt rein durch ſich ſelbſt, als Weib das Höchſte, was es werden kann; alle Talente alle Geiſtesbildung ſind für daſſelbe verderblicher Ueberfluß; im beſten Falle kann ihr Beſitz eine Zierde, ein hübſcher Putz ſein, aber nie können ſie den Werth eines Weibes erhöhen, und ſo wie die Verhältniſſe der Geſchlechter und des geſelligen Lebens ſich nun einmal geſtaltet haben, wird man ſchwerlich ein weibliches Weſen treffen, das nicht von ſeinem Glück und ſeinem Werth eingebüßt hat, um ſich jene Rechenpfennige glänzenden Scheines dafür einzutauſchen. Tugendhafte Weiber gibt es unter Euch — aber die Schönheit lautrer Weiblichkeit, die Sicherheit und Haltung des Lebens, die ſchöne Bewußtloſigkeit des heiligen Naturdaſeins, die Frömmigkeit der Liebe und der unerſchütterlichen Treue — dieſe findet man bei keinem nach dem heutigen Modezuſchnitt gebildeten Weibe mehr."

Vieles in mir ſprach laut gegen Paulmann's Anſicht; vorzüglich empörte ſich dagegen in mir das Gefühl, mit dem der Mann, dem ſchwächeren Geſchlechte gegenüber, es ſtets als einen Mangel der Großmuth empfinden muß, wenn dieſe zarten Weſen durch das Herrſchergeſetz roher Stärke zur Abhängigkeit und immerwährenden Unmündigkeit verdammt werden. Ich machte Paulmann dieſes bemerklich. „Will ich denn das?" fragte er mit weichem Ernſte, „liebe ich mein Weib etwa nur, weil ſie die Mutter meiner Kinder iſt und mir meinen Haushalt gut führt? Drücke ich ſie nicht mit dem innigen dankenden Gefühle, daß ſie mir zum Vollgefühl des Daſeins, zum Glück meines Lebens unentbehrlich iſt, an mein Herz? Der Mann iſt ſeiner Natur nach oft roh, das Weib iſt es ohne gänzliche Entartung nie — aber eben um dieſer Schönheit ihrer Natur willen braucht ſie nichts zu lernen, um gebildet zu heißen. Alle Sprachkenntniſſe, alle Virtuoſität in Künſten, aller Glanz der Weltbildung, aller Reichthum witziger Unterhaltungsgabe entſtellen nur in ihr die angeborne Schönheit. Ich höre z. B. meine Maria, ich höre Dorothea ſo gern ihre einfachen Lieder ſingen; allein ſähe ich ſie je in Geſellſchaften oder in Concerten mit ihren wirklich ſchönen Stimmen prunken, ſo wäre mir meine Freude an ihrem Geſang auf immer verleidet. Beide ſprechen ihre Mutterſprache rein und richtig; Beide ſind fähig, die Schönheit eines Kunſtwerkes, einer Dichtung im Gefühl, nicht im Begriff, alſo nicht als Kunſtleiſtung, ſondern als etwas wirklich Lebendes und Erlebtes, zu empfinden; aber ich wiederhole es Ihnen, die Bildung der Frauen muß ſo in Einfalt und Liebe begründet ſein, daß ſich ihr Weſen durchaus nicht in Worte darſtellen läßt. Die ſogenannten gebildeten Frauen, dieſe Vielwiſſerinnen, dieſe äſthetiſchen Kunſtkennerinnen, Virtuoſinnen und Schriftſtellerinnen ſind mir als eine Peſt des Lebens und der Geſellſchaft verhaßt."

Hier fiel mein Blick auf Dorothea — ein ſchmerzlicher Zug flog über ihr ſonſt ſtets heiteres Geſicht und ihr Auge füllte ſich mit Thränen — ſie erröthete, als ſie ſah, daß mein Blick mit theilnehmendem Befremden auf ihr weilte, und ſtand auf, ſich zu entfernen. Paulmann bemerkte dies nicht, und fuhr fort: „Thatenmuth und Gedankenfülle ſoll der Mann nicht erſt durch die Liebe erhalten; ſein Daſein iſt nicht ausſchließlich in dieſer bedingt; allein weihen ſoll ihn das Weib zu beiden durch ihre Liebe, und durch ihren Reiz und ihre Grazie ihm und ſeinem Leben Milde und Klarheit geben." Er ſchloß hier Maria in ſeine Arme, und gerührt ſagte er, ſie leiſe auf die Stirne küſſend: „Muß nicht das geliebte Weib es tief und innig in ihrem Herzen fühlen, daß ſie ein den Mann veredelndes Weſen, die Schöpferin und Pflegerin ſeines Glückes iſt, und daß, von ihr in den unſichtbaren Banden der Anmuth und der Liebe gehalten, ſeine Stärke ſich ſo gern vor ihrer Milde beugt?" — Mit unendlicher

Liebe in Blick und Ton neigte ſich Maria zu ihm nieder und ſeine Hand zu ihren Lippen emporhebend, flüſterte ſie: „Sie wird fühlen, daß es nicht die Herrſchſucht des Mannes iſt, die von ihr Gehorſam fordert, ſondern daß das Bedürfniß ihrer Natur, einem höheren Weſen ſich anzuſchmiegen, ſie dem Manne unterthänig macht, den ſie mit ganzer Seele als ihren Beſchützer, ihren Gatten, als ihr ſichtbar gewordenes Schickſal ehrt und liebt.“

Tief ergriffen ſtand ich auf und Beider Hände faſſend und ſie vereint an mein Herz drückend, pries ich ihr Glück und eilte ſchnell hinweg, weil ich mich bewegter fühlte, als ich mir ſelbſt zu deuten vermochte. Mir war, als zerfließe vor mir Sidoniens hohes, herrliches Bild in Nebel, als verſchwinde die Sicherheit der Wahrheit meiner Empfindung für ſie und mache der Angſt Platz, in ihr nur einem Truggebilde nachzuſtreben. Maria und Dorothea, wie fremd war ihnen der Glanz, der Schimmer, mit dem mich jene in der Hoheit ihres Geiſtes, in der Kühnheit ihrer Lebensanſichten, in der Genialität ihres Talentes bezaubert hatte, und doch fühlte ich, daß beiden Frauen, bei der frommen Einfalt, die ihnen ihr einſames Leben und ihre einfache Bildung gegeben und bewahrt hatte, auch jener namenloſe Zauber der Seelenſchönheit und der Weiblichkeit eigen war, der ſo viele Macht über das Gemüth des Mannes hat, und durch den allein die Neigung ſich zu Liebe ausbilden kann, weil er allein für die Vergänglichkeit und Flüchtigkeit der Schönheit und der Jugend den Erſatz ſichert, den der Mann zu finden begehrt, um nicht im Wechſel das Bleibende ſuchen zu müſſen. Ich blieb den Nachmittag allein auf meinem Zimmer; die Unruhe, die ich empfand, that mir quälend wehe; ich war mir ſelbſt nicht klar und ſtrebte vergebens nach Verſtändniß des Streites in mir. Schon mehrere Male hatte ich empfunden, daß Dorotheens Nähe mir in ſolchen Stimmungen wohl that. Sie iſt ſo klar, ſo milde freundlich, nie aufreizend, ſtets beſänftigend; heute bei Tiſche hatte ich ſie zum erſten Male bewegt, ſchmerzlich bewegt geſehen. Wer hatte ſie verletzt? ich, durch den Werth, den ich einer ihr verſagten Ausbildung der Fähigkeiten des weiblichen Geiſtes beilegte, oder Paulmann, deſſen Grundſätze für ſie vielleicht zur drückenden Beſchränkung geworden waren? — Sie war mir überhaupt oft eine räthſelhafte Erſcheinung geweſen; in der Einfachheit ihres Weſens glaubt man ſie in der erſten

Stunde, wo man ſie ſieht, durchſchaut zu haben; es iſt Dir, als habeſt Du ſchon Jahre lang mit ihr gelebt, und je länger Du ſie ſiehſt, je mehr ſich ihr Weſen vor Dir entfaltet, deſto reicher an innerem, geheimnißvollem Reichthum erſcheint ſie, und durch die Heiterkeit ihres Weſens leuchtet zuweilen ein Strahl tiefen Ernſtes und einer ſanften Wehmuth. Ach, wäre es ihr vom Schickſale vergönnt worden, in Wiſſenſchaft und Kunſt Organe für die Kraft ihrer Seele und ihres Geiſtes aufſuchen zu dürfen, ſie würde neben den Herrlichſten ihres Geſchlechts glänzen, ſtatt daß jetzt ihr ſchönes Leben ſpurlos dahingleitet, ohne je die wahre Würdigung ſeines Reichthums zu erhalten. Ich ſtrebte gewaltſam, Sidoniens Bild feſtzuhalten, aber immer brach in mir der Vorwurf wieder durch, in Dorotheens Gegenwart Meinungen ausgeſprochen zu haben, die ihr vielleicht wehe gethan hatten.

Ich ging endlich, Dorothea aufzuſuchen, um mich mit ihr zu verſtändigen. Entſchuldigen durfte ich mich freilich nicht, aber es ihr doch ausſprechen, daß ich ihren ſtillen Werth anerkenne und daß gerade bei ihr nichts vermißt werden kann, weil die Natur dieſer Nordlands-Lilie mit der tiefblauen, wundervoll ſchönen Augen ſo Vieles gegeben hat, was bei einem von ihr minder reich ausgeſtatteten Weſen die Bildung erſt hervorbringen muß. Sie war nicht im Hauſe zu finden, ſondern ſpatzieren gegangen, und das Mädchen, das mir dieſe Nachricht gab, bezeichnete mir auch den Weg, den ſie genommen hatte. Dieſer führte mich einen Felſenpfad abwärts in ein einſames Thal, durch deſſen Klüfte ein Bergſtrom mächtig hinabſtürzte, während der Abendwind durch die Fichtenwipfel ſäuſelte, als wolle er ſich ſelbſt beim Verſinken der Sonne in den Schlaf lullen. Ich ſah Dorothea auf einem Felſenvorſprunge ſitzen; den Kopf auf den aufgeſtützten Arm niedergeſenkt, ſchauete ſie ernſt und ſinnend weit in die Gegend hinaus, und mir war, als ſehe ich ſie von den Geiſtern dieſer Felſenklippen umſchwebt. „So ernſt, Dorothea?“ fragte ich, mich zu ihr ſetzend. Sie wandte, ohne die Stellung zu verändern, das Auge zu mir; ich ſah, ſie hatte geweint; aber auf ihren reinen, klaren Zügen lag eine ſo himmliſche Ruhe, daß ich den Schmerz nicht zu nennen vermocht hätte, der ihnen den rührenden Zauber dieſer milden Wehmuth verliehen hatte.

„Hier,“ antwortete ſie mir, „in dieſen Gegenden, wo der Fleiß des Menſchen die Natur noch nicht umgeſtaltet hat, erinnert uns Alles an die Urkräfte einer geheimnißvollen Schöpfermacht und die Betrachtung wird unwillkürlich ernſt und andächtig. Ein reich und blühend angebautes, mit Dörfern und Städten überſäetes Land bietet der Phantaſie keinen Spielraum; uns dünkt, es müſſe von jeher ſo geſtaltet geweſen ſein; eben ſo wiegen auch die Auftritte des geſelligen Lebens in eine gewiſſe geiſtige Abſpannung ein, und nur in der Einſamkeit leitet die Wirklichkeit der Dinge auf erhabene Ideen hin. Dieſe nordiſchen Naturbilder ſind ſo ernſt ſchön. Der Duft dieſer Fichtenwälder iſt freilich nicht ſüß und berauſchend, wie der Duft von Italiens Blüthenbäumen; aber er iſt kräftigend und erfriſchend, und ſie ſind, wie ſie da vor uns ſtehen, bis zu den ſenkrechten Gipfeln hinauf mit ihren dunkelpurpurfarbigen Aepfeln behangen, ihre Zweige von der ſinkenden Sonne lichtgrün durchſtrahlt, vielleicht ſchöner noch als unſre deutſchen Laubwälder, deren fallende Blätter jeden Herbſt das Bild eines ſchmerzlichen Kampfes zwiſchen Tod und Leben geben. Die lichte, ſpinnwebgraue Farbe der abſterbenden Fichtenzweige bietet dagegen ein viel ſanfteres Bild der Vergänglichkeit, und das Leben ſcheint aus ihnen ſo langſam wegzuſchwinden, daß man den Tod nur als das, was er wirklich iſt, als ein ſich frei machende Leben, zu empfinden vermag. Ein Vorgefühl der Ewigkeit durchbebt mich in dieſer Einſamkeit; alle Sorgen und Schmerzen des Lebens löſen ſich in Träume und Ahnungen auf, heilig wie die Erinnerung und das Vorgefühl geweihter Lebensſtunden."

„Und wer, Dorothea," fragte ich, „lehrte Sie in dieſer Einſamkeit ſo empfinden, ſo denken?"

Sie lächelte ſanft. „Welches anderen Lehrmeiſters," antwortete ſie, „bedarf denn ein weibliches Herz, als des einfachen uns angebornen Sinnes für die Schönheit der Natur, wenn wir ihn uns unverkünſtelt erhalten? Sollte denn aus der äſthetiſchen und wiſſenſchaftlichen Bildung, die Sie für uns Frauen begehren, allein der Sinn ſich zu entwickeln vermögen, deſſen wir bedürfen, um uns in den Lebenskreis gebildeter Menſchen frei und beglückend mit eingeſchloſſen zu fühlen? Wem ein für die Schönheit der Natur kaltes Herz an der Zauber der Kunſt und der Wiſſenſchaft erwärmen muß, auf den wird dieſer doch nur wie gemaltes Feuer wirken, und wo Genie, Talent und Kraft zur Liebe in einer Weiberſeele ſind, da entfalten ſie ſich, von Natur und Einſamkeit beſchützt und gepflegt, beſſer, als wenn die Kunſt es zu thun übernimmt.“

„Sie ſind ein Beweis davon, liebe Dorothea; allein nur als Ausnahme möchte ich dieſen gelten laſſen und doch behaupten, daß im Allgemeinen auch die Frauen im Leben für das Leben gebildet werden müſſen. Was kann man denn in der Abgeſchiedenheit des häuslichen Lebens, fern vom vielfachen Menſchenverkehr, von den Menſchen, von uns ſelbſt, von dem ſtark bewegten Strom des wechſelnden Lebens kennen lernen? Nur am Geiſt entfaltet ſich der Geiſt, nur an der Seele die Seele. Die Künſte, die Wiſſenſchaften, das Intereſſe für die Literatur, für die fortſchreitende Entwickelung der Menſchheit in allen ihren politiſchen und geiſtigen Erſcheinungen übt und entwickelt eine Menge von Fähigkeiten in uns, deren Daſein in Frauenſeelen beweiſet, daß ſie nicht ungeweckt ſchlummern ſollen. Warum ſind die Frauen oft ſo engherzig und kleingeiſtig? warum die Mehrzahl nach dem dreißigſten Jahre ſo matt und ſeelenlos? — doch nur, weil ihre Geiſtesthätigkeit nicht mit ihrer äußerlichen Lebensthätigkeit in harmoniſchem Verhältniſſe ſteht, und daher das

Niedere bei ihnen über alles Schöne und Freie der Jugendzeit den Sieg davon trägt.“

„Und ich möchte dagegen behaupten, daß man gerade in der Welt die Menſchen nur einſeitig kennen und beurtheilen lernt. Im gewöhnlichen Weltverkehr haben die Menſchen alle eine ähnliche Phyſiognomie, und wie oft ſind ſie nicht ſchon mit Münzen verglichen worden, deren Gepräge ſich im Umlaufe verwiſcht hat! Wer die wahre Mannigfaltigkeit des Menſchencharakters kennen lernen will, muß den Menſchen in ſo einfachen Verhältniſſen aufſuchen, daß ſie die hervorragenden Züge ſeiner Individualität nicht abgeſchliffen, ſondern entwickelt haben. Nur drückt ſich die Eigenthümlichkeit einfacher Menſchen der Phantaſie mehr ein, als ſie das Gedächtniß durch Thatſachen beſchäftigt. Und jene Stimmung unſrer Seele, die wie ein Gottesſegen unſer Herz reinigt und die Seele für Glück und Schmerz kräftigt, und jene Treue und Wahrheit der Empfindung, die in einem beſchränkten, häuslichen Leben auch das Kleinſte adelt, weil es mit Liebe und aus Liebe gethan wird, Julius, erblüht dieſe auch in dem Weltleben, das Sie ſo preiſen?“

Ich vermochte nicht zu antworten und beugte mein Geſicht ſchweigend auf Dorotheens Hand nieder; ſie fuhr fort, und, o könnte ich Dir beſchreiben, wie ſchön ſie unter dem Reden wurde! — „Ich habe heute Mittag es tief empfunden, daß Sie Paulmann's Aeußerungen mißverſtanden und es nicht ahnen, wie viel höher der edle Mann uns in der Anerkennung unſeres wahren Werthes und unſers wahren Berufes ſtellt, als ſo viele Männer der jetzigen Zeit, die unſer Geſchlecht nur ſo hoch erheben, um ſich deſto eitler in der phantaſtiſchen Huldigung beſpiegeln zu können, die ſie ihm darbringen. Nur in der Verborgenheit, nur in der Umſchirmung frommer, häuslicher Sitte gedeihen wir, und finden in den einfachen Lebensverhältniſſen dieſer hinreichend Gelegenheit, die ſchönſten und zarteſten Blüthen der Gefühle zu entfalten und das Leben mit den dichteriſchen Bildern unſerer Phantaſie zu ſchmücken. Treten wir in die Welt hinaus, verflechten ſich unſre Verhältniſſe zu den Menſchen mannigfaltig, ſo ſchleift ſich in uns die Eigenthümlichkeit der weiblichen Geſtaltung ab, und die geiſtigere Bildung, die die Roſe unſers Reizes blendender färbt, ſchärft auch zugleich den Dorn, an dem unſer Glück und nur zu oft auch unſer Werth verblutet. Freilich muß der Mann hoch ſtehen, der ſich in unſrer Zeit die Fähigkeit erhalten will, den Reiz der wahren, ſchönen Weiblichkeit würdigen und anerkennen zu können. Dieſe glänzt nie; allein ein edler Mann wird durch die klare Wahrheit ihrer Empfindung, durch die Lauterkeit ihrer Güte und durch die kunſtloſe Einfalt ihrer Gedanken ſich tiefer ergriffen und beglückender befriedigt fühlen, als durch allen Schimmer hochgebildeter Geiſtigkeit. Julius,“ fuhr ſie fort, „Sie ſind ſo gut, Sie ſcheinen mir für die Wahrheit des Daſeins und der Empfindung ſo empfänglich; wie kommen Sie nur dazu, ſich ein ſo phantaſtiſches Bild von Frauenwerth und Frauenbeſtimmung entworfen zu haben?“

So wie ſie, hatte noch nie Jemand zu meinem Herzen geſprochen, ich noch nie ſo lebhaft das Bedürfniß empfunden, Jemandem unbedingt zu vertrauen, mein ganzes Herz, meine geheimſten Gedanken und Wünſche in ſeine Seele niederzulegen. Du ſollteſt dieſe Dorothea nur einmal ſehen, Ferdinand; ſie iſt keineswegs blendend ſchön, aber alle ihre Züge, und vorzüglich ihr reines, mildes Auge ſind ein Spiegel des edelſten und gefühlvollſten Herzens, das Gott je für ſanfte Liebe, für Troſt und Mitleiden, für alle fromme, ſchöne Regungen der Seele ſchuf, und die Tugend ſelbſt ſcheint ihrer Stirne und ihrem Blicke das Siegel unbefleckter Reinheit und Wahrheit aufgedrückt zu haben. Man kann ihr nichts verheimlichen wollen, und auch mir flog unwillkürlich das Geheimniß meiner Liebe über die Lippen. „Nein,“ ſagte ich ihr, „das hohe Bild, das in meiner Seele von Frauenwerth und Frauenbildung lebt, iſt keine trügeriſche Traumgeſtalt; die tiefe, mächtige Sehnſucht meines Herzens, ihr im Leben zu begegnen, würde mir ſchon das wirkliche Daſein deſſelben durch dieſe geheimnißvolle Anziehungskraft beweiſen; auch war ſie meinem Geiſte ſchon lange in der Ahnung gegenwärtig, eh' ich ſie im Leben fand. Ich liebe, Dorothea, liebe eine der Edelſten und Vortrefflichſten Ihres Geſchlechts, ausgezeichnet vor Tauſenden ihrer Mitſchweſtern durch Ruhm, durch Geiſt, durch Talent, und doch liegt die ſtärkſte Macht des Zaubers, der mich an ſie bindet, nicht in dieſem Glanze, ſondern in dem, was ihn erzeugt, in jener Seelenkraft der Begeiſterung, welche die Liebe zum Grundtone des Daſeins macht, und, dieſes in ſie begrenzend, es unendlich reich macht in dieſer Begrenzung.“

Dorotheens Auge ſchimmerte, als fülle es der Glanz einer Thräne, und zaghaft ſchlug ſie den Blick zu Boden. „Ich kann mir nicht an dem genügen laſſen," fuhr ſie fort, „was ſich äußerlich im Leben erſtreben läßt; es iſt in mir eine Ueberfülle des Lebens und der Empfindung, die mich zerſtören würde, ohne die heilige Offenbarung einer Liebe, der man allein ein ganzes Daſein ohne Verkümmerung, ohne Zwieſpalt, ohne Erniedrigung hingeben kann. Ich begehre von Allem, was das Leben bieten kann, nichts als ein zweites Herz, fähig, in der unendlichen Kraft der Empfindung, in jedem Pulsſchlage des Gefühls, in jeder Regung der Seele, mir zu begegnen. Unter Menſchen habe ich gelebt allein mit meiner Sehnſucht; Wüſten habe ich durchzogen und die Natur hatte keinen Troſt für mich, da erſchien ſie mir, und mein unbedeutendes Leben war am Ende; ich erkannte ſie, um ſie zu lieben; ich liebe ſie, um ſie ewig zu halten; ich kann nicht von ihr laſſen, könnte ſie nicht aufgeben, ohne mich aufzugeben in dem, was das Beſſere in mir iſt, weil es in ſeiner Sehnſucht nicht den vergänglichen Erſcheinungen dieſes Lebens, ſondern dem Ewigen in mir angehört."

„Und wo," fragte Dorothea weich und ernſt, „fanden Sie, wie erkannten Sie die Geliebte?"

Die Frage traf mich wunderbar. Sidoniens Bild war mir ſo lebendig aufgegangen, meine Liebe für ſie ſo hell aufgeflammt, daß ich, Alles vergeſſend, mich von der Täuſchung umfangen fühlte, ſie ſei gegenwärtig und ich ſpreche ihr ſelbſt aus, wie ich ſie liebe. — Dorotheens Frage löſete dieſen Zauber; ich bedurfte einiger Minuten, um mich wieder zur klaren Beſonnenheit zu ſammeln. „Sie iſt," fing ich endlich tiefathmend an, „Ihre Landsmännin, eine Deutſche wie Sie, liebe Dorothea, was mich innig freut, und ihr gefeierter Name Ihnen vielleicht nicht unbekannt, Sidonie S.,"

„Sidonie S.!" rief Dorothea mit einem Erſtaunen aus, das mich überraſchte; ein glühendes Erröthen färbte ihre Wangen; ſie ſah mich lange und forſchend an — „Sidonie S.," wiederholte ſie langſamer wie vor ſich hin, „die Dichterin, die Verfaſſerin von Olga, unmöglich, unmöglich!"

„Dieſelbe," antwortete ich; „kennen Sie ſie; haben Sie ſie vielleicht in Deutſchland geſehen?"

„Ich habe viel von ihr reden hören, aber ſo viel ich weiß, waren Sie nie in der Gegend Deutſchlands, wo ſie lebt."

„Auch habe ich ſie nie geſehen."

„O Don Quixote, Don Quixote der Zweite," rief ſie hier lächelnd aus; „welch einem Wolkenbilde haben Sie ſich da ergeben! Sollte man einen ſo vernünftigen Mann, wie Sie, einer ſolchen Thorheit fähig glauben! — Aber," fuhr ſie muthwillig und doch herzgewinnend traulich fort, „machen Sie mich nun vollends zur Vertrauten; erzählen Sie mir den Roman Ihres Herzens, und wer weiß, ob ich Ihnen zur Vergeltung nicht noch manchen neuen Zug zum Bilde Ihrer Dulcinea liefern kann."

Ihr Scherz hätte mich geärgert, wenn ſie nicht ſo gerührt, ſo wunderlieblich lächelnd und erröthend dazu ausgeſehen hätte; auch that es mir ſo wohl, mit ihr zu reden; ich fühlte, daß ſie mich verſtand, daß ich ihr klar war, daß ſie mich achtete in der Sehnſucht meines Herzens; und daß ſie dieſe Heiligkeit der Liebe zu begreifen und zu ehren vermochte, bewies mir auf's Neue den angebornen Adel dieſes wunderſamen Weſens. Ich erzählte ihr, wie ich zum Beſitz von Sidoniens Schriften gekommen war, wie ich aus ihnen den Geiſt, das Herz, die Welt- und Lebensanſichten der Verfaſſerin kennen lernte und mir nun aus dieſen Sidoniens eignes Bild in allem Zauber meiner Jugendideale aufſtieg und ich es erkannte, wie ich ſie und nur ſie im Leben geſucht und geliebt habe, ſeit dem Augenblicke, wo ich mir zuerſt meines Herzens bewußt geworden ſei. Dorothea hörte mir mit ſtillſinnender Theilnahme zu. — „Und Sidonie,“ fragte ſie endlich, „haben Sie ihr geſchrieben? Haben Sie Hoffnung, von ihr geliebt zu werden, wie Sie lieben?“

„Sobald meine Geſchäfte hier beendigt ſind, eile ich zu ihr. Iſt ihr Herz noch frei, und eine innere Stimme verkündet mir, daß ich dies hoffen darf, ſo werbe ich um ſie, ermuthigt durch das Bewußtſein, ihr ein reines Herz und die Treue unvergänglicher Liebe bieten zu können. Wer ein anderes Weſen ſo in ſeiner tiefſten Eigenthümlichkeit zu erkennen, ſo in ſeinen Empfindungen zu errathen, ſo in ſeiner Liebe, ſeinem Glauben und ſeinem Schmerz zu verſtehen vermag, wie ich Sidonien, der hat ein heiliges, unveräußerliches Recht auf die Geliebte.“

„Mein lieber, edler Freund,“ ſagte hier Dorothea bewegt, „ſchelten Sie mich nicht kalt, halten Sie es für keinen Mangel an Seele bei mir, wenn ich Ihre Liebe zu Sidonien für nichts mehr und nichts minder, als für eine Selbſttäuſchung halte. Sie lieben und ſuchen die Liebe ſelbſt; das Leben führte Ihnen keine Erſcheinung vor, in der ſich dieſe Ihnen zu offenbaren vermochte, und ſo bildeten Sie ſich ein Ideal und glauben dieſes nun in Sidonien gefunden zu haben. Wie ſehr wahrſcheinlich iſt es aber, daß, wenn Sie perſönlich ſie kennen lernen, Sie dem Gebilde Ihrer Phantaſie ſie ſehr unähnlich finden werden! Im Zauberglanze von Olga's Schönheit ſteht ſie vor Ihnen, allein die Natur verſagte ihr dieſe: ſie iſt, wie man ſagt, nicht häßlich, aber nicht einmal hübſch zu nennen — und dann, gewohnt, ſich bewundert zu ſehen, gewohnt, in der Welt zu leben, gewohnt, ihre Gefühle in Dichtungen niederzulegen und auszuſprechen, und ſie ſo, jenſeits der Grenze der Wahrheit, mit dem Glanze der Poeſie zu ſchmücken — Julius, dürfen Sie da hoffen, daß Sie die Kraft des Herzens bewahrt hat, die dazu gehört, zu lieben, wie Sie geliebt ſein wollen? — Der Dichter gehört keinem einzelnen, ſterblichen Weibe an, und wenn man in das Innere ſeiner Verhältniſſe zu Frauen blickt, ſo wird man immer finden, daß auch die geliebteſte für ihn nur eine vorübergehende Erſcheinung ſeines Urbildes war: — ſollte es nun bei den Dichterinnen anders ſein? — Der Glanz des Künſtlerlebens iſt mit einem rein weiblichen Daſein unvereinbar; nicht die Poeſie, deren ſanfter, milder Blüthenſtaub unſer ganzes Sein und Leben durchhauchen muß, wohl aber alles ſelbſtſchöpferiſche Bilden, weil uns dieſes dem Wirkungskreis entfremdet, den die Natur uns zur ſichernden Lebensſchranke angewieſen hat. Liebten Sie Sidonie nur um der Erkenntniß ihres Charakters willen, die Sie aus ihren Schriften gezogen haben, ſo würde ich weniger für Sie fürchten, allein ſo haben Sie ſich durch den Putz blenden laſſen, den ihre Berühmtheit ihr anlegt, und das kann Sie und Sidonien nie zum Glücke führen."

„Und wo, Dorothea," fragte ich erſtaunt, „haben Sie Ihr Geſchlecht und die Verhältniſſe geſelligen Lebens ſo klar beurtheilen lernen? wo fanden Sie die Veranlaſſung, ſie aus dieſem Geſichtspunkte in's Auge zu faſſen und darüber nachzudenken?"

„In einem Leben der Liebe und des häuslichen Glückes," antwortete ſie, „wie die Verſehung es mir als Tochter, Freundin und Schweſter ſchenkte, wird mit dem Herzen auch der Geiſt gebildet, und wir Mädchen leben oft im Kreiſe der allereinfachſten Häuslichkeit ein für Sinn und Gemüth ſehr reiches, dichteriſches Leben. Indeſſen," fuhr ſie ernſt werdend fort, „weiß ich auch, wie mannigfach ſich das geſtaltet, was der Menſch ſein Glück nennt; man kann auch in der großen Welt glücklich ſein, glücklich in der Verbindung mit einer glänzenden Frau, die außer ihrem Manne und ihren Kindern auch noch viel und mancherlei von draußen zu ihrem Glücke bedarf — die einzige weſentliche, ganz unumgängliche Bedingung zum Glück iſt und bleibt für uns Menſchen: Einheit des innern und des äußern Lebens. Sie ſtehen jetzt an einem Scheidewege, und daher wünſche ich, daß Sie ſich ernſt befragen und ernſt prüfen, ehe Sie einen für das Glück Ihres Lebens entſcheidenden Schritt thun. Meine Begriffe von Glück und Tugend ſind einfach, wie ich ſelbſt es bin; es wäre thöricht, ſie Ihnen als Maßſtab aufdringen zu wollen; allein, ſo wie ich Sie kenne, fürchte ich, Julius, daß Sie Ihr Glück nicht auf dem Wege finden werden, wo Sie es zu ſuchen geneigt ſind."

Dorotheens Worte bewegten mich wunderbar;

wie reich und ſchön entfaltete ſich in dieſem Geſpräche ihr einfach milder und doch ſo klarer Geiſt, der mit ihrem Herzen voll Kinderunſchuld und Demuth in ſo ungeſtörter Liebe lebt, daß man nie zu ſondern vermag, was bei ihr Gedanke, was Empfindung iſt. Und doch hat dieſe milde Klarheit alle Bilder meiner Phantaſie, alle meine bisherigen Wünſche und Hoffnungen getrübt. Sidoniens Nebelgeſtalt ſchwimmt nur noch in farbloſem Duft vor mir, und will ich ſie feſter faſſen, ſo blickt ſie mich mit Dorotheens Auge an, und nach und nach tritt aus dem Nebel auch Dorotheens Geſtalt hervor, und ich vermag keine von beiden mehr geſondert von der andern zu denken.

Fünfter Brief.

Ich bin noch hier, obgleich meine Geſchäfte ſchon ſeit Wochen beendigt ſind, aber es iſt, als ob mich ein Zauber an dieſe lieben, freundlichen Menſchen gefeſſelt hält, die man lieben muß, um ſie in ihrer ganzen Trefflichkeit zu erkennen. Wie unverſtändig bin ich in meinem früheren Urtheil über ſie und ihre Verhältniſſe zu einander geweſen! Hier, hier wohnt das Glück, das erſehnte, das aufzuſuchen ich ausziehen wollte! O könnte ich Dir dieſe Dorothea ſchildern in all ihrer Anmuth, in all der Tiefe ihres Weſens, wie ſie, zu weiblich, um auf ſich ſelbſt ruhen zu können, doch ſo erhaben iſt über alle Bedürftigkeit der Schwäche! — ſo zart und doch ſo mächtig in ihrer Liebe, ſo muthig und doch ſo ſanft, und ihre Milde, ihre Weiblichkeit ſo durchleuchtet von einer Geiſteshelle, die die erhabene Kraft und die hohe Zuverſicht einer reinen, feſten, frommen Seele ahnen läßt! Wie oft erſchließt ſich mir vor ihrem Blicke eine Welt neuer Gefühle! Wie lebe ich mich an ihrer Seite mit hinein in das Leben einfacher, durch Liebe veredelter Häuslichkeit! Wie lerne ich das begreifen, daß der Menſch der Natur die Kraft wieder abzugewinnen vermag, die die Welt ihm entzogen hat! Ja, es iſt wahr, was ich früher nie erkannt habe, das geſellige Leben unſerer großen Städte verwäſſert langſam, aber unausbleiblich unſere Empfindung und an die Stelle der einfachen Stärke und Wahrheit unſerer Naturgefühle tritt eine Sentimentalität und Leidenſchaftlichkeit, die aus Irdiſchem geboren, auch irdiſch ſich verzehren muß. Die wahre Liebe iſt Einklang aller ſchönen und hohen Kräfte des Gemüths, und gibt uns den Muth, die Mühen und Sorgen des Lebens zu überwinden, ſtatt daß wir in jenem erkünſtelt exaltirten Zuſtande des Gemüths ihren Druck doppelt hart empfinden. Ich wünſche mir keine Abgeſchiedenheit von der Welt, kein Einſiedlerleben; ich will wirken und handeln, will mit Freunden fröhlich leben und mich in Kunſt und Wiſſenſchaft alles Schönen meiner Zeit, und vorzüglich meines Volkes erfreuen; aber vor allen Dingen will ich Gatte, Vater, Hausherr ſein und werden, und in der großen Welt nur für die kleine Welt meines Herzens und ſeines Glückes leben. O Ferdinand, wenn Dorothea mich liebte, wie unausſprechlich glücklich würde es mich machen, ſie als Tochter in das Haus meines ehrwürdigen Vaters einzuführen! Wie reich iſt ſie an allen Tugenden, durch die das Weib dauernd beglücken kann! Ich vergöttere ſie nicht mit blinder Leidenſchaft, kein Sturm erſchüttert meine Seele, keine verzehrende Gluth lodert in meinem Herzen, aber wie ein ſtiller Friedensengel beſeligt mich ihre Nähe, ihr Blick, ich möchte immer um ſie ſein, ſie ſehen, ſie hören, an ihrer ſtill waltenden Liebe, mit der ſie für Alles ſorgt, was ſie umgibt, an ihrer heitern Geſchäftigkeit, ihrem Ernſt, ihrem Scherz mich erfreuen, ihr meine ganze Seele aufſchließen, ihr jeden Gedanken meines Herzens vertrauen und ewig bei ihr allein Troſt für jeden Kummer ſuchen. Ich würde, wenn ich mich von ihr trennen müßte, das Leben in ſeinen edelſten Hoffnungen nicht aufgeben, aber mit unvergänglicher, wehmuthsvoller Sehnſucht würde ich ihrer ewig, ewig als des beſten und theuerſten Weſens gedenken, was ich je gekannt habe, und Alles, was das Glück mir dann noch geben könnte, wäre genußloſe Ruhe. Oft beſeligen wonnevolle Ahnungen mein Herz, eine eigene Rührung und Innigkeit ſchimmert zuweilen durch ihre friedliche Ruhe, und einzelne ihrer Worte, einzelne ihrer Blicke ſind voll unendlichen Zaubers ſüßer, tiefer Empfindung, aber dann iſt ſie auch wieder ganz Heiterkeit, ganz Muthwille. Sie muß es fühlen, daß ihr lebensreiches, warmes Bild längſt in meinem Herzen die Truggeſtalt verlöſcht hat, die ich zu lieben wähnte; doch ſie macht ſich ein Vergnügen daraus, mich mit der Erinnerung an Sidonie zu plagen, und je mehr ihr Bild in meiner Phantaſie verbleicht, in deſto glühendern Farben ſucht ſie es wieder aufzufriſchen. Wie dem aber auch ſei, mein Schickſal muß ſich bald entſcheiden; ich darf meine Abreiſe nicht lange mehr verzögern, und kann Norwegen nicht verlaſſen, ohne Dorotheens Herz über den Gehalt meiner Zukunft befragt zu haben. Gott ſchenke mir die Erfüllung meiner Wünſche. Ach, Bruder, wie unausſprechlich glücklich würde ich ſein, dürfte ich das herrliche Mädchen mein nennen!

Sechster Brief.

Wie wirſt Du, iſt mein letzter Brief in Deine Hände gekommen, erſtaunen, wenn Du erfährſt, daß ich ſeit vorgeſtern mit Sidonien, dieſem Ideale meiner Jugendträume, verlobt und unendlich glücklich bin. Sie war ja doch meine erſte Liebe, und da man in der zweiten Geliebten eigentlich immer nur die erſte fortliebt, ſo wirſt Du dieſen Dir gewiß unerwarteten Wandel meines Herzens in ſeiner Wahl Dir als Menſchenkenner leicht erklären können. Wer hätte ſich auch träumen laſſen, daß der Himmel mir in dieſen Felſenthälern die Hochgefeierte, die Dichterfürſtin unſerer Zeit, entgegenführen werde! Wenn ich das nicht als einen Wink des Schickſals, ihr Herz und Leben zu weihen, zu ehren verſtanden hätte, ſo wäre ich gewiß nicht werth, daß mich das Schickſal eines ſolchen Winkes gewürdigt hätte.

Doch Du wirſt wiſſen wollen, wie ſich das Alles begeben hat, und ſo erfahre denn die wunderſame Geſchichte Deines glücklichen Freundes.

Wir waren von einem tief im Gebirge wohnenden Freunde Paulmann's zu einem Beſuch auf ſein Landgut eingeladen, deſſen ſchöne, romantiſche Lage mir Dorothea oft mit Begeiſterung gerühmt hatte. Die kleinen zweiräderigen Fuhrwerke, deren man ſich hier allgemein bedient, ſind ohne Rückſitz, und ſo fuhr Paulmann mit ſeiner Frau, ich mit Dorothea. Nur eine kurze Strecke waren wir gefahren, als die Gegend allmählig wilder und wilder wurde. Die äußern Felſenmaſſen begannen gen Himmel aufzuſtarren, wie das Gerippe einer Welt, das erſt des Augenblickes harrte, der es mit Leben und Schönheit bekleiden ſolle; allein dieſe Wildheit hatte eine Größe der Erhabenheit, von der die Seele mächtig ergriffen wurde. Hier ſang kein Vogel, hier blühte keine Blume, der Adler umkreiſete dieſe düſtere, furchtbare Einöde. Unſer Geſpräch ſtockte, ich drückte ſchweigend Dorotheens Hand an mein Herz. Plötzlich ſpaltete ſich die Felſenwand vor uns, Fichten und Tannen dunkelten jenſeits auf aus den Spalten und Klüften bis hinauf zum Gipfel der Felſen, und erhoben das friſche, unbeſchreiblich glänzende Grün der dazwiſchen liegenden Thäler und Wieſen, deren klare Seen die Schönheit dieſes Anblicks erhöheten. Wir waren erſt gegen Abend aufgefahren, um die Schönheit der Nacht zu genießen. Die Sonne ſank jetzt und die Felſen, hinter denen ſie verſchwand, erglühten purpurfarbig, während der Mond ſein goldenes, taghelles Licht auf die Gegend goß. Unvergleichlich ſchön, ein himmliſch leichtes Aethermeer iſt dieſer blaue Nachthimmel des Nordlands, und die Silberſtrahlen ſeiner Sterne wiegen uns in jene ſanfte Melancholie ein, die die Phantaſie beflügelt und die Seele erhebt. Eine ſolche, Frieden und Liebe athmende, alle Sinne bezaubernde Nacht hatte ich noch nie erlebt, und wie nun als Sonnenbote der erſte, friſche Morgenhauch durch ſie hin ſäuſelte, die höchſten Gipfel der Fichten ſich leiſe wie erwachend regten, und die Vögel, die in ihnen ſchlummerten, zu wecken ſchienen, da hob ſich mein überſeliges Herz empor zu dem großen Urheber der Natur, der uns für dies flüchtige Leben den vergänglichen Schmerz und die ewige Liebe gegeben hat. — Leichte ſilberne Duftwölkchen ſchwammen vor dem Purpur des glühenden Morgenrothes her; ich lauſchte der kommenden Sonne mit jedem Seelenſinn entgegen und wagte, Dorotheens Hand drückend, kaum zu athmen; ſie kam endlich, und die ſchönſte Feier ihres Erſcheinens war die Thräne andachtsvoller Wonne in Dorotheens Auge, und wie ich ſie nun an mein Herz zog und dieſe Thräne ihrem Auge entküſſend, ſie vor der Sonne, dem Auge des allſehenden Gottes, fragte, ob ſie mein ſein wolle für Zeit und Ewigkeit, und wie ſie nun, das Haupt an mein Herz legend, in Thränen ausbrach, ſo ſchön, daß Engel ſie weinen könnten, und die Hand gen Himmel emporhebend, fliſterte: „hier und dort!" — o Ferdinand, da verſtummte Dein Freund vor Seligkeit und nur ſeine Thräne war ſein Gelübde und ſein Gebet.

Frage mich nicht, wie vieler Zeit ich bedurfte, ehe ich zum klaren Bewußtſein der Sicherheit meines Glückes kam; Dorothea an meinem Herzen und in meinen Armen, gab es für mich kein irdiſches Zeitmaß mehr. Sie aber richtete ſich aus dieſer Umarmung auf, und mich ſüßlächelnd und erröthend anblickend, nannte ſie mir fragend und zweifelnd Sidoniens Namen. Ich ſagte ihr nun, wie ich mir der Liebe zu dieſer ſchon lange als eines täuſchenden Jugendtraumes bewußt geworden ſei, und wie ich in ihr nun in vollſter Wahrheit der Empfindung all das Herrliche und Beſeligende liebe, was mein Herz in ſeinen Liebesahnungen und in ſeiner Sehnſucht früher in Sidonie zu finden gehofft habe; wie mir in ihr ein viel reineres Bild von Frauenhuld und Frauenwerth ſichtbar geworden ſei, und wie mir ſie, ſie, meine geliebte, meine angebetete Dorothea auf dem ganzen Erdenrunde die Einzige ſei, von der mir wahres, tiefempfundenes Erdenglück kommen könne. Dorotheens Augen füllten ſich mit Thränen; „ſo iſt denn," ſagte ſie, „der erſte und theuerſte Wunſch meines Herzens erfüllt, es iſt mir gelungen, den Mann meiner Seele mir ſelbſt untreu zu machen, und ich verdanke den Beſitz ſeines Herzens keiner äußern Zufälligkeit, keinem Irrglanze der Berühmtheit und des Geiſtes, ſondern nur dem, was ich in unverfälſchter Wahrheit meines eigenſten und innerſten Seins bin und ihm ewig zu bleiben hoffen darf. Ich ſelbſt bin es, Julius, die unter dem als Schriftſtellerin angenommenen Namen Sidonie einen Eindruck auf Deine Phantaſie machte, der wahrſcheinlich dem Glück unſerer Herzen ſeine Wahrheit und Reinheit getrübt haben würde, wenn Du mich als Sidonie aufgeſucht, als Schriftſtellerin kennen gelernt und um mich geworben hätteſt."

Ueberraſchter, als ich es Dir zu ſchildern vermag, ſtaunte ich ſie an. „Um Dir das Räthſel zu löſen," fuhr ſie fort, „wie Du mich, die Du in Deutſchland glaubteſt, hier in den Felſenthälern Norwegens findeſt, muß ich Dir einen flüchtigen Abriß meines Lebens entwerfen. Ich bin nicht Mariens Schweſter, aber unſere Väter waren Brüder, unſere Mütter Schweſtern und wir Beide ſind an einem Tage geboren. Inniger kann keine Familie vereint ſein, als die unſrige es war, und da wir in einer kleinen Stadt in Hinſicht des Umgangs faſt ganz auf uns beſchränkt waren, ſo befeſtigte die Gewohnheit des ungeſtörten Zuſammenlebens das Band unſerer Herzen von Jahr zu Jahr inniger. Von Jugend auf zeigte ich Talent zur Dichtkunſt; meine Lieben erfreuten ſich daran, ohne es aufzumuntern, und meine Mutter bemühete ſich, mir Grundſätze einzuflößen und Gewohnheiten anzubilden, die mich auch in reiferen Jahren davor ſchützen konnten, auf mein Talent eitel zu werden. Kaum funfzehn Jahr alt verlor ich meine Eltern; ſie hinterließen mir kein Vermögen, aber von Mariens Eltern aufgenommen, war mir das Glück treuer Elternliebe noch nicht verloren. Marie und ich hatten gemeinſchaftlich eine ſchöne Kindheit verlebt; auch unſere erſten Jugendjahre waren ſchön; die Trauer um den Verluſt meiner Eltern veredelte uns und lehrte uns tiefer empfinden und das Leben ernſter würdigen. Einſam von außen entfaltete ſich unſer inneres Leben im Umgange mit Gott, mit der Natur, in der Liebe, die uns an einander und an unſere Eltern band. Im neunzehnten Jahre wurden wir Waiſen. Eine Tante von uns, die in Königsberg lebte, erbot ſich, eine von uns an Kindes Statt anzunehmen, da ihre Lage es ihr nicht verſtattete, bei uns Beiden Mutterſtelle vertreten zu können, und das Schickſal ſelbſt entſchied, daß Marie zu der Tante gehen ſolle, indem es mir eine andere Verſorgung anwies. Ich hatte mich in den beiden letzten Jahren an eine größere Dichtung gewagt und Olga vollendet; der Prediger unſers Wohnortes hatte ſie ohne mein Wiſſen drucken laſſen, und mir dadurch die Gunſt der Herzogin von K. erworben. Dieſe vortreffliche Frau erkundigte ſich bei dem Verleger nach der Verfaſſerin; dieſer, der meinen wahren Namen nicht wußte, wandte ſich an den Prediger, von dem er das Manuſcript erhalten hatte, und durch dieſen von meinen Verhältniſſen unterrichtet, berief mich die Herzogin als Vorleſerin zu ſich. Ich ſage Dir nichts von dem Schmerz der Trennung, den Marie und ich empfanden; allein ſo tief er auch war, ſo blieb doch der Gedanke, daß wir nun die Welt ſehen und kennen lernen ſollten, nicht ohne Einfluß auf unſern Sinn. Mit großen Erwartungen von ihr kam ich in der Reſidenz an. Olga hatte mir eine Berühmtheit erworben, von der ich in meiner bisherigen einſamen Verborgenheit keine Ahnung gehabt hatte. Die Herzogin nahm mich mit ehrender Güte auf; Alles drängte ſich zu mir, in jeder Zeitſchrift fand ich mein Lob, jeder Poſttag brachte mir von irgend einem Buchhändler eine Aufforderung, ihn zum Verleger zu wählen, oder von irgend einem berühmten Schriftſteller, einer berühmten Frau eine ſchmeichelhafte Einladung, an dieſem oder jenem literariſchen Unternehmen Theil zu nehmen. Meine Jugend, meine Anſpruchloſigkeit bewahrte mich vor dem Unglücke, beneidet zu werden; edle Menſchen traten mir freundlich entgegen, Gebildete ſuchten mich auf, und in den drei Jahren, die ich am Hofe der Herzogin verlebt habe, hat mich keiner der Dornen verletzt, die ſo oft auf der ſchriftſtelleriſchen Laufbahn Eitelkeit und Herz verwunden. Deſto nachtheiliger war aber der Einfluß dieſer Verhältniſſe auf mein inneres Leben. Ich konnte es mir nicht verhehlen, daß dieſe neue Lebensweiſe von aller rein weiblichen Beſtimmung mich abführte; ich ſchrieb viel und mit ſteigendem Beifall; alle Schätze der Literatur ſtanden mir zu Gebote, die in der Reſidenz aufgehäuſten Kunſtſchätze eröffneten mir eine neue, herrliche Welt, ich lebte geiſtig ein ſehr reiches Leben, allein meine

Freude an häuslicher Thätigkeit, an Fleiß und Handarbeit, an ſtiller Einſamkeit verlor ſich allmählig, und mit ihr die Friſche der geiſtigen und körperlichen Geſundheit. Ein hochgeiſtiges Leben iſt für uns Frauen immer ein kränkelndes, und meine eigene Erfahrung, ſo wie die Beobachtungen, die ich zu machen Gelegenheit gehabt habe, haben mich überzeugt, daß das Leben einer Schriftſtellerin oder Künſtlerin faſt ohne Ausnahme zu einem unnatürlichen wird. Vor der Göttlichkeit des echten Dichterberufes muß freilich die Anforderung jedes irdiſchen Verhältniſſes verſchwinden; allein die Natur macht oft in einem Jahrtauſend nur eine Ausnahme im weiblichen Geſchlecht, und dieſe mag dann freilich, wie es z. B. bei der Frau v. Staël der Fall war, als Ausnahme gelten. Der Mann darf die Liebe, er darf Gatten- und Vaterfreude, den Frieden ſchöner Häuslichkeit der Kunſt opfern, und doch wird das Verhältniß, welches ihm dieſe Opfer als nothwendig abfordert, immer nur ein ſeltenes und ungewöhnliches ſein; allein den Frauen gibt die Natur höchſtens leichte Talente, doch nie jene ſelbſtſchöpferiſche Geniuskraft, die dieſe zur genialiſchen Einheit verbindet, und damit iſt auch dem verkünſtelten Künſtlerleben, dem jetzt ſo viele Frauen nachſtreben, das Urtheil geſprochen. Ein Anderes iſt es, wo das Schickſal eine Frau mit allen Anſprüchen ihres Herzens auf Glück zur Reſignation beſtimmt hat, wo das Grab vielleicht ihre Liebe deckt und die heilige Treue ihres Herzens ſie ohne ein äußeres, kirchliches Gelübde zur Nonne weihete, oder wo ſie ihres Talentes bedarf, ſich ſelbſt und ihrer Familie einen anſtändigen Lebensunterhalt zu erwerben; da laßt uns ſchonend urtheilen und theilnehmend wünſchen, daß es der Poeſie gelingen möge, dem Dornenkranz, den ſie trägt, die ſcharfen Spitzen zu nehmen, und in den Gebilden ihrer Phantaſie Troſt für die Leiden einer rauhen Wirklichkeit zu finden. — Aber ſelbſt in ſolcher Lage iſt die Kunſt nur ein Nothbehelf, und jeder Standpunkt im Leben, der ihr häusliche Thätigkeit, Regſamkeit für Andere, Fleiß, Verborgenheit, Beſchränkung auf einen kleinen Kreis ſichert, wird dem Frieden ihres Herzens, ihrer Ruhe und ihrem Glück heilſamer ſein, als es irgend eine Art von literariſcher oder künſtleriſcher Berühmtheit zu werden vermag. Eine Erfahrung, die ich machte, war mir vorzüglich ſchmerzlich, in dem, was ich ſchrieb, ſpiegelte ſich, vielleicht aus Mangel an Talent, das Selbſtempfundene, Selbſterlebte treu ab, und dieſe Wahrheit der Empfindung und der Darſtellung war, wie ich glaube, das einzige Verdienſt, auf das ich als Schriftſtellerin Anſpruch machen konnte; allein es iſt unglaublich, wie ſich das, was ich ſo darſtellte, gewiſſermaßen von meinem Leben ablöſete und zu Etwas außer mir Exiſtirendem wurde. — Der tiefſte Schmerz, den ich empfunden hatte, war der über den Verluſt meiner Eltern; ich ſprach ihn einſt in einer mir heiligen Stunde unter tauſend heißen Thränen in einem Gedichte aus, das man für mein gelungenſtes hält; aber mir war und iſt es noch eine Entweihung; ich habe das Gedicht nie, ſeitdem es gedruckt iſt, wieder leſen können; ich fühlte durch ſein Daſein das Heiligthum meines Grams entweiht. — Ausgeſprochen, der Menge ausgeſprochen hatte ich, was ich nur vor Gott hätte hinweinen ſollen. Vielleicht verſtehſt Du mich nicht in dem unſäglichen Schmerz, mit dem ich das empfand; doch jede Schriftſtellerin hat vielleicht ähnliche Erfahrungen gemacht, und ſollte dieſe, als der tiefſten Wahrheit ihres Seins gefährlich, fürchten. — Anders als das meine hatte ſich das Leben meiner Marie geſtaltet. In ſtiller Demuth blühte ſie im Hauſe der Tante, in all der Lieblichkeit und Anſpruchloſigkeit zarter Jungfräulichkeit fort; Paulmann, den Handlungsgeſchäfte nach Königsberg geführt hatten, lernte ſie kennen, liebte ſie, und warb um ihre Hand. Er fühlte, welch ein Opfer ſie ihm bringe, wenn ſie ihr Vaterland verlaſſe, und überzeugt, daß wir Frauen in den Jugenderinnerungen die zarteſten Herzensblüthen bewahren, ſchlug er ihr vor, eine ihrer Jugendfreundinnen zu bereden, ſie nach Norwegen zu begleiten, damit dieſe durch ihre Nähe jene friſchblühend erhalte. Marie liebte nur mich; ſie hatte mit Paulmann oft von mir geredet; da ſie aber ſein bis zur Abneigung gehendes Vorurtheil gegen ſchriftſtelleriſche Frauen kannte, die er ſich ohne Ausnahme als verſchroben und überbildet dachte, ſo hatte ſie nie den Muth gehabt, ihm zu ſagen, daß ihre Dorothea mit der Schriftſtellerin Sidonia Eine und Dieſelbe ſei. Der Brief, in welchem ſie mir ihre Verlobung und Paulmann's Wunſch, daß ich ſie begleiten ſolle, um als ihre Schweſter in ſeinem Hauſe zu leben, bekannt machte, galt mir für einen Wink des Himmels. Ich erbat von der Herzogin meine Entlaſſung und eilte zu ihr und dann mit ihr und ihrem Gatten hierher, wo ich Tage des reinſten Herzensfriedens gelebt habe, von denen ich dankbar erkenne, daß ich ihnen eine Kräftigung des innern Lebens verdanke, wie ſie mir mein voriges, den eigentlichen Kern im

Menſchen angreifendes Leben nicht zu geben vermochte. — Jetzt erſchienſt Du, und ich kann nicht läugnen, daß ich im Anfange einige Mal die Verſuchung empfand, mich vor Dir ein Bißchen mit meinem Geiſte aufzuputzen, da es mir nicht entging, daß Du die geiſtige Bildung der Frauen eben ſo überſchätzteſt, als Paulmann ſie in Deinem Sinne zu tief herabwürdigte. Allein bald führte mich die Unbefangenheit, mit der Du Dich mir naheteſt, weil Du in mir nur ein gutes, heiteres, fleißiges Geſchöpf ſaheſt, von dieſer Verſuchung zurück. Dieſe Art der Annäherung war mir fremd und ſie that mir unendlich wohl. In meiner Vaterſtadt hatte ich nie Gelegenheit gehabt, mit jungen Männern umzugehen; bei Hofe trat ich ſchon mit meiner Schriftſtellerei geputzt auf; die Auszeichnung, die man mir erwies, galt vorzugsweiſe immer mehr der Dichterin als dem Mädchen, und meine Eitelkeit empfing viele Huldigungen, während mein Herz unbeachtet und unbefriedigt blieb. Von Dir fühlte ich mich nun zum erſten Mal, entkleidet von allem Geiſtesſchimmer, in der Liebenswürdigkeit meines Mädchenweſens anerkannt, und das machte mich zu glücklich, als daß ich mich noch verſucht fühlen konnte, unſer Verhältniß durch einen mir werthloſen

Triumph der Eitelkeit anders zu geſtalten. Urtheile nun aber über den Eindruck, den das Geſtändniß Deiner Liebe zu Sidonien auf mich machte. Schon damals, mein Freund, beſaß indeſſen Dorothea und nicht Sidonie Dein Herz, was Dich an dieſe band, war nur Trug der Phantaſie. O wie danke ich der Vorſehung jetzt dafür, daß ſie mich Dir als Dorothea entgegen geführt hat! Glaube mir, als Sidonie hätteſt Du mich nie wahrhaft lieb gewonnen, Du hätteſt in ihr vorzugsweiſe die Dichterin aufgeſucht, und das iſt eben das Unglück, den Schriftſtellerinnen und Künſtlerinnen in ihrem Verhältniſſe zur Außenwelt ſelten zu entgehen vermögen, daß man im Umgange mit ihnen vorzugsweiſe ihren Geiſt in Anſpruch nimmt, und daß die Bande, die geiſtiges Wohlgefallen und der Zauber der Phantaſie knüpfen, das Herz nicht daurend beglücken können, ja, daß dieſes oft kalt bleibt, wo die Phantaſie glüht. Ich glaubte nur der Stimme der Pflicht zu folgen, als ich nach Norwegen ging, um für Glanz und Berühmtheit den ſtillen Frieden frommen Fleißes und treuer Freundſchaft einzutauſchen, und ſieh, es war der Pfad, auf dem die Vorſehung mich meinem Glücke entgegen leitete.“ —

Hier ſank Dorothea an meine Bruſt, und welches Zuſatzes bedürfte es noch, Dir zu ſchildern, wie glücklich ich bin?

Druckfehler im Subſcribenten-Verzeichniß.

Ihro Königliche Hoheit Prinzeſſin Carl von Preußen, geborne Herzogin von Weimar, ſtatt geb. Prinzeſſin von Heſſen-Hemburg.

Berlin.

Gräfin Reden ſtatt Rende.
Frau von Roeder, geb. Gräfin Chazet ſtatt Frau von Ronder.
Geheimeräthin Endell ſtatt Endall.

Dresden.

Frau Henriette von Bardeleben ſtatt Bordeleben, wohnt jetzt in Berlin.
Frau von Loqueyſſie ſtatt Poqueyſſie.

Elberfeld.

Frau Paſtorin Harriot Groſſe ſtatt Narriat.

Ludwigsluſt.

Kammerjunker, Baron Stenglin ſtatt Stenzlin.

Lüneburg.

W. Jochmus ſtatt Gräfin Jochmus.

Parchim.

Präſidentin v. O., geb. Gräfin Moltke ſtatt Noltka.
Oberappellationsrath Rönnberg ſtatt Ronnberg.

Roſtock.

Senatorin Haevernick ſtatt Hauvernick.

Wismar.

Carl von Both auf Rohlſtorff ſtatt Pohlſtorff.

Auswahl

aus

Fanny Tarnow's Schriften.

Dreizehnter Band.

Leipzig, 1830.
Verlag von Carl Focke.

Novellen

von

Fanny Tarnow.

Erſter Band.

Leipzig, 1830.
Verlag von Carl Focke.

Inhalt.

Leonidens Verirrungen.

Valentine.

Leonidens Verirrungen.

Die Frau, deren Schickſale die nachfolgenden Blätter erzählen, hat, wenn gleich nur eine kurze, doch zu glänzende Rolle geſpielt, um in den Zirkeln, in denen ſie lebte, ſchon vergeſſen zu ſein. Es gilt hier keine Rechtfertigung ihrer Verirrungen — wer könnte und möchte dieſe unternehmen? — ſondern nur eine einfache Darſtellung der Begebenheiten ihres Lebens, die ſie zu dem machten, was ſie war. Sie hat viel verſchuldet; aber ſie iſt, durch den tiefſten Erdenſchmerz geläutert, in's Grab geſunken. Friede ſei mit ihrem Andenken!

Der General Brice, der ſich in den Feldzügen des Conſuls Buonaparte noch mehr Geld als Ruhm erworben hatte, kaufte das in der Picardie gelegene Schloß Savigny, um dort mit ſeiner Frau und ſeiner zehnjährigen Tochter Cäcilie den Sommer zuzubringen. Der Pfarrer des dazu gehörenden Dörfchens erhielt den Auftrag, dem kleinen Fräulein einige Lehrſtunden zu geben, und nahm ihn unter der Bedingung an, daß ſeine Pflegetochter Leonide, die nur zwei Jahr jünger als Cäcilie war, denſelben beiwohnen dürfte.

Leonidens Vater, der Marquis de Cerny, hatte in den Stürmen der Revolution mit ſeiner Gattin das Leben unter dem Beile der Guillotine verloren; ſie ſelbſt, von ihrer Mutter im Gefängniſſe geboren, wurde gleich nach ihrer Geburt nach dem Findelhauſe geſandt, und von den Vorſtehern deſſelben einer Bäuerin übergeben, die ſie mit nach Savigny nahm. Die ausgezeichnete Schönheit des Kindes machte den Pfarrer auf daſſelbe aufmerkſam; das unglückliche Schickſal dieſes ſo grauſam verwaiſten Sprößlings eines alten, edlen Geſchlechtes rührte ihn, und er nahm es zu ſich.

Die neuen Bewohner des Schloſſes gewannen das blendend ſchöne, unendlich reizende Kind ſo lieb, daß bei ihrer Rückkehr nach Paris Cäciliens Bitten, ſie nicht von ihrer Geſpielin zu trennen, leicht bei ihnen Eingang fanden. Der General und ſeine Frau waren höchſt alltägliche, aber gutmüthige Menſchen; der Wunſch, ihrer Tochter ein Vergnügen zu machen, vereinte ſich mit dem Reize einer wohlthätigen That, und ſie baten den Pfarrer, ihnen Leoniden zu überlaſſen, die ſie wie Cäcilien zu erziehen und dieſer in Allem gleich zu halten verſprachen.

Auch brachte der General beide Mädchen wenig Tage nach ihrer Ankunft in Paris nach St. Germain zu Madame Campan, deren Erziehungsanſtalt damals noch ein Privatunternehmen war. Leonide galt hier für die Tochter eines Freundes des Generals, der auf dem Bette der Ehre ſeinen Tod gefunden, und dieſen zum Beſchützer und zum Vormunde ſeines Kindes ernannt hatte.

Madame Campan war eine vortreffliche Erzieherin. Faſt alle ihre Zöglinge zeichneten ſich durch jene ſittſame Anmuth aus, die die Grazie ſchöner Weiblichkeit, und in jedem Stande der liebenswürdigſte Reiz eines jungen Mädchens iſt. Bei der größten Sorgfalt für die Ausbildung glänzender Talente wurde auch die Bildung des Geiſtes und des Herzens nicht vernachläſſigt, und der einzige Schatten, den die Erziehungsweiſe der Madame Campan hatte, war die ſichtliche Vorliebe für diejenigen unter den ihr anvertrauten jungen Mädchen, die ſich durch Geiſt, Talente und Schönheit glänzend auszeichneten.

Cäcilie war und blieb ein hübſches, gutes, alltägliches Weſen. Leonide entfaltete ſich mehr und mehr in ſeltner, wahrhaft blendender Schönheit; ſie war dabei voll Geiſt, Witz und Leben, und wurde in kurzer Zeit der erklärte Liebling ihrer mütterlichen Erzieherin. Sie lernte hier glänzen, und auf die Fähigkeit, es zu können, wie auf ein Verdienſt ſtolz zu ſein und ſie wie ein Recht geltend zu machen. Allein das Geheimniß ihres Charakters blieb auch von Madame Campan nicht unerrathen, und ſie zagte oft vor der ungemeſſenen Leidenſchaftlichkeit, vor der Ueberſpannung der Ideen und Gefühle, die ſich freilich jetzt nur noch in Andeutungen, in blitzähnlichen Aufwallungen offenbarte, von der die erfahrne Frau aber wohl fühlte, in welcher verderblichen Gluth ſie dereinſt auflodern könnten. „Sein Sie bei Ihrem Eintritte in die Welt ja gegen ſich ſelbſt auf Ihrer Hut,“ bat und warnte ſie Leonide oft; „Sie können nie einen gefährlichern Feind finden, als den, den ſie im eigenen Buſen tragen! Lernen Sie ſich freiwillig in Wünſchen, Hoffnungen und Anſprüchen begrenzen, ſonſt werden Sie ſich unbeſchreiblich unglücklich fühlen, wenn Ihnen das Schickſal für Ihre hochfliegenden, überſpannten Entwürfe enge, aber für uns Frauen unüberſteigliche Schranken ziehen ſollte!“ —

Beide Mädchen näherten ſich jetzt dem Alter, wo man die Erziehung als vollendet anzuſehen pflegt, und ſollten in das Haus des Generals zurückkehren, als Madame Campan zur Vorſteherin des kaiſerlichen Erziehungshauſes in Ecouen ernannt worden war. Cäciliens Vater war während dieſes Zeitraumes von dem Kaiſer zum Grafen ernannt worden; er war ein großer, ſchöner Mann, und ſeine militäriſche

Haltung erleichterte ihm die anſtändige Behauptung ſeines neuen Ranges, allein ſeine Frau machte ſich durch das Beſtreben, jetzt als Gräfin vornehm thun und erſcheinen zu wollen, ſehr lächerlich.

Cäcilie, in der Erziehungsanſtalt der Madame Campan an die feinſten Formen des guten Tones gewöhnt, fühlte ſich bei der Rückkehr in das elterliche Haus durch das Benehmen ihrer Mutter oft verletzt; doch Leonide, die, eines viel vertrautern Umganges mit einer der liebenswürdigſten und geiſtreichſten Frauen des alten Frankreichs gewürdigt, ſich den Tact des vornehmen Tones und alle Feinheiten der geſellſchaftlichen Convenienz in einem ausgezeichneten Grade angeeignet hatte, fand das Benehmen ihrer Wohlthäter nicht nur lächerlich, ſondern oft unerträglich, und ihre Geſellſchaften eben ſo albern als langweilig.

Sie hatte von der Natur die unglückliche Gabe erhalten, das Lächerliche ſchnell zu bemerken und es mit ſpottendem Muthwillen aufzufaſſen. Ihre unbeſonnene Lebhaftigkeit machte es ihr faſt unmöglich, einen beißenden Einfall zu unterdrücken, und irgend eine Rückſicht der Schonung und des Zartgefühls zu beachten. Cäcilie war an die harmloſe Anerkennung von Leonidens Uebergewicht zu gewöhnt, und liebte ſie zu herzlich, um nicht jedes ihrer Witzworte zu belachen, wenn es ihr gleich zuweilen weh that, daß ihre Eltern der Gegenſtand ihres Muthwillens waren; aber nun trat ein Bewerber um ihre Hand auf, deſſen Erſcheinen ihren Gefühlen eine veränderte Richtung gab. Es war der Adjutant ihres Vaters, und der einzige Sohn eines reich gewordenen Lieferanten. Die Partie erſchien den beiderſeitigen Eltern wünſchenswerth, und die jungen Leute gefielen ſich gleichfalls. Der Anſtand und das Betragen des jungen Mannes, ſo wie ſeine etwas ungeſchickte Art, Cäcilien den Hof zu machen, wurden aber für Leonide eine unerſchöpfliche Quelle zu Neckereien und beißenden Einfällen, die Cäcilien tief verletzten, und ſie der Freundin entfremdeten. Sie zog ſich ſichtlich von ihr zurück, und die ganze Familie begann ſich gegen ſie kaltſinnig zu beweiſen. Leonide war zu ſtolz, ſich darüber zu beklagen, wenn es ſie gleich im Geheim betrübte. Als ſie aber an Cäciliens Hochzeittage in ihr Zimmer trat, um ihr den Strauß von Orangenblüthen zu bringen, der nach franzöſiſcher Sitte die Braut ſchmückt, wie bei uns der Myrtenkranz, brachen ihre Thränen hervor;

beide Freundinnen umfaßten ſich mit der vollen alten Liebe, und verſöhnten ſich von ganzer Seele recht aufrichtig und aus Herzensgrunde mit einander. — Und doch konnte ſie ihrer Spottluſt am Abend dieſes Tages nicht gebieten, und ließ dieſer auf Koſten des Bräutigams freien Lauf, und das noch dazu einem fremden jungen Manne gegenüber, deſſen Namen ſie nicht einmal wußte. Sie hatte den Ballſaal verlaſſen, um eine abgeriſſene Garnitur ihres Kleides wieder feſt heften zu laſſen, und traf bei der Rückkehr gleich an der Thür deſſelben einen jungen Mann, den ſie früher unter den Anweſenden nicht bemerkt hatte, und deſſen Auge nach einer Tänzerin zu ſuchen ſchien, um in den Contretänzen, zu denen man ſich eben ſtellte, mit eintreten zu können. So wie er Leonide erblickte, eilte er auf ſie zu, und da ſie zu dieſem Tanze unverſagt war, gab ſie ihm die Hand. Nicht fern von ihnen tanzte der Bräutigam, und ſie belachte ſo unverholen die grotesken Sprünge deſſelben, daß ihr Tänzer mit einſtimmen mußte, und ein Geſpräch einleitete, in deſſen Verlaufe ſie ihm eine höchſt muthwillige, carikirte Beſchreibung von dem Bräutigam machte, bei der auch die übrigen Perſonen der Familie nicht leer ausgingen.

Der junge Mann ſchien an dieſer Unterhaltung viel Gefallen zu finden, und die Art und Weiſe, mit der er dies ausſprach und Leonide während der Pauſe des Tanzes zur Fortſetzung deſſelben anregte, riß dieſe immer weiter fort. „Die Familie iſt aber heut nicht vollſtändig zuſammen,“ ſagte ſie endlich, „es fehlt noch der Sohn des Hauſes, den ich nicht kenne, von dem ich aber im Voraus überzeugt bin, daß er ein würdiges Gegenſtück zu ſeinem liebenswürdigen Herrn Schwager abgeben wird.

„Er ſteht vor Ihnen,“ antwortete ihr Tänzer; „ich bin, durch Zufall abgehalten, erſt vor Kurzem angekommen, und kann es dem Glücke nicht genug danken, daß es mir gleich eine ſolche Tänzerin zuführte.“

Leonide erröthete; ſie fühlte, in welchem zweideutigen Lichte ſie dem jungen Manne erſcheinen mußte, wenn er erfuhr, daß es Cäciliens vertrauteſte Freundin, die Pflegetochter ſeiner Eltern war, die ſich gegen einen Fremden, einen ihr ganz Unbekannten, dieſe Spöttereien über einen der Familie ſo nahe angehörenden Mann erlaubt hatte. Arthur — ſo hieß der Sohn des Hauſes — ſuchte ihr freilich ſehr zart und befliſſen jede Verlegenheit dieſer Art zu erſparen, aber ſie empfand nichts deſto weniger von dieſem Augenblicke an eine ganz entſchiedene Abneigung gegen ihn, da ſie es ihm nicht verzeihen konnte, daß er ihr etwas zu verzeihen hatte. Auch ſprach ſich in ſeinem Betragen und ſeiner Art zu ſein ein Hochmuth und eine Zuverſicht, ihr zu gefallen, aus, die ihr entſchieden mißfielen. Es war unverkennbar, daß ihre Schönheit einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, den er auch keinesweges zu verbergen ſuchte. Er wich gleich an dieſem erſten Abende keinen Augenblick von ihrer Seite, tanzte nur mit ihr, und ſchien ſich, als Sohn des Hauſes, berechtigt zu fühlen, ſie als einen Theil ſeines Familienbeſitzes anſehen zu dürfen.

Cäcilie verließ bald nach der Hochzeit mit ihrem Manne die Hauptſtadt, um künftig bei ſeinen Eltern zu leben, die ſich in der Provinz angekauft hatten. Leonide blieb bei dem Grafen und der Gräfin zurück, die es ihr an nichts fehlen ließen, ohne ſich aber weiter ſonderlich um ſie zu bekümmern, oder die Leidenſchaft zu beachten, von der Arthur immer ſichtlicher für ſie erglühte, und die ihn abwechſelnd bald zu ihrem Tyrannen, bald zu ihrem Sklaven machte. Mit ungeſtümer Heftigkeit, mit eiſerner

Gewalt maßte er ſich eine Herrſchaft über ſie an, und unterwarf ſie einem Zwange, den ſie keineswegs zu erdulden Willens war. Ihr erſter Wohlthäter, der gute Pfarrer zu Savigny, war todt, und ſie mußte es jetzt ſchwer büßen, die Liebe ihrer Pflegemutter durch ihr Betragen, wenn nicht ganz verſcherzt, doch bis zur Lauheit erkältet zu haben. Arthur kannte ihre ſchutzloſe Hülfloſigkeit und triumphirte darüber; er liebte ſie mit glühender, verzehrender Leidenſchaft, aber auch mit raſender Eiferſucht. Sie durfte nicht ohne ſeine Begleitung ausgehen, ſie durfte in Geſellſchaft mit keinem andern Manne reden, oder den kleinſten Beweis von Auszeichnung empfangen; ſie durfte ihm ſelbſt nicht die kalte Abneigung zeigen, die ſie gegen ihn empfand, ohne die allerunſinnigſten Ausbrüche ſeiner Leidenſchaft zu veranlaſſen und Auftritte herbeizuführen, deren Unziemlichkeit er dann wieder mit der leidenſchaftlichſten Reue zu ihren Füßen beweinte. Sein Vater war zur Armee abgegangen, und er hatte in dem Hotel ſeiner Eltern eine Wohnung bezogen, die es ihm möglich machte, Leonide jeden Augenblick zu bewachen, und ſie mit ſeiner Liebe zu quälen.

Leonide beklagte ſich über ihn bei ſeiner Mutter, und dieſe verſprach mit ihm darüber zu reden; ſie hatte aber nicht die geringſte Gewalt über ihren Sohn, der ihre Vorſtellungen hochmüthig belächelte, und ihr mit alle dem ihm eigenen Starrſinne ſeinen Entſchluß, ſich mit Leonide vermählen zu wollen, erklärte. Sie fühlte in ſich nicht die Kraft, ſich der Ausführung deſſelben widerſetzen zu können, und ſah kein anderes Hülfsmittel vor ſich, als Leonide heimlich aus ihrem Hauſe zu entfernen. Dieſe war entzückt, als ſie ihr vorſchlug, ſich zu Cäcilien zu begeben; ſie verabſcheuete Arthur, und bat die Gräfin, gleich für die nächſte Nacht die erforderlichen Anſtalten zu ihrer Flucht zu treffen. Beide verabredeten mit einander, daß ſie zur Erleichterung derſelben nur das Allernothwendigſte an Kleidung und Wäſche mit ſich nehmen ſolle.

Ein alter vertrauter Freund des Hauſes begleitete Leonide bis zu dem Eilwagen, der mit der erſten Morgendämmerung abfuhr. Ihr Weg führte ſie durch St. Germain, und der Anblick des Hauſes, in dem ſie fünf glückliche Jahre verlebt hatte, bewegte ſie bis zu Thränen. Stolz und Ehrgeiz waren zwei Grundzüge ihres Charakters; ſie fühlte ſich zu allen Anſprüchen berechtigt, die Jugend, Schönheit, Geiſt und Talente auf ein glänzendes Loos zu geben vermögen, und doch ſah ſie, der letzte Sprößling einer alten, edlen Familie, ſich vom Schickſale verdammt, das Gnadenbrod von Menſchen annehmen zu müſſen, denen ſie ſich in jeder Hinſicht weit überlegen glaubte! — Doch war demüthigende Abhängigkeit von fremdem Mitleid Alles, was ſie von der Zukunft zu hoffen hatte! — Ihre Thränen floſſen — ſie war höchſt empfindlich und ſchmerzlich bewegt. —

In dieſem Augenblick riß einer der Riemen, in denen der Wagenkaſten hing, und der Wagenmeiſter bat die Reiſenden auszuſteigen, um dem Schaden bis zur nächſten Station durch Binden abhelfen zu können. Dies geſchah, und man war ſchon im Begriff, wieder einzuſteigen, als eine Staubwolke, die ſich auf dem Wege von Paris her erhob, Aller Blicke auf ſich zog; Leonide erkannte ſchon von weitem Arthurs Pferd und errieth ihren Verfolger; ohne zu erwägen, daß ihre jetzige Umgebung ihr Schutz vor jeder Gewaltthätigkeit gewähre, ſchrie ſie laut auf, und flog wie ein geſcheuchtes Reh in den Wald hinein, ohne auf den Ruf des Conducteurs und ihrer Reiſegefährten zu hören.

Doch auch Arthur hatte ſie erkannt und ſeine Diener weit hinter ſich zurücklaſſend, ſprengte er ihr nach. Die Schnelligkeit, mit der ſie lief, erſchöpfte bald ihre Kraft, und ſie ſank wie vernichtet nieder. Arthur ſprang vom Pferde, ſeine Züge, die ihr nie gefallen hatten, trugen jetzt einen furchtbaren Ausdruck von Zorn, und eine wilde Leidenſchaft funkelte in ſeinen Blicken. „Du biſt in meiner Gewalt, Undankbare," rief er ihr zu, indem er ſie vom Boden mit ſtarkem Arme aufhob. „Wähnteſt Du wirklich, mir entfliehen zu können? Fühlteſt Du nicht, daß ich Dir bis an's Ende der Welt folgen würde, und daß, ſo lange ich lebe, keine Macht Dich mir zu entreißen vermag?"

Leonide brach in Thränen aus. „Warum weinſt Du?" fragte er zärtlich. „Kennſt Du nicht Deine Gewalt über mich? Ja ich bete Dich an, aber Du biſt meiner Liebe heilig, und wenn ich Dich der Welt zu rauben, und Dich vor jedem Blicke zu verbergen wünſche, ſo iſt es nur, um Dir meine Hand zu geben, und Dich auf ewig mein zu nennen. Nach Verlauf von zwei Jahren ſprechen mir die Geſetze das Recht zu, Dich öffentlich für meine Gattin zu erklären, und bis dahin bürgt Dir meine Ehre für meine Treue.

„Nie," rief ſie, „werde ich darein willigen, Ihnen meine Hand zu geben, ich haſſe Sie, ich kann Sie nicht lieben."

„Bedenke, daß Du Dir ſelbſt Dein Urtheil ſprichſt," rief er, „und daß es in meiner Macht ſteht, Dich für Deinen Haß zu beſtrafen."

Leonide ſchrie vor Entſetzen laut auf, als er hier ſeine Arme um ſie ſchlang; man hörte herbeieilende Schritte, und in demſelben Augenblicke ſtand ein junger Mann vor ihnen.

„Um Gottes willen!" rief ihm Leonide händeringend entgegen, „retten Sie mich, beſchützen Sie mich!"

„Hinweg, Eugen!" ſchrie Arthur ihm zu, „Du haſt hier nichts verloren. Was ich mit dieſem Mädchen abzumachen habe, geht Dich nichts an."

„Und doch, Arthur," antwortete dieſer, „werde ich keinem Frauenzimmer meinen Schutz verſagen, wenn es deſſen benöthigt zu ſein glaubt. — Fürchten Sie nichts, Mademoiſelle," fuhr er, ſich zu Leoniden wendend, fort, „Sie können auf meinen Beiſtand rechnen, und Arthur wird gewiß ſelbſt ſehr bald das Unziemliche ſeines Betragens einſehen. Geben Sie mir Ihren Arm, ich werde Sie zu meiner Mutter führen, die kaum hundert Schritte von hier wohnt. Begleite uns, Arthur, wenn Du willſt."

Freudig gab ihm Leonide den Arm, und nach wenig Minuten ſtanden ſie vor dem kleinen Hauſe, das die verwitwete Generalin von Sommeriva bewohnte. Die ernſte Haltung, mit der dieſe Dame ſie empfing, war nicht dazu geeignet, Leonide zu ermuthigen, doch las man in ihren Zügen, daß ſie das Betragen ihres Sohnes billige, als dieſer ihr ſein Zuſammentreffen mit Arthur und dem jungen Mädchen erzählte. Arthur nahm jetzt das Wort, und wollte die Anſprüche ſeiner Familie, ſtatt ſeiner eignen, auf Leonide geltend machen, doch Frau von Sommeriva unterbrach ihn bald. „Ich werde heute noch an Ihre Frau Mutter ſchreiben," ſagte ſie, „und bis ich Antwort von ihr erhalte, wird das Fräulein bei mir bleiben. Sie ſcheinen auf jeden Fall vergeſſen zu haben, daß es für einen Mann von Ehre eine der erſten Pflichten iſt, Frauenehre zu ſchützen, und nicht ſie zu gefährden."

Arthur ging, auch Eugen verließ das Zimmer, und Leonide fand nun, allein mit ihrer Beſchützerin, Muth und Sprache wieder; ſie ſchilderte ihr offenherzig ihre ganze Lage, und bat um ihren Rath.

„Sie lieben Arthur nicht?“ fragte dieſe.

Leonide verſicherte, daß ſie ihn verabſcheue. „Würden Sie ihm aber,“ fragte Frau von Sommeriva weiter, „Ihre Hand geben, wenn Sie ihn liebten?“

Leonide fühlte ihren Stolz durch dieſe Frage verletzt, und ſie antwortete, nicht ohne einen leiſen Anflug von Empfindlichkeit, daß ſie nie darein willigen werde, ihre Hand einem Manne zu reichen, deſſen Familie nicht bereit ſei, ſie mit offenen Armen zu empfangen.

Eugen kam zu Mittage wieder, und ſeine Zärtlichkeit gegen ſeine Mutter ſchien noch durch die Freundlichkeit erhöht zu werden, mit der ſie Leonide behandelte; dieſe erfuhr nun auch, daß er, mit Arthur in einer Kriegsſchule erzogen, der vertrauteſte Jugendfreund deſſelben ſei, und jetzt nur noch bei ſeiner Mutter, deren einziger Sohn, deren einziger Troſt er war, einige Monate zubringe, um dann zur Armee abzugehen.

Leonide fand nun auch Muße, ihn genauer zu betrachten. Seine tiefblauen Augen, ſein ſanfter Blick und die Fülle blonder Locken, die ſein Haupt umkräuſelten, gaben ihm ein beinahe mädchenhaftes Anſehen; allein man mußte der Anmuth und der Ritterlichkeit ſeines Weſens die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ihn für einen eben ſo hübſchen als liebenswürdigen Mann anzuerkennen. Auch ſeine Mutter konnte noch Anſpruch darauf machen, für eine ſchöne Frau zu gelten; ſie hatte in ihrem zweiundzwanzigſten Jahre ihren Gemahl, den General Sommeriva, verloren, und jeden Antrag zu einer zweiten Vermählung ausgeſchlagen, um ganz und ungetheilt für ihren Sohn leben zu können. Trotz ihrer unendlichen Liebe für ihn beſaß ſie aber doch ſo viel Charakterſtärke, ihn ſelbſt zum Eintritte in die militäriſche Laufbahn aufzufordern, die damals in Frankreich für einen jungen Mann nicht blos als die ehrenvollſte galt, ſondern auch die einzige war, auf der er Vermögen zu erwerben hoffen durfte. Frau von Sommeriva hatte alle ihre Familiengüter in der Revolution verloren, und lebte nur von dem Verſorgungsgehalte, den ſie als Witwe eines Generals bezog.

Frau von Sommeriva ſchrieb an Arthurs Mutter, und erhielt am folgenden Tage die Antwort, daß ſie es Leoniden frei ſtelle, ſich zu ihrer Tochter zu begeben, oder ſonſt irgend ein Unterkommen für ſich zu ſuchen; ihr ſei es unmöglich, ſie wieder bei ſich aufzunehmen, da ſie ſie vor den Bewerbungen ihres Sohnes nicht zu ſchützen wiſſe, und es für das Rathſamſte halte, ſich in dieſer Angelegenheit jeder weitern Einmiſchung zu enthalten.

„Was werden Sie nun thun?“ fragte Frau von Sommeriva nach Leſung dieſes Briefes: „ich weiß nicht, was ich Ihnen rathen ſoll, denn das iſt wohl gewiß, daß Ihr Aufenthalt bei Cäcilien von den traurigſten Folgen für Sie ſelbſt und für die ganze Familie ſein würde, da Arthur keine Rückſicht des Zartgefühls und des Anſtandes zu nehmen weiß.“ —

Leonide zerfloß in Thränen. Eugen blickte ſeine Mutter flehend an, und doch war es nicht die Gewalt dieſes Blickes, ſondern Pflichtgefühl und Güte, was die edle Frau zu Leonidens Gunſten bewegten. Das junge bildſchöne Geſchöpf war in einer durchaus hülfloſen Lage, ohne allen Schutz, ohne allen Beiſtand. Konnte, durfte ſie ihr Hülfe verſagen? — „Wir wollen die Sache mit Bedacht überlegen,“ ſagte ſie ſanft, aber auch mit trübem Ernſte: „bleiben Sie für's Erſte bei mir.“

Leonide blieb, wenn gleich ungern, denn ſie empfand, Frau von Sommeriva gegenüber, eine Blödigkeit, die ſie beklemmte, und die ſie doch nicht zu beſiegen vermochte. Tage und Wochen vergingen in ſtiller Einförmigkeit; ſie äußerte erſt den Wunſch, ihre Talente zur Erwerbung ihres Lebensunterhaltes zu benutzen; ſie ſpielte Harfe und Piano, ſie ſang ſehr angenehm, ſie ſprach engliſch, ſie zeichnete ſauber und geſchmackvoll, und wußte Alles, was ein gut und vornehm erzogenes junges Frauenzimmer in unſern Tagen wiſſen muß; aber Frau von Sommeriva überführte ſie durch vernünftige Vorſtellungen leicht, daß kein Talent bei ihr ſo zur Virtuoſität ausgebildet war, daß es ihr zur Erreichung jenes Zweckes dienen konnte. Auch ſtand ihre Jugend allen Planen dieſer Art im Wege, ſie war kaum funfzehn Jahre alt.

Aber bald verließen Eugens Blicke ſie nicht mehr, und ſie las darin den Ausdruck eines Gefühls, das ihrer Eitelkeit ſchmeichelte, wenn es gleich ihr Herz kalt ließ. Ein angeborner Hang zur Eroberungsſucht, Langeweile, Dankbarkeit, und eine unbeſchäftigte, höchſt feurige Einbildungskraft erzeugten in ihr aber den Wahn, daß ſie gegen die glühende Leidenſchaft, die er für ſie empfand, nicht unempfindlich ſei, und die Zärtlichkeit, die ihm jetzt zuweilen aus ihren Augen entgegenſtrahlte, raubte ihm vollends jede Kraft zum Widerſtande gegen die Gewalt dieſer Liebe.

Er ſah ſie nie anders, als in Gegenwart ſeiner Mutter; allein er ſchrieb ihr täglich Briefe, in denen eine Leidenſchaft flammte, deren Gluth ſie nicht, wie früher bei Arthur, erſchreckte, ſondern erfreute. —

Eugens Liebe blieb ſeiner Mutter nicht lange ein Geheimniß. Sie ſprach mit ihm ernſt darüber, und verſagte ihm beſtimmt ihre Einwilligung. Seit dieſer Unterredung verſank er in die tiefſte Schwermuth. Tage lang irrte er einſam in dem Walde von St. Germain umher, ſeine Mutter ſah ihn nur noch bei Tiſche, und der Seelenfriede, der ehemals die Bewohner dieſes kleinen Häuschens beglückte, war nun grauſam zerſtört. Bald ſollte aber Eugens bedauernswürdige Mutter einen noch herzzerreißendern Kummer empfinden; ihr Sohn wurde gefährlich krank, und in ſeiner Fieberphantaſie ſtieß er jede Hülfeleiſtung ſeiner Mutter von ſich, und rief nur nach Leonide. Frau von Sommeriva ſah ſich gezwungen, dieſe ſelbſt an ſein Bett zu führen, da nur ihre Gegenwart dem Kranken Ruhe und Linderung zu gewähren vermochte.

Die Gefahr ſeiner Krankheit ſtieg mit jedem Tage, und Leonide verwünſchte jetzt die Hoffnungen, die ihre Blicke in ſeinem Herzen erweckt hatten, und denen zufolge er ſich von ihr geliebt glaubte, und ſich nur über ſeine Mutter beklagen zu müſſen wähnte. Dieſe beharrte bei der Verweigerung ihrer Einwilligung, ſo lange ihr noch ein Hoffnungsſchimmer leuchtete, ihn ohne dieſe retten zu können; doch als ihr nur noch die Wahl zwiſchen dieſer und ſeinem Tode blieb, legte ſie ſelbſt Leonidens Hand in die ſeinige. „Ich gebe ſie Dir,“ ſagte ſie, „es iſt das letzte Opfer, das meine Liebe Dir noch zu bringen hat.“

Sie verließ mit dieſen Worten das Zimmer, und Leonide blieb allein bei dem Kranken zurück, deſſen Entzücken ſie um ſo weniger zu theilen vermochte, da ſie ſich durch die Art und Weiſe, mit der Frau von Sommeriva ihre Einwilligung gegeben hatte, empfindlich verletzt fühlte. Sie fühlte ſich verſucht, die ihrige zu verſagen; aber, woher ſollte ſie den Muth nehmen, dem Sterbenden zu geſtehen, daß ſie ihn nicht liebte, ihn nie geliebt habe! — Es hieß ihm den Tod geben! — Auch war ſie nicht gleichgültig gegen den Gedanken, ihre Zukunft durch dieſe Verbindung geſichert, und ſich gegen das niederſchlagende Gefühl hülfloſer Heimathloſigkeit geſchützt zu ſehen.

Sie bot Alles auf, den Sturm von Eugens Gefühlen zu beſänftigen, und ihn an die Gefahr zu erinnern, in der er noch ſchwebte. Auch führte ihn die Erſchütterung dieſer Stunde dem Tod näher denn je; aber er erholte ſich wunderbar ſchnell, und drang nun in ſeine Mutter, den Hochzeittag feſtzuſetzen. Die größte Schwierigkeit ſeiner Verbindung mit Leoniden lag in der Herbeiſchaffung des Todtenſcheines ihrer Eltern; doch gelang es Eugen, ſich dieſen zu verſchaffen. Beide waren in der Blüthe ihrer Jahre unter dem Beile des Henkers gefallen; allein ihr kurzer Lebenslauf war doch nicht ganz ſpurlos im Meere der Vergeſſenheit verſunken. Man erinnerte ſich in der Conciergerie noch des Muthes, den Leonidens Vater, der Marquis de Cerny, bewieſen hatte, und eben ſo wenig war in dem Gefängniſſe ihrer Mutter das Andenken an ihre Schönheit, ihre Sanftmuth, und an Leonidens traurige Geburt erloſchen. Dieſe Nachrichten koſteten Leoniden Thränen, — der letzte Sprößling einer edlen Familie, hatte ſie auf Erden keinen Anverwandten, keinen Beſchützer und Freund! — allein mußte ſie zum Altare gehen, um ihre Hand einem Manne zu reichen, von dem ſie freilich leidenſchaftlich vergöttert wurde, an deſſen Seite ſie ſich aber nur ein ſehr zweideutiges Glück verſprechen konnte, da ſein Beruf ihn nach wenig Wochen von ihr hinwegführte, und ihr Schickſal dann von einer Frau abhing, der ſie ihre Achtung nicht verſagen konnte, gegen die ſie aber einen geheimen Unmuth im Buſen trug.

Endlich brach der zu ihrer Vermählung beſtimmte Tag an, und bräutlich geſchmückt trat ſie in das Zimmer ihrer Schwiegermutter, um mit ihr und Eugen den Weg nach der Capelle anzutreten, wo ſie das auf ewig bindende Wort ausſprechen ſollte. Doch ſie fand nur Frau von Sommeriva vor; Eugen hatte mit Tagesanbruch das Haus verlaſſen, und war noch nicht zurück. Endlich trat er ein, und wankte todtenbleich auf Leonide zu. „Komm,“ ſagte er, ſie umſchlingend, „komm zum Altar — ich habe Dich theuer mit Blut erkauft — Du biſt mein!“

Voll Entſetzen wich Leonide zurück. „Unglücklicher, was haſt Du gethan?“ rief Frau von Sommeriva.

„Arthur iſt todt,“ antwortete er dumpf. „Geſchwind, geſchwind zum Altar — nur in Ihren Armen kann ich es künftig ertragen, zu leben.“

Leonide zögerte, ſeine Mutter wollte nicht, daß ſeine Verbindung an einem durch ein ſo furchtbares Ereigniß bezeichneten Tag geſchloſſen werden ſollte.

„Nun wohl,“ ſagte er, und entblößte ſeine blutige Bruſt, „dann reiße ich dieſen Verband ab und ſterbe zu Euren Füßen.“ —

Frau von Sommeriva zog Leonide zum Altare, ſie wurde Eugens Gattin!

Die Zukunft lag trübe vor Leonidens Blicken, und alle Vortheile einer ehrenvollen Verbindung verſchwanden vor der Ausſicht auf die freudenloſen Tage, denen ſie entgegenging. Frau von Sommeriva war ſo blaß, ſo ſichtlich verändert, daß Leoniden die Gewalt nicht verborgen bleiben konnte, die es ihr koſtete, ihr Mißfallen an der Verbindung ihres Sohnes zu verbergen, und ſie fühlte, daß ſie es ihr nie vergeben werde, Eugen eine Leidenſchaft eingeflößt zu haben, mächtig genug, um ſelbſt ihr die Einwilligung in dieſe Vermählung abzunöthigen. Die Mutter bot indeſſen nach der Trauung Alles auf, um Leoniden Muth einzuſprechen, und forderte, vereint mit ihr, Eugen zu einer ausführlicheren Erzählung ſeines Zuſammentreffens mit Arthur auf.

„Die Nacht,“ ſagte er, „die dem ſchönſten Tage meines Lebens voranging, dünkte mir unerträglich lang; ich konnte nicht ſchlafen, und verließ bei dem erſten Scheine der Morgenröthe das Haus, um einen Spatziergang im Walde zu machen. Kaum war ich aber eine Viertelſtunde gegangen, als ich auf Arthur traf, der auf dem Wege hierher war. Ich errieth, was ihn zu mir führte, und der Gedanke, mich an dem Tage, wo ich Leonide mein nennen ſollte, der Gefahr des Todes preis zu geben, erſchien mir ſo drohend, daß ich kaltblütiger, als ich es ſonſt zu thun vermocht hätte, die Schmähungen anhörte, mit denen er auf mich einſtürmte; doch bald begann er auch Dich, meine Geliebte, zu läſtern, und brachte es dadurch ſo weit, daß Blut allein die beleidigte Ehre wieder zu reinigen vermochte. „Jetzt,“ rief er mit wildem Lächeln, „iſt mir meine Rache gewiß! Du fällſt, oder auch ich, und im letzten Falle wird Leonide ſelbſt das Werkzeug derſelben werden. Du kennſt ſie noch nicht, wie ich ſie kenne; ihr Herz iſt eiskalt, ſie kann nur ſich ſelbſt lieben, und all die Schönheit, all die Anmuth, mit der ſie Jeden bezaubert, der ſie ſieht, iſt nur Gift für den Unglücklichen, dem ſie Liebe einflößt. Ihr Stolz, ihre Eroberungsſucht, ihre Herzloſigkeit werden Dich unglücklich machen, ich ſage es Dir im Voraus, ſie wird mein Unglück und meinen Tod furchtbar an Dir rächen; ich kenne ſie, ich habe ihren Charakter durchſchaut, und doch muß ich mein Leben daran ſetzen, ſie Dir zu entreißen! Doch hat mich ihr Zauber ſo bethört, daß ich es durchaus nicht zu ertragen vermag, ſie, ſo lange ich lebe, als das Eigenthum eines Andern zu ſehen.“

Eugens Blicke ſuchten, als er dieſe Worte wiederholte, in Leonidens Blicken eine Widerlegung derſelben, und die Thräne, die in ihnen ſchimmerte, reichte hin, dieſe Anklage fruchtlos zu machen; doch in den Zügen ſeiner Mutter las man, daß ſie Leonide in dem Bilde zu erkennen glaubte, das Arthur von ihr entworfen hatte.

„Wir zogen unſere Degen,“ fuhr Eugen fort, nachdem er Leonidens Hand an ſeine Lippen gedrückt hatte, „doch trotz der heftigen Erbitterung, mit der wir gegen einander fochten, verwundeten wir uns gegenſeitig nur leicht, bis wir, vom Kampfe ermattet, übereinkamen, uns zu ſchießen. — Arthurs Kugel flog mir vorbei — ich zögerte einen Augenblick — es war der Freund meiner Jugend — der einzige Sohn ſeiner Eltern — ich hätte die Piſtole in die Luft abfeuern ſollen — aber er ſtand mir als Nebenbuhler auf Tod und Leben gegenüber — ich drückte los und ſah ihn ſtürzen.“ —

„In dieſem Augenblicke hörte ich die Glocke ſchlagen, welche die zu unſerer Trauung beſtimmte Stunde verkündete; ich half Arthurs Bedienten dieſen nach ſeinem Wagen bringen und floh hierher. Aber eine furchtbare Laſt liegt auf meiner Bruſt, der blutige Schatten des von meiner Hand gefallenen Jugendfreundes ſchwebt vor mir, und ich fühle, er wird nie wieder von mir weichen.“ —

Tief erſchüttert verließ Frau von Sommeriva ſchweigend das Zimmer. „Meine Mutter mißbilligt mein Betragen,“ rief er, „und ich fühle, daß ich es verdiene — ich hätte meine Piſtole in die Luft abfeuern ſollen, und Du, Leonide, Du liebſt mich auch nicht mehr! Ach Du bedenkſt nicht, daß es nur Liebe zu Dir war, die mich fähig machte, ihm das Leben zu rauben!“

Leonide fand keine Worte, um ihm auszuſprechen, was ſie empfand. Ihre Thränen floſſen aus einem Gefühle, welches aus Mitleid und Kummer, Demüthigung und beleidigtem Stolze gemiſcht war, doch ſuchte ſie Eugen zu beruhigen. Man ſandte einen Boten nach Paris, und erhielt die Nachricht, daß Arthur noch lebe, und daß man Hoffnung habe, ihn retten zu können. Von dieſem Augenblick an war Eugen ganz Liebe, ganz Glück; ohne ſeine Trunkenheit zu theilen, fühlte ſich Leonide doch dadurch geſchmeichelt; ſie wußte ihm ſeine Vergötterung Dank, und würde ſich glücklich geprieſen haben, wenn nicht neue Sorgen, neuer Kummer die Gegenwart getrübt und die Zukunft für ſie verfinſtert hätten.

Frau von Sommeriva wurde von Tage zu Tage matter und kränkelnder, und konnte bald das Bett nicht mehr verlaſſen. Leonide pflegte ſie mit der aufmerkſamſten Sorgfalt; ſie vergaß die Kälte, mit der ſie von ihr behandelt worden war, und war edel genug, es jetzt ſelbſt zu fühlen, welch ein Opfer es Frau von Sommeriva gekoſtet haben müſſe, ihre Einwilligung zur Verbindung ihres Sohnes mit einer verlaſſenen blutarmen Waiſe zu geben. Dieſe fühlte dagegen den Werth von Leonidens jetzigem Betragen, und zeigte ſich nun als eine wahre Mutter gegen ſie.

Die Zeit von Eugens Urlaub war jetzt verfloſſen, und er mußte ſcheiden, ſo unglücklich es ihn auch machte, ſich von der kranken Mutter und der jungen, angebeteten Gattin trennen zu müſſen. Am Abſchiedsmorgen lag er zu ihren Füßen und drückte Beider Hände vereint an ſeine Lippen; er wollte ſcheiden, wollte ſich losreißen, vermochte es nicht; da hob ihn ſeine Mutter auf, drückte den letzten Kuß auf ſeine Stirn und winkte ihm, er ſolle gehen. Noch einmal zog er Leonide an ſein Herz und empfahl ſie durch einen Blick der Fürſorge ſeiner Mutter — dann verſchwand er!

Seine Mutter ſank kraftlos zuſammen, als ſich die Thür hinter ihm ſchloß. „Die Bitterkeit des Todes iſt jetzt von mir empfunden und überſtanden,“ ſagte ſie zu Leoniden, „ich werde meinen Sohn hienieden nicht mehr wiederſehen. O Leonide, liebe ihn recht treu, recht innig! gib meiner Todesſtunde den Troſt, ſein Glück durch Dich geſichert zu wiſſen!“

Kniend gelobte Leonide, nur für Eugens Glück leben zu wollen. Beide weinten um ihn, Eine an dem Herzen der Andern, und fanden ſich dadurch getröſtet. Frau von Sommeriva ſah nie Geſellſchaft bei ſich; ihr einziger Umgang war ihr Arzt und ihr

Beichtvater, und in dieſer klöſterlichen Einſamkeit waren Eugens Briefe Leonidens einzige Erheiterung. Der Krieg war ausgebrochen, und der Gedanke an die Gefahren, die ihren Sohn jetzt täglich bedrohten, verſchlimmerte den Zuſtand der Generalin ſichtlich. Sie ſchied ungern, aber ſtill ergeben, vom Leben; ihr ward noch die Freude, ihrem Sohne die Nachricht geben zu können, daß Leonide ſich Mutter fühle. —

Fromm und engelrein, wie ſie gelebt hatte, ſtarb ſie auch. Sie ſegnete Leonide und das Kind, das dieſe unter dem Herzen trug, und ſtarb dann, das Bild ihres Erlöſers an die Bruſt drückend, und das brechende Auge auf das Gemälde ihres Sohnes gerichtet, das ihrem Bette gegenüber hing.

Verlaſſener und hülfloſer, wie Leonide, war wohl ſelten ein Weſen in gleichen Verhältniſſen. Seit mehreren Monaten hatte ſie keine Nachricht von ihrem Manne, und mußte fürchten, daß auch ihre Briefe an ihn verloren ſein konnten. In der Heftigkeit ihres Grames offenbarte ſich zum erſten Male die Leidenſchaftlichkeit, die ein bis dahin ſchlummernder Grundton ihres Charakters und ihrer Empfindungsweiſe war.

In dem Schreibtiſche der Verſtorbenen fand ſie einen an ſie gerichteten Brief, in dem ſie ihr empfahl, ihre jetzige Wohnung nicht zu verlaſſen, ſondern in dieſer einſamen Abgeſchiedenheit die Rückkehr ihres Mannes abzuwarten. Zugleich benachrichtigte ſie ſie, daß ſie in einem verborgenen Fache des Schreibtiſches 100 Louisd'or, die Frucht ihrer vieljährigen Erſparniſſe, finden werde, die ſie als den letzten Beweis ihrer Liebe und ihrer mütterlichen Fürſorge annehmen ſolle.

In der allertraurigſten Einförmigkeit verfloſſen nun Leonidens Tage. Der Gedanke an ihre Entbindung ängſtigte ſie unbeſchreiblich, da ſie, kaum ſechzehn Jahr alt, in der verhängnißvollen Stunde ſich des Zuſpruchs und des Beiſtandes einer theilnehmenden Freundin ſo dringend bedürftig fühlte. Der Arzt, dem ihre verſtorbene Schwiegermutter ſie noch auf ihrem Sterbebette dringend anempfohlen hatte, fühlte dies mit ihr, und führte ihr eine junge Witwe, Mariette Dubois, zu, die ein anſtändiges Unterkommen zu finden wünſchte. Leonide wurde im April glücklich von einer Tochter entbunden, der ſie den Namen Eugenie gab. Sie meldete die Geburt derſelben ſelbſt an Eugen, und bat ihn dringend um Nachricht von ſich; allein auch dieſer Brief blieb, wie ihre frühern, unbeantwortet, und die Angſt der Ungewißheit, die immer ſich wieder erneuernde Qual getäuſchter Erwartung und Hoffnung begannen ihrer Geſundheit nachtheilig zu werden. Man denke ſich die Lage einer ſechzehnjährigen, mit der feurigſten Einbildungskraft begabten Frau, in ſolcher Einſamkeit, und ohne alle andere Nahrung für die Liebedürftigkeit ihres verwöhnten Herzens als ein Kind, das noch zu klein war, um ſich anhaltend mit ihm beſchäftigen zu können, und man wird begreifen, wie der Druck dieſer Lage ſie ermattete und ängſtigte.

Mariette hatte ihre Gebieterin und das Kind herzlich lieb gewonnen, und pflegte Beide mit der allerſorgſamſten Treue, doch trotz aller ihrer Bemühungen welkten Beide zuſehends dahin, und der Arzt beſtand darauf, daß Leonide ihr Kind entwöhnen ſolle. Sie ſelbſt ließ er isländiſches Moos trinken, und verordnete ihr in den ſonnenhellen Herbſttagen leichte Bewegung, vorzüglich in den Mittagsſtunden. Mariette wachte über die Vollziehung ſeiner Vorſchriften, und beredete ihre Gebieterin eines Tages, wo das Wetter vorzüglich ſchön und mild war, mit der Kleinen und ihr etwas tiefer in den Wald zu gehen, deſſen buntfarbige Blätterpracht ſie traulich einzuladen ſchien. Sie waren noch nicht weit gegangen, als ſie einen glänzenden Jagdzug herbeifliegen ſahen. Der Hörnerklang, der Ruf der Jäger, der ſauſende Galop der Pferde betäubten Leonide; ſie wollte fliehen, aber ihre Kräfte verließen ſie, und ſie ſank ohnmächtig nieder, da Mariette, die das Kind auf dem Arme trug, ſie nicht aufzuhalten vermochte.

Als Leonide die Augen wieder aufſchlug, fand ſie ſich von den Armen eines Mannes unterſtützt, aus deſſen ſanften, edlen Zügen die beſorgteſte Theilnahme ſprach, und der ihr ſo ehrerbietig ſeinen Arm anbot, um ſie nach ihrem Hauſe zu führen, daß ſie ſein Anerbieten dankbar annahm.

Es war der Marſchall Duroc, der treueſte Diener und Freund des Mannes, der damals Frankreich beherrſchte. Als ſie ſeinen Namen erfuhr, glaubte ſie die Gelegenheit benutzen zu müſſen, von dem Schickſale ihres Mannes ſichere Nachricht erhalten zu können, und ſie beſchwor den Marſchall, ihr dieſe zu verſchaffen. Ihre Jugend und die Verlaſſenheit, in der er ſie fand, ſchienen ihn zu rühren.

und er verſprach, daß er nichts vernachläſſigen wolle, um ſie aus der Ungewißheit zu reißen, die ihr Leben zu gefährden drohte.

Nach einigen Tagen kam er, nur von einem Diener begleitet, wieder. Sein Betragen war noch achtungsvoller, noch theilnehmender, als das vorige Mal, aber er ſchien traurig und verlegen zu ſein. Leonide ſuchte in ſeinen Blicken ihr Schickſal zu leſen, und bebend vor dem furchtbaren Worte, welches alle Hoffnungen ihres Lebens zu vernichten drohte, blieb ſie ſtumm und zagend vor dem edlen Manne ſtehen, der auf dem Schlachtfelde ſo oft ohne Zagen dem Tode kühn in's Auge geblickt hatte, und jetzt vor dem Schmerze eines Weibes furchtſam erzitterte.

Endlich hob er Eugenien auf und legte ſie in Leonidens Arme. „Leben Sie für dieſes Kind," ſagte er tief bewegt, „es hat keinen Vater mehr." Leoniden war, als ſenke ſich eine tiefe Nacht auf ſie hernieder, ihr Herz ſtand ſtill, als habe es der Tod berührt, und lautlos ſank ſie zu den Füßen des Marſchalls nieder.

Drei Wochen lang ſchwebte Leonide am Rande des Grabes. Die Gewalt des Fiebers hatte ihr während dieſes Zeitraumes die Beſinnung geraubt, und als ſie zum erſten Male wieder mit klarem Bewußtſein die Augen aufſchlug, hielt ſie Alles, was ſie umgab, für das Gebilde eines Traumes. Mariette ſchlummerte neben ihr auf einem Lager, ſie erkannte ſie, aber ihre übrigen Umgebungen waren ihr völlig fremd — Alles um ſie her glänzte von Gold und Seide — mit blauem Flor überzogene Alabaſterlampen verbreiteten eine ſanfte, dem Mondlichte gleiche Helle in der Reihe von Zimmern, die an das Cabinet ſtieß, in dem ſie auf weichem Lager ruhte — ſie wollte ſich aufrichten, wollte rufen, allein ſie war zu matt, zu ohnmächtig — der Schlaf ſenkte ſich auf ſie nieder — Balſam der Geneſung floß durch ihre Adern, und als ſie nach mehrern Stunden aus ihm erwachte, konnte ſie ihre Mariette rufen und nach ihrem Kinde fragen. Unter Freudenthränen drückte die treue Dienerin ihre Hände an ihre Lippen, und flog dann hinweg, um Eugenie zu holen. Die Kleine war auf das Allerſorgſamſte verpflegt worden; ſie ſah wohl aus, aber ſie weinte ſanft, als ſie ihre Mutter wiederſah; das zarte Weſen hatte einen Inſtinct des Gefühls, der in ihrem Alter an das Wunderbare grenzte; ſie ſchien ſchon den Kummer ihrer Mutter mitzufühlen, und ihre ſanften Züge überflog ein Ausdruck von Wehmuth, wenn ſie ſie traurig ſah.

In Leoniden erwachte bei ihrem Anblicke die Erinnerung an ihren Verluſt; ſie drückte ſie unter heißen Thränen an ihr Herz, aber ſie empfand auch, daß es hienieden keinen Schmerz gibt, den nicht Mutterglück und Mutterliebe zu mildern vermag.

„Wo bin ich aber?“ fragte ſie Mariette.

Im Hauſe des Herrn Marſchalls, gnädige Frau, wohin er Sie ſelbſt in ſeinem Wagen gebracht hat.“

„Und das haſt Du zugeben können?“ rief ſie zürnend. „Fühlſt Du nicht, wie unziemlich dieſer Aufenthalt für mich iſt!“

„Hören Sie mich nur an, gnädige Frau, und Sie werden mir verzeihen. Als Sie wie todt zu den Füßen des Herrn Marſchalls niederſanken, ſandte er ſeinen Diener zu dem Arzte, den ich ihm als den Ihrigen nannte, und dieſer fand bei ſeiner Ankunft Ihren Zuſtand ſo gefährlich, daß er Ihre Rettung nicht zu verbürgen wagte. Der Marſchall gerieth ganz außer ſich; er warf es ſich bitter vor, Ihnen die traurige Nachricht nicht auf eine ſchonendere Weiſe beigebracht zu haben, und rief, Ihr Tod werde ewig auf ſeinem Gewiſſen laſten, wenn es nicht gelinge, Ihnen das Leben zu friſten. Alle unſere Bemühungen, Sie wieder zu ſich ſelbſt zu bringen, blieben fruchtlos; ich konnte nicht allein mit Ihnen und dem Kinde bleiben; da entſchloß ſich der Herr Marſchall ſchnell, und trug Sie mit Hülfe des Arztes in ſeinen Wagen; ich mußte gleichfalls mit der Kleinen einſteigen, und er brachte uns Alle hierher, wo Sie wie eine Prinzeſſin verpflegt worden ſind. Der kaiſerliche Leibarzt hat Sie täglich mehrere Male beſucht, doch auch er verzweifelte Anfangs, Sie retten zu können. Ach, wie viele Thränen habe ich um Sie geweint! Der Herr Marſchall ſandte des Tages wohl zwanzigmal, um ſich nach Ihnen erkundigen zu laſſen, und oft kam er ſelbſt. Stunden lang hat er an Ihrem Lager geſeſſen; kein Bruder könnte für ſeine Schweſter zärtlicher beſorgt, und mehr um ſie bekümmert geweſen ſein, als er es war. Vorzüglich in einer Nacht, wo wir Alle glaubten, daß Sie ſterben würden, war er bis zu Thränen bewegt. Sie hatten ſich Ihre Haube abgeriſſen, und Ihre langen Haare flogen um Ihre Schultern her. Es war ein Jammer, Sie anzuſehen und zu hören, wie Sie den Tod vor ſich ſtehen zu ſehen wähnten, und ihm immer die Hände entgegenſtreckten, Sie zu dem ſeligen Herrn zu führen; aber doch waren Sie mir nie ſo ſchön vorgekommen, als in dieſer wilden Fieberphantaſie. Ihr Zuſtand zerriß dem Herrn Marſchall das Herz — er weinte. — Ach, gnädige Frau, es wäre zu hart, wenn Sie nun, zum Danke für alle ſeine Theilnahme, darüber zürnen wollten, daß er Sie hierher bringen ließ.“ —

Leonide ſchwieg und verſank in Nachdenken über ihre Lage. Das Betragen des Marſchalls gegen ſie zeigte freilich von edler, großmüthiger Geſinnung; allein für ihren Charakter, und den Namen, den ſie trug, geziemte ſich keine Verbindlichkeit dieſer Art gegen ihn. Sie beſchloß, ſich hierüber ganz offen gegen ihn zu erklären, und die Gelegenheit dazu fand ſich bald, da er ſie an dem Tage, wo ſie zum erſten Male das Bett verließ, um die Erlaubniß bitten ließ, ihre ſeine Aufwartung machen zu dürfen. Verlegen und beſchämt, wie ſie es war, ſprach ſie ihm den Dank für ſeine Theilnahme viel kälter aus, als ſie ihn empfand; aber auf eine ihr ſelbſt unerklärliche Weiſe verſchwand bei dem erſten Blicke auf ihn jedes Mißbehagen aus ihrer Seele. Duroc war einer jener ſeltenen Menſchen, die man nicht ſehen kann, ohne ihnen unbedingt zu vertrauen, und gegen die man keinen Schatten des Argwohns einer unlautere Abſicht hegen kann. Zart und innig beſchwor er Leonide, das Haus, in dem ſie ſich befand, als das ihrige anzuſehen, und zu ihrer Rückkehr nach St. Germain eine günſtigere Jahreszeit abzuwarten. Auch wünſchte er ihr zu der Hoffnung Glück, wieder zu dem Beſitze der Familiengüter ihres verſtorbenen Gatten zu gelangen, und überreichte ihr im Namen des Kaiſers eine beträchtliche Summe. Leonide ahnete nicht, daß er ſich dieſes Namens nur bediente, um ſeiner eigenen Großmuth freien Lauf laſſen zu dürfen; aber die Gnade des Kaiſers erinnerte ſie auf das Schmerzlichſte an den Verluſt, dem ſie dieſen Beweis derſelben zu danken hatte, und ſie bat ihn um einen ausführlicheren Bericht von Eugens Tode.

„Sein Muth und ſeine Tapferkeit machten Herrn von Sommerlva eines beſſern Schickſals werth,“ antwortete er ihr bewegt. „Zu ſterben, wenn man Sie liebt und von Ihnen geliebt wird,, iſt ein zu grauſames Geſchick!“ — Er theilte ihr nun den officiellen Bericht des Gefechts mit, in dem Eugen geblieben war, und in dem ſeiner auf das Rühmlichſte gedacht wurde.

Von dieſem Tage an beſuchte Duroc Leoniden jeden Tag, und mit jedem Tage lernte ſie den Adel ſeiner Seele gerechter würdigen. Er war keine glänzende Erſcheinung; der ganze Reiz ſeiner Geſtalt und ſeines Betragens lag in dem Abglanze der reinſten Herzensgüte, und einer romantiſchen, echt ritterlichen Sinnesweiſe. Vielleicht war er unter der ganzen Umgebung des Kaiſers der Einzige, der ihm als Menſch mit wahrer Begeiſterung und einer faſt ſchwärmeriſchen Liebe treu und durchaus uneigennützig ergeben war. Seine eigne Perſönlichkeit war ganz untergegangen in der Bewunderung ſeines hohen Freundes und Gebieters, für den ihm kein Opfer je zu ſchwer, zu groß geworden ſein würde, und ſo gab er auch unwillkürlich jedem ſeiner Geſpräche mit Leoniden eine Wendung, die es auf Napoleon hinführte.

Man mag auch über Napoleon denken und urtheilen, wie man will, ſo iſt es doch nicht zu läugnen, daß ihm der großen Menſchen von Natur verliehene Zauber eigen war, Geiſter und Herzen mit unzerreißbaren Banden an ſich zu feſſeln, und ſie ſich in blinder Unterwürfigkeit zu gewinnen. Damals, in den erſten Jahren ſeiner Kaiſerherrſchaft, war er der Abgott der Franzoſen, die nie einen Herrſcher gehabt hatten, deſſen Haupt der Ruhm mit höherer Glorie und reicheren Siegeskränzen geſchmückt hatte. Aus eigner Kraft hatte ſich Napoleon zum Schickſal eines Welttheils, ja gewiſſermaßen des ganzen Erdkreiſes erhoben. Kein Wunder, wenn eine Erſcheinung dieſer Art Leonidens feurige Phantaſie mächtig ergriff; ſie faßte jeden neuen Zug zu ſeinem Bilde mit glühender Begeiſterung auf, und wenn der Marſchall nicht müde werden konnte, ihn zu preiſen und von ihm zu erzählen, ſo wurde ſie eben ſo wenig müde, ihm zuzuhören.

Bald las Leonide in den Blicken des Marſchalls die Liebe, die er für ſie empfand, und die ganz den Charakter der ihm eigenthümlichen ſchwärmeriſchen Hingebung und großſinniger Treue trug. Er wagte kein Geſtändniß derſelben, weil die Dankbarkeit, zu der ſie ſich gegen ihn verpflichtet glauben konnte, ſeinem Zartgefühle Feſſeln anlegte. Sie ſelbſt ſchien ſich in ſeinem Umgange veredelt zu haben; ihr fehlte die Gelegenheit, ihren Hang zur Coquetterie zu zeigen, da ſie ſich von einem Manne geliebt ſah, deſſen ganzes Sein und Weſen dieſem verderblichen Hange durchaus entgegengeſetzt waren. Die Liebe zu ihrer

Tochter und die Freundſchaft für den Marſchall ſchienen ihr Herz ganz zu erfüllen, und gern gab ſie ſich im Stillen den ehrgeizigen Hoffnungen hin, zu denen das Betragen des Marſchalls ſie berechtigte.

Duroc mußte jetzt den Kaiſer nach Deutſchland begleiten, doch ſeine zärtlichen Bitten, und einige Hindeutungen auf die Zukunft bewogen Leoniden zu dem Verſprechen, ihre jetzige Wohnung nicht vor ſeiner Rückkehr zu verlaſſen. Seine Liebe hatte dieſe für ſie mit Allem ausgeſchmückt, was Pracht und Geſchmack nur zur Verſchönerung derſelben zu erſinnen vermochten, und ihr blieb in Hinſicht auf den Glanz ihrer Umgebung kein unerfüllter Wunſch übrig.

Sie beſchloß die Zeit ſeiner Abweſenheit zur Ausbildung ihrer Talente zu benutzen, da ihr jetzt die erſten Lehrer der Hauptſtadt zu Gebote ſtanden. Auch ihre Schönheit entfaltete ſich jetzt erſt in einer wahrhaft blendenden Herrlichkeit. Bis zu dieſem Zeitpunkte hatte ſie nur die Anmuth der erſten Jugendlichkeit beſeſſen, allein jetzt eignete ſie ſich den Anſtand einer vornehmen Frau an, die mit dem ſiegenden Bewußtſein ihrer Reize die Würde des feinſten Tons verbindet. Sie erhielt häufig Briefe von dem Marſchalle, und die ſchöne, innige Zärtlichkeit, von der alle beſeelt waren, rührte ſie oft ſo tief, daß ſie endlich zu lieben wähnte, wie ſie geliebt wurde. Sie fühlte ſich freilich nicht entzückt, nicht beſeligt; aber ſie glaubte, die Natur habe ihr die Fähigkeit verſagt, von der Flamme jenes Gefühls durchglüht zu werden, die das Leben, wenn auch nur flüchtig, mit ſo himmliſchem Glanze zu verklären vermag.

Der Kaiſer kam nach Paris zurück, und die Sonne, die die Tage ſeiner Waffenſiege ſtets glänzend erhellte, beſtrahlte auch jetzt den Triumph ſeines Einzuges. Hunderttauſende ſtrömten ihm entgegen; Leonide, deren Bewunderung durch die allgemeine Begeiſterung zu einer Art von geiſtiger Trunkenheit geſteigert wurde, ſah ihn an dieſem Tage zum erſten Male, und neben ihm ihren edlen Freund, der in dieſer zahlloſen Menge nur ſie ſuchte, nur ſie erkannte, und ſeine ganze Seele in den Blick legte, mit dem er ſie begrüßte.

Noch am Abende dieſes Tages kam er zu ihr. Die Freude, mit der ſie ihn empfing, das Glück des Wiederſehens, die ihm erblühte Hoffnung, von ihr geliebt zu ſein, führte eine Stunde herbei, deren Geſtändniſſe zwiſchen Beiden das innige Herzensverhältniß reiner, tugendhafter Liebe begründete. In

Duroc's Seele war kein anderer Wunſch, als der Geliebten ſeine Hand reichen und ſie öffentlich als ſeine Gemahlin anerkennen zu dürfen; allein dazu bedurfte es der Einwilligung des Kaiſers, und dieſe war zu einer aus bloßer Liebe geſchloſſenen Verbindung nicht leicht zu erhalten, da er gern ſeine Günſtlinge mit Töchtern aus reichen und bedeutenden Familien verbunden ſah. Es mußte eine günſtige Stunde dazu abgewartet werden, und bis dahin ihre Verlobung ein Geheimniß bleiben.

Des Marſchalls Zartgefühl täuſchte Leoniden über ihre Armuth; ſie glaubte im Beſitze eines beträchtlichen Capitals zu ſein, das ihr als Schadloshaltung für die eingezogenen Familiengüter ihres verſtorbenen Gemahls ausgezahlt worden ſei, und richtete nun darnach ihr Hausweſen ein. Geſellſchaft ſah ſie noch nicht bei ſich, weil ſie erſt als die Gemahlin des Marſchalls, der jetzt zum Herzoge ernannt worden war, in der Welt auftreten wollte; aber man ſah ſie oft im Theater und bei andern öffentlichen Gelegenheiten, und ihre Schönheit war zu ausgezeichnet, zu blendend, um ſie nicht zu einem Gegenſtande der Aufmerkſamkeit zu machen.

Der Kaiſer ſah ſie einige. Mal im Schauſpiele, ſie fiel ihm auf, und ſein Blick weilte oft auf dieſer in der erſten, ſchönſten Jugendblüthe herrlich prangenden Geſtalt. Es entging Leoniden nicht, daß er ſich eines Abends zurückbeugte, um dem Marſchalle, der hinter ſeinem Stuhle ſtand, einige Worte zuzuflüſtern. Dieſer warf einen Blick auf ſie, und ſchmerzliche Verlegenheit ſprach aus allen ſeinen Zügen. Am folgenden Tage bat er ſie, ſich dem Kaiſer nicht mehr zu zeigen.

„Er hat Sie bemerkt,“ ſagte er ihr, „und ich darf jetzt nicht länger zögern, ihm meine Liebe zu entdecken; für die Erfüllung meines Wunſches iſt es aber gewiß heilſam, wenn er Sie nicht wieder ſieht.“

Dieſe Bitte mißfiel Leoniden, und wurde von ihr ſehr übermüthig beantwortet. Der Herzog ſchwieg, ſah ſie betrübt an und entfernte ſich; doch die Liebe führte ihn bald zu ihren Füßen zurück; er vermochte es nicht mehr, ohne ſie zu leben, oder ſich dem kleinſten ihrer Wünſche zu widerſetzen, ſo wenig ſie auch dazu geſchaffen war, einen Mann, wie ihn, zu beglücken. Hochmüthig, phantaſtiſch und eigenſinnig, handelte ſie nur aus Neigung, nie aus Grundſatz, großmüthig, und konnte bis zur Härte gleichgültig ſein, da noch nie ein Strahl wahrer Liebe ihr Gemüth erſchloſſen hatte. Glanz und Auszeichnung waren das höchſte Ziel ihrer Wünſche und ihres Strebens, und ſie daher durchaus nicht geneigt, ſich in Liebe und aus Liebe zu verläugnen, und um eines fremden Friedens willen der Befriedigung jener Begierde zu entſagen.

Sie fuhr alſo auch fort, ſich bei jeder Feierlichkeit, jeder Gelegenheit öffentlich zu zeigen, und ihr Verhältniß mit dem Marſchalle dadurch auf eine ihrem Rufe nachtheilige Art dem Gerede preis zu geben, was ſie, ſtolz auf die Reinheit ihres Bewußtſeins und des baldigen Beſitzes ſeiner Hand gewiß, nicht beachten zu dürfen glaubte.

Leonidens Trauerjahr näherte ſich jetzt ſeinem Ende, und der Herzog begann Alles zu ſeiner Vermählung mit ihr vorzubereiten, und die nöthigen Einrichtungen dazu in ſeinem Hotel zu treffen; da kam eines Abends zu der Stunde, wo ſie ihn erwartete, ſtatt ſeiner ſein Kammerdiener, der zugleich ſein Vertrauter war, und beſchwor ſie im Namen ſeines Gebieters, zu dieſem zu eilen, da er plötzlich ſehr gefährlich krank geworden ſei, und ſehnlichſt ſie zu ſehen wünſche. Schreck und Theilnahme raubten ihr die Fähigkeit zum Ueberlegen; ſie warf ſich in den Wagen, den der Kammerdiener gleich mitgebracht hatte, und fuhr nach den Tuilerien, wo er ſie eine geheime Treppe hinauf durch mehrere Zimmer in ein Cabinet führte, in dem er ſie zu verweilen bat, bis er ſeinen Gebieter von ihrer Ankunft benachrichtigt habe.

Die Zeit bis zu ſeiner Rückkehr dünkte ihr unerträglich lang; ihre Angſt ſtieg von Minute zu Minute; endlich hörte ſie herbeieilende Tritte, ſie ſprang auf — die Thür öffnete ſich, und vor ihr ſtand der Kaiſer. —

Ein ihm eignes ſpöttelndes Lächeln ſchwebte um ſeine Lippen, und ſein Blick ſuchte in ihren Augen den Eindruck zu leſen, den ſeine Erſcheinung auf ſie machte. Im erſten Augenblicke dachte ſie aber nur an den Marſchall; ſie glaubte ihn rettungslos krank, vielleicht ſchon todt, und war treuherzig genug, zu glauben, er habe dem Manne, den er auf Erden am Innigſten liebte, aufgetragen, ſie mit ſeinem Verluſte bekannt zu machen und ſie zu tröſten. Ihre Jugend und ihre Unerfahrenheit konnten allein den Gedanken in ihrer Seele erwecken, daß ein Mann, wie Napoleon, ſich ſo herablaſſen und die

Mühe auf ſich nehmen werde, ein Weib tröſten zu wollen!

Zitternd ſtand ſie vor ihm. „Gewiß," ſagte er, indem er ſich ſetzte und ſie ſanft neben ſich niederzog, „habe ich dem armen Duroc einen übeln Streich geſpielt, indem ich ihm ſeine Geliebte habe entführen laſſen, und ich ſehe Sie voll Erſtaunen, mich ſtatt ſeiner hier vorzufinden. Aber Sie ſind wahrlich zu hübſch für ihn, viel hübſcher noch, als Sie mir bis jetzt, nur aus der Ferne geſehen, vorgekommen ſind; auch ſagt man, daß Sie klug und geiſtreich ſind, und ich kann daher hoffen, daß wir uns ſchnell und leicht mit einander verſtändigen werden."

Er ſprach dieſe Worte ſehr raſch und lebhaft, während ſein Auge mit einem unbeſchreiblich gemiſchten Ausdrucke von muthwilliger, neckender Bosheit und ſanftem Schmeicheln auf ſie blickte. Sein leichter, an Perſiflage grenzender Ton verletzte aber Leonidens Stolz, und ſie zog mit hohem, würdevollem Anſtande die Hand, die er gefaßt hielt, aus der ſeinen; aber er ließ ihr keine Zeit, das auszuſprechen, was er in ihren Zügen las, ſondern nahm, ihre Hand leicht an ſeine Lippen drückend, ſchnell wieder das Wort.

„Sein Sie kein Kind,“ ſagte er, „und hören Sie mich ruhig und verſtändig an. Seit lange ſchon habe ich für Duroc eine andere Frau beſtimmt, und nie werde ich meine Einwilligung zu ſeiner Verbindung mit Ihnen geben. Seine Geliebte werden Sie nicht bleiben wollen, wenn er ſich mit einer Andern verheirathet, und ſeine romanhafte Ueberſpannung wird ihm vielleicht nicht einmal erlauben, Ihnen eine Verbindung ſolcher Art vorzuſchlagen. Sie müſſen alſo mit einander brechen. Schon ſeit längerer Zeit ſind Sie der Anlaß zu manchem Streite zwiſchen uns geweſen; es iſt ſelbſt bis zu einem Anfluge von Kaltſinnigkeit zwiſchen uns gekommen, das erträgt er nicht, und bei aller ſeiner excentriſchen Leidenſchaft zu Ihnen würde er ſelbſt Sie doch nicht mehr achten können, wenn Sie die Opfer annähmen, die ihm die Fortdauer Ihres Verhältniſſes koſten würde, und die Sie jedem andern Urtheile in dem nachtheiligſten Lichte eines niedrigen Eigennutzes erſcheinen laſſen müßten. Ich habe ihn gebeten, Sie nicht mehr zu ſehen; er hat dies verweigert, und ich habe Sie daher ſelbſt kennen lernen wollen, überzeugt, Sie vernünftiger und folgſamer zu finden, als ihn.

Thränen des Unmuths und der Betrübniß fülten Leonidens Augen. „Nein, nein," ſagte er ſchmeichelnd, „dieſe ſchönen Augen müſſen nicht durch Weinen getrübt werden; ich ſelbſt will Ihnen den Freund, den Geliebten erſetzen, den ich Ihnen raube, und aufrichtig geſtanden," ſetzte er lächelnd hinzu, „ich glaube nicht, daß Sie bei dem Tauſche verlieren werden, denn Sie lieben Duroc nicht."

Ueberraſchung, Stolz, Verlegenheit, und die Unermeßlichkeit der Ausſicht, die ſich ihrem Ehrgeize eröffnete, zogen Leoniden in's Verderben. Der Beherrſcher Frankreichs, der größte Mann ſeiner Zeit, der allbewunderte Held, warb um ihre Liebe; mochte die ſeine zu ihr gleich eine Schwäche ſein, ſo ward dieſe doch ein Band zwiſchen ihr und ihm, und welche Macht, fliſterte ihr die Eitelkeit zu, konnte ihr bei ihrer Schönheit und ihrem Geiſte dieſe Eine Schwäche nicht über ihn gewinnen und ſichern!

Napoleon las in ihrer Seele und belächelte ihre eitle Leichtgläubigkeit; aber ihre ſeltene Schönheit verlieh ihrem Beſitze wirklich Reize in ſeinen Augen, und es lag ihm auch aus andern Urſachen daran, ſie dem Marſchalle abſpenſtig zu machen. Gewandt veränderte er allmählig den Ton, den er anfänglich gegen ſie angeſtimmt hatte; er wurde ſchmeichelnd und zärtlich, und wußte der Unglücklichen das Verſprechen abzulocken, mit dem Marſchalle brechen und dieſen ihm aufopfern zu wollen. Weit entfernt, ſich durch Napoleons argliſtiges Betragen gegen ſeinen treueſten Freund empört zu fühlen, und beleidigt durch die Nichtachtung ihrer, die ſich darin ausſprach, ſah ſie darin nur eine Bürgſchaft für die Stärke der Leidenſchaft, die ſie ihm eingeflößt zu haben glaubte, und durch die ſie ſich auf den Gipfel des Glanzes, des Ruhmes und der Herrſchaft erhoben zu ſehen hoffte.

Als ſie, von den Träumen künftiger Hoheit berauſcht, die geheime Treppe wieder hinunterging, begegnete ſie einem jungen, hochgeſtalteten Manne in der glänzenden Uniform der kaiſerlichen Ordonnanzofficiere, bei deſſen Anblicke ein ahnungsvoller Schauer durch ihre Seele flog. Sein Auge begegnete dem ihrigen; Wuth und Verachtung funkelten in dem Blicke, den er auf ſie warf; — es war Arthur! —

Vergeblich ſuchte Leonide in dieſer Nacht auf ihrem Lager den Schlaf. Das unerſättliche Fieber des Ehrgeizes glühte in allen ihren Adern. Sie fragte ſich immerfort, ob es kein Traum ſei, ob ſie wirklich die Geliebte des Weltherrſchers werden ſolle, der mit einem Worte Könige ſchuf und entthronte, und deſſen Liebe ihr ein Loos zu bereiten vermochte, wie es ihre Phantaſie in den allerabenteuerlichſten Wünſchen nicht zu erfliegen vermocht hatte.

Nein, es war kein Traum, aber auch Arthurs Erſcheinung war es nicht. Er war, wie ſie fühlte, der böſe Genius ihres Lebens, doch auch ihn brauchte die Geliebte ſeines Kaiſers nicht zu fürchten. — Erſt gegen Morgen ſchlummerte ſie ein, ward aber bald durch Mariette geweckt, die ihr einen Brief des Marſchalls überbrachte. Bei dem Anblicke ſeiner Schriftzüge ſchwanden die trügeriſchen Glanzbilder, die ſie bethört hatten; ihr Gewiſſen erwachte, und ſie hielt den Brief lange erſchüttert und unentſchloſſen in der Hand, ehe ſie ihn zu öffnen wagte.

„Sie haben," ſchrieb er ihr, „alle meine Hoffnungen auf Glück unwiederbringlich zerſtört, und mir bleibt nicht einmal der Troſt, Sie glücklich zu wiſſen. — Der flüchtigen Neigung eines Augenblicks, den Truggebilden Ihrer Glanzſucht und Ihres Ehrgeizes haben Sie den treueſten und zärtlichſten Freund aufgeopfert, und ich bange vor der Reue, die Sie ſich bereiten. Stolz auf Ihren Werth, und in der Ueberzeugung, Ihrem Herzen unbedingt vertrauen zu dürfen, willigte ich in eine Prüfung, die man zur Bedingung der Einwilligung in unſere Vermählung machte. Sie haben mir entſagt, leicht und freiwillig entſagt; aber ich mache Ihnen keinen Vorwurf; ich weiß jetzt, daß Sie mich nicht liebten, mich nie geliebt haben, und was ſonſt als Liebe hätte Sie gegen die verführeriſche Verſuchung des höchſten irdiſchen Glanzes zu ſchützen vermocht? — Aber, Leonide, wenn Sie mich auch opfern durften, dürfen Sie vergeſſen, was Sie ſich ſelbſt ſchuldig ſind? — Haben Sie geprüft, was Sie hinzuopfern im Begriffe ſind? — Doch ich ſchweige. Kein Vorwurf ſoll das Weſen verletzen, das ich ſo unausſprechlich geliebt habe, und dem ich willig Glück, Ehrgeiz, Glanz, kurz Alles geopfert haben würde, einzig die Freundſchaft des Mannes ausgenommen, der jetzt ſcheidend zwiſchen uns ſteht! Seine Kenntniß Ihres Geſchlechts hat ſich mir auf das Schmerzlichſte bewährt, und ich verlaſſe heute noch Paris, um eine Verbindung zu ſchließen, der ich bisher meine Zuſtimmung verſagte, zu der ich mich aber jetzt verſtehe, um zwiſchen Ihnen und der Schwäche meines Herzens eine unüberſteigliche Scheidewand zu ziehen. Leben Sie denn wohl, Leonide, leben Sie wohl auf ewig! Ich habe Sie ſo unendlich geliebt, und Sie haben mein Herz ſo grauſam gebrochen, daß ich ſcheidend wohl das Recht zu einer Bitte frei habe. Nehmen Sie als ein Denkmal der Vergangenheit, und als den letzten Beweis meiner Zärtlichkeit das Hotel von mir an, das Sie jetzt bewohnen. Sie würden mich tief kränken, wenn Sie dies Andenken an einen Mann, dem Sie ſo theuer waren, verſchmähten."

Leonide mußte dieſen Brief mehrere Male leſen, ehe ſie den Inhalt desſelben zu faſſen vermochte; ihr Schmerz trug das Gepräge der Heftigkeit ihres Charakters; ihr war, als liebe ſie den Marſchall leidenſchaftlich, und dieſer Brief habe ſie aus einem böſen Traume erweckt. Sie wollte zu ihm eilen, ihm ihr Unrecht bekennen, um Verzeihung flehen; noch war ſie derſelben nicht unwürdig, noch konnte der Mann von Ehre es ſich vergönnen, ihr zu verzeihen. — Doch, wo ſollte ſie ihn finden? in dieſer Tageszeit war er immer um den Kaiſer. Sie ſchrieb alſo in dieſer leidenſchaftlichen Aufwallung an ihn, und war gewiß, er konnte ihren Worten, ihren Thränen, ihrem Flehen, ſie nur noch einmal vor ſeiner Abreiſe wiederzuſehen, nicht widerſtehen; aber die

Stunden verrannen, der Tag wurde für ſie eine Ewigkeit der Qual, und er kam nicht!

Endlich, tief in die Nacht hinein, hörte ſie noch klingeln; ſie glaubte, es ſei der Marſchall, aber es war der Höfling, dem der Kaiſer am geſtrigen Abende den Auftrag gegeben hatte, ſie nach ihrem Wagen zu führen, und der jetzt, nachdem die feile Seele ſie ſo ehrfurchtsvoll und unterthänig, als ſei ſie eine Fürſtin, begrüßt hatte, im Namen ſeiner Majeſtät bat, ihm zu folgen.

Diesmal erſchien Leonide ohne alle Verlegenheit vor dem Kaiſer; ſie war zu zornig gegen ihn empört, um ihn zu fürchten. Sie fühlte, ſie ſei nur das Spielzeug eines Mannes geweſen, deſſen Betragen gegen ſie von einer kalten, ſpottenden Geringſchätzung des ganzen weiblichen Geſchlechts zeigte.

Der Kaiſer ſaß an einem kleinen Tiſche, und vor ihm lag der Brief, den ſie an Duroc geſchrieben hatte. Er neigte ſich bei ihrem Eintritte grüßend gegen ſie, und auf das Blatt zeigend, fragte er lächelnd, ob ſie keine Strafe für dieſe gegen ihn verübte Treuloſigkeit fürchte?

„Und wodurch ſollte ich dieſe verſchuldet haben?“ fragte ſie kalt: „ich weiß jetzt, daß es geſtern Abend für Ew. Majeſtät nur eine Wette galt, bei der es freilich nicht beachtet ward, daß das Lebensglück zweier Menſchen auf dem Spiele ſtand, und ſo war ich gewiß berechtigt, dem Herrn Marſchall meine Reue und meinen Kummer ausſprechen zu dürfen.“

„O, auch von Liebe iſt gewaltig viel in dieſem Briefe die Rede,“ antwortete er lachend. „Ihr Frauen ſeid und bleibt doch alle große Kinder; man braucht Euch nur ein Spielwerk wegzunehmen, um es Euch lieb zu machen. Duroc hat übrigens dieſen Brief nicht geleſen; er hat Paris verlaſſen, und ich bitte Sie, ihn ruhig zu laſſen. In Liebesangelegenheiten muß man nicht hin und her ſchwanken, ſondern ſich raſch und ſchnell entſcheiden, und die Sachen je eher je lieber auf's Reine bringen. Es iſt wahr, daß ich Sie geſtern Abend nur ſehen wollte, um ſie mit Duroc zu veruneinigen; aber wenn ich Sie nicht ſchon früher ſo hübſch und reizend gefunden hätte, würde ich mich dazu nicht hergegeben haben.“

Napoleon konnte, wenn er wollte, ſich gegen Frauen ſehr liebenswürdig bezeigen, und es gelang ihm im Verlaufe dieſer Zuſammenkunft leider nur zu gut, Leonidens Gewiſſensbiſſe zu betäuben, und alle ihre Entſchlüſſe, mit denen ſie gekommen war, umzuſtoßen.

Doch vergeblich hatte ſie gehofft, daß die Liebe ihr Gewalt über ihn geben werde. Er bewahrte die Kraft, jedes Band zu zerreißen, ſobald er die Möglichkeit in ſich empfand, dadurch gefeſſelt werden zu können. Man kann in vertraulichen Verhältniſſen und im Zwiegeſpräch nicht ſorgloſer, ſcherzhafter, hingebender erſcheinen, als er es war; er konnte ſich an einem Spaße köſtlich beluſtigen und herzlich lachen; allein er glaubte es der Würde ſeines Herrſcherberufes ſchuldig zu ſein, ſich über die Gewalt, die die Leidenſchaften über die Menſchen haben, erhaben zu zeigen, und ſich ſelbſt am Unbedingteſten zu beherrſchen.

O hätte er ſeinen Ehrgeiz, wie ſein Herz, zu beherrſchen vermocht, welch eine Erſcheinung wäre er dann in der Geſchichte der Menſchheit geweſen! —

Nie nannte der Kaiſer Leoniden wieder den Namen des Marſchalls, deſſen Geſchenk ſie ausgeſchlagen, und das ihm gehörende Hotel verlaſſen hatte, und im Allgemeinen ſprach er auch nie mit ihr von ihrer Lage und ihren Verhältniſſen. Eben ſo wenig ſetzte er ihr ein beſtimmtes Jahrgehalt aus; von Zeit zu Zeit ſandte er ihr aber prächtige Geſchenke und ſehr bedeutende Summen, die ſie eben ſo achtungslos hinnahm, wie er ſie achtungslos zu geben ſchien. Deſto mehr galt es ihr, daß ſein Wohlgefallen an ihrem Umgange ſichtlich zunahm. Dem Scheine nach ließ er ihr unbedingte Freiheit zu leben, wie ſie wollte, aber der Wahrheit nach lebte ſie in einer faſt ſklaviſchen Abhängigkeit. Sie konnte über keine ihrer Stunden frei verfügen, und ſobald ſie ihre Wohnung verließ, konnte ſie ſicher ſein, daß er erfuhr, wo ſie geweſen war, und oft wiederholte er ihr ſogar, was ſie hier oder dort geſprochen hatte. Ihre äußere Lage war dagegen glänzend, und ſie lebte von aller Pracht des Luxus und des Reichthums umgeben. Doch einem Geiſte, wie der ihrige, mußte der Mangel an Freiheit oft bis zur Pein drückend werden.

Von dieſem Gefühle gequält, wagte ſie es einmal, ſich ſorgſam verkleidet und, wie ſie wähnte, unter der Hülle eines undurchdringlichen Geheimniſſes zu Mlle. le Normand zu begeben, um dieſe über ihr künftiges Schickſal zu befragen. Am Abende dieſes Tages ſprach ſie den Kaiſer. „Was haben Sie denn heute,“ fragte er ſpöttelnd und neckend, „in der Straße Tournon gemacht?“

Sie erſchrak im erſten Augenblicke, erholte ſich aber ſchnell. „Hätte ich doch nicht geglaubt,“ ſagte ſie ſcherzend, „daß mein Thun und Treiben ſo genau beachtet würde.“

„Eine ſchöne Frau,“ antwortete er in demſelben Tone, „iſt ein zu koſtbares Kleinod, um es nicht ſorgſam bewahren zu laſſen; was hat Ihnen denn aber Mlle. le Normand prophezeit? etwa eine Krone?“

„Nein, aber ſie hat errathen, daß ich ſie mit eben ſo viel Würde und Anſtand tragen würde, als manche andere Frauen, denen ihre Geburt eben ſo wenig, als mir die meinige, ein Recht gibt, ſie zu tragen.“

Die Antwort war kühn, aber ſie mißfiel dem Kaiſer nicht, der überhaupt an Leonidens Stolze und ihrem hochfahrenden Ehrgeize Gefallen zu finden ſchien. Seine Zuſammenkünfte mit ihr wurden immer häufiger, ſeine Unterhaltungen mit ihr länger und traulicher, aber nie vermochte ſie ſein Vertrauen zu gewinnen; ſeine Traulichkeit ſelbſt erſchien immer nur als eine augenblickliche Vergeſſenheit des Mißtrauens, das ſeine Klugheit ihm zur Pflicht machte. —

Unmerklich aber ſchien ſich Leonidens Verhältniß zum Kaiſer doch feſter und feſter zu begründen, und ſie ihm theurer zu werden. Man ſprach ſchon ſeit einiger Zeit von der Reiſe des Kaiſers nach Bayonne, wo er mit dem Könige und der Königin von Spanien zuſammentreffen wollte, um der Vermittler zwiſchen Vater und Sohn zu werden. Leonide mußte eines Abends in ſeinem Cabinette lange auf ihn warten; ſie hörte in dem angrenzenden Zimmer reden, und näherte ſich der Thür. Ihr Herz ſchlug mächtig, als ſie die Stimme des Marſchalls erkannte, der allein bei dem Kaiſer war, und Alles aufbot, ihm die Ausführung ſeiner Plane in Bezug auf Spanien zu widerrathen. Als Napoleon endlich zu Leoniden kam, war er noch aufgeregt von dieſer Unterredung. Zum erſten Male ſprach er mit ihr von Angelegenheiten dieſer Art, und von ſeinen Planen; ſie glaubte dieſen Augenblick benutzen zu müſſen, und ging ſehr lebhaft in dieſe Unterhaltung ein. Für den Flug ihrer Einbildungskraft gab es eben ſo wenig eine Schranke, als für ſeinen Ehrgeiz, und es war leicht möglich, daß dieſe ſich daher in ihren Wünſchen und ihrer Anſicht der Folgen, die die Eroberung Spaniens nach ſich ziehen mußte, begegneten. Er hörte ihr eine Zeit lang ſchweigend und überraſcht zu. „Dieſe Augen,“ ſagte er endlich, indem er ſie ſanft mit der Hand bedeckte, „ſchauen wirklich weiter, als Weiberaugen ſehen dürfen.“

Sie küßte ſeine Hand und ſah ſchmeichelnd zu ihm auf. Sein Blick ruhete einige Minuten lang auf ihr und zwar mit einem leichten Ausdrucke von Bedauern, dann ſtand er auf, als faſſe er ſich entſchloſſen zuſammen, und ging in ſein Cabinet.

„Da, Leonide,“ ſagte er, als er zurückkam, „iſt das Portrait, um das Du mich oft gebeten haſt. Verſprich mir aber, dieſe Kapſel erſt morgen früh bei Deinem Erwachen zu eröffnen.“

„Das klingt ſo feierlich,“ ſagte ſie erblaſſend, „habe ich unbewußt irgend etwas verſchuldet?“

„Nichts,“ antwortete er, und hauchte einen leichten Kuß auf ihre Stirne, „aber wir müſſen uns heut Abend früher als gewöhnlich trennen; ich erwarte noch einen Courier, und habe T. zu mir beſchieden. Leb' wohl.“

Sie ſtand auf, um ſich zu entfernen; ſeine Hand lag ſchon auf dem Thürſchloſſe ſeines Cabinets; da begegnete ſein Auge noch einmal dem ihrigen, ſie las in ſeinem Blicke eine Miſchung von feſter Entſchloſſenheit und Widerſtreben, und um den Mund lag ſtatt des Ernſtes oder des ſpöttelnden Lächelns, das ihn ſonſt umſchwebte, ein Zug leiſer Rührung. Er that unwillkürlich einige Schritte, um ſie noch einmal zu umarmen, doch raſch kehrte er ſich um, riß die Thür des Cabinets auf und verſchwand.

Als Leonide am andern Morgen erwachte, erfuhr ſie, der Kaiſer ſei mit Anbruch des Tages nach Spanien abgereiſt. In der Kapſel fand ſie, als ſie dieſe jetzt öffnete, ſtatt des verheißenen Bildes, einen Bon auf eine beträchtliche Summe, und von ſeiner Hand die Worte: „Mein letztes Lebewohl auf Niewiederſehen!“

Sie war alſo verabſchiedet, aber in der Art und Weiſe, wie ſie es war, lag für ihre Eitelkeit etwas Tröſtliches und Beruhigendes. Es war nicht Ueberdruß, nicht Kaltſinn, die den Kaiſer dazu bewogen hatten, ſondern Furcht vor der Gewalt, die ihre Reize über ihn mehr und mehr gewannen, und ſie glaubte daher, er werde bei ſeiner Rückkehr ſeinen Entſchluß ändern, und ſich ihr wieder nähern, wenn ihr Betragen während ſeiner Abweſenheit ihm keinen Grund gebe, mit ihr unzufrieden zu ſein. Sie beſchloß daher, Alles zu vermeiden, was dieſer Hoffnung nachtheilig werden könne, und eben ſo einſam und zurückgezogen zu leben, wie ſie gelebt hatte, ſo lange ſein Auge über ſie wachte.

Wie drückend wurde ihr aber jetzt das Gefühl ihrer Vereinzelung im Leben! Wie bitter jetzt die Frucht einer Erniedrigung, für die ihr Herz keine Entſchuldigung war! ſie mußte es jetzt erkennen, daß ſie ſich, um des trügeriſchen Glanzes nichtiger Erhöhung willen, tief erniedrigt hatte, und ſich jetzt wieder aller Gefahr einer ungeſicherten Lage und ſchwankender Verhältniſſe preis gegeben ſah. Seit ihren Kinderjahren gewohnt, ſich leidenſchaftlich geliebt zu ſehen, war ihr alle Freude an einem dieſes Zaubers beraubten Daſein geraubt, und alle ſanfteren Empfindungen erſchienen ihr kalt und freudenlos. Sie liebte ihr Kind innig und herzlich, aber wenn ſie die Kleine umarmt und für die Befriedigung ihrer körperlichen Bedürfniſſe geſorgt hatte, empfand ſie eine peinliche Leere, und durchſtrich niedergeſchlagen und muthlos die glänzenden Gemächer, die mit den Meiſterwerken der Kunſt und allen Erfindungen des Luxus reich geſchmückt waren. Sie beſaß ein anſehnliches Vermögen, allein aller ernſten Ueberlegung und jeder vernünftigen Berechnung ganz ungewohnt, verſchwendete ſie für die Befriedigung aller ihrer Launen und Einfälle große Summen, und dachte nicht daran, einen Reichthum zu bewahren, deſſen Quelle ſie als unerſchöpflich anzuſehen ſich gewöhnt hatte.

Sie hatte in der Vorſtadt St. Honoré den erſten Stock eines Hauſes, und mit dieſem den alleinigen Nießbrauch eines großen dazu gehörigen Gartens gemiethet, um ihrer Eugenie den Genuß der freien Luft zu ſichern. Im zweiten Stock dieſes Hauſes wohnte die Baronin von M., deren Mann in Aegypten geblieben war. Ihre Lebensweiſe zeigte von großem Reichthume, und ſie ſelbſt war nicht nur eine ſchöne Frau, ſondern auch im Beſitze des feinſten geſelligen Tons. Leonide hatte ihr bei ihrem Einzuge keinen Beſuch gemacht, weil ſie nicht Willens war, neue Bekanntſchaften anzuknüpfen; doch die Baronin ſuchte ſie mit ſo feiner zuvorkommender Artigkeit auf, daß Leonide ihr nicht auszuweichen vermochte, und bald ward ihr dieſe neue Bekanntſchaft ſo intereſſant, daß beide Frauen unzertrennlich wurden.

Die Baronin ſah in ihrem Hauſe viele Geſellſchaft bei ſich, und Leonide wurde die Königin aller von ihr gegebenen Feſte. Die Männer dieſes Kreiſes gehörten unſtreitig alle zur guten Geſellſchaft, und da ihr Verhältniß zu dem Kaiſer kein Geheimniß war, und man es nicht für gelöſt hielt, ſo wagte Keiner, ſich ihr als Anbeter zu nähern, und Alle begnügten ſich, ihr ehrfurchtsvoll eine Huldigung darzubringen, die ihre Eitelkeit ſehr angenehm befriedigte. Sie herrſchte wie eine Monarchin in dieſem Kreiſe, und lernte jetzt erſt den Reiz und die Annehmlichkeiten des geſellſchaftlichen Lebens kennen. Allein im Hauſe der Baronin wurde auch täglich viel und hoch geſpielt; Leonide nahm im Anfange nur aus Gefälligkeit Theil daran; doch bald gewann ſie Geſchmack an dieſem Zeitvertreibe, und verlor bedeutende Summen mit einer Gleichgültigkeit, von der es ihr ſchmeichelte, ſie als Großartigkeit der Geſinnung und einen Beweis erhabener Uneigennützigkeit bis in die Wolken geprieſen zu hören.

Bald hatte Leonide einen großen Theil ihres Vermögens verſpielt. Die treue Mariette wagte einige Vorſtellungen; Leonide liebte ſie, ihre bewährte Anhänglichkeit und Treue gab ihr große Rechte, und ſie erhielt von ihrer Gebieterin das Verſprechen, daß ſie, gleich nach einem großen Feſte, womit die Baronin den Napoleonstag zu feiern willens war, ſich nach dem kleinen Hauſe in St. Germain zurückziehen wolle, das ſie noch immer als ein Eigenthum ihrer Tochter behalten hatte.

Man erfuhr jetzt die bevorſtehende Rückkunſt des Kaiſers nach Paris, und Leonide ſah dieſer in leidenſchaftlicher Spannung entgegen. Der lange Zeitraum, in dem ſie, dem Scheine nach, ganz von ihm vergeſſen, nicht das geringſte Zeichen fortdauernder Theilnahme von ihm erhalten hatte, war doch nicht vermögend geweſen, die Täuſchungen ihrer Eigenliebe zu zerſtören. Sie glaubte ſich noch immer von ihm geliebt, und rechnete ſicher darauf, ihr Verhältniß zu ihm neu angeknüpft zu ſehen, ſobald er ſich wieder in ihrer Nähe wiſſe.

Der Tag ſeiner Ankunſt brach an. Glänzend geſchmückt ſtand Leonide vor ihrem Spiegel, und fand ſich zu ſchön, um fürchten zu dürfen, ſie könne vergeſſen ſein, und doch wurde es Abend, ohne daß ſie von Napoleon ein Zeichen der Erinnerung empfing. Sie mußte zur Baronin hinauf gehen, ließ aber Marietten den Befehl zurück, ſie gleich zu benachrichtigen, wenn eine Botſchaft komme. Fieberhaft aufgereizt, fühlte ſie das Bedürfniß der Zerſtreuung mächtiger denn je; ſie ſpielte kühner, leidenſchaftlicher noch, als gewöhnlich, und verlor bald alles Geld, was ſie bei ſich hatte; doch, ſtatt nun aufzuhören, ſpielte ſie auf ihr Wort weiter, aber mit dem ausgezeichneteſten Unglück.

Es war ſchon gegen Morgen, als ſie mit dem Muthe der Verzweiflung dem Banquier vorſchlug, auf eine von ihr gezogene Karte quitte oder double zu ſpielen; er nahm es an. Innerlich bebend legte ſie das Blatt auf den Tiſch, das über ihr Geſchick entſcheiden ſollte; als ſie wieder aufſah, ſtand Arthur ihr gegenüber! Seine Gegenwart galt ihr für eine Vorherverkündigung, daß ſie verlieren werde; aber ſein Blick weckte noch ihren ganzen Stolz. Mit anſcheinender Ruhe ſtand ſie auf, als ihre Karte für den Banquier fiel, und ſagte dieſem, daß er in einigen Stunden ſein Geld empfangen werde; doch deſto furchtbarer war ihre innere Erſchütterung.

Als ſie in ihr Zimmer kam, eilte ihr Mariette in ängſtlicher Haſt entgegen; doch unfähig, ſie anzuhören, wies ſie ſie zurück und eilte zu Eugeniens Wiege. Nur im Anblick ihres Kindes konnte ſie, wie ſie fühlte, wieder Muth ſammeln, das Schickſal zu ertragen, das ſie ſich ſelbſt bereitet hatte.

Von welchem Entſetzen fühlte ſie ſich aber ergriffen, als ſie neben ihrem ſchlafenden Kinde ihren grauſamſten Feind ſitzen ſah.

„Was führt Sie hierher?“ rief ſie ihm entgegen; „wie dürfen Sie es wagen, mein Zimmer zu betreten, und noch dazu in der Nacht, um dieſe Stunde!“

„Entfernen Sie ſich!“ rief Arthur Marietten zu; „ich muß mit Ihrer Gebieterin unter vier Augen reden.“

Hier fühlte ſich Leonide von neuer Hoffnung belebt. „Sie haben einen Auftrag an mich auszurichten?“ fragte ſie ſtolz. „Nur ein ſolcher Grund vermag Ihr Hierſein zu entſchuldigen.“

„Seit wann,“ antwortete er bitter, „kennen Sie mich ſo ſchlecht? Ich bin zu jeder Art von Kuppelei zu gut, und bin nur hier, um in meinem eignen Namen mit Ihnen zu reden.“

„Ich aber will nichts von Ihnen hören,“ ſagte ſie noch ſtolzer.

„Legen Sie dieſen Ton ab, der Ihnen nicht mehr geziemt. Die Zeit iſt hin, wo die Huldigung des Kaiſers Ihre Schmach mit einem Abglanze ſeiner Größe verdeckte. Die Freundin der Baronin von M., die Zierde ihrer Feſte, die Lockſpeiſe, durch die ſie die Gimpel, von deren Golde ſie lebt, in ihre Netze zieht, hat die Freiheit verloren, dem, was ich ihr zu ſagen habe, ihr Ohr zu verweigern."

„Dieſe Schmähungen beſchimpfen nur Sie ſelbſt, und meine Freundin iſt hoch über Ihre Läſterungen erhaben."

„Verſtellen Sie ſich nicht länger, ſchöne Frau," ſagte er ironiſch. „Wie könnte es Ihnen unbekannt ſein, welches Gewerbe die ſaubere Frau Baronin treibt, und daß ihr Haus eins der berüchtigſten Spielhäuſer in ganz Paris iſt? Sie hat Sie ruinirt, um Sie deſto leichter an den Mann verkuppeln zu können, an den Sie heut Abend Ihr Vermögen verloren haben, und ich bin hier, um ihm zuvorzukommen, denn da es einen Kaufpreis für Sie gibt, ſo gehören Sie von Rechtswegen dem an, der das höchſte Gebot für Sie zu thun vermag."

Der Grauſame näherte ſich ihr bei dieſen ſie tödtlich beſchimpfenden Worten; ſie ſchrie vor Entſetzen ſo laut auf, daß Eugenie davon erwachte und die Hände nach ihr ausſtreckte. Sie drückte das Kind feſt an ihre Bruſt, und brach in Thränen aus, die ihr vielleicht nach den gewaltigen Erſchütterungen dieſes Tages das Leben retteten.

„Das alſo,“ fing Arthur wieder an, „iſt die Tochter des Mannes, den Ihr Herz mir verzog! Armer Eugen; Du ahneteſt nicht, daß Deinem Kinde kein anderes Erbtheil bleiben würde, als die Schande ſeiner Mutter!“

„Elender!“ rief Leonide empört, „ſoll ich meine Diener zum Schutze gegen Sie rufen, oder wollen Sie mich freiwillig verlaſſen?“

„Nein,“ ſagte er kaltblütig, „ich verlaſſe Sie nicht, ehe Sie mich angehört haben. Legen Sie das Kind wieder in ſeine Wiege, und fürchten Sie nichts. Ihre Reize ſind mir nicht mehr gefährlich, aber Sie haben mit grauſamer Härte den ſchönſten meiner Jugendträume zerſtört, und dafür fordert mein Stolz die Genugthuung, daß Sie mich als den Gebieter Ihres Schickſals anerkennen. Hoffen Sie nicht, mir entgehen zu können; ich werde mir alle Ihre Fehler zu Nutze machen, und was Sie auch beginnen, Sie vermögen mir nicht zu entgehen.“

„Welche ſchreckliche Drohung! Sind Sie denn jeder Regung des Mitleids unzugänglich geworden?“

„Mitleid? Empfanden Sie Mitleid, als ich mit dem Tode rang, und Sie über meinen blutenden Leichnam hinweg an den Altar traten, um dem

Manne die Hand zu reichen, der mit meinem Blute beſpritzt neben Ihnen ſtand? Haben Sie je die Qual ermeſſen, die ich empfinden mußte, einen Andern in Ihrem Beſitze glücklich zu wiſſen? Haben Sie mich damals nur einen Augenblick lang bedauert, und glauben Sie nicht, daß ich, ſeitdem Sie mich gezwungen haben, Sie nicht mehr achten zu können, tauſend Mal mehr gelitten habe, als Sie heute leiden? Sie haben mein Herz zerriſſen, meine Seele gefoltert; ich beleidige nur Ihren Stolz." —

Leonidens Erſchütterung ſtieg bis zur Verzweiflung. Ihre Thränen hörten auf zu fließen; eine furchtbare Beklemmung zog ihr die Bruſt ſo zuſammen, daß ſie augenblicklich zu ſterben glaubte, und ſich eine Todtenbläſſe über ihr Geſicht ergoß.

Arthur ſah ſie an. „Ich bin ein Scheuſal!" rief er, und warf ſich zu ihren Füßen nieder; „ich bringe Dich um, und doch vergöttere ich Dich. Vergib meinem Wahnſinne; er muß Dir beweiſen, wie ich Dich liebe. Komm, ich bete Dich an, ich kann Alles vergeſſen; es gibt nur ein unverzeihliches Verbrechen in meinen Augen, und das wäre, wenn Du einen andern Mann geliebt hätteſt, aber dies Verbrechen haſt Du nicht begangen. Wünſcheſt Du

Dir Reichthümer und hohen Rang? — Du kannſt Alles von dem Manne erwarten, der Dich liebt, wie ich Dich liebe. Ich vergeſſe Alles — ich komme zu Dir zurück, und ich, den Du ſo ſehr beleidigt haſt, ſlehe hier zu Deinen Füßen, mir zu verzeihen."

Dieſe Worte beruhigten Leoniden; ſie wand ihre Hände aus den ſeinigen, und vermochte endlich, ihn anzublicken. O wunderbare Macht der Liebe! Dieſer ſo furchtbare Mann vermag ſeiner Rührung nicht länger zu gebieten; Thränen verdunkeln das Auge, das noch vor wenig Minuten Zorn blitzte. Dieſer Anblick ermuthigte Leoniden, ohne ſie zu rühren, und ſie erhielt es von ihm, ſie zu verlaſſen, um ihr die Ruhe zu gönnen, deren ſie ſo höchſt bedürftig war. Kaum aber ſah ſie ſich mit Marietten allein, als ſie ihr auftrug, alle ihre Koſtbarkeiten, ihren Schmuck und alle ihre Meubeln ſo ſchnell als möglich zu verkaufen. Die Summe, die ſie dafür erhielt, reichte zur Tilgung ihrer Spielſchuld hin; ſie behielt noch einige tauſend Franken übrig, und ſchon in der Frühe des nächſten Tages verließ ſie mit ihrer Tochter ihre bisherige Wohnung, und trug Marietten auf, ihr nach den elyſäiſchen Feldern mit einem Miethswagen nachzukommen; ſie hoffte auf dieſe Art alle Nachforſchungen zu vereiteln, und fuhr, als Mariette ſie gegen Abend an der bezeichneten Stelle traf, mit ihr in eine der abgelegenſten Gegenden von Paris, wo es ihr gelang, eine ſehr kleine Wohnung zu finden und zu miethen.

Sie, die ſich noch am vorigen Tage von all den Huldigungen umgeben ſah, die man einer ſchönen jungen Frau in glänzenden Verhältniſſen ſo vielfach darbringt, lebte nun in tiefer Einſamkeit; das Andenken der Vergangenheit, die Ungewißheit der Gegenwart, und die Furcht vor der Zukunft peinigten ſie gleich heftig, doch ein noch tieferer Schmerz durchdrang bald ihre Seele; ſie fühlte ſich mit dem Verluſte des einzigen ihr gebliebenen Gutes, deſſen Beſitz ihr allein die Kraft gab, ihr Schickſal zu ertragen, mit dem Verluſte ihrer Tochter bedroht.

Vergebens zog ſie die berühmteſten Aerzte zu Rathe; ſie wagten es nicht, einem brechenden Mutterherzen jede Hoffnung zu rauben; allein die leichten Mittel, die ſie verordneten, Genuß der friſchen Luft, isländiſches Moos und Zerſtreuung, verriethen, daß ſie ſie für rettungslos hielten. Leonide befolgte indeſſen ihre Verordnungen mit der pünktlichſten Sorgfalt. Sie trug ihr Kind jeden Tag an die freie

Luft; ſie umgab ſie mit Blumen und Spielzeug, ſie ſuchte jeden warmen Sonnenſtrahl — es war im Herbſte — für ſie auf, doch die arme Kleine hatte an nichts mehr Freude, ob ſie gleich, voll unausſprechlicher Liebe zu der Mutter, dieſer mit der rührendſten Geduld und mit einer ihren Jahren weit voraneilenden Tiefe und Zartheit der Empfindung ihre Leiden zu verheimlichen ſtrebte.

Eines Tages, wo Eugenie ſich noch matter als gewöhnlich fühlte, trieb, auf einem Spatziergange, mit ihr ein drohendes Regengewölk Leoniden zur eiligſten Rückkehr, und um ihre Wohnung deſto ſchneller erreichen zu können, nahm ſie ſie auf den Arm. In dieſem Augenblick flog eine glänzende Equipage bei ihr vorüber, in der ſie eine mehr durch die Pracht ihres Schmucks, als durch Schönheit ausgezeichnete Frau erblickte, und neben dieſer den edlen Mann, den ſie ſo unwürdig ihrem Hochmuthe und ihrer Glanzſucht aufgeopfert hatte.

Sein ſanfter Blick begegnete dem ihrigen — Erſtaunen und Betrübniß malte ſich darin, und wenn er ihn ſchnell abwandte, geſchah es gewiß nicht aus Gleichgültigkeit. — Mit Windesſchnelligkeit zogen ihn ſeine raſchen Roſſe fort, während Leonide langſam und trauriger denn je ihrer dürftigen Wohnung zuſchlich. — Ach, welches Glück hatte ſie verſcherzt!

Nach Wochen unſäglicher Angſt und unendlichen Schmerzes brach endlich der ſchrecklichſte Tag ihres Lebens für Leoniden an. Eugenie lag im Todeskampfe. So oft ſie ihr Auge noch zu eröffnen vermochte, ſuchte es die Mutter, und mit brechender Stimme flüſterte ſie ihr noch zu: „weine nicht, liebe Mutter, ich bin nicht krank.“ —

In namenloſer Verzweiflung lag ſie beim Einbruche der Nacht vor dem Lager ihres ſterbenden Kindes auf den Knien; der Bote, den ſie zu dem Arzte geſendet hatte, kam nicht wieder; ſie konnte Eugenie nicht verlaſſen, und doch war ihr, als müſſe es ihr gelingen, Hülfe für ſie herbeizuſchaffen. Das Kind ſchien zu ſchlafen, und ſo ließ ſie endlich Marietten bei ihr, und flog in ihrer Verzweiflung ſelbſt zu dem Hauſe des Arztes; er war nicht daheim — eben ſo vergeblich eilte ſie zu zwei bis drei andern. — Ihr Zuſtand glich dem Wahnſinne — ſie fühlte, ſie müſſe eilig zurückkehren, wenn ſie den letzten Seufzer ihres ſterbenden Kindes empfangen wolle; aber ihre Kräfte verließen ſie — ſie mußte ſich auf das Geländer der

Brücke ſtützen, über die ihr Weg ſie führte. Tief unten hörte ſie das Waſſer rauſchen; dort, dort allein war das Ende ihrer Qual. Wenn ſie todt iſt, dachte ſie, komme ich hierher zurück — und ſie wollte fort, aber ſie ſank nieder, und glaubte ſterben zu müſſen, ohne ihr Kind noch einmal an das brechende Herz drücken zu können.

Man hob ſie auf — eine ſanfte Stimme fragte theilnehmend, was ihr fehle? Sie ſchlug das Auge auf — das nicht ferne Licht einer Lampe erleuchtete ihr Geſicht — der Mann, in deſſen Arm ſie lag, wich erſchrocken zurück, und ſtrich ihr die naßgewordenen Locken aus dem Geſichte.

„Gott, Leonide!" rief er, „erkennſt Du mich nicht? Was fehlt Dir? Wie kommſt Du in dieſem Zuſtande hierher? rede! ich bin Eugen, Dein Gemahl!" — —

Ja, er war es! Doch ſie war jetzt nur eines Gedankens fähig. „Komm, komm!" ſagte ſie, und zog ihn fort, „Du mußt Deine Tochter noch ſehen, ehe ſie ſtirbt! — Ach, von Allem, was ich Deiner Liebe bewahren ſollte, iſt Dir nichts geblieben, als die Leiche Deines Kindes!"

Eugen antwortete nicht; Beide gingen ſchweigend neben einander bis zu Leonidens Wohnung. Eugenie lebte noch; aber die Bläſſe des Todes lag ſchon auf ihrem Geſichte; ihre Lippen fliſterten noch den Namen Mutter! — es war ihr letzter Hauch. — Stumm, im namenloſen Schmerze, ſtürzte Leonide vor ihr nieder. Eugens Blicke irrten von der Mutter zur Tochter; Beide vergoſſen keine Thräne. — Ein Schmerz wie der ihrige, kann nicht weinen. —

„So iſt es alſo wahr!“ rief er endlich, „mein Kind iſt todt, und meine Mutter deckt das Grab! — Und ich, Leonide, welchen Troſt darf ich, wenn ich der Stimme der Welt glauben muß, von Deiner Liebe hoffen? Seit vier Jahren ein Gefangener, ſehe ich mein Vaterland jetzt wieder; es verheißt mir Erſatz für alle Leiden; aber, wie finde ich Dich, der ich alle meine Hoffnungen meines Lebens, mein Glück, meine Ehre anvertraut hatte, wieder! Iſt es denn wahr, daß Du mich nie geliebt haſt?“ —

Leonide hatte keine Antwort auf ſeine Vorwürfe; die ganze Welt galt ihr am Sterbebette ihres Kindes für nichts. Es gab in dieſer Stunde im ganzen Umkreiſe der Möglichkeiten nur Einen Schmerz für ſie, aber dieſer Schmerz, dieſer ſtumme, furchtbare, gewaltige Jammer des Mutterherzens verſöhnte ihr den Vater ihres Kindes!

Und doch war das einzige Band, das ſie wahrhaft an einander knüpfte, mit Eugeniens Tode zerriſſen, und Mißtrauen und Argwohn konnten in Eugen's Seele nie wieder erſterben. Er liebte Leonide noch immer leidenſchaftlich; ſie war als ſeine Witwe die Geliebte ſeines Monarchen geweſen. — Kaum achtzehn Jahre alt, unerfahren, ohne Freund, ohne Rathgeber, ganz ſchutzlos, kam ihrem Fehltritte jede Entſchuldigung zu Statten, die ihr Anſpruch auf Verzeihung zu geben vermochte, und doch waren Beide jetzt mit einander und durch einander gleich unglücklich. Leonidens Seele konnte die Schmach nicht ertragen, ſich von ihrem Gatten verachtet zu denken, und mit ihm nie ohne Erröthen von der Vergangenheit reden zu können, ſo wie er nie arglos und ohne Furcht an die Zukunft zu denken vermochte. Sie fand in ihm nicht den Gatten, ſondern nur einen ſtrengen, leidenſchaftlichen Richter wieder. Er ſchämte ſich der Liebe, die er noch für ſie empfand, und glaubte in dieſer Stunde ſie beſtrafen zu müſſen, wenn er in der vorigen, hingeriſſen von ihrer

Schönheit und ſeiner Leidenſchaft, ihr Vergeſſenheit alles Vergangenen zugeſchworen hatte. Doch er liebte ſie zu wahr, zu heiß und innig, als daß Leonide es nicht in ihrer Gewalt gehabt haben ſollte, ſich mit ſeiner Achtung auch ſein Vertrauen zu gewinnen, und ſo den Frieden ſeines Lebens und ihrer Ehe neu zu gründen; aber ſie liebte Eugen nicht, und die Bitterkeit und die Heftigkeit ſeiner Vorwürfe und ſeines Betragens in der erſten Zeit des Wiederfindens hatten ihn ihr gleichgültig gemacht, und ihr Herz völlig gegen ihn verſchloſſen.

Eugen erhielt den Befehl, zur Armee abzugehen, und traf Anſtalt, daß ſie während ſeiner Abweſenheit bei der Frau eines ſeiner Freunde, deren Charakter er hoch verehrte, in tiefer Eingezogenheit leben ſolle. Ihr war dies ganz gleichgültig. Frau von Fonterille, ihre künftige Gefährtin, war von Geburt eine Deutſche, und ihr ruhiger, gleichförmiger Charakter, und die ſtrenge Sittlichkeit ihres Betragens hatten ihr mit Eugens Hochachtung auch ſein Vertrauen erworben. Er und ihr Mann hatten Beide den Befehl erhalten, ſich nach Spanien zu begeben, und beide Frauen mußten fürchten, die Trennung von ihnen könne eine ewige werden. Frau von Fonterille liebte ihren Gatten, aber ſie trug ihren Schmerz mit ſtiller, frommer Seelenſtärke; Leonide hingegen verſank, ohne ihren Gatten zu lieben, in einen Zuſtand, furchtbarer noch als Verzweiflung. Eine vollkommene Abgeſtorbenheit lähmte alle ihre Seelenkräfte; ſie weinte nicht mehr um ihre Tochter — es war dazu zu dumpf, zu öde in ihrer Seele. Unzufrieden mit ſich und allen Andern, fühlte ſie, daß ſie den Zweck des Lebens verfehlt, und mit dem Werthe auch das Glück deſſelben unwiederbringlich verſcherzt habe. Es gab für ſie keine Zukunft mehr! Ihr einziger Wunſch war der Tod.

Dieſe Stimmung war eine natürliche Folge ihres Schickſals und ihres Charakters. Kaum den Kinderjahren entwachſen, hatte ſie ſich ſchon leidenſchaftlich geliebt, ja vergöttert gefühlt, und war ſtets der Gegenſtand all der Befliſſenheit der zuvorkommenden Aufmerkſamkeit, der Huldigungen und Schmeicheleien geweſen, die das Daſein einer Frau zu einer ſüßbethörenden Illuſion machen. Die Eigenliebe gewöhnt ſich ſo leicht an die der Leidenſchaft eigene Ueberſpannung des Ausdrucks; es wird uns ſo ſchnell ein Bedürfniß, ſie zu hören, daß jede andere Sprache uns dann kalt und langweilig zu ſein dünkt, und wir Alles verſchmähen, was nicht den Charakter der Leidenſchaft trägt.

O, wehe dem weiblichen Weſen, das ſeine Hoffnungen auf Glück einem ſo vergänglichen Gefühle anvertraut, als es die Liebe iſt, die ein Mann für uns empfindet! Der Zauber deſſelben entfärbt alle anderen Empfindungen des menſchlichen Herzens, und verweichlicht ſelbſt dann, wenn unſer Herz dieſe Liebe nicht erwiedert, die Seele doch auf eine unſerem Werthe und unſerm Glücke gleich gefährliche Art.

Mit dem Frühlinge blieben die Briefe aus Spanien aus. So wenig Berührungspunkte es auch zwiſchen Leoniden und Frau von Fonterille gab, die ſich Beide faſt noch eben ſo fremd, als im erſten Tage ihrer Bekanntſchaft gegenüberſtanden, ſo führte ſie jetzt doch die Gleichheit ihrer Lage näher zuſammen, und Beide forſchten gemeinſchaftlich in dem Büreau des Kriegsminiſteriums nach Nachrichten von dem Regimente, bei dem ihre Männer ſtanden.

Es hatte in einer Schlacht gegen die verbündeten Engländer und Spanier ſehr gelitten; aber Eugens Name war ſo wenig, als der ſeines Freundes auf der Todtenliſte. Nach langem bangen Harren kam ein Brief von Fonterille. Eugen war ſchwer verwundet, und ließ Leoniden bitten, Frau von Fonterille zu begleiten, die ihr Gatte zu ſich einlud, weil ihre Gegenwart allein ihm die Geſundheit wiedergeben könne. Beide Frauen beeilten die Zurüſtungen zu ihrer Abreiſe, und am zehnten April 1810 kamen ſie auf der ſpaniſchen Grenze an.

Sie reiſten, von Marietten begleitet, unter dem Schutze eines zur Ergänzung beſtimmten Geſchwaders, das von dem jungen Oberſten eines Jägerregiments befehligt wurde. In Burgos trafen ſie mit der Marquiſe von M. zuſammen. Sie war eine Spanierin von Geburt, aber voll Talente und voll Grazie, wie eine feingebildete Franzöſin, hatte ſie das Herz des Königs Joſeph erobert, und galt für die ſehr einflußreiche Geliebte deſſelben. Sie war gegen Leoniden und Frau von Fonterille zuvorkommend artig; die Letztere wich ihr kaltſinnig aus, aber nicht ſo Leonide, die, durch ihre Liebenswürdigkeit angezogen, in ihrer Geſellſchaft die Neigung zur Welt und ihren Freuden wieder in ſich erwachen fühlte. An den Thoren von Madrid nahm die Marquiſe mit unverkennbarer Herzlichkeit Abſchied von ihr, und forderte ihr das Verſprechen ab, ſie gleich in den erſten Tagen zu beſuchen.

Eugen war ſchwer, aber nicht lebensgefährlich verwundet, und die Freude, Leonide wieder zu ſehen, trug ſichtlich zu ſeiner Geneſung bei. Sie pflegte ihn mit der ſorgſamſten Treue und Hingebung, doch vergeblich hoffte er auf einen Anklang des Gefühls, das ihn allein beglücken konnte. Pflichterfüllung und kaltes Wohlwollen war Alles, womit ſie ſeine glühende Leidenſchaft zu erwiedern vermochte. Da Leonide ihren Gatten während ſeiner Krankheit nicht verlaſſen wollte, ſo hatte die Marquiſe ſie aufgeſucht, und das mit ſo viel zuvorkommender Güte, mit ſo freundlicher Theilnahme, daß auch Eugen ſich ihr dafür verpflichtet fühlen mußte; aber als er ſah, daß ihre Geſellſchaft Leoniden ſo angenehm war, daß ſie ſie der ſeinigen vorzog, fand ſeine Eiferſucht hierin die Veranlaſſung, ſeine Frau auf's Neue zu quälen. Er bewachte jeden ihrer Schritte, und ihre unſchuldigſte Handlung fand bei ihm eine kränkende Deutung. Sie ſetzte allen ſeinen Vorwürfen nur Stillſchweigen entgegen, und die Reue, von der er oft ergriffen wurde, ließ ſie eben ſo gleichgültig, als ſeine

Eiferſucht. Endlich kündigte er ihr eines Tages an, daß ſie einem Umgange entſagen müſſe, der ihr bei ihrer Jugend und Schönheit mit neuen Gefahren drohe.

Die Marquiſe erfuhr dies Verbot, ohne darüber zu zürnen; ſie drückte lächelnd Leonidens Hand, und verſicherte, die Strafe dafür werde nicht lange ausbleiben. Der König ernannte am folgenden Tage Eugen zu ſeinem Aide de Camp. Der Poſten, den er bisher bekleidete, der Ruf ſeiner militäriſchen Tapferkeit, und das Bedürfniß des Königs, treu ergebene Menſchen um ſich zu ſammeln, konnte dieſe Gunſt rechtfertigen, von der Eugen aber wohl fühlte, welcher Urſache er ſie zu verdanken habe; denn die Stellung zum Hofe, die ihm dieſer Poſten gab, ſetzte ihn in die Nothwendigkeit, ſeine Frau präſentiren zu laſſen, wodurch ſie natürlich wieder in die Nähe der Favoritin kam.

Das Beiſpiel des Königs gab natürlich den Ton an einem Hofe an, wo man beim Klange wollüſtiger Harmonien auf Blumen einſchlief, und nicht beachtete, wie ſtreng eine edle und ſtolze Nation den König richtete, den Verrath und Treuloſigkeit ihr gewaltſam aufgedrungen hatte.

Joſeph, ein Freund und Kenner aller ſchönen Künſte, verbrachte ſein Leben von Dichtern und Schriftſtellern umgeben, und ſein liebſter Zeitvertreib war, Verſe zu declamiren, oder ſie declamiren zu hören. Dieſe Art der Unterhaltung war an ſeinem Hofe ſo Mode geworden, daß nicht viel fehlte, man hätte auch die Bülletins in Verſe gebracht. Eugen gefiel ſich in dieſem Kreiſe nicht, und ſelbſt Leonide fand kein Behagen daran, aber die Marquiſe, der Alles daran lag, Joſeph immer feſter auf ſeinem ſchwankenden Throne einzulullen, lachte, wenn Leonide ihr dies geſtand, und vertröſtete ſie auf die Zukunft. Die dringende Eile, mit der ſie bemüht war, die Schätze des Königs, oder vielmehr des Landes, das er zu beherrſchen wähnte, über die Pyrenäen zu ſenden, bewies, daß ſie die Lage des Reichs richtiger beurtheilte, als Joſeph ſelbſt.

Die Geburt des Königs von Rom ſollte am ſpaniſchen Hofe mit einem glänzenden Feſte gefeiert werden. Leonide war einige Tage unwohl geweſen, aber Eugen ſelbſt drang darauf, daß ſie demſelben beiwohnen ſolle. Sie war nicht reich genug, um mit den andern Damen an Pracht des Anzuges wetteifern zu können, und ſo kehrte ſie zu einer von ihr lange verſchmähten Einfachheit zurück, und trat ohne allen Schmuck, als den einiger ſchönen Blumen, in den Saal. Gleichgültig empfing ſie die Glückwünſche ihrer Bekannten zu ihrer Geneſung; ſie ſah ſich, wie gewöhnlich umringt und gefeiert, aber ihr war, als fehle ihr etwas, und nicht ohne geheimes Widerſtreben trat ſie in die Reihe der Tanzenden. War es der Glanz der Lichter, das betäubende Geflimmer und Geräuſch um ſie her, oder eine von ihrer Krankheit nachgebliebene Schwäche, genug, ſie wurde nach den erſten Touren ſo blaß, daß ein Fremder, der nicht fern von ihr ſtand, es bemerkte, und ſchnell herbeieilte, um die Sinkende in ſeinen Armen aufzufangen, und ſie nach dem Balcon an die friſche Luft zu tragen.

Als Leonide die Augen aufſchlug, ſtand ihr Gemahl vor ihr und beſprengte ſie aus einem Flacon, deſſen Duft ihr bei ihrem gereizten Nervenzuſtande unangenehm war. Sie machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, und ſchloß von Neuem die Augen, doch ohne ohnmächtig zu werden. Ein geheimnißvolles, namenloſes Gefühl durchbebte ihre Bruſt; ſie ſah nicht das Weſen, in deſſen Armen ſie lag, und doch war es ihr, als ruhe ſie an einem ihr längſt befreundeten Herzen. Die Nachtluft wehete ſie ſo friſch und erquickend an; es war eine jener ſüdlichen Nächte, in denen die ganze Natur in einen leiſen Duft der Wehmuth und der Sehnſucht eingehüllt zu ſein ſcheint; ein kühles Lüftchen wehete ihr den Duft der Orangenbäume zu, mit denen der Balcon beſetzt war, und die Töne der fernen Tanzmuſik vermehrten noch den unerklärlichen Zauber dieſes Augenblicks. Eugen empfahl ſie dem Unbekannten, und ging, um den Wagen herbeizuſchaffen. Leonide hob das Haupt empor — ſie ſah ihn, und dieſer Blick reichte hin, ſein Bild auf ewig in ihr Herz zu drücken!

Zwei große ſchwarze Augen ruhten voll zärtlicher Theilnahme auf ihr. Der Fremdling war ſo wenig durch beſondere Schönheit der Züge, als der Geſtalt ausgezeichnet; aber eine ihm ganz eigene Hoheit und Anmuth hoben ihn vor Tauſenden heraus. Sein bleiches Geſicht trug die Spuren eines tiefen Grames und einer zerſtörten Geſundheit, und war gleich der Ausdruck ſeines Blickes ſanft und gefühlvoll, ſo ſprach doch aus ſeinen Zügen Ernſt und Feſtigkeit. Er fragte verbindlich, wie Leonide ſich befinde? Sie antwortete ſtammelnd einige Worte, und Beide ſchwiegen.

Als Eugen zurückkam, und ihm für ſeine Bemühung dankte, antwortete er nur mit einer ſtummen Verbeugung. Die Roſe, welche Leonide an der Bruſt trug, war ihr entfallen, und als ſie ſich entfernend noch einmal zurückblickte, ſah ſie dieſelbe in den Händen des Fremdlings, der ſie raſch an ſeiner Bruſt verbarg und dann verſchwand.

Sie ſchloß während ihrer Zuhauſefahrt die Augen, um nicht reden zu dürfen, und legte ſich gleich nieder, um ungeſtört träumen zu können. Das Bild des Unbekannten verließ ſie nicht wieder, und als ſie am Morgen erwachte, fühlte ſie ſich und Alles durchaus verändert. Ihr war, als müſſe der nächſte Augenblick irgend ein ungewöhnliches Ereigniß herbeiführen, doch Alles blieb in dem gewohnten Gleiſe. Vergeblich ſuchte ihr Auge in dem Kreiſe des Hofes und der geſellſchaftlichen Zirkel den Mann, deſſen Bild ihre Seele erfüllte — ſie fand ihn nicht; Niemand kannte ihn, Niemand erinnerte ſich ſeiner — nur in ihrem Andenken lebte er.

Leonide verſank in eine Wehmuth, die bald ſtille

Schwermuth wurde, und Eugen für ihre Geſundheit beſorgt machte. „Was fehlt Dir?" fragte er ſie oft; „Du fliehſt die Welt, die Du ehemals ſo gern aufſuchteſt, und wirſt von Tage zu Tage bleicher und ſtiller. Bin ich Dir denn ſo zuwider, daß es Dich unglücklich macht, in meiner Nähe zu leben? Wünſcheſt Du nach Frankreich zurückzukehren und mich zu verlaſſen?"

„Nein," rief ſie, „nein, Eugen, Du vergißt, daß Frankreich nichts für mich hat, als das Grab meiner Tochter. Vergib mir meine Schweigſamkeit, meine Niedergeſchlagenheit — ſie hat ihren Grund allein in meiner Geſundheit — aber ich werde geneſen — ich werde wieder heiter und glücklich werden — oder ich werde auch ſterben, und dann wirſt Du mir Alles verzeihen."

Er zog ſie an ſeine Bruſt, Beide ſchwiegen und ſuchten die Einſamkeit auf, um ſich ungeſtört dem Grame hinzugeben, der Beide unglücklich machte durch ein Gefühl, das — von Beiden empfunden, ſie doch nie mit einander zu vereinen vermocht hatte.

Die Marquiſe warf Leoniden ihren Hang zur Einſamkeit lebhaft vor, und ſuchte ſie zur Theilnahme an den Zerſtreuungen zu bewegen, denen man ſich mehr denn je hingab. Man ſpielte Komödie, und die kleinen Soupers waren Mode geworden. Leonide verſprach endlich bei einer von der Marquiſe veranſtalteten muſikaliſchen Abendgeſellſchaft zu erſcheinen.

Eine vortreffliche italieniſche Operngeſellſchaft war damals in Madrid anweſend, vorzüglich entzückte Garcia alle Ohren und Herzen, und war auch für dieſen Abend zur Marquiſe geladen. Leonide fand, als ſie erſchien, den Saal ſchon gedrängt voll; man mußte ihr Platz machen, um bis zu der Marquiſe gelangen zu können. Das Aufſehen, das ſie da durch erregte, mißfiel ihr zum erſten Male. Wie ſehr war ſie umgewandelt! Vor wenig Wochen noch fand ſie Genuß in dem Eindrucke, den ihre Erſcheinung hervorbrachte; ſie liebte die Welt und ihre Freuden, und jene Art von Fieber, welches der Wunſch zu gefallen erregt, belebte ſie ſtets in dem Augenblicke, wo ſie in eine Geſellſchaft trat; es erhöhte ihre Liebenswürdigkeit und ſchmückte mit neuem Reize jede Fähigkeit ihres Geiſtes, jeden Zug ihres Geſichts. Jetzt aber vermochte ſie kaum die Artigkeiten, die man ihr erwies, mit einigen alltäglichen Worten zu erwiedern.

Sie ſaß neben der Marquiſe in einem Sopha und lauſchte Garcia's Zaubertönen; ſein Geſang bewegte ſie ſo tief, ſo mächtig, daß ſie ihre Rührung und ihre naſſen Augen kaum zu verbergen vermochte. Als er endete, ſah ſie auf, und erblickte wenige Schritte von ſich entfernt, und das Auge feſt auf ſie geheftet, den Mann, deſſen Bild ihr Herz und ihre Seele ſo ganz erfüllte. Er war nur noch bleicher, als an dem Abende, wo ſie ihn zum erſten Male ſah, und der Wiederſchein innerer tiefer Bewegung gab ſeinen Zügen einen idealiſchen Ausdruck, der Leonidens Blicke ſo feſſelte, daß ſie, alles Andere vergeſſend, ſie nicht wieder von ihm abzuwenden vermochte.

Sie fragte die Marquiſe nach ſeinem Namen. „Es iſt ein Oberſt von der Artillerie," antwortete dieſe, „und heißt Ernſt von Sancy. Man rühmt ſeine Tapferkeit und ſeine Geſchicklichkeit; er iſt in dem letzten Feldzuge mehrere Male ſchwer verwundet worden, und ſeine Geſundheit hat ſehr gelitten; man hat ihm Urlaub zur Herſtellung derſelben angeboten, aber er will keinen Gebrauch von dieſem Anerbieten machen. Finden Sie nicht auch," fuhr ſie fort, „daß er, ohne gerade beſonders ſchön zu ſein, doch das intereſſanteſte Geſicht von der Welt hat? Seine Haltung und ſein Betragen erinnert mich immer an die Sagen von den alten Rittern; auch meint man, es ſei eine Art von Romanenheld. Mir ſieht er ganz nach einer unglücklichen Liebe aus; vielleicht iſt ſeine Frau der Gegenſtand derſelben.“

„Er iſt verheirathet!“ rief Leonide erſtaunt.

„Ja, und was liegt daran, da Sie doch wahrſcheinlich keine Luſt empfinden, ihn heirathen zu wollen? Begnügen Sie ſich damit, ihm den Kopf zu verdrehen; das wird Sie zerſtreuen und aus dieſem Zuſtande todter Gleichgültigkeit reißen, der Ihnen die Hälfte ihrer Reize raubt. Glauben Sie mir, Liebe, wir Frauen müſſen an das Leben keine andern Forderungen machen wollen, als die, den Männern zu gefallen, und uns ſo gut als möglich zu amüſiren. Ihr Mann langweilt Sie, ob er gleich ſehr liebenswürdig iſt; Sie bedürfen daher eines Liebhabers, und wenn Sie ſelbſt keinen wählen, wird man Ihnen im Publicum doch einen zutheilen; dieſem Looſe entgehen Sie nicht, und es iſt auf jeden Fall beſſer für Sie, eine Herzensangelegenheit zu haben, als den Argwohn zu erwecken, daß Sie ſich nach mehr als einer ſehnen. Sancy ſoll übrigens ein Menſch von ſonderbarem Charakter ſein, und es wäre möglich, daß es Ihnen mißglückte, ſeine Eroberung zu machen."

„Und wer ſagt Ihnen," antwortete Leonide bewegt, „daß ich den Wunſch habe, ihm zu gefallen? Iſt meine Aufführung von der Art, daß ſie mir einen ſolchen Verdacht zuzuziehen verdient?"

„Kleine Heuchlerin!" rief die Marquiſe lächelnd; „wer ſich nicht auf die Bedeutung Ihrer Blicke verſtände! Doch ſtill, er kommt, und ich will Sie gleich beſtrafen."

Sie hielt Wort und ſtellte den Oberſt Sancy Leoniden vor. Erſt, als die Marquiſe mit den Umſtehenden in ein Geſpräch verwickelt war, fragte er ſchüchtern, ob ihre Unpäßlichkeit am Ballabende ohne nachtheilige Folgen für ſie geblieben ſei? — Sie verſicherte ihm: Ja, und nachdem ſie ihren Dank wiederholt hatte, ſetzte ſie hinzu, daß ſie ihn aber verändert finde; ſeine Bläſſe verkünde, daß ihm Ruhe und Erholung heilſam und noth ſein würden, und ſie wage es, ihn zu fragen, warum er durch ſein Verweilen beim Heere eine Geſundheit auf's Spiel ſetze, die doch gewiß den Seinigen über Alles theuer ſei.

„Wenn Sie es mir erlauben, gnädige Frau," ſagte er, „Ihnen zuweilen meine Aufwartung machen zu dürfen, ſo muß ich Sie um die Gewogenheit bitten mit mir nie von mir ſelbſt zu reden. Meine Stimmung iſt finſter, mein Charakter ernſt, und die Zerſtörung meiner Geſundheit halte ich für das kleinſte meiner Leiden. Ich glaube Ihrer großmüthigen Erkundigung dieſe Antwort ſchuldig zu ſein. Alles, was ich von der Geſellſchaft fordere, iſt eine augenblickliche Erholung und Zerſtreuung, weil ich wohl fühle, daß ich nicht für ſie tauge, und zu keinen höhern Anſprüchen berechtigt bin.“

Hier näherten ſich mehrere Perſonen Leoniden. — Sogleich trat Sancy zurück, und ſchien wieder in düſtere Träumereien zu verſinken. Von dieſem Tage an ſahen ſie ſich faſt täglich, aber alle Auszeichnung, die er Leoniden bewies, beſchränkte ſich auf einige ſanfte, ſchwermuthsvolle Worte, und auf den Blick, mit dem er ſie begrüßte. Gewöhnlich war er ſehr ſchweigſam; gab er ſich aber einmal dem Reize der Unterhaltung hin, ſo riß er Alles durch den Glanz ſeines Ausdrucks und den hohen Adel ſeiner Ideen hin.

Sancy allein wagte es, mit dem Könige offenherzig von den Gefahren zu ſprechen, die ihn bedrohten. Jeden Tag wurden die Franzoſen weiter zurückgedrängt, und verloren einen oder den andern der früher von ihnen eroberten Plätze. Der Kaiſer forderte, ſtatt neue Truppen zu ſenden, ſeine alten Krieger zurück, und ſeine ſieggewohnten Feldherren ſchienen, ſo wie ſie die Bidaſſoa hinter ſich hatten, von einem ſie verblendenden Schwindelgeiſte ergriffen zu werden. Maſſena, dieſes Lieblingskind des Sieges, war auf den blühenden Gefilden Portugals von ſeiner Pflegemutter, der Victoria, verlaſſen worden, und hatte nach Frankreich zurückkehren müſſen. Der jüngſte unter den franzöſiſchen Marſchällen wurde ſein Nachfolger. Bis zur Verwegenheit tapfer, voller Hoffnung, aber auch voll ſtolzer Unbeſonnenheit, erſchien Marmont noch in der Blüthe ſeiner Jahre, von einem Etat-Major umgeben, der an Pracht und Aufwand mit dem des Kaiſers ſelbſt wetteiferte. Voll Zuverſicht auf ein bis jetzt unüberwindlich gebliebenes Heer, ſchmeichelte er ſich, binnen Kurzem den kaiſerlichen Adler auf den Mauern Liſſabons aufzupflanzen, und ſein an Tollkühnheit grenzender perſönlicher Muth ſchien gewiſſermaßen dieſe kühne, nur zu bald geſtörte Hoffnung zu rechtfertigen. Rodrigo ging aber noch einmal verloren, und Portugal wurde von dem franzöſiſchen Joche befreit.

Suchet allein erhielt noch in Andaluſien ein Heer, doch die Ausſichten für den König Joſeph und ſeinen Anhang waren deßhalb nicht weniger trübe. Der Monarch täuſchte ſich aber fortwährend über die Gefahren ſeiner Lage. Er hatte im ſchnellen Fluge eine Reiſe nach Paris gemacht, um bei dem Könige von Rom Gevatter zu ſtehen. Dumpfe Gerüchte von einem Kriege mit Rußland kamen nach ſeiner Rückkehr in Umlauf. Von Napoleons Ankunft in Spanien war nicht mehr die Rede, und Joſeph begnügte ſich, ſeine Aides de Camp einen nach dem andern nach Paris zu ſchicken, um den Kaiſer von den Gefahren zu benachrichtigen, die ihm droheten.

Auch an Eugen kam jetzt die Reihe. Leonidens ſchwermüthige Stimmung beruhigte ihn bei dieſer neuen Trennung. Die Liebe hatte ihren ganzen Charakter umgewandelt, und ſie von dem Hange zur Gefallſucht ganz befreit. Sie liebte ſchweigend, aber jeden Tag wurzelte dieſe auf die Bewunderung von Sancy's Charakter gegründete Liebe feſter in ihrem Herzen. Ihre Liebe war indeſſen eben ſo verborgen, als hoffnungslos, und Eugen frei von jedem eiferſüchtigen Argwohne. Er ſchrieb nur ihrer wankenden Geſundheit und ihrer Abneigung gegen Spanien den Zuſtand zu, in dem er ſie ſah, und verſprach ſie gleich nach ſeiner Zurückkunft in ihr Vaterland zurückführen zu wollen, da ſeine jetzige Courierreiſe ihm nicht erlaubte, ſie mit zu nehmen.

Ob er gleich nur kurze Zeit abweſend zu ſein glaubte, war er doch tief bewegt, als er von Leoniden ſchied, die heißweinend an ſeinem Herzen lag, und der eine düſtere Ahnung zuflüſterte, ſie werde ihn hienieden nicht wieder ſehen.

Als Leonide einige Tage nach ſeiner Abreiſe zum erſten Male wieder bei der Marquiſe erſchien, erröthete Sancy bei ihrem Anblicke, doch, noch trübſinniger und bläſſer als gewöhnlich, begrüßte er ſie nur aus der Ferne, und vermied ſorgfältig jedes Geſpräch mit ihr.

Dieſe anſcheinende Gleichgültigkeit, dieſe Herrſchaft über ſich ſelbſt ſteigerte nur Leonidens Liebe, ſtatt ſie zu mindern. Sie war nicht frei — er war es auch nicht, und ſie errieth, daß er nur dem Gebote der Ehre und der Pflicht folgte, indem er ſie zu meiden ſtrebte. Nie hatte ſie ein Wort der Liebe von ihm gehört, und doch wußte ſie, daß ſie geliebt war, wie ſie liebte.

Wozu die ausführlichere Darſtellung eines Kampfes, in dem der Sieg ſelbſt nur Dornenkronen zu bieten hat, und jede Niederlage den Feind mächtiger, den Sieger ſchwächer macht? Der Augenblick kam leider, wo Beider Herzen ſich faſt ohne Worte verſtändigten, und zwei Schickſale ſich zu Einem vereinten. Leonide fühlte eine nie empfundene Seligkeit, als Ernſt ihr geſtand, daß er ſie ſeit dem erſten Blicke glühend geliebt habe, und ſie ihm dies Geſtändniß mit der Betheurung vergelten konnte, daß er der Mann ihrer erſten Liebe ſei, und daß das Leben ihr früher nie eine Ahnung von dem Zauber und der Gewalt der Liebe gegeben habe.

Leonide erſchien jetzt ſo ſelten als möglich bei der Marquiſe, allein dieſe war zu ſehr Menſchenkennerin, um ihr Geheimniß nicht zu errathen. „Sie ſtürzen ſich in's Verderben," ſagte ſie ihr eines Tages. „Von allen Männern, die Sie zu Liebhabern wählen konnten, paßt gerade Sancy am Allerwenigſten für Sie. Er iſt ein leidenſchaftlicher, unbezwinglicher Charakter: er liebt ſie glühend; ich habe das ſeit lange errathen; aber er wird nun auch alle Anſprüche der Liebe geltend machen wollen, und ſeine gefährliche Leidenſchaftlichkeit und ſeine Eiferſucht wird Sie ſehr unglücklich machen.“

Leonide wollte ſie hier unterbrechen, allein die Marquiſe legte ihr die Hand auf den Mund. „Ich weiß Alles, was Sie mir ſagen können,“ fuhr ſie fort, „aber das Alles ſind nur Hirngeſpinſte. Die Entfernung, in der ſich Sancy von Ihnen hielt, und die Ungewißheit über ſeine Liebe zu Ihnen, in der Sie lange ſchwebten, haben in Ihrem Kopfe den Wahn erzeugt, daß er Ihnen zu Ihrem Glücke unentbehrlich ſei; Sie haben ſich als eine wahre Romanheldin gegen ihn benommen, und das Alles hat nun ein Band um Sie geſchlungen, von dem ich fühle, wie ſtark es iſt; aber Sie bedenken nicht, daß Sie Ihre ganze Zukunft dabei auf's Spiel ſetzen. Was werden Sie bei Eugens Rückkehr beginnen? Glauben Sie, ihm das Geheimniß Ihrer Liebe zu Sancy lange verbergen zu können? Benehmen Sie ſich wenigſtens klug, ziehen Sie ſich nicht von denen zurück, die Sie vertheidigen und beſchützen können; ſein Sie vorſichtig und behutſam, und machen Sie nicht die ganze Welt damit bekannt, daß Sie einen Liebhaber haben.“

Leonide dankte der Marquiſe, da ſie nicht verkennen konnte, daß ſie wahrhaft Theil an ihr nahm, allein ſie verſicherte ihr auch, daß ſie ſich, wenn ſie gleich Ernſt liebe, doch gegen ihren Gatten nichts vorzuwerfen habe.

„Ich glaube es Ihnen,“ antwortete die Marquiſe, „doch keine Andere würde dies vielleicht thun, allein ich geſtehe Ihnen auch, daß eben das meine Beſorgniß um Sie vermehrt. Dieſe Phantaſterei wird dann von langer Dauer ſein, und ein Liebhaber ſolcher Art wird dem Rufe einer Frau weit nachtheiliger, als ein beglückter. Doch was ich für Sie thun kann, Sie vor den nachtheiligen Folgen dieſes Verhältniſſes zu bewahren, will ich freudig thun. Ich liebe Sie mehr, als ich je eine Freundin lieben zu können geglaubt habe, und Sie können in jedem Falle auf mich rechnen. Kommen Sie nur hübſch morgen Abend zu mir, und befolgen Sie meinen Rath, ſich jetzt ja nicht von der Welt zurückzuziehen.“

Leonide verſprach dies, doch als ſie Sancy ſah, machte es ſie ſchmerzlich verlegen, ihn mit dem der Marquiſe gegebenen Verſprechen bekannt zu machen. Er achtete dieſe nicht, und ſah Leonidens Verhältniß zu ihr ungern. Bei dieſer Gelegenheit glaubte er nun noch, Leonide gebe mehr dem Verlangen, wieder in der Welt zu erſcheinen, als dem Gebote der Klugheit nach.

„Was gehen mich die Vorurtheile der Welt und der Zwang, zu dem ſie mich verdammen, an!“ rief er. „Lange habe ich gegen meine Liebe gekämpft, aber nun iſt ihre Herrſchaft über mich auch unbedingt. Mißbrauche Deine Gewalt nicht, Leonide, mein ganzes Daſein ſteht dabei auf dem Spiele. Kommt der entſcheidende Augenblick, ſo werde ich, wie ich hoffe, zu thun vermögen, was mir die Stimme der Ehre zu thun gebietet, und mich ſelbſt zum Opfer darzubringen wiſſen, daß ich aber darein willigen ſoll, eine Stunde, eine Minute unſeres Zuſammenſeins aus Rückſichten auf fremdes Urtheil aufzuopfern, und mich der Qual preis zu geben, Dich mitten in der Geſellſchaft zu ſehen, wie Du, mit ihr beſchäftigt, mich vielleicht vergißt — nein, hoffe das nicht, und verſuche nicht, meine Einwilligung dazu zu erhalten.“

Leonide entſchuldigte ihr Nichtkommen ſchriftlich bei der Marquiſe, und lebte ausſchließender denn je nur für den Mann ihrer Liebe. Doch die Zeit, die dieſe Liebe immer inniger machte, führte Begebenheiten herbei, die auf Beider Schickſale nicht ohne Einfluß bleiben konnten. Man ſprach von einer Reiſe des Königs nach Paris, und Ernſt erhielt Befehl, zu einem General zu gehen, der mehrere Meilen von Madrid ſtand, um mit ihm einige wichtige Verabredungen zu treffen. Er hoffte nur einen Tag abweſend zu ſein, und bat Leoniden, dieſen Tag keinen Beſuch anzunehmen, und in keine Geſellſchaft zu gehen, was ſie ihm auch verſprach.

Es war ihre erſte Trennung, und Beide empfanden tief den Schmerz derſelben. — Leonide blieb den erſten Tag ganz einſam; am folgenden hoffte ſie ihn zurückkommen zu ſehen; allein es wurde Abend und er kam nicht. Sie fuhr ihm mit Marietten entgegen, und das weiter, als es ſich mit der Klugheit vertrug, denn die Guerillas ſtreiften ſchon vor den Thoren Madrids umher.

Als ſie traurig, ihn verfehlt zu haben, zurückkehrte, begann es ſtark zu regnen, und im Prado, durch den ſie ihr Weg führte, hörte ſie die Marquiſe ihrem Kutſcher zurufen, er ſolle halten.

„Geben Sie mir und meinem Begleiter einen Platz in Ihrem Wagen,“ bat ſie. Weigerung war hier unmöglich, auch dachte Leonide in dieſem Augenblick nicht an ihr Ernſten gegebenes Verſprechen. Die Marquiſe ſing an, Leoniden mit ihrem Hange zur Einſamkeit heiter und liebenswürdig zu necken, und ſtellte ihr dann in ihrem Begleiter den Oberſtlieutenant Michaud vor, der in Paris Eugen geſehen, und von ihm einen Auftrag für Leoniden erhalten hatte.

„Ich wurde heut abgewieſen, als ich mich bei Ihnen, gnädige Frau, melden ließ,“ ſagte Michaud, „und da ich keinen Beglaubigungsbrief hatte, wagte ich nicht, mein Geſuch, Ihnen aufwarten zu dürfen, zu wiederholen. Herr von Sommeriva, den ich noch im Augenblicke meiner Abreiſe von Paris ſprach, ſagte mir, daß er Ihnen geſchrieben, und Ihnen ſeine Beförderung mit der Bitte gemeldet habe, ſo ſchnell als möglich nach Frankreich zurückzukommen.

„Ich habe keinen Brief von ihm erhalten,“ erwiederte Leonide beſtürzt.

„Ach,“ unterbrach die Marquiſe ſie traurig, „den unglücklichen Courier, der ihn brachte, wird das Schickſal ſo manches andern Couriers getroffen haben. Erzählen Sie uns alſo Alles, was Sie wiſſen.“

„Herr von Sommeriva,“ antwortete Michaud, „iſt zum Ordonnanz-Officier des Kaiſers ernannt, und ſtand im Begriffe, zur großen Armee abzugehen. Ihm waren wichtige Depeſchen anvertraut, und es ſchien ihm viel daran gelegen, daß die gnädige Frau je eher je lieber ihre Reiſe nach Paris antreten möge. Das Beſte, was ich in dieſer Hinſicht rathen kann, wäre, ſich dem erſten Convoi anzuſchließen, und ob ich gleich ſehr eilig bin, würde ich es mir doch zur Ehre rechnen, wenn die gnädige Frau ſich meinem Schutze und meiner Begleitung anvertrauen wollte.

„Das muß ernſter und reiflicher erwogen werden,“ ſagte die Marquiſe. „Vielleicht gehe ich auch nach Frankreich, und der König ſcheint —

Hier hielt der Wagen vor der Thüre der Marquiſe. Leonide wollte Abſchied nehmen, aber ſie flüſterte ihr zu, ob ſie ſich der Gefahr ausſetzen wolle, daß Michaud ihren Gemahl davon benachrichtige, wie ſehr ſie einem fremden Willen unterthan geworden, und es ihr nicht vergönnt ſei, über einen ihrer Augenblicke frei zu verfügen.

Leonide zögerte, allein die Marquiſe zog ſie mit in das Haus. Vergeblich bemühte ſie ſich aber, ihre Unruhe und innere Angſt zu beſchwichtigen. Sie waren Ernſt nicht begegnet; es war wahrſcheinlich, daß er nie erfahren werde, daß ſie in ſeiner Abweſenheit bei der Marquiſe geweſen, und eingewilligt hatte, den Abend bei ihr zuzubringen, und doch konnte ſie die Ahnung nicht unterdrücken, daß ſie durch dieſen Beſuch das Glück ihres Lebens auf das Spiel ſetze.

Die Marquiſe und Michaud plauderten heiter und ſcherzend. Leonide blieb lange eine untheilnehmende Zuhörerin, aber Michaud war ſo unerſchöpflich an Einfällen und Anekdoten, daß ſie endlich lächeln mußte, und an der Unterredung Theil nahm. Die Marquiſe verließ ſie auf einige Augenblicke; das Zimmer, in dem ſie waren, lag auf ebener Erde; vor dem Fenſter war ein kleiner Blumengarten, aber man konnte von der Straße aus Alles ſehen, was darin vorging. Leonide ſaß mit Michaud auf dem Sopha im heitern lebhaften Geſpräche, als plötzlich durch die offenſtehenden Fenſter ein Roſenſtrauß zu ihren Füßen fiel, den ſie beim erſten Blicke erkannte. Es war der, der an jenem Ballabende, wo ſie Ernſt zum erſten Male ſah, in ſeinen Händen geblieben war, und von dem er oft geſagt hatte, daß er ihn mit in's Grab nehmen wolle. Mit unausſprechlich bangem Herzklopfen hob ſie ihn auf — um den Stiel deſſelben war ein kleines Blättchen Papier gewickelt — es enthielt von ſeiner Hand die Worte: „Wir ſehen uns nie wieder!“

Sie ſchrie laut auf und floh aus dem Zimmer. Der Oberſtlieutenant eilte ihr nach, die Marquiſe kam ihr entgegen. „Um Gottes willen,“ rief ſie ganz außer ſich, „laſſen Sie mich, Sie ſtürzen mich in's tiefſte Verderben!“ —

Vergeblich ſuchte man ſie aufzuhalten, vergeblich bat die Marquiſe um eine Erklärung — ſie warf ſich in ihren Wagen, und befahl dem Kutſcher, ſo ſchnell als möglich nach Hauſe zu eilen.

Gott, was mußte Ernſt gedacht haben, als er ſie bei ſeiner Rückkehr bei der Marquiſe im traulichen Zweigeſpräch mit einem jungen Manne ſah! er, deſſen ſo leicht entflammte Eiferſucht ſchon durch einen Gedanken, einen Seufzer, der nicht ihm galt, gereizt und beleidigt wurde!

Von Marietten erfuhr ſie, daß er nicht in ihrem Hauſe geweſen war. „Eile zu ihm,“ bat ſie, „ich muß ihn augenblicklich ſehen, ſprechen, mein Leben ſteht auf dem Spiele.“

„Unmöglich,“ bat Mariette, „kann ich Sie in dem Zuſtande verlaſſen, in dem ich Sie ſehe; ich will den Bedienten zu ihm ſenden.“

Sie zählte die Secunden und drückte von Zeit zu Zeit ihr Tuch krampfhaft auf den Mund, um den Schrei der Verzweiflung und der höchſten Seelenangſt zu erſticken, der ſich aus dem blutenden Herzen losreißen wollte. Endlich kam der Bediente zurück, aber allein!

Herr von Sancy ſei zurückgekommen, berichtete er, aber er habe nur einige Augenblicke in ſeiner Wohnung verweilt, und dieſe gleich wieder eiligſt verlaſſen. Nach einer Stunde ſei er wieder erſchienen, habe ſeinen Wirth bezahlt, ſeinen Leuten befohlen, alles einzupacken, und habe mit der Escorte, die ſchon auf ihn in der Straße gewartet habe, Madrid ſogleich verlaſſen.

Man muß, um Leonidens Schmerz bei Anhörung dieſer Worte faſſen zu können, nicht blos, wie ſie zum erſten Male lieben, und der vollen Gewalt einer eben ſo mächtigen als tyranniſchen Leidenſchaft mit jeder Regung des Lebens und des Gefühls unterworfen ſein, ſondern man muß auch die ganze Heftigkeit ihres Charakters, die gewaltige Energie ihres Weſens, und ihre unglückliche Gewohnheit, ſich jeder ihrer Empfindungen widerſtandlos ganz hinzugeben, erwägen.

Die Marquiſe, die ſie im Anfange zu tröſten und zu beruhigen ſuchte, gab ſie endlich auf, wie man einen unheilbaren Kranken aufgibt. Auch nahm die Lage der Dinge ſie zu ſehr in Anſpruch, um ſich mit Leonidens Schickſale anhaltend beſchäftigen zu können. Joſeph war im Begriffe, nach Andaluſien zu gehen, wo Suchet mit ſeiner Heeresabtheilung ſtand. Der Hof folgte ihm, aber unter welchem Vorwande ſollte ſich Leonide dieſem anſchließen? Getrennt von ihrem Gemahl, wünſchte dieſer ihre Rückkehr nach Frankreich, und ihre Pflicht forderte von ihr Erfüllung dieſes Wunſches, wenn er ihr gleich ihre letzte einzige Hoffnung auf immer raubte.

So ſtrafbar auch ihr Gefühl für Sancy war da Eid und Pflicht ſie an einen andern Mann banden, ſo veredelte dieſe Liebe ihre Seele doch hinlänglich, um ſie auf die treue Erfüllung ihrer Pflicht ſtolz zu machen. Vielleicht, ſagte ſie ſich, wird es Ernſt doch einſt erfahren, wie ungerecht er gegen mich war; dann wird er meinen Verluſt beklagen, doch zu ſpät, ich werde dann ſchon im Grabe ruhen.

Der Glaube, daß der Schmerz zu tödten vermag, gehört mit zu den glücklichen Vorrechten der

Jugend; aber er iſt nur eine Täuſchung. Der Tod berührt das glückliche, freudenvolle Herz, und geht bei dem gebrochenen vorüber; aber doch iſt es für den Unglücklichen ſo wohlthuend, auf ihn zu hoffen.

Leonide reiſte unter dem Schutze einer Bedeckung ab, die einen Theil der königlichen Schätze und der der vornehmſten Herren ſeines Hofes nach Frankreich bringen ſollte. Ungeſtört kamen ſie bis Burgos; doch einen Tag ſpäter wurden ſie in den Gebirgen von Salones überfallen. Der Kampf war blutig, aber die Guerillas ſiegten. Leonide lag in Mariettens Arm; ſie ſah dem Tode, wo nicht ohne Furcht, doch ohne Angſt entgegen, und wünſchte ſich in dieſem Augenblicke nichts als ein Grab, das einſt Ernſt die Ruheſtätte ſeiner Geliebten zu bezeichnen vermöge. Man riß endlich die Thür ihres Wagens auf, und zwang ſie, auszuſteigen. Es fielen noch von beiden Seiten des Weges einzelne Schüſſe; Mariette ſah einen der Guerillas ſein Gewehr auf Leoniden anlegen; ſie warf ſich vor, um ſie zu ſchützen, und die Kugel, die Leoniden das Leben rauben ſollte, traf ihr Herz. —

Leonide fühlte, wie ſie zu ihren Füßen niederglitt; eine barbariſche Hand riß ſie auf, um ſie zu den übrigen Leichnamen zu werfen; doch dieſer Augenblick befreite Leoniden von jeder Angſt, und ſie vermochte es, das Mitleid der Guerillas anzuflehen.

„Vielleicht iſt ſie noch nicht todt!“ rief ſie, „aber wenn mir keine Hoffnung mehr bleibt, ſo gönnt ihr wenigſtens ein Grab!“

Der Anführer der Guerillas wurde durch ihren Schmerz und ihr Flehen gerührt; er trug ſie nach ihrem Wagen und legte Marietten neben ſie. Leonide drückte die Leiche an ihr Herz, und ihre Thränen überſtrömten dies Opfer einer erhabenen und ſeltenen Treue. Welchem Schickſale war ſie aber ſelbſt aufgeſpart? — flehend hob ſie die mit Mariettens Blut überſtrömten Hände gen Himmel, und bat ihn, ſich ihrer zu erbarmen.

Man fuhr die ganze Nacht durch, ohne anzuhalten. Beim Anbruche des Tages blickte Leonide auf. Mariettens Geſicht war noch unentſtellt; ſie verhüllte es mit ihrem Schleier. Der Anführer näherte ſich ihr, und zwang ſie durch die Drohung, ſie ſonſt von der Leiche entfernen zu wollen, einige Nahrung zu ſich zu nehmen.

Am Abend des zweiten Tags hielt der Zug. Seit achtundvierzig Stunden in einen engen Wagen mit einer Leiche eingeſchloſſen, ein Raub der allerſchmerzlichſten Angſt und der troſtloſeſten Betrübniß, fiel Leonide, als ihr Beſchützer den Schlag öffnete, wie todt in ſeine Arme. Er trug ſie in ein Haus, wo er ſie ſanft auf eine Strohmatte niederlegte, und ſie dringend der Sorgfalt einer alten Frau empfahl.

Als ſie die Augen aufſchlug, ſtand er vor ihrem Lager. „Fürchten Sie nichts," ſagte er ihr, „es ſoll Ihnen kein Leid widerfahren. Faſſen Sie Muth, erholen Sie ſich, wir müſſen unſere Reiſe bald wieder fortſetzen."

Mühſam richtete ſie ſich auf, und verſicherte ihm, daß ſie bereit ſei, ihm zu folgen, aber ſie beſchwor ihn mit gefalteten Händen und mit heißen Thränen, Marietten begraben zu laſſen. Der Anführer blickte ſie einige Augenblicke an. „Wir können," ſagte er dann zu ſeiner Truppe gewandt, „ohne Gefahr bis dieſen Abend hier bleiben; beſorgt daher alles zum Begräbniſſe dieſer Franzöſin Erforderliche, und Sie, gnädige Frau, bitte ich, ſuchen Sie noch einige Augenblicke zu ruhen. Ihre Franzoſen nennen mich einen Räuber, allein ich weiß Damen zu ehren und zu beſchützen."

Er verließ ſie bei dieſen Worten, und ſie ſank vor Ermattung in einen Schlummer, aus dem ſie erſt nach einigen Stunden bei Sonnenuntergang erwachte. Zum erſten Male betete ſie aus voller Seele zu Gott. Sie fühlte ſich geſtärkt, und nachdem ſie die von Mariettens Blut überſtrömte Kleidung gewechſelt hatte, bat ſie die alte Frau, ſie zu der Stelle zu begleiten, wo Mariette begraben werden ſollte.

Mitten auf einem kleinen, zu einer verlaſſenen Kirche gehörenden Kirchhofe war das Grab gegraben, in das die Treue verſenkt werden ſollte, die ohne Leoniden vielleicht in ihrem Vaterlande lange und glücklich gelebt hätte.

Die Blicke und Mienen der Bewohner des Dörfchens erweckten in Leoniden die Beſorgniß, daß bei ihnen das Grab einer Franzöſin nicht vor Entweihung ſicher ſein werde, und ſie geſtand dies zitternd ihrem Beſchützer; er haute mit ſeinem Säbel von einer Cypreſſe, die in der Nähe ſtand, einen Zweig ab, gab ihm die Geſtalt eines Kreuzes, und pflanzte ihn auf Mariettens Grab, wobei er den Umſtehenden laut mit donnerähnlicher Stimme zurief: „Verflucht ſei der Chriſt, der je dies Kreuz zu berühren wagt!“

Der Anführer der Guerillas führte Leoniden darauf zu ihrem Wagen. Die Beute war ſchon vertheilt, und Leonidens Wagen nur noch der einzige bei dieſem Guerillashauſen. Sie benutzte den erſten günſtigen Augenblick, um von dem Anführer die Freiheit zu erbitten. „Nehmen Sie Alles, was ich beſitze," ſagte ſie ihm, „laſſen Sie mich nur zu meinen Landsleuten zurückbringen, und ewig, ewig will ich Ihre Großmuth ſegnen, und Gott und alle Heiligen bitten, ſie Ihnen zu lohnen."

„Behalten Sie Ihre Schätze," antwortete er, „ich bin gegen den Reiz des Geldes ſehr gleichgültig. Sie ſelbſt wünſche ich zu beſitzen, ich liebe Sie."

„Ich bin verheirathet," ſagte ſie ihm, „mein Gemahl erwartet mich in Frankreich —"

„Er hält Sie für todt," erwiederte er, „und nie werden Sie ihn wiederſehen. Doch verſchmähe ich es, Ihren Beſitz nur der Gewalt zu verdanken; ich habe Ihnen das Leben gerettet, und mir allein verdanken Sie in jedem Augenblicke die Erhaltung deſſelben, denn meine Guerillas murren über die Sorge, die ich für Sie trage. Die Wege, die ich für uns wähle, damit Ihr Wagen uns folgen kann, gefährden unſere Sicherheit; doch fürchte ich nichts, ſo lange ſie mir als ihrem alleinigen Befehlshaber gehorchen; wir werden aber nächſtens mit Einem oder Mehreren von unſern Haufen zuſammenſtoßen, und dann kann ich Sie nur, wenn Sie mein ſind, ſchützen. Es bleibt Ihnen keine Wahl, aber ich hoffe auch, daß Ihr Herz kein Widerſtreben empfinden wird, ſich mit dem Retter Ihres Lebens zu verbinden."

„Dies Herz iſt das Eigenthum eines Andern," ſagte ſie mit ruhiger Entſchloſſenheit, „ich kann und werde nie die Ihrige werden. Sein Sie barmherzig, und laſſen Sie mich lieber ohne lange Qual von Ihrer Hand ſterben."

Sie ſank hier zu ſeinen Füßen nieder, und umſchlang dieſe, in Thränen ausbrechend. „Ach," fuhr ſie fort, „was habe ich denn verbrochen! Gehorſam gegen meinen Gatten führte mich in Ihr Vaterland; ſtets habe ich das Unglück Ihrer Landsleute beklagt und ihren Muth bewundert, und wo ich etwas zur Erleichterung des Schickſals Ihrer Landsleute zu thun vermochte, bin ich ſtets willig geweſen, es zu thun, und doch wollen Sie mir jetzt keine andere Rettung laſſen, als den Tod! Halten Sie dies nicht für eine leere Drohung. Das Ende ſeiner Qualen kann jeder Menſch finden, ſobald er es ernſtlich will. Aber noch iſt die Hoffnung in meiner Seele nicht erſtorben! Der Mann, der einer Franzöſin ſo großmüthig ein Grab gewährte, wird auch gegen mich ſeinen Edelmuth nicht verläugnen. Sie werden mich meinem Vaterlande, meinem Gatten zurückgeben.“

Er antwortete nicht, und ſich feſter in ſeinen weiten Mantel wickelnd, verließ er ſie, und ſie ſah ihn lange einſam zwiſchen den Bergen herum wandeln. Dann kam er zu ihr zurück. „Setzen Sie ſich in Ihren Wagen,“ ſagte er, „Sie müſſen die Nacht darin zubringen, denn Nachrichten, die ich eben erhalten habe, zwingen mich, mich auf einige Stunden zu entfernen. Doch werde ich vor Tagesanbruch wieder hier ſein. Fürchten Sie übrigens nichts; die Stimme der Ehre wird mich nie taub finden. — Ruhen Sie unbeſorgt und in Frieden.“

Dieſe Worte fielen wie ein ſanfter Hoffnungsſtrahl in ihre Seele, und ſie überließ ſich in ihrem Wagen ſorglos dem Schlafe. Plötzlich faßte eine kalte Hand die ihrige, und in der erſten grauen Morgendämmerung erblickte ſie an jeder Thüre ihres Wagens zwei Guerillas. „Sie ſchläft,“ flüſterte der Eine, „laßt ſie uns geſchwind tödten — wir können ſie in die nahe Felſenſpalte werfen, und dann vorgeben, daß ſie entflohen iſt. Unſer Anführer wird dann die Beute unter uns theilen, und wir ſind ihrer los.“

In dieſem Augenblicke wurde zu den Waffen gerufen; die Franzoſen begrüßten die Guerillas mit Kanonen, doch dieſe, nicht geneigt, ſich mit ihnen in einen regelmäßigen Kampf einzulaſſen, zerſtreuten ſich in die Felſenſchluchten, wohin ihre Feinde ihnen nicht folgen konnten. Der Spanier, der die Mauleſel vor Leonidens Wagen führte, riß ſie jetzt aus dieſem, und befahl ihr, ihm zu folgen; doch ſtatt ihm zu gehorchen, ſuchte ſie, da ſie die Franzoſen ſchon ſehen konnte, ihm zu entfliehen. — Jetzt hatte ihr Verfolger ſie eingeholt; er faßte ſie bei ihren langen Haaren, und dieſe um ſeinen Arm windend, hatte er den Dolch ſchon gezogen, ſie niederzuſtoßen, als ihn ein Piſtolenſchuß todt zu ihren Füßen niederſtreckte.

Nein, es war kein Traum! ſie ſollte die Erde nicht verlaſſen, ohne ſchon hienieden ein Vorgefühl himmliſcher Wonne kennen gelernt zu haben, — ſie lag in Ernſts Armen! Er war ihr Erretter!

Ernſt führte Leonide nach Talavera, einer hübſchen, am Ufer des Tajo gelegenen Stadt zurück, wo ſie in einem abgelegenen Hauſe nur für den Mann lebte, dem ſie die Rettung ihres Lebens verdankte, und hier den namenloſen Zauber der Liebe, dies tiefe und unergründliche Geheimniß der wunderbarſten Verbindung des Unvergänglichen mit dem Vergänglichen, in aller ſeiner Wonne und Seligkeit empfinden und koſten lernte.

Sie ſah jetzt in dieſer Liebe das einzige Band, das ſie an ein Leben feſſelte, um deſſen Erhaltung Keiner wußte, da man allgemein glaubte, ſie ſei bei dem Ueberfalle der Bedeckung, unter deren Schutze ſie reiſte, ermordet worden. Todt für alle Andere, glaubte ſie ohne Pflichtverletzung und ohne Gefahr nur für Sancy leben zu dürfen. Er hatte ſie auf abgelegenen Wegen in das Haus geführt, in dem ſie wohnte, und ſich durch Geld die Verſchwiegenheit ſeiner Beſitzer erkauft.

Jeden Abend kam er mit der Dämmerung zu ihr. Es wurde ihr leicht, ihn zu überführen, wie ſchuldlos ſie an dem Zuſammentreffen war, das ihn bewogen hatte, ſie zu verlaſſen, und zu ihren Füßen bekannte er ihr, wie ſchmerzlich er es bereut habe, den Eingebungen ſeines Zornes und ſeiner Eiferſucht gefolgt zu ſein, und wie verhaßt ihm ſein Daſein geworden ſei, da er ohne ſie es habe ertragen ſollen.

Nur für einander lebend, ſchwanden ihnen die Tage in ungetrübter Wonne, ohne den Sturm der Zeitbegebenheiten zu beachten, und an die Folgen eines Feldzugs zu denken, der ihnen in einem fremden Lande eine Zuflucht gewährte, und die Leichtigkeit, ſich nicht von einander trennen zu dürfen. Doch ſo eingezogen Leonide auch lebte, ſo ſorgſam ſie auch das Geheimniß ihres Daſeins zu verhehlen ſtrebte, ſo war Ernſt doch zu ausgezeichnet, als daß es unbekannt bleiben konnte, wenn er alle Zeit, die er von ſeinen Geſchäften zu erübrigen vermochte, einer Frau widmete, von der man bald ausmittelte, daß ſie keine Spanierin ſei.

Nie erſchien Ernſt bei den glänzenden Bällen und Feſten, die der junge lebensluſtige Marſchall Marmont gab; dieſer lud ihn aber perſönlich zu einem derſelben ſo dringend und verbindlich ein, daß Ernſt an keine abſchlägige Antwort denken durfte, und Leonide im Voraus davon benachrichtigte, daß er ſie an dem dazu beſtimmten Abende nicht ſehen werde. Er würde es ſchon hart gefunden haben, wenn er ein ſolches Opfer der Pflicht hätte bringen müſſen, doch jetzt fand er es noch um Vieles peinlicher, da er es der Geſellſchaft bringen ſollte, die ihnen Beiden nicht blos gleichgültig, ſondern faſt unerträglicher geworden war.

Traurig begleitete ihn Leonide, als er ſchied, bis an das Ende des Gartens, der an ihre Wohnung ſtieß, und kehrte, nachdem ſie mehr denn zehnmal Abſchied von einander genommen hatten, langſam zurück, als ihr aus einem der Gänge deſſelben ein hochgeſtalteter Officier von ſtolzer Haltung und Anſtand entgegentrat. Dieſer Stolz verläugnete ſich auch nicht in der Art, wie er ſie grüßte, und doch wurde die Frage, mit der er ſich in franzöſiſcher Sprache an ſie wendete, als ſie nach Erwiederung ſeines Grußes an ihm vorübereilen wollte, mit ſo feiner verbindlicher Artigkeit ausgeſprochen, daß ſie ſich dadurch verbunden fühlte, ſie zu beantworten.

„Ich dachte es mir wohl,“ ſagte er, „daß dieſe Anmuth und dieſe verführeriſche Grazie nur einer Franzöſin eigen ſein konnte; allein Ihr Anblick, gnädige Frau, verräth mir in Sancy einen eiferſüchtigen Gemahl, der den Schatz, den er beſitzt, vor jedem andern Auge ſorgfältig zu verbergen ſtrebt. Gewiß hat Ihre Liebe und die ſeinige Sie veranlaßt, ihm in dies Land zu folgen, wo er nun uns Allen die Anweſenheit ſeiner ſchönen Gemahlin zu verbergen ſtrebt, was mir als ein unverzeihliches Unrecht erſcheint.“

Das Erröthen der Scham färbte Leonidens Wangen; unmöglich konnte ſie es geſtehen, daß ſie, die Gattin eines Andern, aller ihrer Pflichten vergeſſen hatte, um nur für Ernſt und für das Glück ſeiner Liebe zu leben. Sie ſchwieg — der Fremde nahm ihr Verſtummen für ein Geſtändniß, und ſein Betragen wurde noch ehrerbietiger als vorher.

„Ich werde Sancy noch dieſen Abend ſehen,“ ſagte er, „und er wird ſich drein finden müſſen, Sie nicht länger einer Welt zu entziehen, zu deren Zierde Sie geſchaffen ſind.“ Bei dieſen Worten neigte er ſich tief, und verließ Leoniden, die voll Unruhe und Beſtürzung ihm nachſah, ohne ſich dieſe Erſcheinung erklären zu können. Was wird Ernſt hiervon denken? fragte ſie ſich ſelbſt. Verſchweigen darf ich ihm dieſen Vorfall nicht, und doch, wenn er ſich durch die Zudringlichkeit des Fremden beleidigt und berechtigt glaubte, ihn wegen ſeiner unbeſcheidenen Neugierde zur Rechenſchaft zu ziehen!

Leonide brachte die Nacht ſchlaflos zu. Am andern Tage trat Ernſt heiter lächelnd zu ihr ein; nach der erſten zärtlichen Begrüßung fragte er, wie ihr der Marſchall gefallen habe?

„Der Marſchall!“ rief ſie erſtaunt.

„Ja,“ ſagte er, „er ſelbſt hat mir auf ſehr liebenswürdige Art erzählt, er ſei benachrichtigt worden, daß ich mich alle Abende nach einem einſam gelegenen Hauſe begebe, und habe ſich ſelbſt überzeugen wollen, ob ich mich keiner Gefahr bei den Beſuchen ausſetze; im Garten deſſelben habe er aber Frau von Sancy ſelbſt getroffen, und ſie über alle Beſchreibung ſchön und reizend gefunden. „Ich habe mir über den Grund dieſer zärtlichen Beſorgniß für mein Wohl nichts weiß machen laſſen,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „aber der Marſchall äußerte ſich mit ſo viel Zurückhaltung und hochachtungsvoller Beſcheidenheit über Dich, daß ich dem Himmel für dieſe Fügung danke.“

„Ja,“ antwortete ſie traurig, „dieſe geheimnißvolle Verborgenheit wußte man — wir müſſen uns trennen — ich muß endlich abreiſen.“

„Höre mich, Leonide,“ ſagte Ernſt, „vielleicht hätte ich, wenn ich Dich nur im Gewühle der Welt geſehen hätte, die Kraft beſeſſen, Dich ſchweigend anzubeten; aber das Schickſal ſelbſt hat uns zuſammengeführt, und unſere Liebe durch unauflösliche Bande befeſtigt. Von dem Tage an, wo Du mir Deine Liebe geſtandeſt, habe ich gefühlt, daß ich nur Dir angehören konnte, und kam um Löſung des Bandes ein, das mich an eine Andere knüpfte; ihre ſtrafbare Aufführung berechtigte mich dazu, und dieſe war der Grund der tiefen Schwermuth, die auf mir laſtete, als ich Dich kennen lernte. Vielleicht hätte ich mich ohne dieſe Liebe zu Dir begnügt, mich mit ſchweigender Verachtung von einer Frau zu trennen, die mich betrogen hatte; aber nun lag mir Alles daran, meine Freiheit wieder zu erhalten, um ſie der Liebe anvertrauen zu können. Biſt Du nicht mein, Leonide?“

Sie barg ihr Geſicht weinend an ſeiner Bruſt und ſtammelte Eugens Namen.

„Wie,“ rief er, und ſtieß ſie von ſich, „denkſt Du an eine Wiedervereinigung mit ihm?“

„Ach, Du biſt vom Gegentheile überzeugt,“ ſagte ſie, „aber wird er einwilligen —“

„Er kann ſeine Einwilligung nicht verſagen,“ erwiederte er, „und unſer Betragen gegen ihn iſt uns von der Ehre vorgeſchrieben. Unſere Geſetze erlauben die Scheidung; unſer Gewiſſen fordert ſie;

mag auch die Welt uns tadeln, ich achte eine Handlungsweiſe, die gegen die Meinung der Welt verſtößt, höher, als ein ſtrafbares Verhältniß, das ſich unter der Hülle einer Falſchheit verbirgt, die in unſerer Lage eine Niederträchtigkeit ſein würde.“

Leonide konnte nur einwilligen, aber ſie vermochte nicht, die Stimme ihres Gewiſſens zu übertäuben, das ſie immerfort daran erinnerte, wie hoffnungslos unglücklich dieſe Scheidung den Mann machen werde, deſſen Namen ſie trug.

Am andern Morgen erhielt ſie von dem Marſchall eine verbindliche Einladung zu einem Balle: ſie wollte abſagen laſſen, doch Ernſt bewies ihr, daß dies durchaus unthunlich ſei. Sie ſah ſich auf dieſe Weiſe durch einen Zuſammenfluß ſeltſamer aber gebieteriſcher Umſtände in eine eben ſo unziemliche als gefährliche Lage verſetzt, da ihre wahren Verhältniſſe durch irgend einen Zufall leicht bekannt werden konnten. Ernſt ſah die Gefahr ihrer Lage ein, und verſprach ihr, ſich Urlaub zu erbitten, um ſie nach Frankreich an einen ſichern Ort zu führen, wo ſie ihr Geſuch um Scheidung von Eugen einreichen könne. Dieſer vernünftige Entſchluß beruhigte Beide, allein zu berauſcht vom Liebesglück, um nicht die ganze Welt darüber zu vergeſſen, zögerten ſie mit der Ausführung deſſelben von Woche zu Woche.

Leonide wurde wieder die Königin aller Feſte, der Gegenſtand aller Huldigungen, doch keine derſelben rührte ſie, und der einzige Werth, den es noch für ſie hatte, ſich von den ausgezeichneteſten Männern gefeiert zu ſehen, war der, daß ſie ihr eine Rechtfertigung der unüberwindlichen Leidenſchaft zu ſein dünkten, die Ernſt für ſie empfand. Ihre beiderſeitige Liebe leuchtete ſo hell aus ihrem ganzen Sein und Weſen hervor, daß ſie jede Ahnung ihrer eigentlichen Lage unterdrückte, und Keiner ein Gefühl zu tadeln wagte, das ſelbſt Gleichgültige zur Theilnahme an ihrem Glück und ihrem Geſchick fortriß. Der Marſchall allein ſpöttelte zuweilen über die namenloſe Ueberſpannung derſelben, und wenn Beide ſich in den zahlreichſten Verſammlungen von der Geſellſchaft gewiſſermaßen abſonderten, machte er ſich ein muthwilliges Vergnügen daraus, ſie zu trennen, und einen leichten Schein des Lächerlichen auf eine Liebe zu werfen, von der er vorgab, daß er ihre Art und ihr Weſen nicht zu begreifen vermöge.

Die Franzoſen verließen Talavera, um ſich nach Valladolid und von da nach Salamanca zu begeben.

Der Marſchall machte einen Verſuch, wieder in Portugal einzudringen; doch er fühlte bald die Vergeblichkeit deſſelben, und bot nun Alles auf, Wellington herauszulocken, und ihn zur Annahme einer Schlacht zu bewegen; dieſe fiel endlich drei Meilen von Salamanca vor; der Marſchall, der ſein Leben mit echter Soldatenkühnheit gewagt hatte, wurde höchſt gefährlich verwundet, und wenn er als Feldherr von dem Vorwurfe der Unbeſonnenheit nicht ganz frei geſprochen werden kann, ſo bezahlte er dieſe doch heldenmüthig mit ſeinem Blute.

Das Hauptquartier war in Alba bi Tormes geblieben, und es gelang den fliehenden Franzoſen, ihren Rückzug nach Burgos zu bewerkſtelligen. Leonide hatte in dieſen Tagen der Gefahr unſäglich gelitten. Schon die ununterbrochene Angſt um das Leben des Geliebten erhob ihre Liebe zu ihm zur mächtigſten, flammendſten Leidenſchaft. Beide fühlten aber die Nothwendigkeit der Trennung, und da Ernſt das Hauptquartier nicht verlaſſen durfte, beſchloſſen Beide, daß ſie im Gefolge des Marſchalls reiſen ſolle, der nach Frankreich zurückging, um ſich von ſeinen Wunden heilen zu laſſen.

Der letzte Tag ihres Zuſammenſeins war da!

Todenbleich und unglücklicher denn je lag Leonide in Ernſts Armen, und benetzte die Hand, die er ihr dereinſt vor dem Altare reichen ſollte, mit ihren Thränen. Beide wechſelten die zärtlichſten, die feierlichſten Schwüre der Treue und der Liebe mit einander, und milderten dadurch, ohne ihn zu mindern, den grauſamen Schmerz der Trennung. Schon brach die Morgendämmerung an — die Scheidungsſtunde war da — Ernſt riß ſich aus ihren Armen, um den Officier zu empfangen, der Leoniden abzuholen kam, und dem er ſie anvertrauen wollte.

„Wiſſen Sie die Neuigkeiten von der großen Armee, die wir geſtern erhalten haben?" fragte dieſer nach der erſten Begrüßung.

„Nein," antwortete Ernſt, „verſunken in dem Vorgefühle dieſer Trennungsſtunde von meiner Frau, habe ich nicht einmal gefragt, ob der Courier Briefe für mich mitgebracht hat."

Er hat die Nachricht einer großen Schlacht mitgebracht, die der Kaiſer gewonnen hat; aber er hat dieſen Sieg mit einem ihm ſehr ſchmerzlichen Verluſte erkauft. Der Marſchall Duroc iſt geblieben; die Kugel, die ihn traf, hat auch den General N.

getödtet und den Oberſten Sommeriva verwundet, der nach einigen Stunden geſtorben iſt.

Bei dieſen Worten ſank Leonide ohnmächtig nieder. Der Officier, der dies nur der bevorſtehenden Trennung von Ernſt zuſchrieb, entfernte ſich, um ihr Zeit zu laſſen, ſich zu faſſen, und Ernſt drückte ſie ſchweigend an ſeine Bruſt, und ſah ohne eiferſüchtige Regung ihre Thränen fließen. Ach, ſie weinte ſie dem Manne, der ſie als eine arme ſchutzloſe Waiſe zu ſeiner Gattin erwählte, und den ſie ſo unglücklich gemacht hatte; aber ſie floſſen auch Duroc's Andenken, und nicht ohne Schauder gedachte ſie der unglücklichen Aehnlichkeit des Schickſals beider Männer, die Beide ſie ungeliebt geliebt, Beide durch ſie unglücklich geworden, jetzt auch durch eine Kugel den Tod gefunden hatten.

„Jetzt brauchſt Du nicht zu reiſen," ſagte Ernſt, „dieſer Tod räumt alle Schwierigkeiten unſerer Verbindung aus dem Wege, da meiner Scheidung kein Hinderniß entgegenſteht. Von dieſem Augenblicke darfſt Du Dich als meine Gattin anſehen, und wir können uns den Schmerz einer Trennung erſparen, den zu ertragen wir Beide keine Kraft hätten."

Leonide blieb, aber ſie trauerte lange um Eugen und ſeinen Todesgefährten, wenn gleich vor dem Zauber der Liebe oft jedes andre trübe Lebensbild verſchwand. Sie begleitete Ernſt auf allen ſeinen Zügen, und mehr und mehr von Liebe zu ihm erfüllt und durchdrungen, erkannte ſie die Fehlerhaftigkeit ihres bisherigen Lebens, und die Verirrungen, die ſie ſich hatte zu Schulden kommen laſſen. Dieſe Erkenntniß raubte ihr vielleicht etwas von dem verführeriſchen Liebreize, der ſie früher zum Gegenſtande ſo vieler Huldigungen gemacht hatte. Sie wurde ernſter und würdevoller in ihrem Betragen; die Männer wagten nur im Tone der Hochachtung und der Ehrfurcht mit ihr zu reden; ſie hörte nicht mehr die Sprache der Schmeichelei, und zeigte ſich in Allem der Liebe eines edlen Mannes, wie Ernſt es war, werth.

Der Heerhaufen, bei dem Sancy ſtand, war auf dem Wege nach Frankreich, allein faſt täglich fielen Gefechte vor, in denen er ſtets ſeine Tapferkeit und ſeinen Muth glänzend bewährte. So kämpfte man auch einſt um den Beſitz eines Dorfes, und Leonide lag vor einem Bilde der Jungfrau, das ſie in der elenden Hütte, in der ſie den Ausgang des Kampfes abwartete, gefunden hatte, auf den Knien, und flehte ſie um die Erhaltung ſeines Lebens an, als ſie die Soldaten zurückkommen hörte. Alles verkündigte, daß ſie Sieger waren, und doch wagte ſie nicht aufzuſtehen, um nähere Nachricht einzuziehen. Da hörte ſie vor der Hütte Jemand nach Frau von Sancy fragen; ſie vermochte kaum, ſich von ihren Knien zu erheben; ſie ahnete, daß der Fragende ihr eine furchtbare Botſchaft zu überbringen habe, — und ſie irrte nicht: Ernſt war verwundet, ſchwer verwundet, und der Ueberbringer dieſer Nachricht war — Arthur.

„Er iſt todt — er iſt todt!“ rief ſie verzweiflungsvoll — „wo Sie mir erſcheinen, gibt es für mich keine Hoffnung mehr!“ —

Starr blickte er ſie an. „Sie ſind es, Sie, Leonide, Sie ſind aber nicht Frau von Sancy?“ —

„Was geht das Sie an, wenn er todt iſt? Sie wiſſen wohl, daß ich ihn nicht überleben werde, und da werden Sie mir doch vergönnen, mit ſeinem Namen in's Grab zu ſteigen.“

Die an Irrſinn grenzende Verzweiflung ihres Schmerzes erſchreckte Arthur. „Sancy iſt nicht todt,“ ſagte er endlich, „man hält ſeine Wunde nicht einmal für gefährlich, aber Ihre Troſtloſigkeit und der

Name, den Sie tragen, enthüllt mir das Geheimniß Ihres Schickſals. Glauben Sie denn, daß ich Ihren Beſitz einem Manne überlaſſen werde, der keine andern Rechte auf Sie hat, als ihm die Liebe gibt? — Hoffen Sie dies nicht! ich werde Blut und Leben daran ſetzen, Sie ihm ſtreitig zu machen, wenn Sie nicht ſelbſt dies unwürdige Band löſen."

„Nie, nie wird dies geſchehen. Tauſendmal lieber will ich ſterben, denn ich bete ihn an."

„Sie lieben ihn? Sie wagen es mir zu geſtehen, daß Sie ihn lieben? Fürchten Sie denn nicht —"

„Mein Herz kennt nur eine Furcht — die, von ihm im Leben oder im Tode getrennt zu werden. Laſſen Sie mich zu ihm eilen."

Er faßte ihren Arm, um ſie aufzuhalten. „Sie dauern mich," ſagte er, „und ſind jetzt nicht im Stande, mich anzuhören; auch befiehlt mir Sancy's Zuſtand, ihn zu ſchonen. Daher willige ich für den Augenblick ein, zu ſchweigen, doch nur unter der Bedingung, daß auch Sie ſchweigen, und darein willigen, mich als einen Freund Sancy's bei ſich zu ſehen. Ich kenne ihn lange und genau — doch will ich ihm in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande nichts aus Ihrem vergangenen Leben entdecken, denn ich weiß, daß er dann augenblicklich mit Ihnen brechen würde; dagegen will ich aber auch eine Herrſchaft über Sie behaupten, von der nichts Sie zu befreien vermag."

„Rechnen Sie nicht darauf," antwortete Leonide, „ich werde nie darein willigen, ihn zu täuſchen."

„Nun, ſo reden Sie," erwiederte er lebhaft, „denn da bringt man ihn getragen. Wenn ich ihm die Wahrheit ſage, ſo ſind Sie von ihm getrennt, und es iſt vielleicht ſein Tod. Wählen Sie nun!"

In dieſem Augenblicke hörte Leonide die Stimme ihres Geliebten, die ſchwach und zitternd nach ihr fragte. Sie riß ihre Hand los, die Arthur noch immer gefaßt hatte, und flüſterte ihm zu: „Ich werde ſchweigen."

Sechs Tage und ſechs Nächte durchwachte Leonide in der unausſprechlichſten Seelenangſt an Ernſts Lager, und als er nach Verlauf dieſer Zeit ſie wieder erkannte, und der Wundarzt ihn für gerettet erklärte, war ihre beiderſeitige Freude ſo tief innerlich, ſo mächtig, daß ſie der Traurigkeit glich. Beide vermochten nicht zu reden, Beide waren durch das, was ſie erduldet hatten, ſo erſchöpft, daß ſie nur durch Blicke die Seligkeit der Wiedervereinigung ausſprechen konnten.

Aller Bequemlichkeit und jeder Erquickung beraubt, zog ſich Ernſts völlige Geneſung in die Länge, und auch Leonidens Geſundheit war angegriffen. Zu viel war auf ſie eingeſtürmt, und dazu kam noch die Qual, Arthur jetzt täglich ſehen zu müſſen. Er überhäufte Ernſt mit Beweiſen ſeiner Theilnahme und Freundſchaft, war faſt ganz auf dem Fuße eines Hausgenoſſen bei ihm eingewohnt, und ſeine Gegenwart legte Leoniden einen unerträglichen Zwang auf. Im Beſitze eines Geheimniſſes, von deſſen Bewahrung ihr Glück abhing, vermochte er ſie durch einen Blick ſo einzuſchüchtern, daß jedes Wort der Liebe für Ernſt auf ihren Lippen erſtarrte, und dieſer oft über eine Kaltſinnigkeit erſchrak, die nur dann wich, wenn ihr Verfolger ſich entfernt hatte.

Vergeblich verſuchte ſie, Ernſt zu verſtehen zu geben, daß ſie gegen Arthur eine unüberwindliche Abneigung empfinde. Ihm gefiel ſein Umgang; Arthur zeichnete ſich durch Geiſt, Tapferkeit und eine Reinheit der Sitten aus, die ihm allgemeine Achtung erworben hatten, was Leonidens Betragen gegen ihn den Schein unverſtändiger Laune gab. Sie kannte Ernſt zu gut, um nicht zu wiſſen, daß die Entdeckung ihrer früheren Verirrungen ihr — wenn nicht ſeine Liebe — doch unwiederbringlich ſein Vertrauen rauben werde, vorzüglich dann, wenn er ſie von irgend einem Andern und nicht von ihr ſelbſt erfahre. Konnte ſie aber jetzt ein ſolches Geſtändniß wagen? Jetzt, in der Nähe ihres Feindes, und bei der Beſorgniß, Ernſts Leben durch die Entdeckung ihres ehemaligen Verhältniſſes zu Arthur, und der Gewalt, die ſie ihm durch ihr bisheriges Schweigen über ſie eingeräumt hatte, zu gefährden?

Arthur war vom Kaiſer geſandt worden, um die Lage der Dinge in Spanien zu erforſchen und ihm einen zuverläſſigen Bericht davon abzuſtatten. Dies zwang ihn, Ernſt und Leoniden mitunter auf Tage zu verlaſſen, und dann athmete ſie freier auf. In all' der Angſt dieſes drückenden Verhältniſſes war ſie doch noch glücklich — ſie liebte und wurde geliebt! — Ihre Geſundheit litt indeß ſichtlich, und die Sorge um ſie beſtimmte Ernſt, nach Frankreich zurückzukehren; ſeine Verwundung gab ihm das Recht, um Urlaub zu bitten, und bald wurde der Tag zu ihrer Abreiſe beſtimmt.

Als Arthur dies erfuhr, bot er ſich zu ihrem Begleiter an; Leonide ſeufzte, er ſah ſie an und ſetzte hinzu; „wenn anders meine Gegenwart Frau von Sancy nicht unangenehm iſt.“ Er betonte dieſe Worte auf eine Art, die Leoniden die Fähigkeit raubte, ſie beantworten zu können. Zum erſten Male ſah Ernſt ſie mit einem Anfluge von Unzufriedenheit an. Er reichte Arthur herzlich die Hand, und bat ihn, Leonidens unfreundliches Betragen zu entſchuldigen. „Ihre Krankheit,“ ſetzte er hinzu, „iſt Schuld daran, und verhindert ſie, ſich in gewohnter Weiſe liebenswürdig zu zeigen.“

„Keiner nimmt mehr Antheil an ihren Leiden, als ich,“ antwortete Arthur; „die gnädige Frau bezweifelt auch gewiß die Innigkeit meiner Theilnahme nicht.“

Leonide ſchwieg und ergab ſich darein, den Zerſtörer ihres Glücks um ſich zu dulden. Sie fühlte ſich zu matt, um gegen ihn zu kämpfen, und ergab ſich muthlos in das Schickſal, das er ihr bereitete. Ihre Angſt und ihre Furcht waren für ihn eine Quelle des Genuſſes; überzeugt, daß es in ſeiner Macht ſtehe, das wankende Gebäude ihres Glückes einzuſtürzen, ſobald er wolle, bot er Alles auf, ihre Abneigung gegen ſich zu beſiegen, und war unerſchöpflich an Aufmerkſamkeiten gegen ſie. Er ſchien jeden ihrer Wünſche zu errathen, auf jeden Dank Verzicht zu leiſten, und machte es ihr durch ſein Betragen von Tag zu Tag ſchwerer, den Ausgang aus dem Labyrinthe zu finden, in das ſeine Argliſt ſie verſtrickt hatte.

Unter tauſend Gefahren und Mühſeligkeiten traten ſie ihre Rückreiſe nach Frankreich an; es gelang ihnen, ihr Leben zu retten, aber Alles, was ſie beſaßen, fiel in die Hände der Guerillas, und ſie kamen in dem allerarmſeligſten Zuſtande nach Bayonne. Sancy beſaß nichts als ſeinen Ruhm und ſeinen Degen, für ſich ſelbſt bedurfte er nichts weiter, aber er konnte Leoniden nicht der Dürftigkeit preis gegeben ſehen, vorzüglich jetzt, wo ihre Kränklichkeit mehr Pflege und Bequemlichkeit denn je erheiſchte, und um ihr dieſe zu verſchaffen, machte er Schulden. Zu Leonidens Unglücke glaubte er in dieſem Falle ohne Bedenken zu Arthur ſeine Zuflucht nehmen zu dürfen, der reich war, und durch die großmüthigſten Anerbietungen die Rechte, die er ſchon auf Sancy's Freundſchaft und Dankbarkeit hatte, noch verſtärkte.

Leonide erzitterte, als ſie dies erfuhr, da ſie fühlte, Ernſt werde es ihr, wenn Arthur ſeine Drohungen wahr machte, nie verzeihen, daß ſie ihn nicht abgehalten habe, ihrem Feinde dieſen Beweis ſeiner Achtung und Freundſchaft zu geben. Und doch, er war noch ſo ſchwach, ſo leidend, daß ſie ihm den Tod durch ihr Geſtändniß zu geben fürchtete. Auch mußte ſich Arthur bei ihrer Ankunft in Paris von ihnen trennen, und die Ruhe, deren ſie während ſeiner Abweſenheit genoß, trug nicht wenig zur Herſtellung ihrer Geſundheit bei, und machte ſie fähig, ſich Ernſts Pflege mit aller Innigkeit der zärtlichſten Liebe zu widmen. Sie hatten in einer abgelegenen Gegend der Stadt eine kleine Wohnung bezogen, und würden ſich ſehr glücklich gefühlt haben, wenn nicht der Feldzug nach Rußland das Vaterland in tiefe Trauer geſtürzt hätte.

Sancy betrieb jetzt ſeine Scheidung ſehr eifrig, und durfte mit Sicherheit darauf rechnen, Leoniden bald ſeine Hand reichen zu können; aber ach! dieſe Ausſicht gewährte ihr kein Glück mehr. Durfte ſie es, wenn der entſcheidende Tag kam, ihrem Feinde überlaſſen, Ernſt mit ihren früheren Verirrungen bekannt zu machen? — Oft ſchwebte das Geſtändniß derſelben auf ihren Lippen, aber ſie konnte ſich nicht entſchließen, das Glück, das ſie in ſeinen Armen fand, auf das Spiel zu ſetzen, und ſich der Möglichkeit preis zu geben, ſeine glühende Liebe in Kaltſinn umgewandelt zu ſehen. Ihr fehlte der Muth, wahr zu ſein, doch der Mangel deſſelben ſollte ſich furchtbar rächen.

Sancy glaubte ſeinem Vaterlande mehr denn je mit Herz und Arm verpflichtet zu ſein, und bat, obgleich ſeine Wunden kaum noch geheilt waren, um eine neue Anſtellung, die er auch bei der italieniſchen Armee erhielt. Leonide litt unendlich bei dieſer neuen Trennung, aber ſie bemühte ſich, einen Muth zu zeigen, den ſie nicht beſaß, um ihm den Schmerz derſelben zu erleichtern. Die Hoffnung, ſie nach beendetem Feldzuge für immer die Seine nennen zu dürfen, lebte in ſeiner Seele, aber Leoniden flüſterte eine prophetiſche Ahnung zu, daß es ihr nur vergönnt ſei, noch eine kurze Zeit von Glück träumen zu dürfen, und daß ein furchtbares Erwachen ihrer harre. Der Trennungsaugenblick kam endlich, und ſie blieb in einem Zuſtande zurück, der, der Vernichtung gleich, ihr doch keine Ruhe vergönnte. Liebe, Schmerz und Sehnſucht, Angſt und Qual war der Inhalt ihres Lebens; Ernſts Briefe allein friſteten ihr Daſein; die tiefempfundene glühende Leidenſchaft, die aus jedem Worte ſprach, beruhigte ihr Herz und beſchwichtigte es. Doch im Herbſte drangen ſchreckliche Gerüchte bis in ihre Einſamkeit; die Völkerſchlacht bei Leipzig war geſchlagen, und man begann in Frankreich die traurigen Folgen derſelben zu ahnen.

Sancy's Briefe drückten ſeine Beſorgniß für die Zukunft aus; er bedauerte es, Leonide nicht mit nach Italien genommen zu haben, wo ſie ungefährdet in irgend einer einſamen Abgeſchiedenheit hätte leben können. Er konnte die Trennung von ihr nicht ertragen, aber bei aller ihrer Liebe für ihn fühlte ſie doch, wie unziemlich eine ſolche Begleitung geweſen wäre, und wünſchte ſich Glück dazu, zurückgeblieben zu ſein. In ihrer jetzigen Einſamkeit empfand ſie es lebhaft, wie dringend Ehre und Pflicht ſie zum Geſtändniſſe der Wahrheit an Ernſt aufforderten. Sie ſetzte, wenn ſie redete, ſeine Liebe auf's Spiel, aber wenn ſie ſchwieg, ſeine Achtung, und in ſolcher Lage ſollte die Liebe ſelbſt uns den Muth geben, die letztere der erſteren vorzuziehen. Man kann vielleicht über den Verluſt der Liebe getröſtet werden; unſere Vernunft ſagt uns, daß ſie ihrer Natur und ihrem Weſen nach unſterblich, doch in der Erſcheinung irdiſcher Leidenſchaft vergänglich iſt, aber die Achtung des Geliebten iſt ein Beſitz, dem wir nie entſagen, und unſer Recht darauf nie zum Opfer bringen dürfen. Wahrheit und Vertrauen haben in ſich ihren Lohn; früh oder ſpät kommt doch der Augenblick unausbleiblich, wo ein weibliches Herz dem Geliebten gegenüber ſeinen Hoffnungen auf Glück der Liebe entſagen muß. Wer darf zuverſichtlich hoffen, nur noch ein Jahr lang geliebt zu werden, wie er ſich jetzt geliebt fühlt? — Wer darf ſich ſchmeicheln, dem Unglücke zu entgehen, das im Gefolge dieſes ſeligen Glückes ſo unaufhaltſam einher ſchreitet? — Die Flamme der Jugendliebe erlöſcht im fremden, wie im eigenen Herzen und man überlebt es! — Wohl wäre es ſchöner, wenn der Tod das Herz im Vollgefühle der Empfindung berührte, als daß man es lernt, ein Schatten unter Schatten, mit dem Scheine des Lebens umherzuwandeln. — Die Hochachtung des Mannes unſrer Liebe, und die bewahrte Reinheit des Selbſtbewußtſeins ſind der einzige Balſam, der ſolche Wunden vernarben kann.

Leonide fühlte dies Alles, allein die Furcht, Ernſts Liebe zu verlieren, überwog bei ihr jede andere Rückſicht. Die Sorge um ihn und das durch die Zeitumſtände herbeigeführte Ausbleiben ſeiner Briefe zerſtörte ihre noch immer wankende Geſundheit auf's Neue. Endlich erhielt ſie einen Brief. Ernſt war traurig, krank, unglücklich; er konnte ihre Abweſenheit nicht länger ertragen; Italien ſchien ihm ſelbſt aus Rückſichten der Klugheit ein ſicherer Aufenthalt, als Paris, und er bat ſie dringend, zu ihm zu kommen. Sein Wunſch war ihr Geſetz, und ohne die Gefahren zu berückſichtigen, die für eine ſo junge Frau mit der Reiſe durch ein von feindlichen Truppen beſetztes Land verbunden waren, gab ſie Befehl, Alles zu ihrer Abreiſe zu bereiten. Galt es doch, Ernſten einen neuen Beweis ihrer allen Gefahren und dem Tode ſelbſt trotzenden Liebe zu geben! Galt es doch dem unausſprechlichen Glücke, ihn wieder zu ſehen! —

Ihr Weg führte ſie durch Fontainebleau, wo der Poſtillon kaum durch die Menge von Equipagen und Kriegern aller Waffengattungen durchzukommen vermochte und doch herrſchte in dem Gewühle dumpfes Schweigen, und tiefe Trauer lag auf jedem Geſichte. Als Leonide vor dem Poſthauſe ankam, zog ſie einige Erkundigungen ein. „Der Kaiſer iſt hier," antwortete der Poſtillon, „und in wenig Minuten wird er der letzten Parade beiwohnen, denn man ſagt —“

Bewegt hielt er hier ein. — „Wenn die gnädige Frau nur eine Stunde hier verweilen wollten,“ ſetzte er dann leiſe und bittend hinzu.

Leonide verſtand ſeinen Wunſch, und ihn lebhaft mitempfindend, ſtieg ſie aus dem Wagen und ging nach dem Schloßhofe. Niemand hielt ſie an; die Schildwachen ſelbſt ſchritten mit geſenktem Haupte, in düſtres Sinnen vertieft, auf und nieder. Die Garde ſtand ſchon verſammelt — das waren noch die ſieggewohnten franzöſiſchen Adler — das die alten Krieger, welche die Kanonen von Auſterlitz und die Flammen Moskau's verſchont hatten — aber ihre Blicke waren zur Erde geſenkt, und kein Ruf der Freude, kein Jauchzen empfing den Kaiſer und den Feldherrn, der ſie in ſechzig Schlachten zum Siege geführt hatte. — Wer hätte in dieſem Augenblicke ſeiner Schuld zu gedenken, wer hätte ihn zu verdammen vermocht, wenn er in ſeinen ſonſt ſo unerſchütterlich ruhigen Zügen jetzt den tiefſten Gram las, und in dieſen ſonſt ſo hellen, ſcharfblickenden Augen Thränen ſchimmern ſah, die er ſich vergeblich zu verbergen bemühte? Dieſe Thränen floſſen auf das

Panier nieder, das Frankreich ſo oft zum Siege geführt hatte! Frankreichs größter Feldherr ſagte hier den Tapferſten ſeiner Krieger in dem Augenblicke das letzte Lebewohl, wo er dem erſten Throne des Erdballs, dem glänzendſten Schimmer irdiſcher Hoheit entſagte! —

Leonide näherte ſich, um ſeine Abſchiedsworte zu hören. Keiner ſtieß ſie zurück. Aller Blicke, Aller Herzen waren nur ihm zugewandt. Man drängte ſich, zum letzten Male den Mann zu ſchauen, den Gott wie ein Wunder ſeiner Zeit aus den ſturmbewegten Wellen des Zeitgeiſtes erhob, der ſie beherrſchte, und dann in ihnen verſank. —

Jetzt ſtand er im Begriffe, von ſeinen Waffengefährten zu ſcheiden: zum letzten Male grüßte er ſie; da begegnete ſein Blick Leonidens Augen, die mit unausſprechlichem Ausdrucke auf ihm ruhten; er erkannte ſie; eine Secunde weilte ſein Blick ſchwermuthsvoll auf ihr, die ſo oft an ſeinem Herzen geruht, und die er ſeinem Herrſcherberufe geopfert hatte; dann ſenkte ſich ſein Auge, und, ein lebendes Monument zerfallener Menſchengröße, zog er ſich in den Pallaſt zurück.

Tief, bis in das Innerſte ihrer Seele erſchüttert, ſtieg Leonide wieder in den Wagen. Das Unglück ihres Lebens war Napoleons Werk, aber es lag in ihm eine wunderbare Gewalt über Menſchenherz und Menſchengemüth; er riß jedes Daſein in den Kreislauf des ſeinen mit hinein, und durch ihn, mit ihm, für ihn unterzugehen, erſchien Jedem, den dies Loos traf, als eine Naturnothwendigkeit, und dieſer ergibt man ſich ſtets, ohne über Ungerechtigkeit zu klagen. —

Von den mannigfaltigſten Gefahren bedroht, erreichte Leonide die Grenze Italiens. Das Hauptquartier der italieniſchen Armee war damals in Mantua, und Napoleons Abdankung kein Geheimniß mehr. Mit unendlicher Zärtlichkeit empfing Ernſt die Geliebte, doch war an den Genuß irgend eines friedlichen Glückes in jener ſtürmiſchen Zeit nicht zu denken. Zwiſchen Oeſtreich und der italieniſchen Armee wurde ein Waffenſtillſtand geſchloſſen; der Vicekönig nahm von ſeinen Soldaten auf eine ihrer und ſeiner würdige Weiſe Abſchied, und Ernſt kehrte mit der Armee nach Frankreich zurück, doch auf einem andern Wege als ſie, und um Leonidens willen, in kleinen Tagereiſen. In der ſchönſten Blüthenzeit beſuchten Beide die reizendſten Gegenden Frankreichs, die Geſilde der Provence, und noch einmal fühlten ſie ſich im Vollgenuſſe aller Wonne der Liebe ſelig beglückt. Doch bei der Rückkehr nach Paris geſtaltete ſich ihr Leben anders. Leonide miethete ſich in der Vorſtadt St. Germain eine Wohnung, und täglich brachte Ernſt einige Stunden bei ihr zu; allein der Reiz des häuslichen Zuſammenlebens, den Beide ſo tief empfunden hatten, war doch dahin. Er wurde unvermerkt ernſter, Pflichten und Geſchäfte nahmen ihn in Anſpruch, aber wenn er zu Leoniden kam, war er ſo ganz Liebe, ſo ganz Entzücken und Seele, daß ſie ſich nie über die Trennung von ihm zu beklagen wagte, und doch führte dieſe ihr Unglück herbei. Sancy war aus einer alten Familie, und fand jetzt unter den heimgekehrten Emigranten viele Anverwandte, die ſich bemühten, ihm eine Stelle bei dem königlichen Hofſtaate zu verſchaffen. Er erhielt ſie, und nahm nun auch den Titel ſeines verſtorbenen Vaters wieder an. Leonide ſeufzte, als er ihr dies ſagte. „Iſt es Dir nicht lieb," fragte er, „bald Gräfin von Sancy zu heißen? Wirſt Du dieſem Titel nicht Ehre machen?"

„Er kommt der Witwe des Grafen von Sommeriva und der Tochter des Marquis von Cerny zu," antwortete ſie lebhaft, „aber ich lernte Dich unter einem andern Namen kennen, und dies vornehme Thun und Treiben wird Dich von mir entfernen.“

„Nie, nie!“ rief er, „ſprich ein Wort und ich ſchlage Alles aus, und will nichts als Dein Ernſt, Dein Geliebter ſein, denn Du nur biſt mein Glück!“

Bis jetzt waren es indeß nur leichte Wölkchen, die den Himmel ihrer Liebe trübten, und auch dieſe ſchienen verſchwinden zu wollen. Ernſts Scheidung war erfolgt, und der Tag ſchon beſtimmt, an dem er Leoniden ſeine Hand geben wollte. Sorglos ſchlief ſie am Rande des Abgrunds ein; des Herzens ihres Geliebten gewiß, vergaß ſie Alles, was nicht Er war; ſie hatte ſeit Monden von Arthur nichts gehört, ſie dachte nicht mehr an ihn. Da meldete ihr Diener eines Abends, wie ſie in Ernſts Armen ſich den Traum ihres künftigen Glücks mit allen Zauberfarben der Liebe ausmalte, einen Fremden, der darauf beſtehe, den Grafen von Sancy nothwendig und ſogleich ſprechen zu müſſen.

Ernſt befahl, ihn hereinzuführen, und Arthur ſtand vor ihr.

„Vergeben Sie, gnädige Frau,“ ſagte er mit höflicher Förmlichkeit, „daß ich ohne Ihre Erlaubniß bei Ihnen zu erſcheinen wage; allein ich bin der Ueberbringer einer Nachricht, die ich meinem Freunde gleich bei meiner Ankunft in Paris mittheilen zu müſſen glaubte: Napoleon hat Elba verlaſſen und iſt ſchon in Frankreich gelandet.“

„Unmöglich!“ rief Leonide.

„Warum unmöglich?“ fragte Arthur, indem er ſie mit kalter Ironie anblickte. „Kann es Ihnen, die Sie ihn ſo genau kennen, unbewußt ſein, daß er nie eine Unmöglichkeit anerkannt hat? — Ich wiederhole es, er iſt gelandet, und ich komme, Sancy zu fragen, wozu er ſich entſchließen wird.“

„Hier darf nur das Gebot der Ehre entſcheiden,“ ſprach Ernſt entſchloſſen. „Der Kaiſer hat uns bei ſeiner Abdankung unſers ihm geleiſteten Eides entbunden; ich habe dem Könige Treue geſchworen und werde ſie ihm halten; aber der Gedanke, die Waffen gegen ihn zu führen, unter deſſen Adlern wir ſo oft glorreich gekämpft haben, iſt mir fürchterlich. Doch das Herz darf hier nicht mitreden; es gilt dem Muthe, ſeine Pflicht zu thun. Begleite mich, Arthur!“

Er verließ hier Leoniden, für die nun einige Tage ängſtlicher Beſorgniß kamen. Seine Beſuche waren noch eben ſo häufig, als früher, aber kürzer, und die allgemeine Beſtürzung und Unruhe verhinderte jede Unterhaltung über perſönliche Gegenſtände. Auch begleitete ihn Arthur faſt jedesmal, und Leonide fühlte ſich von Neuem durch ſeine Gegenwart auf das Schmerzlichſte beklemmt.

Der zwanzigſte März machte allen ſchwankenden Beſorgniſſen ein Ende. Ernſt flog zu Leoniden, und ſie feſt an ſein Herz drückend, machte er ſie mit ſeinem Entſchluſſe, dem Könige folgen zu wollen, bekannt. „Wenn unſre Verbannung lange dauert,“ ſagte er ihr, „ſo kommſt Du mir nach, und wir feiern unſre Hochzeit in einem fremden Lande. Aber ich glaube nicht daran; dieſe Kataſtrophe wird vielleicht viel Blut koſten, aber ſie wird nicht von langer Dauer ſein.“

Leonide wünſchte ihn zu begleiten. „Es geht nicht,“ ſagte er ihr mit Thränen in den Augen; „glaubſt Du denn, daß ich mich zu dieſer grauſamen Trennung entſchließen könnte, wenn ſie nicht von einer unabwendbaren Nothwendigkeit geboten würde? Auf dieſer Reiſe wird Alles bemerkt werden, und meine Familie — der König ſelbſt — nein, Geliebte, bleibe hier, lebe ſo eingezogen als möglich, denke an mich, ſchreibe mir täglich, und bereite Alles zu Deiner Abreiſe; denn wenn ich gleich der Klugheit und der Meinung der Welt das Opfer bringen kann, mich auf einige Tage von Dir zu trennen, ſo habe ich doch nicht den Muth, lange ohne Dich leben zu können."

Trotz aller dieſer Verſicherungen ſeiner Zärtlichkeit hatte ſie doch kein Vertrauen mehr zu dem Glücke ihrer Liebe. Ernſt und Arthur reiſten zuſammen ab, und ſie fühlte ſich bei dieſer Trennung faſt eben ſo unglücklich, als ob ſie Ernſts Herz verloren hätte.

In ihrem Gemache verſchloſſen, drang das Jauchzen der freudetrunkenen Menge bis zu ihr, und verkündete ihr die Rückkehr des Kaiſers in ſeine Hauptſtadt. Aber wie erſchreckte es ſie, als ſie nach einigen Tagen den Befehl erhielt, vor ihm zu erſcheinen. Ungehorſam durfte hier nicht Statt finden, und ſo betrat ſie denn noch einmal die Gemächer, in denen er ſie ehemals ſo oft empfangen hatte. Er kam ihr entgegen; in ſeinem Betragen war er nicht verändert, aber es war nicht mehr das Auge, aus dem ſonſt ſo ſcharf, ſo hell die Kraft und die gewaltige Energie ſeines Geiſtes leuchtete; ſein Blick ſchweifte bedeutungslos umher, und ſchien es zu vermeiden, ſich auf irgend einen Gegenſtand feſt zu heften — die

Sprache aber, und die Art, ſich auszudrücken, waren unverändert geblieben.

„Da bin ich,“ redete er ſie lächelnd an, „und Sie ſehen, daß man ſich wieder auf ſeinem Platze befindet. Aber, wie iſt es Ihnen, Leonide — er legte in die Betonung dieſes Namens etwas ſehr Anmuthiges — ergangen? In welchen Verhältniſſen leben Sie?“

Sie erzählte ihm faſt ganz aufrichtig, was ſie erlebt hatte. „Ja,“ ſagte er, „es iſt faſt daſſelbe, was ich ſchon gehört habe. Sie wollen den Marquis von Sancy, einen Altadligen, heirathen; ſo viel ich mich ſeiner erinnere, iſt er ein braver Mann. Auch Sommeriva war es; er würde es, wenn er gelebt hätte, weit gebracht haben. Duroc hatte mir ihn angelegentlich empfohlen.“

„Wie? der Marſchall —“

Intereſſirte ſich für Ihren Mann — das war ganz natürlich,“ ſetzte er leicht hinzu, „aber ſie ſind Beide todt. Sie haben einen braven Mann verloren, und ich den treueſten und zuverläſſigſten meiner Freunde.“

Er ſtand bei dieſen Worten auf und ging im

Zimmer auf und nieder, um Leoniden zu verbergen, daß ihn dies Andenken bewegte. Bald aber ſetzte er ſich wieder. „Sancy wird zurückkommen,“ ſagte er, „und da er die Titel liebt, werde ich ihm den ſeinigen laſſen. Die Franzoſen bleiben ſich immer gleich; mit einem Bändchen oder ſonſt einem Spielzeuge kann man ſie weit bringen! — Sie ſind aber,“ ſetzte er hinzu, indem er ſie ſpöttiſch anſah, „dieſem armen Sommeriva nicht lange treu geblieben, und die Liebe iſt an die Stelle des Ehrgeizes getreten, der Sie vor einigen Jahren ganz gewaltig beherrſchte.“

Leonide erröthete, und er fuhr fort: „Doch — allen Sündern ſoll ja vergeben ſein, und man muß es überdies mit einer ſchönen Frau nicht ſo genau nehmen. Auch ſoll von Allem dieſen eigentlich nicht die Rede ſein. Ich habe ohnedies nichts Weſentliches für Sie gethan, Sie beſitzen kein Vermögen, und es geziemt ſich nicht, daß die Witwe eines meiner Oberſten einen Marquis des Grafen von Lille heirathet, ohne ihm eine Ausſteuer zuzubringen. Güter kann ich Ihnen nicht geben, obgleich der Vater Ihres verſtorbenen Mannes deren ſehr ſchöne beſeſſen hat; aber Sie begreifen, daß dieſe im Beſitze derer bleiben müſſen, die ſie erkauft haben.“

Er ſchrieb hier einige Zeilen und gab ihr das Blatt. „Da haben Sie,“ ſagte er, „einen Bon auf 600,000 Fr. Sie können ſich dafür nach Ihrem Belieben Häuſer oder Güter kaufen, doch nicht gleich — dies würde nicht klug gehandelt ſein.“ — Er hielt einige Augenblicke inne. „Ich kann über dieſe Summe unbedingt verfügen,“ ſetzte er hinzu, „ſie iſt aus meiner Schatulle genommen, und wir wollen ſehen, was ſich künftig weiter für Sie thun läßt. Ich hoffe, Sie an meinem Hofe zu ſehen; meine Frau und mein Sohn werden bald zurückkommen — ich gedenke ſie mir zu holen, und herzlich verlangt mich nach dem Augenblicke unſers Wiederſehens.“

Sein Auge erhob ſich hier zu dem Bilde des Königs von Rom, das, von Iſabey gemalt, in dem Zimmer hing. Leonidens Blick folgte der Richtung des ſeinigen; ſie ſah Thränen in ſeinen Augen, und ſank vor ihm nieder, indem ſie ſeine Hand an ihre Lippen zog. Er hob ſie auf, indem er leicht die ihrige drückte. „Genug, genug,“ ſagte er, „verlaſſen Sie mich jetzt, Leonide; wichtige Angelegenheiten, deren Reſultate Sie bald erfahren werden, nehmen meine Zeit in Anſpruch.“

Sie wagte es, noch einen Augenblick zu verweilen, und ihn zu fragen, von wem er die ſie betreffenden Nachrichten erhalten habe? „Hübſche Frauen und Könige,“ antwortete er, ſie feſt anblickend, „ſind nie ohne Feinde; ich weiß Alles, was hier vorgegangen iſt und noch vorgeht; nicht alle Spione ſind hier in den Tuilerien geblieben.“

Hier klopfte es an die Thür des Zimmers; er gab ihr ein Zeichen, ihn zu verlaſſen, und tief gerührt neigte ſie ſich vor dem Manne, den der unwiderſtehliche Trieb ſeiner Natur, nichts über und nichts neben ſich ertragen zu können, allein verhinderte, durch den Gebrauch ſeiner Macht dieſe ſelbſt zu rechtfertigen, und der auf ſeiner blutigen Bahn nichts fand, was ſeinem Glücke glich, als eben ſein Unglück.

Die Begebenheiten bis zur zweiten Rückkehr des Königs liegen der Erinnerung noch zu nahe, um hier erwähnt werden zu dürfen. Ernſt kam mit ſeinem Monarchen zurück, aber mit ihm auch Arthur, den Napoleons letzte Worte Leoniden verdächtiger denn je gemacht hatten. Wäre Napoleon Sieger geblieben, ſo würde Ernſt ſeinen König nie verlaſſen haben; aber Arthur konnte ſich wohl den Weg zur Rückkehr frei erhalten, und ſich dadurch die Macht geſichert haben, Leonidens Wiedervereinigung mit Sancy auf jede erſinnliche Art zu verhindern.

Ernſt war eben ſo zärtlich, eben ſo voll leidenſchaftlicher Liebe, wie vorher, aber ernſter und beſchäftigter denn je. Er erzählte Leoniden ausführlich, was ihm während ihrer Trennung begegnet war, allein es lag ihm nicht mehr ſo am Herzen, Alles zu erfragen und zu erfahren, was ſich auf ſie bezog, und dieſer Hang, mehr von ſich zu ſprechen, als das geliebte Weſen ſprechen zu hören, iſt in der Liebe ein ſehr bedeutendes Anzeichen. Sie erzählte ihm ihre Audienz bei dem Kaiſer, er erröthete; „Du biſt nun reich,“ ſagte er, „aber es wäre mir viel lieber, wenn Du es nicht wäreſt.“

„Und warum?“ antwortete ſie. „Mein Mann war Oberſt, er hatte ſeine Güter verloren, ich habe nach ſeinem Tode keinen Verſorgungsgehalt erhalten — warum hätte ich nun eine Schadloshaltung ausſchlagen ſollen, die freilich, wie ich geſtehe, zu groß iſt, die mir aber Alles anzunehmen gebot. Der Mann, der ſie mir gab, war mein Monarch, er war auch der Deinige, und dieſer Stolz —“

„Du haſt Recht,“ antwortete Ernſt, indem er ſie an ſeine Bruſt drückte, „Du haſt Recht, wie immer, und biſt die beſte aller Frauen. Jetzt iſt auch Alles bereit, und in wenig Tagen biſt Du unwiderruflich auf ewig mein! Nur beſtehe ich darauf, daß dies Vermögen, das Du ohne Zweifel dem Andenken an Deinen verſtorbenen Mann zu danken haſt, dereinſt an ſeine Familie zurückfallen muß, die es, wie ich höre, bedarf. Ich will nichts, als Dich ſelbſt, und Deine Liebe iſt für mich ein ſo unausſprechliches, ein ſo unerſetzliches Glück, daß ich jeden fremdartigen Zuſatz zu Deinem Beſitze nicht ertragen kann.“

Sie drückte gerührt und voll Bewunderung ſeine Hand, und ſchon am folgenden Tage bat er ſie, ihm morgen ihre Hand zu reichen. „Wir wollen uns,“ ſagte er, „in der Kirche St. Valerius trauen laſſen, weil ſie ſo nahe bei Deiner Wohnung iſt. Ich werde Dich heut den ganzen Tag nicht mehr ſehen, weil ich noch Vieles anzuordnen und zu beſorgen habe, und es Dir, Geliebte, auch wahrſcheinlich angenehm ſein wird, einige Stunden zur ſtillen Sammlung ungeſtört benutzen zu können. Morgen, Leonide, ſprechen wir Beide die unwiderrufliche Entſcheidung über unſer Leben und unſer Glück aus;

von morgen an wirſt Du vor der Welt meinen Namen tragen, und nie werde ich, wie ich feſt hoffe, Urſache finden, es zu bereuen, Dir dieſen Beweis meiner Liebe gegeben, und Dir die Bewahrung meiner Ehre anvertraut zu haben."

Dieſe Worte verletzten Leoniden, aber ihr Gewiſſen mahnte ſie ernſter denn je, daß ſie dem Geliebten, ehe ſie ſeine Hand annahm, Wahrheit ſchuldig war. — Ihr Erbleichen, ihre Erſchütterung entging Ernſten nicht; er ſah ſie voll angſtvoller Beſorgniß an: „Was fehlt Dir?" ſagte er, „Du verhehlſt mir etwas."

„Ja," flüſterte ſie leiſe, und die Worte rangen ſich mit gewaltiger Anſtrengung aus ihrer Bruſt — „ſchon lange habe ich Dir —"

„Halt ein," rief er, und drückte ſeine beiden Hände krampfhaft auf der Bruſt zuſammen, „ſchon lange leide ich viel und tief innerlich, und wenn ich erfahren müßte, daß Du meiner Liebe weniger würdig wärſt, würde ich vielleicht todt zu Deinen Füßen niederſtürzen. Ich bitte Dich, ſage mir nichts. Ich kenne ja den Adel Deiner Seele — Du kannſt Dir nichts als einige leichte Unbeſonnenheiten vorzuwerfen haben; wozu dient es, daß ich dieſe erfahre? — Nein, nein, ſage mir nichts; morgen früh um zehn Uhr hole ich Dich ab. Adieu bis dahin.“

Er umarmte ſie hier leidenſchaftlich; ſie faßte ſeine Hand und ſah ihn lange, lange an; er umſchlang ſie noch einmal, drückte einen glühenden Kuß auf ihre Lippen, und verließ ſie dann.

Der Zuſtand, in dem ſie zurückblieb, raubte ihr mit dem Gefühle ihrer Lage auch die Klarheit des Bewußtſeins; ſie blieb einige Stunden in einer Art von Betäubung unbeweglich ſitzen, und nur eine Botſchaft ihres Geliebten vermochte ſie aus dieſer Erſtarrung zu reißen. Er ſandte ihr den Corbeille de mariage, der mit eben ſo viel Geſchmack als Luxus geordnet und angefüllt war; aber ſie beachtete dies nicht; ſie empfand nur, wie grauſam die Worte waren, die in dem Billet, das dies Körbchen begleitete, ihr Herz getroffen hatten. „Der reichen Witwe des Oberſten Sommeriva,“ ſchrieb er, „darf ich keine ärmlichen Gaben bieten.“ — In dieſen Worten war etwas, das alle Zuverſicht zu dem Glücke ſeiner Liebe in ihrer Seele tödtete.

Leonide brachte die Nacht, die dem ſchönſten, oft ſo heiß herbeigeſehnt[illegible] Tage ihres Lebens voraufging, in Thränen zu. [illegible] innere Stimme, die

Stimme ihres Gewiſſens rief ihr zu: „Du wirſt nicht glücklich werden, denn du haſt nicht verdient, es zu werden. Eugens treuloſe Gattin darf an Ernſts Seite auf kein Glück hoffen!“

Als der Tag anbrach, wurde ſie ruhiger, und wagte es, mit mehr Vertrauen ſich der Annäherung der Stunde zu erfreuen, die ſie durch das heiligſte Band, was hienieden um Menſchen geſchlungen werden kann, auf ewig an den Mann binden ſollte, den ſie heißer denn je von ganzer Seele liebte.

Doch ſchon hatte es zehn Uhr geſchlagen, und er war noch nicht da, und ihr Herz ſchlug nun von Minute zu Minute ſchneller und ängſtlicher. Lilienweiß wie der Schleier, den ſie trug, wurde ſie immer gewaltiger von einer furchtbaren Vorempfindung gräßlichen Unheils ergriffen; endlich näherten ſich Tritte, aber es war nicht Ernſts raſcher leichter Gang — es war der ſchwere Tritt eines Unglücksboten — ſein Diener ſteht vor ihr — ſie reißt ihm den Brief aus der Hand, den er ihr bringt, und als hätte ſie errathen, daß nur Gott allein der Zeuge des Schmerzes ſein könne, den ſie kennen lernen ſollte, flog ſie mit dem Briefe in ihr Cabinet, und fiel hier auf die Knie nieder.

Ja, es waren die Züge ſeiner Handſchrift; dieſelbe Hand, die ſo viele Schwüre ewiger Treue niedergeſchrieben hatte, hatte jetzt den Ausſpruch ewiger Trennung geſchrieben.

Der Brief war lang, ſie las ihn nicht zu Ende; ſie gab ſich auch keinem heftigen Ausbruche der Verzweiflung hin, wie man wohl von ihrem Charakter hätte erwarten können; ſie vergoß keine Thräne, keine Klage kam über ihre Lippen; die Hoffnungsloſigkeit iſt ſtumm; ſie begehrt nichts, ſie fordert keinen Troſt.

Einſam ſaß ſie lange lautlos und unbeweglich in dem Zimmer, wo ſie ihn ſo oft geſehen hatte, umgeben von den Gaben ſeiner Liebe, die zugleich Pfänder ihrer Verbindung waren. Ihre Leute ſuchten ſie aus dieſer Erſtarrung der Verzweiflung zu erwecken, aber ſie ſchauderte bei dem Tone einer menſchlichen Stimme zuſammen; die Sonnenhelle, das Licht des Tages war ihr verhaßt, doch ſie beklagte ſich nicht, ſie wollte nur allein ſein, forderte nur, daß Alles um ſie her ſtill ſei. So ſaß ſie ohne Schlaf, ohne Nahrung zu ſich zu nehmen, drei Tage und drei Nächte; trat Jemand in das Zimmer, ſo winkte ſie ihm, ſich zu entfernen, ſprach aber kein

Wort. Ihre Leute helten den Arzt; man zwang ſie, Opium und andere Beruhigungsmittel zu nehmen, und ſie verſank in einen todtenähnlichen Schlaf, aus dem ſie nur erwachte, um noch mehr zu leiden. Ihr war, als liege eine ungeheure Laſt auf ihrem Herzen, und das Gefühl des Daſeins dünkte ihr ſo furchtbar, ſo durchaus unerträglich, daß ſie zu ſterben beſchloß. Alles, was ſie an Ernſt erinnerte, war namenloſe Qual für ſie geworden; auf ihren Befehl hatte man alle ſeine Geſchenke entfernt; ſein Brief ſelbſt, von dem ſie doch nur die erſten Zeilen geleſen hatte, ließ ſie antheillos, und ſie empfand keinen Trieb, ihn ganz zu leſen. Was kennte er enthalten? — Ernſt hatte ja das Wort der Trennung ausgeſprochen, und ſie fühlte, daß nichts ihn zu rechtfertigen vermöge, es gethan zu haben.

An den Gedanken des Selbſtmords band ſich der Gedanke, Ernſt dadurch zur Verzweiflung zu bringen; ſie war überzeugt, daß ſelbſt die, welche ihm jetzt gerathen hatten, ſie zu verlaſſen, dann Mitleid mit ihr haben würden, wenn ſie keines Mitleids mehr bedürftig ſei, und daß die Welt ihn ſtrenge tadeln würde, ſie ſo unglücklich gemacht zu haben. Mit kalter Beſonnenheit dachte ſie nun auf die Mittel, ihren Plan auszuführen. Sie wollte in ihrem letzten Willen verordnen, daß man Ernſt gleich nach ihrem Tode zu ihr rufen ſolle, und dies verleidete ihr jede entſtellende Todesart. Er ſollte auch als Leiche noch in ihr ſeine heißgeliebte, jugendlich ſchöne Leonide wieder finden. Kalte Seelen werden es nicht begreifen, daß ihr dieſe Rückſicht noch im Angeſichte des Todes ſo wichtig erſchien; aber ein Herz, das wahrhaft geliebt, und alſo auch viel gelitten hat, wird es faſſen, daß die Macht der Liebe ſie auch noch da beſeelte, wo es Zerſtörung und Vernichtung ihres irdiſchen Daſeins galt.

Sie hatte von einem Gifte reden hören, welches ſo ſchnell tödtet, daß dem Tode keine Zeit bleibt, Schönheit und Jugend zu entſtellen, und hoffte, es ſich verſchaffen zu können, wenn ſie es in kleinen unſchädlichen Gaben in mehreren Apotheken zuſammenkaufe. Mit feſtem, eiligem Schritte durchwanderte ſie die Straßen, als ſie beim Durchgange durch ein enges, finſtres Gäßchen von einer ſanften Stimme angeredet wurde, die ſie um eine kleine Gabe für eine Unglückliche bat, die im Begriffe ſei, Hungers zu ſterben.

Leonide blieb ſtehen; es war, als erſtaune ſie, daß auf der Welt noch von irgend einem andern Schmerze, als dem des Verluſtes eines geliebten Weſens, die Rede ſein könne. — Als ſie aufblickte, ſtand eine barmherzige Schweſter vor ihr, aus deren ſchönen Augen eine ſanfte Frömmigkeit und Ergebung ſprach, daß Leonide erröthete, ihr nur ein Goldſtück in die dargereichte Hand drücken zu können.

„Kommen Sie mit mir,“ bat ſie, „es wird Ihnen wohl thun, den Elenden, für die ich Ihre Großmuth in Anſpruch genommen habe, ſelbſt Hülfe zu bringen.“

Maſchinenmäßig und wie unwillkürlich folgte Leonide der barmherzigen Schweſter zu einer Wohnung des Jammers, wie ihr Auge ſie noch nie erblickt hatte; ſie ſah ſich von weinenden Kindern umgeben; man dankte ihr, und ſie gab den Reſt des Geldes, das ſie bei ſich hatte, vollends hin.

Bei ihrem Weggehen begleitete ſie die barmherzige Schweſter; dieſe ſah jetzt, wie ſie mit ihr an das Tageslicht hinaustrat, die Spuren eines gewaltſamen Seelenſchmerzes in ihren Zügen, und bat um die Erlaubniß, ſie nach Hauſe begleiten zu dürfen. In Leonidens Seele hatte der eben erlebte Auftritt einen Anklang milderen Gefühls erweckt, und ſie willigte ein, ſich von der barmherzigen Schweſter nach ihrer Wohnung führen zu laſſen.

„Sie ſind unglücklich,“ ſagte ihr dieſe, als ſie mit ihr in ihr reich geſchmücktes Zimmer trat, „ein ſchwerer Kummer drückt Sie zu Boden, und doch ſind Sie noch ſo jung und ſo ſchön. — Ich kann wahrſcheinlich nichts für Sie thun, aber ich kann Ihnen ein Beiſpiel des Muthes geben. Ich bin erſt dreißig Jahre alt,“ fuhr ſie mit ſanfter Stimme ruhig fort, „und Sie werden mich, meinem Ausſehen nach, funfzig Jahre alt glauben; eine tödtliche Krankheit zehrt mein Leben auf, und doch ertrage ich es nicht blos, ſondern ich vermag noch, es mir angenehm zu machen. Möge dies Sie überzeugen, daß der Glaube, den die Welt verwirft, für den Unglücklichen die höchſte Wohlthat iſt. Erlauben Sie mir, Sie zuweilen beſuchen zu dürfen; Sie ſind freigebig und mitleidig; ich werde ſie mit Unglücklichen bekannt machen, und wenn die Wohlthätigkeit Sie nicht zu tröſten vermag, ſo wird ſie Sie doch gewiß vor Verzweiflung bewahren.“

„Nehmen Sie dies Gold und dieſe Juwelen,“ ſagte Leonide, „morgen möchte es zu ſpät ſein.

Wenden Sie es an, Unglückliche zu tröſten; ich brauche keinen Troſt.“

„Nein,“ antwortete ſie, Leoniden ſtreng anblickend und ihre Hand zurückweiſend, „Sie ſind nicht würdig, Gutes zu thun, denn Sie ſinnen auf ein Verbrechen — auf Selbſtmord.“

„Ach!“ rief Leonide in Thränen ausbrechend, „der Glaube, der Sie aufrecht erhält, kann mich nicht lehren, zu vergeſſen, was ich liebe!“ —

Doch nicht ungehört verhallte die Stimme der wahren Frömmigkeit und des ſanft tröſtenden Mitleids; Leonide konnte an dem Herzen, das ſich ganz der Linderung fremder Schmerzen geweiht hatte, weinen, und verſprach endlich, ſich zu beruhigen und ſich in ihr Schickſal zu ergeben. Die Nonne verließ ſie erſt ſpät in der Nacht. „Morgen komme ich wieder,“ ſagte ſie ihr beim Scheiden; „ich wünſche Ihnen keine ruhige Nacht, ich weiß zu gut, daß der Schlaf Unglückliche Ihrer Art flieht. Beten Sie aber, mein Kind, beten Sie, und Gott wird Ihnen die Kraft geben, ſich mit Ihrem Geſchicke verſöhnen zu können.“

Leonide fühlte nach ihrer Entfernung die ganze

Größe des Verbrechens, das ſie zu begehen Willens geweſen war, und geſtand ſich, daß der Wunſch, Ernſt zur Reue zu bewegen, und von ihm beweint zu werden, die hauptſächlichſte Triebfeder deſſelben geweſen ſei. Sie kannte ihn genug, um zu wiſſen, daß er ſie nicht überlebt haben würde, und erröthete nun vor der grauſamen Selbſtſucht, die ſie geleitet hatte. Auf ihren Knien legte ſie Gott das Gelübde ab, es der Zeit und dem Grame allein zu überlaſſen, ſie von einem Daſein zu befreien, das ihr keinen ungetrübten Augenblick mehr zu gewähren vermochte. Jetzt beſchloß ſie auch, Ernſts letzten Brief zu leſen; nicht um Hoffnung oder Troſt daraus zu ſchöpfen, ſondern weil ſie die Nothwendigkeit fühlte, die Bitterkeit zu mildern, die das Andenken an ihn in ihrem Herzen erzeugte. Sie ergab ſich darein, leben zu ſollen, leben zu müſſen, aber wenn ſie gleich für immer unglücklich und dem ſchmerzlichſten Grame geweiht war, ſo konnte ſie es doch noch als Wohlthat empfinden, wenn ſie Ernſt ferner wie bisher verehren konnte. Aber ach! ſein Brief zerſtörte auf immer das Ideal, das ſie in ihm erblickt und vergöttert hatte. —

„Ich habe mein Herz ergründet,“ ſchrieb er ihr, „ich habe die geheimſten Regungen deſſelben geprüft, und mich überzeugt, daß wir uns auf ewig trennen müſſen. Wirſt Du es nun nach dieſen grauſamen Worten noch glauben, daß ich Dich leidenſchaftlicher und glühender als je liebe. Werde ich es Dir klar zu machen vermögen, daß ich Dir nur entſage, weil ich Dich anbete, und daß wir, wenn ich Dich weniger liebte, vielleicht nicht gezwungen ſein würden, uns trennen zu müſſen?“

„Ich vermag es nicht, mich zu faſſen, oder den Schein ruhiger Sammlung anzunehmen; ich weiß es, ich habe Deine und meine Ruhe auf ewig untergraben, und doch flehe ich Dich, geliebte, unglückliche Freundin, an, mich zu hören, ehe Du mich richteſt, und dem Andenken des Mannes fluchſt, von dem Du ſo glühend geliebt wurdeſt.“

„Eine namenloſe Ahnung peinigte mich geſtern, als ich Dich verließ; der Ausdruck Deiner Blicke und einige Worte, die Dir wider Deinen Willen entſchlüpft zu ſein ſchienen, beängſtigten mein Herz. Als ich nach Hauſe kam, fand ich die Dir beſtimmten Hochzeitgeſchenke vor; ich ſandte ſie Dir, aber das Billet, mit dem ich ſie begleitete, mußte ihnen allen Werth in Deinen Augen rauben. Ich fühlte das; es war das erſte Unrecht, deſſen ich mich gegen

Dich ſchuldig fühlte, und ſchon war ich im Begriffe, zu Dir zu eilen und zu Deinen Füßen Vergebung deſſelben zu erbitten, als Arthur zu mir eintrat. Ich hatte auf ihn gerechnet, um Zeuge unſerer Vermählung zu ſein, deſto mehr mußte mir ſeine Bläſſe und ſein Ernſt auffallen. „Ich bin zu ſehr Dein Freund,“ ſagte er mir, „um es ruhig anſehen zu können, wenn Du Dich in's Unglück ſtürzeſt, und ich weiß, Du biſt verloren, wenn Du Leoniten Deine Hand reichſt.“

„Empört trat ich einige Schritte zurück, und ſah ihn mit einem Blicke an, in dem er den Unwillen leſen konnte, den ich empfand. „Ich wiederhole es Dir,“ nahm er wieder das Wort, „ſie wird Dich eben ſo unglücklich machen, wie ihren erſten Mann, den ſie auch eine Zeit lang leidenſchaftlich liebte.“

„Eine Todeskälte goß ſich bei dem Gedanken in mein Herz, daß Du mich ſo lange mit der Verſicherung betrogen haben ſollteſt, ich ſei der Mann Deiner erſten und einzigen Liebe; aber mein Glaube an Dich ſiegte bald über dieſen Verdacht, und ich ſuchte Arthur von dem Irrthume ſeiner Anſicht zu überzeugen.“

„Warum,“ fragte er, „hätte ſie denn vor ihrer Verbindung mit Sommeriva meine Hand verſchmäht? Meine Laufbahn und meine Lage war damals viel glänzender, als die ſeinige, ſie war meiner Familie große Verbindlichkeiten ſchuldig, aber ſie verwarf mich und wählte ihn. Dies iſt auch die Urſache ihres Haſſes gegen mich. Sie kennt die romanhafte Stimmung Deines Charakters, mein Freund; ſie fürchtet ſich, weniger von Dir geliebt zu ſehen, wenn Du nicht der Mann ihrer erſten und einzigen Liebe zu ſein glaubeſt, und zitterte davor, daß ich Dich mit der Vergangenheit bekannt machen möchte; doch das Alles,“ ſetzte er weich hinzu, „iſt kein Verbrechen, und es würde Kinderei ſein, wenn Du ihr deßhalb zürnen wollteſt; der Punkt, auf den hier Alles ankommt, iſt Deine Ehre —“

„Meine Ehre!“ rief ich; „wer dürfte dieſe durch eine Verbindung mit Leoniden gefährdet glauben? Wer wird es wagen, ihren Ruf anzutaſten, ſobald ſie meine Frau iſt?“

„Ich nicht,“ ſagte Arthur, „aber wohl die Welt. Du biſt ohne Vermögen, und ſie hat kürzlich von dem Ex-Kaiſer ein zu beträchtliches Geſchenk erhalten, als daß dieſe ſich nicht dabei ihrer früheren Verhältniſſe zu ihm erinnern ſollte.“

„Was ſoll ich Dir noch weiter ſagen, Leonide? Ich belaſtete mich mit dem unverzeihlichen Vergehen gegen unſere Liebe, von einem Andern anzuhören, was Du ſelbſt mir ohne Zweifel hatteſt anvertrauen wollen, als ich Dich bei unſerer letzten Zuſammenkunft zu ſchweigen bat. Die Schonung, mit der Arthur mich von den Verirrungen Deines Ehrgeizes benachrichtigte, bew'es mir auf's Neue, wie ſehr er Dein und mein Freund iſt; aber unbeſchreiblich iſt der Eindruck, den ſeine Erzählung auf mich machte; ich ſah, wie Vorurtheil und Ehre eine unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen uns aufführten. Ich zürnte Dir nicht, denn Du hatteſt mich nur getäuſcht, um mich deſto ſchöner beglücken zu wollen; aber — darf ich Dir's geſtehen? — der Zauber unſerer Liebe war faſt gelöſt. Ich liebte Dich, ja ich liebe Dich noch mehr als mein Leben, aber ich ſehe ein, daß ich Dir nicht zum Glücke Deines Lebens unentbehrlich bin; haſt Du den Mann Deiner erſten Liebe vergeſſen können, ſo kannſt Du auch mich vergeſſen.“

„Du kennſt meinen Stolz und weißt, wie leicht verletzlich er mich macht; meine Eiferſucht umfaßt die Vergangenheit, wie die Gegenwart, und ich fühle, daß ich Dich nicht mehr glücklich zu machen vermag. Vergebens würden wir das alte, ſüße Vertrauen zurückzurufen verſuchen; es iſt erſtorben, und ich würde in Deinen Armen der unglücklichſte, wie der glücklichſte aller Männer ſein. — Ich habe den Zauber unſerer Liebe gelöſt; wir können vereint nur höchſt glücklich, oder höchſt elend mit einander ſein; Dein Ernſt iſt für Dich nicht mehr, was er war, und ſo kann er Dir nichts mehr ſein. Gewiß glaubſt Du nicht, daß ich Dich je werde vergeſſen können; aber Vernunft und Zeit werden uns beruhigen, und wir werden einen Frieden erringen, der unſerem Leben ewig fehlen würde, wenn wir vereint blieben. Wer weiß ſelbſt, ob nicht das Andenken an meine Ungerechtigkeit Dir das Band unſerer Ehe dereinſt zur verhaßten Kette machen würde? Laß uns die Vergangenheit ehren, meine Geliebte, da es keine Zukunft mehr für uns gibt. Sei glücklich ohne mich; meine Schwäche und mein Unrecht gegen Dich verdienen dieſe grauſame Strafe. Fern von Dir will ich verſuchen, mir Ruhe zu erringen, aber glücklich kann ich nie, nie wieder werden. O Leonide, möchteſt

Du dies Herz doch begreifen, und es glauben, daß es Dich noch mit aller Kraft glühender Liebe vergöttert? Du, Du allein kannſt mich verſtehen, mich beklagen und mir verzeihen!“ —

Die Leſung dieſes Briefes machte es Leoniden klar, welcher Mittel ſich Arthur bedient hatte, um, bei ſeiner genauen Kenntniß von Ernſts Charakter, dieſen in ſeinem Stolze und ſeiner Liebe mit treuloſer Argliſt ſo tief zu verwunden, daß ihr Glück dadurch auf immer zerſtört und ihr Daſein vergiftet wurde. Es ſtand in ihrer Macht, ſeine ſchändliche Aufführung zu enthüllen, und ſich bei Ernſt zu rechtfertigen, indem ſie ihn anklagte, allein wozu ſollte ihr dies nützen? — Ein Zweikampf war die unausbleibliche Folge dieſer Erklärung, und konnte doch nie ungeſchehen machen, was, wie ſie fühlte, Ernſt zu vergeben, aber nie zu vergeſſen vermochte. Er hatte es ja ſelbſt ausgeſprochen; der Zauber ihrer Liebe war gelöſt; er hatte den Gedanken einer Trennung von ihr zu denken und auszuführen vermocht, und nichts konnte nun je wieder ein Glück herſtellen, das, auf Vertrauen und auf die Illuſion eines Zaubers gegründet, nur einmal empfunden wird, und von rauher Hand berührt, auf immer verſcherzt bleibt.

Man liebt nicht mehr, ſobald man die Möglichkeit faſſen kann, daß man je aufhören könne zu lieben, und ſo wenig Leonide Ernſt noch glücklich zu machen vermochte, ſo wenig hätte ſie ſelbſt ſich auch in ſeinen Armen noch glücklich zu fühlen vermocht.

Sie weinte noch, als mit dem erſten Morgenlichte die Schweſter Eliſe, wie ein Engel des Troſtes, zu ihr eintrat. „Ach, mein Kind,“ ſagte ihr dieſe, „Sie werden erſt nach vielen ſchlafloſen Nächten und langen Trauerjahren begreifen lernen, daß ſolche Herzenswunden, wie die Ihrigen, zu heilen vermögen; ich kann Ihnen auch von der Zukunft kein Glück verheißen, aber ich weiß es, der himmliſche Vater wird Ihrem Herzen Frieden ſchenken, wenn Sie ſich in Ihr Schickſal ergeben, und in der Linderung fremden Unglücks Troſt ſuchen.“

Leonide beſuchte mit ihr die Wohnungen der Armuth, ſie ſpendete Geld und Erquickung, und wenn ſie am Abende ermattet und mit ſich ſelbſt zufrieden auf ihr Lager niederſank, ward ihr oft die Wohlthat ſtundenlangen Schlummers, doch ihr Erwachen blieb ſtets ein furchtbarer Augenblick, weil dann das ganze Bewußtſein ihres Unglücks ſie immer, wie ganz neu, mit zermalmender Gewalt ergriff. Vergebens ſuchte ſie die Erinnerung ihres entſchwundenen Glückes von ſich zu bannen; Ernſt war und blieb der Inhalt aller ihrer Gedanken und Empfindungen. Sie liebte ihn faſt leidenſchaftlicher denn je, und doch fühlte ſie, daß die Seligkeit entflohener Tage für ſie auch dann nicht wiederkehren könne, wenn er wieder der Ihrige würde. Häufige Erkundigungen nach ihrem Befinden zeigten von ſeiner Beſorgniß um ſie; ſie ließ ihm immer den einfachen Beſcheid ertheilen: ſie befinde ſich wohl, aber doch erſchütterte jede dieſer Botſchaften ſie gewaltig. Seine Verhältniſſe zum Hofe banden ihn an Paris; er war jetzt nur auf Urlaub abweſend, und wenn er wieder kam, wenn er wieder mit ihr in einer Stadt lebte, welche Abgeſchiedenheit von der Welt konnte ſie vor der Möglichkeit ſchützen, ihm irgend einmal zu begegnen? Sie konnte ſich entfernen, konnte reiſen, aber wohin ſollte ſie, ſo ganz vereinzelt im Leben, ſo ganz ohne Anhalt fliehen? — und wer bürgte ihr dafür, daß ihr Andenken nicht in ſeiner Seele erlöſchen, und ihr Bild die Macht verlieren werde, die tiefſten Regungen ſeines Herzens zu wecken, wenn ſie in der Welt blieb, und er von ihr, wie von jeder andern Frau ſprechen hörte? —

Nein, dachte ſie, wir ſind unwiderruflich getrennt, aber unſere Liebe muß in ſeinem Herzen ein unvergängliches Denkmal erhalten; Gott wird mir dieſe irdiſchen Hoffnungen vergeben; aber wenn ich ihm in geweihten Kloſtermauern mein Leben zum Opfer darbringe, ſo bleibt Ernſt doch der einzige Lenker meines Schickſals, er allein verhüllt mein Haupt mit dem Schleier, der mich auf ewig allen andern Blicken verbergen ſoll.

Eine neue peinliche Beſorgniß befeſtigte ſie in dieſem Entſchluſſe; Arthur verſuchte es auf mannigfache Art, ſich Zutritt zu ihr zu erzwingen; allein der Tod war ihr nicht halb ſo ſchrecklich, als der Gedanke, dieſen verabſcheuten Mörder ihres Glücks wieder zu ſehen, und ſie entdeckte daher Eliſen ihren Entſchluß, den Schleier in ihrem Kloſter nehmen zu wollen.

„Nein, Leonide," antwortete ihr dieſe, „das dürfen, das müſſen Sie nicht. Sie würden nicht die Erſte ſein, die in unſern ſtillen Mauern vor der Liebe Schutz ſucht; aber glauben Sie mir, die ruhige Einförmigkeit unſerer Lebensweiſe würde Sie tödten. Es gibt in der Welt tauſend Gelegenheiten, Gutes zu thun, benutzen Sie dieſe und erwarten Sie von der Zeit, daß ſie —"

„Ernſt dahin bringt, mich zu vergeſſen,“ rief Leonide, „oder zu glauben, daß ich ohne ihn zu leben vermag. Nein, Eliſe, lieber will ich mich dem härteſten Looſe unterwerfen, nur dies nicht. Wahr iſt es, mein Herz iſt von der Liebe zu Gott nicht ſo durchdrungen und erfüllt, wie der Beruf, ſich ihm allein zu weihen, es erfordert; aber haben Sie mir nicht oft ſelbſt geſagt, daß er die Seelen zu ſich zieht, die ihn darum anflehen? Und wenn ich in Ihren ſtillen Mauern nicht den Frieden finde, nach dem ich mich ſehne, ſo werde ich wenigſtens, von Ernſt bedauert, dort ſterben.“

Einige verwegene Verſuche Arthurs, vor Leoniden zu erſcheinen, beſiegten Eliſens Widerſtand, und ſie willigte endlich ein, ſie der Superiorin des Hotel-Dieu vorzuſtellen.

Als Leonide ſich am Abende des Tages, wo ſie als Novize das Hoſpital betrat, in der kleinen, von einer Lampe nur dämmernd erhellten Zelle allein ſah, und ihr Blick an der Wand derſelben nichts als das heilige Glaubensſymbol der Chriſten erblickte, und vor ſich das harte Strohlager, auf dem ſie ruhen ſollte, dachte ſie zum erſten Male daran, welche Opfer ſie der Liebe gebracht habe. Sie ſchlief auf Stroh nicht beſſer, wie ſie ſonſt auf Eiderdunen geruht hatte, denn Ernſts Bild ſcheuchte auch hier den Schlummer von ihrem Lager, und als ſie am Morgen bleich und ermattet aufſtand, erſtaunte ſie gewiſſermaßen, alle die Bequemlichkeiten des Lebens entbehren zu ſollen, die die Gewohnheit ihr zum Bedürfniſſe gemacht hatte, aber doch bereute ſie den gethanen Schritt nicht.

Sie wurde, um ſich allmählig an ihren neuen Beruf zu gewöhnen, nur mit der Pflege der leichtern Kranken beauftragt, aber auch dieſe fiel ihr im Anfange oft peinlich, doch allmählig wurde es in ihrem Innern ruhiger, und ſie in ihr Schickſal ergebener. Ihre Lebensweiſe und ihre Verhältniſſe zwangen ſie, jede leidenſchaftliche Empfindung tief in ſich zu verſchließen, da keine Gelegenheit zur Mittheilung Statt finden konnte, und ſie ging ſtill und ſchweigend dem Tage entgegen, wo ſie ihre Gelübde ablegen ſollte. Es befremdete ſie nicht, von Ernſt, dem Anſcheine nach, ganz vergeſſen zu ſein; ſie hatte ſich ſo unbemerkt aus der Welt entfernt, daß er wahrſcheinlich nicht wußte, wo ſie lebte, und in den zehn Monaten, die ſie ſchon im Kloſter war, hatte ſie kein Zeichen ſeines Andenkens erhalten. Ihre Geſundheit war ſehr angegriffen; ſie war noch immer zum Bewundern ſchön, aber ihre Magerkeit und ihre Bläſſe verriethen, wie die Leiden ihrer Seele an ihrem Leben nagten.

Schon nahete ſich der Tag ihrer Einkleidung. Nicht blos der Schmerz hoffnungsloſer Liebe, und die Trauer um entflohenes Glück führten ſie zum Altare, der Stolz hatte vielen Theil an dieſem Opfer, und daher fehlte auch ihrem Grame jene fromme, ſtille Ergebung, die ſie mit ihrem Geſchicke zu verſöhnen vermochte. Jung, ſchön und reich verließ ſie die Welt, und opferte ſich dem Gedanken auf, ein unverlierbares Anrecht auf Ernſts Andenken dadurch zu gewinnen; aber ſie war zu ſehr mit der Wirkung beſchäftigt, die dieſer Schritt auf ihn hervorbringen mußte, und weilte zu oft und gern bei dem Gedanken, ihn durch ihr Unglück zu ſtrafen, als daß ſie die himmliſche, tröſtende Kraft des Glaubens zu empfinden vermocht hätte. Sie mußte ſich vielmehr nach einem in dieſer ſtrengen Abgeſchiedenheit von der Welt verlebten Jahre geſtehen, daß ſie nach der Ablegung des Gelübdes dem Schickſale nicht entgehen werde, in langſamer Todesqual rettungslos ihr Leben hinzuſchmachten, da für einen ſo leidenſchaftlichen Charakter, wie der ihrige, die unabänderliche Einförmigkeit des Thuns, die ſcharf begrenzte Thätigkeit des Nonnenlebens, eine unerträgliche Laſt war.

Eines Abends, als ſie bei einer todtkranken Schweſter wachte, brachte ihr die Superiorin einen aufgebrochenen Brief, und gab ihr freundlich die Erlaubniß, nach ihrer Zelle zu gehen, um ihn zu leſen; ſie wolle für ſie ſo lange bei der Kranken bleiben.

Er war von Ernſt, und enthielt eine Schilderung ſeines Schmerzes und ſeines Kummers. „Ich kann und will es nicht zugeben,“ ſchrieb er ihr, „daß Du Dein Gelübde ablegſt; ich muß Dich glücklich wiſſen, und kann es nicht ertragen, daß Du Dich aus Gram um mich ſo aufopferſt. Die Stimme der Ehre und der öffentlichen Meinung trennen uns, wie Du weißt, aber ich bin entſchloſſen, Dir Alles zu opfern: laß uns fliehen; entſage dem Beſitze eines Vermögens, das ich nicht mit Dir theilen kann, wie ich den Verhältniſſen, die uns trennen. Laß uns in die tiefſte Einſamkeit fliehen, und dort verſuchen, ob uns noch wieder Glück zu erblühen vermag.“

Der Anblick ſeiner Handſchrift, und der Zauber, der in dem Gefühle lag, von ihm nach ſo langer Trennung wieder zu hören, berauſchten ſie in dem erſten Augenblicke; doch bald entdeckte ſie, daß Ernſt in dieſem Briefe nur noch von ihrem Glücke, und nicht von dem ſeinigen redete. Er glaubte ſich verpflichtet, ſie retten zu müſſen. Sie glücklich zu machen, erſchien ihm als eine Pflicht, der er verbunden war, ſich ſelbſt zum Opfer zu bringen.

Ach, wie ganz anders würde er ehemals in ähnlicher Lage empfunden und geſchrieben haben! Nein, Leonide war nicht mehr geliebt! Mitleid allein hatte ihm dieſen Brief eingegeben, und wer kann ſich, wenn er ſich früher geliebt fühlte, durch irgend ein Gefühl befriedigt finden, das nicht Liebe iſt?

Leonide ließ dieſen Brief, der alle kaum verharrſchten Wunden ihres Herzens ſo ſchmerzlich wieder aufriß, unbeantwortet, und Ernſt machte keinen zweiten Verſuch, ſie in ihrem Entſchluſſe wankend zu machen; er glaubte ſeiner Pflicht nun genug gethan zu haben, ſein Herz hatte ihm dieſen Schritt, ſie vor den Folgen ihrer Verzweiflung zu retten, nicht eingegeben. Leonide fühlte dies mit unſäglichem Schmerze und ſie begann, ſich nach dem Augenblicke zu ſehnen, der ihre Zukunft unwiderruflich entſcheiden ſollte.

Er kam endlich. Es war der zweite November, der Aller-Seelen-Tag. Sie durchweinte die Nacht und betete zu Gott um Kraft. Ach, ſie geſtand es ſich ſelbſt jetzt, nur in Hoffnung eines baldigen Todes hatte ſie ſich zu dieſem Opfer entſchloſſen. Wenn aber dieſe ſie täuſchte, wenn es ihr beſtimmt war, noch lange leiden zu müſſen? — O nur das nicht, mein Gott, nur das nicht, betete ſie händeringend; da trat die Superiorin zu ihr ein. „Alles iſt bereit," ſagte ſie ihr, „die geweihten Kerzen ſind angezündet; die Schweſtern und der Prieſter erwarten uns in der Kirche, aber wir werden von einem abſcheulichen Scandal bedroht. Ein Menſch, der einem Raſenden gleicht, fordert ſie von uns zurück; er will Sie, wie er ſagt, aus dieſem Hauſe reißen, und müßte er ſich Ihrer mit Gewalt am Fuße des Altars bemächtigen. Vergeblich habe ich Alles verſucht, ihn zu bewegen, daß er ſich entfernt; er beſteht darauf, Sie zu ſehen. Taub gegen alle meine Bitten und Vorſtellungen, vermögen Sie es allein, uns von ihm zu befreien."

Leoniden war, als erhelle ein lichter Hoffnungsſtrahl die Nacht ihrer Seele. Ach, wenn es Ernſt wäre, wenn er, unfähig ihren Verluſt zu ertragen, ſie dem Gotte entreißen wollte, der in ihrem Herzen ſein einziger Nebenbuhler war — wenn er erſchiene, um ſie an frühere Eidſchwüre und Gelübde zu mahnen, die ſie ja nie zu vergeſſen vermocht hatte! —

Voll von dieſem entzückenden Gedanken drangen tauſend Erinnerungen aus der Zeit ihrer Liebe und ihres Glückes auf ſie ein; vergeſſen war Alles, was ſie gelitten hatte; dieſes gewaltſame Verfahren zeugte von einer Leidenſchaft, ganz ſo mächtig, wie er ſie ſonſt für ſie empfunden hatte, und wie ſie für ihn noch in ihrem Buſen glühte. —

Von der Superiorin begleitet, flog ſie nach dem Sprachzimmer, in der Hoffnung, dort den Mann zu finden, der die Seligkeit und die Verzweiflung ihres Lebens war, doch ſtatt ſeiner erkannte ſie Arthur. — Seine Hand riß gewaltſam an dem Gitter, welches ihn von ihr trennte, und ſie glaubte in ihm den böſen Engel ihres Lebens zu ſehen, der, nicht zufrieden, ihr Leben vergiftet zu haben, ihr jetzt noch den Frieden des Grabes ſtreitig zu machen verſuchte.

„Laſſen Sie es mich hören,“ rief er ihr entgegen, „gleich, augenblicklich, daß Sie nicht Willens ſind, den Schleier zu nehmen. Ich biete Ihnen noch einmal meine Hand und mein Vermögen an. —

Kommen Sie, Leonide, kommen Sie — nie kann, nie werde ich es zugeben, daß Sie das abſcheuliche Gelübde ausſprechen.“

Arthurs Anblick und die Heftigkeit, mit der er ſprach, füllten Leonidens Seele auf's Neue mit Haß und Entſetzen; ſein Anblick war ihr durchaus unerträglich, und ſie wandte ſich, ohne ihm ein Wort zu erwiedern, ſchnell ab, um das Sprachzimmer zu verlaſſen. Aber mit der Kraft der Verzweiflung zertrümmerte er das Gitter, das Beide von einander ſchied, und zu ihren Füßen niederſtürzend, faßte er ihre Hand und bedeckte ſie mit leidenſchaftlichen Küſſen. „Haben Sie mich noch nicht unglücklich genug gemacht,“ rief ſie, indem ſie ihm die Hand entriß; „ich verzeihe Ihnen, aber nur unter der Bedingung, daß Sie mich gleich verlaſſen.“

„Ich Dich verlaſſen! Nein, das darfſt Du nicht hoffen. Sancy hat Dich aufgegeben, und Du gehörſt mir, Du biſt mein!“

„Nein, nein, tauſendmal will ich lieber ſterben! Ich wiederhole es Ihnen noch einmal, ich verzeihe Ihnen, aber Gott allein kann in meiner Seele den Platz des Mannes einnehmen, von dem Ihre Bosheit mich auf immer getrennt hat.“

„Habe ich ihn denn von Ihnen getrennt?“ fragte er bitter. „Haben Sie denn nicht errathen, daß alle ſeine ſchönen Redensarten nur dazu dienten, die Unbeſtändigkeit ſeiner Liebe und ſeinen unerſättlichen Ehrgeiz zu verkleiden? Sie konnten ſeinem Fortkommen in der Welt hinderlich werden, und ſeine Liebe war nicht ſtark genug, den Sieg über die Entwürfe ſeines Hochmuthes davon zu tragen. Glauben Sie mir, ihr ſchlimmſter Feind hauſ'te in ſeinem Herzen; das wußte ich, als meine Rache auf den günſtigſten Augenblick lauerte, Sie ihm zu rauben. Aber, wenn ich Sie einem Schwächlinge entriß, dem die Kraft fehlte, Sie über Alles zu lieben, ſo war es nur, um Sie für mich zu erhalten, für den Mann, der nie ein anderes Weib geliebt hat, als Sie, der Sie anbetet, und nicht ohne ſie zu leben vermag. — Werden Sie mein, Leonide, — der Mann, der Sie nach ſo vielen Beweiſen Ihrer Liebe zu ihm verlaſſen konnte, verdient nicht, daß Sie ſeinen Verluſt beklagen. Auch ich entſage Ihrem Vermögen; mein Vater iſt todt, und ich kann Ihnen mit ſeinen Reichthümern gleichfalls den Namen einer Gräfin von Savigny anbieten. Dieſer Titel war die Belohnung ſeiner Tapferkeit, und iſt eben ſo viel werth, als irgend ein von den Vorfahren ererbter. Sei denn mein, Leonide, — ich ſchwöre hier zu Deinen Füßen alle meine Fehler ab; ſie waren nur die Folge einer unbeſieglichen Leidenſchaft für Dich, und Du kannſt ſie alle zu Tugenden adeln —“

Arthur ſank hier von Neuem zu Leonidens Füßen nieder, und umſchlang ihre Knie, aber ſie entriß ſich ihm und floh aus dem Zimmer der Capelle zu, aus der ihr ſchon die heiligen Geſänge entgegenſchallten. Arthur flog ihr nach — ſie hörte ſeine Schritte näher und näher hinter ſich — an der Thür der Capelle faßte er ihren Schleier — er blieb in ſeiner Hand, während ſie faſt leblos an den Stufen des Altars niederſtürzte, wo der geweihte Diener des Herrn ihrer ſchon harrte.

Zu beiden Seiten deſſelben ſtanden die Nonnen, vor Arthurs Erſcheinung erbebend und zitternd — dieſer wollte auf Leoniden zueilen, aber eine höhere Macht hielt ihn an ſeinen Platz gebannt — der Prieſter ſchirmte Leonidens Haupt mit dem Crucifix, während er durch eine Bewegung ſeiner andern Hand ihn drohend zurückwies. Zum erſten Male wich Arthur dem Befehle eines Menſchen, aber dieſer

Menſch war ein Diener des ewigen, allmächtigen Gottes, und entſetzt ſtürzte er ohnmächtig nieder.

Die Nonnen ſchloſſen einen Kreis um Leonide, die wie ein Geräuſch von einem ſchweren Falle zu vernehmen glaubte. Ein langes dumpfes Aechzen drang zu ihrem Ohre. Maſchinenmäßig beantwortete ſie die Gebete, die man über ſie ſprach, mit einem unverſtändlichen Laute; ſie fühlte die eiſerne Kälte der Scheere, unter der ihre reichen Locken fielen. Weihrauchwolken ſchwebten um ſie her; der Geſang ihrer Schweſtern ſtieg ſilbern zum Himmel auf, doch Alles, was ſie zu faſſen und zu verſtehen vermochte, war der Zuruf: „Gedenke, daß Du ſterben mußt!“

Bewußtlos trug man ſie aus der Capelle nach ihrer Zelle zurück. Sie erwachte, und nun vergingen viele, viele Tage, Wochen und Monate, ohne eine Aenderung in ihrem Schickſale herbeizuführen. Die unwiderruflich entſchiedene Einförmigkeit ihrer ganzen Zukunft verſenkte ſie in eine Erſtarrung, die der Ruhe glich, und die man auch dafür hätte halten müſſen, wenn nicht das ſichtliche Hinſchwinden ihrer Geſundheit den geheimen, tief verborgenen Schmerz verrathen hätte, der an ihrem Leben nagte. Sie erfüllte alle ihre Pflichten mit muſterhafter Treue, und ihr Reichthum gab ihr Mittel, den Unglücklichen doppelt nützlich zu werden.

Jeder Tag gab ihr neue Anſprüche auf die Achtung und die Liebe Aller, die ſie in ihren gegenwärtigen Verhältniſſen umgaben, und die unbedingte Hingebung, mit der ſie ſich der Milderung fremden Unglücks widmete, hätte ihr eigenes mildern ſollen; doch vergeblich erflehte ſie ſehr oft in der Stille der Nacht am Fuße des Altars von Gott die Kraft, dem Andenken an Ernſt die Gewalt entziehen zu können, die es noch immer für den Frieden ihres Herzens gefährlich machte. Vier Jahre floſſen ihr in dieſem ſtillen Grame dahin; ſie war ſehr kränklich, aber ſie lebte noch. Oft ſah ſie ſich freilich gezwungen, das Lager eines kranken zu verlaſſen, weil ſie kränker war als er: doch einige Tage Ruhe gaben ihr immer wieder die Kraft, ſich aufreißen zu können. Sie konnte nicht ſterben — —

Da brach in Spanien die Peſt aus. Leonide hatte den jungen Doctor Mazet oft an dem Schmerzenslager der von ihr gepflegten Kranken geſehen. Seine Menſchenliebe, ſeine Sanftmuth, und die fromme Begeiſterung, die aus ſeinen Augen leuchtete, verriethen eine Seele, die, der erhabenſten Aufopferung fähig, zu jeder großen That bereit war.

„Ich gehe nach Spanien,“ ſagte er ihr eines Tages, „mit einigen meiner Collegen, die mehr Erfahrung und Geſchicklichkeit beſitzen, als ich, aber mein Eifer wird das erſetzen, was mir an Fähigkeit fehlt.“

Dieſe Worte machten auf Leoniden einen unbeſchreiblichen Eindruck. Wer konnte ihr das Recht beſtreiten, die letzten Tage ihres entſchwindenden Lebens dem edlen Berufe, ſich der Pflege der Verpeſteten zu weihen, widmen zu dürfen. Sie warf ſich zu den Füßen der Superiorin, und erbat von ihr die Erlaubniß, ſich nach Spanien begeben zu dürfen. Nur der Wunſch, die Pflichten zu erfüllen, die ihr der Beruf auflegte, und, ſo viel ſie vermochte, zur Linderung unausſprechlichen Elendes beizutragen, hatten dieſes Verlangen in ihr erweckt; doch als ſie die erbetene Erlaubniß erhielt, dachte ſie auch daran, welchen Eindruck die Nachricht von dieſer gefahrvollen Reiſe auf Ernſt machen würde. Vergeblich bewies ihr Alles, daß er ſie ganz vergeſſen hatte, ſie wollte nicht glauben, daß einer Liebe, wie die, mit der ſie ihn geliebt hatte, nicht einmal der Troſt ſicher ſei, von dem Geliebten nicht vergeſſen werden zu können. Ach, nur ein Weib vergißt nie, was ſie einmal geliebt hat! —

Einige Schweſtern von St. Camilla ſchloſſen ſich Leoniden an, und ſie reiſte mit ihnen ſo eilig als möglich nach Barcelona ab. Allenthalben auf ihrem Wege ſah man mit Ehrfurcht und Bewunderung auf dieſe Heldinnen chriſtlicher Menſchenliebe, und geleitete ſie mit frommen Wünſchen und Gebeten. Bei ihrer Ankunft in der unglücklichen Stadt erblickte ſie auf jedem Schritte Spuren der Peſt, die ſie verheerte. Am wolkenloſen, tiefblauen Himmel ſtrahlte im blendendſten Glanze die Sonne, und ſchoß auf die Sterbenden ihre glühenden Strahlen nieder. Die Grabesſtille, die auf den Straßen herrſchte, ward nur durch den Laut der Todtenglocken geſtört. Die Zahl der Geſtorbenen war ſchon zu groß, um ſie mit religiöſen Feierlichkeiten begraben zu können; die Prieſter ſegneten nur noch die Plätze ein, die zu den Begräbnißſtätten bezeichnet wurden, und täglich mußten die Grenzen derſelben erweitert werden. Geräumige Leichenwagen zogen durch die Gaſſen, um die Schlachtopfer der Seuche zu ihrer Ruheſtätte zu führen, und die Thränen, und das Schluchzen der Hinterbliebenen ward plötzlich durch den Todesſchauer der ausbrechenden Krankheit gehemmt, die den Trauernden zu den Betrauerten geſellte.

So ſehr die barmherzigen Schweſtern auch an den Anblick menſchlichen Elends gewöhnt waren, ſo vermochte doch keine, ohne zu zittern, dem hoffnungsloſen Schmerzenslager der Verpeſteten ſich zu nahen. Von den Angeſteckten wurden ſo ſelten nur Einzelne gerettet, daß der brennendſte Eifer der Menſchenliebe in Muthloſigkeit hätte verzagen müſſen, wenn ſie nicht in den Blicken der Sterbenden ſehr oft die Verſicherung geleſen hätten, daß ihre Gegenwart und ihr Gebet dem Tode ſeinen grauſamſten Stachel nehme, und ihnen die letzten Augenblicke des irdiſchen Daſeins verſüße.

Es war aber, als wenn der Himmel ſelbſt die franzöſiſchen Aerzte und die barmherzigen Schweſtern beſchützte; noch war keiner von ihnen ein Raub dieſer Krankheit geworden, nur durch Leonidens Adern floß oft ein kalter Schauer, den ſie für einen Vorboten des Todes nahm, und ihre Kraft entſprach nicht mehr ihrem Muthe; doch nichts vermochte ſie in der Ausübung ihrer frommen Pflicht zu ſtören.

Endlich aber ſtillte ſich die Wuth der Seuche, und eines ihrer letzten Opfer war der edle Mazet; ſein brechender Blick ſchien ſchon den Himmel offen zu ſehen, dem ſeine Seele zueilte, und der Unſterblichkeit zuzulächeln, die ihn mit der Krone des Märtyrers ſchmückte. Selten nur ſind auf Erden einem edlen Menſchen edlere Thränen nachgeweint worden, als ihm in ganz Europa. — Welchem gefühlvollen Herzen iſt nicht ſein Andenken theuer und heilig?

Die barmherzigen Schweſtern mußten vor ihrer Rückkehr nach Frankreich ſechs Wochen Quarantaine halten, und die Aerzte beſtanden darauf, daß Leonide noch einige Zeit in Spanien bleiben ſolle, weil ſie zu ſchwach ſei, die Reiſe nach Paris ertragen zu können. Von ihren Obern erhielt ſie auf ein halbes Jahr Urlaub, und eilte nach Talavera, wo ſie ſich in demſelben Hauſe einmiethete, das früher der Schauplatz ihres Glückes geweſen war, und wo ſie mit Ernſt ſo ſelige Tage gelebt hatte. Sie fühlte die Annäherung des Todes, und ein tiefes, unbeſchreibliches Gefühl zog ſie nach Talavera hin; es bewegte ſie, da ein Grab zu finden, wo ſie einſt die höchſte Fülle des Daſeins empfunden hatte. Ach, und mußte nicht die Wahl dieſes Aufenthaltes

Ernſt nach ihrem Tode als die letzte Huldigung erſcheinen, die ſie der Liebe darzubringen vermochte? Mußte ſie nicht dazu beitragen, das Andenken der vergangenen Tage in ſeiner Seele zu erneuern?

An ſeinem ehemaligen Lieblingsſitze im Garten, auf derſelben Stelle, wo er ihr ſo unzählige Male ewige Liebe und Treue geſchworen hatte, ließ ſie jetzt ihr Grab bereiten.

Mit der Gewißheit des Todes war ein ſtiller, ſanfter Friede in ihr Herz gekommen. Sie hatte viel verſchuldet, aber ſie hatte treu und wahr geliebt; mußte ſie da nicht Vertrauen zu der Liebe des Allerbarmers empfinden? — Sie konnte jetzt recht innig beten, der Sturm irdiſcher Leidenſchaft war geſtillt; ſie blickte voll freudiger Hoffnung in das Land hinüber, das jenſeit des Grabes liegt.

Ein frommer Prieſter war der Einzige, der ſie in ihren letzten Tagen ſah. Von ihm geführt, beſuchte ſie, am milden Abende eines ſchwülen Tages ihren Garten, und ſetzte ſich an dem für ſie bereiteten Grabe nieder. — Da naheten ſich eilende Tritte — ſie ſah auf — Arthur lag zu ihren Füßen.

„O, ſage mir,“ rief er, das Geſicht in ihr Gewand verhüllend, „daß Du mir nicht fluchſt; verzeih mir, ehe Du ſtirbſt!“ —

„Ja,“ ſagte ſie bewegt, aber ſanft und ruhig, „ich vergebe Ihnen, Arthur, wie ich dem Manne verzeihe, den ich ſo unausſprechlich liebte, und der mich, ach! weit mehr als Sie, meinem Grabe zugeführt hat.“

„Und ich ſchwöre, Dich nicht zu überleben,“ ſagte er dumpf, „aber das verhaßte Werkzeug meiner grauſamen Rache ſoll noch vor mir ſterben, und Ernſt durch ſeinen Tod Deinen bleichen Schatten verſöhnen.“

„Unglücklicher,“ rief ſie, ihn milde anblickend, „auch jetzt noch Haß und Rache! Sieh,“ fuhr ſie fort, „Du ſtehſt an dem Grabe, in dem ich die Ruhe finden werde, die ich hienieden nicht fand; willſt Du auch noch die letzten Augenblicke meines Daſeins verbittern? — Ernſts Mörder würde mir auch noch jenſeits verhaßt bleiben.“

„Dein Wille iſt mir Geſetz,“ antwortete er, „ich will Dich nicht rächen, nur mit Dir ſterben!“

„Bleibe dieſes Verſprechens eingedenk,“ fliſterte ſie, „jenſeits ſehen wir uns wieder. — O, mein Ernſt,“ rief ſie, Hände und Augen zum Himmel erhebend, „der letzte Hauch dieſer Bruſt kann ja nur Segen und Liebe für Dich ſein.“

Sie ſank hier zurück — ihr Leben war entflohen. —

Valentine.

Schon hatte die Schloßuhr von Savenay, einem kleinen Dorfe nahe bei Avallon in Burgund, eilf Uhr geſchlagen, und emſig beſchäftigte ſich die aus Paris verſchriebene Kammerfrau und ein junges für den heutigen Tag zur Zofe umgewandeltes Landmädchen mit dem Putze der ſchönen ſechzehnjährigen Braut, deren Bläſſe und Traurigkeit mit dem ſie umgebenden feſtlichen Schmuck einen ſonderbaren Contraſt bildete. Keine Aeußerung des Vergnügens oder der Theilnahme begrüßte die reichen Geſchenke ihres künftigen Gatten; geduldig gab ſie ſich den Bemühungen der Dienerinnen hin, und nur wenn dieſe ſich über die Wahl des mannigfachen Putzes nicht vereinigen konnten, den eine große im Nebenzimmer ausgepackte Kiſte enthielt, die Pariſerin hier die Feinheit des Gewebes, die Eleganz des Schnittes, Georgette dort den Glanz der Farben pries, wandte ſich Valentine — ſo hieß die junge Braut — an eine ältere Dame, die im Lehnſtuhle am Fenſter ſaß, ſie um Entſcheidung bittend. Die Dame verwarf und billigte durch eine verneinende Geberde oder ein mattes Lächeln; denn der Wiederſchein jener Traurigkeit, welche die ſchöne Stirn ihrer Tochter umwölkte, verdunkelte auch ihren Blick, und gab ihm den Ausdruck zärtlicher Beſorgniß.

Der Schauplatz dieſer Scene war der ehemals prächtige Salon eines halbverwüſteten Schloſſes, das der angenommene Bürgerſinn ſeines Beſitzers, des Grafen von Savenay, nicht vor den Stürmen der Revolution zu ſchützen vermocht hatte. Der Graf war nicht emigrirt; gekräftigt durch das Bewußtſein ſeiner Unſchuld, hatte er dem Angriffe des raſenden Pöbels Widerſtand geleiſtet, war überwältigt nach Paris geſchleppt und mit einer großen Zahl anderer Schlachtopfer zum Tode verurtheilt worden. Sein Schloß wurde geplündert und ſeine Güter eingezogen zum Beſten der Nation.

Zum erſten Male ſeit drei Jahren betraten die Witwe und die Tochter des Grafen wieder dieſe Säle, welche überall noch Spuren der Gewaltthätigkeiten trugen, deren Zeugen ſie geweſen waren. Von der koſtbaren Gobelinstapete, die ehedem die Wände bedeckte, hingen nur noch einzelne Reſte über den Fenſtern herab; aber die weiten Vorhänge von rother chineſiſcher Seide waren verſchwunden, die Spiegel halb zertrümmert, alle Meubles des Luxus, ſelbſt die reichen Zierden des Kamins, hinweggenommen, und von der ehemaligen Pracht des Gemachs war nichts übrig geblieben, als eine große Ottomane, einige Lehnſtühle und ſchwerfällige vergoldete Spiegeltiſche, die bei der Plünderung des Schloſſes nicht hatten fortgebracht werden können.

Jetzt war die Toilette der Braut beendet. Ein langes Gewand vom feinſten indiſchen Mouſſeline, von einem goldenen Gürtel gehalten, deſſen Schloß eine antike Camee verzierte, umfloß in reichen Falten Valentinens ſchlanke Geſtalt; ein goldner Pfeil befeſtigte auf dem Scheitel die langen Flechten ihres ſeidenen ſchwarzen Haares; werthvolle Armbänder umſchloſſen ihre halbentblößten Arme, eine Kette von Gold und Sapphiren wiegte ſich auf der jungen Bruſt, und in ihren Ohren glänzten Ringe mit ähnlichen Steinen beſetzt, deren Azurblau der Farbe ihrer Augen glich. Nichts fehlte zum bräutlichen Schmucke, als das Bouquet, der Kranz und der Schleier; mi heimlicher Wehmuth ruhten Valentinens Blicke eine Minute lang auf dieſen ſymboliſchen Zierden, dann kniete ſie vor ihrer Mutter nieder und bat ſie, den Putz ihres Kindes ſelbſt zu vollenden. Georgette brachte das Bouquet von Myrten und den Blumen des Wintergrüns und die Brautkrone, nach damaliger Sitte von den ſchnell vergänglichen Blüthen des Hagedorns geflochten; die Kammerfrau breitete den Schleier aus, den eine goldene Arabeſke umgab, einen Putz, welchen die berühmteſte Schönheit der Hauptſtadt erſt in die Mode gebracht hatte; Valentine kniete vor der Gräfin, ihre Blicke zur Erde geſenkt, die mütterliche Hand befeſtigte den Schleier auf ihrem Haupte, ſchmückte ihre Stirne mit dem Kranze und ſteckte den Blumenſtrauß an die ängſtlich klopfende Bruſt.

In dieſem Augenblicke erſchallte im Hofe Pferdegetrappel und Wagengeräuſch. Mit dem Ausruf: „Jetzt wird Herr Bertrand kommen!“ eilten die Zofen an's Fenſter und ihre neugierigen Blicke ſuchten unter der Menge von Offizieren, die zu Pferde und zu Wagen anlangten, den künftigen Gemahl ihrer jungen Gebieterin. „Das iſt er!“ rief die Eine der

Andern zu, indem ſie ihrer Gefährtin einen jungen Officier von mittler Größe und zierlichem Wuchſe bezeichnete, der ihnen in dieſem Moment den Rücken zuwandte — „das muß er ſein! Siehſt Du nicht die ſchönen Achſelbänder und die Adjutantenſchärpe? Jetzt umarmt ihn auch der Herr Maire, ja, der iſt recht ſtolz darauf, daß ſein Sohn bei dem Generalſtabe der Armee von Italien ſteht. Wie gut er gewachſen iſt, und wie höflich! Er grüßt Jedermann. Wenn er nur den Kopf hierher wenden wollte — der große Federhut verbirgt mir ſein Geſicht.“ — „Ach mein Gott!“ rief die Andere im Tone plötzlichen Erſchreckens, ſie hatte das Antlitz des Bräutigams erblickt, indem er die Hausflur betrat. Ein Wink ihrer Gefährtin ſchloß ihr den Mund; Beide verließen das Fenſter und räumten eiligſt die Geräthſchaften der Toilette hinweg, denn ſchon klangen im Vorſaal die Sporen des Bräutigams, welchen ſein Vater der reizenden Verlobten zuführte.

Bei dem erſten Ausruf ihrer Frauen waren die Gräfin und ihre Tochter aufgeſtanden, allein keine von ihnen warf einen Blick nach dem Fenſter. Die Mutter ſah mit unausſprechlicher Seelenangſt den Moment herannahen, wo ſie einem Fremden, beinahe Unbekannten, alle ihre Rechte auf dies einzige, geliebte Kind übertragen ſollte. Bange Ungewißheit über das Schickſal ihrer Zukunft füllte Valentinens Bruſt, denn noch kannte ſie den ihr beſtimmten Gatten nicht; mit dem rührendſten Ausdruck hob ſie das feuchte Auge zu der Mutter auf, als ſuche ſie Muth im Anſchauen des Weſens, das bis jetzt allen ihren Neigungen die Richtung gegeben hatte. „Meine Tochter, meine Valentine," fliſterte Frau von Savenay leiſe und tief bewegt, „ſprich! Noch iſt es Zeit — überſteigt, wie ich fürchte, dies Opfer Deine Kräfte —" — „Fürchten Sie nichts, meine Mutter," entgegnete die Tochter ſchnell gefaßt, „mein Entſchluß ſteht feſt, ich werde nicht unglücklich ſein." Die Gräfin drückte das theure Kind an ihr Herz und hielt ſie noch umfaßt, als die Thür aufging, und der Hauptmann Paul Bertrand erſchien.

Es war ein junger Mann von edler und gefälliger Geſtalt. Sein rabenſchwarzes Haar und der ſtarke Knebelbart von gleicher Farbe warfen einen dunkeln Schatten auf ſein bleiches Geſicht, deſſen ohnehin ernſte Züge durch eine lange Narbe entſtellt wurden, die ſchief über die Naſe hinweg bis unter das linke Ohr lief. Dies glorreiche Zeichen ſeiner Tapferkeit war noch zu neu, um des Verbandes zu entbehren, deſshalb bedeckte eine ſchwarze Taftbinde einen Theil ſeines Geſichts und gab ſeiner Phyſiognomie einen rauhen, beinahe wilden Ausdruck, der indeſs, ſobald er ſprach, faſt ganz verſchwand. Dann war ſein Blick lebhaft und glänzend, ein liebliches Lächeln umſpielte ſeinen Mund und ſeine angenehme, klangvolle Stimme feſſelte das Ohr und rührte das Herz. Sein Betragen war ſoldatiſch, frei, herzlich, zwanglos. Der kleinen Verlegenheit, mit welcher er die Damen begrüßte, ſah man es an, daß er bisher nur im Feldlager gelebt und keine andere, als die unter Kriegern gebräuchliche etwas derbe Höflichkeit kennen gelernt hatte. Doch gab ihm dieſe Befangenheit nichts Linkiſches und ſchien weniger aus Mangel an feiner Sitte, als aus jener Art Mißtrauen in ſich ſelbſt und in die Gefälligkeit ſeiner äußeren Erſcheinung zu fließen, welche — unſerer Meinung nach — der Selbſtzufriedenheit und ſtudirten Grazie modiſcher Thoren weit vorzuziehen iſt.

Der junge Officier kam in Begleitung ſeines Vaters, eines reichen Müllers aus der Gegend, der durch glückliche Speculationen binnen wenig Jahren ſein Vermögen zu verdoppeln gewußt hatte. Er beſaß mehrere Nationalgüter, ſtand unter den Landleuten in großem Anſehen und war daher zum Maire der Gemeinde ernannt worden. In dieſer Eigenſchaft und zu Ehren der Ceremonie, bei welcher er ein doppeltes Amt zu erfüllen hatte, trug er die Uniform der Municipalität und die dreifarbige Schärpe. Wie geläufig auch dem eifrigen Patrioten ſeit 1793 die republicaniſche Form geworden war, vermochte ſich Vater Bertrand doch nicht einiger Verlegenheit zu erwehren, ſobald er mit Perſonen ſprechen ſollte, deren Rang zu ehren er von Jugend auf gewohnt geweſen war; ſo vermiſchte ſich auch jetzt in ſeiner Anrede an Frau von Savenay und ihre Tochter auf wunderliche Weiſe die Ehrfurcht, die er in früherer Zeit der Gräfin gezollt, mit dem, was er ſeiner Würde als Gemeindevorſteher ſchuldig zu ſein glaubte. Seine natürliche, der Dame bekannte Gutmüthigkeit wußte indeß Beides zu vereinen. „Da ſteht mein Sohn, Madame,“ ſchloß er in heiterem Tone, „er kommt, wie Sie wiſſen, um die Ceremonie zu vollziehen. Der Bürger Kriegsminiſter hat ihm vier und zwanzig Stunden Urlaub bewilligt, den wir zum Abſchluß unſerer kleinen Angelegenheiten benutzen wollen, wenn es Ihnen gefällig iſt.“

Der junge Mann ſchien verletzt über dieſe ſonderbare Art, ihn vorzuſtellen; er fügte ſchnell einige Worte hinzu, um dies Anknüpfen vertrauter Verhältniſſe zu entſchuldigen. „Sie haben die Güte gehabt, Madame, die Wünſche meines Vaters zu bewilligen. Doch würde ich des mir bereiteten Glücks unwürdig ſein, ſuchte ich mich nicht vorher zu überzeugen, daß es Ihnen, mein Fräulein, aus deren Händen ich es empfangen ſoll, kein ſchmerzliches Opfer koſtet.“

Noch immer hielt Valentine der Mutter Hand, ſie ſchlug die Augen nicht auf, aber eine hohe Röthe bedeckte ihre Wangen, Pauls Stimme hatte ſie gerührt. Zu der lieblichen Braut hingeneigt, betrachtete Paul ſie mit Theilnahme und ſchien einer Antwort zu harren. Frau von Savenay nahm das Wort. „Meine Tochter denkt wie ich,“ erwiederte ſie dem jungen Manne; „der ehrwürdige Greis, der Ihre Jugend leitete, bürgt uns für die Güte Ihres Charakters. Seine Schilderung Ihrer vorzüglichen Eigenſchaften erwarb Ihnen längſt ſchon unſere Achtung, und mit Sicherheit vertraue ich Ihnen meines

Kindes Glück." Mit dieſen Worten reichte ſie dem Hauptmann Valentinens Hand, allein er faßte die Dargebotene nicht, und ſeine großen, ſchwarzen, feſt auf das Fräulein gehefteten Augen ſprachen den Wunſch aus, ihre Hand nur von ihr ſelbſt zu empfangen. Valentine ſammelte all' ihren Muth, und ihre Rechte dem Bräutigam reichend, ſprach ſie ſchüchtern: „ſie gehört Ihnen, mein Herr, unter der einzigen Bedingung, daß ſie mich nie von meiner Mutter trennen."

Sie verbarg ihr Geſicht an der Gräfin Bruſt, denn ſie fühlte Thränen in ihre Augen ſteigen, die ſie ſich in dieſem Augenblick nicht geſtatten durfte. Paul küßte ihre Hand, „immer, mein Fräulein," ſagte er mit bewegter Stimme, „werden Ihre Wünſche Befehle für mich ſein. Vergeſſen Sie dies nicht," ſetzte er leiſer hinzu.

„Was da! Was da!" rief Vater Bertrand, „genug der Weichmüthigkeit! Wozu macht Ihr Euch das Herz ſchwer? Am Hochzeittage muß man luſtig ſein, und fehlt es uns etwa an Urſache dazu? — Mein Sohn iſt Hauptmann geworden, er bekommt ein — hübſches Weibchen, das Fräulein einen braven Soldaten zum Mann; dieſe Verbindung gibt ihr und Ihnen, Madame, Ihr Schloß und Ihre Güter zurück, und ich habe das Meinige dazu gethan — was fehlt uns noch? Wir ſind ja nun Alle zufrieden und dürfen es ſein.“

Dieſe ſchmuckloſe Aeußerung, einem wackern, ehrlichen Gemüth entfloſſen, zerſtreute die allgemeine Befangenheit und als die Ankunft des Notars und der Zeugen gemeldet wurde, ging die ganze Geſellſchaft in den an die alte Capelle des Schloſſes ſtoßenden Saal, der damals der Gemeinde von Savenay zum Gerichtszimmer diente.

Der Notar legte zuvörderſt der Gräfin die Urkunde vor, die ſowohl ſie ſelbſt als ihre Tochter wieder in den Beſitz ihrer Güter ſetzte, welche die Nation noch nicht veräußert hatte. Dieſe von dem Directorium in jener Zeit oft gewährte Gunſt dankten ſie der Verwendung des Maire, der bei der Commiſſion der Domainen in großem Anſehen ſtand.

Indeß war dieſe gute Handlung doch nicht völlig ſo uneigennützig, als ſie erſchien. Bertrand hatte ſeinen Ehrgeiz ſo gut, als die meiſten Reichgewordenen; ſeine Güter grenzten an die gräflichen, und oft war der Wunſch in ihm aufgeſtiegen, beide vereinigt zu ſehen; doch reichte ſein Vermögen nicht hin, ſie zu kaufen, und ſich ihrer auf andere Weiſe zu verſichern, was er bei den damals ſo weit ausgedehnten Vorrechten der Maires wohl vermocht hätte, geſtattete ihm ſeine Rechtlichkeit nicht.

Bertrand beſaß einen einzigen Sohn, deſſen glückliche Anlagen den Pfarrer des Dorfes vermocht hatten, ſich ſeiner Erziehung anzunehmen. Mit achtzehn Jahren wurde der Jüngling nach Paris geſchickt, um die Rechte zu ſtudiren, denn Bertrand wollte einen Advocaten aus ihm machen; allein bald entſchieden die Ereigniſſe des Jahres 1789 Pauls Beruf für den Soldatenſtand. Er trat in die Artillerieſchule zu Chalons, und mit den erſten Bataillonen, welche zur Vertheidigung der bedrohten Grenzen heraneilten, zog er gegen die Feinde der Nation. Als Lieutenant machte er alle Feldzüge in Flandern und Holland mit und war endlich zum Capitain ernannt worden.

Für dieſen Sohn, den einzigen Gegenſtand ſeiner väterlichen Sorge, erſehnte Bertrand den Beſitz jener Güter, deren bloße Pachtung ihn ehedem beglückt haben würde. Pauls ſchnelle Beförderung, ſein glänzender militäriſcher Ruf überzeugten den ehrlichen Mann, daß ſein Sohn nächſtens General werden müſſe. Er ſah ihn heimkehren mit einem Troſſe von Bedienten und Pferden; welche Wohnung in der Umgegend war dann würdig ihn aufzunehmen, als das Schloß Savenay? — Vater Bertrand weidete ſich ſo lange an dieſen Luftſchlöſſern, bis ihm endlich die Möglichkeit, ſie zu realiſiren, aufging, der ſich bald die Hoffnung zugeſellte.

Die Witwe des Grafen von Savenay lebte ſeit der Einziehung ihrer Güter in einem kleinen Hauſe des Dorfes, das einer ehemaligen Dienerin ihrer Familie gehörte. Die zarte Geſundheit der Gräfin, durch den Kummer vollends erſchüttert, hatte ihr nicht erlaubt, ihre Verwandten zu begleiten, die ſich durch ſchleunige Flucht der Verfolgung entzogen. Schwach und leidend flüchtete ſie mit ihrer dreizehnjährigen Tochter in die ärmliche Freiſtatt, welche Dankbarkeit und Mitleid ihr bot. Niemand beunruhigte ſie hier; ſie hatte aufgehört, ein Gegenſtand des Neides zu ſein, und ward bald vergeſſen; vielleicht auch dankte ſie Bertrands Sorgfalt dieſe Ruhe. Er war gerade zum Maire der Gemeinde ernannt worden, und unterließ nichts, das Schickſal der Gräfin und ihrer Tochter zu erleichtern.

Eine neue Ordnung der Dinge gab der Hoffnung auf friedlichere Tage Raum.

Die Geſundheit der Witwe beſſerte ſich; unwillkürlich lenkten ſich bei jedem Spaziergang ihre Schritte nach dem Schloſſe; die am Ende des Parks eingeſtürzte Mauer gewährte ihr freien Eintritt in jene Räume, wo ſie früher ſo glücklich geweſen war, und mit wehmüthiger Freude betraten Mutter und Tochter dieſe einſamen Alleen, dieſe ſonſt ſo gut gehaltenen, jetzt vernachläſſigten Gärten. Von hier aus ſchauten ſie traurig auf das ſtolze — jetzt ach! wie alle ſeine Umgebungen verwüſtete Schloß, das ſie nicht zu betreten wagten, weil die Municipalität den Saal des Erdgeſchoſſes zu ihrem Sitz erkoren hatte, und ſie ſich fürchteten, die Neugier zu reizen.

Eines Tages wurden ſie aber doch von Bertrand bemerkt, und als er ſie ſo verſtohlen durch die zerſtörte Mauer den Bezirk entſchlüpfen ſah, den ſie ſonſt ihr Eigenthum genannt hatten, bewegte Mitleid ſein Herz und ein großmüthiger Gedanke ſtieg in ſeinem Geiſte auf. Mit edlem Eifer durchſpähete er alle Regiſtraturen und Urkunden, welche die

Nation in den Beſitz der Savenayſchen Güter geſetzt hatten; nirgends fand er eine Verfügung über dieſelben; keine der Proſcriptionsliſten enthielt den Namen der Witwe und ihrer Tochter, und ſo ſchien es Bertrand nicht unmöglich, ihnen zur Wiedererlangung ihrer Güter zu verhelfen. Noch mit dieſem Gedanken beſchäftigt, erhielt er die Nachricht, daß ſein Sohn zum Capitain ernannt worden ſei. Jetzt erwachten alle ſeine ehrgeizigen Träume; aber der wackere Bertrand ſtrebte, ſie mit dem Wohlwollen zu vereinen, das ihm die Gräfin und ihre intereſſante Tochter einflößten.

Nachdem er ſeinen Plan reiflich überdacht hatte, ſuchte er den ehemaligen Pfarrer von Savenay auf, der, wie er wußte, mit der Gräfin in Verbindung ſtand. Um ihn ſeinen Wünſchen günſtig zu ſtimmen, leitete Bertrand das Geſpräch mit der frohen Nachricht von der Beförderung ſeines Zöglings ein, an welchem der Pfarrer mit warmer Neigung hing; dann ging er freimüthig auf die Sache über, die ihm am Herzen lag. „Hören Sie, Herr Pfarrer, ich bin reich und habe — wie Sie wiſſen — nur den einzigen Sohn. Ich bin der Erſte in der Gemeinde und darf mich einigen Credits bei unſern

Behörden rühmen. Da habe ich mir nun ein Mittel ausgedacht, der Frau von Savenay wieder zum Beſitz des größten Theils ihres Vermögens und dem Fräulein zu einer ſchönen Mitgift zu verhelfen. Eine Bedingung aber mache ich, wenn ich mich für ſie verwenden ſoll: das niedliche Kind muß meinen Paul heirathen. Zwar bin ich nur ein Bauer, das weiß ich wohl; allein mein Sohn iſt brav, und wird mit Gottes Hülfe ſeinen Weg ſchon machen. Stellen Sie der Dame die Sache vor, und nimmt ſie meinen Antrag an, ſo ſtehe ich ihr dafür, daß ſie binnen Monatsfriſt wieder wie ehedem gebietende Frau in ihrem Schloſſe ſein wird.“

Der Vorſchlag war zu wichtig, um leichthin verworfen zu werden; der Pfarrer übernahm die Unterhandlung. Im erſten Augenblicke empörte ſich der Adelſtolz der Gräfin bei dem Gedanken, ihre Tochter mit Bertrands Sohn zu verbinden; aber als der Pfarrer ihr das perſönliche Verdienſt ſeines ehemaligen Zöglings pries, als er ihr die Vortheile aus einander ſetzte, welche dieſe Verbindung ihr verhieß, ward die arme Mutter wankend, und doch vergingen mehrere Tage, ehe ſie den Muth hatte, mit ihrer Tochter darüber zu ſprechen, nicht, als hätte ſie deren Einwürfe gefürchtet — ach nein! ihr bangte vielmehr vor Valentinens liebevollem Gehorſam; ſie wagte nicht, ihr einen Mann, den ſie nie geſehen, zum Gatten vorzuſchlagen, denn als Paul das Dorf verließ, war Valentine noch ein Kind. Der Pfarrer kam ihr zu Hülfe; er ſprach das Fräulein allein und legte ihr die Sache offen dar. In der Schule des Unglücks erzogen, an Ergebung gewöhnt, wählte das kindliche Herz nicht lange. Sicherte ſie doch der theuren Mutter Schickſal, indem ſie über das ihrige entſchied. Dieſer Gedanke beſtimmte ihren Entſchluß. Sie warf ſich der Gräfin um den Hals und erklärte ſich bereit, ihr zu gehorchen. Der Pfarrer beſtätigte ihre Worte und Beide überredeten endlich die zärtlich beſorgte Mutter, daß ihrer Tochter Glück nicht gefährdet werde, wenn auch bei dieſer Ehe nur die Angemeſſenheit des Alters und des Vermögens bedacht worden ſei.

Sobald Frau von Savenay ihre Einwilligung gegeben hatte, meldete Bertrand ſeinem Sohne „den guten Handel, den er (dies waren ſeine Worte) für ihn abgeſchloſſen habe“ und veranlaßte ihn, ſich Urlaub auszubitten, um den Contract zu unterzeichnen, der ihm ein ſo ſchönes Vermögen ſicherte.

Paul kannte im fünf und zwanzigſten Jahre keine andere Leidenſchaft als die, welche in jenen Tagen alle jungen Herzen entzündete — die Liebe zum Ruhm. Jede Berechnung des Eigennutzes war ſeiner Seele fremd, auch erregte ſeines Vaters Vorſchlag bei ihm mehr Staunen, als Vergnügen, ja er wäre vielleicht ganz von ihm verworfen worden, hätten nicht die Worte, deren ſich der alte Bertrand bediente, um des Sohnes Entſchluß zu beſtimmen, ſeinen natürlichen Edelmuth intereſſirt. „Es iſt,“ ſo ſchrieb jener, „ein Mittel, zwei achtbare Frauen zu beglücken, die ihrer Rechte beraubt und von ihrer Arbeit zu leben genöthigt worden ſind.“

Dieſe Heirath ſtörte übrigens auch ſeine militäriſchen Pläne keineswegs. Paul ſollte für das Vaterland fechten, ſo lange daſſelbe ſeines Arms bedürfen würde, kehrte er aber dereinſt zur Heimath wieder, dann fand er eine liebenswürdige Frau ſeiner harrend, deren Verdienſt und Geburt die Achtung, die ſeine Tapferkeit erworben, noch vermehren würde.

Pauls Herz war frei, ſein Geiſt einzig mit dem Ruhme beſchäftigt, den er in Italien erkämpfen wollte, wohin ihn eine vertraute Sendung rief; er ſah in dem Heirathsproject nur einen von ſeinem

Vater gewünſchten Vertrag, den er bequem vollziehen könne, wenn er durch Burgund zur Armee reiſte, nahm alſo den Vorſchlag an, und beſtimmte den Tag, wo er in Savenay eintreffen würde.

Glücklich über das Gelingen ſeines Planes, beſchäftigte ſich Vater Bertrand angelegentlich, ſein Verſprechen zu erfüllen. Der beſte Erfolg krönte ſeine Bemühungen, und die Befehle des Directoriums, welche Frau von Savenay und ihre Tochter wieder in den Beſitz ihrer Güter ſetzten, langten am Vorabende der Hochzeit an. Der Contract war aufgeſetzt und der Notar begann jetzt, ihm vorzuleſen. Dieſe Urkunde, welche dem jungen Paare den Beſitz eines ſchönen Vermögens ſicherte, und die Rechte jedes contrahirenden Theils ſtipulirte, enthielt, dem Herkommen gemäß, eine lange Reihe von Clauſeln, deren Weitſchweifigkeit den jungen Officier ſehr zu langweilen ſchien. Zwanzigmal hatte er, in der Hoffnung, es werde doch endlich einmal zur Unterſchrift kommen, ſchon die Feder ergriffen und ſie ungeduldig wieder niedergelegt; zuletzt machte ein Geräuſch im Hofe ſeine Aufmerkſamkeit rege, die ohnedies den Worten des Notars nur halb gehörte: er öffnete ſchnell das Fenſter, um ſeinem Bedienten, der ſein Pferd im Hofe herumführte, Verhaltungsregeln zu geben. Man mußte ihn zur Unterſchrift rufen. Etwas verlegen kehrte er an ſeinen Platz zurück, konnte ſich aber doch nicht enthalten, dem Notar zu ſagen: „um Gott! mein Herr, war es denn nicht möglich, mit kürzern Worten auszuſprechen, daß Mademoiſelle hier Gebieterin iſt, und Alles, was ich beſitze, ihr zugehört? — Dies bekräftige ich durch meine Unterſchrift,“ fügte er hinzu, indem er ſeinen Namen unter den Contract ſetzte, „und nimmer werde ich dieſe Anſicht ändern.“

Lächelnd reichte er Valentinen die Feder. So wenig Aufmerkſamkeit ſie ebenfalls der langen Vorleſung gegönnt hatte, waren ihr doch ſeine letzten Worte nicht entgangen. Mit zitternder Hand unterzeichnete ſie zwar das Verſprechen, das ſie an einen unbekannten Mann band, doch weckten ſeine großmüthigen Aeußerungen wieder einiges Vertrauen in dem zagenden Herzen.

Sobald dieſe erſte Förmlichkeit vorüber war, führte Paul ſeine Braut zu einem andern Tiſche, welcher der bürgerlichen Trauung zum Altar diente. Vater Bertrand ſchlug ein Regiſter auf, richtete mit bewegter Stimme die herkömmlichen Fragen an das junge

Paar und dictirte die Formel, welche der junge Mann mit dem feſten Tone eines Soldaten, der den Anruf beantwortet, Valentine aber leiſe und ſchüchtern wiederholte. Der Maire hielt alsdann die gebräuchliche kurze Rede und bat ſich zuletzt, kraft ſeines Amtes, die Erlaubniß aus, die Braut umarmen zu dürfen. Sanft und freundlich gewährte ihm Valentine dies, aber ihre Mutter ſeufzte über dieſe Bitte und die bäuriſchen Manieren, die ſie begleiteten. Mit ſchmerzlichem Bedauern unterwarf ſich die Gräfin der traurigen Nothwendigkeit, die das Unglück ihres Hauſes ihr auferlegt hatte.

Noch war jenes lange Ceremoniell nicht vollendet, mittelſt deſſen die bürgerliche Geſellſchaft die Glieder vereint, die ſie in ihren Schooß aufnimmt, noch fehlte dieſer Verbindung der Namen und des Vermögens die Weihe der Religion. Da öffnete ſich eine Thür im Hintergrunde des Saals, man ſah die alte Schloßcapelle geſchmückt zum hochzeitlichen Feſte. Grüne Maien und Blüthenzweige verbargen die nackten Wände, Kerzen ſtrahlten, Blumengewinde zierten den Altar, auf deſſen halb zertrümmerten Stufen ein ehrwürdiger Prieſter das Brautpaar erwartete; er, der Pauls Kindheit geleitet, deſſen fromme Beredſamkeit ſo oft die Witwe in ihrem Trübſal getröſtet, deſſen väterlicher Rath Valentinens Entſchluß beſtimmt hatte, ſollte jetzt den Segen der Kirche über ihren Bund ausſprechen.

Bei dem Anblick dieſes Orts, deſſen Verwüſtung laut von dem Frevel zeugte, den ſich die Volkswuth gegen die Religion und ihre Diener erlaubt hatte, verſtummte das laute Gelächter, was des Maires Benehmen unter den Zeugen erregt hatte, die alle Bertrands Vettern oder Pauls Freunde, alſo Bauern oder Krieger waren. Das junge Paar ſchritt zum Altare vor, wo ein Teppich bereit lag, ſie zu empfangen. Valentine bog zuerſt das Knie und ihre Bewegung zog Paul neben ſie nieder.

Die rührende Feier begann, der Prieſter weihete und wechſelte die Ringe, er ſprach die Trauformel und die Gebete, welche den Segen des Himmels für die jungen Gatten erflehten. Tief erſchüttert fühlte Valentine die Wichtigkeit dieſes Moments, wo ſie Gott gelobte, was ſie vorher nur Menſchen verſprochen, wo ſie den Heiligſten zum Zeugen ihres Schwures nahm. Ihr Gedanke umfaßte alle Pflichten, die ihr auferlegt wurden, und übernahm ſie in ihrem ganzen Umfange; ohne Verwirrung und Schrecken hörte ſie das Wort des Apoſtels: „ihr Weiber ſeid unterthan euren Männern!“ und als der Prieſter hinzuſetzte: „ihr Männer, liebet eure Weiber!“ hob ſich ihr Auge mit freundlichem Vertrauen zu dem empor, dem ſie nun für dieſes Leben angehörte. Pauls Blick begegnete dem ihren und ſein Geſicht, das ſeit dem Beginn der Feierlichkeit ſeinen gewöhnlichen Ernſt wieder angenommen hatte, klärte ſich plötzlich auf. Leiſe drückte er die kleine Hand, die er in der ſeinen hielt, wie zu ſtiller Bekräftigung des Eides, den ſeine Lippen eben ausgeſprochen hatten.

Nach der Trauung umringte die Geſellſchaft glückwünſchend die Neuvermählten, dann nahm eine reichbeſetzte Tafel die beiden Familien und die zur Hochzeit geladenen Freunde auf. Vater Bertrand hatte Alles beſorgt, und bildete ſich nicht wenig auf die Pracht und den guten Geſchmack ſeiner Anordnung ein. Das Mahl dauerte bis gegen Abend. Frankreich hatte nur erſt jene Epoche überſtanden, wo bei dem allgemeinen Elend jede Freudenäußerung des Einzelnen als frevelhafter Leichtſinn erſchienen wäre; die Gelegenheiten, ſich dem Vergnügen hinzugeben, waren noch ſelten, und der Frohſinn um ſo ausgelaſſener, je länger er unterdrückt worden war. Gegen das Ende des Mahles wurde die Freude der Gäſte ſo lärmend, daß die Gräfin und der Pfarrer die Tafel verließen. Valentine äußerte den Wunſch, ihrer Mutter zu folgen; Paul ergriff dieſe Gelegenheit, dem Tumulte zu entrinnen, bot ſeiner jungen Gattin den Arm und führte ſie aus dem Saal.

Sie traten in den Garten, wo Frau von Savenay mit dem Pfarrer ſpatzieren ging, allein ſtatt ihnen zu folgen, zog der Hauptmann Valentine nach einer andern Seite. Verſchüchtert durch den Gedanken des Alleinſeins mit ihm, widerſtrebte ſie leiſe und wandte das ſchöne Köpfchen ängſtlich nach der Mutter. Paul blieb ſtehen. „Wie? Nicht einen Augenblick wollen Sie mir ſchenken?“ fragte er. „Fürchten Sie mich? Bin ich Ihnen vielleicht gar zuwider?“ ſetzte er traurig hinzu, indem er ihren Arm losließ und auf die Seite trat, ihr den Weg frei zu laſſen. Valentine ſchwieg, aber ſie ſah ſich nicht mehr nach der Mutter um, und ſchritt in der von Paul genommenen Richtung weiter. Er folgte ihr, ohne Worte, um ſeine Empfindung auszuſprechen, ohne ſich ſelbſt den ſonderbaren Eindruck klar machen zu können, den dieſes junge Weſen in ſeinem

Innern hervorbrachte. Paul hatte nie geliebt, er liebte auch jetzt noch nicht, denn ſeine Gedanken beſchäftigten ſich mehr mit ſeiner nahen Abreiſe nach Italien, als mit den Freuden, die ihm dieſer Tag verhieß. Das leichte Glück, welches er bei mehreren Frauen gehabt, hatte ihm hinlängliches Selbſtvertrauen gegeben, und doch empfand er neben Valentinen, die er die Seine nennen durfte, eine Befangenheit, eine Art Scheu, die er der Hoheit ihres Anſtandes, dem Adel ihres Weſens zuſchrieb, während ſie wahrſcheinlich nur das Reſultat jenes einem rechtlichen, aufrichtigen Gemüthe ſo natürlichen Gedankens waren, daß ein ſolches Weib innigere Liebe und ein ungetheiltes Herz verdiene.

Indem er hinter ihr ging, bewunderte er die Grazie ihrer Geſtalt, ihren leichten zierlichen Schritt; ſie hatte den Schleier abgenommen, ihre ſchönen ſchwarzen Locken umſpielten das zarte Geſicht, den feinen Hals, den ſchneeweißen Nacken; mit einer Hand hob ſie das lange faltige Gewand, mit der andern pflückte ſie zerſtreut Blätter von den Hecken, welche die Allee einfaßten. Paul ſah ihren Schritt immer langſamer werden und verdoppelte den ſeinen; zärtlich umfaßte ſein Arm den ſchlanken Leib der jungen Frau und ſeine ſchöne Stimme fragte bewegt: „Warum fliehen Sie mich? — Sprechen Sie! — Bin ich Ihnen denn verhaßt? — Ich weiß ja, daß ich Sie noch nicht verdiene, allein ich bin jung, laſſen Sie mich mein Schickſal erfüllen — vielleicht lächelt mir das Glück, dann werden Sie nicht erröthen, Ihr Loos mit dem meinen vereint zu haben. Gewiß, ich werde Ihr himmliſches Vertrauen zu rechtfertigen wiſſen, und mein Leben ſoll der Sorge für Ihre Zufriedenheit geweiht ſein.“

Was Valentine auf ſo edelmüthige, zarte Aeußerungen erwiederte, iſt uns nicht kund geworden, allein als eine Stunde ſpäter die erſten Raketen eines improviſirten Feuerwerks zu den Wolken ſtiegen, ſah Frau von Savenay das junge Paar ſich der Terraſſe nahen, wo die Geſellſchaft verſammelt war. Zartes Roth färbte Valentinens Wangen, vertrauend lehnte ſie ſich auf ihres Mannes Arm. Pauls zärtlich auf ſie gehefteter Blick erfüllte das ſorgende Mutterherz mit Freuden, es las in ihm die Verheißung einer freundlichen Zukunft für das geliebte Kind.

Dem Feuerwerk folgte ein fröhlicher Tanz. Einige junge Officiere, Pauls Bekannte, die in der nahen Stadt in Garniſon lagen, hatten die Muſik ihres Regiments mitgebracht; man öffnete den Landleuten den Garten und die jungen Dorfmädchen im Sonntagsſtaat drängten ſich zu dem Feſte. Valentine, die durch das Unglück ihrer Familie dieſem Vergnügen ganz entfremdet worden war, ſchien in dem frohen Gewühl ihre jugendliche Heiterkeit wieder zu finden, und es war ſchon tief in der Nacht, als die Gäſte an den Abſchied dachten.

Frau von Savenay begleitete die Neuvermählten bis an die Thür des ihnen beſtimmten Zimmers. In dem Augenblicke, wo ſie ſich von ihrer Tochter trennen ſollte, beklemmte eine ſchmerzliche Empfindung, die ſie kaum zu bemeiſtern vermochte, ihre Bruſt, zumal als die hohe Röthe, welche der Tanz auf Valentinens Wange gehaucht hatte, einer leichten Bläſſe wich. Eine Minute lang ſtanden alle Drei ſchweigend, dann faßte die Gräfin ihren Muth zuſammen: „Gute Nacht, meine Tochter!" ſprach ſie, Valentine umarmend; „gute Nacht, mein Sohn!" ſetzte ſie leiſer hinzu, und ſich losreißend, floh ſie in das ihr bereitete Zimmer.

In dieſem Gemach, das ſie vor dem Tode ihres Gemahls bewohnt hatte, mahnte ſie Alles an vergangenes Glück, und mit wehmüthiger Freude weilte ſie bei den Erinnerungen, die ſich auf das einzige ihr übrig gebliebene Gut, den Gegenſtand ungetheilter Liebe bezogen. Auf dieſer Stelle war ihre Tochter geboren, auf jenem Sopha hatte die Gräfin das Kind geſäugt; hier hatte mütterliche Sorgfalt ſeine erſten wankenden Schritte bewacht, dort erkannte ſie noch die vorſpringende Ecke eines Meubels, die ſo oft die zarte Stirn der Kleinen bedroht hatte. An jenem Tiſche hatte Valentine ſpäter geſeſſen, als ſie die erſten Verſuche im Schreiben machte, oder die leichten Aufgaben wiederholte, die ſie täglich von der Mutter empfing; denn Frau von Savenay war die Lehrerin ihrer Tochter geweſen, ſie allein hatte die Entwickelung ihrer Fähigkeiten geleitet. In der Beſchränkung ihrer ſpäteren Lage, durch das Unglück der Mittel beraubt, Valentinen Lehrer zu geben, hatte ſie mit rührendem Eifer alle Talente ihrer Jugend wieder hervorgeſucht, um ſie ihrer Tochter mitzutheilen, und dieſe Beſchäftigung war allein im Stande geweſen, ihren Kummer zu mildern und ſie die Bitterkeit ihres Geſchicks vergeſſen zu laſſen. Dieſe Erinnerungen alle, die Gefühle des Tages, die Furcht vor der Zukunft beſtürmten in dieſer Stunde das Mutterherz. Sie ſank auf die Knie und rief in brünſtigem Gebete den Segen des ewigen Vaters auf das geliebte Kind herab. Beruhigt, faſt getröſtet, erhob ſie ſich dann, ihr Lager zu ſuchen. Heitere Träume einer glücklichen Zukunft umſchwebten ſie und geſtärkt und ermuthigt ſtieg ſie am Morgen zu dem glänzenden Frühſtück hinunter, das die Neuvermählten und ihre Gäſte vereinte.

Der Mittag nahte bereits, als es vollendet war; da meldete man die Ordonnanz, welche Capitain Bertrand zu Paris gelaſſen hatte, um ihm die Depeſchen des Miniſters ſogleich nach deren Ausfertigung zu bringen.

Paul, deſſen Ernſt die Freude verſcheucht hatte, koſ'te eben ſchmeichelnd mit ſeiner jungen Frau und verſicherte lachend, die häßliche Schramme, die — wie er wohl ſehe — ſie jetzt zu fürchten mache, würde nicht immer ſein Geſicht entſtellen; Valentine hob ihr Auge ſchüchtern zu ihm auf, um über jenen widrigen Verband hinweg den tröſtlichen Strahl ſeines Blicks und hinter jener Luſtigkeit und den freiern Scherzen, an die ſie nicht gewöhnt war, den Ausdruck eines Gefühls zu ſuchen, das ihrer eignen Empfindung entſpräche.

In dieſem Augenblicke erſchien der Bote des

Kriegsminiſters. Bei dem Anblick der Depeſchen ſprang der Capitain ſchnell auf, die Röthe der Freude überzog ſein Geſicht; verſchwunden war der zärtliche Gatte, der junge Krieger athmete nur Kampf und Sieg. Er rief ſeine Bedienten, verlangte ſeine Waffen und gab Befehle zur Abreiſe. Die Gäſte brachen auf — Paul bemerkte es kaum, ſo ganz hingegeben war er ſeiner Leidenſchaft für kriegeriſchen Ruhm. Schien es doch, wenn man ſein Treiben ſah, als hinge von einer Minute mehr oder minder das Heil der ganzen Armee ab; er kam und ging, umarmte ſeinen Vater, ſchalt ſeine Leute, faßte die Hand Valentinens, die ganz betäubt von ſeiner Haſt daſtand, demonſtrirte ihr, wie unendlich wichtig die ſchleunigſte Ausführung militäriſcher Befehle ſei, und ward des trüben Wölkchens nicht gewahr, das die reine Stirn der jungen Frau mehr und mehr verdüſterte.

Noch war keine Viertelſtunde verfloſſen, und ſchon hielten des Capitains Leute reiſefertig an der Freitreppe des Schloſſes. Paul hatte ſich in ſeinen Militärüberrock geworfen, den Säbel umgeſchnallt; jetzt griff er nach ſeinem Hute und trat zu dem Fenſter, wo Valentine ſtand, den ſinnenden Blick auf das Treiben im Schloßhofe gerichtet. Eine ſanftere Empfindung milderte, indem er ſich der jungen Frau näherte, die kriegeriſche Hitze des Capitains. Er las Valentinens Bewegung auf ihrem Geſicht, ſchlang den Arm um ſie, wollte ſprechen — ein leiſer Seufzer ſtarb auf ſeinen Lippen. In dieſem Augenblicke fühlte er vielleicht dunkel den Werth des Kleinods, das er verließ — nur dunkel, denn die Bilder der Ehre und des Ruhms, der ihn auf Italiens Feldern erwartete, überglänzten, ſeiner damaligen Anſicht nach, bei weitem das ſtille Glück der Häuslichkeit. Bewegter indeß, als er ſcheinen wollte, ſprach er endlich mit einiger Befangenheit: „Sie ſehen, liebe Valentine, ein Soldat hat keine Zeit, glücklich zu ſein, ich muß der Pflicht gehorchen und Sie ſo ſchnell verlaſſen. Ihnen wird dieſe Trennung nicht ſchmerzlich ſein, da wir uns ſo wenig kennen. Komme ich aber erſt wieder, dann wollen wir ſchon beſſere Bekanntſchaft machen: bis dahin, liebe Valentine, unterhalten Sie ſich gut, gebrauchen Sie mein Vermögen wie das Ihre, denn —" ſetzte er lachend hinzu, um ſeine Verwirrung zu verbergen — „wenn es mir nicht vergönnt iſt, Sie glücklich zu machen, will ich Sie wenigſtens nicht hindern, es zu ſein."

Der leichte, ſorgloſe Ton dieſer Worte that Valentinen weh, und ließ ſie den zarten, großmüthigen Sinn überſehen, der in ihnen lag. Ihre niedergeſenkten Augen hatten den freundlichen, wohlwollenden Blick nicht bemerkt, der ſie begleitete, und ſie entgegnete daher ziemlich froſtig: „alle ihre Wünſche beſchränkten ſich auf den Umgang mit ihrer Mutter und die Beibehaltung ihrer bisherigen Gewohnheiten.“ In dieſer Antwort wähnte Paul eine an Widerwillen grenzende Gleichgültigkeit zu ſehen; verletzt zog er den Arm zurück, und da ſie nichts that, ihn zu halten, wendete er ſich von ihr ab zur Gräfin. „Leben Sie wohl, Madame, leben Sie wohl, liebe Mutter,“ ſagte er mit Gefühl, „erinnern Sie ſich manchmal, ich bitte darum, daß Sie einen Sohn haben, der einſt Ihrer Güte nicht unwürdig ſein wird.“

Dann behielt ſein leichter Sinn die Oberhand. „Fort,“ rief er, „ich darf nicht weich werden, meine Frau könnte dies lächerlich finden, da ſie mir das Beiſpiel des Muthes gibt.“ Mit dieſen Worten verbeugte er ſich gegen Beide und flog aus dem Zimmer.

„Du haſt ihn nicht umarmt?“ fragte die Gräfin ihre Tochter im Tone des Vorwurfs.

„Sie ſehen ja wohl, daß ihm nichts daran liegt," antwortete dieſe erröthend; doch ſchnell ihr Unrecht erkennend, riß ſie das Fenſter auf, unter welchem Paul eben ſein Pferd beſtieg. Bei dem Geräuſch des Fenſters ſah der junge Mann zu ihr hinauf und ſchien ſo geſchmeichelt als überraſcht durch dieſes Zeichen der Theilnahme. Er erhob ſich in den Steigbügeln, ſtreckte ihr die Hand entgegen und ſagte halblaut: „Adieu, Valentine! Sterbe ich, ſo wird es Ihnen nicht zu weh thun — kehre ich wieder, werden Sie mich beſſer kennen lernen." Und ohne ihre Antwort abzuwarten, ſchwenkte er das Pferd und ſprengte, begleitet von ſeinem Vater und ſeinen Bedienten, zum Hofe hinaus.

Am nämlichen Tage noch kehrte Valentine mit ihrer Mutter in ihre alte Wohnung zurück. Bertrand hatte eine Menge Arbeitsleute kommen laſſen, um das Schloß wieder in bewohnbaren Zuſtand zu ſetzen, und bis dies vollbracht ſein würde, zogen die Gräfin und ihre Tochter den Frieden und die Ordnung ihrer beſcheidenen Wohnung jenen halb zerſtörten Gemächern vor, deren unpaſſender Prunk mit ihrer Erniedrigung contraſtirte.

Mit beinahe kindiſcher Freude ſah ſich Valentine wieder in ihrem kleinen Stübchen, in ihrer gewöhnlichen Kleidung. Ihr war, als hätte ſie eine ſchwere Aufgabe vollendet und brauche jetzt nur auszuruhen. Indem ſie zu der Beſchäftigung ihres Mädchenſtandes zurückkehrte, fand ſie ihre ſonſtige Ruhe wieder, und ohne die freundlichen Scherze ihrer Mutter und die größere Gemächlichkeit ihrer Einrichtung, hätte ſie nach vierzehn Tagen beinahe vergeſſen, daß ſie vermählt und Herrin der großen Beſitzungen war, die ſie umgaben. Manchmal indeß beſchlich auf ihren weiten einſamen Spatziergängen, wenn die Mutter und Bertrand ſich mit den Verbeſſerungen des Schloſſes beſchäftigten, eine ſtille Trauer ihr Herz. Sie drehte den goldnen Reif — den einzigen Gegenſtand, den ſie von ihrem bräutlichen Schmucke behalten hatte, — zwiſchen den Fingern, und verſank in tiefes, unbeſtimmtes Sinnen. Dann ſchwebten alle Scenen des Vermählungstages ihrer Seele vor, ein flüchtiges Erröthen überflog ihre Wange und ſtärker klopfte ihr Herz, aber eine geheime Bitterkeit miſchte ſich in ihre ſüßeſte Bewegung, denn der Augenblick des Scheidens hatte ihr die Ueberzeugung gegeben, daß Paul blos einer oberflächlichen Empfindung, nicht aber der tiefen, innigen Zärtlichkeit empfänglich ſei, die ſie für unentbehrlich zum ehelichen Glück hielt, die ihr eignes Herz ſo bereit war, dem Gatten zu beweiſen, der es zu ſchätzen gewußt hätte. Nur durch Pflicht, nicht durch Neigung, ſah ſie ſich gebunden — dieſer Gedanke erſchreckte und betrübte ſie zugleich. Die Schnelligkeit, mit welcher ihre Heirath beſtimmt und geſchloſſen worden war, hatte ihr kaum darüber nachzudenken geſtattet; ſie war ſich blos der Abſicht klar bewußt, ihrer Mutter Schickſal zu erleichtern. Dieſer Zweck war erreicht, und die edle Tochter wagte jetzt nicht, der Theuern das heimliche Sehnen ihres Herzens zu vertrauen, ſie durfte die Größe des Opfers nicht ahnen, das Valentine der kindlichen Liebe gebracht hatte.

Drei Monate waren ſeit Pauls Abreiſe verfloſſen. Seine erſten Briefe enthielten noch einen Nachklang ſeiner Empfindung beim Abſchied, aber nach und nach ward ihr Styl kälter, ihre Sprache weniger zärtlich und Valentine fand in ihnen jenen Ernſt, welcher auf dem Geſicht ihres Mannes oft ſo ſchnell den freundlichen Ausdruck verdrängte, den ein Lächeln ſeinen Zügen gegeben. Ein unbefangneres Gemüth hätte vielleicht in Pauls ernſtem Beruf, in den Strapazen des Feldzugs und ſeinen überhäuften Geſchäften Entſchuldigungsgründe für die Kürze ſeiner Briefe und die Art von Zwang gefunden, welcher in ihnen herrſchte. Frau von Savenay ſelbſt ſchien damit zufrieden, Bertrand fühlte ſich hoch beglückt, daß ſein Sohn zum Escadronchef ernannt worden war, Valentine allein litt und ſchwieg.

Indeſſen war die Herſtellung des Schloſſes vollendet; Pauls Gattin und ihre Mutter nahmen Beſitz von dem neuen Aufenthalt, deſſen ganz veränderte innere Einrichtung jede trübe Erinnerung entfernte, und bald ſahen ſie ſich von einigen alten Freunden des Hauſes aufgeſucht, denen die Wiederkehr der bürgerlichen Ordnung jetzt eine friedliche Exiſtenz verhieß. Dieſe neue, geſelligere Lebensweiſe führte einige Heiterkeit in Valentinens Seele zurück. Sie ſah ihre Mutter zufrieden mit ihrem Looſe und ſchalt ihr Herz ungenügſam, wenn es außer dieſem Glück noch ein anderes verlangte. Oft liegt eine Art von Muth darin, daß wir uns zu betäuben ſuchen; ſie nahm alſo die bisher zurückgewieſenen Einladungen an. Bald nachher gab der vierte Jahrestag der Republik Veranlaſſung zu öffentlichen Feſten, welche zugleich die Siege der tapfern italieniſchen Armee feierten, der binnen ſechs Monaten fünf feindliche Heere erlegen waren. Dieſe Feſte wurden von Privatleuten wiederholt; Frau von Savenay gab im Namen ihrer Tochter einen Ball, bei dem Valentine zum erſten Mal größere Geſellſchaft in ihrem Hauſe empfing. Die Verſammlung war zahlreich, glänzend und gewählt, und zwanglos entfaltete die reizende Wirthin alle ihre eigenthümliche Anmuth und Liebenswürdigkeit.

Das Feſt hatte lange gedauert; es war ſchon gegen Morgen, als Valentine ſich in ihr Zimmer zurückzog, wo Georgette ſie erwartete. An dieſem frohen Abende hatte ſie zum erſten Mal die Annehmlichkeit, ſchön und reich zu ſein, in ganzer Fülle genoſſen; von Huldigungen umgeben, deren Schmeicheltöne noch in ihrem Ohre nachhallten, war ſie der Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit geweſen. Dieſer neue, ſüße Triumph ſchmeichelte ihrem Geiſte, aber zu ihrem Herzen drang die Verführung nicht. Sie freute ſich, zu gefallen, eben ſo natürlich und unbefangen, als ſie ſich jetzt, vor ihrer Toilette beſchäftigt, die Roſen aus ihrem Haar zu nehmen, an ihrer eignen Schönheit erfreute. Der Spiegel zeigte ihr ein ſo liebliches Bild — ſie dachte an Paul. „Wär' er doch da!" ſagte ſie mit heimlichem Stolz. —

Bald indeß miſchte ſich ein ſchmerzlicher Zug in ihr Lächeln — ſie bedachte, ob ſie nicht vielleicht dem Manne, deſſen Namen ſie trug, dem ſie für immer gehörte, gleichgültiger ſei, als allen den Fremden, die ihren Reizen huldigten.

Indem ſie die Blumen auf die Toilette legte, fiel ihr ein Brief von unbekannter Hand in die Augen — ſie nimmt und betrachtet ihn — er trägt den Stempel der italieniſchen Armee — und nicht an ſie, an ihre Mutter iſt er gerichtet, die nie von dorther Briefe bekommt. Was bedeutet dies? — Die Ahnung eines Unglücks durchſchauert ihre Bruſt — bald beherrſcht ein beſtimmter Gedanke alle übrigen, ſie zögert nicht länger, ihre zitternden Finger öffnen den Brief, der, von dem vertrauten Diener ihres Gemahls geſchrieben, Folgendes enthält:

Frau Gräfin!

„In der ängſtlichen Lage, worin ich mich befinde, wende ich mich an Sie. Mein armer Herr iſt ſchon ſeit beinahe drei Wochen gefährlich krank; wir haben Venedig verlaſſen und ihn nach Mira, einem kleinen Dorfe am Ufer der Brenta, gebracht, wie der Arzt es befohlen, aber leider hat dieſer mit der Brigade Maſſena, zu der er gehört, nach

Tyrol zu marſchiren müſſen und ſich alſo genöthigt geſehen, den Kranken meiner Sorgfalt anzuvertrauen, indem er mir ſeine Verordnungen ſchriftlich zurückließ. Ich wage nicht, meinen Herrn zu verlaſſen, um einen andern franzöſiſchen Arzt zu ſuchen, denn ich traue den Italienern nicht; ich wage es nicht einmal, ihm eine Wärterin zu geben, denn hier, Madame, das können Sie mir glauben, hier geht es ſchrecklich zu! — Indeß wird mein armer Herr täglich ſchwächer, ſeine Freunde ſind fern und zu transportiren iſt er nicht. So habe ich es denn für ſchicklich erachtet, Ihnen zu melden, wie es mit ihm ſteht, damit wenn — wie ich faſt fürchte — ein Unglück einträte, ſein Vater und die junge Frau es durch Sie auf ſchonendere Weiſe erfahren möchten.“

So wie Valentine weiter las, erblichen ihre Wangen, ihre Knie wankten, bei den letzten Worten ſank ſie kraftlos auf einen Seſſel und der Angſtruf: „Gott! was ſoll aus ihm werden!“ drängte ſich aus der beklommenen Bruſt. Pauls Bild ſchwebte vor ihrer Phantaſie — leidend, verlaſſen, in Feindesland der Sorge eines einzigen Dieners vertraut, jeder Gefahr preis gegeben — und unwillkürlich ſchloß ſie die Augen, als wolle ſie ihm entgehen. Dann eilte ſie rathlos im Zimmer auf und nieder: „was ſoll — was kann ich thun?“ wiederholten ihre Lippen. Jetzt fielen ihre Blicke auf ihren Ballanzug, der ſo grell gegen die Verwirrung ihres Innern abſtach; ein ſchmerzliches Gefühl dieſes Contraſtes durchzuckte ihre Bruſt und beſchleunigte ihren Entſchluß.

„Rufe mir Germain,“ befahl ſie dem Mädchen, „er ſoll augenblicklich kommen.“ Er war ein alter Diener ihres Vaters, auf deſſen Treue ſie bauen durfte. „Armer Paul!“ ſeufzte ſie, als ſie ſich allein ſah, „wer ſoll Dir beiſtehen als ich?“ und in fliegender Eil' löſ'ten ihre Hände die Bänder und Blumen, die ſie geſchmückt hatten. „Die Pflicht ruft mich, nichts ſoll mich abhalten, ſie zu erfüllen.“

Das Mädchen kehrte mit dem Diener zurück. „Germain,“ ſprach Valentine, „ich habe eine weite Reiſe vor, Du ſollſt mich begleiten. Beſtelle mir ſogleich Poſtpferde und mache Alles bereit, damit wir fort können, ſobald Du wieder kommſt.“ Der Alte gehorchte. „Du, Georgette,“ fuhr ſie zu der beſtürzten Dienerin fort, „gib mir Reiſekleider, ich gehe in einer Stunde von hier ab.“

Vergebens verſuchte das junge Mädchen, ihren Entſchluß wankend zu machen, vergebens flehte ſie, ihre Herrin begleiten zu dürfen. „Nein," unterbrach ſie Valentine, „Germain genügt mir, und wer ſollte ſo treue Sorge für meine Mutter tragen, als Du? Bei ihr mußt Du bleiben, ich rechne auf Dich, hörſt Du, mein gutes Mädchen. Segnet Gott meine Reiſe, ſo bin ich bald wieder hier; ſollte ſich meine Abweſenheit verlängern, ſo verſprich mir —" Thränen erſtickten ihre Stimme, der Gedanke, ihre Mutter zu verlaſſen, erſchütterte ihre Seele. Sie griff nach dem Briefe, durchlas ihn noch einmal und ſagte dann nach kurzem Schweigen mit feſter Stimme: „es iſt entſchieden."

Nun kleidete ſie ſich ruhig an, gab einige Befehle, tröſtete die weinende Georgette, und ſchrieb dann an ihren Schwiegervater, welcher in dem Augenblicke abweſend war. Um ihm die Unruhe zu erſparen, die eine ſo unerwartete Abreiſe erregen könnte, ſtellte ſie ihm dieſelbe mehr als den Einfall einer jungen Frau, als in ernſtem Lichte dar.

Der Morgen dämmerte ſchon, als Valentine das Schlafzimmer ihrer Mutter betrat. Mit Rührung und Schmerz vernahm die Gräfin den Entſchluß ihrer Tochter; die mütterliche Liebe bangte vor den Gefahren und Beſchwerden der Reiſe, aber

Valentine hob alle Schwierigkeiten, begegnete jedwedem Einwurfe: „Hätten Sie nicht daſſelbe für meinen Vater gethan?“ fragte ſie mit dem überredenden Tone, dem nur ſelten ein Mutterherz widerſteht. „Dürfte ich einen Miethling zu ihm ſenden? Armer Paul! welche Sorgfalt könnte Dir die meinige erſetzen? Auch folge ich ja nur meiner Pflicht. Haben Sie nicht ſelbſt meinem jungen Herzen ihre Vorſchrift eingeprägt? Laſſen Sie mich ihr jetzt gehorchen, damit die Tugend, die Sie mir ſo trefflich durch ihr Beiſpiel gelehret, für mich keine bloße Theorie bleibe.“ Was konnte die Gräfin dieſen großmüthigen Worten entgegenſetzen? Sie widerſtand nicht länger, drückte Valentine an ihr Herz und half ſelbſt alle Anſtalten zu ihrer Abreiſe beſchleunigen.

Zwei Stunden ſpäter ſaß die junge Frau in der Poſtchaiſe. Hier gönnte ſie ihren Thränen freien Lauf; ſie ſchied zum erſten Mal von ihrer Mutter, ſchied in dem Augenblicke, wo ihr Leben ſüß und freundlich war, um einem Gatten nachzueilen, den ſie kaum kannte, von dem ſie ſich nicht geliebt glaubte; — Valentine weinte, aber ihr Wille blieb feſt; in einem edlen Herzen erſetzt das Gefühl der Pflicht jedes andere.

Die Reiſe wurde mit äußerſter Schnelle fortgeſetzt; binnen kurzer Zeit war Genf erreicht, wo ſie ſich trotz Germains inſtändigen Bitten, ſich einige Raſt zu gönnen, doch nur wenige Stunden aufhielt, denn man hatte ihr bange genug gemacht, daß der Schnee ihr die Straße über die Alpen verſchließen möchte. Der frühzeitige Winter dieſer Gebirgsgegend konnte in der That ihren Plänen hinderlich ſein, denn man war bereits im Anfange des Octobers. Sie durchflog Chablais; nicht die reizenden Ufer des Genferſees, die ſie berührte, nicht die Baumgärten Clarens, nicht Meilleraies Felſen, ſo vielen Erinnerungen heilig, hielten die Eilende auf. Ihre Augen hingen, je näher ſie den Alpen kam, mit immer innigerem Bangen an dem gerundeten Gipfel des Montblanc, des Rieſen, der ſeinen kahlen Scheitel hoch über die umgebenden Berge erhebt. Jeden Morgen forſchte ſie ſorglich nach der Richtung der weißen Wolken, die an ſeinen öden Halden hinziehen; immer wähnte ſie, der Schnee werde herabſtürzen, die engen Päſſe auszufüllen, die ſie zu durchſtreifen hatte.

Am Eingange der Thäler, welche der Rhone durchſtrömt, wenn er aus den Gebirgen der Furka und des Aren kommt, hebt ſich der Weg immer mehr. Durch ſumpfige Wieſen und düſtern Tannenwald gelangte Valentine nach Brigg, wo ſie ihren Wagen laſſen mußte. Damals konnten nur Maulthiere jene gefährlichen Pfade erklimmen, denen der franzöſiſche Genius ſeinen glorreichen Stempel noch nicht aufgedrückt hatte, noch exiſtirte die prächtige Simplonſtraße nicht, welche die Männer, die den Plan zu dieſem Rieſenwerke entwarfen, und die Nation, die es ausführte, unſterblich machen wird.

Bis hierher hatte das ſchönſte Wetter Valentinens Reiſe begünſtigt, deren Anſtrengung ſie mit einem Muthe ertrug, der weit über ihr Alter war, aber nun begannen die Gefahren. Schon war Schnee gefallen, zwar nicht in ſolcher Menge, um die Engpäſſe zu ſperren, aber doch hinlänglich, um Lawinen in den tiefen Schluchten fürchten zu laſſen, durch die ſie paſſiren mußte. Man rieth ihr, den nächſten Morgen zu erwarten, wo der Nachtfroſt den lockern Schnee feſter gemacht haben würde, und trotz ihrer Ungeduld befolgte ſie dieſen Rath. Am nächſten Morgen ſaß ſie ſchon vor Sonnenaufgang, in einen groben wollenen Mantel, zum Schutz gegen die Morgenkälte, gehüllt, auf einem Maulthier, das ein Gebirgsbewohner führte. Ihr treuer Germain folgte ihr, auf gleiche Weiſe beritten, und ein drittes Maulthier, das den zweiten Führer und das Gepäck trug, beſchloß den Zug.

Die kleine Karavane ſtieg den Berg hinauf; der enge, ſteile Weg, bald auf-, bald abwärts führend, glich mehr einem Fußſteig, als einer Straße. Bald zog er ſich an ſchwindelerregenden Abgründen hin, bald folgte er den Krümmungen eines ſchäumenden Bergſtroms, den die Reiſenden mehrmals auf Brücken von ungeheuern Tannenſtämmen überſchreiten mußten, die von dem Nachhall der brauſenden Waſſer unter ihren Füßen zitterten. Nach unglaublicher Mühe und Gefahr erreichte Valentine und ihr Gefolge endlich den Col du Simplon, eine nackte, öde Ebene, von noch höhern Gletſchern und Felſenhörnern überragt. Längſt ſchon waren die Eichen, die Tannen, ſelbſt der Lerchenbaum verſchwunden, nur die Alpenroſe mit ihren glänzenden Blättern, ihrem wie mit Roſt bedeckten Stiel, grünte noch in dieſen hohen Regionen und verlieh ihrer kalten Einſamkeit einigen Schein von Vegetation. Dennoch war dieſe Oede nicht unbewohnt, und als hätte die Vorſehung mitten in dieſe todte Wüſte das tröſtliche Bild menſchlicher Tugend in ihrem erhabenſten Ausdruck hinpflanzen wollen, gewahrte man am Ende der Bergfläche das Hoſpiz, wo fromme Mönche ihr Leben der Rettung verirrter Wanderer weihen.

Zwei Stunden ſpäter klimmten die Reiſenden einen ſteilen Abhang hinab in das tiefe Thal, wo am Ufer eines ſchäumenden Bachs, von einigen Lerchenbäumen umkränzt, das Dorf Simplon liegt. Hier brachten ſie in einer niedrigen, unwirthbaren Hütte die Nacht zu. Jetzt blieben ihnen nur noch ſechs Meilen bis nach Domo d'Oſſola und den Ebenen der Lombardei, aber der noch übrige Weg war auch der mühevollſte und gefährlichſte. Am nächſten Morgen ſetzte die muthige Pilgerin, mit neuen Führern und friſchen Maulthieren verſehen, ihre Wallfahrt fort. Zwei Stunden nach Sonnenaufgang erreichten ſie das düſtere Thal von Gondo, in deſſen Tiefe die brauſende Doveria ganze Baumſtämme und ungeheure Eisſtücke wälzt, die ſie mit entſetzlichem Krachen den Gletſchern von Laqui entreißt. Hier hat die Natur in einem Raume von geringem Umfang das Schrecklichſte wie das Erhabenſte entfaltet; um die Felſen ſich ſchlängelnd, läuft der Pfad über dem

Bergſtrom hin, weißer Dunſt ſteigt aus dem tiefen Schlunde in leichten Wolken bis über den Weg empor, und bildet, von den Strahlen der Sonne purpurroth gefärbt, eine wehende Flamme, die aus dem Rachen der Hölle zu brechen ſcheint.

Dieſe erhabenen Schrecken der Natur füllten Valentinens Herz mit heimlichem Schauer. Sah ſie ſich in dieſem Labyrinth von Felſenſpitzen und tiefen Schluchten bergauf und bergab irren, jene rieſenhaften Gebirge ohne Ende hinter einander emporſteigen, den beweglichen Schnee an den Bergwänden ſchweben, als wolle er augenblicklich herabſtürzen, ſie zu begraben, ſo wähnte ſie ſich in die Zeit der Helden verſetzt, die Arioſt und Taſſo beſangen: ein böſer Zauberer häufte Gefahren auf ihren Weg, und ſchuf, ſie von dem erſehnten Ziel zurückzuhalten, Mauern von Marmor, Wälle von Eis, oder grub tiefe Abgründe zu ihren Füßen.

Sobald man das Dorf Gondo im Rücken hat, wird das Thal weniger rauh und wild; nach und nach zeigen ſich wieder Sträucher und Bäume; der Haſelnußſtrauch, die Weide ſchmücken die Ufer der Doveria; weiter hinab verkünden grünende Wieſen mit den lilasfarbigen Blumen der Herbſtzeitloſe überſäet, Obſtbäume, ihres Laubes noch nicht beraubt, einen mildern Himmel, einen fruchttragenden Boden; man fühlt an der ſteten Senkung des Wegs, daß man die Rückſeite der Alpen hinabſteigt; bald iſt das lachende friedliche Thal Dovedro erreicht, Valentine erblickt hohe Weingelände, ſieht die Reben ſich in Guirlanden ſchlingen und mit einem Schrei der Freude begrüßt ſie Italien. Bald liegt Domo d'Oſſola und der Fuß des Berges hinter ihr; ſie läßt ihre Maulthiere zurück und nimmt einen Wagen, der ſie nach Mailand und von da nach Venedig bringen ſoll.

Obgleich immer mit dem Gedanken an Pauls Gefahr beſchäftigt, konnte Valentine, indem ſie die fruchtbaren Ebenen der Lombardei durchſtrich, doch nicht unempfindlich gegen die Reize dieſes glücklichen Landes bleiben. Die Erde war ſo lachend, der Himmel ſo rein, daß ſie ſich noch in den ſchönſten Tagen des Lenzes wähnte. Ueberall waren die Felder mit Blumen bedeckt, die Weinſtöcke, obgleich der Trauben beraubt, prangten noch mit grünem Laube. Man ſammelte die Herbſtfeigen ein, und der Olivenbaum, beladen mit ſchwarzer, ſaftiger Frucht, geſellte ſeine matt-grünen Blätter zu der ewigen Friſche des Lorbeer- und Orangenbaums.

In den eiſigen Regionen, durch die ihr Weg ſie geführt, in der Erſtarrung, die ſie umgeben hatte, war auch beinahe die Hoffnung in ihrem Herzen geſtorben, und oft hatte ſie der Gedanke erſchreckt, daß alle ihre Anſtrengung vielleicht vergeblich ſei.

Der Brief, welcher ihr Pauls Gefahr meldete, war acht Tage alt; faſt eben ſo lange befand ſie ſich unterwegs — durfte ſie wohl hoffen, noch zu rechter Zeit zu kommen? — Jetzt belebte Italiens Sonne ihren Muth auf's Neue, und obgleich noch mehr als vierundzwanzig Stunden verfließen mußten, ehe ſie den Ort ihrer Beſtimmung erreichen konnte, füllte Hoffnung wieder tröſtend ihr Herz.

Ihre Ungeduld wuchs, je mehr ſie ſich dem Ziele näherte, die Poſtillone konnten nicht ſchnell genug fahren, Valentinens Gold beflügelte ihre Eile. Beinahe achtlos durchflog ſie die köſtlichen Gegenden von Brescia, durch Bayards Namen berühmt, die lachenden Ufer des Garda-Sees, und Verona, die Stätte von Romeo's und Julia's unglücklicher Liebe. Wenig Meilen von Vicenza ſah ſich Valentine genöthigt, im Poſthauſe zu verweilen, weil alle Pferde für den Dienſt der Armee requirirt worden waren. Nach ſtundenlangem Harren ſtand ſie endlich an dem friſch beſpannten Wagen als ſie einen Reiſenden ankommen ſah, in dem ſie mit unausſprechlicher Freude einen Landsmann, einen alten Freund ihrer Familie, ihren Arzt, erkannte. Er war der franzöſiſchen Armee nach Italien gefolgt und hatte ſich in Verona niedergelaſſen, wohin er jetzt zurückkehrte. Valentine erzählte ihm mit fliegenden Worten den Beweggrund ihrer Reiſe und beſchwor ihn, ſie nach Venedig zu begleiten, um ihren Mann ärztlich zu behandeln. Doctor M., erfreut, eine Franzöſin und die Tochter eines Mannes zu finden, dem er in früherer Zeit ſehr ergeben geweſen war, zeigte ſich ihrem Wunſche geneigt; er ſchickte ſeinen Wagen zurück und fuhr mit Valentinen. Während ihre Pferde mit ihnen im ſchnellſten Laufe nach Padua eilten, wo die Reiſenden eine große Barke nehmen mußten, um den Canal der Brenta bis nach Fuſina hinaufzufahren, unterhielt ſich der Arzt mit Valentinen von Frankreich und ſeinen zurückgelaſſenen Freunden. Dann hörte er die Beſorgniſſe der jungen Frau um den Zuſtand ihres Mannes an, und ſuchte ihre

Hoffnungen zu beleben, die immer ſchwächer und ſchwächer wurden, je näher ſie ihrem Ziele kam. Die Nacht ſank herab, ein heftiger Wind blies, und die Dünſte der Brenta fielen als feiner, kalter Regen nieder. Seit dem Scheiden des Tags hatte ſich die ganze Gegend in einen düſtern, grauen Schleier gehüllt, der Valentinens Herz mit unwillkürlicher Trauer erfüllte. Ein tief empfindendes Gemüth erſchrickt ſo leicht vor zufälligen Naturerſcheinungen — es wähnt ſie im Einklang mit den Gefühlen der eignen Bruſt.

Die Reiſenden kamen in Mira an; die Barke hielt; man erfragte das Haus, das ein junger Franzoſe bewohnte. Es war ganz finſter; mit heftigem Zittern faßte Valentine des Doctors Arm. Eine lange Allee hoher Pappeln, deren Wipfel der Wind mit klagendem Tone bewegte, führte zu einem Garten, in welchem das Landhaus ſtand. Alles war ſtill, wüſt und verlaſſen, nur aus einem Zimmer des Erdgeſchoſſes ſchimmerte ein ſchwaches Licht. Valentine und ihr Führer wandten ſich nach dieſer Seite, und traten in eine Art Küche, wo ein Soldat über den Herd gebückt, einen Trank zu bereiten ſchien. Als die Fremden die Thür öffneten, richtete er ſich ſchnell auf, und nach ſeinen Waffen greifend, die er neben ſich gelegt hatte, donnerte er ihnen ein: „Wer da?“ entgegen.

Der Anblick der jungen Dame und beſonders der Klang der Mutterſprache ſtimmten ihn freundlicher, und als der Doctor ſeine Gefährtin nannte und den Zweck ihres Beſuchs erwähnte, legte der Soldat mit einem Ausruf freudiger Verwunderung die Hand an ſeine Mütze. „Wie geht es Eurem Capitain?“ ſtammelte Valentine mit klopfendem Herzen. Kaum vermochte ſie die wenigen Worte auszuſprechen. — Der Soldat zuckte mitleidig die Achſeln — Valentine zitterte. „Er iſt immer noch in dem nämlichen Zuſtande,“ antwortete er, als der Arzt die Frage wiederholte. Dieſe Worte gaben der zagenden Frau das Leben wieder. „O geſchwind, geſchwind zu ihm!“ rief ſie, den Doctor nach einer angelehnten Thür hinziehend. Der Soldat zündete eine Fackel an und leuchtete ihnen durch mehrere Zimmer bis in das Gemach, wo Paul ſeit drei Wochen, auf ein Schmerzenslager hingeſtreckt, den Tod zu erwarten ſchien.

Der treue Anton, welcher am Fuß des Bettes ſaß, konnte bei dem Anblick ſeiner jungen Dame kaum den lauten Ausbruch ſeiner Freude unterdrücken. Indeß der Arzt den Bedienten über die Krankheit ſeines Herrn befragte, näherte ſich Valentine dem Bette und betrachtete mit lebhafter Rührung den armen jungen Mann, der mit bleicher Stirn, geſchloſſenen Augen und halb offenem Munde einem Sterbenden gleich da lag. Die Krankheit hatte den männlich kühnen Ausdruck ſeiner Züge verlöſcht, die ſchwarze Binde entſtellte ihn nicht mehr, und die Wunde ſelbſt hatte nur eine leichte Spur zurückgelaſſen. Seine durch den Schmerz in die Höhe gezogenen Augenbraunen gaben ſeiner Stirn einen rührendern Charakter, aber das Feuer ſeines Blicks, das liebliche Lächeln ſeiner Lippen war verſchwunden. Valentine kniete am Bette nieder und drückte ihren Mund auf Pauls herabhängende Hand; ſie konnte es, denn der Kranke ſchien unempfindlich für Alles, was ihn umgab. Dieſer Anblick, ſeine Vereinzelung, die Entbehrung ärztlicher Hülfe, der Mangel verſtändiger Pflege, die im Krankenzimmer herrſchende Unordnung, wo nach der Weiſe der Männer, wenn ſie ſich zu Geſchäften genöthigt ſehen, für die ſie nicht gemacht ſind, alles Geräth verkehrt geſtellt und gebraucht war — Alles erfüllte ihr Herz mit ſo zärtlichem Mitleid, daß ſie ihren Thränen nicht gebieten konnte, und um den Kranken nicht zu ſtören, das Zimmer verließ.

„Jetzt naht die Stunde,“ fuhr Anton in ſeinem Bericht an den Arzt fort, „wo mein armer Herr aus dieſem lethargiſchen Schlummer erwachen wird, der in der Regel ſeinen heftigen Fieberanfällen folgt. Dann bringt er die übrigen Stunden der Nacht mit Klagen und Stöhnen hin, denn dann fühlt er ſein Uebel. Manchmal iſt der nächſte Tag fieberfrei, oft aber beginnen die Anfälle ſchon am Morgen wieder; der geſtrige, zum Beiſpiel, war von einem heftigen Paroxysmus begleitet, in welchem er Niemand kannte.“

Der Arzt hörte aufmerkſam zu und unterſuchte oft den Puls des Leidenden; er ſann lange nach, ließ ſich mehrere Umſtände wiederholen, und forderte endlich eine Taſſe mit Waſſer, um ein Pulver aufzulöſen, das er bei ſich führte, vermiſchte es mit Zucker und lauſchte dem Erwachen des Kranken, um ihm dieſe Arznei zu reichen.

Valentine kam wieder und der Arzt wendete das Uebergewicht, das ihm Freundſchaft, Alter und Beruf gaben, an, ſie zum Ausruhen zu bewegen

„Sie müſſen ſich niederlegen, liebes Kind," ſagte er, „ich werde dieſe Nacht bei dem Patienten wachen; verlaſſen Sie ſich auf mich, ich will ihn nach und nach vorbereiten, Sie zu ſehen, damit die Ueberraſchung ihm nicht ſchade. Jetzt ſind Sie vor Müdigkeit erſchöpft und bedürfen durchaus der Erholung, wenn Sie Ihren großmüthigen Entſchluß, ſeine Pflegerin zu werden, ausführen wollen. Eine Nacht Schlaf wird Ihnen die nöthigen Kräfte geben, um Ihren ſchönen Beruf zu erfüllen."

Valentine widerſtand; es ſchien ihr ſo grauſam, Paul in dieſem hoffnungsloſen Zuſtande zu verlaſſen. „Wenn er ſtürbe! — ſtürbe, ohne zu wiſſen, daß die zärtlichſte Theilnahme ſeine Gattin über die Alpen geführt habe, ſeinen letzten Seufzer zu empfangen."

Wie ſehr ſie ſich auch ſträubte, mußte ſie dennoch den Gründen des Doctors nachgeben, deſſen Wohlwollen ſie ſo ſehr, als ſeiner Erfahrung, vertrauen durfte. Sie warf noch einen Blick auf ihren Mann, ließ ſich verſprechen, daß man ſie wecken würde, ſobald Paul ſich übler befände, und folgte dann dem Bedienten in ein Zimmer des obern Stockwerks, wo ſich ein leidliches Bett befand, auf das ſie ſich angekleidet warf, weil ſie in der Nacht geholt zu werden und ohnedies vor Unruhe nicht zu ſchlafen glaubte. Sie irrte jedoch, die Erſchöpfung ihres Körpers ſiegte, und ſie ſank in feſten, ſüßen Schlummer.

Es war heller Tag, als ſie erwachte; verwundert und unruhig über ihren langen Schlaf ſtand ſie auf und eilte die Treppe hinab. Germain, der ihres Erwachens geharrt hatte, gab ihr Bericht von dem Kranken. Die Nacht war weniger ſchmerzvoll geweſen, die Arznei des Doctors hatte gute Wirkung gehabt, allein die Schwäche des Patienten war ſo groß, daß der Arzt die junge Dame bitten ließ, nicht in das Zimmer zu kommen, bis er ſie rufen würde, denn er fürchte jede Gemüthsbewegung für den Kranken.

Valentine beſchied ſich alſo zu warten, und beſah indeß das Haus. Die überall herrſchende Unordnung verrieth, daß ſeit langem die ordnende Hand einer Frau gefehlt hatte. Die beiden franzöſiſchen Bedienten ihres Mannes — deren einer Soldat ſeines Regiments war — mißtrauten nicht ohne Grund der venetianiſchen Rechtlichkeit, und hatten daher keinen Einheimiſchen in das Haus gelaſſen, nicht einmal eine Frau, um die Wirthſchaft zu beſorgen;

aus dieſer von den Umſtänden herbeigeführten Nothwendigkeit war die Unordnung entſtanden, die Valentinens Gewohnheiten ſo ganz widerſprach. Germain, der die Erfahrungen ſeiner Cameraden von der italieniſchen Treue noch nicht gemacht hatte, empfahl ſeiner Herrin ein junges Mädchen, das bereits bei Tagesanbruch gekommen ſei, ſich nach dem Befinden des guten Herrn Bertrand zu erkundigen, und ihre willigen Dienſte angeboten habe. „Anton, der ſie unfreundlich abwies,“ fuhr der Alte fort, „ſagt, ſie käme täglich; ſie hat unſern Herrn früher in Venedig gekannt. Wenn Madame ſie in ihren Dienſt nehmen wollte, würde ſie uns gewiß von Nutzen ſein, denn Anton mag ſagen, was er will, man braucht doch weibliche Hülfe in einem Hausweſen.“ — „Und wo iſt das Mädchen?“ fragte Valentine, der die Meinung des Dieners gegründet vorkam. „Dort am Gitter erwartet ſie meine Antwort, und wenn Sie befehlen, hole ich ſie.“ Valentine bejahte und in wenig Minuten führte Germain ihr eine kleine Brünette von einnehmender Geſtalt zu, in einen großen ſchwarz ſeidenen Schleier gehüllt, den jede Venetianerin trägt. Pauls Gattin fragte ſie um Namen und Herkunft. Sie nannte ſich Marietta, ihre Mutter war Witwe; ſie hatte für Herrn Bertrand gearbeitet, der ſie und ihre Mutter aus großem Elend gerettet, und täglich führte ihre Dankbarkeit ſie jetzt nach Mira, um ſich nach dem Befinden ihres Wohlthäters zu erkundigen, für deſſen Geneſung ſie der Madonna del gran periglio eine neuntägige Andacht gelobt hätten. Das junge Mädchen erzählte dies Alles ſo natürlich, daß ſie Valentine für ſich einnahm und dieſe ihr anbot, ſie im Hauſe zu behalten. Die Venetianerin klopfte vor Freude in die Hände, bat ſich aber die Erlaubniß aus, ihrer Mutter durch den rückkehrenden Gondolier Nachricht geben zu dürfen.

Schnell flog die flinke Dirne an das Ufer der Brenta und wieder zurück. Ihre neue Gebieterin ſtellte ſie und die franzöſiſchen Bedienten zum Reinigen und Aufräumen des Hauſes an, und ſchlich dann in ein an das Krankenzimmer ſtoßendes Gemach, harrend, daß ihr der Arzt den Eintritt in jenes geſtatte.

Stunden verronnen, ehe Jemand herauskam. Das Ohr an die Thür gelegt, lauſchte Valentine dem kleinſten Geräuſch. Bald erſtarrte ihre lebhafte Phantaſie vor der Todtenſtille, die in Pauls Zimmer herrſchte, bald fand ſie wieder Beruhigung in ihr. Die Stelle, wo ſie ſaß, gewährte ihr die Ausſicht auf köſtliche, mit Statuen und Springbrunnen geſchmückte Gärten, aber ſie bemerkte ſie nicht; ihr trüber Blick gewahrte weder die blühende Myrte, die das Fenſter beſchattete, noch die Herbſtroſe, die ſich an das Gewände lehnte, noch Italiens glänzende, Alles belebende Sonne; in dem Gemache nur, wo ihr Gatte litt, war ihre Seele, und dennoch gehörte die Empfindung, die ihr ganzes Weſen hinnahm, nicht jener gewaltigen, alle Opfer gering achtenden Leidenſchaft an, nicht Liebe war es, was ſie regungslos und zitternd an dieſer Thür feſthielt: es war eine Miſchung jedes im weiblichen Herzen wohnenden zärtlichen, großmüthigen Gefühls und des geheimnißvollen, unüberwindlichen Inſtincts, der von der Natur und der Religion ihrer Seele verliehen, die Gattin an den Gatten bindet.

Jetzt unterbrach ein Geräuſch die Todtenſtille; Valentine hörte die Stimme des Arztes — er beredete den Kranken, eine neue Arznei einzunehmen; dann vernahm ſie ſchwache, faſt unverſtändliche Laute — ſie hielt den Athem an und horchte, das Ohr an die Thür gelegt. Es war Pauls Stimme, ſie unterſchied einige Worte: „wie danke ich Ihnen! — nun werde ich nicht hier ſterben — ich werde Frankreich wiederſehn.“ Dieſe letzten Worte, welche alle Herzensneigungen des jungen Mannes in ſich zu begreifen ſchienen, rührten Valentine bis zu Thränen, die zugleich der Freude, dem Schmerze und der Hoffnung floſſen.

Bald kehrte die frühere Stille und mit ihr Valentinens bange Ungewißheit zurück, als die Thür leiſe aufging und der Arzt erſchien. Zufriedenheit ſtrahlte von ſeiner Stirn, vorſichtig lehnte er die Thür an, und die junge Frau mit väterlicher Zärtlichkeit umarmend, flüſterte er ihr zu: „Alles geht gut, noch einige Stunden und er iſt außer Gefahr.“

Wer ſchildert Valentinens Entzücken! Sie ließ ſich die Troſtesworte mehrmals wiederholen. „Jetzt, liebes Kind,“ ſagte der Doctor, als ſich ihr Freudentaumel etwas gelegt hatte, „vertraue ich Ihnen meinen Patienten bis morgen an; ich muß nach Padua, wo andere Kranke meiner bedürfen. Ihr Mann ſchläft; ſchleichen Sie in ſein Zimmer, ſetzen Sie ſich in den Lehnſtuhl am Fuße des Bettes, dort ſieht er ſie nicht, auch darf er Sie vor morgen nicht ſehen. Laſſen Sie ihm, ſo oft er erwacht, die von mir bereitete Arznei durch Anton reichen; morgen früh bin ich wieder bei Ihnen; ſein Sie ruhig, ich hoffe, es ſoll Alles gut gehen.“

Sie konnte nur die Hände des menſchenfreundlichen Arztes drücken, der ſie eiligſt verließ; dann ſchlich ſie auf den Fußſpitzen in jenes Zimmer, das ſich nun endlich ihren Wünſchen öffnete. Lange ſtand ſie vor dem Lehnſtuhl, ohne ſich zu ſetzen; eine Oeffnung zwiſchen den Vorhängen vergönnte ihr, Paul unbemerkt zu betrachten, und ſie konnte ihre Blicke nicht von dem Leidenden wenden. Seine Augen waren immer noch geſchloſſen und das ſchwarze, unordentlich auf Stirn und Schläfe herabfallende Haar machte ſeine Bläſſe noch auffallender: er athmete ſchwach und von Seufzern unterbrochen, aber die Spannung der Augenbraunen hatte nachgelaſſen, ſeine Lippen waren leicht geröthet und ſeine Phyſiognomie ſprach weniger Schmerz aus.

Stunden verrannen für Valentinen in dieſer traurigſüßen Betrachtung. Wenn Paul erwachte, hielt ſie ſich unbeweglich hinter dem Vorhang und Anton reichte nach ihrer Vorſchrift dem Kranken die Arznei. Der Tag ging ohne Fieberanfall vorüber, gegen Abend aber ſchien Paul unruhig zu werden;

er ſprach mehrmals, aber ſo leiſe, daß Valentine den Sinn ſeiner Worte nicht verſtand. Nach Mitternacht verlor ſich das Fieber, bald bezeugten ſchwächere und regelmäßigere Athemzüge, daß der Kranke ſchlummere und die nämliche Ruhe ergoß ſich in die Seele ſeiner Wärterin.

Von Müdigkeit und Gemüthsbewegung erſchöpft, lehnte ſie das ſchwere Haupt an die Lehne des Stuhls; ihr gegenüber verbreitete die Nachtlampe einen ſchwachen Schimmer durch das Gemach und Valentine glaubte ſich hinlänglich durch dies Licht gegen den Schlaf geſichert. Anton lauſchte, an der andern Seite des Bettes ſitzend, auf die kleinſte Bewegung ſeines Herrn.

Mehr als eine Stunde hatte ſie ſo zwiſchen Schlaf und Wachen in jenem Zuſtande hingebracht, wo die Seele noch einen Theil ihrer Fähigkeiten bewahrt, während die körperlichen wie vernichtet ſind; da kam es ihr vor, als ſtelle ſich ein leichter Schatten zwiſchen die Lampe und ihr halbgeſchloſſenes Auge. Dieſe Beraubung des Lichts — zwar nur von ſecundenlanger Dauer — erregte in ihr ein unwillkürliches Erſchrecken, das ſich noch vermehrte, als die nämliche Dunkelheit ihr ſo zu ſagen fühlbar ward und ein Ton wie Seufzerlaut darauf folgte. Während dieſer ſonderbaren Empfindung, die ihre vom Schlummer gefeſſelten Sinne ſich nicht klar machen konnten, erklang Pauls Stimme und entriß Valentine ihrer Betäubung. „Flaminie,“ rief er, „Flaminie, biſt Du es?“

„Ja, ich bin's,“ antwortete Valentine, ſchnell aufſtehend; ſie wähnte ihren Namen von Paul genannt und ſtand, ehe ſie ſich noch Zeit zur Ueberlegung genommen, ſchon neben ihm. Paul hielt die Arme vor ſich hingeſtreckt, als wollte er einen fliehenden Gegenſtand erfaſſen; mit irren, erſchrockenen Blicken betrachtete er ſeine Frau, und als ihre ſanfte Stimme wiederholte: „ich bin es ja, lieber Paul!“ ſchien ſeine Ueberraſchung zu wachſen.

„Wo bin ich?“ fragte er, die Hand an die Stirn legend, „welche Stimme? — iſt's ein Traum?“ und ſeine andere Hand zog Valentine näher zu ſich, als wolle er ſich überzeugen, ſie ſei keine bloße Erſcheinung ſeiner Phantaſie. Er erkannte ſeine Frau — ein ſchwacher Schrei entflog ſeinen Lippen und ſein Kopf ſank auf das Kiſſen zurück.

„Ja, beſter Herr,“ ſprach jetzt Anton, der außer ſich über dieſen Vorgang ſchien, „es iſt Madame, die Ihre Krankheit erfahren hat und hierher geeilt iſt, Sie zu pflegen.“

Valentine weinte vor Freude und Rührung. Paul hielt ihre Hand gefaßt und drückte ſie ſanft an ſein Herz. „Valentine — ja dies iſt Dein Name —“ ſagte er, als ob er ſich beſönne — „Du biſt ein Engel — Du gabſt mir das Leben wieder — fortan ſoll Dir das meine geweiht ſein.“

Es lag etwas Feierliches in des Kranken Worten, aber Valentine ſah in ihnen nur die Sprache zärtlicher Dankbarkeit. „Beruhige Dich, lieber Paul!“ ſagte ſie mit himmliſcher Sanftmuth, „denke nur an Deine Geneſung; ich bin bei Dir — jetzt wird Alles gut gehen.“ Sie rückte ihm das Kiſſen, ſchob die Decke zurecht und ihre weiche Hand auf ſeine Augen legend, bat ſie ihn, ſich ſtill zu halten.

„Ich werde Dir gehorchen — ich will Dich lieben,“ flüſterte er bewegt. Sie drückte den Finger auf ſeinen Mund und ſchlich leiſe zu ihrem Lehnſtuhl, wo ſie die übrigen Stunden der Nacht in ſüßen Träumen zubrachte.

Der Arzt hielt Wort; er kam am nächſten Morgen, erfuhr, was vorgefallen war und fand den Zuſtand des Kranken ſo befriedigend, daß er ſeine junge

Freundin über ihre Voreiligkeit nicht auszuſchelten vermochte. Er wünſchte den Gatten Glück zu ihrer Wiedervereinigung und erklärte, daß binnen wenigen Tagen Valentinens Pflege hinreichend ſein werde, ihres Mannes Geneſung zu vollenden. „Ja," ſprach dieſer mit dem zärtlichſten Tone, „ſie war es, die mich von der Pforte des Grabes zurückrief; nimmer werde ich dieſe Nacht, nimmer den Augenblick vergeſſen, wo ſie mir wie ein Bote des Himmels erſchien, den verlöſchenden Hauch meiner Lippen aufzufangen. Zu tief, zu unauslöſchlich hat ſich dieſer Moment meiner Seele eingeprägt," ſetzte er zu Valentinen gewendet, hinzu, und mit inniger Empfindung hing ſein Auge an dem ihren.

In den folgenden Tagen, welche nach des Arztes Prophezeiung Pauls Geneſung herbeiführten, ſpielte er öfters auf jene Nacht an, die — wie er meinte — über ſein Leben entſchieden habe. Er ſchien einen beſondern Sinn damit zu verbinden, der indeß Valentinen entging; ſie ſchwieg, erröthete, ſchlug die Augen nieder, aus Beſchämung, einem Betragen, das ihr ganz natürlich ſchien, ſo ſüßes Lob ertheilen zu hören.

Wohl gab es Jemand, der bei dieſen Anſpielungen heimlich lächelte. — Anton war in jener geheimnißvollen Nacht Zeuge deſſen geweſen, was den Irrthum ſeines Herrn veranlaßte, hatte aber wohlbedächtig ſeine Bemerkung für ſich behalten und der Sache ihren Lauf gelaſſen.

Seit Paul ſich beſſerte, war die kleine Venetianerin, die ſich ſo eifrig nach ſeinem Befinden erkundigt hatte, und von Valentinen in Dienſt genommen worden war, aus dem Hauſe verſchwunden. Die junge Frau vermißte ungern die gewandte Dienerin, deren Anhänglichkeit an Paul ſie intereſſirte. Sie ſprach mit ihrem Manne von ihr, dieſer ſchien ſich aber nur dunkel einer Witwe und ihrer Tochter zu erinnern, die er ſich verpflichtet haben ſollte. Anton hätte zwar in dieſer Hinſicht manche Erläuterung geben können, hielt es aber für räthlicher, zu ſchweigen.

Pauls Geſundheit beſſerte ſich von Tag zu Tag; ſchon konnte er das Zimmer verlaſſen und auf Valentinens Arm geſtützt, durch die balſamhauchenden Gebüſche wandeln, die ſeine Wohnung umgaben. Der October näherte ſich ſeinem Ende, doch unter dieſem milden Himmel verkündete nichts die Nähe des Winters; eine kräftige Vegetation bot, wie im

Lenze, das Bild der Fruchtbarkeit dar, gefärbt mit den glänzenden Tinten des Herbſtes ſchien das Laub unverwelklich zu bleiben. Nichts macht empfänglicher für Liebe und Glück, als der Anblick eines reinen Himmels, eines blumengeſchmückten Bodens; Paul und Valentine empfanden dieſen ſüßen Einfluß; ſie wußten nicht, war es der Aufenthalt in dieſem Zauberlande, war es das Gefühl, das ſie vereinte, was der Gegenwart ſo unausſprechlichen Reiz verlieh. Oft fuhren ſie die Brenta hinauf und hinab, im Schatten der prächtigen Pappeln, die ihr Geſtade einfaſſen, oder ſie bewunderten jene lachenden, fruchtbaren Ebenen, mit Dörfern, Palläſten und Landhäuſern bedeckt, durch alle Herrlichkeiten der Kunſt und Natur verſchönt. Lieber noch durchwandelten ſie die köſtlichen Baumgärten, die ſich hinter Mira nach Meſtre zu ausbreiten. Hier genoſſen Beide ſtill und innig das Glück, einander anzugehören.

Eines Abends, wo Paul und ſeine Frau im Begriffe waren, ihren gewöhnlichen Spatziergang zu machen, kehrte Valentine, die einen Auftrag zu geben, vergeſſen hatte, in's Haus zurück, indem ſie in zwei Minuten wieder bei ihm zu ſein verſprach. Paul ging langſam die ſchon düſtere Allee hinab, als er in dem ſie begrenzenden Gebüſche eilige Schritte zu hören glaubte. Er blieb ſtehen und ſah ſich um. Zu der damaligen Zeit war in Italien der franzöſiſche Officier mancher Gefahr ausgeſetzt, und Paul, der aus Vorſicht ſtets Waffen bei ſich trug, faßte ſchon nach ſeinem Piſtol, da ſtürzte, von ihrem dichten Schleier halb verhüllt, eine ſchwarz gekleidete Dame aus dem Gebüſch, eine zarte Hand faßte ſeinen Arm, und eine ſüße Stimme flüſterte: „Nicht alſo, Geliebter! Nicht Deinen Tod will ich! — aber ſehen, noch einmal, zum letzten Mal ſehen mußte ich Dich, ehe die Mauern des Kloſters mich umfangen — ſagen mußte ich Dir, daß Du mir Unrecht thuſt. Ich liebte Dich immer, Abgott meiner Seele, und Du zweifelteſt an meiner Treue —"

„Flaminie! Grauſame! was ſagſt Du?" rief Paul überraſcht und ergriffen. — Da ſchallte aus kleiner Entfernung Valentinens fröhliches Rufen zu ihnen herüber. Stürmiſch riß ſich die Unbekannte aus Pauls Armen. „Dein Weib kommt — ich will Dein Glück nicht ſtören. Lebe wohl!" ſprach ſie, floh durch die Allee und verſchwand im Gebüſch.

„Böſer Mann," rief ihm Valentine von weitem zu, „warum antworteſt Du mir denn nicht?“ — Er war wie vom Blitz getroffen und lehnte ſich, keines Wortes mächtig, an einen Baum. Jetzt erreichte ihn Valentine; trotz der Dämmerung fiel ihr doch ſeine Bläſſe auf. „Was iſt Dir, liebſter Paul?“ fragte ſie erſchrocken, „ſprich, biſt Du krank? Die Abendluft iſt vielleicht zu feucht für Dich. Laß uns heimkehren, Lieber!“ — und die lebhafteſte, zärtlichſte Beſorgniß ſprach ſich in Wort und Geberde aus.

Paul ſtrebte nach Faſſung und ſchützte einen Schwindel vor, der ihn plötzlich überfallen habe, ſich aber ſchon wieder verlöre. Sie zu beruhigen, wollte er den Spaziergang fortſetzen, allein Valentine zog ihn mit ſanfter Gewalt in's Haus zurück. Paul gab willig ihrer Bitte nach, denn ſeinem aufgeregten Gemüthe war Einſamkeit und Stille höchſtes Bedürfniß. Sorgfältig verbarg er ſeine Verwirrung, um Valentinens ſichtliche Unruhe nicht zu vermehren, und fügte ſich allen kleinen Vorſichtsmaßregeln, die die liebende Sorgfalt ihr eingab. Er fühlte den ganzen Reiz der zarten Aufmerkſamkeit, deren Gegenſtand er war, und dennoch durchdrang eine tiefe Bitterkeit ſein Herz, wenn er ſein Inneres erforſchte, denn er fühlte ſich ſtrafbar und unglücklich zugleich.

Einen Monat nach ſeiner Ankunft in Italien war Paul von dem commandirenden General mit Depeſchen an den franzöſiſchen Reſidenten in Venedig geſandt worden, der ihm geheime Eröffnungen über die Stimmung der venetianiſchen Regierung gegen die Franzoſen machen ſollte. Das hartnäckige Beharren der Republik bei der Neutralität, während ganz Italien für oder wider Frankreich bewaffnet war, mußte bei dem Directorio Zweifel gegen ihre Aufrichtigkeit erwecken. — Paul hatte ſeiner Sendung genügt und wanderte jetzt, die Depeſchen erwartend, die ihm am nächſten Tage zugeſtellt werden ſollten, durch die ſtolze, ſeit Jahrhunderten von allen Fremden angeſtaunte und bewunderte Stadt. Man feierte das Feſt der Himmelfahrt; eine unzählbare Menge drängte ſich auf dem Marcusplatz und in den daran ſtoßenden Straßen; die Canäle waren mit Gondeln und zierlichen Barken bedeckt, deren weiß und roſenfarbig gekleidete Schiffer an Geſchick und Behendigkeit wetteiferten. Unfern der beiden Säulen, von den Kreuzfahrern aus Conſtantinopel gebracht, deren eine den geflügelten Löwen trug, welcher bald nachher ſeinen Flug gen Frankreich richten mußte, ſtieg Paul die Stufen der Piazetta hinab, trat in eine Gondel und ließ ſich nach dem großen Canal rudern, wohin das Schauſpiel einer Regatta oder Schifferſtechens, deſſen Ziel die Rialto=Brücke ſein ſollte, ganz Venedig zog. Die Quais waren mit Menſchen bedeckt und von den reich behangenen Balconen der Palläſte ſchauten reizende Gruppen ſchöner Frauen auf das Gewühl herab. Mit forſchendem Auge muſterte der junge Franzoſe von ſeiner Gondel aus dieſe zauberiſche Menge, urd ſein irrender, unruhiger Blick ſchien unter all den ſchönen Frauen einen bekanntten oder geliebten Gegenſtand zu ſuchen. Oft ließ Paul — angezogen durch eine Nymphengeſtalt oder eine graziöſe Haltung, die der Schleier mehr zeigte, als verbarg — ſeinen Gondolier anhalten; erwartungsvoll ruhten ſeine Augen auf der Dame, die ſeine Aufmerkſamkeit erregt hatte, bis er ſeine Täuſchung einſah; dann winkte er, und die Gondel glitt wieder auf der Spiegelfläche des Canals dahin.

Eine unbeſtimmte, ſüße Hoffnung leitete ihn bei dieſem Forſchen. Am Abend vorher ſah er einige

Frauen aus der Kirche St. Geminiano kommend, ihren Weg nach der Piazetta nehmen, wo wahrſcheinlich eine Gondel ſie erwartete. Es war ſpät und der Platz ganz menſchenleer, als plötzlich zwei Männer, aus einem Caſino tretend, den Unbekannten den Weg verſperrten. Eine der Damen bat im ernſten Ton, ſie ruhig gehen zu laſſen; die Wüſtlinge antworteten mit frechem Scherz und wollten ſie umarmen; die Dame ſchrie vor Schrecken auf und Paul flog hinzu. „Elende!“ rief er, ſeine Worte mit kräftiger Geberde begleitend, „ſchämt Ihr Euch nicht?“ Der Eine wollte ſich wehren, der Andere aber floh erſchrocken und rief ſeinen Cameraden; Paul ließ ſeinen Gegner los und Beide verloren ſich im Schatten der Nacht.

Indeß waren zwei der Frauen an das Ufer geeilt, die Gondoliere zu rufen; die dritte, welche die Vornehmſte zu ſein ſchien, hielt ſich in einiger Entfernung, als beobachte ſie des Kampfes Ausgang. Paul näherte ſich ihr und bot ihr den Arm, ſie zur Gondel zu führen; ſchweigend nahm ſie ſeine Höflichkeit an. Die kleine Begebenheit intereſſirte den jungen Krieger und der Wunſch, ſeine geheimnißvolle Dame kennen zu lernen, folgte natürlich dieſem Intereſſe. Eine zarte Hand lag in der ſeinen, eine hohe, graziöſe Geſtalt ſchwebte an ſeiner Seite, aber das Geſicht der Unbekannten war ſorgfältig verſchleiert, und ſeine Neugier wuchs, je weniger ſie ſich befriedigt ſah.

Als ſie ſich der erleuchteten Gondel näherten, betrachtete er ſeine Gefährtin, die, von gleicher Neugier bewogen, den Schleier hob und ſich nach ihrem Führer wandte. Ihre Blicke begegneten ſich und der feurige Strahl aus dem Auge der Dame drang tief in Pauls Herz. Schnell, als fühlte ſie, der Anblick ihrer Schönheit ſei der ſüßeſte Dank, den ſie ihm bieten könne, warf ſie den Schleier zurück, und Paul ſah ein himmliſches Geſicht, blonde Haare, ſchwarze Augen — aber von kurzer Dauer nur war die reizende Erſcheinung, die Unbekannte ſprang leicht in die Gondel, indem ſie mit der lieblichen, den Italienerinnen eignen Handbewegung, dem jungen Officier zurief: „Adieu, mein Herr, ich danke Ihnen tauſendmal!“

Dieſe wenigen Worte ſprach ſie franzöſiſch mit jener Grazie, jenem Reiz, den ein fremder Accent dem Munde einer ſchönen Frau verleiht. Man hörte an ihrer weichen Ausſprache, daß ſie, in Venedig geboren, dem Fremden aus Artigkeit danken wollte. Die Barke ſtieß ab, ſinnend ſtand Paul am Ufer; ſeine Blicke folgten dem Schimmer ihres Lichts, bis es endlich, einem untergehenden Sterne gleich, in den Windungen des Canals verſchwand.

Am nächſten Morgen durchſpähete er ganz Venedig, und das Schifferſtechen hatte bereits begonnen, als ſeine Gondel, genöthigt, ſich dem Quai zu nähern, unter einem marmornen Balcon anhielt, auf welchem eine vornehme Geſellſchaft Eis und Sorbet genoß. Ein Zelt von carmoiſinrother Seide ſchützte ſie vor den Sonnenſtrahlen, prächtige Teppiche bedeckten das Geländer, die jungen Damen trugen Blumen im Haar und in der Hand, die Cavaliere aber drängten ſich beſonders um eine hohe Geſtalt, der alle Huldigungen zu gelten ſchienen. Eine freudige Ahnung durchzuckte Pauls Bruſt, ſein Herz klopfte in ſtärkern Schlägen; die junge Dame wandte ihm noch den Rücken zu, neigte ſich aber bald nach dem Canal hinab, um eine vorüberfahrende Geſellſchaft zu betrachten, und Paul erblickte ein reizendes Oval im vollſten Glanze der Jugend und Schönheit, Augen von jener Sammetſchwärze, die ſich nur in Italien findet, Roſenlippen, von holdem Lächeln umſchwebt, blonde Locken, auf einen alabaſternen Hals herabfallend: er ſah ſeine Unbekannte. Jetzt traf ihr Auge das ſeine, das hingeriſſen und bezaubert an der reizenden Geſtalt hing; höheres Roth überflog ihre Wangen, ein ſüßer, feuriger Blick fiel auf den jungen Mann — ſie hatte ihn erkannt.

Mit Pfeilesſchnelle flogen die leichten Kähne der Wettkämpfer auf dem Canale dahin, alle Augen waren nach der Rialtobrücke gerichtet, nur die ſeinigen hafteten noch immer wie feſtgebannt an dem Balcon, und von Zeit zu Zeit wendete ſich die Zauberin nach ihm, als wolle ſie ihm zeigen, daß ſeine Gegenwart ſie nicht beleidige. Jetzt verkündigte Trompetenſchall den Sieg, den einer der kühnen Söhne des adriatiſchen Meeres errungen. Freudengeſchrei ertönte aus allen Fenſtern, von den Quais, den Canal entlang. Von hundert andern Schiffen umringt, die alle ſeine Nebenbuhler und dennoch ſeine Freunde trugen, ſtehend in dem Kahne, den er ſo geſchickt zu lenken gewußt hatte, erſchien der Sieger; händeklatſchend und bravorufend begrüßte ihn das Volk; die Damen winkten ihm mit Schleiern und Fächern ihre Theilnahme zu und warfen Blumen auf ihn herab. Mitten in dieſem allgemeinen Tumult riß die ſchöne Venetianerin das Roſenbouquet, das ſie in ihren Locken trug, ein Bouquet, deſſen Sendung in Venedig für das Sinnbild eines ſüßen Geſtändniſſes gilt, aus ihrem Haar und warf es erröthend nach der Gondel des Siegers hin, aber die Richtung, die ihre Hand ihm gab, ließ es zu Pauls Füßen niederfallen. Wie erſchrocken über das, was ſie gethan, verbarg ſich die reizende Unbekannte augenblicklich hinter ihre Gefährtinnen, aber ein verſtohlener Blick bemerkte dennoch, daß Paul, trunken von ſolcher Gunſt, das Liebespfand auffing, an ſeine Lippen drückte und an ſeinem Herzen barg.

Der Zug war vorüber, die Balcone wurden leer; vergebens harrte Paul auf die Wiederkehr der Unbekannten, die mit der übrigen Geſellſchaft in die Zimmer zurückgekehrt war. Von ſeinem Gondolier erfuhr er, daß dieſer Pallaſt der Familie Polano gehöre, deren gegenwärtiges Haupt ſeine Schwägerin, eine junge, ziemlich unbeſonnene Witwe, bei ſich habe, die — wie man ſage, den Pallaſt ihres Schwagers, wo ſie als unbeſchränkte Gebieterin herrſche, dem Kloſter St. Zacharias, dem gewöhnlichen Aufenthalt patriziſcher Witwen, vorzöge. —

Dieſe Umſtände, weit entfernt, die Leidenſchaft zu erkälten, welche der junge Franzoſe bereits für die ſchöne Frau empfand, entzündeten in ihm noch heißeres Verlangen, ſie wieder zu ſehen und zu ſprechen.

Vergebens beſuchte er am Abend, in der Hoffnung, die ſchöne Witwe zu treffen, den Marcusplatz, die ihn umgebenden Caſinos, die Verſammlung des Adels. Endlich brachte ihn die Ankündigung eines neuen Goldoniſchen Luſtſpiels auf den Gedanken, daß ſie vielleicht im Theater ſei. Das Stück hatte, obwohl von einem berühmten Autor und einem Liebling des Publicums, wenig Zuſchauer herbeigezogen; der erſte Act war beinahe zu Ende, als Paul in das Parterre trat. Er ließ ſich die Loge der Polano's zeigen und ſtellte ſich unter dieſelbe, Auge und Ohr mehr mit dem, was auf dieſer Seite vorging, als mit dem Intereſſe des Stücks beſchäftigt. Schon fürchtete er, ſeinen Wunſch nicht erfüllt zu ſehen, als der Vorhang, der die Loge ſchloß, ſich plötzlich öffnete und eine zahlreiche Geſellſchaft, mit ihr die reizende Witwe, einließ. Er gewahrte die Erſehnte, er iſt ihr nah, der ſüße Klang ihrer bezaubernden Stimme ſchlägt an ſein

Ohr — es bedurfte nur einiger Gewandtheit, um ſie anzureden, einiger Kühnheit, ihre Hand zu berühren, die ſich auf den Rand der Loge lehnte — die niedliche Hand, welche geſtern in der ſeinen bebte — aber alle Keckheit iſt von dem jungen Officier gewichen; einzig dem Zauber hingegeben, der ihn beherrſcht, kann er nur ſchweigen und ſeufzen.

Wohl hat ihn die Venetianerin erkannt, aber ihre Gefühle beſſer als er bemeiſternd, ſendete ſie ihm blos einen gleichgültigen Blick, deſſen Kälte ſeine Seele mit Schmerz durchdrang. Er begriff nicht, daß ſie von Beobachtern umringt, nicht anders handeln darf, und ohne das Roſenbouquet, das an ſeinem Herzen ruht, würde er glauben, das Spielwerk ſeiner Einbildung geweſen zu ſein. Bald aber wendet ſich ihr Auge verſtohlen und freundlich zu ihm hin, ſeine Verzweiflung weicht der ſüßeſten Wonne und mühſam nur hält er den Ausbruch ſeines Entzückens zurück.

Während des Zwiſchenacts horchte er dem Geſpräche. Die Gefährtinnen der ſchönen Witwe nennen ſie Flaminie und mit unendlichem Vergnügen wiederholt Paul leiſe dieſen Namen. Bald darauf ſagt die Liſtige leicht hingeworfen, indeß ein flüchtiger

Blick den Lauſcher ſtreifte: „ich werde das Pfingſtfeſt nicht mit Euch feiern, denn in drei Tagen reiſe ich nach Bergamo, meinen Oncle, den Podeſta, zu beſuchen.“

Dem Fremden galten dieſe Worte, und ſein entzückter Blick ſagte ihr, er habe ſie verſtanden. Ein unmerklicher Wink Flaminiens warnte ihn, ſich nicht zu verrathen, und bald nachher verließ ſie, die Hitze vorſchützend, das Theater, um ihn nicht zu neuen Unvorſichtigkeiten zu veranlaſſen. Paul erwartete ſie in der Halle; noch einmal ward ihm jener holde Blick, der Alles zu hoffen erlaubte, und beſeligt kehrte er heim, denn durch einen glücklichen Zufall war ihm Bergamo als der Ort angewieſen, wohin er ſich mit den von dem franzöſiſchen Reſidenten zu erwartenden Depeſchen begeben ſollte. In Wonneträumen zerfloß ihm die Nacht; ſeine Heirath, Valentine, Frankreich — Alles war vergeſſen; ein Gedanke nur füllte ſeine Seele — Flaminie wieder zu ſehen — eine Hoffnung, von ihr geliebt zu werden. Alles wollte er opfern, um ſie zu beſitzen. Er liebte glühend und zum erſten Mal.

Am nächſten Tage verließ er Venedig faſt ohne Bedauern, denn er durfte ja die Geliebte erwarten.

In Bergamo angelangt, gab er ſeine Depeſchen ab und machte dann dem Podeſta einen Beſuch, um ihn günſtig für ſich zu ſtimmen. Der trügeriſchen Politik Venedigs treu, empfing Flaminiens Oheim den jungen Franzoſen mit Auszeichnung, und als die ſchöne Nichte ankam, diente Alles Pauls ſtrafbaren Wünſchen.

Dieſes Glück währte beinahe ſechs Wochen, als die Belagerung Mantua's Paul wieder zu ſeinem Corps rief. Er mußte die verführeriſche Sirene verlaſſen, die ihn ſo lange ſeinem beſſern Gefühl entfremdet hatte, der Krieg machte ihr Wiederſehen ungewiß und ſelbſt zweifelhaft, aber die Leidenſchaft verblendete Beide über die Schwierigkeiten des Wiederfindens. Flaminie ſollte nach Venedig zurück, ſo verlangte es ihr Oheim, der Gouverneur, von welchem ihr ganzes Vermögen und ſie ſelbſt abhängig war, und ſie mußte gehorchen, ob ihr gleich die Freiheit, deren ſie zu Bergamo genoß, weit vorzüglicher erſchien. Ein Briefwechſel, zu den Flaminiens Kammerfrau, Gianetta, die bisher ſchon ihre Liebe beſchützt hatte, den Namen lieh, ſollte die Schmerzen der Trennung lindern. Endlich riß ſich Paul aus den Armen der Zauberin; die Schwüre ewiger Liebe und eine Locke, das Pfand ihrer Treue, begleiteten den Scheidenden.

Nach den Gefechten bei Brescia, Lonado und dem glorreichen Tage von Caſtiglione, der den Franzoſen den Beſitz Italiens wiedergab, rückte die Armee auf's Neue vor Mantua, deſſen Belagerung ſie verlaſſen hatte, um ſich friſche Lorbeeren zu erkämpfen.

Paul benutzte einen freien Augenblick, um nach Venedig zu fliegen, wohin ihn das Intereſſe ſeines Herzens rief. Trotz Flaminiens Verheißungen waren ſeine Briefe ohne Antwort geblieben, und wie ſehr er ſich auch mühte, die Geliebte mit der Unſicherheit der Poſten zu entſchuldigen, ſchwoll doch ſeine Bruſt vom Gifte der Eiferſucht, wenn er der vergötternden Huldigung gedachte, welche die reizende Frau umgab.

In Venedig angelangt, erkundigt er ſich nach der Familie Polano und erfährt, daß die Schwägerin des Patriciers nach Venedig zurückgekehrt und ihr Haus der Sammelplatz des jungen Adels ſei. Ein fremder Fürſt, dem die Republik die Vertheidigung ihrer Neutralität auftragen wolle, mache der ſchönen Witwe — ſo ſetzt man hinzu — angelegentlich den Hof, und man zweifelte nicht an einer baldigen Vermählung.

Außer ſich, ſchickt Paul nach Gianetta, aber das Mädchen läßt ihn wiſſen, daß ſie ſo wenig als ihre Gebieterin irgend eine Beziehung mit ihm eingehen könne, weil die Geſetze über die Communicationen mit Fremden erſt neuerlich geſchärft worden wären, und ſie ſich vor der Staats-Inquiſition fürchte.

Das war zu viel für den glühenden jungen Mann; er will, er muß die Treuloſe ſelbſt ſehen, ſie mit Vorwürfen überhäufen und dann vor ihren Augen ſterben. Er ſpringt in eine Gondel und läßt ſich in die Nähe des Pallaſtes Polano bringen, denn aus einem Zartgefühl, der wahren Liebe entſproſſen, die er empfindet, fürchtet er, die Geliebte einem Verdacht auszuſetzen, wenn er ſich an ihrer Thüre zeigte. Sein Kopf brennt, wankend ſchleicht er auf den ſchmalen Quais dahin, welche den Canal einfaſſen; endlich erreicht er den Balcon, wo ſie ihm ſo ſchön, ſo bezaubernd erſchien. Bei dem Anblick dieſes Orts mildert ſich ſein Schmerz, eine leiſe Hoffnung füllt wieder tröſtend die bange Bruſt. Da öffnet ſich die Pforte des Pallaſtes, viele Bedienten erſcheinen; eine reichgeſchmückte Gondel mit Ruderern und Muſikanten in der Livree des Prinzen N. wartet an den Marmorſtufen — jetzt ſteigt glänzend geputzt eine Dame hinab — ſie iſt's! — Flaminie iſt's! Mit aller Grazie der Coquetterie lüftet ihre zarte Hand den Schleier, feurig ſtrahlt das dunkle Auge, ſüßes Lächeln umſpielt ihren Mund — ſie gibt einem ſchönen Cavalier den Arm, der ſie mit der zärtlichſten Aufmerkſamkeit geleitet. Paul erkannte einen Nebenbuhler und einen vorgezogenen Nebenbuhler! — Der Schrei, den ihm die Wuth auspreßt, verliert ſich in dem bewundernden Ausruf der Menge, die den Pallaſt umgibt; die leichtſinnige, eitle Flaminie wird ihn nicht gewahr, der Prinz hebt ſie in die Gondel, ſetzt ſich zu ihr und bei dem Klange der Inſtrumente ſchiffen ſie davon. Mit der Geliebten fühlt der unglückliche Paul ſein Leben entfliehen und ſinkt bewußtlos nieder, als ſie ſeinen Augen entſchwindet.

Auf ſeinem Bette fand er ſich wieder. Der treue Anton war ſeinem Herrn von weitem nachgegangen, hatte ihn aufgehoben und in ſein Hotel bringen laſſen. Hier folgte heftiges Fieber der tiefen Ohnmacht, eine ernſtliche Krankheit brach aus. Sobald die erſte Gefahr überſtanden war, ließ ihn der Arzt, in der Hoffnung, daß eine reinere Luft ſeine Geneſung befördern würde, nach dem Feſtlande transportiren, doch dieſe Veränderung brachte nicht das gewünſchte Reſultat; mit neuer Wuth kehrte das Fieber wieder, und Anton, der täglich dem Tode ſeines Herrn entgegen ſah, entſchloß ſich, der Gräfin von Savenay zu ſchreiben.

Indeß hatte Flaminie Pauls Anweſenheit erfahren. In einem Augenblick der Unzufriedenheit mit ihrer Herrin war Gianetta heimlich zu dem jungen Franzoſen gegangen, von deſſen Freigebigkeit ſie früher ſo viele Beweiſe erhalten, und Anton hatte ihr die traurige Lage und die Veranlaſſung ſeiner Krankheit nicht verborgen. Gianetta war ſo gerührt, als ſie ihrer Dame dieſe Nachricht mittheilte, daß auch in Flaminiens Seele das Mitleid die alte Neigung erweckte. Der Prinz, deſſen Huldigung ſie in eine ernſtere Verbindung zu verwandeln gewünſcht hatte, war plötzlich abgereiſt; Flaminiens leichtſinniges Herz brauchte Beſchäftigung; die ſüßen Stunden, die ſie mit Paul verlebt, ſchwebten ihrer Erinnerung vor, ſie ſehnte ſich nach gleichem Glück und überredete ſich ſelbſt, daß er ihr immer theuer geblieben ſei, während ſie im Taumel des Vergnügens, berauſcht von allen Siegen, die ihr ſeit ihrer Rückkehr nach Venedig geworden waren, ſeine Briefe nicht beantwortet, ſelbſt ſein Andenken als freudeſtörend verbannt hatte. Sie gefiel ſich in dem Gedanken an Pauls Entzücken, wenn er erführe, ſie liebe ihn noch, und von dieſen ſüßen Träumen gewiegt, fand ſie es großmüthig, den erſten Schritt zu thun. Am nämlichen Abende noch ſandte ſie Gianetta, dem Armen Troſt zu bringen; ihre Botſchaft wurde nicht angenommen, Anton ließ Niemand zu ſeinem Herrn und berief ſich ſogar auf deſſen Befehl, indem er Flaminiens Briefe zurückwies.

Dieſer Widerſtand reizte die Eigenliebe der leidenſchaftlichen Frau, und was vielleicht Laune eines müßigen Herzens geweſen war, wandelte ſich in glühendes Gefühl. Sie ging ſelbſt in Pauls Wohnung — er war auf das Land gebracht worden. Nun fuhr ſie täglich nach Mira, von Gianetta begleitet, die ſich an dem Gitterthor, das ſich nie für ſie öffnete, nach Pauls Befinden erkundigte, während Flaminie, in der Gondel verborgen, ihrer Wiederkehr mit der Angſt heißer unglücklicher Liebe harrte.

Pauls Gattin kam an und Germain empfing

Gianetta, als ſie wie gewöhnlich am frühen Morgen erſchien. Ihre Treuherzigkeit gefiel dem alten Diener, der ſie ſeiner Herrin empfahl, und Valentine nahm ſie, durch ihre Erzählung getäuſcht, unter dem Namen Marietta auf. Gianetta flog zu Flaminien, ihr den Erfolg ihrer Liſt mitzutheilen, und dies Gelingen belebte die Hoffnung in der Bruſt der Venetianerin. Sie will durchaus den Kranken ſehen, die Gegenwart ſeines Weibes hält ſie nicht zurück; ſie wähnt ihn ſterbend — was hat ſie noch zu ſchonen? — Am nächſten Abend führt Gianetta ſie in's Haus und verbirgt ſie; um Mitternacht nähert ſie ſich Pauls Zimmer und kühn gemacht durch das darin herrſchende Schweigen, wagt ſie ſich hinein; bei dem matten Schimmer der Lampe erblickt ſie den Geliebten, bleich und wie leblos liegt er da. Im Wahnſinn der Leidenſchaft neigt ſie ſich auf ſeine Lippen, als wolle ſie ſeinen letzten Hauch aufküſſen, und unfähig, dem Ausbruche ihres Schmerzes länger zu gebieten, entflieht ſie ſtöhnend. Dieſer glühende Kuß, dieſer Klagelaut weckten Paul; er rief Flaminien, ihr ſtreckte er die Arme nach, und an ſein Bett trat — Valentine.

Paul ſchrieb die Erſcheinung, die er gehabt, einem

Traume zu, aber der Kuß brannte noch auf ſeinen Lippen. Er glaubte ihn von Valentinen empfangen zu haben und ſüße Ueberraſchung, zarte Dankbarkeit weckten ein innigeres Gefühl in ſeiner Bruſt. Ihr wähnte er ſein Leben zu danken und gelobte, es ihr künftig zu weihen. Verirrte ſich auch zuweilen ſein Gedanke zu gefährlichen Erinnerungen, ſo hielt er ſie für machtlos, ſeit Verachtung die Liebe aus ſeinem Herzen verdrängt hatte. Jetzt aber empfand er ſchmerzlich alle Gewalt des erſten, tiefen Eindrucks, da es an dieſem Abende nur weniger Worte der Zauberin bedurft hätte, ſeine Sinne zu verwirren und ſeine Vernunft zu betäuben.

Die Nacht verging ihm im Nachdenken über den Entſchluß, den er zu nehmen hatte; er fühlte die Schwäche ſeines Herzens, und beſchloß, die Nähe Venedigs zu fliehen, die ihn der Gefahr ausſetzte, Flaminien wieder zu ſehen. Seine Geſundheit erlaubte ihm, in's Feld zurückzukehren, und wie viel es ihm auch koſtete, ſeine junge, liebende Gattin zu verlaſſen, wähnte er dies Opfer der Ruhe und dem Glück eines Weibes ſchuldig zu ſein, das ſeiner Liebe ſo würdig war.

Am Morgen ſprach er mit ihr über ſeine Lage.

Der commandirende General zog von allen Seiten ſeine Truppen zuſammen, um ſie den Oeſtreichern entgegen zu ſtellen, die in Maſſe aus den Engpäſſen Tyrols vordrangen. Alle Officiere eilten an ihre Poſten, und die Ehre gebot Paul, nicht länger zu zögern.

Mit Ergebung empfing Valentine dieſe Nachricht; ihr Herz blutete, aber ſie ſprach ſanft und zärtlich: „gehe, lieber Paul, der Himmel ſchütze Dich! Ich bin eine Soldatenfrau und weiß, daß meine Liebe dem Vaterlande nachſtehen muß. Gott verhüte, daß Du um meinetwillen Deine Pflicht verſäumen ſollteſt! Dann wäre ich Dein nicht werth!“

Dieſe großmüthigen Worte, denen ihre Bläſſe, das Zittern ihrer Stimme und ihr thränenvolles Auge widerſprach, rührten Paul tiefer, als aller Ungeſtüm der Leidenſchaft, alle Troſtloſigkeit des Schmerzes vermocht hätte. Er fühlte ſich ſtolz auf den Beſitz eines ſo edlen Herzens, und dieſem Gedanken, der ihn in ſeinen eignen Augen erhob, dankte er den Muth, den er zur Ausführung ſeines Vorſatzes bedurfte.

Es ward beſchloſſen, daß Valentine das Landhaus, wo ſie ſich jetzt aufhielten, fort bewohnen und ſich, im Fall der Kriegsſchauplatz ſich den Ufern der Brenta näherte, nach Venedig zurückziehen ſollte, wo die Gegenwart des franzöſiſchen Reſidenten ſie gegen jede Gefahr ſchützen würde. Paul nahm Anton mit ſich, ließ ihr Germain und zwei andere franzöſiſche Bedienten zurück, ſagte ihr ein zärtliches Lebewohl und ging zur Armee.

Kaum waren vierzehn Tage verfloſſen, als Valentine Nachricht von der Schlacht bei Arcola empfing. Paul war nicht verwundet, er befand ſich wohl und zu der Sprache inniger Neigung geſellte ſich die Hoffnung baldigen Wiederſehens, denn man ſprach von Friedenspräliminarien mit Oeſtreich, die zu einem allgemeinen Frieden führen könnten. Mehr als vier Wochen verſtrichen indeß, ohne daß Valentine ihre Hoffnung ſich realiſiren ſah; ſie ſehnte ſich um ſo mehr nach Pauls Rückkehr, da die vorgerückte Jahreszeit und die einſame Lage ihrer Wohnung den Aufenthalt auf dem Lande unangenehm, ja beinahe gefährlich machten. Der Haß der venetianiſchen Bauern gegen die Ueberwinder Italiens erſtreckte ſich auf Alles, was ihnen angehörte, und die Regierung, welche äußerlich den Schein großer Rechtlichkeit zu bewahren ſtrebte, gab den Bedrückungen jeder Art, die ſich ihre Unterthanen gegen die Franzoſen erlaubten, ſchweigende Aufmunterung. Seit mehreren Tagen überlegte Valentine bereits, ob ſie ſich nicht nach Venedig begeben ſollte, als ein Vorfall, der beinahe ihr Leben gefährdete, ſie dazu nöthigte.

In einer Nacht weckte ſie ein Lärm, der aus dem Erdgeſchoß, wo ihre Leute ſchliefen, bis in ihr Zimmer drang. Sie hörte die Stimme ihrer Bedienten „Mörder! Diebe!“ rufen, ſprang aus dem Bette, warf eiligſt ihre Kleider über, und in der Idee, daß man ſie wirklich ermorden wolle, flog ſie, von dem Inſtinct der Selbſterhaltung geleitet, durch eine geheime Treppe in den Garten hinab, zu einem dichten Gebüſch, um ſich darin zu verbergen. Das Gehölz war von einem andern Garten durch eine Mauer mit einer Thür getrennt, deren Riegel ſich auf ihrer Seite befand; beide Gärten gehörten demſelben Eigenthümer, welcher den zweiten mit dem dazu gehörigen Landhauſe an ein Mitglied der öſtreichiſchen Geſandtſchaft vermiethet hatte.

Kaum befand ſich Valentine einige Minuten in dieſem Verſteck, als die Flüche der Räuber und das Hülfsgeſchrei ihrer Leute auf's Neue erſchallte und ſie ſo in Furcht ſetzte, daß ſie ſchnell die Thür öffnete, ſie hinter ſich verſchloß und nach dem Landhauſe zu ſtürzte, auf deſſen Flur ſie Lichter ſich bewegen ſah. Mit dem Angſtruf: „retten Sie mich, um Gottes willen, beſchützen Sie mich!“ ſank ſie faſt ohnmächtig zu den Füßen eines jungen Mannes nieder, der, durch den Lärm im Nachbarhauſe geweckt, ſeine Leute zuſammenrief, um dort Hülfe zu bringen.

Lebhaft überraſcht von ihrem unerwarteten Anblick, hob der Fremde die ſchöne Bittende auf, ſprach ihr Muth ein, führte ſie in ein Zimmer, um ſich zu erholen, und eilte dann mit ſeinen Dienern nach Valentinens Wohnung. Die Frau des Caſtellans bot der jungen Franzöſin ihre Dienſte an, aber von Angſt und Unruhe betäubt, vernahm Valentine kaum, was ſie ſagte. Nach einer bangen Viertelſtunde kehrte der Fremde mit Germain zurück, der, froh, ſeine Herrin außer Gefahr zu wiſſen, mit Thränen ihre Hand küßte.

Die Räuber, welche die plötzliche Ankunft des Fremden und ſeiner Leute in die Flucht gejagt hatte, waren über das Gitter in den Garten geſtiegen. Sie kamen in der Hoffnung, ein blos von einer Dame bewohntes Haus zu plündern, und nachdem ſie Germain und ſeine Gefährten in einen Keller geſteckt hatten, waren ſie eben in beſter Arbeit, als die Dazwiſchenkunſt des Fremden ſie ſtörte. Valentine dankte dem Letztern mit Wärme und wollte heimkehren, da die Gefahr vorüber war; Germain und die Caſtellanin riethen ihr aber davon ab, und der Fremde bat ſie dringend, ſein Haus als das ihre zu betrachten und ihm die Ehre zu gönnen, ſie morgen früh ſelbſt nach Venedig zu bringen, wohin ſie gedachte. Dankbar nahm ſie dies verbindliche Anerbieten an, der Fremde verließ ſie, ihr die nöthige Ruhe zu gönnen, die Frau blieb bei ihr und der treue Germain legte ſich im Vorzimmer nieder.

Der Fremde, zu welchem Valentine ſich geflüchtet, war von dem öſtreichiſchen Cabinet mit geheimen Aufträgen an die venetianiſche Regierung geſendet. Um die Aufmerkſamkeit des franzöſiſchen Reſidenten nicht zu reizen, dem der Senat ſeine Verbindung mit Oeſtreich zu verbergen wünſchte, wohnte er nicht in der Stadt, ſondern begab ſich täglich insgeheim dahin, ſich mit den Gliedern des Senats zu berathen und kehrte Abends nach jenem einſamen Landhauſe zurück, um von dort die Couriere an ſeinen Hof abzufertigen. Valentine war dem jungen Diplomaten nicht ganz unbekannt; er war ihr zuweilen auf ihren Spatziergängen begegnet, und wie ernſt und wichtig auch ſeine Berufsarbeiten waren, hinderten ſie ihn doch nicht, die Reize ſeiner Nachbarin zu bemerken. Mit lebhafter Theilnahme ließ er ſich erzählen, wie die junge Frau jeder Gefahr getrotzt habe, um zu ihrem Gemahl zu eilen, der ihrer Pflege ſein Leben verdankte. Es gibt Männer, in deren Augen die Tugend eines Weibes, wäre ſie ſelbſt ihrem Intereſſe entgegen, ihm den ſüßeſten Reiz verleiht. Leopold von M. gehörte zu dieſer Zahl; er achtete und bewunderte ſeine ſchöne Nachbarin und war beinahe daran, ſich in ſie zu verlieben. Was mußte der junge Deutſche in ſeinem glühenden Herzen, ſeinem romantiſchen Sinn empfinden, als die Schöne, deren Bild, ob er ſie gleich nur von Weitem geſehen, doch öfters ſeine Phantaſie beſchäftigte, in der reizendſten Unordnung zu ſeinen Füßen ſtürzte! Ohne ſich zu geſtehen, was er von dieſem Zufall hoffte, gab er ſich dem Zauber hin, der für ihn in dem Gedanken lag, der Beſchützer einer ſchönen Frau zu ſein; die ihm theuer zu werden begann, und fühlte ſich ſehr glücklich, als er am andern Morgen neben ihr in der bedeckten Barke ſaß, die ſie nach

Venedig brachte. Valentinens Leute und Gepäck folgten in einer andern Gondel nach.

Während der einige Stunden dauernden Ueberfahrt zeigte ſich Leopold höchſt liebenswürdig, eifrig bemüht für ihre Bequemlichkeit, beinahe zärtlich. Ohne einen Verführungsplan zu ahnen, den ſich der junge Mann ſelbſt nicht geſtand, fühlte ſich Valentine anfänglich etwas verlegen über ihre Lage, zumal da die Sprache ihres Begleiters durchaus nicht jene kalte, ſtets fertige Galanterie athmete, welche die Frauen, gewöhnt, in ihr eine bloße Form des Geſprächs zu ſehen, ohne Gefahr anhören und ohne Befangenheit beantworten. Leopolds Worte hingegen ſchienen aus dem Herzen zu ſtrömen, tiefes, ſchwärmeriſches Gefühl leuchtete aus jedem Ausdrucke hervor, und angenehm überraſcht fand die junge Frau in ſeiner Rede eine geheime Uebereinſtimmung mit Empfindungen, die unausgeſprochen in ihrer eignen Bruſt ruhten. Er ſprach von den Schönheiten der Natur, den Reizen der Freundſchaft, den Täuſchungen des Lebens, den Hoffnungen der Zukunft — einem Stoffe, der jedem zartfühlenden Herzen ſo geläufig iſt, und hingeriſſen durch die Verführung, die für ein vertrauendes Gemüth in ſolcher Gleichheit der Anſichten liegt, ließ ihn Valentine unwillkürlich die Art Sympathie ſehen, die zwiſchen ihnen herrſchte. Die Wärme, mit welcher ſie von den edelſten Gefühlen, den erhabenſten Gegenſtänden ſprach, verbreitete einen neuen lebendigen Reiz über ihre lieblichen Züge, und Leopold berauſchte ſich in der Wonne, ſie zu betrachten; bald aber verrieth ſich ſeine ſchweigende Bewunderung, er faßte Valentinens Hand und drückte ſie an ſeine Lippen. Das Entzücken, deſſen er nicht Meiſter war, dieſe leidenſchaftliche Bewegung, ſeine Blicke beſonders, verſchüchterten die junge Frau und ſie bereuete beinahe das ihm gegönnte Vertrauen. Bald indeß wußte ſie das Geſpräch auf gleichgültigere Gegenſtände zu lenken, und in ihrem Betragen jene Würde, welche alle Erklärung verbietet, mit der liebenswürdigſten Freundlichkeit vereinend, zwang ſie Leopold, ein Gefühl, deſſen Geſtändniß ſie nicht anhören durfte, in ſein Innerſtes zu verſchließen.

Dieſe kleine Erfahrung, die ſie von der Gebrechlichkeit des menſchlichen Herzens und den Gefahren rückſichtsloſer Offenheit im Ausſprechen ſeiner Empfindungen gemacht hatte, verbreitete einen Schatten von Trauer über die erſten Augenblicke ihrer Ankunft in Venedig.

Sie fuhren durch die Lagunen, und wie aus dem Schooße des Meeres geſtiegen, das ihr zum Walle dient, hob ſich die reiche Stadt mit ihren Marmorpalläſten, ihren mauriſchen Thürmen und erzbekleideten Kuppeln vor Valentinens überraſchten Blicken empor. Jetzt näherte ſich die Barke dem Marcusplatze; ſchon ſah ſie die alten, ſchwarzen Maſſen des Dogenpallaſtes, die hohen Säulen mit den Statuen der Schutzpatrone Venedigs, ſelbſt die große, am Eingang des Platzes wie eine vorſpringende Schanze vor Anker liegende Galeere; aber eine bange Ahnung beſchlich ihre Bruſt und der Anblick dieſer Herrlichkeit erfüllte ſie mit heimlicher Trauer. Ihr war, als hatte das Unheil hinter dieſen Mauern; einem drohenden Genius gleich ſchaute der goldene Engel vom Marcusthurm auf ſie herab.

Sobald ſie den Canal der Giudecca verließen, bat Leopold, durch die Nähe der Nacht verſichtiger gemacht, um ihre Befehle. Valentine verlangte, nach dem Wirthshauſe zum weißen Löwen gebracht zu werden, wo ihr Mann gewohnt hatte, und Leopold ſchickte einen ſeiner Bedienten mit Valentinens Leuten voraus, um Alles für die Ankunft ihrer Herrin zu bereiten; da ſein diplomatiſcher Charakter und die Vorſicht, welche dieſer ihm zur Pflicht machte, ihm nicht erlaubten, dieſe Sorge, die ihm ſo ſüß geweſen wäre, ſelbſt zu übernehmen. Jetzt mußte er ſich darauf beſchränken, der unſichtbare Beſchützer des ſchönen Flüchtlings zu ſein, und ſo gewiß er ſich verſprach, daß ſein Auge ſtets über ſie wachen ſolle, fühlte er ſich dennoch — dem Ziele der Reiſe ſo nahe — ſo beklommen, als käme ihm die Trennung unerwartet.

„Wird es mir erlaubt ſein, Sie wieder zu ſehen?" fragte er mit bewegter Stimme, indem er ſchüchtern ihre Hand faßte.

„Ich bin Ihnen zu viel Dank ſchuldig, um dies nicht zu hoffen," erwiederte ſie, „und ſobald mein Mann zurückkehrt, wird er Ihnen ſelbſt für die ritterliche Galanterie danken, mit der Sie über meine Sicherheit gewacht haben."

Mit Abſicht hatte Valentine ihres Mannes gedacht; Leopold fühlte dies, denn er ließ ihre Hand los. „Galanterie!" wiederholte er traurig, „ach Madame beurtheilen Sie mich beſſer!"

„Wäre unſere Bekanntſchaft nicht ſo neu,“ begann ſie ſtockend, „ſo würde ich das Wort Freundſchaft gebrauchen. Dieſes Gefühl wäre Ihrer und meiner werth.“

„Sprechen Sie es aus!“ rief Leopold mit einer Gluth, die Valentine ihre Worte faſt bereuen ließ, „darf ich Ihr Freund ſein? o ſagen Sie, darf ich es?“

„Ach!“ ſeufzte ſie, unwillkürlich ihrer trüben Ahnung nachgebend, „vielleicht bedarf ich bald eines Freundes! Wer weiß, was mich — vereinzelt wie ich ſtehe — hier erwartet.“

„Wohl!“ rief Leopold, ihre Hand innig an ſein Herz drückend, „wie es auch komme, rechnen Sie auf mich.“ Jetzt hielt die Gondel und Germain erſchien am Rande des Quais. „Ja,“ wiederholte der junge Mann mit leiſer Stimme, „rechnen Sie auf mich im Leben, wie im Tode.“

Ein dankbarer Blick Valentinens lohnte ſeine Hingebung; ſie ſtieg die Stufen hinauf und trat in das Wirthshaus, wo ſie auf ihr Verlangen das Zimmer erhielt, welches Paul vor zwei Monaten bewohnt hatte. Mit wehmüthiger Freude nahm ſie davon Beſitz. In dieſem Gemache war Paul dem Tode ſo nahe geweſen! dieſer Gedanke erfüllte ihre ganze Seele; ſie war umgeben von Erinnerungen an ihn, dem ihre Gefühle allein gehören durften, und mit ſeinem Andenken beſchäftigt, vergaß ſie Leopolds romantiſche Zärtlichkeit.

Sobald ſie ſich eingerichtet hatte, ſchrieb ſie an den franzöſiſchen Reſidenten und erſuchte ihn um ſeinen Schutz. Mit väterlichem Wohlwollen antwortete ihr Herr L., indem er ſie zugleich zu ſeinen Abendgeſellſchaften einlud, wo ſie — wie er ſchrieb — die Heiterkeit und das freundliche Geplauder ihres Vaterlandes nicht vermiſſen würde.

Valentine fühlte ſich nicht geſtimmt, Geſellſchaft zu ſehen, der Schutz des Repräſentanten ihrer Nation war Alles, was ſie wünſchte. Ihr Geiſt war nicht frei, ihr Herz nicht ruhig genug, um ſich, beſonders in Abweſenheit ihres Mannes, einer Zerſtreuung hinzugeben. Die durch den Krieg herbeigeführte Unterbrechung aller Communicationen entzog ihr oft die Briefe ihrer Mutter, deren Geſundheit ſie äußerſt beſorgt machte, und jetzt, wo ſie ihrem Gatten nicht mehr nützlich ſein konnte, betrübte ſie ſich über ihre müßige Lage, wie über ein Unglück. Im tiefſten Grunde des Herzens hegte ſie noch eine Urſache des

Mißmuths, die ſie indeß ſich kaum geſtand, weil ſie vor dem Gefühl erſchrak, das dieſe erregte.

In den erſten Tagen ihres Aufenthalts im weißen Löwen hatte ſich der Wirth, ſobald er erfuhr, ſie ſei die Frau des franzöſiſchen Officiers, der bei ihm krank gelegen, verpflichtet geglaubt, ihr eine kleine Brieftaſche einzuhändigen, die ohne Zweifel von ihrem Manne vergeſſen worden war, als man ihn auf's Land gebracht hatte.

Die Brieftaſche war blos durch eine Schnalle geſchloſſen; Valentine öffnete ſie und fand mit Erſtaunen ſtatt der erwarteten Papiere eine Locke der ſchönſten blonden Haare darin. Mit klopfendem Herzen rollte ſie die Locke auf, ein kleines herumgeſchlagenes Papier enthielt in italieniſcher Sprache und von unbekannter Hand die Worte: Bergamo, ſiebzehnten Juli, Mitternacht.

Bei dieſem Anblick, der ihr eine Untreue zu offenbaren ſchien, bedeckte die Röthe der Scham die Wangen der züchtigen Frau, und eine bittere Muthloſigkeit drang in ihr Gemüth. Lange Zeit blieb ſie wie betäubt von dieſer unſeligen Entdeckung, endlich ſchlug ſie den Papierbrief um die Locke, verſchloß

Beides in der Brieftaſche und heiße Thränen benetzten dieſen Beweis von Pauls Unbeſtändigkeit — ach, jetzt erſt empfand ſie, wie theuer er ihr geworden war!

Nach und nach beſänftigte ſich der Sturm in der jungen Bruſt; die Vernunft, auf deren Stimme ſie trotz ihrer Jugend ſtets gehört hatte, ſagte ihr, Paul könne wohl zu entſchuldigen ſein; das Datum jenes Liebespfandes — wenn es anders ein ſolches war — ſchien nicht neu; damals war er weit von ihr entfernt, er kannte ſie kaum. — Wer weiß, ſetzte ihre natürliche Großmuth hinzu, wie lange er widerſtanden hat — welche Verführungskünſte vielleicht angewendet worden ſind, um ihn ſtrafbar zu machen! — Auch die Erinnerung an die erſte Zeit ihrer Wiedervereinigung, an die glücklichen Tage, die ſie mit ihm verlebt, erhob ihre Stimme zu Gunſten Pauls. „Nein,“ ſagte ſie endlich, „er iſt nicht ſchuldig — und war er es vielleicht einen Augenblick lang, ſo iſt er es wenigſtens nicht mehr und mein Herz verzeiht ihm.“

Dieſer Entſchluß beruhigte anfänglich ihre Seele; eine edle Zufriedenheit mit ſich ſelbſt ſiegte über ihren Kummer, allein die Verletzung des Vertrauens läßt, wie jene heftigen Krankheiten, welche die Organe des Lebens angreifen, eine unauslöſchliche Spur und die beſtändige Furcht noch ſchlimmeren Wehes zurück. Trotz ihrer weiſen Ueberlegung fühlte ſich Valentine in den innigſten, zarteſten Empfindungen verletzt, die das Herz eines Weibes zu bewahren vermag.

Das einſame, abgeſchiedene Leben, welches ſie führte, unterſtützte dieſe ſchwermüthige Stimmung. Selten nur unterbrach ein Brief ihrer Mutter oder einige flüchtige Zeilen von Paul die Einförmigkeit ihrer Tage und die einzige Zerſtreuung ihres Trübſinns dankte ſie den Beweiſen der Theilnahme, die ſie von ihrem jungen Beſchützer empfing.

Die Kälte des Decembers und die Entfernung der Gärten machten in Venedig die Blumen zu einer Seltenheit; dennoch aber erhielt Valentine jede Woche einen Korb voll der ſchönſten Blumen, der köſtlichſten Früchte, oder jener herrlichen Zuckerwaaren, die man damals nur in jener Stadt zu bereiten verſtand. Dieſe kleinen Geſchenke waren ſtets von einem Billet begleitet, in welchem ſich Leopold mit der ſinnreichſten Delicateſſe ausſprach, und Valentinens Herz klopfte unwillkürlich bei dieſen Beweiſen einer Neigung, die für bloße Freundſchaft zu lebhaft und doch zu rein war, um einen andern Namen zu verdienen; mit Mühe entriß ſie ſich oft dem Vergnügen, in welches Gedanken und Bilder, die nicht immer gefahrlos waren, ſie verſenkten. Eines Morgens, wo ſie einen Brief ihres Mannes empfing, verglich ſie, ohne es zu wollen, deſſen kurzen, beſtimmten Ton, ſeine nachläſſige Sprache mit jener Wärme, jener Fülle der Empfindung, jener glänzenden Phantaſie, die Leopolds Briefe athmeten. Mitten in dieſer gefährlichen Beſchäftigung brachte man ihr ein Billet von ihm; er bat um die Erlaubniß, ſie zu beſuchen, weil ihn die Aufträge ſeines Hofes ſchon am nächſten Abend nach Iſtrien riefen, und er dringend wünſchte, ſie noch einmal zu ſehen, ehe er ſie vielleicht auf immer verlaſſen müßte.

Valentinens erſtes Gefühl war — geſtehen wir es — eine lebhafte Verſuchung, der Bitte des jungen Mannes nachzugeben; das zweite aber gehörte ganz der Vernunft. So ſchwer es ihr auch ward, in Leopolds Augen undankbar zu erſcheinen, indem ſie ſo ſprechende Beweiſe der Theilnahme mit einer an Unhöflichkeit grenzenden Kälte vergalt, legte ſie ſich dennoch die Mühe, welche ihr dieſe Ueberwindung koſtete, als eine Buße für die Gedankenſünde auf, die ein zu zartes Gewiſſen ihr vorwarf. Sie ſchrieb Leopold einige Worte des Abſchieds, in welchen ſie die Bewegung ihres Gemüths geſchickt zu verhehlen wähnte. Ihr Billet konnte zwar dem jungen Deutſchen keine Hoffnung geben, milderte aber dennoch ſein Leid; denn ihm leuchtete aus Valentinens gemeſſenen Ausdrücken von Achtung und Freundſchaft jene verſchämte Furcht, jenes Mißtrauen in ſich ſelbſt entgegen, das — alle Handlungen eines zartfühlenden, tugendhaften Weibes begleitend — nie ſeine Wirkung auf das Herz eines rechtlichen Mannes verfehlt. Leopold vermochte ein ſo edles Gemüth zu würdigen; er reiſte ab, ohne Valentine geſehen zu haben, aber ihr Bild blieb, von der Glorie der Tugend umſtrahlt, in ſeiner Bruſt.

Das Carneval hatte am Tage nach Weihnachten begonnen, denn trotz dem Kriege, der die Provinzen verwüſtete und einer unermeßlichen Feuersbrunſt gleich, ſich täglich mehr der Hauptſtadt näherte, konnten die Venetianer, an die periodiſche Wiederkehr dieſer Vergnügungen gewöhnt, die Zeit derſelben nicht vorübergehen laſſen, ohne ſich ihnen mit der alten Wuth hinzugeben. Der große Canal war mit Gondeln bedeckt, eine doppelte Reihe eleganter Zelte, worin Seidenwaaren, Juwelen und Kryſtalle feil geboten wurden, zierten den Marcusplatz, wo Neugierige und Käufer ſich drängten; überall ſah man wandernde Theater, auf denen die ſtehenden Masken der italieniſchen Komödie ihre veralteten Poſſen wiederholten, überall zogen Gaukler, Taſchenſpieler, Improviſatoren das vergnügensſüchtige Volk an, jeden Abend fanden glänzende Vereine im Ridotto, in der Fenice, in den verſchiedenen Theatern oder den Palläſten reicher Patricier Statt. Tanz, Spiel, Liebesintriguen, mit einem Wort, das Vergnügen durch die Maskenfreiheit beſchützt, ſchien die einzige Angelegenheit des leichtſinnigen Volkes zu ſein.

Indeß hatte Mantua capitulirt; die Franzoſen beſetzten Treviſo, Vicenza und Padua.

Die letzte Stadt wurde Pauls Regimente zur Garniſon angewieſen, und er benutzte die Nähe Venedigs, um ſeine Frau wieder zu ſehen. Ob nicht auch andere Beweggründe, die er ſich ſelbſt nicht geſtand, ſeine Rückkehr beſchleunigten — wiſſen wir nicht. Zwar hatte er zwei Briefe Flaminiens voll Vorwürfe und leidenſchaftlicher Klagen unbeantwortet gelaſſen, aber als er Venedig wieder betrat, als er den Marcusplatz, die Canäle, die Gondeln wieder ſah, da trat auch jener Augenblick, wo Flaminie, den Schleier hebend, ihm zum erſten Mal ihr reizendes Geſicht zeigte, wo der Strahl ihres Auges zündend in ſeine Seele fiel, mit neuer Lebendigkeit vor ſeine Phantaſie und warf ihn in eine Verwirrung, die ſich erſt bei Valentinens freudigem Empfang zerſtreute.

Rein und ungetrübt war das Entzücken der Letzteren, ihren Gatten wieder zu ſehen; mit unausſprechlicher Zärtlichkeit ſchloß ſie ihn in ihre Arme und die Erinnerung an die kleine Brieftaſche, die ſich ſonſt immer in ihrer Seele neben Pauls Andenken ſtellte, bot ſich ihren Gedanken nicht ein einziges Mal dar, kein Hauch des Verdachts trübte die Seligkeit dieſes Wiederſehens. Paul war tief gerührt von einem ſo liebevollen Empfange; nach den Strapazen aller Art, die er ausgeſtanden, erſchien ihm die Ruhe an der Seite eines geliebten Weibes doppelt ſüß, er fand einen nie gekannten Genuß in der Behaglichkeit, die ihre zarte Sorgfalt ihm bereitete, und verließ in den erſten Tagen ſeines Aufenthaltes Valentine nur, um die unerläßlichſten Beſuche zu machen. Er vermied die Nähe des Pallaſtes

Polano und wagte nicht, nach Flaminien zu fragen; er fürchtete ſich, ihr zu begegnen, oder von ihr ſprechen zu hören. Dieſe Scheu verrieth die ungeheilte Wunde ſeines Herzens, indeß die Zuflucht, die er in dem häuslichen Glücke ſuchte, bewies, wie mächtig deſſen Zauber auf ihn wirke, da er ihn ſtets zurückführte und bei Valentinen feſthielt.

Doch wie hätte er der doppelten Verführung des eignen Herzens und eines Weibes widerſtanden, deſſen Leidenſchaft die Hinderniſſe mehr angefacht als vermindert hatten!

Eines Abends, als er den Reſidenten verließ, zu dem ein Geſchäft ihn geführt, drückte man ihm verſtohlen ein Billet in die Hand. Es war von Flaminien — ſie ſchrieb:

„Paul! Du biſt in Venedig und ich ſah Dich noch nicht! — Kannſt Du, der mich ſo glühend liebte, kannſt Du meine ſehnliche Bitte verwerfen? Sei morgen Abend im Ridotto, ich werde mich maskirt einfinden, um Dich zu ſehen. Nicht mit Dir ſprechen, nur ſehen will Dich, Geliebter, und dieſer Moment, den ich vielleicht nur Deinem Mitleid verdanken werde, ſoll mir ſüßer ſein als alle, die mir verfloſſen, ſeit ich Dich verlor. Drei Nächte nach einander will ich im Ridotto auf Dich warten; kommſt Du nicht — dann weiß ich, daß Du mir nicht verziehen haſt, und nimmer hörſt Du wieder von der unglücklichen Flaminie. Was ſoll ihr das Leben, wenn Paul ſie nicht mehr liebt?“ —

Dieſe Zeilen, welche Paul bei dem Schein der Laternen ſeiner Gondel las, füllten ſeine Bruſt mit unbeſchreiblicher Unruhe. Lockende Bilder vergangenen Glücks ſtiegen in ſeiner Seele auf, erwachende Liebe, die er Mitleid nannte, machte ihn ganz geneigt, Flaminiens Wunſch zu erfüllen, da trat plötzlich das Andenken ihrer Treuloſigkeit erkältend zwiſchen ihn und ſie, und er gelobte ſich, ſie zu meiden. Rief er ſich dann wieder Flaminiens leidenſchaftliches Gemüth, ihre heftigen Entſchlüſſe, die Gluth der Empfindung zurück, die ihrer Schönheit einen ſo unwiderſtehlichen Reiz verlieh, ſo fürchtete er, dieſe Feuerſeele zu einer unſeligen That zu treiben, auf welche der Schluß ihres Billets hinzudeuten ſchien, und wenn er dieſer neuen Verſuchung faſt erlag, ſtellte ſich Valentinens reines, unſchuldiges Bild zwiſchen ihn und die Zauberin, mit ihrem ſanften, züchtigen Blick, als würfe ſie ihm das Vergeſſen ſeiner Gelübde vor.

In unſäglicher Befangenheit kam er heim, und welche Mühe er ſich auch gab, ſie den Augen ſeiner Frau zu verbergen, entging doch ſeine Verwirrung dem durch die innigſte Neigung geſchärften Blicke Valentinens nicht. Liebevoll und beſcheiden forſchte ſie nach der Urſache ſeiner Verſtimmung, und begnügte ſich anfänglich, da Paul politiſche Gründe vorſchützte; aber als ſie die Traurigkeit ihres Mannes zunehmen, ſeine innere Unruhe wachſen ſah, wie ſehr er ſie auch zu beherrſchen ſtrebte — da drang ein unbeſtimmter Argwohn in ihr Herz, ſie gedachte der Brieftaſche, und eine dunkle Ahnung fliſterte ihr zu, daß ihr von dort ein Unheil drohe.

Schmerzlicher Augenblick, wo die vertrauende Liebe die Untreue des Geliebten gewahrt, wo ſie ſich die grauſame Wahrheit, vor deren blitzähnlichem Leuchten der Wunſch, eine werth gewordene Täuſchung zu bewahren, bisher ihre Augen verſchloß, nicht länger zu verbergen vermag! — Ein Wort, eine Geberde, oft ſogar — ſeltſame Eigenheit des Herzens! — eine zärtlichere Liebkoſung iſt hinreichend, das unſelige Geheimniß zu enthüllen und die gegründetſte Sicherheit zu zerſtören.

Seit in Pauls Seele das Feuer der Leidenſchaft mit der Strenge der Pflicht rang, war er gegen Valentine inniger als je; unaufgefordert ſchwor er ihr, ſie zu lieben, nur ihr zu leben. Dieſe neuen Verſicherungen eines Gefühls, auf welches ſie rechnen durfte, die warmen Liebkoſungen, welche jene begleiteten, erregten in Valentinens Bruſt eine Bewegung, die faſt dem Erſchrecken glich. Sie wollte antworten und unwillkürlich zitterte eine Thräne in ihrem Auge und Seufzer ſchwellten ihren Buſen.

Oefter ſchon hatte ſie ſeit Pauls Rückkehr jene Herzensbeklemmung, jenen Schmerz ohne Namen gefühlt, die Vorläufer großen, das Glück eines ganzen Lebens verſchlingenden Unheils. Einmal hatte er ſie, indem er ſie in ſeine Arme ſchloß, mit einem fremden Namen genannt und dieſer Irrthum, den er mit ziemlicher Befangenheit dem Zufall zuſchrieb, ſie betrübt. Der Anblick der kleinen Brieftaſche, die ſie unwillkürlich jeden Tag beſah, gab ihr jetzt eine unausſprechliche Angſt. Mehr als einmal drängte es ſie, Paul ihr Herz zu öffnen, und ihm jenes unheilbringende Pfand zu übergeben, das, ihren Argwohn nährend, ihr Glück vergiftete, doch ſtets hielt ſie die großmüthige Beſorgniß zurück, ihn vor ihr erröthen zu ſehen. Ein unerklärbares, unwiderſtehliches Gefühl bewog ſie, dieſen ſtummen Zeugen der Untreue Pauls zu behalten; ſie vermochte ſo wenig ihn zu vernichten, als ihn im Beſitz ihres Gatten zu wiſſen.

Drei Tage waren bereits verfloſſen, ſeit Paul Flaminiens Billet empfing; heute Abend erwartete ſie ihn zum letzten Mal. Valentine, die ihren Gemahl mit liebender Sorge beobachtete, bemühte ſich vergebens, ihn zu zerſtreuen, und äußerte endlich — wahrſcheinlich auf Eingebung ihres böſen Genius — den Wunſch, einen Abend im Ridotto zuzubringen, wenn er ſo artig ſein wolle, ſie dahin zu führen. Dieſer Vorſchlag überraſchte ihn; er fixirte ſeine Frau, als wollte er in dieſer Bitte einen verborgenen Sinn entdecken, aber aus dem ruhigen Azur ihrer ſchönen Augen leuchtete blos der Wunſch, ihm gefällig zu ſein. Dieſer Gedanke rührte ihn und bald fand er ein Mittel, ſeine natürliche Großmuth mit dem in Einklang zu bringen, was er einer ſo natürlichen Neigung ſchuldig war. Eifrig ergriff er ihren Vorſchlag und drang in ſie, ein wenig Toilette zu machen. Mit ungekünſtelter Freude gab ſie ſeinem Wunſche nach und band ſchnell ihr Haar los, um es nach franzöſiſcher Mode aufzuſtecken. Zum erſten Mal ſah Paul dies ſchöne Haar aufgelöſt in ſeiner ganzen

Fülle; er trat zu ſeiner Frau, und die ſeidenen Locken faſſend, bewunderte er deren Reichthum. Bei dieſem Lobe zog ſich Valentinens Herz zuſammen — ſie dachte an den Inhalt der Brieftaſche. Mit hohem Erröthen ſtammelte ſie: „ach, ſie ſind doch nicht —“

Das Wort blond vermochten ihre Lippen nicht auszuſprechen, ſo mächtig war ihre Beſorgniß, Paul zu beſchämen. Halb verſteckt unter dem Schleier ihres lang hinabwallenden Haars wartete ſie, bis die Unruhe, welche dieſe Anſpielung auf den Gegenſtand ihres heimlichen Kummers in ihr erregt, ſich wieder beſänftigt hatte, ehe ſie es wagte, den Blick zu ihrem Gatten zu erheben. Er hatte nichts bemerkt, nichts errathen; ſeine Augen folgten den grazlöſen Bewegungen der holden Frau, deren niedliche Hände den eleganteſten Kopfputz vollendeten. Nie war ſie ihm reizender erſchienen, nie hatte er das Glück, ſie ſein zu nennen, tiefer empfunden. Ach, wenn in dieſem Augenblick Valentinens ſüße, weiche Stimme ihm das Leid ihres Herzens geklagt, wenn ſie ihm jene unheilbringende Locke gereicht hätte — vielleicht wäre dann die Täuſchung von Pauls Augen gewichen, vielleicht hätte er Flaminie nicht wieder geſehen. — Aber ein Zartgefühl, das man heldenmüthig nennen kann, weil es ihr Herz zerriß, ſchloß der liebenden Gattin den Mund und Paul ahnete dieſe großmüthige Zurückhaltung nicht einmal.

Sie begaben ſich nach dem Ridotto, dem Verſammlungsort des venetianiſchen Adels und der vornehmen Fremden. Außer den edlen Patriciern, die gravitätiſch Bank hielten, und einigen Franzoſen, deren Uniform und Cocarde verkündete, daß ſie die Verborgenheit verſchmähten, war Jedermann maskirt. Die Geſellſchaft ſtrömte die Säle entlang, hier ſpielte, dort tanzte man. Alle Frauen waren im vollſten Putz, aber Valentine zeichnete ſich unter ihnen durch die Grazie ihrer Haltung, die Zierlichkeit ihres Wuchſes und den edlen Geſchmack ihres Anzugs aus. Ein Flüſtern der Bewunderung folgte ihren Schritten und die junge Frau war nicht unempfindlich gegen dieſe leiſe Huldigung; ſie fühlte ſich glücklich und ſtolz, ſie in Pauls Gegenwart zu empfangen, und ahnete nicht, daß ſeine Augen Flaminie ſuchten, daß ſein Herz ihm die Grauſamkeit vorwarf, ſein junges reizendes Weib hierher zu führen, als wolle er ſie ihrer unglücklichen Nebenbuhlerin entgegenſtellen. In Gedanken verloren, ſtreifte er durch die Säle, ohne daß irgend eine Spur ihm Flaminiens Gegenwart verrieth. Nach einer Stunde erſt begann er freier zu athmen, denn er beruhigte ſich mit der Ueberzeugung, die ſchöne Witwe ſei entweder nicht gekommen, oder habe ſich bereits wieder entfernt. Jetzt betraten ſie einen weniger beſuchten Saal, da neigte eine weibliche Maske im ſchwarzen Domino ſich zu ſeinem Ohr, da nannte eine Stimme, die in ſein Innerſtes drang, ſeinen Namen — er erkannte Flaminie! —

Valentine fühlte ſeinen Arm zittern, als die Unbekannte ſich zu ihm bog; unruhig blickte ſie ihn an; er ging langſamer und unwillkürlich wandten ſich ſeine Blicke rückwärts. Flaminie lehnte ſich in einer ziemlich dunkeln Ecke des Saals an eine Säule, und ſchien einer Ohnmacht nahe. „Gott!“ rief Paul, deſſen Auge ihren Bewegungen gefolgt war, „ihr wird unwohl!“ — Schnell ſeine Frau loslaſſend, flog er zu Flaminien hin, und fing die Sinkende in ſeinen Armen auf; erſchrocken rief er nach Hülfe, alle in der Nähe befindliche Perſonen eilten herbei, nur Valentine nicht. Ihre Füße waren wie an den Boden gewurzelt, Todtenbläſſe überzog ihre Wangen, denn ach! der Capuze der Unbekannten entrollten zwei blonde Locken, jener gleich, die das Taſchenbuch barg, ſie hatte die Nebenbuhlerin geahnet, Pauls Bewegung ſie ihr enthüllt! —

Trotz ihrer Herzensgüte vermochte ſie doch nicht, ſich Flaminien zu nähern; ſie ſah Paul emſig um ſie beſchäftigt, und unfähig, ihrem Schmerz zu gebieten, floh ſie in [illegible] nächſte Zimmer. Zweimal durchſtrich ſie den Saal, als ſuche ſie Jemand, nur um ihre Bewegung zu ſtillen, endlich bemerkte ſie die Familie des franzöſiſchen Reſidenten und redete ſie an, indem ſie mit ziemlicher Natürlichkeit ſagte, ſie ſei durch eine Menge Masken von ihrem Manne getrennt worden und flüchtete daher zu ihren Landsleuten. Ihr Gemüth war ſo befangen, daß ſie kaum die freundliche Erwiederung der Damen vernahm. Paul kam nicht, Valentinens Unbehagen wuchs von Minute zu Minute und wurde von der Schweſter des Reſidenten bemerkt, welche den Saal zu verlaſſen, im Begriff war. Sie ſchob es auf die Hitze des Orts und bot Valentinen an, ſie in ihrer Gondel nach Hauſe zu bringen. Mit Haſt ergriff dieſe das Anerbieten ihrer Landsmännin — ſie dachte nicht, daß ſie auf ihren Mann warten müſſe, nicht, was er zu ihrer Flucht ſagen würde; nur nach Einſamkeit, nach ungeſtörtem Erguß ihres Schmerzes ſehnte ſich das gequälte Herz. Sie nahm den Arm der Dame, ſtieg mit ihr nach dem Quai hinunter, wo die Gondel ſie erwartete, und in wenigen Minuten befand ſie ſich zu Hauſe.

Als ſie allein und der Ueberlegung fähig war, kam ſie ſich ſehr tadelnswerth vor. Was hatte denn Paul eigentlich verbrochen? Folgte er vielleicht nicht blos der Stimme der Menſchlichkeit? — Die Dame, der er zu Hülfe eilte, war blond — aber gab es denn in Venedig nur eine einzige Blondine? Durfte ſie um eines ſo nichtigen Scheins willen ihren Mann verdammen? — Doch wie ſehr ſie auch ſtrebte, ihn zu rechtfertigen, welche Vorwürfe ſie ſich auch über ihr vorſchnelles Urtheil machte, immer ſagte ihr eine tiefe, ſchmerzliche Ueberzeugung, daß Paul ſchuldig ſei, und namenloſes Wehe zerriß ihr Herz. Lange rang ſie vergebens nach Faſſung; endlich rief ſie ſich die Rathſchläge ihrer Mutter zurück, an ihrem Worte, ihrem Beiſpiel die ermattende Kraft zu ſtärken. „O meine einzige Freundin,“ ſprach ſie dann, „noch höre ich Deine ſanfte Stimme mir wiederholen, ſchweres Dulden ſei des Weibes Loos. Ohne Murren will ich mein Geſchick ertragen.“ —

Sie gelobte ſich, Paul keinen Vorwurf zu machen, ihm nie die geheime Wunde ihres Herzens zu offenbaren. Ach wie leicht wäre es ihm, ſie zu heilen! „Aber ich will kein erbetteltes Vertrauen,“ ſetzte ſie ſtolz hinzu; „liebt er mich, ſo wird er mir Alles ſagen — ja,“ wiederholte ſie ſich, von ſüßer Hoffnung belebt, „er wird mir Alles ſagen.“

In dieſem Augenblick trat Paul in's Zimmer. Er äußerte einige Empfindlichkeit über ihre plötzliche Entfernung aus dem Saale, wo er ſie vergebens geſucht. Valentine erwiederte ſanft, ſie habe ſich vor Hitze unwohl gefühlt, und weil ſie ihn nicht zu finden gewußt, das Anerbieten der Madame D. benutzt, um in ihre Wohnung zurückzukehren. Mit keinem Worte gedachte ſie des Zufalls, der ſie von ihm getrennt hatte — ach, ſie fühlte wohl, daß aller Anſtrengung zum Trotz das Zittern ihrer Stimme ihm das heimliche Leid ihres Herzens verrathen würde. Nach und nach verlor ſich Pauls üble Laune. Er fürchtete Vorwürfe, weil er ſie verdiente, und war entſchloſſen, keine zu ertragen. Die Sanftmuth ihres Empfanges rührte und entwaffnete ihn; während Valentine ſprach und noch lange nachher beobachtete er ſie aufmerkſam, um in ihrer Miene oder ihren Reden zu erforſchen, ob ſie Argwohn gefaßt habe, aber Valentinens großmüthiges Beſtreben täuſchte ſeinen Forſcherblick. Ihr ganzes Weſen trug das Gepräge ſo wahrhafter Güte, ſo kunſtloſer Offenheit, daß er zu hoffen begann, ſie habe nichts bemerkt, und zu gleicher Zeit wußte er ihr für dies Betragen Dank, als ſei er überzeugt, ſie müſſe ſein Geheimniß errathen haben und blos aus Gefälligkeit ſchweigen.

Am nächſten Tage aber ſchwebte ein Wölkchen der Trauer auf Valentinens Stirn. Ihre Hoffnung war geſcheitert — Paul hatte ihr nichts geſagt. Nach ihrem eigenen Herzen urtheilend, das in gleichem Falle das Bedürfniß empfunden haben würde, den Geliebten zu beruhigen, erwartete ſie von Paul ein Zartgefühl, das nur dem Frauenherzen angehört, das der Mann oft nicht einmal begreift. Ueberdies erlaubten Charakter und Lage ihm nicht, gegen ſeine Frau dieſes Zuſammentreffens zu erwähnen. Sie zu beruhigen, wäre von ſeiner Seite eine unwürdige Falſchheit geweſen, weil die Zauberin, die er ſo lange geflohen, alle ihre Herrſchaft wieder über ihn gewonnen hatte. Lieber ſchwieg er über die ganze Sache.

Dieſes Uebergehen betäubte Valentinen und andere Umſtände vereinigten ſich, ihren Argwohn zu reizen. Anton, der gewöhnlich ſeinen Herrn begleitete, hatte einige Worte von dem Pallaſte Polano und deſſen ſchöner Bewohnerin fallen laſſen, die bis zu dem Ohr der jungen Frau gedrungen waren; aber deutlicher als Alles ſprach nur zu bald Pauls Betragen, das ihre Ahnung in Gewißheit verwandelte.

Er ging oft aus und bat Valentine nicht mehr, ihn zu begleiten, ſeit dieſe, unfähig, ihre Schwermuth zu beſiegen, ein oder zweimal abgeſchlagen hatte, auszugehen. Jeden Abend kehrte er ſpät heim und ſchien verdrießlich, wenn ſie auf ihn gewartet hatte. Seine Laune ward ungleich; bald verletzte ſeine ausgelaſſene Fröhlichkeit Valentinens Herz, das in ihr den Ausbruch ſtrafbaren Vergnügens zu ſehen wähnte, bald war er wieder traurig, ſinnend, unruhig, und kränkte die Liebende durch einen Kummer, den ſie weder zu theilen noch zu heilen vermochte. Oft erwachte, wenn ſie ſich allein befand, das Gefühl ihrer Würde als Gattin in ſeiner ganzen Kraft, aber dann bemächtigte ſich plötzlich ein grauſamer Gedanke — der Gedanke, ungeliebt zu ſein — ihrer Seele und ließ ſie ohne Troſt. So brachte ſie die Stunden von Pauls Abweſenheit zu, denn in ſeiner Gegenwart verbarg ſie ſorgfältig ihre Qual und die Spur ihrer heimlichen Thränen. Manchmal fand ſie ihre Anſtrengung belohnt; oft ſah ſie Pauls Blick mit zärtlichem Intereſſe auf ihr ruhen; ein anderes Mal belebte ein herzliches Wert, eine Liebkoſung, eine Anſpielung auf die ſchönen Tage am Geſtade der Brenta, ihre ſinkende Hoffnung, und ſie gab ſich der Freude hin; aber ſobald Paul ſie verließ, ſchwand auch nach und nach dieſer wohlthätige Eindruck und machte dem Argwohn der Eiferſucht Platz. Dann lieh ſie den Worten ihres Mannes einen umgekehrten Sinn, und commentirte ſie, um Nahrung für das Wehe zu finden, das ſie verzehrte, und wenn ihr dies nicht gelang, zog ſie das Schubfach auf, welches den ſichern Beweis ihres Unglücks enthielt. Zitternd faßten ihre Hände das Pfand von Pauls Untreue, mit grauſamem Vergnügen weideten ſich ihre Augen an ihm, und einer Wahnſinnigen gleich, ſtellte ſie es jedem Troſtgrunde entgegen, den Liebe oder Vernunft ihr eingaben.

Eines Abends, wo ſie dieſe Qual tiefer, als je, empfand, wo ſie wieder jene Locke, die ihr ſo unendlichen Schmerz bereitete, in der Hand hielt, bedachte ſie plötzlich, welche unſelige Gewalt dieſer Gegenſtand über ſie übte. Welche verzweifelte Entſchließungen hatte er ihr nicht ſchon eingegeben! — War ſie nicht bereits im Begriff geweſen, ihn ihrem Gatten zu zeigen, um dieſen durch ſeinen Anblick zu beſchämen? War er es nicht, der ſie das Gift der Eiferſucht kennen gelehrt hatte? „O Himmel!“ rief ſie, erröthend vor Schmerz und Scham — „ſo bin ich gar eiferſüchtig!“

Erſchrocken über ihre eigenen Worte, ließ ſie beſtürzt die Hand ſinken; zum erſten Mal erſchien ihr Schmerz ihr in ſeinem wahren Lichte, nämlich als eine demüthigende, thörichte Leidenſchaft. „Eiferſüchtig!“ — wiederholte ſie, und ſchnell, als gehorche ſie einer augenblicklichen Eingebung, warf ſie Brieftaſche, Locke und Papier in den Kamin, an dem ſie ſaß. „Fort mit Euch,“ rief ſie, „ihr habt mich gelehrt, am Herzen des Geliebten zu zweifeln. Ich will euer gefährliches Andenken verbannen und nie erfahre Paul, wie wehe ihr mir gethan habt!"

So wie die Flammen die blonde Locke, die Urſache ſo herber Pein, verzehrten, kehrte Ruhe und Beſonnenheit in Valentinens Seele zurück, und bald war ſie der Selbſtprüfung fähig. — „Iſt denn," fragte ſie ſich, „Paul der einzige Schuldige? Habe ich mir ſeit jenem Abend im Ridotto keine Kälte, keinen Eigenſinn gegen ihn vorzuwerfen? — Noch mehr, hat nicht in meinen trübſten Augenblicken ein dunkles Gefühl reuigen Bedauerns bei Leopolds Andenken meine Bruſt bewegt?" — Bei dieſer Frage erröthete ſie von Neuem; eine demüthige, heilſame Erkenntniß der eignen Schwäche lenkte ſie zur Nachſicht, und führte ſie endlich zu der frommen Ergebung, die ein Kind der Vernunft und des Muthes, und die wahre Philoſophie der Frauen iſt. Das Andenken ihrer Mutter, in jedem Leid von ihr angerufen, die heilige, alle Mühen adelnde und erleichternde Idee der Pflicht, die großmüthige Liebe, die ſich ſtets den tugendhaften Entſchließungen eines Weibes beigeſellt, erhoben ihr Herz und kräftigten ihre Hoffnungen. Seit dieſem Tage blieb ihr Betragen ſich gleich; aufmerkſam, liebenswürdig, freundlich, ſchien ſie ein neues Daſein zu beginnen.

Pauls Blicke entging dieſe Veränderung nicht. Früher, wenn Thränenſpuren wider Valentinens Willen ihr ſchmerzliches Geheimniß verriethen, wenn ihre tiefe Schwermuth ſie jeder Zerſtreuung abhold machte, hatte er es nicht zu bemerken geſchienen, vielleicht auch wirklich unbeachtet gelaſſen; denn wie ſelten erräth der mit dem Intereſſe einer Leidenſchaft beſchäftigte Mann das Wehe, welches er verurſacht! Er gewöhnt ſich ſo leicht daran, es zu ſehen, daß er oft aus dem, was das Weib klaglos gelitten, kalt den Schluß zieht, ſie könne es wohl noch ferner ertragen. In Pauls Seele wogte jene aufbrauſende Gluth der Leidenſchaft, die jede, auch die ſanfteſte Bemerkung für einen Vorwurf anſieht. Sorglos von Natur, hatte er das leiſe Schmollen, den verſteckten Mißmuth, das beklommene Schweigen ſeiner Frau auf ſich beruhen laſſen; allein ſein Herz empfand zu tief, ſeine Neigung für Valentine war zu innig, er konnte bei ihrem ſo ganz veränderten Betragen nicht ungerührt bleiben. Sein Gewiſſen erwachte, und er fühlte ſich — hingeriſſen von ihrer ſanften, holdſeligen Anmuth — bereit, der Leidenſchaft zu entſagen, die ihn ſtrafbar und doch nicht glücklich machte. — Flaminie beherrſchte ihn wieder mit magiſchem Scepter, und die Schwierigkeiten, welche der Aufenthalt in Venedig, der Rang der jungen Witwe und der Name eines Franzoſen, welcher Pauls Schritte verdächtigte, ihren Wünſchen entgegen ſtellten, fachten ihre beiderſeitige Leidenſchaft nur höher an. Sie konnten ſich blos in den Kirchen ſehen, wo die Andacht oft der Intrigue zum Deckmantel dienen muß, aber ſelbſt dieſe Zuſammenkünfte waren ſelten und gefahrvoll. Flaminie verhieß ein Rendezvous im Pallaſt ihres Schwagers; man mußte den glücklichen Augenblick zu finden wiſſen, und jeden Tag ſah Paul dieſe lächelnde Hoffnung entſtehen und ſchwinden.

Dieſer ſtete Wechſel, dieſe Ungewißheit machten ihn oft verdrießlich. Valentinens zärtliche Bemühungen, ihre unwandelbare Sanftmuth beſchworen mehr als einmal ſeine trübe Stimmung, und ohne ein wenig Eigenliebe, die ſich oft zur Leidenſchaft geſellt, und auch ihn an den Siegeswagen der ſchönen Venetianerin feſſelte, hätte er vielleicht ſeine Ketten zerriſſen, wenn anders reine Treue, innige aber kunſtloſe Liebe einen Mann feſtzuhalten vermögen, der einmal die verrätheriſche Lockſpeiſe der Coquetterie gekoſtet hat.

Dem beſondern Intereſſe, welches Paul in Venedig zurückhielt, bot die Lage der öffentlichen Angelegenheiten ebenfalls einen ſcheinbaren Vorwand dar. Man bedurfte ſeiner zu den Mittheilungen des Miniſters an die franzöſiſche Armee, deren Cantonirungen ſich über das ganze Feſtland erſtreckten. Mailand hatte, zur Republik erhoben, alle kleinen Nachbarſtaaten zur Freiheit aufgerufen; überall brach der Aufſtand aus: Bergamo, Brescia, Salo, Cremona vereinten ſich mit dem lombardiſchen Freiſtaat, Venedig allein hielt feſt an ſeinem thörichten Neutralitätsſyſtem; trotz der Beſetzung ſeines Landes, dem Abfall ſeiner Provinzen, ſchlug es Frankreichs Bündniß aus, deſſen Sieg es für vorübergehend hielt, ermuthigte unter der Hand die Bedrückungen, Schimpfreden und Mordthaten, ſetzte insgeheim ſeine Bewaffnung und Intriguen fort, und wenn die Entdeckung der einen und die Vereitelung der andern ſeine Unrechtlichkeit an den Tag brachte, begnügten ſich ſeine Geſandten, die Redlichkeit des Senats und die Reinheit ſeiner Abſichten zu betheuern. Der alte Löwe wähnte ſich — obgleich in ſeinen Lagunen eingeſchloſſen — noch immer ſtark genug, zu warten, bis die Beute ihm ſprunggerecht wäre, um ſie ohne Mühe zu zerreißen.

Die Entfernung der franzöſiſchen Hauptarmee, die in die Engpäſſe Kärnthens vorgedrungen war, ließ den Senat auf einen Wechſel des Kriegsglücks hoffen, aber Frankreichs Genius vereitelte ſeine Pläne. Indeß war der Aufenthalt in Venedig doch immer der ruhigſte in dieſem ganzen, ohne Raſt von feindlichen Heeren durchkreuzten Lande. Dieſer Grund bewog Paul, ſeine Frau hier zu laſſen, wo ſeine Leidenſchaft für Flaminie ihn gleichfalls feſthielt. So gab er ſich denn dem übermächtigen Gefühle hin, das ihn beherrſchte und vielleicht einen Theil ſeines Zaubers ſelbſt dem Unbeſtand dieſes Glückes verdankte.

Eines Abends, wo er Valentine ins Theater Fenice begleitet hatte, verließ er ſie einen Augenblick, um mit einem franzöſiſchen Officier zu ſprechen, den er im Parterre gewahrte. Der zweite Act ſollte beginnen und Paul kehrte nach der Loge zurück, wo er ſeine Frau gelaſſen hatte, als an einer der Ausgangsthüren ein Mädchen ſich ihm näherte, und mit den Worten: „folgen Sie mir!“ die Hand auf ſeinen

Arm legte. Es war Gianetta. Paul ſtand eine Secunde zögernd — da fliſterte das Mädchen leiſe: „Geſchwind, man erwartet Sie, in zwei Stunden verläßt ſie Venedig, ihr Oheim führt ſie nach Neapel.“ — Dieſe Worte beſtimmten Pauls Entſchluß, er winkte Gianetten, ihn zu erwarten, ſuchte Germain auf, der ſeine Herrin begleitet hatte, in der Vorhalle, und trug ihm auf, Valentinen zu melden, er würde, von einem dringenden Geſchäft zu dem Reſidenten gerufen, vielleicht erſt ſpät heimkehren. Dann folgte er Gianetten.

Auf die Baluſtrade ihrer Loge gelehnt, hatte Valentine ihren Mann mit dem Officier ſprechen ſehen; jetzt ſaß dieſer wieder ruhig, mit dem Schauſpiel beſchäftigt, denn der Vorhang war aufgezogen. Als ſie Paul nicht wiederkehren ſah, empfand ſie zwar einige Unruhe, doch miſchte ſich kein ihm nachtheiliger Gedanke in ihre zarte Sorglichkeit. Geduldig wartete ſie, bis Germain ihr den Auftrag ſeines Herrn ausrichtete, dann aber vermochte ſie nicht mehr im Theater zu bleiben, ſondern kehrte ſogleich in ihre Wohnung zurück. Unterwegs ließ ſie ſich von dem alten Diener die Ausdrücke wiederholen, deren Paul ſich bedient hatte. Sie legte jeden einzelnen aus, und ſuchte in denſelben Beruhigung oder Nahrung für ihre Sorge um den Gemahl. Nicht eingebildete Beſorgniſſe waren es, die ſie ängſtigten; der dumpfe, glühende, beſtändige Haß der Venetianer gegen die Franzoſen offenbarte ſich täglich durch im Finſtern ſchleichenden Mord. Mehr als einmal hatte man Leichen in den Canälen gefunden, und forſchte man nach der Urſache dieſer Unglücksfälle, ſo wurden ſie der Unerfahrenheit der Fremden zugeſchrieben, welche leicht in der Nacht von den ſchmalen Stegen ohne Lehne hinabgeſtürzt ſein konnten.

Tauſend trübe Vorſtellungen drängten ſich in Valentinens Seele. Sie eilte in ihr Zimmer, als hoffe ſie, Paul dort zu finden; die daſelbſt herrſchende Einſamkeit mehrte ihre Angſt. Mit ſtets wachſender Beſorgniß zählte ſie die Stunden; oft war ſie im Begriff, zu dem Reſidenten zu ſchicken, um ſich zu überzeugen, daß ihr Mann bei ihm ſei, doch ſtets hielt ein unerklärliches, aus Argwohn, Liebe und Beſorgniß gemiſchtes Gefühl ſie zurück, denn — wenn er nun nicht dort — wenn er nicht einmal dahin gegangen wäre? — Die Folgerungen, welche dieſe Möglichkeit Valentinen darbot, erfüllten ſie mit der größten Unruhe. Lieber noch wollte ſie Pauls Abweſenheit einer ihm drohenden Gefahr, als einer ſtrafbaren Urſache zuſchreiben. In dieſer Seelenangſt brachte ſie die Nacht zu; ſie hatte ihre Leute weggeſchickt und wachte allein mit ihren Sorgen. Gegen Morgen ſank die Erſchöpfte in einen matten, von den ſchrecklichſten Träumen geſtörten Schlummer. Es war, als offenbare ein geheimer Zuſammenhang der Geiſter ihr die Gefahr des Gemahls, als hätten ihre vom Wachen und Angſt ermüdeten Sinne die Gabe des zweiten Geſichts erhalten, jene Fähigkeit einer reizbaren Phantaſie, die oft die feſteſten Gemüther verwirrt.

In der That litt der flatterhafte, unbeſonnene Paul in dieſem Moment die Strafe ſeiner Thorheit. Als er Germain verließ, hatte er Gianetta an der kleinen Thür des Theaters gefunden, welche durch eine finſtere, einſame Straße nach dem großen Canal führt. Eine Gondel nahm Beide auf und legte binnen wenigen Minuten mit ihnen hinter den düſtern Mauern der Staats-Inquiſition an, denn bis dahin erſtreckten ſich die weitläuftigen Gebäude des Pallaſtes Polano.

„Die Signora ſetzt ſich, um Sie zu ſehen, der größten Gefahr aus,“ ſprach Gianetta unterwegs, „ihr Oheim, von dem, wie Sie wiſſen, ihr Glück abhängt, iſt zum Geſandten in Neapel ernannt, noch dieſe Nacht reiſt er ab und nimmt ſie mit ſich. Doch will ſie nicht ohne Abſchied von Ihnen ſcheiden. Gewiß ſehen Sie ſich jetzt zum letzten Mal.“

Beſtürzt über dieſe Nachricht folgte Paul ſchweigend ihrer Leitung. Sie traten in einen gewölbten Gang, der in's Innere des Pallaſtes führte, leiſe öffnete Gianetta das Gitter, welches ihn verſchloß, und Pauls Hand faſſend, zog ſie ihn im Dunkeln durch geheime Gänge und weitläuftige Säle. In einer Niſche brannte eine Lampe vor einem Madonnenbilde; hier zündete das Mädchen ein Wachslicht an, ſchlug vorſichtig ihren ſchwarzen Schleier darum, öffnete eine niedrige, in der Mauer verborgene, Pforte und ließ den jungen Franzoſen in eine prachtvolle Gallerie eintreten, mit köſtlichen Gemälden, Vaſen und Statuen geſchmückt. Rüſtungen und Waffen waren als Trophäen zwiſchen den Säulen aufgeſtellt, türkiſche Standarten, Banner der Vorzeit hingen von der Wölbung herab. Gianetta ſchlug ihren Schleier zurück und leuchtete nach allen Seiten — die Gallerie war öde — Flaminie nirgends zu ſehen.

„Warum iſt ſie noch nicht da?“ fragte ſie halblaut. „Hat ſie doch ſelbſt dieſen Ort beſtimmt, weil er ſo abgelegen iſt! Warten Sie einen Augenblick, ich will Ihre Ankunft melden,“ und durch eine Thür ſchlüpfend, die nach einer andern Reihe von Zimmern führte, ließ ſie Paul in tiefer Finſterniß zurück.

Zehn Minuten — für den Harrenden eben ſo viel Jahrhunderte — mochten verfloſſen ſein, als am andern Ende der Gallerie ein Lichtſtrahl durch eine Thüre fiel, jener gegenüber, durch welche Gianetta verſchwunden war. Seiner Sehnſucht verkündete dieſer Schimmer Flaminiens Nähe; er fliegt ihr entgegen, aber ehe er noch ein Drittel der Gallerie erreicht hat, öffnet ſich die Thür und ſtatt des ſchönen Weibes reizender Geſtalt treten vier Sbirren mit Fackeln ein; hinter ihnen zwei Patricier im langen ſchwarzen Ueberkleide, ein Dritter folgt und entſetzt erkennt Paul die drei Staats-Inquiſitoren. Hätte Flaminie ihn verrathen? — War er in eine Falle gelockt, oder dieſes Zuſammentreffen ein Werk des Zufalls? — Mit Blitzesſchnelle fliegen dieſe Fragen durch ſein Gehirn; der Fackelſchein reicht noch nicht bis zu ihm, leiſe ſchlüpft er hinter eine Säule und von einem Haufen Waffen verborgen, erwartet er den Ausgang der Begebenheit.

Zwei Secretaire begleiteten die Signoria; ſie legen große Portefeuilles auf einen Tiſch von ſchwarzem Jaspis, der ſich in Mitten des Saals befindet; die Diener rücken Lehnſtühle vor, ſtellen Kerzen auf die Tafel und entfernen ſich.

Dieſes ſonſt ſo furchtbare, und — wie viel es auch von ſeinem frühern Einfluß verloren hatte — noch immer gefürchtete Tribunal hatte keinen beſtimmten Ort zu ſeinen Verſammlungen. Die Glieder deſſelben waren eiligſt bei dem Inquiſitor zuſammen gekommen, um wichtige, ſo eben angelangte, Depeſchen zu leſen, und ſich die Hoffnungen mitzutheilen, die ſie für die endliche Niederlage der Franzoſen gefaßt hatten. Wachen beſetzten alle Zugänge des Saals, ihre Gegenwart ſcheuchte Flaminie zurück und verhinderte Gianettens Wiederkehr. — Die Secretaire legten der Signoria die am Abend von allen Punkten der Terra firma eingelaufenen Depeſchen vor und berichteten deren Inhalt. Man denke ſich Pauls Lage, als er die Entwickelung einer weitgreifenden Verſchwörung gegen ſeine Waffenbrüder vernahm! —

„Der Augenblick iſt günſtig,“ ſagten die Berichte, „die Franzoſen haben, in die Engpäſſe Tyrols vorgedrungen, an der Murz eine Niederlage erlitten; die kleine Zahl ihrer in den Spitälern und als Beſatzung der Städte zurückgelaſſenen Truppen vermag einem ganzen, von Rache beſeelten Volke nicht zu widerſtehen. Vierzig tauſend bewaffnete Bauern, unter welche zehn Regimenter Sclavonier vertheilt worden ſind, ſtehen auf allen Straßen, um jede Communication zwiſchen der franzöſiſchen Armee und dem Schauplatze der Inſurrection zu hemmen. Sobald die Sturmglocke ertönt, greifen alle venetianiſchen Unterthanen zu den Waffen und machen die in den Dörfern und auf den Landſtraßen zerſtreuten Franzoſen nieder. In den Städten iſt ihre Ermordung gleichmäßig angeordnet; man hat zwei tauſend Sclavonier nach Verona zu bringen gewußt, und von dort aus ſoll das Signal zur allgemeinen Metzelei erfolgen. Eine öſtreichiſche, unter Laudons Befehlen, von Tyrol herabſteigende Colonne wird dieſe Bewegung unterſtützen; Alvinzi dringt durch Friaul und Niederkärnthen vor, und, von allen Seiten eingeſchloſſen, können die Franzoſen ihrem Schickſal nicht entgehen.“

Dies war der weſentliche Inhalt jener Berichte, welche alle den Stempel unverſöhnlichen Haſſes trugen; weniger aber ſtimmten die Anſichten der Inquiſitoren überein. Der eine, welcher Flaminiens Schwager war, ſchien den Unſtern zu fürchten, der bis jetzt über alle Anſtalten der Republik geſchwebt hatte; ſorgfältig durchlas er die Papiere, jeden möglichen Fall vorſichtig erwägend. Sein Amt, welches nur achtzehn Monate dauerte, war binnen wenigen Tagen zu Ende. Dieſer Umſtand machte ihn bedenklich und furchtſam; man ſah aus Allem, daß er die Verantwortlichkeit ſcheute, denn er wiederholte mehrmals: „wenn es nur gelingt! wenn nur Niemand compromitirt wird!“

Seine Collegen hingegen, deren ariſtokratiſcher Stolz durch die militäriſche Vorladung tief verletzt worden war, welche der Obergeneral der italieniſchen Armee durch ſeinen Adjutanten, Junot, an den Senat hatte ergehen laſſen, weideten ſich am freudigen Vorgefühl der Rache, die ſie an den gehaßten Zerſtörern ihren alten Macht zu nehmen gedachten.

Hundertmal war Paul, dem kein Wort von

dieſem Erguß geſchäftigen Haſſes entging, im Begriff, hervorzuſtürzen, und durch ſeine Gegenwart die Urheber des Complots zu beſchämen. Mehr aber, als die Sorge für ſeine Sicherheit, hielt das Verlangen, Weiteres zu erfahren, den Ausbruch ſeines Zornes zurück.

Die Conferenz währte beinahe ſchon zwei Stunden lang. Die Secretaire mußten Befehle an die verſchiedenen Provedıtoren der Provinzen ausfertigen, mittelſt welcher die Staats-Inquiſition ihnen für dieſen Fall die ausgedehnteſten Vollmachten verlieh. Nachdem ſie ſich mit verſchiedenen andern Maßregeln beſchäftigt hatten, die alle den finſtern Deſpotismus der Regierung offenbarten, läutete der erſte Inquiſitor mit einer kleinen ſilbernen Glocke. Die Thüre öffnete ſich, ein Diener des Gerichts meldete den öſtreichiſchen Geſandten, der eine wichtige Mittheilung zu machen wünſche. Sogleich erfolgte der Befehl, ihn einzulaſſen; ein ſchöner junger Mann erſchien, grüßte ehrfurchtsvoll und ſetzte ſich an den Tiſch — es war Leopold.

Paul wußte durch Valentinen, welchen Dienſt ihr der Freiherr geleiſtet hatte, und neugierig, ſeine

Züge zu erkennen, bog er ſich, als er ihn nennen hörte, etwas vor. Unglücklicherweiſe ſtieß er bei dieſer unüberlegten Bewegung an die Rüſtung, die ihn verbarg, ihr Klirren erregte die Aufmerkſamkeit der Inquiſitoren, einer derſelben gab dem Geſandten ein Zeichen zu ſchweigen, ſtand auf und ging nach dem dunkelen Orte der Gallerie zu, wo Paul ſich verſteckt hielt. Plötzlich blieb er vor einem Gegenſtande ſtehen, der auf dem Fußboden lag: es war Pauls Mantel, in der Haſt des Verbergens entfallen. Der Inquiſitor hob ihn auf, ſah das Eichenlaub in der Goldſtickerei des Kragens, und ſchrie: „Verrath! ein Franzoſe — ein Verräther hat ſich eingeſchlichen!“ —

„Kein Verräther, entgegnete Paul, mit Würde vortretend, „wohl aber ein Zeuge der ſchändlichſten Treuloſigkeit!“

Alles ſchwieg, Beſtürzung malte ſich auf dem Geſicht der Inquiſitoren, Leopold ſtand auf, Paul näherte ſich der Tafel.

„Welchen Namen ſollen wir denn dem Erſcheinen des Herrn Oberſtlieutenants Bertrand an dieſem Orte beilegen?“ fragte endlich einer der Venetianer mit dem Tone der Verachtung und verhaltenen Wuth.

Paul fühlte alles Beleidigende, was in dieſer Frage lag, allein um ſich zu vertheidigen, hätte er Flaminie verrathen müſſen. Dieſer Gedanke feſſelte ſeine Zunge.

„Meine Frage ſcheint Sie in Verlegenheit zu ſetzen,“ fuhr der Inquiſitor fort. „Vermögen Sie nicht, ſie zu beantworten?“

„Welcher Zufall mich auch hierher geführt haben mag,“ ſprach Paul endlich, „ſo danke ich doch dem Himmel dafür, ſelbſt wenn mir das Vergnügen, die treuloſeſte Liſt ohne Larve geſehen zu haben, den Kopf koſten ſallte.“

Ein kaltes Lächeln war Alles, was dieſe einem edlen Unwillen entſtrömte Rede von den Inquiſitoren erhielt. Sie traten in ein Fenſter und berathſchlagten leiſe einige Secunden lang. Als ſie wieder an die Tafel kamen, las Leopold, der mit Erſchrecken den Namen Bertrand vernommen, auf ihrer erbarmungsloſen Stirn das Todesurtheil des Unbeſonnenen, der ihr Geheimniß erlauſcht hatte. Er trat ihnen entgegen, und ſprach, nur ihnen hörbar: „Hüten Sie ſich vor gewaltſamen Maßregeln. Die Sachen ſtehen keineswegs ſo, wie Sie meinen. Man ſpricht von Friedenspräliminarien zwiſchen dem Kaiſer, meinem Herrn, und dem General Bonaparte. Ein Augenblick kann die Geſtalt der Dinge ändern — handeln Sie ja nicht zu ſchnell!" —

Des Freiherrn Warnung machte großen Eindruck auf den erſten Inquiſitor; er zog ſeine Collegen bei Seite, wechſelte einige Worte mit ihnen und ſagte dann laut: „Man bringe ihn für's Erſte an einen ſichern Ort, das Uebrige wird ſich finden." Die ſilberne Glocke rief den Hauptmann der Sbirren mit ſeinen Leuten herein, und der Inquiſitor ſprach, auf Paul zeigend, langſam die Worte: „Nei pozzi."

Paul wähnte in dieſem Befehl ſeine Verdammung zu hören; ſtolzer noch hob er das Haupt empor. „Vergebens," rief er, „nährt Ihr eine ſchändliche Hoffnung, Eure Pläne werden nicht gelingen, unſer iſt der Sieg und über den alten Löwen des heiligen Marcus triumphirt die Republik!" —

Die Sbirren wollten ihm den Degen abnehmen, Paul ſtieß ſie zurück. „Nimmer dürfen ſolche Hände ihn berühren!" rief er, ſchnallte ihn ab, zog ihn aus der Scheide beſah einen Augenblick lang die glänzende Klinge, zerbrach ſie auf dem Marmor des Fußbodens, warf den Inquiſitoren die Stücke vor die Füße und folgte der Wache ohne Widerſtand.

Leopolds ſprechendes Auge billigte das Benehmen des Franzoſen; ein bedeutungsvoller, verſtohlener Händedruck verſicherte ihn, als er bei ihm vorüberging, ſeiner Theilnahme, und Paul fühlte ſich, ſeinen Feinden gegenüber, nicht allein.

Sobald der Gefangene abgeführt war, begann man zu überlegen, was mit ihm geſchehen ſolle. Die Meinungen waren getheilt; die beiden ſchwarzen Inquiſitoren ſtimmten für den Tod, als das einzige Mittel, ihr Geheimniß zu ſichern, der dritte für enge Gefangenſchaft, bis die Umſtände ſich entſchieden hätten. Die Gründe, mit denen er ſeine Meinung unterſtützte, wurden von der Klugheit dictirt, befriedigten aber die Rachſucht ſeiner Collegen nicht, die, im Deſpotismus alt geworden, den Mord für eine Kleinigkeit anſahen, wenn es ein Staatsgeheimniß galt.

In der Regel durfte kein Fremder den Berathſchlagungen der Inquiſition beiwohnen; Leopold dankt ſeiner perſönlichen Stellung den Zufall, der ihn zum Zeugen dieſer Scene gemacht hatte. Er trat der Meinung Polano's bei; außer den Grundſätzen der Billigkeit trieb ihn noch ein mächtiges Intereſſe, Paul zu retten. Valentinens Gemahl war für ihn kein Fremder. Er bot alle ſeine Ueberredungskraft auf, die Streitenden zu mildern Maßregeln zu bewegen. „Binnen vier und zwanzig Stunden erfahren Sie das Reſultat des Aufſtandes in Verona; dann kann auch der an den General Laudon abgefertigte Courier zurück ſein, und die Depeſchen, welche ich von meinem Hofe erwarte, werden Sie von dem wahren Stande der Dinge unterrichten. Erfüllen ſich Ihre Hoffnungen, — was liegt dann an den Eröffnungen jenes Mannes? Sollten jedoch wider alles Erwarten Ihre Pläne ſcheitern, ſo laſſen Sie ihn Verſchwiegenheit über alles hier Vorgefallene geloben, ſetzen Sie ſein Leben ſelbſt auf dieſen Schwur, allein belaſten Sie ſich nicht mit einem unnützen Verbrechen, das von den traurigſten Folgen ſein dürfte, denn ich wiederhole es Ihnen, und dies war die Nachricht, die ich Ihnen mittheilen wollte: die Franzoſen haben einen Waffenſtillſtand erhalten und man ſpricht von Friedensunterhandlungen.“ Leopolds edles Beſtreben ſcheiterte an der eiſernen Beharrlichkeit der im Deſpotismus ergrauten Venetianer, auch der erſte Inquiſitor mußte dem Willen ſeiner Collegen nachgeben, und das Reſultat der Conferenz war blos ein Aufſchub von vier und zwanzig Stunden. Wenn — wie die ſtolzen Patricier nicht zweifelten — der gegen die Franzoſen angelegte Plan gelang, ſo ward Paul zu ewiger Haft beſtimmt; „ſcheltern wir,“ — ſetzte der älteſte Inquiſitor hinzu, — „ſo ſichern ſein Tod und die Lagunen unſer Geheimniß.“

Es war ſchon ſpät in der Nacht, als ſie auseinander gingen. Leopold, der eben aus Iſtrien zurückgekehrt und deſſen erſte Sorge eine Erkundigung nach Valentinen geweſen war, ſann noch lange über dieſen unſeligen Vorfall und die Mittel nach, dem Weibe, das er anbetete, den Gemahl zu retten. Pauls Unerſchrockenheit, ſeine muthigen, ſtolzen Antworten überzeugten ihn, daß man vergebens die Geheimhaltung deſſen, was er gehört, von ihm fordern würde, und dennoch lag in dieſem Verſprechen, mochte es nun aufrichtig ſein oder nicht, die einzige Möglichkeit, den Unglücklichen zu retten. Es galt den Verſuch, ihn dazu zu bewegen.

Ehe noch der Tag anbrach, ſuchte der großmüthige Deutſche den Aufſeher der Staatsgefängniſſe auf, den er ſich früher verpflichtet hatte. Sein Gold, ſeine Ueberredungen gewannen dieſen Mann; er verſprach, was Leopold von ihm verlangte. Von dort eilte er nach Valentinens Wohnung. Die Arme war, durch die heftigſte Gemüthsbewegung erſchöpft, auf einem Lehnſtuhl eingeſchlummert. Ein Klopfen an der Hausthür erweckte ſie und bald nachher trat Germain in ihr Zimmer mit einer Karte, die blos die Worte enthielt: „Leopold — für Bertrand.“

Mit Blitzesſchnelle durchzuckte eine Ahnung der Beziehung, die zwiſchen beiden Namen Statt finden konnte, ihre Seele. „Er ſoll kommen!“ rief ſie, und Leopold ſtürzte in's Zimmer; er ſah Valentine bleich, mit verweinten Augen, und das tiefſte Mitleid machte ihn ſtumm. „Sprechen Sie,“ bat ſie mit bebenden Lippen, „wo iſt er? — Sie wiſſen es, verbergen Sie mir nichts?“

Leopold faßte ihre Hände und beſchwor ſie mit unausſprechlicher Zärtlichkeit, ſich zu faſſen, damit ſie im Stande ſei, ihn anzuhören. „Ich bin ruhig, ſehr ruhig," wiederholte Valentine und ihre Glieder zitterten, wie im Fieberfroſt. — „Ihr Gemahl lebt," verſicherte der Freiherr, „aber ſein Leben iſt gefährdet, er bedarf unſerer Hülfe —" — „Fort, zu ihm!" rief ſie außer ſich. Leopold zwang ſie, ſich niederzuſetzen, und bemüht, ſich ihrer Phantaſie zu bemeiſtern, ſprach er mit ernſtem Tone: „Hören Sie mich an! Ich ſetze, um Ihnen zu dienen, meine Ehre, vielleicht mein Leben auf das Spiel, und habe daher das Recht, von Ihnen das tiefſte Geheimniß über Alles zu fordern, was ich Ihnen offenbaren werde. Dieſes Verſprechen geſtattet keine Ausnahme, Sie dürfen weder gegen den franzöſiſchen Reſidenten, noch gegen irgend einen ihrer Landsleute eine Sylbe davon verlauten laſſen. Das Heil Ihres Gemahls hängt von Ihrer Verſchwiegenheit ab."

„Ich gelobe das unverbrüchlichſte Stillſchweigen," rief die Geängſtete, „nur laſſen Sie mich Alles wiſſen!"

Mit aller Schonung der zarteſten Theilnahme erzählte Leopold ihr nun, daß ihr Mann ſich im Kerker der Staatsinquiſition befinde, weil er ein

Staatsgeheimniß belauſcht habe. Indem er ihr dieſen Theil der Wahrheit vertraute, verrieth er das gefährliche Geheimniß nicht, deſſen Mitwiſſer er war, und wußte ſo ſeine Pflicht mit dem Intereſſe ſeines Herzens zu vereinen. „In dem Pallaſt der Polano's" — fuhr er fort — „hielten die Inquiſitoren ihre Sitzung; dort ward er entdeckt; vierundzwanzig Stunden ſind ihm zugeſtanden, um ihn zur Bewahrung des Geheimniſſes zu bewegen; beſteht er aber auf der Offenbarung deſſelben, verſagt er ſein Ehrenwort, ſo lange, als man es fordern wird, gewiſſenhaft zu ſchweigen — dann iſt er verloren. Um Mitternacht ſendet das furchtbare Tribunal den Nachrichter zu Bertrands Kerker hinab und der Canal Orfana begräbt das Opfer der Rache."

„Was ſoll ich thun?" fragte Valentine aufſtehend, und ein großer Entſchluß belebte ihren matten Blick.

„Sie müſſen in ſein Gefängniß dringen, ich ſchaffe Ihnen die Mittel dazu. Sie müſſen ihn zu dem geforderten Verſprechen vermögen — er wird Ihren Bitten, Ihren Thänen nicht widerſtehen."

„Setzt dies Geheimniß die Ehre oder die Sicherheit meiner Mitbürger in Gefahr?“ unterbrach ihn Valentine.

„Fragen Sie mich nicht, forſchen Sie nicht! Begnügen Sie ſich zu wiſſen, daß dieſe unglückliche Entdeckung ſein Leben gefährdet, daß jenes Verſprechen ihn retten kann, daß Sie allein es von ihm zu erhalten vermögen.“

Jetzt theilte er ihr den Plan mit, den er entworfen. „Zuerſt müſſen ſie eine ſchleunige, von Ihrem Gemahl befohlene Abreiſe vorwenden, denn es iſt weſentlich nothwendig, die Urſache ſeiner Abweſenheit zu verbergen. Vor Abend kann Alles bereit ſein; Sie geben Ihren Leuten Befehl, zu Mira, im Hauſe der öſtreichiſchen Geſandtſchaft auf Sie zu warten. Indeß verfügen Sie ſich gegen Abend auf den Marcusplatz, die Maske und der venetianiſche Schleier machen Sie unkenntlich; bei dem erſten Läuten zum Ave Maria nähern Sie ſich der Säule des heiligen Theodors, an deren Fußgeſtell finden Sie einen Mann, der Sie fragen wird, ob Sie nach der Giudecca fahren wollen? Folgen Sie ihm bis an die Ecke des Canals, dort wird Ihrer eine Gondel harren. Die Ruderer ſind mir ganz ergeben, Sie dürfen ihnen trauen. Durch Umwege bringt man Sie zu der geheimen Pforte, wo — —" er hielt inne, weil er das Zittern der Angſt bemerkte, mit welcher ſie jedes ſeiner Worte ihrem Gedächtniß einzuprägen ſtrebte. „O Valentine," ſagte er mit Innigkeit, „muß ich Ihnen dieſen Schmerz machen! Welche traurige Botſchaft hat der Himmel meiner Freundſchaft beſchieden!"

Dankbar drückte ſie ſeine Hand. „Fahren Sie fort," ſprach ſie halblaut, „ich kann jetzt Alles hören."

„Haben Sie denn," begann Leopold wieder, „Ihren Gemahl zu der Unterſchrift bewogen, die man von ihm erwartet, und an welcher — ich wiederhole es Ihnen — ſein Leben hängt, ſo übergibt Sie Ihr Führer wieder meinen Gondolieren, die mit allen Päſſen verſehen, um zu jeder Stunde die Lagunen zu paſſiren, Sie nach Mira bringen werden."

Während ſeiner letzten Rede hatten Valentinens Thränen zu fließen aufgehört, und ihr ſinnender Blick zeigte, daß ein mächtiger Gedanke ihren Geiſt beſchäftige. Auf dieſen ſchien ſie Alles zu beziehen, was Leopold geſagt hatte, und es dann mit ihrer eignen Vorſtellung in Verbindung zu bringen. Noch einmal ließ ſie ſich alle Umſtände wiederholen, die ihren Weg betrafen; mit Genauigkeit erforſchte ſie, wie viel Zeit man bedürfe, um von dem Gefängniß bis nach Mira zu gelangen, welchen Hinderniſſen man auf dieſer Fahrt begegnen und wie man ſie umgehen könne. Leopold genügte allen ihren Fragen — er fühlte ſich ja ſo glücklich, ſie durch die Betheuerung vollkommener Sicherheit aufrichten zu können. „Morgen,“ ſagte er, durch ihre Faſſung beruhigt, „werde ich Sie wiederſehen; dann werden Sie Ihren Gemahl vermocht haben, ein Leben zu erhalten, das hohen Werth für ihn haben muß, weil es Ihnen geweiht iſt. Die Freiſtatt, welche ich Ihnen anbiete, iſt unverletzlich; welche Umſtände auch eintreten dürften, ſind Sie dort in völliger Sicherheit. Herr Bertrand wird — hoffe ich — bald nachkommen — dann, ach dann vergeſſen Sie den treuen Freund nicht, der vielleicht in dieſem Augenblicke ſeine Pflicht verräth, um Ihnen nützlich zu werden, der mit Freuden ſein Leben hingäbe, wenn Ihr Wohl dieſes Opfer forderte.“

„Ich werde nichts vergeſſen, mein edler Freund,“ ſagte Valentine gerührt. „Wie auch mein Unternehmen enden möge, wird doch die Erinnerung an Alles, was ich Ihnen ſchuldig bin, nimmer aus meiner Seele weichen."

„Auf morgen alſo?" fragte Leopold ſcheidend.

„Auf morgen?" — ſie ſtockte und ihr Blick ruhte ſchwermuthsvoll auf ihm. — „Nein," rief ſie gefaßt und bedeutungsvoll — „nicht auf morgen, mein Freund! Auf immer!"

Sie reichte ihm die Hand, Leopold küßte ſie feurig. „Auf immer!" — wiederholte er mit innigem Gefühl und eilte hinaus.

Welche Bilder gingen jetzt an der einſamen Valentine vorüber! Sie ſah Paul im Kerker der Inquiſition und zitterte in namenloſer Angſt. Durch den Schwur, den ſie geleiſtet, jeder Mittheilung, jedes Raths beraubt, ganz auf die eigne Kraft beſchränkt, rang ſie ſich mit aller Anſtrengung aus dieſer Schwäche empor, um die klare Beſonnenheit zu gewinnen, deren ſie ſo ſehr bedurfte. Da durchdrang ein ſchmerzlicher, niederſchlagender Gedanke ihre Seele: Leopold hatte den Pallaſt Polano's genannt — bei der ſchönen Witwe alſo war Paul überraſcht worden! „Um ſie zu ſehen, hat er mich geſtern getäuſcht!“ ſeufzte ſie und ihre Thränen floſſen auf's Neue, aber bald kämpfte ſie auch dieſen Schmerz nieder, den ſie egoiſtiſche Empfindlichkeit nannte. „Sei es, wie es wolle,“ rief ſie, ihre Augen trocknend, „er leidet, er iſt unglücklich — die Pflicht kennt keine Ausnahme — ihr will ich folgen.“ — Schweigend überdachte ſie den kühnen, großmüthigen Plan, den Leopolds Worte in ihrer Seele geweckt hatten. „Paul ſoll erfahren, was Frauenliebe vermag,“ ſprach ſie dann zu ſich ſelbſt. „Die meinige hätte wohl einen beſſern Lohn verdient — ach und wenn er ſie in ihrem ganzen Umfange erkennt, dann — wird es zu ſpät ſein!“

Jetzt hilft ſie der Unordnung ihrer Toilettte nach und beſorgt Alles nach Leopolds Willen. Sie verkündet ihren Leuten die Abweſenheit ihres Herrn und gibt die zur Abreiſe nöthigen Befehle, mit dieſen Dingen beſchäftigt ſie ſich den ganzen Tag, um ſich ihren Gedanken zu entreißen. Ihr Plan ſteht feſt, ſie verbirgt ſich deſſen Schwierigkeit nicht, löſ't ſie aber im Voraus. Eins nur ängſtigt ſie: wenn Paul ihre Hoffnung täuſchte, wenn er ihren Bitten, ihren Thränen nicht nachgäbe! — Allein ſie entfernt dieſe Furcht, die ihr Herz mit Eiſeskälte berührt und die Schwingen ihres Muthes lähmt. Eine tröſtende Ueberzeugung fliſtert ihr zu: Paul könne ihrem Flehen nicht widerſtehen.

Endlich iſt der Tag überſtanden; ſie hat den Wirth bezahlt; ihre Leute verlaſſen mit dem Gepäck das Haus, und allein betritt ſie den Marcusplatz, den eine unzählige Menſchenmenge bedeckt. Masken wogen durch einander, franzöſiſche Officiere zeigen ſich zwiſchen den Gruppen. Bei dem Anblick der befreundeten Uniform zieht ſich Valentinens Herz ſchmerzlich zuſammen: ach dieſe mächtigen, gefürchteten Franzoſen können ihr nicht helfen! ein Wort, ein Wink würde ſie zur Rettung ihres unglücklichen Kriegsgefährten aufrufen — und dennoch muß ſie ſchweigen.

In einen Domino gehüllt, das Haupt mit einem Schleier bedeckt, eine Halbmaske vor dem Geſicht, ſchwebt ſie, einem unbeachteten Schatten gleich, durch die lärmende Menge. Endlich ſinkt die Sonne hinter dem Dogenpallaſt und ſo wie ſie vom Horizonte verſchwindet, ſchallt eine Glocke durch die Luft, den Schluß des Tages verkündend; es iſt das Ave Maria. Augenblicklich wirft ſich jeder Venetianer auf die Knie, und in dieſer allgemeinen Bewegung gewahrt Valentine den ihr von Leopold verheißenen Führer am Fuße der Granitſäule. Sie nähert ſich ihm und ehrerbietig fragte er: „will die Signora nach der Giudecca fahren?“ Valentine winkt bejahend; ſie folgt ihm durch Umwege bis an eine unbeſuchte Stelle des Canals, wo eine Gondel ihrer wartet. Der Unbekannte läßt Valentine in das kleine Gemach eintreten und bleibt draußen bei den Ruderern, ihre Fahrt zu lenken. Die Gondel ſucht zuerſt das Weite, um das Begegnen anderer Barken zu vermeiden, und anſtatt des großen Canals ſchlägt ſie die längere und weniger befahrene Straße der Giudecca ein.

Finſterniß lag auf Meer und Himmel, Seufzern gleich hallte das Geräuſch der Wogen in den Echo's des Canals wieder, fern nur ſchimmerte das zitternde Licht einer Barke, wie ein ſchwaches Meteor, und Valentine fühlte ihre Sinne von Furcht gebunden, indeß ihr Geiſt der heftigſten Unruhe preis gegeben war. Da drang aus der Ferne das Lied eines Gondoliers zu ihrem Ohr; er ſang Erminiens Liebe und Leid; dieſe ſchmelzenden Klänge eines zerriſſenen Herzens führten Valentine zum klaren Bewußtſein des eigenen Wehes zurück, und mit tiefer Rührung vernahm ſie die Strophe, welche ihren heimlichen Kummer ſo wahr ausſprach:

Indi dicea piangendo: In voi serbate
Questa dolente istoria, amiche piante,
Perchè se fia ch'alle vostr'ombre grate
Giammai soggiorni alcun fedele amante,
Senta svegliarsi al cor dolce pietate
Delle sventure mie si varie e tante:
E dica: ah troppo ingiusta empia mercede
Diè fortuna ed amore a si gran fede!

Nach und nach verhallten die melodiſchen Töne in der Ferne; Valentinens Gondel wählte mit Fleiß die unbeſuchteſten Wege, um ſich wieder dem Rio palazzo zu nähern. Als ſie in dieſen Canal einfuhren, wechſelten die Gondoliere die Ruder und nahmen andere mit Leinwand umwickelte. — Faſt ohne Geräuſch durchſchnitten ſie die Wogen und wie von magiſcher Gewalt getrieben, glitt der leichte Kahn auf dem Waſſer dahin.

Jetzt ſtreift er die Mauern der prigione nuove, fährt unter der Seufzerbrücke hinweg, deren Bogen den Dogenpallaſt mit den Gefängniſſen verbindet und hält neben einer Mauer von Granit, in der ſich ein kleines Pförtchen faſt in gleicher Höhe mit dem Waſſer befindet. Valentinens Führer öffnet leiſe die Thür, ſchlüpft hinein, und zieht die junge Frau nach ſich in den düſtern Raum. Geräuſchlos entfernt ſich die Gondel, der Führer ſchließt die Thür, nimmt eine dahinter verborgene Blendlaterne und leuchtet nach einer engen, ſteilen Treppe, die zu den Brunnen, gräulichen, unter dem Bette des Canals liegenden Kerkern, hinabführt. „In der Tiefe dieſes Abgrunds ſchmachtet Paul, dieſer Mörderhöhle muß ich ihn entreißen,“ — ſagt Valentine ſich ſelbſt, und mit feſtem Schritt folgt ſie ihrem Führer.

Am Fuß der Treppe ſieht ſie ſich in einer Art Kreuzweg, der zu den verſchiedenen Theilen dieſes weitläuftigen Gebäudes führt. Vor einer ſtark verwahrten Thür blieb der Führer ſtehen. „Hier iſt er,“ ſagte er leiſe, und Valentine bebte. „Aber ehe ich Sie einlaſſe, verſprechen Sie mir die ſtrengſte Folgſamkeit, kein Geſchrei beim Abſchied, das tiefſte Schweigen!“ — „Ich verſpreche es,“ antwortete ſie kaum hörbar, „und fordere dagegen, daß auch Sie keine Rückſicht auf mein Bitten nehmen, wenn ich ihn verlaſſen muß. Reißen Sie mich, wenn es nöthig iſt, mit Gewalt von ihm weg.“ — „Fürchten Sie nichts,“ verſetzt der Gefängnißaufſeher, indem er den Schlüſſel in das gewaltige Schloß ſteckt, „Ihr Beſchützer, dem ich mich gern gefällig erzeige, hat mir Alles hinlänglich anempfohlen.“ Mit dieſen Worten öffnet er die Thür und Valentine ſtürzt in die Arme ihres Gemahls.

Wer beſchreibt die ſüße, ſchmerzliche Wonne des erſten Moments, wo ihre Herzen an einander klopften! Ungeahntes, plötzliches Entzücken, bittere Reue, unbegrenzte Bewunderung drängen ſich in Bertrands Seele, Glück, Hoffnung, Zärtlichkeit füllen Valentinens Bruſt. Wie vor einem höhern Weſen ſinkt er vor ihr auf das Knie. „Engel meines Lebens,“ ruft er aus tiefſtem Herzen, „bis hierher kamſt Du zu mir!“ Bitterer Schmerz und Himmelswonne kämpfen in ſeinem Innern, er weint zum erſten Mal vor Liebe und Reue.

Die großmüthige Gattin hemmte dieſen Erguß eines Gefühls, das ihr den eignen Muth zu rauben drohte, und beſchwor Paul, ſie anzuhören. „Ich kam nicht, um mit Dir zu weinen, mein Paul, ſondern nur, um Dich zu retten. Man ſagt mir, Deine Schuld beſtehe in der Entdeckung eines gefährlichen Geheimniſſes: kannſt Du, ohne Deine Ehre zu verletzen, ſchwören, es nimmer laut werden zu laſſen?"

„Unmöglich," betheuerte Paul, indem er ihr Alles mittheilte, was er gehört, ohne doch auf beſtimmte Weiſe zu erwähnen, wie er zu dieſer Entdeckung gelangt ſei. „Die Elenden unterſtehen ſich, mir die Freiheit auf Koſten meines Gewiſſens anzubieten; ich ſoll jenes Blatt unterzeichnen," fuhr er fort, indem er ſie zu dem ſteinernen Tiſch führte, auf welchem ſie bei dem matten Schein einer Lampe Papiere liegen ſah — „aber eher laſſe ich mir die Hand abhauen, als daß ich ſie zu ſolcher Schändlichkeit gebrauche."

„Nein, mein Freund," ſprach Valentine, als ſie das Blatt geleſen hatte, das einen Meineid forderte, „nein, das ſollſt Du nicht und ich war Deiner Weigerung im Voraus gewiß. Dank ſei dem Himmel und Leopolds großmüthigem Schutze! Er gab mir die Mittel, zu Dir zu gelangen, er wird mir helfen, Dich zu retten. Alles iſt bereit, in einer halben

Stunde holt mich der Mann wieder ab, der mich hergeführt; Du gehſt ſtatt meiner, unter dieſer Verkleidung verborgen" — und immer ſprechend, warf ſie ihr Oberkleid herab — „den Kopf in dieſen Schleier gehüllt, die Maske vorgenommen, folgſt Du ihm — um Gottes willen unterbrich mich nicht!" bat ſie dringend. „Leopolds Gondel harrt an der Gefängnißthür, in drei Stunden bringt ſie Dich nach Mira, wo unſere Leute Dich erwarten. Glaube nicht, daß ich bei dieſer Flucht nur Deine Rettung vor Augen habe; nein, Paul, Du fliegſt Deinen Waffenbrüdern zu Hülfe, durch Deine Entdeckung ſcheitert das gräßliche Comptot; dann kehrſt Du an der Spitze unſerer Tapfern wieder und forderſt Deine Gattin."

Aufmerkſam horchte Paul ihrer Rede, doch wähnte er ſich nicht in ſo dringender Gefahr, denn weislich hatte ihm Valentine Leopolds traurige Eröffnungen verſchwiegen. Der Plan zur Flucht erſchien ihm blos als eine erlaubte Kriegsliſt, aber er konnte ſich nicht entſchließen, ſeine Frau in dieſem ſchrecklichen Kerker zurückzulaſſen. Bald gewann die Sorgloſigkeit ſeines Gemüths wieder die Oberhand. „Warum ſollen wir uns durch ſo ſchwarze Gedanken den Reiz dieſer kurzen Minuten trüben? Ehe Du mich verläßt, meine ſüße Valentine, ſage mir nur, daß Du mich liebſt, dann vergeſſe ich dieſes finſtere Gefängniß und träume mich wieder an die Ufer der Brenta."

Liebkoſend umſingen ſie ſeine Arme und drückten ſie feſt an ſein klopfendes Herz. Nie hatte Valentine ihn im Tone ſo inniger Zärtlichkeit ſprechen gehört. In wehmüthiger Wonne ruhte ſie einen Augenblick lang an ſeiner Bruſt, da trat der Gedanke an Pauls Gefahr, einem drohenden Geſpenſte gleich, lebhaft zwiſchen ſie und ihn. „O Paul, die Zeit verrinnt," rief ſie, ſich aus ſeinen Armen reißend, jede Minute kann das Signal zur Ermordung unſerer Mitbürger geben, und Du zögerſt noch, ſie zu retten? Vergiſſeſt Du, daß Deine Ehre, daß das Leben Deiner Waffenbrüder an Deiner Befreiung hängt?" Sie warf ſich zu ſeinen Füßen. „Ich beſchwöre Dich, Geliebter, täuſche mich nicht! Deine Pflicht iſt es, Frankreich iſt's, das Dich zur Rettung ſeiner Söhne ruft. Laß mich hier! ich bin an dieſem Orte ſicherer, als ohne Dich unter einem mordluſtigen Volke. — Liebſter Paul, widerſtehe meinem Flehen nicht länger! — oder verwirfſt Du dieſe Möglichkeit der Rettung, ſo bleibe ich hier bei Dir; ich verlaſſe Dich nicht, dies iſt mein feſter Entſchluß. Du mußt uns Beide retten, oder mich neben Dir ſterben ſehen. Entſcheide jetzt, ob die Unvorſichtigkeit, die Dich vergangene Nacht in den Pallaſt Polano führte, mir auch das Leben koſten ſoll.“

Bei dieſen mit zitternder Stimme ausgeſprochenen Worten ſah Paul verwundert auf, aber ſein Auge ſank, als es dem ſchmerzlichen Blick Valentinens begegnete. Sie hatte ſich mit ſcheinbarer Ruhe auf einen Stein geſetzt und blieb unbeweglich. Nach einigen Minuten peinlichen Schweigens ſprach er: „ich gebe nach, Valentine, Ich fühle, daß ich Dir es ſchuldig bin, Deine letzten Worte haben mich überwunden.“

„Ach Paul, laß dieſen Ruhm nur meiner Liebe!“ rief ſie, beſorgend, ſchon zu viel geſagt zu haben.

Jetzt wirft ſie, die augenblickliche Stimmung ihres Mannes benutzend, ihm ſchnell den venetianiſchen Tabaro über; Pauls mittlere Figur erleichtert die Verkleidung; ſie hüllt ihn in den Schleier, befeſtigt die Maſke, lehrt ihn, wie er das Kleid aufheben, welche Stellung er annehmen ſoll, wenn er den Kerker verläßt; ſie ſchärft ihm ein, ja nicht mit dem Kerkermeiſter zu ſprechen, da ſein Schweigen hinlängliche Beweggründe habe, und beſchwört ihn zuletzt, ſich ganz den Gondolieren zu überlaſſen, denen Leopold die nöthigen Anweiſungen ertheilt hätte.

Kaum hatte ſie dieſen Unterricht vollendet, den ſie mit rührenden Liebkoſungen und unwillkürlichen Thränen begleitete, als der Gefängnißaufſeher vor der Thür das verabredete Zeichen gab. Das unglückliche Paar ſchrak zuſammen und Valentine, die ſich in Pauls Mantel gehüllt hatte, fühlte ſich ſterben in ſeinen Armen. Schon drehte ſich der Schlüſſel im Schloß, ehe ſie ihrer Stimme wieder mächtig war. Endlich raffte ſie ihren Muth zuſammen — „Lebe wohl, Paul,“ fliſterte ſie mit erſtickter Stimme, „denke meiner! Lebe wohl!“

Die Thür ging auf; noch einmal drückte Valentine ihre Lippen auf den Mund ihres Gatten, dann ſank ſie kraftlos auf das Stroh, das am Boden lag. Paul wollte hin zu ihr, aber der Kerkermeiſter, durch die Kleidung getäuſcht, hielt ihn feſt. „Gedenken Sie Ihres Verſprechens! Geſchwind fort — in wenig Minuten macht der capitano grande die Runde!“ — er zog ihn hinaus, die Thür ſchloß ſich, die Riegel klirrten, das Geräuſch der Schritte entfernte ſich — verhallte endlich ganz — Schweigen des Todes umfing Valentine — das Opfer war vollendet.

Lange blieb ſie in derſelben Stellung, bleich und unbeweglich, einem Marmorbilde gleich, nur das heftige Klopfen ihres Herzens, ihre irren Blicke verriethen das höchſte Maß der Angſt, das eine menſchliche Bruſt zu faſſen vermag. Ihre Augen ſchienen die dicke Mauer durchdringen und Paul durch das düſtere Labyrinth folgen zu wollen, das ſie ſelbſt vor einer Stunde durchirrte. Sie ſah ihn die Wendeltreppe hinaufklimmen, den engen Gang betreten, den Hüter dieſer unterirdiſchen Wohnungen die Pforte öffnen, die gewöhnlich nur eine kalte, ſtumme Leiche herausläßt — ſie ſah den Himmel, das Waſſer, die rettende Gondel, und wähnte mit Paul die Luſt der Freiheit zu athmen. Bald aber ſchuf ſich ihre Phantaſie Hinderniſſe, die nicht vorher geſehen werden konnten, Schwierigkeiten, denen Paul klug und kühn ausweichen mußte, und hundertmal wiederholte ſie ſich alle Möglichkeiten des Mißlingens. Endlich vergönnte ihr die Zeit, zu hoffen, daß ihr Gatte dieſen furchtbaren Mauern entronnen ſei, und erſchöpft ſank ſie zuſammen, dem Gewicht ihrer Erſchütterung erliegend.

Als ſie aus der dumpfen Bewußtloſigkeit erwachte, welche gewöhnlich ſo heftiger Gemüthsbewegung folgt, irrte ihr Blick maſchinenmäßig auf den ſie umgebenden Gegenſtänden umher. Bei dem düſtern Schimmer der Lampe mißt ſie die Tiefe des Kerkers, deſſen Mauern mit ungeſunder Feuchtigkeit überzogen ſind; eine in der Decke angebrachte Oeffnung läßt wahrſcheinlich der äußeren Luft Eingang, um die Qual des Unglücklichen zu verlängern, den man hier einſchließt. Einem blaſſen Schattenbilde gleich, leuchtet ihr ein weißes, marmornes Crucifix von der Wand entgegen; dies Symbol göttlichen Erbarmens und menſchlicher Wuth ſchien den Gefangenen zu ferneren Betrachtungen auffordern zu ſollen. An der entgegengeſetzten Seite bemerkt Valentine einen Gegenſtand, deſſen Form und Gebrauch ſie nicht zu unterſcheiden vermag. Vergebens läßt ſie den Schein der Lampe dahin fallen — von unwillkürlicher Neugier getrieben, ſteht ſie endlich auf, ihn näher zu betrachten. Plötzlich fährt ſie zurück, ein Schrei des Entſetzens ſtirbt auf ihren Lippen — es iſt ein Folterinſtrument und Blutſpuren bedecken die Mauer.

Dieſer Anblick lähmt ihren Muth, und keines andern Gedankens mächtig, ſetzt ſie ſich auf den Stein, den verſtörten Blick auf den entſetzlichen Gegenſtand gerichtet; immer tönen Leopolds Worte in ihrem Ohr: hat Paul um Mitternacht nicht unterzeichnet, ſo ſteigt der Nachrichter zu ſeinem Kerker hinab und der Canal Orfana verhüllt die Rache des furchtbaren Tribunals.

Jetzt hört ſie ein dumpfes Geräuſch: das ſind die Mörder! — Mit neuer Gewalt erwacht die Liebe zum Leben in der jungen Bruſt; das großmüthige Opfer, vorher ſo freudig von ihr gebracht, ſcheint ihre Kräfte zu überſteigen — ihre Zeit iſt verronnen, die Stunde des Todes, eines blutigen, ſchrecklichen Todes, ſchlägt. — Gemahl und Mutter, Vaterland und Leben, Alles wird ihr entriſſen! — Verzweifelnd ſucht ihr ſterbender Blick das Symbol der Erlöſung, knieend hebt ſie die gefalteten Hände zu dem heiligen Bilde empor: „Schütze mich, Gott!“ betet ſie im Todeskampfe, „oder wenn ich ſterben muß, ſo laß nur ihn gerettet ſein!“

Jetzt klirren die Riegel, man ſchließt die Thür auf; kalter Schweiß bedeckt Valentinens Stirn, ihre Pulſe ſtocken — ohnmächtig ſinkt ſie nieder, das Geſicht zur Erde gekehrt.

Bei dem röthlichen Scheine einer Kienfackel ſteigen zwei Männer in den Kerker hinab. Indem ſie Valentinen erblicken, die unbeweglich ausgeſtreckt und in den Mantel ihres Gatten gehüllt, von ihnen für den Gefangenen gehalten wird, ruft der Eine mit Entſetzen: „Es iſt zu ſpät!“ — Er ſtürzt zu ihr hin, hebt ſie auf, ſtreicht die langen ſchwarzen Haare zurück, die ihr Geſicht verhüllen, und bebt vor Schrecken und Mitleid, als er ſie erkennt. „Valentine!“ ruft er mit dem Tone hoher Bewunderung, „großmüthige Seele, edelſte der Frauen, Du haſt mich getäuſcht — hätte ich es nicht ahnen ſollen?“

Es war Leopold. Er nahm ſie in ſeinen Arm und ſuchte ſie in's Leben zurückzurufen; aber die Augen der Unglücklichen blieben geſchloſſen, Bläſſe des Todes bedeckte das ſchöne Geſicht, und verzweifelnd ſah Leopold den Inquiſitor an.

„Sie haben eine große Unvorſichtigkeit begangen,“ ſagte dieſer, „Gott gebe, daß ſie nicht traurige Folgen nach ſich ziehen möge! Man bringe die Dame zu mir, dann wollen wir einen Entſchluß faſſen.“

Der Freiherr wollte die koſtbare Laſt Niemand anvertrauen, er trug ſie ſelbſt hinauf, aber Valentine war noch immer ohnmächtig, als man ſie im Pallaſt Polano auf ein Bett legte. Der Inquiſitor rief Frauen zu ihrem Beiſtand herzu, und Leopold ſchritt, indeß man ſich bemühte, ſie dem Leben wieder zu geben, in unſäglicher Angſt auf das kleinſte Geräuſch horchend, in der nahen Gallerie auf und ab.

In der Ueberzeugung, daß nur ein feierliches Gelöbniß, das Geheimniß, zu deſſen Beſitzer ihn der Zufall gemacht, gegen Niemand zu verrathen, Paul zu retten vermöge, hatte Leopold ihm die Mittel dazu verſchafft und ſich Valentinens bedient, ihn zur Unterſchrift zu bewegen. Der Aufſeher der Staatsgefängniſſe dankte der Verwendung des Geſandten das Leben ſeines Sohnes, das nach den ſtrengen Geſetzen Venedigs dem Tode verfallen war, weil er eine Anſtellung in Oeſtreich angenommen hatte. Durch ſeine Vermittlung fand Paul jenes Papier auf dem Tiſch des Kerkers, er war Valentinens Führer geweſen und hatte ſie — ſeiner Meinung nach — eine Stunde ſpäter Leopolds Gondolieren übergeben, welche, durch Pauls Verkleidung getäuſcht, dieſen nach dem Befehle ihres Herrn behend und glücklich aus den Lagunen brachten.

Am Abende deſſelben Tages waren verſchiedene Couriere in Venedig angelangt. Der Senat verſammelte ſich ſogleich, um die Depeſchen zu leſen, die das Blutbad von Verona berichteten. Bei dem Abgange des Couriers rieſelte das Blut der Franzoſen durch die Straßen, in die drei Forts der Stadt geflüchtet, vertheidigte ſich zwar die Garniſon noch, aber man ſah dem Augenblick entgegen, wo ſie ſich ergeben mußte.

Das Laudonſche Corps zog an der Piave herab, die Veroneſer zu unterſtützen, die Sturmglocke rief alle Landleute zum Aufſtande in Maſſe, und 15,000 Sclavonier waren auf dem Marſche nach Venedig.

Jauchzend empfingen die Patricier dieſe Nachrichten und in dem allgemeinen Freudentaumel vergaßen die Staats-Inquiſitoren den unglücklichen Paul.

Leopold hatte ihn zwar nicht vergeſſen, aber bis zur Rückkehr ſeiner Gondoliere vermochte er nicht, ſich mit anderer Sorge zu befaſſen; erſt ſpät in der Nacht brachten ſie ihm Kunde von dem Gelingen ihres Unternehmens. Sobald er Valentine außer Gefahr glaubte, beſchäftigte er ſich mit ihrem Gatten. Er hatte ebenfalls Depeſchen von ſeinem Cabinet, und mit denſelben die officielle Anzeige des zwiſchen Oeſtreich und der franzöſiſchen Republik abgeſchloſſenen Friedenstractats erhalten. Dies änderte ſeine Stellung gegen Paul und ſchien ihm günſtig für den jungen Franzoſen. Er ſah den Nachtheil voraus, welchen die unſinnige Politik der Inquiſition dem unglücklichen Venedig zuziehen mußte, und beſchloß, ihm zuvorzukommen.

Dem Inquiſitor Polano, deſſen Stimmung ihm nicht entgangen war, vertraute er, was er gethan, um den Gefangenen zur Bewahrung des Geheimniſſes zu bewegen, und zeigte ihm den Bericht von dem Frieden zwiſchen ſeinem Kaiſer und Frankreich.

„Sie ſehen es ſelbſt," fuhr er fort, „Venedigs Triumph wird von kurzer Dauer ſein, als erzürnte Sieger werden die Franzoſen hier einziehen; ſollen ſie dann noch ein Opfer mehr zu rächen finden? Geben Sie dem Gefangenen — wenn auch nicht die Freiheit — doch wenigſtens Licht und Luft, bis ſich die Sache entſchieden hat; er habe Ihnen keine ſo unmenſchliche Behandlung vorzuwerfen, als ihm bis jetzt geworden iſt. Ich gebe Ihnen einen wohlgemeinten Rath, überlegen Sie ihn, und bedenken Sie, Excellenz, daß es bei dem Ausbruch einer Revolution klug ſein dürfte, ſich auch im Feindeslager Freunde zu gewinnen."

Der Inquiſitor hatte dies bereits ſelbſt bedacht; er fügte ſich den Vorſtellungen des Geſandten, und ſtieg zu derſelben Stunde mit ihm in das Gefängniß hinab, das Ehrenwort des Franzoſen zu empfangen und ihm die nahe Freiheit zu verheißen. Der Zuſammenhang, welcher zwiſchen dem Pallaſte Polano's und dem Staatsgefängniß exiſtirte, führte ſie ſchnell in Pauls Kerker, wo die Flucht des Gefangenen und der Anblick Valentinens alle ihre Pläne änderte.

„Was entſcheiden Sie," fragte Leopold jetzt den Inquiſitor, „was ſoll aus ihr werden?"

„Das Uebel iſt geſchehen," entgegnete Polano, „wir müſſen ſuchen, es wieder gut zu machen. In der kritiſchen Lage, worin Venedig ſich befindet, dürfen wir einzig dem Rathe der Klugheit folgen. Die Franzoſen, deren Bündniß wir verwerfen, ziehen nächſtens als Ueberwinder bei uns ein, und ihr Kaiſer, den die Politik unſers Freiſtaats nicht zum Beſchützer haben wollte, wird — mir ſagt es meine Ahnung — bald unſer Gebieter. Zum Glück lege ich in drei Tagen die Würde nieder, mit der ich gegen meinen Willen bekleidet wurde; ſo bleibt mir doch der Schmerz erſpart, die Knechtſchaft meines Vaterlandes unterſchreiben zu müſſen." — Ein tiefer Seufzer begleitete dieſe Worte. „Sie, mein Herr Baron," ſprach er weiter, „ſind jetzt in Frieden mit dem Feinde, der uns bedroht; Ihre Schritte können nicht übel ausgelegt werden; vollenden Sie alſo, was Sie begonnen, führen Sie die edle Frau zu ihrem Gemahl, der wahrſcheinlich ſchon im Hauptquartier iſt."

Jetzt benachrichtigte man ſie, daß Valentine ihre

Beſinnung wieder erhalten habe, und ihren Befreier zu ſehen wünſche.

„Ich verlaſſe Sie,“ ſagte Polano, „es wäre vielleicht nicht ſchicklich, wenn ich mich der Dame vorſtellte. Sagen Sie ihr jedoch, ſie möge über mein Haus und meine Dienerſchaft befehlen und bitten Sie — wenn ſie auch meine Landsleute haſſen muß — um ein günſtigeres Urtheil für mich, der ihren Mann zu retten wünſchte.“

Er ging, und Leopold flog in das Zimmer, wo Valentine, umgeben von den Frauen des Pallaſtes, ihn erwartete. Sie erhob ſich von dem Sopha, auf dem ſie lag, und ein freudiger Ausruf drängte ſich über ihre Lippen, als ſie Leopold erblickte. „Sie ſind es!“ rief ſie, „ach mein Herz ſagte mir wohl, Sie würden mir zu Hülfe eilen! Aber mein Mann — iſt er?“ Sie warf einen Blick auf die Frauen, die ſich ſogleich entfernten.

„Ja, ich bin's;“ antwortete der junge Mann, „ich bin der Glückliche, der Ihnen die Freiheit verkünden und Sie über das Schickſal Ihres Gemahls beruhigen darf.“ Und nun erzählte er ihr, was er in Bezug auf Paul von den Gondolieren erfahren, und was Polano ſo eben über ſie ſelbſt entſchieden hatte.

„Fort alſo, fort! rief ſie, ihre Schwäche vergeſſend, wollte aufſtehen, ſank aber wieder auf das Sopha zurück. Leopold bat ſie inſtändigſt, ſich zu beruhigen, ihm zu vertrauen, und verſprach, indeß ſie ſich eine Stunde Schlaf gönnte, Alles zu ihrer Abreiſe zu beſorgen. Valentine unterwarf ſich dieſer Vorſchrift, ſie drückte dankbar ſeine Hand und voll Freude verließ er ſie.

Neu geſtärkt erwachte die junge Frau. Wie leicht erſetzen ſich verlorne Kräfte im ſiebzehnten Jahre! — Leopold harrte ſchon ihrer Befehle, ſeine Sorgfalt hatte Valentinen Reiſekleider verſchafft und bald war ſie fertig zur Abreiſe. Sie trug dem Haushofmeiſter des edlen Venetianers die Verſicherung ihrer lebhafteſten Erkenntlichkeit für die Güte auf, mit der ſie in ſeinem Hauſe überhäuft worden ſei, und verließ, auf Leopolds Arm geſtützt, mit wankendem Schritte den Pallaſt.

Indem ſie die Gondel betrat, die an den Stufen deſſelben hielt, erkannte ſie mit Rührung die Gondoliere, welche ſie am vorigen Abend nach dem Gefängniß gerudert hatten. Wie gern hätte ſie nach Paul gefragt, aber die Klugheit hielt ſie zurück. Mit unſäglicher Freude ſah ſie die Palläſte und glänzenden Kuppeln Venedigs verſchwinden; ſchnell durchſchnitt die Barke die Lagunen, und den Canal der Brenta hinauffahrend, landete ſie in wenig Stunden bei der Villa, wohin Leopold ihre Leute vorausgeſendet hatte.

Mit den Aeußerungen der lebhafteſten Freude empfing Germain ſeine junge Herrin. Von ihm erfuhr ſie, daß ihr Gemahl in der Nacht hier angelangt, und ſobald er ſich umgekleidet, eiligſt mit Anton auf der Straße nach Verona fortgereiſt ſei. Dieſe Erzählung ſteigerte ihre Sehnſucht, ihm nachzufolgen; Leopold befahl, eine Barke und Pferde zu miethen, um ſie ſtromaufwärts bis Padua zu ziehen. Bis dieſe kamen, bat er ſie, mit ihm einen Spaziergang durch die herrlichen Gärten zu machen und freundlich nahm ſie ſeinen Arm.

Seit ſie Venedig verließen, war Leopold ſtiller und ſtiller geworden, ohne daß Valentine, ganz in das Glück verſunken, das ſie ſich vom Wiederſehen ihres Gatten verſprach, ſeine veränderte Stimmung bemerkt hätte. — Während der Ueberfahrt, welche dem Freiherrn ſo ſüße Erinnerungen zurückrief, ſchwebte nur Pauls Bild vor ihrer Seele, wie er bei nächtlicher Welle, der Treue zweier fremden Männer überlaſſen, dieſe Wellen durchſchnitt. Leopold ſah nichts als ſie; ſein Auge folgte jeder Bewegung der holdſeligen Frau, deren ſanfte Bläſſe ihre Schönheit ſo rührend machte. Das dankbare Vertrauen, welches ſie ihrem Retter bewies, fachte die ſtille Liebe des jungen Mannes zur Flamme an; er wollte ſprechen, aber kein Wort kam über ſeine Lippen, Schmerz und Wonne kämpften in ſeiner Bruſt. Endlich bemerkte es Valentine. Sie war ein Weib — wie hätte ſie die Urſache nicht errathen? — Gerührt und dennoch befangen, dachte ſie zum erſten Mal mit Unruhe an die Fortſetzung der Reiſe.

Schweigend ging ſie neben ihm. Sie ſah wohl, daß ihr Gefährte zu reden wünſchte, konnte es aber nicht über ſich gewinnen, den Anfang der Unterhaltung zu machen. Endlich hatte Leopold ſich gefaßt. „Valentine," ſagte er, „Sie werden jetzt den Mann wiederſehen, dem Ihr Herz angehört — vergeſſen Sie in Ihrem Glücke den Freund nicht ganz, den der Zufall Ihnen gab; denken Sie, daß ihm die Augenblicke, die er neben Ihnen zubringen durfte, als die einzige Seligkeit erſcheinen, welche ihm hienieden beſchieden ward. Ich will Sie nicht weiter begleiten — ich kann es nicht! Unmöglich wäre es mir, noch einen ganzen Tag in Ihrer Nähe zu verleben, ohne Ihnen zu ſagen — doch warum" — unterbrach er ſich mit Heftigkeit — „warum ſollte ich es in dieſem Augenblicke, wo ich den Entſchluß gefaßt habe, Sie zu fliehen, nicht ausſprechen, daß ich Sie liebe, daß ich ewig nur Sie lieben werde! Valentine, zürnen Sie dieſem Geſtändniſſe nicht, dem unwillkürlichen Schrei eines zerriſſenen Herzens in dem Moment, der ihm Alles raubt, was es an das Leben band!"

Außer ſich, bedeckte der Unglückliche mit beiden Händen ſein Geſicht.

„Lieber Leopold! mein edler Freund!" ſprach mitleidsvoll Valentine, „nicht dieſen Ausbruch eines Schmerzes, der des Gefühls unwürdig iſt, das uns verbindet! Oder hat meine Freundſchaft ſo wenig Werth für Sie, daß Sie mich zwingen wollen, ſie zurückzunehmen?"

„Valentine," ſagte er, wie erſchöpft von der Heftigkeit ſeiner Empfindung — „Ihre Vorwürfe rühren mich, aber ſie treffen nicht mein Herz. Sie wiſſen zu gut, ob Ihre Zuneigung mir theuer, ob ſie — wie ſchwach, wie behutſam ſie auch ſein möge — dennoch nicht das Bedingniß meines Daſeins, der einzige Reiz meines Lebens iſt. Ja, gegenwärtig oder abweſend, werden Sie ſtets der Abgott meiner Seele ſein und nie ein anderes Weib —"

„Leopold!" unterbrach ihn Valentine mit einiger Strenge, „vollenden Sie dieſe unbedachten Worte nicht, deren Uebertreibung mich verletzt und betrübt. Verfehlen Sie um eines Traumbildes willen Ihre Beſtimmung nicht. Mit allen Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens, allen Gaben des Glücks bereichert, mit einem edlen Namen, einem ehrenvollen Beruf, haben Sie zu viel Antwartſchaft auf Glück, um in der Aufwallung eines Augenblicks für immer darauf zu verzichten. Ihre edle, großmüthige Seele ſehnt ſich glühend nach einem Weſen, das Ihrer würdig iſt, in Ihrem Vaterlande finden Sie gewiß ein Mädchen, das ihre Liebe verdient, wenn Sie es nur ſorgfältig ſuchen wollen."

„Wie?“ fragte Leopold beſtürzt, „vergeſſen ſoll ich Sie?“

„Nicht vergeſſen,“ rief Valentine lebhaft, „ſollen Sie die dankbare, durch Ihre Großmuth ihrem Gatten, dem Leben, dem Glück wiedergegebene Freundin! Möge die Erinnerung dieſer edlen That Ihre Zukunft verſchönern! Denken Sie daran, Leopold, daß es meinem Herzen Bedürfniß iſt, Sie glücklich zu wiſſen, und haben Sie einſt mein Hoffen erfüllt, haben Sie eine Gefährtin gefunden, die Ihrer würdig iſt, dann ſchreiben Sie mir.“

„Eher nicht?“ fragte der Freiherr erblaſſend. Sie ſchwieg. — „Und wie ſoll ich erfahren, ob Sie glücklich angekommen?“ — „Mein Mann wird Ihnen ſchreiben.“

Jetzt ſtanden ſie am Ufer, die Barke lag bereit. — Valentine reichte Leopold die Hand, er küßte ſie und eine brennende Thräne fiel darauf; er hob ſie in den Kahn, Germain folgte ihr — noch ein freundliches Lebewohl der Scheidenden — ein letzter, trauriger Blick Leopolds und die Schiffer ſtießen ab.

In den erſten Augenblicken nach dieſer Trennung fühlte ſich Valentinens zart fühlendes Herz ſchmerzlich ergriffen. Sie war noch in dem Alter, wo man den Gram der Liebe für unheilbar hält, doch beruhigte ſie das Bewußtſein, ihr Betragen ſei durch Vernunft und Pflicht geleitet worden. Bald begann Germain von ſeinem Herrn zu ſprechen und führte alle ihre Gedanken zu Paul zurück.

Als ſie in Padua ankam, fand ſie die franzöſiſche Garniſon unter den Waffen. Paul hatte bei ſeiner Durchreiſe die Nachricht von dem Aufſtande der Venetianer verbreitet, und die Franzoſen zur Gegenwehr aufgerufen. Hier erfuhr ſie, daß ihr Mann an der Spitze eines Heerhaufens nach Verona marſchirt ſei, und trotz aller Einwürfe und Vorſtellungen ihrer Landsleute eilte ſie noch in derſelben Stunde weiter, um ihn, wo möglich, einzuholen. Endlich zeigte ſich am nächſten Tage Verona ihren forſchenden Blicken. Sie wähnte ein Lager vor den Mauern der rebelliſchen Stadt zu finden, — und — o Ueberraſchung! von den Thürmen weht die dreifarbige Fahne, franzöſiſche Wachen empfangen ſie am Thor, und ſie erfährt, Paul habe durch raſtloſe Eil mit ſeinem Heerhaufen die Diviſion des Generals Chadran erreicht, und ſei mit dieſem vereint zum Entſatz der belagerten Forts vor Verona gerückt. Die Nachricht von dem Anmarſch des Generals Victor, und beſonders die Kunde von dem zwiſchen Oeſtreich und Frankreich abgeſchloſſenen Frieden hatten dem Blutbade ein Ende gemacht. Von allen Seiten gedrängt, mußten ſich die Veroneſer der Gnade des Siegers ergeben und von den Wällen der gedemüthigten Stadt wehten auf's Neue die Farben der franzöſiſchen Republik.

Mit unendlicher Freude horchte Valentine dieſer Erzählung, mit Entzücken hörten ſie Pauls Tapferkeit preiſen, ſie fühlte ſich ſtolz, ſeine Gattin zu ſein. Einige leichte, im geſtrigen Gefecht empfangene Wunden hielten ihn im Schloſſe zurück, und er bemühte ſich eben, mit der verbundenen Hand an den franzöſiſchen Reſidenten in Venedig zu ſchreiben, daß er ſeine Frau ſogleich reclamiren möge, als Valentine an ſeine Bruſt flog. Mit unausſprechlicher Wonne fühlte er dies treue, liebevolle Herz an dem ſeinigen ſchlagen, er drückte ſie feſt in ſeine Arme, als wolle er ſich überzeugen, ſie ſei keine Erſcheinung ſeiner Phantaſie. Alle Schmerzen ſeiner Wunden vergeſſend, wiederholte er in ſeligem Entzücken: „Du biſt's! Du biſt es wirklich!“

„Vereint, um uns nimmer zu trennen, nicht wahr, mein Paul?“ fliſterte ſie unter Freudenthränen an ſeiner Bruſt. „Nimmer, meine Valentine!“ betheuerte er, ihre Hände an ſein Herz drückend. Ein inniger Kuß beſiegelte den Frieden, den nichts mehr ſtören ſollte.

Kurze Zeit nachher lagerten die Franzoſen am Rande der Lagunen, und als Bittende erſchienen die Geſandten Venedigs vor dem Obergeneral der ſiegreichen Armee. Ehe er ihre Vorſchläge anhörte, forderte er die Auslieferung der Anſtifter jenes grauſamen Blutbads, die veroneſiſchen Oſtern genannt, und ihr Tod verſöhnte die Manen der verrätheriſch ermordeten Franzoſen. Venedigs Stern war untergegangen, und mit verachtender Gleichgültigkeit warf die Hand des Siegers die ehedem ſo ſtolze Republik in die Wagſchale, welche damals das Intereſſe Europa's ausglich.

Zum Oberſten ernannt, ward Paul von dem Obergeneral mit der Ratification des Tractats von

Campo formio an das Directorium geſandt, und leicht und froh überſtieg Valentine an ſeiner Seite die Alpen. Mit wie ganz andern Empfindungen ſah ſie jetzt die Gegenden wieder, die ſie vor ſechs Monaten durchreiſt war! — Damals folgte ſie blos der Pflicht, von ihrem Bewußtſein allein den Lohn ihrer Mühen erwartend. Jetzt kehrte ſie wieder, glücklich und geliebt; die theure Gefährtin des Mannes, den ſie dem Tode und einer unheilbringenden Leidenſchaft entriß, eilte ſie der Heimath zu, wo eine zärtliche Mutter ihre Seligkeit theilte.

Zwei Jahre ſpäter hatte Valentine ihrem Gemahl einen Sohn geſchenkt und ein neues Pfand der Liebe ſchlummerte unter ihrem Herzen. Von ſeiner Leidenſchaft für die Waffen geheilt, hatte Oberſt Bertrand den Dienſt verlaſſen, und ſtrebte nun als Bürger dem Vaterlande zu nützen. Auf Valentinens Rath, welche wohl einſah, wie nöthig eine anhaltende Thätigkeit dem feurigen Gemüthe ihres Mannes ſei, verwandelte er Schloß Savenay in eine weitläuftige Fabrik, wo die Bevölkerung der Umgegend Arbeit und Unterhalt fand. Aus brachliegenden Feldern gewann er koſtbares Ackerland, und von ihm erbaut, boten wohnliche Häuſer dem gebrechlichen Alter, wie der hülfloſen Jugend, Freiſtätten dar. Mit zarter Milde und weiblichem Ordnungsgeiſt waltete die junge Frau über dieſen Schöpfungen ihres Mannes. Glücklich als Tochter, Gattin und Mutter, trübte nur manchmal eine leiſe Sorge um Leopold den reinen Himmel ihres Gemüths. Aber auch dies letzte Wölkchen ſollte ſchwinden, denn als ſie bald nachher unter ſeligen Thränen eine Tochter an die Mutterbruſt ſchloß, ſchrieb ihr der ferne Freund: „Ich bin glücklich, theure, verehrte Frau, und Ihnen danke ich mein Glück, denn Ihrer denkend, fand ich eine zweite Valentine.“

Anzeige für Gebildete.

Bei **Carl Focke** in **Leipzig** iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geſammelte
Erzählungen
von Sophie May.

1.—10. Band. Sauber brochirt. Preis 13 Thlr. oder 23 Fl 24 Kr. rh.

Den zahlreichen Verehrern der zu früh verewigten Dichterin wird dieſe — höchſt geſchmackvoll ausgeſtattete — Ausgabe ihrer Werke gewiß ſehr willkommen ſein.

Herbſtblüthen,
eine Sammlung Novellen und Erzählungen von
A. von Tromlitz.

2 Bände. Sauber brochirt. Preis 3 Thlr. oder 5 Fl. 24 Kr. rh.

Der Verfaſſer iſt der gebildeten Leſewelt zu bekannt, als daß es nöthig wäre, etwas zur Empfehlung dieſer geſammelten Erzählungen zu ſagen. — Die äußere Ausſtattung entſpricht dem innern Werthe derſelben!

Neueſte
geſammelte Erzählungen
von
Friederike Lohmann.

1. — 11. Band. Sauber brochirt. Preis 12 Thlr. 12 Gr. oder 22 Fl. 30 Kr. rhein.

Durch die einfach-ſchöne Weiſe, mit der die Verfaſſerin zu erzählen weiß, iſt ſie eine Lieblingsſchriftſtellerin des gebildeten Publicums geworden, welchem dieſe Sammlung, in einem anſtändigen Gewande, hier übergeben und gewiß ſehr willkommen ſein wird.

Der Mann mit der Zauberlaterne.

Ein unterhaltendes und belehrendes Bilderbuch für die Jugend, mit 42 colorirten Abbildungen fremder Völker und einem Titelkupfer. Geſchmackvoll gebunden, zweite verbeſſerte Auflage.

Preis ½ Thlr. oder 54 Kr. rheinl.

Mit vollem Rechte kann dieſes Büchlein allen denen empfohlen werden, welche Kindern ein nützliches und angenehmes Geſchenk machen wollen; denn es zeichnet ſich vor vielen andern Büchern dieſer Art durch einen lehrreichen und dabei höchſt faßlichen Inhalt, ein elegantes Aeußere und einen ſehr niedrigen Preis aus.

Auswahl

aus

Fanny Tarnow's Schriften.

Vierzehnter Band.

Leipzig, 1830.
Verlag von Carl Focke.

Novellen

von

Fanny Tarnow.

Zweiter Band.

Leipzig, 1830.
Verlag von Carl Focke.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Inhalt.

Miranda oder die Folgen eines Fehltritts.

Die Stimme des Herzens.

Miranda

oder

die Folgen eines Fehltritts.

Aus den Papieren des Lords Montroſe.

Einmal verſcherzt und aufgegeben,
Verläßt ſie Dich für's ganze Leben
Und keine Reu' bringt ſie zurück.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Die Stunde, die mir und meinem Bruder Harriot das Leben gab, war die Todesſtunde unſrer Mutter, und die Trauer und die Beſtürzung, in die dies Unglück alle Anweſende verſenkte, war Schuld, daß man die Zwillingsbrüder verwechſelte und nicht mehr anzugeben wußte, welcher von uns Beiden der Erſtgeborne ſei. Eine Tante, die bei der Entbindung gegenwärtig geweſen war, hielt meinen Bruder dafür, und wenn ſie gleich keinen gültigen Grund für dieſe Vermuthung anzugeben vermochte, ſo erzeugte ſie doch, da Keiner ſie widerlegen konnte, die Vorausſetzung, daß Harriot es ſei. Auf mich machte ſpäterhin dieſe Vermuthung Eindruck, auf meinen Bruder nie, und wenn ich ſie als gegründet annahm, ſo war er dagegen feſt entſchloſſen, das Vermögen, was ihm dereinſt zu Theil werden mußte, mit mir gemeinſchaftlich zu beſitzen und nie heirathen zu wollen, wenn ich mich verheirathe. Ich verſprach ihm ein Gleiches und wir waren feſt entſchloſſen, ſtets nur Eine Familie auszumachen, und nie den Fall eintreten zu laſſen, wo das Geſetz in Anſpruch genommen werden mußte, um unſere Rechte und unſere Anſprüche zu ſondern.

An Geſtalt und an Sinnesweiſe waren wir uns durchaus ähnlich; alle unſere Neigungen, unſere Spiele und Liebhabereien waren dieſelben; wir liebten uns nicht aus Wahl, ſondern aus einer Naturnothwendigkeit, wie man ſich ſelbſt liebt, und wir wären uns dieſer Liebe zu einander vielleicht nicht bewußt geworden, wenn uns nicht Andere davon vorgeredet hätten. Erſt dann, als wir uns trennen ſollten, erkannten wir, was wir uns waren. Mein Bruder ſollte zur Vollendung ſeiner Studien nach Oxford gehen, und ich, den mein Vater zum Soldaten beſtimmt hatte, ſollte bei einem berühmten Ingenieur in die Koſt gethan werden; doch als der Augenblick der Trennung kam, war unſer Schmerz ſo leidenſchaftlich, daß er meinen Vater bewog, mich mit nach Oxford zu ſenden. Hier ſtudirte ich mit Harriot Rechtswiſſenſchaft, Geſchichte und Philoſophie, er mit mir Mathematik und Geometrie. Die claſſiſche Literatur, die ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte liebten wir Beide mit Jugendfeuer, und jetzt erſt lernten wir das Gefühl würdigen, das uns an einander band; wir begeiſterten uns für daſſelbe, und wenn dies die Zärtlichkeit und Innigkeit unſerer Liebe nicht zu erhöhen vermochte, ſo erzeugte es doch in uns Geſinnungen, die uns die Bürgſchaft gewährten, daß wir dem Guten und Schönen ewig ergeben bleiben würden.

Drei Jahre ſchwanden ſchnell dahin; der Krieg in Amerika brach aus und das Regiment, in dem ich ſchon lange eingeſchrieben war, erhielt Befehl zum Aufbruch. Mein Bruder brachte mir dieſe Nachricht und ſprach zugleich von der Nothwendigkeit unſerer ſchnellen Abreiſe. Ueberraſcht ſah ich ihn an — „Du haſt doch nicht geglaubt, daß ich Dich allein reiſen laſſen würde?“ fragte er. — Stumm warf ich mich in ſeine Arme; ich fühlte, wie jede Einwendung ihn betrübt haben würde. Vergeblich bot mein Vater, unterſtützt von unſerer ganzen Familie, Alles auf, um ihn zu einer Aenderung ſeines Vorſatzes zu bewegen — Harriot beharrte unerſchütterlich darauf — wir ſchifften uns ein.

Unſer erſter Feldzug war für uns eben ſo ehrenvoll, als angenehm. Im Anfang des zweiten — doch wozu die Erzählung eines Vorfalls, der mich namenlos unglücklich machte! „Armer Fergus,“ ſagte Harriot, als wir ihn vom Schlachtfelde hinwegtrugen, „was wird aus Dir werden?“ — Drei Tage lang ſchwebte ich zwiſchen Furcht und Hoffnung, am Abend des dritten konnte ich es mir nicht länger verhehlen, daß ſein Zuſtand rettungslos war. Ich lag auf meinen Knien und flehte zu Gott, er ſolle ein Wunder thun und ihn mir erhalten. „Tröſte ihn, o mein Gott!“ flehte mein Bruder mit brechender Stimme. Es waren ſeine letzten Worte: er drückte mir matt die Hand und verſchied.

Ich weiß nicht, was nach ſeinem Tode mit mir vorgegangen iſt. Man brachte mich nach England zurück, man führte mich nach Bath, nach Briſtol. Die arme unnütze Hälfte meines Daſeins, die mir geblieben war, wandelte wie ein ſtummer, bleicher Schatten umher, und zog allenthalben die Blicke des Mitleids auf ſich. Eines Tages ſaß ich in einer wenig beſuchten Gegend auf einer Bank und hielt ein Buch in der Hand, das ich, ohne zu wiſſen, was ich that, bald öffnete, bald wieder zuſchlug, als ſich ein Frauenzimmer auf das andere Ende der Bank ſetzte. Wir ſaßen lange ſchweigend neben einander, ich bemerkte ſie kaum, bis ſie ſich, mit leiſer, ſanfter Stimme, mit einer Frage an mich wandte, die ich beantwortete. Sie kam am folgenden Tage wieder und ihre Unterhaltung, ihre ſchmeichelnde Achtſamkeit machten mir ihre Gegenwart bald lieber, als meine einſamen Träumereien es mir bis dahin geweſen waren.

Miranda — dieſer Name war ihr von der Rolle in Shakſpeare's Sturm geblieben, in der ſie zum erſten und zum einzigen Mal die Bühne betreten hatte — war von guter Familie; es fehlte ihr auch nicht an reichen Verwandten; aber ihre unwürdige, durch Leichtſinn tief in Armuth verſunkene Mutter wollte von ihrer Schönheit und dem Wohllaut der ſüßeſten Stimme, die je das Ohr eines gefühlvollen Menſchen entzückt hat, Nutzen ziehen, und ließ ſie in ihrem vierzehnten Jahr in jener Rolle debütiren. Noch an dem Abend dieſer Vorſtellung kaufte ſie Lord Wellesley ihrer Mutter ab und nahm ſie mit nach Paris, wo er ſie in einem der angeſehenſten Klöſter in Penſion gab, in dem ſie für die natürliche Tochter eines ſehr vornehmen Mannes galt, deren Familienname aus wichtigen Urſachen ein Geheimniß bleiben müſſe.

In Miranda's Ton und Anſtand lag ſo viel adeliges Weſen, daß ihr die Nonnen und die Koſtgängerinnen, von denen ſie angebetet wurde, unwillkürlich immer den erſten Platz einräumten, ſo weit ſie auch davon entfernt war, ihn zu fordern. Sie erwarb ſich hier in kurzer Zeit eine ausgezeichnete Geſchicklichkeit in allen weiblichen Handarbeiten und erhielt auch im Zeichnen, Malen, Tanzen, Geſang und Muſik Unterricht von den beſten Meiſtern. Nie ſchmückte der Zauber der Talente ein weibliches Weſen mit mehr Grazie und Anmuth, als ſie; doch bildete ſie dieſe Talente zu der ihr eigenen hohen Vollkommenheit erſt in Italien aus, wohin ihr Geliebter ſie führte und wo er zwei Jahre mit ihr, unausſprechlich beglückt durch ihren Beſitz, zubrachte. In ihrem achtzehnten Jahre kam ſie mit ihm nach England zurück, wo er abwechſelnd mit ihr auf ſeinen Gütern oder in London bei ſeinem Onkel, dem General Moclere lebte. Vier Jahre des Glückes und der Liebe waren ihm noch vom Schickſal beſchieden —

dann raffte ihn der Tod unerbittlich dahin. „Ich hinterlaſſe ihr nichts,“ ſagte er, noch wenig Augenblicke vor ſeinem Tode, zu dem General, „weil ich nichts mehr beſitze; aber Sie leben, Sie ſind reich, und was ſie von Ihnen erhält, iſt für ſie ein ehrenvollerer Beſitz, als das, was ſie von mir bekommen könnte. Ich ſterbe völlig beruhigt über ihr Schickſal.“

Der General ſicherte ihr nach dem Tode ſeines Neffen ein jährliches Einkommen von 400 Pfund zu, und ſchenkte ihr ein Haus in Bath, wo ich ſie kennen lernte. Alle Jahre brachte er hier einige Wochen bei ihr zu, und wenn ſein Podagra ihm dies zu thun verwehrte, ließ er ſie zu ſich nach London kommen. In Miranda's Ideen und Empfindungen lag etwas, das ſie über alle kleinliche Rückſichten erhob und die vollkommenſte Harmonie zwiſchen ihrer Seele und ihren Worten, ihrem Ton und ihren Geſinnungen hervorbrachte. Alles, was nur klug, nur ſinnreich war, intereſſirte ſie nicht; ſie handelte nie aus Berechnung, nie aus bloßer Ueberlegung; aber ſie wurde ſinnreich, ſobald es darauf ankam, Andere zu verbinden, klug, ſobald es galt, Andern Verdruß zu erſparen, beſonnen, ſobald es galt, unangenehme Eindrücke zu mildern und Betrübten zu helfen. Frei, und doch abhängig; verachtet von Einigen und angebetet von Andern, empfand ſie dieſen Widerſpruch mit einer ſtillen Traurigkeit, der eben ſo viel Stolz als Bangigkeit zum Grunde lag, und wäre ſie weniger liebebedürftig, weniger liebevoll geweſen, ſo würde ſie ſich ungeſellig und abweiſend gezeigt haben. Ich ſah ſie oft Menſchen ausweichen, die ſich ihr mit unverkennbarer Bewunderung zu nähern ſuchten, und fragte ſie eines Tages nach der Urſache dieſes Betragens. „Ich weiß ja,“ antwortete ſie mir, „wie dieſe Menſchen, ſobald ſie erfragt haben, wer ich bin, auf mich herabſehen werden.“ Sie hatte Recht, und eine Thräne ſchimmerte in dem Blick und begleitete das Lächeln, mit dem ſie es mir bemerkbar machte. Ein andermal ſchlug ſie die Einladung einer Frau aus, die ich als klug und gut kannte, und von der es bekannt war, daß ſie einen angenehmen und geiſtreichen Kreis um ſich zu verſammeln wußte. „Ach,“ antwortete ſie mir, „was ich am meiſten fürchte, iſt nicht die Geringſchätzung, die ſich offen ausſpricht; in meiner Seele lebt ein Gefühl, das mich über die erhebt, die mich verwerfen, ohne mich zu kennen; aber was ich nicht zu ertragen vermag, iſt die Sorgſamkeit der Beſten, in meiner Gegenwart von nichts zu ſprechen, das mich verletzen könnte. So lange Mylord lebte, machte mich die Dankbarkeit geſellig; ich gab mir Mühe, die Herzen der Menſchen zu gewinnen, damit das ſeinige nicht durch ihr Betragen gegen mich betrübt werde. Diejenigen aber, die zu ihm kamen, waren ſo an mich gewöhnt, daß ſie oft, ohne daran zu denken, in meiner Gegenwart die allerbeleidigendſten Sachen für mich ſagten. Ich winkte dann Mylord lächelnd zu, ſie ungeſtört reden zu laſſen, weil es mir wohlthat, daß man vergaß, wer ich war, oder mich als eine Ausnahme von der Regel betrachtete, und nie habe ich mich auch durch irgend etwas, das man von der Frechheit, der Habſucht und dem Leichtſinn anderer Mädchen meines Standes erzählte, verletzt oder getroffen gefühlt.“

„Warum gab er Ihnen aber nicht ſeine Hand?“ fragte ich. — „Nur einmal,“ antwortete ſie, „hat er mit mir über dieſen Punkt geſprochen, und da ſagte er mir, die Trauung würde für uns nur eine leere Förmlichkeit ſein, und ſo wenig ſeine Hochachtung als ſeine Liebe für mich vermehren. „Könnte ich Dir indeſſen,“ fuhr er fort, „den Beſitz eines großen

Vermögens dadurch ſichern, ſo würde ich keinen Augenblick anſtehen, Dir meine Hand zu geben; aber ich bin faſt ganz ruinirt, Du biſt viel jünger als ich, und es könnte Dir zu nichts helfen, eine arme Witwe mit einem vornehmen Titel zu werden. Meiner Ueberzeugung nach wird das Mädchen, die als meine Geliebte nichts erworben hat, als das Bewußtſein, den Mann, der ſie anbetete, zum Glücklichſten von allen Sterblichen gemacht zu haben, in der Meinung der Welt ſtets viel höher ſtehen, als wenn ich ihr meinen Rang und meinen Namen ohne das Vermögen, ihm gemäß leben zu können, hinterließe.“

Von Miranda gepflegt und erheitert, hörte das Leben auf, für mich eine unerträgliche, ſchwere Bürde zu ſein. Ich erhielt meine Geſundheit wieder, ich konnte um meinen Bruder weinen, konnte von ihm reden. Miranda weinte mit mir. „Ich begreife es jetzt,“ ſagte ſie mir eines Tages, „wie Sie ſo männlich feſt und doch zugleich ſo mild ſind. Den Männern, die nur mit Männern Umgang haben, fehlt es gemeinhin an Liebenswürdigkeit und Zartſinn, und die, die viel mit Frauen verkehren, erſcheinen freilich anmuthiger und gefallender denn jene, aber ſie ſind dagegen auch gemeinhin kleinlich, anmaßend, eitel und ſelbſtſüchtig. Ihre Feldzüge haben Sie muthig und feſt gemacht, und in dem ſchönen, innigen Zuſammenleben mit ihrem Bruder hat ſich der ganze Reichthum Ihres von Natur gefühlvollen und liebebedürftigen Herzens entwickelt.“

„Wie glücklich war er!“ rief ſie, als ich einſt mit ihr lange aus voller Seele von meinem Bruder geredet hatte; — „wie glücklich wird das Weſen ſein, das der Himmel beſtimmt hat, Ihnen ſeinen Verluſt zu erſetzen!“ — „ach,“ fügte ich hinzu, „dann müßte es mich lieben, wie er mich geliebt hat!“ — „Das würde vielleicht nicht ſchwer ſein,“ antwortete ſie erröthend, „aber Sie werden nie ein anderes ſterbliches Weſen lieben, wie Sie ihn geliebt haben. Doch wenn Sie nur liebten, wie Sie gewiß noch lieben können, wenn man glauben dürfte, Ihnen nach dem Verluſt Ihres Bruders das Liebſte auf dieſer Welt zu ſein.“ — — Ich ſah ſie an; ihre Augen waren voll Thränen — ich ſank zu ihren Füßen und küßte ihre Hände. — „Haben Sie es denn nicht ſchon lange gewußt, daß ich Sie liebe?“ fragte ſie. — „Nein,“ antwortete ich, „und Sie ſind das erſte weibliche Weſen, von dem ich dieſe ſüßen, entzückenden Worte höre.“ —

„Dieſer Augenblick,“ ſagte ſie, „hält mich für langen Zwang und für den Kummer, nicht von Ihnen errathen zu werden, ſchadlos. Ich habe Sie ſeit dem erſten Augenblick, wo ich Sie ſah, geliebt; was ich früher empfunden habe, war nur Dankbarkeit, und jetzt erſt, ach zu ſpät für mein Glück, lerne ich fühlen, was Liebe iſt. Je weniger ich auf Achtung Anſpruch machen darf, je mehr iſt es mir Bedürfniß, mich geachtet zu fühlen. Was andere Frauen als einen Beweis der Liebe anſehen können, würde für mich die allerbeſchämendſte Demüthigung ſein, und mich mit Abſcheu an das erinnern, was geweſen zu ſein mich in meinen Augen, und unſtreitig auch in den Ihrigen, entwürdigt, und was ich nie wieder werden will, nie wieder werden muß. Ach, erſt ſeitdem ich Sie kenne, habe ich den Werth eines makelfreien Rufes und Lebens kennen gelernt! Welche Thränen habe ich oft bei dem Anblick eines ganz armen, aber noch unſchuldigen Mädchens vergoſſem! Als ſolches würde ich Ihnen, gleichviel, unter welcher Benennung und unter welcher Bedingung, mein Leben weihen; ich würde in Ihre Dienſte treten; ich würde, wenn Sie ſich verheiratheten, Ihre Frau und Ihre Kinder bedienen, und nur von Ihnen allein gekannt, ſtolz darauf ſein, Ihre Magd zu heißen und Alles für Sie zu thun, Alles für Sie zu leiden, was Liebe und Treue für Sie zu leiſten vermögen. Aber jetzt — was kann ich für Sie thun? was habe ich Ihnen anzubieten? Erniedrigt und berüchtigt, wie ich es bin, kann ich nie Ihres Gleichen und eben ſo wenig darf ich Ihre Magd werden. Ich habe das Alles oft bedacht und tauſendmal den Vorſatz gefaßt, mich all' dem Weh, all den Schmerzen entziehen zu wollen, die meiner unausbleiblich warten — aber wer kann ſeinem Schickſal entfliehen? — Bin ich doch nun wenigſtens, indem ich Ihnen ſage, daß ich Sie liebe, einen Augenblick unausſprechlich glücklich geweſen!" —

„Laſſen Sie uns," bat ich, „die Seligkeit der Gegenwart nicht durch den Gedanken an die Möglichkeit künftigen Unheils trüben. Ich vermag nichts zu fühlen, als daß ich Sie ſehe und daß Sie mich lieben." — Ich wollte ſie bei dieſen Worten in meine Arme ſchließen, aber ſie entwand ſich mir. —

„Wenn Sie es wünſchen,“ ſagte ſie, „ſo werde ich nie wieder von der Zukunft reden, da ich nicht zu betrüben vermag, was ich liebe. Jetzt aber verlaſſen Sie mich; ich bedarf der Sammlung und Sie auch. Vielleicht werden Sie bei ernſterem Nachdenken kein Band knüpfen wollen, das ſo wenig Glück verheißt. Glauben Sie nicht, ſich von mir wieder losreißen zu können, ſobald ſie es wollen; jetzt freilich ſteht es noch in Ihrer Gewalt, mich zu verlaſſen, ohne dadurch ſelbſt unglücklich zu werden und ohne grauſam gegen mich zu ſein; ich würde mich nie über Ihren Verluſt zu tröſten vermögen, aber ich würde zu keinem Vorwurf gegen Sie berechtigt ſein. Ihre Geſundheit vergönnt Ihnen, Bath zu verlaſſen; kommen Sie aber morgen wieder zu mir, ſo bedeutet dies, daß Sie mein Herz angenommen haben und dann können Sie mich nicht mehr, ohne Gewiſſensbiſſe zu empfinden, ganz unglücklich machen. Bedenken Sie das,“ wiederholte ſie noch einmal, indem ſie mir die Hand zum Abſchied reichte.

Ich ging. In mir war kein Kampf, ich ſchwankte nicht, ich fand nichts zu bedenken und doch war es ſchon Abend, als ich am folgenden Tage vor ihrer Thüre ſtand, ohne mir des Entſchluſſes zu ihr gehen zu wollen, deutlich bewußt worden zu ſein. Gott! welche Freude ſtrahlte mir aus ihren Augen entgegen! „Sie kommen wieder!“ rief ſie, „Sie ſind da!“

„Haben Sie es denn für möglich gehalten,“ fragte ich, „daß ich ſolcher Glückſeligkeit freiwillig zu entſagen vermöchte? Ihnen allein verdanke ich die Erhaltung meines Lebens, die Rückkehr meiner Geſundheit, und nun, da ſich mir nach einer langen Nacht des Kummers die Morgenröthe eines nie geahnten Glückes zeigt, ſollte ich vor ihr in die Oede meiner Trauer zurückkehren?“

Sie ſah mich an und hob zugleich lächelnd und weinend, mit gefalteten Händen, die Augen mit einem ſo ſeligen Ausdruck zum Himmel empor, daß ich kein Wort zur Bezeichnung deſſelben kenne. „Er iſt wieder da!“ rief ſie, „ich darf nicht hoffen, ihn glücklich zu machen, aber das Unglück iſt fern und ich ſterbe vielleicht, ehe es uns erreicht. Verſprechen Sie mir nichts, Fergus, aber empfangen Sie das Gelübde, daß ich Sie bis zum letzten Athemzuge meiner Bruſt lieben werde, ſelbſt dann, wenn Sie aufhören ſollten, mich zu lieben. Der Augenblick, wo Sie je das Recht zu haben glauben, ſich über mein Herz zu beklagen, ſoll der letzte meines Lebens ſein.“

Warum habe ich keine Worte, den unausſprechlichen Reiz und die ſanfte Liebenswürdigkeit dieſes unvergleichlichen Weſens zu ſchildern! Warum vermag ich nicht darzuſtellen, wie ſie mit der ſüßeſten Holdſeligkeit, Liebe durch Liebe zu beherrſchen und meine glühenden Sinne dem Herzen unterthan zu machen wußte! Wie es ihr gelang, mich die Macht ihrer Schönheit über die Bewunderung ihrer Talente und die Anbetung ihrer Güte vergeſſen zu machen! Oft beſchwichtigte ſie meine Sehnſucht, meinen Ungeſtüm und meine Klagen mit der Hoffnung, daß mein Vater mir erlauben werde, ihr meine Hand zu reichen, doch ſo oft ich zu ihm reiſen wollte, ihn um ſeine Einwilligung zu bitten, hielt ſie mich zurück. „So lange Sie dieſe noch nicht von ihm erbeten haben,“ ſagte ſie mir, „haben wir das Glück, die Gewährung derſelben hoffen zu dürfen.“

Beſeligt durch ihre Nähe, ihre Liebe, war ich ſo glücklich, als man es nur in der Unfriedlichkeit glühender Leidenſchaft zu ſein vermag. Das Regiment, bei dem ich ſtand, war in Saratoga gefangen worden, man hätte mich, wenn ich nach Amerika zurückgegangen wäre, bei einem andern Regiment anſtellen müſſen; doch mein Vater, um ſo troſtloſer, in dieſem Krieg einen Sohn verloren zu haben, da er ihn nach ſeinen politiſchen Grundſätzen nicht billigte, war entſchloſſen, mich nicht nach Amerika zurückkehren zu laſſen, und ſtützte ſich darauf, daß ich, da ich blos wegen meiner Krankheit das Regiment verlaſſen habe, als zu demſelben gehörig, durch die Capitulation von Saratoga verpflichtet ſei, nicht mehr gegen Amerika zu dienen. Ich mußte mich alſo, obgleich mein Abſchied noch nicht gefordert war, für entlaſſen anſehen und ſuchte mich nun durch das Studium der Geſetze und der Geſchichte meines Vaterlandes auf den Eintritt in das Parlament, zu dem mich meine Geburt berechtigte, vorzubereiten.

Wir ſetzten die Eintheilung meines Tages feſt, und Miranda erlaubte mir nicht, davon abzuweichen. Zwei Stunden des Vormittags waren dazu beſtimmt, mit ihr ſpatzieren zu gehen. Dieſe glücklichen Stunden, in denen die ganze Natur ſich für zwei Herzen beſeelte und verſchönerte, die zugleich ſtill und entzückt waren, verflogen ſtets zu ſchnell. Der übrige Theil des Vormittags war meinen

Studien gewidmet. Ich aß zu Hauſe, aber nach Tiſch ging ich zu ihr, um mit ihr Thee zu trinken und ihr zu zeigen, was ich am Morgen geſchrieben und gearbeitet hatte; dann laſen wir zuſammen, welches für uns eine eben ſo reiche als unerſchöpfliche Quelle des Vergnügens und des Zeitvertreibes war. Später ging ich an irgend einen öffentlichen Ort, damit man nicht, wie ſie lächelnd ſagte, glauben ſolle, ſie habe mich, um mich deſto ſicherer zu hüten, eingeſchloſſen. Nach Verlauf einiger Stunden war es mir erlaubt, zu ihr zurückzukommen. Dann plauderten oder muſicirten wir zuſammen, bis zum Abendbrod, zwei Tage in der Woche ausgenommen, wo ſie ein Concert in ihrem Hauſe gab, welches mir Gelegenheit verſchaffte, die vortrefflichſten fremden und einheimiſchen Künſtler zu hören. Sie lud Niemand dazu ein, aber einige der angeſehenſten Männer erhielten zuweilen die Erlaubniß, daran Theil zu nehmen. Frauen, die um gleiche Vergünſtigung nachſuchten, verſagte ſie dieſe ſtets. Nach dem Concert gaben wir den Anweſenden ein Abendbrod; ſie erlaubte mir die Koſten deſſelben zu beſtreiten, und dies blieb die einzige Erlaubniß dieſer Art, die ich je von ihr erhielt. Ihr

Haus war geſchmackvoll eingerichtet, aber ſie führte ihre Wirthſchaft mit großer Sparſamkeit und verwandte Alles, was ſie von ihren Einkünften erübrigen konnte, auf die Erziehung armer Kinder. Nie gab es angenehmere Abendgeſellſchaften, als dieſe; vielleicht wären ſie in dem Hauſe einer andern Frau ausgeartet, doch unter Miranda's Vorſitz blieben ſie eben ſo anſtändig, als ſie heiter und reizend waren.

Sie fand, daß in unſerm einſamen Zuſammenſein die Stunde nach dem Abendeſſen am ſchwierigſten auszufüllen war und ließ daher, wenn wir nichts vorzüglich Intereſſantes zu leſen hatten, einen kleinen, bucklichten, aber ſehr geſchickten Violoncelliſten kommen. Ein unmerklicher Wink an ihren Diener zauberte dieſen Gnomen herbei. In dem Augenblick, wo er zu uns eintrat, verwünſchte ich jedes Mal ſeine Erſcheinung und ſtand oft unmuthig auf, um mich zu entfernen; aber ein Blick, ein Lächeln von Miranda hielt mich feſt und mehr denn einmal blieb ich, mit dem Hut in der Hand, Stunden lang an die Thüre gelehnt ſtehen, um den Harmonien zu lauſchen, mit denen ihre Stimme, begleitet von ihrem Piano und dem Cello des Gnomen, Seele und Ohr füllten. Oft griff ich auch nach meiner Violine oder Flöte, und ſpielte, bis Miranda ihn und mich nach Hauſe ſandte.

So reiheten ſich Tage und Monate an einander, als ich nach Jahresfriſt einen Brief von meinem Vater erhielt, durch den er mich, da die Wiederherſtellung meiner Geſundheit einen längern Aufenthalt in Bath unnöthig mache, einlud, zu ihm zu kommen, und mir zugleich ein junges Frauenzimmer zur Gemahlin vorſchlug, deren Schönheit, Geburt und Reichthum nichts zu wünſchen übrig laſſe. In meiner Antwort entwarf ich ihm ein Bild von Miranda, der ich allein die Erhaltung meines Lebens zu verdanken habe, und indem ich ſie, ohne alle Einkleidung, die Geliebte des verſtorbenen Lord Wellesley nannte, ſchrieb ich ihm, daß ich, wenn er mir die Erlaubniß verſage, ihr meine Hand reichen zu dürfen, nie der Gemahl einer andern Frau werden würde; ich bat ihn, dem Vorurtheil, das ſich der Gewährung meiner Bitte entgegenſtelle, kein Gehör zu geben, und beſchwor ihn, ſich in London, in Bath, oder wo er ſonſt wolle, nach ihrem Charakter und nach ihrer Aufführung zu erkundigen. „Wenn Sie,“ ſetzte ich hinzu, „erfahren, daß ſie, vor dem Tode ihres Geliebten je eine Regel der Sitte oder des Anſtandes verletzt, oder nach ſeinem Verluſt je zu der kleinſten Verleumdung Anlaß gegeben hat; wenn Sie von irgend einer Lippe etwas Anderes als Lob und Segen über ſie ausſprechen hören: ſo entſage ich freiwillig jeder Hoffnung auf ihren Beſitz und mit dieſer dem einzigen Glück, welches mir das Leben werth zu machen vermag.“

Ich erhielt von meinem Vater folgende Antwort:

„Du biſt mündig, mein Sohn, und kannſt Dich alſo ohne meine Einwilligung verheirathen, doch nie wirſt Du dieſe zu der von Dir gewünſchten Verbindung erhalten; und wenn Du ſie eingehſt, werde ich Dich nie wieder ſehen. Meine Seele iſt von der Begierde nach Glanz und Reichthum frei, aber die Ehre geht mir über Alles, und nie werde ich etwas erlauben, was dieſe gefährdet. Ich ſchaudre vor dem Gedanken an eine Schwiegertochter, in deren Gegenwart ich nicht von Ehre und Unſchuld reden und deren Kinder ich nicht zur Tugend ermahnen dürfte, ohne ihre Mutter zum Erröthen zu zwingen. Und Du, Fergus, müßteſt nicht auch Du erröthen, wenn ich Deine Söhne ermahnte, der Pflicht und der Ehre ihre Leidenſchaften willig zu opfern und ſich nie durch dieſe beſiegen und unterjochen zu laſſen? Nein, nein! ich werde nie den Platz einer Gattin, die ich verehrte und liebte, einer ſolchen Schwiegertochter einräumen! Es ſteht in Deiner Macht, ihr den Namen zu geben, den Deine edle Mutter trug; ich werde wahrſcheinlich vor Gram ſterben, wenn es geſchieht, doch ſo lange ich noch lebe, ſoll ſie nie den Platz derſelben in meinem Hauſe einnehmen. Du weißt, daß die Geburt meiner Söhne mir das Leben der Mutter koſtete, und daß Harriot das Opfer ſeiner brüderlichen Liebe wurde; entſcheide nun, ob eine thörichte Leidenſchaft mir jetzt auch noch den einzigen mir übrig gebliebenen, ſchmerzlich geliebten Sohn rauben ſoll. Denn ſobald Du eine ſolche Gattin zu wählen vermagſt, bin ich ein kinderloſer Vater."

Als Miranda mich am Abend des Tages, wo ich dieſen Brief erhielt, ſpäter als gewöhnlich, und blaß und entſtellt zu ſich eintreten ſah, errieth ſie augenblicklich den Inhalt deſſelben. Sie zwang mich, ihn ihr zu leſen zu geben; ich ſah, daß jedes ſeiner Worte wie ein Dolch in ihr Herz drang, und doch bemühte ſie ſich noch, mich zu tröſten. „Laſſen Sie uns noch nicht ganz verzweifeln,“ bat ſie; „erlauben Sie mir, morgen an Ihren Vater zu ſchreiben.“ Sie ſetzte ſich neben mir auf den Sopha und weinte, den Kopf an meine Bruſt gelehnt, ſo aus tiefſter Seele, wie ich noch nie Jemand hatte weinen ſehen. Nie war ſie ſo zärtlich, ſo hingebend gegen mich geweſen, als an dieſem Abend; ſie wußte wohl, daß ich zu betrübt war, um dieſe Hingebung zu mißbrauchen. Am folgenden Morgen ſandte ſie mir nachſtehenden Brief an meinen Vater:

„Erlauben Sie es einer Unglücklichen, Mylord, ſich Ihnen nähern und bei Ihnen ſelbſt gegen Ihr Urtheil über ſie einkommen zu dürfen. Nur zu lebhaft fühle ich das Gewicht Ihrer Gründe; würdigen Sie mich aber, in Erwägung zu ziehen, ob ſich nicht auch welche auffinden laſſen, die für mich reden. Entſcheiden Sie zuvörderſt, ob nicht die allerunbedingteſte Hingebung, die zärtlichſte Liebe, die tiefempfundenſte Dankbarkeit mit in die Wagſchale gelegt zu werden verdienen, und ob Ihr Sohn dieſe Geſinnungen und Empfindungen von irgend einer andern Frau in dem Grade erwarten kann, wie ſie für ihn meinem Herzen eingegraben ſind und es ewig bleiben werden — malen Sie ſich dann aus, was dieſe mich fähig machen werden, zu thun und zu dulden — werfen Sie dann einen Blick auf ſo viel andre Verbindungen, die nach allen Rückſichten der Schicklichkeit und des Vortheils geſchloſſen ſind, und wenn Sie dann faſt in jeder derſelben Unannehmlichkeiten finden, die noch empfindlicher und verdrießlicher ſind, als die, die Sie von der Verbindung Ihres Sohnes mit mir fürchten, ſo laſſen Sie ſich dadurch erweichen, den Gedanken an dieſe mit mehr Nachſicht zu ertragen und eine andre Verbindung für ihn weniger lebhaft zu wünſchen. Ach, wenn Schönheit, vornehme Geburt und ein makelloſer Ruf hinreichten, ihn glücklich zu machen; wenn nicht Liebe, die allerinnigſte unausſprechlichſte, treueſte Liebe die unumgängliche Bedingung ſeines Glückes wäre; ſo würde ich, glauben Sie es mir, großmüthig genug ſein, ihm zu entſagen. Ich liebe ihn ſo innig, daß vor dem Wunſch ſeines Glückes der einzige Wunſch, der einzige Ehrgeiz meines Herzens völlig verſtummen würde. — Sie finden mich vorzüglich unwerth, die Mutter ihrer Enkel zu ſein. — Dieſem Ausſpruch, der ſich ohne Zweifel auf das Urtheil der Welt gründet, muß ich mich ſeufzend unterwerfen; wenn Sie aber nur Ihr eigenes Urtheil zu Rathe zögen, wenn Sie es der Mühe werth achteten, mich kennen lernen zu wollen, ſo würden Sie vielleicht weniger ſtrenge ſein. Sie würden ſich dann von meiner Gelehrigkeit überzeugen, ihnen Ihre Lehren zu wiederholen, und geſetzt, daß dieſe, von mir ausgeſprochen, an Kraft verlieren ſollten, ſo würden Sie wenigſtens ſehen, daß mein Betragen ihnen ſtets das Beiſpiel der ſtrengſten Sittlichkeit darbieten würde. Mag ich Ihnen, Mylord, gleich tief geſunken erſcheinen, ſo können Sie doch glauben, daß keine Frau, ſei ſie von welchem Stande ſie wolle, mehr als ich davor geſchützt worden iſt, irgend eine Art von Sittenloſigkeit zu ſehen und zu hören. — Ach, kann es Ihnen denn ſo ſchwer werden, ſich von dem Weſen, das Ihrem Sohn eine ſo reine, edle Liebe eingeflößt hat, einen etwas vortheilhaften Begriff zu machen?"

„Ich ſchließe mit dem Gelübde, nie in irgend einen von Ihnen gemißbilligten Schritt willigen zu wollen, ſelbſt dann nicht, wenn es der Wunſch Ihres Sohnes ſein ſollte. Doch ſeiner Seele iſt auch jeder Gedanke dieſer Art fern, und er wird nie die Ehrfurcht vergeſſen, die er Ihnen ſchuldig iſt. Würdigen Sie mich der Erlaubniß, dies Gefühl mit ihm theilen zu dürfen, und genehmigen Sie die aufrichtigſte Verſicherung deſſelben.“

Nach acht Tagen erhielt ſie folgende Antwort von meinem Vater:

„Es thut mir weh, einer Perſon Ihres Geſchlechts, und ich ſetze hinzu, von Ihren Verdienſten, unangenehme Dinge ſagen zu müſſen, aber ich kann der Nothwendigkeit, es zu thun, nicht entweichen. Es wäre unnütz geweſen, Erkundigungen von Ihnen einzuziehen, da Alles, was ich erfahren konnte, keinen Einfluß auf meinen Entſchluß erhalten durfte; aber ich habe doch viel Gutes von Ihnen gehört, und kann daher nur wiederholen, daß es mir wahrlich leid thut, Ihnen unangenehme Dinge ſagen zu müſſen. Es würde aber noch unverbindlicher erſcheinen, wenn ich Ihren Brief unbeantwortet ließe, ſtatt ihn zu widerlegen, und ich ſehe mich daher gezwungen, dies zu thun. Ich könnte Ihnen ſagen, daß ich keinen andern Beweis Ihrer Liebe für meinen Sohn habe, als das, was Sie ſelbſt mir davon ſagen, und ein Verhältniß zwiſchen Ihnen, das nicht immer ein Beweis von Liebe iſt; aber ich geſtehe Ihnen, daß ich geneigt bin, an die Wahrheit dieſer Liebe zu glauben; nur kann ich es nicht für unmöglich halten, daß auch eine andre Frau meinen Sohn lieben könne, wie Sie ihn lieben, und geſetzt den Fall, ſeine künftige Gemahlin liebe ihn auch nicht ſo unbedingt, ſo würde ich dies auch keineswegs für ein Hinderniß halten, mit ihr glücklich zu werden. Schwerlich würde ſie in den Fall kommen, ihm große Opfer bringen zu müſſen; und wenn denn auch eine Liebe, die jedes Opfer bringt, weil es Wonne für ſie iſt, es bringen zu können, ein Glück, ein großes Glück gewährt, ſo muß ein Mann doch noch ſtets ein höheres Glück kennen, als dieſes, und ſein Beſtreben darauf gerichtet ſein, es zu erlangen. — Sie berufen ſich auf die Unvollkommenheit des häuslichen Glückes in den meiſten Ehen — würde es aber weiſe gehandelt ſein, eine ſchlechte Wahl zu treffen, weil eine mittelmäßige möglich iſt, und ſich gewiſſen Unannehmlichkeiten auszuſetzen, um möglichen zu entgehen? — Sie fragen auch, ob es mir denn ſo ſchwer würde, Gutes von einer Frau zu denken, die mein Sohn liebt, und von der er, hätten Sie hinzuſetzen können, geliebt wird — ich habe von Ihnen eine ſo gute Meinung, daß ich wirklich glaube, Sie würden ihren Kindern ein gutes Beiſpiel geben und ihnen die guten Lehren, die dieſe erhalten würden, mit mehr Ernſt und angelegentlicher, als manche andere Mutter, einprägen — müßte ich Sie aber deßhalb weniger bei tauſend Gelegenheiten durch das verletzt glauben, was man Ihren Kindern ſagen, oder was ſich auf unzählige andre Gegenſtände beziehen würde? Fühlen Sie nicht, daß ich, je theurer Ihre Güte und Ihre Liebenswürdigkeit Sie mir machen würden, nur deſto ſchmerzlicher durch den Gedanken leiden müßte, Sie nicht ſo geachtet, nicht ſo glücklich zu wiſſen, als Sie es in vieler Hinſicht zu ſein verdienten? Wahrlich, ich müßte mir ſelbſt zürnen, wenn ich nicht für Sie alle erſinnliche Achtung und Zärtlichkeit empfände, und doch würde es mir unmöglich ſein, dieſe zu empfinden, außer in den Augenblicken, wo ich nicht daran dächte, daß dieſe gute, ſchöne und liebenswürdige Frau meine Schwiegertochter ſei, ſobald ich Sie aber mit dem Namen nennen hörte, mit dem man meine Frau und meine Mutter nannte, würde ſich — verzeihen Sie mir meine Aufrichtigkeit — mein ganzes Herz gegen Sie empören. Ich würde Sie vielleicht haſſen, weil Sie ſo liebenswürdig waren, daß mein Sohn nur Sie zu ſeiner Gattin wählen wollte, und wenn ich gewahrte, daß Jemand von Fergus oder von ſeinen Kindern redete, würde ich immer vorausſetzen, daß man ſagte, es iſt der Gemahl von der und der — es ſind die Kinder von der und der! — Dies würde mir durchaus unerträglich ſein, denn ſchon jetzt, bei dem bloßen Gedanken daran, empört ſich mein ganzes Herz. Glauben ſie aber deßhalb nicht, daß ich geringſchätzig von Ihnen denke — ſo ungerecht bin ich nicht; ich fühle mich im Gegentheil zu einer ganz entgegengeſetzten Würdigung Ihres Werthes geneigt und bekenne mich Ihnen für das Verſprechen, welches Sie mir am Schluß Ihres Briefes gegeben haben, wahrhaft verpflichtet. Ohne mir ſelbſt ſagen zu können, *warum*, vertraue ich Ihnen doch unbedingt. Zum Dank für die Ehrfurcht, welche Sie für das Band zeigen, welches einen Sohn an ſeinen Vater bindet, verſpreche ich Ihnen und meinem Sohn, nichts zu unternehmen, um ihn von Ihnen zu trennen, und ihm, unter der Bedingung, daß er nie wieder mit mir von einer

Verbindung mit Ihnen redet, nie eine Andre zur Gemahlin vorzuſchlagen. Ich fühle, daß ich, ließe ich mich erbitten, ſeinem Wunſche nachzugeben, der allerbitterſten Reue nicht entgehen könnte, und widerſtände ich, wie ich doch ganz gewiß thun würde, ſeinen dringenden Bitten, ſo dürfte ich mir, außer dem Mißvergnügen, einen innig geliebten Sohn zu betrüben, auch noch vielleicht für die Zukunft Reue bereiten; denn ein zärtlicher Vater macht es ſich oft trotz aller Vernunft zum Vorwurf, den unvernünftigen Bitten ſeines Kindes nicht nachgegeben zu haben. Glauben Sie mir ſicherlich, daß es mir ſchon jetzt viel koſtet, Sie und ihn betrüben zu müſſen."

Ich fand Miranda auf der Erde liegend, den Kopf an den Marmor ihres Kamins gelehnt. Sie zeigte auf den Brief meines Vaters, der geöffnet auf dem Sopha lag. Ich ſetzte mich neben ſie, und während ich ihn las, barg ſie ihr Haupt auf meine Knie. Ganz verſunken in meine Gedanken, die entflohene Vergangenheit beklagend, die Zukunft fürchtend, und ungewiß, wie ich die Gegenwart geſtalten ſollte, empfand ich, während einiger Minuten, nicht ihre Nähe. Endlich hob ich ſie auf, ich ſchloß ſie in meine Arme, unſre Thränen vermiſchten ſich. „Sei wenigſtens mein, wie Du es ſein kannſt," ſagte ich ihr ſo leiſe, als fürchtete ich von ihr verſtanden zu werden; ſie antwortete mir nicht. „Wandle dieſe Stunde des Schmerzes in eine Stunde des Glückes um!" fliſterte ich ihr zu. — „Ach," antwortete ſie, indem ſie mich mit einem Blick voll unausſprechlicher Angſt anſah, „muß ich denn wieder werden, was ich war!" — „Nein," ſagte ich nach dem Schweigen einiger Augenblicke, „hier darf von keinem Muß die Rede ſein, aber ich glaubte mich von Dir geliebt!" — „Und Du könnteſt zweifeln, daß ich Dich liebe!" rief ſie, indem ſie ihre Arme um mich ſchlang und heiß weinend an meine Bruſt ſank.

Ich ſtürzte zu ihren Füßen nieder, und bat ſie, mir meinen leidenſchaftlichen Ungeſtüm zu vergeben. „Ich weiß, daß Du mich liebſt," ſagte ich ihr, „ich verehre Dich, ich bete Dich an, und Du ſollſt mir ſtets nur das ſein, was Du ſelbſt mir ſein willſt." — „Ach," antwortete ſie, „ich ſehe es nur zu gut ein, das Schickſal läßt mir keine andre Wahl; ich muß wieder werden, was zu ſein entſetzlich für mich ſein wird, oder ich muß Dich verlieren!" —

„Du täuſcheſt Dich," erwiederte ich, „und beleidigſt mich. Nie kannſt Du mich verlieren, und ich werde Dich, wie Du auch handelſt, ewig lieben." — „Du wirſt nicht aufhören, mich zu lieben," rief ſie, „aber doch werde ich Dich verlieren! Welch ein Recht dürfte ich mir auch anmaßen, um Dich halten zu wollen?" —

Ihre Thränen droheten ſie hier zu erſticken, doch aus Furcht, daß ich Jemand zur Hülfe rufen und ſie dann nicht mehr mit mir allein ſein würde, bot ſie Alles auf, um ſich zu faſſen. Von dieſem Tage an war ſie aber ſich ſelbſt nicht mehr gleich; unglücklich, wenn ſie mich nicht ſah, zagend, wenn ich ſie verließ, als fürchte ſie mich nie wieder zu ſehen, entzückt, wenn ich erſchien, ſchwebte ſie ſtets in Sorgen, mir zu mißfallen, und konnte bis zu Thränen gerührt werden, wenn mir irgend etwas von dem, was ſie that und ſagte, beſonders gefiel. Sie war rührender, liebenswürdiger, bezaubernder als vorher, aber ſie verlor jene Heiterkeit, jene Klarheit und Sicherheit, die ſie früher nie verließen und ſie vor allen andern Frauen auszeichneten. Vergeblich bemühte ſie ſich zu ſein, wie ſie früher geweſen war; ſie war abwechſelnd zu leidenſchaftlich bewegt und zu zerſtreut, um auf ſich und Andre die gleiche Wirkung hervorbringen zu können. Ach, von welchen Schmerzen, welchen Qualen dieſes Herzens bin ich Zeuge geweſen! Aus Furcht, daß ich mich losreiſſen möchte, zog ſie mich an, und dann ſtieß ſie mich, indem ſie ſich verwarf, mich angezogen zu haben, ſanft zurück, um einen Augenblick ſpäter wieder mit ſich zu zürnen, daß ſie mich zurückgeſtoßen hatte. Stets gegen ſich ſelbſt mißtrauiſch und auf der Hut, wechſelte in ihrem Betragen Angſt und Zärtlichkeit, Leidenſchaft und Zurückhaltung ſo ſchnell auf einander, daß man ſie zugleich in ihren Blicken zu leſen glaubte. — Und ich? bald glühend bald erkaltet, erzürnt, bezaubert, gerührt, wechſelsweiſe von Unmuth, Bewunderung, Mitleid und Anbetung durchdrungen, fühlte ich mich oft ſo unausſprechlich erſchüttert, daß ich dieſen Zuſtand nicht länger ertragen zu können glaubte. Ein Blick, ein Wort reichten ſtets noch hin, die Empörung meiner Leidenſchaft und meines Zornes zu ſtillen — ich ſchloß ſie dann in meine Arme und bat ſie, ihre Hände unter Thränen an meine Lippen drückend, tauſendmal um Verzeihung und ſie dankte mir dann auf eine Art, die mir bewies, daß ſie mich in dieſen Augenblicken wirklich nur gefürchtet hatte und doch liebte ſie mich unausſprechlich. Aber nicht immer waren wir unglücklich; unſre Lage hatte Reize, die aus ihr ſelbſt hervorgingen, und die ſelbſt unſre Leiden wonnevoll machten.

Nach einigen Wochen erhielt Miranda einen Brief von dem Onkel ihres Geliebten, in welchem er ſie dringend bat, unverzüglich zu ihm nach London zu kommen, und ich beſchloß, die Zeit ihrer Abweſenheit bei meinem Vater zuzubringen und mit ihr an einem Tage von Bath abzureiſen.

„Werde ich Sie auch gewiß, ganz gewiß wiederſehen?“ fragte ſie mich. — „Gewiß,“ antwortete ich, „und ſo bald, als Sie es wünſchen; der Tod allein könnte mich daran verhindern, zu Ihnen zurückzueilen.“ Wir verſprachen uns täglich zu ſchreiben und nie iſt ein Verſprechen pünktlicher erfüllt worden, da Jeder von uns Beiden nichts ſah und hörte, nichts dachte und empfand, was er nicht dem Andern mitzutheilen gewünſcht und es als eine Lücke in ſeinem Leben angeſehen haben würde, wenn er einen Tag hätte verſtreichen laſſen müſſen, ohne dem Andern zu ſchreiben.

Vielleicht hätte mich mein Vater nicht ſo freundlich empfangen, wenn er mit der Art, wie ich in Bath meine Muße zur Vermehrung meiner Kenntniſſe angewandt hatte, weniger zufrieden geweſen wäre. Er hatte darüber ſchon Manches mir Günſtige gehört, und glücklicher Weiſe fand ich ihn von einigen Männern umgeben, deren Urtheil er vertraute und deren Beifall ich erhielt. Jetzt erſt wurde ich im Vaterhauſe einheimiſch, das ich ſeit dem Zeitpunkt meiner Abreiſe nach Amerika nicht wieder betreten hatte; ich lernte die Freunde und Nachbarn meines Vaters kennen uud hatte das Vergnügen, ihnen zu gefallen. Die Frauen zeigten ſich ſehr gütig gegen mich. Wie viel leichter wäre es mir geworden, einige von denen, die mein Vater als tadelsfrei verehrte, mein zu nennen, als jenes unvergleichliche Weſen, das er ſeine Tochter zu nennen verſchmähete! — Meine Seele war durch die leidenſchaftlichen Erſchütterungen der letzten Zeit der Ruhe ſo bedürftig geworden, daß Augenblicke kamen, in denen jede Art und Weiſe, mir dieſe zu verſchaffen, mir gleich gut erſchien, und Miranda hatte mir ſtets ſo wenig Hang zur Eiferſucht gezeigt, daß der Gedanke, ich könne ſie betrüben, mir ganz fremd blieb. Ich fühlte nicht, daß für ein liebendes Herz jede Zerſtreuung eine Untreue iſt, und da ich kein Weſen ſah, das auch nur entfernt mit ihr verglichen werden konnte, fiel mir auch nicht die Möglichkeit einer wirklichen Untreue ein; mir erſchien nur von allen Arten von Zerſtreuungen die, die ich im Umgang mit Frauen fand, als die angenehmſte. Lebhaft ſehnte ich mich darnach, von meiner Zeit und von meinen Fähigkeiten einen edleren und nützlicheren Gebrauch zu machen, als bisher — ich wußte noch nicht, daß der Gedanke, zum Wohl des Ganzen beizutragen, auch nur ein Trugbild iſt, und das Glück, Verhältniſſe und Begebenheiten, die Niemand vorausſehen und Niemand lenken kann, doch nie der Geiſt und das Thun des Einzelnen, das Schickſal der Völker ändern, ohne es zu verbeſſern; ich hatte es noch nicht erfahren, daß es viel kleinlicher und beängſtigender iſt, der Sklave des Ehrgeizes, als der Sklave der Liebe zu ſein. Mein Vater verlangte, daß ich mich um eine Stelle im Parlament bewerben ſolle, und beglückt, mich ihm gehorſam und gefällig bezeigen zu können, willigte ich mit Freuden in ſeinen Plan. Miranda ſchrieb mir:

„Wenn ich, wie ich es zu hoffen wage, mit in den Plan Ihres künftigen Lebens gehöre, ſo hindert Sie dies nicht mehr, Verhältniſſe anzuknüpfen, die einen langen Aufenthalt in London nothwendig machen. Ein Onkel meines Vaters hat es der Mühe werth geachtet, mich aufzuſuchen, und da, wie er behauptet, der Umgang mit mir ihm in acht Tagen mehr Vergnügen gemacht hat als der mit ſeinen übrigen Verwandten in zwanzig Jahren, ſo will er mich zum Dank dafür zur Erbin ſeines Vermögens einſetzen. Tadeln Sie es nicht, wenn ich mir dieſen Plan gefallen laſſe; ich habe ſo viel Recht wie ſonſt irgend Jemand an dieſe Erbſchaft, und alle ſeine übrigen Neffen und Nichten ſind ſehr wohlhabende Leute. Mein Onkel iſt reich und ſehr alt. Sein Haus, das er mir auch vermachen will, liegt nahe bei Whitehall und hat eine ſehr angenehme und bequeme Lage. Der Gedanke, Ihnen künftig eine Wohnung darin anbieten zu können, beglückt mich ſehr.“ — — Während ich mich, fern von Ihnen, nur langweile und Alles, was ich thue und treibe, fade und langweilig finde, ſobald ich es nicht auf Sie beziehen kann, ſehe ich aus Ihren Briefen, daß Sie ſich, getrennt von mir, gewiſſermaßen ausruhen und erholen! Welcher

Unterſchied! Doch klage ich nicht darüber und würde, wenn er mich auch betrübte, dies doch nie eingeſtehen. Wie viel ſchmerzlicher würde es mir ſein, wenn ſich eine Frau zwiſchen Sie und mich drängte, und doch dürfte und müßte ich auch dies nie geſtehen und mich nicht darüber beklagen."

In einem andern Brief ſchrieb Sie mir: „Ich glaube, Ihren Vater geſehen zu haben. Die Aehnlichkeit ſeiner Geſichtszüge mit den Ihrigen ergriff mich ſo, daß ich unbeweglich ſtehen blieb, um ihn zu betrachten. Er war es gewiß. Er ſah auch mich ſehr aufmerkſam an."

Sie hatte Recht. Mein Vater hatte ſie, wie er mir ſpäterhin ſagte, zufällig auf einem Ausflug, den er nach London machte, geſehen. Ich weiß nicht, wo er ihr begegnete, aber er fragte einen Bekannten, wer dieſe wunderſchöne Dame ſei. „Wie," antwortete dieſer, „Sie kennen die Geliebte Ihres Sohnes, des verſtorbenen Lord Wellesley's berühmte Miranda, nicht!" — „Ohne die Erwähnung von Wellesley's Namen," ſagte er, „würde ich ſie angeredet haben." — O warum mußte er in dieſem über Glück und Leben entſcheidenden Augenblick ſein Ohr treffen!

Es machte mich verlegen, einen Vorwand zu meiner Rückkehr nach Bath zu finden, da meine Geſundheit ihn mir nicht mehr gab. Miranda fühlte dies ſelbſt und in dem Briefe, in dem ſie mir ihre Rückkehr von London dorthin meldete, ſprach ſie ihre Unruhe darüber aus. Sie erwähnte zugleich einiger neuen Bekanntſchaften, die ſie im Hauſe des Generals gemacht hatte und die alle Willens waren, nach Bath zu kommen. „Wie grauſam wäre es,“ ſetzte ſie hinzu, „alle dieſe Menſchen wieder zu ſehen, die mir gleichgültig ſind, und den Einzigen nicht, den ich zu ſehen wünſche!“ — Zum Glück, wenigſtens hielt ich es damals dafür, kündigte mir mein Vater ſeinen Vorſatz an, auf einige Monate nach Bath gehen zu wollen. Vielleicht war er doch im Grunde neugierig, Miranda kennen zu lernen; vielleicht wünſchte er auch nur mit mir vereint zu bleiben, ohne daß es mir ein Opfer koſte, oder er wollte auch meinen Aufenthalt in Bath weniger auffallend machen, genug, ich konnte mein Entzücken über ſeinen Entſchluß nicht verbergen. Ich hoffte, es werde mir nun doch gelingen, mein Glück mit meiner Pflicht gegen meinen Vater zu vereinigen. Kaum aber war der Vorſatz meines

Vaters bekannt geworden, als ihm eine unſrer Couſinen, eine junge Witwe, ſchrieb, daß ſie mit ihrem Sohn, einem Knaben von acht Jahren, nach Bath zu gehen wünſche, und ihn bitte, ein Haus zu miethen, in dem ſie zuſammen wohnen könnten. Dieſes Geſuch ſchien die Plane meines Vaters zu durchkreuzen, ohne daß ich zu erkennen vermochte, ob es ihm angenehm oder unangenehm war; er konnte indeſſen nur willfahren, und ich wurde nach Bath geſchickt, um für ihn, für mich, und für dieſe mir unbekannte Couſine eine Wohnung einzurichten. Miranda, die ich ſchon dort vorfand, war entzückt, etwas mit mir gemeinſchaftlich betreiben zu können, und bewies bei der Wahl und der Einrichtung dieſer Wohnung einen Eifer und eine Sorgfalt, die eines andern Zweckes würdig geweſen wären. Auch bewunderten mein Vater und Lady Emmy bei ihrer Ankunft die Zierlichkeit und die Bequemlichkeit von Allem, was ſie vorfanden, und bezeugten mir eine Dankbarkeit, die ich nicht verdiente. Miranda hatte hierbei gegen ihren eignen Vortheil gehandelt, denn von dieſem Augenblick an ſetzte Lady Emmy Abſichten bei mir voraus, die ihre Reize und ihr Vermögen bei jedem andern jungen Mann ſehr wahrſcheinlich gemacht haben würden. Ich kann ihr ſo wenig aus dieſer Deutung, als aus dem Betragen, welches aus dieſer entſprang, einen Vorwurf machen; was mich jetzt in Erſtaunen ſetzt, iſt der Eindruck, den daſſelbe auf mich machte; ich fand mich gerade nicht beſonders dadurch geſchmeichelt, aber ich empfand den Werth von Miranda's Liebe weniger lebhaft; ich hielt dieſe nicht mehr für ein eben ſo ſeltenes als unſchätzbares Glück, ſondern ich begann zu glauben, die Liebe ſei ein allen Frauen eigenes Talent, und der Zufall leite ſie mehr als irgend etwas Anderes bei der Wahl des Gegenſtandes einer Leidenſchaft, zu der Alle gleich geſtimmt und deren Alle gleich fähig wären. Miranda ward bald gewahr, daß ich verändert ſei — doch nein! verändert war ich nicht. Dies Wort ſagt zu viel, und nichts von dem Allen, was ich eben geſagt habe, ſchwebte meinem Geiſte klar vor. Der Menſch ſollte es nie unternehmen, von dem Gange ſeiner Empfindungen Rechenſchaft ablegen zu wollen. Ich fühlte es damals ſelbſt nicht, daß ich verändert war und heute nehme ich, um mein Betragen zu entſchuldigen, Zuflucht zu einer Urſache, deren ich mir in jener Zeit nie klar bewußt worden bin.

James, Lady Emmy's Sohn, war ein ſehr liebenswürdiges Kind. Er glich meinem verſtorbenen Bruder, und rief mir das Andenken an dieſen und an die Spiele unſerer Kindheit oft ſo lebhaft zurück, daß meine Augen ſich mit Thränen füllten. Er wurde mein Zögling, mein unzertrennlicher Gefährte, der mich auf allen meinen Spaziergängen begleitete, und den ich faſt täglich mit zu Miranda nahm.

Eines Tages, wo ich allein zu ihr ging, fand ich ſie in Geſellſchaft eines fremden, ſehr anſtändig ausſehenden Mannes, den ſie mir als Sir E. vorſtellte. Vergeblich ſuchte ich meine Ueberraſchung und mein Mißvergnügen über dieſe fremde, neue Erſcheinung zu verbergen. Auf den erſten Blick erkannte ich in ihm einen Nebenbuhler. Der Name ſeiner Familie war mir nicht unbekannt; Keiner, der ihn trug, hatte ihn je berühmt gemacht, aber die Familie war von altem Adel, geachtet und ſeit langen Jahren in Norfolkſhire anſäſſig. Er hatte Miranda bei ihrem letzten Aufenthalte in London in der Oper geſehen, und da er den Onkel des Lords Wellesley, den General Moclere, kannte, wandte er ſich an dieſen, um ihr vorgeſtellt zu werden. Nach zwei bis drei Beſuchen glaubte er, alle Grazien und Muſen, die er bis jetzt nur aus ſeinen Claſſikern gekannt hatte, in Einer Perſon vereint vor ſich zu ſehen, und zog bei dem General Erkundigungen über ihr Vermögen und ihre Familie ein. Die Antwort, die er erhielt, war der ſtrengſten Wahrheit gemäß. „Sie ſind ein Mann von Ehre," ſagte er zu dem General, „rathen Sie mir, ſie zu heirathen?" — „Ich werde Ihnen in jeder Hinſicht Glück wünſchen," antwortete dieſer, „wenn Sie ihr Jawort erhalten. Ich würde meinem eigenen Sohne oder dem Sohne meines beſten Freundes nur denſelben Rath geben. Es gibt einen Dummkopf, der ſie ſeit lange liebt, allein nicht zu heirathen wagt, weil ſein Vater nicht in dieſe Verbindung willigen will; aber wie ſchmerzlich werden es Beide lebenslänglich bereuen, dieſen Schatz nicht nach ſeinem wahren Werthe gewürdigt zu haben! Was Sie aber thun wollen, müſſen Sie bald thun, denn Jene möchten ſonſt andern Sinnes werden."

Dies war der Mann, den ich bei Miranda traf. Zum erſten Mal fand ich in ihrer Gegenwart die Stunden lang, und mein Vorſatz, länger als er dazubleiben, ſcheiterte an ſeiner Beharrlichkeit. Am folgenden Tage ging ich früh zu ihr, um ihr das

Mißbehagen, das ich am vorigen Abend empfunden hatte, zu geſtehen. „Dies Geſtändniß überraſcht mich,“ antwortete ſie mir; „ich weiß wohl, daß es Ihnen früher unausſtehlich war, Jemand bei mir zu finden, und wenn es auch nur meine Putzmacherin war; doch ſeit einiger Zeit bringen Sie ja ſelbſt immer den kleinen James mit und ich glaubte, es geſchehe ausdrücklich, um nicht mit mir allein zu ſein.“ — „Das iſt ja noch ein Kind!“ erwiederte ich. — „Aber er hat ſo gut Augen und Ohren, wie jeder Erwachſene,“ fiel ſie ein. — „Er ſoll mich nie wieder begleiten,“ ſagte ich; „verſprechen Sie mir aber auch, die Beſuche dieſes widerwärtigen Menſchen nicht mehr anzunehmen?“ —

„Ich kann ihm meine Thüre nicht verſchließen, ſo lange nicht ein Anderer größere Rechte über mich hat, als mein Wohlthäter, der mich mit ihm bekannt gemacht und mich gebeten hat, ihn gut aufzunehmen.“ — „Er liebt Sie,“ rief ich heftig, „er hat keinen Vater, er wird“ — ich konnte nicht vollenden. Miranda ſeufzte, aber ſie antwortete mir nicht. Man meldete den Mann, der meine Qual war, und ich verließ ſie. Doch ſchon nach einigen Minuten kam ich wieder, entſchloſſen, lieber ſeine Gegenwart zu ertragen, als mich durch ihn aus meinem Hauſe verbannen zu laſſen, denn nur bei Miranda fühlte ich mich zu Hauſe. Von dieſem Tage an ging ich noch häufiger als ſonſt zu ihr, aber ich blieb nicht ſo lange als gewöhnlich. Zuweilen fand ich ſie allein, und das war denn ein Glück, deſſen meine ganze Seele ſich innigſt erfreute. James nahm ich aber nicht mehr mit, worüber er ſich nach einigen Tagen bitterlich beklagte. Er wandte ſich in Lady Emmy's Gegenwart an meinen Vater und bat dieſen, ihn zu Miranda zu führen, da ich es nicht mehr thun wolle. Miranda's Name und die Art und Weiſe, wie er ihn hörte, brachten meinen Vater, in einer Miſchung von Wohlwollen und Verlegenheit, zum Lächeln. „Ich kann Dich nicht hinbringen,“ antwortete er, „da ich ſelbſt auch nicht zu ihr gehe.“ — „Will Ihr Sohn Sie auch nicht mitnehmen?“ fragte James; „ach, wenn Sie nur erſt einmal da geweſen wären, würden Sie eben ſo gut wie er alle Tage hingehen!“ — Ich ſah meinen Vater bewegt und würde mich ihm zu Füßen geworfen haben, wenn Lady Emmy's Gegenwart mich nicht davon abgehalten hätte. Wie viel muthiger als ich würde ſich Miranda in ſolch einem Augenblicke gezeigt haben! Während ich ihn ſchwankend und unentſchloſſen unbenutzt entfliehen ließ, ſandte ſie, und ließ den kleinen James, deſſen Klagen ich ihr erzählt hatte, zum Mittag bitten. Er wartete die Einwilligung dazu nicht ab, ſondern warf ſich dem Bedienten um den Hals und bat, ihn gleich hinzubringen. - Am Abend, am Morgen und an all' den folgenden Tagen ſprach er ſo viel von meiner Geliebten, daß Lady Emmy ungeduldig darüber wurde und mein Vater ernſtlichen Antheil an ſeinem Geſchwätz zu nehmen begann. Wer weiß, von welchem Erfolge dieſe Fürſprache ganz eigener Art vielleicht geweſen wäre, allein mein Vater mußte wegen dringender Geſchäfte auf einige Tage verreiſen und dieſe Aufwallung der Theilnahme verflog in der Zerſtreuung dieſer Reiſe, und kehrte dann nicht wieder.

James wurde bei Miranda allmählig ſo einheimiſch, daß ich ſie nie mit ihrem neuen Anbeter allein fand, und gewiß war ihm das Kind eben ſo überläſſig, als er mir. Sie entwickelte in dem gemeinſchaftlichen Zuſammenſein mit mir und ihm einen Reichthum von geiſtiger Anmuth, Talent und Liebenswürdigkeit, der Alles übertraf, was ich früher von ihr kannte und bewundert hatte. Ich war grauſam genug, ſie eines Tages zu fragen, ob dieſer vermehrte Aufwand den Zweck habe, dem Norfolker ihr Haus noch angenehmer zu machen? — „Undankbarer!“ rief ſie mit einem Blick, der tief in meine Seele drang. — „Ja,“ ſagte ich, „ich bin es, aber ich kann mich des Unmuthes nicht entwehren, wenn Ihre Talente ſich täglich glänzender entfalten und ich nicht mehr der Einzige bin, den Sie dadurch erfreuen.“ — „Es iſt mein Schwanengeſang,“ antwortete ſie, mit einem ſchwermuthsvollen Lächeln. Man klopfte, es war mein Nebenbuhler.

Dieſe Lebensweiſe dauerte noch einige Tage, doch Sir E. fand keinen Gefallen daran, die Freude des Umgangs mit ihr ſtets mit mir und einem Kinde zu theilen. Er trug ihr förmlich ſeine Hand an. „Ich werde,“ ſagte er ihr, „Ihrem Freunde und Beſchützer, dem General Moclere, eine vollſtändige Ueberſicht meines Vermögens und meiner Verhältniſſe geben, damit er gemeinſchaftlich mit Ihnen zu entſcheiden vermag, ob mein Antrag von Ihnen angenommen zu werden verdient. Doch wenn Sie dies genau geprüft haben, ſind Sie auch gewiß zu edelmüthig geſinnt, um mich lange auf eine entſcheidende Antwort warten zu laſſen.“

„Ich wünſchte Ihrer würdiger zu ſein, als ich es bin,“ ſagte ihm Miranda eben ſo bewegt, als wenn ihr dieſer Antrag unerwartet gekommen wäre, „und bitte Sie, zu glauben, daß ich es eben ſo tief als lebhaft empfinde, welche Ehre Sie mir erzeigen. Sobald ich mich geprüft habe, ob ich ſie annehmen darf, werde ich Ihnen gleich nach Ihrer Rückkehr meinen Entſchluß beſtimmt erklären.“

Als ich eine Stunde ſpäter mit James zu ihr kam, fand ich ſie ſo blaß und entſtellt, daß ich erſchrak. Sie erzählte mir, was vorgegangen war. Es iſt mir unbegreiflich, daß mich dies zu keinem Entſchluß bewog; gewiß brauchte ich nur ein Wort zu ſagen, aber ich brachte drei Tage vom Morgen bis zum Abend bei ihr zu, ſie anzuſehen, zu träumen und zu zögern, ohne ihr auch nur ein Wort in Bezug auf den ihr gemachten Antrag zu ſagen. Am Nachmittag des vierten Tages, wo Sir E. zurückkommen ſollte, ging ich allein zu ihr. Sie ſaß, als ich eintrat, vor einem Tiſchchen, auf dem ihr Schmuckkäſtchen geöffnet ſtand, in dem ſie, außer ihren Juwelen, auch geſchnittene Steine, Medaillen und dergleichen Sachen mehr verwahrte; ſie zeigte mir Alles und beachtete, was mir am beſten gefiel.

Einen Ring, den Lord Wellesley bis zu ſeinem Tode getragen hatte, ſteckte ſie mir auf den Finger, und bat mich, Ihn zu behalten. Uebrigens ſprach ſie faſt gar nicht; ſie erſchien mir durch und durch verändert; zärtlicher, furchtſamer, hingebender denn je, war ſie dabei doch traurig und reſignirt. „Sie haben dieſem Manne doch noch nichts verſprochen?“ fragte ich. — „Nichts,“ antwortete ſie, und dies ſind die einzigen Worte, die wir in dieſen vier Tagen über dieſe Angelegenheit mit einander ſprachen. Ewig unvergeßlich bleibt mir der Augenblick unſerer Trennung. Um zehn Uhr ſtand ich auf, um fortzugehen — ſichtlich erſchüttert flog Miranda auf, und ſich mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit in meine Arme werfend, bat ſie mich zu bleiben. — Nie hatte ich ſie ſo reizend geſehen — aber ich hatte verſprochen, mit Lady Emmy und mit meinem Vater zu Abend zu eſſen, und wand mich daher, indem ich ſie umarmte, aus ihren Armen. „Du gehſt?“ rief ſie, indem ich die Thüre öffnete — ſie ſah mir nach und ich hörte ſie mit unausſprechlichem Ton mir nachrufen: „auf ewig!“ —

Dieſe Worte machten einen erſchütternden Eindruck auf mich; ich höre ſie noch immer fort, ob ich gleich Miranda ſeitdem nicht wieder geſehen habe. Als ich am andern Morgen ſehr früh zu ihr ging, eine Erklärung derſelben von ihr zu fordern, war ſie abgereiſt. Man übergab mir das Käſtchen, das ich am vorigen Abend bei ihr geſehen hatte, mit folgendem Brief:

„Ich reiſe, um es Ihnen zu erſparen, länger auf eine Art grauſam gegen mich zu ſein, deren Andenken dereinſt Ihr Leben vergiften müßte, wenn Ihnen je die ganze Unmenſchlichkeit derſelben klar würde. Mir ſelbſt erſpare ich durch meine Entfernung die Qual, mir tropfenweiſe einen Kelch einflößen zu laſſen, deſſen Bitterkeit um ſo herber für mich iſt, da ich nicht das Recht habe, irgend Jemand einen Vorwurf zu machen. Behalten Sie mir zu Liebe die Kleinigkeiten, die geſtern Ihren Beifall erhielten. Sie können dies um ſo unbeſorgter thun, da ich feſt entſchloſſen bin, Alles, was ich von Mylord und ſeinem Onkel beſitze, ausſchließend als mein Eigenthum zu behalten.“

Ich vermag nicht von der Vernichtung Rechenſchaft abzulegen, in die ich nach Leſung dieſer Zeilen verſank. Jedes vernünftigen Gedankens, jeder klaren Anſicht durchaus unfähig, ſchwebten mir nur einzelne kleinliche, undeutliche Ideen vor. Sie war ja kaum eine halbe Stunde fort — was hielt mich ab, ihr nachzueilen? ſtatt deſſen blieb ich in ihrer Wohnung, ich ſetzte mich auf den Stuhl, auf dem ſie ihre Abſchiedszeilen geſchrieben hatte, ich nahm die Feder, ich küßte ſie, ich weinte. Dunkel ſchwebte es mir vor, daß ich ſchreiben wollte, doch beläſtigt durch den Lärm der Leute um mich her, die die Zimmer auszuräumen begannen, verließ ich das Haus und irrte lange im Freien umher; dann ſchloß ich mich in mein Zimmer ein. Um ein Uhr nach Mitternacht warf ich mich angekleidet auf mein Bett; Miranda und mein Bruder ſchwebten mir in furchtbaren Träumen vor, entſetzt fuhr ich aus dem Schlafe auf, und mein erſter Gedanke war, zu Miranda zu gehen und ihr zu erzählen, was ich am vorigen Tage gelitten hatte und wie ich durch dieſe Träume geängſtigt worden war. Da fiel mir der Gedanke auf's Herz: ſie iſt fort! ihre Abreiſe iſt es ja, die dich in dieſen ſchrecklichen Zuſtand verſetzt hat — ſie iſt nicht mehr dein, deine Arme können ſie nicht mehr erreichen, ſie iſt das Eigenthum eines Andern! — Doch nein! noch iſt ſie es nicht! — Dieſer Gedanke durchblitzte mich plötzlich, ich klingelte, ich eilte ſelbſt in den Hof hinab, ich rief nach Pferden und während man dieſe vor den Wagen ſpannte, eilte ich nach Miranda's Wohnung und befragte ihre Leute, ob ſie nichts von dem Edelmann aus Norfolk gehört hätten; ſie ſagten mir, er ſei am vorigen Abend um acht Uhr gekommen und ſchon um zehn Uhr wieder nach London abgereiſt. Hier verlor ich die Beſinnung; ich erkannte die Menſchen nicht mehr, die mich umgaben; mir war, als ſei Miranda geſtorben und ich verſuchte, mir das Leben zu nehmen, um ihr zu folgen.

Mein Zuſtand war ein Rückfall in die Geiſteszerrüttung, in die mich der Tod meines Bruders geſtürzt hatte; als ich wieder zu mir ſelbſt kam, fand ich mich in den Armen meines Vaters, der mit der allerzärtlichſten Sorgfalt für meine Geſundheit auch die verband, den Zuſtand zu verheimlichen, in dem ich geweſen war. Dies Letztere gelang ihm zu meinem Unglück. Wäre er bekannt geworden, ſo würde er Schrecken eingeflößt und den Wunſch, ſich mit mir zu verbinden, in jeder weiblichen Bruſt erſtickt haben. —

Auf meinem Krankenlager erhielt ich folgenden Brief von Miranda. Mein Vater, der mich Tag und Nacht nicht verließ, bat mich, ihm die Eröffnung deſſelben zu übertragen. „Laß mich,“ ſagte er, „wenn gleich zu ſpät, doch erfahren, welch ein Weſen ſie war.“ — „Leſen Sie,“ antwortete ich ihm; „Sie werden kein Wort darin finden, das ihr nicht zur Ehre gereichen müßte.“

„Jetzt iſt es entſchieden,“ ſchrieb ſie, „daß Sie mir nicht gefolgt ſind. Bis vor drei Stunden hoffte ich noch; jetzt thut mir der Gedanke wohl, daß Sie nicht mehr kommen können, da Ihre Gegenwart jetzt nur furchtbare Folgen nach ſich ziehen würde. Vielleicht aber bekomme ich noch einen Brief von Ihnen — die Möglichkeit dazu iſt vorhanden, und auf Augenblicke ſchmeichle ich mir mit der Hoffnung, daß ich einen erhalten werde. Es iſt ja doch unmöglich, daß Sie mich haſſen, oder je an mich, wie an eine gleichgültige Perſon denken können. Die Gewohnheit allein iſt ja ſchon ſo mächtig. — Noch bin ich frei, für eine Stunde noch frei; Alles iſt bereit, aber noch kann ich mich losſagen; erhalte ich aber keine Nachricht von Ihnen, ſo werde ich es nicht thun. Sie ſetzten keinen Werth mehr auf meine Liebe; unſer Verhältniß war Ihnen zu einförmig geworden und Sie ſeiner ſeit lange müde. Ich wagte aber noch einen letzten Verſuch, ich beſchloß, Bath zu verlaſſen; mir war, als müßten Sie mich zurückhalten, oder mir auch nacheilen. Beides haben Sie nicht gethan. Die andern Gründe, die ich gehabt haben kann, ſo zu handeln, wie ich gehandelt habe, will ich mir nicht zur Ehre anrechnen; ſie ſind mir ſelbſt nicht klar, aber ich bin feſt entſchloſſen, in meinen künftigen Verhältniſſen nur für fremdes Glück und fremden Frieden zu leben, und mich ſo zu betragen, daß Sie nie ſollen erröthen dürfen, mich geliebt zu haben. Leben Sie wohl — die Stunde verſtreicht — nur noch einige Minuten und man wird mich benachrichtigen, daß ſie verſtrichen iſt. Leben Sie denn wohl! Sie, für den ich keinen Namen mehr habe — Fergus, es iſt Miranda's letztes Lebewohl!“ —

Der Brief war von ihren Thränen halb verlöſcht — mein Vater weinte als er ihn las — und ich? — ich weiß den Brief auswendig, aber ich vermag noch nicht ihn zu leſen. Zwei Tage ſpäter las Lady Emmy beim Frühſtück aus den Zeitungen die Anzeige von der Heirath des Sir E. aus Norſelk mit Miranda laut vor — ſie las ſie und ich mußte ſie anhören! Ich kann ſie deßfalls nicht der Unempfindlichkeit anklagen; ſie hielt Miranda für eine anſtändige, von mir unterhaltene Perſon, die mich noch liebte, die mir aber gleichgültig geworden war, und die, da ſie dies einſah und ſich überzeugen mußte, da ich ſie nie heirathen werde, ſich nicht ohne Kampf, nicht ohne Betrübniß entſchloſſen habe, ihrem Verhältniß zu mir auf eine für ſie höchſt ehrenvolle Weiſe ein Ende zu machen. Meine Traurigkeit hielt ſie nur für Mitleid, und weit entfernt, ſie mir zu verübeln, erhöhete dieſe noch ihre gute Meinung von meiner Herzensgüte; dieſe Anſicht der Dinge war natürlich und wich von der Wahrheit nur in Nüancen ab, die Lady Emmy nicht zu errathen und nicht zu erblicken vermochte.

Acht Tage vergingen, in denen mir fortdauernd zu Sinne war, als lebe ich nicht; verſtört irrte ich raſtlos umher, als ſuchte ich etwas — ich fand nichts, ich ſuchte auch nichts; ich wollte nur mir ſelbſt und Allem, was ich ſah, entfliehen. Welch ein unglückſeliger Zuſtand, und doch ſollte ich noch elender werden!

Mein Vater war unendlich gut und zärtlich gegen mich. „Strafe mich nicht,“ bat er, „daß ich Deiner Liebe nicht aufzuopfern vermochte, was ich höher als Glück und Leben achten zu müſſen glaubte; ich kann blind geweſen ſein, aber ich wollte nie hart ſein. Nichts auf der Welt iſt mir ſo lieb, wie Du es mir biſt; zeige Dich ganz meiner Zärtlichkeit werth. Ich wünſchte das Opfer, das Du mir gebracht haſt, nicht von Dir gefordert zu haben; da es nun aber einmal gebracht iſt, ſo veredle es jetzt; mache es beglückend für Deinen Vater und verdienſtlich für Dich ſelbſt; zeige Dich ganz als einen großmüthigen und edlen Sohn, indem Du Lady Emmy Deine Hand gibſt und mit ihr eine Verbindung ſchließeſt, die in jeder Hinſicht vortheilhaft genannt zu werden verdient. Gib mir Enkel, die die Freude meines Alters werden und mich für den Verluſt Deines Bruders und Deiner Mutter, ja für Deinen eigenen ſchadlos halten können, denn bis jetzt, mein Sohn, haſt Du nur für Andere und nie für mich gelebt!“

Ich wurde Lady Emmy's Gatte! Mit welcher unglücklichen Eile wurde ich zu dieſer Verbindung fortgeriſſen! Ich kannte ſie ſeit fünf Monaten, aber unſere Heirath wurde in Zeit von einer Stunde vorgeſchlagen und beſchloſſen. Wenig Tage nach unſeder Hochzeit verließ ich, wie ich es mir im Voraus ausbedungen hatte, England, und durchirrte, von James begleitet, in Zeit von vier Monaten die Hauptſtädte von Flandern, Holland und Brabant; von Frankreich ſah ich nur Paris und einen Theil der Normandie und der Bretagne. Ich reiſte, um meines kleinen Reiſegefährten willen, nicht ſchnell, aber ich weilte an keinem Orte lange und bedauerte es nirgends, daß ich nicht länger bleiben konnte. Alle Geſellſchaften vermied ich, ſie ſagten mir nicht zu, und unter allen weiblichen Weſen, die ich ſah, war keins, das in mir die Hoffnung zu erwecken vermochte, je von dem Gefühle meines Verluſtes abgezogen werden zu können. Ich beſuchte daher nur Kunſtſammlungen, Künſtler und das Schauſpiel. So oft ich irgend etwas Schönes hörte oder ſah, flog mein Gedanke unaufhörlich zu Miranda, mit der ich ſo viel Schönes gemeinſchaftlich empfunden hatte und mit der allein ich alles Schöne hätte ſehen und hören mögen, um es mit ihr doppelt zu empfinden. Tauſendmal ergriff ich die Feder, um ihr zu ſchreiben, aber ich wagte es nicht, und dann, wie ſollte ich einen Brief, wie ihn mir mein Herz eingab, ungefährdet in ihre Hände bringen?

Ohne James würde ich in den volkreichſten Städten ganz allein geweſen ſein; mit ihm war ich nur einſam, doch nicht vereinzelt. Er liebte mich, ſeine Nähe wurde mir nie läſtig und ich fand immer neue Mittel, ihn dahin zu bringen, daß er von Miranda ſprach, ohne daß ich ſelbſt von ihr anzufangen brauchte. Wir kehrten nach England zurück, erſtlich zu meinem Vater, bei dem Lady Emmy geblieben war, und dann, als die jetzt erſt erfolgende Bekanntmachung unſerer Vermählung es für Lady Emmy nothwendig machte, ſich bei Hofe vorſtellen zu laſſen, nach London. Man hatte früher bei Hofe und in der Stadt von mir und meinem Bruder als von einem Wunder brüderlicher Liebe geredet und von mir beſonders, als von einem jungen Manne, den die Leidenſchaft, die eine der anerkannt liebenswürdigſten Frauen für ihn empfand, höchſt intereſſant machte; die Freunde meines Vaters hatten das Gerücht verbreitet, daß ich mich durch Kenntniſſe und Talente auszeichnete, die Künſtler hatten meinen Geſchmack und meine Liebe zu den ſchönen Künſten gerühmt, und Lady Emmy, deren Gunſt mir dieſe Urtheile vor ihrer perſönlichen Bekanntſchaft mit mir erworben hatte, verſprach ſich wahrſcheinlich eine Art von Triumph davon, mich als ihren Gatten in der großen Welt aufführen zu können. Doch, da ich nun erſchien, fand man nichts als einen traurigen, ſchweigſamen jungen Mann, der Allen, die ihn ſahen, unbedeutend vorkommen mußte. Man begriff Miranda's Leidenſchaft nicht und wunderte ſich über Lady Emmy's Wahl. Mir war die Meinung und das Urtheil der Welt ſehr gleichgültig, doch Lady Emmy ging allmählig in das Urtheil des Publicums ein, das ihr nicht verborgen blieb, und da ſie ſich auch von mir nicht ſo geliebt fand, wie ſie es zu verdienen glaubte, ſuchte ſie, nachdem ſie ſich eine Zeit lang ſehr ungeſtüm und heftig über die erlittenen Täuſchungen beklagt hatte, ihren Troſt in einer Art von gleichgültiger Geringſchätzung, die ſie gefliſſentlich nährte und in der ſie ſich mehr und mehr gefiel. Ich fand ſie nicht ungerecht genug, um mich durch ihr Betragen beleidigt zu fühlen, und eben ſo wenig glaubte ich den Verſuch wagen zu dürfen, ihre Meinung von mir zu beſtreiten. Auch hätte ich nicht gewußt, wie dies anzufangen ſei, und ich geſtehe, daß mein Intereſſe für eine Aenderung ihrer Anſichten nicht lebhaft genug war, um mich in dieſem Punkte hellſehend und ſcharfſichtig, oder auch nur verdrießlich über ihr Betragen zu machen. Ich ließ ihr durchaus die Freiheit, Alles zu thun, was ihr beliebte; nun wünſchte ſie aber zu gefallen und in der Welt zu glänzen und dies gelang ihr leicht, da ſie jung und artig war und jene Redefertigkeit hatte, die hübſche Frauen ſo gut kleidet und ihnen ſtets den Beifall der Männer gewinnt. Ihre Gefallſucht, die anfänglich alle Männer umfaßte, ging bald auf Einzelne über, denn gewiß nur ihre Gefallſucht konnte ſie bewegen, ſich einen Liebhaber zu wählen, der unſtreitig in allen drei Königreichen der Mann war, deſſen Huldigung der Eitelkeit einer Frau am meiſten ſchmeicheln konnte, aber auch gewiß derjenige, der ſich am wenigſten dazu eignete, Liebe zu empfinden und ſie einzuflößen. Ich that, als ob ich blind ſei und widerſetzte mich ihr in nichts, und ſie überließ ſich, nachdem ſie mir im erſten Jahre eine Tochter geboren hatte, unbedingt allen Zerſtreuungen, die ſich ihr darboten. Der einzige wahre Kummer, den ſie mir machte, war, daß ſie James von mir trennte, da ſie hartnäckig darauf beſtand, ihn in einer Koſtſchule erziehen zu laſſen.

Mein Vater glaubte ſich endlich verpflichtet, mit mir über ihr Betragen reden zu müſſen und fragte, ob ich mich nicht verbunden erachte, ihrem Leichtſinn Schranken zu ziehen. Ich antwortete ihm, daß ich zu all meinem Kummer nicht noch den hinzufügen könne, eine Perſon zu quälen, die mir, bei ihrer Verbindung mit mir, größeres Vermögen zugebracht habe, als ich ihr, und die im Grunde berechtigt ſei, ſich über mich zu beklagen. „Es gibt kein menſchliches Weſen,“ ſagte ich ihm, „das nicht für ſeine Thätigkeit, für ſeine Eigenliebe und für ſein Herz einiger Nahrung bedarf; in den untern Ständen müſſen ſich die Frauen nothgedrungen viel mit den häuslichen Sorgen und mit ihren Kindern beſchäftigen; die vornehmen Frauen nehmen, wenn ſie nicht glücklich verheirathet ſind, ihre Zuflucht zum Spiel, zur Galanterie, zur Schöngeiſterei oder zur Andächtelei. Lady Emmy liebt das Spiel nicht, auch iſt ſie noch zu jung, um ihre Zeit am Spieltiſch hinzubringen; zur Schöngeiſterei hat ſie kein Talent, zur Andächtelei kein Geſchick — ſie iſt nichts als hübſch und angenehm; ihr Betragen iſt daher zu natürlich, um ſich darüber beklagen zu dürfen, und rührt mich auch nicht ſo tief, daß ich mich darüber beklagen möchte. Ich will mir nicht den lächerlichen Anſchein eines eiferſüchtigen, übellaunigen Mannes geben; wäre ſie gefühlvoll und edelgeſinnt, wäre ſie fähig, mich zu verſtehen und mir zu glauben; gäbe es zwiſchen uns irgend eine Uebereinſtimmung des Gemüths und der Sinnesweiſe, ſo würde ich die Rolle ihres Freundes übernehmen; ich würde ſie ermahnen, den Schein zu meiden und nicht die öffentliche Meinung gegen ſich aufzureizen; da ſie mich aber nicht verſtehen und mir nicht glauben würde, ſo halte ich es für geziemender, meine Würde zu behaupten und es nicht zu verrathen, daß meine Nachſicht wohl berechnet und überlegt iſt. So lange ſie noch glaubt, mich täuſchen zu können, wird ſie dies vor mancher Verirrung ſchützen. Ich weiß Alles, was man über das Unrecht, ſolche Verhältniſſe wie die ihrigen zu dulden, ſagen kann; allein ich würde dieſe nur dann verhindern können, wenn ich mir den Zwang auferlegte, meine Frau nie aus den Augen zu verlieren, und welcher Moraliſt könnte ſo ſtreng ſein, mir dies zur Pflicht machen zu wollen? Thäte er es, ſo würde ich mich ſeinem Ausſpruche doch nicht unterwerfen, ſondern mich ruhig von ihm verdammen laſſen, und den Mann, der ſich rühmen darf, keinen Mißbrauch zu dulden, ſo wenig in ſeinen Geſchäftsverhältniſſen, als in ſeinem Hauſe, oder in dem Betragen ſeiner Frau, ſeiner Kinder, ſeiner Untergebenen, oder in ſeiner eigenen Aufführung, allein für berechtigt halten, den erſten Stein auf mich zu werfen."

Mein Vater ging, da er mich ſo feſt entſchoſſen ſah, in meine Abſichten ein; er vertrug ſich ſtets gut mit Lady Emmy, ſo wie auch in der ganzen Zeit, die ich mit ihm verlebte, kein Tag verging, an dem er mir nicht irgend einen Beweis ſeiner unbeſchreiblichen Zärtlichkeit für mich gab.

Wir brachten einige Monate auf dem Lande zu. Gegen Ende des Septembers ging ich nach London zurück, um James zu beſuchen. Auch hoffte ich, daß ich zu dieſer Zeit, wo die Stadt verödet iſt und ich keinen von meiner Familie bei mir hatte, deſto unbeachteter allenthalben hingehen und irgend Jemand aufſuchen könne, der mir von Miranda Nachricht zu geben vermöge. Wäre mir dieſe Hoffnung fehlgeſchlagen, ſo wäre ich geradezu zu dem General Moclere gegangen, denn ich konnte nicht länger leben, ohne zu wiſſen, wie es ihr gehe. Jeden Tag empfand ich die Lücke, die ihr Verluſt in meinem Leben gemacht hatte, grauſamer und ſchmerzlicher. Man hat Unrecht, zu glauben, daß ein Verluſt ſolcher Art in der erſten Zeit am tiefſten und bitterſten empfunden wird, es iſt dann noch immer, als ſei man ſeines Unglückes nicht ganz gewiß; man hat noch keine Erfahrung davon, wie unwiederbringlich und unerſetzlich er iſt — die allerſchmerzlichſte Trennung gleicht doch im Anfange nur einer Abweſenheit des geliebten Gegenſtandes — aber wenn ſich nun die Tage allmählig an einander reihen und keiner uns das Weſen zurückführt, das uns durchaus unentbehrlich iſt, dann erſt erkennen und fühlen wir die ganze Größe unſers Unglücks, und die Hoffnungsloſigkeit unſers Geſchickes umnachtet Herz und Leben immer düſterer. —

Den Tag nach meiner Ankunft in London beſuchte ich das Theater, weil ich glaubte, dort ungeſtörter als ſonſt irgendwo meinen Träumereien nachhängen zu können. Das Haus war, ſelbſt für dieſe Jahreszeit, leer, weil es ein drückend heißer Tag war und ein ſchweres Gewitter am Himmel hing. Ich trat in eine Loge und glaubte in meiner Zerſtreuung lange, daß ich darin allein ſei; erſt nach geraumer Zeit erblickte ich ein Frauenzimmer, das tief in Gedanken verſunken da ſaß und ſich auch bei meinem Eintritt nicht umgewandt hatte. Ein großer Hut verſchattete ihr Geſicht, doch lag in ihrer Haltung etwas, das mir Miranda's Geſtalt zurückrief; dieſe aber, die ihr Mann gleich nach der Hochzeit auf ſeine Güter nach Norfolkſhire geführt hatte und von der bis zur Mitte des Sommers, wo ich London verließ, Keiner mir Nachricht zu geben vermochte, war ſo fern, daß mich dieſe Aehnlichkeit nur einen Augenblick flüchtig beſchäftigte. Der Vorhang ging auf; man gab den Sturm; ich hatte mich vorher nicht erkundigt, welches Stück gegeben wurde und die erſten Worte, die auf der Bühne geſprochen wurden, koſteten mich einen Seufzer — die Geſtalt ſah ſich nach mir um — es war Miranda. —

Unſere Freude, unſer Erſtaunen, unſere Bewegung war unausſprechlich. In dieſem Augenblicke verſtummte jedes andere Gefühl vor dem namenloſen Glück, uns wieder zu ſehen. Ich hatte mir kein Unrecht gegen ſie mehr vorzuwerfen, ich fühlte keinen Schmerz mehr — ich hatte keine Frau, ſie keinen Mann — wir fanden uns wieder und konnten nichts empfinden, nichts denken, als daß wir uns wieder hatten. Sie ſah blaß und angegriffen aus, aber ich fand ſie ſchöner, als ich ſie je geſehen hatte.

„Welcher Zufall! welches Glück!“ ſagte ſie mir. „Ich kam, um dies Stück zu ſehen, das einſt auf dieſer Bühne über mein Schickſal entſchied; zum erſten Male ſeit jenem Tage betrete ich dies Haus wieder und ſinde Sie hier, Sie, den ich auf Erden wieder zu ſehen nicht mehr zu hoffen wagte!“ —

Lange vermochte ich nicht, ihr zu antworten. Ich konnte ſie nur anſehen, ſie nur mich, es war, als wenn ſich Jeder von uns mehr und mehr vergewiſſern wolle, daß es der Andere wirklich ſei. — „Sind Sie es denn wirklich?“ fragte ich endlich, „ich würde mich ſchon glücklich geſchätzt haben, wenn es mir nach tauſend Nachforſchungen, zu denen ich entſchloſſen war, nur gelungen wäre, Nachricht von Ihnen zu erhalten, und nun ſinde ich Sie ſelbſt und allein und wir können wenigſtens einige Stunden lang ein Glück genießen, deſſen wir uns ehemals täglich ungeſtört erfreuen durften!“

Ich begann ihr zu erzählen, was mir ſeit unſerer Trennung begegnet ſei. Sie hörte mich an, ohne mich zu unterbrechen; nur dann, wenn ich mich ſelbſt anklagte, entſchuldigte ſie mich, wenn ich von meiner Liebe für ſie ſprach, lächelte ſie mir dankbar und gerührt zu, und wenn ich von meinem Unglück redete, blickte ſie mich mitleidsvoll und traurig an. Es ſchien ſie nicht zu freuen, daß zwiſchen Lady Emmy und mir ſo gar keine Uebereinſtimmung Statt fand, aber ſie zeigte auch keinen Kummer darüber.

„Ich ſehe jetzt,“ ſagte ſie, „daß ich nie ganz verſchmäht, nie ganz vergeſſen worden bin, und das iſt Alles, was ich fordern konnte. Ich danke Ihnen dafür und danke auch dem Himmel, der mir den Troſt vergönnt, es zu erfahren. Nun will ich Ihnen auch erzählen, wie es mir ſeit den traurigen anderthalb Jahren unſerer Trennung ergangen i.ſt Laſſen Sie mich von dem ſchweigen, was ich auf dem Wege von Bath nach London empfand. Bei jedem Pferdetrab, jedem Wagengeraſſel, das ich hinter mir hörte, erbebte ich und wagte doch nicht mich umzuſehen, aus Furcht zu entdecken, daß Sie es nicht waren — Sie waren es auch nicht und ſo ſchmerzlich mir auch die Täuſchung war, ſobald ich ſie erkannte, ſo drang ſich mir doch immer wieder neue Hoffnung auf und immer wieder neue Täuſchung! doch genug davon! Wenn Sie nicht auch ungeſagt Alles empfinden, was ich Ihnen davon ſagen könnte, ſo würden meine Worte es Ihnen auch nie begreiflich machen. Als ich in London ankam, erfuhr ich, daß mein Onkel am vorigen Abende geſtorben war, und daß er mir, einige Legate ausgenommen, ſein ganzes Vermögen vermacht hatte, welches ſich, das Haus in London ungerechnet, auf 30,000 Pfund belief. Dieſe Nachricht traf mich ſchmerzlich; mein Onkel war ein zu alter Mann, als daß ſein Tod mich zu befremden und zu überraſchen vermochte, allein dieſer Todesfall legte mir, wie ich bald fühlte, eine Verbindlichkeit mehr auf, meine Heirath nicht mehr rückgängig zu machen. Nachdem ich Sir Es. Antrag früher nicht zurückgewieſen hatte, ſchien es mir unmöglich, dies jetzt zu thun, wo ich ihm für einen geachteten Namen und den ehrenvollen Stand ſeiner Frau auch etwas anzubieten vermochte; eine ſolche Handlungsweiſe würde mich dem Verdachte einer Unwürdigkeit preis gegeben haben, deren ich bis jetzt nie beſchuldigt worden war. Am folgenden Morgen brachte mir Sir E. eine Ueberſicht ſeines Vermögens und zugleich eine Eheſtiftung, in der er mir ein jährliches Nadelgeld von 300 Pfund und ein Witthum von 5000 Pfund ausſetzte. Er wußte noch nichts von meiner Erbſchaft, ich machte ihn damit bekannt und ſchlug das mir beſtimmte Nadelgeld aus, aber ich beſtand darauf, daß ich mir, im Fall einer Verheirathung — und dieſen zweifelhaften Ausdruck wiederholte ich unzählige Mal — den Genuß und das Eigenthum von Allem, was ich dem Oheim des Lords Welleſley zu verdanken habe, vorbehalten, und daß ich mich durchaus als frei und ungebunden bis zu dem Augenblick anſehen dürfe, wo ich vor dem Altar das bindende Wort ausgeſprochen habe. „Sie ſehen ſelbſt,“ ſagte ich ihm, „wie unruhig und bewegt ich bin; ich mache daher dieſe Bedingung und fordere von Ihnen Ihr Ehrenwort, mich mit Vorwürfen verſchonen zu wollen, ſollte ich auch noch im Augenblick der Einſegnung zurücktreten.“ — Er verſprach dies, in ſofern ich aus eigenem Antrieb meinen Entſchluß ändern würde; „beredet Sie aber ein Anderer dazu,“ fuhr er fort, „ſo koſtet es ſein oder mein Leben, denn ein Mann, der Sie ſeit ſo lange kennt und liebt und ſich doch nicht entſchließen kann, für ſie zu thun, was ich thue, verdient nicht, mir vorgezogen zu werden.“ Nach dieſer Erklärung fürchtete ich nichts mehr, als die Erfüllung deſſen, was bis dahin mein ſehnlichſter Wunſch geweſen war. Sir E. kam bald mit der nach meinem Wunſche abgeänderten Eheſtiftung zurück, allein er gab mir darin noch 5000 Guineen zu Schmuck und Silberzeug, welches mir als Eigenthum verbleiben ſollte. Der Prediger war benachrichtigt, der Trauſchein beſorgt, die Zeugen ſtellten ſich ein — ich bat nur noch um eine Stunde Aufſchub und Einſamkeit; in dieſer Stunde ſchrieb ich an Sie, und gab das Blatt meinem treuen George zur Beſtellung. Noch hoffte ich auf einen Brief von Ihnen — es kam keiner — — als die Stunde verfloſſen war, fuhren wir in die Kirche und wurden getraut.“ —

Sie hielt hier inne und wandte ſich ab, um mir die Thränen zu verbergen, die ſie vergoß. Nach einigen Minuten fuhr ſie fort: „Sobald die Erbſchaftsangelegenheit meines Onkels in Ordnung gebracht war, führte mich mein Mann auf ſein Gut; doch mußte er zuvor dem General verſprechen, daß ich zu ihm kommen ſolle, ſo oft er darum bitten werde. Ich fand an meinem neuen Wohnort die allerwohlwollendſte Aufnahme! Dienſtboten, Nachbarn, Freunde, Alle beiferten ſich, mir freundlich entgegenzukommen, und es ſtand mir gänzlich frei, zu glauben, daß ich ihnen durch den Ruf nur auf eine mir vortheilhafte Art bekannt geweſen ſei. Zum erſten Male erwachte nun in mir der Zweifel, ob

Ihr Vater ſich nicht in ſeiner Meinung, daß unauslöſchlicher Makel auf mir ruhe, geirrt habe. Von meiner Seite vernachläſſigte ich nichts, was meinem Manne angenehm ſein konnte; meine vieljährige Gewohnheit, meine Worte, mein Thun, ja ſelbſt den Ausdruck meiner Geſichtszüge nach fremden Wünſchen zu berechnen, kam mir zu Statten, und ich machte ſo guten Gebrauch von ihr, daß ich verbürgen zu können glaube, Sir E. habe in vier Monaten auch nicht einen unangenehmen oder langweiligen Augenblick verlebt. Nie nannte ich Ihren Namen — ich trug kein Kleid, das ich in Bath getragen hatte, ich ſang kein Lied, das Sie mich früher hatten ſingen hören; mein Ich war in zwei ganz verſchiedene Weſen getheilt, von denen das eine nur beſchäftigt war, das andere zum Schweigen zu bringen und es zu verſtecken. Die wahre und leidenſchaftliche Liebe meines Mannes kam meinen Bemühungen durch ihre Täuſchungen zu Hülfe, er ſchien zu glauben, daß mir nie Jemand ſo theuer geweſen ſei, als er. Auch verdiente er Alles, was ich für ihn that, und Alles, was ich nur irgend während eines langen Lebens für ſein Glück zu thun vermocht hätte, aber dies Glück dauerte nur vier Monate. Wir wurden zu einem unſerer Nachbarn eingeladen, wo wir eine zahlreiche Geſellſchaft vorfanden; bei Tiſche erzählte Jemand, der kürzlich in London geweſen war, von einer Heirath, die ſchon vor Monaten geſchloſſen, jetzt erſt bekannt gemacht worden ſei — lange konnte er ſich nicht auf Ihren Namen beſinnen, endlich nannte er ihn. Ich ſagte nichts, aber ich ſank in Ohnmacht und erhielt erſt nach zwei Stunden meine Beſinnung wieder.“

„Mehrere Tage lang litt ich an höchſt gefährlichen Zufällen, die Sir E. die Hoffnung auf Vaterfreuden raubten und mich bis an den Rand des Grabes brachten. Meinen Mann ſah ich in dieſer Zeit faſt gar nicht. Eine edle Frau, die meine Geſchichte erfahren hatte, und mich beklagte, ohne mich zu verdammen, hielt ihn von mir entfernt, damit ich nicht ſeinen Gram ſehen und ſeine Vorwürfe hören ſollte. Sie that Alles, um ihn zu beſänftigen und mir das Leben zu retten. Ich hielt mich überzeugt, daß Sie ſchon, ehe ich Bath verließ, heimlich verheirathet geweſen wären, ja daß Sie ſich ſchon verlobt hatten, ehe ich dorthin zurückkam, und daß Sie mich täuſchten, als Sie mir ſagten, Lady Emmy ſei Ihnen noch nicht perſönlich bekannt; ich glaubte alſo, daß Sie ſich meiner bedient hätten, um für meine Nebenbuhlerin eine Wohnung einzurichten und zu ſchmücken, und daß Sie, als Sie ſich mir ſo übellaunig zeigten, weil Sie Sir E. bei mir fanden, ſelbſt ſchon mit Lady Emmy verlobt, ja vielleicht ſchon verheirathet waren. Da meine Freundin mich unaufhörlich mit dieſen herzzerreißenden Vermuthungen beſchäftigt ſah, ſo erkundigte ſie ſich, ohne mich vorher davon zu benachrichtigen, welchen Eindruck meine Abreiſe von Bath auf Sie gemacht habe, und wußte ſich ſichere Nachrichten von dem Betragen Ihres Vaters, von dem Zeitpunkte Ihrer Heirath und von Ihrer Abreiſe nach dem feſten Lande zu verſchaffen. Dieſe Nachrichten ſtimmten im Weſentlichen mit dem überein, was Sie mir eben erzählt haben. Ich fühlte mein Herz dadurch erleichtert, und dankte ihr tauſendmal dafür, indem ich ihre Hände mit heißen Thränen an meine Lippen und an meine Bruſt drückte. Konnte ich mir doch nun in der ſtillen Einſamkeit der Nacht tröſtend ſagen: Gott ſei Dank! ich bin nicht gezwungen, ihn zu haſſen und zu verachten! ich bin nicht das Opfer eines überlegten Verraths geworden! er hat kein unedles Spiel mit meiner Liebe und mit meiner Zuverſicht zu ihm getrieben! Ach, und welche Erleichterung, welche unſchätzbare Wohlthat lag für mich in dieſem Troſt!“ —

„Bald war ich nun ſo weit geneſen, daß ich meine gewohnte Lebensweiſe wieder mit der Hoffnung beginnen konnte, meinen Mann durch meine Zärtlichkeit und durch meine zuvorkommende Aufmerkſamkeit den finſtern Eindruck vergeſſen zu machen, den meine Krankheit auf ihn gemacht hatte, doch dies gelang mir nicht; ſeine Liebe ſchien ſich in Abneigung, vielleicht gar in Haß verwandelt zu haben. Er bewies mir indeſſen noch Theilnahme, ſo oft die Wiederkehr meiner Krankheitszufälle mein Leben zu bedrohen ſchien; befand ich mich aber beſſer, ſo verließ er das Haus, und ich ſah ihn, wenn er mich, die es ihm noch vor Kurzem zu einem Paradieſe machte, bei ſeiner Rückkehr erblickte, ſchaudernd erbeben. Ein Vierteljahr lang bot ich, mehr um ſeiner- als um meinetwillen, alles nur Erſinnliche auf, um dieſe unglückliche Stimmung zu beſiegen. Immer allein, nur mit ſeinem Hausweſen, oder ſonſt auf irgend eine andere für ihn nützliche Weiſe beſchäftigt, machte und erhielt ich keinen Beſuch; ich ſchrieb keinen Brief, und erhielt keinen, und hoffte, mein Kummer und meine Demüthigung — denn ſeine Freunde hatten ſich Alle von mir gewandt — müßten ihn endlich rühren, doch ſeine Erbitterung gegen mich blieb unüberwindlich. Nie entſchlüpfte ſeinen Lippen ein Wort der Klage oder des Vorwurfs, und ich fand daher nie eine Gelegenheit, mich zu entſchuldigen oder zu rechtfertigen. Ein oder zweimal wollte ich doch verſuchen, dies zu thun, aber ich konnte nicht; das Wort erſtarb auf meinen Lippen. Endlich erhielt ich einen Brief vom General, in welchem er mich erſuchte, entweder allein, oder von Sir E. begleitet, zu ihm zu kommen, da er krank ſei und meiner Pflege bedürfe; ich gab dies meinem Manne zu leſen: „Sie können reiſen," ſagte er mir. Am andern Morgen verließ ich ſein Haus, und befahl meiner Sophie, meinen Schreibtiſch und alle meine Commoden unverſchloſſen zu laſſen, damit Sir E. ſie frei durchſuchen könne, aber ich glaube nicht, daß man es der Mühe werth gefunden hat, dies zu thun, oder irgend eine Erkundigung von mir einzuziehen, und ſo bin ich, einſt ſo geliebt, jetzt viel verlaſſener und unglücklicher nach London zurückgekommen, als ich es war, da ich zuerſt dieſe Bühne betrat und Niemandem angehörte, als einer Mutter, die mich für Geld hinopferte.“

Miranda weinte nicht bei Endigung ihrer Geſchichte — ſie ſchien ihr Schickſal mit mehr Schrecken als Betrübniß anzuſtarren; aber mich erfüllte ihre Erzählung mit der allerſchmerzlichſten Traurigkeit. „Betrüben Sie ſich nicht ſo ſehr,“ ſagte ſie, ſanft lächelnd, „ich bin deſſen nicht werth. Ich wußte wohl, daß unſere Liebe mich nicht beglücken werde, aber ich verdanke ihr doch unausſprechlich ſelige Augenblicke. Allein das Glück, Sie heut wieder gefunden zu haben, wiegt lange Pein und viele harte Qualen auf. Was bin ich denn am Ende mehr, als ein armes, gefallenes, unglückliches Mädchen, dem Sie durch Ihre Liebe Ehre erzeigt haben?“ — Sie fragte mich jetzt theilnehmend, aber mit ruhigem Blick und Ton, nach James und ob er ſeine kleine Schweſter auch recht lieb habe? — Ich redete von ihrem Befinden. „Ich bin nicht wohl,“ antwortete ſie mir, „und ich fühle, daß ich nie wieder ganz geſund werden werde, aber ich fühle auch, daß es noch lange dauern kann, ehe mich der Gram tödtet.“ — Auch von der Zukunft redeten wir.

Sollte ſie nach Norfolkſhire zurückkehren, wozu allein ihre Pflicht, ohne irgend einen andern Antrieb, ohne irgend eine Hoffnung auf Glück, ſie bewegen konnte? Sollte ſie den General bewegen, den Winter mit ihr im ſüdlichen Frankreich zuzubringen? Konnten ſie und ich, wenn wir Beide den Winter in London zubrachten, uns zuweilen ſehen? War es uns möglich, dieſem Glück zu entſagen? —

Das Stück war aus und wir verließen das Theater, ohne über irgend etwas einig geworden zu ſein, ohne zu wiſſen, wo wir hingingen und ohne daß es uns eingefallen wäre, uns trennen oder uns bereden zu wollen, wo wir uns wieder finden, oder wo wir zuſammen bleiben könnten. Der Anblick ihres treuen Dieners, des guten George, riß mich aus dieſer gänzlichen Vergeſſenheit aller Verhältniſſe und Umgebungen. Er war ſehr erfreut, mich wieder zu ſehen und holte ſtatt eines Tragſeſſels für ſeine Herrſchaft, einen Wagen für uns Beide herbei. „Wo ſoll der Kutſcher hinfahren?“ fragte er, als wir einſtiegen. — „Nach St. James Park,“ antwortete Miranda, indem ſie mich anſah: „laſſen Sie uns unſer Zuſammenſein noch um einige Augenblicke verlängern, Niemand wird es erfahren. Es iſt das erſte Geheimniß, das George je für mich zu bewahren gehabt hat, und ich bin ſicher, daß er es nicht verrathen wird. Damit aber die, die uns im Theater geſehen haben können, unſerm Zuſammentreffen keine Wichtigkeit beilegen, wird es gut ſein, wenn Sie gleich morgen auf's Land zurückgehen; Ihre Gemahlin wird dann denken, daß es Ihnen gleichgültig geweſen iſt, mich wieder gefunden zu haben, weil Sie mich gleich wieder verlaſſen haben.“

So weckte ein Schatten von Glück in dieſer edlen, großmüthigen Seele gleich wieder die zarte Sorge für fremde Ruhe und fremden Frieden. „Schreiben Sie mir aber,“ fuhr ſie fort, „theilen Sie mir alle Ihre Plane, alle Ihre Entwürfe mit; ich kann jetzt, ohne üble Folgen davon befürchten zu müſſen und ohne Ungeziemlichkeit, von Zeit zu Zeit einen Brief von Ihnen annehmen.“

Ich billigte Alles, was ſie ſagte, und verſprach abzureiſen und ihr zu ſchreiben. Wir ſtiegen am Eingang des Parkes aus, es war ſchon dunkel und donnerte heftig. — „Fürchten Sie ſich auch nicht vor dem Gewitter?“ fragte ich. — „Ach,“ antwortete ſie, „wenn der Blitz nur mich allein träfe, wäre er ja Wohlthat! — Doch es iſt rathſam, uns nicht von dem Wagen und dem Eingang zu entfernen, laſſen Sie uns hier auf dieſer Bank Platz nehmen.“

Wir ſaßen einige Minuten ſchweigend neben einander. Gewiß, daß Niemand uns ſah, Niemand uns hörte, ſchnitt ſie mir eine meiner Haarlocken ab, und ſie an ihrem Buſen verbergend, umfaßte ſie mich und brach in einen Strom heißer Thränen aus. „Wie ſollen wir es lernen,“ fragte ſie, „Einer ohne den Andern zu leben? Wenig Augenblicke noch, und Alles iſt wieder, wie es vor einem Jahr, vor einigen Monaten und Wochen, wie es heut Morgen war! Wie ſoll ich mein Daſein ertragen, wenn es mir beſtimmt iſt, noch länger als heute leben zu ſollen? Wollen wir zuſammen fliehen, mein Geliebter? Haſt Du dem Gehorſam gegen Deinen Vater nicht genug Opfer gebracht? Sein Wille hat Dir Weib und Kind gegeben — laß uns jetzt in unſre natürlichen Verhältniſſe zurücktreten. Wem werden wir durch unſer Glück Leid zufügen? Mein Mann haßt mich, Deine Frau liebt Dich nicht mehr.“

„O ſchweige! ſchweige!“ rief ſie, als ich ſie unterbrechen wollte, und drückte ihre Hand auf meinen Mund, „Du darfſt nicht Nein ſagen und eben ſo wenig darfſt Du einwilligen. Bis jetzt war ich nur unglücklich, ich darf nicht ſtrafbar werden! Meine eigenen Vergehungen würde ich ertragen können, aber nie würde ich es mir verzeihen können, Dein Leben durch meine Liebe entwürdigt zu haben. Lieber tauſendmal ſterben. O Fergus, Fergus, wie grenzenlos liebe ich Dich und wie grenzenlos iſt mein Unglück.“

In Thränen zerfließend hielt ſie mich feſt umſchlungen. Das Gewitter war furchtbar heraufgezogen, der ganze Himmel flammte, ſie ſchien es nicht zu ſehen, nicht zu beachten. „Ich bin undankbar,“ ſagte ſie, „höchſt undankbar, wenn ich mich unglücklich nenne. Für eine Welt gäbe ich die Seligkeit dieſes Wiederſehens, dieſes Wiederfindens nicht hin!“ — George kam, ſie daran zu erinnern, wie krank ſie erſt kürzlich geweſen ſei — ein Platzregen begann niederzuſtrömen — er trug ſie in den Wagen. Ich blieb allein in der Dunkelheit zurück. —

Nie habe ich ſie wieder geſehen. —

Früh am folgenden Morgen ging ich auf’s Land zurück. Meine baldige Rückkehr und die Bewegung, in der er mich ſah, beunruhigte meinen Vater, ich erzählte ihm Alles. „An Deiner Stelle weiß ich nicht, was ich thun würde," antwortete er, „doch es verſteht ſich, daß ich hier nicht als Vater rede. Solltet Ihr Beide vielleicht wirklich das Recht haben, in Eure natürlichen Verhältniſſe zurückzukehren? — Doch ſie ſelbſt würde es nicht wollen, ihre Aeußerung war nur die augenblickliche Verirrung einer edlen Seele."

Ich ging in dem Saal, in dem wir waren, mit großen Schritten auf und ab. Mein Vater ſaß an einem Tiſch, das Haupt auf beide Arme geſtützt; ſo blieben wir lange ſchweigend beiſammen, bis der Eintritt Mylady's, die von einem Spazierritt zu Hauſe kam, dieſem ſtummen Auftritt ein Ende machte. Wahrſcheinlich ließ meine ſchnelle Rückkehr ſie Böſes argwohnen; ſie wechſelte die Farbe, als ſie mich erblickte, und ihr ganzes Benehmen verrieth, daß ſie ſich in meiner Abweſenheit glücklicher fühlte und daß ihr die unerwartete ſchnelle Rückkehr ihres Gatten in keiner Art lieb war. Meinem Vater fiel dies ſo auf, daß er mir, als wir vom Mittagstiſch aufſtanden, die Hand drückte und mir mit einer Miſchung von Bitterkeit und Theilnahme ſagte: „Warum aber habe ich Dich ihr entriſſen! Warum haſt Du mich nicht früher mit ihr bekannt gemacht! Wer konnte aber auch wiſſen, wer konnte glauben, daß eine Frau ſo ganz verſchieden von der andern in ihrer Neigung für denſelben Mann ſich zeigen könne, und daß Jene Dich ſo treu, ſo wahrhaft liebte!“

Er begleitete mich nach meinem Zimmer, wo wir lange noch von Miranda und der Hoffnungsloſigkeit ihrer und meiner Lage ſprachen, als uns der Graf von Lemox gemeldet wurde. Mit einer diplomatiſchen Sendung nach dem feſten Lande beauftragt, kam er, als ein naher Verwandter meines Vaters, um von uns Abſchied zu nehmen. Halb im Ernſt, halb im Scherz, ſchlug er mir vor, ihn zu begleiten. Ich ſah meinen Vater an — er zog mich bei Seite. „Sieh dieſen Vorſchlag,“ ſagte er mir, „als einen Wink des Himmels an, der Dich gegen die Schwäche Deines Herzens, und vielleicht auch gegen die des meinigen ſchützen will. Miranda kann, wenn Du Dich entfernſt, ungeſtört bei dem General in London bleiben, den es beglückt, ſie um ſich zu haben. Ich allein verliere durch dieſe Trennung von Dir, aber ich habe ſie zu leiden verſchuldet, und der Gedanke, daß dieſe Reiſe Dir wohlthun wird, muß mich tröſten.“

In derſelben Nacht noch ſchrieb ich an Miranda Alles, was vorgefallen war, und drang in ſie, uns den einzigen Troſt, der uns geblieben war, unſern Briefwechſel, nicht zu rauben und ihn uns durch nichts verkümmern zu laſſen.

Wenig Augenblicke vor meiner Einſchiffung in Plymouth erhielt ich ihre Antwort. Sie beklagte meine Entfernung, aber ſie billigte meinen Entſchluß und wünſchte mir auf das Allerinnigſte Glück zu meiner Reiſe. Sie ſchrieb auch an meinen Vater, um ihm für ſein Mitleid zu danken und ihn um Verzeihung für den Kummer zu bitten, zu dem ſie die Urſache geworden war. Da der General beim Eintritt des Winters noch nicht ganz wiederhergeſtellt war, ſo entſchloß ſie ſich, in London zu bleiben; auch wurde er bald von Neuem ernſtlich krank und ſie widmete ſich Tag und Nacht ſeiner Pflege. Als er ſich wieder beſſer befand, wollte er ſie und ſich erheitern, und lud zu dieſem Zweck nicht nur viele Geſellſchaft ein, ſondern er nöthigte Miranda, auch außerhalb ſeines Hauſes oft in Geſellſchaft zu erſcheinen, weil, wie er meinte, eine gänzliche Zurückgezogenheit von der Welt ihr das Anſehen geben würde, ſich das Mißfallen ihres

Mannes zugezogen zu haben und dieſer ſelbſt günſtiger von ihr urtheilen werde, wenn er erführe, daß ſie ſich in guter Geſellſchaft zeige und in dieſer eine freundliche Aufnahme finde. Der Zwang aller dieſer Anſtrengungen war aber zu peinlich und zu erſchöpfend für ein Weſen, deſſen ſo ſchon gewaltſam erſchütterte Geſundheit unaufhörlich durch den hoffnungsloſen Gram untergraben war, ohne mich leben zu ſollen und doch nicht ohne mich leben zu können. Ihre Briefe athmeten die allerinnigſte Liebe und die Unwandelbarkeit der zärtlichſten Treue. Im Frühling empfing ich einen von ihr, den ich mit eben ſo viel Schmerz als Freude las. „Ich war geſtern im Schauſpiel,“ ſchrieb ſie mir, „und zwar in derſelben Loge, in der wir im September waren und in der ich mir einen Platz beſtellt hatte. Es ſcheint, als wenn mein guter Engel auf dieſer Stätte weilt; kaum hatte ich mich geſetzt, als ich mich von einer jugendlichen Stimme bei Namen nennen hörte: „Das iſt meine liebe Miſtreß Miranda,“ rief ſie, „aber wie krank ſieht ſie aus! Nun können Sie ſie auch ſehen, lieber Großvater!“ — Ihr Vater grüßte mich mit einem Blick und mit einem Ausdruck, den ich nicht verſuchen muß, Ihnen malen zu wollen, wenn meine Thränen mir erlauben ſollen, fortzufahren — auch würde es ſchwer ſein, Ihnen die Betrübniß und das zärtliche Wohlwollen auszudrücken, das vereint aus ſeinen Augen und ſeinen Zügen ſprach. „Was hat Ihnen aber gefehlt,“ fragte James, „daß Sie ſo mager geworden ſind?“ — „Vielerlei, mein kleiner Freund, aber Du biſt größer geworden und mich dünkt, ich kann es Dir anſehen, daß Du fleißig lerneſt und recht artig und vergnügt biſt.“ — „Es geht mir aber doch ſehr nahe,“ antwortete er, „daß mein Vater weggereiſet iſt; er hätte mich gern mitgenommen, aber die Mutter wollte es nicht, ob er ſich gleich erbot, mir alle meine Lehrſtunden ſelbſt geben zu wollen; wie oft würden wir nicht von Ihnen geredet haben, wenn ich bei ihm wäre! Ich habe Sie ſo lange nicht geſehen und habe Sie doch ſo lieb — ich darf aber nicht viel von Ihnen ſprechen. Sehen Sie, meine Mutter ſitzt uns gegenüber in der Loge, und die mag es nicht, daß ich Sie ſo lieb habe.“ — — Sie fühlen gewiß, welchen Eindruck jedes ſeiner Worte auf mich machte. Aus Furcht vor Lady Emmy's Blick wagte ich nicht, zu meinem Riechfläſchchen meine Zuflucht zu nehmen und doch vermochte ich kaum noch zu athmen. — „Blaß ſind Sie aber nicht,“ fing James wieder an,“ und doch kommen Sie mir krank vor.“ — „Ich habe Roth aufgelegt.“ — „Das thaten Sie ja aber ſonſt nicht.“ — Mir traten Thränen in die Augen. Ihr Vater fragte mich, ob ich kürzlich Nachricht von Ihnen habe und erzählte mir den Inhalt Ihres letzten Briefes. Ich konnte nur bis zum Ende des erſten Aufzugs bleiben; die Blicke Ihrer Gemahlin und derer, die bei ihr waren, zwangen mich, die Loge zu verlaſſen, und Ihr Vater war ſo gütig, mich hinauszuführen.“

Im Juni verordnete ihr der Arzt den Gebrauch der Eſelsmilch. Der General beſtand darauf, daß ſie dieſe auf dem Gut ihres Mannes trinken ſolle und war überzeugt, daß dieſer, der ſie ſo leidenſchaftlich geliebt hatte, ſie nur wieder zu ſehen brauche, um eine Liebe, deren ſie ſo werth war, wieder neu in ſich erwachen zu fühlen. „Ich habe Sie gewiſſermaßen mit ihm verheirathet,“ ſagte er ihr, „ich will Sie jetzt in ſein Haus zurückführen und ſehn, ob er es wagt, Sie unfreundlich aufzunehmen.“ Miranda ſchrieb an ihren Mann, um ihn von ihrer Rückkehr zu benachrichtigen und erhielt folgende Antwort:

„Der Herr General hat vollkommen Recht, wenn er Ihnen räth, hierher zu gehen. Sehen Sie ſich als die unbeſchränkte Gebieterin meines Hauſes an, und thun Sie alles Mögliche zur Wiederherſtellung Ihrer Geſundheit. Meine Leute haben die beſtimmteſten Befehle, Ihnen auf das Pünktlichſte zu gehorchen, allein es bedurfte derſelben nicht, denn es ſind auch die Ihrigen und ihrer Gebieterin ſehr ergeben. Ich habe Sie zu unausſprechlich geliebt, ich achte Sie noch zu wahr und zu innig, um der Hoffnung entſagen zu können, einſt noch wieder mit Ihnen vereint und glücklich zu leben; jetzt aber iſt der ſchmerzliche Eindruck, den ich erhalten habe, noch zu neu, und gegen meinen Willen würde er immer wieder von Neuem ſichtbar werden. Ich will daher, um ihn wo möglich zu beſiegen, eine Reiſe unternehmen, von der ich um ſo mehr Nutzen hoffe, da ich mein Vaterland noch nie verlaſſen habe. Sie können mir nicht ſchreiben, da Sie nicht wiſſen werden, nach welchem Ort Sie die Briefe zu richten haben, allein Sie werden von mir Nachricht erhalten und man wird daraus ſehen, daß wir nicht mit einander zerfallen ſind. — Leben Sie wohl. Von ganzem Herzen wünſche ich Ihnen die Herſtellung Ihrer Geſundheit. Ich bin mit mir ſelbſt unzufrieden, mich ſo höchſt ſchmerzlich und unmuthig durch ein unwillkürliches Gefühl verletzt zu fühlen, das Sie mir auf ſo mannigfache Weiſe zu vergüten verſucht haben, aber mein Kummer iſt mir zu tief in's Herz gedrungen, um ihn verhehlen zu können. Lange ſchien es mir unglaublich, daß zwiſchen Ihnen und dem glücklichen Mann, der allein ihr Herz beſitzt, kein geheimer Briefwechſel, keine fortdauernde Verbindung beſtanden haben ſollte; ich verblendete mich gegen den Beweis, den ihre Ueberraſchung, deren Folgen ſo furchtbar waren, vom Gegentheil gab; ich war ungerecht, aber ich bin es nicht mehr.“

Sir Es. Betragen machte aber mehr Eindruck als ſeine zurückgelaſſenen Befehle, und Miranda fand bei ihrer Rückkunft nach dem Gute die ganze Nachbarſchaft ungünſtig gegen ſich geſtimmt; doch der General, der ſie begleitete, ſprach als Ihr Beſchützer in einem ſo hohen Ton, und ſie ſelbſt war ſo ſanft, ſo lieb, ſo edelgeſinnt, daß ſie ſich bald wieder allgemeine Liebe und Achtung erwarb. Die Stille des Landlebens that ihr wohl; ſie ſchrieb mir, daß ſie ſich beſſer befinde und anfange ſich zu erholen; doch mitten im Gebrauch der ihr vorgeſchriebenen Cur wurde der General krank, ſie mußte mit ihm nach London zurückkehren, wo er nach einigen Wochen ſtarb. Der Gram um ihn und die Folgen der an ſeinem Schmerzenslager verwachten Nächte zerſtörten ihre Geſundheit vollends. Ihr treuer Freund und Wohlthäter hatte ihr in ſeinem Teſtamente die letzten Beweiſe ſeiner unwandelbaren Achtung und Liebe gegeben — doch keine Vermehrung ihres Vermögens konnte für die Herzenswunden, an denen ſie verblutete, Balſam ſein.

Gleich nach ſeinem Tode bezog ſie ihr eigenes Haus in Whitehall, das ſie ſchon im Laufe des vorigen Winters ganz eingerichtet hatte. Sie fuhr fort, die Freunde des Generals bei ſich zu ſehen und gab auch wieder wöchentlich an einem beſtimmten Tage in ihrem Hauſe ein Concert. Seit ihrer Verheirathung hatte ſie die Zahl der Waiſen, die ſie ſchon vor derſelben erziehen und in irgend einem Gewerbe, das ihnen durch Fleiß und Geſchicklichkeit einen ſelbſtſtändigen Lebenserwerb ſicherte, vermehrt; jetzt nahm

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

ſie dieſe jungen Mädchen alle zu ſich in ihr Haus und führte ſelbſt die Aufſicht über ſie. Alles, was ich von ihrer Lebensweiſe und ihrer Einrichtung erfuhr, eignete ſich nicht, mich auf folgenden Brief vorzubereiten, den ich im Lauf des Winters von ihr erhielt:

„Jetzt erſt, mein Freund, athme ich frei und darf Dir ohne allen Zwang aus der Fülle meines Herzens und ſeiner unendlichen Liebe ein letztes Lebewohl ſagen. Frage mich nicht, worauf ſich dies Vorgefühl meines nahen Todes gründet, genug, ich fühle, daß es mich nicht täuſcht. Dein Vater kam geſtern, um mich zu beſuchen, und dieſer Beweis ſeiner Güte und Theilnahme hat mich unausſprechlich gerührt. Er ſagte mir: Im nächſten Frühling, wenn Sie dann — er vermochte nicht hinzuzuſetzen, wenn Sie dann noch leben — will ich Sie nach dem ſüdlichen Frankreich begleiten. Mein Sohn iſt jetzt in der Schweiz, ich werde ihm ſchreiben, daß er uns entgegenkommt. — Es iſt zu ſpät, Mylord, antwortete ich ihm; aber ich fühle deßhalb den Werth Ihrer Güte nicht weniger lebhaft. — Er ſchwieg, aber nur um mich zu ſchonen, denn ich ſah, daß er Vieles empfand, was er gern ausgeſprochen hätte. Ich fragte nach Deiner Tochter; ſie ſei wohl, ſagte er, und er würde ſie ſchon längſt einmal zu mir geſandt haben, wenn ſie Dir auch nur in einem Zuge ähnlich wäre; aber ſie ſei ein getreues Ebenbild der Mutter. Ich bat ihn, James zu mir zu ſchicken und fügte hinzu, daß ich ihm durch dieſen ein Geſchenk ſenden würde, was ich ihm ſelbſt zu überreichen nicht wage. Er ſagte mir, daß er mit dankbarer Freude aus meiner Hand Alles annehmen würde, was ich ihm geben wolle — hierauf gab ich ihm Dein Bild, welches Du mir dieſen Sommer aus Italien geſandt haſt; James ſoll die Copie erhalten, die ich davon gemacht habe, aber das erſte, welches ich vor Jahren von Dir erhielt, ſoll auf meinem Herzen ruhen, bis es nicht mehr ſchlägt und Dir dann zurückgeſandt werden.“

„Ich habe Dich nicht glücklich gemacht, ich laſſe Dich unglücklich zurück, ich ſterbe und doch kann ich nicht wünſchen, Dich nicht geliebt, nicht gekannt zu haben. Vielleicht ſollte ich mir Vorwürfe machen, aber ich kann es nicht. Mein Fergus, mein Einziger, Du, mein erſter und mein letzter Gedanke im

Leben und im Tode, lebe wohl. Schreibe mir, daß Du dieſen Brief erhalten haſt. Ich glaube nicht, daß mich Deine Antwort noch lebend finden wird — trifft ſie mich aber, ſo wird es meine letzte Erdenfreude ſein, mit brechendem Auge noch einmal die Züge Deiner Handſchrift zu ſehen.“

Selbſt nach Leſung dieſes Briefes gab es noch Augenblicke, in denen ich zu hoffen wagte, wenn mich gleich die Troſtloſigkeit der Hoffnungsloſigkeit keinen Augenblick mehr ganz verließ. Aber ich hatte mich an den Gedanken, ſie krank zu wiſſen, gewöhnt, und es blieb mir undenkbar, daß ſie ſterben könne, bis daß ihr Verluſt unwiederbringlich entſchieden war. So ging es mir bei ihrer Heirath, ſo jetzt bei ihrem Tode. Zu ſpät, zu ſpät erkannte ich, daß ich nie etwas von dem gethan hatte, was ich für ſie, für mich, für ihr Leben, für unſer Glück hätte thun müſſen. Ich hätte ſie auch ohne die Einwilligung meines Vaters heirathen ſollen; ich hätte nicht zugeben müſſen, daß ſie verſprach, mir nie ohne dieſe Einwilligung die Hand zu reichen. Ich hätte mir, wenn mein Vater unerbittlich blieb, daran genügen laſſen ſollen, ſie vor den Augen Gottes durch Ehrenwort und feierliches Gelübde zu meiner Gattin zu weihen, und nie, nie hätte ich einer Anderen meine Hand reichen, nie den kummervollen Argwohn in ihr erwecken müſſen, daß ſie von mir verrathen oder vergeſſen ſei. Und als der Himmel ſelbſt ſie mir in London wiedergab, da hätte ich ſie wenigſtens nicht wieder verlaſſen ſollen — und dann noch den letzten Herbſt, dieſen Winter ſelbſt, warum eilte ich, da ich ſie von ihrem Manne verlaſſen wußte, nicht nach England zurück? Warum theilte ich nicht ihre Sorge um ihren Beſchützer, ihre Nachtwachen, ihren Kummer? Warum zwang ich ſie nicht, zu leben? Warum gewährte ich ihr wenigſtens für ſo viel Liebe, ſo viel Treue, nicht den Troſt, mich auf ihrem Sterbelager um ſich zu ſehen, und zu empfinden, daß ich, wenn ich ſie lebend nicht zu lieben verſtand, wie ſie werth war, geliebt zu werden, ſie doch zu beweinen wußte, wie ſie beweint zu werden verdiente?

Ach, zu ſpät, zu ſpät erkannte ich, wie ſehr ich gegen ſie gefehlt hatte. Ich war allein auf der Welt! Das Herz, das mich ſo einzig liebte, ſchlug in keiner Bruſt mehr! Viele Jahre ſind ſeit jenem

Unglückstage verſchwunden, doch ſie alle brachten mir keine Stunde, in der ich mich getröſtet gefühlt hätte. — In unſäglicher Angſt erwartete ich die nächſten Nachrichten aus England — ſie brachten mir den folgenden Brief von Sir E. und mit ihm endete ſich mein Leben in Beziehung auf Alles, was nicht Gram, nicht Reue, nicht Schmerz war. —

„Das Herz, welches Sie ſo unausſprechlich liebte, hat der Tod erſtarrt, ſeit vorgeſtern Abend ſchlägt es nicht mehr. Ich lege in dieſe Erwähnung ihrer Liebe keinen Vorwurf für die Verewigte; ſeit lange hatte ich ihr vergeben und eigentlich hat ſie mich nie beleidigt. Es iſt freilich wahr, daß ſie mir aus der Stärke dieſer Liebe zu Ihnen ſtets ein Geheimniß gemacht hatte, aber ich weiß nicht, ob ſie verpflichtet war, ſie mir zu entdecken, und ob ich ſie doch vielleicht nicht trotz dem geheirathet hätte; denn ich liebte ſie unbeſchreiblich und ſie war meine erſte wahre Liebe. Sie war nicht blos die liebenswürdigſte, ſondern ich kann auch hinzuſetzen, für mein Herz und für meine Augen die einzige liebenswürdige Frau, die ich je gekannt habe. Sie war nicht offen gegen mich, aber ſie hat mich nie betrogen; ich betrog mich ſelbſt. Es ſchien mir unglaublich, daß ſie, wenn ſie Sie liebte, nicht Mittel ſollte gefunden haben, Sie zu bewegen, ihr die Hand zu reichen. — Unſtreitig wiſſen Sie, wie ich enttäuſcht wurde, und ob ich gleich jetzt bereue, nicht mehr Selbſtbeherrſchung gezeigt zu haben, finde ich es doch noch heut natürlich, daß ich, da ich mit der Ueberzeugung, von ihr geliebt zu ſein, auch zugleich die Hoffnung verlor, Vater zu werden, meinen Kummer und meinen Unmuth nicht zu verbergen vermochte. Zu meinem Troſt iſt es entſchieden, daß ſie der Eindruck, den mein Betragen auf ſie machte, nicht getödtet hat; ich bin überzeugt, daß ich nicht die Veranlaſſung zu ihrem Tode gegeben habe, und ſo eiferſüchtig ich auch früher auf Sie geweſen bin, ſo halte ich es doch jetzt für ein Glück, an meiner Stelle und nicht an der Ihrigen zu ſein. Daraus folgt aber nicht, daß Sie ſich Vorwürfe zu machen haben, und ich bitte Sie, meinen Worten keine ſolche Deutung zu geben, Sie würden ſonſt das Recht haben, mich ungerecht und grauſam zu nennen, da ich Sie mir nicht anders als tiefbetrübt denken kann.“

„Denſelben Tag, wo ſie Ihnen zum letzten Male geſchrieben hat, ſchrieb ſie auch an mich, und bat mich, ſie zu beſuchen. Ich eilte unverzüglich zu ihr und fand in ihrem Hauſe Alles ſo, als ſei keine Kranke darin befindlich, und ſie ſelbſt auch, ihre Magerkeit ausgenommen, ſo ſchön wie je. Es freute mich ſehr, ihr ſagen zu können, daß ſie mir nicht ſo krank zu ſein ſcheine, als ſie es zu ſein glaube; ſanft lächelnd bat ſie mich, mich nicht durch den Schein täuſchen zu laſſen. Sie gab mir ihr Teſtament zu leſen und erſuchte mich, ihr offen zu geſtehen, wenn ich irgend einen Artikel deſſelben abgeändert zu ſehen wünſche; allein ich fand nichts darin, dem ich nicht gern meine Zuſtimmung gegeben hätte. Ihr aus ihren früheren Verhältniſſen ſtammendes Vermögen hat ſie den Armen vermacht, und zwar ſo, daß der Ertrag von der einen Hälfte deſſelben dem Lordmayor zur Verwaltung übergeben wird, um jährlich drei Knaben, die aus dem Findelhaus genommen werden ſollen, ein Handwerk lernen zu laſſen; der Ertrag von der andern Hälfte ſoll von dem Biſchof von London dazu verwandt werden, jährlich zwei Mädchen aus dem Magdalenenſpital zu nehmen und ſie einer rechtſchaffenen Krämersfrau zu Gehülfinnen zu geben, in deren Handel ſie jede 150 Pfund legen können, um ſich die Theilnahme daran zu ſichern. Von den 5000 Guineen, die ich ihr bei unſerer Heirath ſchenkte, hat ſie ihrem treuen Mädchen und ihrem Bedienten George Jedem 1000 Pfund vermacht; ihre Kleider und ihren Schmuck erhält die Freundin in Norfolkſhire, die ſie während ihrer erſten lebensgefährlichen Krankheit pflegte; ihr Haus in Bath, mit Allem, was darin iſt, iſt für den kleinen Sir James beſtimmt. Die Einkünfte des laufenden Jahres ſollen, nach Abzug der Begräbnißkoſten, zu gleichen Theilen unter ihre Waiſen und ihre übrigen Dienſtboten getheilt werden. Das von ihrem Onkel geerbte Vermögen, das ſie mir als Heirathsgut zugebracht hat, beträgt über 35,000 Pfund und verbleibt mir nach ihrem letzten Willen.“

„Von dem Augenblick an, wo ſie von mir die Zuſicherung erhalten hatte, daß ihr Teſtament treu vollzogen werden ſollte, lebte ſie, ſo viel ihre ſchwindenden Kräfte es erlaubten, auf dieſelbe Weiſe, wie in früheren glücklichen Tagen, und wir haben in dieſer Zeit mehr für einander gelebt, denn je vorher. — Alles in der Welt hätte ich freudig aufgeopfert, um ihr Leben friſten, oder auch nur in dem Zuſtand, in dem ſie jetzt war, das meine mit ihr zubringen zu können. Von allen Seiten erhielt ſie die ſchmeichelhafteſten Beweiſe der innigſten Theilnahme. Ich äußerte eines Tages, daß es ihr doch viel Vergnügen machen müſſe, ſich ſo allgemein geliebt und geachtet zu ſehen. Vielleicht, antwortete ſie mir, war ich ehemals für den Tadel der Welt zu empfindlich, doch nie habe ich auf den Beifall der Menge Werth legen können. Die einzigen Lobſprüche, die mir je Vergnügen gemacht haben, waren die des Generals. Er liebte mich wie ein Weſen, das ganz ſo war, wie man nach ſeiner Meinung ſein ſollte; er glaubte mich keiner Nachſicht, keiner Verzeihung bedürftig, und es würde ihm ſehr läſtig geworden ſein, dieſe gute Meinung von mir aufzugeben, ja es würde ihn eben ſo betrübt haben, als wenn ich früher als er geſtorben wäre. Mein Daſein war ihm nothwendig geworden, und eben ſo nothwendig war es für ihn, mich zu achten.“

„Vorgeſtern wollte ſie, obgleich noch leidender und beklemmter als gewöhnlich, doch noch Muſik hören. Sie ließ Mehreres aus dem Meſſias von Händel, und das Stabat-Mater von Pergoleſe ſingen. In einer der Pauſen zog ſie einen Ring vom Finger und gab ihn mir; dann ließ ſie George rufen und gab ihm ein Medaillon, das ſie aus dem Buſen zog. „Bringe es ihm ſelbſt,“ ſagte ſie, „und wenn es ſein kann, ſo bleibe in ſeinem Dienſt. Das iſt ein Loos, welches ich mir ſelbſt ſo oft gewünſcht; ſage es ihm und auch, daß es mir zu meinem Glück genügt haben würde.“ — Sie faltete hier die Hände und lehnte ſich, die Augen gen Himmel erhebend, in ihren Stuhl zurück. Ich fragte ſie, ob die Muſik aufhören ſolle, ſie winkte mir, und hatte noch Kraft genug, mir für das zu danken, was ſie meine Güte nannte. — Dann ſchloß ſie die Augen, und als die Töne verhallten, ſchlich Alles leiſe aus dem Zimmer, weil man glaubte, ſie ſchlummre. Sie war todt.“

„Die Troſtloſigkeit ihrer Leute, die Klagen der Armen, die Thränen Aller, die ſie kannten, und der Schmerz eines Gatten, der Urſache zu haben glaubt, ſich beklagen zu bedürfen, daß er nie geliebt wurde, ſprachen es mehr als alle Worte aus, was ſie war.“

„Ich glaube ihr noch gehorſam und gefällig zu ſein, indem ich mir die ſchmerzliche Pflicht auferlege, Ihnen dieſen trauervollen Bericht abzuſtatten, und aus derſelben zärtlichen Ehrfurcht für Miranda's Andenken habe ich an ihrem Grabe jedes Gefühl des Haſſes und des Unwillens gegen Sie abgeſchworen: Ich beklage Sie — die Welt hat keinen Erſatz für das, was Sie mit ihr verloren haben!“

Die Stimme des Herzens.

In dem nahe am Ardenner Walde gelegenen Dorfe Aulnay le Vicomte waren alle Einwohner voll geſpannter Erwartung, in unruhiger Bewegung. Das Geläut der Kirchenglocken machte den kräftigen Armen des Glöckners Ehre; die Männer ſtanden vor den Thüren ihrer Hütten, die Blicke nach der Landſtraße gerichtet, die zum Dorfe führte, indeß die Frauen, welche aus den Fenſtern mit einander ſchwatzten, ſich über die Straße hin von dem Gegenſtande unterhielten, deſſen bevorſtehende Ankunft allen Bewohnern des Dorfes ſo wichtig war. Alle harrten, ſonntäglich geputzt, der Stunde, die ſie in die Kirche rief, um der Einweihung des jungen Vicars beizuwohnen, den der Biſchof von A. zu ihrem künftigen Seelſorger ernannt hatte.

Aulnay le Vicomte liegt, obgleich der Hauptort des Cantons, doch von den benachbarten Städten mehrere Meilen weit entfernt; der würdige Pfarrer dieſer Gemeinde war 70 Jahre alt, und hatte ſchon mehrere Male um einen Gehülfen gebeten; nichts ſchien alſo natürlicher zu ſein, als die endliche Erfüllung dieſer Bitte, und doch vereinten ſich mehrere Umſtände, der Sendung des neuen Vicars in den Augen der einfachen Landleute einen Anſtrich von Ungewöhnlichkeit zu geben. Dem Pfarrer Gauſſe war von Seiten des Biſchofs in einem kurzen Briefe angezeigt worden, daß Herr Victor, ein junger, kürzlich erſt ordinirter Seminariſt, am 4. Mai bei ihm eintreffen würde, um ihm als Vicar in der Ausübung ſeiner geiſtlichen Geſchäfte beizuſtehen, und daß die Einführung deſſelben mit Würde und Feierlichkeit Statt finden ſolle. Der Biſchof bedauerte, daß eine Krankheit ihn verhindere, dieſer Ceremonie ſelbſt beizuwohnen, hatte jedoch drei Prieſter der Umgegend ernannt, die ſeine Stelle dabei vertreten ſollten.

Die Haushälterin des Pfarrers, Margarethe, war nun ſeit dem Empfang dieſes Briefes beſchäftigt, das Pfarrhaus von unten bis oben zu ſcheuern, und jedes Geräth auf das Sorgfältigſte zu reinigen. Küche und Keller wurden gleichfalls reichlich verſorgt, und ſo ſaß nun am Morgen des 4. Mai der alte Pfarrer in ſeinem Sorgenſtuhl, und überdachte die Veränderungen, welche die Ankunft des Vicars in ſeinen bisherigen Verhältniſſen herbeiführen könne. Sein Geſicht war ein treuer Spiegel ſeines Herzens; trotz ſeines Alters lag auf ſeinen Wangen noch eine ſanfte Röthe — ſeine blauen Augen hatten einen Ausdruck himmliſcher Güte, und in ſeinem klaren Blicke las man, daß er es nie nöthig gefunden hatte, einen Gedanken ſeiner ſchuldloſen Seele zu verhehlen. — Heiterkeit und der Frieden eines reinen Gewiſſens ſtrahlten von ſeiner Stirn, und ſchon ſein Aeußeres zeigte, daß er wahrhaft ein Mann nach dem Herzen Gottes war. „Gewiß," ſagte er jetzt zu ſich ſelbſt, „wird mir Gott in meinem Vicar einen lieben, freundlichen jungen Mann zuführen; denn wenn er meine Pfarrkinder in ihren unſchuldigen Freuden, in ihrem Sonntagstanz ſtörte, oder ihre von der menſchlichen Natur unzertrennlichen Schwachheiten zu ſtrenge rügte, ſo würde dies mich ſehr verlegen machen und betrüben."

Hier klingelte es an der Hausthür; die zum Empfang des Vicars von dem Pfarrer eingeladenen Honoratioren des Dorfes traten ein; bald darauf kamen auch die drei von dem Biſchofe zu ſeinen Stellvertretern ernannten Prieſter, nur die Hauptperſon des Tages fehlte noch immer. Schon ſchlug es zehn Uhr, und man fing an über ſein Außenſenbleiben unruhig zu werden, als Margarethe ganz verſtört eintrat, und ihrem Herrn zufliſterte: der Vicar ſei angekommen. Er ging in's Vorzimmer, ihn zu empfangen, doch bei ſeiner Erſcheinung erbebte er, und eine Art von Furcht band die freundlichen wohlwollenden Worte, mit denen er ihn hatte willkommen heißen wollen. Dem jungen Mann entging der Eindruck nicht, den ſein Anblick auf den Pfarrer machte. „Ich bin,“ ſagte er mit ernſtem Tone, „der Vicar Victor, von deſſen Ankunft Sie der Biſchof von A. vor wenigen Tagen benachrichtigt hat, und komme jetzt, ſeinem Befehle zu gehorchen und Sie meiner Ehrfurcht zu verſichern.“ Er beſtrebte ſich bei dieſen Worten ſichtlich, ſeinen Zügen einen freundlichen Ausdruck zu geben, allein es mißlang, und der Zwang, den er ſich anthat, brachte eine ganz entgegengeſetzte Wirkung hervor.

Der Pfarrer vermochte nicht zu antworten; der Anblick des jungen Mannes hatte ihn zu gewaltig ergriffen. Auf Victors Geſicht, deſſen bräunliche Farbe einem fremden Himmelsſtrich anzugehören ſchien, lag eine Todtenbläſſe, ſeine Züge, wie ſeine Haltung, ſchienen die Befolgung der allerſtrengſten Vorſchriften des aſketiſchen Lebens zu verrathen, und ſein dunkles, geſcheiteltes, in reichen Locken auf ſeine Schultern niederwallendes Haar gab ihm, verbunden mit dem düſtern Feuer ſeines ſchwarzen, durchdringend ſcharfen Auges, den Ausdruck ſchwärmeriſcher Begeiſterung und eines finſtern Ernſtes.

„Ich ſtelle Ihnen hier, meine Herren," ſagte der Pfarrer bei ſeiner Rückkehr in das Zimmer, „in Herrn Victor den Vicar vor, den Monſeigneur, der Biſchof von A., mir gütig geſandt hat, um mich in den Verrichtungen meines prieſterlichen Amts zu unterſtützen."

Alle ſtanden auf, und Victor begrüßte ſie mit einem Anſtand und einer Würde, die man freilich von einem armen Land-Vicar nicht erwartet hatte; aber er machte auf Alle denſelben Eindruck wie auf den Pfarrer, als ihre Augen ſeinem düſtern Blick begegneten, deſſen gewaltiger Ausdruck zu verkünden ſchien, der junge Mann trage entweder den Tod im Buſen, oder auch eine Schuld, von der ein ſtrenges Leben der Buße und Reue ihn reinigen ſolle.

Der Vicar ſetzte ſich; das Geſpräch ſtockte, Jeder ſchwieg, und der Neuangekommene that nichts, dies Schweigen zu unterbrechen. Seine Erſcheinung übte eine ſo magiſche Gewalt, wie einſt der Kopf der Meduſa, und doch war das Gefühl, das er einflößte, nicht ſowohl Furcht oder gar Widerwillen, als vielmehr die Scheu, die ein ungeheurer Schmerz, eine erhabene Tugend, oder auch ein großes Verbrechen in unſerer Seele erwecken. Betrachtete man ihn genauer, ſo lag in ſeiner Geſtalt etwas ſehr Anmuthiges und Vornehm-Edles, aber eine gewaltige Leidenſchaft oder furchtbare Erinnerungen ſchienen dieſen ihm von Natur eigenen Reiz verwiſcht zu haben, und ſo wie es Menſchen gibt, deren liebenswürdige Freimüthigkeit und Herzlichkeit uns beim erſten Blicke mit ihnen vertraut macht, ſo gehörte er zu denen, die mit Einem Wort, Einer Miene ſo viel Adel, Würde und Strenge entfalten, daß man ſich gezwungen fühlt, ſie nur aus der

Ferne anzuſtaunen, und ſie ſchweigend zu bewundern, oder vor ihnen zu zittern.

Endlich wagte es der Maire, den Ankömmling anzureden, und ihn ſtotternd zu fragen, ob ihm nicht die Lage des Dorfes gefalle?

„O ja,“ antwortete dieſer ernſt.

„Gewiß,“ fiel hier der alte Pfarrer mit einer Gutmüthigkeit ein, die von dem Vicar nicht unbeachtet bleiben konnte, „unſre Gegend iſt ſchön und wird Ihnen ſicher gefallen, wenn Sie ſie erſt genauer kennen lernen. Der Ardenner Wald krönt von allen Seiten die Berge, die unſer reizendes Thal begrenzen; der kleine Fluß, der es durchſchlängelt, ſcheint ſich ſelbſt in ſeinen Krümmungen zu gefallen; die zerſtreut liegenden Bauerhäuſer, unſre Kirche mit ihrem gothiſchen Thurm, das ſchöne Schloß am Ende des Thales, die Ruine am See — Alles dies vereint bildet das lieblichſte Gemälde. Die Menſchen, welche hier wohnen, ſind ein gutmüthiges Völkchen, und gewiß, lieber Herr Vicar, werden Sie, wenn Sie nur erſt bei uns heimiſch geworden ſind, wünſchen, hier Ihr Leben zu beſchließen; denn was kann man ſich Beſſeres wünſchen, als ein reizendes Thal zum Wohnſitz, einen Freund, und gute Pfarrkinder, die ſich des Lebens unſchuldig erfreuen. Ich wenigſtens würde troſtlos ſein, wenn ich nicht mein Grab neben ihren Gräbern fände.“

„Auch mein Grab hoffe ich hier zu finden,“ ſagte mit ſchwermuthsvollem Tone der Vicar.

Man ſchwieg wieder einige Augenblicke, dann führten die drei fremden Pfarrer ihren jungen Amtsbruder in ein Fenſter, um ihn zu fragen, wie es mit der Rede ſtehe, die er bei ſeiner Einführung zu halten habe?

„Ich wußte nicht, daß der Gebrauch dieſe erfordere,“ antwortete er.

„Wenn Sie es wünſchen,“ ſagte einer von ihnen, der in des Vicars Zügen Verlegenheit zu leſen glaubte, „kann ich Ihnen mit einer von meinen Reden aushelfen, die ich für den Nothfall zu mir geſteckt habe.“

„Ich danke Ihnen,“ erwiederte er, „allein einige aus dem Herzen kommende Worte werden hoffentlich heute hinreichen und den Zuhörern mehr gelten, als die Gedanken eines Fremden, den die Lage, in der ich mich befinde, nicht bewegte, als er ſie niederſchrieb.“

Der feierliche Ton, mit dem er dieſe Worte ſprach, fiel den Pfarrern auf, und da in dieſem Augenblick die Glocken zur Kirche läuteten, traten Alle ſchweigend den Weg dahin an.

Die Kirche zu Aulnay iſt ein altes gothiſches Gebäude, das vor Jahrhunderten zu einer Abtei gehört hat, von der man keine Spur mehr ſieht. Das altergraue Gemäuer derſelben flößt jene Schwermuth ein, welche ſich unſrer beim Anblick der langſamen, unausbleiblichen Zerſtörung bemächtigt, der kein Menſchenwerk entgehen kann. Keine fremde Zierrath entſtellte das Gebäude, die Kanzel war einfach, der Hochaltar von weißem Marmor, ohne andern Schmuck, als den eines großen Crucifixes. Durch die kleinen gemalten, in Blei gefaßten Fenſterſcheiben drang nur ein dämmerndes Licht, das die Seelen zu ſtiller, andächtiger Sammlung einzuladen ſchien. Die ganze Gemeinde war verſammelt, und Jeder harrte voll Erwartung auf die Erſcheinung des Vicars. Ein leiſes Murmeln ging durch die Verſammlung, als er an den Altar trat, um die Meſſe zu leſen, allein die fromme Begeiſterung, die ihn zu beſeelen ſchien, vereinte bald alle Anweſende in einem Gefühl. Sie ſahen jezt in ihm nur den Vermittler zwiſchen den Menſchen und der Gottheit, zwiſchen Erde und Himmel, der vom Schöpfer Erbarmen mit den Schuldigen, Kraft für die Trauernden, und Gnade für Alle erflehte.

Nach der Meſſe kam nun bald für den Vicar der Augenblick, den der gute Pfarrer Gauſſe für ihn als eine ſchwere Aufgabe fürchtete — der, wo er unvorbereitet zu der Gemeinde ſprechen ſollte. Der Greis begriff ſo wenig, als die andern anweſenden Pfarrer, die Möglichkeit einer unvorbereiteten Rede; überdies mußte dieſe gewiſſermaßen das Glaubensbekenntniß des jungen Mannes enthalten, in deſſen würdevollem Anſtande und ſchwermüthigem Blicke der alte Pfarrer die Verkünder einer geiſtlichen Strenge zu ſehen glaubte, die er für ſeine Pfarrkinder um ſo mehr fürchtete, da ſie dieſelbe nie durch ihn hatten kennen lernen. Er ſelbſt innig froh, in Zukunft nicht mehr predigen zu dürfen, was ihm von allen ſeinen Amtsverrichtungen ſtets die ſchwerſte und ermüdendſte geweſen war, beſtieg jetzt die Kanzel, um ihnen in ſeiner letzten Predigt die Hoffnung auszuſprechen, daß der Vicar ihnen ein noch beſſerer Seelſorger ſein werde, als er es bisher geweſen, und die Zuverſicht, daß ſie ihnen alten Pfarrer doch lieb behalten und ihn nicht vergeſſen würden.

Kaum hatte er die Kanzel verlaſſen, als der junge Vicar ſie betrat. Mit ſchöner tiefer Stimme begrüßte er die Verſammelten als ſeine Kinder, denen er Tröſter und Freund zu werden verſprach, und von denen nur der Tod ihn trennen ſolle. „Ich werde Euch Glaube, Hoffnung und Liebe predigen,“ ſagte er, „mein Beruf iſt, mit dem Unglücklichen zu weinen, den Armen zu erquicken, dem Sterbenden die Gnade und das Erbarmen des ewigen Vaters tröſtend zu verkündigen, und Euch ein treuer Hirte zu ſein.“ Dann ſprach er von der himmliſchen Heimath, wo ſie Alle nach den Leiden des irdiſchen Lebens ſich einſt in den Armen der ewigen Liebe wieder finden würden, um nicht mehr zu weinen, mit ſo tiefer, inniger Begeiſterung, mit ſo wahrhaft frommer Andacht, daß man fühlte, wie ſehr er ſelbſt einen guten Kampf zu kämpfen ſtrebe.

Seine einfachen Worte drangen in die Herzen der Zuhörer; Alle waren gerührt. Als er in die Sacriſtei zurückkam, faßte der alte Pfarrer mit einem Ausdruck von Dank und Mitleid ſeine Hand;

denn er hatte es errathen, daß ſein Vicar unglücklich ſei, und ſeine Augen waren feucht geworden, als der junge Mann von ſeinem Tode wie von einer ſchönen Hoffnung ſprach.

Vorzüglich hatten des Vicars Worte Ein Herz bewegt; dies Herz ſchlug in der Bruſt Louiſens, der Tochter der alten Beſchließerin im Schloſſe Aulnay. Die Arme beweinte den Geliebten, der auf Rußlands Eisfeldern den Tod gefunden hatte, und der Schmerz über ſeinen Verluſt führte ſie unaufhaltſam dem Grabe zu. Noch vor dem Ende des Gottesdienſtes ward ſie ſo krank, daß ihr Bruder Michel ſie auf ſeinen Armen aus der Kirche tragen und nach Hauſe bringen mußte.

Der gute alte Pfarrer kehrte, von ſeinen Amtsbrüdern begleitet, nach ſeiner Wohnung zurück, wo man ſchon die Gäſte vorfand, die er aus der Gemeinde zu der Feier dieſes Tages eingeladen hatte. Er ſelbſt war aber nicht ſo heiter und redſelig, als gewöhnlich. Die Niedergeſchlagenheit und Schweigſamkeit ſeines Vicars betrübten ihn; er nahm ſchon den herzlichſten, aufrichtigſten Antheil an einem Unglück, deſſen Grund und Veranlaſſung ihm noch ganz unbekannt war, und legte in ſein Betragen gegen ſeinen jungen Gehülfen jenes zuvorkommende, herzgewinnende Wohlwollen, das kein guter Menſch zurückzuweiſen vermag. Als die Gäſte ſich entfernt hatten, reichte er ihm die Hand. „Mein junger Freund,“ ſagte er, „Sie müſſen bei mir wohnen, ich habe Ihnen ſchon ein Zimmer ſo gut und bequem als möglich einrichten laſſen.“

Die freimüthige Herzlichkeit, die ſich in dem Betragen des Greiſes ausſprach, verwiſchte den Unterſchied des Alters und der Verhältniſſe zwiſchen Beiden. Der Pfarrer war ſchon Victors Freund, und dieſer fand ſich, trotz ſeiner Menſchenſcheu, zu dem liebenswürdigen Alten hingezogen; er nahm daher ſein Anerbieten an, drückte ihm die Hand und dankte mit Worten, die es verriethen, daß die Eisrinde ſeines Aeußeren einen Schatz tiefen Gefühls bedeckte.

Am andern Morgen las der Vicar die Meſſe, kam dann zum Frühſtück, wünſchte dem Pfarrer einen guten Morgen und wurde von dieſem zu einem Spatziergange eingeladen. Der Anblick des reizenden Thals, das in vollem Frühlingsſchmuck ſich vor ſeinen Augen ausbreitete, ergriff ihn gewaltig. Ihm war, als habe er dieſe Gegend ſchon im Traume geſehen, oder als habe er hier die erſten Tage ſeiner Kindheit verlebt. „Ja,“ ſagte er, nachdem er lange ſchweigend neben ſeinem Begleiter hergegangen war, „hier könnte man glücklich ſein!“ — dann verſank er aber ſeufzend wieder in ſeine finſtern Träumereien, und aus ſeinen Zügen ſprachen wechſelnd tiefer Schmerz, oder bittere Entſagung. — Er hörte wenig von des Pfarrers Unterhaltung, bis dieſer, als ſie ſchon wieder vor der Thür des Pfarrhauſes ſtanden, ſeine Ermahnungen mit den Worten ſchloß: „Leben Sie für Andere, wenn Sie nicht für ſich ſelbſt leben können, und machen Sie es nicht, wie unſere kleine Louiſon, die vor Gram ſtirbt. Das arme Kind ſcheint die Nachricht von dem Tode ihres Geliebten nicht überleben zu können.“

„Ja wohl!“ ſagte Margarethe, die ihnen hier entgegen kam, „ſeitdem ſie geſtern in der Kirche ſo krank wurde, ſteht es doch viel ſchlimmer mit ihr. Sie iſt dem Tode nah.“

„Wer iſt ſie, wo wohnt ſie?“ fragte der Vicar, „ich muß zu ihr gehen, um ſie zu tröſten. Die Unglückliche! wie bedaure ich ſie, wieviel mag ſie leiden!“

Er ließ ſich den Weg nach dem Schloſſe und die Wohnung der Beſchließerin bezeichnen. Als er dieſe betrat, fiel ſein erſter Blick auf Louiſon, die bleich und mit halbgeſchloſſenen Augen auf ihrem Lager ruhte. Er ſetzte ſich neben ſie, faßte ihre kalte Hand, wollte reden — allein das Wort erſtarb auf ſeinen Lippen, und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen. — Die alte Mutter, der Bruder und die Frau des Gärtners, die ſich in dem Zimmer befanden, wurden durch dieſen Auftritt ſo überraſcht, daß ſie nicht zu reden vermochten.

„Armes Kind!“ ſagte endlich der Vicar mit weicher, bebender Stimme, „was ſollſt Du auf der Welt, wenn Dein Herz gebrochen iſt!“

Er ſtrebte ſich zu faſſen, betete mit der Kranken, die Troſtgründe der Religion floſſen von ſeinen beredten Lippen, und als er nach einer Stunde mit der Verheißung baldiger Wiederkehr ſchied, ließ er Alle in frommer Ergebung zurück. Keinem war es entgangen, daß der Vicar einen ungewöhnlich tiefen Antheil an dem Schickſal des jungen Mädchens nahm, und Alle, die ihn an dieſem Sterbelager ſahen, wurden von dem ſtummen Ausdruck des bitterſten Schmerzes in ſeinen Zügen gerührt.

Nach einigen Tagen, in denen der Pfarrer den jungen Mann, trotz ſeines Trübſinns, immer lieber gewann, knüpfte er eines Abends mit ihm ein Geſpräch über die Art und Weiſe an, wie ſie ihre Berufsgeſchäfte unter ſich theilen wollten. „Ich wünſchte,“ ſagte er ihm, „daß Sie mir, da mir das Gehen oft ſauer wird, die Gänge in das Dorf abnehmen, und ſtatt meiner die Kranken und Sterbenden beſuchen möchten, um ihnen Troſt und Beiſtand zu bringen.“

„Dieſe Beſuche,“ antwortete der Vicar, „ſind das ſchönſte Vorrecht eines Prieſters, und ich werde Ihnen ſehr dankbar ſein, wenn Sie mir dieſelben übertragen wollen.“

Erfreut über dieſe Bereitwilligkeit, fuhr Gauſſe fort: „Ihre Predigt aus dem Stegreif hat mich ſo gerührt, und Sie ſind mit einem ſo ſchönen Rednertalent begabt, daß es Ihnen gewiß nicht ſchwer fallen wird, auch für mich zu predigen.“ Er ſah hier den Vicar mit einer gewiſſen Beſorgniß an.

„Ihre Pfarrkinder,“ verſetzte dieſer, „werden es bedauern, Sie nicht mehr zu hören; aber ich darf Ihnen die Verſicherung geben, daß ich Alles aufbieten werde, um ſie durch meine Reden und

Ermahnungen vor dem Unglück zu bewahren, das ſtets im Gefolge des Laſters und der Verirrungen iſt.“

„Mein junger Freund,“ ſagte der Pfarrer zögernd und ſichtlich befangen, „ich habe noch einen Wunſch auf dem Herzen. Ich werde alt, und — ſei es nun Schwäche, oder Betrübniß, die alten Leute ſterben zu ſehen, die ich Alle liebe und mit denen ich ſo lange gelebt habe — genug, es thut mir weh, bei ihren Begräbniſſen gegenwärtig ſein zu müſſen. Glauben Sie deßhalb nicht etwa, daß ich den Tod fürchte — Gott iſt mein Zeuge, daß ich ihm mit ruhiger Ergebung entgegen ſehe — aber die Taufen und Hochzeiten bekommen mir beſſer, ſie ſtören meinen Schlaf nicht, ſie verderben mir nicht den Appetit, und da Sie jünger, muthiger ſind, als ich, und hier noch Niemand kennen —“

„Ja,“ ſprach der Vicar, „die Begräbniſſe ſagen mir zu, der Tod iſt mir lieber, als das Leben — eine Taufe, eine Hochzeit betrübt mich, nur das Grab lächelt mich an. Leben heißt leiden —“

„Nein, das Leben iſt ſchön,“ unterbrach ihn der Pfarrer, der dem finſtern Gange ſeiner Ideen nicht Raum gönnen wollte, — „verſuchen Sie es nur, mein Freund, mit einem alten Manne glücklich ſein zu wollen, der Sie liebt, und vergeſſen Sie nicht, daß die Zeit jeden Schmerz beſiegt."

Die Herzlichkeit, mit der dieſe Worte geſagt wurden, rührte den Vicar; er ſprach ſeine Dankbarkeit für den Antheil, den der Pfarrer an ihm nahm, mit großer Innigkeit aus, und dieſe Unterhaltung endete ſich zu ihrer beiderſeitigen Zufriedenheit, da Victor die ihm aufgetragenen geiſtlichen Verrichtungen eben ſo gern übernahm, als der Greis ſie ihm überließ.

Den nächſten Tag kamen mehrere Wagen mit Meubles für den Vicar an, deren einfache und geſchmackvolle Zierlichkeit von Margarethen ſehr bewundert ward, die unter den angekommenen Sachen manches ihr bisher unbekannt gebliebene Geräth entdeckte, wodurch ihre Muthmaßungen ein weites Feld erhielten. Noch mehr aber ſtieg ihr Erſtaunen, als der Vicar ſie, nachdem ſein Zimmer und die beiden daran ſtoßenden Cabinette ganz in Ordnung gebracht und nach ſeinem Wunſche eingerichtet waren, zu ſich rief. „Ich ſehe es ein, Margarethe," ſagte er, „daß es mir ſehr ſchwer fallen würde, mich mit dem Herrn Pfarrer über gewiſſe Dinge zu verſtändigen, die wir daher unter uns abmachen müſſen. Ich glaube, daß 2000 Franken jährlich hinreichen werden, ihm die Koſten meines Aufenthaltes in ſeinem Hauſe zu vergüten. Hier ſind ſie, Margarethe, ich gebe ſie Ihnen, denn der Herr würde davon nicht gern reden hören; doch füge ich noch eine Bitte hinzu, und zwar die, nie ungerufen in mein Zimmer zu kommen, und mich ſo wenig als möglich in meinen Studien zu ſtören. Ich weiß jetzt ſchon, zu welcher Stunde gefrühſtückt und gegeſſen wird, und werde nie auf mich warten laſſen; allein jede Störung meiner Einſamkeit, jede Unterbrechung meiner Beſchäftigungen iſt mir peinlich, und ich bitte Sie daher, ſie mir ſo viel möglich zu erſparen."

Es war natürlich, daß dieſe Forderung und die ganze Erſcheinung des Vicars Margarethens Neugier reizten, und ſie faſt leidenſchaftlich wünſchte, etwas Näheres über ſein früheres Leben und ſeine Verhältniſſe zu erfahren. Allein er blieb ſo verſchloſſen, wie er es am erſten Tage ſeiner Ankunft geweſen war. Mit der Pünktlichkeit, mit welcher der Zeiger einer Uhr auf dem Zifferblatt die Stunden bezeichnet, erfüllte er alle ſeine prieſterlichen Pflichten, und der alte Pfarrer gewöhnte ſich an ſein Schweigen und ſeinen Hang zur Einſamkeit um ſo leichter, da er durch ihn auf keine Weiſe in ſeiner gewohnten Lebensart geſtört wurde, und nur die Annehmlichkeit empfand, ihm alle für ihn läſtigen Berufsgeſchäfte übertragen zu können.

Seinem der Gemeinde bei ſeiner Einführung gegebenen Verſprechen getreu, beſuchte Victor alle Hütten, um die Unglücklichen und Betrübten zu tröſten, und ging auch oft zu Louiſon, die ſich dem Grabe mit ſchnellen Schritten näherte. Bald wurde er von der Gemeinde als der Schutzengel aller Dürftigen und Trauernden verehrt. Er aß alle Tage mit dem Pfarrer, und brachte auch zuweilen die Abende bei ihm zu; allein aus allem ſeinen Thun leuchtete die vollkommenſte Gleichgültigkeit gegen das Leben hervor; nie ſpielte ein Lächeln um ſeine Lippen, ſein Blick blieb ſchwermuthsvoll, ſeine Stimme dumpf — ein Wort, ein unbedeutendes Wort konnte ihn oft ſichtlich erſchüttern, allein nie entfuhr ihm eine Klage, und dieſe ſtumme, hoffnungsloſe Reſignation des jungen Mannes that dem Pfarrer um ſo weher, da ſie ihn zum Schweigen zwang, wo er ſo gern den Verſuch gemacht hätte, zu tröſten.

Ein neuer Vorfall erhöhte noch die Neugier, welche der Vicar einflößte, und gab wieder Stoff zu mancherlei Geſchwätz über ihn. Margarethe entdeckte, daß er, ob er gleich ganze Tage in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen zubrachte, doch auch noch einen großen Theil der Nächte durchwachte, und konnte der Begierde nicht widerſtehen, zu erforſchen, womit er ſich denn eigentlich in dieſer Einſamkeit beſchäftige. Sie ſetzte daher eines Abends eine Leiter an ſein Fenſter, um ihn zu belauſchen. Er ſaß in einem Lehnſtuhl, das Auge unverrückt auf einen Gegenſtand geheftet, den ſie leider von ihrem Standpunkte aus nicht erblicken konnte. — Voll Erſtaunen über die Unbeweglichkeit ſeiner Stellung, ſtieg ſie, der ihrigen überdrüßig, von der Leiter herab, allein von Viertelſtunde zu Viertelſtunde ging ſie wieder auf ihren Poſten. Endlich, nach Verlauf einiger Stunden, ſah ſie ihn Hände und Augen gen Himmel erheben, aufſtehen, und ſich ſeinem Schreibtiſch nähern, wo er, mit ihr unbegreiflicher Geſchwindigkeit etwas niederſchrieb — ſie ſah ihn mit ſich ſelbſt reden, allein die Mauer war zu dick, das Fenſter zu feſt verſchloſſen, als daß ſie hätte verſtehen können, was er ſprach. Er ſchien tief bewegt — er weinte — dann ſtand er auf, er verſuchte zu leſen, zu beten —

allein ein unwiderſtehlicher Zauber ſchien ihn immer zur Betrachtung des Gegenſtandes zurückzuführen, den Margarethe leider nicht zu erblicken vermochte. Endlich gegen zwei Uhr des Morgens gab ſie es auf, ihn ferner zu beobachten, da er noch nicht Willens zu ſein ſchien, ſich niederzulegen, und trug die Leiter wieder bei Seite.

Sie verfehlte nicht, am Morgen dem Pfarrer ihre Beobachtungen mitzutheilen, und als ſie mit dieſem den ganzen Kreis der Möglichkeiten und ihrer Vermuthungen durchgeſprochen hatte, ſetzte ſie auch ihre Freundinnen im Dorfe davon in Kenntniß, und da kein anderer Vorfall Stoff zum Gerede gab, blieb der Vicar lange der Gegenſtand der allgemeinen Neugierde. Sein ſchön gelocktes Haar, ſeine ſchwarzen Augen, deren Glanz von Wehmuth und Schmerz gemildert wurde; ſein vornehmer Anſtand, ſein edler Gang und die Würde ſeines Benehmens waren Vorzüge, die auch in einem Dorfe nicht unbemerkt bleiben konnten. Dazu kam, daß er den Armen viel Gutes that, und reich ſein mußte, um dies in der Art zu können, wie es geſchah. Kein Wunder alſo, daß man ſich, ſo oft er erſchien, von Thüre zu Thüre zufliſterte: „Da iſt der Vicar! da iſt er!“ und Alle ſtürzten herbei, und Alle wollten den ſchönen, ſchwermüthigen, jungen Mann vorübergehen ſehen.

In dieſer Zeit kam die Beſitzerin des Schloſſes Aulnay, die Marquiſe Roſann, daſelbſt an. Sie war eine Frau von 38 Jahren, die aber viel jünger zu ſein ſchien, und noch immer für ſchön gelten konnte. Selbſt in der Zeit ihrer herrlichſten Jugendblüthe vergaß man indeß oft ihre Schönheit über ihren Geiſt und ihre Herzensgüte. Der Ausdruck ihres Geſichts war ſanft und geiſtvoll, ihr Lächeln lieblich, und aus ihren Augen ſprach jene Tiefe des Gefühls, die ſo oft hienieden die Quelle der allerbitterſten Schmerzen wird. Ohne leidenſchaftlich und leichtſinnig ſu ſein, fühlte ſie ſich doch ſchnell zu Menſchen hingezogen, die ſich durch glänzende Eigenſchaften auszeichneten, und gab ſich der Begeiſterung hin, die ſie ihr einflößten. Jener unwiderſtehliche, den Frauen vom Himmel verliehene Hang zu gefallen und Alles zu beglücken, was in ihren Kreis tritt — jene zarte, tiefe Empfindung, die das Mitgefühl zur Bedingung des Daſeins macht, und ſchöner in Andern, als in dem eigenen kleinen Ich lebt, war der Grundton ihres Weſens. — Seit ihrer Verheirathung hatte ſie dieſe Stimmung oft in ſich bekämpft, weil ſie unter den Menſchen, mit denen ſie lebte, das Ideal ihres Herzens und ihrer Träume nie verwirklicht fand. So blieb ihr Herz jung, ob ſie ſich gleich dem vierzigſten Jahre, das heißt, dem Zeitpunkte näherte, der für das Glück und den Frieden des weiblichen Herzens der allergefährlichſte iſt. Sie war gern und viel einſam, und eine leiſe Wehmuth überſchleierte alle ihre Empfindungen und Gedanken. Ihre Jugend war nicht glücklich geweſen; ihr Vater ſtarb vor ihrer Geburt, ihre Mutter wenig Wochen nach derſelben; ſie wurde von einer Tante, deren herzloſer, boshafter, kleinlicher Charakter zu der Seele und zu den Naturanlagen der Nichte den ſchreiendſten Gegenſatz bildete, mit ſtrenger Härte erzogen. Zu noch größerem Unglück für Victorine war die Tante ſehr bigott und legte mit der ihr angeborenen Herzloſigkeit auch noch den ganzen Druck mönchiſcher Bigotterie auf die Kleine.

Unter dieſem Zwange wurde Victorine ſanft und geduldig wie ein Engel; in der Abgeſchiedenheit und Unwiſſenheit, in der ſie aufwuchs, da die Tante alle weltlichen Kenntniſſe für ſündhaft hielt, entfalteten ſich aber mit ihren ſchönen Eigenſchaften auch ihre Fehler, und dieſe glühende Seele blieb ohne alle Anleitung zur Selbſtkenntniß und Selbſtbeherrſchung. Von Niemand gekannt, wurde das verſchüchterte, furchtſam ſchweigende Kind von der Tante und ihren Geſellſchaftern lange für unbedeutend und einfältig gehalten. — Victorine mußte ſich daher eben ſo überraſcht als beglückt fühlen, als ein liebenswürdiges Weſen, das ihren Werth zu errathen verſtand, ihr dieſen ſelbſt offenbarte; aber dies Glück wurde für ſie zu einer Quelle des Unglücks. —

Sie hatte die erſten Jahre ihres Lebens in Aulnay bei Marien, ihrer Amme, verlebt, von der ſie mütterlich geliebt und gepflegt worden war. Victorine blieb ihr dafür ſtets in zärtlicher Dankbarkeit ergeben, und es waren ihre glücklichſten Tage, wenn die Tante, die im Umgange mit ihren geiſtlichen Freunden die Gegenwart der Nichte zuweilen läſtig fand, ihr erlaubte, einige Wochen bei dieſer Amme zuzubringen — eine Erlaubniß, die Victorine, ſo wie ſie älter wurde, immer leichter und häufiger erhielt.

Alle frohen Jugenderinnerungen der Marquiſe waren daher an das Dorf Aulnay gebunden, und machten es ihr theuer. Als ſie nach dem Tode ihrer Tante dem Marquis von Roſann die Hand gab, beglückte es ſie nicht wenig, durch dieſe Verbindung die Gebieterin deſſelben zu werden, indem es zu den Beſitzungen ihres Gemahls gehörte.

Der Marquis von Roſann war in ſeiner Jugend ein Welt- und Lebemann; er ſpielte, hielt Maitreſſen, machte Schulden, prügelte ſeine Gläubiger, jagte ſeine Pferde zu Tode, und war in zahlloſe Intriguen verwickelt; aber in allen dieſen Verirrungen bewahrte er Muth, Ehrgefühl und jenen ritterlichen Sinn, der ein vorherrſchender Zug des alten franzöſiſchen Adels war. Dem Gebot der Mode folgend, emigrirte er, kam in ſeinem vierzigſten Jahre mit helleren Begriffen vom Weſen des wahren Lebensglücks zurück, und erhielt, durch eine beſondere Begünſtigung des Geſchicks, die Rückgabe ſeiner Güter.

Victorine hatte nach dem Tode ihrer Tante die Verwaltung ihres Vermögens einem erprobten Geſchäftsmanne übertragen, und ſich nach Aulnay zurückgezogen, wo ſie bei ihrer Amme lebte. Der Marquis lernte die junge Waiſe kennen; er ſehnte ſich nach häuslichem Glück, nach einer Gattin, deren

Sanftmuth und Liebenswürdigkeit den Frieden der letzten Hälfte ſeines Lebens zu ſichern vermöge, und glaubte dieſe in Victorinen von Vancelle gefunden zu haben. Die Geſchichte ihrer früheren Jugend blieb ihm unbekannt. Niemand wußte darum als Marie, und Keiner, der ſie ſah, konnte auf den Verdacht gerathen, ſie habe in ihrem funfzehnten Jahre zu lieben geglaubt, und ſei das Opfer dieſer Leidenſchaft geworden. Die Bewerbungen des Marquis wurden von Victorinen anfänglich mit Gleichgültigkeit, dann mit freundlichem Wohlwollen aufgenommen. Seine Herzensgüte erwarb ihm ihre Achtung, ſie ſah in ihm einen zuverläſſigen Freund, ihr verwaiſtes Herz bedurfte der Sorge für fremdes Glück, um eine frühere ſchmerzliche Täuſchung zu vergeſſen, und ſo entſchloß ſie ſich endlich, dem Marquis ihre Hand zu geben. Sie weinte ſehr bei ihrer Trauung, bot aber ſeit ihrer Vermählung Alles auf, den Marquis, der ſie leidenſchaftlich liebte, glücklich zu machen, und er würde es ganz geweſen ſein, wenn es ihn nicht unausſprechlich betrübt hätte, daß ihre Ehe kinderlos blieb. Er war der Letzte ſeiner Familie, ohne alle Seitenverwandte, und der Gedanke, daß ſeine Güter und ſein Vermögen nach ſeinem Tode in ganz fremde Hände übergehen ſollten, ihm höchſt peinlich.

Marie erhielt nach der Vermählung ihres Fräuleins die Stelle einer Beſchließerin im Schloſſe Aulnay, das nur etwa zehn Minuten weit von dem Dorfe gleiches Namens entfernt lag. Eine vierfache Allee hoher Ulmen führte zu dem eiſernen Gitterthore des Schloßhofes, und auf jeder Seite deſſelben lag ein kleines, zierliches Gebäude, wovon das eine die Wohnung Mariens, das andere die des Gärtners war. Ein ſchöner Raſenplatz breitete ſich von dieſem Gitterthor bis zum Schloſſe aus, das, auf einer Anhöhe gelegen, das ganze Thal überragte und an einen großen, geſchmackvoll angelegten engliſchen Garten grenzte. Das Schloß ſelbſt war erſt von dem Vater des jetzigen Beſitzers erbaut worden. Groß genug, um zahlreiche Gäſte aufnehmen zu können, war es doch nicht ſo weitläufig, um bei kleinerer Geſellſchaft öde zu erſcheinen.

Dieſe Gegend war der Marquiſe durch die an ſie geknüpften Erinnerungen zu theuer, um nicht jährlich die Sommermonate hier zuzubringen. Der Marquis kam, ſo oft ſeine Geſchäfte und der Poſten, den er jetzt bekleidete, es ihm erlaubten, um ſeine Gemahlin zu beſuchen.

Es war Nachmittags fünf Uhr, Marie ſaß an Louiſons Lager; der Gram hatte mehr noch als die Jahre ihre Züge gealtert, ihre Haare gebleicht und ihr Geſicht mit Runzeln bedeckt. Sie glaubte an einem Strumpfe zu ſtricken, den ſie in der Hand hielt, aber ihre Blicke glitten von der Arbeit weg auf ihre Tochter; ſie ſeufzte, und ſchwere Thränen rollten über ihre Wangen. Luiſons Fieberphantaſien zeigten ihr den Geliebten — neues Leben glänzte in ihren erloſchenen Blicken — „Robert!“ rief ſie, „hier bin ich — komm, laß uns zuſammen Blumen für meine Mutter pflücken.“ — Dann ſchwieg ſie, bald aber wandte ſie ſich zu Marien: „Siehſt Du,“ ſagte ſie, und zeigte mit ihrer Hand nach dem Fenſter, „ſiehſt Du, er geht — er winkt mir ſein letztes Lebewohl zu — ſeine Augen verſichern mir, daß er mich liebt, daß er mich nie vergeſſen wird — armer Robert, wann, o wann werden wir uns wiederſehen?“ —

„Robert — und immer nur Robert!“ fliſterte Marie leiſe vor ſich hin.

„Nicht wahr, Mutter, er lebt noch, er iſt noch nicht todt?“ rief Louiſon mit herzzerreißendem Tone. „Iſt er aber geſtorben, ſo will ich zu ihm in's Grab.“

Die alte Mutter ſah erblaſſend um ſich her. „Michel kommt immer noch nicht vom Schloſſe zurück,“ ſagte ſie in einem Tone, der es verrieth, wie ſehr ſie es ſcheute, am Sterbebette der Tochter einſam zu ſein.

Louiſon ſank zurück und ſchien zu ſchlummern, als man plötzlich Pferdegetrappel und Wagengeraſſel hörte. Marie erkannte die Equipage der Marquiſe, und eilte nach der Gitterpforte, die ſie nur mit mühſamer Anſtrengung zu öffnen vermochte.

Die Marquiſe las ihre Betrübniß in ihren Zügen. „Wie geht es Deiner Tochter, gute Amme?“ fragte ſie, indem ſie halten ließ.

Thränen waren Mariens Antwort. Bewegt wagte die Marquiſe keine zweite Frage, ſondern blickte nur Michel, ihren Milchbruder, an, der auf das Geräuſch ihres Wagens herbeigeeilt war. Dieſer verſtand ihren Blick und beantwortete ihn mit einer Pantomime, die zu verſtehen gab, daß alle Hoffnung zur Rettung ſeiner Schweſter verloren ſei.

„Komm mit mir, gute Amme, klage mir Dein Leid, liebe Marie,“ ſagte die Marquiſe.

„Ach, ich kann nicht, liebe gnädige Frau,“ rief Marie, „meine arme Tochter ſtirbt, und ich muß doch in ihrer letzten Stunde bei ihr ſein und ihr die Augen zudrücken. Im zwanzigſten Jahre zu ſterben, vor Liebe und Gram zu ſterben — o es iſt hart, ſehr hart!“ ſetzte ſie, in Thränen ausbrechend und das Geſicht in ihre Schürze verhüllend, hinzu, indem ſie ſich umwandte und in ihr Haus zurückging.

„Wie ſchmerzt es, eine Mutter um ihr Kind weinen zu ſehen!“ ſagte die Marquiſe. „Komm heut' Abend noch zu mir, Michel, und bringe mir Nachricht von Deiner Schweſter.“

Sie fuhr nach dem Schloſſe und fühlte ſich bewegt, als ſie beim Eintritt in ihre Zimmer dieſe mit ihren ſchönſten Lieblingsblumen geſchmückt fand, was — wie ſie wußte — unter Mariens Anleitung Michels Werk war. „Ach,“ ſeufzte ſie, „ſelbſt in ihrem Schmerze vergißt ſie nicht, mir Freude zu bereiten — wie mütterlich liebt ſie mich!“

Die Luft war ſo ſtill, daß kein Blättchen ſich regte;

der ſchwindende Tag, das Abendgeläut der Dorfglocke, das Bild der ſterbenden Louiſon — Alles vereinte ſich, die Marquiſe wehmüthig zu ſtimmen, und ſie gab ſich dieſer Stimmung hin, als Michel eintrat, und ihr ausführlich Alles erzählte, was zuſammengetroffen war, um Louiſon ſo ſchnell dem Tode entgegenzuführen.

„Ach, gnädige Frau," ſetzte er hinzu, „wie oft mag ſich Robert in jenem abſcheulichen Siberien nach unſern blühenden Fluren zurückgeſehnt haben!"

„Und wißt Ihr gewiß, daß er todt iſt?" fragte die Marquiſe.

„Ach, nur zu gewiß, gnädige Frau. Roberts Mutter erhielt einen Brief aus der Kriegskanzlei, und eilte, in dem Glauben, er müſſe eine glückliche Nachricht enthalten, ihn Louiſon zum Leſen zu bringen. Es war gerade den Tag vor der Ankunft unſers Vicars, als jene Trauerpoſt meiner Schweſter den Todesſtoß gab."

„So ſichert denn kein Stand vor Unglück, und Liebe und Schmerz brechen das Herz des Landmädchens, wie der Fürſtin," flüſterte die Marquiſe ſanft weinend vor ſich hin, und ihre Thränen ſchienen nicht Louiſons Schickſal allein zu fließen. „Aber, Michel," ſetzte ſie hinzu, „iſt denn der alte würdige Pfarrer krank, weil Du von einem Vicar ſprichſt?" —

„Nein, gnädige Frau, aber —"

Hier hörte Michel ſich über den Hof herüber rufen, und da er fürchtete, ſeine Mutter möge ſeiner bedürfen, machte er ſeinen Kratzfuß und eilte, ohne ſich in weitere Erklärungen einzulaſſen, davon.

Frau von Roſann war Louiſons Pathe, ſie hatte ſie aufwachſen ſehen und ſich theilnehmend der Entwickelung ihrer Jugendreize und ihrer Liebenswürdigkeit gefreut. Louiſons Verlobung mit Robert war ihr Werk, ſie hatte ſich erboten, ſie auszuſteuern, die Hochzeit ſollte im Schloſſe auf ihre Koſten gefeiert werden, und ſie hatte, als das Loos der Conſcription auf Robert fiel, Alles aufgeboten, ihn frei zu machen — allein er war jung, geſund und wohlgeſtaltet, und ſo galt keine Ausflucht, er mußte marſchiren. Seitdem hatte die Marquiſe alles Mögliche gethan, Louiſon über die Trennung von dem Geliebten zu tröſten, und Hoffnungen in ihr genährt, deren Vereitelung die Arme jetzt nicht zu ertragen vermochte. Alles dies bewegte Frau von Roſann in dieſer Stunde: ſie wollte ſich nicht zur Ruhe legen, ohne Louiſon noch geſehen zu haben, und ſo ging ſie noch ſpät im Mondſchein nach Mariens Wohnung.

Alles war darin ſtill — ſie ſtieg langſam die drei Stufen hinauf, die in das Haus führten, und trat unbemerkt in das Zimmer. — Marie ſaß an der Tochter Bett, das Geſicht in ihre Hände verborgen; Michel weinte, die Sterbende lag ſchwer athmend auf ihrem Lager — aber neben der troſtloſen Mutter und dem weinenden Bruder ſah die Marquiſe eine hohe Geſtalt, deren ſchwarzes, faltiges Gewand die Erſcheinung noch würdevoller und erhabener machte. Es war der Vicar, aus deſſen Zügen ſanftes Mitleid mit der Klage irdiſchen Schmerzes und der Troſt göttlicher Verheißung ſtrahlten. Louiſons brechende Augen konnten kein helles Licht mehr ertragen, und ſo war das Zimmer nur matt von einer halb verſteckten Lampe erleuchtet; allein durch das Fenſter fiel der volle Schein des Mondes auf Victor, der in der Mitte dieſer Leidenden wie ein Abgeſandter des Himmels daſtand, voll Mitgefühl, und doch Hoffnung und Sieg verkündend.

Bei dem erſten Blick auf dieſe edle, hohe Geſtalt, auf dies Geſicht voll Andacht, Milde und

Schwermuth, fühlte ſich die Marquiſe innig bewegt. — Marie, Louiſon, der Tod mit ſeinen Schrecken — Alles verſchwand vor ihren Augen — ſie dachte, ſie ſah nur die Erſcheinung, deren Anblick ſie namenlos erſchütterte. Unbeweglich lauſchte ſie dem ſanften Ton ſeiner Worte.

„Ja,“ ſagte er, „ſchon öffnet ſich der Himmel, Dich zu empfangen, und ſeine Engel ſchweben herab, Dich an das Vaterherz der ewigen Liebe zu tragen. Schwinge Dich auf von der Erde, Erbin ewiger Seligkeit! Reines, jungfräuliches Herz, höre auf unter dem Druck des irdiſchen Schmerzes zu ſchlagen! Das vergängliche Glück der ſterblichen Menſchen war Dir nicht beſchieden — dort erwartet Dich Dein Geliebter — dort iſt Dir mit ihm Deine Wohnung bereitet.“

Dieſe Sprache ſetzte Frau von Roſann noch mehr in Erſtaunen, und ungeachtet der Feierlichkeit dieſes Augenblicks, ungeachtet ihres Beſtrebens, nur an Louiſon denken zu wollen, fühlte ſie ſich doch zu dem Vicar hingezogen und unwiderſtehlich gezwungen, nur ihn anzuſchauen, nur ihn zu betrachten.

„Fühlſt Du noch Schmerz, meine Tochter?“ fragte er.

„Ich fühle, daß ich ſterbe,“ ſagte Louiſon leiſe und ſtreckte die Hand nach ihrer Mutter aus. Vergebens aber ſuchte ſie das Auge noch einmal zu erheben — das Herz ſtand ſtill — das Blut erſtarrte — noch ein Athemzug und ſie war nicht mehr. —

Welche Stille! — ein himmliſcher Frieden überſtrahlte Louiſons Züge — es war, als drücke der Tod, entkleidet von allen ſeinen Schrecken, dieſer reinen Stirn nur das Siegel der Unſterblichkeit auf. „Schöne Seele,“ rief der Vicar tief bewegt, „Du blühteſt, und biſt gefallen, wie eine vom Sturm gebrochne Lilie.“ Er kniete nieder, um zu beten. Marie jammerte laut: „Mein Kind! mein liebes Kind!“ — Der Vicar ſprach ihr Troſt zu: „Faſſet Euch, meine Mutter, ſie iſt Euch nicht verloren — ſie betet am Throne Gottes für Euch. Morgen früh ſehe ich Euch wieder — indeß —“

Hier fiel ſein Auge auf die Marquiſe, die [illegible] jetzt von Allen unbeachtet geblieben war. W[illegible] ihrer Ankunft, wie von dem Verhältniſſe unterrichtet, in welchem Marie zu ihr ſtand, ahnete er in der Unbekannten, welche ſo theilnehmend bei dieſer ernſten Scene weilte, ſogleich die Herrin des Schloſſes. Er zeigte ſchweigend auf die Mutter — dieſer Blick ſagte Alles, und die Marquiſe gehorchte ihm wie einem Gebieter; ſie faßte die Hand Mariens, deren Auge trocken war, und die nichts zu ſehen, noch zu hören ſchien, um ſie mit ſich hinwegzuführen. —

Am andern Morgen verbreitete ſich die Nachricht von Louiſons Tode im Dorfe. Sie wurde von Allen beweint. Doch vorzüglich ſchien ihr Tod den Vicar tief ergriffen zu haben. Frau von Roſann behielt Marien bei ſich, Michel blieb bei der Leiche, und der Vicar, der die Gebete bei derſelben ſprach, kam oft in das Schloß, die unglückliche Mutter zu tröſten. Der Eindruck, den ſein erſter Anblick auf die Marquiſe gemacht hatte, wurde immer mächtiger; ſie konnte ihn nicht ſehen, nicht den Laut ſeiner Stimme hören, ohne ſich tief bewegt zu fühlen. Dieſe unausſprechliche Erſchütterung, die ſie nicht zu unterdrücken vermochte, glich in ihrer Heftigkeit und ihrem Bangen gewiſſermaßen der Furcht. So oft ſie ſeinen Gang von fern erkannte, erneuerte ſich dieſer Eindruck, und wurde bei jeder Wiederholung deſſelben ſtärker. Sie zitterte, wenn ſie ihn anſah, aber dies Erbeben war ihr ein angenehmes

Gefühl; ſaß er an Mariens Krankenbette, ſo machte es ſie glücklich, das Auge aus einem fernen Winkel des Zimmers auf ihm ruhen zu laſſen, und ſie vergaß die Leiden ihrer Amme über die räthſelhaften Empfindungen der eignen Bruſt. Dem Vicar entging dies Alles; er war nur für Marie da, die er mit einer ſo rührenden, liebevollen Frömmigkeit tröſtete, daß die Marquiſe ihn nicht ohne Thränen anzuhören vermochte. In ſeiner Abweſenheit war er der Inbegriff aller ihrer Gedanken — ſeine Geſtalt, ſein Blick, der Ausdruck des tiefen Schmerzes, den alle ſeine Züge trugen, ſchwebten ihr unwillkürlich vor, und ihr Herz ſchlug bei dem Andenken an ihn eben ſo unruhig, als in ſeiner Gegenwart.

Marie erſtand von dem Krankenlager, auf das der Schmerz über Louiſons Tod ſie geworfen hatte, und ſehnte ſich nach ihrem Häuschen zurück. Der Vicar ſollte ſie heute zum letzten Mal auf dem Schloſſe beſuchen; die Marquiſe ſaß, ihn erwartend, in Träumereien verſenkt neben ihrer Amme, und ſchien es nicht zu wiſſen, daß Thränen über ihre Wangen rollten.

„Was fehlt Ihnen denn, liebe gnädige Frau?“ fragte die treue Alte.

„Was mir fehlt? — ach, Du weißt es ja!“ —

Bei dieſen Worten wurden auch Mariens Augen naß. „Ach!“ ſeufzte ſie, „ehemals fühlte ich Ihren Schmerz nur halb, aber jetzt begreife ich in der eignen Bruſt die ganze Gewalt deſſelben. — Ihr armes Kind!“ ſetzte ſie leiſer hinzu, „es müßte jetzt ſo alt wie unſer Vicar ſein. — Doch danken Sie Gott, daß er Ihnen den Jammer erſpart hat, Ihr Kind ſterben zu ſehen — der eigne Tod bedeutet dagegen nichts.“ —

„Iſt es nicht natürlich, Marie, daß mich dieſer junge Mann ſo lebhaft intereſſirt — er erinnert mich an meinen Sohn.“

„Er heißt auch Victor,“ erwiederte die Amme mit geheimnißvoller Bedeutſamkeit.

Die Marquiſe erblaßte, ſie ſah Marie erſchrocken an, und legte den Finger auf den Mund. „Laß Deine Lippen ſo ſtumm ſein wie der Marmor eines Grabes, in dem dieſer Name und dies Geheimniß verſchloſſen wäre, und vergiß nie, daß an die Bewahrung deſſelben die Ehre, ja das Leben dreier Menſchen gebunden iſt.“

Hier trat der Vicar ein. Victorinens Wangen färbten ſich mit dem dunkelſten Roſenroth, und ihr Herz erbangte vor ſeinem kalten, ſtrengen Blick. Er grüßte die Marquiſe ehrerbietig und wandte ſich dann zu Marien, der er zu ihrer Geneſung Glück wünſchte. — Sie haben nicht wenig zur Erhaltung ihres Lebens beigetragen," ſagte die Marquiſe innig.

„Ich that nur meine Pflicht," antwortete er.

„Sie wiſſen, Herr Vicar," hob ſie ſüß lächelnd an, „daß die Neugier ein Erbfehler meines Geſchlechts iſt, und werden es mir daher verzeihen, wenn ich der Verſuchung nicht widerſtehe, Ihnen einen Beweis der meinigen zu geben, und Sie zu fragen, wie alt Sie ſind?"

„Zwei und zwanzig Jahr, gnädige Frau."

Hier wechſelten die Marquiſe und die Amme einige bedeutungsvolle Blicke. „Und aus welcher Gegend ſind Sie gebürtig?" fragte Marie raſch.

„Martinique iſt mein Vaterland," antwortete der Vicar mit einer Art, die es verrieth, daß ihm dieſe Fragen unlieb waren.

Der Glanz der Freude und der Hoffnung, der aus Victorinens ſchönen Augen ſtrahlte, erloſch bei dieſen Worten. Sie ſah Marien traurig an, als wollte ſie ſagen: er iſt es nicht.

„Haben Sie denn vergeſſen,“ flüſterte ihr die Amme leiſe zu, „daß er Ihnen ſagte, Ihr Vater ſei todt?“

Thränen füllten Victorinens Augen; ſie ſchwieg und ſetzte ſich in einen Winkel, wo ſie, ohne von dem jungen Manne beachtet zu werden, ihn nach Herzensluſt betrachten konnte.

Nach einem kurzen Geſpräch mit Marien entfernte ſich der Vicar, und kaum war er verſchwunden, als das Gemach der Marquiſe verödet zu ſein dünkte. Ihr war, als nähme er einen Theil ihres Selbſt mit ſich fort. Vor ſeiner Ankunft hatten Mariens Worte in ihr eine Fluth von Erinnerungen erweckt, die ihre ganze Seele durchſtrömten; ſeine Gegenwart hatte die Gewalt derſelben über ſie noch erhöht, und Alles vereinte ſich, dieſem kurzen Auftritte einen magiſchen Reiz zu geben; — ſie glaubte geträumt zu haben, und der Augenblick ſeiner Entfernung dünkte ſie der des Erwachens geweſen zu ſein. Noch war ſie nicht auf den Punkt gekommen, wo ſie ſich ſelbſt über die Natur ihrer Gefühle befragt, und ſich durch dieſe beunruhigt gefühlt hätte. Sie empfand blos in ſich eine reichere Fülle des Lebens, als ſie bis jetzt gekannt hatte —

ihr inneres Daſein ſchwamm auf einem Strome unbeſtimmter Gedanken und dunkler Gefühle hin, der ihr Herz in die zauberiſche Wonne der Wehmuth einwiegte. Ihr Zuſtand ſtimmte nicht zu ihren Jahren, nur zu der Jugend ihrer Seele. Stunden lang ſaß ſie in ihrem Cabinet unbeweglich dem Bilde eines Geiſtlichen gegenüber, das über ihrem Schreibtiſch hing; Tage lang irrte ſie ſanft weinend und in Träumereien verloren in ihren ſchattigen, blühenden Gärten umher, und ihre Bläſſe und Zerſtreuung wurde von Allen bemerkt, die ſie umgaben.

Seit acht Tagen hatte ſie nun den Vicar nicht geſehen, da er ſeit Mariens Geneſung nicht mehr nach dem Schloſſe kam. Dieſe Woche hatte für ſie die Dauer eines Jahrhunderts; ſie beſchloß, den alten Pfarrer zu beſuchen, und warf ſich ſogar vor, dies nicht früher gethan zu haben.

Dieſer fühlte ſich durch ihren Beſuch erfreut und geehrt, als ſie unerwartet in ſein Zimmer trat; der Vicar erröthete, als er ſie begrüßte.

Dies Erröthen durchzuckte die Marquiſe mit einem Gefühl, das ſo wenig erklärt als ausgeſprochen werden kann. Sie wandte ſich freundlich zu dem Pfarrer: „Ich komme, mein ehrwürdiger Freund, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, und Ihnen die kleine Summe zu überbringen, die Sie jährlich für unſre Armen von mir erhalten.“

„Wir haben keine Nothleidenden mehr in unſerm Dorfe, gnädige Frau. Mein junger Freund hier hat uns die Sorge für ſie abgenommen.“

„Dann werde ich den Herrn Vicar bitten, meinen kleinen Beitrag zu empfangen und mich an den Werken ſeiner Mildthätigkeit Theil nehmen zu laſſen“ — und ohne eine Antwort abzuwarten, zog ſie eine Geldbörſe hervor, um ſie ihm zu überreichen. Indem Victor ſie nahm, berührten ſich flüchtig ihre Finger — dieſe Secunde machte auf Frau von Roſann ſo viel Eindruck, daß das Gefühl deſſelben dem Schmerz glich. Victor ſah ſie voll Erſtaunen an — ſie ſchlug die Augen nieder, und erröthete, als hätte ſie ein Verbrechen begangen.

Die kalte Ruhe, die ſtrenge Haltung des jungen Prieſters verletzten die Marquiſe, und ſie überzeugte ſich, daß ſie ſich vergeblich um ſeine Freundſchaft bewerben werde, indem religiöſe Schwärmerei ihn jedem rein menſchlichen Gefühl unzugänglich mache. Seufzend beſchloß ſie, ſich an dem Glücke, ihn zu ſehen und zu hören, genügen zu laſſen, ſich aber auch dies Glück ſo oft zu verſchaffen, als ſie könne. Hätte ſie dies in einem Augenblick geborene ſympathetiſche Gefühl, das ſie zu ihm zog, für Liebe gehalten, ſo würde ſie voll Schauder entflohen ſein, und Schloß Aulnay und ihn nie wiedergeſehen haben: allein ihr Leben war ſeit den vier Wochen, daß ſie ihn kannte, ein ſüßer Traum, eine entzückungsvolle Bezauberung. Sie war nicht mehr ſie ſelbſt — ſie war wieder jung geworden, und fand in ihrer Seele den Reichthum eines neuen, von ihr noch nie geahnten Gefühls. Endlich und zum erſten Male in ihrem Leben hatte ſie den Mann gefunden, der die Ideale ihres Herzens verwirklichte! —

Sie ließ in den nächſten Tagen den Pfarrer und den Vicar zu Tiſche einladen, und ſaß ſchon eine Stunde vor ihrer Ankunft in einem Zimmer, aus dem ſie den Hof überſehen konnte, um ſie zu erwarten. Endlich hörte ſie die Glocke am Gitterthor läuten, und erblickte Victor, der dem ehrwürdigen Pfarrer den Arm gab. Sie bewunderte die ſorgſame Aufmerkſamkeit, mit welcher er dem Greis behandelte, und mußte ſich, ſo oft ſie ihn betrachtete, immer von Neuem ſagen, daß ſein Anſtand, ſeine Geſtalt und der Adel ſeines würdevollen Betragens mit ſeinen Verhältniſſen als Vicar eines Dorfpfarrers in einem Widerſpruche ſtanden, der ihm den Reiz des Geheimnißvollen gab.

Nie war ſie gegen den alten Pfarrer ſo freundlich, ſo achtungsvoll traulich geweſen, als heute. „Ich hoffe,“ ſagte ſie ihm, „daß wir unſern alten Gewohnheiten auch in dieſem Jahre treu bleiben werden. Sie haben jetzt einen Führer und Begleiter, und dürfen ſich durch Ihre Gicht nicht mehr abhalten laſſen, wöchentlich wenigſtens einmal bei mir zu eſſen.“

„Ich nehme dieſe Einladung um ſo dankbarer an,“ antwortete er, „da es meinem jungen Freunde ſo ſehr an Aufheiterung gebricht, und ſein Trübſinn mich mehr und mehr bekümmert, je lieber er mir wird.“

„Haben Sie Kummer?“ fragte die Marquiſe mit bebender Stimme — „trübt vielleicht Ehrgeiz und die augenblickliche Beſchränkung Ihrer Lage Ihre Stirn?“

„Mein Amt genügt meinem Ehrgeize, gnädige Frau,“ antwortete Victor, ohne ſie anzuſehen, „und ich bin reicher, als ich es je zu ſein gewünſcht habe.“

Der Stolz, mit dem der Vicar dieſe Worte ſprach, überraſchte den Pfarrer, und that dem Herzen der Marquiſe weh.

„Sollten Sie denn keinen Wunſch für Ihre Zukunft haben?“ fragte Gauſſe.

„Ja,“ rief Victor, indem er das Auge zum Himmel empor hob, „ich wünſche mir Ruhe im Grabe!“

„In Ihrem Alter!“ erwiederte die Marquiſe „was bewegt Sie dazu?“

Zwei Thränen rollten über Victors bleiche Wangen, und vor dieſer Antwort verſtummte die Marquiſe.

„Wohl denen, gnädige Frau,“ ſagte er bewegt, „deren reine Seele in ihren Erinnerungen keinen Quell des Schmerzes bewahrt, und die ohne Furcht und ohne Erröthen auf ihre Vergangenheit zurückblicken können.“

Dieſe Worte ſtanden in zu inniger Beziehung mit den Gefühlen der Frau von Roſann, um ſie nicht tief zu ergreifen. „Wollen Sie denn nicht,“ fragte ſie mit dem Accent der wärmſten Theilnahme, „der Freundſchaft vergönnen, Sie zu tröſten?“

„Es gibt Leiden, für die dies Erdenleben keinen Troſt und keinen Heilbalſam hat.“

„Die Zeit vermag viel,“ ſagte der Pfarrer.

„Ja,“ erwiederte Victor, „ſie führt uns zu unſerm Grabe.“

„Der Chriſt darf ſich nicht den Tod wünſchen,“ rief die Marquiſe.

„Auch ſuche ich ihn nicht,“ entgegnete Victor, „ich hoffe nur auf ihn.“ —

Alle ſchwiegen, und dieſer Tag, von dem die Marquiſe ſo viel gehofft, ſo viel erwartet hatte, brachte ihr nur Schmerzen. Dennoch, als ſie ihre Gäſte nun bis an das Gitterthor begleitet und ihnen mit Mund und Herzen Lebewohl geſagt hatte, benutzte ſie nicht die ſchlummerloſen Stunden der Nacht, welche dieſem Abend folgte, um ihre Empfindung für den Vicar zu prüfen — nein, ſie weinte nur und beklagte die Leiden, deren Druck ſeine Seele ſichtlich erlag.

Wenige Tage nachher kehrte der Schulmeiſter des Orts von einer Reiſe nach A. zurück, und äuſerte gegen Margarethe, daß er ganz ſeltſame Dinge von dem Herrn Vicar erfahren habe. Neugier war, wie wir ſchon wiſſen, Margarethens ſchwache Seite, und ſelbſt der alte Pfarrer war nicht frei davon. Es lag ihm überdem am Herzen, nähere Auskunft über das Schickſal ſeines ſchwermüthigen jungen Freundes zu erhalten, und er beſchied, ſobald ihm Margarethe jene Aeußerungen mitgetheilt hatte, den Schulmeiſter zu ſich, um ſich von ihm erzählen zu laſſen, was er von Herrn Victors früherem Leben erfahrem habe.

„Bei meiner Durchreiſe durch Vannay,“ begann der Schulmeiſter, „kehrte ich im dortigen Gaſthofe ein, um meine Baſe, die Wirthin, zu beſuchen; und da mir einfiel, daß Herr Victor auf ſeiner Herreiſe durch Vannay gekommen ſein mußte, fragte ich ſie, ob er damals bei ihr eingekehrt ſei? „Nein,“ ſagte ſie, „er fuhr in dem Wagen des Biſchofs und von deſſen Secretair begleitet, blos durch Vannay, und ließ ſich erſt eine Viertelſtunde vor Annay ausſetzen, um zu Fuß bei Euch anzukommen.“

„Wie,“ rief hier der Pfarrer, und ſchlug vor Erſtaunen die Hände zuſammen, „der Biſchof hat ihn in ſeinem Wagen herfahren laſſen, und der Secretair war bei ihm? — da muß mein Vicar durchaus ſelbſt ein vornehmer Herr ſein!“

„Auch ich wunderte mich gewaltig über dieſe Nachricht, und wurde, als ich nähere Erkundigungen einziehen wollte, von meiner Baſe an ihren Hausfreund, den Abbé Frelu, gewieſen, der auch noch an demſelben Abende im Gaſthofe einſprach. Ich fragte ihn, ob er unſern Vicar, Herrn Victor, kenne? „Ja wohl,“ verſetzte er, „iſt es nicht ein großer, ſchöner Mann, braun, wie ein Afrikaner, mit Augen, die wie Blitze leuchten, und einem vorzüglich ſchönen Sprachton — dabei traurig, einſylbig?“ —

„Richtig,“ ſagte ich, „das iſt er.“

„Nun der wird gewiß, wenn gleich jetzt nur noch Vicar, bald Biſchof werden. In A. war lange nur von ihm die Rede, und ich kann Euch wunderſame Dinge von ihm erzählen. Vor ungefähr achtzehn Monaten kam dieſer Herr Victor in einer Poſtchaiſe in A. an, und ſtieg an der Pforte des dortigen Seminariums aus. Er war in einem ſchwer zu beſchreibenden Gemüthszuſtande, wie mir der Director des Seminarii, Pater Aubry, ſelbſt erzählt hat. Man führte ihn zu dem Director, den er, ohne ſeinen Taufſchein vorzuzeigen oder einen andern Namen als den Vornamen Victor anzugeben, um die Aufnahme in das Seminarium bat, und gleich auf ein Jahr das Koſtgeld für ſich vorausbezahlte. Er wählte die finſterſte und abgelegenſte Zelle zu ſeiner Wohnung, und man kannte im Hauſe kein Beiſpiel einer ſtrengeren Befolgung aller Regeln. Dadurch ward er ein Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit. Der Director überraſchte ihn in ſeiner Zelle vor einem ſehr weltlichen Bilde in die düſterſten Träumereien verſunken, blaß, niedergeſchlagen, mit Thränen in den Augen. Er lobte ſeinen Fleiß, ſeine Gelehrſamkeit, ſeine Frömmigkeit, tadelte aber ſeine Menſchenſcheu, und ermahnte ihn, im Umgang mit ſeinen Gefährten Erholung zu ſuchen. Victor gehorchte dieſer Aufforderung nicht, und empörte durch ſeine Ueberlegenheit und religiöſe Ueberſpannung bald Alle gegen ſich, ſo daß Pater Aubry ſich verbunden glaubte, mit Strenge auf die Demüthigung ſeines Stolzes denken zu müſſen. Mit dem Anſchein größter Gleichgültigkeit unterwarf ſich Victor den Strafen, und ſchien ſie nicht zu empfinden. Man ſchritt zu noch härtern Maßregeln, da ging er zu dem Superior und ſagte ihm:

er ſei mündig und durchaus ſein eigner Herr, wolle man ihn quälen, ſo gehe er, denn er habe nichts Strafwürdiges begangen, und ſei ſich eines tugendhaften Wandels bewußt: er trete Niemand zu nah, werde ſich aber gegen willkürliche Unterdrückung Recht zu verſchaffen wiſſen. Das Mittel dazu ſei in ſeiner Gewalt.“

„Erſtaunt, ihn eine ſolche Sprache führen zu hören, meldete der Superior die Sache dem Biſchof, der — ſchon ſeit Monaten kränkelnd — ſeinen Bericht nicht beantwortete, ſondern dem Pater Aubry blos mündlich ſagte: der junge Mann möge wahrſcheinlich aus einem vornehmen Hauſe ſtammen, und vielleicht aus Troſtloſigkeit über den Verluſt einer geliebten Perſon, oder in Folge eines aus Leidenſchaft begangenen Fehltritts den geiſtlichen Stand erwählt haben. Er wolle, wenn er ihn zum Unter-Diakonus weihe, ſelbſt mit ihm reden.“

„Das ganze Seminarium war überzeugt, daß Victors Betragen keinen andern Zweck als die Befriedigung ſeines Ehrgeizes habe, und ſeine Plane bald deutlicher hervortreten würden, ſobald es ihm gelungen ſei, Aufſehen zu erregen. Man ſprach bereits in der Stadt von dieſem geheimnißvollen Neophyten, und beſonders intereſſirten ſich die Frauen für ihn."

„Der Tag der Weihe zum Diakonat kam und der Saal im biſchöflichen Pallaſte war gedrängt voller Menſchen, als Herr Victor das Cabinet des Biſchofs betrat, um die Fragen deſſelben zu beantworten, und ihm ſeinen Familiennamen zu entdecken. Von dem Secretair, welcher in eine entfernten Ecke des Cabinets gegenwärtig war, habe ich mehrere Umſtände dieſer Zuſammenkunft erfahren. Als der junge Neophyt ſich dem Biſchof näherte und ihm mit leiſer Stimme ſeinen Namen nannte, ſchrie dieſer laut auf; doch gewohnt, ſich zu beherrſchen und ſeine Geheimniſſe mit einen undurchdringlichen Schleier zu bedecken, faßte er ſich ſchnell und fragte mit ungewöhnlicher Milde und Freundlichkeit, welche Plane der junge Mann für ſein künftiges Leben entworfen habe? — „Ich wünſche ſobald als möglich Prieſter zu werden, und wenn Sie, gnädiger Herr, meine Probezeit abkürzen können und wollen, würden Sie mich unendlich verpflichten." — Der Biſchof blickt ihn lange an, und ſeine ſtrengen, ernſten Züge wurden immer milder und bewegter. „Und dann?" fragte er wieder. „Dann wünſche ich in irgend einem Dorfe eine Pfarre zu erhalten, und dort ruhig zu ſterben.“ — „Wie alt ſind Sie?“ „Zwei und zwanzig Jahr.“ — Hier ſandte der Biſchof ſeinen Secretair fort, und man hat nie erfahren, was weiter zwiſchen ihnen vorgegangen iſt. Herr Victor erſchien in dem Ordinationsſaal im Gefolge des Biſchofs, der ihn zum Sub-Diakonus weihte, und aus dem Seminario wegnahm. Er wohnte von dieſem Tage an im biſchöflichen Pallaſt, wo er aber eben ſo ſtreng und eingezogen lebte, als vorher. Der Biſchof behandelte ihn mit einer ganz ungewöhnlichen, ja man kann ſagen, väterlichen Zuneigung, und das Auffallendſte dabei iſt, daß man Urſache hat, zu glauben, der junge Mann habe ihm ſeine früheren Lebensverhältniſſe eben ſo wenig vertraut, als der Biſchof ihn mit den Gründen bekannt gemacht, welche ihn bewogen, Herrn Victor mit ſolcher Liebe und Auszeichnung zu behandeln. Man verbreitete die ſeltſamſten Gerüchte, die ganze Stadt ſprach von dieſer Angelegenheit und die hübſcheſten Frauen beſuchten häufig den Herrn Biſchof, um Victor zu ſehen, doch dieſer erſchien nie, wenn der Biſchof Geſellſchaft gab, und traf man ihn zufällig bei demſelben, ſo wies ſeine Kälte und ſeine finſtre Laune alle Verſuche, ſeine ſtrenge Tugend zu zähmen, zurück.“

„Endlich ſchrieb der Biſchof nach Rom, um für ihn die nothwendige Dispenſation zu erhalten, worauf der junge Mann zum Prieſter geweiht wurde. Als er um die erſte erledigte Stelle bat, ließ ſich der Biſchof das Verzeichniß derſelben bringen. Es war gerade keine vacant, allein der Secretair erinnerte ihn daran, daß der Pfarrer zu Aulnay le Vicomte ſchon wiederholt um einen Vicar angeſucht habe, und der junge Mann bat nun dringend, ihm dieſe Stelle zu geben.“

„Der Biſchof ſchien, als er den Namen des Dorfes hörte, lange nachzuſinnen. „Unglücklicher!“ rief er, „es gibt Schickſale, die im Buche des Himmels eingeſchrieben ſind, und denen keine Erdenweisheit zu entgehen vermag. — Zieh' denn hin!“

„Seit dieſem Tage iſt aber der Biſchof ſehr leidend; ein ſchleichendes Fieber reibt ihn auf. Doch konnte er dem Wunſche ſeines geliebten Victors nicht widerſtehen, er gab ihm ſeine Equipage, ſeine Bedienten, ſeinen Secretair, um ihn nach Aulnay zu bringen. Seit ſeiner Abreiſe hat er auch den Namen des jungen Mannes nicht wieder genannt; nur ſeine Blicke ſcheinen ihn zuweilen zu ſuchen, vorzüglich wenn er ſehr krank iſt.“

„Der Abbé plauderte noch mancherlei, und verſicherte mir, der junge Heuchler — wie er ihn nannte — werde gewiß noch vor Verlauf von ſieben Jahren Cardinal und Miniſter werden. Als ich nun ſelbſt nach A. kam, hörte ich des Abbé's Erzählung von mehreren glaubwürdigen Männern beſtätigen, und erfuhr auch, daß unſer Vicar an dem Tage, wo der Biſchof ihn ordinirte, ſo bleich und troſtlos ausſah, ſo ſichtlich mit ſich ſelbſt kämpfte, daß er allen Anweſenden Mitleid einflößte. Die Erſchütterung ſeiner Seele raubte ſeinem Betragen die ihm ſonſt eigne Hoheit und Würde. Indem er vor dem Biſchof niederkniete, ſtürzten Thränen aus ſeinen Augen, und er rief ſchluchzend: „Mein Gott! ſo ſei denn das Opfer gebracht!“ Er weinte während der ganzen Ceremonie, und war nach Beendigung derſelben einer Ohnmacht nah, doch die Urſache ſeines Schmerzes blieb für Alle ein Geheimniß.“ —

Man kann leicht denken, daß dieſer Bericht des Schulmeiſters die Neugierde des Pfarrers und

Margarethens nur noch mehr reizte, ſtatt ſie zu befriedigen, und ſie gingen aus einander, ohne zu ahnen, daß die Entdeckung dieſes Geheimniſſes Margarethen aufbehalten ſei, und zwar noch für den Abend deſſelben Tages. Der Pfarrer war in ſeinem Studirzimmer, und ſie ſaß allein im Saal, als ſie Pferdegetrappel und gleich darauf die Klingel der Hausthür ziehen hörte. Es war ein junger Bauer, deſſen ſterbende Mutter die letzte Oelung und den Beiſtand der Kirche zu erhalten wünſchte. Margarethe benachrichtigte den Vicar von dieſem Anliegen; er eilte ſchnell hinunter, und warf ſich auf das Pferd, das der troſtloſe Sohn für ihn mitgebracht hatte.

Margarethe ward roth vor Freude, als ſie das Cabinet unverſchloſſen ſah, das, ſo lange er im Hauſe war, noch kein fremder Fuß betreten hatte. Sie öffnete die Thür, blickte um ſich her, und blieb unbeweglich, als ſie auf einer Staffelei das Bild des ſchönſten Weſens, das je ein ſterbliches Auge ſchaute, vor ſich ſah. Dies Gemälde war das Werk des jungen Prieſters, deſſen glühende Begeiſterung alle von der Natur dem weiblichen

Geſchichte einzeln verliehene Reize in dem Ideal der höchſten Schönheit vereint zu haben ſchien.

Lange ſtand ſie vor dem Zauberbilde — dann näherte ſie ſich dem Schreibtiſche — ſah ein geſchriebenes Heft darauf liegen, mit der Ueberſchrift: Geſchichte meines Unglücks — und flog damit ſchnell wie ein Pfeil zu ihrem Herrn hinunter.

Er befahl ihr anfänglich, das Manuſcript wieder hinaufzutragen, konnte aber am Ende ihren Bitten und der Verſuchung nicht widerſtehen. Sie eilte hinaus, ſtellte einen kleinen Bauerjungen auf die Lauer, der ihr die Rückkehr des Vicars melden ſollte, ſetzte ſich dann ihrem Herrn gegenüber, und las ihm folgende Blätter vor:

„Nur für mich ſelbſt ſchreibe ich dieſe Blätter, nur um mich mit Melanie zu beſchäftigen, da jede meiner Erinnerungen auch eine Erinnerung an ſie iſt, in deren Andenken ich allein zu leben vermag.“

„Ich bin in Frankreich geboren, weiß aber weder wo? noch von wem? Meine Geburt wurde mit einem geheimnißvollen Schleier verhüllt, ſelbſt jetzt habe ich noch keinen, vor dem Geſetz gültigen Beweis meiner Abſtammung in Händen.“

„Eine dunkle Erinnerung ſagt mir, daß ich meine erſten Kinderjahre auf dem Lande verlebte. Noch ſchwebt mir die Geſtalt meiner Amme, einer großen, ſtarken Bauerfrau, vor, noch ſeh' ich den Birnbaum, unter den ſie mich niederzulegen pflegte, wenn ſie auf dem nahen Acker arbeitete; ich entſinne mich der ärmlichen Hütte, die wir bewohnten, und eines Geiſtlichen, der uns oft beſuchte, mich auf den Schooß nahm, mich herzte, und mich zum Lachen, zum Reden zu bringen ſuchte. Eines Tages — ich mochte ungefähr drei Jahr alt ſein — war meine Amme ausgegangen, und ich ſpielte allein im Hauſe, als jener Geiſtliche mit einem andern Manne, der eine Uniform trug, zu mir kam. Nach einer langen lebhaften Unterredung, die aber nichts Feindſeliges verrieth, denn Beide ſchienen ſehr gute Freunde zu ſein, nahm mich der Officier auf den Arm, und trug mich, in ſeinen Mantel gehüllt, in einen Wagen. Ich erinnere mich nur dunkel, daß er mich nach einer großen Stadt am Meeresufer, und von dort nach einem Schiffe brachte."

„Dieſer Mann war mein Vater, der Marquis von St. André — meine Mutter habe ich nie geſehen, nie hat Mutterliebe mich beglückt. Mein Vater beantwortete keine meiner Fragen nach ihr, und nie erfuhr ich, warum ſie ihren Sohn bei ſeiner Geburt in ein fernes Dorf verbannte, und ihn der Sorgfalt einer fremden Frau anvertraute, ohne ihn je zu beſuchen oder ihn zu ſich bringen zu laſſen. Mein Vater befehligte als Capitain das Schiff, auf welches er mich geführt hatte. Er war ein ſtrenger, leidenſchaftlicher, zuweilen ſelbſt harter Mann, der mich aber ſtets mit väterlicher Güte behandelte, vorzüglich in ſpäteren Jahren, wo die Entwickelung meiner geiſtigen Eigenſchaften ihn hoffen ließ, ich würde ihm einſt Ehre machen. Offen, großmüthig, bis zur Verwegenheit tapfer, gebildet, kenntnißvoll, mit Allem ausgerüſtet, was gefallen kann, gewann er ſich doch die Herzen nicht. Vielleicht ſprach ſich das Gefühl ſeiner Ueberlegenheit zu ſichtlich in ſeinem Anſtand und Betragen aus, und die Gewohnheit, am Bord ſeines Schiffes als unumſchränkter Herr zu gebieten, hatte die Keime des Stolzes und der Herrſchſucht, die in ſeiner Seele lagen, zu günſtig entwickelt. Wer aber die Eigenliebe Anderer ſchon durch ſeine

Art, unter ihnen aufzutreten, verletzt, kann wohl geachtet, gefürchtet, ja ſelbſt bewundert werden, aber lieben wird man ihn nicht.“

„Mein Vater brachte mich nach Martinique, und auf dieſer Inſel habe ich den größten Theil meiner Jugendjahre verlebt. Er kaufte hier eine kleine, abgelegene Beſitzung, und übergab mich der Witwe ſeines Proviantmeiſters, die er zu dieſem Zwecke aus Frankreich mitgenommen hatte. Madame Simon vertrat bei mir Mutterſtelle; ſie war die Sanftmuth und Güte ſelbſt, ſie lehrte mich Gott fürchten und ſeine Gebote lieben.“

„Herr von St. André blieb nicht lange bei uns; ich ſah ihn nur nach langen Zwiſchenräumen, und auch dann blos auf kurze Zeit wieder. So verlebte ich meine Kinderjahre fern von den Städten, in gänzlicher Unbekanntſchaft mit den Menſchen und ihren Laſtern; die Natur allein wurde meine Lehrerin, und ich kann mich ihren Zögling nennen. Madame Simon legte mir keine Art von Zwang auf, und vergönnte allen Neigungen meiner Seele freie Entwickelung. Alle ihre Ermahnungen waren ſanft und leicht: „Thue das Gute nur um des Guten willen,“ wiederholte ſie mir oft,

„füge keinem Weſen ein Leid zu, ziehe fremdes Glück dem eignen vor, und habe Dein Leben lang Gott vor Augen und im Herzen.“

„Ihr Beiſpiel war die beſte Lehre. Sie würde es für ein Verbrechen gehalten haben, den Marron-Neger zu verrathen, der ſich in unſere Berge flüchtete; und oft brachten uns dieſe Unglücklichen Früchte, und beſchützten mich auf meinen Wanderungen. Auch unſere eignen Neger beteten dieſe Frau an. Unter ihrem Schutz wurde ich neun Jahr alt. Die Natur hatte mir einen heftigen, leidenſchaftlichen Charakter gegeben, und jene furchtbare Energie, die Tochter eines glühenden Klima's und des vulcaniſchen Bodens, den ich bewohnte. Dieſe entfaltete ſich aber nur in zwei Leidenſchaften, denn in allen andern Vorfällen und Verhältniſſen meines Lebens habe ich mich wegen meiner Sanftmuth und Geduld rühmen hören. Die erſte dieſer Leidenſchaften war eine glühende Begeiſterung für die chriſtliche Religion. Meine tiefinnerlichſte, eigenthümlichſte Sinnesweiſe hat mich zum Chriſten gemacht. Der Anblick der Natur in ihrer unermeßlichen Größe, wie ich ſie in Amerika's Gefilden kennen lernte, machte meine Seele für eine Erhabenheit der Geſinnung empfänglich, die ich nur in der Verkündigung des Evangeliums wiederfand. Das neue Teſtament iſt einfach, groß und erhaben, wie die Natur. Die Wälder, die Gebirge ſtimmten mich zum religiöſen Myſticismus — lange habe ich die Welt nur von dieſer ihrer ſchönſten Seite gekannt.“

„Oft kam ich auf meinen Wanderungen zu der Wohnung eines Marron-Negers; der arme Flüchtling erkannte in mir das Kind, das ihm ſeine Cameraden als den Sohn der Madame Simon bezeichnet hatten; er lud mich ein, in ſeiner Hütte zu ruhen, und erzählte mir die harte Behandlung und die Leiden, die er hatte erdulden müſſen. Ich weinte mit ihm und er küßte ehrerbietig meine Hände, weil ich ein Weißer war.“

„O freundliche Erinnerungen aus meiner Kindheit, wie theuer ſeid ihr mir! Jene Zeit glich der Morgenröthe eines ſchönen Tages. Mitten im Genuß dieſer Freuden begann ich aber eine Leere in meinem Herzen zu empfinden; es fehlte mir ein gleichgeſtimmtes Gemüth. Zuweilen vertraute ich meinem alten Neger den Eindruck an, den die Erſcheinungen dieſer großartigen Natur auf mich machten. Ich wollte, daß er mich verſtehen und mit mir gleich empfinden ſollte, und zog mich unbefriedigt zurück. Meine gute Pflegemutter war eben ſo unfähig, meine Begeiſterung zu theilen, und unverſtanden von den Menſchen, die mich umgaben, kehrte ich zu der Natur zurück, und durchſtreifte Tage lang einſam die Wälder und Gebirge.“

„Ich war neun Jahr alt, und hatte ſeit drei Jahren meinen Vater nicht geſehen, als ich einſt, ſpät am Abend heimkehrend, unſer Haus ungewöhnlich erleuchtet, und vor der Thür viele Soldaten fand. Mein Vater war angekommen — ich warf mich in ſeine Arme; wie ſehr erſtaunte ich aber, als ich neben Madame Simon ein kleines, ungefähr fünf Jahr altes Mädchen ſtehen ſah, die ihre freundlichen Blicke auf mich richtete. Auf ihrem kleinen Geſicht blühten alle Reize kindlicher Schönheit, und jede ihrer Bewegungen war holdſelige Grazie.“

„Da bringe ich Dir Deine Schweſter, mein Sohn,“ ſagte mein Vater, „liebe ſie, ſie iſt das lebende Bild meiner Gattin, und Alles, was mir von ihr übrig blieb. — Sie iſt todt,“ ſetzte er mit naſſen Augen hinzu.“

„Ich hörte die Nachricht von dem Tode meiner Mutter mit einer Gleichgültigkeit an, die ich mir noch vorwerfe. Nur der Kummer meines Vaters betrübte mich, und doch hatte ich noch am Morgen dieſes Tages bitterlich den Tod eines jungen Vogels beweint — was machte mein Herz nun ſo gefühllos bei dieſer Nachricht? — Ich umarmte meine kleine, ſüße Schweſter. Mein Vater wendete ſich nun zu Madame Simon: „Ich bringe Ihnen Melanie,“ ſagte er, „weil ich in Frankreich Niemand kenne, dem ich ſie in der jetzigen Zeit — es war die blutige Gräuelzeit der Revolution — anvertrauen möchte. Sobald es in unſerm Vaterlande ruhig geworden iſt, komme ich, um Sie und die Kinder nach Europa abzuholen. Jetzt zwingt mich meine Pflicht, Sie augenblicklich zu verlaſſen.“ Er umarmte mich und Melanie und ſchied.“

„Dieſer Abend entſchied über mein Leben. Unbeſchreiblich war das Vergnügen, das ich bei Melaniens Anblick empfand, und zu meiner Freude ſah ich, daß ſie es mit mir theilte. Wir waren unzertrennlich, ich fühlte keinen Mangel mehr. Mein ganzes Herz gehörte ihr, und Alles, was ich that und ſann und dachte, geſchah für ſie und in Bezug auf ſie. Ich nahm ſie auf alle meine Spaziergänge mit; jede ſchöne Blume, jede Frucht, jedes

Vogelneſt, das ich fand, gehörte ihr. Wir kannten keinen Wunſch, und kein Geſchäft, als einander gefällig zu ſein und uns Freude zu machen. Stolz auf mein Alter und meine Kräfte, fühlte ich mich zu ihrem Beſchützer beſtimmt, und keine Anſtrengung, keine Arbeit ward mir ſchwer, wenn es ihr Vergnügen galt.“

„Auf unſern Wanderungen laſen wir zuſammen in dem großen Buche der Natur, und fanden den Namen des Ewigen in der Sternenſchrift des Himmels, wie in den Blumen der Erde und den Wellen des Meeres ausgeſprochen. Alle Lehren des Evangeliums ſtanden in Melaniens Herzen, und wenn wir im neuen Teſtament das Gebot der Nächſtenliebe und Beiſpiele von der göttlichen Menſchenfreundlichkeit des Erlöſers laſen, war es, als brauche ſie ſich ihrer nur zu erinnern, als wären ſie alle ſchon in ihre Seele eingeſchrieben. Eine gute That, ein edler Gedanke war ihr, trotz ihrer Jugend, ſo natürlich, daß man unwiderſprechlich erkannte, das Schöne und Erhabene ſei der wahre Lebensathem ihres Daſeins. Eines Tages gingen wir nach der Grotte des alten Fino, jenes Marron-Negers, den ich oft beſuchte. Die ſinkende Sonne vergoldete die

Spitzen der Berge und ſchmückte ſie mit der ſchönſten Purpurgluth; die Luft war ſtill, noch ſtiller war es, als wir eintraten in Fino's Hütte; er hatte die Sonne zum letzten Male geſehen, und lag auf ſeinem Lager todt hingeſtreckt. Das Sterbebett des Naturmenſchen iſt einſam, weil der Naturmenſch ſich vor dem Tode fürchtet, und ſich ſcheut, dabei zu ſein, wenn er das Herz des Freundes berührt. Melanie drückte ihm die Augen zu, nahm ihren Schleier ab, deckte ihn über das Geſicht des armen Negers, und ſagte, auf ihre Knie ſinkend: „laß uns für ihn beten!"

„O, noch jenſeits des Grabes wird der Laut dieſer rührenden Worte, dieſer Stimme mich umſchweben! Und ihr Blick, ihre Stellung! — Meine Seele empfand in jener Stunde die volle Erhabenheit der Religion und der Schwermuth — nie habe ich ein ergreifenderes Gebet an einem Sterbebette gehört, als jene einfachen Worte Melaniens: laß uns beten! Gewiß, die Religion iſt das erſte Bedürfniß des Menſchenherzens."

„Ich ſah in der Ferne zwei Neger und winkte ihnen herbeizukommen, um Fino zu begraben. Als ſie ihn in das Grab ſenkten, an dem Melanie und ich, Hand in Hand geſchlungen, ſtanden, fiel der letzte Sonnenſtrahl auf die Gruft. — „Er iſt bei Gott!“ rief Melanie und blickte wie ein Engel zum Himmel auf.“ —

„So verlebten wir unſere Kindheit! Die rührendſten, ſüßeſten Empfindungen, die einfachſten Freuden verſchönerten unſer Daſein; einer ungetrübten ſilberhellen Quelle gleich floß unſer Leben dahin. Melanie war dreizehn und ich ſechzehn Jahre alt, als mein Vater uns beſuchte. Er bewunderte Melaniens unvergleichliche Schönheit, und ſchien mit mir zufrieden zu ſein. Der Zweck ſeines Beſuchs war, uns nach Frankreich abzuholen. „Ihr ſollt,“ ſagte er uns, „Euer Vaterland wieder ſehen und die Reize des geſelligen Lebens kennen lernen. Melanie bedarf der Ausbildung ihres Geiſtes für die Welt, und Du, Victor, wirſt ebenfalls das Verſäumte nachholen, und Dich würdig machen, Deinem Vaterlande zu dienen.“

„Drei Tage ſpäter waren wir ſchon am Bord der Fregatte, die uns nach Frankreich bringen ſollte. Ich habe bereits erwähnt, daß mein Vater rauh und ſtrenge gegen ſeine Untergebenen war; auch am Bord des Schiffes ließ er den kleinſten Fehler, das unbedeutendſte Verſehen nicht unbeſtraft, und ward daher auch weit mehr gefürchtet als geliebt.“

„Nach einer vierzehntägigen Fahrt geſchah es, daß einer der Matroſen einen Fehler beging, der um ſo härter beſtraft wurde, da mein Vater eine entſchiedene Abneigung gegen den Menſchen zu haben ſchien. Argon, ſo hieß der Matroſe, litt ſeine Strafe, ohne ſich ein Wort zu ſeiner Vertheidigung zu erlauben, und zeigte ſich ſo ruhig und geduldig, daß die ganze Manſchaft darüber erſtaunte; allein in ſeinem Innern glühten Wuth und Rache um ſo verderblicher. Er ſchwor ſich ſelbſt zu, den Contre-Admiral — dieſen Rang bekleidete mein Vater — in's Verderben ſtürzen zu wollen, und ließ ſich durch die Schwierigkeiten dieſes Unternehmens keineswegs abſchrecken. Er hatte ſich ein gewiſſes Uebergewicht über ſeine Cameraden erworben, und ließ es ſie nach und nach errathen, daß er mit einem kühnen Plane umgehe. Es war der, ſich des Schiffes zu bemächtigen, die Officiere bei Seite zu ſchaffen, und dann Seeräuberei zu treiben. Die Ausführung deſſelben gelang; die Aufrührer beſchloſſen, die Officiere, die man entwaffnet und ſie gefangen genommen hatte, auf einer wüſten Inſel auszuſetzen. Man hatte

Melanie, Madame Simon und mich in die Kajüte eingeſperrt — vergebens wüthete ich wie ein junger Löwe — ich wurde überwältigt und von der Seite meines Vaters weggeriſſen, der mir in dem Augenblick, wo ich ihn zu Boden werfen ſah, noch einige Worte zurief, von denen ich nur Melaniens Namen und die Worte: „mein Sohn,“ verſtand.“

„Die Aufrührer berathſchlagten nun über unſer Schickſal. Man ließ Madame Simon, Melanie und mich in die Schalupe ſteigen, und in einer Anwandlung von Zartgefühl händigte mir Argon die Caſſette meines Väters ein; dann gab man uns Lebensmittel für die beiden nächſten Tage und ſtieß uns in's weite Meer hinaus. In den erſten Augenblicken ſtürzte uns das Bewußtſein unſerer Hülfloſigkeit in Verzweiflung, aber ſo groß iſt die Allmacht der Liebe, daß ſie ſelbſt in der troſtloſeſten Lage und am Rande des Grabes noch Glück zu ſpenden vermag!“

„Ich zittere nicht mehr, nun ich mit Dir allein bin,“ ſagte Melanie, „ich fürchte den Tod nicht, weil ich Arm in Arm mit Dir ſterben kann.“ — Madame Simon war ſtill ergeben, ſie weinte nicht, ſie klagte nicht, und ſuchte nur Melanie gegen die

Gluth der Sonnenſtrahlen zu ſchützen und ihr mit ihrem Shawl eine Art Obdach zu bereiten. Ich allein war troſtlos, weil ich für Melanie bangte. „Was quälſt Du Dich denn?“ fragte ſie, mich ſüß anlächelnd, „laß den Tod kommen — warum ſollten wir ihn fürchten? Wir werden auch im Himmel beiſammen ſein!“ —

„So ſparſam wir auch mit unſern Lebensmitteln umgingen, waren ſie doch am dritten Tage aufgezehrt. Der vierte und fünfte verging ohne Nahrung, ohne Ausſicht auf Hülfe; mit unendlicher Angſt ſah ich Melanie mehr und mehr erbleichen — da zeigte ſich tief unten am Horizont ein Segel, es war ein däniſches, nach Kopenhagen gehendes Schiff. Man nahm uns an Bord deſſelben auf, und wir langten ohne weitern Unfall in Dänemarks Hauptſtadt an, wo wir das Glück hatten, mit einer franzöſiſchen Familie bekannt zu werden, die ſich unſerer edelmüthig annahm, und uns die Mittel verſchaffte, nach Paris zu reiſen. Hier war es meine erſte Sorge, eine Wohnung zu ſuchen, deren Abgeſchiedenheit und Umgebung uns zur Erinnerung an unſere geliebte, ſchattenreiche Inſel werden konnte. An Geld fehlte es uns nicht; ich fand in der Schatulle meines Vaters, die Argon mir mitgegeben hatte, für 200,000 Franken Wechſel, und trotz der Koſtſpieligkeit unſerer Reiſe von Kopenhagen nach Paris, hatte ich doch noch an 200 Louisd'or baares Geld. Mit dieſen Mitteln ausgerüſtet, gelang es mir, in einer der einſamſten Gegenden von Paris ein Haus zu miethen, deſſen Garten und ganze Lage das Reizendſte ſind, was ich in dieſer Art in der Hauptſtadt geſehen habe. Sobald wir uns hier häuslich eingerichtet hatten, erblühete auch unſer Glück auf's Neue. Ich war beinahe ſiebzehn, Melanie gegen vierzehn Jahre alt. O welche himmliſch ſüßen Erinnerungen umſchweben mich bei dem Andenken jener Tage! — Wir wußten es nicht, daß wir ſchön waren, aber als ich zum erſten Mal mit ihr in der großen Allee der Tuilerien erſchien, hörte ich, wie man ſich von allen Seiten zuflüſterte: ſie iſt ein Engel! ein wahres Wunderbild von Reiz und Anmuth! Dieſe allgemeine Bewunderung, die Melanie einflößte, berauſchte meine Seele, wie die ſüßeſte Schmeichelei. Sie hatte nur gehört, daß man mich lobte, daß die Frauen mich geprieſen hatten. O Gott, wie glücklich waren wir damals in unſerer Liebe und Unſchuld!" —

„Ich ſah bald die Nothwendigkeit ein, etwas zu lernen, um in der bürgerlichen Geſellſchaft etwas ſein und gelten zu können. Vier Jahre brachte ich nun abwechſelnd in der Bibliothek des Pantheons und bei mir zu Hauſe zu, ohne irgend eine Zerſtreuung zu ſuchen. Ich lernte Alles, was man heut zu Tag wiſſen muß, um gebildet zu heißen, und lernte es für mich allein, ohne andere Hülfe als die meiner Einbildungskraft und der mächtigen Energie eines ſtill in ſich glühenden Charakters. Auch übernahm ich es, Melanie zu unterrichten.“

„Doch bald ſtand ich an der Grenze meines Glücks. Ich war ein und zwanzig Jahre alt; alle meine Empfindungen waren glühend wie der Himmel, unter dem ich meine Kindheit verlebt hatte; ich konnte es mir nicht länger verbergen, daß ich Melanie nicht wie meine Schweſter liebte, ſondern ſie als das einzige Weib, das es für mich auf der ganzen Erde gab, mit unendlicher Leidenſchaft anbetete.“

„Glück, Freude, Wonne, Welt und Leben verſank vor mir — der Hauch des Verbrechens hatte ſie vernichtet — ich ſah mich am Rande des Abgrundes und in der Tiefe deſſelben die Hölle mit allen ihren Qualen!“ —

„Der Augenblick, wo ich dies erkannte, war gräßlich, zerſtörend, vernichtend. Nach einer Nacht voll unausſprechlicher Qual war ich am Morgen matt und niedergeſchlagen. Melanie lächelte mir zu — ich wandte das Auge weg; ſie redete mit mir, und ich bemühte mich taub zu ſein gegen den ſüßen Wohllaut ihrer Stimme — welche Marter für mein Herz!“

„Von dieſem Tage an bemächtigte ſich die finſterſte Schwermuth meiner Seele; ſie laſtet noch auf mir, und wird mich nie verlaſſen. Ich beſchloß, meine Liebe muthig zu bekämpfen, und ſie in meiner Bruſt, in der alle Flammen der glühendſten Leidenſchaft loderten, wie in einem Grabe zu verſchließen. Ich machte die ganze Energie meines Weſens dieſem Kampfe dienſtbar. Ich ſchlug die Augen nieder, wenn Melanie mich mit jenem Blick der innigſten Zärtlichkeit anſah, in dem ihr ganzes Herz, ihre ganze Seele lag; ich floh ihre Nähe, aber ſie mußte fühlen, daß ich ſie mehr als je liebte. Alles, was ich ihr ſagte, ging ihr um ſo mehr zu Herzen, da mein tiefer, hoffnungsloſer Gram aus jedem Laute wiederklang. Es war im Herbſt, ich brachte ganze Tage einſam im Freien zu, und gab mich der Schwermuth hin, welche die erſterbende Natur mit mir zu empfinden ſchien; und doch fand ich in meinem Gram noch eine geheime Süßigkeit und meine Seele war nicht ohne Wonne. — Ich, der zärtlichſte Freund, der Bruder Melaniens, zagte mit ihr zu reden und ſie zu ſehen, meine Hand bebte, wenn ich ihr etwas reichte; mein Blick war zur Erde niedergeſchlagen, und die Thränen, die ich meiner Schweſter verbarg, floſſen im Dunkel meiner ſchlafloſen Nächte. Melanie verdoppelte ihre Zärtlichkeit; ſie fühlte, daß ein geheimer Gram an meinem Herzen nage, aber ihre reine Seele vermochte die Urſache deſſelben nicht zu errathen, ſie glaubte mich durch ihre Liebe tröſten zu müſſen.“

„Und o Gott, wie liebte ſie mich! wie horchte ſie auf jedes meiner Worte, wie verlor ſie ſich im ſtillen Anſchauen des Weſens, dem ihr ganzes Herz gehörte! — Eines Tages, als ich plötzlich von dem Buche, in dem ich las, aufſah, fand ich ihr Auge feſt auf mich geheftet, und ſie vermochte mir die Thränen, in denen es ſchimmerte, nicht zu verbergen. Dieſe Thränen fielen glühend auf mein Herz; ſie las meine Bewegung auf meinem Geſicht, warf ihre Arbeit weg, und flog zu mir hin. Sie ſetzte ſich auf meinen Schooß und ihre Arme um meinen Hals ſchlingend, rief ſie mit dem Zauberton der Liebe meinen Namen.“

„Wüthend ſtieß ich ſie zurück. Fort, rief ich, Du ſollſt mich nicht umarmen! — Erröthend und beſchämt, ging ſie mit einer ſo ſanft weiblichen Ergebung, mit einer ſo ſtillen Unterwürfigkeit nach ihrem Stuhl zurück, daß es ſelbſt einen Tiger gerührt haben würde. Sie ſah mich nicht an, ſie weinte und ſuchte es mir zu verbergen; ſie vermochte nicht, ſich jenen rauhen, gebieteriſchen Ausruf zu erklären, der ſo ſchwer auf ihrem weichen Herzen laſtete.“

„Meine Kraft verließ mich, ich flog zu ihr hin, ich drückte ſie an meine Bruſt, ich zerfloß in Thränen, aber wir ſprachen Beide nicht. Ach! ich fühlte, ich durfte nicht länger ſchweigen. Sollte ſie nicht eben ſo unglücklich werden, als ich, ſo mußte ich ihr den Abgrund zeigen, an deſſen Rande wir wandelten. Aber woher den Muth nehmen, ihr zu ſagen: unſere Liebe iſt ſtrafbar, wir müſſen uns trennen. — Vergeblich machte ich in den nächſten Tagen mehrere Male den Verſuch zu reden; ich fühlte, daß ich es nie vermögen würde, und ſchrieb ihr endlich ungefähr Folgendes:"

„O meine Schweſter, die Hand des Mannes, der Dich glühender liebt, als je irgend ein Mann geliebt hat, muß Dir den Dolch in die Bruſt ſtoßen — Dein Bruder muß Dir ſagen: ſtirb, Melanie! Unſer Leben war bis jetzt ein ſchöner Traum, aber der furchtbare Augenblick des Erwachens iſt da!"

„Melanie, wir beten uns an, nur Eine Seele belebt uns, nur Ein Herz ſchlägt in unſere Bruſt. — Wir ſind durch jede nur erſinnliche Regung der Liebe mit einander verbunden, wir können nicht ohne einander leben — aber jenſeits der Blumengefilde unſers gegenwärtigen Glücks liegt eine furchtbare Unermeßlichkeit — ſie heißt Tod und Ewigkeit, Fluch und Hölle!"

„Ja, Melanie, ſeit zwei Monaten erdulde ich alle Qualen der Verdammten, ſeit zwei Monaten weiß ich, daß ich Dich mit ſträflicher, ach unausſprechlich heißer Leidenſchaft liebe. Die Religion, alle himmliſchen und irdiſchen Geſetze ſtehen trennend zwiſchen uns — wir müſſen gehorchen, wollen wir der ewigen Verdammniß entgehen. Du darfſt mich nicht mehr anſehen — verhülle Deine Züge, Deine Geſtalt, alle Deine Reize — ſprich nicht mehr zu mir mit jener ſüßen Stimme, die alle Fibern meines Herzens bewegt — ich will Dich meiden, ſo viel ich kann. — Das furchtbare Gebot, uns zu fliehen, uns nicht mehr zu ſehen, vermag ich nicht zu denken, nicht zu faſſen. Ich hoffe, daß wir unter der Obhut unſers Gewiſſens bei einander bleiben können bis zum Grabe, wo uns die Krone der Märtyrer entgegenſtrahlt."

„Uns bleibt künftig nichts, als das traurige Glück, uns zu ſehen und ſtumm neben einander fortzuleben. Du ſchläfſt ruhig in dieſer mitternächtlichen Stunde, wo ich Dir das letzte Lebewohl der Liebe ſage! Von morgen an werde ich Dich wie den Schatten einer geliebten Perſon anſehen, jede Erinnerung an das, was wir uns bis heute waren, wird nun die Inſchrift eines Grabmales für uns ſein, und nie, Melanie, nie werden wieder Stunden des Glücks für uns kommen! — O möchte der Tod uns bald von der ſchweren Laſt des Lebens befreien! Er iſt unſere einzige Hoffnung. Mir iſt beim Niederſchreiben dieſer Worte, als fühlte ich Seele und Leben ſchon entſchwinden — meine Thränen fließen — ach, warum verbietet uns die Religion, Arm in

Arm im Grabe eine Zuflucht gegen dieſen unendlichen, unüberwindlichen Schmerz zu ſuchen!“ —

„Als ich dieſen Brief vollendet hatte, trug ich ihn ſelbſt in Melaniens Schlafzimmer, um ihn auf ihren Nachttiſch zu legen. Sie ſchlief den ſanften Schlaf der Unſchuld. Ich trat an ihr Lager, da fliſterten ihre Lippen im Traume ſo zärtlich meinen Namen, daß jeder Blutstropfen in meinen Adern erglühte. Ich floh, ohne einen zweiten Blick auf das himmliſche Geſchöpf zu werfen.“

„Die Angſt, mit der ich am andern Morgen in das Frühſtückszimmer trat, wo ich ſie wieder ſehen ſollte, läßt ſich nicht beſchreiben. Ich ſollte nun dem Schmerze Trotz bieten, den ich ſelbſt in ihrem Herzen erweckt hatte. Bleich und verweint trat ſie ein, ſie wagte es nicht, einen Blick auf mich zu werfen, ſtumm ſetzte ſie ſich an den Tiſch. Plötzlich brach ihr das Herz, laut weinend warf ſie ſich Madame Simon in die Arme und rief mit dem Tone der ſchmerzlichſten Verzweiflung: „Verſprich mir wenigſtens, Victor, daß wir uns nie trennen wollen!“ —

„Sie ſank hier ohnmächtig zuſammen; als ſie erwachte, blieb ſie ſtumm und innerlich erſtarrt. Sie klagte nicht, ſie bewegte ſich kaum. Ihre Wangen wurden täglich bläſſer, aber ihre Augen glänzten ungewöhnlich. Des Nachts hörte ich ſie weinen, aber am Tage ſuchte ſie mir ihre Thränen zu verbergen. Jetzt laſtete nicht blos mein Elend, ſondern auch ihr tiefer, leidenſchaftlicher Gram auf meinem Herzen. Glück und Heiterkeit waren unwiederbringlich für uns entflohen und die äußerſte Schwermuth drückte unſern Tagen, unſern Augenblicken, allen unſern Handlungen, Worten und Gedanken ihr Siegel auf. Madame Simon war eben ſo traurig als wir — und doch, was hatten wir denn verbrochen?“ —

„Unſer Leben wurde zu einem ununterbrochenen Kampfe. Ungeachtet ihres Vorſatzes, jeden ihrer Blicke zu bewachen, lag doch in Melaniens Auge oft der Ausdruck der allerinnigſten Zärtlichkeit. Die Muſik wurde für ſie zur Dolmetſcherin ihrer innerſten Herzensempfindung; ich hörte ſie in dieſer Zeit nie ſpielen, nie ſingen, ohne daß der Ausdruck, den ſie in ihr Spiel und in ihren Geſang legte, meine ganze Seele erſchütterte.“

„Oft ſtrebte ich ſie und mich zu ermuthigen. Beſitzen wir nicht Alles, meine Schweſter, ſagte ich zu ihr, was hienieden zu beglücken vermag? Wir lieben uns von ganzer Seele, wir ſehen uns täglich, wir ſind unſerer gegenſeitigen Treue gewiß, und Jedes von uns braucht nur in ſeinem eigenen Herzen zu leſen, um mit den Gefühlen und Gedanken des Andern vertraut zu ſein. Alles, was die Seele der Seele zu geben vermag, iſt unſer — warum wollten wir denn troſtlos verzagen?"

„Ach, mein Bruder," antwortete ſie mir, „wieviel glücklicher wären wir, dürften wir ſterben! — Sie hatte Recht, ich fühlte es, wie ſie; allein da ich einſah, daß die tiefe Einſamkeit, in der wir lebten, unſerer Leidenſchaft mehr und mehr Gewalt verlieh, beſchloß ich, meine Schweſter in die Welt zu führen. Ich muß hier erwähnen, daß das Glück Gefallen daran gefunden hatte, uns mit ſeinen goldnen Gaben zu überſchütten. Bei unſerer Ankunft in Paris hatte ich unſere 200,000 Franken einem Banquier übergeben, der mir vorſchlug, an einer ſeiner Speculationen Antheil zu nehmen; ich that es, und ſah binnen vier Jahren unſer Capital verdreifacht. Bisher hatten wir jährlich nur einen Theil unſerer Zinſen verbraucht, da Madame Simon unſere Wirthſchaft mit eben ſo viel Sparſamkeit als Einſicht führte. Jetzt aber ſchaffte ich eine Equipage an, ich nöthigte meine Schweſter, eine koſtbare Toilette zu machen, und führte ſie zuerſt bei unſerem Banquier ein, in deſſen Salon wir eine Menge Bekanntſchaften machten, und uns bald mit Einladungen überhäuft ſahen. Wir beſuchten Bälle und Schauſpiele; Melaniens wundervolle Schönheit ſammelte einen Kreis von Bewunderern um ſie her, aber ſie beachtete alle ihr dargebrachten Huldigungen nicht, ſie blieb gleich ſchwermüthig und ſah in den glänzendſten Sälen, wo ſie Aller Blicke auf ſich zog, nur mich, der ich finſter und träumend in einem Winkel ſtand, und das Auge nicht von ihr zu wenden vermochte. Die Welt war für uns eine große Wüſte — unſere Leidenſchaft allein füllte ſie für uns aus, und wir hatten die beſeelte Einſamkeit unſeres Aſyls nur verlaſſen, um uns unter der Menſchenmenge einſam zu fühlen und uns nach jener zurückzuſehnen. — Nie werde ich das letzte Feſt vergeſſen, bei dem wir gegenwärtig waren. Wie ſchön war Melanie an dieſem Tage! ſie flößte allen Männern Bewunderung ein, und frei von Eitelkeit und Gefallſucht, zog ſie ſelbſt die Frauen an. Nach Verlauf einiger Stunden kam ſie zu mir, der ich in ihren Anblick vertieft in einer Ecke ſaß; laß uns nach Hauſe fahren, bat ſie, eine Viertelſtunde dort mit Dir verlebt, iſt tauſendmal mehr werth, als dies glanzvolle Gewühl.“

„Ich war leidenſchaftlicher bewegt als je, und vermochte mich kaum zu faſſen, als ſie im Wagen neben mir ſaß, und den Kopf an meine Schulter lehnend, mir zuflüſterte: Ach Victor, warum dürfen wir nicht ſterben!“ —

„Ich fühlte, daß ich keinen Augenblick länger zögern durfte, mich von ihr zu trennen, und ging am nächſten Morgen zu einem würdigen, mir bekannten Geiſtlichen, dem ich mein Herz eröffnete und ihn um Rath fragte. Er rieth mir, zwiſchen Melanie und mir eine unüberſteigliche Scheidewand zu ziehen und mich dem geiſtlichen Stande zu widmen. Ich faßte dieſe Idee auf — die Kirche erſchien mir als eine ſichere und geheiligte Freiſtätte gegen Verbrechen und Leidenſchaft. Ja, ſagte ich zu mir ſelbſt, ich werde den Muth haben, Melanien zu fliehen; ich will mir irgend einen abgelegenen Ort ſuchen, wo ich als Prieſter meine Tage beſchließen kann. Was bedarf ich noch hienieden? Welt und Leben ſind für mich verarmt, wenn ich Melanie verliere!“

„Der Entſchluß, mich von ihr zu trennen, vermehrte meine Schwermuth. Ich ſchloß mich in mein Zimmer ein, um mir vom Himmel Kraft zur Ausführung deſſelben zu erflehen. Ich ſah Melanien faſt gar nicht mehr, und wenn ſie vor der Thür meines Cabinets weinend um Einlaß bat, verſagte ich ihr dieſen. So ſehr dieſe Barbarei mein Herz zerriß, ſuchte ich mich doch — einmal entſchloſſen, das Grauſamſte zu thun — allmählig zu verhärten; ich bereitete mich darauf vor, ihr und mir den Todesſtoß zu geben. Undenklich war es mir, wie ich von ihr Abſchied nehmen, ihr für immer Lebewohl ſagen ſollte; ich beſchloß, ihr meinen Entſchluß und den Ort meines künftigen Aufenthalts zu verbergen. Erſt als ich mein Schickſal unwiderruflich entſchieden hatte, verließ ich mein Zimmer wieder, doch mein Geſicht verrieth Melanien, daß ich troſtloſer und unglücklicher war als je. Mit jener himmliſchen Sanftmuth, die der Grundzug ihres Charakters iſt, litt ſie ſchweigend; aber ſie zeigte mir, daß ſie meinen neuen Gram theile, ohne ihn zu kennen, ihr Blick ſchien meine Seele ergründen zu wollen, er bat ſo innig, ihr das Geheimniß zu entdecken, das ich in meiner Bruſt verſchloß — allein ich blieb unerſchütterlich."

„Als ich die Liſte der biſchöflichen Sprengel durchlief, ſah ich, daß der Biſchof von A. meinen Familiennamen führte. Dies bewog mich, das Seminarium zu A. allen andern vorzuziehen. Ich ließ mir von meinem Banquier 50,000 Franken auszahlen, die ich einem unbekannten Notarius in Verwahrung gab, ordnete alle unſre Angelegenheiten, brachte unſer Vermögen auf Melaniens Namen ſicher unter, und bereitete Alles zu meiner Abreiſe auf eine Art, die es Melanien unmöglich machen mußte, meine Spur aufzufinden. Nur zu bald war Alles beſorgt, und mir blieb nichts übrig, als den Tag meiner Abreiſe zu beſtimmen."

„Meine ungewöhnliche Geſchäftigkeit hatte Melanien beunruhigt: ſo oft ich das Haus verließ, oder es wieder betrat, ſah ſie mich mit dem forſchenden Blick ſorgſamer Liebe an. Endlich kam der entſcheidende Tag; ich hatte am Morgen deſſelben heftiges Fieber. „Du biſt krank?" fragte ſie, „was fehlt Dir?"

„Du wirſt es nur zu früh erfahren, liebſte Schweſter: laß uns noch dieſen Morgen ungeſtört mit einander verleben, wer weiß, was der Abend bringt.“

„Kann uns noch ein neues Unglück bedrohen?“ fragte ſie erſchrocken.“

„Der Liebe, meine Melanie, iſt es eigen, daß die größten Opfer ihr nichts koſten, wenn ſie ſie dem geliebten Weſen bringt. Sie macht die ſchwerſte Laſt leicht, ſie verſüßt den bitterſten Kelch. Gott iſt mein Zeuge, daß ich tauſendmal lieber ſterben als Dir den kleinſten Kummer verurſachen möchte.“ —

„Du biſt nicht mehr wie ſonſt gegen mich,“ ſagte ſie mit einem Blicke voll Schmerz und Liebe. „Was bedeuten dieſe Worte? Ehemals ſannſt Du nie auf eine Einleitung, wenn Du mir etwas zu vertrauen hatteſt.“

„O Melanie, wie ſchön war jene Zeit des Friedens und des Glückes! — Doch Du haſt Recht. Wiſſe denn, daß ich entſchloſſen bin, Deiner Ruhe ein Opfer zu bringen —“

„Du willſt Dich tödten!“ rief ſie mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck des Entſetzens.“

„Nein, Melanie, nein!“ ſagte ich, indem ich ſie in meine Arme ſchloß. Sie brach in Thränen aus, die ihr Herz erleichterten; auch ich weinte. „Schwöre mir, theure Schweſter,“ fuhr ich fort, „daß auch Du das Leben ertragen willſt, magſt Du Dich auch noch ſo unglücklich fühlen.“

„Ich gelobe es,“ ſagte ſie mit himmliſchem Lächeln, „ſo lange Du auf der Erde weilſt, will ich den Tod nicht ſuchen.“

„Der Tod des Einen von uns, meine Melanie, wird ſtets für den Andern ein Todesurtheil ſein. — Aber jetzt komm zu Deinem Piano, ſinge mir Dein ſchönſtes Lied, hauche noch einmal in dieſe Töne die Liebe, die Dich zu einer Sterblichen, die Reinheit, die Dich zu einem Engel macht. Verbanne jeden trüben Gedanken, laß uns noch einmal glücklich ſein.“

„Sie ſah mich voll Erſtaunen an, erfüllte jedoch meine Bitte. Es war für mich ein Schwanengeſang — meine Thränen floſſen; nie war mir der Gedanke an unſre Trennung ſo furchtbar erſchienen. Als ſie aufſtand, warf ich mich auf ihren Sitz und küßte die Taſten, welche ihre Finger ſo eben berührt hatten, mit unausſprechlicher Leidenſchaft. „Victor,“ rief ſie, „ich kann dieſe Ungewißheit nicht länger ertragen. Was haſt Du vor?

„Ein Wort nur, Melanie, und Du wirſt Alles begreifen; aber Du haſt nicht Kraft genug, es zu hören.“

„Du willſt mich verlaſſen!“ ſchrie ſie, und ſtürzte ohnmächtig nieder. Ich hob ſie auf, und als ſie die Augen wieder aufſchlug, rief ſie mit dem Wahnwitz der Verzweiflung immerfort: „ich will ſterben! ich will ſterben!“ — Ich warf mich zu ihren Füßen, ich drückte ſie an mein Herz, ich tröſtete ſie mit den zärtlichſten Worten der Liebe; allein ſtatt aller Antwort wiederholte ſie nur immer: „ich will ſterben!“ — Endlich ſah ich ſie mit erkünſtelter Strenge an: „Du liebſt mich nicht, Melanie,“ ſagte ich. — Sie umarmte mich ſchweigend. Gott! o Gott! wer vermag auszuſprechen, was in dieſer Umarmung das Herz dem Herzen ſagte!“ —

„Nach einer Stunde ward ſie ruhiger aus Ermattung und Niedergeſchlagenheit; ſobald ich aber aufſtand oder mich der Thüre näherte, ſchrie ſie laut auf. Endlich ſank ſie mir zu Füßen. „Mein Bruder,“ flehete ſie mit gefalteten Händen, „erbarme Dich meiner, reiſe nicht weg — Du nimmſt mein Leben, meine Seele mit Dir. Trenne uns, wenn Du willſt, durch eiſerne Mauern, aber laß mich nur Eine Luft mit Dir athmen! Raube mir nicht den Troſt, Dich in meiner Nähe zu wiſſen und in Deinen Armen meinen letzten Seufzer aushauchen zu können. Ich unterwerfe mich Allem, was Du über uns verfügen willſt, bleibe nur, bleibe nur bei mir, mein Bruder, mein einziger Freund! Du biſt ja mein Alles auf der Welt!“ —

„Unglückliche!“ rief ich, „fühlſt Du denn nicht, wie ewiges Verderben uns bedroht? Kannſt Du Dich nicht zu einem großen Entſchluſſe erheben, der Dich und mich zu retten vermag?“

„Nein, ich kann es nicht,“ ſeufzte ſie, und ihr Blick warf mir meine Härte vor. — „Gott, wenn meine Seligkeit allein auf dem Spiel ſtände! — Doch, ach, wenn Dich Verderben bedroht, mußt Du fort!“ —

„So lebe denn wohl, Melanie, meine Seele bleibt bei Dir,“ rief ich, und eilte nach der Thür; aber ſie flog mir nach und umſchlang mich, in einen Strom von Thränen ausbrechend. Gewaltſam riß ich mich aus ihren Armen — ich hörte ſie rufen: „Ohne Lebewohl? — Laß mich nur Abſchied von Dir nehmen, Barbar!“ —

„Sie wird ſterben," ſagte ich mir, die Treppe hinabeilend — „wohl ihr! wohl ihr! wollte Gott, ſie wäre nur erſt todt!" — Wie ich nach dem Poſthauſe und in den Wagen gekommen bin, weiß ich nicht. Ich langte in A. an, ſtieg vor dem Seminario aus, und ließ mich unter dem Vorwande, daß ich alle meine Familienpapiere verloren habe, blos unter dem Namen Victor aufnehmen. Als ich allein in meiner Zelle war, empfand ich erſt den ganzen Umfang meines Unglücks. Die ſtrengſten Uebungen der Religion ertödteten nicht die brennende Sehnſucht meiner Bruſt; das Leben laſtete wie eine unerträgliche Bürde auf mir, die Hoffnung zu ſterben war mein einziger Troſt. Alle meine Gedanken wandten ſich zu Melanien hin, ich malte ihr Bild — es ward ſprechend ähnlich; ich ſchrieb ihr auch, weil ich fühlte, ſie vermöge nicht zu leben, wenn ſie keine Nachricht von mir erhalte."

„Ich lebe, meine Schweſter," ſchrieb ich ihr, „und dies eine Wort reicht hin, Dir den ganzen Umfang meines Unglücks, meiner Ergebung und meines Muthes zu ſchildern. Ich ſchreibe Dir, um Dich zu ermahnen, Dein Leben zu ertragen. Erreichen wir einſt das Alter, wo die Leidenſchaften im

Herzen der Menſchen erſterben, und Du nur noch ein Engel, nicht mehr das ſchönſte, verführeriſchſte, hinreißendſte aller ſterblichen Weſen ſein wirſt, dann werden und dürfen wir uns wieder ſehen. Erhalte Dich für dieſen Zeitpunkt; die Sehnſucht, ihn erſcheinen zu ſehen, iſt meine Lebensflamme geworden. Lebe wohl, Seele meiner Seele, Gedanke meiner Gedanken! — Denke, daß Du mich noch einſt glücklich machen kannſt, und Du wirſt um meinetwillen leben, wie ich nur für Dich lebe. Faſſe Muth! Hoffe! Du biſt und bleibſt mein Alles.“

„Als ich das Seminarium verließ, ſah ich meinen Onkel, den Biſchof, zum erſten Mal. Er konnte mir keine Auskunft über das Schickſal meines Vaters geben, und als ich ihn nach meiner Mutter fragte, wurden ſeine Augen feucht, und er ſah mich mit unausſprechlicher Liebe an, was mich um ſo mehr befremdete, da er ganz den Charakter meines Vaters zu beſitzen ſcheint, und der geiſtliche Stand ſeinem Benehmen eine auffallende Strenge gibt. Der Ruf ſeiner Heiligkeit hatte ihn ſchon, ehe ich ihn ſah, zu einem Gegenſtande meiner Verehrung gemacht, ſeine Güte gegen mich erregte meine Dankbarkeit.“

„Doch Alles im Leben verſchwindet für mich vor Melaniens Bilde, das noch immer unumſchränkt in meinem Herzen thront. Dieſe unüberwindliche Leidenſchaft zehrt mein Leben auf, und ich ſegne den Tag, wo der würdige Greis, zu dem mich das Schickſal geführt hat, mir die Augen zudrücken wird. Ich werde ihn bitten, der Unglücklichen meine letzten Grüße zu bringen — ach! ſie wird mein letzter Gedanke ſein, wie das Andenken an ſie mich bei allem meinem Thun begleitet; im Traume wie im Wachen ſeh ich ſie ſtets vor mir, in jedem Augenblick des Tages ſage ich mir: Melanie denkt an mich. Die Flamme der Liebe, die mich verzehrt, iſt zum furchtbar verheerenden Brande geworden. Ich habe keinen Freund, der mich tröſtet, oder mit mir weint — ich kann keinen haben, denn das Geheimniß meines Unglücks muß in meinem Herzen verſchloſſen bleiben, ſo lange es ſchlägt. — Als ich meinen Onkel bat, mich als Vicar nach Aulnay le Vicomte zu ſenden —"

Hier wurde Margarethe durch die kleine, von ihr ausgeſtellte Schildwache unterbrochen, die ihr die Rückkehr des Vicars meldete. Erſchrocken flog ſie nach ſeinem Cabinet hinauf, das Manuſcript wieder auf den Schreibtiſch zu legen, und hatte kaum noch Zeit, auf Melaniens Bild einen Blick der Bewunderung und Theilnahme zu werfen, als ſie Herrn Victor ſchon an der Hausthür klingeln hörte. Er ſchien unruhig zu ſein, und ſein erſtes Wort war die Frage: ob er nicht an ſeinem Cabinet den Schlüſſel habe ſtecken laſſen? „Ich kann es nicht ſagen,“ antwortete ſie ſcheinbar ganz unbefangen, „denn ich bin in Ihrer Abweſenheit nicht wieder oben geweſen. Unſer alter Herr,“ fuhr ſie mit erhöhter Stimme fort, damit der Pfarrer ſie hören ſollte, „hat ſich, ſeit Sie weg waren, unwohl befunden, doch jetzt geht es ſchon wieder beſſer.“

Der junge Mann trat in das Zimmer. „Sie ſind nicht wohl, Sie leiden?“ fragte er theilnehmend.

„Ja,“ antwortete Gauſſe, den Victors Schickſal tief erſchüttert hatte, „mir thut das Herz unendlich weh.“ — Der Vicar blieb noch einige Zeit und die Blicke des Pfarrers und Margarethens weilten mit verdoppeltem Intereſſe auf ſeinen edlen, bleichen Zügen, in denen man die Geſchichte ſeines gebrochnen Herzens las; und als er ſie verließ, bewunderte Margarethe mehr als je den Adel ſeiner Haltung und ſeine ſchlanke, jugendlich ſchöne und doch Ehrfurcht gebietende Geſtalt. Der Pfarrer nahm ihr einen Eid ab, das Geheimniß des jungen Marquis von St. André nie zu entdecken, und zu ihrer Ehre ſei es geſagt, ſie leiſtete nicht blos dieſen Schwur, ſondern ſie hielt ihn auch.

Wer ſich aber am meiſten mit dem Vicar beſchäftigte, war und blieb die Marquiſe von Roſann. Sie fühlte, ohne dies Gefühl begreifen und ſich erklären zu können, daß er ihr zu ihrer Zufriedenheit unentbehrlich geworden war. Eine namenloſe, mächtige Empfindung zog ſie zu ihm hin; ſie erbebte vor der Gewalt derſelben, und doch konnte ſie ſie nicht für ſtrafbar halten. Das Andenken an ihren Gatten, an den Mann, deſſen Glück ſie war, vertrug ſich in ihrer Seele wunderbar mit der Entfaltung eines ihr bis zu dieſem Moment ganz fremd gebliebenen Gefühls, das einen unendlichen Reichthum in ſich zu verſchließen ſchien.

Einige Tage nach jenem Abend, wo Margarethe das Manuſcript des Vicars geleſen hatte, ging dieſer in dem Park des Schloſſes ſpatzieren, wo er oft und gern verweilte. Vorzüglich zog ihn eine Stelle am Ufer des See's an, deren kühle Schatten ihn an ſein geliebtes Amerika erinnerten. Hier ſaß er unter einem großen Platanenbaum, in ſchwermuthsvolle Träume verſenkt, als ihn der leichte Schritt eines weiblichen Ganges daraus erweckte. Er ſah auf — Frau von Roſann ſtand vor ihm. Seine Seele war gerade mehr als gewöhnlich ſanften Regungen offen. Er erhob ſich, nicht um ſich zu entfernen, ſondern nur um ſie zu grüßen. Sie ſetzte ſich und winkte ihm mit der Hand, neben ihr Platz zu nehmen. „Ich werde auf meinen Park eiferſüchtig werden,“ begann ſie mit einem unwiderſtehlich einnehmenden Lächeln; „ſeit acht Tagen haben Sie mich nicht beſucht, ob Sie gleich mehrere Male hier waren.“

„Dieſe Bäume ſind ſtumm, gnädige Frau,“ antwortete er, „und können ſich nicht beklagen, wenn ich zu oft komme. Sie aber würden, wenn ich Ihnen ſo oft meine Aufwartung machte, berechtigt ſein, dies zu thun, da es ſo leicht keinen ſchlechtern Geſellſchafter geben kann, als ich es bin.“

„Sie ſind zu beſcheiden, Herr Victor.“ — Der Ton, mit dem ſie zum erſten Mal den Namen des Vicars ausſprach, läßt ſich nicht beſchreiben.

„Gewiß, Sie ſind zu gütig,“ erwiederte der junge Mann lebhaft.

„Nein, mein Freund — ich hoffe, daß Sie

mir dies ſein werden, wenn Sie mein Unglück und mein Schickſal kennen gelernt haben — nein, bei dieſem Urtheil iſt keine Güte im Spiel, wohl aber ein wenig Egoismus."

„Wie, gnädige Frau," rief der Vicar theilnehmend, „Sie ſind unglücklich?"

„Ja, Herr Victor ich wähle Sie zum Richter über mein Geſchick, und will Ihnen ein Geheimniß vertrauen, um das, außer mir, jetzt nur zwei Menſchen wiſſen, weil ich in Ihnen einen Gewiſſensrath zu finden wünſche, und auch durch mein Vertrauen Anſpruch auf das Ihrige zu erhalten hoffe. Ihre Schwermuth, mein junger Freund, beweiſet mir, daß Sie eines Herzens bedürfen, dem das Ihrige klagen kann, was es belaſtet, und mit der offnen Freimüthigkeit der guten alten Zeit reiche ich Ihnen die Hand, und bitte Sie: laſſen Sie uns Freunde ſein."

Tief bewegt drückte Victor die ihm dargebotene Hand. Frau von Roſann verſtand dies ſtumme und doch beredte Zeichen. „Ich wurde," begann ſie ihre Erzählung, „bei meiner Geburt zur Waiſe, und habe meine Mutter nie gekannt —"

„Ach," unterbrach ſie der Vicar, „dieſen Schmerz habe ich wie Sie empfunden!"

„Sie haben Ihre Mutter nie gekannt!" rief die Marquiſe, indem ſie ſichtlich erſchüttert aufſtand. — „Großer Gott! — und Sie ſind zwei und zwanzig Jahr alt — Sie heißen Victor! — Barmherziger Himmel! ſollte es möglich ſein?" —

Thränen füllten ihr Auge, doch ſich faſſend, ſetzte ſie ſich wieder, und fuhr folgendermaßen fort:

„Bei allem Anſchein von Ruhe und Sanftmuth bin ich eigentlich von Natur heftig und leidenſchaftlich. Von Kindheit an war ich dies aber mehr innerlich, als daß es ſich in meinem äußern Betragen gezeigt hätte; mein Charakter verrieth ſich allein in der Stärke meiner Empfindungen und der Treue, mit der ich das einmal Ergriffene feſthielt. Sie wiſſen aber gewiß aus eigner Erfahrung und Selbſtbeobachtung, daß jedes verſchloßne leidenſchaftliche Gefühl einen Hang zur Träumerei und ſtillem Sinnen in uns erweckt, und dies täuſchte die, welche, ohne mich genau zu beobachten, mit mir lebten, über meine Anlagen und Empfindungen."

„Eine Tante, deren Frömmelei die ſtrengſte Beobachtung leerer Gebräuche für das Weſen der

Religion hielt, übernahm meine Erziehung, deren Art und Weiſe Sie zu würdigen vermögen, wenn ich Ihnen ſage, daß mir aus meinen Kinderjahren, dieſer Blüthenzeit unſchuldiger Freuden, auch nicht eine liebe, angenehme Erinnerung geblieben iſt. — Meine Tante duldete mich ſelten in dem Kreiſe von Geiſtlichen und Betſchweſtern, der ſie umgab, und als ich größer wurde, unterſagte ſie mir gänzlich den Eintritt in ihre Zimmer, wenn ihre Freunde bei ihr waren. Die Einſamkeit und Abgeſchiedenheit, in der ich ohne Geſpielen, faſt ohne allen Umgang aufwuchs, vermehrte das Uebergewicht, das meine Phantaſie ſchon von Natur über meine übrigen geiſtigen Fähigkeiten hatte; ich erträumte mir eine Welt und Menſchen darin, die wie ich fühlten und liebten — denn Liebe war der Grundton meines Weſens, ja mein Weſen ſelbſt, ehe ich noch wußte, was Liebe ſei."

„Das Verbot, den Geſellſchaften meiner Tante beizuwohnen, gab ihnen einen Reiz, den ſie ſonſt nie für mich gehabt haben würden, und mit der allen jungen Mädchen eigenen Neugierde verſteckte ich mich oft, um die Geiſtlichen, die bei meiner Tante ein- und ausgingen, ankommen oder weggehen zu ſehen. Es waren lauter ziemlich bejahrte Männer, mit Ausnahme eines jungen Abbé's, der nur einige und zwanzig Jahr alt zu ſein ſchien. Sobald ich dieſen erblickt hatte, wünſchte ich ihn öfterer zu ſehen; ich gab genau Acht auf die Tage, wo er zu kommen pflegte, und verfehlte nicht, ihn dann aus meinem Verſteck zu beobachten."

„Eines Tages gewahrte er mich — ich zog den Kopf ſchnell zurück, aber als ich nach einigen Minuten lauſchend wieder hinſah, ſtand er noch unbeweglich, das Auge auf das kleine Fenſter geheftet, hinter dem er mich bemerkt hatte. Sein Erſtaunen, ſeine Ueberraſchung, der Blick, mit dem er mich anſah — das Alles machte mir ſehr viel Vergnügen. Es war das erſte Mal in meinem Leben, daß ich etwas erlebte, und der Eindruck davon bleibend und tief. Ich dachte nur an den jungen Mann, und meine Phantaſie ſchmückte ihn mit allen nur erſinnlichen Vollkommenheiten aus. Eine geraume Zeit genügte es mir, an ihn zu denken; dann erwachte aber der Wunſch, ihn auch einmal wieder zu ſehen, und nicht blos ſo flüchtig; ich ſehnte mich, ihn reden zu hören, und mich zu überzeugen, daß er wirklich dem Bilde entſpreche, welches ich mir von ihm entworfen hatte.“

„Ich war damals vierzehn Jahr alt, und ohne die Anſprüche zu kennen, zu denen uns Frauen Schönheit berechtigt, ohne auf mein Aeußeres einen Werth zu legen, war ich doch in geiſtiger Hinſicht Mädchen genug, um mir eine Liſt zu erſinnen, die mir den Zutritt zu den Geſellſchaften meiner Tante eröffnen ſollte. Ich zog mich eines Tages, nachdem ich den jungen Abbé hatte kommen ſehen, ſorgfältiger als gewöhnlich an, und trat unerwartet in den Saal, wo ich, nach einer tiefen Verbeugung am Eingang, auf meine Tante zuging, und hinter ihrem Stuhle Platz nahm. Ich bebte wie ein Espenlaub — meine Tante ſah mich voll Erſtaunen an; die Unterredung, welche, als ich die Thür öffnete, ſehr lebhaft war, ſtockte, Aller Augen wandten ſich auf mich, und meine Tante ſprach kein Wort. Als ich es endlich wagte, auf die Anweſenden einen verſtohlenen Blick zu werfen, bemerkte ich, daß mein Abbé der Einzige war, der meine Gegenwart gar nicht zu beachten ſchien, und dagegen meine Tante auf eine Art anſah, die mir entſchieden mißfiel;

aber ich errieth auch, wie ſie entzückt war, daß der jüngſte und liebenswürdigſte aller anweſenden Männer nur für ſie Augen zu haben ſchien, während ihre Nichte die Blicke aller Andern auf ſich zog, und begriff es, warum ich keine Schelte bekam, und nicht den Befehl erhielt, mich zu entfernen.“

„Wie lebhaft erinnere ich mich noch jedes Augenblicks dieſes Abends! Mit wie friſchen Farben ſchwebt mir noch das Bild des Mannes vor, von dem ich eben ſprach! Er war groß, ſchlank, ernſt, ja faſt finſter in Haltung und Anſtand. Seine dunkeln Haare fielen in reichen Locken auf ſeine Schultern nieder, ſeine Bläſſe erhöhte noch den Ausdruck ſeiner glänzenden ſchwarzen Feueraugen, und ein ihm eigenthümlicher Zauber waltete über jeder ſeiner Bewegungen.“

„Endlich brachte einer der Anweſenden das Geſpräch wieder durch eine Frage in Gang, als ſei es gar nicht unterbrochen worden, und ich hörte meinen Abbé nun auch reden; allein vergeblich wartete ich auf einen Blick von ihm — er war nur für meine Tante da, und ich viel zu unerfahren, um zu errathen, welch eine Abſicht dieſem Betragen zum Grunde lag. Der Stolz, einen jungen Mann gefeſſelt zu haben, deſſen Aufführung für muſterhaft galt, und deſſen ſtrenge Grundſätze, ſo wie ſeine Frömmigkeit berühmt waren, gab meiner Tante eine Zuverſicht zu ſich ſelbſt, die ihr meine Gegenwart in der Geſellſchaft gleichgültig machte, und von dieſem Tage an geſtattete ſie mir ſchweigend und ohne weitere Erklärung den Zutritt. Die Kälte und wenige Aufmerkſamkeit, die mir Adolf — ſo hieß der Abbé — bewies, betrübten mich; ich ward ſtill und ſchwermüthig. Eines Abends traf ich ihn beim Weggehen allein im Vorſaal — ich ſah ihn an, und in dem Ton, mit dem ich ihm Lebewohl ſagte, mußte wohl ein Anklang meiner Empfindung liegen, denn er näherte ſich mir, faßte meine Hand, die ich ihm willig ließ, und ſagte mir, indem er ſie ſanft drückte, nichts, als: „Leben Sie wohl, mein Fräulein!“ — aber dieſe Worte ergriffen mich wunderbar. Ich blieb, auf das Geländer geſtützt, an der Treppe ſtehen, die er, zu mir aufſehend, hinunter ſtieg, und als ich ihn nicht mehr ſah, lauſchte ich noch auf ſeine Tritte, bis das Geräuſch derſelben verhallte. — Die Nacht und den ganzen folgenden Tag hörte ich noch immer den ſüßen Schmeichelton der Zärtlichkeit, mit dem er mir dies Lebewohl geſagt hatte, und die Erinnerung daran füllte mein Herz mit einer noch nie empfundenen Wonne.“

„Wie unbedeutend dieſe Vorfälle auch an und für ſich ſind, waren ſie doch der Liebe wichtig, weil es für dieſe keine gleichgültigen Begebenheiten gibt, und ein Blick, ein Wort für ſie oft unendlichen Reichthum in ſich ſchließt. Seit jenem Augenblick erblühte in meinem Herzen eine ſtille Hoffnung, aber Gott iſt mein Zeuge, daß ich nicht wußte, was ich hoffte. Nichts iſt ſchwerer, als dieſe erſten Regungen des erwachenden Herzens zu erklären; ſie werden nur von dem begriffen, der ſie empfunden hat. Auch in den Erſcheinungen der Natur liegt ein Zauber, der nur gefühlt werden kann. — Der Eindruck, den der geſtirnte Himmel, das Rauſchen in den Wipfeln eines Waldes, oder das Brauſen des Meeres auf uns macht, läßt ſich nicht mit Worten erklären; — die Seele wird von einem Gefühl ergriffen, für das die Sprache keinen Ausdruck hat, und dies gilt auch von dem erſten Erwachen unſers Herzens.“

„Als Adolf und ich uns wieder ſahen, verrieth uns das Einverſtändniß unſrer Blicke, daß wir uns auch abweſend mit einander beſchäftigt hatten. Das waren meine glücklichſten Tage! — Noch jetzt, wo jene ſelige Zeit mit ihren Illuſionen ſo weit hinter mir liegt, und ihr Zauberſpiegel zerbrochen iſt, geſtehe ich doch, daß es im Erdenleben kein reineres, ſüßeres, berauſchenderes Glück gibt, als die Wonne dieſer erſten Liebe, die durchaus hienieden nur einmal empfunden werden kann."

„Nur ſehr allmählig fand eine größere Annäherung zwiſchen uns Statt. Beide gleich furchtſam, fromm und rein, reichte ein Blick hin, uns auf lange zu beglücken. Meine Tante blieb ohne Ahnung unſers Einverſtändniſſes. In dieſer Zeit begann die grauſame Verfolgung der Prieſter und der Adeligen. Ich ſaß eines Nachmittags neben meiner Tante, und las ihr aus einem Erbauungsbuche vor, bis ſie darüber einſchlummerte, als ſich die Thür öffnete und Adolf leiſe hereintrat. Er näherte ſich mir: „Ich werde verfolgt," flüſterte er, „und bin nur durch einen glücklichen Zufall der Gefahr entronnen, die mein Leben bedrohte. Werden Sie mir die Freiſtätte verſagen, die ich in Ihrem Hauſe zu finden hoffe?"

„Gewiß wird meine Tante Sie gern aufnehmen," ſagte ich, „ſie wird ſich glücklich ſchätzen, Ihnen dieſen Dienſt erzeigen zu können, und ich —" hier verſtummte ich, aber mein Blick ergänzte, wie ich glaube, dieſe abgebrochnen Worte."

„Meine Tante ſchlug jetzt die Augen auf, und erſtaunte nicht wenig, Adolf zu erblicken. Als er ſie von ſeiner gefahrvollen Lage unterrichtete, ſchien ſie erſt lange nachzudenken, ehe ſie ihm Antwort ertheilte; wahrſcheinlich berechnete ſie die Gefahr, der ſie ſich ausſetzte, wenn ſie einen Prieſter verbarg, und den Vortheil, den ihr dagegen die Erfüllung ſeiner Bitte in dieſem und jenem Leben verheißen konnte. Ich zitterte vor Angſt, als ſie ſo lange ſchwieg; endlich erklärte ſie aber, wenn gleich mit ſichtlichem Widerwillen, daß ſie Adolf in ihrem Hauſe aufnehmen wolle, doch nur auf kurze Zeit."

„Mit beſeligender Freude traf ich alle Anſtalten, die erforderlich waren, um ſeine Anweſenheit zu verbergen. Er war nun unſer Hausgenoſſe, wir ſahen uns täglich mehrere Stunden, und unſre Neigung bildete ſich zu jenem Alles beſiegenden, begeiſternden Gefühl aus, deſſen geheimnißvolles Glück von der Vorſehung beſtimmt zu ſein ſcheint, uns durch Ahnungen der Seligkeit zu Himmelserben zu weihen.

Mein Herz ſchlug leicht und ſelig — Adolf hingegen ſchien zu leiden und zu kämpfen, er wurde bleich und ſah krank und angegriffen aus. Von einer ſehr frommen Mutter erzogen, die ſeit ſeinen frühesten Kinderjahren die Scheu vor Gott, dem ſtrafenden, allwiſſenden Richter, und die tiefſte Ehrfurcht vor den Satzungen der Kirche in ſeine Seele prägte, haßte er eine Liebe, die das Heil ſeiner Seele und den Ruf ſeiner Frömmigkeit zu gefährden drohte, und doch vermochte er in dieſem Kampfe gegen Herz, Liebe, Jugend und Natur nicht zu ſiegen.“ —

„Kommen Sie,“ unterbrach ſich Frau von Roſann hier ſelbſt, „laſſen Sie uns zu den Ruinen der alten Capelle gehen, dort will ich Ihnen das einzige ſchriftliche Denkmal zeigen, das ich von dieſer Liebe aufbewahrt habe.“ — Der Vicar folgte ihr ſchweigend — ſie traten in die alte, faſt zerſtörte Capelle. Frau von Roſann hob einen Stein auf, der eine kleine Höhlung vor dem Altar bedeckte, in welcher eine Rolle Papier lag, die ſie aufnahm, und dann, ſich auf eine Bank am Eingang niederlaſſend, folgendermaßen in ihrer Erzählung fortfuhr:

„Als Adolf nach Verlauf einiger Wochen ſeiner Liebe nicht länger zu widerſtehen vermochte, ſchrieb er mir dieſen Brief.“ Sie faltete hier das Blatt aus einander und las es, ſichtlich bewegt, dem Vicar vor:

„So groß auch die Gefahren ſein mögen, die mich bedrohen, wenn ich das Haus Ihrer Tante verlaſſe, ſo iſt doch der Tod nicht ſo furchtbar, als das Loos, welches mich bedroht, wenn ich länger in Ihrer Nähe weile, mein Fräulein. Dieſe Zeilen ſchreibe ich nur, damit es Sie nicht befremdet, wenn ich, ohne eine dem Schein nach gültige Urſache, mein Aſyl verlaſſe; Sie möchten meine Entfernung dann einem Grunde zuſchreiben, der Ihnen weh thäte, und dies möchte ich um keinen Preis der Welt! — Vielleicht darf ich mir jetzt, wo ich Sie auf immer fliehe, erlauben, Ihnen zu ſagen, daß ich Sie liebe. Mein Herz vermag dies unglückliche Geheimniß nicht länger in ſich zu verſchließen. Ich weiß es, Victorine, daß die Leidenſchaft, die mich verzehrt, Ihrer Bruſt fremd iſt, Sie ahnen nicht die Gluth meiner Empfindung für Sie; laſſen Sie mich nur einmal, nur ſcheidend ausſprechen, was meine ganze Seele füllt. Sie ſind ſchön, ſehr ſchön — aber um wie viel ſchöner iſt nicht noch Ihr Gemüth! welch ein reines Engelherz malt ſich in Ihren Blicken! welche Wahrheit! welche Offenheit und himmliſche Güte! — Ihre Tugenden haben mich mehr noch als Ihre Reize hingeriſſen, und ich liebe Sie ſeit lange, nicht ſeit heut' oder geſtern. Der letzte Schlag meines Herzens wird noch Liebe für Sie ſein. Ich werde die Gluth dieſes Gefühls unter dem Anſchein von Kälte zu verbergen ſuchen, aber mein ganzes Leben gehört Ihnen allein. Ich verlange nicht zu wiſſen, ob Sie mich lieben, ich wünſche kein Geſtändniß, keine Erwiederung — wohin ſollte das uns führen? — Es genügt mir, Sie von fern wie eine Heilige anzubeten, aber ich möchte gern, daß Sie ſich zuweilen ſagten: es lebt auf dieſer Erde ein Unglücklicher, der mich ohne Hoffnung, aber unausſprechlich liebt, der, indem er mich verlaſſen mußte, von allen Freuden des Daſeins ſchied.“

„Ach, Victorine, wenn Sie mir die Verſicherung ertheilten, Ihr rührendes Mitleid mit dem Geächteten verbergen, mich künftig nur kalt und ſtrenge anblicken zu wollen, dann dürfte ich bleiben, dann könnte ich noch länger für mich einſtehen, und mir vergönnen, noch einige glückliche Stunden zu leben; denn Sie zu ſehen, iſt ja mein einziges, mein höchſtes Erdenglück! und ſollte der Himmel es ſo gefügt haben, daß Sie für mich etwas mehr als Mitleiden empfänden — ſollten unſere Herzen ſich verſtehen — Gott! welche Wonne könnte uns dann beſeligen! Ich würde von der Seligkeit des Paradieſes nie mehr fordern, als die Gewißheit dieſes Einklangs unſerer Gemüther. Doch wohin führt mich meine Einbildungskraft! Ich muß fliehen, denn dieſe Wonne iſt nur Traum. Leben Sie denn wohl, Victorine, ſchönes, geliebtes Mädchen! Falle ich unter dem Mordbeile der Guillotine, ſo werde ich leichter vom Leben ſcheiden, als ich mich jetzt von Ihnen losreiße.“

„Dieſer Brief,“ fuhr die Marquiſe fort, „verſetzte mich in einen Zuſtand, den ich nicht zu beſchreiben vermag. Als ich Adolf am andern Morgen ſah, drückte ich ihm die Hand, und flüſterte ihm mit bewegter Stimme zu: „Verlaſſen Sie mich nicht!“

„In dieſer Bitte lag das Geſtändniß meiner Liebe. Er erbebte vor Wonne, und ſein Blick ſagte mir, was in ſeiner Seele vorging. Meine Tante ließ uns nie allein, wir konnten uns nie ſagen, was wir empfanden, ſelbſt unſere Blicke mußten wir bewachen; und dieſer immerwährende peinliche Zwang brachte mich endlich dahin, daß ich ihn eines Nachmittags auf ſein Zimmer begleitete, und ihm unter heißen Thränen der Scham und der Liebe geſtand, wie theuer er mir war. Er ſank voll Dank und Entzücken zu meinen Füßen. „Welches Schickſal bereitet uns aber dieſe Liebe, fragte ich, welche Hoffnung iſt uns vergönnt?“ — „Fühlſt Du nicht,“ antwortete er, „daß die Wonne dieſes Augenblicks ſchon mehr iſt, als der Staubgeborne vom Leben fordern darf? Sie muß uns genügen, und der ſchöne Einklang unſerer Seelen kann und wird unſer Daſein beglücken, ohne durch Schmerz und Reue getrübt zu werden. Laß uns ſchuldlos wie Engel und bis zum letzten Hauche unſers Lebens lieben. Der Wille des Menſchen vermag, der Leidenſchaft Geſetze zu geben, und der unſerige ſoll uns vor jedem Gefühle bewahren, das nicht der reinſten Seelenliebe gehört.“

„Jetzt kamen Augenblicke wahrhaft himmliſcher Wonne für uns — wir empfanden den ganzen Zauber unentweihter Jugendliebe — ihrer erſten ſtammelnden Bekenntniſſe, ihres Entzückens, ihrer verklärten Blicke, ihrer geiſtigen Trunkenheit, und aller jener unerklärlichen Regungen und Ahnungen, die man nicht verſteht, nicht begreift und doch ſo gern empfindet. Das Andenken an den Zauber dieſer Stunden iſt meinem Gedächtniſſe ſo unvergänglich eingegraben, daß ich im ganzen Laufe meines Lebens mich ihrer nie ohne Thränen, ohne Beben, ohne Wonneſchauer habe erinnern können, obgleich Zeit und Ferne ihre glühenden Farben mit dem Duft ſtiller Wehmuth und Rührung überhüllt haben."

„Wir blieben unſern Vorſätzen und Gelübden lange treu, aber — ich darf es ſagen — die Reinheit unſerer Herzen, unſere Unerfahrenheit verrieth uns —"

Hier barg die Marquiſe ihr Geſicht in ihre Hände und weinte lange ſtill vor ſich hin. Als ſie endlich aufzublicken wagte, las ſie in den Zügen des Vicars nichts von jener Verwerfung, jenem unerbittlich ſtrengen Ernſt, den ſie darin ausgedrückt zu finden fürchtete. Todtenblaß ſah er zur Erde nieder, und einzelne Thränen rollten über ſeine Wangen.

Leiſe begann die Marquiſe wieder: „Die Strafe folgte unſerm Vergehen auf dem Fuße; meine Tante errieth unſere Liebe. Sie ſagte mir eines Abends, wo auch Adolf gegenwärtig war, daß ſie durch ihre

Verbindungen am öſtreichiſchen Hofe für mich eine Stelle im Stift zu L. erhalten habe und ich mich gefaßt halten möge, bald dahin abzureiſen.“

„Offen geſtand ich ihr, daß ich durchaus keine Neigung zum Kloſterleben in mir ſpüre, und überzeugt ſei, Gott laſſe jedem Menſchen die Freiheit, ſich ſeinen Beruf nach Neigung und Fähigkeit zu wählen.“

„Kleine Heuchlerin!“ rief ſie mit zornentflammten Blicken, „glaubſt Du, mich täuſchen zu können? Die Blicke, die Du dieſem Flüchtling zuwirfſt, ſind mir nicht entgangen, und morgen des Tages ſoll er mein Haus verlaſſen.“

„In der damaligen Zeit war dies Wort für Adolf ein Todesurtheil. Die Gefahr des Geliebten gab mir Muth und Geiſtesgegenwart. „Nein,“ rief ich, „um meinetwillen ſollen Sie ſich nicht dem Vorwurf ausſetzen, Schuld an dem Tode eines jungen Mannes zu ſein, der einem von Frankreichs erſten Geſchlechtern angehört, und der Kirche in dieſer bedrängten Zeit eine Stütze zu werden verheißt. Ich will Ihnen den ſtärkſten Beweis von der Grundloſigkeit Ihres Verdachts geben, indem ich Sie um die Erlaubniß bitte, nach Aulnay le Vicomte zu meiner Amme, meiner guten Marie, zu gehen, und bei ihr zu bleiben, ſo lange er in Ihrem Hauſe verborgen lebt. Sind Sie damit zufrieden?"

„Dieſer Vorſchlag ſchien meine Tante zu beſänftigen, und in Adolfs Blicken las ich, wie tief er das Opfer fühlte, das ich ihm durch dieſe Entfernung brachte. Meine Tante entſchied, ich ſolle am nächſten Morgen ſchon abreiſen; Adolf und ich fanden indeß doch noch die Gelegenheit, uns zum Abſchied umarmen, uns Lebewohl ſagen zu können."

„Welch eine Trennung war dies! — Nein," rief er, „ich kann Dich nicht verlaſſen, vorzüglich in Deinem gegenwärtigen Zuſtande —"

„Ich beſchwor ihn, ſeinen jetzigen Zufluchtsort nicht zu verlaſſen; ich fühlte, die Angſt, ihn in Gefahr zu wiſſen, würde mich tödten, wenn ich ſie erdulden müßte. — Als ich hier ankam, vertraute ich meiner guten Amme mein ganzes Schickſal, und empfand zum erſten Mal, wie es das kummerſchwere Herz erleichtert, wenn wir das Geheimniß unſers Grams vertrauend ausſprechen dürfen. Nach einigen Wochen erfuhr ich zufällig, ein junger Prieſter, den meine Tante in ihrem Hauſe verſteckt gehalten habe, ſei entdeckt und in's Gefängniß geführt worden. Ich ſank ohnmächtig nieder, ein hitziges Fieber bedrohte mein Leben, und in meinen Phantaſien ſprach ich nur von Adolf und dem Kinde, das ich unter meinem Herzen trug. In dem Augenblicke, wo Marie mich dem Tode nahe glaubte und hoffnungslos verzagend an meinem Lager ſaß, ſprengte ein Reiter vor die Thür ihres Hauſes — es war ein junger Soldat; er trat ein, ich erkannte Adolf! — Er kniete an meinem Lager nieder, und die Freude dieſes Wiederſehens raubte mir, wie früher jene Todesnachricht, das Bewußtſein. In ſeinem Arm erwachte ich zum Leben, und ſobald ich ihn zu hören vermochte, erzählte er mir, daß es ihm unmöglich geweſen ſei, meine Abweſenheit und den Mangel jeder Nachricht von mir länger zu ertragen, und er daher die Liſt erſonnen hatte, die mir ſo tödtenden Schmerz bereitete.“

„Ueberzeugt, daß meine Tante, wenn er aus eigenem Antrieb ihr Haus verließe, ſogleich auf die Idee gerathen würde, daß er mir gefolgt ſei, fing er damit an, ſie durch ſeine Aufmerkſamkeit und die Huldigung, die er ihr bewies, einzuſchläfern. Es gelang ihm, jede Spur des Argwohns in ihr zu verlöſchen, und als er ſie von Neuem ganz ſo günſtig wie früher für ſich geſtimmt ſah, ſchrieb er an ſeinen Bruder, der zugleich ſein vertrauteſter Freund war, und verabredete mit dieſem, daß er mit einigen zuverläſſigen jungen Männern als Gendarmes verkleidet in der Nacht zur Tante kommen, und ihn, dem Schein nach, gefangen wegführen ſollte. Der Plan gelang; die Tante glaubte vor Schrecken zu ſterben, als man um Mitternacht kam, eine Hausſuchung bei ihr anzuſtellen, und Adolfs Bruder, dem er das Geheimniß ſeines Verſtecks mitgetheilt hatte, mit ſeinem Säbel die Mauer viſitirte, in der die Thür, die zu jenem führte, verborgen war. Adolf zeigte ſich in ſein Schickſal ergeben; er tröſtete die Tante, und verließ ſie heimlich erfreut, um zu mir zu eilen."

„Mein Freund," fuhr die Marquiſe fort, indem ſie mit der Hand auf den Park zeigte, der vor ihnen lag, „dieſe Bäume waren Zeugen meines Glücks! In ihrem Schatten habe ich drei ſelige Monate verlebt; geliebt, angebetet von dem Manne meines Herzens, unbewacht, frei — war ich Gottes glücklichſtes und dankbarſtes Kind."

„Doch Adolf ſelbſt bereitete mir die erſte Strafe, die mich für mein Vergehen traf. Als er ſah, daß bald ein lebender Zeuge unſerer Liebe das Licht erblicken werde, ward er nachdenkend und trübe ſinnend. Ich ſah, daß er an die Zukunft dachte, und von meiner Zärtlichkeit für unſer Kind die Entdeckung unſers Geheimniſſes fürchtete. Auch beſtand er darauf, daß ich Aulnay verlaſſen und an einem andern Orte meine Entbindung erwarten ſollte.“

„Mein Zuſtand war, Marien ausgenommen, für Jedermann ein Geheimniß geblieben; die Furcht, über das Verbergen eines Prieſters zur Rechenſchaft gezogen zu werden, hatte meine Tante bewogen, ihren bisherigen Wohnort zu verlaſſen und ſich zu einer Verwandtin zu flüchten. Es war ihr bequem, mich in Aulnay zu laſſen, und ſie ſchrieb mir, nicht eher zu ihr zurückzukehren, bis ſie mich ſelbſt dazu auffordern würde. So vereinte ſich Alles, unſere Wünſche zu begünſtigen. Adolf brachte mich darauf von Aulnay weg; ſeine Liebe hatte für Alles geſorgt — aber ach! der Barbar raubte mir mein Kind — ich habe es nie wieder geſehen!“ —

Die Marquiſe weinte hier bitterlich. „Ich weiß nichts von meinem Kinde,“ fuhr ſie dann fort, „als daß Adolf es in der Taufe nach mir Victor genannt hat.“

„Victor!“ rief der Vicar überraſcht aus, und ein glühendes Erröthen überflog ſeine Wangen.

Frau von Roſann ſah ihn liebevoll und freudig an. „Sie heißen auch Victor?“ fragte ſie.

„Und wo wurde Ihr Kind geboren?“ ſagte er, ihre Hand faſſend und ſie voll unruhiger Spannung anblickend.

„Weit von hier,“ antwortete ſie, „in Vans-la-Pavée.“

„O,“ rief er, „wie konnte ich mir auch eine ſolche Hoffnung erlauben! Ich kenne ja meinen Vater — und doch — ein Geiſtlicher!“ — Er verſank hier in eine Träumerei, aus der er erſt erwachte, als Frau von Roſann nach einem ziemlich langen Schweigen wieder das Wort nahm:

„Adolf brachte mir zwar die Nachricht, mein Kind ſei todt; doch trotz aller Vorſicht und Schonung, die er anwandte, mich auf dieſes Unglück vorzubereiten, habe ich mich nie davon überzeugen können. Eine geheime Ahnung ruft mir zu, mein Kind lebe, und Sie werden jetzt den Eindruck begreifen, den der Anblick jedes jungen Mannes auf mich macht, in dem ich möglicherweiſe meinen Sohn zu ſehen glauben kann. — Mit dieſem Zeitpunkte endete mein Glück. Adolf brachte mich zu Marien zurück, und ſah ſich bald darauf zur Emigration genöthigt, da ihm ſelbſt die Abgeſchiedenheit dieſes Gebirgsdorfs nicht länger Sicherheit zu gewähren vermochte. Meine Tante forderte jetzt meine Rückkehr zu ihr, und ich verweinte meine Jugend in ſtillem Grame über den Verluſt meines Kindes und meines Geliebten. Anfänglich erhielt ich mehrere Male Nachricht von ihm; ſeine Briefe verſicherten mich ſeines Andenkens, und doch ſprach aus ihnen eine geheime Bitterkeit; ich fühlte, daß er unſere Liebe als eine Verirrung bereuete, die er ſich ſelbſt nicht zu verzeihen vermochte. — Ach, wenn die Religion einen Anſtrich von Fanatismus erhält, kann ſie zu manchen Grauſamkeiten und zur Verläugnung aller Naturgefühle verleiten! — Um mein Elend zu vollenden, mußte ich mich auch noch von dem Manne verachtet fühlen, dem ich Alles aufgeopfert, den ich ſo unausſprechlich geliebt hatte, als wohl auf Erden nur ſelten ein Mann geliebt worden iſt.“

„Nach dem Tode meiner Tante kehrte ich nach Aulnay zurück, das mir ſo theure, ſchmerzliche Erinnerungen bewahrte. Herr von Roſann lernte mich kennen; ich gab ihm meine Hand — er fühlt ſich glücklich. Um meinen Fehltritt weiß er nicht, und ich kann mir keinen Vorwurf daraus machen, ihm denſelben verſchwiegen zu haben.“

„Als Napoleon der Kirche ihre Altäre wieder gab, kam auch Adolf in ſein Vaterland zurück. Ich erfuhr, daß er lebe und eine glänzende Beförderung erhalten habe. Voll Entzücken klopfte mein Herz unſerm Wiederſehen entgegen. Ich fuhr zu ihm, ich trat ein — er erkannte mich nicht! — Der Bediente mußte ihm meinen Namen nennen!“ —

„Zehn Jahre ſind ſeitdem verfloſſen, aber dieſer Augenblick iſt mir in ſeiner vollen Bitterkeit noch immer gleich gegenwärtig.“

„Wie?“ rief ich, indem ich auf ihn zutrat, „Adolf kennt Victorinen nicht mehr?“

„Sind Sie es, gnädige Frau?“ fragte er kalt höflich. Ich erſtarrte.

„Grauſamer!“ rief ich, „wodurch habe ich einen ſolchen Empfang verſchuldet?“

„Du biſt mir noch theuer, Victorine,“ ſagte er ernſt, „aber Du haſt einen Gatten —“

„Glauben Sie denn,“ fragte ich lebhaft, „daß ich zu Ihnen komme, um meine Pflicht gegen ihn zu verletzen? — Ungeachtet meines Stolzes zerfloß ich hier in Thränen."

„Die Religion — begann er —"

„Ich haſſe ſie, wenn ſie Ihnen ſolche Härte zur Pflicht macht!"

„Hier warf er mir einen ſo ſtrengen, ſo abſchreckenden Blick zu, daß ich, ohne ein Wort zu erwiedern, das Zimmer verließ, und mir ſelbſt gelobte, ſeine Wohnung nie wieder zu betreten. Die Kälte ſeines Tones, ſeine düſtere Haltung, ſeine Reue hatte mich vernichtet. Ihm gebührte es, mich durch den Stolz auf ihn und ſeine Liebe über mein Vergehen und das Unglück meiner Jugend zu tröſten, und mich in meinem eigenen Bewußtſein wieder zu heben; ſtatt deſſen drückte er mich ganz zu Boden. Nichts hat mich über ſein Benehmen zu beruhigen vermocht; der Pfeil ſteckt noch immer in der Wunde, ich trage ihn mit mir bis in's Grab."

„Bei der Kinderloſigkeit meiner Ehe mit dem Marquis empfinde ich mit doppeltem Schmerze den Verluſt meines Sohnes. Sie iſt das Einzige, was das Glück unſerer Verbindung trübt, ja es vielleicht bei der Heftigkeit, mit welcher mein Mann ſich einen

Erben ſeines Namens und ſeiner Beſitzungen wünſcht, ganz zerſtören würde, wenn er mich nicht ſo innig liebte, um in meinem Beſitz Erſatz für jedes andere ihm verſagte Glück zu finden.“

In dieſem Augenblick läutete man im Schloß zum Frühſtück. Die Marquiſe lud den Vicar ein, das ihrige mit ihr zu theilen, und er folgte ihr ſchweigend. Es war, als feßle ihn ein geheimer Zauber gegen ſeinen Willen an ſie.

Als er ihr gegenüber an dem Tiſche ſaß, und zufällig aufſah, fiel ihm der lächelnd verſchmitzte Ausdruck im Geſicht des aufwartenden Bedienten auf. Dieſer Menſch hieß Jonio, und brannte vor Begierde, ſich aus der Dunkelheit ſeines gegenwärtigen Standes hervorzuarbeiten. Die Mittel zur Erreichung dieſes Zwecks galten ihm gleich; er ſchien dem Marquis von Roſann treu ergeben zu ſein, aber nur, weil der Einfluß, den dieſer ſeit der Rückkehr der Bourbons hatte, Jonio die Hoffnung einflößte, durch ihn ſein Glück machen zu können.

Ohne zu wiſſen warum, machte der Anblick dieſes Menſchen einen widrigen Eindruck auf den Vicar, und ihm war wohler, als Jonio das Zimmer verließ und er ſich mit der Marquiſe wieder allein befand. Sein Herz ſchlug voll zärtlicher Theilnahme für jedes Opfer einer unglücklichen Liebe, und ſo fand ihn auch Frau von Roſann jetzt weich und mitleidig gegen ſie geſtimmt. „Ich hoffe, mein Freund,“ ſagte ſie mit innigem Tone, „daß auch Sie mich einſt Ihres Vertrauens würdig achten werden.“

„Dies würde ſchon jetzt der Fall ſein,“ antwortete er, „wenn die Freundſchaft mir Troſt zu gewähren vermöchte: allein für mein Unglück gibt es keinen, und es wäre ſelbſtſüchtig, Sie durch die Mittheilung deſſelben betrüben zu wollen.“

„Es würde mir wohl thun, Ihren Kummer zu theilen. Zwei Unglückliche ertragen leichter ihr Schickſal, wenn ſie es vereint beweinen.“

„Sie ſind nicht hoffnungslos unglücklich, gnädige Frau. Sie werden Ihren Sohn wiederfinden — aber ich! — mir iſt jede Hoffnung unterſagt, und keine Macht des Himmels und der Erde vermag den Schickſalsſpruch zu ändern, der mich zum Elend verdammt.“ —

„Mein armer, theurer Freund!“ ſeufzte die Marquiſe mit einem Tone, der ihr alle Rechte, alle Gewalt der Freundſchaft über ſein Herz gab.“

Sie ſetzte ſich an das Piano — bei den erſten

Tönen, die ſie anſchlug, näherte ſich ihr der Vicar. Ihm war, als öffne ſich ſeine Seele, um dieſe Klänge und mit ihnen eine unvergeßliche Erinnerung in ſich aufzunehmen. Der Unglückliche wähnte, indem er Melaniens Lieblingsſonate vernahm, ſie ſelbſt zu hören. Er verbarg das Geſicht in ſeinen Händen; und als er, da Frau von Roſann vom Piano aufſtand, Abſchied von ihr nahm, verbürgten ihr die Thränen in ſeinen Augen, daß ſie aufgehört hatte, eine Fremde für ihn zu ſein.

Der Vicar dachte, ſobald er ſich allein fand, über die Zuneigung nach, die Frau von Roſann ihm bewies; aber ſein Herz erfreute ſich ihrer, ohne irgend einen Einwurf ſeines Gewiſſens oder ſeiner Liebe. Das Andenken an Melanie vertrug ſich mit dieſer in ihm erweckten Regung der innigſten Theilnahme, und er machte ſich kein Bedenken daraus, die Marquiſe von dieſem Tage an oft zu ſehen. Ihr Umgang gewann, als er ſie näher kennen lernte, einen Reiz für ihn, dem er doch nach einiger Zeit entſagen zu müſſen glaubte, nicht aus Mißtrauen gegen ſich oder Frau von Roſann, ſondern weil er gegen Melanien ſtrafbar zu werden fürchtete, wenn er Gefallen an dem Umgange mit einer andern Frau fände. Er beſchloß daher, ſeltner zu ihr zu gehen. Seine Abweſenheit betrübte die Marquiſe, der ſeine Geſellſchaft unentbehrlich geworden war, und ſie ſchrieb ihm folgende Zeilen:

„Seit drei Tagen habe ich Sie nicht geſehen, mein theurer Freund, und das iſt hart, da ich mir wirklich einige Anſprüche auf die Rechte einer Freundin erworben zu haben glaube. Vergeſſen Sie nicht, daß Sie mir Troſt ſchuldig — daß Sie der Einzige ſind, von dem ich dieſen hoffen darf. Ihr Umgang iſt mir nothwendig geworden — ich ſehne mich ſchmerzlich nach einem Beſuche von Ihnen, und dies muß hinreichen, Sie zu mir zu führen.“

Sie gab dieſes Billet Jonio'n, mit dem Auftrag, es dem Vicar ſelbſt einzuhändigen; doch kaum hatte der Bediente das Zimmer verlaſſen, als ſie die Equipage ihres Gemahls auf das Schloß zufahren ſah. Ein unerklärliches Gefühl bemächtigte ſich ihrer Seele: — ſtatt ihm wie ſonſt mit liebevoller Herzlichkeit entgegenzueilen, hemmte eine Art von Befangenheit ihre Schritte — ſie empfand, daß er ihr ungelegen kam.

Herr von Roſann liebte ſeine Frau zu leidenſchaftlich, um nicht die Verſtimmung zu bemerken, deren ſie vergeblich Herr zu werden ſtrebte. Er hatte mit liebender Ungeduld alle Geſchäfte beeilt, die ihn in Paris zurückhielten, und fand nun nicht den Empfang, durch den er ſich dafür belohnt zu ſehen hoffte. Doch war er zu feiner Weltmann, um Victorinen mit Fragen läſtig zu werden. Er unterhielt ſie von Manchem, was in Paris vorgefallen war, und erkundigte ſich dann, wie ſie bisher ihre Zeit in Aulnay zugebracht habe.

Sie erzählte ihm nun Louiſons Tod; dabei mußte ſie natürlich auch des Vicars erwähnen, und allmählig durch das Vergnügen fortgeriſſen, welches ſie daran fand, von ihm zu ſprechen, ward ſie ſo beredt und zugleich ſo bewegt, daß es dem Marquis auffiel.

„Er iſt wohl oft auf's Schloß gekommen?“ fragte er.

„Recht oft,“ antwortete ſie unbefangen. — Doch in dieſem Augenblick ſah Herr von Roſann Jonio an, der ihm ein Glas Waſſer brachte. Daſſelbe verſchmitzte Lächeln, das dem Vicar ſo widerlich geweſen war, ſpielte auch jetzt um ſeinen Mund, und weckte in der Seele des Marquis einen Verdacht, dem er bis jetzt unzugänglich geblieben war.

„Der junge Vicar ſcheint Ihren Beifall gewonnen zu haben?“ fragte er mit einem Tone, der Frau von Roſann aufmerkſam machte.

„Errathen,“ antwortete ſie lächelnd; „und er würde mir noch beſſer gefallen, wenn Sie ſich verſucht fühlen ſollten, auf ihn eiferſüchtig zu werden, weil uns das in die ſchöne Jugendzeit unſerer Liebe zurückverſetzen würde.“

Der leichte Spott und die graziöſe Coquetterie, welche Frau von Roſann in dieſe Worte legte, minderten den Argwohn ihres Gatten; allein er fühlte ſich doch ſchon gegen den Vicar eingenommen, und es gehörte wenig dazu, dieſe Abneigung in Haß zu verwandeln.

Der Vicar hatte zwar das Billet der Marquiſe nicht erhalten, erſchien aber am andern Morgen auf dem Schloſſe, um ſich dem Gutsherrn vorzuſtellen, und Frau von Roſann, die ihn nur in Gegenwart ihres Gemahls ſah, wurde durch nichts in dem Glauben geſtört, daß dieſer Beſuch die Antwort auf ihr Billet ſei. Der Marquis war überraſcht, in dem jungen Geiſtlichen einen Mann zu finden, deſſen Anſtand und Betragen durchaus von vornehmer Abkunft zeugten, und die Liebenswürdigkeit, die er ihm zugeſtehen mußte, verſtärkte in ſeiner Seele den Verdacht, daß der Vicar der Liebhaber ſeiner Frau ſei. Um ſich Gelegenheit zu verſchaffen, Beide genauer beobachten zu können, lud er den jungen Mann oft zu ſich ein, und fand bei jedem dieſer Beſuche ſeinen Argwohn mehr und mehr gerechtfertigt, da er ſowohl ihn als die Marquiſe mit dem Auge der Eiferſucht beobachtete, und daher Alles in falſchem Lichte ſah. Er betete ſeine Frau an, und war in den Jahren, wo man der Zuverſicht inniger Hochachtung bedarf, um im Beſitz des geliebten Weſens glücklich zu ſein. Sein Frieden ſchien ihm für immer zerſtört, wenn er ſeinen Argwohn gegründet fand, und dennoch peinigte ihn der Wunſch, da Gewißheit zu erlangen, wo er, wie er fühlte, der Qual des Verdachts erliegen mußte.

Die Marquiſe und der Vicar trafen ſich eines Abends in der Hütte einer armen Familie, zu der Beide der Wunſch, fremde Leiden zu mildern, geführt hatte. Von den Segenswünſchen der Armen begleitet, traten ſie in die Wunderpracht der Beleuchtung eines herrlichen Sonnenuntergangs hinaus. Nur der ferne Ton der Abendglocke ſtörte das feierliche Schweigen um ſie her; die Stille der Natur wiegte ſie in jene ſanfte Wehmuth, die das Herz jedem zarteren Gefühl öffnet. „Welch ein herrlicher Anblick!“ rief endlich die Marquiſe — „wie ſchön löſet er die Seele von allen irdiſchen Banden! wie frei entfaltet er ihre Fittiche zum Aufſchwung in ein höheres Daſein! — Die Natur allein theilt dieſe Macht mit der Liebe, dieſem erhabenſten und ſchönſten Gefühle der menſchlichen Seele.“

„O,“ ſagte der Vicar und faßte ihre Hand, „wie ſtimmen Ihre Worte ſo ganz zu meinen Empfindungen! Welcher Einklang unſerer Gemüther offenbart ſich mir in jeder Ihrer Aeußerungen!“

„Ich habe Sie früher errathen, als erkannt,“ erwiederte Frau von Roſann. „Gleich als ich Sie zum erſten Male ſah, ahnete ich in Ihnen, trotz der kalten Außenſeite, dieſe glühende, der edelſten Begeiſterung fähige Seele, die in Liebe und Heroismus das Element ihres Daſeins findet, und Kraft beſitzt, in Einem Gegenſtand das All zu umfaſſen. Ja,“ fuhr ſie fort, „Sie vermögen die Geheimniſſe des Herzens zu deuten, und jedes wahre, innige Gefühl hat gewiß, ſo ſeltſam und unergründlich es auch in ſeiner Tiefe ſein mag, Anſpruch auf Ihre Theilnahme.“

„Und wer könnte einem gefühlvollen, leidenden Herzen dieſe verſagen?“ fragte der Vicar.

„Erinnern Sie ſich wohl, daß die Athenienſer einen Knaben zum Tode verdammten, der einen Vogel tödtete, welcher an ſeinem Herzen eine Freiſtätte geſucht hatte? — Einem verſchüchterten Vogel gleich, ſuche ich bei Ihnen Schutz. Mein Herz iſt rein, meine Pflicht mir heilig, ich liebe meinen Gatten, ich habe ſeit unſerer Verbindung nur für ſein Glück gelebt, und doch kann ich mir nicht verhehlen, daß er nicht mehr den erſten Platz in meinem Herzen einnimmt, und dieſes von einem Gefühl durchdrungen iſt, das Allem übermächtig, was ich früher empfunden habe, mich mir ſelbſt zum Räthſel macht, weil es eben ſo ſtark und tief, als ſtill und friedlich iſt. Ich bin Gattin — und doch gehört meine innerſte Seele, mein ganzes Daſein einem andern Weſen an, ohne daß mein Gewiſſen mir darüber Vorwürfe macht, denn meine Liebe zu dieſem Manne, den ich nur mein ſichtbar gewordenes Schickſal nennen kann, iſt ſo ohne alle Anſprüche, daß ich mich innig freuen würde, könnte ich ihn in den Armen einer Andern glücklich ſehen — es iſt die Liebe, mit der wir uns in einer beſſern Welt lieben werden —

die Liebe, für die es kein Opfer, kein Zürnen, kein Verſchmähen gibt, weil ſie, wie die Gottheit das All; das Menſchenherz trägt und hält. Sagen Sie mir jetzt, ob es mich ſtrafbar machen kann, mich dieſem Gefühl hinzugeben — ob die Macht, die mir gebietet, ohne Rückſicht auf Tod und Leben und jedes irdiſche Verhältniß, nur für das geliebte Weſen, nur in ihm zu leben, nicht höher ſteht, als jede Menſchenſatzung?“ —

„Weiß Ihr Gemahl um dieſe Liebe?“

„Nein, und nie würde er ſie begreifen.“

„Dann iſt es Ihre Pflicht, den Mann, der dem Gatten in Ihrem Herzen den erſten Platz nach Gott geraubt hat, nie wieder zu ſehen.“

„Das iſt mein Todesurtheil!“ rief die Marquiſe, und würde umgeſunken ſein, hätte der Vicar ſie nicht in ſeinen Armen aufgefangen. In dieſem Augenblick rollte ein Wagen vorbei — es war Herr von Roſann, der, von einer Spazierfahrt heimkehrend, nicht wenig erſchrak, ſeine Frau ohnmächtig in des Vicars Armen zu ſehen. Er ließ halten und trug ſie in den Wagen. „Vergeſſen Sie nicht,“ rief er beim Scheiden Victor zornig zu, „daß ich berechtigt bin, von Ihnen eine Erklärung dieſes Auftritts zu fordern.“

Man brachte Frau von Roſann bei ihrer Heimkehr zu Bett, wo ſie aus ihrer langen Ohnmacht nur erwachte, um der Raub eines hitzigen Fiebers zu werden. In finſterer Verzweiflung ſaß ihr Gemahl neben ihrem Lager, das er Tag und Nacht nicht verließ, bis der Arzt, dem er einen Eilboten geſandt hatte, ankam. Dieſer erklärte, nachdem er die Kranke einige Tage ſorgſam beobachtet hatte: der Grund ihres Uebels liege in einem geheimen Kummer, und all' ſeine Kunſt würde vergeblich ſein, fände man nicht das Mittel, dieſen zu heben. Dieſer Ausſpruch verſetzte den Marquis in die größte Beſtürzung; der Zuſtand ſeiner Gemahlin und das Urtheil des Arztes blieb für die Dienerſchaft kein Geheimniß, und Jenio fand den Zeitpunkt günſtig, mit ſeinen Beobachtungen und Entdeckungen hervorzutreten. Er erbat ſich ein geheimes Gehör von ſeinem Herrn, in welchem er ihm ſeine Vermuthungen hinſichtlich eines zwiſchen der Marquiſe und dem Vicar Statt findenden Verhältniſſes mittheilte, und ihm das Billet übergab, das er am Tage der Ankunft ſeines Gebieters unterſchlagen hatte.

Der Marquis zweifelte jetzt nicht länger, daß eine unglückliche Leidenſchaft ſeine Gemahlin dem Grabe zuführe, doch war er auch überzeugt, daß nur ihr Herz, nicht ihr Betragen ihm Grund zu Klagen gegeben habe; und wenn er ſie nun ſo bleich, ſo todesmatt, mit geſchloßnen Augen vor ſich liegen ſah, löſete ſich ſein Zorn in Mitleid auf, und er hatte nicht blos Thränen für ſein Unglück, ſondern auch für das ihrige. — Tief erſchüttert trat er wieder in ihr Zimmer — ſie ſchlug die Augen auf, bot ihm die Hand, und ſagte ihm, daß ſie ſich beſſer fühle, und nichts inniger wünſche, als daß man ihr erlauben möge, aufzuſtehen und in den Garten zu gehen.

„Wie kommen Sie auf dieſen Gedanken, den Ihre Mattigkeit unausführbar macht?“ fragte er.

„Ich möchte dort ſterben — ich fühle, daß meine Kräfte ſchwinden.“

„Sagten Sie nicht eben, Sie fühlten ſich beſſer?“

„Darf man, wenn man nicht zu leben vermag, es nicht Beſſerung nennen, wenn man die Annäherung des Todes empfindet? — O mein Gemahl,“ fuhr ſie fort und zog ſeine Hand an ihre Lippen,

„werden Sie nicht irre an meinem Herzen! Ich liebe Sie innig und wahr — aber ehe ich ſterbe, muß ich den Vicar noch einmal ſehen.“ —

„Ich eile, ihn zu holen,“ rief der Marquis mit drohendem Blick, „aber wenn Sie ihn ſehen, ſo vergeſſen Sie nicht, daß es zum letzten Mal iſt.“

„Was bedeuten dieſe Worte? — Mein Gemahl! — Hören Sie mich! — O Gott, er wird ihn umbringen!“ —

Der Marquis war ſchon zu fern, um ſie zu hören, allein die Bewegung, in der ſie ihn geſehen, hatte ſie zu mächtig erſchüttert; ſie bekam Krämpfe, und fühlte ſich, als dieſe ſie verließen, ſo matt, daß ſie ſich dem Tode nahe glaubte. — „Ach, Marie,“ ſagte ſie zu ihrer Amme, die während ihrer Krankheit ſtets um ſie geweſen war, „wie glücklich wollte ich mich preiſen, wenn das Schickſal mir vergönnt hätte, mein Kind nur einmal zu ſehen! — Ach! ich ſterbe jetzt, ohne den Gegenſtand aller meiner Thränen, den einzigen ſchmerzlichen Gedanken vieler Jahre je erblickt zu haben — und gewiß, er lebt, mein Herz ſagt es mir! Wie glücklich wäre ich, könnte ich meinen letzten Seufzer in ſeinen Armen aushauchen!“ —

Hier öffnete ſich die Thür und der Vicar trat ein. „Der Herr Marquis ſendet mich zu Ihnen, gnädige Frau,“ ſagte er mit wehmuthsvoller Theilnahme in Blick und Ton.

„Dieſe Güte,“ erwiederte ſie, indem ſie ihm die Hand reichte, „macht mir meinen Gemahl theurer als je.“

„Er iſt verreiſet, und bat mich, während ſeiner Abweſenheit zu Ihnen zu gehen.“

„Edles, großmüthiges Herz!“ rief Frau von Roſann — „aber eben dieſe Liebe, die mein Leben beglückte, erleichtert mir jetzt den Tod. Ich kann nicht leben, ohne undankbar gegen ihn zu werden, darum ſterbe ich gern.“

Der Vicar ſprach ihr Troſt ein; der Ton dieſer geliebten Stimme und ſeine Gegenwart reichten hin, ihre Schmerzen zu beſänftigen und in die Wunden ihres Herzens lindernden Balſam zu gießen. Er verließ ſie nach einer Stunde um Vieles ruhiger, und ein ſanfter Schlaf wiegte ſie leiſe in holde Träume ein.

Herr von Roſann war während dieſer Zeit nach A. geeilt, um von dem dortigen Biſchof einen Befehl zu erbitten, der den Vicar nöthige, Aulnay augenblicklich zu verlaſſen; dann wollte er die Marquiſe nach Paris führen, und dort Alles aufbieten, ſie von ihrer Liebe für den jungen Geiſtlichen zu heilen. „Müßte ich nicht ein Barbar ſein,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „wenn ich ihr zürnte? — Ihre Krankheit beweiſ't ja, wie ernſtlich ſie gegen dieſe Leidenſchaft gekämpft hat — ich kann ſie nur beklagen, nur ihr Schickſal und das meine beſeufzen. Ihr Tod würde mich unausſprechlich elend machen, ich darf alſo kein Opfer ſcheuen, um ihre Geneſung zu befördern.“

Er fand den Biſchof krank, wurde aber angenommen, als er ſich bei ihm melden ließ. Der Prälat lag in einem großen Lehnſtuhl, und lud den Marquis, nachdem er ihn willkommen geheißen hatte, ein, ſich neben ihn zu ſetzen. Ehe dieſer noch zu reden begann, fragte der Biſchof, indem er zutraulich die Hand auf ſeinen Arm legte, wie ſich Frau von Roſann befände?

„Ach,“ antwortete der Marquis ſeufzend, „ſie iſt ſehr krank, vielleicht dem Tode nahe.“

„Dem Tode nah!“ — rief der Biſchof ſichtlich bewegt.

„Dieſe Krankheit führt mich zu Ihnen —“

Der Biſchof wechſelte hier die Farbe, und ſah den Marquis mit unverkennbarer Angſt an. „Zu mir?“ ſagte er, „erklären Sie ſich deutlicher.“

„Vor wenigen Wochen noch war ich der glücklichſte Mann in ganz Frankreich — mehr als die Gunſt des Monarchen, mehr als alle Vortheile meiner bürgerlichen Lage, galt mir der Beſitz einer Frau, die ich gleich einem Engel verehrte —“ Hier überflog ein Schimmer von Heiterkeit des Biſchofs bleiches Geſicht, er hob den Blick zum Himmel. — „Ja,“ ſagte er, „ſie iſt ein Engel, und ein Jahr ihres edlen Lebens würde hinreichen, tauſend Verirrungen zu vergüten.“

„Und nun,“ fuhr Herr von Roſann erſchüttert fort, „liegt all mein Glück in Trümmern — und der Zerſtörer deſſelben iſt ein Mann — der Vicar in Aulnay —“

„Wie? Victor?“ rief der Biſchof voll Entſetzen.

„Ja, Monſeigneur, meine Frau ſtirbt aus Liebe zu ihm.“

Der Biſchof ſtand auf, und ging, furchtbar erſchüttert, im Zimmer auf und nieder, dann ſtand er vor dem Crucifix, das an der Wand hing, ſtill, und die Hände feſt in einander haltend, betete er laut: „Gott — o mein Gott! verleihe mir Kraft!" — Endlich wandte er ſich zu dem erſtaunten Marquis.

„Wer hat Sie zu mir geſandt?" fragte er. — „Warum wählen Sie mich zum Vertrauten Ihres Kummers? — Was wollen Sie von mir?"

„Sie bitten, dem Vicar eine andere Stelle zu geben, damit Frau von Roſann ihn vergeſſen lernt."

„Es gibt Verhängniſſe," ſagte der Prälat langſam, „denen der Menſch nicht entfliehen kann. Wollen Sie ſich dem Rathſchluſſe des Himmels widerſetzen?" —

„Erfüllen Sie meinen Wunſch — befreien Sie mich je eher, je lieber von dieſem Menſchen — und ich werde Alles thun, Ihnen den Cardinalshut zu verſchaffen."

„Ich ſtehe an meinem Grabe, Herr Marquis, mich reizt keine irdiſche Ehre mehr. Welt und Leben liegen hinter mir — Alles, was ich noch wünſche, iſt die Verzeihung des Himmels für meine Fehler."

„Sie verſagen mir alſo meine Bitte?" fragte der Marquis gereizt.

„Kehren Sie zu Ihrer Gemahlin zurück, und melden Sie ihr meinen Beſuch," antwortete der

Biſchof ſanft. „Meine Gegenwart in Ihrem Schloſſe wird Ihren Frieden und Ihr Glück wieder herſtellen.“

„Dann müſſen Sie vor allen Dingen zuerſt den Vicar fortſchicken.“

„Davon, wenn wir uns wiederſehen,“ ſagte der Prälat, ertheilte ihm ſeinen Segen und entließ ihn. Der Marquis eilte mit einer Ungeduld, welche die Stärke ſeiner Liebe verrieth, zu ſeiner Gemahlin zurück. — Er fand ſie außer dem Bett, auf ihrem Sopha ruhend. Sie ſchlang ihre Arme um ſeinen Hals und drückte ihn an ihre Bruſt. Er meldete ihr den Beſuch des Biſchofs. — „Es freut mich,“ ſagte ſie, und ihre Augen füllten ſich mit Thränen, „er gehört zu denen, die ich noch vor meinem Tode zu ſprechen wünſchte.“

Am andern Morgen ſchon kam der Biſchof. Der Marquis führte ihn nach dem Cabinet ſeiner Frau, die, in tiefe Träumerei verſunken, dem Bilde eines jungen Geiſtlichen gegenüber ſaß, deſſen wir ſchon früher erwähnt haben, als ſich plötzlich die Thür öffnete und ſie den Biſchof, von ihrem Gemahl begleitet, erblickte. Frau von Roſann ſchlug die Augen nieder, und auch der Prälat wagte nicht, ſie anzuſehen. „Ich habe erfahren, gnädige Frau,“

ſagte er mit einer Bewegung, die er troß der langen Gewohnheit, ſeine Gefühle fremden Blicken zu entziehen, nicht zu verbergen vermochte, „daß Sie krank ſind, und meine Theilnahme an Ihrem Leiden führt mich zu Ihnen.“

„Es gibt Leiden,“ antwortete ſie, „für die ich wohl ſchon ſeit lange von Ihnen hätte Troſt erwarten können. — Mein Freund,“ fuhr ſie fort, indem ſie den Marquis ſüß bittend anſah, „darf ich Dich bitten, uns allein zu laſſen?“

Der Marquis ging. Welcher Augenblick! — Nach zehn Jahren ſah die Marquiſe jetzt den Mann ihrer Liebe wieder, und troß der Stärke, welche die Religion ſeiner Seele gegeben hatte, konnte ſich der Biſchof doch einer ſüßen Rührung nicht erwehren, als ſie ihm jetzt einen Blick zuwarf, aus dem aller Zauber der Erinnerung ſtrahlte; er trat ihr, unwiderſtehlich angezogen, näher, und drückte ihre Hand an ſein Herz.

„Victorine!“ — mehr vermochte er nicht zu ſagen.

Statt aller Antwort zeigte die Marquiſe auf das Bild, und der Biſchof fühlte ſein Herz ſtärker ſchlagen, als er bei einem flüchtigen Blick darauf das Gemälde erkannte, welches er einſt der Geliebten ſeiner Jugend gegeben hatte. Seine ſtrenge Frömmigkeit rechnete ihm die Bewegung ſeiner Seele als Verbrechen an. Er wandte den feuchten Blick von dem Bilde zum Himmel. „Wie kann ich,“ rief er, „dem Grabe ſo nahe, noch ſo ſchwach ſein! Verzeih' es mir, allmächtiger Gott!“

„In meinem jetzigen Zuſtande dürfen Sie mich ohne alles Bedenken ſehen,“ ſagte die Marquiſe leiſe.

„Fühlſt Du nicht, daß ich Dich noch liebe?“

„Wie könnte ich dies glauben, da Sie mich vor zehn Jahren, als ich Sie nach Ihrer Rückkehr zum erſten Male ſah, ſo hart behandelten, ſo rauh von ſich ſtießen.“ —

„Verzeih mir dieſe Härte, Victorine! Damals konnte die kleinſte Unbeſonnenheit mir die Achtung und das Anſehen rauben, deſſen ich genoß, und dann — ich geſtehe es — fürchtete ich meine eigene Schwäche; ich fühlte nur zu tief, daß ich Dich noch wie ehemals liebte, und die Strenge, die ich gegen Dich zeigte, galt eigentlich nur mir ſelbſt. — Doch Du haſt freilich mein Andenken nicht ſo treu bewahrt!“

„Undankbarer!“ rief die Marquiſe. „Wenn

mir auch die Pflicht gebot, den Geliebten zu vergeſſen, konnte der Vater meines Kindes mir wohl je gleichgültig werden? O Adolf! wie würde ich Dich geliebt haben, hätteſt Du mir nicht meinen Sohn geraubt."

„Und wenn ich Dir ihn wiedergäbe?" —

„Meinen Sohn! meinen Sohn!" rief ſie trunken vor Entzücken — „ſo lebt er wirklich? — O Adolf!" fuhr ſie fort und ſtürzte zu ſeinen Füßen, „ſei barmherzig, ſei gnädig — ſage mir Alles — gib mir meinen Sohn wieder!"

„Bedenken Sie, daß man uns hören kann," ſagte der Biſchof leiſe, indem er ſie aufhob, „und daß ein Wort hinreichend iſt, uns unglücklich zu machen — Sie — mich — unſer Kind — uns Alle."

„Er iſt alſo nicht geſtorben?" fragte ſie kaum athmend.

„Er lebt," antwortete er bedeutungsvoll lächelnd.

„Mächte des Himmels, mein Herz bricht!" rief die Marquiſe, und ſank halb ohnmächtig auf den Sopha nieder. — „Adolf, Du folterſt mich — ich beſchwöre Dich bei Gott, laß mich nicht länger ſchmachten! Sage mir, haſt Du ihn ſeit ſeiner Geburt geſehen?“

„Ja!“

„Und haſt Du ihn Deinen Sohn genannt? Haſt Du ihn als Vater an Dein Herz gedrückt?“

„Nein,“ antwortete er mit feſt entſcheidendem Tone. — „Niemand darf unſern Fehltritt ahnen, auch Er nicht.“

„O,“ ſagte ſie, „an dieſer Härte erkenne ich den Mann, deſſen Herz der Fanatismus allen ſchönen, menſchlichen Empfindungen unzugänglich gemacht hat, der mich ſo lange durch die Nachricht von dem Tode meines Kindes zu täuſchen vermochte. Aber, Barbar, es iſt mein Kind — ich will wiſſen, wo mein Sohn lebt, und müßte ich vor der ganzen Welt Deine Schande und die meinige bekennen.“

„Das Geheimniß bleibt in meiner Bruſt vergraben, wenn Du mir nicht ſchwörſt, genau zu befolgen, was ich Dir vorſchreiben werde.“

„Wie war es dem Vater möglich, ſeinen Sohn zu verläugnen, das natürlichſte, heiligſte Gefühl zu unterdrücken! O mein Gott! für einen Kuß, für eine Umarmung meines Kindes gäbe ich mit Freuden mein Leben hin! — Geh, mit all' Deiner

Scheinheiligkeit wirſt Du nicht zu dem Gott kommen, der ſich uns nicht ſchöner zu offenbaren wußte, als wenn er ſich unſern Vater, uns ſeine Kinder nannte. — Zwei und zwanzig Jahre lang konnteſt Du dem Mutterherzen den Sohn vorenthalten!" —

„Der Himmel gibt Dir ihn zurück; denn trotz Allem, was ich gethan habe, ſein Daſein und ſeine Herkunft in undurchdringliches Dunkel zu hüllen, hat Gott ſelbſt ihn Dir zugeführt. Höre mich aber, Victorine — ſieh meine kranke, hinfällige Geſtalt — noch wenig Monden oder Wochen, und das Herz, deſſen einzige Liebe Du warſt, wird im Grabe ruhen. Laß dies Haupt ſich mit Ehren in das Leichentuch hüllen, gib mich nicht dem Hohne preis. Ich will den Schleier lüften, der Dir Deinen Sohn verbirgt, wenn Du mir ſchwörſt, ihm — ſo lange ich lebe — das Geheimniß ſeiner Geburt zu verſchweigen. Sei ſtark, wie ich es geweſen bin, begnüge Dich mit dem ſtummen Erbeben Deines Herzens bei ſeinem Anblick; verſchließ' Dein Glück und Deine Liebe in Deine Bruſt; gib Dich ihm erſt nach meinem Tode als ſeine Mutter zu erkennen. Bis dahin bewahre das Geheimniß auf das Sorgfältigſte, auch um unſers Kindes willen.

— Es iſt ja möglich, daß Du ihn einſt adoptiren kannſt — darum kein Wort, das ſeinem Glücke ſchädlich zu werden vermöchte. — Um dieſen Preis ſollſt Du Deinen Sohn kennen lernen.“

„Ich ſchwöre, Alles zu thun, was Du gebieteſt.“

„Schwöre es auf das Evangelium!“

„Ich ſchwöre es bei dem Leben meines Kindes —“

„Dein Sohn —“

„Nun?“ ſagte ſie erblaſſend, erröthend, bebend und kaum athmend —

„Sammle alle Deine Kraft, Victorine — ſei gefaßt —“

„Sprich es aus, oder ich ſterbe —“

„Victor, der Vicar, iſt es!“

Hier ſank Frau von Roſann ohnmächtig nieder. Den Biſchof verließ ſeine Geiſtesgegenwart, als er ſie in todtenähnlichem Zuſtande ſah; er klingelte. — Der Marquis öffnete die Thür, erblickte ſeine Gemahlin leblos, und ſtürzte fort, um Beiſtand herbeizurufen. In dieſem Augenblicke kam die Marquiſe wieder zu ſich: laut jauchzend rief ſie: „Mein Sohn, mein Victor! — o mein weiſſagendes Herz!“ — „Gedenke Deines Eides!“ flüſterte ihr der

Biſchof zu. Sie konnte ihm nur mit einem Blicke antworten, da eben ihr Gemahl eintrat. Sie flog auf ihn zu und drückte ihn mit Entzücken an ihr Herz. „Ich bin geneſen!“ rief ſie ihm zu, und das glanzvolle Leben ihres ſtrahlenden Blickes, die blühende Farbe ihrer Wangen ſchienen dieſe Worte zu beſtätigen.

„Ich verſprach Ihnen,“ ſagte der Biſchof zu dem Marquis, „Ihren Frieden und Ihr Glück wieder herzuſtellen — mein Wort iſt gelöſet — leben Sie wohl!“ —

So ſelig Frau von Roſann ſich auch in den erſten Stunden nach dieſer Entdeckung fühlte, fand ſie doch am andern Morgen Grund zu neuem Schmerz darin. Wie? ſagte ſie ſich ſelbſt, ich ſoll meinen Sohn ſehen, ohne ihm ſagen zu dürfen, daß ich ſeine Mutter bin? Ich ſoll meine Liebe zu ihm verbergen, als ſei ſie ein ſtrafbares Gefühl! Schönheit, Tugend, Talente, Geiſt und Herz — Alles, was ein Mutterherz mit Stolz und Entzücken zu erfüllen vermag, finde ich in Victor vereint — und ich ſoll ihn nicht meinen Sohn nennen? — Sein Vater verläugnet ihn — o wenn Roſann ihn lieb gewänne, wenn ich meinem Gemahl das unausſprechliche Glück verdankte, ihn laut vor der Welt meinen Sohn nennen zu können! — Unglückliche Mutter — darfſt du dir dieſe Hoffnung erlauben? —

Herr von Roſann erſchien, um ſie zu fragen, wie ſie ſich befinde? „Vortrefflich," antwortete ſie, und bot ihm mit einer Zärtlichkeit die Hand, wie er ſie nie hinreißender in ihren Blicken geleſen hatte. —

„Biſt Du wirklich geneſen, an Seel' und Leib geneſen, mein holdes, geliebtes Weib?" fragte er.

„Ja, mein Gemahl, ich fühle mich ſo wohl und leicht, ſo heiter, wie ich es lange nicht war; aber wenn Du mich ſtets ſo wohl, ſo glücklich ſehen willſt, mußt Du mich hier in Aulnay laſſen und nicht wieder von unſrer Rückkehr nach Paris reden."

Er ſah ſie hier voll Beſorgniß an. „Du weißt, wie ich Dich liebe," erwiederte er, „und wie ich, wenn es Dein Glück gilt, gewiß kein Opfer ſcheuen würde — aber täuſche Dich nicht über Dich ſelbſt — gib Dein und mein Glück keiner neuen Gefahr preis. Laß uns dieſe Gegend je eher je lieber verlaſſen."

Sie ſchlang ihre ſchönen Arme um ihn, und das Geſicht an ſeine Bruſt lehnend, bat ſie mit unendlich ſüßer Stimme: „Vertraue mir, mein Freund, ſei meines Herzens gewiß, ich bin Deiner Liebe nicht unwerth.“

„Niemand verdient ſie mehr als Du,“ antwortete der Marquis gerührt.

„Nun denn, mein Freund, ſo beweiſe mir dies Vertrauen, das zum Glück meines Lebens unentbehrlich iſt. Verlange nicht, daß ich den Umgang mit dem Vicar meide, ſei nicht ungerecht gegen ihn, lerne ihn kennen — es wäre mir ſo ſüß, mein günſtiges Urtheil über den jungen Mann von Dir beſtätigt zu wiſſen — ich darf es erwarten, ſobald Du ihn ohne Vorurtheil ſiehſt.“

Der Marquis vermochte den ſüßen Bitten der geliebten, ihm neu geſchenkten Frau nicht zu widerſtehen. Der Vicar ward faſt täglich auf's Schloß eingeladen, und die Marquiſe bot Alles auf, ihren Gemahl günſtig für ihn zu ſtimmen. Ihre erfinderiſche Zärtlichkeit wußte ihm tauſend Gelegenheiten zu verſchaffen, den Reichthum ſeines Geiſtes im Geſpräch mit dem Marquis zu entfalten. Dabei war ſie ſo herzlich, ſo weich und hingebend, ſo unendlich liebenswürdig gegen dieſen, daß er ſich geſtand, ein Frauenherz ſei das unergründlichſte Geheimniß auf Erden; denn bei dieſer Wahrheit und Innigkeit der Liebe für den Gatten, von der ſie mehr denn je beſeelt ſchien, leuchtete doch ihre Neigung für Victor — dem Blicke des Argwohns unverkennbar — aus ihrem Betragen hervor. Die Anerkennung ſeiner Kenntniſſe und Talente, welche der Marquis dem jungen Mann nicht verſagen konnte, ſteigerte den Werth ihres Sohnes in den Augen der Mutter; aber die freudeglänzenden Blicke, mit denen ſie jedes beifällige Wort aufnahm, das ihr Gemahl zuweilen über Victor äußerte, weckten nur zu bald die ſchlummernde Eiferſucht in dem Herzen des Marquis. Immer mächtiger ward die Mutterliebe in ihrer Seele, ſie verlor mehr und mehr die Kraft zu verbergen, was ſie empfand. Des Vicars Kummer laſtete ſchwer auf ihr, mit unausſprechlicher Theilnahme hätte ſie nach der Urſache ſeines Grames forſchen, ſein Geheimniß in ihre verſchwiegene Bruſt aufnehmen, ihn tröſten mögen. Aber wo die Gelegenheit finden, ihn allein zu ſprechen, ihn zum Vertrauen aufzufordern, da Herr von Roſann ſie in den Stunden, wo Victor zu ihr kam, faſt nie verließ. — Eines Tages indeß, wo ſie zuſammen im Garten waren, wurde der Marquis abgerufen, und Frau von Roſann beſchloß, dieſen Augenblick zu benutzen.

„Ich fühle,“ begann ſie mit ihrer ſchönen, tiefbewegten Stimme, „daß ich Sie wahrhaft mütterlich liebe. — Sie haben Ihre Mutter — ich meinen Sohn nie gekannt; dieſer würde jetzt in Ihrem Alter ſein. Vergönnen Sie mir, Sie Sohn zu nennen, und wenn Sie einige Freundſchaft für mich empfinden, wird dieſe Illuſion für mein Herz allen Reiz der Wahrheit haben.“

„Es würde mir ſehr leicht werden, Sie gleich einer Mutter zu ehren und zu lieben, gnädige Frau; aber ich fürchte das Glück, das mir dieſes Verhältniß gewähren könnte. Mein Schickſal gebietet mir, mich nur den Trauernden und Leidenden zuzugeſellen, und mich durch kein Band an dies irdiſche Leben zu knüpfen.“

„Soll denn Ihre Mutter nie die Urſache dieſes tiefen, hoffnungsloſen Grames erfahren?“

„Nein, das Geheimniß deſſelben muß ich unausgeſprochen mit mir ins Grab nehmen.“

„Sie ahnen nicht, mein Freund, wie glücklich es mich machen würde, Sie tröſten zu können. — Glauben Sie mir, wir Frauen allein verſtehen die

Kunſt, Wunden der Seele zu heilen, und wüßten Sie, wie theuer Sie mir ſind, Sie würden mir Ihr Vertrauen nicht verſagen. — Laſſen Sie ſich auch die Innigkeit meiner Theilnahme nicht befremden. Ihr Herz begreift gewiß das Daſein einer reinen, heiligen Liebe, der nicht der Schatten irdiſcher Mißdeutung ſich nahen darf; — eine ſolche Liebe iſt es, die mich zu Ihrer mütterlichen Freundin weiht."

„Sie ſprechen die Empfindungen meines eignen Herzens aus, gnädige Frau. Ich fühle mich auf eine mir ſelbſt unerklärliche Art zu Ihnen hingezogen — in Ihrer Nähe athme ich leichter und vermag mein Unglück zu vergeſſen, ſo lange ich Sie ſehe, Sie höre —"

„So laſſen Sie mich denn erfahren, was Sie unglücklich macht," bat ſie mit unwiderſtehlicher Innigkeit. „Gewiß iſt auch Ihr Schickſal nicht ſo hoffnungslos, als es Ihnen erſcheint, und ein glücklicher Wechſel deſſelben nicht unmöglich. Vertrauen Sie Ihrer Mutter, öffnen Sie mir Ihr Herz — es kann, es wird Sie nie gereuen."

„O," rief er, und barg ſeine naſſen Augen in ſeine Hände, „wenn ich Ihr Sohn wäre, wie unausſprechlich glücklich wäre ich dann!“ —

„Victor,“ ſagte ſie innig bewegt, „möchten Sie wirklich mein Sohn ſein, da Sie doch wiſſen, daß Ihr Daſein dann die Frucht einer von dem Geſetz nie anerkannten Verbindung ſein würde?“

„Wie,“ rief er, „Sie könnten zweifeln, daß ich mich mit Entzücken in Ihre Arme werfen, daß ich ſtolz darauf ſein würde, Sie vor Gott und Menſchen meine Mutter zu nennen?“

„O Gott! Gott!“ ſeufzte die Marquiſe, und ihre Arme öffneten ſich unwillkürlich — doch ſchnell ſich faſſend, ſetzte ſie hinzu: „ich kann jetzt nicht länger mit Ihnen ſprechen, Victor. Kommen Sie morgen zu mir — gehen Sie durch den Park, Marie ſoll Sie erwarten und Sie die kleine Treppe hinauf in mein Cabinet führen, damit wir ungeſtört bleiben.“

Das alſo — dachte Herr von Roſann, der, vom Gebüſch verborgen, die letzten Worte ſeiner Gemahlin gehört hatte — das alſo iſt ihre Liebe, ihre Treue gegen mich? Ha, dieſer ſchändliche Verrath ſoll nicht ungeſtraft bleiben!

Während die Marquiſe mit der Sehnſucht der

Mutterliebe dem Augenblick entgegenſah, der ihr das Herz ihres Sohnes öffnen, ſie zur Theilnehmerin ſeines Grams weihen ſollte, brachte ihr Gemahl den Abend unter Folterqualen zu. Am Morgen verließ er das Schloß unter dem Vorwande eines Beſuchs in der Nachbarſchaft, kehrte aber heimlich zurück, ſah den Vicar durch den Park gehen, und eilte, ſobald er ihn im Cabinet der Marquiſe angelangt glaubte, die Treppe hinauf. Marie, die er im Vorzimmer fand, erſchrak vor ſeinem verſtörten Blick — ſie rief ihrer Gebieterin zu, daß er komme. In dem Schrecken der Ueberraſchung ſchob Frau von Roſann den Riegel vor; der furchtbare Gedanke, daß ſie, um ihren Gemahl nicht unglücklich zu machen, genöthigt ſein würde, ihm über ihr wahres Verhältniß zu dem jungen Manne Aufſchluß zu geben, raubte ihr alle Faſſung.

„Oeffnen Sie die Thür!“ rief der Marquis mit drohender Stimme. „Ich weiß, wer bei Ihnen iſt, und der Unglückliche ſoll es mit ſeinem Leben büßen!“

„So tödten Sie mich denn!“ ſagte der Vicar mit ruhiger Gelaſſenheit und öffnete die Thür.

Die Würde und Kaltblütigkeit, mit der er dem Marquis gegenüber ſtand, entwaffnete dieſen.

„Entfernen Sie ſich,“ rief die Marquiſe dem Vicar zu, „und wenn Sie, Herr Marquis, mich nicht todt zu Ihren Füßen ſehen wollen, ſo hüten Sie ſich, ein Haar ſeines Hauptes zu verletzen.“

Langſam und mit edelm Anſtand entfernte ſich der Vicar. Der Marquis ſah ihm erſtarrt nach. — „Treten Sie jetzt herein, mein Herr,“ ſagte die Marquiſe. Sie fühlte, daß der Schein gegen ſie war und ihr zu ihrer Rechtfertigung nichts übrig blieb, als ein Geſtändniß, deſſen Folgen ſie nicht zu berechnen vermochte. Stumm ertrug ſie daher die Fluth von Vorwürfen und Schmähungen, in die der Zorn des Marquis ſich ergoß. Sie brach in Thränen aus, und mit dem rührenden Blick der Liebe und des Schmerzes ſagte ſie ihm endlich: „Ich kann Ihnen nur verſichern, daß ich Sie liebe und daß ich ſchuldlos bin. Finde ich in Ihrem Herzen keinen Anwald, erhebt ſich in Ihrer Bruſt keine Stimme, die für die Reinheit meiner Seele und meines Wandels bürgt, ſo bleibt mir nichts übrig, als Ihnen auf ewig Lebewohl zu ſagen und auf Nimmerwiederſehn von Ihnen zu ſcheiden.“

„Sprich nur ein Wort, Victorine,“ rief er, indem er ihr zu Füßen ſank, „nur ein einziges Wort. Mein Herz bedarf deſſen — ich kann nicht leben, wenn ich an Dir irre bleibe.“

„Ja, ich bin es Ihnen ſchuldig — ich muß dies Wort ausſprechen. Stehen Sie auf, mein Gemahl, und laſſen Sie mich zu Ihren Füßen den Platz einnehmen, der meiner Schuld und meiner Reue gebührt. — Erinnern Sie ſich noch der Schwermuth, die mich niederdrückte, als ich Sie kennen lernte?“ — Der Marquis neigte bejahend das Haupt. — „Sie wiſſen, daß ich mich lange weigerte, Ihre Hand anzunehmen?“

„Ja.“ —

„Und daß dieſe Traurigkeit, die der Grundton meines Weſens war, ſich erſt verlor, als mein Herz die Ueberzeugung gewann, daß Sie ſich glücklich fühlten und mit mir zufrieden waren.“

„Gewiß,“ ſagte der Marquis bewegt, „ich kann nicht vergeſſen, daß Sie mich funfzehn Jahre lang zum glücklichſten Manne gemacht haben, und jeder Tag Ihres Lebens Ihnen ein Recht gab, für das Vorbild der edelſten Frau, der muſterhafteſten Gattin zu gelten.“

„Ich danke Ihnen für dies Zeugniß, das mir allein in dieſer ſchweren Stunde Muth zu geben vermag. — Der Grund jener Schwermuth war das Bewußtſein eines Fehltritts — einer Jugendverirrung, die ich jetzt auf das Allerbitterſte bereue, Ihnen verſchwiegen zu haben. — Ich wurde in meinem ſechzehnten Jahre Mutter eines Sohnes —“

„Wie?“ rief der Marquis im Ton freudiger Ueberraſchung — „Du biſt Mutter? Du haſt einen Sohn?“

„Carl!“ ſprach Frau von Roſann, und ſank vor ihm nieder — „Carl, Du verwirfſt mich nicht?“ —

„Ich Dich verwerfen?“ ſagte er, indem er ſie aufhob und auf ſeinen Schooß niederzog, „ich mein Weib, meine Victorine verwerfen, weil ſie mit funfzehn Jahren ſich eines jugendlichen Fehltritts ſchuldig machte, der der Welt verborgen blieb, und den ſie durch ein Leben voll reiner Tugend und himmliſcher Güte längſt im Schuldbuche menſchlicher Schwäche verlöſcht hat?“

„Dieſer Sohn — der Vicar iſt es! — Man raubte ihn mir und that Alles, mich in dem Wahne zu erhalten, er ſei todt. Er ward als

Kind nach Weſtindien geſandt — das Schickſal oder vielmehr die Vorſehung führte ihn nach Europa, in meine Nähe zurück — das Mutterherz erkannte — das Mutterherz errieth ihn.“

„Und der Biſchof von X. iſt ſein Vater?“

„Ich habe geſchworen, den Namen ſeines Vaters nie zu entdecken.“

„Victorine,“ ſagte der Marquis nach langem Schweigen, während deſſen ſie mit unausſprechlicher Mutterangſt in ſeinen Zügen den Ausſpruch über das Schickſal ihres Sohnes zu leſen ſtrebte, „Du weißt, wie mich die Kinderloſigkeit unſerer Ehe betrübte, wie leidenſchaftlich ich mir ſtets einen Erben meines Namens und meiner Reichthümer gewünſcht habe. Ich ſehe dieſen Wunsch jetzt als erfüllt an. Dein Sohn iſt einer der ausgezeichnetſten jungen Männer — ich werde ſtolz darauf ſein, ihn als den meinigen anzuerkennen; und die Gunſt des Königs wird mir die Bitte nicht verſagen, meinen Namen und meine Pairswürde auf ihn übertragen zu dürfen.“

Frau von Roſann erlag faſt der Macht ihrer Empfindung. Nie iſt ein Mann ſchöner geliebt worden, als ſie ſeit dieſer Stunde den Marquis bis zum letzten Schlage ihres Herzens in der reinſten

Begeiſterung, in der vollſten Anerkennung ſeines Werthes liebte. Doch während beide Gatten ſich vereint mit Entwürfen zu Victors Glück beſchäftigten, beſchloß dieſer, dem Frieden ihrer Ehe und der Eiferſucht des Marquis das Opfer zu bringen, Aulnay baldmöglichſt und für immer zu verlaſſen. Er vertraute die Urſache ſeiner Entfernung dem alten würdigen Pfarrer, der — ſo ſchwer ihm auch die Trennung von ſeinem Vicar ward — den Entſchluß deſſelben nur billigen konnte. Victors Plan war, nach Paris zurückzugehen, dort, Melanien unbewußt, in ihrer Nähe zu leben, und unſichtbar über ſie zu wachen. Vorher aber wollte er erſt nach A., um von ſeinem Onkel, dem Biſchof, die Erlaubniß zu erbitten, ſeinen Sprengel verlaſſen zu dürfen. Bei ſeiner Ankunft erfuhr er, der Biſchof ſei ausgefahren, doch da man ihn bald zurück erwartete, und Victor als ſein Liebling — nicht als ſein Neffe, denn weder er, noch der Biſchof hatten des Vicars Familiennamen genannt — von allen Hausgenoſſen gekannt war, weigerte man ihm den Eintritt in des Prälaten Zimmer nicht. Er warf ſich in einen Lehnſtuhl, der zwiſchen dem Fenſter und dem Bett des Biſchofs, von den Vorhängen deſſelben halb verhüllt ſtand, und bemerkte, in tiefes Sinnen verſunken, die Flucht der Stunden nicht. Es dämmerte ſchon, als zwei Männer geräuſchlos in das Zimmer traten. „Nein, mein Bruder,“ ſagte der Eine, „da Victor noch lebt, ſo muß er erfahren, daß er nicht mein Sohn iſt. Morgen früh eile ich zu ihm, um auch den Aufenthalt meiner Tochter von ihm zu erfragen.“

Victor blieb, von dieſen Worten überwältigt, unbeweglich auf ſeinem Platze. Welche Entdeckung!

„Ich bitte Dich innigſt,“ hob jetzt der Biſchof an, „verſchiebe dies Geſtändniß bis nach meinem Tode, der — ich fühle es — nicht mehr fern iſt.“

„Und was kann es Dir ſchaden, wenn ich ihm das Geheimniß ſeiner Geburt jetzt ſchon entdecke? Victor iſt im Kirchenbuche nur mit dieſem Taufnamen als eine in Bans-la-Pavée geborene Waiſe eingezeichnet, und Du ſowohl als Frau von Roſann ſeid Beide vor jeder Entdeckung geſichert.“

„Erkläre mir nur zuerſt, welchem Wunder ich das Glück verdanke, Dich, den ich ſeit Jahren als todt beweinte, lebend wieder in meine Arme zu ſchließen?“

„Wohl gleicht meine Rettung einem Wunder, und ich bin der Einzige von meinen Gefährten, der das Elend unſers langjährigen Aufenthalts auf einer wüſten, beinahe unfruchtbaren Inſel überlebt hat. Schon ſeit Monaten hatte ich dem Letzten unter ihnen ſein Grab gegraben, als die Vorſehung ein Schiff herbeiführte, das mich aufnahm und in Frankreich an's Land ſetzte. Statt nach Paris zu gehen, eilte ich gleich zu Dir, wo ich Nachricht von unſern Kindern zu erhalten hoffte. Erzähle Du mir nun, welcher Zufall Dir Deinen Sohn zugeführt hat."

„Ich habe ihn nie um die Begebenheiten ſeines früheren Lebens befragt, aus Furcht, meine Theilnahme möchte mich verrathen; aber er ſcheint großes Unglück erlebt zu haben. Vor anderthalb Jahren kam er hierher, um ſich in das Seminarium aufnehmen zu laſſen; ich habe für ihn um die Dispenſation nachgeſucht, deren er bei ſeiner Jugend bedurfte, und er iſt jetzt Prieſter."

„Wie? Victor iſt ein Pfaff geworden?" rief Herr von St. André mit zornigem Erſchrecken.

„Warum mißbilligſt Du dies?"

„Ach, ich errathe ſein Unglück, und kann es Dir nicht verzeihen, daß Du Dich ihm nicht als Vater zu erkennen gegeben haſt. Dein Sohn liebte

Melanie — er hat ſie für ſeine Schweſter gehalten und iſt aus Verzweiflung Prieſter geworden. Mein Plan war, ſie mit einander zu verheirathen. — Jetzt bitte ich Dich ſelbſt, Victor in ſeiner bisherigen Unwiſſenheit über ſein Geſchick zu laſſen und von ihm nur Kunde über Melaniens Aufenthalt einzuziehen. Er kann ja nicht mehr ihr Gatte werden und darf ſie nicht wiederſehen. Der Unglückliche! — Wie ſchön muß meine Melanie nicht geworden ſein! Wie rührend war die Liebe der beiden Kinder zu einander — wie unendlich müſſen ſie bei ihrer Trennung gelitten haben!"

Dieſe Worte gaben dem Biſchof über den Seelenzuſtand ſeines Sohnes den Aufſchluß, den er nicht gewagt hatte, von ihm ſelbſt zu fordern. Er überſann die Mittel und Wege, die ihm zu Gebote ſtanden, um von dem Papſte für Victor die Losſprechung von ſeinen Gelübden zu erhalten, und blieb daher ſeinem Bruder die Antwort ſchuldig. Indem meldete man, das Abendeſſen ſei aufgetragen, und Beide verließen das Zimmer, ohne den Zeugen zu entdecken, den ihre Unterredung gehabt hatte. Erſt bei Tiſche erfuhr der Biſchof, daß der Vicar von Aulnay da geweſen ſei, um ihn zu ſprechen, und nähere Nachforſchungen brachten beide Brüder auf die Vermuthung, er habe ihr Geſpräch angehört. Jetzt, wo er ſeinem Sohne nichts mehr zu verbergen hatte, theilte der Biſchof ſeinem Bruder die Pläne mit, die er für Victors Glück entwarf, und Beide verabredeten noch in dieſer Nacht die Maßregeln, die den jungen Mann am ſchnellſten zu dem Ziele ſeiner Wünſche, zur Losſprechung von ſeinen Gelübden und zum Beſitz ſeiner Melanie führen konnten.

Victor hatte das Zimmer des Biſchofs gleich nach ihnen verlaſſen. Er war wie trunken, wie betäubt von dieſer überraſchenden Entdeckung. Er wußte zwar jetzt, Melanie ſei nicht ſeine Schweſter, Frau von Roſann ſeine Mutter, der Biſchof ſein Vater — aber er hatte auch gehört, daß man ihm dies ferner verſchweigen, ihn von Melanien entfernt halten wolle — und doch war es kein Verbrechen mehr für ihn, ſie zu lieben! Er flog nach dem Poſthauſe und beſtellte Pferde, um nach Paris zu ihr zu eilen. Eine Fluth von tauſend neuen Gedanken und Gefühlen ſtürmte auf ihn ein — er war in einem ſolchen Taumel, daß er kaum zu reden vermochte. Er zog Melaniens Bild hervor und bedeckte es mit glühenden Küſſen; aber — zu ſeiner Ehre ſei es geſagt — auch noch ein anderes holdes Bild trat im Schleier ſanfter Wehmuth und linder Thränen vor ihn — das Bild ſeiner Mutter. Er ließ ſich Papier und Schreibzeug geben und ſchrieb ihr folgende Zeilen:

„O meine Mutter! mit welcher Wonne füllt das Gefühl der kindlichen Liebe meine Bruſt! Auf meinen Knien und mit Thränen ſchreibe ich dies heilige Wort hin, und danke Gott, daß ich Sie mit dieſem ſchönſten, ehrwürdigſten aller Namen grüßen, daß ich Sie Mutter nennen darf. Bald, ja bald komme ich nach Aulnay zurück, um Sie an mein Herz zu drücken, das von Rührung und Freude überwallt, wenn ich an Sie denke, wenn ich mir ſage, daß ich Ihnen durch die heiligſten Bande angehöre. Nach Einem Wunſche, der unwillkürlich den erſten Platz in meiner Seele behauptet, habe ich keinen theurern, als den, Sie zu umarmen; und zöge mich nicht eine Nothwendigkeit, die zugleich mein Schickſal iſt, nach Paris, ſo würde ich in dem Augenblicke, wo mir das Geheimniß meiner Geburt kund ward, zu Ihnen geflogen ſein, um Ihnen mündlich zu ſagen, daß ich Sie inniger liebe, als jeder andere Sohn liebt, weil ich Ihnen Vergütung für lange Leiden und vieljährigen Gram ſchuldig bin. Oeffnen Sie, wenn ſie dieſe Zeilen leſen, Ihr Herz der Stimme Ihres Sohnes. Ich drücke dieſem Blatte den ehrfurchtsvollſten, den zärtlichſten aller Küſſe auf. — O meine Mutter! wie unendlich reich iſt das Menſchenherz! welche neue Welt ſchließt mir dies Wort auf! — Jetzt erſt, da ich eine Mutter habe, begreife ich die Vaterliebe Gottes!" —

Victor kam in Paris an, er flog nach Melaniens Hauſe, die Treppe hinauf, öffnete die Thür — Melanie ſah bei ſeinem Eintritt auf — ein Blick, ein Schrei — und ſie lag leblos in ſeinen Armen. Seine Küſſe, ſeine Thränen weckten ſie — ſie ſchlug das Auge auf — „Du biſt es?" rief ſie.

„Melanie," fragte er zitternd, „liebſt Du mich noch?"

„Ich lebe ja noch!" antwortete ſie mit jenem ſüßen Ton, der die Seele ohne Schmerz mit Wehmuth füllt, und barg das ſchöne Haupt auf ſeine Schulter. „Grauſamer, wie konnteſt Du mich verlaſſen! und kommſt Du jetzt nur, um von Neuem zu ſcheiden?"

„Nein, nein!" rief er, ſie leidenſchaftlich an ſein Herz drückend, aber unſicher, wie er ihr ſein Geheimniß mittheilen ſolle, ohne ihr durch die Gewalt der Ueberraſchung zu ſchaden.

„Dieſes Wort gibt mir das Leben wieder. Ja, mein Bruder, laß uns vereint leben, wir können dann nimmer ſo furchtbar leiden, ſo unglücklich ſein, als wir es von einander getrennt ſind.“

„Meine Melanie, meine geliebte, meine angebetete Melanie!“

„Warum nennſt Du mich nicht Deine Schweſter?“ flüſterte ſie. — „Doch warum will ich mir dieſen Augenblick des Glückes trüben! Biſt Du doch da! ſehe ich Dich doch endlich wieder! — O mein Bruder, mein Freund — wie iſt es nur möglich, daß ich unſere Trennung habe überleben können!“

„Jetzt ſiehſt Du mich wieder — ich komme zu Dir zurück — ungerufen, unerwartet, freiwillig — glücklicher, als ich es je zu werden hoffte.“

„Victor,“ rief ſie bewegt, „was ſoll ich glauben, was denken?“

„Als ich Dich verließ, Melanie, ſchwor ich Dir und mir, Dich nicht eher wieder zu ſehen, bis jede Gefahr, mit der unſere Liebe uns bedrohte, verſchwunden wäre. — Melanie, ich bin nicht Dein Bruder.“ —

„Du nicht mein Bruder!“ rief ſie erbleichend — ihr Haupt ſank an ſeine Bruſt — ſie erlag der Fülle ihres Glücks. Victors heiße Küſſe riefen ſie in's Leben zurück.

Augenblicke der reinſten Seligkeit ſchwebten jetzt den Liebenden vorüber; doch bald erwachte in Victor das Bewußtſein der Scheidewand, die er ſelbſt zwiſchen ſich und der Geliebten aufgeführt hatte, und er ward von Neuem eine Beute des Grams. Sein Gelübde, ſein Glaube, die Stimme ſeines Gewiſſens erhoben ſich mächtig gegen die glühende, unüberwindliche Leidenſchaft, die mit ſeinem Leben durch und durch Eins geworden war. In ſeinen jetzigen Verhältniſſen laſtete die Verſchuldung auf ihm allein, wenn er Melaniens Gatte wurde. Sie wußte nicht, daß er die Prieſterweihe erhalten habe, ſie blieb engelrein, wenn ſie ſein Weib wurde. — Durfte er die Unſchuldige täuſchen? — Konnte er von ihr laſſen, der alle Schläge ſeines Herzens gehörten? — So von Pflicht und Leidenſchaft hin- und hergeriſſen, war er in den Stunden, wo die letzte ſiegte, innig, zärtlich, glücklich — behielt aber die Pflicht die Oberhand, ſo ward er düſter, einſylbig, verzweiflungsvoll, und Melanie weinte dann heiße Thränen über ein Unglück, daß ſie nicht zu errathen vermochte; allein da ſie ihn mit jener Ehrfurcht, jener unbedingten Hingebung liebte, die dem reinen weiblichen Herzen eigen iſt, wagte ſie nicht, ihm eine Erklärung ſeines Betragens abzubringen. Sie fühlte ſeinen Mangel an Vertrauen tief und ſchmerzlich, aber ſie weinte ſtill und verbarg dem Geliebten ihr Leid.

Indeß wachte die Mutterliebe, einem Schutzengel gleich, über des Sohnes Glück. Victors Entfernung von Aulnay hatte die Marquiſe erſchreckt, ſein Brief ſie entzückt, weil die Entdeckung ſeiner Geburt ihr mit dem Rechte auch die Macht gab, für ihn thätig zu ſein, und vereint mit ihrem Gemahl, dem Biſchof und dem Contre-Admiral St. André die Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, die zwiſchen ihm und ſeinem Glück ſtanden.

Welch eine Stunde für das Mutterherz, für dieſe nur in Liebe athmende Seele, als ſie, nachdem es ihr gelungen war, Victors und Melaniens Wohnung ausfindig zu machen, zu ihm fuhr, aus dem Wagen, die Treppe hinauf — in des Sohnes Arme flog, und ihm das Breve des Papſtes, das ihn ſeiner Gelübde entband, und zugleich eine Ordonnanz des Königs überreichte, die ihn unter dem Namen St. André de Roſann zum Grafen ernannte, und ihm das Recht ertheilte, dem Marquis de Roſann in ſeiner Würde als Pair des Reichs nachzufolgen! — Doch, was war Ehre, Glanz und der Reichthum, mit dem das Erbe ſeines Vaters, der nach wenig Wochen ſtarb, ihn überhäufte, gegen Melaniens Beſitz! —

Er ward ihr Gemahl; ganz Paris pries Victor und Melanie als das ſchönſte, das glücklichſte Paar, und Beide zeigten ſich ihres Glückes werth.

Auswahl

aus

Fanny Tarnow's Schriften.

Funfzehnter Band.

Leipzig, 1830.
Verlag von Carl Focke.

Novellen

von

Fanny Tarnow.

Dritter Band.

Leipzig, 1830.
Verlag von Carl Focke.

Inhalt.

Berthold.

Helene.

Berthold.

An den Grafen von Treſſan, franzöſiſchen Geſandten in M.

Sie wiederholen mir in Ihrem letzten Briefe, mein theurer Freund, daß meine Briefe Ihnen viel Vergnügen machen, und daß ſie Ihnen, je länger Ihre Abweſenheit von Paris dauert, je intereſſanter, ja unentbehrlicher werden. — So lange ich in der Hauptſtadt blieb, hielt ich dies für möglich; allein bei meiner Heimkunft von einer Reiſe in die Provinz, wo ich drei Monate zugebracht habe, glaubte ich Ihnen blos ſagen zu dürfen: „ich war da und da, bin zurückgekommen und fange nun die Ihnen bei unſrer Trennung verſprochene Geſellſchaftszeitung wieder an.“ Ihr Brief ſpricht aber ſo ernſtlich den Wunſch aus, Alles zu erfahren, was nur mich perſönlich angeht, daß ich in der Ueberzeugung, weder Höflichkeit noch Schmeichelei, ſondern Freundſchaft allein gebe Ihnen denſelben ein, mich zur Erfüllung dieſes Wunſches verpflichtet fühle. Sie ſollen diesmal nur von mir und dem hören, was mich intereſſirt. Bedürfte es dazu außer Ihrer Aufforderung noch einer Veranlaſſung, ſo würde ich dieſe darin finden, daß es meinem Herzen Bedürfniß iſt, mich nach einer monatlangen Unterbrechung unſers Briefwechſels mit Ihnen zu unterhalten; daß mir aber Alles, was ſich während meiner Abweſenheit von Paris in den geſelligen Kreiſen unſrer Bekannten zugetragen hat, unbekannt geblieben iſt und ich mich von einer Reiſe von 100 franzöſiſchen Meilen auf der Eilpoſt ermüdeter fühle, als ich es je auf unſrer ehemaligen Wanderung zu Fuß von Hamburg nach Mitau geweſen bin, ſo daß ich wenigſtens drei Tage zu Hauſe bleiben muß, um mich zu erholen. Und dann, mein Freund, iſt mein Kopf und mein Herz auch zu voll von den Begebenheiten meiner Reiſe, um Sie von irgend etwas Anderem unterhalten zu können.

Sie wiſſen, daß mein Arzt darauf beſtand, ich ſolle dieſen Frühling eine Brunnen- und Badecur gebrauchen; er wollte mich, Gott weiß in welches weit entlegene Bad ſenden, ich beſtand aber darauf, nach B. zu gehen. Das Waſſer dieſer Mineralquelle gehört nicht zu den berühmten, allein mein Onkel, der Biſchof von S., verdankt ihm ſeine Geneſung von einem dem meinigen gleichen Uebel und dann liegt das Gut meiner Couſine, der Frau von Beauvilliers, nur eine Stunde von B. entfernt und ich wünſchte ſehnlich, ſie wiederzuſehen. Sie iſt meine einzige noch lebende Verwandte und ich hatte ſie ſeit ſiebzehn Jahren nicht geſehen. Bald nach ihrer Verheirathung war ſie mit ihrem Manne ausgewandert und gab mir damals bei unſerm Zuſammentreffen in England das Verſprechen, ich ſolle, wenn ſie jemals Mutter würde, der Pathe ihres Kindes werden. Wir armen Emigranten haben nicht viel Beweiſe von treuem Andenken und treuer Freundſchaft erfahren; deſto rührender war es für mich, als meine Couſine mir nach einigen Jahren ſchrieb, ſie ſei Mutter einer Tochter geworden und empfehle dieſe, als mein Pathchen, meiner Liebe. Im Jahr 1814 ſah ich ihren Mann, den Marquis von Beauvilliers, in Paris wieder. Er hatte, wie er mir ſagte, ſeine Frau nicht bewegen können, ihn auf dieſer Reiſe zu begleiten, weil ſie eine leidenſchaftliche Naturforſcherin geworden ſei und ſich ausſchließlich mit ihren Sammlungen beſchäftige. „Sie hat ſich vorgenommen,“ ſetzte er hinzu, „alle Pflanzen, alle Steine und alle Thiere unſrer Provinz zu ſammeln und zu beſchreiben, und Gott weiß, wie viele es deren in der Franche-Comté gibt. Den ganzen Tag thut ſie nichts als Pflanzen trocknen, und Thiere zergliedern und ausſtopfen. Ginge es nach ihrem Willen, ſo ſchöſſe mein Jäger blos Raubvögel, um ihre Claſſe von — von — auf Ehre! ich habe den Namen vergeſſen — vollzählig zu machen. Aber ich brauche für meinen Tiſch das Wildpret nothwendiger, als ſie die Raubvögel für ihre Schränke. Sie wiſſen es ja, mit der Gelehrſamkeit und dem Studiren habe ich mich nie abgegeben.“

„Und was macht denn mein Pathchen?“ fragte ich ihn.

„Cäcilie? o die iſt allerliebſt, noch etwas blöde und verzogen, aber voll Leben und Luſtigkeit. Sie macht oft mehr Lärmen, als ſechs Jungen zu machen vermöchten.“

„Denken Sie ihre Erziehung in Beauval zu vollenden?“

„Und warum nicht? Ein Mädchen weiß immer genug und braucht nichts zu lernen. Auch iſt die Mutter ganz vernarrt in die Kleine und würde ſich nicht von ihr trennen wollen. Cäcilie wird nach dem Tode ihrer beiden Oheime reich werden; ſie hinterlaſſen ihr ein Vermögen von wenigſtens 30,000 Fr. Einkünfte. Und dann, mein Lieber, ſitzen wir ja jetzt wieder feſt im Sattel; jetzt iſt's nicht mehr einerlei, ob man Crequi oder Criquet heißt. Mit einem Stammbaum, wie der unſrige und mit einem hübſchen Vermögen findet man immer eine gute Partie für ſeine Tochter, mag ſie erzogen ſein, wie ſie wolle."

„Kenntniſſe und Talente ſind aber doch —"

„Bah! denken Sie doch an Frau von Sancy und an die kleine Baronin Beaurepaire; wie oft haben Sie nicht dieſe beiden Frauen für Gänschen erklärt, denen aller Menſchenverſtand fehle und dennoch waren beide Frauen glänzend verheirathet und von Anbetern umgeben; ja, Sie ſelbſt, liebſter Freund, machten ihnen eben ſo gut den Hof als alle Andre. Meine Frau dagegen, die ehemals in unſern Salons zu den glänzendſten Erſcheinungen gehörte, iſt ganz aus der Mode gekommen, ſeitdem ſie ſich auf's Studiren gelegt hat. Wir haben ja jetzt unſre gute alte

Zeit wieder. Gelehrte und Künſtler können wir bezahlen, ſtatt uns ſelbſt den Kopf mit all den Dingen zu zerbrechen, die ja doch einem Edelmann und einem Fräulein eigentlich zu nichts in der Welt nütze ſind.“

Dieſen Aeußerungen nach fürchtete ich, mein Pathchen wachſe zu einem eben ſo unwiſſenden als unerzogenen Mädchen heran und ſchlug die Einladung des Vaters aus, ihn zu begleiten, als er nach einem vierteljährigen Aufenthalt Paris, höchſt aufgebracht gegen die Miniſter und den Hof, wieder verließ. Gewiß iſt der arme Beauvilliers dem König von ganzem Herzen treu ergeben, allein er taugt durchaus zu nichts, als ſich in Reih und Glied für ihn todtſchießen zu laſſen. Unglaublich beſchränkt in Allem, was nicht blos die Details des täglichen Lebens betrifft, ohne Gedächtniß für die Vergangenheit, ohne Vorſorge für die Zukunft, war früher die Jagd ſeine Lieblingsbeſchäftigung und Angeln ſeine Erholung, und doch machte er, der ſeit ſeiner Rückkehr nach Frankreich nicht ein einziges Mal die Functionen des Maires ſeiner Gemeinde, zu dem er erwählt worden war, verſehen, ſondern jedes Geſchäft ſeinem Adjunct überlaſſen hatte, jetzt Anſpruch auf eine Präfectur, die man ihm nicht geben konnte und wollte. Er ging nun nach Beauval zurück, höchſt beunruhigt über das Schickſal des Monarchen, der ſeine treueſten Diener verkenne und fluchend auf die Miniſter, welche, nach ſeiner Meinung, alle entweder Dummköpfe oder Verräther ſein mußten, da ſie ihn nicht zum Präfecten ernennen wollten.

Der Wunſch, meine Couſine wieder zu ſehen und die Hoffnung, meinem Pathchen vielleicht nützlich werden zu können, beſtimmten mich indeſſen jetzt doch, das Bad zu B. allen andern vorzuziehen. Beſcheiden nahm ich einen Platz im Eilwagen, kam wohlbehalten in B. an und ließ mich am zweiten Morgen, ohne mich vorher angemeldet zu haben, durch einen Führer nach dem Schloſſe Beauval bringen. Eine Allee hoher Ulmen, ein großer, wüſter, grasbewachſener Hofplatz, eine verfallene Treppe, zerbrochene Fenſter, von Epheu umrankt, und an dem Schloſſe ſelbſt allenthalben große Mauerſpalten, aus denen Goldlack, Hauslauch und Frauenhaar emporwuchſen, zeigten mir, wie beſchränkt die Vermögensumſtände der Beſitzer waren und wie wenig Sorgfalt ſie der Erhaltung und Verſchönerung ihres einzigen Beſitzthums widmeten. Zu meinem Troſt gedachte ich der reichen Erbſchaft, die künftig meiner Pathe einen ihrem Stande angemeſſenen Wohlſtand ſicherte, ſonſt würde der ſchwermüthige Eindruck, den der Anblick dieſes Verfalls ehemaligen Glanzes auf mich machte, das Vergnügen getrübt haben, welches ich empfand, als der Marquis auf mich zueilte, und mich mit unverkennbarer Herzlichkeit und Freude willkommen hieß.

Wir überraſchten meine Couſine in ihrem Cabinet. Erinnern Sie ſich noch wohl dieſer in unſerer Jugend ſo berühmten Schönheit, die ſich vorzüglich immer durch die Grazie ihres Anſtandes und die ſorgſame Wahl ihres geſchmackvollen Anzugs auszeichnete? — Liebſter Freund! wie ändern ſich die Zeiten, aber wie unglaublich verändert ſich der Menſch mit ihnen! — Die Marquiſe ſaß vor einem kleinen, mit Meſſern, Alaunpulver, Kalk und wohlriechenden Kräutern bedeckten Tiſche; auf einem großen Folianten lagen ein todter Staar, ein Hänfling und ein Eichhörnchen und warteten, bis ein halbabgezogener Sperber fertig ſein würde, um dann ihrerſeits ein neues Leben unter den Händen der Frau von Beauvilliers zu empfangen. Ein halbes Dutzend Katzen umringten den Tiſch und harrten miauend auf die ihnen zu Theil werdenden Ueberreſte der Zergliederung. Alle Stühle waren mit grauem Papier bedeckt, in welches gepreßte Pflanzen gelegt waren. Vier große Kaſten mit Seidenwürmern ſtanden in einer Ecke des Zimmers, an deſſen Wänden rund umher Geſtelle angebracht waren, auf denen ausgeſtopfte Vögel und dergleichen Raritäten mehr ſtanden. An der einen Wand bewegten mehrere mit langen Nadeln feſtgeheftete Schmetterlinge und andre Inſecten vergebens Flügel und Füße, indeß in zwei Waſſerbecken mehrere Fiſche, unbeſorgt über das Schickſal, das ihrer harrte, luſtig herumſchwammen. Einige hübſche Gemälde in Gouache und in Aquarell, Blumen, Schmetterlinge und Vögel darſtellend, waren die einzigen Gegenſtände auf denen in dieſem Gemach die Augen eines ſolchen Laien, wie ich, mit Vergnügen zu weilen vermochten.

Der Anblick meiner Couſine war gleichfalls nicht geeignet, mich auf angenehme Weiſe von den Gegenſtänden abzuziehen, in deren Mitte ich ſie fand. Sie trug eine weiße, aber ganz eng anſchließende Haube, welche ihr Haar verbarg und einen ziemlich verſchoſſenen ſeidenen Oberrock, deſſen weite Aermel bis über den Ellenbogen aufgeſtreift waren; dazu eine mit den verſchiedenſten animaliſchen und vegetabiliſchen Farben bunt gefleckte Schürze und in ihrer Hand das blutige Inſtrument, deſſen ſie zu dem Geſchäft, bei dem wir ſie trafen, bedurfte — Alles dies bot mir den Anblick einer in ihrer Abſchlachterei geſtörten Köchin dar; aber nichts rief mir die elegante, allgefeierte Dame zurück, die am Tage, wo ich ſie zuletzt geſehen hatte, im Ranelagh, im Contretanz der Prinzeſſin von Wales glänzte. — Schon beſorgte ich, ihr Charakter möchte eben ſo verändert ſein, als ſie mir in ihrer äußern Erſcheinung erſchien, aber ich wurde ſchnell eines Beſſern überzeugt, als ſie nach einem Augenblick zweifelnden Erſtaunens freudig überraſcht aufſprang, mir um den Hals fiel und mit ſo herzlicher Innigkeit zugleich weinte und lachte, daß ich an der Wahrheit ihres Gefühls nicht zweifeln konnte.

Die erſten Augenblicke des Wiederſehens und der Wiedervereinigung von Freunden und Verwandten, die lange getrennt geweſen ſind, haben einen Zauber, der ſie unbeſchreiblich, aber dem Herzen unvergeßlich macht. Ich geſtehe Ihnen, daß ich, dem die Gefühle des Gatten und des Vaters ſtets unbekannt blieben und dem außer Frau von Beauvilliers kein verwandtes Weſen mehr auf Erden lebt, in dieſem Augenblick zu empfinden glaubte, es könne kein ſüßeres Glück auf Erden geben, als das, eine geliebte Couſine nach neunzehnjähriger Trennung zu umarmen.

Die Marquiſe hatte es bei ihrem ſchnellen Aufſpringen nicht bemerkt, daß ihre Schürze eine Rolle Meſſingdraht mit fortriß, eine große Schachtel voll Email-Augen umwarf, an einem der großen Folianten hängen blieb, die Thiere auf die Erde und das Buch auf Beauvilliers Fuß warf, der zuerſt dieſen Unſtern gewahrte. Unſre Fußtritte zermalmten alle Arten von Augen, indeß die Katzen, eiligſt über die Vögel und das Eichhörnchen herfallend, mit ihrer Beute zum Fenſter hinausſprangen. Das frohe Gelächter der Frau von Beauvilliers bewies mir, daß die Freundſchaft ihr mehr als ihr Steckenpferd galt und zu einer ähnlichen Bemerkung findet man nicht oft im Leben Gelegenheit.

Wir ſuchten die entſtandene Unordnung ſo ſchnell als möglich wieder gut zu machen und legten uns gegenſeitig tauſend Fragen vor, ohne die Antwort abzuwarten, bis ich dann den Wunſch äußerte, auch mein Pathchen zu begrüßen, „und das,“ ſetzte ich hinzu, „wo möglich im Eßzimmer, denn ich habe noch nicht gefrühſtückt und ſchon die Luft in Beauval macht mir Appetit."

„Ach, lieber Couſin," antwortete mir Frau von Beauvilliers, „Cäcilie iſt ein recht verzogenes Kind, dem ſie manche Unart zu Gute halten müſſen. Sie iſt ſo eigenwillig, daß ſie durchaus nur das thut, was ſie ſelbſt will. Ich will ſie holen laſſen, allein es fragt ſich, ob es ihr gelegen ſein wird, kommen zu wollen."

„Auch dann nicht, „wenn Sie ſie rufen laſſen?"

„Aus meinen Befehlen macht ſie ſich nicht viel, und ſo lange ihr Vater nicht in Zorn geräth, bleibt ihr Gehorſam immer zweifelhaft."

„Ich möchte ihr ungern gleich in der Stunde meiner Ankunft Verweiſe zuziehen."

„O die erhält ſie nie. Herr von Beauvilliers läßt ihr in Allem ihren Willen, bis er zornig wird und dann nimmt er zu thätlichen Zurechtweiſungen ſeine Zuflucht."

„Ein einziges Mal in meinem Leben," rief dieſer, „habe ich ihr eine Ohrfeige gegeben, und das iſt nun ſchon über ein Jahr her. Sie hat ſich aber, wie mich dünkt, für meine Hitze Entſchädigung zu verſchaffen gewußt. Wie viele ihrer Launen und Einfälle habe ich dafür nicht ohne Widerſpruch befriedigt!"

„Und was kann ſie," fragte ich, „in ihrem Alter und in dieſer Abgeſchiedenheit für Einfälle haben?"

„O daran fehlt es den Frauen in keinem Lebensalter und in keinem Verhältniß. Erſt wünſchte ſich Cäcilie ein Pferd, dann eine Mandoline, die ein alter ſpaniſcher Soldat, der hier im Dorfe als Gefangener lebte, ſie ſpielen lehrte. Endlich mußte ich auch noch in Beſançon einen neuen Shawl für ſie kaufen laſſen."

Dieſe Worte erinnerten mich, daß ich meinem Führer ein Kiſtchen zu tragen gegeben hatte, welches einige Geſchenke für mein Pathchen enthielt. Ich ließ es in den Speiſeſaal bringen, in den wir gegangen waren, und wurde bei Eröffnung deſſelben ſelbſt von der Menge hübſcher Sachen überraſcht, die Frau von Serlis in den kleinen Raum zu bringen gewußt hatte. Zum Glück iſt ſie eben ſo verſtändig als gefällig, und hatte, da ihre Güte mir den Einkauf dieſer Geſchenke abnahm, der mich außerdem ſehr in Verlegenheit geſetzt haben würde, nur ſolche Sachen gewählt, die einem jungen, ſtets auf dem

Lande lebenden Mädchen nützlich ſein konnten — einen Strohhut, feine, aber einfache, weiße Kleiderzeuge, Bänder, Handſchuhe, einige kleine Flortücher und mehrere Päckchen mit Zuckerwerk. Die Geſchenke, welche ich für Frau von Beauvilliers beſtimmt hatte, befanden ſich gleichfalls in einer Ecke des Kiſtchens. Lächelnd empfing ſie die Lupe und das Mikroſkop aus meiner Hand und ſcherzte ſehr anmuthig über den Scharfſinn, der mich in meiner Wahl geleitet habe, und der ganz der Veränderung entſpreche, die die Jahre in ihrem Geſchmacke hervorgebracht hätten. Ich äußerte meine Hoffnung, die in Cäciliens Alter ſo natürliche Neugierde, einen eben erſt von Paris für ſie angekommenen Hut zu ſehen, werde ſie bewegen, im Eßzimmer zu erſcheinen, als eine alte Kammerfrau der Marquiſe, die ich augenblicklich wieder erkannte, im Namen ihres Fräuleins anfragte, ob es ihr erlaubt ſei, ihren Pathen begrüßen zu dürfen? Die gute Brigitte hatte, ſobald ſie meine Ankunft erfuhr, ihre junge Herrſchaft von meiner Anweſenheit benachrichtigt.

„Sehen Sie,“ rief der Marquis, „daß das Kind mitunter auch recht vernünftige Einfälle hat! Laſſen Sie ſie nur gleich kommen, Mademoiſelle Brigritte — wir wollen uns indeſſen zum Frühſtücken niederſetzen."

Man trug friſche Eier, Butter, Käſe, wie man ihn ſo ſchön nur in der Nähe der Schweiz findet, und kalte Rebhühner auf; wir fingen an zu eſſen — der Marquis, als wolle er ſich für den ganzen Tag ſättigen und ich mit dem guten Appetit eines Menſchen, der auf einem langen Spaziergange hungrig geworden iſt, als die Saalthüre ſchnell geöffnet wurde und Frau von Beauvilliers aufſtand, um mir ihre Tochter zuzuführen und ſie mir vorzuſtellen.

Sie haben oft, mich neckend, behauptet, daß ich nur Gemälde, Statuen und Recruten zu bewundern und ihre Schönheit zu würdigen wiſſe — aber diesmal war denn doch der Gegenſtand, der mich zur Bewunderung reizte, kein Bild, keine Statue und noch weniger irgend ein großer Bauerlümmel; es war die jüngſte und lieblichſte der Grazien ſelbſt, die ich erblickte. Man muß Cäcilien geſehen haben, um ſich einen Begriff von dem ihr ganz eigenthümlichen Zauber ihrer Schönheit machen zu können. — Denken Sie ſich den Wuchs einer jugendlichen Göttin ohne deren Majeſtät — ein feines, rundes Geſicht — große ſchwarze Augen, von langen, ſeidenen Wimpern beſchattet — einen blendend weißen Teint, Korallenlippen, Perlenzähne — reiches, braunes Haar, von welchem einzelne Locken auf den ſanft geſenkten Schwanenhals niederfielen — zwei Alabaſterarme mit den ſchönſten Händen, aus Verlegenheit über einer Bruſt gekreuzt, deren Form noch den Uebergang von Kindlichkeit zur Jungfräulichkeit bezeichnete, zarte Füßchen, die ein etwas zu kurz gewordenes, hellblaues Kattunkleid bis an die Knöchel ſichtbar machte — in dieſer Geſtalt erſchien mir mein Pathchen.

In reizender Verwirrung kam ſie, von ihrer Mutter geführt, auf mich zu, um mich, ihrem Befehl gemäß, zu umarmen. Ich war ſo überraſcht, ſo in ſtaunende Bewunderung verſunken, daß ich mir von dieſem reizenden Geſchöpfe zwei Küſſe auf die Wangen drücken ließ, ohne ein Wort zu ſagen. Die boshaften Blicke meiner Couſine verriethen mir, wie lächerlich mich dies Schweigen machte, und meiner Würde als Pathe ganz vergeſſend, küßte ich achtungsvoll die Hand des lieblichen Weſens, in deſſen Augen und Lächeln ich es las, wie neu und befremdend ihr dieſe Huldigung war.

„Noch nie," ſagte Frau von Beauvilliers, „iſt meiner kleinen Cäcilie ſo viel Ehre erzeigt worden; aber Sie, liebſter Couſin, gehören auch noch der guten alten Zeit an. Die guten Bürger von B. und unſere emporgekommenen Nachbarn haben andere Sitten angenommen. Sind ſie verliebt, ſo drücken ſie einem kräftig die Hand oder treten einem auch auf den Fuß, bei kaltem Blut lüften ſie aber blos den Hut, den ſie nur in der Kirche und vor dem Herrn Unterpräfecten ganz abnehmen."

„Wie es ſcheint," antwortete ich, „finde ich in meiner Couſine auch noch die ehemalige reizende Spötterin wieder."

„Ach, Gott ſtraft mich hinlänglich dafür, indem er mir faſt alle Gelegenheit raubt, mein kleines Talent zu üben. Wir leben hier ſo einſam wie die Karthäuſer und haben mit Niemandem Umgang."

„Iſt es denn gar nicht möglich, ſich aus den Bewohnern der Umgegend eine Geſellſchaft zu bilden?"

„Darüber will ich Sie ſelbſt zum Richter machen. Jetzt aber, Cäcilie, beſieh Dir die ſchönen Sachen, die Dir der Herr Vicomte aus Paris mitgebracht hat."

Cäciliens erſter Blick fiel auf den Hut und die

Bänder. Sie ſchlug vor Freuden die Hände zuſammen, und ſtand mit einem Sprunge vor dem Kaſten, indem ſie mir zurief: „O mein Pathe, wie vielen Dank bin ich Ihnen ſchuldig!“

„Mein Pathe!“ wiederholte Frau von Beauvilliers, „wie gemein klingt das!“

„Wie ſoll ſie mich nennen? — Herr Vicomte würde mich betrüben, und mein Couſin — ich bin doch wahrhaftig zu alt, um der Couſin eines ſolchen Perſönchens ſein zu können.“

„Sehr verbunden!“ verſetzte Frau von Beauvilliers. „Käme ich je in Verſuchung, das Datum unſerer Verwandtſchaft zu vergeſſen, ſo wären Sie gewiß ſo gefällig, es mir in's Gedächtniß zurückzurufen. Aber da Sie und ich Geſchwiſterkind ſind und Beide aus Bretagne —“

„So bin ich Cäciliens Onkel à la mode de Bretagne, und mit dieſem Titel bin ich ſehr zufrieden.“

„Alſo mein Onkel?“ fragte Cäcilie, indem ſie ihre Mutter fragend und mich mit freundlicher Zutraulichkeit anſah.

„Ja, aber nun laß den Onkel ungeſtört frühſtücken und geh mit Deinen Herrlichkeiten auf Dein Zimmer.“

„Ich kann meine Geſchenke hier beſehen, ich brauche damit nicht fortzugehen.“

„In Deinem Zimmer kannſt Du das aber ungeſtörter —“

„Nein, Mütterchen, ich will hier bleiben; der Onkel genirt mich ganz und gar nicht.“

„Nun ſo thue, was Du willſt.“

„Sie iſt zum Entzücken allerliebſt!“ flüſterte ich der Mutter zu, als ſie ſich von uns abgewandt hatte.

„Finden Sie das?“ fragte ſie mit freudeſtrahlenden Blicken.

„Wenn ſie nur erſt aufhört zu wachſen,“ raunte mir der Vater in's Ohr, „und nicht mehr wie ein Schilfrohr ausſieht, das ſich vor jedem Winde beugt, wird ſie gewiß recht hübſch werden.“

„Mein Gott,“ rief ich, „was können Sie in dieſer Hinſicht noch für ſie wünſchen? Sie iſt ja gerade ſo, wie ſie jetzt iſt, wunderhübſch! Eine wahrhaft ätheriſche Nymphengeſtalt, eine Göttin, die ſich, um menſchlichen Augen ſichtbar zu werden, mit den zarteſten irdiſchen Formen bekleidet hat.“ —

„Sehr ſchön geſagt, mein Couſin, allein Herr von Beauvilliers und ich ſind Beide zu proſaiſcher

Natur, um Ihnen in dieſem Tone antworten zu können — Cäcilie würde ſich beſſer darauf verſtehen, allein der neue Putz feſſelt jetzt ausſchließlich ihre Aufmerkſamkeit."

„Liebt ſie die Poeſie? iſt ihr Geiſt gebildet?"

„Ich habe ſo wenig daran gedacht, dieſen zu bilden, als ich bis jetzt für die Ausſchmückung ihrer äußern Geſtalt beſorgt geweſen bin. Doch wir werden nun Muße finden, Ihnen das Alles erklären zu können."

„Wie ich merke, werden wir manches Capitel zur Erklärung mit einander abzuhandeln haben."

„Nach einem neunzehnjährigen Stillſchweigen iſt dies wohl vorauszuſetzen. Mit wem hätte ich hier ſprechen ſollen. — Cäcilie lieſet aber gern und viel —"

„Was für Bücher haben Sie ihr gegeben?"

„Sie ſoll ſie Ihnen zeigen. Auch zum Malen hat ſie viel Talent. Sie hat mir für meine naturhiſtoriſchen Sammlungen ſchon manches recht hübſche Gemälde geliefert."

„Wie! jene hübſchen Gemälde in Ihrem Cabinet —"

„Sind alle Cäciliens Werke."

„Ich freue mich, dies Talent bei ihr zu finden. Sie beſitzt darin ein ſicheres Hülfsmittel gegen die Langeweile. Wie ſchade, daß ſie bei ſo viel Anlage nicht auch Köpfe zu zeichnen gelernt hat!“

„Sie zeichnet recht gut nach Gypsabgüſſen. Ihr Lehrer war Geſchichtsmaler, und hätte ich dem guten Manne gefolgt, ſo ſtänden alle Zimmer des Schloſſes voller Gypsabgüſſe, allein ich zog eine nützlichere Art der Malerei vor.“

„Wie haben Sie ſich aber in dieſer entlegenen Provinz einen guten Lehrer verſchaffen können?“

„Der Zufall hat uns einen Italiener hergeführt, der früher viel für Buonaparte gemalt hat. Er iſt ein Schlachtenmaler und für dies Fach des Malerei ſo fanatiſch begeiſtert, daß ihm die Wiederkehr der Ruhe und der Ordnung, die Segungen der Friedens ein wahrer Abſcheu ſind. Ein gräßliches Blutbad, eine verheerende Feuersbrunſt, Peſt, Wunden, Tod und Elend, das ſind die Gegenſtände, welche ihn allein zu begeiſtern vermögen. „Denken Sie ſich,“ ſagt er oft, „die Schlacht bei Eylau — dies weite von Blut geröthete Eisgefilde — oder ein Gefecht bei den Pyramiden — den Brand von Moskau — da haben Sie ganz neue Effecte, welche der Schlachtenmalerei ein unermeßlich reiches Gebiet eröffnen — denken Sie ſich die verſchiedenen Coſtümes dazu: Koſacken, Mameluken, Bandelero's, alle europäiſchen Kriegertrachten obendrein — welche Mannigfaltigkeit! — Hundert verſchiedene Standarten, Kreuze, Adler, Halbmonde — das iſt ein Feld für den Künſtler — da kann er ſelbſt Ruhm ernten und den Lorbeer mit den Siegern theilen!“

„Dem Manne,“ antwortete ich lächelnd, „fehlt es nicht an Begeiſterung für ſeine Kunſt.“

„Auch gerieth er in Verzweifelung, als er ſeinen alten Gönner außer Stand geſetzt ſah, ihm ferner Stoff zu ſo lachenden Gemälden zu liefern. Der Aufenthalt in Paris wurde ihm unerträglich; er verließ es, um die Schweiz zu bereiſen. Jede Traurigkeit iſt eine Art von Krankheit, denn, wenn man betrübt iſt, ißt man wenig und verdaut ſchlecht. Auch unſer alter Lecca fühlte ſich krank; ein Genfer Arzt rieth ihm den Gebrauch des Brunnens von B. an; die hieſige Gegend gefiel ihm, er bekam wieder Appetit, weil er ſich viel Bewegung machte und den Helden vergaß, von dem Niemand mehr ſpricht. Da er indeß ſeine Geneſung allein dem Gebrauch der Heilquelle zuſchrieb, ſo ließ er ſich in B. häuslich nieder und lebt dort von einer kleinen Leibrente und dem Ertrag einiger Unterrichtsſtunden viel angenehmer, als der Weltüberwinder, ſein Idol, auf St. Helena.“

Während dieſer Unterredung war ich mit meinem Frühſtück und Cäcilie mit der Beſichtigung ihrer Kiſte fertig geworden, deren ganzen Inhalt ſie auf allen im Speiſeſaal beſindlichen Stühlen ausgebreitet hatte. Endlich fand ſie das Zuckerwerk; mit echt kindlicher Freude wickelte ſie die niedlichen, kleinen Zuckerpuppen aus ihren Hüllen, nahm beide Hände voll und lief nach der Thüre, die ſie aber bei ihrer Ausſtellung der Producte franzöſiſcher Induſtrie mit Mouſſelin und aufgerollten Bändern ganz verhängt hatte. Sie nahm ſich aber keineswegs Zeit, dieſe Hinderniſſe bei Seite zu räumen; ein in den Hof gehendes Fenſter war allein frei geblieben, ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, ſprang ſie auf das Fenſterbret und von dieſem zwei Ellen tief in den Hof hinab. Wir ſehen ſie dort bald von mehreren Bauermädchen und Kindern umringt, unter die ſie die Bonbons vertheilte und ſie ſehr eifrig darauf aufmerkſam machte, wie viel ſchöner ſie wären, als das kleine Zuckerwerk aus B. Ein dicker Fuhrmann im blauen Kittel und ein alter Bettler, die Beide am Gitterthor ſtanden und ihrer Vertheilung zuſahen, bekamen auch ihr Theil.

„Sie iſt ſo gut als ſchön!“ ſagte ich, dieſen Auftritt betrachtend. „Wie glücklich muß Sie der Beſitz einer ſo liebenswürdigen Tochter machen!“

„Sie wird von allen Leuten im Dorfe und von unſern Dienſtboten geliebt,“ antwortete mir Frau von Beauvilliers, „ob ſie gleich Alles thun müſſen, was ſie will und ich andere verzogene Kinder ſtets von denen gehaßt ſah, welche ſie bedienen mußten.“

„Dies kam wahrſcheinlich daher, daß jene verzogenen Kinder einen Lehrer, eine Gouvernante, oder ſonſt irgend eine Perſon in ihrer Familie hatten, deren Strenge ihr Gemüth erbitterte. Auch lebten ſie wohl in der Hauptſtatt, wo ihr Eigenſinn mehr Nahrung fand und öfter gereizt wurde, als dies in einfacheren Verhältniſſen Statt findet. Nichts iſt für Kinder ſo nachtheilig, als Verſchiedenheit des Willens und der Anſichten bei ihren Erziehern. Schwache Eltern werden noch ſchwächer, ſobald ſie bei den Lehrern Strenge bemerken, und Erzieher, die ſonſt nur eine lobenswerthe Feſtigkeit zeigen würden, glauben zur Härte und zur Schärfe ihre Zuflucht nehmen zu müſſen, um das wieder gut zu machen, was die unbegrenzte Nachgiebigkeit der Eltern verdarb. Nichts iſt für Geiſt und Herz der Kinder ſchädlicher, als ſolche Widerſprüche, die ſie abwechſelnd zu Unterdrückten und zu Unterdrückern machen. Darum ſind die ſich ſelbſt überlaſſenen Kinder der ärmeren Claſſen faſt immer gutmüthig von Charakter. Hier ſcheint ſich Jedermann das Wort gegeben zu haben, Cäcilien in keiner Art Zwang aufzulegen. Man gehorcht ihr, aber durch den bloßen Antrieb der Natur geleitet, kennt ſie keine unvernünftigen Einfälle und wird nur das verlangen, was ſie erhalten kann."

„Es freut mich ſehr," ſagte die Marquiſe, „wenn Sie das Kind gut erzogen finden, allein ich kann mir nichts darauf zu Gute thun, denn ich habe niemals darüber nachgedacht, und ſie ganz Brigitten überlaſſen, der Sie ein Compliment darüber machen können, wenn Ihnen Cäcilie gefällt."

Die Unterhaltung wandte ſich auf andere Gegenſtände. Der Marquis ſchlug mir einen Spaziergang vor. Ich fand das Gut, die einzige Beſitzung, die er von ſeinem vor der Revolution beſeſſenen Vermögen zurückerhalten hatte, unverzeihlich vernachläſſigt. Die Wirthſchaftsgebäude waren verfallen, die Teiche und Quellen ohne Abfluß, die Wieſen verſchlämmt, und der größte Theil der Felder wurde nur zur Weide benutzt; aber doch bot die wunderſchöne Gegend ſehr reizende Spatziergänge dar.

Nach Tiſche bemächtigte ſich Cäcilie meines Arms. Sie führte mich in ihren Garten, zeigte mir ihre Lämmer, ihre Vögel, und ich mußte dann mit ihr in die Hütte der Mutter Magdalena gehen, einer alten Bäuerin, die ſie beſonders werth hielt und deren neunjährige Enkelin, Morton, ein hübſches Kind, mit einem muthwilligen, verſchmitzten Geſicht, ſie mir als ihre künftige Kammerjungfer vorſtellte. Am Abend war ich ſehr müde und fügte mich willig der Sitte des Hauſes, um zehn Uhr zu Bette zu gehen. Dafür war ich aber ſchon vor ſechs Uhr in dem Park, der mir, trotz ſeiner Verwilderung, viel angenehmer vorkam, als die andern Gärten dieſer Provinz, die ich von dem Eilwagen aus im Durchflug geſehen hatte, und die faſt alle nur aus Anpflanzungen von Gebüſchen beſtanden. Dagegen war der Park in Beauval reich an Eichen, Ulmen und Pappeln, deren hohe Wipfel ſchon den Druiden zu Zeugen ihrer geheimnißvollen Feſte gedient haben konnten und deren himmelanſtrebende, dicht verſchlungene Zweige Schatten und kühle Dämmerung verbreiteten. Der Gedanke an Cäcilie beſchäftigte mich ausſchließlich, und erſt als es acht ſchlug, wandte ich mich um, in's Schloß zurückzukehren. Aus einem Laubengang tretend, befand ich mich dem Pavillon gegenüber, welcher nach Mitternacht zu an das Hauptgebäude ſtößt. Zwei Fenſter und eine Glasthüre nehmen deſſen ganze Breite ein. Eins der Fenſter war geöffnet, ich näherte mich demſelben und erblickte Cäcilie, welche einen Strauß von Feldblumen abzeichnete, während Brigitte ihr, neben ihrem Tiſche ſitzend, vorlas.

Die Gegenſtände, welche ſich meinen Augen darboten, hätten Stoff zu einem lieblichen Gemälde dargeboten. Das Zimmer war mit Tapeten ausgeſchlagen, die wenigſtens ſchon dem erſten ſpaniſchen Gouverneur der Franche-Comté gedient haben konnten; in der Mitte deſſelben unterſtützte eine mächtige Säule von Kaſtanienholz die ſchwarzen, maſſiven Balken der Decke. Der Tiſch, an dem Cäcilie ſaß, gehörte ſeiner Form nach in das Jahrhundert der Valois — neben dieſem, Brigitte, in ihrem altväteriſchen Anzug, mit der Brille auf der Naſe, einen großen Folianten vor ſich und nun in dieſen alterthümlichen Umgebungen die jugendlich blühende Cäcilie, halb verſteckt von den flatternden Ranken und Gewinden des Geisblattes, das, nur hier und da nachläſſig an einer zerbrochenen Jalouſie angebunden, von allen Seiten um das Fenſter herabfiel. In dieſer halb gothiſchen, halb romantiſchen Umgebung erſchien mir die Anmuth und Schönheit des reizenden Kindes noch ſtrahlender und lieblicher, wie am vorigen Tage. Auch iſt es ja ein eigenthümliches Kennzeichen der wahren Schönheit, daß ſie uns immer ſüßer bezaubert, je öfter wir Gelegenheit haben, ſie zu beobachten.

Ich blieb unbemerkt hinter dem Geisblatt ſtehen und hörte Brigitten zu, die durch die Naſe mit feierlichem Pathos folgende Worte las:

> „Kaum hatte der edle Ritter dies Verlangen geäußert, als mein hochgebietender Herr Vater ſeine Bitte bewilligte, allein er ſah ſich genöthigt, ſeine Einwilligung zu widerrufen, ſintemalen von der anderen Seite der hohe Polidarkus erſchien und mit ſittiger Kühnheit laut betheuerte, daß der König zu dieſem glorwürdigen Preiſe auch noch ſein Leben und ſein

Gewaffen fügen müſſe, welches er zu den Füßen meiner ſtrahlenden Schönheit opfern wolle, damit er, wenn ihm die Ehre entzogen werde, mein Gemahl zu ſein, doch wenigſtens den Ruhm und die Glorie davon trage, mein Opfer zu werden . . .“

Hier ging Brigitten der Athem aus und ich trat vor, indem ich nach dem Namen des Buches fragte. Brigitte ſuchte den Titel.

„Es iſt die Geſchichte der erlauchten Amalazonthe des Herrn von Fontaines,“ ſagte ſie.

„Ein herrlicher Styl!“ verſetzte ich. „Leſen Sie lauter ſolche treffliche Werke?“

„Nein, gnädiger Herr, ich leſe dem Fräulein auch oft das Leben der Heiligen vor.“

„Kommen Sie doch herein, lieber Onkel,“ rief Cäcilie, „ich will Ihnen meine Bibliothek zeigen.“

Brigitte öffnete die Glasthüre, ich ſtieg die einzige Stufe hinauf, welche dieſes Gemach über den Boden des Gartens erhöhte, und ſtand nun vor Cäcilien, die mich zu einem alten, mit einigen Läppchen von verblichenem Seidenzeug verhängten Schranke führte, der das enthielt, was ſie ihre Bibliothek nannte. Herr von Beauvilliers, der vor der Revolution dies Schloß nie bewohnt hatte, hatte jene Bücher auf einem Boden gefunden, als er es nach der Rückkehr von der Emigration bezog. Es waren alle Romane von Calprenede und von Mademoiſelle de Scudery, einzelne Bände von Racine und Corneille, mehrere myſtiſche Andachtsbücher, eine große Sammlung von Madrigalen und Ritterromanzen und endlich ein Foliant, der das Leben der Heiligen enthielt.

„Sind denn dieſe Bücher,“ fragte ich, „die einzigen hier im Schloſſe?“

„Mama hat noch viele Werke über die Naturgeſchichte, aber die amüſiren mich gar nicht.“

„Sie leſen alſo nie gemeinſchaftlich mit Ihrer Frau Mutter?“

„Niemals. Mama iſt dazu viel zu beſchäftigt; das Sammeln und das Ordnen ihres naturhiſtoriſchen Cabinets erfordert ſo viele Zeit. Brigitte lieſet mir gewöhnlich vor.“

„Verſe ausgenommen,“ unterbrach ſie dieſe; „mit ſolchen kurzen abgebrochenen Zeilen kann ich nicht gut fertig werden. Das Fräulein lernt aber jeden Tag ein Gedicht auswendig.“

„Hat Ihre Frau Mutter Ihnen dieſe Gedächtnißübung aufgegeben und läßt ſie Sie dieſe Gedichte herſagen."

„Nein, lieber Onkel, Mama liebt keine Verſe. Aber ich liebe ſie deſto mehr; ich weiß die ganze Phädra auswendig."

„Ja, was das Gedächtniß anbetrifft," unterbrach ſie Brigitte, „da ſucht das Fräulein ihres Gleichen. Sie weiß unſere ganze Sammlung von Romanzen auswendig, und ich glaube, die älteſte Spinnerin im ganzen Lande weiß nicht mehr geiſtliche Geſänge, als mein Fräulein. Es wäre aber auch gewiß beſſer, ſie lernte nur Lieder auswendig, als dieſe Trauerſpiele des Herrn Racine, die ſie ſo viel Thränen koſten. Es iſt ſonderbar, daß es der Jugend ſo viel Vergnügen macht, zu weinen. Das Fräulein kann ſich über Alles betrüben. Wie hat ſie nur noch vor ein paar Tagen geweint, als ſie das Klagelied der edlen Frau von Saulx auswendig lernte."

„Ich kenne dies Gedicht nicht, liebe Cäcilie," ſagte ich ihr, „und möchte es gern von Ihnen hören."

Ihrer Seele war der Gedanke fremd, man könne Jemand aus Höflichkeit um etwas bitten, das man nicht wirklich und wahrhaft wünſche und ſo ergriff ſie auch ohne Zögern ihre Mandoline und ſang mir eine Romanze von dreißig Verſen vor, von denen ich nur zwei Zeilen behielt, weil ich ſie auf Cäcilien ſelbſt anwendlich fand:

„Si de beauté, de grâce et de vertu
Bonheur naissait, comme elle aurait vécu!“

Ohne eigentliche Kenntniß der Muſik, blos von ihrem Gehör und ihrem Gefühl in der Wahl der Accorde geleitet, ſang ſie mit einer ſüßen, reinen Stimme und war eben ſo angenehm zu hören, wie ſie, mit der Mandoline im Arm, lieblich anzuſehen war. Das Intereſſe, das ſie mir einflößte, wuchs mit jeder Minute; ich fragte ſie, als die Romanze geendigt war, nach der Eintheilung ihrer Stunden, und womit ſie ſich den ganzen Tag beſchäftige.

Brigitte kam ihr mit ihrer Antwort zuvor. „Im Sommer,“ fing ſie an, „ſteht mein Fräulein immer um fünf Uhr auf; dreimal in der Woche gehen wir nach einem eine halbe Stunde vom Schloſſe entfernten Dorfe in die Meſſe. Die gnädige Frau, die gewöhnlich bis zwei oder drei Uhr des Morgens im Bette lieſet, ſteht erſt nach zehn Uhr auf; dann helfen das Fräulein und ich ihr beim Ankleiden, und gehen dann in unſern Pavillon zurück, wo das Fräulein bis zur Mittagsſtunde zeichnet und lieſet. Abends begleiten wir die gnädige Frau auf ihrem Spatziergange, was aber dem Fräulein wenig Spaß macht, da ſie alle Schmetterlinge und Fliegen, deren wir anſichtig werden, für die gnädige Frau fangen muß. Es thut ihr nachher immer ſo leid, die armen Thiere angeſpießt zu ſehen, wenn gleich die gnädige Frau verſichert, es thäte ihnen nicht wehe und genire ſie blos ein wenig. Dieſen Abendſpatziergang und das Mittageſſen ausgenommen, ſind wir ſtets allein beiſammen, das Fräulein und ich, und ich darf wohl ſagen, daß wir unſere Zeit gut anwenden, denn mein Fräulein malt nicht nur, ſie kann auch in Canevas ſticken; ſie ſtrickt, ſpinnt und näht ſehr gut und macht alle Jahre wenigſtens für ſechs arme Wöchnerinnen Kinderzeug. — Im Winter leben wir ganz ſo wie im Sommer, außer daß wir dann nur Sonntags in die Meſſe gehen."

„Wird Ihnen da nicht manchmal die Zeit lang?" fragte ich Cäcilien.

„Mir, mein Onkel?“ fragte ſie verwundert — „in meinem ganzen Leben iſt mir noch nie die Zeit lang geworden.“

Welch eine treffliche Erziehung, dachte ich bei mir, hätte man in dieſer Einſamkeit dem Mädchen geben können, wenn ihre Mutter nur einigermaßen die Fähigkeit gehabt hätte, dieſe zu leiten! Cäcilie iſt gut, fromm, gefühlvoll, arbeitſam und dabei hübſch und liebenswürdig wie ein Engel — aber dieſe Vorliebe für Poeſie, dieſe Thränen, dieſer gänzliche Mangel an Weltkenntniß machen mich für ihre Zukunft beſorgt. Der erſte Eindruck, den ein Mann auf ihr Herz macht, wird vielleicht über den Gehalt ihres ganzen Lebens entſcheiden.

Sinnend verließ ich mein Pathchen und ging in den Salon, wo ich dem Marquis, der die Frühſtunden auf der Jagd zugebracht hatte, im tiefen Schlafe fand. Er fuhr empor, warf mir vor, ihn nicht begleitet zu haben, und erzählte mir viel von einem Haſen, den er geſchoſſen hatte. Ich ſprach dagegen mit ihm von ſeiner Tochter. Er liebt ſie gerade ſo, wie er ſeinen König liebt, das heißt, er würde willig Gut und Blut für ſie hingeben und ſich für ſie mit ihren Feinden herumſchlagen, wenn ſie deren hätte, aber weiter vermag er auch nichts für ſie zu thun, und hat von dem Umfang ſeiner Vaterpflicht nicht einmal eine Ahnung.

Am nämlichen Tage hatte ich mit meiner Couſine eine lange Unterhaltung, und ich will Ihnen ihre eigenen Worte wiederholen, da Sie daraus die Fragen errathen werden, die ich ihr zur Beantwortung vorlegte.

„Als wir nach Frankreich zurückkehrten,“ ſagte ſie mir, „verabſcheute man noch den alten Adel und machte ſich ein Vergnügen daraus, ihn zu demüthigen. Es blieb uns daher nichts übrig, als in einſamer Zurückgezogenheit zu leben. In Paris konnten wir nicht bleiben, da Herr von Beauvilliers ſeinen Hang zum Spiel nicht zu unterdrücken vermag, ſobald er Karten ſieht. Unſer Schloß hier fällt freilich zuſammen und unſere Felder ſind ſchlecht beſtellt und tragen uns wenig ein; allein zu Verbeſſerungen braucht man Geld, Thätigkeit und Luſt zur Landwirthſchaft; Alles dies fehlt Herrn von Beauvilliers, deſſen Trägheit und Geiſtesbeſchränkung Sie eben ſo gut kennen, als ich ſie Ihnen zu ſchildern vermag. Ich verſtehe nun eben ſo wenig das Geringſte von Geſchäften. — Wir leben ganz einſam und von allem Umfang entfernt, weil unſere nächſten Nachbarn nur Beſitzer von Emigrantengütern oder unverſchämte Emporkömmlinge ſind, mit denen ſich der Marquis ſo wenig als ich vertragen können. Man nennt uns ſtolz, und das iſt mir, ſeitdem wir arm ſind, erwünſcht; wir müſſen es jetzt ſein. Als der Marſchall Victor das prächtige Gut Beaumont, zwei Stunden von hier, kaufte, machte er uns einen Beſuch und ſchickte uns Einladungskarten zu einem großen, von ihm gegebenen Feſte. Ich nahm ſeinen Beſuch nicht an, erwiederte ihn nicht und ſchlug auch ſeine Einladungen aus. Jetzt ſagt man, hat der junge Graf von L. dem Marſchall dieſe Beſitzung abgekauft, der ſeine herzoglichen und fürſtlichen Majorate in Deutſchland und Italien eingebüßt und nur noch 100,000 Franken Einkünfte behalten hat. Welch ein Unglück für einen Mann, deſſen Frau früher Marketenderin war! Mit dem Graf von L. wird man vielleicht umgehen können; er hat freilich auch unter Buonaparte gedient, allein er iſt von altadeliger Familie, und da muß man ſeiner Jugend etwas zu Gute halten. Im Städtchen B. gibt es zwar ein halbes Dutzend kleiner Edelleute; ſie ſind aber ſo ſchwerfällig, ſo unerträglich, ſo durchaus einfältig, daß es mir unmöglich war, ihnen die Langeweile zu verbergen, die mich zur Verzweifelung brachte, wenn ich mit ihnen in Geſellſchaft war. Ihre Frauen ſind gute Wirthinnen, ſie beſorgen ihre Wäſche ſelbſt und mäſten ihre Hühner. Sagen Sie ſelbſt, was kann, was ſoll ich mit ſolchen Weibern reden? Auch können ſie mich Alle nicht ausſtehen und behaupten, ich ziere mich, weil ich früher am Hofe gelebt habe; denn dieſe Menſchen haſſen den Hof, trotz den ehemaligen reichen Finanzpächtern, die den armen Adeligen den Vorrang laſſen mußten. In ſolcher Geſellſchaft wäre ich vor Verdruß und Langeweile geſtorben, und hier in der Einſamkeit unſers Schloſſes auch, wäre ich nicht ſo glücklich geweſen, in unſerm verſtorbenen Pfarrer einen leidenſchaftlichen Naturforſcher zu finden. — Sie erinnern ſich, daß mein Vater ſich viel mit der Naturgeſchichte beſchäftigte; es war die einzige Wiſſenſchaft, von der ich in meiner Kindheit viel hatte reden hören; daher verſtand ich den Pfarrer ſo ziemlich, und wenn es im Anfange nur der Müßiggang und die Langeweile waren, die mich zu ſeiner Schülerin machten, ſo erkannte ich mich doch bald als die Tochter meines Vaters an dem außerordentlichen Vergnügen, das mir dies Studium machte. Der Pfarrer war mit meinem Eiſer und mit meinen Fortſchritten ſo zufrieden, daß er mir bei ſeinem Tode ſeine Bücher und ſein Naturaliencabinet hinterließ, mit der Bitte, auf die Vermehrung und Erhaltung ſeiner Sammlungen bedacht zu ſein. Was konnte ich denn auch Beſſeres thun? Wie jener Mann, der ſeinem Biſchofe, welcher ihm die Ordination verſagte, antwortete: „Sie wollen mich nicht zum Prieſter machen, ſoll ich denn Straßenräuber werden?“ — kann auch ich ſagen: es gibt für mich keinen Mittelweg mehr. Ich muß entweder ſo leben, wie ich in meiner Jugend gelebt habe, ausſchließend nur mit eitlen Vergnügungen, mit Hofintriguen und Moden beſchäftigt, umgeben von Menſchen, denen es zwar häufig an geſunder Vernunft, aber nicht an Höflichkeit und feinen Sitten fehlt — oder ich muß mich mit meinen Büchern in die Einſamkeit vergraben und Vögel ausſtopfen. Ich habe Cäcilie ſehr lieb, allein nur in der großen Welt könnte ich ihr nützlich werden; mir fehlte mit der Geduld auch das Geſchick, ſie buchſtabiren zu lehren. Ich beſitze kein einziges Talent; ich kann auch nicht nähen oder ſticken; beides war zu meiner Zeit nicht Mode, und ſo habe ich ihre Erziehung und Bildung Brigitten überlaſſen. Cäcilie iſt hübſch, ſie wird einmal reich, und ſobald ſie dies iſt, will ich ſie nach Paris führen, um ſie zu verheirathen. Bei unſerer Lebensweiſe wird ſie bis dahin keinen Mann ſehen, mit dem es ihr einfallen könnte, einen der von ihr geleſenen Romane in der Wirklichkeit durchzuſpielen; ſie iſt zu meiner Freude ſehr ſtolz, und mißt die Ehrfurcht, welche man ihr ſchuldig iſt, nach der ab, die Brigitte von der Frau Marquiſe von Beauvilliers auf das Fräulein Cäcilie von Beauvilliers übergetragen hat. So leben wir denn wie jene armen bretagner Edelleute, die uns in unſerer Jugend ſo viel Spaß machten — je ärmer, je ſtolzer. Herr von Beauvilliers hält die Revolution für die einzige Urſache unſerer Unfälle; ich fühle mich zuweilen verſucht, ihm ſelbſt einen zu großen Theil der Schuld beizumeſſen; aber ich fühle auch, daß wir einander nichts vorzuwerfen haben; jeder von uns hat ſeine Fehler; der Unterſchied liegt nur darin, daß der Marquis die ſeinigen nicht einzuſehen vermag, und ſie daher auch nie eingeſtehen wird. Ich vermag ziemlich viel über ihn, außer in den Augenblicken, wo er zornig wird und dann in ungezügelter Heftigkeit aufbrauſet. Dieſe ſind aber, Gott ſei Dank! ſelten, denn dann gilt das alte Wort: rette ſich, wer kann! In einem dieſer Augenblicke erhielt Cäcilie jene Ohrfeige, von der ſchon einmal unter uns die Rede geweſen iſt; ſie war ſo unvorſichtig, eine ſeiner Jagdflinten fallen zu laſſen — und welche Flinte! die allerbeſte engliſche Jagdflinte, die er die Ehre gehabt hat, nach einem Meiſterſchuſſe, den er in Gegenwart des Regenten im Walde von Windſor that, aus den Händen Sr. königlichen Hoheit zum Geſchenk zu empfangen. — Der Mann kam bei Cäciliens Unvorſichtigkeit ſo außer aller Faſſung, daß er, wie ich glaube, fähig geweſen wäre, das Kind umzubringen. — Sie ſind wohl überzeugt, daß der Marquis, ſelbſt wenn ich fähig wäre, ihm einen guten Rath zu geben, denſelben doch nicht befolgen würde, und ſo muß denn Alles bleiben, wie es iſt. Wir vegetiren friedlich neben einander fort, er im Walde, ich in meinem Cabinette. Cäcilie kennt die Welt nicht und empfindet daher keine Sehnſucht nach ihren Freuden, und ſo lange es Brigitten nicht an Schnupftaback und an einem Beichtvater fehlt, fühlt ſie ſich in ihrer gegenwärtigen Lage zu glücklich, um in der Seele ihres Zöglings den Wunſch nach einer Veränderung ihrer Lage zu erwecken.“

Ich wiederhole Ihnen nur die Gründe, welche Frau von Beauvilliers zur Rechtfertigung ihrer Lebensweiſe angab und erſpare Ihnen die Details, die ſie mir nicht ſchenkte; denn jeder ihrer Nachbarn wurde von ihr bei dieſem Anlaß unbarmherzig mitgenommen und mit beißendem Witze durchgehechelt. Es wurde mir ſehr begreiflich, daß ſie von keinem derſelben geliebt wurde, und daß man dem ſtreitſüchtigen, eitlen und unwiſſenden Marquis gleichfalls nicht wohlwollte. Dennoch ſind beide Eheleute gleich unfähig, irgend Jemandem ſchaden oder ihn verleumden zu wollen. Vor der Revolution hätten ſie die nämlichen Leute, gegen die ſie jetzt Haß und Verachtung zeigen, unterſtützt und beſchützt; denn was ſie ihnen am Wenigſten verzeihen können, iſt eben, daß man ihrer ganz entbehren kann. Dieſe Stimmung findet man faſt bei allen altadeligen Gutsbeſitzern und vielleicht geht noch ein Jahrhundert hin, ehe ſich dieſer Zwieſpalt zwiſchen dem Adel und den Bürgerlichen ausgleicht.

Mehrere Tage verlebten wir jetzt in einer ruhigen Einförmigkeit, die ich angenehm gefunden haben würde, wenn ich die Art und Weiſe, wie die Bewohner des Schloſſes ihre Zeit zubrachten, zu billigen vermocht hätte. Cäcilie allein intereſſirte mich mehr und mehr und ich bemerkte, daß es ihr trotz Allem, was mir ihre Mutter in dieſer Hinſicht geſagt hatte, nicht an Luſt und Neigung fehlte, auch die Freuden des geſelligen Lebens kennen zu lernen. Sie war mir bereits ſo lieb geworden, als ſei ſie mein eigenes Kind und ich entwarf für ihre fernere Ausbildung und für ihr künftiges Leben einen Plan, den ich ihren Eltern mittheilte und mir ihre Einwilligung zu ſeiner Ausführung erbat. „Sie warten,“ ſagte ich ihnen, „auf eine zwar gewiſſe, aber vielleicht noch ſehr entfernte Erbſchaft, um Cäcilie in die Welt einzuführen und ſie zu verheirathen; ich bin zu alt, um noch an eine Heirath zu denken, allein da Alter nicht vor Thorheit ſchützt, würde meine Zuſage, Cäcilie dereinſt zu meiner Erbin zu ernennen, Ihnen nicht genügen, um das Schickſal Ihres Kindes ſchon jetzt für geſichert zu halten. Ich will ihr alſo gleich 100,000 Fr. zur Mitgift anweiſen, allein ehe ſie in die große Welt eingeführt wird, muß ſie noch zwei Jahre in einer Pariſer Penſion zubringen. Die Koſten dieſes Aufenthalts werde ich allein beſtreiten und Alles, was ich verlange, iſt, daß Sie während meines hieſigen Aufenthalts von Zeit zu Zeit die Geſellſchaften im Bade beſuchen. Vielleicht ſind die Einwohner von B. ſeit der Reſtauration liebenswürdiger geworden; verſuchen Sie wenigſtens, ob ſich jetzt nicht mit ihnen umgehen läßt. Wir finden doch wohl unter den Brunnengäſten einige Menſchen, deren Umgang uns angenehm ſein wird.

Meine Verwandten waren ſehr von einem Anerbieten, das ſie großmüthig nannten, gerührt, und nahmen meinen Vorſchlag dankbar an. Ich verſprach Cäciliens Einwilligung in denſelben zu bewirken. Das liebenswürdige Geſchöpf ahnete die Vaterliebe, die mich zu ihr zog, und ſo leid es ihr that, ihre Eltern zu verlaſſen und von ihrer guten Brigitte getrennt zu werden, ſo antwortete ſie mir doch, unter Thränen lächelnd, daß es ihr eben ſo viel Freude mache, mir zu gehorchen, als Andern zu befehlen.

Die Landluft hatte bereits einen ſehr vortheilhaften Einfluß auf mein Befinden gehabt; es ward daher beſchloſſen, daß ich gar nicht mehr nach B. zurückkehren, ſondern dort nur ein Abſteigequartier in der goldenen Sonne, dem beſten Gaſthof des Städtchens, nehmen ſolle, um wöchentlich ein paar Mal zu trinken und ſagen zu können, daß ich die Cur gebraucht habe. Ich machte dem Unterpräfecten einen Beſuch, knüpfte am Brunnen einige Bekanntſchaften an und gab endlich in der goldenen Sonne ein Diner, zu dem ich die beſte Geſellſchaft aus B. einlud und bei dem auch die Familie Beauvilliers erſcheinen wollte.

Auf meine Bitte hatte die Marquiſe eine ſorgſame Toilette gemacht und ich fand ſie noch hübſch genug, um alle Frauen des ganzen Departements, die über fünfundzwanzig Jahr alt waren, auf die Liebenswürdigkeit ihrer äußern Erſcheinung neidiſch zu machen. Sie wird, und wenn ſie noch zwanzig Jahre in der Einſamkeit lebt, nie den feinen, graziöſen Anſtand einer wahrhaft vornehmen Frau verlieren, den man heut zu Tage, ſelbſt bei Fürſtinnen, ſo ſelten findet.

Alle anweſenden Brunnengäſte bewunderten Cäcilie, aber auch nur dieſe, denn die Bewohnerinnen der Stadt hatten keine Luſt, eine Schönheit zu preiſen, die ihren eigenen oder den Anſprüchen ihrer Töchter und Nichten in den Weg trat, und die

Männer wagten nicht, ein eignes Urtheil auszuſprechen. Ich ſah deutlich, wie unangenehm dieſe neue, im ſchönſten Jugendglanze ſtrahlende Erſcheinung allen Einheimiſchen war, und wie Cäciliens Schönheit die Abneigung, welche Herr und Frau von Beauvilliers ſich früher zugezogen hatten, neu erweckte. Aber ich ſelbſt war nie ſo geſtimmt geweſen, das Betragen dieſes Paares zu rechtfertigen, als eben an dieſem Tage; in kleinen Städten ſieht man die Dummheiten und Thorheiten der Menſchen ſo in der Nähe; das Getriebe ihres Neides, ihrer Klatſchſucht, ihrer kleinlichen, niedrigen Leidenſchaften liegt ſo klar vor Einem, daß man ſich dadurch unangenehm berührt fühlen muß; die Menſchen in der großen Welt ſind um nichts beſſer, oft noch ſchlechter, allein ſie verſtehen ſich darauf, ihre Nichtigkeit und ihre Unwürdigkeit mit dem Schleier äußrer Liebenswürdigkeit zu verhüllen.

Unter den fremden Bewunderern von Cäciliens Schönheit zeichnete ſich ein junger, auf halbem Solde ſtehender Oberſte aus. Herr T. war der einzige Sohn eines reichen Fabricanten in Lyon; ſeine Figur war angenehm; ſein Betragen verrieth Geiſt, Bildung und feine Sitte und er erhielt ſelbſt den Beifall der Frau von Beauvilliers, die mich, als ich ſie nach Tiſche mit ihrer Coquetterie gegen den Oberſten neckte, mit dem ſie ſich ausſchließlich unterhalten hatte, ſpöttiſch lächelnd fragte, wie ich mich darüber wundern könne, er ſei ja der Einzige in der Geſellſchaft geweſen, der die Suppe ohne Gabel gegeſſen und ſie nicht Madame Beauvilliers genannt habe.

„Sonſt waren Sie ja nichts weniger, als eitel auf Ihren Titel,“ antwortete ich.

„Mag man immerhin die Marquiſe weglaſſen,“ unterbrach ſie mich, „wenn man mit mir redet, allein der alte Maire in B., der den Marquis ſtets, wenn er mit ihm ſpricht, auf ſo geſuchte Weiſe Herr Beauvilliers nennt, ſollte doch, da er Dufailli heißt, und Banquerot gemacht hat, fühlen, welchen unangenehmen Eindruck eine weggelaſſene Sylbe zuweilen machen kann. Können Sie von mir fordern, daß ich mir die Impertinenzen dieſer Menſchen ruhig gefallen laſſen ſoll? Erinnern Sie ſich nicht mehr daran, wie ich einmal aufhörte, die Herzogin von Polignac zu grüßen, weil ſie meine Verbeugung zu nachläſſig erwiedert hatte?“

Dagegen ließ ſich nichts einwenden, auch liebt meine Couſine keine Einwendungen und Vorſtellungen. Indeſſen kam ſie doch ſeit dieſem Tage von Zeit zu Zeit nach B., nahm einige Einladungen an und gab auch in ihrem Hauſe einige Diners. Nach gutem alten Brauch war ſie eine überaus liebenswürdige und zuvorkommend artige Wirthin, aber außer ihrem Hauſe zeigte ſie ſich hochfahrend und verbarg ihren Hang zum Spötteln nicht. Cäcilie freute ſich der neuen Bekanntſchaften mit kindlicher Innigkeit, obwohl ſie mir oft klagte, ihre Mutter predige ihr jetzt in einer Woche mehr vor, als ſonſt in ihrem ganzen Leben, aber ihr fehlte Sicherheit des Benehmens und ſie war bald zu ſchüchtern, bald zu hingebend und vertrauend. Weder ſie noch ihre Mutter ſchienen es zu beachten, daß der Oberſte T. ihr den Hof machte, und betrugen ſich, Cäcilie aus Unkenntniß der Welt, die Mutter aus Leichtſinn, ſo gegen ihn, daß er ſich dadurch zu Hoffnungen ermuthigt fühlen konnte. Ich überlegte mir eben, ob ich Beide nicht warnen und auf die wahrſcheinlichen Folgen ihres Betragens aufmerkſam machen ſollte, als der Oberſte eines Morgens zu mir kam und mich mit einer Offenheit, die ich ihm Dank wußte, bat, um Cäciliens Hand für ihn zu werben. Er hatte bereits die Einwilligung ſeines Vaters erhalten und dieſer es ihm überlaſſen, alle Bedingungen ganz mit ſeinem Wunſche feſtzuſtellen. „Die Sache,“ ſagte er mir, „wird ſich, wie ich hoffe, ſehr ſchnell machen, denn ich verlange durchaus keine Mitgift, da ich weiß, daß Herr von Beauvilliers den größten Theil ſeines Vermögens eingebüßt hat. Mein Vater, deſſen einziger Sohn ich bin, ſetzt mir bei meiner Verheirathung jährlich 10,000 Fr. aus, und behält doch noch ein Einkommen von mehr als 20,000 Fr. für ſich.“ —

Ich verſprach Cäciliens Eltern den Antrag mitzutheilen und hielt Wort. Beide behandelten den Vorſchlag gleich verächtlich und betheuerten, ſie wollten ihre Tochter lieber todt, als mit einem Mann bürgerlicher Abkunft verheirathet ſehen. Cäcilie ward gerufen; des Oberſten Antrag machte ſie beſtürzt; ſie hatte noch an keine Heirath gedacht, am wenigſten ohne vorhergegangene Liebeserklärung, denn in ihren Romanen ging dieſe immer voran. Nach dem Zaudern einiger Augenblicke erklärte ſie, da ihre Mutter in ſie drang, frei und offen ihre Meinung zu ſagen, die Geburt des Oberſten T. ſei, nach ihrem Gefühl, ein unüberwindliches Hinderniß, ſie werde nie unter ihrem Stande heirathen. „Auch liebe ich ihn ganz und gar nicht," ſetzte ſie hinzu. Dieſer Grund ſchien mir der entſcheidendſte zu ſein, und ich überbrachte mit der größten mir möglichen Schonung dem Oberſten die Nachricht, daß Frau von Beauvilliers ihre Tochter noch viel zu jung finde, um ſie zu vermählen. Der Oberſte biß ſich in die Lippen und der Ausdruck ſeines Geſichts verrieth mehr Zorn, als Betrübniß.

So ſchonend und achtungsvoll ich mich auch gegen ihn benommen hatte, ward ich doch bald gewahr, daß er ſich beleidigt fühlte, und konnte kaum zweifeln, daß ihm der wahre Grund der erhaltenen abſchläglichen Antwort bekannt geworden war, da Herr von Beauvilliers ſich gegen mehrere Bewohner des Städtchens darüber geäußert hatte, daß er es von einem ſo kleinen Buonapartiſchen Oberſten ſehr anmaßend finde, ſich um die Hand ſeiner Tochter beworben zu haben. Herr T. kam ſo wenig mehr zu mir, als nach Beauval, und wenn er Cäcilie und ihre Eltern auf Spatziergängen oder in Geſellſchaften traf, begnügte er ſich, ſie mit kalter, gleichgültiger Höflichkeit zu grüßen.

Dieſer Verfall gab mir Gelegenheit, der Marquiſe zuzureden, ſorgſamer auf Cäciliens Benehmen in Geſellſchaft zu achten. Einfach, natürlich, von ihren Eltern ſtets noch als Kind behandelt, fehlte ſie häufig gegen alle Regeln der Convenienz und ſetzte ſich der Beſchuldigung des Leichtſinnes und eines launiſchen Hochmuthes aus, wenn ſie oft ſchnell zurücktrat, wo ſie im Anfang ſich zuvorkommend und wohlwollend gezeigt hatte. Ich ſelbſt redete mit ihr einige Zeichen ab, mittelſt derer ich in Geſellſchaft ihre Lebhaftigkeit mäßigte und ſie auf ihre Haltung aufmerkſam machte.

Im Ganzen ſtimmte uns der geſellige Verkehr, zu dem ich meine Verwandten beredet hatte, ſehr heiter. Herr von Beauvilliers hatte zwar hin und wieder einige kleine politiſche Streitigkeiten mit ſeiner neuen Geſellſchaft, allein es war ſo leicht, ſeine Behauptungen zu widerlegen und ihm zu beweiſen, er ſei ein Narr, daß Alle ſtillſchweigend übereingekommen zu ſein ſchienen, ſeinen erſten Worten nachzugeben, um ihn nur zum Schweigen zu bringen. Seine Frau heiterte es auf, daß ſie mit mir nach Herzensluſt von Trianon und Verſailles reden konnte; ſie war, um mir ihre Dankbarkeit dafür zu beweiſen, viel artiger gegen die Geſellſchaft, in die ich ſie führte, und Cäcilie, für die jedes geſellige Vergnügen den Reiz der Neuheit hatte, fragte mich oft, ob man ſich denn irgendwo in der Welt noch beſſer amüſiren könne, als am Brunnen in B.

Eines Sonntags wurden wir von einer Madame Guiton zum Mittageſſen eingeladen, deren Landhaus eine Stunde von Beauval und drei Viertelſtunden von dem Schloſſe Beaumont lag, deſſen in ganz Frankreich berühmte Gärten ich zu ſehen wünſchte. Unter den zahlreichen Gäſten befanden ſich auch der Oberſte T. und der alte Maler Lecca, Cäciliens eifriger Lehrer und Freund, der mir von allen Einwohnern des Städtchens der liebſte war, und dem ich ſeine politiſchen Anſichten vergab, weil er ein Ausländer war.

Die Unterhaltung bei Tiſche war heiter und lebhaft. Die Brunnentrinker vergaßen ihre Kränklichkeit und als uns Madame Guiton am Ende der Mahlzeit vorſchlug, den Spaziergang nach Beaumont aufzugeben und dafür lieber nach St. Medard, einem nahen Dörfchen, zu gehen, wo man heute das Feſt des Schutzpatrons feire, gab man dieſem Vorſchlag allgemeinen Beifall. „Dort können unſre jungen Damen auf dem Raſen tanzen,“ ſetzte ſie hinzu, und ein halbes Dutzend Fräulein und deren Mütter rieſen einſtimmig, es gebe kein köſtlicheres Vergnügen, als ſo ein ländlicher Ball. Cäcilie war mit die erſte, die ihren Hut aufſetzte und ſich nach der Thüre wandte.

Wir machten uns ſämmtlich auf den Weg und nach einer halben Stunde verkündete uns der Klang einer Violine, daß wir uns dem Schauplatz des Feſtes näherten. — Am Eingang eines kleinen Gehölzes tanzten ungefähr hundert Bauern und Bäuerinnen in ihrem Sonntagsputz. Einige kleine, mit Pfefferkuchen und ausgedorrtem Backwerk beladene Tiſche waren, ſo gut es ſich thun ließ, durch über Stangen ausgebreitete Leinentücher gegen die Sonne geſchützt; weiterhin wurde unter einem großen Zelt Cyder und Bier verkauft; die Tänzer ſchwitzten zum Erbarmen und doch ſah man allen ſie umſtehenden Zuſchauern die Luſt an, an ihrem Platze zu ſein — ganze Haufen Kinder trieben, obgleich ſchon von Kuchen und halbreifen Kirſchen vollgeſtopft, ihre Mütter auf die Pfefferkuchenbuden zu und machten, von dieſen bald ausgezankt, bald beſchwichtigt, noch mehr Lärm, als ihre Eltern; einige recht hübſche und vorzüglich geputzte Mädchen ſtanden etwas entfernt, um deſto eher bemerkt zu werden, und die Einwohner von St. Medard rannten geſchäftig zwiſchen dem Gehölz und ihren Häuſern hin und her, um für ihre Gäſte Erfriſchungen herbeizuholen, während die nicht eingeladenen fremden Zuſchauer ſich unter dem Zelte erquickten.

Seit meiner Rückkehr nach Frankreich ſah ich hier wieder das erſte Kirchweihfeſt. Tauſend frohe Erinnerungen aus meiner Kindheit und Jugend umſchwebten mich; aber ich gedachte auch der Schmerzen der Heimathloſigkeit, die ich während meiner Trennung von dem geliebten, unvergeßlichen Vaterlande empfunden hatte und fühlte die Gewalt der Liebe, die mich an Frankreich bindet, hier am Rande eines kleinen Gehölzes in der Franche-Comté, ſtärker, als ich ſie je in Paris, in unſern Hofzirkeln empfunden habe.

Frau von Beauvilliers weckte mich aus meinen Träumereien. „Sehen Sie doch den jungen Mann dort unter der Buche!“ flüſterte ſie mir zu. Ich ſah auf und mein erſter Blick traf auf Lecca, der mit dem ſprechendſten Ausdruck von Erſtaunen und Bewunderung den jungen Mann betrachtete, auf den mich meine Couſine aufmerkſam gemacht hatte.

Dieſer ſtand wenig Schritte von uns entfernt, an einen Baum gelehnt, einen Fuß über den andern geſchlagen und den Arm auf einen Flintenlauf geſtützt; ein ſchöner Hühnerhund lag neben ihm. Nur ein einziges Mal in ſeinem Leben, ſagte mir Lecca ſpäter, habe er ein gleich ſchönes Modell für einen Maler geſehen.

Die hohe Geſtalt des Fremden würde ohne das vollkommene, bewundernswürdige Ebenmaß rieſenhaft erſchienen ſein. Sein Geſicht glich auffallend dem des vaticaniſchen Apolls, und aus ſeinen Zügen leuchtete eben die Schwermuth, der Adel und die hohe Kühnheit, die jenem Götterbild ſo wunderbaren Ausdruck verleiht. Schön und regelmäßig gezeichnete Augenbraunen verloren ſich unter hellbraune, reiche Locken; ſeine dunkelblauen Augen ſchienen muthig in's Leben zu blicken, wie ein junger Adler in die Sonne, und doch lag auch wieder in ihrem Blick die Tiefe einer unendlichen, wehmuthsvollen Sehnſucht; ein feines, geiſtreiches Lächeln milderte den Ernſt, der um ſeinen Mund ſchwebte, deſſen etwas kurze Oberlippe eine Reihe perlengleicher Zähne zeigte. Seine Geſtalt bot einen ſeltnen Verein von Schönheit und Stärke, von Kraft und

Anmuth dar, während der vorherrſchende Ausdruck ſeines Geſichts und ſeines Blickes Hoheit, Ernſt, Scharfſinn und Gefühl verrieth. Es war natürlich, daß dieſe Erſcheinung die Blicke aller Anweſenden auf ſich zog. Das einzige, was der Schönheit des jungen Mannes zur Vollendung des reinſten Ideals zu fehlen ſchien, war die friſch blühende Farbe jugendlich kräftiger Geſundheit; aber für mich erhöhete ſeine reine Bläſſe noch den Zauber ſeiner Schönheit. Ich glaube, kein weibliches Auge vermochte dieſen Mann mit unempfindlicher Gleichgültigkeit zu betrachten, und wie nach dem Ausſpruch der Marſchallin von Retz alle Prinzen neben dem Herzog von Guiſe nur als Pöbel erſchienen, erſchien dieſer junge Mann neben allen andern Männern als ihr geborner König und Herrſcher.

Seine Kleidung trug zu dieſem Eindruck nichts bei. Er war in einen ſehr einfachen Jagdanzug gekleidet, und trug zu einer ſchwarzen militäriſchen Halsbinde ein graues Nanquinmützchen. Das Band der Ehrenlegion zierte ſeine Bruſt und eine Narbe auf der rechten Wange bezeugte, daß er den Orden mit ſeinem Blut erworben habe.

Nach der Ueberraſchung des erſten Anblicks ſah ich mich unwillkürlich nach Cäcilien um und bemerkte zu meinem Vergnügen, daß ſie nicht dem Beiſpiel der übrigen jungen Damen folgte, welche, um die Blicke des Unbekannten auf ſich zu ziehen, ſchnell ihre Hüte abgenommen hatten und unter ſich laut ſprachen, ſchäkerten und lachten. Vorzüglich mißfiel mir Fräulein Sophie, die Tochter eines ehemaligen königlichen Secretairs, der allen Hochmuth ſeines funkelnagelneuen Adels auf ſie übergetragen hatte, und die mit ſichtlicher Affection ihre Handſchuh auszog und lange an ihren Locken zupfte und zog, um ihre hübſchen weißen Hände zu zeigen.

Alle dieſe Kunſtgriffe und Hülfsmittel blieben ohne Erfolg. Der Jäger ſah unſre Geſellſchaft eben ſo gleichgültig an, als die Bauern, welche uns umgaben, ja ich möchte ſagen, die Hoheit ſeiner Geſtalt, ſeine Art, den Kopf zu tragen und der ſtolze Ausdruck ſeines Geſichts, gab dieſer Gleichgültigkeit ſogar den Schein der Nichtachtung.

Ein Pachter aus St. Medard, der Madame Guiton kannte, ließ uns Stühle und Bänke bringen. Die Mütter nahmen Platz und die jungen Leute unter uns fingen an zu tanzen. Cäcilie legte ihren großen Strohhut ab und trat mit in die Reihen der Tanzenden. Sie kannte keinen Pas, aber welches hübſche und gewandte junge Mädchen, dem es nicht an muſikaliſchem Gehör und kleinen niedlichen Füßen fehlt, iſt nicht tanzend eine reizende Erſcheinung? Auch hatte Cäcilie kaum die erſte Tour vollendet, als ſich der Unbekannte dem Kreiſe näherte. Ich fragte mehrere Bauern nach ihm, aber keiner vermochte mir Auskunft über ihn zu geben; er war Allen unbekannt. Nach Beendigung des erſten Contretanzes näherte er ſich Cäcilien, und bat ſie mit dem edelſten Anſtand und mit ehrfurchtsvoller Sittigkeit um den folgenden Tanz. Frau von Beauvilliers neigte ſich, als ſie es ſah, zu mir herüber und flüſterte mir zu: „Das iſt ſicher kein Emporkömmling! ſein Betragen und ſein Anſtand zeugen von echter, altadeliger Höflichkeit!“

Ich ging unter den Anweſenden umher, um mich von Neuem nach dem Namen des Fremden zu erkundigen. „Es wird wohl der Graf von L. ſein,“ antwortete mir ein Bauer, „er ſoll geſtern Abend in Beaumont angekommen ſein.“

Geſchwinde eilte ich mit dieſer Kunde zu Frau von Beauvilliers zurück. „Ich dachte mir's gleich,“ rief ſie erfreut, „er mußte ſeinem ganzen Weſen nach zu uns gehören! Man erkennt in ihm augenblicklich den Sohn eines edlen Hauſes,“ fuhr ſie fort und ſah dabei den Oberſten T. an, der ſeinen Mißmuth nicht verbergen konnte, oder wollte, „man kann ſich in dieſem Punkt nicht leicht irren. Wie Schade iſt es aber um den jungen Mann, daß er für die ſchlechte Sache mitgekämpſt hat und das vielleicht unter dem Befehl eines Anführers, deſſen Vorfahren Vaſallen ſeiner Ahnen geweſen ſind.“

„Es gibt Vaſallen, gnädige Frau,“ ſagte der Oberſte mit gezwungenem Lächeln, „die ſich nicht einmal damit begnügt haben, ihre vorigen Gebieter zu befehligen, ſondern ſich auch darauf verſtanden haben, ſie ſchimpflich in die Flucht zu jagen.“

„O ja, und ihre Schlöſſer gleich Mordbrennern anzuzünden —“

„Sie brannten nicht heller, wie der Kreml —“

„Oder in fremden Ländern zu plündern —“

„Oder die Pfalz zu verheeren —“

„Oder die Schlacht bei Waterloo zu verlieren —“

„Oder bei Crecy, Poitiers, Azincourt geſchlagen zu werden.“ —

Mich ängſtigte die ſteigende Bitterkeit dieſes Geſprächs und ich dankte Gott, als Herr von Beauvilliers es unterbrach, indem er zu uns trat, und die Beſtätigung der Nachricht brachte, daß der Unbekannte der Graf von L. ſei. Er habe, ſagte er, die Flinte deſſelben unterſucht und auf derſelben das Wappen der Familie L. — eine Sonne im himmelblauen Felde mit dem Wahlſpruch: ohne Gleichen! — gefunden.

„Der Graf ſcheint zu dieſem Wahlſpruch berechtigt zu ſein,“ ſagte Frau von Beauvilliers.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau,“ erwiederte der Oberſte, „bei einem Unbekannten kann wohl nicht die Rede von ſeinen moraliſchen Eigenſchaften ſein und ſo habe ich viele Soldaten geſehen, die auf dieſen Wahlſpruch gleichen Anſpruch hatten, ja, mein Regimentstambour ragte ſogar noch zwei Zoll über dieſe Sonne hinaus.“ —

Ein verächtlich zürnender Blick der Frau von Beauvilliers war ihre einzige Antwort auf dieſe impertinente Rede, die nur ich mit anhörte, da der Marquis ſchon wieder zu den Tanzenden getreten war und den Schluß der Quadrille abwartete, um mit dem Grafen ein Geſpräch anzuknüpfen. Indeß kam einer ſeiner Nachbarn, der ehemalige Präſident des Parlaments zu Beſançon, Herr von Belmont, der den Mittag abgehalten worden war, mit uns bei Madame Guiton zu ſpeiſen, und uns jetzt nach St. Medard nachgekommen war.

„Nun, da iſt ja der Graf von L.,“ fliſterte er dem Marquis zu.

„Kennen Sie ihn?“ fragte dieſer.

„Das nicht, aber ich ſprach heut Morgen den Pfarrer von Beaumont, der mir erzählte, der Graf ſei geſtern angekommen. Ich wollte ihm meinen Beſuch machen, allein der Pfarrer ſagte, er ſei nach dieſer Gegend zu allein auf die Jagd gegangen. Auch wolle er diesmal nur incognito hier ſein, da er in drei Tagen wieder abreiſe, um bald für längere Zeit zurückzukehren. Dann wird er Beſuche machen, ſeine Nachbarn einladen, glänzende Feſte geben, kurz er wird hölliſchen Aufwand machen und Leben in unſre Gegend bringen. Gleich geſtern Abend hat er dem Pfarrer, unter Bedingung ſeiner Verſchwiegenheit, fünfundzwanzig Louisd'or für die Armen des Kirchſpiels geſchenkt. Wir müſſen thun, als kennten wir ihn nicht. — Beim Teufel, der Pfarrer hatte mir wohl geſagt, er ſei ein hübſcher Mann, aber mich dünkt, ich habe in meinem Leben keinen ſo bildſchönen Mann geſehen!“

Der Marquis führte den Präſidenten zu ſeiner Frau und er wiederholte uns Allen, was er in Bezug auf den Grafen von dem Pfarrer erfahren hatte.

„Der ſchöne Beſitzer von Beaumont ſcheint etwas von einem Sonderling an ſich zu haben,“ ſagte mir Frau von Beauvilliers, „allein ich fühle mich zur Nachſicht gegen ihn geneigt. Sehen Sie nur, mit welcher unverkennbaren Bewunderung er Cäcilie anblickt.“

„Ich habe es ſchon bemerkt, allein Ihre Tochter ſcheint mir auch keineswegs unempfindlich gegen dieſe Blicke zu ſein. So oft der Graf mit ihr ſpricht, erröthet ſie lächelnd auf eine mir bei ihr ganz neue Weiſe.“

„Ach, liebſter Freund, wir wollen keine Luftſchlöſſer bauen — es wäre wohl möglich — und ich wüßte nichts, was mich ſo glücklich machen könnte — aber wer weiß, wozu dieſe Bekanntſchaft führen kann —“

In dieſem Augenblick unterbrach uns der Unbekannte, der Cäcilien zu ihrer Mutter zurückführte und dieſe mit einer tiefen Verbeugung begrüßte. Frau von Beauvilliers erwiederte ſeinen Gruß mit der freundlichen Grazie einer vornehmen Frau, die zu gefallen wünſcht.

„Weißt Du, mit wem Du getanzt haſt?" fragte ſie ihre Tochter leiſe.

„Nein, Mama."

„Mit dem Grafen von L., dem Beſitzer von Beaumont und aus einer der älteſten Familien des Königreiches. Hat er viel mit Dir geſprochen?"

„Ja, Mama."

„Was ſagte er Dir denn?"

„Er ſagte mir viel Schmeichelhaftes, aber auf eine ſo eigne Weiſe, daß ich gar nicht verlegen darüber wurde. Er ſchien immer von einer Andern zu ſprechen und doch konnte ich merken, daß er mich meinte. Er fand Sie auch recht hübſch."

„Wirklich?"

„Gewiß, Mama. Ueber die andern Damen hielt er ſich ein wenig auf, aber ſo witzig, daß ich darüber lachen mußte und ſein Scherz war ſo fein, daß mich dünkt, ſie hätten ihn, wenn ſie ihn auch gehört hätten, doch nicht übel nehmen können. Er macht es gerade wie Sie, wenn Sie meinen Onkel recht amüſiren."

„Er hat alſo Verſtand?"

„O, Mama, er iſt gewiß ſehr klug und dann ſo höflich, ſo wohlerzogen, ſo ehrerbietig —"

Ein neuer Contretanz unterbrach dies Geſpräch. Der Graf forderte eine andre Dame auf, ſtellte ſich aber Cäcilien gegenüber, was er den ganzen Abend that, ſobald er nicht mit ihr ſelbſt tanzte. In den Pauſen ſtand er bei ihr und ihrer Mutter und unterhielt ſich mit Beiden. Sein ganzes Benehmen zeigte den fein gebildeten, kenntnißreichen Mann, der mit allen Formen vornehmer Geſellſchaftsſitte vertraut war. Die Höflichkeit der Mutter und Cäciliens unſchuldsvolle, vertrauende Freundlichkeit ermunterten ihn zu Aufmerkſamkeiten, die mir doch endlich die Schranken, welche ein blos zufälliges Zuſammentreffen ihm vorſchrieb, zu überſchreiten ſchienen. Seine Blicke ruheten liebestrunken auf Cäcilien, und er vergaß ganz, daß gleichgültige, vielleicht ſelbſt übelwollende Zeugen es beſpötteln konnten, daß ein Unbekannter ihr ſo ausſchließend huldigte und ſich durch ihr Benehmen aufgemuntert finden konnte, es zu thun. Frau von Beauvilliers zeigte ſich eben ſo unbeſonnen, wie ihre Tochter unbefangen und der Graf kühn; der Marquis machte in ſeiner Herzensfreude Jeden, mit dem er ſprach, auf das Benehmen des Letzteren aufmerkſam und ahnete ihren Aerger darüber nicht, weil es ihm nicht einfiel, daß in dieſem Kreiſe irgend eine Andere als ſeine Tochter Anſpruch auf eine ſo vornehme Eroberung machen könne. Ich allein war unzufrieden und tadelte den Grafen, ob ich es gleich einſah, daß es ihm ſchwer werden mußte, ſich zurückhaltender zu betragen, da er zu deutlich ſehen konnte, daß ſeine Bewerbung um Cäcilie ſowohl von ihr, als von ihren Eltern gebilligt wurde.

Cäcilie ließ einen Handſchuh fallen, der Jäger ließ ſich auf ein Knie nieder, um ihn aufzuheben und überreichte ihn ihr in dieſer Stellung. Der Ausdruck ſeiner ſeelenvollen Züge und ſein Blick ſagten ihr, welches Gefühl ihn zu ihren Füßen feſthielt. Sie empfing ihren Handſchuh, ohne ihn anzuſehen, und ohne ihm zu danken; ihre Mutter that es für ſie, allein ich bemerkte, daß ihm das Schweigen und das Erröthen der Tochter ſchmeichelhafter war, als der Dank der Mutter. Ein um Cäciliens Aermel geknüpftes weißes Atlasband ging los, während ſie mit ihm tanzte; er hob es ſchnell auf, und ſich zu ihr neigend, fliſterte er: „Ich bitte, bemerken Sie den Verluſt dieſes Bandes nicht — gönnen Sie es mir — keine Macht der Erde ſoll es mir je entreißen, wenn Sie mir erlauben, es zu behalten." — Gewiß ward ein leiſes Ja ausgeſprochen, denn mit unverkennbarem Entzücken barg der Fremde das Band auf ſeiner Bruſt. Ich ſah ſeine Bewegung, allein ich erfuhr erſt ſpäter, was zwiſchen ihm und Cäcilien vorgefallen war.

Der Abend dämmerte und die Damen unſerer Geſellſchaft, voll Aerger, daß der Graf nur für Cäcilien Augen hatte, drangen auf die Rückfahrt nach dem Hauſe der Madame Guiton. Ehe wir Alle verſammelt, die jungen Mädchen in ihre Shawls eingehüllt waren und ihre Hüte aufgeſetzt hatten, vergingen einige Minuten, in denen der Präſident ſich Herrn von Beauvilliers und dem Fremden näherte, welcher der Marquiſe ihren Shawl umnehmen half. — „Sie ſcheinen die Jagd zu lieben, mein Herr," redete er den jungen Mann an, „und da bitte ich Sie, in einem kleinen Streit, den ich eben mit dem Oberſten T. gehabt habe, Schiedsrichter zu ſein." — Er rief dieſen nun herbei und trug den ſtreitigen Fall, der einen Jägerausdruck betraf, vor.

„Der Herr Oberſte hat vollkommen Recht," antwortete der Jäger, ſich verbindlich zu dieſem wendend.

„Nun, da will ich nicht mehr ſtreiten," antwortete der Präſident, „ſondern mich der Entſcheidung des Herrn Grafen von L. unbedingt unterwerfen.“

Als ſich der Jäger mit dieſem Namen bezeichnen hörte, ſah er den Präſidenten ſtarr an, erröthete, zog die Augenbraunen finſter zuſammen, grüßte die ganze Geſellſchaft, nahm ſeine Flinte und verſchwand im Gebüſch.

„Man muß geſtehen,“ ſagte meine Couſine lachend zu dem Präſidenten, „daß Sie Ihre Sache vortrefflich gemacht haben. Erſt empfehlen Sie uns Allen, ja nicht zu thun, als ob wir wüßten, wer der Graf ſei, und dann erſcheinen Sie ſelbſt und nennen ihn plötzlich bei ſeinem Namen. Allein es ſchien nicht, als ob er Ihnen dieſe Enthüllung ſeines Incognito's Dank wiſſe.“

„Er iſt doch kein regierender Herr, der ſeine Staaten incognito beſucht,“ antwortete ſpöttelnd der Oberſte; „ich finde es ganz recht, daß der Herr Präſident ſeine Anmaßung zu nichte gemacht hat.“

„Mein Gott, Herr Oberſte, wie können Sie in dieſem Verhehlen ſeines Namens eine Anmaßung finden. Bedenken Sie doch, was er ſeinem Stande ſchuldig iſt; ſein Schloß iſt noch nicht meublirt, ſeine Dienerſchaft noch nicht angekommen — wie würde es ſich da für ihn ſchicken, ſchon als Graf von L. unter uns aufzutreten? Er würde ſich ja vor Beſuchen nicht zu retten wiſſen, da, ſeinem Range nach, faſt Jedermann in der ganzen Provinz verpflichtet ſein würde, ihm den erſten Beſuch zu machen. Glauben Sie denn, daß es ihm gelegen ſein könnte, ſeine Gäſte mit einer Zwiebelſuppe und einem Eierkuchen zu bewirthen? — Komm, Cäcilie, wir wollen fort," ſetzte ſie hinzu, indem ſie mir den Arm bot.

Auf der Rückfahrt nach Madame Guiton ſprach ſie trotz Cäciliens Anweſenheit nur von ihren Plänen und Hoffnungen in Bezug auf den Grafen. Ich will Ihnen die Worte der lebhaften enthuſiasmirten Frau nicht wiederholen. Es lag ihrer Meinung nach am Tage, daß der Graf ſich leidenſchaftlich in Cäcilie verliebt habe und es ſchien ihr ausgemacht, daß er, ganz unabhängiger Herr ſeines Vermögens und ſeiner Hand, unverzüglich um ſie anhalten werde. — Mir ſchien dies nun nicht ſo ausgemacht und ich hatte wenig Vertrauen zu der Dauer einer ſo plötzlich entſtandenen hell auflodernden Leidenſchaft; allein der Marquis war mit ſeiner Frau ganz gleicher Meinung und der Gegenſtand ſo zart, daß ich, vorzüglich in Cäciliens Gegenwart, mich nicht darüber frei zu äußern wagte. Ich behielt mir vor, dies in einer Unterhaltung mit Cäcilien zu thun, da ich überdem wußte, wie Frau von Beauvilliers nie geneigt war, Einwendungen gegen eine ihrer Lieblingsideen Gehör zu geben, und dann war ſie durch dieſe Hoffnungen ſo überaus glücklich, ſo freudig entzückt, daß es mir grauſam erſchien, dieſe ſüßen Täuſchungen des Mutterherzens voreilig zu zerſtören.

Nach einigen bei Madame Guiton eingenommenen Erfriſchungen, wobei der Graf, den Jeder in der Geſellſchaft nach ſeinen perſönlichen Anſichten lobte oder tadelte, der einzige Stoff der Unterhaltung blieb, fuhren wir nach Beauval zurück und nahmen den alten Lecca mit uns, der die Nacht im Schloſſe bleiben ſollte. Am folgenden Tage wollten wir ihn nach B. zurückbringen, wohin uns der Präſident zum Frühſtück eingeladen hatte.

Ich ſtand zeitig auf und mein Morgenſpatziergang führte mich bei Cäciliens Fenſter vorbei. Ich fand ſie ſchon in Geſellſchaft ihres Lehrers mit Zeichnen beſchäftigt. Die Gypsbüſte des vaticaniſchen Apolls ſtand vor ihr auf dem Tiſche, und die Aehnlichkeit ſeiner Züge mit denen des Grafen war ſo auffallend, daß ich mich nicht enthalten konnte, Cäcilien zu fragen, ob ſie nicht auch dieſe Aehnlichkeit bemerke?

Sie erröthete und neigte, ohne mir zu antworten, das Geſicht tiefer auf ihre Zeichnung nieder. „Gewiß," nahm der Maler das Wort, „man könnte glauben, dieſe Büſte ſei nach ihm modellirt. — Der Graf und ein Albaneſe, den ich in Rom ſah, ſind die beiden einzigen Männer, die es in Hinſicht auf ihre idealiſche, makelloſe Schönheit wagen dürften, ſich nach meinem Urtheil dieſer Göttergeſtalt an die Seite zu ſtellen."

„Wer war dieſer Albaneſe?" fragte Cäcilie.

„Es war ein Schuſtergeſelle, der in Rom den Künſtlern zum Modell diente."

Sie verzog das Geſicht. — „Wie iſt es möglich," rief ſie, „daß ein gemeiner Menſch ſo ausſehen kann!"

„Die Schönheit, mein Fräulein," ſagte der alte Maler eifrig, „iſt ein Adelsbrief, den der liebe Gott ausſtellt, und der die geiſtige und ſittliche Würde überzeugender verbürgt, als es irgend ein Stammbaum zu thun vermag."

Und nun begann er im Tone der feurigſten Begeiſterung die Züge der vor uns ſtehenden Büſte zu zergliedern und uns zu beweiſen, daß ſich mit ſolcher, ſeiner Meinung nach, göttlichen Vollkommenheit der äußern Form auch unfehlbar die glänzendſten geiſtigen Eigenſchaften verbinden müßten, weil jede innere Disharmonie die reine Harmonie der Züge zerſtöre.

Cäcilie hörte ihm mit lebhaftem Intereſſe zu und ſah mich von Zeit zu Zeit darauf an, ob ich den Vortrag ihres Lehrers auch ſo klar und überzeugend finde, wie ſie. Allein ſo ſehr mich auch die Begeiſterung des Malers und noch mehr Cäciliens tiefe Bewegung hinriß, blieb ich doch bei der Behauptung, die Schönheit der Geſtalt bürge keineswegs für den Adel der Seele. Lecca führte das Geſpräch aber wieder auf den Grafen zurück und behauptete, er ſei gewiß eben ſo edelgeſinnt, ſo tapfer, kühn und gefühlvoll, als er ſchön ſei.

Brigitte erinnerte ihre Herrin, daß ſie ſich ankleiden müſſe, um nach B. zu fahren, und wir verließen ſie.

Bei dem Präſidenten fanden wir außer der Geſellſchaft, welche am vorigen Tage mit uns bei

Madame Guiton geſpeiſt hatte, einige neu angelangte Brunnengäſte und mehrere Einwohner der Stadt, unter denen ſich Herr Chauvin, ein ſehr geachteter Notar, befand. Wir waren acht und zwanzig Perſonen bei Tiſche. Ich las auf dem Geſichte des Oberſten T. eine boshafte Freude, die ihm nicht natürlich war.

So wie die Unterhaltung in den Gang kam, rief der Oberſte dem am andern Ende der Tafel ihm gegenüberſitzenden Notar zu: „Herr Chauvin, machen Sie doch dieſen Damen den Hof, indem Sie mit ihnen von der Perſon ſprechen, die ich dieſen Morgen bei Ihnen traf.“

„Sie wiſſen ja, Herr Oberſte, daß ich gebeten ward, ihren hieſigen Aufenthalt zu verſchweigen.“

„Bah! das iſt ein bloßes Komödiengeheimniß. Alle Welt weiß, daß Graf L. auf ſeinem Gute iſt. Uebrigens reiſt er ja auch morgen ab.“

„Morgen?“ fragte Frau von Beauvilliers überraſcht.

„Ja, gnädige Frau,“ antwortete der Oberſte, „allein, da der Graf L. und der wundervolle Jäger, den wir in St. Medard ſahen, keineswegs eine

Perſon ſind, ſo wird ſeine Abreiſe Niemand betrüben."

„Alſo war es wohl ein Verwandter des Grafen, den wir geſtern trafen?" fragte der Präſident.

„Nicht ſo ganz," verſetzte T. — „Ich bin wirklich in Verzweiflung über meine Entdeckung von heute Morgen. Der Enkel der Bannerherren, das edle Reis eines uralten Stammes, der Graf von L., mit einem Worte — iſt zwar ein recht hübſcher, junger Mann, erreicht jedoch den reizenden Unbekannten bei weitem nicht. — Nun, lieber Chauvin, ſo helfen Sie mir doch! Nicht wahr, Graf L. iſt ihm gar nicht zu vergleichen?"

„Wem denn? mein Herr?"

„Seinem Begleiter an dieſem Morgen."

„So ſagen Sie doch endlich, wer er iſt!" rief ungeduldig der Präſident.

„Dieſer gefeierte Held des Balles zu St. Medard," nahm der Oberſte wieder das Wort, „iſt der Neffe des Schloßverwalters zu Beaumont, deſſen Vater ehemals unter der alten Regierung Bedienter war, ſich aber ſpäter als einer der Chefs der ſchwarzen Bande ein recht artiges Vermögen erwarb. Er ſelbſt, der junge Herr Berthold Jeannin, war ehemals

Grenadier der kaiſerlichen Garde und iſt jetzt ein angehender Rechtsgelehrter."

„Die Familie Herrn Bertholds kenne ich nicht," antwortete der Notar, „ich weiß blos, daß Graf L. mir ihn zuführte, und mir ſagte, ich würde mit ihm Alles abmachen, was die Herrſchaft Beaumont beträfe. Daß der junge Mann bei einem Advocaten in Paris arbeitet, iſt mir bekannt, da ich in Verbindung mit dieſem ſtehe. Es iſt Herr Dubiquet, ein ſehr rechtſchaffener, ſehr einſichtsvoller Mann, und wohnt in der Poſtſtraße."

„Genug über einen ſolchen Gegenſtand," unterbrach ihn Frau von Beauvilliers. „Mag er doch ſein, wer er will — was intereſſirt uns das?" — Meine arme Couſine war ſcharlachroth, Cäcilie ſchien mit einer Ohnmacht zu ringen, und Herr von Beauvilliers rief in Einem weg: „Erklären Sie uns doch das! Erklären Sie uns doch das!"

„Nichts iſt verſtändlicher," ſagte Frau von Beauvilliers. „Jener Menſch, den wir geſtern in St. Medard ſahen, den Sie für den Grafen von L. hielten, iſt ein Windbeutel, der Ihren Irrthum benutzte, ſich in unſere Geſellſchaft einzudrängen. Wir können uns auch bei Herrn von Belmont erdanken, daß er uns in Relation mit einem von Buonaparte's Gurgelabſchneidern gebracht hat."

„Warum denn?" fragte der Oberſte. „Ich finde ihn äußerſt intereſſant. Nichts gefällt ſchönen Augen mehr, als ſoldatiſcher Muth. Er iſt etwas zudringlich, aber es läßt ihm gut. Nahm ſich der kleine Schreiber doch allerliebſt aus, wie er mitten unter uns herumflatterte. Das gab eine Epiſode in dieſem ländlichen Feſte. — In der That, geſtern war unſer Wahlſpruch: Freiheit und Gleichheit. Finden Sie das nicht auch, Frau Marquiſe?"

„Seit der Revolution, mein Herr," antwortete meine Couſine kalt, „iſt die Unordnung ſo allgemein, daß ich mich nicht mehr darüber wundere, alle Claſſen der Geſellſchaft vermiſcht zu ſehen, ſei es in St. Medard, hier, oder in Paris. Ich für meine Perſon ſehe viele Leute mit dem nämlichen Auge an, was ſich auch immerhin Mehrere von ihnen einbilden mögen; mir iſt es ganz einerlei, ob ich einem Actenſchmierer oder einem Seidenweber begegne; mag er die Feder führen oder die Elle, eine Livrée oder eine Uniform tragen — ich mache keinen Unterſchied. Ich war oft eben ſo artig gegen Leute, die weniger Figur machten, als gegen Herrn Berthold, und dieſe verdienten meine Höflichkeit gewiß weniger, als er, da er ſo viel Selbſtkenntniß hatte, ſich zu entfernen, ſobald er unſern Irrthum gewahrte, indeß Andere ſeines Gleichen, die man längſt als ſolche kannte, ſich erſt zurückziehen, wenn man ſie verabſchiedet.“

Jetzt kam die Reihe, roth zu werden, an den Oberſten, doch war es mehr Zorn als Scham, was ihn bewegte. Vergebens verſuchte ich, dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben. Fräulein Sophie und die übrigen Damen kamen immer auf den ſchönen Jäger zurück, und gratulirten ſich zu der Kälte, die er gegen ſie bewieſen hatte. Am Abend zuvor platzten ſie beinahe vor Eiferſucht, und am nächſten Morgen machte ihre Schadenfreude ſie eben ſo häßlich, als der geſtrige Verdruß.

Herr von Beauvilliers fing endlich an, die Reden des Oberſten, das ironiſche Gelächter der Damen, das Fliſtern und die Klagen über das Schickſal des jungen Mädchens, „das ſich ſo öffentlich mit dem Neffen eines Schloßvogts in's Gerede gebracht hätte,“ zu begreifen. Er ſprach von nichts, als wie er den Gaſſenjungen ausprügeln wollte, der ſich unterſtanden hätte, mehr als ſechsmal mit ſeiner Tochter zu tanzen und ſie beſtändig zu unterhalten. Vergebens wiederholte der gute Chauvin, um ihn zu beſänftigen: er ſelbſt habe bei einem Notar gearbeitet. „Und übrigens,“ ſetzte der Notar hinzu, „weiß ich wohl, daß ſein Vater einige Nationalgüter beſitzt; daß er aber jemals Bedienter geweſen ſei, iſt mir unbekannt.“

„Ich hingegen weiß es gewiß,“ verſetzte der Oberſte, „denn mein Bedienter hat im Wirthshauſe mit dem Jäger des Grafen geſchwatzt, und dieſer — unzufrieden, den Sohn eines ehemaligen Cameraden an der Tafel ſeines Herrn zu ſehen, — hat ihm die ganze Geſchichte erzählt. Der alte Jeannin war lange im Dienſt des Marſchalls von Ormond, der, wenn ich nicht irre, mit Ihnen verwandt iſt, Frau Marquiſe.“

Meine Couſine antwortete nicht. Sie litt augenſcheinlich, und wäre es nur möglich geweſen, ſich Herrn von Beauvilliers durch Winke verſtändlich zu machen, ſo würden wir die Geſellſchaft gleich nach dem Frühſtück verlaſſen haben; allein der Marquis, vertieft in einen Streit mit T. über den Adel, ſah uns gar nicht an. Wie gewöhnlich, ſtritt er um ſo heftiger, je unhaltbarer ſeine Gründe waren. Der

Oberſte führte das Geſpräch auf den Jäger zurück, ſeine Spöttereien wurden am Ende ſo beißend, er ſprach ſo anzüglich von der Coquetterie, dem Leichtſinn und dem wenigen Schicklichkeitsgefühl der vornehmen Frauen, daß Beauvilliers endlich einſehen mußte, ſeine Frau und Tochter ſeien die Gegenſtände der beleidigenden Scherze des Oberſten, des falſchen Mitleidens der Damen und des höhniſchen Lächelns der Männer, deren niedrigen Neid Bertholds perſönliche Vorzüge erregt hatten, und die auch übrigens der Familie Beauvilliers zu abhold waren, um ſie nicht mit Vergnügen übler Nachrede preis gegeben zu ſehen.

Mit größerer Würde, als ich ihm zutraute, führte der Marquis den Oberſten in eine Fenſtervertiefung und begann dort ganz ruhig: „Mein Herr Oberſte, Ihre Uniform adelt Sie in meinen Augen. Ich will Sie als Edelmann behandeln, ob Sie ſich gleich, indem Sie zwei Damen beſchimpfen, ſehr pöbelhaft zeigten. — Morgen mit Tagesanbruch hoffe ich die Ehre zu haben, Sie am Ende der Maille-Bahn zu treffen. Mein Couſin wird mich begleiten.“ Ich neigte mich bejahend, denn hätte Beauvilliers den Oberſten nicht gefordert, ſo war ich entſchloſſen, es ſelbſt zu thun. Der kleine Saal war ſo mit Menſchen angefüllt, man redete überall ſo laut, daß unſer abgeſondertes Geſpräch von Niemandem bemerkt wurde. Der Oberſte erwiederte ganz kurz: er werde ſich einfinden.

Endlich verließen wir die Geſellſchaft, und nun entſpann ſich ein heftiger Zank zwiſchen Beauvilliers und ſeiner Frau, die ſich gegenſeitig alle Schuld des Nachtheils gaben, den ein ſolcher Vorfall Cäcilien bringen konnte. Die arme Kleine weinte und ſuchte ihren Vater zu beſänftigen. Ihre wehmüthigen Bitten zogen all ſeinen Zorn auf ſie, und ich erkannte die Wahrheit deſſen, was meine Couſine mir über den Charakter ihres Mannes geſagt hatte, da ſeine Heftigkeit bis zur Wuth ſtieg.

Traurig kamen wir in Beauval an, wo des Marquis Zorn neue Nahrung fand. Brigitte berichtete, ein junger Mann — ſchön wie der Tag — habe die Damen beſuchen wollen, und auf der Karte, die er zurückgelaſſen hatte, ſtand der verabſcheute Name: Berthold.

Sobald ſich die Marquiſe mit mir allein ſah, überhäufte ſie den unglücklichen Urheber all dieſer Verwirrung mit Schimpfwörtern, ich geſtehe indeß, daß mir ſo viel Verachtung unpaſſend erſchien, wenn ich ſeiner Figur und ſeines Betragens gedachte. Ich gab zu, die Sache ſei unangenehm, beſonders um der Oeffentlichkeit willen, der ſie bei ſo vielen Zeugen nicht entgehen könnte; allein, wenn ich auch Berthold von unverſchämter Dreiſtigkeit nicht frei ſprach, fand ich ihn doch weniger ſtrafbar, als meine Couſine unvorſichtig geweſen war. Dies Wort warf Feuer in eine Pulvertonne, und Frau von Beauvilliers verließ mich nur, um ihre Tochter nochmals auszuſchelten, ohne ſich ihrer eignen Aufführung zu erinnern.

Kaum hatten wir am nächſten Morgen den von Beauvilliers beſtimmten Ort erreicht, als auch der Oberſte erſchien. Wie wir, hatte er ſich mit Degen und Piſtolen verſehen.

„Sie ſind der Beleidigte," ſagte er zu dem Marquis, „und haben die Wahl; doch muß ich Ihnen ſagen, daß ich mich nie auf den Degen geſchlagen habe."

„Wohlan denn, mein Herr, ſo ſchießen wir uns. Warum haben Sie keinen Secundanten?"

„Das iſt ganz unnütz. Bei Dreien wird immer Einer übrig bleiben, um einen Wundarzt zu rufen."

Beauvilliers Kugel ſtreifte den linken Arm des Oberſten. Dieſer ſchoß ſein Piſtol in die Luft. Es war nicht möglich, ſich länger zu ſchlagen. Der Marquis ſagte: „es iſt genug,“ und entfernte ſich, indeß ich mein Tuch um Ts. Arm band, der mich verſicherte, ſeine Wunde ſei ganz unbedeutend, und mich höflich grüßend, den Weg nach der Stadt einſchlug. Ich holte meinen Couſin ein; er war böſe darüber, daß ein bloßer Emporkömmling ſo viel Rechtlichkeit, Bravheit und ritterliche Sitte bewieſen hatte. Derſelbe Mann aber, der ſich bei ſeinem Duell mit dem Marquis ſo gut betrug, entehrte ſich in meinen Augen, als ich nach einigen Tagen erfuhr, er ſei der Verfaſſer eines Liedes, in welchem die ganze Familie Beauvilliers, die ſchuldloſe Cäcilie nicht ausgenommen, auf's Grauſamſte zerriſſen wurde. Man trieb die Schadenfreude ſo weit, Abſchriften dieſes Gedichts an meine Verwandten zu ſchicken.

Wie oft warf ich mir nicht beim Anblick des Kummers, welchen die Familie, beſonders mein Liebling, über jene Schmähſchrift empfand, das boshafte Vergnügen vor, mit dem ich in früheren Zeiten die beißenden Epigramme machte, welche uns damals ſo ſehr beluſtigten. Ach! wie ganz anders beurtheilen wir einen Scherz, wenn ſeine grauſamen Wirkungen uns ſelbſt berühren; wie mancher Witzling würde den Anblick der Thränen nicht ertragen, die ſein unbedachtes Wort fließen macht!

Alles änderte ſich in Beauval. Man gab, man empfing keine Beſuche mehr. Cäcilie beſchwor mich, ihre Eltern ja nicht zur Rückkehr in die Welt zu bereden. „Ich könnte,“ ſetzte ſie hinzu, „vielleicht noch einmal mit Berthold zuſammentreffen, denn wenn ihn Herr von L. an ſeine Tafel zieht, werden ihn Viele bei ſich empfangen.“

Beauvilliers Verdruß hörte nicht auf. Seine Frau gab mir jeden Augenblick zu verſtehen, ich ſei die zwar unſchuldige, aber dennoch alleinige Urſache der Beſchimpfung, welche ihrer Tochter widerfahren war. Cäcilie verſank in ſtille Trauer. Der Mann jagte, die Frau ſtudirte den ganzen Tag, mein Pathchen ſchloß ſich mit Brigitten ein. Mir blieb nur die Einſamkeit zur Gefährtin, die ich dennoch unſeren gemeinſchaftlichen Mahlzeiten weit vorzog. Die zwiſchen meinen Verwandten herrſchende Bitterkeit, die ungerechten Verweiſe, mit denen Cäcilie fort und fort überhäuft ward, ſteigerten meine Sehnſucht nach dem Augenblicke, wo ich mit ihr nach Paris reiſen konnte, bis zur höchſten Ungeduld.

Vierzehn langweilige Tage waren ſeit jenem unglücklichen Feſte dahin geſchlichen, als Cäcilie mich eines Morgens im Park aufſuchte. Sie war ſehr bewegt, ihre Augen ſtanden voll Thränen, vergebens ſuchte ſie nach Worten, mich anzureden. Ich faßte ihre Hand. „Nun, liebes Kind, was gibt es denn wieder?"

Glühende Röthe bedeckte ihr Geſicht, alle ihre Züge drückten die peinlichſte Verlegenheit aus.

„Aber, liebſte Cäcilie, was können Sie mir denn zu vertrauen haben, das Sie ſo ſchmerzlich bewegt?"

„Sie ſehen, mein Onkel, wie unzufrieden meine Eltern ſeit jenem unſeligen Tage mit mir ſind — ich habe ihnen bisher nie etwas verborgen — auch jetzt würde ich vielleicht kein Geheimniß vor ihnen haben, wären ſie nicht ſo aufgebracht — ſie geben mir ja alle Schuld — wie ſollte ich den Muth faſſen, ihnen zu ſagen —. Aber Sie, liebſter Onkel, haben ſo viel Güte gegen mich, Sie beklagen mich —"

„Reden ſie aus, Cäcilie, Sie beunruhigen mich."

„Ach, lieſter Onkel! Jener Menſch — jener Berthold — er hat mir dreimal geſchrieben —"

„Der Unverſchämte!“

„Ach, das iſt noch nicht Alles! Er ſchleicht beſtändig um das Schloß. Während der Octave gehen wir alle Abende zum Ave Maria, Brigitte und ich. Wir begegnen ihm jedesmal; er folgt uns in die Kirche, ſtellt ſich hinter einen Pfeiler, ſeine großen Augen ſo feſt auf mich geheftet, daß ich mich fürchte. Als ich ihm zum erſten Male begegnete, wollte ich nicht wieder zum Ave gehen, Brigitte aber behauptet, ſie bete nirgends ſo andächtig, als in der Kirche. — „Er wird nicht wieder kommen,“ tröſtet ſie mich immer, und doch iſt er alle Tage da!“

„Welche Verwegenheit!“

„Sagte ich meinem Vater ein Wort davon — Gott weiß, was er thäte! Er hat ſich ſchon geſchlagen —“

„Mit Berthold würde er ſich doch nicht ſchlagen?“

„Nein, das weiß ich wohl; aber er droht beſtändig, ihm Stockſchläge geben zu laſſen, und ich glaube nicht, daß der junge Mann ſie ertrüge, ohne ſich dafür zu rächen,“ ſagte Cäcilie hoch erröthend.

„Was haben Sie mit ſeinen Briefen angefangen?“

„Die beiden erſten erhielt ich durch die kleine Marthe, welche ſie durchaus zurücknehmen mußte; den dritten fand ich dieſen Morgen auf meinem Tiſche, ohne errathen zu können, wie er dahin kam.“

„Sind Sie Brigittens gewiß?“

„Ach, mein Onkel, ſie iſt eben ſo erzürnt auf ihn, als ich ſelbſt. Der Unſinnige! Wenn mein Vater ihn trifft — wenn ihn Jemand in der Nähe des Schloſſes erblickt — was wird man denken!“ —

„Ein ſo zudringlicher Menſch iſt in der That zu fürchten.“

„Wer hätte ihn nicht für einen Edelmann gehalten? — Eine ſo niedrige Herkunft und —“

„Vollenden Sie, Cäcilie.“

„Nein, nein, ich kann mir es nicht vergeben, ihn einen Augenblick freundlich angeſehen zu haben. Allein wie ſoll ich ihn nur entfernen, ohne daß meine Eltern erfahren —“

„Ich werde es überlegen. Geben Sie mir den Brief. Sie haben ſehr recht gethan, mein Kind, ihn nicht zu öffnen.“

„Wie? Sie erbrechen ihn?“

„Es iſt durchaus nothwendig. — Hier, Cäcilie, iſt er, leſen Sie ihn ſelbſt.“

Berthold ſchrieb:

„Gnädiges Fräulein!“

„Hätten Sie mich der Ehre gewürdigt, meinen erſten Brief zu empfangen, ſo wären Sie jetzt vor meinen Verfolgungen geſichert, oder ich hätte das Ziel meiner heißeſten Wünſche erreicht. Theilen Sie die Anſichten Ihrer Eltern, ſo muß Ihnen meine Liebe zwar als Beleidigung erſcheinen, doch wie groß auch der zufällige Unterſchied unſerer Herkunft ſein mag, weiß ich doch, daß mich — wäre ich ſo geliebt wie ich liebe — dieſes Hinderniß nicht abſchrecken würde. Vielleicht entſetzt ſich Ihr Zartgefühl vor dem Gedanken, einer Leidenſchaft nachzugeben, die — wahrhaft empfunden — ſtets unüberwindlich iſt, von der Welt aber ſtreng gerichtet wird, weil man ſie ſelten fühlt. Sollten Sie der Liebe verſagen wollen, was man täglich dem Eigennutze gewährt? Die vornehmſten franzöſiſchen Familien müßten bei ihren Verbindungen mit Finanzpächtern über deren Verwandte erröthen, entfernte nicht ihr Elend die Angehörigen eines Reichgewordenen von deſſen Schwelle.

Wie oft hat der Banquier, deſſen Schloß alle erſinnliche Pracht darbietet, in einer entfernten Provinz Verwandte, die ſich den härteſten Arbeiten, den niedrigſten Lohndienſten unterziehen müſſen; dennoch ſträubt ſich manche Tochter eines altadeligen Hauſes gegen die Werbung dieſes Mannes, der ſich durch glückliche, vielleicht ſtrafbare Speculationen zu den erſten Claſſen der Geſellſchaft hinaufſchwang, nur ſo lange, als es nöthig iſt, um die Beſtimmung ihres Witthums zu erhöhen. Mein Vater beſitzt erweislich mehr als zwei Millionen; aus einer Schwäche jedoch, die ich zu tadeln kein Recht habe, beſteht er darauf, ſein Vermögen zu verheimlichen, und lebt in einem Zuſtande, welcher eher auf Dürftigkeit, als auf Reichthum ſchließen läßt. Verlangen Ihre Verwandten Gold, ſo habe ich ein ſicheres Mittel, es mir zu verſchaffen, doch kann ich dieſes Mittel nur anwenden, wenn man einen Preis für Ihre Hand beſtimmt. — Ach, mein Fräulein, wie ſchwer wird mir dieſe kalte Auseinanderſetzung, da ſeit dem Augenblicke, wo ich Sie ſah, nur ein Gedanke meine ganze Seele füllt! Die Ehrfurcht gebietet mir zu ſchweigen. Außer jenem Golde, das ich gering achte, habe ich Ihnen nichts anzubieten, als ein reines Gewiſſen, ein tadelloſes Leben und eine glühende Liebe, die ich nicht auszudrücken wage, da ſie vielleicht in Ihren Augen nur eine Sie beſchimpfende Thorheit iſt. Ich ſagte vielleicht — ja, ich täuſche mich manchmal ſelbſt, wenn ich mir die Stunden zurückrufe, die mir jetzt als der Inbegriff meines ganzen Lebens erſcheinen. — Früher noch, ehe ein unglücklicher Irrthum mir das Wohlwollen Ihrer Familie zuzog, drückte Ihr Geſicht weder Zorn, noch Verachtung aus; das ſüßeſte Lächeln begegnete den leidenſchaftlichen Blicken eines Unbekannten. Ich ward verſtanden — läugnen Sie es nicht. Gott iſt mein Zeuge, daß kein Stolz aus mir ſpricht! Aber wenn die Liebe ſelbſt meine Blicke ſchärft, wenn ſie mir entdeckt, daß ich nur ihr jenes Wohlwollen, jenen himmliſchen Ausdruck des Glückes verdankte, der Ihr Geſicht noch verſchönte, wenn Sie mir zuhörten oder mir antworteten — dann wäre ich undankbar und dieſes Vorzugs unwerth, wollte ich mich ſtellen, als ahnete ich ihn nicht. Ja, ich wähne mich geliebt. — Doch weiß ich Alles, was in B. vorgefallen iſt, und hätte ich nicht gefürchtet, Ihre Familie zu erzürnen, ſo wäre der Oberſte T. bereits beſtraft.

Ihr Herr Vater hat ſich der erniedrigendſten Ausdrücke über mich bedient. — Er darf ſich noch weit mehr erlauben; ich werde mein Leben nicht gegen ihn vertheidigen. Zu oft ſchon bewies ich, daß man es nicht ungeſtraft angreiſt, um es jetzt nicht ohne Nachtheil meiner Ehre hingeben zu können.“

„Gönnen Sie mir ein einziges Wort der Hoffnung, ſo wird der Graf von L., den ich trotz dem alten Adel ſeines Hauſes meinen Freund nennen darf, ſich in Beauval die Ehre erbitten, mich Ihren Eltern vorzuſtellen. Halten Sie aber deren Abſcheu vor der Verbindung mit einem Bürgerlichen für unüberwindlich, und bin ich Ihnen werth — ſo iſt die Schweiz uns nah. Nur eine Stunde, nur einen Augenblick hören Sie mich, Cäcilie, dann ſind Sie mein. Habe ich nicht ſchon ein Pfand von Ihnen, ein theures, freiwillig gegebenes Pfand? — Ich verſchmähe es, Ihre Bedienten zu verleiten, ich habe die Vermittelung des Grafen L. ausgeſchlagen, der ſogleich von Lyon wiederkehren wollte, um mit aller Kraft der Ueberredung den Widerwillen Ihrer Eltern zu bekämpfen und Sie zu bewegen, mir einen Augenblick der Unterhaltung zu vergönnen. Nur von Ihnen, von Ihnen allein will ich mein Urtheil hören, doch eh' Sie es ausſprechen, bedenken Sie, daß ſie über mein Leben entſcheiden. Bei meiner Ehre, bei den franzöſiſchen Adlern, denen ich folgte, ſchwöre ich, daß mein Leben an Ihrer Antwort hängt. Laſſen Sie ſich durch kein falſches Vorurtheil blenden. Lieben Sie mich, ſo erſparen Sie mir ein Verbrechen, erſparen Sie ſich ſelbſt Gewiſſensbiſſe und zu ſpäte Reue. — Cäcilie meinen Tod beweinend, iſt wohl ein ſüßes Bild; allein Cäcilie als die Meine — o, welche berauſchende Hoffnung! und ich kann ihr nicht entſagen. Gewiß, wenn Sie mich nur hören wollen, ſo widerſtehen Sie meinen Bitten nicht. Mein Herz gibt mir dieſe Sicherheit, ich fühle, welche Kraft der Ueberredung es mir eingeben wird."

„Ich erwarte Ihre Antwort, mein Fräulein. Sie ſoll mir ein unwiderrufliches Urtheil ſein; aber bis ich ſie erhalten habe, folge ich Ihnen, wie Ihr Schatten. Wie verächtlich mir auch oft ſchon das Leben erſchien, werde ich ihm doch nicht ohne Ihren Befehl entſagen, denn der Gedanke, es Ihnen widmen zu können, hat mir mein Daſein lieb gemacht."

Berthold.

Cäcilie ward bläſſer und bläſſer, ſo wie ſie las. Beim Schluſſe glaubte ich ſie einer Ohnmacht nahe.

„Das iſt doch," ſagte ich, „der verwegenſte Narr, den ich jemals geſehen. Wir müſſen dieſem lächerlichen Romane ein Ende machen, er könnte ſonſt Ihrem Rufe gefährlich werden. Schon die Liebe dieſes Menſchen iſt ein Unglück."

„Vielleicht iſt ſeine Herkunft nicht ſo gemein, als man denkt."

„Dann hätte er es Ihnen gewiß geſchrieben."

„Er ſcheint keine Demüthigung darin zu finden —"

„Freilich, — weil er ſelbſt nicht von Adel iſt, behandelt er die Pflicht, welche Ihnen eine Reihe edler Ahnen auflegt, als bloßes Vorurtheil. Glauben Sie mir, hätte er nur Verwandte, die er nennen dürfte, er verſchwiege ſie nicht. Sie ſehen ja, wie er ſich beeifert, Sie wiſſen zu laſſen, Graf L. ſei ſein Freund."

„Was er über die Mißbündniſſe ſagt, iſt doch wohl wahr? Er hat es doch nicht erdacht, daß Fräuleins aus alten Häuſern Bürgerliche geheirathet haben."

„Mehrere Beiſpiele rechtfertigen ſeine Vorausſetzung, und ich geſtehe, daß mir ein Mädchen, das ſich um des Geldes willen hingibt, noch verächtlicher iſt, als ein anderes, welches ſich von einer Leidenſchaft hinreißen läßt, die zwar ein Mädchen entehrt, aber doch noch weniger niedrig als die Habſucht iſt.“

„Es iſt wohl gewiß, daß meine Eltern dieſen Mann ausſchlagen würden, wär' er auch noch zehnmal reicher —“

„Und Sie ſelbſt, Cäcilie, könnten Sie einwilligen, die Frau eines Rechtsgelehrten, die Nichte des Schloßvogts von Beaumont, die Schwiegertochter eines ehemaligen Bedienten zu werden?“

„Nein, tauſendmal lieber ſterben! — Um Gottes willen, befreien Sie mich von dieſem Menſchen!“

Eine dunkle Röthe bedeckte Cäciliens Wangen, ihre Augen ſtanden voll Thränen, ſie drückte ihre gefalteten Hände feſt an ihre Bruſt. Unausſprechliche Angſt, tiefen Schmerz las ich in allen Zügen des unſchuldigen, aufrichtigen Kindes. Meine innige Theilnahme machte mich ſtumm. Dann dachte ich wieder an Bertholds edle, kühne Geſtalt, und ahnete mit Schrecken, was er Alles wagen könnte.

„Beruhigen Sie ſich,“ ſprach ich endlich zu Cäcilien, „er gibt Ihnen ſelbſt das Mittel an, ihn zu entfernen. Sie müſſen ihm antworten.“

— „Ich, mein Onkel?“

„Ich werde ihm Ihren Brief ſelbſt überbringen und mir ihn zurückgeben laſſen, ſobald Berthold ihn geleſen hat. Ich will mit ihm ſprechen — allein Sie ſehen ja, daß er einzig Ihrem Befehle gehorchen wird. Er iſt franzöſiſcher Soldat — vergebens würde man verſuchen, ihn einzuſchüchtern: er iſt ein Narr, alſo nicht durch vernünftige Gründe zu überzeugen.“

„So dictiren Sie mir, was ich ihm ſchreiben ſoll. Ich möchte ihn nicht demüthigen.“

„Das billige ich. Doch zwingt ſie die Ehre, ihn in ſo deutlichen Ausdrücken zu entfernen, daß es ſchwer ſein wird, ſeinen ſeltſamen Eigendünkel nicht zu verletzen.“

„Liebſter Onkel — nicht wahr, Sie werden die Ausdrücke möglichſt mildern?“

„Sie wiſſen, Cäcilie, daß ich Frankreichs Boden erſt mit ſeinem Könige wieder betreten, und mich als ſo treuen Anhänger des Königthums gezeigt habe, daß ich jetzt zwanglos die glänzenden Waffenthaten bewundern darf, durch welche meine Mitbürger ſich verewigten. Ich habe keine Neigung, einen Grenadier der alten Garde zu demüthigen, und fände es grauſam, ihm ſeine Herkunft vorzuwerfen, obgleich ſie mir Ihrer unwürdig ſcheint.“

„Beſter Onkel, wie gut ſind Sie! — Aber, wenn der junge Mann, indem er alle Hoffnung verliert — denn dieſe muß man ihm doch nehmen — “

„Nun, Cäcilie?“

„Wenn er ſeine Drohung wahr machte — ſich tödtete?“ —

„Ihre gänzliche Unkenntniß des Weltlaufs, liebes Kind, und Ihre alten Romane geben Ihnen einen zu übertriebenen Begriff von der Verzweiflung eines Liebhabers. Das iſt ein angenommener Styl und nichts weiter.“

„Hat man denn kein Beiſpiel, daß ein Mann ſich aus Liebe das Leben nahm?“

„Es geſchieht wenigſtens ſo ſelten, daß Niemand daran glaubt und man ſich durch die Leichtgläubigkeit, einer ſolchen Drohung Gewicht beizulegen, ſehr lächerlich machen würde.“

„Und doch kann ich es mir ſo lebhaft denken, daß ein weibliches Weſen ſich zur Begehung dieſes Verbrechens verſucht fühlen kann.“

„Woher kommt Ihrer reinen Seele, liebe Cäcilie, die Ahnung, daß es möglich iſt, ſich von einer ſtrafbaren Leidenſchaft zu einem ſo verzweiflungsvollen Schritte hinreißen zu laſſen?"

„Iſt man denn ſtrafbar, weil man unglücklich iſt?" fragte ſie mich bewegt. „Ich begreife nur, daß ein tiefer Schmerz uns den Muth zu dieſer That geben kann."

„Ein großer und gerechter Schmerz, ja — aber ein Bißchen Liebeskummer und Liebesgram wiegt dazu zu leicht. Das geht im Leben eines Mannes vorüber, wie ein Gewitterſchauer im Frühling. In der großen Welt lacht man nur darüber."

„Mir iſt die Denk- und Empfindungsweiſe der großen Welt unbekannt," antwortete ſie mir ernſt, „und ich glaube, daß man viel, unendlich viel leiden muß, wenn man liebt, wie ich mir denke, daß man lieben kann und —"

„Hüten Sie ſich, liebe Cäcilie," unterbrach ich ſie, „das Herz einer Frau je zum Maßſtab für die Tiefe und Wahrheit des Gefühls eines Mannes nehmen zu wollen. Unſer Geſchlecht iſt leichtſinnig und die Männer machen ſich unter ſich nur zu oft über die Betheurungen und Schmeicheleien luſtig, durch die ſie die Frauen bethören. Ich halte Berthold für keinen unedlen Menſchen, aber es iſt doch leicht möglich, daß er bei dem pathetiſchen Schluß ſeines Briefes laut gelacht hat.“

„Nein, Onkel, das hat er nicht gethan, denn dann wäre er ein Schurke.“

„Keineswegs. Dieſe Sprache kann nur ein einfaches, unerfahrnes Landmädchen täuſchen, und Berthold hält Sie gewiß für zu klug, um an die buchſtäbliche Wahrheit ſeiner Worte zu glauben. Solche Betheurungen findet man in allen Liebesbriefen; es iſt die einmal eingeführte, conventionelle Form derſelben und wie man in einem Briefe manchem verächtlichen Menſchen verſichert, daß man mit ausgezeichneter Hochachtung ſein gehorſamer Diener iſt, ſo verſichert man auch einer Frau, daß man ohne ſie nicht zu leben vermag und ſterben werde, wenn ſie grauſam bleibt. — Wir wollen ihm gleich antworten und ich will nach Tiſche ſelbſt nach Beaumont gehen, um ihm Ihren Brief zu übergeben.“

Ich dictirte Cäcilien folgenden Brief:

„Ohne beurtheilen zu wollen, ob die Bewegungsgründe, welche meinem Vater den Gedanken an eine Mißheirath verhaßt machen, aus einem Vorurtheil, oder aus wahrem Ehrgefühl entſpringen, weiß ich doch, daß es meine Pflicht iſt, ihm zu gehorchen und mich nach ſeinem Willen zu richten. Alle Reichthümer der Welt würden ihn nicht bewegen können, in meine Verbindung mit einem Manne zu willigen, der nicht ſeines Gleichen iſt und ich ſelbſt, in gleichen Grundſätzen erzogen, würde aufhören, mich zu achten, wenn ich meine Handlungen nicht nach ihnen regelte. Wenn Sie mich genauer kenneten, ſo würden Sie auch wiſſen, wie beleidigend Ihr Vorſchlag einer Flucht für mich iſt. Gefühle, die zur Sittenloſigkeit und zur Pflichtverletzung zu führen vermögen, ſind mir fremd und ich begreife ſie in ihren Verirrungen nicht. Dies iſt meine Antwort auf Alles, was Ihr Brief für mich Beleidigendes enthält.“

„Ich habe Ihnen keinen Befehl zu geben, mein Herr, aber ich darf Sie bitten zu bedenken, wie unſchicklich es iſt, daß Sie mir überall folgen und ob die Ehre, die Ihnen heilig zu ſein ſcheint, es Ihnen erlaubt, die meinige zu gefährden? Sie wiſſen, was in B. vorgefallen iſt und es kann Ihnen alſo nicht unbekannt ſein, wie viel ich ſchon gelitten habe. Begnügen Sie ſich an dieſem dunklen Schatten, den Ihr Betragen auf mein jugendliches Leben geworfen hat. Ohne die Großmuth des Oberſten T.

war ſelbſt das Leben meines Vaters ſchon durch Sie in Gefahr. — Ich zittre, wenn ich an die möglichen Folgen eines fröhlichen, jugendlich unbeſonnenen Augenblickes denke; Sie haben ein mir angebornes Wohlwollen, das ich bei der Eingezogenheit meiner bisherigen Lebensweiſe noch nicht gehörig abmeſſen lernte, falſch ausgelegt. Ich werde nie einer von meinen Grundſätzen gemißbilligten Neigung mein Herz öffnen und die Wahl meines künftigen Gatten hängt allein von dem Willen meiner Eltern ab.“

„Hoffentlich werden Sie, mein Herr, die Bewegungsgründe zu würdigen wiſſen, die mich veranlaſſen, Ihnen zu antworten und meinen Onkel, den Herrn Vicomte von * *, mit der Uebergabe dieſes Briefes zu beauftragen. Für meine Ruhe bedarf ich gänzlicher Vergeſſenheit des Vorgefallenen und bitte Sie dringend, dazu beizutragen, indem Sie ſelbſt mich vergeſſen.“

Cäcilie von Beauvilliers.

„Ihre Hand zittert zu ſehr, Cäcilie, der Brief iſt kaum leſerlich,“ ſagte ich, indem ich ihn ihr wegnahm.

„Immerhin! Sie können ihm mündlich ſagen, was er nicht zu leſen vermag. Es wäre mir unmöglich, noch einmal wieder von vorn anzufangen. Ich habe Kopfweh und will nicht zu Tiſche kommen. Jetzt, wo ja Alles gethan, Alles beendet iſt, wünſche ich ſehnlichſt, daß auch gar nicht mehr von ihm geſprochen würde. Ihnen, lieber Onkel, will ich es geſtehen, daß es mir doch weh thut, ihn ſo wegwerfend und verächtlich ſchimpfen zu hören. Gewiß, das hat er nicht verdient.“ —

„Das Wichtigſte für uns iſt jetzt, Sie von ſeinen Verfolgungen und Zudringlichkeiten zu befreien und das, hoffe ich, ſoll mir gelingen. Bleiben Sie auf Ihrem Zimmer, liebes Kind, und verſuchen Sie einige Stunden zu ruhen. Sie ſind wirklich nicht wohl und wie es mir ſcheint, haben Sie Fieber.“

„Sie erſchien auch nicht bei Tiſche und der Marquis bot mir durch die Bitte, ein von ihm dieſen Morgen gekauftes Reitpferd zu verſuchen, den gewünſchten Vorwand zu meinem Spazierritt nach Beäumont.

Gegen fünf Uhr kam ich dort an und fragte nach Herrn Berthold. Man erwartete ihn bald aus dem Park zurück, weil der Graf L. noch vor Abend ankommen ſollte. Ich ließ mich indeſſen zu dem Schloßverwalter führen, einem braven Alten, der mir alle Tugenden ſeines Standes zu beſitzen ſchien.

Nach einigen gleichgültigen Fragen lenkte ich das Geſpräch auf ſeinen Neffen. Es war leicht, den guten Alten zum Schwatzen über einen Gegenſtand zu bringen, den er faſt bis zur Abgötterei liebte. Von ihm erfuhr ich, daß Berthold nicht ſein Neffe ſei, ſondern daß der Alte, in ſehr entferntem Grade mit ſeiner Mutter verwandt, von dieſer nur aus Zuneigung Onkel genannt werde. Der alte Jeannin, Bertholds Vater, ſtand wirklich im Dienſt des Marſchalls von Ormond bis zur Zeit der Auswanderung, wo er ſeinen Herrn nach London begleitete. Seine Frau blieb in Paris zurück, wo ſie in der Straße St. Antoine einen kleinen Kramladen hatte. Am Abend des unglücklichen 10. Auguſt 1792 ſaß Frau Jeannin allein mit ihrem vierjährigen Knaben in dem Laden, als ein bleicher, entſtellter Mann hereintrat, der, den Arm in einer Binde tragend, die Thüre hinter ſich verſchloß und der erſchrockenen Frau leiſe zuflüſterte: „Wollen Sie mich retten? — ich bin Schweizerofficier und verwundet — man verfolgt mich.“ —

„O mein Gott, von Herzen gern!“ rief die mitleidige Frau, und ohne ſich zu bedenken, führte ſie den Officier in ein Zimmer des Erdgeſchoſſes, ſchloß ihren Kramladen, und kehrte zurück, ſeine Wunden zu verbinden. Der Baron A., dem Blutbade im Schloſſe der Tuilerien nach der heroiſchen Vertheidigung der Schweizer nur durch ein Wunder entronnen, hatte zuerſt einen Zufluchtsort auf dem Platze Vendome bei ſeinem Freunde N. gefunden, wo er die Kleider wechſelte. Am Abend aber durchſuchte eine Mörderbande die Palläſte dieſes Platzes, der Baron mußte weiter fliehen, einige der Räuber bemerkten den Flüchtling — „es iſt ein Schweizer,“ tönte es hinter ihm, und nur die Dunkelheit, die ſich durchkreuzenden Straßen, und ſein angeſtrengter Lauf entzog ihn der Wuth ſeiner Verfolger. Erſchöpft, athemlos hatte der Unglückliche endlich die Straße St. Antoine erreicht. Ungewiß, wohin er ſeine irrenden Schritte wenden ſolle, lehnte er einen Augenblick am Laden der Frau Jeannin, und ſah durch das Fenſter, wie zärtlich ſie mit ihrem Kinde koſte. Die edle Phyſiognomie der jungen Frau (Berthold ſoll ihr ſehr ähnlich ſehen) beſtimmte Herrn von A., ſie um ein Aſyl zu bitten, und ſein Vertrauen ward nicht getäuſcht. Frau Jeannin pflegte den Verwundeten mit größter Sorgfalt, verſagte ſich ſelbſt jede Bequemlichkeit, um ihm, den ein heftiges Fieber verzehrte, Erquickung zu verſchaffen, und wachte für ſeine Sicherheit. Mußte ſie den Kranken wegen ihres Handels verlaſſen, ſo blieb das Kind bei ihm zu ſeiner Bedienung und Unterhaltung. — In den letzten Tagen des Auguſt fing man, um die Zahl der Schlachtopfer zu vermehren, die Hausſuchungen an. Ein dienſtfertiger Nachbar berichtete Frau Jeannin, ihr Haus ſei verdächtig, weil ihr Mann im Dienſte eines Emigranten ſtehe, und man ſie alſo für eine Ariſtokratin hielte. Die nächſte Nacht ſchon ſollte die Patrouille Hausſuchung bei ihr thun. „Fürchtet Euch übrigens nicht,“ ſetzte der Nachbar hinzu, „denn ich bin einer der Commiſſarien, und da Ihr gewiß nichts Geſetzwidriges in Eurer Wohnung habt, werde ich Euch nicht mißhandeln laſſen.“

Frau Jeannin behielt Faſſung genug, um ſich nicht zu verrathen, aber kaum war der Nachbar fort, als ſie zu Herrn von A. eilte und ihm erzählte, welches Unglück ihnen Beiden drohe. „Könnte ich nur gehen,“ ſagte der Officier, „ich wäre längſt von hier weg. Doch ſollt Ihr Euch um meinetwillen keiner Gefahr ausſetzen; ſobald es dunkel iſt, will ich verſuchen, mich fortzuſchleppen — wohin! weiß ich nicht, allein man ſoll mich doch wenigſtens nicht hier finden." — „Sie wiſſen nicht, wohin?" — „Leider nein, ſeid aber ganz ruhig, ich gehe dieſen Abend fort." — „Behüte der Himmel," antwortete das großmüthige Weib, „man ſoll nicht ſagen, daß ich einen armen Kranken aus meinem Hauſe gejagt habe, um ihn ermorden zu laſſen, denn ſie laufen noch immer den Schweizern nach, wie wüthende Hunde. Das brächte mir Unglück. Nein, ich verſtecke Sie, und während der Hausſuchung will ich ſchon ſo viele Paternoſter und Ave's beten, daß man Sie nicht finden ſoll."

Wie ſehr ſich Herr von A. auch ſträubte, mußte er doch endlich nachgeben. Er tröſtete ſich bei ſeiner Kraftloſigkeit, die eine neue Flucht ohnedies unmöglich machte, mit dem Gedanken, der niedrige Stand ſeiner Wohlthäterin werde die Diſtricts-Commiſſarien zur Nachſicht gegen ſie bewegen. Um zehn Uhr Abends verbarg Frau Jeannin den Baron unter einer Hintertreppe in einem Winkel, wo ſie Kohlen aufbewahrte. Wäſchkörbe, alte Kiſten, Alles, was ſie von Scherben aufbringen konnte, häufte ſie vor ſeinem Verſteck auf. Das längſt zur Ruhe gebrachte Kind erwachte über ein fallendes Geräth, rief nach der Mutter, und als dieſe mit Licht erſchien, bemerkte es, daß ſein Freund (wie es Herrn von A. nannte) ſich noch nicht niedergelegt habe. Vergebens ſuchte die arme Mutter den Knaben wieder einzuſchläfern — ſein Geſchrei konnte gehört werden — ſie mußte ihm endlich erlauben, aufzuſtehen und ſeinen Freund ſelbſt zu ſuchen, den er auch bald entdeckte. Neue Beſorgniß! Es war faſt eilf Uhr — man konnte weder den Kleinen fortbringen, noch ein beſſeres Verſteck ausfindig machen, und ſchon ſtanden Schildwachen an allen Gaſſenecken.

„Höre, mein Kind,“ ſagte die Mutter, „jetzt werden Soldaten kommen, um Deinen Freund feſtzunehmen. Sagſt Du, daß er da iſt, ſo ſchlagen ſie ihm den Kopf ab, wie ſie neulich ſeinen Cameraden gethan haben. Du weißt wohl, daß man alle Schweizer ermordet hat. Willſt Du ihn auch umbringen laſſen?“

„Nein, das will ich nicht.“

„Wenn Du ihnen nur nicht ſagſt, daß hier Jemand verborgen iſt, ſo merken ſie nichts. Legſt Du Dich nieder und ſtellſt Dich ſchlafend, ſo gehen ſie weg, und Du kannſt morgen wieder mit Deinem Freunde ſpielen.“

Das Kind bückte ſich zur Erde nieder, um Herrn von A. neben den Kiſten weg zu erblicken, und ſagte leiſe: „ſei ruhig, mein Freund, ich ſage ihnen nicht, daß Du da biſt. Ich thue, als ob ich ſchlafe."

Kaum hatte Frau Jeannin den Kleinen zu Bett gebracht und ſich ſelbſt niedergelegt, um beſſer die Ueberraſchte zu ſpielen, als die Patrouille an die Thür ſchlug. Man ließ ſie lange genug warten, um ihr glauben zu machen, man ſei nicht gewarnt worden. Die Commiſſarien durchſuchten das Haus und der Nachbar betheuerte, der Bürgerſinn der Frau Jeannin ſei ihm bekannt. Die ärmliche Wohnung war bald überſehen, ſchon wollten die Commiſſarien fortgehen, als einer von ihnen den kleinen Jeannin aus dem Bette riß, ihn ſchüttelte, und ihm in die Ohren ſchrie: „Hat Deine Mutter etwa Ariſtokraten, Pfaffen oder Schweizer verſteckt!"

„Hier iſt Niemand. Ich will ſchlafen," antwortete das Kind und ſchloß die Augen wieder.

„Warte, Närrchen," fuhr der Commiſſär fort, „ich will Dich ſchon reden lehren. Antworte, oder Du bekommſt Prügel!"

„Ich will ſchlafen."

„Schlafen willſt Du? — Gleich rufe: es lebe die Nation!“

Ungeduldig und heftig von Natur gab das Kind dem Commiſſär einen Schlag mit der Fauſt, indem es noch lauter ſprach: „Laßt mich ſchlafen.“

Die Patrouille lachte laut auf, der Commiſſär ſelbſt fand die Laune des Kleinen ſpaßhaft, und entfernte ſich mit ſeinen Trabanten, um die Hausſuchungen fortzuſetzen.

Wie bange der Mutter und dem Baron während des Verhörs des Kindes war, läßt ſich denken. Die Furcht, die Patrouille könne wiederkehren, hielt den Officier in ſeinem Schlupfwinkel zurück, bis gegen Morgen die abgehenden Schildwachen das Ende der Hausſuchung verkündigten. Nun erſt wagte er es, ſein Bett zu ſuchen. Er und die Mutter umarmten das Kind.

„Wenn Dich nun aber der Commiſſär geſchlagen hätte?“ — fragte Herr von A.

„Nun da hätte ich Schläge bekommen.“

„Würdeſt Du nichts geſagt haben?“

„Nein.“

„Aber, wenn er Dich nun todtgeſtochen hätte?“

„So wäre ich geſtorben. Meine Mutter ſagt, die Todten ſprechen nicht mehr, und da hätte mich alſo der böſe Mann nicht mehr fragen können, ob Du hier verſteckt wäreſt.“

Dieſer aus bloßem Inſtinct fließende Muth machte den lebhafteſten Eindruck auf den Baron. Er nahm ſich vor, das Kind zu adoptiren, dem er die Erhaltung ſeines Lebens verdankte, und das ſich ſchon in ſo frühem Alter durch Schönheit, Geiſt und Gefühl auszeichnete. Die achtungswerthe Frau, in deren Wohnung die Vorſicht ſelbſt ihn geleitet zu haben ſchien, verdiente ſein ganzes Vertrauen; ihr theilte er ſeine Pläne mit. Ein Geſchäftsmann, Namens Dubiquet, auf deſſen Treue er bauen konnte, hatte 60,000 Fr. von ihm in Händen. An dieſen ſchickte er Frau Jeannin, damit er ihm für jeden Preis einen Paß unter falſchem Namen verſchaffen möchte, der ihn über die Grenze brächte. Schon hatte Dubiquet geglaubt, der Baron ſei unter den Opfern des zehnten Auguſt; jetzt freute er ſich doppelt, ihn lebend und geborgen zu wiſſen, und wünſchte ſeiner Wirthin Glück zu der Rettung dieſes edlen Mannes, deſſen hohe Geburt ſein geringſter Vorzug war. Voll Eifer und Vorſicht bemühte ſich Dubiquet um einen Paß für Herrn von A.; allein drei Monate vergingen, ohne daß es ihm gelang, ihn zu erhalten. Während dieſer Zeit blieb der Baron bei ſeiner Retterin verborgen, und jeder Tag kettete ihn feſter an den Knaben. Er gab ihm ſeinen Taufnamen, Berthold, und bat die Mutter inſtändig, ihn nicht mehr Franz oder Jeannin zu nennen. Das Kind, dem dieſe Neuerung gefiel, beſtand ebenfalls darauf, ſeines Freundes Namen zu führen, und vergalt des Barons väterliche Zuneigung mit unbegrenzter Anhänglichkeit. Endlich brachte Frau Jeannin eines Morgens den erſehnten Paß von Dubiquet. Er koſtete 10,000 Fr. Die Bezahlung einiger Schulden und das nöthige Reiſegeld ſchmälerten die bei Dubiquet niedergelegte Summe bis auf 40,000 Fr. Herr von A. erklärte, daß er dieſe für Berthold beſtimme. Nach ſeinem Willen ſollten die Zinſen dieſes Geldes zu dem Unterhalte und der Erziehung des Knaben verwendet werden, bis die Umſtände ihm erlaubten, ſeinen Liebling nach Bern kommen zu laſſen. Indeß bewog ihn die Beſorgniß, ſeine Geſundheit möchte ernſtlich angegriffen ſein, ſo wie die Aeußerungen der Frau Jeannin über den Geiz ihres Mannes, der nimmermehr zugegeben haben würde, daß ſie eine ſolche Summe zur Erziehung ſeines Sohnes verwendete, die Verwaltung des Geldes ganz in Dubiquets Händen zu laſſen. Ihm vertraute er in einem langen Aufſatze ſeine Wünſche für die Zukunſt des geliebten Kindes, das er ſeiner Sorge empfahl, wenn ihn ſelbſt vielleicht ein früher Tod an der Erfüllung ſeiner Zuſage hinderte. Seiner Retterin machte er ein Geſchenk mit 100 Louisd'or, und ſchied von ihr mit den wärmſten Verſicherungen ewiger Dankbarkeit, von Berthold mit tauſend Umarmungen. Wenige Monate nach ſeiner Ankunft in Bern ſtarb er an den Folgen ſeiner Wunden und aus Gram über den Tod des Königs, dem er ſo treu gedient hatte.

Der Marſchall von Ormond ſah ſich indeſſen in London durch die Zerrüttung ſeines Vermögens genöthigt, den größten Theil ſeiner Dienerſchaft zu entlaſſen. Jeannin kehrte nach Frankreich zurück und billigte die Handlungsweiſe ſeiner Frau, deren er ſelbſt nie fähig geweſen wäre, um der hundert Louisd'or willen, die ſie von ihrem Schützling erhalten hatte. In der Schreckenszeit mußte auch Dubiquet fliehen, aber ehe er Frankreich verließ, übergab er die dem Knaben Berthold zugehörenden 40,000 Fr. einem reichen, als Jacobiner bekannten

Banquier, den er für den Knaben, der in einer der vorzüglichſten Koſtſchulen von Paris erzogen ward, zu intereſſiren wußte. Der 14. Thermidor rief Dubiquet wieder in's Vaterland zurück. Seine erſte Sorge war für Berthold. Der ſiebenjährige Knabe verſprach ſchon jetzt dereinſt ein vorzüglicher Mann zu werden, ſo ſehr zeichnete er ſich durch Fleiß, Einſicht und Feſtigkeit des Charakters aus. Man warf ihm nichts vor, als daß er zänkiſch bei ſeinen Spielen und heftig gegen ſeine Cameraden ſei, die Alle größer als er, ihn gern mit Nachſicht behandelten, ihn aber nicht zum Nachgeben bewegen konnten, wenn er einmal widerſtand. In der Folge kam Berthold in eine höhere Lehranſtalt, wo ihm angeſtrengter Fleiß und bedeutende Fortſchritte die Liebe ſeiner Lehrer in eben ſo hohem Grade erwarben, als ſein herriſches Weſen diejenigen ſeiner Cameraden von ihm entfernte, welche nicht Schwäche oder Bedürfniß ihm unterordnete. Berthold wollte entweder gehorchen oder befehlen; für Gleichheit hatte er keinen Begriff. Während dieſer Zeit hatte ſein Vater großes Vermögen erworben. Mit den 100 Louisdo'r des Barons A. fing er an, und ſeine Speculationen wuchſen mit dem Gedeihen ſeines Handels. Der

Verkauf der Nationalgüter öffnete gewiſſenloſen Speculanten ein weites Feld, und Jeannin ward bald einer der reichſten Theilnehmer der ſchwarzen Bande. Des Mannes Geiz wuchs mit ſeinem Vermögen. Er verwirklichte Alles, was man jemals von der Habſucht eines wucheriſchen, furchtſamen Juden gefabelt hat, und nie ſpürte ſein Sohn den mindeſten Vortheil von einem Reichthume, den der Vater mit größter Sorgfalt verbarg. Vergebens bat ihn Dubiquet um einen Zuſchuß, damit Berthold eine glänzendere Ausbildung erhielte, als ihm ein Einkommen von 2000 Franken gewähren konnte, vergebens drang er in ihn, die Unterdrückung aller Privilegien zu benutzen, um den jungen Mann auf der militäriſchen Laufbahn vorwärts zu bringen, oder ihm die Ausſicht zu den vornehmſten Civilſtellen zu eröffnen, die bei einiger Unterſtützung einem ſo ſeltnen Verein innerer und äußerer Vorzüge kaum entgehen konnten. — Jeannin blieb unerbittlich. Er wohnte im vierten Stocke der elendeſten Straße in Paris, ließ ſich blos von ſeiner Frau bedienen, lebte wie ein Tagelöhner, arbeitete gleich dieſem, und erwiederte Dubiquets dringende Bitten blos mit Klagen über die ſchlechte Verwendung des A—ſchen Legats, wodurch Berthold nur zur Verſchwendung gewöhnt würde und ſeine Zeit in unnützen Studien verlöre, indeß er ſelbſt ohne Koſten, wie ohne Kenntniſſe, ſich dennoch etwas erſpart habe, und ſeinem Sohne keinen beſſern Rath geben könne, als in ſeine Fußſtapfen zu treten. In des Jünglings Seele aber brannte — weit von des Vaters Niedrigkeit entfernt — nur die Sehnſucht nach glänzenden Thaten und ſeine hoheitſtrahlende Geſtalt trug das Gepräge ſeines Geiſtes. Unglücklicherweiſe hatte Dubiquet ſeine Erziehung mehr auf ſchöne Wiſſenſchaften und Künſte, als auf ſogenannte Brodwiſſenſchaft richten laſſen. Hätte er Berthold in die polytechniſche Schule gebracht, ſo war für ſein Fortkommen geſorgt; aber Dubiquet hoffte noch immer, Vater Jeannin ſolle ſich, geſchmeichelt durch ſeines Sohnes ausgezeichnete Talente, bewegen laſſen, dieſem ein hinlängliches Einkommen zu ſichern, damit er, bei den Machthabern des Tages eingeführt, ſich um eine Aſſeſſur im Staatsrathe bewerben könne. Berthold, von den Plänen ſeines Beſchützers unterrichtet, träumte lange von dieſer Stelle, die für ihn die erſte Staffel zu künftiger Größe werden ſollte — vergebens! Der ſchöne Traum ſcheiterte an Jeannins Hartnäckigkeit. Berthold hatte das Alter der Conſcription erreicht, und ſah ſich mit ſchmerzlichem Bedauern durch das gezogene Freiloos vom Kriegsdienſte losgeſprochen. Jetzt bat er Dubiquet um die Erlaubniß, in die Militärakademie von St. Cyr treten zu dürfen; der treue Freund aber wußte nur zu gut, daß die militäriſche Beförderung bereits aufhörte, die Belohnung des bloßen Verdienſtes zu ſein; er ſah die Söhne der Senatoren, der Staatsräthe, der Präfecten, aller neuer Machthaber des neuen Hofes ſchnell aufwärts ſteigen, indeß der junge Unterlieutenant, der ohne Fürſprache aus der Militärſchule zum Regiment kam, zehn Schlachten ohne Beförderung mitmachte. Dubiquet wollte die Zeit abwarten, wo Vater Jeannins Vermögen zur Würde werden, und ihm die Gunſt der Großen zuwenden ſollte, doch Berthold, des Harrens müde und durſtend nach Thaten, nahm Dienſte bei einem Linienregimente, das ihn bald an die Grenadiere der Garde abgab. Seine an Tollkühnheit grenzende Tapferkeit, ſeine tadelloſe Aufführung, ſeine feine Bildung und die ausgezeichnete Schönheit ſeiner Geſtalt zogen die Augen ſeiner Officiere auf ihn und ſein Entſchluß, in dem Augenblick, wo das Glück die franzöſiſchen Adler verließ, freiwillig Soldat zu werden, vermehrte das Intereſſe, welches er einflößte. Er erhielt auf dem Schlachtfelde von Brienne das Kreuz der Ehrenlegion und von ſeinem Oberſten eine Empfehlung an den Kriegsminiſter. Die Rückkehr der Bourbons zerſtörte die Hoffnungen ſeines Ehrgeizes; eben ſo treu als ſtolz folgte er dem Feldherren, unter deſſen Fahnen er für Ruhm und Ehre gekämpft hatte, nach Elba und kehrte mit ihm zurück. Am Abend der Schlacht von St. Jean wurde er zum Lieutenant ernannt und that bei Waterloo Wunder der Tapferkeit. Hier rettete er auch dem Grafen von L., der, gleich ihm, uneingedenk, daß ſeine Ahnen nur für Frankreichs rechtmäßige Könige gefochten hatten, in Buonaparte's Reihen kämpfte, das Leben. Bertholds Wunſch, den vergötterten Feldherrn nach St. Helene begleiten zu dürfen, blieb unerfüllt, und von dieſem Zeitpunkte an fühlte der junge Adler die angeborne Schwungkraft ſeiner Fittiche gelähmt. Als Krieger verſchloß ihm ſeine niedere Geburt den Weg zu Ruhm und Glück — er mußte allen ſeinen Träumen entſagen; der Tod raubte ihm ſeine zärtlich geliebte Mutter; der Banquier, der ſein Vermögen in Händen hatte, fallirte und er ſah ſich nun der drückendſten Abhängigkeit von einem Vater preis gegeben, den er nicht zu achten vermochte. Den Königen feind, deren Gunſt zu erlangen er nicht hoffen durfte; erbittert gegen den Adel, weil er nicht zu ihm gehörte, war er doch deßhalb nicht weniger der Gewalt unterthan, welche die Grazie des Betragens, die Eleganz des Ausdrucks, das zarte Gefühl des Schicklichen, die reizende Kunſt, durch ein Nichts zu gefallen, durch die ſich die vornehmen Franzoſen auszeichnen, allüberall über jeden fein gebildeten Menſchen übt. Wenn ſeine dunkle Herkunft ihn an die niederen Claſſen der Geſellſchaft feſſelte, machte ihn ſeine Erziehung, die angeborne Hoheit ſeiner Seele und die Richtung ſeines Geiſtes nur für die Annehmlichkeiten des Kreiſes empfänglich, von denen Meinung und Vorurtheil ihn auf ewig ausſchloſſen. Je edler ein Geiſt von der Natur begabt iſt, je verderblicher iſt es, wenn ſich alle ſeine Fähigkeiten feindſelig von der Außenwelt abwenden, um das eigne Weſen in ſeiner tiefſten Innerlichkeit zu zerſtören. — Als ehemaliger Intendant einer der erſten Familien des Königreiches, ſpäter durch ſeine Stellung als einer unſerer berühmteſten Advocaten, in vielfacher Geſchäftsverbindung mit den vornehmſten Häuſern, hatte Dubiquet ſich all die Feinheit und den Reiz des guten Tons angeeignet, die über Berthold einen ſo unwiderſtehlichen Zauber übten und jenem, im Verein mit der Achtung, die er ſeiner ſtrengen Rechtlichkeit und der treuen Sorge, mit der er ſeine Kindheit beſchützt hatte, ein väterliches Anſehen bei dem jungen Manne gab. Bertholds Plan war, nach Süd-Amerika zu gehen und dort für das, was er die Sache der Freiheit nannte, zu kämpfen, allein Dubiquet mißbilligte dieſe freiwillige Verbannung aus dem Vaterlande; es gelang ihm nach vielen Bemühungen, von dem alten Jeannin ein kleines Jahrgeld für Berthold unter der Bedingung zu erhalten, daß dieſer in ſeiner Expedition arbeiten ſolle. Nur nach langer Weigerung verſtand Berthold ſich hierzu, allein ſtatt ſich mit dem Studium der Rechtswiſſenſchaft zu beſchäftigen, widmete er ſeine Muße der Muſik, zeichnete Plane, ſtudirte Geſchichte und beſang die Verbannung ſeines Helden und Frankreichs angebliches Unglück. In der Hoffnung, daß Jeannin bald ſterben würde, ſuchte Dubiquet den jungen Mann nur hinzuhalten, und ließ ihn völlig Meiſter ſeiner Zeit. Er lebte ganz einſam, und die Beſchäftigungen, denen er ſich hingab, exaltirten ſeinen Geiſt und verbitterten ſein Gemüth mehr und mehr. —

Der Kauf von Beaumont führte den Grafen L. zu Dubiquet, der die nöthigen Nachweiſungen über dieſe Herrſchaft zu geben hatte. Berthold befand ſich eben in des Anwalts Cabinet, Graf L. erkannte ſeinen Lebensretter augenblicklich — wer könnte auch Berthold je vergeſſen! — und umarmte ihn mit der innigſten Dankbarkeit. Gleichheit der Grundſätze und politiſcher Anſichten knüpfte das Band herzlicher Freundſchaft noch feſter, das von dem Augenblicke dieſes Wiederfindens an die beiden jungen Männer umſchlang. Der Graf behandelt Berthold ganz wie ſeines Gleichen. Unter dem Namen eines Vorſchuſſes ſorgt er für Alles, was er bedarf, und ſpricht mit Enthuſiasmus von Bertholds Kampfe mit den vier Preußen, in deren Hände der verwundete Graf bei Waterloo gefallen war, und die ihn niedergehauen hätten, ohne den Heldenmuth des jungen Officiers, den er ſo glücklich iſt, ſeinen Freund nennen zu dürfen. Alle dieſe Details erfuhr ich zwar damals nicht ſo vollſtändig von dem alten Schloßverwalter, ſondern erſt ſpäter von dem Grafen ſelbſt, allein was ich erfuhr, reichte hin, mich über die Art und Weiſe verlegen zu machen, wie ich Berthold bewegen ſolle, Hoffnungen und

Anſprüche aufzugeben, die er bei ſolchem Charakter gewiß mit aller Kraft ſeines Geiſtes und ſeiner Seele umfaßt hatte. In ernſtes Sinnen verloren ging ich in den Park hinab, wo Berthold mich bald aufſuchte. Er erſparte mir die unangenehme Verlegenheit, einen paßlichen Eingang zu dem zu finden, was ich ihm zu ſagen hatte, indem er mich anredete. „Ich habe ſchon die Ehre gehabt, Sie in St. Medard zu ſehen, und kann mir die Veranlaſſung denken, die Sie hierher führt.“

Ich geſtehe Ihnen, daß die edle Freimüthigkeit ſeines Betragens, ſein wahrhaft ritterlicher Anſtand und der wundervolle Wohlklang ſeiner Stimme einen ſolchen Eindruck auf mich machten, daß ich es wehmuthsvoll bedauerte, Cäciliens Hand nicht in die ſeinige legen zu können. Ich verwünſchte das unüberwindliche Hinderniß, welches dieſe beiden herrlichen, für einander geſchaffenen Weſen trennte und vergaß den Bedientenrock des Vaters, den Kramladen der Mutter und Dubiquets Schreibſtube über dem Eindruck, den der Adel und die Liebenswürdigkeit des jungen Mannes auf mich machte.“

„Ich bin ein alter Soldat,“ antwortete ich ihm, „und wie Sie, ſtets der Fahne treu geblieben, unter welcher ich zuerſt focht — aber deßhalb freue ich mich nicht weniger des beiſpielloſen Ruhmes, den ſich das franzöſiſche Heer unter dem Feldherrn erworben hat, für den Sie gekämpft haben; ich bin ſtolz darauf, und dies kann Ihnen die Mäßigung meiner Grundſätze verbürgen. Ich glaube auch, daß der perſönliche Werth eines Mannes wie Sie die Ungleichheit des Standes aufzuwiegen vermag; allein es iſt ſo ſchwer, dem reinen Menſchenadel allgemeine Anerkennung zu verſchaffen, und ſo leicht, die Menſchen nach dem Recht der Geburt zu claſſificiren, daß die Welt es immer billigen wird, wenn vornehme Familien, dem Gebrauch aller civiliſirten Länder getreu, ſich nur mit denen verbinden, welche die Vorſehung zu ihres Gleichen machte, und dadurch ſcheinbar ihre Wahl beſtimmte. Fräulein von Beauvilliers ſcheint mir eben ſo wie ihre Eltern feſt und unwandelbar von dieſen Grundſätzen durchdrungen zu ſein, und dieſer Brief von ihr, den ich Ihnen unter der Bedingung einhänd'gen ſoll, ihn mir nach Leſung deſſelben zurückzugeben, wird Ihnen ihre Anſichten eröffnen.“ —

Berthold hatte mich ausreden laſſen, ohne mich zu unterbrechen. „Sie hat mir geſchrieben?“ fragte er heiter — „ich verſpreche, den Brief zurückzugeben.“ —

Ich betrachtete ihn während er las. Seine Lippen bebten, ſeine Augenbraunen zogen ſich zuſammen — Zorn, Scham und Verzweifelung malten ſich in jedem Zuge dieſes edlen Geſichtes. Einige Stellen des Briefes las er mehrere Male; endlich gab er ihn mit der Frage zurück, ob Herr und Frau von Beauvilliers um dieſen Schritt wüßten?

„Er iſt ihnen unbekannt, und ich geſtehe Ihnen, daß ſie ihn nicht gebilligt haben würden.“

„Es beleidigt alſo ſchon ihren Stolz, gegen einen Bürgerlichen die Forderung auszuſprechen, daß er es nicht wagen ſoll, ſich länger um ihre Tochter zu bewerben? Freilich müßten ſie dadurch zugeſtehen, daß er es gewagt habe, ſeine Augen zu ihr zu erheben!“

„Ich ſehe mich genöthigt, Ihnen zu ſagen, daß nie Jemand im zwölften Jahrhundert eitler auf ſeinen Adel geweſen ſein kann, wie Cäciliens Eltern es noch ſind.“

„Hat ſich dieſer Hochmuth auch auf ihre Tochter vererbt?“

„Mit dieſem Namen benennt ſie die Grundſätze nicht, in denen ſie erzogen wurde. Ihre Frömmigkeit flößt ihr die tiefſte Ehrfurcht für die Anſichten ihrer Eltern ein, und ſie glaubt ſich verpflichtet, dieſe ohne weitere Unterſuchung als wahr anzunehmen."

„Das heißt, ſie würde der Stimme ihres Herzens widerſtehen, um ihnen blindlings zu gehorchen."

„Cäcilie hat ein ſo feines Ehrgefühl, daß ſie, mißbrauchte Jemand ihre Jugend und Unerfahrenheit, um ſie von dem Pfad ihrer kindlichen Pflichten zu verlocken, gewiß die Schmach nicht überleben würde, ſich vom rechten Wege entfernt zu haben."

„Iſt das Ihre feſte Ueberzeugung, Herr Vicomte?"

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf, daß dies, bei meiner Kenntniß von Cäciliens Charakter, meine wahrſte und vollkommenſte Ueberzeugung iſt."

„Glauben Sie auch nicht," fragte er mit einem Ton, der die tiefe, gewaltige Erſchütterung ſeiner Seele verrieth, „daß der ſehr große Reichthum meines Vaters und die Freundſchaft des Grafen von L., die es mir vergönnt, ſchon jetzt ſein Vermögen als das meinige anſehen zu können, wenigſtens künftig einmal Herr von Beauvilliers bewegen können, mir die Hand ſeiner Tochter zu geben?“

„Nein, er wird nie und unter keiner Bedingung ſeine Einwilligung zu einem Mißbündniß geben.“

„Ich darf mir alſo keine Hoffnung erlauben?“

„Keine.“

„Würden Sie, wenn Sie die Hand des Fräuleins zu vergeben hätten, ſie mir gewähren?“

„Ein ſolcher Fall iſt nicht anzunehmen.“ —

„Aber, wenn es wäre — ich bitte Sie, laſſen Sie uns ihn annehmen.“ —

„Nun, mein Herr, ſo muß ich Ihnen geſtehen, daß ich, bekannt mit der Stärke der Vorurtheile, die man mit der Muttermilch eingeſogen hat, und überzeugt, daß Cäcilie es gewiß, wenn auch nur unwillkürlich bedauern würde, in ihrem Gatten nicht Alles zu finden, was ſie zu ehren gewohnt iſt, Ihnen ihre Hand ebenfalls verſagen würde, ob ich gleich für das Glück des geliebten Kindes keinen heißeren Wunſch im Herzen trage, als den, ſie an der Seite eines Mannes zu ſehen, den ich ihrer ſo werth halte, wie Sie es nach meiner Ueberzeugung ſind.“

„Sie halten es alſo für durchaus unmöglich, daß Cäcilie je mein werden kann?"

„Ja, und ich betheure Ihnen dies wiederholt bei meiner Ehre, ſowohl, weil ich feſt davon überzeugt bin, als auch, weil ich wünſche, daß Sie dieſer durchaus hoffnungsloſen Liebe entſagen und ſie zu beſiegen ſuchen; denn ich bekenne Ihnen, daß Sie — wenn ich auch Ihr Betragen tadeln muß, weil es den Ruf eines ſo edlen jungen Mädchens gefährdet hat — mich dennoch über allen Ausdruck intereſſiren, und daß ich mich ſtolz und glücklich fühlen würde, einen Sohn zu haben, der Ihnen gliche."

„Sie ſind ſehr gütig, ſehr edelmüthig. — Ich verſpreche Ihnen, mich von hier zu entfernen — Ihre Familie ſoll keinen Anlaß mehr finden, ſich über die freche Unverſchämtheit des Bedientenſohnes zu beſchweren."

„Wiederholen Sie dieſe Ausdrücke nicht — ſie thun mir wehe — ich bitte Sie." —

„Warum nicht? Man hat ſich ihrer ſehr oft bedient." —

„Doch nur in einer Aufwallung des Unwillens und des Zornes, die Sie entſchuldigen würden, wenn

Sie Vater wären und Ihr geliebtes, ſchuldloſes Kind den Mißhandlungen hämiſcher Schadenfreude preis gegeben ſähen."

„Sie können jetzt gewiß ſein, daß ich ihr entſagen und halten werde, was ich Ihnen verſprach."

„Mein Vertrauen zu Ihrer Ehre iſt unbedingt und ich verlaſſe mich auf Ihre Vernunft."

„So erlauben Sie mir denn nur noch eine Frage," ſagte er bewegt. „Glauben Sie, daß ſie mich hätte lieben können, wenn jenes unüberwindliche Vorurtheil mir nicht im Wege ſtände?"

„Ueber dieſen Punkt kann Ihnen gewiß die Vergangenheit Aufſchluß geben, da die Frauen Sie wohl über ihre Liebenswürdigkeit nicht in Zweifel gelaſſen haben werden."

„Ach, ſie waren mir Alle ſo gleichgültig! ich liebte nur den Ruhm — aber Sie haben meine Frage nicht beantwortet."

„Ich glaubte es gethan zu haben."

„Alſo, meine Herkunft allein — genug, Herr Vicomte — ich werde nicht vergeſſen, daß Cäcilie mich mit ihren Befehlen beehrt hat und daß Sie mich mit einer Achtung behandelt haben, deren Zartheit ich dankbar empfinde. Wir haben uns nichts mehr zu ſagen."

„Ich kann alſo ganz beruhigt von Ihnen ſcheiden?"

„Sie haben mein Wort. — Iſt es auch nicht das Ehrenwort eines franzöſiſchen Ritters, ſo darf ein Grenadier, der bei Waterloo focht, ſich doch eben ſowohl auf ſeine Ehre berufen."

„Ihrem Verſprechen traue ich, aber ich bin um Sie bekümmert. In Ihrem Alter täuſcht man ſich ſo leicht über ſeine eigenen Gefühle — man glaubt an die ewige Dauer derſelben, und doch iſt die Liebe die vergänglichſte und flüchtigſte aller Jugendtäuſchungen. — Sie ſcheinen mit aller Schwärmerei einer glühenden Phantaſie an die Unvergänglichkeit Ihrer Liebe und Ihres Unglücks zu glauben. — Ihr Brief an Cäcilien verheißt keine männliche Ergebung." —

„Hat ſie etwa einige Beſorgniß geäußert?"

„Im ſechzehnten Jahre glaubt man noch an die Untröſtlichkeit eines Liebhabers — und ich geſteh' es Ihnen, trotz aller meiner Erfahrungen nähme ich doch auch gern ein beruhigendes Wort über Ihre Zukunft und Ihre Vorſätze mit mir."

„Habe ich denn noch eine Zukunft?"

Hier brachte ein Diener Berthold die Nachricht, daß der Wagen des Grafen L. in den Schloßhof fahre. Ich wollte den Grafen nicht ſehen und verließ Berthold, der mich bis an das Gitterthor des Parks begleitete. Scheidend reichte ich ihm die Hand, die er mit einem unterdrückten Seufzer an ſeine Bruſt drückte. — Der junge Mann hatte mich tief gerührt; ich konnte eine geheime Unruhe über ſeine ferneren Entſchlüſſe nicht unterdrücken und freute mich, daß die Ankunft ſeines Freundes ihn der Einſamkeit entzog, die einem verwundeten Herzen ſo leicht gefährlich wird.

Nach meiner Heimkehr ſah ich Cäcilien einen Augenblick und gab ihr blos die Verſicherung, ſie habe von Berthold keine Zudringlichkeit mehr zu befürchten, ohne mich auf einen ausführlicheren Bericht von unſerer Unterhaltung einzulaſſen, der ihr verrathen haben würde, welch ein lebhaftes Intereſſe mir der junge Mann eingeflößt hatte. Ich ahnete nur zu wohl, welchen Eindruck er auf ſie gemacht haben mußte, deren Herz er aus dem ſüßen Schlummer der Kindlichkeit erweckt hatte.

Ich ſagte Ihnen bereits, daß Cäcilie und Brigitte einen Pavillon am Ende des baufälligen Schloſſes bewohnten. Brigittens Schlafgemach ſtieß an Cäciliens Zimmer, deſſen Thüren und Fenſter ſich ſo ſchlecht ſchloſſen, daß man gewöhnlich ein altes Hausgeräth dahinter ſetzte, damit ſie nicht bei dem geringſten Luftzuge aufſprangen. In der Nacht nach meinem Beſuche in Beaumont rief Cäcilie Brigitten, ob ſie nicht einen ſtarken Schlag an der nach dem Park führenden Glasthüre gehört habe? Brigitte fuhr aus dem Schlafe auf, horchte, hörte aber nichts und beruhigte ihre Herrin mit der Verſicherung, ein Traum habe ſie getäuſcht. Cäcilie ſank in einen unruhigen Schlummer, ſtand aber mit dem erſten Morgenſtrahl auf, weckte Brigitten und hieß ſie ſich ankleiden, während ſie ſelbſt einen Augenblick in den Park gehen wolle. Brigitte hörte die Glasthüre öffnen, und gleich darauf einen lauten Schrei. Beſtürzt eilte die Kammerfrau herbei — ihr eignes Geſchrei weckte uns, und zog uns Alle nach dem Pavillon. Welcher Auftritt! — Auf der Thürſchwelle lag Cäcilie ohnmächtig über den blutigen Körper eines Mannes hingeſtreckt, in deſſen linker Seite ein tief eingebohrter Officiersdegen die Todeswunde offen erhielt. Ihr Geſicht und ihre Hände verbargen die

Züge des Unglücklichen, ihr weißes Nachtkleid war von ſeinem Blute gefärbt. — Ich hatte ihn längſt erkannt, als Frau von Beauvilliers, bemüht, ihre Tochter aufzuheben, mit erſtickter Stimme den Namen Berthold ausſprach. Vergebens wollte ich der Mutter helfen, die der Schrecken aller Kräfte beraubte; Cäciliens rechte Hand hielt, vom heftigſten Krampfe zuſammengezogen, eine Locke Bertholds feſt, und erſt als wir dieſe abſchnitten, konnten wir das ganz erſtarrte Mädchen von dem lebloſen Körper trennen. Einer Todten gleich ward ſie auf ihr Bett getragen, indeß man Bertholds Ueberreſte in einen Saal des Schloſſes brachte.

Der ſchnell herbeigerufene Wundarzt erklärte, daß Berthold ſchon ſeit mehreren Stunden todt, und alle Hülfe der Kunſt vergebens ſei. Er bemühte ſich blos um Cäcilien, deren lang anhaltende Ohnmacht die Angſt des ganzen Hauſes bis auf's Aeußerſte ſteigerte.

Zwei Stunden verfloſſen, bis Cäcilie einige Lebenszeichen von ſich gab. Ihre irren Blicke machten uns anfänglich für ihren Verſtand beſorgt; nach und nach aber bekamen ihre Züge den ſchwermüthigen Ausdruck wieder, der ihnen ſeit ihrer Bekanntſchaft mit Berthold eigen geworden war, und ſprachen nicht mehr das tiefſte Entſetzen, die höchſte Verzweiflung aus. Wir ſtanden Alle um ihr Bett, ihr matter Blick ſuchte ihren Vater. — „Haben Sie ihn getödtet?“ fragte ſie leiſe und abgebrochen.

„Nein, nein!“ riefen wir Alle einſtimmig.

„Sollten Sie es denn gethan haben, mein Onkel?“ fuhr ſie, zu mir gewendet, fort.

„Nein, liebſtes Kind. Ach, er allein hat ſeinen Tod verſchuldet.“

„Vielleicht iſt er bleß ohnmächtig —“

„Ohnmächtig! Wenn die Klinge zwei Zoll tief in's Herz gedrungen iſt!“ — fiel der Wundarzt mit einer Kaltblütigkeit ein, die mir in dieſem Augenblicke die höchſte Grauſamkeit dünkte.

„Genug, genug, mein Herr,“ unterbrach ihn Cäcilie, „aber mein Gott, was iſt denn dies!“ — Ihre Glieder hatten ihre Biegſamkeit noch nicht wieder gewonnen, und ſie ſah Bertholds Locke in ihrer Hand. Einen Augenblick lang betrachtete ſie die Haare; dann begann ſie: „vielleicht wird ſich meine Hand nie wieder öffnen?“

„Gnädiges Fräulein,“ ſagte der Wundarzt, „bei ſo heftigen Nervenzufällen iſt ſolcher Krampf gewöhnlich; ſobald aber der Blutumlauf völlig hergeſtellt ſein wird, kann man Ihre Finger von dieſen Haaren losmachen, die Ihnen ſo viel Entſetzen verurſachen.“

Cäcilie ſchwieg und ſah mich an. Ich las in ihren Augen den hoffnungsloſen Schmerz, der alle Adern ihres Herzens erfüllte. Sie blieb ſtill, mehr, um ſich den traurigſten Gedanken hinzugeben, als aus Gehorſam gegen die Befehle des Wundarztes, der ihr alles Reden verbot.

Ich ließ Frau von Beauvilliers und Brigitten bei ihr, und folgte dem Marquis, um mit ihm die Schritte zu überlegen, die wir zur Beſcheinigung von Bertholds freiwilligem Tode thun mußten.

Ich ſchrieb an den Friedensrichter, als man mir den Grafen L. meldete. Vor der Revolution hatte ich ſeinen Vater gekannt. Der Sohn gleicht ihm im Aeußern, wie in den Grundſätzen, iſt wie jener ein exaltirter Kopf; und bekennt ſich zum reinſten Liberalismus. Auch habe ich ihn ſeit meiner Rückkehr nach Frankreich bei keinem ſeiner Verwandten getroffen.

Der Graf erſchien mit ſehr verſtörtem Geſicht. „Nur mit Ihnen, mein Herr,“ begann er, „wünſche ich in dieſem Hauſe zu ſprechen. Sie allein, weiß ich, ließen dem unvergleichlichen Freunde, den ich verloren habe, einige Gerechtigkeit widerfahren. Ach, welcher Muth, welche Kraft ſind mit ihm untergegangen! Was waren die äußeren Vorzüge, die zu ſeinem Unglück ihm die Aufmerkſamkeit Ihrer Familie zuwandten, gegen die Erhabenheit ſeines Geiſtes, den Adel ſeines Gemüths! — Wie er es verlangt hatte, ward mir der Brief, worin er mir ſeinen letzten Entſchluß meldete, erſt bei meinem Aufſtehen übergeben. Er fürchtete, ſein Tod könne Ihren Verwandten Verdrießlichkeiten zuziehen — denn der Marquis und ſeine Frau ſind in der Umgegend gehaßt. — Ich fürchte nicht, Sie zu beleidigen, mein Herr. Sie ſehen ſelbſt ſo betrübt aus. Was muß ich erſt empfinden, dem er das Leben gerettet hat — und in welchem Augenblicke! Selbſt mit Wunden bedeckt! — Lieber, lieber Berthold!“

Der Graf barg ſein Geſicht in beide Hände, mich machte die Rührung ſtumm. Dann begann er wieder, indem er ſtolz das Haupt erhob: „Ich wünſche mir Glück, ein Edelmann zu ſein, damit ich, ohne des Neides verdächtig zu werden, erklären kann, wie tief ich jede Auszeichnung verachte, die ſich blos auf Zufall oder die Willkür der Menſchen gründet. Ein verabſcheuungswerther Adelſtolz hat meinen Freund ermordet. Sie verſuchten, ihm ſein ſchreckliches Vorhaben auszureden — er hat mir es geſchrieben. Wie danke ich Ihnen, mein Herr, daß Sie ihn zu würdigen wußten, ſo wenig Sie ihn kannten. Ach, wenn Sie ihn gekannt hätten, wie ich! — o mein armer, theuerer Berthold!“

Des Grafen Schmerz war ſo tief gefühlt, ſeine Klagen ſo herzzerreißend, ich ſelbſt von den Scenen dieſes Morgens ſo angegriffen, daß ich ſeinen Kummer theilte, ohne ihn tröſten zu wollen. Seines Freundes Brief ſprach ſein letztes Lebewohl und den feſten Entſchluß aus, ein Leben zu enden, das ihm unerträglich geworden ſei. Wir ſandten dieſes Blatt an den Stadtrath zu B., und der Graf kehrte nach Beaumont zurück, wohin er Bertholds Leiche bringen und in der Schloßcapelle beerdigen ließ. Beim Abſchied äußerte der Graf noch: „Ich werde doch Herrn und Frau von Beauvilliers ſehen müſſen — heute aber vermag ich es nicht. Das Fräulein iſt krank, wie ich höre?“

„Das unglückliche Kind! Jetzt muß man wohl ſie am meiſten beklagen. Welches Aufſehen in der ganzen Umgegend!“

„Sie glauben alſo, daß nur die Folgen, welche meines Freundes Tod für ſie haben kann, ſie betrüben?“

„Ach, ich fürchte ſehr, daß ein Gefühl, welches ſie ſich nicht zu geſtehen wagt —“

„Sie ſcheut ſich zu geſtehen, daß ſie den liebenswürdigſten Mann liebte, den jemals die Erde trug! — Uebrigens geht aus Allem hinlänglich hervor, daß ihr Brief ihm keine Hoffnung übrig ließ.“

„Ich war es, Herr Graf, der ihr jenen Brief dictirte, und jedes wohlerzogene junge Mädchen mußte auf ſolche Weiſe einem Mann antworten, der keinen Begriff von Convenienz zu haben ſchien.“

„Treffliche Convenienz, welche das Herz zur Verzweiflung bringt, zum Selbſtmord verleitet!“

„Ihr Freund, mein Herr, war nicht der meinige. Mir mußte vor Allem an der Ehre meiner Familie liegen.“

„Hätte ich doch eine Schweſter gehabt — wie geehrt hätte ich mich gefühlt, ſie Berthold anzubieten. — Ich komme wieder, mein Herr, ich muß Ihre Verwandten ſehen.“

Wie entgegengeſetzt auch meine Ueberzeugung den Anſichten des Grafen war, mußte ich doch bis zu einem gewiſſen Punkte den Enthuſiasmus der Freundſchaft billigen, der durch Bertholds Verdienſt in meinen Augen gerechtfertigt und durch ſein trauriges Ende erhöht ward.

Ich ſah Cäcilien wieder. Bleich und ſchweigend ſaß ſie da, die ſtarren Blicke zur Erde geſenkt; die Eltern waren wie vernichtet. Trotz ihrem Hochmuth und ihrem oft ſchneidenden Weſen, waren ſie keineswegs böſe. Der Verluſt ihrer Vorrechte und ihres Reichthums hatte ihre Seelen verbittert. Gedrückt, beeinträchtigt durch die Revolution, ohne vorzügliche Geiſteskraft, fanden ſie bei ihrer Rückkehr nach Frankreich die neuen Geſetze, Sitten und Menſchen abſcheulich, und ſetzten ihren Stolz darein, dieſe Meinung zur Schau zu tragen. Dieſes Syſtem, alles Neue herabzuwürdigen, vereint mit dem beißenden Witze der Marquiſe, hatte das Ehepaar überall verhaßt gemacht. Im Grunde aber waren Beide menſchenfreundlich und gutmüthig. Bertholds Tod erſchreckte ſie; ſie vergaßen die Vorwürfe, welche der junge Mann verdient hatte, vergaßen ſeine Herkunft, ſeine politiſchen Anſichten, ſeine Kühnheit; die Sprache der Verachtung wich dem Ausdrucke des innigſten Mitleides, und die nämlichen Menſchen, die ihm noch vor Kurzem mit der ſchimpflichſten Behandlung drohten, beweinten jetzt ſeinen Tod. In dieſer Lage der Dinge beſorgte ich nichts mehr von dem Zuſammentreffen meiner Verwandten mit dem Grafen von L. Wenige Tage nach Bertholds Begräbniß erwiederte ich ſeinen traurigen Beſuch, und fragte: ob er wünſche, meiner Couſine vorgeſtellt zu werden? Er antwortete bejahend und erkundigte ſich, ob er Cäcilien ſehen könne? Ich erwiederte, ihre Geſundheit ſcheine mir hinlänglich hergeſtellt, um ſeinen Beſuch anzunehmen, und er würde ſie am nächſten Morgen bei ihrer Mutter finden.

Als ich der Marquiſe meine Unterhaltung mit dem Grafen erzählte, fiel ſie gleich auf den Gedanken, Bertholds Schilderungen von Cäciliens Schönheit möchten in dem Grafen eine Neugier geweckt haben, die ſich — wüßte man ihm nur auf geſchickte Weiſe Muth zu machen, — leicht in eine zärtliche Neigung umwandeln ließe. Sie eilte zu Cäcilien, welche von der Nachricht, Bertholds Freund würde ſie beſuchen, ſehr ergriffen ward, den Plan ihrer Mutter aber — ſo wohlgefällig dieſe ihr ihn aus einander ſetzte — nur mit ſchmerzlichem Lächeln beantwortete: „Es wird mir ſchwerlich ſobald wieder einfallen, ernſte Abſichten vorauszuſetzen, wenn ſich Jemand mit mir beſchäftigt. — Mein Kopf iſt recht ſchwach geblieben ſeit jenem traurigen Augenblicke — ich wäre am liebſten ganz ſtill und allein.“

„Du mußt Dich zerſtreuen, mein Kind. Wir wollen uns Beaumont beſehen —“

„Beaumont! — ach, liebſte Mutter — nur jetzt noch nicht!“

„Die Treibhäuſer ſind einzig. Du liebſt ja die Blumen ſo ſehr —“

„Und die Capelle? Darf ich dort beten?“

„Ich bitte Dich, liebes Kind, denke doch nicht mehr an dies Unglück, ſprich nie davon.“

„Sie haben Recht — man muß Alles vergeſſen.“ Cäcilie drückte ihr Tuch an die ſtrömenden Augen und ging in den Garten.

Ich folgte ihr, ſie lehnte ſich auf meinen Arm und wir durchſtrichen mehrere Alleen, doch ſprach ſie blos von gleichgültigen Dingen. Das that mir weh, weil ich von Brigitten wußte, daß Berthold der einzige Gegenſtand ihrer Gedanken war. Die alte Kammerfrau wagte nicht, ihr zu widerſprechen, und Cäcilie unterhielt ſie nur von ihm, ward nicht müde, ihr von dem Medardusfeſte zu erzählen, rief ihr die vierzehn Tage zurück, wo Berthold ihr nach der Kirche folgte, und ſeine Ehrfurcht ihn dennoch fern von ihr hielt. Mit unerſättlicher Wißbegier ergriff ſie alle auf den Unglücklichen Bezug habende Details, welche die Leute des Grafen jetzt, wo er nicht mehr exiſtirte, theilnehmend erzählten und Brigitte ihrer Herrin zutrug, um ihr das einzige Vergnügen zu gönnen, für welches ſie noch empfänglich war. So kannte Cäcilie alſo die Geſchichte und den Charakter des Mannes, der ſie ſo leidenſchaftlich geliebt hatte, und welchen traurigen Einfluß mußte eine ſolche Kenntniß auf die Ruhe eines von ſeinem ſchrecklichen Tode bereits ſo ſchmerzlich erſchütterten Gemüths äußern, das ſich vielleicht ſelbſt die Schuld dieſes verzweifelten Schrittes beimaß! — Von Brigitten wußte ich ebenfalls, daß Cäcilie Bertholds Haare, in den Handſchuh verborgen, den er in St. Medard aufgehoben hatte, auf der Bruſt trug, und ſie, wenn ſie ſich allein glaubte, mit Küſſen und Thränen bedeckte. — Da indeß Cäcilie erſt ſechzehn Jahr, und der Gegenſtand dieſer Liebe nicht mehr unter den Lebenden war, ſo hoffte ich von der Zeit Milderung des durch Bertholds tragiſches Ende verſtärkten Eindrucks. — Ich irrte mich.

Herr von L. kam am nächſten Tage; die Unterhaltung war gezwungen, des Grafen Blicke ruhten oft auf Cäcilien, die ihre Thränen zurückzuhalten ſtrebte, und aus Furcht vor einem lauten Ausbruch ihres Schmerzes ganz ſtill blieb. Man ſchlug einen Spatziergang in den Park vor, der Graf bot Cäcilien den Arm, und wußte es ſo einzurichten, daß er mit ihr ziemlich weit hinter uns zurückblieb. Sie wiederholte mir ſpäter ſein Geſpräch.

„Werden Sie mir die Bemerkung verzeihen, mein Fräulein, daß Sie mir betrübt, tief betrübt zu ſein ſcheinen?"

„Ich bin es in der That."

„Sie gönnen meinem Freunde einiges Bedauern?"

„Das ſchmerzlichſte, was ſich empfinden läßt."

„So kann ich denn ſeinen letzten Wunſch erfüllen, ohne zu fürchten, daß ſein Andenken beleidigt werde. — Dieſer Brief iſt an Sie gerichtet —"

„Von ihm? Geben Sie mir ihn geſchwind. Ach, längſt erwartete ich dieſen Brief — ich ahnete ihn im Voraus. — Sagen Sie mir, Freund des Unglücklichen, wiederholen Sie es mir, wie werth er meiner Liebe war."

„Niemals ſchuf die Natur eine ſchönere Seele, ein gefühlvolleres Herz, einen reichern Geiſt. Er allein konnte Cäciliens Liebe verdienen, und —“

„Und ich gab ihm den Tod! — Ich ſchone mich nicht, Herr Graf, wenn auch Sie mir vergeben. — Da iſt meine Mutter.“

Wir näherten uns. Cäcilie klagte über die Abendkühle und ging in das Schloß. Der Graf verließ uns bald.

Sein heimliches Geſpräch mit Cäcilien war uns nicht entgangen, und Frau von Beauvilliers legte es ihren Wünſchen gemäß aus. Ich hatte eine andere Ahnung, die ich am nächſten Morgen, als mich Brigitte zu ihrem Fräulein rief, leider nur zu ſehr beſtätigt ſand.

Gleich bei meinem Eintritte ſagten mir Cäciliens geſchwollene Augen, ihre bleichen Wangen, das beinahe convulſiviſche Zittern ihres ganzen Körpers, daß ihr Schmerz noch vermehrt worden ſei; doch ſchien ſie weniger niedergeſchlagen, als in den vergangenen Tagen. Sie ſaß in einem alten carmoiſinen Lehnſtuhl, den ich ſie früher nie einnehmen ſah, und trug noch die geſtrigen Kleider.

„Sind Sie denn heute beſonders leidend?“ fragte ich theilnehmend.

„Das will ich meinen,“ fiel Brigitte ein. „Das gnädige Fräulein hat ſich gar nicht niedergelegt — auf dieſem Stuhle hat ſie — ſo wie Sie ſie jetzt ſehen — die ganze Nacht hindurch geleſen, geweint, gebetet, ohne daß ich Jemand rufen durfte.“

„Cäcilie! mein liebſtes Kind! — wollen Sie uns denn zur Verzweiflung bringen? Ihre Mutter —“

„O ich bitte Sie, lieber Onkel. Um mich ſoll ſich Niemand betrüben. Mir iſt jetzt wohl, recht wohl. — Hier leſen Sie, was Berthold mir noch vor ſeinem Tode geſchrieben hat, dann will ich mit Ihnen ſprechen.“

Der feſte und entſchiedene Ton, mit dem ſie ſprach, befremdete mich. „Sie hätten,“ ſagte ich mißbilligend, „den Brief des Unglücklichen, deſſen That man nur als eine That des Wahnſinns entſchuldigen kann, nicht leſen ſollen, und die Unvorſichtigkeit des Grafen —“

„Es war des Grafen Pflicht, mir den Brief zu übergeben und die meinige, ihn anzunehmen. Leſen Sie ihn jetzt, mein Onkel, oder ich leſe ihn Ihnen vor, wenn ich es vermag.“

Ich nahm den Brief, der die einfache Aufſchrift trug: An Cäcilie.

„Mein Schickſal iſt entſchieden; wenn Sie dieſe Zeilen leſen, iſt Berthold ſeiner irdiſchen Hülle entkleidet, Ihnen gleich, ja, er ſteht dann höher wie Sie, denn alsdann iſt ihm die innere Bedeutung aller Erſcheinungen, die ewige Wahrheit klar geworden und er blickt mit Verachtung auf die beſchränkte Macht der Menſchen und ihre vergänglichen Güter herab. Selbſt der Ruhm, dies Idol ſeines Lebens, wird ihm dann als ein kindiſches Spielzeug des unſterblichen Geiſtes erſcheinen. Eins nur gibt es in dieſem nichtigen, verächtlichen Erdenleben, das nicht mit ihm vergeht — Ein Gedanke nur begleitet meine Seele hinüber zu dem ewigen Licht — der Gedanke an Dich, Cäcilie — nur Ein Gefühl, das meiner Liebe für Dich. Ja, auch jenſeits des Grabes werde ich Dich lieben, mein Geiſt wird Dich umſchweben und dich fragen, warum Du wie ich aus Staub geſchaffen, aber mit einer mir gleichfühlenden Seele begabt, Dich ſtolz über mich erhaben wähnteſt; warum Du das einzige Glück, welches die Erde mit dem Himmel verbindet, und das uns auch der Tod nicht zu rauben vermag, verſchmähteſt, weil Du es mit mir theilen ſollteſt. Arme Verblendete Du haſt Deine Beſtimmung und den Willen der Gottheit verkannt. Iſt denn die Liebe Menſchenwerk? iſt ſie nicht in ihrem unergründlichen Geheimniß, in dieſem wundervollen Einswerden zweier Seelen beim erſten Blick eine Verkündigung göttlicher Gnade und Allmacht? — Du biſt um eines Götzen willen Deinem Gott ungehorſam geworden. Zähle immerhin die Reihe Deiner Ahnen — rufe Dir ihren Glanz zurück — ach, ihr modernder Staub, ihr längſt verklungener Ruhm wird Dir keinen Erſatz gewähren für das einzig wahre Glück, das Du ihnen zum Opfer gebracht haſt."

„Ich habe noch einige Stunden, die letzten meines Lebens, vor mir — ſie ſollen ganz Ihnen gewidmet ſein. Eine ſüße Ahnung ſagt mir, daß Sie meines Troſtes bedürfen, daß Sie mich bedauern und ſich die Schuld meines Todes beimeſſen werden. Ihre Frömmigkeit wird den Richterſpruch des Ewigen über den Selbſtmörder fürchten. Sie haben Recht; der Name meiner That klingt furchtbar; doch das Auge deſſen, der das Menſchenherz ſchuf, kennt auch alle ſeine Schwächen — Er, der Allliebende, er mißt unſere Kraft zum Widerſtand und ſein

Urtheil gleicht nicht dem, was menſchliche Unwiſſenheit und Verblendung über den Unglücklichen ausſpricht. Der Fall meines Vaterlandes hat meinen Geiſt aus ſeiner Bahn geriſſen. Mein Feldherr, der Herrſcher meiner Wahl, lebt in der Verbannung auf öder Felſeninſel — mit ihm ſanken alle meine Hoffnungen; alle Träume meiner Jugend — kein unbekannter Name kann ſich jetzt in Frankreich mehr in der Glorie des Ruhms verklären; kein Bürgerlicher mehr ſich das Vertrauen und die Gunſt ſeines Herrſchers erwerben, außer wenn er ſeinen Leidenſchaften fröhnt — nur noch durch ſeine Laſter und ſeine Verbrechen kann ſich der Niedriggeborne dem Throne nahen. — In dieſem Augenblick achte ich jene eitle Ehre nicht höher, als ſie verdient, aber ehe ich Sie kannte, Cäcilie, kannte ich nur ein Glück, das, welches Ehre und Ruhm zu gewähren vermögen, und ich wurde ein Raub der Verzweifelung und der Wuth, als die neue Umgeſtaltung der Dinge mir die Laufbahn, es zu erwerben, auf immer verſchloß. — Ich ſah Sie — ich liebte Sie — ich vergaß, daß durch einen grauſamen Eigenſinn des Geſchickes alle meine Hoffnungen, Anſprüche und Wünſche ſeit früheſter Jugend mit dem Range in Widerſpruch ſtanden, den mir die alte franzöſiſche Ariſtokratie anwies. Meine Liebe ſchien mir ſo göttlichen Urſprungs zu ſein, daß ich ihr die Macht zutraute, die Scheidewand niederzureißen, die Menſchenſatzungen zwiſchen uns gezogen hatten. Ich verabſcheue den Kaſtengeiſt, der mir ſagen kann: „Dein Vater trug einſt unſre Livrée; ſein Reichthum iſt ein Verbrechen mehr in unſern Augen und Deine Liebe eine ſchimpfliche Beleidigung für eine Tochter unſers Hauſes.“ — Ich gehöre nicht zur dienenden Claſſe; ich war Soldat; mein Geſicht und meine Bruſt ſind mit ehrenvollen Narben geſchmückt — meine Mutter rettete einem Edelmann das Leben mit Gefahr des ihrigen. — Graf L. nennt mich ſeinen Lebensretter. Doch Du, Cäcilie, aus gleichem Geſchlecht wie er entſproſſen, Du ſchickſt mir kalt und ruhig den Befehl zu ſterben zu? — An dem Ernſt meiner Worte haſt Du nicht zweifeln können. — Dein Herz hat gewiß das meinige verſtanden und doch! — O, wie wünſchenswerth erſcheint mir nun mein Tod! Wie ſehn' ich mich, dies Blut erkalten zu fühlen, das jetzt die Scham ſo heiß in meine Wangen treibt! Du gehorchteſt einem unglücklichen Vorurtheil, als Du Deinen Brief ſchriebſt — ich dem Gebot der Ehre.“

„Erinnern Sie ſich noch wohl, daß Sie geſtern, als Sie aus der Kirche kamen, ſich gegen Brigitte über meine Kühnheit, Sie dort aufzuſuchen und Ihnen auf dem Rückweg zu folgen, beklagten? Von Ihnen ungeſehen, war ich Ihnen ſo nahe, daß ich es hörte, als Sie ihr ſagten: „ich wollte lieber ſterben, als die Frau eines Menſchen ſo niedrigen Standes werden — aber, wenn Du wüßteſt, Brigitte, was es mir koſtet, ihn nicht anzuſehen! Mir ſtehen immer die Thränen in den Augen, wenn ich an ihn denke. Hätte ich ihn doch nie geſehen! Guter Gott! ich war ſo glücklich und nun bin ich ſo unausſprechlich unglücklich!“ — Cäcilie, der Ton, in dem Sie das ſagten, war der Ton der Liebe. Ich beſchloß Alles zu wagen, um mit Ihnen ohne Zeugen zu ſprechen. Bis Mitternacht irrte ich im Park Ihres Schloſſes umher; die Hoffnung, Ihre Stimme wieder zu hören, führte mich zu dem Pavillon zurück, den Sie bewohnen, allein die darin herrſchende Stille und Dunkelheit ſagte mir, daß ich vergebens hoffte. Ich lehnte mich an das Fenſter, das ſich plötzlich ohne Geräuſch öffnete; erſchrocken trat ich unter das Geisblatt zurück, das dieſe Fenſter halb verhängt. Die Leichtigkeit, zu Ihnen zu gelangen, machte mich kühn — ich ſchwang mich durch's Fenſter und befand mich in Ihrem Schlafgemach. Der helle Mondenſchein ließ mich alle Gegenſtände deutlich erkennen. Sie ſchliefen ſanft und feſt. Am Fuß Ihres Bettes ſtand ein großer Lehnſtuhl, auf dem Ihre Kleider lagen; hier ſetzte ich mich nieder und empfand, in Ihrem Anſchauen verloren, eine Stunde lang alle Wonne und allen Schmerz der Liebe. Ich dachte Sie mir als meine Gattin — von mir beſchützt, in meinen Armen ruhend. Nie hat gemeiner Sinnendienſt mein Herz und mein Leben entweiht; meine Liebe war ſo rein, wie der Gegenſtand derſelben; alle meine Erinnerungen ſo unſchuldig, wie der Engel, den ich betrachtete — in meiner Seele kein Wunſch, den die Religion zu heiligen verweigert haben würde. O, wie freuete ich mich der ſtolzen Verachtung, des Abſcheus, mit dem ich ſtets der zuvorkommenden Gefälligkeit leichtſinniger Frauen begegnet war! wie erinnerte ich mich der ſpöttiſchen Prophezeiungen meiner jungen Cameraden, daß die Liebe ihre unwiderſtehliche Macht auch an meinem Herzen dereinſt bewähren werde! Cäcilie mußte das einzige von Gott für mich geſchaffene Weſen, die mir von ihm beſtimmte Geliebte meines

Herzens ſein, da alle andre Frauen mir durchaus ſtets gleichgültig geblieben waren. Aber durfte ich in einer Welt, deren geſellſchaftliche Formen mit allen Geſetzen der Natur in grellem Widerſpruch ſtehen, der Menſchen, die ihren Ruhm darein ſetzen, die Gefühle ihrer Herzen zu erſticken, oder ihnen nur nachzugeben, wenn ſie die Seele der Herrſchaft der Sinne unterthan machen, je hoffen, Cäcilie die Meine nennen zu dürfen? Frauen von höchſtem Range haben oft ihre Bedienten zu Liebhabern, ohne von der Geſellſchaft ausgeſchloſſen zu werden, aber die rechtmäßige Verbindung mit einem Mann von meiner Herkunft würde Cäcilie in den Augen ihrer Kaſte für immer entehren. War ich nicht eine Art von Paria für die Familie meiner Geliebten? — und ſollte ich mich, wenn man mir den Namen ihres Gatten verſagte, daran genügen laſſen, ihr Liebhaber zu ſein! — Sollte ich die Geliebte herabwürdigen — denn ſtrafbar mußte ich ſie nennen, wenn ſie ihre Ehre nicht von dem Zeugniß ihres Gewiſſens, ſondern von der Meinung der Welt abhängig machte und eine unlautre Leidenſchaft ſie in die Arme eines Mannes warf, den ſie verſchmähete, ihren Gemahl zu nennen? Sollte ich zum Verführer herabſinken und Cäciliens

Tugend das Opfer eines Vorurtheils werden? — Nein, nimmermehr, das gelobte ich mir, ſollten Sie vor mir erröthen dürfen. Nur den heiligſten Banden wollte ich Ihren Beſitz verdanken, oder mein Tod ſollte uns Beide vor einer faſt unvermeidlichen Verirrung ſchützen. — Sie hatten mir das Leben wieder lieb gemacht; ich wollte nur dann von ihm ſcheiden, wenn ich die Gewißheit erhalten hätte, daß Ihre Vorurtheile ſich unſerm Glücke unüberwindlich entgegenſtellten. Ich wagte mich geliebt zu denken, wie ich liebte. — Ein Augenblick hatte über mein Schickſal entſchieden — konnte er nicht auch das Ihrige beſtimmt haben? — Sie ſchliefen ruhig, aber Sie ſahen blaß aus; eine ſtille Wehmuth ſprach aus Ihren Zügen. Bald, ſagte ich mir, wirſt Du, holder Engel, nicht mehr ſo ſanft ſchlummern. Du liebſt mich und kennſt mich kaum — aber wenn ich ohne Hehl mit Dir reden darf, wenn Du die Sprache der Liebe hören wirſt, die meine Lippen nie entweihten, wenn Du es empfinden lernſt, daß meine ganze Seele Dir gehört, daß Dir allein mein ganzes Daſein gewidmet iſt, von Dir allein mir Glück oder Unglück kommen kann — o, Cäcilie, wirſt Du mich dann nicht inniger lieben und mir freudig das Opfer Deines Stolzes bringen? — Ach, das Andenken an die ſelige Täuſchung dieſes Wahns wird mir bis über das Grab hinaus bleiben! — Ihre Hand lag auf der Decke — in St. Medard hatte ich ſie berührt — jetzt konnte mir dieſe Wonne wieder zu Theil werden — aber ich wagte es nicht. Eine Gunſt, die Sie mir nicht ſelbſt gewährten, verlor ihren größten Reiz für mich. Ich drückte den Shawl, der über der Lehne des Stuhls hing, an meine Lippen. — Da ſchlug es zwei Uhr — Die Morgendämmerung mußte bald anbrechen und zum erſten Male ſiel es mir ein, Ihr Ruf ſei verloren, wenn mich irgend Jemand bemerkte. Ich ſtand auf, wartete aber, bis ein Gewölk, die Klarheit des Mondes verdunkelnd, meine Flucht begünſtigen würde. Auf einem Tiſche lagen mehrere Zeichnungen — ich nahm eine derſelben in die Hand — es war das Profil eines antiken Kopfes, dem ich gleichen ſoll. Sie hatten darunter geſchrieben: „den 8. Juni. Feſt von St. Medard.“ O, Cäcilie! mit welcher unausſprechlichen Liebe, mit welchem ſeligen Entzücken ruhten meine Augen auf dieſen Zügen Ihrer Handſchrift! — Sie verbürgten mir die Gleichheit unſerer Empfindungsweiſe, die die

Welt romanhaft nennt, weil ſie kein anderes Wort zur Bezeichnung des tiefen, unwiderſtehlichen, ausſchließlichen Gefühls hat, das uns an einander bindet! — Ich verließ ſie, und am nämlichen Tage erhielten Sie meinen letzten Brief. Was Sie mir antworteten, wiſſen Sie. Ich fragte Ihren Onkel aus und verkenne die Schonung nicht, mit der er in ſeinen Antworten Alles vermied, was mich beleidigen konnte, aber doch war er es, der mir alle Hoffnung raubte. Seine furchtbaren Worte: „Cäcilie würde ſich nimmer tröſten, fände ſie in ihrem Gatten nicht Alles, was ſie zu ehren gewohnt iſt," enthüllten mir die unwiderrufliche Hoffnungsloſigkeit meiner Liebe. Laſſen Sie es mich geſtehen, Cäcilie, ich fühlte mich Ihres Herzens ſicher — ich empfand es, daß ich Sie nur ſprechen durfte, um Sie mein zu nennen — aber nie hätte es mein Stolz ertragen, daß Sie ſich durch Ihre Liebe erniedrigt glauben konnten — der Schatten eines ſolchen Gefühls in Ihrem Herzen, der leiſeſte Anflug dieſes Gedankens in Ihrer Seele hätte mich elend gemacht. — Kaum erinnere ich mich noch des Planes, mit welchem ich von ihrem Onkel ſchied. — Die Ankunft des Grafen von L. zwang mich, meine Verzweiflung zu verbergen — ſeit vier Stunden verließ ich ihn — ich habe Alles überlegt — meine Liebe würde für Sie die Quelle tauſendfachen Unglücks werden — ich entſage Ihrem Beſitz, aber dies Opfer kann ich nur mit meinem Leben bringen. — Nach meinem Tode, Cäcilie, darfſt Du mich lieben — dort gilt nur Seelenadel und die Macht Deiner Könige und der Stolz Deines Adels gilt nur bis zum Grabe. — Wie elend ſind dieſe Vorrechte, deren Opfer ich werde und die ich in einem Augenblick zu vernichten vermag! Lerne ſie verachten, wie ich ſie haſſe und verabſcheue. Vielleicht gehört aber männliche Kraft dazu, ſich von der Meinung der Welt unabhängig zu machen. Wie glücklich iſt der Graf L.! Edel geboren, wie Eure Fürſten, liebt er die Freiheit, wie ein der Knechtſchaft entronnener Leibeigener!“

„Jetzt ſchlägt die Stunde — ich gehe nach Beauval — auf der Schwelle Deiner Thüre will ich ruhen und Dir das letzte Lebewohl leiſe zuflüſtern. Immer warſt Du die Erſte, die ich des Morgens aus dem Pavillon hervortreten ſah — vielleicht drückt morgen früh Deine Hand die meine — vielleicht mühſt Du Dich, mich mit den ſüßen Worten der Liebe in's Leben zurückzurufen — vielleicht fließen Deine Thränen um mich. — Arme Cäcilie, Du mühſt Dich vergebens — zu ſicher führt meine Hand den Todesſtoß. — Lebe wohl! Geſtern Nacht um dieſe Zeit war ich bei Dir — ich ehrte Deine Ruhe und verließ Dich, ohne ſie zu ſtören — dieſe Nacht zur nämlichen Stunde ſuche ich die ewige Ruhe. — Vergib mir, Gott der Gnade und der Liebe! — Cäcilie, ich ſterbe für Dich — büße mein Verbrechen ab — bete für mich. Lebe wohl!"

Berthold.

So lange ich dies unglückliche Blatt las, ruheten Cäciliens Blicke auf mir, um auf meinem Geſicht den Eindruck zu leſen, den Bertholds Worte auf mich machten. — Ich konnte ſeinem Schickſal eine Thräne nicht verſagen. „Liebes Kind," ſagte ich endlich, „es iſt recht betrübend, daß man Ihnen dieſen Brief gegeben hat. Ich leſe in Ihrem Herzen. Jetzt, nach Bertholds Tode, überlaſſen Sie ſich ohne Rückhalt einem Gefühl, von dem Sie wähnen, daß es Sie nicht mehr auf Irrwege zu führen vermag, und vergrößern ſich ſelbſt Ihre Liebe, wie Ihren Schmerz.“

„Sie glaubten auch nicht an die Wahrheit von Bertholds Empfindungen und wähnten, er ſage mehr, als er wirklich empfinde. — Ach, mein Onkel, ich nur weiß, was Liebe und was Schmerz iſt!“

Sie drückte hier mit herzzerreißendem Ausdruck ihre Hände an ihre Bruſt und einzelne Thränen rollten ſchwer und langſam über ihre lilienbleiche Wangen.

„Mein Stolz,“ fuhr ſie nach einer Pauſe gefaßter fort, „hat einem Menſchen das Leben gekoſtet — ich bin Bertholds Mörderin. Es iſt billig, daß ich mein Daſein der Buße für ſein Verbrechen weihe. Ich liebe ihn, ich habe ihn geliebt, ſeit ich ihn ſah. Wenn mir die Ehre befahl, ihm meine Liebe zu verbergen, ſo habe ich ihr gewiß genug gethan. Mehr kann meine Familie doch nicht von mir verlangen? — Jetzt muß ich des Himmels Zorn verſöhnen und mein Gewiſſen beruhigen. — Berthold nennt ſeine That ſelbſt ein Verbrechen und hat mir geboten, für ihn zu beten; das will, das muß ich thun, ſo lange ich lebe — ach, — ich habe mit ſeiner Sünde auch zugleich die eigne abzubüßen! — Im blinden Gehorſam gegen die Welt und ihre hochmüthigen Menſchenſatzungen ſtieß ich Berthold von mir und verſchuldete dadurch ſeine Verzweiflung und ſeinen Tod. Jetzt entſage ich der Welt und ihren barbariſchen Vorurtheilen auf immer. Eine Verwandte meiner Mutter iſt Superiorin der Carmeliterinnen zu Beſançon; zu ihr ſollen Sie mich führen — dort werde ich Frieden finden und ihn für Bertholds Seele erflehen. — Erſparen Sie mir jede Einwendung, lieber Onkel; mein Entſchluß iſt unerſchütterlich und Sie ſind jetzt überzeugt worden, daß es einem gebrochenen Herzen nicht an Kraft fehlt, die Gelübde ſeiner Verzweifelung zu halten."

Dieſe Anſpielung auf die leichte Art, mit der ich Bertholds Andeutungen ſeines Vorſatzes früher beſpöttelt hatte, traf mich ſehr ſchmerzlich. „Ich bitte Sie," fuhr ſie fort, „mir die Erlaubniß meiner Eltern zu dieſer Reiſe auszuwirken. Sagen Sie ihnen nicht, daß ich den Schleier nehmen will, ſondern äußern Sie ihnen blos meinen Wunſch, den Leuten hier Zeit zu verſchaffen, das Vorgefallene zu vergeſſen und das Gefühl der Verpflichtung, in der ſtillen Einſamkeit eines Kloſters für Bertholds Seele zu beten, deſſen Tod auf meinem Gewiſſen laſte. Verſagt man mir dieſe Bitte, ſo werde ich zu entfliehen wiſſen und es gibt dann noch eine Geſchichte mehr auf Unkoſten unſers Hauſes.“

Jedes tiefe und leidenſchaftliche Gefühl ſpricht in einem Ton, der auch den Ungläubigen von ſeiner Wahrheit überzeugt. Ich wagte es nicht, Cäcilie von ihrem Vorſatz abwendig machen zu wollen und fühlte wie vergeblich jeder Verſuch bleiben würde, ihren Entſchluß zu erſchüttern, ſondern verſprach ihr, mit ihren Eltern zu reden. Dieſe willigten, von der Hoffnung getäuſcht, ſie in einigen Monaten wieder zu ſehen, gern in ihre Entfernung und es wurde beſchloſſen, daß ich ſie und Brigitte nach Beſançon begleiten ſolle.

Unſer Weg führte uns bei Schloß Beaumont vorbei; Cäcilie wußte es nicht, aber der Graf, der am Gitterthore des Parks ſtand, ließ unſern Wagen halten und Cäcilie verlangte auszuſteigen. Sie gab dem Grafen ihren Arm, ging mit ihm raſch voraus und ich ſah, daß ſie mit großer Lebhaftigkeit ſprach und ihn um etwas zu bitten ſchien. Er widerſprach, allein er ſchien endlich ihren Bitten nachzugeben und ſchlug mit ihr den Weg zu einem kleinen, abgelegen liegenden Gebäude ein, das ich für eine Capelle erkannte.

Ich eilte ihnen nach. „Was wollen Sie thun, Cäcilie?“ fragte ich bewegt, „erſparen Sie ſich einen Schmerz, den Sie nicht zu ertragen vermögen.“

Sie reichte mir mit dem Ausdruck himmliſch verklärter Wehmuth die Hand. „Fürchten Sie nichts,“ ſagte ſie, „wird nicht auch über mich bald das Leichentuch gebreitet werden? gibt es für mich noch eine Hoffnung, als das Grab?“

Wir traten in die Capelle. Cäcilie ging mit feſtem Schritt bis zu einem zur Rechten des Altars neu errichteten Denkmal. Ein einfacher Grabſtein trug die Inſchrift:

Berthold.
Er kämpfte für Ehre und Vaterland und ſtarb
für die Liebe.

Sie kniete nieder und betete erſt mit ſtiller Faſſung — aber bald ſahen wir ſie erblaſſen und unter heißen Thränen auf das Grab niederſinken —

ſie brach in lautes Schluchzen aus — wir führten ſie halb ohnmächtig in den Garten zurück. „Nun weiß ich es gewiß,“ ſagte ſie „daß es mir bei Ablegung meines Gelübdes nicht an Muth fehlen wird — ich wäre ſonſt auf dieſem Grabe vor Schmerz geſtorben! — Ach, wenn ich hier Profeß thun könnte! — doch das wäre Abgötterei. Um Bertholds Seelenheil zu erflehen, muß ich mich Gott widmen und nicht ihm!“

Mit dem Ausdruck der innigſten Verehrung küßte der Graf Cäciliens Hand. Wir traten in den Salon und der erſte Gegenſtand, der uns in die Augen fiel, war Cäciliens Zeichnung, die in einen Rahmen gefaßt über einem Tiſchchen hing, auf welchem eine mit einem Trauerflor verſchleierte Büſte ſtand. Ich enthüllte ſie und erkannte den Uſurpator. Graf L. ſah mich an. „Es iſt mein ehemaliger Feldherr,“ ſagte er ſtolz.

„Ja, Herr Graf, es iſt der junge corſicaniſche Edelmann, den der König von Frankreich in ſeiner Militärſchule erziehen ließ. Vor langer Zeit ſah ich Napoleon Buonaparte dort unter meinen Befehlen exerciren.“

„Und ich habe unter den ſeinigen bei Auſterlitz, Jena und Waterloo gefochten. Vielleicht ſind wir uns auf dieſen Schlachtfeldern begegnet?"

„Nein, Herr Graf, ſeit zwanzig Jahren ſchlug ich mich nur in der Vendée."

„Ehre dem Tapfern, welcher Fahne er auch folge!"

„Ja, Ehre der Tapferkeit und der Treue."

„Vorzüglich der Treue, die ſich im Unglück wie im Glück bewährt."

Cäcilie drängte zur Abreiſe. — Sie winkte dem Bilde ein Lebewohl zu. — „Ach wie glücklich ſind Sie," ſagte ſie zu dem Grafen, — „Ihnen erſcheint er nicht wie mir, blutend, ſterbend, entſtellt." —

Wir erſchraken beide vor dem Ausdruck der Verzweiflung, mit dem ſie dieſe Worte ſagte und ich beeilte mich, ſie aus dem Zimmer zu führen. Im Hofe begegnete uns der Schloßverwalter. Die tiefe Trauer, die er trug, fiel Cäcilien auf. „Wer iſt der alte Mann?" fragte ſie, — der Graf und ich zögerten mit der Antwort; ſie errieth die Urſache, riß ſich vom Arm des Grafen los und ſank vor dem Greis auf die Knie nieder. „Sie waren ſein Onkel," rief ſie, „vergeben Sie mir und ſegnen Sie mich." — Der Alte war beſtürzt und verſuchte ſie aufzuheben. „Segnen Sie mich," bat ſie noch einmal, — „ich habe Bertholds Tod veranlaßt und bin nun auf dem Wege nach dem Kloſter, wo ich für die Ruhe ſeiner Seele beten will, ſo lange ich lebe."

„Ach gnädiges Fräulein," rief der alte Mann in Thränen ausbrechend, „Gott geleite, Gott tröſte Sie, — ich habe mit ihm alle Freude meines Lebens verloren." —

Cäcilie ſtand auf, — ſie war ſehr blaß. „Leben Sie wohl, Herr Graf," ſagte ſie. — „Sie haben mich kniend zu den Füßen Ihres Dieners geſehen, aber ich fühle mich dadurch nicht gedemüthigt, — in dieſem Augenblicke fange ich an, mich mit mir ſelbſt auszuſöhnen."

Wir kamen in Beſançon an. Ich brachte Cäcilie zu der Superiorin der Carmeliterinnen, einer ehrwürdigen und gebildeten Frau, die in ihrem Kloſter die volle Strenge ihrer Ordensregeln noch nicht wieder eingeführt hatte. Sie verſprach mir, Cäciliens Kloſterberuf genau zu prüfen, ehe ſie ihr geſtatte, ihr Gelübde abzulegen. Am Abend vor ihrer

Aufnahme verbrannte Cäcilie Bertholds Locke und ſeinen Brief. „Eine Carmeliterin,“ ſagte ſie, „darf keine irdiſche Freude mehr haben und Sie können nicht glauben, lieber Onkel, welch ein Gefühl ſich mit dem Schmerz miſchte, wenn ich dieſe Locke anſah und an meine Lippen drückte. — Nun habe ich nichts mehr zu opfern. Meine Eltern werden ſich über meinen Verluſt tröſten, wenn ſie mich zufrieden wiſſen. Sie, mein guter, geliebter Onkel, wiſſen allein um das traurige Geheimniß meines Grams und meiner Liebe und nicht wahr, Sie billigen meinen Entſchluß, der Welt zu entſagen?“

„Ich beweine Ihr Schickſal und Ihren Verluſt, mein geliebtes, theueres Kind, — aber wenn Sie beharren, ſo beneide ich die Ruhe, die Sie hier finden werden, deren Genuß uns die Welt in keinem Alter und in keinem Verhältniß zu gewähren vermag.“

„Meine arme Brigitte allein wird untröſtlich ſeyn. Sie kann nicht auf die Jagd gehen, um ſich zu zerſtreuen und eben ſo wenig vermag ſie ſich mit irgend einer Wiſſenſchaft zu beſchäftigen, — ſie wird einſam in meinem Zimmer um mich weinen, wenn meine Mutter in ihrer Naturalienſammlung Zerſtreuung findet. — Liebe, gute Brigitte, lies, ich bitte Dich, künftig blos das Leben der Heiligen und bete zweimal des Tags Deinen Roſenkranz, einmal für mich und einmal für Berthold. Nicht wahr, Du thuſt es?“

So vereinte Cäcilie mit dem Muthe, der ſie des größten Opfers fähig machte, die Kindlichkeit, welche ſich mit den kleinſten Einzelnheiten beſchäftigt. Es koſtete uns aber viele Mühe, Brigitten, die ſich durchaus mit ihrem Fräulein in die heiligen Mauern einſchließen wollte, begreiflich zu machen, daß die Lebensweiſe einer Carmeliterin mit ihrem Alter unverträglich ſei. Unſere Trennung war herzzerreißend. Ich kehrte nach Beauval zurück, um meinen Verwandten die ihnen unerwartete Nachricht zu bringen, daß ihre Tochter den Schleier zu nehmen wünſche. Frau von Beauvilliers war im Anfang außer ſich; bald jedoch ward ſie ruhiger und verſicherte mir, einige im Kloſter zugebrachte Wochen würden hinreichen, Cäcilien dieſen Aufenthalt zu verleiden. Der Marquis war derſelben Meinung und Beide tröſteten ſich mit der Hoffnung, ſie werde das Gelübde nicht ablegen. Ich hingegen bin vom Gegentheil überzeugt, und ein Brief der Superiorin, den ich bei meiner Rückkehr nach Paris vorfand, beſtätigt mir, daß Cäcilie, die durch ihre Frömmigkeit alle Kloſterfrauen erbaue, ſich in ihrem Vorſatz durch die Ueberzeugung beſtärkt fühle, ſie werde an einem Bruſtübel, die Folge der gleich nach ihrem Eintritt in das Kloſter bei ihr ausgebrochenen Maſern, bald ſterben. Die Superiorin ſetzt hinzu, daß auch ſie leider fürchte, der ſanfte, unſchuldige Engel werde bald zu ſeiner himmliſchen Heimath zurückkehren. —

Dies, liebſter Freund, iſt die Geſchichte einer Reiſe, von der ich mir ſo viel Vergnügen verſprach, und die mir nur den Schmerz eingebracht hat, zwei edle, mir höchſt intereſſante Weſen, als Opfer einer Leidenſchaft untergehen zu ſehen, deren Macht und Gewalt ich ganz in das Gebiet der Dichtkunſt verwieſen glaubte. Wir Weltleute verlernen es früh, dem Herzen eine entſcheidende Stimme über Glück und Unglück einzuräumen, aber an Bertholds Grabe habe ich mich ernſt befragt, welchen Erſatz uns denn die Welt für die Opfer zu gewähren vermag, die ihre Convenienzen und Vorurtheile von uns fordern. Noch jetzt bin ich überzeugt, Cäcilie durfte nicht

Bertholds Gattin werden, aber eben, daß ſie es nicht durfte, betrübt mich und nie habe ich aus vollerem Herzen die Revolution verwünſcht, die den Stolz der niedern Claſſen aufreizte, den Hochmuth des Adels ſteigerte und durch dieſe Spannung noch lange den Frieden aller Stände zu gefährden droht.

Helene.

Ach, Viele lieben treu und rein,
Müſſen doch unglücklich ſein!
Wie wägt ſie der Gott der Liebe?
Er wägt ſie mit der Wage der Liebe —

Vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren ſiedelte ſich auf einer der kleinen Inſeln, die an der däniſchen Küſte nicht fern vom feſten Lande liegen, eine Familie an, welche aus einem Mann mit ſeiner Frau und einem kleinen Kinde beſtand. Der Mann kaufte ſich eine Hütte, die er, ohne ihr einfaches Aeußere zu verändern, von innen bequemer und zierlicher einrichtete, als es die Wohnungen ſeiner Nachbarn waren, und rund um die Hütte her legte er einen kleinen Garten an, den er ſelbſt bebauete. So gut, freundlich und gefällig ſich auch Herr Finn — dies war der Name des neuen Anſiedlers — und ſeine

Frau gegen die Bewohner des nahen Dorfes erwieſen, ſo wichen ſie doch aller näheren Bekanntſchaft mit ihnen aus und beſchränkten ſich in Hinſicht des Umgangs ganz auf ſich ſelbſt. Wenn es die Witterung irgend erlaubte, ſo gingen ſie täglich gegen Abend, entweder zuſammen, oder auch wohl jeder für ſich allein, ſpatzieren. War dies Letztere der Fall, dann ging die Frau ſtets zum Strande hinab und das Auge nach der Himmelsgegend gewendet, wo ihre Heimath lag, weinte ſie oft bitterlich und ſah den Wellen und den Wolken mit höchſt ſchmerzvollem Blicke nach; doch ehe ſie zu ihrem Manne zurückkehrte, mühete ſie ſich ſorgſam, die Spuren ihrer Thränen zu verlöſchen und mit ihrem gewöhnlichen ſanften Lächeln wieder in ſeine Arme zu eilen.

Margarethe, eine bejahrte Witwe aus dem nahen Dorfe, die ſie als Wärterin ihres Kindes zu ſich genommen hatten, konnte ihren Bekannten nicht genug davon erzählen, wie ſich Finn und ſeine Frau liebten, und doch entging es ihr nicht, daß Beide nicht glücklich waren. Sie hörte ſie oft in einer ihr fremden Sprache mit einander reden, klagen und ſich gegenſeitig tröſten, und oft ſah ſie, wie die kleine Helene, wenn ſie am Mutterbuſen lag, mit der Muttermilch die Mutterthränen einſog, die ſanft auf ſie niederfloſſen und die, ein Thau der Wehmuth und der Sehnſucht, wohl nicht ohne Einfluß auf die Entfaltung und Stimmung des zarten Kindergemüthes blieben.

Finn war eine jener glühenden Seelen, für die die leidenſchaftlichen Erſchütterungen des Gefühls eben ſo nothwendig als befriedigend ſind. Bis jetzt war die Liebe der Inhalt ſeines Lebens geweſen. Er und ſeine Gattin hatten dem Glück, ſich einander für ewig anzugehören, große Opfer gebracht. Der Fluch eines unverſöhnlichen Vaters lag drohend auf dem Augenblick, wo er es wagen würde, an der Seite ſeiner Gattin unter ſeinem wahren Namen in der Welt wieder aufzutreten und ſich dem Hinſchmachten in dunkler Vergeſſenheit und Dürftigkeit zu entziehen, das er ihm zur Strafe ſeines Ungehorſams beſtimmt hatte. Die Einſamkeit und Abgeſchiedenheit, in der er jetzt, in der Fülle der Jugend, lebte, würde feindlich auf ihn eingewirkt und ihn mit ſeinem Schickſal entzweit haben, wenn ſein glühendes Herz nicht eine Heimath in der Welt der Ideale gefunden hätte. Für Seelen, wie die ſeinige, wird das Leben oft zur Wüſte; doch zu dem

Einſamen tritt dann der Dichter und breitet den Schleier ſeiner Zauberbilder über die arme Wirklichkeit aus. — Die Poeſie, in ihren leidenſchaftlichſten, begeiſterteſten, ſchwermuthsvollſten Gebilden, wurde der Reiz ſeines Lebens — von den hohen Menſchen, die ſie ihm vorführte, fühlte er ſich verſtanden, wie er ſie verſtand, und die trübe Dunkelheit ſeiner Erdennacht wurde durch die Strahlen einer höheren, ſchöneren Welt milde erhellt.

Ach gewiß, es gibt auf Erden viel ſelbſtverſchuldete Leiden, aber es gibt auch ſo viele Schmerzen, die man nicht empfinden, oder doch viel leichter tragen würde, wenn man weniger werth wäre — Seelengröße und tiefe wahre Empfindung vertragen ſich ſo wenig mit dem, was die Alltäglichkeit fordert und gewährt, daß wir den Kummer eines edlen Menſchen nie ſchonend genug ehren können. Es iſt wohl das ſchönſte Vorrecht des Dichters, daß ihm die Macht gegeben iſt, jeden Erdenſchmerz zu veredlen und zu verklären — warum muß aber auch hier für uns arme Menſchenkinder Gift und Heil aus Einer Quelle fließen?

Ein Kind der Liebe und der Wehmuth erblühete Helene, in der einſamſten Abgeſchiedenheit, nur von ihren Eltern und der alten Margarethe umgeben. Ohne alle Geſpielen aufwachſend, lernte ſie auch nicht wie ein Kind ſpielen, und jener kindliche Frohſinn, jene glückliche Sorgloſigkeit, die dieſen Zeitpunkt des Menſchendaſeins in ſpäteren Jahren der Erinnerung ſo unvergeßlich und unerſetzlich machen, waren ihr nie eigen. In ihrem ſechzehnten Jahre war ſie groß, ſchlank und blendend ſchön; doch die reine Bläſſe ihres edlen Geſichts, der ſchwermuthsvolle Blick ihrer großen ſchwarzen Augen, gaben ihr ſchon einen Ausdruck von Seelenſchmerz; der Glanz heiterer, roſiger Jugendblüthe fehlte ihr — man ahnete, wenn man ſie ſah, ſie könne beſtimmt ſein, nur halb erblüht, verblühen zu ſollen.

Ihre Seele war ganz Empfindung, ihr Herz ganz Sehnſucht nach Liebe, und das konnte bei der Erziehung, die ſie erhalten hatte, und bei ihren Naturanlagen nicht anders ſein. Ihre Eltern waren ihre einzigen Lehrer geweſen, und ſie hatte von ihnen faſt Alles gelernt, was man heut zu Tage zu den Erforderniſſen einer guten Erziehung rechnet; doch auch Welt und Leben glaubte ihr Vater ſie kennen lehren zu müſſen, und von Beiden wähnte er, ihr in den beſten Romanen, die die Literatur der Deutſchen, Engländer und Franzoſen aufzuweiſen hat, ein treues und zweckmäßiges Bild geben zu können. Die Geſchichte hielt er zur Erreichung dieſes Zweckes nicht geeignet, weil ſie ſich nicht mit dem Privatleben, ſondern nur mit ſolchen Charakteren und Geſinnungen beſchäftigt, die in den Gang der öffentlichen Begebenheiten eingreifen, und daher in ihr die Sittlichkeit der Handlungen und Geſinnungen nicht anſchaulich gemacht werden kann, weil man eines Theils nie mit Gewißheit den Seelenzuſtand darlegen kann, der den Böſewicht im Glücke ſtraft und den Tugendhaften im Unglück belohnt, und dann auch, weil das Schickſal des Menſchen nicht immer ſchon hienieden erfüllt und ſein Thun, ſein Wollen und ſein Streben belohnt wird. Die großen Geſchichtſchreiber, die den Gang der Weltbegebenheiten an den Gang einer moraliſchen Weltordnung zu binden ſuchen, können doch nur die Geſinnungen ſchildern, die durch Thatſachen offenbart und bewahrheitet ſind, und der Eindruck, den das Studium der Geſchichte auf junge Gemüther macht, gehört immer mehr dem Glanz des Ruhms und der Talente, dem Schimmer der Macht und der Hoheit an, als dem Werthe jener ſanften, ſtillen, friedlichen Tugenden, von denen das Glück der Einzelnen und des häuslichen Lebens abhängt. Die Lehren der Geſchichte ſind brauchbarer für die Völker, als für die Individuen, und unfruchtbar für die Frauen, denen es wichtiger iſt, das Privatleben ihrer Zeit als das öffentliche Leben der Vor- und Mitwelt kennen zu lernen.

Doch nicht blos in dieſer Hinſicht auf brauchbarere Anwendung und richtigere, vollſtändige Menſchenkenntniß zog Finn bei der Bildung und Erziehung ſeiner Tochter das Leſen guter Romane andern Hülfsmitteln vor, ſondern er glaubte auch, daß dieſe poetiſchen Darſtellungen, die, aus dem Gebiet der Erfahrung geſchöpft, dazu beſtimmt ſind, dem Leſer im anmuthigen Gewand der Dichtung die großen heiligen Wahrheiten der Philoſophie und der Sittenlehre vorzuführen, auf denen das Glück und der Werth des Daſeins beruht, alle Vorſchriften der Moral jungen Seelen auf das Kräftigſte einzudrücken vermöchten. Nichts, glaubte er, lehre das menſchliche Herz ſo kennen, als dieſe Gemälde des verſchiedenartigſten Privatlebens, von dem Glanz des Thrones an bis zur Hütte des Bettlers, und nichts übe und entwickle ſo den Verſtand und die Urtheilskraft, als das Leſen eines guten Romans, da die Individualitäten des Menſchengeſchlechts dem Geiſt immer ein weit reicheres Feld zu Beobachtungen und Entdeckungen bieten, als die allgemeinen Ideen. Die Vorſchriften des Sittengeſetzes, die Lehrbücher der Moral, meinte er, könnten nie in die Nüancen des ſittlichen Zartgefühls, in die Hülfsmittel eingehen, die die Leidenſchaften in ihren Sophiſtereien finden, und man könne daher aus guten Romanen eine erhabenere Sittenlehre ziehen, als aus irgend einem Lehrbuch der Moral, denn, da die Grundſätze, die in dem letztern ausgeſprochen werden, zur allgemeinen Anwendung beſtimmt ſind, ſo können ſie nie jenen Heroismus des ſittlichen Zartgefühls erreichen, den man ſchönen Seelen im Ideal als Vorbild aufſtellen, aber nie als Pflicht von Allen fordern kann und darf. Welcher Moraliſt z. B. dürfte einem jungen Mädchen ſagen: „Wenn Deine ganze Familie vereint Dich zwingen will, einen verabſcheuungswürdigen Menſchen zu heirathen, und Du dann durch dieſe Verfolgung Dich hinreißen läſſeſt, dem Manne, der Dir gefällt, heimlich, ohne Wiſſen Deiner Eltern, ein Zeichen des Vorzugs zu geben, ſo kann Dich das in Schande und Tod ſtürzen“ — und doch liegt dieſe Warnung als Plan der Clariſſa zum Grunde, und kein Mädchen wird den Verfaſſer zu ſtreng finden, eben weil er ihr Herz zu rühren und zu gewinnen weiß. Es gehört eine über die Alltäglichkeit erhabene Stimmung, eine Begeiſterung für das Sittlich-Schöne dazu, um in den Opfern, die man der Tugend bringt, Erſatz für Glück zu finden; man muß die Würde und den Adel unverſchuldeten Unglücks zu empfinden wiſſen, um es den Trugbildern reizender Verführung ſtandhaft vorzuziehen, und jene Dichtungen, welche in unſrer Seele alle großſinnige, edle und uneigennützige Regungen des Gemüths entfalten und üben, machen ihr dieſe zur Gewohnheit und zur Richtſchnur ihres Betragens. Kein jugendliches Herz wird einen von dem Dichter aufgeſtellten Charakter lieben und bewundern, ohne mit ſich ſelbſt die Verbindlichkeit einzugehen, in gleicher Lage eben ſo zu handeln, wie dieſer.

Finn mochte hierin Recht haben, allein der wichtige Einwurf, den man gegen das Leſen der Romane machen muß, der nämlich, daß ſie beinahe ausſchließlich die Liebe zum Hauptinhalt haben und dieſe ſo reizend malen, daß dadurch die Empfänglichkeit des Herzens für den Zauber dieſer Leidenſchaft über die

Grenze der Natur und der Wahrheit hinausgeſteigert wird, blieb von ihm unbeachtet. Je mehr Gewalt ſich der Dichter über das jugendliche Gemüth zu gewinnen vermag, je gefahrvoller kann dieſe werden. Es iſt eben ſo leicht als angenehm, das Intereſſe einer Dichtung auf ein Gefühl zu gründen, das Jeder zu kennen und zu begreifen glaubt, und das Alle durch die Erinnerungen oder durch die Hoffnungen anſpricht, die ſich an die Schilderungen deſſelben knüpfen; aber es gibt Weſen, für die dieſe Gefahr zu groß iſt, als daß ſie durch die Vortheile, die ihnen aus dem Leſen guter Romane erwachſen, aufgewogen werden könnten. Alle andern Leidenſchaften der menſchlichen Seele werden beſchämt und gewiſſermaßen verzagt, wenn ſie ſich ſelbſt in einem treuen Gemälde erkennen — die Liebe allein fühlt ſich dadurch gekräftigt. —

Helene weilte gern einſam am Ufer des Meeres; die Fülle des Lebens, die die Natur dieſem Element in reicherem Maße wie irgend einem andern ihrer irdiſchen Gebilde zugetheilt hat, übte über Helenens Seele einen geheimnißvollen Zauber, und ſie ſaß oft, hingeriſſen von der Erhabenheit dieſes Anblicks, Stunden lang, verſenkt in ſtillen Träumereien, an ſeinem Ufer. Eines Morgens, als ſie nach einem wüthenden Nachtſturm an das Meer hinabging, ſah ſie es mit Trümmern geſcheiterter Schiffe bedeckt, und gewahrte am Strande eine menſchliche Geſtalt, die, von den Wellen an's Land geſpült, in todter Regungsloſigkeit da lag und die die nächſte Woge wieder mit ſich fortzureißen drohete. Weit umher war kein Menſch zu ſehen, den Helene zu ihrem Beiſtand hätte herbeirufen können; ſie flog daher ſelbſt an das Ufer, und mit einer für ihre Zartheit faſt übernatürlichen Kraft gelang es ihr, den Geſtrandeten von der gefährlichen Stelle hinweg, weiter hinauf, zu einem trocknen und ſichern Platze zu ziehen. Aber ſie ſchien nur einen Todten gerettet zu haben. Unſchlüſſig, getrauete ſie ſich nicht, ihn zu verlaſſen, um aus der Entfernung Hülfe herbeizuholen; ihr war, als könne der junge, ſchöne Mann nicht wirklich todt ſein, aber als ob ihre Abweſenheit ſeinen Untergang herbeiführen und ſie ihn bei ihrer Rückkehr nicht mehr lebend vorfinden werde. Erſchüttert kniete ſie neben ihm nieder und ſuchte ſeine kalten Hände in den ihrigen zu erwärmen — ſie legte ihr Haupt an ſeine Bruſt, und gewiß, ſein Herz ſchlug noch, freilich ſehr matt und langſam, aber er lebte doch noch, und ihre Seele ſchwang ſich im inbrünſtigſten Gebet zu Gott empor und flehte ihn um ſeine Rettung an. Ihr Gebet wurde erhört — er ſchlug die Augen auf und ſah ſich in den Armen eines ſchönen jungen Mädchens, deſſen ſeelenvolle Züge in dieſem Augenblick die reinſte Freude ausdrückten. Beide blickten ſich eine Minute ſchweigend an — dann bat ſie ihn, ruhig zu verweilen, bis ſie Hülfe herbeigerufen habe, ihn in die Hütte ihrer Eltern zu führen. Zu ermattet, um reden zu können, winkte er ihr nur dankbar zu, und bald ſah er ſie mit ihrem Vater wiederkehren, der ihn, von einem ſeiner Nachbarn unterſtützt, in ſeine Wohnung trug, wo die ganze Familie ſich zu ſeiner ſorgſamſten und liebevollſten Pflege vereinte.

Der junge Mann war der Graf Lubomir von Danneſkiöld und gehörte einer der reichſten und angeſehenſten Familien ſeines Vaterlandes an. Er war in diplomatiſchen Geſchäften nach England geſandt worden; auf der Rückreiſe ſcheiterte das Schiff, in dem er die Reiſe machte, und nur er allein ſchien von der ganzen Mannſchaft deſſelben gerettet zu ſein. Erkältung und Anſtrengung zogen ihm aber eine Krankheit zu, in der er von ſeinen gaſtfreundlichen Wirthen mit der liebevollſten Zärtlichkeit behandelt und gepflegt wurde. Frau Finn war glücklich, Jemandem wohlthun zu können; ihr Mann fühlte ſich durch ſeinen Gaſt von Neuem mit der Welt verbunden, und gab ſich, als dieſer wieder zu reden und ſich mitzutheilen vermochte, dem lang entbehrten, oft ſchmerzlich vermißten Vergnügen der Unterhaltung mit einem geiſt- und kenntnißvollen Manne hin, deſſen Geſpräch ſeinen Geiſt aus dem Schlummer erweckte, in den ihn die Einförmigkeit ſeines Lebens eingewiegt hatte, und Helene? — ach, welche Macht im Himmel und auf Erden hätte ſie gegen die Gefahr dieſes traulichen Zuſammenſeins mit Lubomir zu ſchützen vermocht? — Ihr Herz war von der Natur ſelbſt zum Tempel der Liebe geſchaffen; ihr Charakter, ihre Erziehung, die Einſamkeit, in der ſie aufgewachſen war, hatten ihre Seele auf ein Gefühl vorbereitet, das unwiderruflich über den Gehalt ihrer ganzen Zukunft entſcheiden mußte, ſobald es in ihrer Bruſt erwachte. Bis jetzt kannte ſie nur ihren Vater, den alten 70jährigen Prediger der Inſel und einige Bauern und Fiſcher — welchen Eindruck mußte da nicht die Erſcheinung eines Mannes, wie Lubomir, auf ſie machen!

Doch vielleicht hätte dieſe Liebe in dem Herzen der Jungfrau nie den Charakter der Leidenſchaft angenommen, ſondern wäre als eine glänzende, ſüße Täuſchung ein mild verſchönernder Zauber ihres Lebens geblieben, wenn Lubomir es nicht unternommen hätte, ſie zur Flamme anzufachen.

Er war kein böſer Menſch, kein vorſätzlicher Verführer, aber er hatte einen großen Fehler, der viel herrliche Eigenſchaften verdunkeln kann: er war von Jugend auf reich, vornehm und glücklich geweſen. Gewohnt, alle ſeine Neigungen zu befriedigen und ſich ſelbſt keinen Widerſtand zu leiſten, war der Eindruck, den Helenens Schönheit auf ihn machte, zu reizend verführeriſch, um ihn bekämpfen zu wollen; ſeine Hand war ſo gut wie verſagt, und wenn es ihm gleich nicht entging, daß auf dem Schickſal dieſer Familie ein Geheimniß ruhe und nur Unglück oder Schuld einen Mann wie Finn in ſolche Dunkelheit geſtürzt haben könne, ſo konnte doch in ihrer jetzigen Lage Helene nur für die Tochter eines Bauern gelten, die, arm und unbekannt mit dem, was man wiſſen und beſitzen muß, um in der Welt Anſehen zu erhalten, nie die Gemahlin des jungen, reichen und ehrgeizigen Grafen von Danneſkiöld werden konnte. Weſſen Herz iſt aber im vierundzwanzigſten Jahre ſchon ſo verhärtet, daß die Liebe es ihm nicht auf Stunden und Augenblicke fühlbar zu machen vermöchte, wie wenig die kalten und künſtlichen Intereſſen, die das Uhrwerk der bürgerlichen Geſellſchaft umtreiben, fähig ſind, wahrhaft zu beglücken? Die Erfolge und Triumphe der Eitelkeit und des Ehrgeizes können verführen und uns durch ihre Täuſchungen verblenden; aber Glückſeligkeit vermag die Natur allein ihren Geweihten aus der Quelle lauterer und heiliger Empfindung zu ſpenden. Ohne ſich daher ſelbſt deutlich Rechenſchaft abzulegen, wohin das führen könne und ſolle, ließ er ſich in der Empfindung gehen, die ſich ſeiner bemächtigte. Helene war in ihrem Betragen zu ſehr Wahrheit und Natur, als daß es ihm verborgen bleiben konnte, daß er geliebt wurde; es war ihm aber noch nicht gelungen, einen einſamen Augenblick zu finden, in dem er ihr geſtehen konnte, was er für ſie empfand, da die Gegenwart ihrer Eltern und der alten Margarethe, die, nicht aus Mißtrauen, ſondern aus Theilnahme und aus Freude an ſeinem Umgang, ihn nie mit ihr allein ließen, dies verhinderte. Sobald ſeine Geſundheit es verſtattete, hatte er an ſeinen Oheim, den Miniſter, geſchrieben und ihm ſeine Rettung gemeldet, mit dem Zuſatz, daß er bei der Bauernfamilie, die ihn aufgenommen habe, ſo gut verpflegt werde, daß es ſo wenig der Sendung eines Arztes, als Jemanden zu ſeiner Bedienung bedürfe. Die Antwort des Oheims machte es ihm zur Pflicht, ſobald als ſein Befinden es nur einigermaßen erlaube, nach Kopenhagen zu eilen, um dem Monarchen mündlich von dem Erfolg ſeiner Sendung Bericht abzuſtatten, und Lubomir fühlte, daß er, ohne Verdacht und nähere Nachfrage zu erwecken, nicht länger auf der Inſel weilen dürfe.

Die Troſtloſigkeit ihres Herzens bei der Nachricht von ſeiner nahe bevorſtehenden Abreiſe ließ es Helene fühlen, wie unentbehrlich er ihr zu ihrem Glücke geworden war, und als er am Vorabend derſelben den längſt ſehnlich herbeigewünſchten Augenblick fand, in dem er ſie, von Andern ungehört, mit ſeiner ſchönen bewegten Stimme bitten konnte, ſeiner zuweilen zu gedenken, da brach ihr Herz; ſie vermochte nicht, zu antworten, aber ſie zerfloß in Thränen. „Liebſt Du mich, Helene,“ fragte er mit leidenſchaftlicher Innigkeit, „liebſt Du mich?“ — Sie barg ſchweigend ihr erröthendes Geſicht an ſeine Bruſt, und ſie umſchlingend, drückte er ſie mit trunkenem Entzücken an das Herz, das, wie er ſchwor, für Zeit und Ewigkeit in Liebe ihr ergeben bleiben ſolle.

Man kam. „Du ſollſt mich in kurzer Zeit wieder ſehen,“ flüſterte er ihr noch zu, „doch um unſers Glückes willen Verſchwiegenheit; dieſe allein kann es ſichern.“ — Ach, dieſer einzige kurze Augenblick war lang genug geweſen, um in Helenens Herzen der Liebe zu ihm den Sieg über das unbedingte Vertrauen zu gewinnen, das bis jetzt zwiſchen ihr und ihren Eltern geherrſcht hatte. Sie war unbeſchreiblich ſchön in der Wonne des Entzückens, ſich geliebt zu wiſſen; kein Zweifel, keine Sorge, kein Gedanke an die Zukunft trübte ihre Seligkeit; der fliehende Moment der Gegenwart war für ihr Herz eine Ewigkeit!

Am Morgen drückte er ihr, ehe er ſchied, ein Blättchen in die Hände, deſſen Beſitz ſie bei dem Abſchied von ihm ſo muthig machte, daß ihre Eltern den Schmerz der Trennung tiefer zu fühlen ſchienen, als ſie. Sie eilte damit nach ſeiner Entfernung in die Einſamkeit, entfaltete es und las folgende Zeilen:

„Wie könnte ich von Dir ſcheiden, meine Geliebte, wenn es nicht mit der Hoffnung geſchähe, Dich wieder zu ſehen? doch hängen unſer Glück und mein Leben von der Geheimhaltung dieſes Wiederſehens ab. Ich ſage kühn, unſer Glück, denn ſeit ich Deinen Lippen das Geſtändniß entküßt habe, daß Du mich liebſt, bin ich zu der ſeligen Hoffnung berechtigt, Dein Schickſal und Dein Glück unauflöslich an das meine gebunden glauben zu dürfen. Ach, warum darf ich nicht der ganzen Welt verkünden, wie ich Dich liebe! Doch auch dieſer Tag wird kommen, allein bis daß er uns leuchtet, bedarf es der ſtrengſten Verſchwiegenheit, der beſonnenſten Vorſicht. Du Himmelskind, kennſt das unklare Getriebe der Welt zu wenig, um die Feſſeln begreifen zu können, die meine Verhältniſſe mir anlegen, allein heut über acht Tage findeſt Du mich des Morgens frühe in der Höhle am Ufer, die Du ſo gern beſuchſt, und dann will ich Dir Alles entdecken und Dir meine Entwürfe und meine Hoffnungen für die Zukunft mittheilen. Ich weiß, Du läſſeſt mich nicht vergebens auf Dich warten; die Gewährung dieſer Bitte iſt für Dich Pflicht gegen einen Mann, deſſen Schickſal Du geworden biſt und der, durch Dich bezaubert und berauſcht, nur noch für Dich zu leben vermag. Gewiß, Helene, der Himmel hätte kein Weſen erſchaffen können, deſſen Herz inniger mit dem Deinen gleich fühlt, als das Herz des Mannes, dem Deine Liebe eine neue Seele, einen neuen Charakter gegeben hat, allein Du biſt durch dieſe Gewalt über mich auch Deinem eignen Herzen für meine Zukunft und für mein Glück verantwortlich geworden, und darfſt nicht zagen, wo dieſe von Dir vielleicht ein Opfer fordern, das nur die Liebe fordern, nur die Liebe gewähren kann.“ —

Helene las dieſen Brief unzählige Mal und jedes Wort deſſelben grub ſich mit Feuerzügen in ihr Herz. Woher hätte ihr die Beſorgniß kommen ſollen, dieſe Zuſammenkunft zu fürchten? woher die Kraft, ſie zu verſagen? — Sie war nie in der Lage geweſen, auf fremdes Urtheil Rückſicht nehmen und der Geſellſchaft von ihrem Betragen Rechenſchaft ablegen zu müſſen; die Liebe kannte ſie nur als einen Funken aus dem reinſten, göttlichen Licht, als das Geſetz, durch welches die Gottheit das Weltall regelt, indem ſie durch daſſelbe alle Geiſter beſeelt, alle ihre Schöpfungen belebt, und das ſie als den Quell aller Tugend wie alles Glückes ehrte, da ſie in der erhabenſten ſittlichen Kraft nur die Wirkung eines tieferen, höheren Gefühls ſah. Ihre ganze Seele verſenkte ſich in die Wonne des Gefühls, von Lubomir geliebt zu ſein und ihn wiederſehen zu ſollen; die acht Tage der Trennung gingen im Ahnungsſchimmer ſeliger Träume dahin, und doch war ſie, als ſie an dem beſtimmten Morgen den Weg zu der Höhle antrat, bange bewegt. Mit glühendem Entzücken flog ihr Lubomir entgegen; die zärtlichſten Betheuerungen der Liebe und der Treue flogen über ſeine Lippen und in dieſem Augenblick ſprach ſie auch ſein Herz aus. Er geſtand ihr, daß ſein Onkel, der Miniſter, ein eben ſo ſtolzer, als hartherziger Mann, ihm ſchon ſeit mehrern Jahren eine reiche Erbin zur Gattin beſtimmt habe, deren Jugend aber bis jetzt dieſe Verbindung verzögert habe. Schon früher habe er keine Neigung zu dieſer Verbindung gehabt, zu der ihn nun, wo er Helene liebe, keine Macht der Erde zwingen ſolle, und er dürfe auch hoffen, in kurzer Zeit ſeine Freiheit zurückzuerhalten, entweder durch den Tod ſeines kränklichen Oheims, oder auch dadurch, daß das junge ihm beſtimmte Frauenzimmer eine andere Wahl treffe. „Ein Sklave meiner Verhältniſſe,“ fuhr er fort, „kann ich Dir in dieſem Augenblick nicht öffentlich meine

Hand bieten, aber ſoll mich ein elendes, die Natur verletzendes Vorurtheil zwingen, Dir und dem Glück auf ewig zu entſagen? Gibt es für liebende Herzen nicht ein ſüßeres, edleres Glück, als das, was die Meinung der Welt zu ſpenden hat? Biſt Du, Tochter der Natur, nicht über den Druck kleinlicher Menſchenſatzungen erhaben? Iſt Deine Seele nicht ſtark genug, um die Heiligkeit eines Bundes zu fühlen, deſſen Stärke allein in der Macht der Empfindung liegt, die ihn knüpfte, und dem der Schleier eines tiefen Geheimniſſes, den die Vorurtheile der Welt zur Nothwendigkeit machen, die ſchönſten Reize friſch und alle Quellen ſeines Glückes ungetrübt erhält?"

Helene verſtand ihn nicht, und die engelgleiche Argloſigkeit ihrer reinen Seele wurde ihre Schutzwehr gegen die gefährlichen Sophiſtereien unwürdiger Leidenſchaft. Sie wollte, ſie wünſchte nichts als Lubomirs Liebe, und dieſer gewiß, war ſie jedem Zweifel unzugänglich, daß er ſie auf andere als rechtmäßige Art ſein zu nennen wünſche; überzeugt, daß er ihr, ſobald die Umſtände es erlaubten, ſeine Hand bieten würde, war ſie ſo innig, ſo ganz unausſprechlich glücklich in der Gegenwart, gleichgültig gegen den Zeitpunkt, wo dies geſchehen könne, und nur das ſchmerzte ſie, daß ſie ihren Eltern nicht ſagen ſolle, wie glücklich ſie ſei — doch Lubomir forderte dieſe Verſchwiegenheit als ein Opfer, das ſie ſeiner Liebe und ſeinem Glücke bringen müſſe, und wie hätte ſie da widerſtehen können? — Er erröthete vor dem Adel ihrer Unſchuld und ihres Vertrauens; er beſeufzte in dieſem Augenblick die Kluft, die zwiſchen ihnen lag, als ein Vorurtheil, aber er mußte ſich doch geſtehen, daß er keineswegs ernſtlich geſonnen ſei, mit dieſem Vorurtheil in die Schranken zu treten und ihm Helenens Beſitz abzukämpfen, und doch konnte er ſich auch nicht entſchließen, das ſchöne, reizende Geſchöpf, das ſo ganz Liebe, ſo ganz Wonne und Vertrauen in ſeinen Armen lag, zu laſſen und ſeine Liebe zu ihr dem Frieden ihres Lebens zum Opfer zu bringen — er wollte es darauf ankommen laſſen, wie die Zukunft ſein Verhältniß zu ihr geſtalte, und nur der Gegenwart leben und ſich ihrer Blumen erfreuen.

Die Liebenden ſahen ſich nun oft in der Höhle am Ufer, und bei jeder Trennung wurde der Tag für ihre nächſte Zuſammenkunft feſtgeſetzt. Doch nicht lange blieb das Glück dieſer Liebe für Helene ein ungetrübtes. Das Geheimniß, welches ſie ihren

Eltern aus ihrer Liebe und ihrem Glücke machen mußte, laſtete, wenn Lubomir fern war, ſchwer auf ihrem Herzen, und ſie gedachte oft ſeufzend der Zeit, wo in ihrer Seele kein Gedanke, in ihrem Herzen kein Gefühl war, das ſie ihnen zu verhehlen gewünſcht hätte; in Lubomirs Armen vergaß ſie dies Alles und fühlte nur das Glück, ihn zu ſehen; er kam in der Regel jede Woche einen Tag auf die Inſel und durchlebte und empfand in dem Zeitraum einiger Monate Alles, was ſeine Seele an Zärtlichkeit und Liebe zu faſſen vermochte — dann aber hörte er nicht auf, Helenen zu lieben, doch unzufrieden mit ihr, unzufrieden mit ſich ſelbſt, fühlte er ſich durch ſein unſichres Verhältniß zu ihr, durch ihre Unſchuld, ihren Seelenadel und ihre Zuverſicht zu ſeiner Treue und ſeiner Rechtlichkeit gedrückt, und immer herrſchender wurde in ihm der Gedanke, daß ein ſo reines Verhältniß, wie das ihrige, dem Mädchen durchaus keine Rechte auf ihn gebe, und er ſich keinen Vorwurf zu machen habe, wenn er ſein Verhältniß früher oder ſpäter zu löſen für gut finde. Ihre Tugend gab ihm, wie er glaubte, das Recht, kaltſinniger gegen ſie zu ſein, und die Offenheit, die Wahrheit, mit der Helene nie zu verbergen ſuchte, daß ſie ihn unausſprechlich liebe, daß ſeine Gegenwart ihr höchſtes Glück ſei, und daß ſie jeden ſeiner Beſuche mit den herbſten Qualen freudig erkaufen würde, gab ihrem beiderſeitigen Verhältniß bald eine ganz andere Richtung als die anfängliche, wo er um ihre Liebe warb und ſie als die Spenderin ſeiner reinſten, ſüßeſten Lebenswonnen pries. Ihr war jetzt, als komme er mehr um ihrer, als um ſeiner ſelbſt willen, und er fühlte ſich ihrer Liebe ſo gewiß, daß er nichts mehr thun zu müſſen glaubte, um ſie ſich zu erhalten. Helene fühlte dieſe Umwandlung ſeiner Stimmung, ohne ſich klar davon Rechenſchaft geben zu können; der Friede der Seele, deſſen ſie ſich bis dahin ungetrübt zu erfreuen gehabt hatte, ging daran verloren, und ſie fand nur noch in der Liebe, aber nicht mehr in dem Geliebten Troſt und Glück.

Ihren Eltern entging es nicht, daß der Hang zur Wehmuth, den Helene ſeit ihrer Kindheit gezeigt hatte, düſtrer zu werden ſchien, und ſie boten Alles auf, was die zärtlichſte Liebe zu erſinnen vermag, um ſie zu erheitern. Aber ach! wie viel leichter wären ihr Vorwürfe zu ertragen geweſen, als dieſe Beweiſe einer Zärtlichkeit, deren ſie ſich nicht mehr würdig fühlte! Sie ſtand erſt am Anfang der Dornenbahn, die ſie durchwandeln ſollte, und ſchon vermochte die Liebe ihrer Mutter nicht mehr ihren Schmerz zu ſänftigen, ſondern nur das Gefühl desſelben noch herber zu machen!

So lange, wie das Herz einer Frau auf die Sicherheit, geliebt zu ſein, vertrauen darf, wird ihr jedes Leiden leicht zu ertragen; aber der Muth und die Kraft, die ſie im Leiden ſiegreich emporhalten, verlaſſen ſie, ſobald ſie ſich von der Liebe verlaſſen fühlt. Oft vermehren der Schmerz und die Muthloſigkeit, die dieſe Entdeckung nach ſich zieht, noch die Innigkeit des eigenen Gefühls, und auch Helene hatte die Sehnſucht nach Lubomirs Wiederkehr früher nie ſo leidenſchaftlich empfunden, als jetzt, wo er ihr kälter zu ſein dünkte. „Ach, Lubomir,“ ſagte ſie ihm zuweilen, „ich habe, wenn Du fern von mir biſt, keinen Freund, der mir bei Dir das Wort redet, als den Gott, der allein um unſere Liebe weiß; aber eben das macht mein Vertrauen zu Dir ſo felſenfeſt. Du haſt bei mir keinen Zweifel, keinen Widerſtand zu beſiegen gehabt; Du würdeſt, wenn Du aufhörteſt, mich zu lieben, mich nur dafür ſtrafen, daß ich Dich zu unausſprechlich, zu ſehr mit ganzer

Seele geliebt habe, und dies kannſt Du nie wollen. Ich habe ja auf dieſer Welt nichts, als meine Eltern — ohne allen Schutz, ohne Vermögen, ohne Familie, ohne Vaterland, habe ich alle Heiligkeit der Hülfloſigkeit für mich, und dieſe allein würde mir Deine Treue ſichern, wenn ich je eines Bürgen für dieſelbe bedürfte.“

Dann ſchloß Lubomir ſie in ſeine Arme, dann ſchwor er, daß er ſie liebe und nie eine Andere lieben könne und werde, wie er ſie liebe; aber doch kam er jetzt ſeltener, und verlängerte unter mannigfaltigem Vorwand den Zwiſchenraum von einer Zuſammenkunft zur andern immer mehr. Vorzüglich ſuchte er es geltend zu machen, daß er, da die Jahreszeit den Aufenthalt in der Höhle kühl zu machen begann, Helenens Geſundheit nicht der Gefahr einer Erkältung ausſetzen wolle — ſie lächelte ſchmerzlich, als er dieſen Einwand zum erſten Mal vorbrachte, denn jeden Tag weilte ſie Stunden lang in der Höhle, um, ungeſehen von ihren Eltern, um Lubomir und um ihr ſchwindendes Glück zu weinen. Die herbſtliche Natur ſtand im Einklang mit dem Trübſinn ihrer Stimmung — ſie ſah, wenn ſie in der Höhle ſaß, nur rauhe Felſen um ſich, hörte nur das Brauſen des Meeres, und lernte es immer tiefer fühlen, wie einſam ein Herz iſt, das von der Liebe verlaſſen wird.

Endlich blieb Lubomir an einem Tage, wo er verſprochen hatte, zu kommen, ganz aus, trotz des ſchönen Wetters, das ſeine Fahrt nach der Inſel zu begünſtigen verſprach. Bis tief in die Nacht hinein harrte ſie auf ihn, er kam nicht. Zwei Monat lang ging ſie, trotz Sturm und Regen, täglich nach der Höhle, mit der jeden Morgen neu erwachenden Zuverſicht, er werde und müſſe endlich kommen — troſtlos ging ſie jeden Abend wieder heim, und keine Botſchaft, kein Brief von ihm kam, um den unendlichen Schmerz zu beſänftigen, den ſie empfand. Er konnte ſie nicht freiwillig ſo verlaſſen, er konnte nicht mit ſolcher Grauſamkeit wiſſentlich ihr Herz brechen — das ſagte ſie ſich immer von Neuem, und doch war ihr ganzes Daſein unſägliche Angſt, unſägliche Qual. Ihre Geſundheit erlag dieſem gewaltigen ſtummen Seelenleid; ihr Kopf brannte, ſie hatte unausgeſetzt innerliches Fieber und die Klarheit ihres Bewußtſeins erſchien oft umwölkt. In tiefe Träumereien verſenkt, ſaß ſie Stunden lang unbeweglich, und wenn irgend ein Umſtand ſie aus dieſer

Träumerei erweckte, wurde es ihr ſchwer, ſich zu beſinnen, wo ſie war. Gegen ihre Eltern war ſie ſanft und zärtlich, aber ſelten vermochten ſie ſie zum Reden zu bringen; ſie klagte über nichts, und weinte nur dann, wenn ihre Eltern darauf drangen, den Grund ihrer Schwermuth zu erfahren. „Mein Kind, mein geliebtes Kind,“ flehete ihre Mutter oft, „ich kann es nicht ertragen, Dich ſo betrübt zu ſehen; öffne mir Dein Herz, theile dem Mutterherzen mit, was das Deine belaſtet, gönne mir wenigſtens den Troſt, mit Dir weinen zu können.“ — „Ach,“ antwortete Helene dann mit dem Ausdruck hoffnungsloſer Verzweiflung, „bin ich denn Deiner Liebe noch werth, wenn ſie nicht mehr hinreicht, mich glücklich zu machen? Ja, ich leide, ich empfinde Schmerz, unſäglichen Schmerz, aber ich habe keinen Namen für das, was mich quält.“

Finn und ſeine Frau erriethen wohl, daß unglückliche, hoffnungsloſe Liebe zu Lubomir der Grund von Helenens Schwermuth ſei, doch ſahen ſie, da ſie keine Ahnung von dem Verſtändniß und den Zuſammenkünften der Liebenden hatten, in Helenens Unglück nur ein Schickſal, das keinem menſchlichen Weſen zur Laſt gelegt werden könne. Finn hatte es ſelbſt zu ſchmerzlich gebüßt, daß er einſt in kühnem Jugendmuth den Kampf mit den bürgerlichen Verhältniſſen gewagt hatte, um ſich das Weib ſeines Herzens zu erringen, als daß er jetzt nicht eingeſehen haben ſollte, welche Kluft Meinung und Vorurtheil zwiſchen dem Grafen Danneſkiöld und ſeiner Tochter gegraben hatten. Von Gottes Barmherzigkeit und von der wohlthätigen, alle Herzenswunden leiſe heilenden Zeit konnte er, wie er fühlte, allein die Rettung ſeines Kindes und die Rückkehr ihres Friedens hoffen, und ach! mit welcher Inbrunſt flehten er und ſeine Frau für ſie zum Himmel! wie boten ſie Alles auf, ihr armes Kind zu tröſten und durch Liebe die Wunden zu heilen, die Liebe ihr geſchlagen hatte!

Doch mit der Zuverſicht zu Lubomir hatte Helene auch die Zuverſicht zur Liebe verloren. Von ihm verlaſſen dünkte ſie das Leben eine unerträgliche Laſt, und ſie fand in ſich keine Kraft, ihr Unglück beſiegen zu wollen. Ein widerſtandloſer Raub des tiefſten Grams, benutzte ſie ihre Vernunft nur noch zur Auffindung von Gründen, Lubomir könne, da er ſich ſo unausſprechlich von ihr geliebt fühle, ſie nicht freiwillig auf ſo grauſame Weiſe verlaſſen haben, und nur ihrem Herzen folgend, beſchloß ſie Alles zu wagen, um ſich Aufklärung über ſein Betragen zu verſchaffen. Sie wollte ihn in Kopenhagen aufſuchen. Für ihre Eltern ließ ſie ein Briefchen zurück, das die flehentliche Bitte enthielt, ihr ihre heimliche Entweichung zu vergeben, und zugleich die Verſicherung, daß ſie nur wenige Tage abweſend ſein werde, daß aber das Glück und der Friede ihres ganzen Lebens zu feſt an dieſe von ihr unternommene Reiſe gebunden ſei, als daß ſie dieſer entſagen könne.

Helene fühlte den Kummer, den ſie ihren Eltern verurſachen werde, allein die Liebe zu Lubomir beſiegte in ihrer Seele jedes andere Gefühl; ſie wollte ihn um jeden Preis noch einmal wiederſehen, und hatte er ſie vergeſſen, ſo ſollte er doch Zeuge ihrer Verzweiflung und ihres Todes werden. Das Fieber, das in ihren Adern glühete, und die gewaltige Spannung ihrer Seele gab ihr Kraft, den Weg nach Kopenhagen unaufhaltſam zurückzulegen. Sie fragte den erſten Menſchen, der ihr im Thor begegnete, nach einem Wirthshauſe, und die Freundlichkeit, mit der die Wirthin deſſelben ſie aufnahm, gab ihr Muth, ſich bei dieſer nach Lubomirs Wohnung zu erkundigen. „Vielleicht wünſchen Sie bei der jungen Frau Gräfin in Dienſt zu treten?“ fragte dieſe, „und in dem Fall würde Ihnen meine Empfehlung nützlich werden können, da ich lange im Hauſe Sr. Excellenz unſers Miniſters, der der Oheim des jungen Grafen iſt, gedient habe. Die Jungfer, die für die junge Herrſchaft gemiethet war, iſt plötzlich krank geworden, und ſo könnten Sie dort einen ſehr guten Dienſt erhalten, da die Gräfin, deren Hochzeittag heute iſt, ſich dadurch in Verlegenheit geſetzt findet.“

„Wie heißt die Braut des jungen Grafen?“ fragte Helene bebend.

„Gräfin Auguſta Gyllenberg. Sie waren ſchon ſeit ihrer Kindheit Beide für einander beſtimmt, und wirklich iſt es auch das ſchönſte Paar, das ſeit Menſchengedenken mit einander zum Altar gegangen iſt. Der junge Graf war auf Reiſen, bis ſie ſiebzehn Jahr alt war, weil die alte Gräfin ihre Tochter durchaus nicht früher verheirathen wollte; heut iſt nun ihr achtzehnter Geburtstag und zugleich ihr Hochzeittag; ſie werden dieſen Mittag in der Schloßkirche getraut.“

„Das muß ich ſehen!“ rief Helene, indem ſie aus dem Zimmer ſtürzte. Sie fragte auf der Straße nach dem Weg zur Schloßkirche, und es nicht beachtend, daß ihre Eile, ihre Schönheit und ihr verſtörtes Weſen die Blicke aller Vorübergehenden auf ſich zogen, eilte ſie nach der Kirche. Sie war ſo leidenſchaftlich bewegt, daß ſie kaum noch zu athmen vermochte, als ſie ſich bis zur Nähe des Altars durchgedrängt hatte — hier ſah ſie Lubomir, der mit einem ſchönen, reich geſchmückten jungen Mädchen vor dem Altar ſtand, und eben, ſtrahlend von Liebe und Entzücken, das Ja ausſprach, das ihn für immer an ſie band. Ein dumpfer Schrei des Entſetzens, den das Gewölbe der Kirche wiederhallte, drohete die Feierlichkeit zu unterbrechen; er erſchütterte den meineidigen Bräutigam; erblaſſend ſah er ſich ſcheu um — der Prediger hielt ein — aber Alles blieb ſtill, kein Laut wurde weiter gehört und die Trauung vollendet.

Helenens Kraft war mit jenem Schrei erſchöpft, ſie ſank bewußtlos zu Boden, und da ſich unter denen, die ſich um ſie ſammelten, zufällig Jemand befand, der ſie aus dem Wirthshauſe hatte kommen ſehen, trug man ſie dorthin zurück. Die menſchenfreundliche Wirthin nahm ſich ihrer mitleidig an; auch gelang es, ſie aus ihrer Ohnmacht zu erwecken, doch das Fieber und die phantaſirende Bewußtloſigkeit, die darauf folgten, vermehrten die Beſorgniß um ſie. Aus den Briefen, die man bei ihr fand — Lubomir hatte ihr einige Mal heimlich geſchrieben, und ſie trug dieſe Blättchen bei ſich — erſah man ihren Namen und ihren Wohnort, und die Wirthin ſandte einen Boten nach der Inſel, um ihre dortigen Anverwandten zu erfragen und ſie von ihrer Krankheit zu benachrichtigen.

Der Gram ihrer Eltern bei der Entdeckung ihrer Flucht war unausſprechlich, und wurde dadurch noch erſchwert, daß die Angſt und der Schrecken der Mutter einen ſchlagartigen Zufall zuzogen, der ihrem Manne nicht erlaubte, ſie zu verlaſſen, um ſeinem armen Kinde nachzueilen. Er glaubte, ihr bei Ankunft des Boten einen Theil der Wahrheit verhehlen zu können, aber es iſt ſchwer, ein Mutterherz zu täuſchen; ſie ſtellte ſich indeſſen, als glaube ſie buchſtäblich, was er ihr ſage, und beſtand darauf, daß er augenblicklich abreiſen ſolle, um Helene in das väterliche Haus zurückzubringen. Obgleich aber beide Eltern überzeugt waren, daß eine unglückliche Liebe zu Lubomir Helenen zur Flucht verleitet hatte, ſo waren ſie doch Beide weit entfernt von dem Verdacht, ihn für ſchuldig zu halten und zu ahnen, daß ſie das Opfer ſeiner Treuloſigkeit ſei. Finn wurde daher furchtbar erſchüttert, als Helene ihn, da er an ihr Lager trat, nicht erkannte, und fortwährend unter herzzerreißenden Klagen nach ihrem Vater, nach ihrer Mutter rief, Beide beſchwor, ihr zu vergeben, und dann wieder mit Lubomir, den ſie anweſend glaubte, Geſpräche voll unendlicher Leidenſchaft und troſtloſer Verzweiflung führte. Anfänglich wußte er ſich ihre unzuſammenhängenden Worte nicht zu deuten — ſo ſchwarzer Undank, ſo unwürdige Treuloſigkeit von Lubomirs Seite ſchienen ihm bei ſeiner langen Entfremdung von allen Umgang mit Menſchen nicht glaublich — als aber die Wirthin ihm die bei Helenen gefundenen Briefe einhändigte und er Lubomirs Handſchrift erkannte, und es las, wie ſein Kind, ſein einziges Glück, ſein einziger Troſt, das Opfer fremden Unwerths geworden war, da zog die ſchwerſte Minute ſeines Lebens herauf, und der Blick, den er zum Himmel emporhob, forderte von der ewigen Gerechtigkeit die Beſtrafung des Mannes, dem Helenens Muth und ſeine Gaſtfreiheit das Leben retteten und den ſein gebrochenes Herz jetzt als den Mörder ſeines Kindes verfluchte.

Helenens Jugend erhielt ihr das Leben, doch ihre Vernunſt blieb vom Schleier des Wahnſinns umdunkelt. Mit der Gewalt und der Gluth des Fiebers waren auch die heftigen, der Raſerei ähnelnden Ausbrüche deſſelben verſchwunden, aber ihr irrer Blick, der unaufhörlich irgend einem unſichtbaren, vor ihr hin und her flatternden Gegenſtand zu folgen ſchien — das ſeltſame Lächeln, das um ihre bleichen Lippen ſpielte — die einzelnen unzuſammenhängenden Worte, die ihr entſchlüpften, machten ihren Anblick herzzerreißend für die, die ſie liebten, und ſelbſt kein Gleichgültiger konnte dieſe in ihrer ſchönſten Blüthe von einem giftigen Wurm verletzte Blume ohne Wehmuth und bange Theilnahme erblicken. Finns Seelenkraft erlag dem Vorgefühl des Augenblicks, wo er ſeine unglückliche Tochter in die Arme ihrer Mutter zurückführen ſollte, und doch war der letzte Hoffnungsſchimmer an dies Wiederſehen gebunden, da der Arzt glaubte, daß ihr der Anblick der geliebten Geſtalt und der bekannten Gegend vielleicht Erinnerung und Bewußtſein zurückgeben werde. Aber, ach! als ſie die Mutter im furchtbarſten Schmerz und in Thränen zerfließend vor ſich ſah, jammerte ſie blos die Betrübniß der kranken Frau, und ſie fragte theilnehmend und liebkoſend, was ihr fehle, und ob das Herz ihr wehe thue? — Der Anblick der Gegend und des Zimmers, das ſie früher bewohnt hatte, ſchien mehr Eindruck auf ſie zu machen; ſie ſah ſich einige Mal um, als ſuche ſie ſich irgend etwas zurückzurufen, als dämmere in ihr eine Erinnerung auf — doch dann verſank ſie wieder in ihre ſtummen Träumereien, aus denen ſie nur erwachte, um über die Trennung von ihrem Geliebten, deſſen Namen ſie aber nie nannte, und über die Gefangenſchaft, in der ſie zu ſein glaubte, zu klagen. Ihre Eltern hielt ſie für geſtorben. Die Furcht vor der Nähe des Meers und der Wunſch, ſie den Blicken gefühlloſer Neugierde zu entziehen, bewog ihre Eltern, ſie nie allein ausgehen zu laſſen, und ſie ſo viel möglich im Hauſe zu halten; man ſuchte ihr das Abſichtliche hierin zu verbergen, allein ihr Hang zu einſamen Wanderungen und die Gewöhnung daran ſeit ihrer Kindheit machten ihr dieſe Beſchränkung eben ſo peinlich, als fühlbar; die Sehnſucht nach dem verlornen Geliebten glühte noch immer als verzehrendes Herzensfieber in ihrer Bruſt — ſie lauerte ängſtlich auf eine Gelegenheit, ihrer erträumten Haſt entfliehen und zu ihm eilen zu können, und wenn einige Tage, in denen ſie ſich, weil ſie ruhiger erſchien, unbewachter geglaubt hatte, dieſe Hoffnung neu belebten, und ſie ſich dann bei dem erneuerten Verſuch zur Flucht in ihrer Freiheit gehemmt fand, verfiel ſie in einen ſchrecklichen Zuſtand, der oft eine Woche lang anhielt, bis ſie allmählig wieder ſtumm und ruhig wurde.

Ihre unglückliche Mutter blieb nicht lange ein Zeuge dieſer troſtloſen Auftritte; ſie ſtarb, nachdem ſie den Kelch der allerbitterſten, irdiſchen Schmerzen bis auf den Grund geleert hatte, in den Armen ihres Gatten, der ſie glücklich pries, dem längern Elend entgangen zu ſein. Doch auch ihm war es beſtimmt, ſie nur um wenig Wochen überleben zu ſollen. Das Grab, dieſes ſonſt ſo heilige Aſyl für den Unglücklichen, war für ihn keine Friedensſtätte: er ließ ſein einziges Kind wahnwitzig, ohne Stütze, ohne Schutz, fern vom Vaterlande, verſtoßen von allen ſeinen Verwandten, auf der Erde zurück. „O mein Gott," flehete er in ſeiner Todesſtunde, „vereinige dieſe Unglückliche doch mit mir in daſſelbe Grab! laß ihr Unglück nicht zum Spott gefühlloſer Herzen werden! tödte ſie, mein Gott, tödte ſie!"

Er ſchrieb kurz vor ſeinem Tode noch an das einzige Weſen, das in ſeinem Vaterlande um ſein Leben und ſeinen Aufenthalt wußte, und verordnete in dem Teſtament, das er bei dem Beamten der Inſel niederlegte, daß Margarethe in den Beſitz ſeines Gartens und ſeiner Hütte geſetzt werden und dagegen die Aufſicht und die Verpflegung Helenens übernehmen ſolle. Auf dieſe machte der Tod ihrer Eltern keinen Eindruck; ſie merkte nur, daß ihre wachſamen Aufſeher nicht mehr da waren, und da Margarethe zu alt und zu kränkelnd war, um ſie ſorgſam genug zu bewachen, gelang es ihr auch, ihr zu entwiſchen, und ſie war ſchon weit von der Hütte entfernt, ehe dieſe ihre Flucht gewahr wurde und die Nachbarn aufbieten konnte, um ihrer wieder habhaft zu werden. Man durchſuchte die nahe Umgegend und fürchtete allgemein, ſie habe ſich in's Waſſer geſtürzt, während ſie, von dem Inſtinct des Herzens getrieben, ſich ſelbſt in einem kleinen Kahn, den ſie am Ufer fand, überſetzte, den Weg nach Kopenhagen einſchlug und dort ungehindert ankam.

An demſelben Tage fuhr die junge, ſchöne Gräfin Auguſta Danneſkiöld in ihrem mit vier Pferden beſpannten offenen Wagen ſpatzieren. Beim Einlenken in einen Seitenweg rief der Kutſcher einem vor ihm hergehenden Frauenzimmer zu, aus dem Wege zu gehen, doch, durch die Nähe der Pferde geſchreckt, ſtrauchelte dieſe, fiel, und ehe der Kutſcher einzuhalten vermochte, war der Wagen ſchon über die Unglückliche weggegangen. Die Gräfin ſchrie laut auf, öffnete ſelbſt den Schlag des Wagens, und kniete ſchon bei der Ohnmächtigen, ehe noch ihre Diener herbeizueilen vermochten. Helene — ſie war es — war ſchwer verletzt; das Blut ſtrömte über ihr Geſicht aus einer Kopfwunde, die ſie beim Niederſtürzen erhalten hatte, und die Gräfin, die die Gefahr noch größer glaubte, als ſie wirklich war, war troſtlos vor Schreck und Betrübniß. Sie ließ ſie in ihren Wagen tragen, und ſandte, ſobald ſie mit ihr zu Hauſe angekommen war, nach einem Wundarzt. Dieſer gab ihr die beruhigende Verſicherung, daß keine lebensgefährliche Verletzung vorhanden ſei, und ſie traf nun auch die erforderlichen Anſtalten, um die Familie der Verwundeten zu erfragen und dieſer von ihrem Schickſal Nachricht zu geben; doch alle Bemühung, nähere Kunde von ihrer Kranken einzuziehen, blieb vergeblich. In der Stadt wurde kein junges Mädchen ihres Alters vermißt, und Helene ſelbſt ſchien außer Stande zu ſein, irgend eine an ſie gerichtete Frage zu beantworten. Ihre Jugend und ihre blendende, ganz ausgezeichnete Schönheit vermehrten den Antheil, den ſie der Gräfin einflößte, und dieſe wachte, voll Engelsgüte, ſelbſt über ihre Pflege und verließ ſelten ihr Lager. Noch ahnete ſie die Geiſteszerrüttung Helenens nicht; ſie hielt ihren Zuſtand für eine Folge der erhaltenen Verletzung und des heftigen Wundfiebers, das dieſe veranlaßt hatten.

Am dritten Tage kam Lubomir von einer Reiſe zurück, die ihn ſeit einer Woche von ſeiner Gemahlin entfernt hatte, und gleich nach der zärtlichen Bewillkommung erzählt ſie ihm das vorgefallene Unglück und ſprach mit der innigſten Theilnahme von ihrer jungen, bildſchönen Kranken, die, nach der Zartheit ihrer Züge und der blendenden Weiße ihrer Hände zu urtheilen, von vornehmem Stande ſein müſſe, wenn es ihr gleich bis jetzt noch nicht gelungen ſei, ihren Namen zu erkunden. Lubomir wurde neugierig, dieſe von ſeiner Gattin als ganz unvergleichlich geprieſene Schönheit zu ſehen, und folgte ihr in das Zimmer, wo Helene, bleich, wie ein Marmorbild, mit geſchloſſenen Augen auf ihrem Lager ruhete.

Dieſer Anblick überwältigte ihn. — „Helene!“ rief er, und wich unwillkürlich voll Entſetzen zurück.

Ihm war, als ob die Welt auf ihm laſte; es ſchien ihm ausgemacht, daß ſie ihn erkennen müſſe, und er bebte vor dem Gedanken an die Folgen zurück, die dies Erkennen in Gegenwart ſeiner Frau nach ſich ziehen werde. Er wandte ſich, um das Zimmer zu verlaſſen, doch Auguſta hielt ihn zurück und fragte geſpannt: „Du kennſt ſie?“ Sich gewaltſam zuſammenraffend, fliſterte er ihr zu, „daß er in der Kranken die Tochter des Bauern erkenne, in deſſen Hauſe er, wie ſie aus früheren Erzählungen wiſſe, bei ſeinem Schiffbruch eine ſo gaſtfreundliche Aufnahme gefunden habe, und daß er es ſich jetzt zum Vorwurf mache, die Erkundigung nach dieſer Familie ſeit Jahresfriſt ganz vernachläſſigt zu haben, da ihre Lage ſich, wie die Anweſenheit der Tochter in Kopenhagen ohne ihre Eltern zu beweiſen ſcheine, zu ihrem Nachtheil verändert haben müſſe. Du biſt Schuld daran,“ ſetzte er mit einem gezwungenen Lächeln hinzu, „um Dich habe ich Alles vergeſſen.“

„Dann iſt es um ſo mehr meine Pflicht,“ ſagte Auguſta eifrig, „mich des lieben Mädchens anzunehmen. Komm, laß uns näher treten, vielleicht erkennt ſie Dich, und dies wäre gut, da der Arzt ſehr wünſcht, ſie aus dieſer dumpfen Bewußtloſigkeit erwacht zu ſehen.“

Lubomirs Gewiſſen machte ihm den leiſeſten Argwohn, daß er in einem näheren Verhältniß zu Helenen geſtanden haben könne, furchtbar, und er ließ ſich daher widerſtandlos von Auguſten näher zu ihrem Lager führen. Jetzt ſtand er vor demſelben — er ſah ſie, die einſt ſo heiß Geliebte, jetzt bleich und ſtumm vor ſich, ſah es, wie der Gram dieſen einſt ſo ſeelenvollen jugendlichen Zügen ſein tiefes, unauslöſchliches Gepräge eingedrückt hatte. — Seine Augen füllten ſich mit Thränen. Furcht, Gewiſſensbiſſe, Mitleid und die Erinnerung der Liebe, die im Menſchenherzen oft noch der Liebe gleicht, vereinten ſich, ſein Herz zu zerreißen. — „Helene!“ rief die Gräfin mit ſüßem, liebkoſendem Tone, indem ſie ſich zu ihr niederbeugte. — „Rufe mich nicht,“ antwortete ſie, indem ſie die Augen aufſchlug — „der Schlummer im Grabe thut mir ſo wohl — ich habe ſo viel gelitten, als ich noch auf Erden weinte!“

„Gott!“ ſchrie Lubomir, indem er die Hände vor das Geſicht ſchlug, „ſie iſt wahnwitzig!“ — Der

Klang ſeiner Stimme ergriff ſie — ſie richtete ſich auf und ſah ihn an: „Du weinſt," ſagte ſie, „tröſte Dich, armer Unglücklicher, auch Du wirſt ruhig werden, wenn Du nur erſt geſtorben biſt. Sieh nur, wie ſanft ich hier in meinem Grabe gebettet bin und welch ein ſchöner Engel mich bis zur Auferſtehung bewacht." — Sie zeigte hier auf Auguſta.

Lubomir hing, wie er es einſt Helenen in den Tagen ihres Glückes erzählt hatte, wirklich von ſeinem ſtolzen und ehrgeizigen Oheim ab, der ihn mit der reichen Erbin, Gräfin Auguſta Gyllenberg, ſchon ſeit ſeinen Knabenjahren zu verheirathen wünſchte. Lubomir hatte gegen dieſe Verbindung nichts einzuwenden, aber er hatte Auguſta nur als Kind geſehen, da ſie ſeit ihrem zwölften Jahre in einer auswärtigen Penſionsanſtalt erzogen wurde, und es bedurfte für ihn eines Gefühls, das ein Kind nicht einzuflößen vermag, um ihn mit dem Gedanken, ſich ſchon ſo früh unauflösliche Feſſeln anlegen zu ſollen, zu verſöhnen. Alles, was dieſe Verbindung verzögerte, war ihm daher willkommen, und er hätte es recht gern geſehen, wenn die junge Gräfin während ſeiner Anweſenheit in England zu Gunſten eines Andern über ihre Hand verfügt hätte. Was ihm früner nicht gefiel, mißfiel ihm entſchieden, als er Helenen kennen und lieben lernte, doch hatte er nicht den Muth, ſich ſeinem Onkel feſt und ernſt zu widerſetzen, als dieſer nach ſeiner Rückkehr bei der Familie der jungen Gräfin die erforderlichen Schritte that, um ein bindendes Jawort zu erhalten; es genügte ihm, daß die Verbindung noch ein Jahr aufgeſchoben wurde; dies war für einen jungen Mann, der nur dem Genuß des Augenblicks lebte, eine lange Friſt, und Helenens Armuth und der niedre Stand, dem ſie anzugehören ſchien, waren, ohne daß er ſich deſſen klar bewußt war, Urſachen, die ihn abhielten, die Folgen, die ſeine Liebe zu ihr haben werde, ernſtlich zu bedenken. Menſchen vornehmen Standes, die im Ueberfluß groß geworden ſind, erhalten ſelten ein Gefühl der Gleichheit mit denen, die unter ihnen ſind, und glauben nicht, dieſelben Pflichten, die ſie gegen ihres Gleichen haben, auch gegen Niedre üben zu müſſen; ſie ahnen nicht, daß die ſtumme Klage des Armen mächtiger zum Thron des Ewigen dringt, als das Murren des Reichen und Mächtigen. Er liebte Helenen und nannte es wohl ſelbſt ein Vorurtheil, was ihn abhielt, ihr ſeine Hand zu bieten; aber die Meinung der Welt war ihm ein zu gewaltiger Richter, als daß er nicht ſein Herz ihrem Urtheil hätte unterwerfen ſollen, und bei Helenens Niedrigkeit hielt er es für erlaubt, ſie auf ungeſetzmäßige Weiſe ſein nennen zu wollen. Er rechnete auf ihre Liebe und auf ihre Unerfahrenheit; allein er irrte ſich; Helenens Seele war eben ſo rein als ihr Herz glühend und ihre Treue gegen die Geſetze der Ehre unerſchütterlich. Von dem Augenblick an, wo er dies erkannte, wo er fühlte, ihr Leben und das ganze Glück deſſelben ſtehe hier auf dem Spiele, begann ſein Verhältniß zu ihr ihm drückend zu werden. Die Gleichgültigkeit, die er ſeinem Onkel gegen eine Verbindung zeigte, die in jeder Hinſicht vortheilhaft für ihn war, ſeine öftere Entfernung aus Kopenhagen und das Geheimniß, das er aus derſelben zu machen ſuchte, erregten den Argwohn deſſelben; er ließ ihm nachſpüren und entdeckte bald ſeine Zuſammenkünfte mit Helenen. Bei der nächſten Veranlaſſung ſprach er mit Lubomir davon als von einem Verhältniß, das er eben nicht tadelnswerth finde, eben weil es nie einer ernſten Erwähnung bedürfen könne. „Wir wollen davon nicht weiter reden,“ ſagte er, „Dein Alter macht eine ſolche Thorheit verzeihlich; ſorge aber dafür, daß die Sache verſchwiegen bleibt. Dies iſt Alles was ich von Dir fordre.“ — Keine Vorwürfe, keine Drohungen des Oheims würden Helenen bei Lubomir ſo nachtheilig geworden ſein, als dieſe gleichgültige Geringſchätzung, mit der er von ihr ſprach; es gereuete ihn, je ein Verſtändniß mit ihr angeknüpft zu haben, und doch beſaß er nicht den Muth, wahr gegen ſie zu ſein. Allmählig wollte er ſie an die Trennung gewöhnen, die, wie er einſah, ſeine Lage nothwendig mache, und eben um der Reinheit ihres Verhältniſſes willen, glaubte er ſich von jeder Verbindlichkeit gegen ſie freiſprechen zu können. „Wäre es anders,“ ſagte er ſich, „wäre ſie mein, ſo wäre es ſchlecht von mir, ſie zu verlaſſen — jetzt aber, was ſoll aus unſerm Verhältniß werden? Heirathen kann ich ja ſie doch nun einmal nicht!“

In dieſer Stimmung war er ſchon, als Gräfin Auguſte aus der Penſion in das Haus ihrer Mutter zurückkehrte. Sie war nicht nur reich, ſie war auch gut, ſchön und talentvoll. Lubomir fand ſie gleich beim erſten Anblick liebenswürdig; er fing an, ſie mit Helenen zu vergleichen, und wer das kann, liebt ſchon nicht mehr. Während Helene in ſtummem Gram die ganze Woche lang Jugend und

Schönheit, Leben und Vernunft um ihn hinweinte, und nur für den Sonnabend, an dem er zu kommen pflegte, in Lächeln und Glück erblühete, berauſchte er ſich täglich immer mehr in Auguſtens Reizen. Helene, eine Tochter der Wahrheit und der Natur, glaubte, Liebe ſei Tugend und von allen Regungen der menſchlichen Seele vorzugsweiſe geeignet, den Menſchen zu veredeln und in ſeinem Geiſt jene erhabene Kraft zu wecken, die zu großen Thaten führt; ſie dachte nicht daran, ſich und dem Geliebten verhehlen zu wollen, was ſie empfand; offen ſprach ſie aus, was ſie fühlte, und fand für ihre begeiſterte Empfindung begeiſterte Worte; ſie ſetzte ihren Stolz daran, unausſprechlich zu lieben, und Wonne war es für ſie, dem Geliebten zu geſtehen, wie ſehr ſie ſich durch ſeine Liebe beſeligt fühlte. Auguſte dagegen war eine in der großen Welt erzogene junge Dame; ſie erröthete zitternd vor dem, was ſie empfand, und ſtrebte ſorgſam, Allen den Eindruck zu verbergen, den Lubomir auf ſie machte; ſie wagte es kaum, ſich ſelbſt Gefühle einzugeſtehen, die, ſo rechtmäßig ſie auch in ihrem Herzen für den Mann erblüheten, den ſie als den ihr beſtimmten Gatten anſehen durfte, ſie doch neu und beklemmend einſchüchterten. Sie geſtand Lubomir nicht, daß ſie ihn liebe, aber ſie verrieth es ihm unwillkürlich, und vor dieſer Entdeckung ſank Helenens Bild in den Staub. Der Weg, auf den Treuloſigkeit und Selbſtſucht führen, iſt jäh abſchüſſig; es koſtete Lubomir keinen großen Kampf, ſein Gewiſſen zum Schweigen zu bringen und es mit der Vorſpiegelung einzulullen, Helenens Liebe ſei eben ſo wenig ein ernſtes, über das ganze Leben entſcheidendes Gefühl, als das ſeinige für ſie; doch zu ſchwächlich weichherzig, um den Anblick ihres Schmerzes ertragen zu wollen, fand er es am bequemſten für ſich, ſie ohne alle weitere Erklärung zu verlaſſen, und bedachte nicht, zu welcher unausſprechlichen Qual er dadurch in ihrer Seele den Gram verlaſſener und betrogener Liebe ſteigerte.

Die erſte Zeit ſeiner Verbindung mit Auguſten war eine Zeit wonnevoller Trunkenheit; doch Keiner wähne, daß ihm aus Verrath und Untreue, aus Grauſamkeit und Selbſtſucht hienieden ein dauerndes Glück erwachſen könne; auch für Lubomir kamen bald, auf eine ihm ſelbſt unbegreifliche Weiſe, Stunden der Leere und der Langeweile, in denen ſein Herz ſich nach dem erfriſchenden Reiz von Helenens ſeelenvoller, glühender Liebe zurückſehnte, die ihn oft auf den Fittichen ihrer Begeiſterung mit in höhere Regionen emporgehoben hatte, und die friedliche Stille des Beſitzes, die ihn allein jetzt beglücken konnte, genügte ihm nicht. In ſolchen Stunden, wo Helenens Bild in all der ihr eignen Schönheit vor ihn trat, und er es ſich ſelbſt ſagen mußte, „wie ſie hat mich nie ein andres Weib geliebt, wird mich nie ein andres lieben,“ überfiel ihn dann auch die wehmüthige Sehnſucht, zu erfahren, wie ſie ſeinen Verluſt ertragen habe und ob ſie ihn zu verſchmerzen vermöge. Immer ſah er ſie, wenn er ihrer gedachte, bleich und in Thränen vor ſich; aber er wagte es nicht, Erkundigungen von ihr einzuziehen, weil eine geheime Stimme ihm ſagte, daß ſeine Ungewißheit über ihr Schickſal der Gewißheit vorzuziehen ſei. Inniger und inniger miſchte ſich das Andenken an ſie in alle Wonnen der Gegenwart.

Furchtbar traf ihn nun ihr unerwarteter Anblick. Sein Bewußtſein ließ ihm keinen Zweifel, daß der Schmerz um ihn um dieſen hellen Geiſt, um dieſe edle Seele die dunkeln Schleier des Wahnſinns geſchlagen habe! Sie ſah ihn, ohne ihn zu erkennen, ſie hörte ihn, ohne ihn zu verſtehen, und doch war Er und nur Er das Bild ihrer dunklen Träume, der Inhalt aller ihrer Worte, der Gegenſtand aller ihrer Gedanken! — Der Klang ſeiner Stimme, die Nennung ihres Namens hatte ſie aus ihrer Betäubung geweckt — ſie nannte ſeinen Namen nicht, aber ſie ergoß ſich in herzzerreißende Klagen, daß die Ruhe ihres Grabes geſtört worden ſei. „Ach,“ ſagte ſie zu Auguſten, die ſie für den Engel hielt, der ſie bis zur Auferſtehung im Grabe beſchütze, „ich kann auch im Grabe nicht ruhen ohne ihn! Führe mich zu ihm, gewiß er wird Mitleiden mit mir haben, und ich will ja auch nichts als eine Thräne, einen Blick, ein Wort des Troſtes von ihm, den ich ſo unausſprechlich geliebt habe! Ich will nur von ihm hören, daß es ihn dauert, ſeine arme Helene ſo in den Staub getreten zu haben — dann will ich, um ſein Glück nicht zu ſtören, mich ſtill in mein Grab zurücklegen, alle meine Thränen ungeſehen weinen und für ihn beten bis zum Tag der Auferſtehung!“

„Unglückliche!“ ſeufzte Auguſte, „wer hat Dein Herz ſo grauſam gebrochen! Doch ich will jetzt nur der Pflicht leben, ihr zu vergelten, was ſie an Lubomir gethan hat; Gott ſchenke uns die Gnade, ſie wieder hergeſtellt zu ſehen. Bei ihrer Jugend dürfen wir auch darauf hoffen.“

Stumm küßte ihr Lubomir die Hand und wankte aus dem Zimmer. Es war ihm ein Troſt, Helene in ſeinem Hauſe verpflegt zu wiſſen, ſicher, daß Alles für ſie geſchah, was die Kunſt geſchickter Aerzte und die ſorgſamſte Pflege für ſie zu thun vermochten; aber ſeine Lage war fürchterlich. Er mußte fürchten, Auguſtens Herz für immer zu verlieren, ſobald ſie erfuhr, was er gegen Helene verſchuldet hatte, und doch ſchien dieſe Entdeckung unvermeidlich zu ſein, ſobald in dieſer der erſte Schimmer von Vernunft und Bewußtſein wieder aufdämmerte. Dazu kam, daß die herbeigerufenen Aerzte den Aufenthalt der Kranken in ſeinem Hauſe zur Bedingung ihrer Geneſung machten, da der Anblick der Gräfin Auguſte eine höchſt wohlthätige Macht über die Unglückliche übte. Sie that willig und ſanft Alles, was dieſe von ihr forderte, und Auguſte brachte jede Stunde, die ſie abmüßigen konnte, in ihrem Zimmer zu. Lubomirn erkannte ſie nicht, aber ſobald er gegenwärtig war, zog er ihre Aufmerkſamkeit ungetheilt auf ſich; er konnte ſein Auge nicht aufſchlagen, ohne dem forſchenden Blick ihrer großen ſchwarzen Augen zu begegnen, und dieſer redete mit ihm von einem Vergehen, um das kein Menſch auf der

Welt ſonſt wußte. So ſagt man, erſcheinen großen Verbrechern die Geiſter der Ermordeten, um ſie an Unthaten zu mahnen, die den Menſchen verborgen, von den irdiſchen Geſetzen ungerügt geblieben ſind.

Von Helenens heimathlicher Inſel erhielt man jetzt die Nachricht von dem Tode ihrer Eltern. Der Beamte, der ſie gab, ſetzte in ſeinem Briefe hinzu, daß Beide als Opfer des Grams über das Unglück ihres Kindes in's Grab geſunken wären. Dieſe Todesbotſchaft raubte Lubomirn den letzten Schatten von Glück und Friede, den er bis jetzt, um die Menſchen zu täuſchen, mit gewaltſamer Anſtrengung feſtgehalten hatte, und Auguſte konnte nicht umhin, die Verſtörung ſeines Innern zu bemerken. Sie fragte nicht, ſie forſchte nicht; milde gegen ihn, verſchloß ſie ihren Verdacht ſeiner Theilnahme an Helenens Geſchick tief in ihr Herz, und glaubte ſich nur durch ihn doppelt zu der zärtlichſten Sorge, dem innigſten Mitleid gegen ſie verpflichtet. Bis zu dieſem Zeitpunkt war Auguſte nur ein ſanftes, liebenswürdiges und unſchuldiges Weſen geweſen; dieſe Prüfung entfaltete plötzlich ihr edleres, höheres Sein; das Glück ihrer Liebe zu Lubomir war dahin; aber ein höherer Friede, als der, den irdiſche Liebe zu geben und zu zerſtören vermag, wurde der Lohn ihrer edlen Seele.

Helene war in Allem folgſam, bis auf den einen Punkt, daß man ſie nie bewegen konnte, ihr Zimmer zu verlaſſen. Sie hielt dies, wie ſchon geſagt, für das Grab, in dem ſie, von dem Engel Auguſte bewacht, bis zur Auferſtehung weilen ſolle. Außerhalb dieſes Bezirks war, wie ſie meinte, die Hölle, und nichts vermochte daher ſie zum Verlaſſen deſſelben zu bewegen. Auch iſt es nie entdeckt worden, was ſie dahin brachte, ſich eines Abends, als ſie zufällig einige Minuten allein gelaſſen wurde, aus demſelben zu entfernen. Sie ging den Gang, an deſſen einem Ende ſie wohnte, hinunter, und öffnete die Thüre eines dunklen Zimmers — aus einem daran ſtoßenden Cabinet dämmerte ihr aber Licht entgegen; leiſe ſchlich ſie ſich näher und erblickte Lubomir, der, in tiefe Träumerei verſenkt, ihre Annäherung nicht eher bemerkte, als bis ſie in ihrer bleichen, ſtarren Schönheit nahe vor ihm ſtand. Ihr unvermutheter Anblick, ihre Nähe überwältigte ihn — er umſchlang ſie und drückte ſie weinend an ſein Herz. „Helene!“ rief er, „meine Helene! o könnte ich die Vergangenheit um den Preis meines Lebens zurückkaufen, wie gern gäbe ich es dafür hin! Blicke mich doch nur einmal an! ſage mir, daß Du dem Unglücklichen nicht fluchſt, der Dich ſo elend gemacht hat! Helene! Helene! hörſt Du mich nicht? erkennſt Du Deinen Lubomir nicht wieder?"

Dieſe Worte ſchienen Helene wie aus einem Traum zu wecken; eine ſchwache Röthe färbte ihre Wangen: „Haſt Du es gehört?" fliſterte ſie leiſe, „er war es! er hat mich gerufen!" — „Du haſt alſo endlich ſeine Stimme erkannt?" fragte er zitternd. — „Ach, ich habe ſo lange darauf gewartet, daß ſie in mein Grab dringen, daß ſie mich rufen ſolle! doch Keiner darf es wiſſen, daß er mich gerufen hat — ich bin ſo arm, ſo elend — ſeine ſtolze Königin würde mich ſchmähen, ſie würde mich noch tiefer in den Staub treten, und ich habe ſchon ſo viel gelitten!" — „O fluche, fluche dem Unglücklichen, der Dich in's Verderben riß," rief Lubomir leidenſchaftlich aus, „er verdient es!" — „Ihm fluchen," unterbrach ſie ihn, „kennſt Du ihn denn nicht? Höre," fliſterte ſie heimlich, „ich kann nicht auf die Welt zurück, ich habe zu ſchwer geſündigt, darum hält mich das Grab in Banden — ich kann nicht zu ihm, ſo mächtig ich mich auch darnach ſehne — darfſt Du aber, Du ſchöner, lichter Geiſt, den Sterblichen ſichtbar werden, ſo tröſte ihn, wenn er traurig iſt. Sage ihm nichts, daß ich aus Schmerz um ihn geſtorben bin — bitte ihn nur, daß er einmal, ein einziges Mal noch an mich denkt. Ich bete immerfort zu Gott, daß er es ihm nicht entgelten laſſe, daß viel Thränen geweint worden ſind, und daß ich ſie, ach! nicht alle allein habe weinen können!" — „Fromme, ſanfte Seele," rief Lubomir, „ſollte Gott für Dich keine Rettung haben?" — Sie ſah ihn aufmerkſam an und legte ſich vertrauend an ſeine Bruſt. „Mir iſt," ſagte ſie nach einigen Augenblicken tiefen Sinnens, „als müſſe ich Dich gekannt haben, wie ich noch lebte — aber das iſt, glaube ich, ſchon lange her — damals war Alles ſchön und hell! Er war da! Er liebte mich! — Er nannte mich ſeine Felſenblume." — „Er liebt Dich noch," ſagte er, „er iſt wieder da!" — „Nein, nein!" rief ſie haſtig, ſich aus ſeinen Armen reißend, „ſage das nicht — Du weißt nicht, was er mir gethan hat, hier, in's Herz hinein goß er mir das Gift, ein Gift, welches zerſtört, welches brennt, verzehrt, tödtet! Wie ein unauslöſchliches Feuer flammt es hier und dort (ſie zeigte auf Herz und

Kopf) — es iſt ein Schmerz, der ſich nie ſtillt, der das Herz abnagt, der uns das Leben raubt und es uns ſelbſt nach dem Tode noch verwehrt, in den Himmel zu kommen. Alle, alle Andern, die an Schmerzen ſterben, kommen zu Gott — aber wer an ſolchem Gifte ſtirbt, iſt, wie ich, an das Grab gebunden, ohne früher, als am jüngſten Tage, aus ihm auferſtehen zu können!“

Dies Ausſprechen ihrer tiefſten Leiden überwältigte ſie, ſie ſank wie vernichtet an ſeine Bruſt; Lubomir umſchlang ſie feſt, und ſuchte unter heißen Thränen, ſie durch ſüße Liebesworte zu beruhigen — da ſtand plötzlich ſein Onkel, der Miniſter, vor ihm. Ohne Helenens Gegenwart, die er zum erſten Male ſah, und die Troſtloſigkeit, in der er Lubomir ſah, zu beachten, ergoß er ſich in die bitterſten Vorwürfe, daß er zum öffentlichen Scandal ſeine frühere Geliebte zu ſich in's Haus genommen habe und ſeine Gemahlin zwinge, die tollgewordene Närrin darin zu dulden. Lubomir lächelte bitter. „Ja,“ ſagte er, „dieſe Unglückliche, der mein Leichtſinn und mein Verluſt den Verſtand raubten, lebt in meinem Hauſe, und keine Gewalt ſoll ſie dem Schutz entreißen, den ſie darin findet. Sehn Sie ſie an! noch iſt ihre himmliſche Schönheit unzerſtört — ſie war ein Meiſterſtück der bildenden Natur — der Geiſt, der dieſe Hülle beſeelte, war der edelſten Tugend, der erhabenſten Begeiſterung fähig, und das Herz in ihrer Bruſt, das reinſte, beſte, liebevollſte Herz, das je aus den Händen der Gottheit kam, ſchlug nur für mich — und ich, ich allein bin ihr Verderber! ich habe dies Ebenbild Gottes zerſtört — ich habe ihr Vernunft, Glück, Frieden, Alles, Alles, ſelbſt ihre Eltern geraubt, die der Gram um ſie tödtete, und jetzt ſollte ich ſie verlaſſen? ſollte ſie dem kalten Mitleid, vielleicht wohl gar barbariſcher Gefühlloſigkeit preis geben? — Nie ſoll das geſchehen!“ —

„Du ſiehſt nun,“ ſagte der Graf, indem er bewegt einen ernſten Blick auf Helene warf, „wohin ſolche leichtſinnige Verhältniſſe führen können; doch das Uebel iſt einmal geſchehen, und es ſchickt ſich in keiner Art, daß dieſe Perſon in Deinem Hauſe bleibt, wo ihre Gegenwart auf Dich ein ſehr haſſenswerthes und auf Deine Frau ein falſches Licht wirft.“ — „In dem Zuſtand,“ antwortete Lubomir, „in dem dieſe Unglückliche ſich befindet, iſt es meine erſte Pflicht, Alles zur Milderung ihres Schickſals aufzubieten, und die Aerzte haben erklärt, daß die

Trennung von meiner Frau ihren Zuſtand unfehlbar verſchlimmern würde. Meine Nachgiebigkeit gegen die Vorurtheile und die Meinungen der Welt hat mich ſchon zu ſtrafbar und zu unglücklich gemacht, als daß ich jetzt nicht, unbekümmert um fremden Tadel, den Muth hätte, das zu thun, was mein Gewiſſen und mein Herz mir als Pflicht zu thun auferlegen."

„Du maßeſt Dir einen ſeltſamen Ton an," ſagte der alte herrſchſüchtige, an die unterwürfige Folgſamkeit des Neffen gewöhnte Oheim, „wir werden bald ſehen, ob er Dir geziemt und ob Du Dir erlauben darfſt, allen Geſetzen des Anſtandes und der Schicklichkeit ſo entſchieden Hohn zu ſprechen."

Die Heftigkeit, mit der er dieſe Worte ſagte, erſchreckte Helene, die noch immer in Lubomirs Armen lag; ſie ſchrie laut auf und riß ſich los, um zu entfliehen; am Ausgang des Zimmers traf ſie auf Auguſte, die eben eintrat, und warf ſich ihr zu Füßen. „Rette mich, beſchütze mich, mein Engel!" bat ſie flehend. „O Gott," fuhr ſie mit herzzerreißendem Tone fort, „ich wich dem Wurm auf meinem Wege aus, um ihm nicht wehe zu thun, und doch bin ich ſo grauſam zertreten worden! Was habe ich denn verbrochen, um ſelbſt im Grabe keine Ruhe finden zu können!“

Auguſte umarmte ſie zärtlich und ſuchte ſie zu beruhigen und zu tröſten, indem ſie ſie nach ihrem Zimmer zurückführte. Der alte Graf ſah ihr kopfſchüttelnd nach und verließ das Haus, indem er ſich ſelbſt gelobte, dafür zu ſorgen, daß dieſe jungen Thoren ſich nicht länger zum Mährchen der ganzen Stadt machen ſollten.

Nach einigen Tagen kam er Abends, wo er Lubomir mit Auguſten abweſend wußte, von einigen ſeiner Leute begleitet, um Helene zu entführen. Lubomirs Dienerſchaft war gewohnt, ihm wie ihrer eignen Herrſchaft zu gehorchen, und würde es auch ohnedem wahrſcheinlich nicht gewagt haben, ſich dem mächtigen Miniſter zu widerſetzen; es gelang ihm daher, Helene, trotz ihres Widerſtandes, in einen verſchloſſenen Wagen bringen zu laſſen, der ſchnell mit ihr von dannen eilte.

Nicht nur Lubomir, ſondern auch Auguſte fühlten ſich durch dieſe Gewaltthätigkeit empört, und es koſtete der Letztern heiße Thränen, als man ihr erzählte, wie die Unglückliche nach ihr gerufen und ſie auf das Flehentlichſte gebeten habe, ſie zu retten und ſie vor der Hölle zu ſchützen, in die ſie nun kommen ſolle. Die Verzweiflung ihres Gatten erhob alle ihre früheren Vermuthungen zur Gewißheit, aber doch wünſchte ſie von Herzen Helenens Rückkehr und billigte ſeinen Entſchluß, Alles aufzubieten, um dieſe zu bewerkſtelligen. Er eilte zu ſeinem Oheim und forderte von dieſem Rechenſchaft ſeines Verfahrens; allein dieſer empfing ihn mit kalter Gleichgültigkeit und verſagte ihm jede Aufklärung über Helenens jetzigen Aufenthalt, indem er ihm die Verſicherung wiederholte, daß Lubomir ihm Dank ſchuldig ſei, indem er ihn durch dieſe Einmiſchung verhindert habe, ſich noch länger dem Spott und dem Tadel der Welt preis zu geben.

Lubomir hatte keinen Anſpruch aufzuweiſen, der ihm das Recht gab, den Beiſtand der Geſetze zur Auffindung Helenens in Anſpruch zu nehmen, aber er ſchwor ſich ſelbſt, nicht zu ruhen und zu raſten, bis er ihren Aufenthalt entdeckt und ſie der Grauſamkeit ſeines Oheims entzogen habe. Doch vergeblich blieben alle ſeine Nachforſchungen und Bemühungen, bis ihnen durch den unerwarteten Beſuch eines Engländers, des Lords Seymour, ein Ende gemacht wurde. Dieſer ließ ſich bei ihm melden, und forderte, als er erſchien, von ihm Auskunft über den Aufenthalt und das Schickſal ſeiner Nichte, der Lady Helene Seymour, die, wie er wiſſe, ſeit einiger Zeit unter dem Namen Helene Finn in ſeinem Hauſe gelebt habe. „Eine von beiden Familien gemißbilligte Heirath," ſetzte er zur Erläuterung hinzu, „zog ihren Eltern den Haß derſelben zu. Durch die Drohung ſeines Fluches zwang mein Vater ſeinen älteſten Sohn, ſeinem Vaterlande und ſeinem Namen zu entſagen und nie Jemand ſeiner Angehörigen zu entdecken, wo er lebe. So blieb mir das Schickſal meines Bruders durch viele Jahre hin verborgen, trotz aller meiner Bemühungen, Kunde von ihm einzuziehen. Auf ſeinem Sterbebette erſt vergab ihm mein Vater; ich fand nach ſeinem Tode unter ſeinen Papieren mehrere Briefe meines unglücklichen Williams, und auch den, den er, im Vorgefühl des nahen Todes, an meinen Vater geſchrieben hatte, um ſeinen Schutz für ſeine arme verwaiſete Tochter zu erflehen. Ich eilte ſelbſt nach der Inſel, wo er in ſeiner Verbannung gelebt hatte, um meine Nichte in ihr Vaterland zu führen und ihr mit ihrem Namen auch die Güter zurückzugeben, deren rechtmäßige Erbin ſie iſt; doch ich fand in der von meinem Bruder bewohnten Hütte nur eine alte Frau, von der ich erfuhr, daß ſie bei Ihnen lebe. Ich danke Ihnen, Herr Graf und Ihrer Frau Gemahlin für den Schutz, den Sie der Unglücklichen gewährten, aber für die Zukunft geziemt es mir allein, ihr Beſchützer zu ſein."

Die eiſigkalte Höflichkeit des Lords ließ es Lubomir fühlen, welcher Argwohn auf ihm laſte, daß er aber auch die Unziemlichkeit jeder näheren Erklärung fühle. Tief bewegt erzählte er ihm offen die Art, wie Helene aus ſeinem Hauſe entführt worden ſei, und begleitete Lord Seymour dann zu ſeinem Onkel, um von dieſem Rechenſchaft darüber zu fordern.

Es befremdete den Miniſter ſehr unangenehm, in dem armen Bauermädchen, deſſen Schickſal er keiner ernſten Beachtung werth gehalten hatte, jetzt die Nichte des Lords Seymour anerkennen zu müſſen; doch konnte es ihm nicht ſchwer werden, ſeinem Betragen gegen ſie den Schein einer beſondern Fürſorge zu geben. Er fertigte gleich den zu ihrer Auslieferung erforderlichen Befehl aus, glaubte aber, Lord Seymour darauf vorbereiten zu müſſen, daß ſie die Rückreiſe nach Kopenhagen kaum werde ertragen können, da ihre Geſundheit, den letzten Nachrichten zufolge, die er erhalten habe, ſehr angegriffen zu ſein ſcheine.

„Hat man ſie vielleicht gemißhandelt?" fragte der Lord mit furchtbarem Ernſt. — „Nein, Mylord,“ antwortete der Miniſter würdevoll, „ich bin kein Barbar, und Sie werden finden, daß es Ihrer Nichte in keiner Art an Pflege und Aufſicht gefehlt hat. Mich dünkt aber, ihre Geſundheit könne wohl angegriffen ſein, ohne daß man mich deßhalb anzuklagen brauche.“

Es war aber doch wahr, daß dieſe gezwungene Reiſe Helenens Geſundheit unerſetzlichen Schaden zugefügt hatte. Die Länge des Weges und die Eile, mit der man ſie ihn zurückzulegen zwang, hatten ihre Kräfte erſchöpft, und wenn man ſich gleich keine Mißhandlungen gegen ſie zu Schulden kommen ließ, ſo fehlte ihr doch die milde, zärtliche Behandlung, an die Auguſte ſie gewöhnt hatte. Der Miniſter hatte ſie nach Jütland auf das Gut eines ſeiner Freunde geſandt, wo ſie nur von ungebildeten Menſchen umgeben war, die ihre Klagen ſpottend beantworteten, ſie oft mit heftigen Worten zur Ruhe verwieſen und ſie ſtrenge eingeſchloſſen hielten. Dieſe Behandlung hatte ſie bis zur völligen Stummheit verſchüchtert; aus jedem Zuge ihres edlen, ſchönen, ehemals ſo anmuthig von Geiſt und Liebe beſeelten Geſichts ſprach jetzt Niedergeſchlagenheit und dumpfe Furchtſamkeit — unruhig und verſtört flog ihr Blick ſcheu umher, und ſie erbebte vor Jedem, der ſich ihr näherte. Nur Auguſtens Anblick, die es ſich von Lord Seymour erbeten hatte, ihn zu begleiten, ſchien einen wohlthuenden Eindruck auf ſie zu machen; ſie umfaßte ſie zärtlich, und barg, vertrauend wie ein Kind am Mutterherzen, ihr Geſicht an ihre Bruſt, aber ſie blieb ſtumm und ſchien den Gebrauch der Sprache ganz verloren zu haben. Es ſchien unter dieſen Umſtänden ſehr gefährlich, ſie bei ihrer Ankunft in Kopenhagen auf's Neue von Auguſten zu trennen, und mit ehrfurchtsvoller, dankbarer Rührung nahm Lord Seymour das Anerbieten der edlen Frau an, Helenens Pflege wieder übernehmen zu wollen.

Hier erhielt Helene bald noch eine treue Pflegerin, deren Nähe wohlthätig auf ſie einwirkte: Margarethe kam an. Helene erkannte ſie nicht, doch ſah ſie ſie gern um ſich. Ihr Zuſtand wurde aber von Tag zu Tag durch die zunehmende Erſchöpfung ihrer Lebenskraft beunruhigender, doch ſo wie dieſe dahin ſchwand, ſchien ihre Vernunft ſich dagegen aus den verfinſternden Hüllen des Wahnſinns loszuringen. Sie ſprach zuweilen wieder einzelne Worte — ihr Ton war ſanft und ruhig — man ſah ſie oft bemüht, ihre Gedanken zu ſammeln, als wolle ſie die Gegenſtände, die ſie umgaben, erkennen. Eines Tages, als ſie aus einem ungewöhnlich langen und ſanften Schlaf erwächte, richtete ſie ſich plötzlich auf, blickte umher, und fragte bewegt, wo ſie ſei? — „Bei Deinen Freunden, theuere Helene,“ antwortete Auguſte, die vor ihrem Bette ſaß und freudig überraſcht ſich zärtlich zu ihr niederbeugte. — „Freunde!“ wiederholte Helene, „ach, ich hatte nie mehr als Einen, und der —“ — „Erkennſt Du mich denn nicht?“ rief Margarethe, die ihrer Rührung nicht länger Herr zu bleiben vermochte, und vor ihrem Bette auf die Knie niederſank. — Helene ſah ſie einige Augenblicke ſchweigend an, dann ſchlang ſie die Arme um ihren Hals, nannte ſie ihre gute, liebe Margarethe, und fragte lebhaft nach ihren Eltern. Margarethe brach in Thränen aus, und ſo ſorgſam ſich Auguſte auch bemühete, einer weitern Erklärung vorzubauen, ſo errieth Helene doch ihren Verluſt. Mit ihrer Vernunft hatte ſie auch das volle Bewußtſein ihres Unglücks wieder erhalten. „Ich weiß Alles,“ ſagte ſie zu Auguſten, „ich kenne auch Sie. Aber wo bin ich, und was hat Sie vermocht, ſich meiner anzunehmen?“

Mit der ſorgfältigſten Behutſamkeit ſuchte Auguſte ſie allmählig auf die Veränderung ihres Schickſals vorzubereiten, und hoffte viel von der Gegenwart des Oheims und von dem glänzenden Glück, das ihr das wiedergewonnene Leben lächelnd entgegen trug. Doch weit entfernt, dadurch geblendet zu werden, fühlte ſie nur um ſo ſchmerzlicher, daß ihr kein Weſen geblieben war, mit dem ſie ihren Reichthum zu theilen wünſchen konnte. Der Gedanke, wie dieſer Wandel des Geſchickes ſie einſt zu beglücken vermocht hätte, koſtete ihr Thränen, doch dankte ſie Gott dafür, daß er ſie behütet hatte, von Lubomirs Ehrgeiz zu erhalten, was er ihrem Herzen und ihrer unendlichen Liebe zu verſagen vermocht hatte.

Ihre erſte Zuſammenkunft mit ihrem Onkel war höchſt rührend und noch rührender ihr Betragen gegen Auguſte. Sie wußte jetzt, in weſſen Hauſe ſie lebte, und was ſie Auguſten zu verdanken hatte, und dies war der letzte Tropfen in dem Becher irdiſcher Schmerzen, den zu leeren ihr hienieden beſtimmt war. Ihre Engelsſeele hatte nie gewünſcht, Lubomir und Auguſte unglücklich zu ſehen — aber dieſe Letztere blieb doch immer das Weſen, welches Helene dem Geliebten zu ſeinem Glück ganz entbehrlich gemacht hatte, und den Schmerz dieſes Bewußtſeins erträgt kein liebendes Herz, ohne zu brechen. Daß ſie in ſeiner angebeteten, im Vollgenuß alles irdiſchen Glückes lebenden Gattin ihre Wohlthäterin ehren, ihren Schutzengel lieben mußte — daß ſie ihrem Mitleid ſo unendlich viel zu danken hatte — ach, es war wohl ein ſehr irdiſcher, aber eben deßhalb doch auch ſehr menſchlicher Schmerz.

Bei allen ihr gewordenen Erläuterungen war Lubomirs Name nicht genannt worden; ſie ſelbſt wagte es nicht, ihn auszuſprechen, aber es machte ſie troſtlos, daß Alle von ihm ſchwiegen. Noch immer füllte ſein Bild ausſchließlich ihre ganze Seele, und ſie empfand, daß eine Thräne, ein Wort von ihm hinreichen werde, ihre Todesſtunde zu verſüßen.

Ach, er wagte es nicht, vor ihr zu erſcheinen, aber er lebte nur in dem, was er von ihr erfuhr, und Margarethe, die er durch ſeine Reue und ſeinen Gram ganz wieder für ſich gewonnen hatte, erlaubte ihm oft, wenn ſie allein bei der Kranken war, heimlich in ihr Zimmer zu kommen; er hörte ſie dann zuweilen reden, er ſah ſie auch wohl, wenn ſie ſchlief. Die Wiederkehr ihrer Vernunft hatte der hohen, edlen Schönheit ihrer Züge ganz ihren ehemaligen Zauber zurückgegeben, und je mehr die Hoffnung ſchwand, ſie dem irdiſchen Leben erhalten zu ſehen, je ähnlicher wurde ſie in dem Verklärungsglanze dieſes leiſen Dahinſchwindens einem Engel.

Auguſte wagte es endlich, ihr Lubomirs Namen zu nennen, und ihr zu ſagen, wie er ſich ſehne, ſie zu ſehen und von ihren Lippen ein Wort des Troſtes zu hören. „Er iſt ſehr unglücklich, meine Helene," ſetzte ſie hinzu, „und hat viel gelitten. Der Friede ſeines Lebens iſt einzig an Deine Verzeihung gebunden." —

„Ach," ſagte Helene, „möge er nie erfahren, was ich gelitten habe, und Du, Gütige, die einzige Liebe ſeines Herzens ſein und bleiben. Meine ganze Seele iſt Segen und Dank und Liebe für Dich, aber ich werde ſterben, und dann, meine Auguſte, ſage ihm, daß ich ihm nie gezürnt habe und daß ich mit der vollen, alten Liebe für ihn aus der Welt gehe. Hienieden darf ich ihm das nicht ſagen, aber nach meinem Tode, Auguſte, dann darf er es wiſſen.“ —

Ein lautes Weinen unterbrach ſie hier. Lubomir, der im Zimmer verborgen war, ſtürzte hervor und drückte ihre bleiche kalte Hand unter einem Strom von Thränen an ſeine Lippen. Sein Anblick ſchien Helene neu zu beſeelen. „Du biſt es!“ rief ſie, „ich ſeh Dich wieder. O ewiger Erbarmer, wie ſüß machſt Du mir meinen Tod!“

Sie ſank ohnmächtig in ſeinen Arm zurück, doch noch einmal ſchlug ſie das Auge auf und hob es, Lubomirs Hand faſſend und ſie mit der Auguſtens zuſammenfügend, mit einem Blick voll unausſprechlicher Liebe zu ihm empor — dann ſchloß ſie es für immer.

Ohne Auguſte wäre Lubomir ſeinem Schmerze erlegen. Ihr allein verdankte er den Muth, das Leben würdig ertragen zu wollen. Treue Pflichtübung und treuer Schmerz erwarben ihm im Laufe der Zeit das Recht wieder, hoffen und vertrauen zu dürfen. Auguſten blieb jeder Schmerz ohne Troſt fremd. Selig, die, wie ſie, reinen Herzens durch das Leben gehen! —

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN